Digitized by Google

Ex libris
M. KALISCH.
No. 2698-6.

Digitized by Google

*DF

Ergaenzungsblaetter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ergänzungsblätter

zur Kenntniß der Gegenwart.

Herausgegeben von

H. J. Meyer,

redigirt von

Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

2698 6

Jahrgang 1871.

I.

Mit 10 Beilagen und 18 Text-Illustrationen.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1871.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschichte.

Historisch-politische Umschau, von v. Wydenbrugk.

4. December 1870 (Rußland, Spanien, Italien, Deutschland, Kriegsschauplatz) 1
2. Januar 1871 (das deutsche Reich, der Krieg, die Pontusfrage, Luxemburg) 129
30. Januar 1871 (Italien, Spanien, Frankreich, Elsaß-Lothringen) . . . 257
5. März 1871 (der Präliminarfriede, Frankreich) 385
7. April 1871 (England, die Pontusfrage, Frankreich) 513
7. Mai (Nordamerika) 641

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich, von Prof. Wegele.

V. Das Zeitalter König Ludwigs XIV.
1. Bis zum Nimweger Frieden . . 65
2. Die Zeit der Reunionen . . . 71
VI. Schluß der Epoche König Ludwigs XIV. und die Anfänge Ludwigs XV. bis zur Einverleibung Lothringens (1684—1735) . . . 193
VII. Die Epoche von der Vereinigung Lothringens mit Frankreich bis zum Ausbruche der Revolution 321
VIII. Die Epoche der Revolution und Napoleon I. 449
IX. (Schluß.) Vom Sturze Napoleons I. bis zu den Friedenspräliminarien von Versailles 1871 577

Die geschichtliche Entwickelung des Verhältnisses zwischen Nord- und Süddeutschland, von Dr. Hans Prutz 139
Ferdinand Gregorovius, von demſ. . . . 396
Die Polen in Preußen, von demſ. . . . 456
David Glascoe Farragut und Robert E. Lee, von Dr. Rud. Doehn 76
Die St. Domingofrage, von demſ. . . . 705
Kulturgeschichte der neuern Zeit, von Dr. J. J. Honegger 651

Seite

Ein moderner Prophet des Morgenlandes, von Dr. Hermann Ethé, I. II. 200, 267
Nekrolog 13, 82, 151, 209, 278, 327, 404, 460, 526, 586, 656, 712

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus, von P.
I. Reuchlin und Erasmus in ihrem Verhältniß zu den Reformatoren . 461
II. Die religiöse Reaktion des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein neuer Reformantrag 526
III. a) Der Rationalismus 586
b) Schleiermacher, Strauß, Baur . 656
IV. Der deutsche Protestantenverein . . 712
Nekrolog 532, 590

Unterrichtswesen.

Der gegenwärtige Stand der Schulfrage, von Dr. Wittstock 340
Nekrolog 343

Literatur.

Dixons Sekten- und Kulturbilder, von Dr. Dühring 14
Pascal und die Jesuiten, von Alb. Lindner 83
Voltaire, von demſ. 599
Molière und das deutsche Lustspiel, von Ad. Laun 152
Zur Geschichte der deutschen Philologie: Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland, von Karl Janicke 209
Zwei deutsche Dichter: Bogumil Golz und Adolf Böttger, von Theodor Winkler 278
Fritz Reuter, von Cajus Möller . . . 327
Der transatlantisch-exotische Roman und seine Hauptvertreter in der modernen deutschen Literatur, von Dr. Hermann Ethé, I. II. 405, 467

Digitized by Google

Seite

Die Straßburger Bibliotheken, von Prof. F. Wagner 590
Die Verbreitung europäischer Wissenschaften in China, I. II. 660, 719
Nekrolog 21, 89, 157, 286, 333, 413, 473, 532, 606, 665, 722

Musik und Theater.

Karl Löwe, von Dr. H. Deiters . . . 90
Hector Berlioz, von dems., I. II. . 334, 532
Zur Beethoven-Literatur, von dems. . . 723
Nekrolog 158, 216, 340, 414, 474, 538, 606, 666, 726

Bildende Kunst.

Die Berliner akademische Kunstausstellung des Kriegsjahres, von Dr. Bruno Meyer, I. II. III. 21, 94, 216
Die norditalische Skulptur, von dems. . . 475
Die Erhaltung von Oelgemälden und das Regenerationsverfahren, von Alfred Woltmann 414
Zu Albrecht Dürers vierhundertjährigem Geburtstage, von dems. 666
Nekrolog 32, 100, 158, 225, 286, 340, 418, 483 538, 607, 670

Geographie.

Die Bulgaren, ihr Streben und ihre Bedeutung, von Fr. Maurer, I. II. 39, 101
Ergebnisse der Nordpolfahrten 1870, von Rich. Andree 158
Gegenwärtige Verbreitung der Anthropophagie, von dems., I. II. . . . 225, 287
Sekten in Rußland, insbesondere die Skopzen, von Karl Andree 419
Geographische Umschau, von Rich. Andree.
I. Afrika 483
II. Amerika 539
III. Australien 607
IV. Asien 609
V. Europa 612
Die europäische Gradmessung 727
Der Neusiedler See 732
Alaska 733
Nekrolog 431, 490

Naturwissenschaft.

Die Entwickelungsgeschichte des Kosmos . 343
Die Verwandtschaft der Naturkräfte . . . 545

Physik.

Seite

Hermann Helmholtz 35
Michael Faraday, von Dr. H. Emsmann, I. II. 294, 351
Nekrolog 39, 671

Chemie.

Die Aufgaben der modernen Chemie . . 358
Die Gestalt der Tropfen als Prüfungsmittel 166
Färben des Marmors 232
Die Einwirkung der Malzdiastase auf Stärke 233
Die Iva 235
Pepsin 362
Die metallische Natur des Wasserstoffs . . 734
Künstliche Bildung des Graphits 734
Ecoilpa 734
Künstlicher Indigo 735
Nekrolog 107

Astronomie.

Karl Ludwig Heucke, von Dr. H. Emsmann 431
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Spektralanalyse, von Herm. J. Klein 491
Nekrolog 735

Zoologie.

Vogel und Pflanze 236
Die Flughaut der Fledermäuse, namentlich die Endigung ihrer Nerven 362
Die Einschleppung der Trichinen 365
Ausländische Stubenvögel 671
Nekrolog 238

Physiologie und Medicin.

Die Einspritzungen arzneilicher Substanzen unter die Haut, von Dr. Otto Barth 44
Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Nerven, von dems. 108
Curare und Urari, von dems. 169
Das Bleichen mißfarbiger Zähne, von dems. 736
Unmittelbar mit dem Lebensende beginnende Todtenstarre 167
Ueber die Tollwuth 300
Die Kaltwasserbehandlung des Typhus . 302
Ueber die Vergiftung mit Chloralhydrat und ihre Behandlung 677
Die örtliche Behandlung des Magens . . 678
Hämatosin 737
Die Anwendung des Ozons für Heilzwecke . 737
Nekrolog 304, 496, 614, 679, 737

Digitized by Google

Seite

Botanik.

Urticaceen als Gespinnstpflanzen 45
Die schweren Metalle und die Pflanzen . 46
Chinarinde in Ostindien 47
Die Algen, von Dr. Thomé 111
Die Pilze, von demſ. 555
Die Flechten, von demſ. 614
Befruchtungsvorgänge bei verſchiedenen Pflanzen und das Darwinſche Geſetz von der vermiedenen Selbſtbefruchtung, von demſ. 239
Der Einfluß des Lichtes und der Wärme auf die Stärkeerzeugung im Blattgrün, von demſ. 365
Die natürliche Richtung der Pflanzentheile, von demſ. 496
Die Paſſionsblumen 304
Die Mannaſorten des Orients 499
Die Vegetation auf Island 738
Nekrolog 47, 242, 501

Mineralogie und Geologie.

Die Geologie Malta's, von Rich. Andree 120
Braunkohlen im ſüdlichen Rußland . . . 618
Bodenſchwankungen in Oſtpreußen und Entſtehung des kuriſchen Haffes, von Dr. G. Berendt 679
Die Wanderdünen der kuriſchen Nehrung, von demſ. 739
Ueber neuere Forſchungen auf dem Gebiete der Jurageognoſie, von L. Würtenberger 743
Nekrolog 122, 501

Volkswirthſchaft.

Der Sozialismus und der Kommunismus in Frankreich vor dem Kriege, von A. Emminghaus 47
Das norddeutſche Bundesgeſetz betreffend die Kommanditgeſellſchaften auf Aktien und die Aktiengeſellſchaften, von demſ. 434
Die Lebensmittelverſorgung von Paris vor der Belagerung, von demſ. 438
Ein neues Lohnſyſtem, von demſ. . . . 501
Die Rübenzuckerinduſtrie in den beiden letzten Campagnen 57
Kolonien und Flottenſtationen, von A. Lammers 171
Frankreichs wirthſchaftliche Zerrüttung, von demſ. 242
Der Geldmarkt, von J. Minoprio . . 305

Seite

Zur Schilderung der Sitten in Paris und Berlin, von A. E. 367
Rußlands kommerzielle Miſſion in Mittelaſien 501
Die Fuſionen der Belgiſchen Eiſenbahnen, von Dr. W. Koch 620
Nekrolog 58, 177, 442, 508, 629

Landwirthſchaft.

Butterbereitung in Philadelphia 58
Milwaſſer 122
Wieſenbau, von Profeſſor Dr. Birnbaum, I. II. 177, 249
Holländer- und Shorthornkühe 379
Unterſchiede in der Verwerthung der Nahrung 381
Fledermausguano 383
Zur Waldſchutzfrage 562
Agrikulturchemie 749
Kartoffelkrankheit 751
Stärkemehlgehalt der Kartoffeln 753
Der Import von Eiern nach England . . 753
Nekrolog 60

Kriegsrecht.

Kriegsrecht, von A. Lammers 566

Kriegsweſen.

Die Mitrailleuſe 60
Die Feldgendarmerie des norddeutſchen Heeres 63
Die Kavallerie in den neuern Kriegen, von K. G. v. Berneck 123
Der Generalſtab, von demſ. 252
Das ruſſiſche Heer, von Chr. v. Saraw 442
Die Feſtungs- und Belagerungsartillerie, von J. Caſtner 508
Das Schießen der Artillerie, von demſ. . 754
Militäriſche Beſchreibung des Feldzugs 1870, von A. Niemann.
III. Die Cernirung von Straßburg und die erſte Schlacht bei Metz . . 183
IV. Die Schlacht bei Vionville . . . 309
V. Die Schlacht bei Gravelotte . . . 629
VI. Die Kapitulation von Sedan . . 685
Nekrolog 64, 128, 256, 318, 384, 447, 512, 572, 701, 760

Technologie.

Sauerſtoff und Waſſerſtoff 191
Poppers Dampfkeſſeleinlagen gegen Keſſelſtein 318
Darſtellung des Chlors 384
Balata 448

Digitized by Google

	Seite
Manganlegirungen	448
Indische Faserpflanzen	573
Reisbier	576
Die neueren Bestrebungen zur Hebung des Weinbaus	701
Die Nährfähigkeit verschiedener Brodsorten	760
Preußens montanistische Produktion 1869	762
Die neueren Sprengmittel	762
Neue Faserstoffe	763
Nekrolog . 192, 320, 448, 512, 576, 704,	768

Illustrationen.

Beilagen.

Algen	111
Pilze	555
Flechten	614
Karte zur Schlacht bei Courcelles	188
Karte zur Schlacht bei Bionville	309
Uebersichtskarte der Bewegungen vom 15. bis 16. August 1870	312
Karte zur Schlacht bei Gravelotte, I.	629
" " II.	639
Karte zur Schlacht bei Sedan, I.	685
" " II.	695

Im Text.

Die Mitrailleuse, Fig. 1—7	60, 61
Zur Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Nerven, Fig. 1—3	108—110
Karte zur Verbreitung der Anthropophagie	227
Die Flughaut der Fledermäuse	364
Poppers Dampfkesseleinlagen, Fig. 1—5	318, 319
Magenkatheter von Ploß	679

Digitized by Google

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 4. December. Im Augenblick, als die letzte Umschau geschlossen wurde, lief gerade die erste Kunde davon durch Europa, daß sich **Rußland** von dem 1856 geschlossenen Friedensvertrage, wenigstens von einem Theile desselben einseitig losgesagt habe. Diese hochwichtige Thatsache stellt sich nun neben den noch fortdauernden deutsch-französischen Krieg und theilt sich mit ihm in das politische Interesse der Welt. Vom Ebro bis zur Newa, von den schottischen Hochlanden bis zum Saum der Sahara, von den Dardanellen bis zu dem Bas de Calais und an den jenseitigen Küsten des atlantischen Oceans fragt man nach der Tragweite derselben. Wird Rußland vorläufig bei der einseitigen Annullirung einer demüthigenden Vertragsbestimmung stehen bleiben, oder wird es dem Worte die That folgen lassen, die Woge des pontischen Meeres sofort wieder von Kriegsschiffen furchen und Seearsenale an seinen Küsten entstehen lassen? Wird das entschlossene Vorgehen Rußlands gegenüber den Donaumündungen, wie 1863 an der Weichsel, im übrigen Europa nur diplomatische Staubwolken aufwirbeln, zuletzt aber von den opponirenden Großmächten ruhig als vollendete Thatsache hingenommen werden? Wird Rußland vor einem drohenden Kriege in der Sache selbst nachgeben? Wird man ihm eine goldene Brücke bauen, indem man die Zustimmung zu seinem Verlangen im Voraus gewissermaßen garantirt, wenn es nur statt des formellen Vertragsbruches die Entscheidung einem Kongresse anheim stellen will, der zur Revision des Pariser Friedensvertrages zusammentreten würde, und wird Rußland über diese Brücke gehen? Oder wird der Stein, den das hawische Kaiserreich hingeworfen, fortrollen; wird, während ein furchtbarer Krieg auf dem Boden des gebrochenen Frankreichs seinem Ende entgegengeht, ein anderer, vielleicht noch wilderer Krieg die orientalische Frage zur Entscheidung drängen? Und wie weit wird dieser Krieg seine blutigen Kreise ziehen; welches wird namentlich die Stellung der nordamerikanischen Union und des neuen unter Preußen geeinigten Deutschlands zu demselben sein? Neue ernste Fragen, welche — wenn auch nicht unerwartet für uns — plötzlich zu dem Kriege mit Frankreich und dem zu suchenden Friedensabschluß hinzugetreten sind.

Der Krimkrieg, welcher die Fesseln für Rußland schmiedete, welche es jetzt abzustreifen strebt, war nach langen und oft wiederholten diplomatischen Verhandlungen zur Erhaltung des Friedens zuletzt unvermeidlich geworden, weil Rußland an dem ausschließlichen Protektorat über die christlichen Bevölkerungen der Türkei festhielt. Denn indem es einen Vorschlag annahm, welcher eigentlich das Gegentheil von diesem einseitigen Protektorat ausdrückte, hatte es eine Interpretation folgen lassen, welche dasselbe wieder festhielt. Im Besitze dieses Protektorates glaubte man der dereinstigen Erbschaft des „kranken Mannes“ gewiß zu sein. Ja man glaubte in ihm einen Hebel zu erhalten, mit dem man, wenn es passend erschiene, die Türkei schon vor dem natürlichen Ende derselben aus ihren Fugen reißen könnte.

Rußland unterlag im Krimkriege nach einem langen und zähen Widerstand nur der gewaltigen Koalition von England, Frankreich, der Türkei und Sardinien. Es trat in die dem Kriege folgende Periode mit der Devise ein: Rußland sammelt sich. Würde es jetzt zum Kriege kommen, und sollte derselbe wieder auf den Boden Rußlands getragen werden, um dasselbe zum Verzicht auf seine wieder aufgenommene orientalische Politik zu zwingen, so hatte man die gegenseitigen Kräfte nicht nach dem im Krimkrieg zu Tage getretenen Verhältniß zu bemessen. Die seitdem in Rußland vollendeten Eisenbahnen und die hinter der

Digitized by Google

aktiven Armee allmählich angesammelten zahlreichen Kriegsreserven sind nicht zu übersehen. Noch immer ist Rußland, wenn es zu einem strategischen Angriff seine westlichen Gränzen überschreiten will, nicht so stark, als Manche glauben. Aber in einem Kriege, welcher innerhalb seiner Gränzen geführt würde, sähe man es unzweifelhaft mit Heeren auftreten, die wesentlich stärker wären als die, welche vor einem halben Menschenalter den Weg nach der taurischen Halbinsel nahmen.

Wie vor dem Beginn des gegenwärtigen deutsch-französischen Krieges die Heereskraft Frankreichs von der dortigen Militärpartei überschätzt wurde, so geschah es vor dem Krimkriege in Rußland. Und doch würde selbst Kaiser Nikolaus sich damals kaum so weit vorgewagt haben, daß er nicht füglich mehr zurückkonnte und der Krieg unvermeidlich ward, hätte er nicht darauf gebaut, daß er die Westmächte, deren Allianee sich vorbereitete, vor einem festen Abschluß des Bündnisses noch trennen könnte, und hätte er sich nicht, nachdem er auf diese Hoffnung verzichten mußte, über seine Stellung zu den Ostmächten gründlich getäuscht. Aus den Veröffentlichungen des englischen Gesandten Lord Seymour in St. Petersburg wissen wir bekanntlich, daß der Kaiser, als er dem Kriege entgegensteuerte, von der Voraussetzung ausging, was Rußland genehm sei, werde auch Oesterreich genehm sein, und daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, Preußen nur zu erwähnen. Daß Oesterreich sich auch nur zu jener Heeresaufstellung entschließen würde, welche für den ganzen Feldzugsplan und die Ergebnisse des Krieges so bedeutungsvoll geworden ist, hatte er nie erwartet, und noch weniger, daß Preußen eine Zeit lang den Gegnern Rußlands sich zuneigen könnte. Es war dies jene Zeit, als Rußland die Donaufürstenthümer besetzt hielt und nicht weichen wollte, als die Ueberschreitung des Balkans drohte. Es kam damals bekanntlich bis zu einem eventuellen Kriegsbündniß zwischen Preußen und Oesterreich. Dasselbe ward gegenstandslos, nachdem Rußland seine Truppen von der unteren Donau zurückgezogen hatte, und die Oesterreicher in die Donaufürstenthümer eingerückt waren. Von da an kehrten die früheren guten Beziehungen zwischen Rußland und Preußen zurück.

Heute, wo man noch nicht weiß, ob das Vorgehen Rußlands eine streng auf sich begränzte Thatsache bleibt, oder ob sie der Anstoß wird, um die orientalische Frage überhaupt in Fluß zu bringen und wieder zu den Waffen zu greifen, thut man wohl, sich der eben berührten völkerrechtlichen Beziehungen während des Krimkrieges zu erinnern. Auch an das, was demselben unmittelbar vorherging, wird man heute wieder bedeutungsvoll gemahnt, nämlich an jenen Plan des Kaisers Nikolaus, mit England gemeinschaftliche Sache zum Umsturz und zur Beerbung der Türkei zu machen. Erst nachdem dieser Plan gescheitert war, machte er einen schwachen, ebenfalls vergeblichen Versuch, zu demselben Zwecke Frankreich zu gewinnen. Ursprünglich hatte er sich von der Vorstellung leiten lassen, daß außer Rußland nur England wahrhaft große Staatsinteressen im Orient zu verfolgen habe, daß es als erste Seemacht im Orient mit der größten Kraftentfaltung auftreten könne, und daß, wenn England Aegypten nehme, und so ziemlich der ganze Rest ihm als Schutzstaat überwiesen werde, eine friedliche Auseinandersetzung der beiden Theilungsmächte möglich sei.

Der gesuchte Freund und Theilungsgenosse ward zum offnen Feind. Was er umstürzen helfen sollte, ward von ihm geschützt und gestützt. Es ist daher nur natürlich, wenn England heute als Führer unter den Staaten erscheint, welche dem russischen Vorhaben entgegentreten, sei es weil sie die einseitige Vertragsaufhebung nicht dulden, sei es weil sie wirklich die Neutralisirung des schwarzen Meeres aufrecht erhalten wollen, sei es weil sie nicht sowohl das, was jetzt in Frage steht, fürchten, als das, was ihm leicht folgen kann, wenn man es ruhig hinnimmt. Denn Frankreich, die zweite Großmacht, welche den Krimkrieg gegen Rußland führte, und für das, was der Friedensschluß begründete, zunächst einzutreten hätte, zählt im Augenblick nicht.

Wenn Rußland auf dem betretenen Wege fest beharrt, werden wir England, bevor es seine Politik unwiderruflich feststellt, sicher noch zwischen dem internationalen Indifferentismus der Manchesterschule und dem Aufraffen zu einer Aktionspolitik im Geiste seiner alten politischen Schule schwanken sehen. Der diplomatische Protest, den es, ebenso wie Oesterreich, gegen den einseitigen Rücktritt von den Bestimmungen des Pariser Friedens, welche das schwarze Meer neutralisirten, eingelegt hat, läßt noch alle Wege offen. Die Stimmen der Presse und angesehener Politiker sind getheilt. Männer wie John Stuart Mill und J. A. Froude sehen in der Rußland auferlegten Bedingung, keine Kriegsflotte in dem schwarzen Meere zu halten,

Digitized by Google

ein unhaltbares Verhältniß, eine Demüthigung, welche eine Großmacht wie Rußland unmöglich auf die Dauer ertragen kann. Sie sehen in ihr eine Friedensbedingung, welche die Würde eines Großstaates in ganz anderer Weise verletzt, als etwa die Abtretung einer Provinz, da sie rücksichtlich des dem Staate verbliebenen Gebietes das Selbstbestimmungsrecht in einer Weise beschränkt, wie man es nur bei halbsouveränen Staaten kennt. Dieser Gesichtspunkt wird deutlicher, wenn man neben die Beschränkung Rußlands auf dem schwarzen Meer etwa den Fall stellt, daß nach einem unglücklich geführten Kriege England verpflichtet werden sollte, auf der seine Küsten bespülenden Nordsee, oder Frankreich auf dem mittelländischen Meere keine Kriegsschiffe gehen zu lassen. Wenn die Vertreter dieser Ansicht auch den einseitigen Rücktritt von dem, Rußland in solcher Weise beschränkenden Vertrage mißbilligen, so erklären sie es doch offen als eine Thorheit, für einen solchen innerlich unhaltbaren Vertrag einen Krieg zu beginnen. Sie verweisen auf andere Fälle, wo das Staatsinteresse vor der Heiligkeit der Verträge nicht Halt gemacht hat. Sie verweisen auch darauf, daß das frühere Verhalten Frankreichs und Englands — namentlich zur Zeit, als Anfangs 1867 Graf Benst die Revision der fraglichen Bestimmung anregte, — nicht der Art war, um Rußland glauben zu machen, es werde durch die Beantragung dieser Revision der Sache nach dasselbe erreichen, als wenn es unbekümmert um den Vertrag eine vollendete Thatsache schaffe. Von anderer Seite freilich wird die englische Regierung für den Fall, daß Rußland auf dem betretenen Wege beharre, zum Kriege gedrängt. Lord Russel räth schon jetzt die Einstellung von 100,000 Milizen im aktiven Heere an. Von vielen Seiten tönt der Ruf: „England sei es müde, sich behandeln zu lassen, als ob es in den europäischen Angelegenheiten keine Stimme mehr habe". Dieses Gefühl scheint in den Massen der Bevölkerung sich zu verbreiten. John Bull ist seit lange wegen der thatenscheuen Politik seiner Regierung, die doch oft (z. B. im Konflikte wegen Polens, wegen Dänemarks) mit hohen Worten nicht geizte, verhöhnt worden. Es steckt in dem Kerne des englischen Volkes noch immer viel ererbte Raufluft und ein stolzes Nationalgefühl. Glorreiche Thaten wie die der deutschen Heere haben etwas Ansteckendes. Man mag nicht gerne sich klein zeigen und möchte den Schein vermeiden, als sei man auf dem Wege ein ofenhockendes Volk zu werden, in welchem kriegerartige [illegible] Oberhand gewonnen über den stolzen [illegible] mannsgeist. Daher eine Art Instinkt, wel[illegible] den englischen Leoparden antreibt, den Pr[illegible] eines früheren gewaltigen Kampfes auch ni[illegible] stückweise von dem russischen Bären wegreiß[illegible] zu lassen. So viel scheint uns gewiß, we[illegible] Rußland auf dem betretenen Wege vorschre[illegible] und England die Türkei und Oesterreich [illegible] einem gemeinschaftlichen Kriege dagegen aufrafft so wird dieser Ehrenpunkt, welcher das Volksgefühl erregt, den größten Antheil daran haben einen größeren Antheil als eine nüchterne Interessenpolitik. Lassen wir die Frage auf sich beruhen, ob das wohlverstandene englische Interesse es erheischt, daß es noch in der Gegenwart und in der Zukunft für die Erhaltung der europäischen Türkei ebenso wie ehedem eintritt. Nehmen wir an, dem sei so. Aber eine russische Flotte auf dem schwarzen Meere ist in diesem Falle keine so große Gefahr für die Türkei, [illegible] oft behauptet wird. Und auch wenn russische Kriegsschiffe den Pontus nicht befahren, ist es um die Sicherheit der Türkei vor Rußland ohne fremde Hülfe schlecht bestellt. Nur die Landheere, welche Rußland über den Pruth sendet, oder mit welchen es von Asien aus vordringt, können dem Reiche des Großherrn den Todesstoß versetzen. Nachdem im letzten Kriege die Fahne des Propheten in Stambul enthüllt war, und Kaiser Nikolaus, der sich von da an „den sehr Gottesfürchtigen" nannte, seinen Regimentern den Befehl gegeben hatte, in den [illegible]ligen Glaubenskrieg zum Sturz der Türken, um Schutz der Christen auszuziehen, da war frei[illegible], ehe die Landarmee sich eines großen Erfolg[illegible] rühmen konnte, die Vernichtung der türkis[illegible] Flotte bei Sinope durch den Admiral Nachim[illegible] die erste russische Großthat. Sie machte weit und breit einen gewaltigen Eindruck. Das [illegible]mächtige England, dessen Flotte in der N[illegible] im Bosporus, vor Anker lag, ward davon [illegible] ähnlicher Weise erregt, wie später der französische Chauvinismus durch die Schlacht von Sadowa. Aber, welche Befriedigung auch der russische Nationalstolz aus dem Ereigniß zog, irgend [illegible] Bedeutung für die Entscheidung des Krieges hat es nicht gehabt. Sobald die englische Flotte zum Kampfe gegen die russische in das schwarze Meer einfuhr, mußte diese im Hafen von Sebastopol Schutz suchen, wo sie bald durch Versenkung ihrer stolzesten Schiffe die Annäherung der feindlichen Kriegsschiffe unmöglich zu machen suchte. So oft in einem zukünftigen Kam[illegible]

Digitized by Google

schen der Türkei und England Großbritannien es im Interesse seines Reiches gelegen glaubt, die Türkei zu schirmen, genügt das Erscheinen seiner Flotte im schwarzen Meer, um russische Flotte zur Unthätigkeit auf demselben zu verdammen, oder zu vernichten. So lange England eine Seemacht ersten Ranges ist, mit welcher sich Rußland auf offenem Meere nicht messen kann, und so lange es seine orientalischen Interessen in Beziehung auf Rußland und die Türkei so auffaßt wie jetzt, wird für jeden Entscheidungskampf eine russische Flotte auf dem schwarzen Meere immer ziemlich gleich Null sein. Nicht für England, wohl aber für die Türkei ist wie für Oesterreich hat die Aufrechterhaltung der Neutralität des schwarzen Meeres noch eine große Bedeutung, aber auch nur dann, wenn man den Fall setzt, daß England der traditionellen Orientpolitik, wie sie bisher energisch, bald schlaff gehandhabt, aber nie aufgegeben wurde, später einmal principiell den Rücken wendet.

Die Türken sind begreiflicher Weise durch das Vorgehen Rußlands vorzugsweise erregt. Der Sultan würde, wenn er sich zum Kriege entschlösse, leicht die Flamme des Fanatismus anfachen können. Was Oesterreich betrifft, so — außer einem Theile der Militärpartei, einem Theile der deutschen Demokratie und dem polnischen Theile von Galizien, — Ungarn der Stimmung, welche energischen Widerstand gegen die neueste russische Politik verlangt. Es haben vorzugsweise die eigentlich magyarischen Kreise im Auge. Bemerkenswerth ist, daß diese Stimmung im benachbarten Fürstenthum Serbien sehr besonnen ist. Der „Vidovdan" will deutlich zu verstehen, daß das Heil der Serben in ihrer Unabhängigkeit und in ihren eigenen Reformen liegt, nicht aber darin, daß sie für alle Pläne Rußlands eintreten, unbekümmert um den Gebrauch, welchen ein übermächtig gewordenes Rußland von dieser Uebermacht gegenüber den slawischen Stämmen gegenüber machen könnte. Nicht umsonst scheint Ungarn bisher auf die Pflege eines guten Verhältnisses zu Serbien eine besondere Sorgfalt verwendet und mit viel diplomatischem Takt verfahren zu sein. Die Serben sind der wichtigste, tonangebende Stamm unter den Südslawen; Serbien besitzt ein nicht zu unterschätzendes Heer; daher ist seine Haltung besonders wichtig, wenn man denkt, daß die Krisis einen akuten Verlauf nimmt. Sehr bedenklich liegen dagegen in einem solchen Falle die Verhältnisse in Böhmen. Im Falle eines österreichisch-russischen Krieges könnte dasselbe leicht der Schauplatz eines scheußlichen Rassenkampfes werden, namentlich wenn es sehr von Truppen entblößt werden müßte.

Der Einfluß dieser Verhältnisse spiegelt sich in den zur Oeffentlichkeit gelangten Noten des österreichischen Reichskanzlers ab. Er mag die Fesseln der unausgetragenen Gegensätze im Innern fühlen, er ist gewiß nicht blind gegen das Friedensbedürfniß des Reiches, aber die in einem großen Theile des Reiches vorherrschende Stimmung läßt ihn eine Sprache führen, die, je nachdem die schwebende Frage sich weiter entwickelt, ebensowohl Krieg als Frieden bedeuten kann. Fassen wir die öffentlich vorliegenden Erklärungen und das, was nicht für die Oeffentlichkeit gesagt wird, zusammen, so zweifeln wir kaum, daß Oesterreich für sich allein aus der schwebenden Frage keinen casus belli machen wird, daß aber England auf dasselbe zählen kann, wenn es sich behufs Aufrechterhaltung des Vertragsrechtes zum Krieg entschließt.

Was England anbetrifft, so haben wir auf die Volksstimmung verwiesen. Die leitenden Staatsmänner können sich durchaus nicht völlig von diesem Einfluß emancipiren, und er wird es ihnen schwer machen, einen durch den Krimkrieg errungenen Vertrag von Rußland stückweise zerreißen zu lassen. Diesem specifisch englischen Einfluß, unter dessen Druck die englischen Staatsmänner ihre Entschließungen zu fassen haben, steht aber ein anderer gegenüber, dem sie sich ebenso wenig ganz entziehen können, nämlich der internationale. Das wird freilich bei der Kriegs- und Friedensfrage für England in letzter Instanz nicht entscheidend werden, ob es Italien — welches im Krimkrieg als Königreich Sardinien an seiner Seite kämpfte und sich noch sehr reservirt verhält — neben Oesterreich und der Türkei auch jetzt auf seiner Seite haben wird. Aber so lange Lord Granville nicht darüber einigermaßen beruhigt sein wird, ob ein zwischen Rußland und England ausbrechender Krieg nicht für die Vereinigten Staaten das Signal wird, aus der noch schwebenden Alabamafrage einen Kriegsfall gegen England zu machen: so lange wird er es zwei- und dreimal überlegen, ob er wegen der pontischen Frage die Kriegsflotten Englands durch die Dardanellen und die Ostsee an die russischen Küsten sendet.

Sodann ist die voraussichtliche Haltung Deutschlands im Falle des Krieges etwas, das ebenso gewiß in Berechnung gezogen wird, bevor England und Oesterreich sich zu einem gemeinschaft-

Digitized by Google

sischen Kriege gegen Rußland anschicken. Ist die Haltung der Vereinigten Staaten in erster Linie für England und in zweiter Linie für Oesterreich wichtig, so besteht rücksichtlich der Politik Deutschlands im Falle des orientalischen Krieges das umgekehrte Verhältniß. Für Oesterreich knüpft sich daran die Lebensfrage, für Englands Interessen ist sie immerhin sehr wichtig. Mindestens kann davon der glückliche oder der schimpfliche Ausgang des Krieges gegen Rußland abhängen. Der noch im Hauptquartier zu Versailles weilende Odo Russel verfolgt sicher nicht bloß die Aufgabe, für eine der englischen Politik günstige diplomatische Einwirkung Preußens auf Rußland zu wirken, sondern wird zu erforschen streben, was seine Regierung von Preußen zu erwarten oder zu befürchten hat, wenn das Geschäft der Diplomaten aufhört und das der Soldaten beginnt.

Das augenblickliche Verhalten Preußens in der orientalischen Krisis läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den gegebenen thatsächlichen Verhältnissen ablesen. So lange der Krieg mit Frankreich fortdauert, kann Preußen nicht anders als nach beiden Seiten hin beruhigend wirken, ohne sich entschieden auf die eine oder auf die andere Seite zu stellen. Es kann, so lange der Frieden mit Frankreich nicht abgeschlossen ist, möglich die Feindschaft Rußlands durch Parteinahme für die englisch-österreichische Politik herausfordern, noch die Feindschaft Englands und Oesterreichs durch entschiedenes Eintreten für den russischen Standpunkt.

Schwieriger wird die Frage, wenn man sich den Frieden mit Frankreich als geschlossen und gleichzeitig die orientalische Verwickelung zu einem förmlichen Bruch der betheiligten Mächte ausartend denkt. Preußen ist weder 1866, noch 1870 durch Rußland in seinem hohen Aufschwung gehindert worden. Rußland hat ihm in der neuesten Zeit unzweideutige Zeichen seines Wohlwollens und seiner Sympathie gegeben. Es ist nie daran gezweifelt worden, daß ein Entschluß Oesterreichs, gegen Preußen und für Frankreich das Schwert zu ziehen, durch den Entschluß Rußlands, seine Waffen gegen Oesterreich zu wenden, erwidert worden wäre. Als Oesterreich 1866 dem folgte, was ihm seine geschichtliche Mission schien, und sich zu einer Großmacht ersten Ranges erhob, that es dasselbe, was Rußland jetzt thut: es schritt eigenmächtig über den Buchstaben des geschriebenen Rechts hinweg. Und Rußland thut dies vorerst für einen etwas bescheideneren Zweck, nur um eine demüthigende Beschränkung abzuwerfen, nur um den früheren status quo rücksichtlich der Benutzung des schwarzen Meeres wieder herzustellen, nicht um neue Erwerbungen zu machen. Preußen erscheint als inkonsequent, wenn es Rußland drohend den Buchstaben des Pariser Vertrags entgegenhalten will, dieses Vertrags, an welchem ihm kaum mitzuarbeiten gestattet wurde, unter welchem man seine Unterschrift nur insofern zuließ, als es sich um Abänderung des bis 1856 bestandenen europäischen Rechtszustandes handelte. Es erscheint als inkonsequent und als undankbar dazu!

Aber weder die Konsequenz, noch die Dankbarkeit pflegen in großen weltgeschichtlichen Krisen die Regulatoren für die Staatengruppirung zu sein. Ein Staatsmann wie Graf Bismarck, wie sehr ihn auch die Gegenwart beschäftigt, hat den großen Zukunftsfragen seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Den mächtigen Naturdrang Rußlands, nach Westen hin zu wachsen, hat er nicht aus dem Auge zu lassen, noch die Bedingungen seiner gegenwärtigen Macht und seiner ferneren inneren Entwickelung, noch den eigenthümlichen Boden, der seiner Politik bereitet ist durch die Stammes- oder Glaubensverwandtschaft zahlreicher Stämme, welche in die ihm vorliegende Staatenwelt, auch in die germanische, eingesprengt sind. Was an sich keine großen Dimensionen hat, wird in dem Auge eines fernblickenden Staatsmannes an Wichtigkeit wachsen, wenn es als Etappe auf diesem Zukunftswege dienen kann und wahrscheinlich dienen soll. Diese politischen Zukunftsgedanken konnten in Preußen nicht leicht zu ihrer vollen Geltung kommen, so lange es in seiner geographischen Zerrissenheit, als unfertige Großmacht, mit Oesterreich um die Hegemonie in Deutschland zu ringen hatte. Die Sorge um die nächsten Ziele, die Reibungen und Hemmnisse, welche die geographische Lage und die ungelöste deutsche Frage mit sich brachten, drängten solche Gedanken und ihre praktische Verwerthung in die zweite und dritte Linie zurück. Sie werden aber, nachdem sich dies Alles geändert, nachdem auch mit Frankreich auf lange Zeit abgerechnet sein wird, allmählich in die erste Linie rücken. Zögernd wird dies geschehen, solange darüber eine Ungewißheit schwebt, ob Oesterreich seine Auseinandersetzung mit Preußen und das, was der jetzige Krieg aus Deutschland macht, als etwas Definitives für alle Zukunft hinnimmt, ob es dasselbe bei Gelegenheit bekämpfen helfen, oder befördern und möglichsten Gewinn für sich daraus ziehen will. Schwindet

Digitized by Google

diese Ungewißheit, so wird Oesterreich auch für das neugeordnete Deutschland wieder die schützende Ostmark, die einen Theil der großen Aufgabe unsrer Nation in seiner eigenthümlichen Völkerverbindung selbständig zu lösen hat, formell losgelöst von Deutschland, aber innerlich mit ihm verbunden. Erhält sich aber jene Ungewißheit, so wird die Stellung Preußens zu Rußland noch lange nicht mit der natürlichen Politik Oesterreichs parallel laufen. Man muß mehr sagen: wenn jene Ungewißheit, statt allmählich zu verschwinden, wieder stärker hervortreten und beunruhigender werden sollte, so wird ganz gewiß jener letzte Akt der deutschen Revolution von oben nicht ausbleiben, welcher die Lösung der Gesammtaufgabe unsrer Nation nicht mit Oesterreich, sondern in der Zertrümmerung Oesterreichs und in der Verschmelzung der ehemaligen Bundesländer Oesterreichs mit Deutschland sucht.

Dergleichen liegt im Augenblick fern. Von Oesterreich ist eine Provokation dazu nicht ausgegangen. Sie wird jetzt noch weniger erfolgen. Die Opfer, welche der Krieg mit Frankreich kostet, die Wunden, welche zu heilen sind, laden wahrhaftig nicht dazu ein, daß Deutschland ohne dringende Noth sich an einem neuen großen Krieg betheiligt, sobald ein Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnet sein wird. Das Bedürfniß nach Ruhe und nach ununterbrochener friedlicher Arbeit wird sich nach der gewaltigen Anspannung der Kräfte, nach der stürmischen Erregung der Gemüther geltend machen. Wir wollen die Möglichkeit nicht bestreiten, daß Graf Bismarck einst damit endigt, den großdeutschen Gedanken auf den altpreußischen Stamm zu pfropfen. Die fortschreitende innere Entwicklung und die Macht der Ereignisse haben den ursprünglichen Gegner der deutschen Einzelbestrebungen, den Freund des specifischen Preußenthums, der heiligen Alliance und des Zusammengehens mit Oesterreich zunächst zum Hammer für großpreußische Politik gemacht. Sie haben ihn dann eine Zeit lang auf der Gränze zwischen großpreußischer und kleindeutscher Politik gehalten und ihn zuletzt zum Geburtshelfer des bis zu den Gränzen Oesterreichs reichenden, von Preußen geführten Deutschlands gemacht, welches eben jetzt in leibhaftiger Gestalt sich vor unsren Augen aufrichtet. Unmöglich ist es daher nicht, daß der ebenso glückliche wie energische und kühne Staatsmann zuletzt sein Preußenthum auf den ihm eigenen Wegen bis zum ausgesprochenen Großdeutschthum erweitert. Es wächst ja der Mensch mit seinen Zwecken. Aber daß er einen solchen, auf den Trümmern der österreichisch-ungarischen Monarchie sich vollziehenden Abschluß der bis zu ihren letzten Konsequenzen vorschreitenden Einheitsbestrebungen wünscht, daß er denselben als selbstgewähltes, allmählich vorzubereitendes Ziel seiner Politik im Aug. hat, glauben wir nicht. Versucht sich dereinst die preußische Politik an diesem letzten deutschen Problem, so wird sie weniger durch einen lange voraus gefaßten Plan, als durch den nicht vorauszusehenden Gang der Ereignisse auf diesen Weg geführt werden, entweder durch einen wieder hervortretenden äußersten Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich, oder durch solche über Oesterreich hereinbrechende staatliche und nationale Wirren, die Oesterreich zersprengen und die Einmischung Deutschlands im Interesse seiner Stammesgenossen herausfordern. Unter allen Umständen scheint es nicht in der Natur des deutschen Bundeskanzlers zu liegen, die verschiedenen Stadien, welche die Ausbreitung der preußischen Machtsphäre und die deutsche Einheitsbewegung durchlaufen muß oder durchlaufen kann, sich allzu rasch folgen zu lassen. Die Erweiterung des Norddeutschen Bundes hätte vielleicht noch ziemlich lange auf sich warten lassen, wenn nicht der französische Chauvinismus einen gewaltsamen Anstoß dazu gegeben hätte.

Deshalb wird man, wenn es wegen der pontischen Frage zum Kriege kommen sollte, Deutschland nicht die Waffen ergreifen sehen [illegible] Rußland und gegen Oesterreich. Voraussichtlich bleibt es neutral. Auch an eine Betheiligung am Kampfe gegen Rußland ist nicht wohl zu denken, wenigstens so lange nicht, als Rußland nicht mit viel weiter gehenden Plänen rücksichtlich seiner nach Westen gerichteten Politik offen hervortritt. Schwerlich ist Graf Bismarck blind gegen die Gefahren, die uns dereinst von Rußland kommen können. Er könnte daran erinnern, daß das noch auf sich beschränkte Preußen diese Erwägung schon während der ersten Hälfte des Krimkrieges sehr ernst genommen hat, und der jetzige König ganz besonders. Als Preußen sich für einen bestimmten Fall gegen Rußland verbunden hatte, als dann ein Schwanken der preußischen Politik eintrat, zu einer Zeit, wo Rußland noch eine drohende Stellung außerhalb seiner Gränzen einnahm, als der Kriegsminister, General Bonin, der das bewaffnete Eintreten Preußens für Rußland mit einem Vatermorde verglichen hatte, ungnädig entlassen wurde, entfernte sich der jetzige König, damalige Thronfolger von Preußen für einige Zeit vom Hof:

Digitized by Google

Berlin. Auch darüber wird Graf Bismarck wohl nicht täuschen, daß die von Rußland zurückgenommene Freiheit auf dem schwarzen Meere wahrscheinlich nur der erste Schritt von weiteren Schritten ist, gegen die auch Deutschland nicht gleichgültig wird bleiben dürfen. Es wird ihm nicht unbekannt sein, daß weder der Kaiser Alexander, noch der 80jährige Fürst Gortschakoff die eigentlichen Triebfedern in dem jetzt begonnenen Spiele sind, sondern General Ignatieff und der Großfürst Konstantin, und daß deren Pläne weiter reichen als bis zur unbehinderten Benutzung der Kriegsschiffe, welche einstweilen in Nikolajeff gebaut sind und in anderen der Küste des schwarzen Meeres nahe liegenden Flußwerften. Aber Preußen wird sich im Bundesrath nicht dahin entscheiden, die aus Frankreich zurückkehrenden deutschen Heere schon aus dem Grunde sofort gegen Rußland zu senden, weil der von ihm zurückgeforderten Freiheit des schwarzen Meeres andre bedenklichere Forderungen folgen können. Was später kommen kann, wahrscheinlich kommen wird: dem zu begegnen wird Preußen noch Zeit zu haben glauben, wenn es wirklich kommt. Es wird überzeugt sein, auch dann nicht allein gegen Rußland zu stehen.

Wir haben gesagt, daß Graf Bismarck einen wegen der pontischen Frage ausbrechenden Krieg nicht dazu benutzen wird, um die deutschen Einheitsbestrebungen auf den Trümmern Oesterreichs zum letzten Ende zu führen. Nicht minder gewiß scheint es uns aber zu sein, daß ein solcher Krieg, sein Verlauf, sein Abschluß, die Art und Weise, wie sich Preußen und Oesterreich in denselben zu einander stellen werden, für die zukünftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich vorausbestimmend werden wird. Hier würde das Bett gegraben werden entweder für die Politik, die die nationale Aufgabe unserer Gesammtnation mit Oesterreich, oder für jene, die dieselbe auf den Trümmern Oesterreichs lösen will.

Noch scheint aber die größere Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen, daß der Krieg vermieden wird, oder doch verschoben, bis Rußland, durch den ersten Erfolg ermuthigt, später auf dem betretenen Wege weiter vorschreitet. In mehreren der ausgetauschten Noten ist man wenigstens bemüht gewesen, durch freundliche Formen und die Versicherung, daß man einen Bruch zu vermeiden und zu einer Verständigung zu kommen wünsche, eine solche anzubahnen. Seitdem Preußen zur Ausgleichung der schwebenden Frage den Zusammentritt einer Konferenz in London vorgeschlagen und seitdem dieser Vorschlag allseitig eine entgegenkommende Aufnahme gefunden hat, sehen Manche den ganzen Streit der Sache nach schon als erledigt an. Dies ist voreilig. Diplomatische Konferenzen oder doch Verhandlungen über den Zusammentritt solcher Konferenzen haben alle völkerrechtlichen Krisen Europa's seit zwei Jahrzehnten begleitet, mit Ausnahme des Krieges von 1870, dessen jäher Ausbruch die völlige Entfaltung der diplomatischen Vorkehrungsmittel verhinderte. Mehrere Male kam es gar nicht zum Zusammentritt der Konferenz, da man schließlich über die Vorbehalte von der einen oder anderen Seite nicht hinweg kam, so 1859, so 1866. Mehrere Male fanden Konferenzen statt, aber mit Erfolg eigentlich nur vor zwei Jahren, als der türkisch-griechische Krieg drohte. Erfolglos verliefen dagegen die Konferenzen vor dem Krimkrieg, und die Londoner Konferenzen von 1864 zur gütlichen Beilegung der schleswig-holsteinischen Frage. Im vorliegenden Falle hat Rußland noch nicht erklärt, daß seine Antheilnahme an einer Konferenz die Zurückziehung seiner Lossagung von dem Zusatzvertrag zu dem Pariser Frieden und die Anerkennung dessen, was eine Konferenz beschließen wird, bedeutet. England andrerseits wie auch Oesterreich haben wohl die Geneigtheit zu einer Revision des Pariser Friedens ausgedrückt, aber keineswegs diejenige Aenderung, welche Rußland eigenmächtig eintreten lassen will, im Voraus als etwas zugesichert, was von der Konferenz unter allen Umständen sanktionirt werden würde.

Gehen wir in unserer Betrachtung von dem Osten zum Westen Europa's über, so tritt uns in **Spanien** die endlich vollbrachte Königswahl als vollendete Thatsache entgegen. Dazu genügte nach dem Gesetze die Majorität der in beschlußfähiger Anzahl versammelten Cortes nicht. Die Majorität aller gewählten Cortesmitglieder, die Abwesenden mit eingerechnet, war erforderlich zur Gültigkeit des feierlichen Aktes, welcher Spanien eine neue Dynastie geben und die 1869 beschlossene Verfassung zur Wahrheit machen soll. Ein Theil der Unionisten war ihrem Kandidaten, dem Herzog von Montpensier, treu geblieben und stimmte für denselben, ein anderer Theil derselben gab dem Herzog von Aosta seine Stimmen. Einige wenige Stimmen fielen auf Espartero, den Siegesherzog, trotz seiner Erklärung, eine Wahl nicht anzunehmen, und trotz seiner Bitte, die ihm zugedachten Stimmen auf den Herzog von Aosta zu übertragen. Die

Digitized by Google

Alfonsisten und Carlisten gaben nur wenige Stimmen ab, sie waren ebenso wie die Republikaner theils abwesend, theils enthielten sie sich der Abstimmung. So erhielt der Herzog von Aosta 190 Stimmen, genau 12 mehr, als zur Gültigkeit seiner Wahl erforderlich waren.

Der neu gewählte König, dem eben jetzt eine Deputation der Cortes das Resultat der Wahl vorlegt und ihn einladet, feierlich im Königsschloß von Madrid einzuziehen, tritt, indem er den Thron Spaniens einnimmt, vor eine ebenso schöne wie schwere Aufgabe. Nicht die zerrütteten Staatsfinanzen, nicht der dumpfe Widerstand oder die offene Erhebung, auf welche er bei Neokatholiken, Legitimisten oder Republikanern vielleicht bald stößt, nicht die mangelhafte Verfassung, welche das Königthum in einer Weise beschränkt, wie es nur da gut ist, wo ganz solide historische Fundamente für eine Parlamentsregierung gegeben sind, ist das bedenklichste Angebinde seiner Königskrone. Was ihm seine Aufgabe besonders erschweren wird, ist, daß er, der junge, wenig erfahrene Fürst, dieselbe vor Allem dem Einfluß solcher Parteien verdankt, die schon gar manche Wandelungen durchgemacht und ihre Hände in den verschiedenen Militärrevolutionen gehabt haben, welche über Spanien dahin geschritten sind. Die „Times" sagte in diesen Tagen etwas boshaft, aber treffend: „König Prim hat zu Gunsten des jugendlichen Herzogs Amadeo von Aosta abgedankt". Dank den Regierungen, welche seit einigen Jahrhunderten die Geschicke Spaniens geleitet haben, und andern noch tiefer liegenden geschichtlichen Ursachen ist die Masse des spanischen Volkes in seinen mittleren und unteren Schichten, namentlich auf dem Lande, unentwickelt, verdumpft, zum Theil verkommen, zum Theil verwildert. Aber im tiefsten Innern hat sich ein sehr tüchtiger sittlicher Kern erhalten. Ganz das Gegentheil ist von dem überzähligen Beamtenheere und den meisten ehrgeizigen Parteimännern zu sagen, die durch eine sehr bedenkliche Schule des Lebens geschritten sind. In diesen Kreisen sieht es mit dem sittlich-politischen Kerne durchschnittlich sehr übel aus. Eine neue Dynastie, welche Spanien eine würdige Zukunft bereiten will, steht vor einer ähnlichen Aufgabe wie ein Landwirth, der eine ausgebreitete Domäne erworben hat, deren Aecker einen ganz vortrefflichen Untergrund haben, der nur emporgebracht und mehrmals tüchtig durchgearbeitet werden muß, um herrliche Ernten zu versprechen, während die obere Bodenschicht, die von dem gewöhnlichen Pflug allein erreicht wird, ausgesogenes nichtsnutziges Land ist. Es handelt sich darum, die bessere Mischung herauf- und die schlechtere hinunterzubringen. Man nennt diese verdienstliche, aber schwere Arbeit, welche durchaus eine kundige Hand und den geeigneten Pflug verlangt: rajolen. Solch ein politisches Rajolen, die rechte Methode in der rechten Hand, ist es, was Spanien braucht. Ohne Bild gesprochen, wenn es der neuen spanischen Dynastie gelingt, sich nicht in das bisherige Parteigetriebe verstricken zu lassen, dasselbe bei Seite zu schieben, den Großen zu lassen, was ihnen gehört, aber die Monarchie überall als den natürlichen Schützer des kleinen Mannes erscheinen zu lassen, eine strenge Hand gegen Untreue und Korruption, ein offenes Auge für Talent und Ehrlichkeit, wo sie sich auch finden, zu haben; wenn es ihr gelingt, mit regem Eifer die Saaten der Bildung und gesunden volkswirthschaftlichen Lebens auszustreuen, die zelotischen Dunkelmänner sich ferne zu halten, aber wahre Frömmigkeit hochzuschätzen: dann mögen die jetzt Lebenden und mehr noch die kommenden Geschlechter Spaniens den Tag des 16. November segnen.

Während das Königshaus **Italiens** einen jüngeren Sohn in jenes Spanien sendet, welches so lange wie eine Domäne des Papstthums erschien, in welchem der Staat noch bis vor Kurzem bei der Kirche zu Lehen ging, wird dieses Königshaus selbst wegen seiner gegen Rom verübten Gewalt von dem päpstlichen Bannstrahl, von der großen Exkommunikation getroffen, der König selbst und Alle, die ihm bei Zerstörung der weltlichen Herrschaft des Papstes geholfen. Wunderbar, wohin dieses Haus Savoyen, in welchem ein bigotter, der Kirche unbedingt ergebener Sinn traditionell war, allmählich durch die Macht der Ereignisse, durch den Drang der Zeit nach Gründung großer Nationalstaaten geführt worden ist! Und wie hätte in früheren Zeiten solcher Bannstrahl das Königthum im Volke erschüttert! Jetzt aber geht neben demselben, neben den sich an Heftigkeit steigernden Encykliken, neben der Nichtigkeitserklärung aller Akte des Königs und des römischen Plebiscits durch den Papst, die Wahl des italienischen Parlaments her. Und das Volk sendet weniger Klerikale, überhaupt weniger Oppositionsmänner und mehr Anhänger der Regierung.

Unter den Ereignissen, welche auf dem Boden Frankreichs statt gefunden haben, seit wir zuletzt schrieben, überragt eines alle übrigen

Digitized by Google

an Wichtigkeit: der **Abschluß der Verhandlungen** zwischen dem Norddeutschen Bunde und den **süddeutschen Staaten**, der die Mainlinie aufhebt und den Norddeutschen Bund zum Deutschen Bund erweitert. Die, welche weissagten, daß wir nicht politisch geeinigt, sondern politisch hadernd aus dem einmüthig begonnenen Kriege scheiden würden, haben zu früh gejubelt. Am leichtesten war der Abschluß mit Baden und Hessen, am schwierigsten mit Bayern. Doch auch in Würtemberg folgte, nachdem schon Alles geordnet zu sein schien, noch ein Augenblick des Zögerns und Besinnens. Zuletzt siegte überall der nationale Gedanke, unterstützt von dem lebhaften Gefühl, daß eine Isolirung auf die Dauer für die Regierungen nicht möglich sein würde. Gewiß würde es unser Volk im Ganzen mit mehr Hochgefühl begrüßen, wenn dem erhebenden Kriege eine weniger verklausulirte Einheit gefolgt wäre, wenn es unter dem Geläute der Friedensglocken einen deutschen Kaiser*) oder doch einen deutschen König unsere sieggekrönten Heere über den deutschen Rhein zurückführen sähe. Was geboten wird, ist beschränkter, ist nüchternerer Art, es ist nichtsdestoweniger ein mächtig einigendes Band. Preußen hatte nicht wie 1866 mit besiegten oder ganz kleinen Staaten, sondern mit deutschen Mittelstaaten zu rechnen — darunter Bayern mit 4½ Millionen Einwohnern — die formell selbständig, kraft der Schutz- und Trutzbündnisse und im Gefühl ihrer nationalen Pflicht zum Kriege ausgezogen waren. Nach redlich gethaner Pflicht glaubten ihre Regierungen einen Anspruch auf möglichste Schonung ihrer staatlichen Selbständigkeit zu haben. So ist ein Kompromiß entstanden, welches der getreue Ausdruck der gegebenen thatsächlichen Verhältnisse ist. Man darf sagen: die staatliche Selbständigkeit hat gerettet, was nach den, den nationalen Einheitsdrang mächtig fördernden Ereignissen möglich war; und unser werdender Nationalstaat hat unter der Macht dieses Dranges und dem Einfluß des Krieges dem formell günstig gestellten Partikularismus das Nöthigste, was erbraucht, abgerungen, mehr als ohne die gewaltige Anregung des Krieges zur Zeit möglich gewesen wäre.

Ueberblickt man den Inhalt der zwischen dem Norddund und den vier süddeutschen Staaten abgeschlossenen Verträge und des durch dieselben begründeten nunmehrigen öffentlichen Rechtes Deutschlands, so hat man zwei Dinge scharf zu unterscheiden. Die vereinbarte Verfassung selbst soll die Grundlage des für den ganzen Bund und alle seine Staaten gültigen gemeinen öffentlichen Rechtes sein. Ihr zur Seite stehen eine Reihe von Modifikationen, theils Uebergangsbestimmungen (namentlich rücksichtlich der bisherigen norddeutschen Bundesgesetze, welche größtentheils auch für die hinzutretenden Staaten als bindend erklärt werden), theils bleibende Ausnahmebestimmungen zu Gunsten einer über das gemeine Bundesrecht hinausgehenden Autonomie Würtembergs und in verstärktem Maße Bayerns. Die betreffenden Separatverträge sind die Quelle der besonderen Errungenschaften des Partikularismus. Ihnen gegenüber steht die Militärkonvention mit Baden, welche eine vollkommene Gemeinschaft des badischen Kontingents und des preußischen Heeres herstellt. Während also der größere Theil Süddeutschlands in Beziehung auf die formale Einheit etwas unter dem Normalmaß der Verfassung bleibt, geht ein anderer Theil desselben sofort über dieses Maß hinaus und prägt den Einheitsgedanken noch strammer aus. Die Bedeutung dieser Thatsache für die Zukunft unseres Nationalstaates tritt erst dann in ihr volles Licht, wenn man damit in Verbindung bringt, daß der Gedanke der Vereinigung von Elsaß und einem Theile Lothringens mit den süddeutschen Staaten von der Tagesordnung verschwunden ist. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß — abgesehen von einer kleinen bayerischen Gränzrektifikation bei Weißenburg — Preußen selbst diese Lande erwerben wird. Preußen wird dadurch ein süddeutscher Staat, er wird in den von Frankreich abgetrennten Gebieten selbstverständlich besonders stark mit seiner militärischen Macht auftreten, und schließt sich mit denselben an die stammverwandte Pfalz und das stammverwandte Baden an, in welchem es sich rücksichtlich des Militärwesens von nun an bereits wie im eignen Lande befindet.

Bleiben wir zuerst einen Augenblick bei den Veränderungen stehen, welche die Verfassung des Norddeutschen Bundes durch den Zutritt der süddeutschen Staaten im Allgemeinen erleidet. Bei Weitem das Wichtigste liegt eben in der Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem Deutschen Bunde, in der Vergrößerung des Bundesgebietes, seiner Bevölkerung, seines Heeres, in der Theilnahme der süddeutschen Staaten an den Bundes-Rechten und -Pflichten, in der Verstärkung des Reichstages, dem Wegfall eines besondern Zollparlaments, in der Erweiterung des Bundesrathes und dem neuen Stimmen-

*) Ist inzwischen Thatsache geworden. A. d. R.

Digitized by Google

verhältniß in demselben. Die Gesammtzahl der Stimmen beläuft sich nunmehr auf 58; davon führt Preußen 17, Bayern 6, Sachsen 4, Würtemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 2, Braunschweig 2, jeder der übrigen Bundesstaaten eine. Von den übrigen Verfassungs-Abänderungen sind folgende die wichtigeren. Die Gesetzgebung über die Presse und das Vereinswesen fällt der Bundeskompetenz zu. Außer bei Gesetzvorschlägen über das Militärwesen und die Kriegsmarine gibt auch bei solchen über Zölle und indirekte Steuern die Stimme des Bundespräsidiums im Bundesrathe den Ausschlag, wenn sie sich für Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht. In Angelegenheiten, die nur einem Theile der Bundesstaaten gemein sind, werden im Bundesrath nur deren Stimmen gezählt, im Reichstag nur die Stimmen der betreffenden Abgeordneten. Zu einer Kriegserklärung im Namen des Bundes ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. Veränderungen der Verfassung erfolgen, wenn sich die Mehrheit des Reichstages und im Bundesrath drei Viertheile der vertretenen Stimmen (statt bisher zwei Dritttheile) dafür aussprechen. „Veränderungen der Verfassung — so lautet Art. 78 der Verfassung — erfolgen im Wege der Gesetzgebung. Sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrathe 14 Stimmen gegen sich haben."

Diese letzte Bestimmung, worauf die friedliche und gesetzmäßige Fortbildung unsres öffentlichen Rechtes beruht, ist von besonderer Wichtigkeit. Das bayerische Veto gegen Verfassungsänderungen, welches eine Zeit lang officiös, wir vermuthen auch officiell, beansprucht wurde, ist damit beseitigt. Aber noch eine andere Seite der Frage ist von hoher Bedeutung. Als der erste Reichstag über den Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes Beschluß faßte, gingen die Referenten von der Ansicht aus, daß die Abgränzung zwischen der Kompetenz der Einzelstaaten und der Kompetenz der Bundesgesetzgebung etwas einmal für alle Mal fest Gegebenes sei, zu dessen Abänderung außer den Erfordernissen eines Bundesverfassungsgesetzes auch noch die Zustimmung aller Einzelstaaten (der Regierungen und der Landtage) nöthig sei. Später, z. B. bei den Berathungen über einen obersten Handelsgerichtshof und über ein gemeinsames Strafrecht, hat man diese Auffassung im Reichstag und auf Seiten des Bundespräsidiums verlassen. Man unterschied nicht zwischen solchen Verfassungsänderungen, welche die Bundes- und die Staatenkompetenz betreffen, und andern Verfassungsänderungen. Da die Verfassung selbst nicht mehrere Arten der Verfassungsänderungen und für jede derselben besondere Erfordernisse aufstellt, so nahm man an, daß auch eine die Kompetenzverhältnisse berührende Verfassungsänderung zulässig und für alle Bundesstaaten bindend sei, wenn der Reichstag sie beschließe und der Bundesrath sie mit der vorgeschriebenen qualificirten Majorität genehmige. Diese Auffassung wird unzweifelhaft der Reichstag und das Bundespräsidium auch in Zukunft festhalten rücksichtlich der für alle Staaten gleichmäßig gültigen Verfassungsbestimmungen und rücksichtlich eines Theils der für einzelne Staaten berechneten Verfassungsmodifikationen (vergl. jedoch wegen einzelner Separatrechte Nr. 5 des Vertrags mit Bayern). Zwischen Verfassungsänderungen, welche sich auf die Kompetenz des Bundes beziehen, und anderen ist eben auch jetzt nicht unterschieden. Dagegen wird man auch nicht geltend machen können, daß die Abgränzung zwischen der Bundes- und der Staatenkompetenz auf Vertrag beruhe und daher nur durch Vertrag abgeändert werden könne. Denn in Wahrheit beruhte die ganze Norddeutsche Bundesverfassung (und beruht ihre jetzige Umgestaltung, mithin jede einzelne Bestimmung derselben) auf einer Reihe von Staatsverträgen, deren Inhalt sodann vom Reichstag genehmigt wurde. Auf diesem Wege, nicht auf dem der konstituirenden National-Souveränetät ist formell unser jetziges öffentliches Recht erwachsen und erwächst es jetzt, ähnlich der Entstehung des Bundesrechtes der Vereinigten Staaten. Die Bundesstaaten haben durch die der Bundesverfassung zu Grunde liegenden Staatsverträge den Bundesgewalten und insbesondere ihrem gemeinsamen Regierungs-Organ, dem Bundesrath, die Befugniß ertheilt, die Verfassung des Bundes, wozu vor Allem seine Kompetenz gehört, unter gewissen Voraussetzungen zu ändern, und in so weit das eigne Zustimmungsrecht beschränkt, d. h. in der Dreiviertel-Majorität des Bundesraths untergehen lassen.

Der parlamentarische Charakter der Bundesverfassung ist, darüber darf man sich keine Illusion machen, durch die gegenwärtige Reform und Erweiterung derselben formell nicht gekräftigt und von den auf ihm lastenden Beschränkungen nicht befreit worden. Dieselben waren bisher doppelter Art. Eine föderativ-

Digitized by Google

monarchische, dem Plenum des früheren Bundestages nachgebildete, dem Bundespräsidium zur Seite stehende oberste Bundesregierungsbehörde wie der Bundesrath bildet einen natürlichen Gegensatz gegen die Forderung eines verantwortlichen Bundes- oder Reichsministeriums. Dieser Gegensatz besteht fort, man darf ihn sogar als geschärft ansehen, durch den Eintritt der Bevollmächtigten von Staaten wie Bayern und Würtemberg in den Bundesrath. Sodann hob das bis zum Ende des Jahres 1871 festgesetzte eiserne Militärbudget — Friedensstärke des Heeres: 1% der Bevölkerung, und für jeden Mann 225 Thlr. jährlich — das Budgetrecht des Reichstages rücksichtlich des ordentlichen Militäretats auf. Dieser aber absorbirt den ganzen Ausgabeetat des Bundes bis auf einen nicht besonders namhaften Bruchtheil. Im Anschluß an diese Bestimmung heißt es in der neuen Verfassung: „Nach dem 31. Dec. 1871 müssen diese Beiträge von den einzelnen Staaten des Bundes zur Bundeskasse fortbezahlt werden. Zur Berechnung derselben wird die im Art. 60 interimistisch festgestellte Friedens-Präsenzstärke so lange festgehalten, bis sie durch ein Bundesgesetz abgeändert ist. Die Verausgabung dieser Summe . . . . . wird durch das Etatsgesetz festgestellt". Wir können dies nicht anders verstehen, als daß auch nach 1871 der Reichstag das Budgetrecht rücksichtlich des ordentlichen Militäretats nur im dem Falle erlangt, wenn es der Krone Preußen im Hinblick auf die Machtstellung Deutschlands und auf etwaige partikularistische Velleitäten unbedenklich scheint, von der bisherigen Einrichtung abzugehen. Denn ein dieselbe abänderndes Bundesgesetz kann nicht ohne Zustimmung des Bundesrathes zu Stande kommen, in demselben aber gibt bei Meinungsverschiedenheit in Militärsachen die Stimme Preußens dann den Ausschlag, wenn sie sich für den Fortbestand einer bisher bestandenen Einrichtung ausspricht.

Trotz dieser formellen Fesseln, welche der Parlamentarismus im Bunde trägt, wird man es als wahrscheinlich ansehen müssen, daß sachlich das Ansehen und der Einfluß des Reichstages wachsen, daß zugleich mit einer einheitlicheren Form unsres Nationalstaates allmählich auch ein durchgebildeteres parlamentarisches Recht entstehen wird. Jetzt ist es nicht sowohl die größere Zahl der Reichstagsabgeordneten, welche der Reichstag haben wird (85 mehr als bisher), als das schwellende Gefühl, daß er die ganze deutsche Nation bis zu den Gränzen Oesterreichs vertritt, was seine Segel blähen mag. Nach dem großen Wendepunkte, welchen dieses Jahr im europäischen Völkerleben gebracht, wird sein Wort und sein Entschluß, wenn er in der rechten Weise seines hohen Amtes wartet, weithin gehört werden, außerhalb der deutschen Gränzen und innerhalb derselben. Wenn nicht allmählich mit seinem Einfluß auch sein Recht wächst, so würde der letzte Grund davon nicht außer ihm, sondern in ihm und in unserm Volke selbst zu suchen sein.

Es erübrigt noch, die wichtigsten partikularistischen Vorbehalte zu erwähnen, welche durch die Verträge mit den süddeutschen Staaten festgestellt sind, als Ausnahme von dem gemeinen Bundesrecht.

Eine alle drei südwestdeutschen Staaten angehende Bestimmung überweist die Besteuerung des inländischen Branntweins und Biers der Landesgesetzgebung und die Einnahme aus dieser Steuerquelle den Landesbudgets, wogegen der Matrikularbeitrag dieser Staaten sich entsprechend erhöhen wird. Hinzugefügt ist, daß „die Bundesstaaten ihr Bestreben darauf richten werden, eine Uebereinstimmung der Gesetzgebung über die Besteuerung auch dieser Gegenstände herbeizuführen".

Für Bayern soll die Bundesgesetzgebung rücksichtlich des Heimats-, des Niederlassungs- und des Verehelichungswesens ausgeschlossen sein. Dagegen erstreckt sich die Bundesgesetzgebung auch in Bayern auf die Regelung der Bundes- und Staatsangehörigkeit und auf die Durchführung des Grundsatzes der politischen Gleichberechtigung aller Konfessionen.

Die Beschränkung der Bundes-Kompetenz rücksichtlich der Posten und Telegraphen ist für Bayern und Würtemberg ziemlich gleichmäßig geordnet. Beide Königreiche behalten die eigne Verwaltung dieser Staatsanstalten, nehmen dagegen an den Bundeseinnahmen aus der Post- und Telegraphenverwaltung nicht Antheil, haben folgeweise einen entsprechend höheren Matrikularbeitrag zu den Bundesausgaben zu leisten. Doch steht dem Bunde die Gesetzgebung zu über die Vorrechte der Post und Telegraphie, über die Verhältnisse derselben zum Publikum, über die Taxen, so weit es sich nicht bloß um den inneren Verkehr handelt, und die Regelung des Post- und Telegraphenverkehrs mit dem Auslande. Würtemberg hat noch einige Vorbehalte untergeordneter Art gemacht.

Bayern ist ferner auch rücksichtlich des Eisenbahnwesens die Autonomie in Gesetzgebung

Digitized by Google

und Verwaltung zugeſtanden, jedoch mit der Beſchränkung, daß „dem Bunde auch Bayern gegenüber das Recht zuſteht, im Wege der Geſetzgebung einheitliche Normen für die Konſtruktion und Ausrüſtung der für die Landesvertheidigung wichtigen Eiſenbahnen anzuſtellen". Würtemberg hat ſich die Zuſicherung geben laſſen, daß der Einpfennigtarif auf ſeinen Eiſenbahnen nur mit Einſchränkungen rückſichtlich einzelner unter dieſen Tarif fallenden Gegenſtände zur Anwendung gebracht werden ſoll.

Rückſichtlich des Immobiliarverſicherungsweſens hat ſich Bayern noch beſonders ausbedungen, daß, wenn der Bund ſeine Geſetzgebung darauf erſtreckt, die Gültigkeit eines zu erlaſſenden Geſetzes für Bayern von der Zuſtimmung ſeiner Regierung abhängen ſoll. Außerdem iſt im Verhinderungsfalle Preußens im Vorſitze des Bundesrathes Bayern die Vertretung zugeſagt. Ebenſo die diplomatiſche Vertretung da, wo neben der Bundesgeſandtſchaft eine bayeriſche Geſandtſchaft beſteht, im Verhinderungsfalle der erſteren (welcher die bayeriſche Geſandtſchaft überhaupt für allgemein deutſche Intereſſen, wo es nützlich ſein kann, Beihülfe leiſten will). Auf dieſen Titel hin, und weil da, wo Bayern eigene Geſandtſchaften unterhält, dem Bundesgeſandten die Vertretung der bayeriſchen Angelegenheiten nicht obliegt, ſoll nun Bayern bei Feſtſtellung der Ausgaben für den diplomatiſchen Dienſt des Bundes eine Vergütung in Anrechnung gebracht werden, deren Ausmeſſung weiterer Vereinbarung vorbehalten iſt. Außerdem ſoll, was die auswärtigen Verhältniſſe betrifft, in Zukunft vom Bundesrath ein beſonderer Ausſchuß durch die Bevollmächtigten Bayerns, Sachſens und Würtembergs gebildet werden, in welchem Ausſchuß Bayern den Vorſitz führt. Man ſieht, in den Verhandlungen zu Verſailles hat Bayern die auswärtigen Beziehungen beſonders hoch gehalten. Was aber auch in dieſer Beziehung beſtimmt iſt, die Thatſache bleibt durchſchlagend, daß Bayern nach der Neugeſtaltung Deutſchlands nicht mehr für ſich über Krieg und Frieden zu entſcheiden hat, und daß deshalb auch ſeine Geſandtſchaften im Ausland politiſch keine Bedeutung mehr haben können, oder doch nur eine ſehr untergeordnete.

Das Verhältniß des würtembergiſchen Kontingents zum deutſchen Landheere iſt durch eine Militärkonvention geregelt, deren Inhalt der mit dem Königreich Sachſen ähnlich iſt. Die Abweichungen davon ſind nicht zahlreich und nicht beſonders erheblich. Weiter geht die Ausnahmeſtellung Bayerns. Die bundesgeſetzlichen Beſtimmungen über allgemeine Wehrpflicht, über die Dauer des Dienſtes unter der Fahne, in der Reſerve und in der Landwehr, ſowie über die Stärke des Heeres gelten allerdings auch für Bayern, aber daſſelbe behält — vorbehaltlich einer etwaigen abändernden Uebereinkunft — ſeine Militärgeſetzgebung nebſt den dazu gehörigen Verordnungen „bis zur verfaſſungsmäßigen Beſchlußfaſſung über die der Bundesgeſetzgebung anheimfallenden Materien". Dem Bundesfeldherrn ſteht allerdings auch im Frieden die Inſpektion der bayeriſchen Truppen und das Recht zu, die Abſtellung bemerkter Mängel zu verlangen, aber Bayern behält die Militärverwaltung im Frieden und das Ernennungsrecht auch der oberſten Offiziere uneingeſchränkt; in den Fahneneid ſoll nur aufgenommen werden, daß die Truppen dem Bundesfeldherrn im Kriege, d. h. vom Tage der durch ihn angeordneten Mobiliſirung an Gehorſam ſchulden. Demnach iſt die Verfaſſungsbeſtimmung, nach welcher die geſammte Landmacht des Bundes ein einheitliches Heer bildet, „welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle Sr. Majeſtät des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn ſteht", ſo weit es ſich um die Friedenszeit handelt, für Bayern nicht zutreffend. „Das bayeriſche Heer bildet einen in ſich geſchloſſenen Beſtandtheil des deutſchen Bundesheeres mit ſelbſtändiger Verwaltung unter der Militärhoheit Sr. Majeſtät des Königs von Bayern; im Kriege — und zwar mit Beginn der Mobiliſirung — unter dem Befehle des Bundesfeldherrn." Doch iſt die Verpflichtung übernommen, in Bezug auf Organiſation, Formation, Ausbildung und Gebühren, Mobiliſirung, auch Bewaffnung und Ausrüſtung ſowie der Gradabzeichen die volle Uebereinſtimmung mit den für das Bundesheer beſtehenden Normen herzuſtellen. An dem außerordentlichen Militärbudget des Bundes (für Feſtungsanlagen) betheiligt ſich Bayern zu ſeinem Theile. Seinen Beitrag zu dem ordentlichen Bedarf des Bundesheeres leiſtet es dadurch, daß es in ſein Landesmilitärbudget eine gleich große Summe einſtellt, als der zur Bundeskaſſe zu leiſtende Geldbetrag ausgemacht haben würde, zur Zeit alſo 1% der Bevölkerung Bayerns multiplicirt mit 225 Thaler. Damit erhält auch Bayern ein eiſernes Militärbudget und die Etatsbefugniß des Landtags eine entſprechende Einſchränkung.

Weder die entſchiedenen Freunde der Einheit, noch die entſchiedenen Partikulariſten werden die

Digitized by Google

Verfassungsbündnisse, deren Hauptinhalt wir eben fixirt haben, loben. Dennoch wird die Annahme des Kompromisses sowohl durch den Reichstag, als durch die süddeutschen Landtage wohl kaum ernstlich zu bezweifeln sein, wenn auch die Auflösung der gegenwärtigen bayerischen Abgeordnetenkammer vielleicht nöthig werden wird, um die erforderliche Zweidrittel-Majorität zu erlangen. Die Oppositionstendenz eines Theiles der Abgeordneten zum Norddeutschen Reichstag wird wohl nur von einer kleinen Zahl von Abgeordneten festgehalten werden, wenn Graf Bismarck aus der Annahme der Verfassung und der Zustimmung zu den Verträgen eine Kabinetsfrage macht. Gegenwärtig haben sich einige Führer der bayerischen Fortschrittspartei nach Berlin begeben, um dort bei tonangebenden Mitgliedern der preußischen Nationalliberalen und der dortigen Fortschrittspartei für die Annahme der umgestalteten Verfassung zu wirken. Sie machen geltend, daß dieselbe, was man auch anders wünschen möge, rücksichtlich des Einheitsgedankens das Höchste sei, was man jetzt in Bayern werde durchsetzen können.

Auf dem **Kriegsschauplatz** fließt eben jetzt nochmals das Blut in Strömen. Wir sehen die letzten verzweifelten Anstrengungen, welche das niedergeworfene Frankreich macht, und müssen anerkennen, daß es nach den vorausgegangenen furchtbaren Schlägen, nach der Gefangennehmung der ganzen Rheinarmee noch eine fast überraschende Zähigkeit und Kraft im Kampfe entwickelt. Es zeigt sich deutlich, daß große zusammenhängende Unternehmungen der verschiedenen neu formirten französischen Streitkräfte vorliegen, und daß die Generale innerhalb und außerhalb Paris Mittel gefunden haben müssen, sich nicht nur über den Plan, sondern auch über die Zeit des Zusammenwirkens zu verständigen. Vielleicht hat schon das Kommen und Gehen von Thiers behufs der letzten Waffenstillstandsverhandlungen gute Dienste geleistet. Fast zu gleicher Zeit erfolgten der Zusammenstoß bei Amiens, der Vormarsch der Loirearmee, um bis in die Nähe der Pariser Forts durchzubrechen, und die Ausfälle der Pariser Armee, wovon wenigstens ein Theil sich den Weg durch die Belagerungsarmee zu bahnen und der Loirearmee die Hand zu reichen strebt. Wie zäh und verzweifelt von französischer Seite auch noch gekämpft werden mag, es bleibt nichtsdestoweniger ein zweckloser und deshalb ein von den französischen Machthabern nicht mehr zu verantwortender Kampf. Der Sieg bei Amiens hat die französische Nordarmee bereits zurückgeworfen und großentheils aufgelöst. Die Kämpfe mit der Loirearmee und mit den Pariser Ausfalltruppen werden durch die blutigen Tage vom 30. November bis 2. December noch nicht beendigt sein. Aber schon jetzt blieb der Erfolg dieser Kämpfe auf deutscher Seite, sowohl vor Paris wie an der Loire. Die Verluste der Loirearmee steigern sich mehr und mehr, sie kommt nicht vorwärts, sondern muß zurück. Sobald die sich koncentrisch bewegenden Corps der Armee des Prinzen Friedrich Karl sich vollständig die Hand reichen, wird das Schicksal auch dieser Armee besiegelt sein. Damit aber auch zugleich das Schicksal von Paris. Man hat sich im deutschen Hauptquartier offenbar dafür entschieden, von dem Bombardement von Paris ganz abzustehen. Man weiß, daß, sobald kein Ersatz durch eine französische Nord- oder Südarmee mehr zu hoffen ist, Paris auch ohne Bombardement bald aus Mangel an Lebensmitteln kapituliren muß. Ueberdies sind, falls dann etwa der Krieg noch weiter bis in den äußersten Süden und Westen Frankreichs zu tragen ist, die nicht zusammengeschossenen Pariser Forts für die deutsche Armee werthvoller als zusammengeschossene. Wenn gut erhaltene Forts nach der Kapitulation von Paris besetzt werden, so genügt eine mäßige Armee, um Paris im Zaum zu halten. Im anderen Falle würde man eine ziemlich starke Armee zurücklassen müssen.

v. Wydenbrugk.

Nekrolog.

Boni, Filippo de, italienischer Deputirter, bekanntes Mitglied der Linken, † am 7. November in Florenz.

Clement, ausgezeichneter Arzt, bekannt durch archäologische Arbeiten, besonders durch die Erforschung der Pfahlbauten im Neuenburger See, † Anfang November in St. Aubin im Kanton Neuenburg.

Salzmann, Karl, ehemaliger Direktor der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, Sohn des bekannten Pädagogen und Volksschriftstellers Ch. G. Salzmann, † am 21. November in Schnepfenthal.

Weininger, Hans, bayerischer Major, rühmlich bekannt als Schriftsteller und Historiker, machte als Kommandant der bayerischen Feldverpflegungsabtheilung Nr. 5 den Feldzug mit und † am 22. Oktober in Donchery.

Neue Bücher.

Deutschland. Geschichte des deutschen Landes und Volkes. Von A. L. v. Rochau. 1. Thl. Berlin, Reimer.

Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. Von F. Krones. Graz, Leuschner.

Digitized by Google

Literatur.

Dixons Sekten- und Kulturbilder. Die touristenmäßige Charakteristik von Zuständen des religiösen und gesellschaftlichen Lebens hat Vortheile, die keinem andern Genre zukommen. Für die Darstellung des selbst an Ort und Stelle Angeschauten verstattet sie in den Einzelheiten einen großen Spielraum und erlaubt, die Lücken durch jene Art von Dichtung auszufüllen, die bei geschickter Handhabung nur das Gewand der Wahrheit ist. Außerdem können zur Erläuterung der heutigen Zustände auch geschichtliche Rückblicke eingeschaltet werden, und für diese Exkurse in die Vergangenheit ist wiederum keine allzu bindende Darstellungsform vorgeschrieben. Auch hier kann die Phantasie die oft dürren Unterlagen der historischen Ereignisse lebendiger vorführen; sie kann, ohne auf die Abwege des historischen Romans zu gerathen, in den Nebendingen und namentlich in Persönlichkeiten und Scenerien eine Fülle und Bestimmtheit der Charakteristik walten lassen, welche in keinem andern Genre möglich sein würde. Auf diese Weise erreicht sie in der Schilderung des Gegenwärtigen und des Vergangenen einen Grad von Individualisirung und Farbenreichthum, die ihren poetischen Reiz auf das größere Publikum nicht leicht verfehlen und demselben Thatsachen und Verhältnisse schmackhaft machen, die ohnedies schwerlich auch die Aufmerksamkeit Derjenigen erregen würden, welche der Romanlektüre in erster Linie huldigen.

Dixon hat es in einem außergewöhnlichen Maß verstanden, seinen Studien, die er in drei Welttheilen gemacht hat, eine den oben angedeuteten Gesichtspunkten entsprechende Form zu geben. Er hat die eigne Anschauung der amerikanischen Zustände, sowie auch seine Tour nach Palästina und seine Umschau in Rußland zu umfassenden Kulturbildern verarbeitet. Der englische Schriftsteller hat nicht bloß bei dem englisch lesenden Publikum einen sehr weiten Leserkreis gefunden; seine sämmtlichen Arbeiten sind auch von „Neu-Amerika" und den sogenannten „Seelenbräuten" an bis zum „heiligen Land", dem „Tower" und „Frei-Rußland" ins Deutsche übersetzt. Außerdem sichert ihm z. B. das Interesse, welches die Russen selbst an der Kennzeichnung ihrer eignen Zustände nehmen, in den gebildeten Schichten des Czarenreichs einen bedeutenden Leserkreis. Jedoch ist es bei Dixon nicht bloß der allgemeine Reiz der Kulturbilder, auf welchen er rechnet, sondern er hat noch ein besonderes Motiv für sich, welches seine Wirkung gerade bei den von ihm behandelten Gegenständen und den von ihm geschilderten Völkern gegenüber am wenigsten verfehlen wird. Es ist dies die überwiegende, ja meist den Hauptgegenstand bildende Berücksichtigung der religiösen Seite des Völkerdaseins und zugehörigen Sektenwesens, verbunden mit der Heranziehung der verwandten gesellschaftlichen und socialen Gestaltungen. Hiezu kommt noch außer der Thatsache, daß dieser Schwerpunkt der religiösen Existenz überall maßgebend ist, die Behandlungsart, deren Eigenthümlichkeit den Durchschnittsansichten des Engländers und Amerikaners in diesen Dingen angepaßt ist. Die Dixonsche Auffassung der religiösen Erscheinungen ist nur in einem sehr geringen Maße kritisch. Es herrscht bei ihr der sympathische Standpunkt vor, und bei einer gewissen Grenze, die dem Niveau der englisch-amerikanischen Anschauung entspricht, geht sie ganz und gar in eine positive Affektion über. Sie verzichtet alsdann nicht nur auf eine tiefere, psychologische Zergliederung der Zustände, die ihr sonst nicht ganz fremd bleibt, sondern läßt sich auch direkt darauf ein, eine Art religiöser Romantik zum Ausdruck zu bringen. In dem Buch über das „heilige Land" äußert der Verfasser sogar selbst, daß man seine Anschauungen für religiös konservativ nehmen könne, und daß seine Auffassung nicht zu den kühnen Spekulationen stimme, die, wenn sie die Wahrheit für sich hätten, sehr bald dahin führen müßten, daß sich die Welt um die Thatsachen jenes Schauplatzes nicht mehr bekümmern würde. Auch ist in der That die Form einer gewissen positiven Religiosität in keiner Dixonschen Schrift so entschieden ausgeprägt als in der oben genannten. Das Buch ist so eingerichtet, daß es getrost in die Gesellschaft der von kirchlicher Seite ausgegangenen Schilderungen Palästina's gebracht werden kann, ohne Anstoß zu erregen. Sein Ton bequemt sich so sehr dem positiven Glauben an, daß bei der Einflechtung des legendenartigen Stoffs und bei

Digitized by Google

dem Bericht über die Wunder die Ausdrucksweise genau die des unbezweifelten Fürwahrhaltens wird. Hier ist es nun vollkommen greifbar, daß der Tourist, der nicht bloß vieler Menschen Städte gesehen, sondern auch mit allerlei Volk zu speisen, und zwar meist sehr gut zu speisen studirt hat, sein eignes Maß von Nationalismus absichtlich unter den Scheffel stellt, um bei den vielen frommen Gemüthern, die er sich als Leser seines „heiligen Landes" denkt, auch nicht das geringste Bedenken zu erregen. Die erwähnte Hindeutung auf die Strauß, Renan oder noch objektiver historische Standpunkte war aber ernstlich gemeint, und die übrigen Schriften des Verfassers bezeugen es, daß er sich selbst nicht etwa bloß rein poetisch, sondern eigentlich romantisch in die von ihm gekennzeichneten Erscheinungen versetzt habe.

Im Laufe der letzten zwei Jahre ist der englische Schriftsteller bei uns besonders durch seine Kennzeichnungen des amerikanischen Spiritismus und der verwandten Erscheinungen bekannt geworden. Mit seinen „spiritistischen Frauen" oder sogenannten Seelenbräuten hat er sogar auf unserm eignen heimischen Boden Stellung genommen, indem er den Königsberger Muckerprozeß zur Grundlage einer schon mehr in das Romanhafte übergehenden halb psychologischen, halb kulturbildlichen Skizze machte. In seinem „Neu-Amerika" hatte er den Spiritismus direkt neben den benachbarten religiösen und socialen Phänomenen, sowie überhaupt eine reiche Mannichfaltigkeit des transatlantischen Gesellschaftsdaseins geschildert. Es ist dieses Werk bisher das bedeutendste und nützlichste, wenn auch nicht das in Deutschland am meisten gelesene gewesen. Erst das neueste Buch „Frei-Rußland" (deutsch von Adolf Strodtmann, 2 Bde., Verlag von Franz Duncker, Berlin 1870) tritt ihm als etwas Ebenbürtiges an die Seite und erhält durch den bis jetzt noch ganz frischen Reiz des neuen und sonst in dieser Weise noch gar nicht beleuchteten Gegenstandes eine um so größere Anziehungskraft. Das innere Leben Rußlands bietet so viele Einrichtungen und Züge dar, die nicht bloß dem weiteren Publikum, sondern mehr oder minder auch den Forschern noch ein solches Räthsel sind, daß jede Ergänzung der Thatsachen aus eigner Anschauung, ja sogar jede lebendige Vorführung des bisher nur für die Abstraktion der Wissenschaft oder für den Kulturpolitiker Vorhandengewesenen als ein willkommener Beitrag gelten muß. Die Schrift über Rußland kann daher den Anspruch machen, mehr als ein bloßes Unterhaltungsbuch zu sein, welches durch den Wechsel einer Reihe von persönlich belebten Civilisationsbildern müßige Stunden ausfüllte und den Geist in bildender Weise auffrischte. Sie ist vielmehr auch eine instruktive Einführung in die Verhältnisse des neuen Rußland, welches sich seit dem Krimkriege und seit der Aufhebung der Leibeigenschaft entwickelt. Ist nun auch hier das Sektenleben wiederum in den Vordergrund gestellt, so fehlt es doch auch nicht, und namentlich im zweiten Bande, an rein socialen Skizzen und Erörterungen, welche die neuesten und schwierigsten Probleme, wie den agrarischen Kommunismus der russischen Dorfgemeinden, den eigentlichen Sinn der früheren Leibeigenschaft, den korporativen Gewerbskommunismus, der als Arbeths vorhandenen Zünfte und Aehnliches in einer sehr zugänglichen und anschaulichen Weise behandeln, was sonst nur das Monopol der trocknen gelehrten Untersuchung oder der einseitigen Parteipolemik zu bilden pflegte. Was im Lauf der letzten Jahre in dieser Richtung immer mehr die Aufmerksamkeit erregt hat und fast schon zu einer Sache geworden ist, welche der höher Gebildete kaum mehr ignoriren darf, erfährt durch Dixon eine, wenn auch nicht in der Form, so doch im Inhalt kritische, völlig sachgemäße und sogar den neuesten Nachforschungen Rechnung tragende Behandlung. Es kann für Jeden, der nicht Fachmann und Specialist sein will, kaum eine leichtere Einführung in die betreffenden Verhältnisse geben als die Dixonschen Skizzen dieser uns auf unserm heimischen Boden so fremdartigen Gesellschaftsform. Ehe wir jedoch auf die Leistungen des englischen Schriftstellers über Rußland näher eingehen, müssen wir seinen Hauptgegenstand, das religiöse und sektenmäßige Dasein, im Allgemeinen ins Auge fassen.

In der Vorrede zu „Neu-Amerika" bezeichnete Dixon außer dem Freiheitssinn ein „tiefes Gefühl für Religion" als den entscheidenden Charakterzug und Hauptpfeiler des Gebäudes der Vereinigten Staaten. Behalten wir diese Auffassung im Auge, so werden wir auch die leitenden Gesichtspunkte seiner übrigen Schriften und besonders des „Freien Rußland" besser verstehen. Für die älteren Leser dieser Blätter sei an unsern selbständigen Aufsatz über den „amerikanischen Spiritismus" erinnert, in welchem auch die Dixonsche Auffassung dieser ebenso verbreiteten als seltsamen Erscheinung besprochen und die Sache selbst in ihren intimen Beziehungen zu den Superstitionsformen verschiedener

Digitized by Google

Zeiten, Länder und sogar neuerer und neuester Philosophie untersucht wurde. Der Spiritismus ist aber in dem vielfach wieder aufgelegten Buch über „Neu-Amerika" weder innerlich das die Darstellung Dominirende, noch äußerlich in der Ausdehnung der Behandlung mit dem größten Raum bedacht. Er war es nur, der als die seltsamste und grade zu jener Zeit noch weniger untersuchte Erscheinung die Aufmerksamkeit am lebhaftesten in Anspruch nahm. An ihn reihte sich eine ganze Musterkarte von Sekten, die nicht eigentliche Spiritisten sind, aber den Anschauungen, die zum Geisterspuk und zur Verschmelzung der wirklichen mit einer Traumwelt führen, nicht fern stehen. Hiezu kamen überhaupt alle Gebilde der religiösen Spielart des Socialismus in den mannichfaltigsten Schattirungen, mit ihren wunderlichen Mischungen Owenscher und Fourierscher Ueberlieferungen mit den transcendenten Superstitionen. Erinnert man sich noch der Shakers, der Mormonen, der Oneidakommunisten, so gewinnt man eine Vorstellung, welche reiche Ausbeute für die Aufgabe eines Dixon vorgelegen hatte. Die Rolle, welche die Frauen in alledem und überhaupt im specifisch amerikanischen Leben spielen, trat bei diesen Schilderungen deutlich hervor, und auch einige rein gesellschaftliche Züge des Daseins in den weniger hoch entwickelten Theilen der Union wurden unabhängig von dem religiösen Sektengeist, der sonst den Leitfaden bildete, zur Darstellung gebracht. Es war auf diese Weise ein Buch entstanden, welches hochgebildete Amerikaner und selbst socialwissenschaftliche Autoritäten unter ihnen als das Abbild eines Theils ihres Kulturlebens ansahen. Der Geist, in welchem es abgefaßt wurde, war ein gemäßigt liberaler, der in all den bunten Regungen, ungeachtet der sich unwillkürlich aufdrängenden, gelegentlichen Ironie gegen die extremsten Abirrungen, dennoch eine Bürgschaft des positiven Gefühls und, wie gesagt, eine der beiden Hauptstützen der innern Kraft des dortigen Völkerlebens erblicken wollte. Ja sogar für die alte Kirche sollte in diesem wuchernden Spiritismus jeglicher Art eine gewisse Aufrischung liegen, und der englische Beobachter schien sich gern mit dem Gedanken zu befreunden, daß wichtige sociale Umwandlungen aus diesen wüsten Bekundungen des religiösen Geistes hervorgehen könnten.

Wer die Rolle kennt, welche die Kirche in Rußland spielt, wird voraus wissen, daß die Dixonsche Art, die Schicksale der Völker nach ihrem religiösen Positivismus zu bemessen, hier einen fruchtbaren Boden finden mußte. Der erste Theil der neuen Schrift über Rußland ist denn auch fast ausschließlich dem religiösen Leben gewidmet, und auch der überwiegende Inhalt des zweiten Theils ist, trotz seiner socialen und zum Theil sogar politischen Themata so reich an Beziehungen auf das immer als die Hauptsache Vorausgesetzte, daß man ihn unabhängig von jener Auffassung des Religiösen gar nicht gehörig verstehen würde. Folgen wir einen Augenblick den Ansichten des Verfassers, so müssen wir uns, um den Kernpunkt seiner Voraussetzungen zu treffen, von der Idee des höher gebildeten Europa losmachen, daß die religiösen Gestaltungen und Differenzen keinen entscheidenden Einfluß auf die eigentliche Völkerpolitik üben könnten. Für den Schauplatz der germanischen und romanischen Welt und deren höchste Bildungsstätten liegen die Religionskriege, ja auch die bloßen religiösen Motive und durchgreifenden Einflüsse dieser Art auf die Staatenpolitik ein paar Jahrhunderte hinter uns. Das russische Reich würde jedoch, wenn wir den Dixonschen Eindrücken und Ansichten trauen wollen, noch jetzt ganz anders zu beurtheilen sein. Seine Macht und der künftige Gang seiner Schicksale ließe sich dieser Auffassungsart zufolge nicht ohne ernstliche Rücksicht auf die religiöse Haltung seiner Bevölkerung veranschlagen. In dieser Beziehung macht unser Autor auf ein tief einschneidendes Verhältniß aufmerksam, welches dem Westen wenig bekannt sei, aber für die gegenwärtige Regierung eine Sorge oder vielmehr Besorgniß ersten Ranges bilde. Es ist dies die gewaltige Spaltung, vermöge deren ueben der Staatskirche und zum Theil in deren eignem Rahmen eine Art Volkskirche besteht, deren Anhänger mit der größten Zähigkeit seit Jahrhunderten an Ideen festgehalten haben, die außer mit dem officiellen kirchlichen Regime auch mit der politischen Verfassung, ja mit den politischen Traditionen Peters des Großen im Widerspruch stehen. Diese Ueberzeugungen befinden sich nicht nur mit dem Cäsareopapismus, d. h. mit der Bekleidung der höchsten geistlichen Gewalt durch die Person des Czaren im Konflikt; sie verwahren sich nicht nur gegen die von dem Patriarchen Nikon bewerkstelligte Byzantinisirung der alten, politisch freieren Kirche; sie weichen nicht nur im Ritual und in einigen rein dogmatischen Nebendingen von der herrschenden Kirchengewalt ab, sondern gehen, was weit wichtiger ist, von dem Gedanken aus, daß die Gewinnung eines zweiten Mittelpunktes für das

Digitized by Google

Reich in Petersburg ein Uebel und ein in ihren Augen ungerechtfertigter Bruch mit den guten alten Ueberlieferungen gewesen sei, von dem man noch einst zurückkommen werde. Sie halten daher die Dynastie und die jetzige Verfassung für illegitim; ja sie gehen so weit, alle öffentlichen Handlungen, die nach ihren Anschauungen keine gesetzliche oder legitim religiöse Grundlage haben, für null und nichtig zu halten. Sie bewähren dies praktisch in einem Punkte, der von ihrer Zähigkeit Zeugniß ablegt. Sie verzichten lieber auf die formelle Eheschließung und setzen sich den erbrechtlichen Nachtheilen dieses Mangels aus, als daß sie die staatskirchliche Verbindungsform anerkennten. Ihre Kinder werden in Folge dessen als uneheliche betrachtet und können das Vermögen ihrer Väter nicht einmal auf dem Wege des Testaments erhalten, da auch die Testirungshandlung von diesen Anhängern der Volkskirche als etwas von der unberechtigten Gewalt Regulirtes zurückgewiesen wird. Ein wenig helfen sie sich durch Vertrauensschenkungen an dritte Personen bei Lebzeiten, wodurch die Wiederschenkung an die Kinder nach dem Tode ermöglicht wird. Dixon scheint über die Tragweite dieser Formen nicht orientirt zu sein und dieselben zu sehr als reine Privatwillkürlichkeiten anzusehen; aber die Zerrüttung, auf die er in Folge dieser Ehe- und Erbrechtsschwierigkeiten hinweist, kann auch unter den günstigsten Nebenumständen nicht gering ausfallen.

Wenn wir diese Anhänger der Volkskirche, die als Altgläubige im Gegensatz der Orthodoxen bezeichnet werden, Dissidenten nennen, so eignen wir uns zwar die Rubrik der russischen Polizei an, dürfen uns aber durch dieses Wort nicht verleiten lassen, an eine Sekte oder Kirche von kleinem Umfang zu denken. Was dieser Spaltung ihren, auch für den reinen Politiker hochwichtigen Charakter gibt, ist der Umstand, daß diese seltsamen Dissidenten die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung einzuschließen scheinen. Eine amtliche Statistik gibt es natürlich nicht für Thatsachen, die man ignorirt und möglichst als nicht vorhanden betrachtet wissen wollte. Seitdem die noch unter Nikolaus sehr eifrigen Verfolgungen unter Alexander II. aufgehört und einem milderen System Platz gemacht haben, hat sich vielfach herausgestellt, daß in Ortschaften, wo die Polizei kaum ein halbes Dutzend Anhänger voraussetzte, fast die gesammte Bevölkerung im Stillen ihrer Oppositionsreligion treu geblieben war. Sie hatte sich bis auf Wenige der Gewalt gefügt und sich in die officiellen Kirchen treiben lassen, fiel aber sofort wieder ab, als der polizeiliche Zwang und die Strafen aufhörten. Ueber die Hälfte der Bevölkerung Moskau's gehört dieser Volkskirche alter Tradition an. Uebrigens sind es die empor strebenden, bürgerlichen und wohlhabenden Elemente der Gesellschaft, unter denen sie ihre meisten Glieder zählt. Im Geheimen erstreckt sich ihr Einfluß in allen Richtungen auch auf die gegnerischen Posten, ja selbst auf die Funktionäre des gegnerischen staatskirchlichen Lagers. Unter Umständen bekleiden diese sogenannten Altgläubigen sogar im Bereich der eignen Organisation der officiellen Kirche einflußreiche Aemter. Ihre Verbindungen mit der Presse, mit der Regierung und überhaupt mit allen wichtigen Bestandtheilen der Gesellschaft sind weit verzweigt und nachhaltig wirksam. Man kann daher in dieser Volkskirche eine Art stiller Unterminirung der Staatskirche sehen, und nur der eiserne Druck, unter welchem diese Gegner der neueren Gewalt noch bis an die Schwelle der neuen Regierung gehalten worden sind, hat eine größere Machtentfaltung gehindert. Mit der liberaleren Praxis, die aber bis jetzt noch nicht über private Gedankenfreiheit und über den bloßen Verzicht auf positiven Zwang zu einem andern Kultus hinausgekommen ist, sind die Kräfte dieses niedergehaltenen Volksglaubens gewachsen. Die heimlichen oder maskirten Anhänger sind mehr hervorgetreten, und sobald es zu einer thatsächlichen, auch die Propaganda gestattenden Religionsfreiheit käme, würde nach Dixons Meinung es kaum zweifelhaft bleiben können, wohin das entscheidende Gewicht der gesammten Volksansichten ausschlüge.

Welche politische Bedeutung Dixon dieser Volkskirche und ihrer Feindschaft gegen den cölibatären mönchischen Klerus beilegt, sieht man daraus, daß er die Gesinnungen dieser Altgläubigen während des Krimkrieges als eines der beiden hauptsächlichsten Schwächeelemente des Nikolaus'schen Regimes schildert. Nach dieser Auffassungsart hätte die Leibeigenschaft in der untersten Schicht und die bewußte religiöse Opposition in den gebildeteren Klassen die damalige Ohnmacht des Staats und den Zusammenbruch des alten Systems verursacht. Die Opposition auf religiöser Grundlage hätte mehr den Sturz der nach tatarischen Traditionen aufgefrischten Autokratie als einen äußeren Erfolg herbeigewünscht, und Nikolaus habe trotz seiner Heeresmassen keinen nachhaltigen Boden unter den Füßen gehabt. Wie es sich nun aber auch mit

Digitized by Google

dem Antheil der in Rußland schwer bemeßbaren Volksansichten verhalten haben möge, so fehlt es doch bis in die Gegenwart hinein keineswegs an Anzeichen, daß die fragliche religiöse Opposition sich antipolitisch verhält und sogar nicht vor dem Gedanken zurückgeschreckt ist, von der Besiegung der Regierung durch das Ausland eine Befreiung von dem innern Druck zu erhoffen.

Unter den kleinen Nebensekten, die zwar nur als Kuriositäten, aber doch auch als Symptome des außerhalb ihres engen Kreises möglichen Geistes zu betrachten sind, befindet sich eine, die den merkwürdigen Namen der Napoleonisten führt und den ersten Napoleon zu einem noch verborgen lebenden Heros umgeschaffen hat, der sie von dem Zwangsjoch der Staatsherrschaft befreien werde. Dieser noch über die vereinzelten Wunderlichkeiten des Glaubens mancher französischen Bauern hinausgehende Zug wäre eine ganz gleichgültige Superstition, wenn er nicht als Wirkung der in weniger beschränkten Kreisen wirklich vorhanden gewesenen Sympathien den Ernst der politischen Oppositionsrichtung der Volkskirche bestätigte. In der That waren die Altgläubigen dem ersten Napoleon in Moskau nicht abgeneigt gewesen und hatten sich mit ihm in sehr sympathischer Weise einzulassen versucht. Sie hatten von ihm die Zertrümmerung der Staatskirche und die Herstellung ihrer Rechte erwartet und eine derartige, mit der bestehenden Staatsgewalt nichts weniger als harmonirende Gesinnung ist durch das strenge, den Asiatismus zum Vorbild nehmende System von Nikolaus nur noch gesteigert worden. Es mögen daher immerhin noch geistige Elemente vorhanden sein, die der Fortsetzung der neuern Traditionen des russischen Staats mit der Zähigkeit religiöser Ueberzeugungen einen unter Umständen sehr bedenklich werdenden passiven Widerstand entgegensetzen. Dixon schildert das eigentliche Russenthum als friedliebend, während er die tatarischen Traditionen hiezu in den schärfsten Kontrast treten läßt. Wenn wirklich der passive Widerstand jener altgläubigen Volkskirche unter den neuesten Verhältnissen und vor der definitiven Lösung der kirchlichen Frage seine politische Bedeutung bewahrt, so würde auch nach der Arrangirung dieser Verhältnisse die positive Gesinnungsrichtung dieser Volksanschauungen in erheblicher Weise maßgebend bleiben und Rußland in einer mehr nach Innen gekehrten Entwicklung erhalten müssen. Doch ist die Rechnung mit solchen Faktoren insofern eine sehr schwierige, als man die Tragweite der sich entwickelnden Bildung der Volksschichten nicht zu bemessen vermag. In einem jeden Lande, wo die Trennung des politischen von dem religiösen Bewußtsein nur einigermaßen vollzogen ist, würde jener Schluß falsch sein. Rußland ist aber noch immer ein Schauplatz, auf welchem derartige Unterscheidungen sogar für die etwas gebildeteren Massenschichten keine Bedeutung haben. Der naive Sinn hat die verschiedenen Ideenkreise noch ungesondert bei einander gehalten, und hieraus erklärt sich der mächtige Einfluß, den die religiöse Opposition zugleich mit ihrem Zubehör von politischen Anschauungen auf die eigentlich politischen Schicksale ausüben könnte.

Um nicht in westeuropäische oder deutsche Vorstellungen zu verfallen, muß man sich immer wieder zurückrufen, daß die religiöse Seite des Völkerdaseins in Rußland noch das ganze Leben einschließt und daß die Religionsvorstellungen in alle Verzweigungen der Existenz eindringen. Das Dixonsche Kapitel „Religiöses Leben" geht mit viel Behagen in die übrigens nicht sehr ansprechenden Manipulationen ein, die das priesterliche Zubehör einer echt russischen Privatexistenz bilden. Da müssen die Wohnungen von Zeit zu Zeit priesterlich eingeweiht werden, und der Pope findet sich jedenfalls bei dem Russen öfter ein als bei uns der Schornsteinfeger, welcher letztere auch noch bisweilen eine Art Zwangs- und Bannrecht besitzt. Es wäre widerwärtig, alle Handlungen und Vornahmen aufzuzählen, in denen die gemeine Existenz auf den geistlichen Beistand angewiesen ist. Das gewöhnliche natürliche Dasein ist eben noch wie an einen Apparat von Zaubermitteln gekettet, und es wird noch eine lange Zeit dauern, ehe die jungrussischen, nach der naturwissenschaftlichen Denkart umgewandelten Ideen mit ihrem gelegentlichen Materialismus in diese Festungen des Zauberthums und der Mirakelwelt eine entscheidende Bresche legen. Die Dixonsche Romantik ist selbst ein Anzeichen dafür, daß dies nicht allzu früh geschehen werde.

Was die Musterkarte der kleineren Sekten betrifft, so ist in diesem Punkt Dixon aus guten Gründen für Rußland nicht so ausgiebig als für Amerika. Er führt genug Namen auf; aber die sachlichen Züge bleiben unvollständig. Die Ursache liegt in der Dunkelheit und dem Druck, unter welchem sich diese Sekten bewegen. Während in Amerika jede Thorheit, die nicht zum bürgerlichen Verbrechen wird, sich frei ergeht und wo möglich über sich selbst Bücher schreibt, sich aber mindestens mit journalistischen Organen

Digitized by Google

versteht und vor aller Augen Propaganda macht, ist in Rußland das Proselytenmachen nicht einmal jener großen Mehrheit der Altgläubigen gestattet und wird um so mehr bei den kleineren Sekten als Staatsverbrechen verfolgt. Die Obskurität in und über der Sache begreift sich daher von selbst. Es begreift sich aber ebenso auch die Möglichkeit jener wirklich verbrecherischen Sekten, die wie die Skopzen, d. h. die modernen Eunuchen, der Kriminalpolizei so viel Schwierigkeiten machen, und über welche die gewöhnlichen Zeitungsanekdoten meist mehr zu erzählen wissen als der zurückhaltende Dixon, der die Prüderie seines englisch lesenden Publikums zu berücksichtigen hat. Indessen läßt er auch diesem Mißgebilde orientalischer Wüstheit sein Stückchen Heiligenschein, indem er die sonstige Moral dieser Skopzen als ein wahres Ideal von Reinheit und Versöhnlichkeit darstellt. Sie sollen nicht selten höhere Staatsämter bekleiden und haben sich mit ihrer defekten Existenz bisweilen unter den schwarzen mönchischen Klerus eingeschlichen.

Zu den älteren Sektenformationen gehören außer den Skopzen noch die Streiter des heiligen Geistes, dann die sogenannten Milchtrinker (vom Milchfluß) und die Flagellanten. Neuere Erscheinungen sind die Christschen (kleine Christus), die Helfer und die Pachtzinsverweigerer, deren sehr praktischer Hauptglaubensartikel darin besteht, daß sie glauben, keinen Grundzins schuldig zu sein. Außer den Zählern, die das Volk Gottes zählen, gehören die schon erwähnten Napoleonisten zu den bizarren Erscheinungen vom neuesten Datum. Niemand, der mit dem historischen Gestrüpp des Sektenwesens, welches neben den Hauptstämmen der orientalischen Religionen seit jeher gewuchert hat, und mit den sektenmäßigen Winkelexistenzen in der Behausung des übrigen Europa oder Amerika's vertraut ist, wird sich von diesen untergeordneten Figurationen überrascht finden. Es sind eben nur Namen der vielgestaltigen Rohheit und Unwissenheit, und was die gedrückten russischen Existenzen dieser Art auszeichnet, ist nur der besonders hohe Grad von Unkultur und Beschränktheit. Die Superstition ist in der rohesten Weise bauernhaft und berührt sich nicht, wie anderwärts, mit gebildeteren Formen. Man denke sich Sektenstifter, die nicht lesen und schreiben können. Man denke sich Sekten, die in ihrer Naivetät die Verspottungsschrift eines Professors gutgläubig als eine erste Aufzeichnung ihrer Lehren annehmen und kanonisiren, ja dem Autor durch eine Deputation den aufrichtigsten Dank abstatten und ihm nun nach Konfiskation der Schrift seine Exemplare theuer abkaufen; — man stelle sich diese Enge des Lebens und Denkens vor und man wird eine Art Barometer zur Veranschlagung des Druckes der geistigen Atmosphäre besitzen, innerhalb deren diese absonderlichen Phänomene der religiösen Meteorologie hervortreten.

Für die großen Dimensionen des russischen Religionslebens und Kirchenthums ist der schwarze Klerus der dunkelste Fleck. Er besteht in einem Zehntausend von Mönchen, welche an Unwissenheit die verheirathete Geistlichkeit, d. h. die sogenannten Ortspriester, bei weitem übertreffen, aber dennoch deren Gebieter sind. Dieser schwarze Klerus ist der herrschende; er hat alle Stellen inne und spitzt sich in der sogenannten heiligen Synode zu, welche als oberste Autorität ihren Willen meist unabhängig von Kaiser und Minister durchsetzt. Sie bildet ein Glaubensgericht und unter den Opfern dieser Inquisition, welche Dixon in dem Klosterkerker des entlegenen Solowetzk mit Mühe zu sehen bekam, befinden sich auch solche, welche von der weltlichen Kompetenz freigegeben waren. Charakteristisch sind die besondern Darstellungen, welche Dixon von zwei dieser gegenwärtig noch vergrabenen Opfer der russischen Inquisition, nämlich von dem hochgebildeten und gelehrten Offizier der russischen Armee, dem greisen Nikolaus Ilyin, und von einem weniger in der Persönlichkeit, als durch die unsinnige Behandlungsart, die er von der geistlichen Instanz erfuhr, interessanten Adrian Puschkin entwirft. Die Gebrechen des russischen Lebens mit einer noch jetzt grauenhaften Unsicherheit der Privatfreiheit treten hier in lebendigen Bildern heran. Die dritte Sektion der kaiserlichen Kanzlei, d. h. die sogenannte geheime Polizei, die man aber zur Verminderung von Mißverständnissen eher als ein in alle Gewalten übergreifendes, absolutistisches Wohlfahrtsorgan bezeichnen könnte, hängt wie ein Damoklesschwert auch noch über den neuesten Institutionen und agirt regelmäßig im Sinne des alten geistlichen und politischen Despotismus. Sie ist es, die gelegentlich mit ihren stillen unverantwortlichen und bloß faktischen Maßregeln der Synode zu Hülfe kommt, richterliche Freisprechungen ignorirt und nicht etwa bloß da, wo wir von Kompetenzkonflikten reden würden, mit ihrer althergebrachten souveränen Willkür einschreitet. Sie expedirt ohne Urtheil oder auch gelegentlich gegen vorgängige Urtheile noch willkürlicher nach Sibirien, als etwa die Staatsstreichmacher es in ihrer

Digitized by Google

unmittelbaren Erntezeit nach Cayenne gethan haben. Der Russe lebt trotz seiner neuesten Reformen, worunter sich auch die Einführung einer eigentlichen Justiz und noch dazu von Geschwornengerichten der äußerlich civilisirtesten Form befindet, unter dem stillen Absolutismus des beliebigen Expedirens nach Sibirien oder sonst einem verlorenen Posten. Derartiges soll stets aus höheren politischen oder vielmehr polizeilichen und kirchlichen Gründen geschehen können; aber der Begriff der höheren Rücksichten verirrt sich nicht selten auch in die Privat- und Familienaffairen, sobald sich vornehme oder einflußreiche Personen berührt finden. Unser Autor hat dieser sogenannten geheimen Polizei, gegen welche das, was man in andern Staaten so nennt, als unschuldiges Nebending erscheint, ein besonderes Kapitel gewidmet und ihren Alles durchkreuzenden Einfluß auch sonst bei vielen Gelegenheiten hervortreten lassen. Vergleicht man den akuten Krankheitszustand eines Landes wie Frankreich zur Zeit eines Staatsstreichs mit dem russischen Dasein, so ist hier ruhige Regel und weniger empfundene Gewohnheit, was sich dort als Ausnahme in eine kurze Zeitspanne zusammendrängt, und ein anderer Hauptunterschied besteht darin, daß in Rußland außer der Politik auch noch die Religion bei den Expeditionen eine Rolle spielt. Dixon nennt das eigentliche Rußland gelegentlich einmal eine „mit Klöstern gesprenkelte Wüste", und wenn er dies auch nur von der äußern, gleichsam landschaftlichen Scenerie versteht, deren Eintönigkeit durch die Kuppeln und Kreuze unterbrochen wird, so hat es doch auch einen geistigen Sinn, den seine landschaftsmalerische Romantik nicht zu übertünchen vermag. Er selbst gesteht zu, daß die gebildeteren Klassen den schwarzen Klerus mit seinen Inkarnationen der Unwissenheit ganz beseitigt sehen möchten und Manche ihn am liebsten in die Armee steckten, um dieses müßigen Heeres von Mönchen zu Gunsten einer bessern Beschäftigung ledig zu werden. Ihre Hauptarbeit besteht im Wunderthun; ein sehr großes haben sie z. B. in Solowetzk noch 1851 verrichtet, indem sie in Ermangelung von zureichenden Kanonen das Bombardement des Klosters seitens zweier englischen Fregatten durch Beten und Processiren auf den Wällen unschädlich machten. Die unwillkürliche Komik der Beschreibung dieser geistlichen Vertheidigung von Solowetzk, welche die alten, eher für den Platz in einem Museum geeigneten, verrosteten Feuerschlünde und deren paar Dutzende an invalider Bedienungsmannschaft zu ergänzen hatte, gehört zu den gelungensten Partien. Sie ist als das „große Mirakel" dargestellt und läßt auf das Wunderwesen des russischen Reichs manche Schlüsse machen.

Angesichts der großen Unwissenheit, welche das religiöse Leben Rußlands auszeichnet, muß die erweiterte Einführung der Bibel, der sich der schwarze Klerus widersetzte und die unter dem Nikolausschen Regimente gehemmt wurde, schon als ein Fortschritt gelten. Namentlich ist das Zugänglichwerden des Neuen Testaments in der neueren Volkssprache auch aus dem socialen Gesichtspunkte nicht zu unterschätzen. Es erklärt das Gähren und Sektenbilden, indem die völlige Stumpfheit hier und da durch das eigne Lesen ein wenig durchbrochen wird. Freilich ist auf einem Boden, wo vor einiger Zeit etwa nur der zehnte Mensch ein wenig lesen konnte, ein derartiger Fortschritt langsam. Der Reformdrang Alexanders II. hat sich aber auch auf das Lesen und Schreiben, und zwar schon insoweit erstreckt, daß selbst bei der Armee eine Einschulung auf diese Künste ein Zubehör der sonstigen Drillung zu bilden angefangen hat. Man will eine gebildete Armee schaffen, die der deutschen und französischen in den elementaren Künsten der Schule nahe kommt. Man hat das Spießruthenlaufen und den Stock in der Armee abgeschafft. Ja die Kultur hat sogar die russischen Studenten beleckt, die unter Nikolaus als korporative Diener oder dienendes Corps des Czaren Uniform und Degen trugen, und die man diese Insignien mit der Civiltracht und sogar mit der gewöhnlichen Civilgerichtsbarkeit hat vertauschen lassen. Das sind Alles äußere Zeichen der Reformära, deren Schwerpunkt jedoch in der großen socialen Veränderung zu suchen ist, welche die Leibeigenschaft nach dem vom Kaiser persönlich durchgesetzten Princip: nicht Freiheit ohne Land, sondern Freiheit und Land, — erfahren hat. Dixon gibt sich große Mühe, in seinem zweiten Bande die socialen Verhältnisse bezüglich der früheren Leibeigenschaft sowie im Hinblick auf den Ackerkommunismus der Dorfgemeinden zu schildern. Wir wiederholen hier nicht Auseinandersetzungen über Verhältnisse, die wir schon in dem Artikel über die volkswirthschaftlichen Kräfte Rußlands selbständig besprochen haben. Dixon ist in seiner Auffassung meist anschaulich und auch, so weit nöthig, historisch eingehend. Weniger deutlich wird das Bild der bürgerlichen Lebenskreise in den Städten, und die Beurtheilung rein politischer Beziehungen des Reichs wird bisweilen von einer abirrenden Sentimen-

Digitized by Google

talität beherrscht. So erscheinen die sogenannten Sibirier, d. h. die aus der Verbannung zurückgekehrten Amnestirten wohl mehr als billig als gebrochene Gemüther, und die Rückkehr eines Polen von dem vermeintlichen französischen Unglauben und dem politischen Marseillaisenthum seiner rebellischen Jugend zu dem religiösen Glauben seiner Kindheit und zu einer friedseligen, durch und durch religiös gefärbten Menschheitspolitik darf nicht als Typus der Patrioten gelten. Solche Erscheinungen mögen individuell noch so wahr sein, maßgebende Charakterbilder für das Land sind sie nicht. Nur die Dixonsche Sympathie für das religiöse Element und für die verschwimmenden Gefühlsnebel erklärt solche Auffassung. Aus diesem Grunde ist auch seine Darstellung von Palästina weniger gelungen. Sie bietet weit weniger modernen Stoff als das zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meere ausgespannte Kulturbild. Sie greift meist historisch zurück, erreicht aber ihren ausgesprochenen Zweck, als moderne Illustration und Führer in dem gewöhnlichen Ideenkreis der biblischen Schulung und Bildung zu dienen, sicherlich in einer unterhaltenden Weise.

Wir können auf dieses Buch nicht näher eingehen; doch mag eine moderne Thatsache nicht unerwähnt bleiben. Die Juden in Jerusalem, etwa 4000, in einem besondern Quartier eine Art Bettelexistenz führend, leben vornehmlich von den londoner und newyorker Zuwendungen. Die von diesen Mittelpunkten der westlichen Kultur aus betriebene Verpflanzung armer, meist hausirender Juden nach Jerusalem ist in ihrer bizarren Absicht als gescheitert zu betrachten. Auch die Versuche, die erwerbslosen Juden Jerusalems dem Ackerbau zuzuführen, sind verunglückt, indem sich die dortige Kolonie lieber von Europa her unterhalten läßt.

Nicht erst auf dem Boden des klassischen Landes der Religion kam Dixon in den Fall, die Kultur des Islam in ihrer bunten Mischung mit den fremdartigen Einstreuungen zeichnen zu müssen, sondern schon mit dem Abschluß seiner Tour vom hohen Norden Rußlands bis zu den südlichen Ausläufern dieses Reichs mußte er die Grenzberührungen mit dem Mohammedanismus schildern. Wo er jedoch diese neue Welt des religiösen Lebens streift, verhält er sich äußerlicher und man bemerkt die Wirkungen der mangelnden Sympathie. Dieser Umstand ist es aber auch, der auf der andern Seite dem Kulturbild des eigentlichen Rußlands eine so warme Affektion zugewendet hat, daß man zweifeln kann, ob sich unser Schriftsteller mehr auf russischem als auf amerikanischem Boden befriedigt gefunden habe. Das „Freie Rußland" ist ungeachtet seiner reformatorischen Anweisungen auf Freiheit noch mit dem poetischen Reiz der Verschlossenheit, des relativ Unbekannten und Unzugänglichen ausgestattet, und so konnten sich auch die von dem religiösen und socialen Kulturmaler zu verzeichnenden Linien etwas freier bewegen, um den Völkern des Westens den Kontrast mit ihrem eignen bewußteren Leben im Sinne einer gewissermaßen anziehenden Naivetät zu Gemüthe zu führen.

Dr. Dühring.

Nekrolog.

Bartoszewij, Julian, polnischer Literarhistoriker und Geschichtsforscher, † am 6. November in Warschau.

Böttger, Adolf, deutscher Dichter, geboren am 21. Mai 1815 in Leipzig, † am 16. November in Gohlis bei Leipzig. Er hat sich besonders als Uebersetzer englischer Dichter (Byron, Milton, Pope, Ossian) Verdienste erworben und galt als ein Hauptvertreter der unter Byrons Einfluß stehenden lyrisch-epischen Poesie. Seine „Gesammelten Dichtungen" erschienen 1865—68.

Erben, Karl Jaromir, geschätzter böhmischer Schriftsteller, Stadtarchivar in Prag, geboren am 7. November 1811 in Miletin, † am 20. November in Prag.

Uttech, Marie, die mehrjährige Redactrice des belletristischen Theils des „Bazar", als Schriftstellerin unter ihrem Mädchennamen Marie Harrer in weiten Kreisen bekannt, † am 6. November in Fürstenwalde im 50. Lebensjahre.

Kunst.

Die Berliner akademische Kunstausstellung des Kriegsjahres. I. Es ist bisher an dieser Stelle nicht Sitte gewesen, einzelner temporärer Ausstellungen in selbständigen Aufsätzen in eingehender Weise zu gedenken. Sie bilden in den großen Zügen des modernen Lebens, die es für uns fest zu halten gilt, zu kleine und gewissermaßen zufällige Details, um besonders bemerkt zu werden. Aber unter Umständen werden auch Kleinigkeiten bedeutsam; und, mit

Digitized by Google

einem französischen Schriftsteller zu reden, „c'est ici que les petites choses sont grandes". In dieser Zeit der höchsten Intensität des nationalen Lebens ist keine Lebensregung des öffentlichen Geistes zu unbedeutend und unbezeichnend, um nicht mit sorgsamer Hand in das treue Bild der größten Gegenwart eingetragen zu werden, deren sich das deutsche Volk bis jetzt zu erfreuen gehabt.

Gewiß gehört die Physiognomie der voraussichtlich bald unbestritten deutschen Hauptstadt zu den interessantesten und bemerkenswerthesten Zügen dieser gewaltigen Epoche. Nachdem ihr während der Vorbereitung zu dem riesigen Kampfe die massenhaften Truppendurchzüge und die Organisation der leitenden Körperschaften vorübergehend einen militärischen Stempel aufgedrückt, hat das Leben wieder schnell und immer mehr einen ganz friedlichen Anstrich angenommen. Hat die Einwohnerzahl durch das Abrücken der Garnison und der eingezogenen Reserven einigen Abbruch erlitten, stockt der geschäftliche und der Fremdenverkehr, und nimmt die Sorge für die gesunden und die kranken Vaterlandsvertheidiger zahlreiche Kräfte in aufreibender Thätigkeit in Anspruch, so treibt dafür die Aufregung und die Unlust zu mehr als der allernothwendigsten Arbeit nebst der Begierde, dem Herde der Neuigkeiten nahe zu sein, solche Massen auf die Hauptstraßen und Spaziergänge, daß äußerlich von einer Abnahme des Verkehrs im Mindesten nichts zu verspüren ist. Nur das häufige rothe Kreuz im weißen Felde, von Zeit zu Zeit ein glänzend munterer Flaggenschmuck, ab und zu ein paar spazierende Verwundete und die im Moment erhaschten Stichwörter in der Unterhaltung der Vorübergehenden erinnern an den Krieg.

Sonst geht Alles im gewohnten Geleise. Der Handel ist matt, aber er stagnirt doch nicht. Abwechselungen und Vergnügungen der gewohnten Art entbehrt der Berliner nicht im mindesten. Eine Anzahl von Direktionen der pilzartig aufgeschossenen kleinen Theater hatte beim Drohen des Kriegsgewitters, großentheils mehr aus Rücksicht auf die schon gemachten schlechten Geschäfte, als in ängstlicher Voraussicht künftiger Gefahren, die Flinte ins Korn geworfen. Aber sie haben meistens ihre Thätigkeit, zum Theil sogar in erweiterten Räumlichkeiten, wieder aufgenommen, selbst neue Musentempel sind eröffnet. — Die Herbstrennen haben, wiewohl in vorwiegend geschäftlichem Stil, stattgefunden. Wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Kreise schließen sich, die Annäherung der Wintersaison respektirend, wieder in gewohnter Weise zur Gemeinschaft der Arbeit und des Genusses zusammen. Die Lehranstalten von den höchsten zu den untersten beginnen ihre Kurse. Kurz, es gehörte mehr als ein feines Auge dazu, in dieser Stadt den geistigen Mittelpunkt einer Nation in voller Waffenrüstung und im blutigen Würfelspiel des Krieges zu erkennen. Alles geht den hergebrachten Gang, und selbst da, wo lange Intervalle zwischen den wiederkehrenden Erscheinungen der mechanischen Gewohnheit ihr Recht zu rauben scheinen sollten, macht sich Bedürfniß und Theilnahme, Angebot und Nachfrage in ungeschwächtem Maße geltend.

Dies ist namentlich bei der alle zwei Jahre in den Sälen der Berliner Kunstakademie stattfindenden Ausstellung der Fall. Es ist das erste Mal, daß sie unter dem Getöse der Waffen beginnt, sich aufs Respektabelste entfaltet und ein zahlreiches, wie nur je hingebendes Publikum findet. Im ersten Wirrwarr des Kriegslärms ist ihr Beginn um vierzehn Tage hinausgeschoben und auf den 18. September festgesetzt. Es war wohl überflüssig, und man hätte den ungeordneten und daher unberechenbaren Verkehrsverhältnissen hinreichend allein durch die Bestimmung Rechnung getragen, daß abweichend von dem sonst geltenden sehr segensreichen Modus eines unverbrüchlichen äußersten Termins für die Einlieferung diesmal auch nachträglich zugehende Ausstellungsgegenstände angenommen werden sollten. Und selbst diese Konzession hat man gleich nach der Eröffnung wegen drohender und zum Theil schon thatsächlicher Ueberfüllung widerrufen oder wenigstens wesentlich beschränken müssen! Denn — das ist gewiß das Merkwürdigste — wie bereits angedeutet, ist die Ausstellung so reich beschickt, wie seit langer Zeit nicht: 1866 (nach dem Kriege) hatte der Katalog 931 Nummern; 1868 wies er 1025 Werke nach; 1870 steigt die Zahl bis auf 1398! (von denen allerdings eine kleine Anzahl nicht vorhanden ist, während dagegen eine etwa gleich große Zahl noch der Katalogisirung harrt).

Aber auch von der quantitativen Ausdehnung der Ausstellung abgesehen und unter Berücksichtigung der qualitativen Seite darf man in hohem Maße befriedigt von der Ausstellung des Kriegsjahres sprechen. Zwar in zweierlei steht sie ihrer Vorgängerin nach: in der Allgemeinheit und Gleichmäßigkeit der Betheiligung und im Durchschnittsniveau.

Die vorige Ausstellung hatte nicht nur aus

Digitized by Google

allen Gegenden Deutschlands, wo die Kunstpflege eine Stätte gefunden, eine angemessene Zahl von Vertretern aufzuweisen, sondern es war auch eine stattliche Anzahl fremder, d. h. ausländischer Künstler erschienen. Es war somit ein Anfang gemacht, daß die regelmäßige Berliner Kunstausstellung, wie es sich für die Kunstschau in der Centralstätte deutschen Lebens geziemt, gleich dem Pariser Salon und selbst mehr als dieser einen internationalen Charakter annehme. Hiervon ist begreiflicher Weise gegenwärtig kaum mehr die Rede. Die paar Vertreter des Auslandes sind kaum nennenswerth, selbst Deutschland hat nicht so allgemein und vollzählig den nordischen Kampfplatz der Musen beschickt, wie es allenfalls möglich und jedenfalls wünschenswerth gewesen wäre. Die Unzuverlässigkeit der Verbindungen trägt daran den größten Theil der Schuld. Solche Störungen in der ruhigen Fortentwickelung geistiger Beziehungen und ihrer Beförderungsmittel gehören am Ende zu den natürlichsten und unabwendbarsten Folgen selbst des glücklichsten Krieges, und bei der Erstarkung des nationalen Geistes und der größeren Geltung im „europäischen Concert", die wir als bereits erkennbare Frucht unserer gegenwärtigen Kraftanstrengung zu gewärtigen haben, läßt sich vermuthen und erhoffen, daß bereits die nächste Ausstellung Fortschritte in dieser Richtung aufweisen werde, die den diesmaligen Ausfall ganz in Vergessenheit zu bringen geeignet sein werden.

Was nun aber das Durchschnittsniveau, die ungefähre Gesammthöhe der letzten Ausstellung und der diesjährigen anbetrifft, so trug vor zwei Jahren die Betheiligung der fremden Künstler wesentlich zur Hebung des Durchschnittes bei. Denn an Zahl natürlich der inländischen Produktion weit nachstehend, repräsentirt die Vertretung der ausländischen Kunst doch immer die Spitzen der Kunstübung in jedem einzelnen Lande, Werke, die, wenn auch — selbst in ihrer Heimat — nicht als absolut gelungen anzusehen, oder unserer Empfindungsweise wenig sympathisch, doch als charakteristische Proben ein beträchtliches Interesse in Anspruch nehmen, und so durch den Reiz der Neuheit und Eigenthümlichkeit das ersetzen, was ihnen — absolut oder relativ — an Reiz zur Bewunderung abgeht. Und namentlich bei uns darf der Werth nicht unterschätzt werden, den jener Reiz einer Erscheinung verleiht; denn vermöge einer in letzter Zeit vielfach geschmähten, gleichwohl sehr anerkennenswerthen und für die erreichte Höhe, Breite und Tiefe unseres geistigen Besitzstandes mitwirkend sehr thätigen Richtung unseres deutschen Geistes lassen wir, weit entfernt über Fremdartiges und Abweichendes kurzweg abzusprechen und ignorirend oder gar verachtend hinwegzugehen, Ungewohntes und eigenartig Neues nach seiner Weise rückhaltlos auf uns wirken und suchen ihm gerecht zu werden.

Aber auch davon abgesehen bot die vorige Ausstellung ungewöhnlich viel ungewöhnlich Gutes. Daß ein Werk allerersten Ranges und von ganz unvergleichlicher Vollendung ihre Räume zierte, dessen auch wir an dieser Stelle ausführlich gedenken mußten (Rudolph Henneberg's „Jagd nach dem Glück"), dürfen wir, auch ohne zu bedenken, daß „eine Schwalbe keinen Sommer" macht, um so mehr auf sich beruhen lassen, als auch diese Ausstellung wieder ein Werk von ganz außerordentlichem Verdienst und wahrhaft einzigem Charakter, und zwar merkwürdiger Weise ein plastisches, aufweist. Vielmehr erregte die große Menge sehr respektabler, zum Theil vorzüglicher neben einer nur entsprechenden Anzahl ganz erträglicher und bescheidener Werke bei fast vollständiger Abwesenheit ganz unbedeutender oder selbst entschiedenen Widerspruch erregender Arbeiten das Gefühl einer durchgängigen Befriedigung. Doch schon damals durfte man sich nicht verhehlen, daß einerseits die Abwesenheit des schlechten und die geringe Masse des Mittelgutes zum großen Theil der fast burschikosen Wirthschaft einer überstrengen Jury zuzuschreiben war, die manchem nicht schimmernden, aber doch freundlichen Talente mit unberufener Schroffheit den Weg zum Publikum verlegt und notorisch selbst vortreffliche Arbeiten berufener Künstler mit unverantwortlichem Uebermuth zurückgewiesen hatte; und daß der Zusammenfluß des vielen sehr Schönen auf einem so glücklichen, aber auch so zufälligen Zusammentreffen beruhte, daß etwas Aehnliches auch unter regelmäßigen Zeitläufen nicht ohne Weiteres so bald wieder erwartet werden durfte.

Denn zur rechten und gerechten Würdigung unserer Ausstellungen überhaupt sollte man eine Erwägung sich immer ernstlich gegenwärtig halten, die gleichwohl gewiß recht selten zur Regulirung des Urtheils angestellt wird. Der gesammte Besitzstand unserer öffentlichen Museen und beträchtlicheren Privatsammlungen repräsentirt die Auslese der Kunstproduktion von sechs zum Theil großen Ländern (Italien, Spanien, Deutschland, Belgien [resp. Flandern], Holland

Digitized by Google

und Frankreich) innerhalb eines Zeitraumes von rund vier Jahrhunderten. Darunter befindet sich zweifelsohne sehr viel Mittelgut und noch Geringeres. Nehme man nun selbst an, daß ebenso viel Gutes und Ausgezeichnetes untergegangen, wie auf uns gekommen ist (nach dem zu urtheilen, was wir an der Hand sicherer Nachrichten kontrolliren können, eine sehr liberale Annahme, hinter der die Wirklichkeit nicht unwesentlich zurückgeblieben sein wird), und versuche man dann zu berechnen, wie viel bemerkenswerthe Kunstschöpfungen im Durchschnitt auf einen Zeitraum von einem bis zu zwei Jahren entfallen, so wird sich vielleicht herausstellen, daß es für unsere Zeit, die gar nicht die Anmaßung hat, sich für eine Blüthepeiode der Kunst auszugeben, sondern sich ganz bescheiden für eine Durchgangs- oder Vorbereitungszeit hält, nichts weniger als ungünstig ist, wenn alljährlich auf einer ziemlichen Anzahl von Ausstellungen je vereinzelte, auf größeren ganze Dutzende von neuen Werken auftauchen, von denen der an den Meisterwerken der Vorzeit gebildete Kunstfreund nach der skeptischesten Untersuchung und der kühlsten Ueberlegung zugestehen muß, daß sie von absolutem Werthe sind, daß eine vorübergehende Modeströmung mit ihrer Werthschätzung nichts gemein hat, und daß eine kommende Zeit mit demselben historischen, d. h. gerechten Maßstabe in der Hand, mit dem wir die Produkte früherer Zeit messen, und mit dem sie gemessen zu werden verlangen können, ihnen ihre vollste Anerkennung nicht versagen und die Hinzurechnung zu allem Besten nicht vorenthalten wird. Die Zahl dieser Werke ist klein, im Verhältniß zu den Tausenden, nach denen unsere Ausstellungskataloge zählen, und deshalb kann der ernstere Kunstfreund den einzelnen Ausstellungen gegenüber leicht in eine fast verzweifelnde Stimmung gerathen. Aber mit dem Blick auf die Gesammtheit Jahrhunderte langen, im Laufe der Zeit gesichteten Hervorbringens erscheint die Zahl nicht zu klein.

Da diese Hauptwerke jedoch zusammen von bestimmendem Einfluß auf die Physiognomie der Ausstellungen sind, so sind die begreiflichen Schwankungen ihrer ohnehin geringen Zahl sowie an sich zwar wenig erheblich, an dem Durchschnittsniveau der Ausstellungen sehr bemerkbar. Aber selbst ihre Entstehung in größerer oder geringerer Menge läßt sich von Jahr zu Jahr nicht auf bestimmte Ursachen zurückführen, noch weniger ihre zufällige Vereinigung an einem Orte zu gegebener Zeit sich unter die Formel eines Gesetzes bringen. So bleibt nichts übrig, als ruhig zu beobachten, keine wesentlichen Momente in der Kunstatmosphäre zu übersehen, aber sich vor zu weit gehenden Schlußfolgerungen und unsicheren Kombinationen zu hüten.

Der letztere Fehler würde unseres Erachtens vorliegen, wollte man die Schwankung im Niveau zwischen der vorigen und der diesjährigen Ausstellung — nach Abrechnung des ausländischen Antheils — mit den gegenwärtigen Zeitverhältnissen und deren unmerkbar feinen Vorspielen in der geistigen Luft des Zeitalters in Verbindung bringen.

Wir wollen nun im Folgenden in erster Linie eine Uebersicht derjenigen Werke dieser Ausstellung zu geben unternehmen, die in der oben charakterisirten Weise die Bürgschaft unvergänglichen Werthes in sich zu haben scheinen, doch zugleich auch gelegentlich aus den minder erheblichen Arbeiten einige herausgreifen, wenn sie entweder von Künstlern herrühren, deren Namen in Verbindung mit früheren Leistungen ersten Ranges sicher sind, dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert zu werden, oder wenn sie aus irgend einem Grunde eine besondere, wenn auch nur vorübergehende Beachtung verdienen. Jedenfalls bitten wir unsere Auslese unter keinem dieser Gesichtspunkte einer allzu strengen Kritik zu unterwerfen. Ebenso wenig vermögen wir eine rationelle und strenge Anordnung des Stoffes zu bieten, da jede Systematik für die Ausstellung unvortheilhaft und in ihrer Starrheit einseitig ausfallen müßte. Vielmehr werden wir bald nach der Verwandtschaft der Gegenstände und Kunstrichtungen, bald nach der Schulzusammengehörigkeit und Ortsgemeinschaft die ausgestellten Kunstwerke zu gruppiren und zwischen ihnen Beziehungen und Verbindungen nachzuweisen und herzustellen versuchen.

Da an der Spitze des Kataloges einer unserer berühmtesten Landschaftsmaler, Andreas Achenbach, steht, so mag seine Kunstgattung den Reigen beginnen. Sie steht in dem Ruf, in allen Ausstellungen zu überwiegen, und hat meist bei der Vielartigkeit der in ihr vertretenen Richtungen eine namhafte Anzahl bemerkenswerther Werke aufzuweisen. Das ist mit der heurigen Berliner Ausstellung weniger der Fall. An auffällig hervorragenden Leistungen dürfte über zwei nicht hinauszuzählen sein. Hans Gude in Karlsruhe hat seit längerer Zeit in einem ernsten, fast erhabenen Ton die groß-

Digitized by Google

artige Natur seiner Heimat (Norwegen) auch in ihren einfacheren Momenten geschildert; noch aber wohl selten mit solcher Vollendung wie in der „Heimkehrenden Walfängerbrigg" der vorjährigen Münchener und namentlich der „Norwegischen Küstenlandschaft" unserer gegenwärtigen Ausstellung. Hohe Einfachheit in den Grundlinien der Landschaft, eine wunderbare Natürlichkeit in der Bewegung des feuchten Elementes, schöne, unreflektirte, dadurch aber nur um so wirksamere Beleuchtung, eine für Landschaften ganz ungewöhnlich gewordene sehr solide Zeichnung und glückliche Anordnung der lebendigen Staffage (ein noch heransegelndes und ein schon gelandetes Fischerboot) zeichnen das ziemlich umfangreiche Bild aus. Die Kühle eines nordischen Abends an der See spricht sich in der kräftigen und harmonischen Farbenhaltung aus, die die warmen Töne vermeidet, im Lichte gelb, in den dunklen Theilen grau vorwalten läßt.

Den vollkommensten Gegensatz hierzu stellt eine Ansicht von Kairo, von der Citadelle aus genommen, dar, ein Bild eines geborenen Berliners Bernhard Fiedler, der jedoch nach ausgedehnten Reisen im Orient seit längerer Zeit seinen Wohnsitz in Triest genommen hat. Seitdem er in der Mitte der vierziger Jahre mit den damals noch unfehlbaren italienischen Prospekten hier den Beweis hervorragender Begabung geliefert, hat er sich lange fast ganz fern von dem Kunstleben seiner Vaterstadt gehalten, um sich jetzt wieder in ganz vorzüglicher Weise in Erinnerung zu bringen. Wenn so manche der orientkundigen oder weltumsegelnden Landschafter es fraglich haben erscheinen lassen, ob sie eine wesentliche Förderung ihrer Kunst oder gar der Kunst überhaupt von ihrem erweiterten Anschauungskreise heimgebracht, so ist hier bewiesen, daß für den Künstler, der es ganz ist, der nicht blödem Staunen oder eitler Prahlsucht über bewußte und gediegene Bewältigung eines schwierigen, aber würdigen und dankbaren Stoffes den Sieg verstattet, hier Fundgruben malerischer Schätze zu erschließen sind. Wie Natur- und Kunstformen in Uebereinstimmung mit und unter Beeinflussung von dem Himmel jener glücklichen Landstriche entstanden sind, so gilt es auch, Formen und Farben, Licht und Leben in eine Anschauung vereinigt vorzuführen. Dies hat Fiedler verstanden. Keine photographisch treue Vedute, kein virtuos nachlässiges Farbeneffektstück gibt er uns, sondern ein künstlerisch aufs Sorgfältigste, Geschmackvollste und Geschickteste durchgebildetes Charakterbild des Orients. Da erheben sich in ihren pikanten Formen jene zahllosen Prachtbauten islamitischer Kunst; ein endloses Häusermeer, von dem heiligen Fluß durchschnitten, dehnt sich in meisterlich abgestuften Plänen bis fast dahin, wo aus nebliger Ferne die geheimnißvollen Kolosse der Pyramiden vom Rande der Wüste herüberwinken. Das bunte Gewimmel eines Lebens „unmittelbarer der Natur verschwistert" und von malerischer Anziehung hat dazwischen seinen Platz, trägt seinen wesentlichen Ton zu der Harmonie prachtvoller Farben auf der Erde bei, über der sich ein prächtig blauer Himmel spannt. Von der Tendenz zum Ganzen beherrscht, behält der Künstler für das Detail Interesse genug, um es so genau darzustellen, wie der Maßstab es irgend erfordert oder zuläßt. Gegenüber sich sofort zum Vergleich aufdrängenden stoffverwandten, übertrieben gepriesenen Schöpfungen stellt sich der Unterschied so, daß man bei diesen vorwiegend zweifelt, daß die Schilderung der Wahrheit entspreche, hier vorwiegend wünscht, sich von der Wahrheit der Schilderung durch den Augenschein überzeugen zu können. Welches von beiden der Wirkung eines Kunstwerkes geziemender ist, entscheidet sich von selbst. — In einer Anzahl von Aquarellen führt derselbe Künstler noch einzelne Früchte seiner orientalischen Studien vor, denen gegenüber jede Kritik die Waffen strecken muß. Bei geschickter Wahl der Gegenstände und höchst malerischer Auffassung steht ihm eine Meisterschaft in der Technik zu Gebote, die keinen Vergleich zu scheuen hat, und namentlich in der klaren Behandlung des Halbschattens ihres Gleichen vergeblich suchen dürfte.

Bei einer großen Anzahl von Künstlern, die sich einen Namen gemacht haben, genügt es einfach zu konstatiren, daß sie an ihren Gegenständen, ihrer Art der Behandlung und ihrer Kunsthöhe festgehalten haben. Wir nennen von ihnen: Ferdinand Bellermann (Tropisches), Benewitz von Loefen (Stimmungsvedute), Louis Douzette (Mondschein), E. Dücker (Licht- und Stimmungseffekte bei schwerem Wetter), Antonie Biel (Strandbilder in feinem grauen Ton), Karl Krüger (Spreewaldinterieurs), Edmond de Schampheleer (stimmungsvolle Flachlandschaft), Theodor Weber (Veduten von der französischen Nordküste), Graf Kalckreuth (Hochalpen), Otto von Kamecke (Aehnliches, daneben diesmal eine sehr schöne römische Campagna), Max

Digitized by Google

Schmidt (vorzugsweise Walddyllen in ernstem Stil), Louis Spangenberg (griechische Landschaften mit antiken Ruinen) und Oswald Achenbach (italienische Städteansichten mit bedeutender Staffage).

Andreas Achenbach und Eduard Pape sind nicht ihrem Ruf entsprechend vertreten (ein großes Bild des Ersteren ist ausgeblieben). — Charles Hoguet, der jüngst noch im kräftigsten Mannesalter verstorben, erscheint mit zahlreichen Werken, namentlich Aquarellen. Entschiedener Manierist, hatte er keine ein Kunstprincip verletzende Manier, im Gegentheil, ob zwar in größeren Reihen seiner Werke eintönig, war — und ist er auch hier — in jedem einzelnen poetisch und ansprechend. — A. Rasmussen und Bosberg nähern sich der Auffassung Gude's, doch hat der Letztere noch Mühe, die Bildmäßigkeit zu wahren. — Lina von Perbandt ging in zwei Landschaften, sowohl was den Charakter, wie was die technische Behandlung betrifft, weit über das hinaus, was man von Damen geleistet zu sehen gewohnt ist, und trat in die erste Reihe unter den Vertretern der Gattung. — Hermann Eschke, in einer erheblichen Anzahl von Bildern ausschließlich als Marinemaler auftretend, verdient durch die große Mannichfaltigkeit des Stimmungscharakters und die durchgehends vortreffliche Wirkung und meisterhafte Technik in hohem Grade Anerkennung. Eines seiner Bilder, Rettungsboote im Watt bei Neuwörk (Elbmündung) darstellend, von düster gewaltigem Ausdruck, mit einem Anflug des Regenbogens und Spiegelung desselben im leise bewegten Wasser, muß als besonders vortrefflich hervorgehoben werden. — Albert Hertel, der der Natur mit einer großartigen Auffassung gegenübertritt und sich nicht scheut, in ausgeführten Studien nahe an die Sonderlichkeit zu streifen, hat in staffirten Landschaften mit tief genommenen energischen Farbenwerthen mit glücklichem Griff eine Reihe anmuthiger Werke producirt. Er verwendet mit Geschick modernes Gesellschaftskostüm und Gesellschaftsleben, doch auch italienische Volksscenen, Mythologisches und gelegentlich auch einmal das Genre Watteau zur Staffage. Manchmal werden seine satten Tonmassen zu undurchsichtig, zu wenig locker. — A. Lier in München hat eine große Herbstlandschaft mit Kartoffelernte ausgestellt, ein in der Technik und Stimmung vortreffliches Bild. Von allen irgend entschiedenen Farben und Tönen ist Umgang genommen, und dennoch wirkt das Bild in seiner hellgelblichgrauen Eintönigkeit wunderbar farbig. Eine merkwürdige Leistung dieses vielfach experimentirenden, sehr talentvollen Künstlers.

Karl Lindemann-Frommel hat sich auch lange bei uns nicht sehen lassen. Er ist sichtlich gewachsen. Er hat seine großartige Naturauffassung, wovon die Ansicht des Aetna mit dem Theater von Taormina im Vordergrunde ein vortreffliches Beispiel, so sicher, und versteht sich daneben in kleineren Bildern so vorzüglich auf Feinheit der Ausführung und schöne Lichtwirkungen, daß er unter unseren heutigen Landschaftsmalern einen hohen Rang und eine jetzt leider selten erstrebte Stellung — als stilvoller Kompositeur — einnimmt. — A. Metzener tritt ihm in einem Blick auf Capri nahe; doch bleibt er in einer kühleren Farbenscala. — Karl Friedrich Lessing in Karlsruhe hat in einer Abendlandschaft und in einem Forsthause im Hochwalde nicht ohne gute Wirkung, wiewohl in etwas schwächlicher Färbung zu dem (freilich modificirten) Ton seiner romantischen Landschaften zurückgegriffen.

Fällt er so wieder in weit zurückliegende Töne, so liegt es nahe, von ihm den Uebergang zu dem noch in Düsseldorf waltenden und noch in alten Tonarten modulirenden Karl Hübner zu machen. Da der malerischen Qualitäten, trotz ersichtlichen Bemühens, in der Farbe den neuen Bestrebungen gerecht zu werden, in dem Bilde wenige erhebliche sind, so kann „Das Scherflein der Wittwe" nur als ein neues Tendenzbild aufgefaßt werden. Sein „Seltenes Familienglück" (die Geburt von Zwillingen in einem helgoländer Fischerhause) findet nur in sehr wenig zum Kunsturtheil kompetenten Damenkreisen Anklang, während sonst weder die spießbürgerlich witzelnde Auffassung, noch die flaue, zwar berechnete, aber geistlose Vortragsweise Anerkennung erntet. (Von dem Dresdener Julius Hübner kann nicht geredet werden.)

Von Düsseldorf her ist wie immer das Genrefach reich und gut und besonders durch drei Hauptmeister besetzt. Fangen wir jedoch zunächst bei den bedeutenderen unter den dii minorum gentium an, so hat sich Hermann Sondermann Anspruch auf Beachtung erworben. Sein „Festbraten", bei dessen Bereitung die ganze Familie vom Großvater bis zum jüngsten Enkelchen assistirt, und sein „Unwillkommener Freier", den, trotz Aeltlichkeit und röthlich schimmernder Perücke, vermuthlich ob des glücklichen Besitzes eines schuldenfreien

Digitized by Google

Hofes, dem jungen flotten Mädchen anzubieten von dem Vater eine starke, von Seiten der Mutter anscheinend richtig gewürdigte Zumuthung ist, sind sehr gut ausgeführte Bilder vom glücklichsten Humor. — F. Hiddemann, von dem jüngst ein Bild „Heimkehr aus Amerika" hier nicht unverdientes Aufsehen machte, insofern es solid komponirt und mit dem Streben nach tüchtiger koloristischer Wirkung gemalt war (freilich wirkte das Kolorit in geringer Entfernung schon eintönig und stumpf), schildert das Treiben preußischer Werber zur Zeit Friedrichs des Großen; aber es fehlt die Bewältigung des Stoffes. Ein so vollgestopftes Zimmer macht es unmöglich, die vielen interessanten und gut zur Darstellung gebrachten Einzelmotive genügend zur Geltung zu bringen. Kommt dazu noch eine schwere und trübe Färbung, so geht viel partieller Erfolg des redlichsten Bemühens im Ganzen verloren. — August Fernberg's bedeutendes koloristisches Talent verzettelt sich nach wie vor in karikaturartigen Späßen, in deren Dienst auch die Farbe gestellt wird. Das ist mitunter ganz pikant, oft aber auch lahm, selbst abstoßend, im Ganzen kein würdiges Feld der Arbeit.

A. Nicutowsky liebt Stoffe mit schwierigen psychologischen Momenten, wie in seiner „Heimkehr der Sieger" (Düsseldorfer Husaren). Seine jetzt ausgestellte „Episode aus dem polnischen Aufstande" (Bestattung eines vornehmen Gefallenen im tief verschneiten Tannenwalde, während weiter zurück ein Trupp Sensenmänner vorüberzieht) steht in der Feinheit der Charakterzeichnung und unmittelbarer Kraft des Eindrucks jenem Bilde gleich, übertrifft es aber in der Komposition und namentlich in der Farbe. Ganz neuerdings ist von ihm hier ein Bild bekannt geworden, das alle bisherigen in Schatten stellt, durch schlagende Wirkung, durch Schlichtheit und durch die Vollendung in der Handhabung der malerischen Mittel. Auf einem Landwege, wie ihn so dürftig und kahl nur die Mark darbietet, fährt ein alter Landmann und seine Gattin mit dem trübseligen Gespann langsam schleichenden Schrittes im einfachen Bretterfarge die Leiche des gefallenen Sohnes nach dem heimatlichen Dorfe. Ein Laubgewinde und der Helm schmücken die letzte Wohnung des Tapferen. Ein sonniger Himmel, so lachend und heiter, wie wenn die ganze Welt voll Freude wäre, ergießt seine freundliche Helle über die traurige Scene, kontrastirt wirkungsvoll mit dem tiefen Schmerz und harmonirt versöhnend mit der würdevollen Fassung der unglücklichen Eltern. Ein wunderbar ergreifendes Bild, das ohne jegliche Schwächlichkeit und Sentimentalität gerade durch seine erschütternde Ruhe und Objektivität einem unwillkürlich die Thränen in die Augen lockt.

Im Kolorit und in der Charakterschilderung sind auch C. M. Webb's „Erzürnte Spieler" trefflich; bedeutender jedoch Julius Geerts meisterhaftes Bildchen „Cernirt". Es stellt drei Knaben vor, die „Krieg spielen", und dabei ihre Gegner glücklich hinter eine Thüre manövrirt haben. Man sieht durch die Spalte einen sehr lebendigen Kopf und die improvisirte Fahne der kleinen Schaar, die aus dem dunklen Raum das Freie wieder zu gewinnen sucht. Aber die kleine Cernirungsarmee hält die Thüre fest zu, wobei ein wunderbar komischer kleiner Bursche den kommandirenden Offizier abgibt. Der Humor ist packend, die Farbe von vorzüglicher Schönheit.

G. Stever sollte sich mit seinem bescheidenen, aber freundlichen Talent vor Zersplitterung und zu großen Anläufen hüten und am besten wohl das Kostümbild kultiviren. Die von ihm unter Anderem gemalte Scene zwischen Adam van Noort und dem jungen Rubens, dessen Talent jener auf einer Art von Boden wie ein Bösewicht schleichend „entdeckt", stellt — abgesehen von ihrem malerischen Werth oder Unwerth — den kunsthistorischen Kenntnissen ihres Urhebers ein sehr zweideutiges Zeugniß aus.

Rudolph Jordan hat sich mit nicht durchschlagendem Erfolge auf einem neuen Gebiete versucht. Eine „Kräutersammlerin" und ein „Bücherwurm" sind als Pendants gearbeitete Chargen. Ueber die (schiefe) Komposition beider Bilder ließe sich rechten; der Latwergen Kochenden müßte wohl etwas mehr hexenartiger Charakter eignen, der welt- und selbstvergessen Lesende sollte sonderlicher und durch seinen Stand zu seiner Manie legitimirter erscheinen. In ihrem Zusammenwirken, mit der Nachhülfe der Katalogbenennung und bei der guten koloristischen Haltung machen die Bilder trotzdem keinen üblen Eindruck. In seinem eigentlichen Genre ist der Künstler viel matter; ein drittes Bild ist ganz so farb- und pointelos wie seine Benennung als „Genrebild".

W. Simmler's Treibjagdscene, die recht lebendig, aber wie all sein Jägerlatein nicht bildmäßig ist, erwähnen wir bloß, um in dem Stoffkreise derselben bleibend ein vortreffliches lebensgroßes Thierstück, eine Sauhatz von

Digitized by Google

C. F. Deiker mit guter Manier in dieser Reihe mit anführen zu können. Es ist dies eine ganz vorzügliche Arbeit, voll Leben und Wahrheit.

Christian E. Böttcher hat sich seit seinem glänzenden Debut mit der „Nacht am Rhein" (jetzt im Kölner Museum) fast gar nicht wieder bei uns vorgestellt, und sein „Landhaus am Rhein" oder „Familienglück im Schlosse", wie es bei Publikation in der „Gartenlaube" betitelt wurde, würde bei seiner schwächlichen Farbe und sehr mäßigen Zeichnung trotz der Behaglichkeit der Schilderung seinem Namen keine Beachtung erwirkt haben, aber er hat ein größeres ganz vortreffliches Bild ausgestellt, „Am Marktbrunnen einer rheinischen Stadt", Motiv von Bingen. Die architektonische Umgebung des Marktes ist sehr malerisch, ein Durchblick nach dem Rhein hinunter höchst wirkungsvoll, die Gesellschaft vor einem Wirthshaus und die Versammlung um den Brunnen jede einzeln hübsch komponirt und voll ansprechender Züge, die Abendbeleuchtung des Ganzen poetisch und effektvoll, die Farbe schlicht, aber mit Geschick und Verständniß behandelt: ein Sittenbild allerbester Art, in manchem Betracht dem Gemälde von Böttcher im Leipziger städtischen Museum verwandt.

B. Nordenberg's „Brautzug in Schweden" (seiner Heimat) hat etwas Gläfernes, fast Durchscheinendes in der Farbe, ist sonst aber freundlich und anmuthig. — Hubert Salentin, der auf seiner Künstlerlaufbahn besonnen und mit Erfolg fortschreitet und hier mehrere recht schöne Bilder zur Anschauung gebracht hat, ist auf der Ausstellung nur durch ein Bildchen „Vor der Wallfahrtskapelle" vertreten, welches in der Farbe trocken, aber im Ausdruck recht bezeichnend ist. — Glänzender hat sich Karl Lasch bethätigt. Ein verhältnißmäßig umfangreiches Bild von ihm schildert ein Polichinelle-Theater auf einem schwäbischen Jahrmarkt. Es ist ihm gelungen, durch eine Menge pikanter und hübscher Züge sofort in die Betrachtung der Einzelheiten hineinzuziehen, die verständlich und geschmackvoll gruppirt einen erfreulichen Eindruck zurücklassen. Die sentimentale Kläglichkeit der Verhältnisse in solchen unherschweifenden „Künstler"-Familien verfehlt natürlich nicht, ihre Rolle zu spielen, erhält aber in der lustigen Schaar der Zuschauer, von denen die Erwachsenen den Kindern in naivem Vergnügen an der kunstlosen Schaustellung kaum etwas nachgeben, kräftige, aussöhnende Gegengewichte. Das Ganze ist über das rechte Maß ausgedehnt, dadurch in der Komposition nicht genügend geschlossen, und über dem Detailliren sind die Dinge alle in den Vordergrund gekommen; eine wesentliche Schwäche, über die freilich die meisten Beschauer sich durch den anmuthigen Reichthum der Scene gern — oder unbemerkt hinwegtäuschen lassen.

Ein sehr freundliches Talent trat uns in C. Boecker entgegen. Sein „Gang zur Kirmeß" zeigt uns Bauernbursche und Mädchen Arm in Arm auf der Dorfstraße wandernd. Da begegnet ihnen der ehrsame Pfarrer des Dorfes, und bei der freundlichen Begrüßung hebt dieser neckisch drohend den Finger gegen den vordersten der Burschen, der an jedem Arm eine Dorfschöne führt. In dem Bilde waltet ein höchst glücklicher und gesunder Humor und ein trefflicher Schönheitssinn. Die Komposition ist fließend und angemessen reich an guten Nebendingen, die Technik von einfach schlichtem Reiz und natürlicher Sicherheit. Das Bild errang mit Recht einen durchschlagenden Erfolg.

Durch einen ganz enormen Fortschritt hat August Siegert überrascht. Die Genrebilder, durch welche er sich seit wenigen Jahren zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, ließen zwar ein schönes Talent ahnen. Die Situationen waren gut gewählt und scharf pointirt, die Anordnung verrieth Gewandtheit und Geschmack, und in den specifisch malerischen Theilen der Ausführung war ein tüchtiger, gesunder Sinn nicht zu verkennen. Dies gilt namentlich von seinem Hauptbilde, „Großmutter schläft" (nämlich während die Enkelchen sie vom Spinnrocken zur Mahlzeit abrufen wollen). Es fehlte aber die vollkommene Abrundung, jene letzte Vollendung, die an die Mühe der Erfindung und Gestaltung zu denken nicht nur nicht veranlaßt, sondern selbst verhindert. Es wäre vielleicht nicht gewagter gewesen, an der dereinstigen Erreichung dieses Höchsten zu zweifeln, als sie zu prognosticiren. Heute stehen wir ihr gegenüber. „Der Liebesdienst" heißt das reizvolle und liebenswürdige Bild, welches dem Museum zu Hamburg gehört. Während im Hintergrunde eine Gesellschaft tafelt, reicht die blonde Dienerin, die im Vordergrunde des Schenkenamtes wartet, dem an der Thüre Wache haltenden Hellebardier ein Glas Wein, das dieser schnell und heimlich leert. Die Scene ist so natürlich, momentan und frisch dargestellt, und Alles, Menschen und Dinge, so hübsch und ansprechend, dabei die malerische Darstellung, namentlich die Farbenhaltung und die schwierige Behandlung der Ferne von solcher Schönheit, daß schwerlich an der trefflichen

Digitized by Google

Mischung irgend etwas Erhebliches auszusetzen sein dürfte, sie vielmehr eine wirkliche, volle Befriedigung gewährt. Und so führt der Künstler, der sich ihnen mit dieser Arbeit fast an die Seite stellt, uns zu den drei Hauptmeistern der Düsseldorfer Genremalerei (Wilhelm Sohn ist diesmal unvertreten) hinüber.

Zu ihnen muß Karl Hoff wohl ohne Frage gerechnet werden. Denn wer sich in wenigen Jahren durch eine Reihe nur vortrefflicher, origineller und ansprechender Werke die Gunst des Publikums nicht nur, sondern auch den Beifall der wahren Kunstfreunde und Kenner hat erwerben können, der rangirt neben den Ersten. Noch haben wir sein hübsches Rococobild „coeur à tout" vor Augen, das ihm im Sturm die Herzen zuwandte. Mit seiner „Rast auf der Flucht" der vorigen Ausstellung wandte er sich mit höherem Anlauf dem Zeitalter Ludwigs XIV. zu und erntete einen noch stärkeren Beifall. Mit der heurigen „Unerwarteten Heimkehr" geht er an den Anfang dieser Periode zurück, wo das Kostüm noch malerischer, die Sitte noch freier war, und bietet ein Ganzes von höchstem Reize dar. Eine vornehme Gesellschaft sitzt im eleganten Salon beim reich besetzten Mahle, als ein jugendlich stattlicher Mann hereintritt, dessen Begleiter an der geöffneten Thüre zurückbleibt; während die reizende Gattin oder Braut des Heimgekehrten in seine Arme fliegt und ihm mit einem herzlichen Kusse — die in der darstellenden Kunst immer schwierige Situation trefflich behandelt! — begrüßt, erhebt sich die Gesellschaft theilweise oder sucht die erste Ueberraschung zu überwinden. Die Figuren sind durchaus meisterhaft, die Komposition vom leichtesten Flusse, die ganze Erscheinung von der feinsten Distinktion. Auch die Farbe, in geistreichster, doch nicht zu virtuos flotter Behandlung, hat große Schönheit, wenngleich sich vielleicht die Figurengruppe von dem dunkleren Hintergrunde zu kühl hell absetzt.

Bezüglich der beiden noch übrigen Düsseldorfer könnte sich vielleicht schon jetzt, wahrscheinlicher noch in der Zukunft ein lebhafter Streit erheben, welcher der Größere von ihnen sei. Wir wollen nicht unternehmen, diesen heiklichen Fall für die Kritik als gegeben zu behandeln und gar zur Entscheidung zu bringen; wir glauben nur, auf den Kunstverkehr der allerletzten Jahre blickend, das Faktum konstatiren zu dürfen, daß Benjamin Vautier's Arbeiten sich allgemeinen und gesteigerten Beifalls und fast rückhaltloser Zustimmung zu erfreuen gehabt haben, während die vielfach glänzenderen und deshalb auch stets von ihren Bewunderern mit lauterem Zuruf begrüßten Werke von Ludwig Knaus nicht selten zu erheblichen Bedenken Veranlassung gaben und von den besonneneren und kompetenteren Beurtheilern mit einer gewissen Zurückhaltung, mit einer Verklausulirung des Beifalls aufgenommen wurden. Daß auf der diesjährigen Berliner Ausstellung Knaus von Vautier bei dem für augenblickliche Blendung durch lebhaften Effekt nicht zugänglichen oder derselben wenigstens nicht nachhaltig unterworfenen Theile des Publikums in Schatten gestellt wird, ist unwidersprechlich.

Von Knaus sind zwei Bilder vorhanden, ganz dazu geeignet, viel von sich reden zu machen. Das eine gehört der (preußischen) Nationalgallerie und führt den Titel: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". Eine bürgerliche Gesellschaft im Rococokostüm tafelt im Freien, im Vordergrunde ist das Katzentischchen für die Kinder aufgestellt und bildet den Hauptgegenstand der Darstellung. An reizenden Köpfchen und Figürchen, an humoristischen und lustigen Motiven und Geberden, an einem großen Reichthum aller möglichen interessanten Einzelheiten fehlt es begreiflicher Weise nicht. Dazu müßte Knaus erst aufhören, er selbst zu sein. Kein Punkt des Bildes ist ohne eine besondere Anziehung. Aber mit einem Wort die Schwäche des Werkes zu bezeichnen, die sich je länger je mehr fühlbar macht: es fehlt die Naivetät. Man fühlt die Absicht in der Anhäufung der zahlreichen Züge; man empfindet einen Heimmschuh für rechte Natürlichkeit in dem unkindlichsten aller Kostüme; man sieht die berechnete Schaustellung einer beispiellosen Virtuosität in dem spielenden Hinsetzen unvermalter kleiner Pinseltupfen, die allerdings eine große Lebendigkeit zu Wege, aber sich auch an sich selbst, nicht bloß als Mittel zu sehr zur Geltung bringen. Im Terrain und in anderen Nebendingen wird das bis zur Ostentation getrieben, mit wie Wenigem es möglich ist, doch schon eine Wirkung zu erzielen. Allerdings ist Wirkung da, aber keine erfreuliche und befriedigende. Es verhält sich ähnlich wie bei dem Werk von Lasch, daß man den Genuß am Ganzen quittiren muß, um sich am Einzelnen noch zu erfreuen. Das Bedenklichste aber ist ohne Frage, daß sich den früheren Hauptbildern des Meisters gegenüber eine empfindliche Abkühlung des schlichten und herzlichen Gefühls bemerklich macht, eine verständige Ernüchterung sich eingestellt hat, die „auf Sen-

Digitized by Google

timents raffinirt"; wozu die Versetzung in die nur in der eleganten, geistreichen (oder besser witzigen), aber herzlosen haute volée genießbare und charakteristisch vorhandene Welt des Rococo als äußeres Beglaubigungs- und Bekräftigungszeugniß auffällig stimmt. Wollte man das erste Exemplar dieser Komposition (kleiner, im Kostüm der Gegenwart, im geschlossenen Raume, zu Wien 1868 ausgestellt) mit diesem zweiten zusammenstellen, der Unterschied würde grell in die Augen fallen.

Knaus' zweites Bild ist eine cause célèbre schon durch den Modus seiner Entstehung. Dr. Strousberg, um sein Familienbild von dem großen Meister gemalt zu sehen, bewilligte mit nababhafter Generosität kolossale Bedingungen, und Knaus malte das Bild in absolutem Geheimniß, das auch wohl nöthig war, denn sonst hätte es in den ersten acht Tagen zum guten Ton in Berlin gehört, das werdende Bild der Strousbergschen Familie gesehen zu haben. Jetzt tritt es fertig vor das ganze große Publikum, und — Alles stille! ja viel stiller, als die strengste Kritik objektiv als berechtigt zugestehen könnte, die natürliche Folge des Rückschlags, den die Enttäuschung der hochgespannten Erwartung erreicht hat. Und eine Enttäuschung ist es allerdings, die uns das Bild bereitet. Man durfte von demjenigen, den man seit lange als den ersten unter den lebenden Genremalern zu bezeichnen gewohnt war, eine ganz eigenartige und bedeutende Leistung erwarten, zumal wenn man sich erinnerte, mit wie außnehmendem Glück er sich in dem bekannten Ravené'schen Porträt bei einer einzelnen Figur seiner Qualität als Genremaler bewußt geblieben war. Hier, bei einer Gruppe zahlreicher Porträtgestalten lag doch noch bei Weitem mehr Veranlassung vor, durch eine genreartige Auffassung, durch ein Motiv, das Leben und Beziehungen in die Gesellschaft bringt, dem Werke eine Seele einzublasen. Wenn mehrere Personen, noch dazu in ganzen Figuren, vereinigt dargestellt werden, so muß ein bedeutender Künstler sie doch so erscheinen lassen, daß man sich vorstellen könnte, sie wären einmal in solcher Situation anzutreffen; und zwar, wenn es sich nicht etwa um Persönlichkeiten handelt, deren Sein und Wesen, Werth und Interesse in der Repräsentation aufgeht, darf die Situation nicht in einem bloßen Posiren und „Figur machen" vor dem Beschauer (oder dem Maler) bestehen. Hier aber ist nicht einmal dieses als Motiv der Gruppirung stichhaltig, denn dieselbe ist ohne Rücksicht auf einen vortheilhaften und angenehmen Eindruck, sei es des Ganzen oder des Einzelnen angeordnet. Um den pater familias (die einzige sitzende Figur im Bilde) ordnet sich eine leidlich wohl geschlossene Gruppe, an die dann auf der linken Seite nach einem klaffenden Riß zwei einzelne, gerade neben einander stehende jüngere weibliche Familienglieder rein äußerlich angeschlossen sind. Die Scene ist eine Gartenestrade, blühende Strauchgewächse bilden den Hintergrund. Die schlagende Aehnlichkeit und treffende Charakteristik läßt auch zu wünschen, die Ausführung geht nicht genug ins Feine. Dagegen ist die Behandlung einfacher, schlichter als in dem Gemälde der Nationalgallerie, vor Allem aber die eminent malerische Seite, die Farbenhaltung ganz unübertrefflich. Der Gesammtton geht so ganz aus der vollkommensten Harmonie der vielen einzelnen Farben und Töne hervor und ist so kräftig und tief, daß das Farbenbouquet wie in der Nähe so auch noch in sehr beträchtlicher Entfernung eine gleich vorzügliche klare und energische Wirkung übt. Nach dieser Richtung — und das ist das Erfreulichste an dieser Leistung — bezeichnet das Bild einen Höhepunkt in Knaus' künstlerischem Schaffen.

Als im Jahre 1867 ein Bild von Knaus, „Hoheit auf Reisen", unverkennbar die Spitze des Pariser Salons war, machte ihm ein französischer Kritiker das verfängliche Kompliment: Wenn ein Deutscher einmal Esprit hat, so hat er ihn gleich für die ganze Nation mit. Etwas Richtiges ist daran, Knaus hat etwas vom französischen Esprit — angenommen (denn der französische Esprit ist eine äußerliche Manier), vielleicht mehr, als für seine wesentlichen, so viel tieferen Qualitäten gut ist. Davon konnten wir uns einmal recht schlagend überzeugen, als wir das letztgenannte Bild, das in Paris unter Franzosen einen erfreulich deutsch gediegenen Eindruck machte, auf einer deutschen Ausstellung wiederfanden, wo es seines französischen, unruhig prickelnden Wesens wegen herausfiel. Es ist gewiß merkwürdig, daß ein Künstler mit französischem Namen und aus dem französischen Theil der Schweiz gebürtig ihm gegenüber die deutsche Ruhe und Gründlichkeit repräsentirt, und doch steht ihm Vautier immer ausgesprochener in dieser Weise gegenüber; Zeugniß dafür auch seine diesjährigen Bilder. Das eine freilich verräth einen Anklang an ein Knaus'sches Vorbild, klingt das Thema aber doch in wesentlich veränderter Weise nach. Auch Knaus führte uns vor einiger Zeit eine Alte mit Katzen vor, wie er denn

Digitized by Google

diese Thiere sehr liebt und sich mit Leichtigkeit zum neuen Katzen-Raphael erheben (?) könnte. Aber das hatte etwas Dämonisches, Hexenartiges, es war effektvoll gemacht — und gedacht. Bei Bautiers „List für List" geht es viel einfacher ab. Wir sehen eine Alte in ihrem malerisch ärmlichen ländlichen Interieur ihre gelbbunte Katze anlocken, während sie eine große Ruthe hinter dem Rücken verbirgt. Die Katze hat nämlich an einem Stück frischen Fleisches gemaicht, das am Boden liegt. Die Frau, die halb abgewendet vom Beschauer steht, spitzt den alten zahnlosen Mund, und man glaubt den lockenden Ton zu vernehmen, dem aber Miez diesmal mißtraut. Das ist von bannender Komik, und dabei so schlicht und ungesucht! und malerisch von welcher Vollendung!

Doch viel bedeutender ist natürlich sein größeres Bild „Der unterbrochene Streit". Zwei Bauernburschen, ein stattlicher, hübscher Bub' und ein rothhäriger roher Geselle sind in der Schenke heftig an einander gerathen. Heine möchte vielleicht wieder einmal „das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt"; unter den Anwesenden jedoch scheint „sie" wenigstens nicht zu sein. Der grobe Kerl ist blutig geschlagen und wird im Hintergrunde, noch tobend und drohend, von zwei guten Freunden hinausbefördert. Der Sieger, noch ganz Wuth und Verbissenheit, hat sich am Tische niedergelassen, theilnahmlos, noch nicht wieder recht bei sich; die Brust scheint zu fliegen, die Lippen zu beben. Vorsichtig und liebevoll tritt die ehrbare Mutter an ihn heran, ihn zu besänftigen. Drei junge Mädchen beobachten seitwärts außer dem Schuß, noch scheu und erschreckt, die Scene. Links sitzt ein biederer Dorfphilister ruhig bei seinem Trank, von dem ihn der ausgebrochene Lärm nicht hat aufstören können. Inzwischen ist der Mann des Gesetzes erschienen, dem der große dicke Wirth mit bezeichnender Handbewegung die Affaire klar macht. Zwei kostbar charakteristische Dorfgrößen bemühen sich, der Schilderung des Wirthes ihrerseits die nöthigen Lichter zu geben. Wie man sieht, eine figurenreiche Scene, und doch wie wunderbar klar durch die weise Benutzung des Raumes und der tieferen Pläne und die Anordnung kleinerer Gruppen, die doch enge Beziehung zu einander behalten. Das Schwierige bei solchen Stoffen liegt darin, daß sie eine humoristische und eine ernste Seite haben, von denen jene Neigung hat, ins derb Possenhafte überzuschlagen, diese in hohlem Pathos ohne Interesse zu endigen. Bautier hat wieder wie immer aus beiden Seiten Vortheil gezogen, ohne an einer von beiden drohenden Klippen zu scheitern. Er weiß durch einen scharfen Gegensatz sittlicher Individualitäten zu interessiren und dem Ernst eine höhere Weihe zu geben, und er verweist die Komik in die Einzelfiguren, die je nach ihrer Eigenthümlichkeit mehr oder weniger Schwierigkeit haben, zu dem ausgebrochenen Konflikt Stellung zu nehmen. Die psychologische Zeichnung hat hier den höchsten Grad der Feinheit erreicht. Die Behandlung ist von wahrhaft monumentaler Solidität, und die Farbe, trotz einer dem Künstler meist eigenen leichten Verschleierung wie durch eine dünne Staubschicht, gediegen, kraftvoll und harmonisch; nur nicht glänzend.

Auch die Historie ist von Düsseldorf vertreten, am erheblichsten durch ein ernstes, feierliches Bild von Albert Baur, dessen jedenfalls bedeutendes Erstlingswerk, die Ueberführung der Leiche Kaiser Otto's III. nach Deutschland, vor einigen Jahren viel übertriebenes Lob, aber noch mehr nicht verdienten Tadel geerntet hat. Jetzt stellt er christliche Märtyrer dar, die von den Ihrigen in weihevollem Trauerzuge aus dem Cirkus getragen werden. Zu der sittlichen Haltung und der trüben Stimmung der todesmuthigen Glaubenszeugen hat der Künstler mit sehr viel Geschick und Diskretion einen schneidenden Kontrast angebracht, indem er im Halbdunkel zur Seite eine Gruppe bacchischer Tänzer und Tänzerinnen, die demnächst im Cirkus das Volk ergötzen sollen, mit einem seltsamen Gemisch von Theilnahme und Hohn die Vorüberziehenden betrachten läßt. Das Bild, welches der Düsseldorfer Gallerie gehört, zeichnet sich durch ein tiefes wirkungsvolles Helldunkel aus, in dem die verklärte Gestalt einer weißgekleideten jugendlichen Märtyrin das höchste Licht auf sich gesammelt hat.

Ein gewisser Zweig der historischen Malerei ist fast eine monopolisirte Specialität der Düsseldorfer Schule: die Schlachtenmalerei und das ganze kriegerische Genre. Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun; aber auch wenn die Könige Siege erfechten, haben die phantasie- und gedankenlosen Hungerleider in der Kunst was zu malen, wenigstens uehmen sie es sich heraus. Aber nichts Erbärmlicheres als diese Gelegenheitsmaler, die, weil sie „dabei gewesen" sind, und dies Regiment und jener Kommandeur in einer schwachen Stunde wohl einmal eine gemalte Erinnerung seiner Großthaten um civilen Preis zu erstehen geneigt sein könnte, das Terrain abgrasen, so lange es geht. Dadurch kommt

Digitized by Google

ein Kunstzweig fast in Verruf, der nicht bloß schwierig, sondern auch sehr interessant ist. Aber freilich, bei Stoffen, die in lebendiger Erinnerung Aller leben, und bei denen jeder Uniformknopf, jede Terrainfalte kontrollirt werden kann und bei unserer realistischen Neigung und dem individuellen Werth speciell unserer Kämpfer auch kontrollirt wird, ist die Schwäche des Darstellers empfindlich, ja unleidlich; und während jedes gute Kriegsbild von den wirklich berufenen Meistern des Faches, die es aus Neigung und nicht bloß als Aktualität ergriffen haben, mit ungetheiltem Interesse betrachtet wird, erregt jede mangelhafte Schöpfung Ueberdruß und Widerwillen, und da ihrer leider die Mehrzahl ist, so schleppt sich das Publikum mit einem gegähnten „Schon wieder ein Schlachtbild" nach dem anderen durch die Säle. Doch vor den guten Bildern ist dergleichen fast nie zu vernehmen. Und allerdings, tiefsten Respekt vor Meistern wie Wilhelm Camphausen und Emil Hünten in Düsseldorf und Georg Bleibtreu in Berlin.

Namentlich Camphausen glänzt diesmal außerordentlich. Es kann hier auch von seinem kolossalen Reiterporträt Friedrichs des Großen die Rede sein, da er ihn als den Feldherrn auf dem Schlachtfelde dargestellt hat. Es ist eine monumentale Schöpfung von großartigstem Stil, ganz und gar in lapidarer Manier, gewaltig, solide, ernst durchgeführt. — Den jüngsten Kriegen ist von ihm ein treffliches Motiv in einer Episode des Gefechtes bei Nachod entnommen, der Eroberung einer österreichischen Standarte durch einen Offizier und einige Mannschaften eines preußischen Dragonerregiments. Die vier Reiter, die den schon zum Tode getroffenen Standartenträger umkreisen und „stellen", herausgehoben aus dem lebhaften Gefecht, das sie umtobt und sich bis zum fernen von Jägern besetzten Waldessaum hinzieht, Bewegungen, Ausdruck, Eifer bei der Sache, bitterer Ernst und blutiger Triumph, das drängt sich mit eminenter Lebenswahrheit und überzeugender Gegenständlichkeit der Bewunderung auf. Es ist wie das Leben; und doch hat die Kunst das Leben durch ihre versöhnende Verklärung erhoben. — Weniger dramatisch gespannt, wiewohl eigentlich als Moment bedeutsamer, ist und gibt sich dar die Begegnung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl auf der Höhe von Chlum am Tage von Königgrätz. Es liegt der ganze Schwung des errungenen Triumphes, des glücklichen Gelingens in den flott gegen einander galoppirenden Führern und den sie begleitenden Gruppen der Stäbe. Die kräftige Farbe ist besser als im vorigen Bilde. — Camphausen hat auch noch die Schwäche gehabt, die Ordensverleihung an den Kronprinzen auf dem Schlachtfelde zu malen. Das undankbare Motiv hat sich an dem Künstler gerächt. Die Abendstimmung ist schön, der König aber und namentlich der Kronprinz bedenklich trivial, um nicht mehr zu sagen. Die Verherrlichung solcher Höhepunkte des Etiquettedaseins sollte er den stofthungrigen „Kärrnern" ausschließlich überlassen, die sich nach Kräften um den ledernen Riemen gezerrt haben. Habeant sibi!

Hünten hat ein Kavalleriegefecht aus dem dänischen Kriege gemalt, dem fast nur ein Mittel- und Höhepunkt ähnlich dem in Camphausens Nachod fehlt, um gleich vortrefflich zu sein. — Auch ein Kavalleriegefecht von Konrad Freyberg zeugt von Talent.

Bleibtreu's großes Bild von Königgrätz (für die Nationalgallerie) ist wohl das Beste, was er bis jetzt geschaffen. Es ist vortrefflich bildmäßig arrangirt, gibt, was besonders schwierig und anerkennenswerth ist, den Eindruck des weit ausgedehnten gewaltigen Entscheidungskampfes, hat meist gute Motive für den Vordergrund und koncentrirt alles Interesse auf den König und seinen Stab, der ein wenig ins Bild hinein hält, und dessen einzelne Figuren sehr schön silhouettiren und in der nothwendiger Weise bei dem kleinen Maßstabe sehr allgemeinen Behandlung charakteristisch und pikant sind.

Von größeren Arbeiten dieses Genres erübrigt es noch, den Blücher nach der Schlacht von la Rothière von Feodor Dietz in Karlsruhe zu erwähnen, das hauptsächlich an Lebensgröße, dann aber auch an schwerem, düsterem Kolorit und oberflächlicher Charakteristik leidet.

In dem sogenannten Kriegsgenre, Scenen aus dem Soldatenleben im Felde, haben sich Christian Sell in Düsseldorf und Fritz Kaiser in Berlin, jener in geschickten Gruppen und Stimmungsbildern, dieser in Massenbewegungen und malerischem Farbenspiel des Kriegslebens, geachtete Namen gemacht und erhalten ihren Ruf aufrecht.

Bruno Meyer.

Nekrolog.

Creton, Professor, geschätzter Bildhauer, † am 26. Oktober, 81 Jahre alt.

Eigner, Andreas, Konservator der Augsburger Gemäldegallerie, geschätzt als Kenner und Restaurator von Gemälden, † in Augsburg am 18. November, 70 Jahre alt.

Digitized by Google

Fried, Heinrich Jakob, gefeierter Maler, Konservator des Kunstvereins in München, geboren 1802 in Landau, † am 1. November in München.

Rosonyi, Michael, bekannter ungarischer Musiker und Tondichter, † am 30. Oktober in Pest, 56 Jahre alt.

Pohl, Jeanne, geb. Eyth, großherzoglich sächsische Kammervirtuosin, vorzügliche Harfenspielerin, † am 25. Nov. in Baden-Baden.

Rékl, Joseph August, einst gefeierter Sänger und Operndirektor, verdient um die erste Einführung der deutschen Oper in London und Paris, vertrauter Freund Beethovens, † am 19. Oktober in Köthen, 87 Jahre alt.

Thäter, Julius Cäsar, einer der tüchtigsten Kupferstecher Deutschlands, Professor an der Kunstakademie in München und Konservator am königl. Kupferstichkabinet daselbst, † am 14. November in München im 67. Lebensjahre. Er war einer der bedeutendsten Vertreter des sogenannten Kartonstiches. Seine Hauptblätter sind Stiche nach Cornelius, Schnorr, Schwind.

Thun, Franz, Graf, Präsident des Dombauvereins in Prag und des böhmischen Kunstvereins, k. k. Kämmerer und Ministerialrath a. D., geboren am 13. Juni 1809, † am 22. November in Prag.

Weber, Otto, in Frankreich sehr bekannter Maler, geborner Berliner, fiel, in den Reihen der Mobilgarden kämpfend, in einem Gefecht vor Paris.

Neue Bücher.

Beethovens Brevier, herausgegeben von L. Nohl. Leipzig, Günther.

Beethovens Briefen, Aus. Von J. Schlüter. Leipzig, Engelmann.

Madonna van Loretto. Von S. Vögelin. Zürich, Orell.

Oelfarbe, über, und Conservirung der Gemälde-Gallerie durch das Regenerationsverfahren. Von M. v. Pettenkofer. Braunschweig, Vieweg.

Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils. Von H. Küster. Leipzig, Breitkopf.

Physik.

Hermann Helmholtz. Sind Gründlichkeit und Schärfe des Denkens, Umfang und Tragweite der Entdeckungen und Erfindungen, Wahrheitssinn und Furchtlosigkeit das als wahr Erkannte öffentlich zu verkünden, Maße für die Bedeutung eines Naturforschers, so steht hoch über allen Physiologen nicht bloß unserer Tage, sondern auch vergangener Jahrhunderte ein Deutscher: Hermann Helmholtz.

Jeder, der ihn kennt, beugt sich vor diesem Genius. Neidlose Bewunderung zollen ihm einstimmig die Fachgenossen; innigsten Dank sind, ohne es zu wissen, Hunderttausende ihm schuldig, deren Augen durch eine seiner größten Erfindungen von mannichfachen Leiden befreit wurden; mit Begeisterung hängt an ihm der strebende Jünger der Wissenschaft, welcher stolz ist sein Schüler zu heißen, und mit dem gespanntesten Interesse liest seine unsterblichen Werke ein jeder, der das Denken nicht scheut.

Das Leben dieses großen Mannes ist wenig bekannt. Auch bietet es nicht viel äußeren Wechsel, es ist ein ruhiges Forscherleben, das ohne besondere Unterbrechungen seit 22 Jahren akademischer Thätigkeit gehört.

Geboren wurde Hermann Ludwig Ferdinand Helmholtz am 31. August 1821 in Potsdam. Er absolvirte daselbst das Gymnasium, an welchem sein Vater Lehrer war, und trat im Jahre 1838 in das zur Heranbildung von Militärärzten gegründete medicinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin ein, welches durch seine strenge Disciplin und seinen militärischen Charakter sich wesentlich von der medicinischen Fakultät der Universität unterscheidet und deshalb auch Pépinière genannt worden ist. Wie in der Baumschule jeder Stamm nur nach einer Richtung zu wachsen gezwungen wird, so soll auch der „Pépin", wie man scherzweise den Zögling jener Anstalt bezeichnet hat, sich nicht wie der akademische Student vielseitig entwickeln, sondern nur Militärarzt werden. Helmholtz hat aber gezeigt, daß das Genie solche Schranken nicht achtet. Nach Ablauf des Quadriennium promovirte er 21 Jahre alt auf Grund einer anatomischen Abhandlung über das Nervensystem wirbelloser Thiere (De fabrica systematis nervosi evertebratorum, Berlin 1842). Diese seine erste Arbeit ist die einzige rein morphologische Untersuchung von Helmholtz, aber was alle seine Werke auszeichnet, findet sich schon hier, die Feinheit und die Schwierigkeit der Aufgabe, welche gelöst werden soll. Es handelt sich um den Nachweis einer anatomischen Verbindung der Bewegungsnerven mit den Gefühlsnerven durch das Mittelglied der Ganglienzellen. Da ein Reiz, z. B. ein Schlag auf den Fuß, das Zurückziehen des Fußes oder eine andere Bewegung zur Folge hat, so muß der die Erregung zum Gehirn fortleitende Gefühlsnerv in Verbindung stehen mit dem den Befehl zur Bewegung in die Fußmuskeln vom Gehirn fortleitenden Bewegungsnerven. Diese Verbindung hatte aber noch Niemand nachgewiesen. Unter den zarten Nervenfasern der Käfer, Spinnen, Krebse und vieler niederen

Digitized by Google

Thiere fand nun Helmholtz in der That solche, welche durch Ganglienzellen hindurchgehen, um sich zu anderen Ganglienzellen zu begeben. Er beobachtete auch den Ursprung der Nervenfasern an Ganglienzellen, was bei höheren Thieren erst ganz neuerdings mit den vervollkommneten Mikroskopen zu sehen geglückt ist.

Nach seiner Promotion wurde der junge Militärarzt Assistent an dem großen Berliner Krankenhause, der Charité. Hier blieb er ein Jahr, um dann ein Lustrum in militärärztlicher Thätigkeit zuzubringen, und zwar beim Gardehusaren-Regiment in Potsdam. Glücklicherweise blieb in dieser Stellung dem schon damals mit den ersten wissenschaftlichen Größen Berlins, mit Johannes Müller, Alexander von Humboldt bekannten, mit hervorragenden Mitgliedern der physikalischen Gesellschaft verkehrenden jungen Eskadrons-Arzt Zeit, seiner innersten Neigung zu folgen und seine wunderbar reiche Begabung zu entfalten. Er begann seine experimentellen und theoretischen Forschungen.

Schon 1843 hatte er eine Arbeit über das Wesen der Fäulniß und Gährung veröffentlicht (Archiv für Anatomie und Physiologie 1843, S. 453—462), in welcher eine Reihe von Experimenten über die Untauglichkeit geglühter Luft und elektrolytischen Sauerstoffs Fäulniß zu Stande kommen zu lassen beschrieben, und die Rolle, welche kleinste Organismen bei der Gährung spielen, erörtert wird, Untersuchungen von der größten Bedeutung für die Frage von der Urzeugung. 1845 folgte eine zweite chemische Abhandlung, und zwar über den Stoffverbrauch bei der Muskelaktion (ebendas. 1845, S. 72—83), in welcher zum ersten Male ein Unterschied der chemischen Zusammensetzung des ruhenden und des thätigen Muskels durch genaue Experimente nachgewiesen wurde. Diese von Späteren bestätigten Beobachtungen bilden den Anfang der jetzigen Muskelchemie. Selbst hat aber Helmholtz außer diesen beiden Untersuchungen keine chemische Arbeit veröffentlicht. Vielmehr vertiefte er sich in mathematisch-physikalische Studien. Es ist eine Thatsache, daß er, welcher von allen Mathematikern als vollendet mathematischer Kopf verehrt wird, niemals eine mathematische Vorlesung gehört hat. Er lernte die königliche Wissenschaft als Autodidakt beherrschen; ebenso fehlte ihm während der Studienjahre jede Gelegenheit theoretische Physik zu hören, und doch erschien plötzlich eine mathematisch-physikalische Abhandlung von solcher Vollkommenheit und so bahnbrechender Neuheit, wie sie die Wissenschaft höchstens ein- oder zweimal im Jahrhundert verzeichnet. Es ist der am 23. Juli 1847 in der Sitzung der physikalischen Gesellschaft zu Berlin gehaltene Vortrag über die Erhaltung der Kraft. Nur 72 Seiten umfaßt die kleine Schrift (Berlin, G. Reimer, 1847), aber sie ist nach Form und Inhalt geradezu monumental. Sie enthält den Nachweis des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, welches das allgemeinste von allen Naturgesetzen ist, „das Wirken sämmtlicher Naturkräfte in ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander beherrscht und eine ebenso große Bedeutung für unsere theoretischen Vorstellungen hat, als es für die technische Anwendung derselben von Wichtigkeit ist".

Während der revolutionäre Darwinismus die gesammte biologische Naturgeschichte wie mit einem elektrischen Funken zu neuem Leben erweckte, hat dieses konservative Princip von der Erhaltung der Kraft, der exakten Naturlehre einen ungeahnten Halt, einen unerschütterlich festen Boden gegeben, auf dem auch die Biologie schon anfängt ihr Riesengebäude aufzubauen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht". Und dieses gewaltige Gesetz entdeckte, ohne von den Arbeiten des Arztes Julius Robert Mayer in Heilbronn vom Jahre 1842 und 1845 und des Dänen Colding (1843) etwas zu wissen, auch mit denen des Engländers Joule erst später bekannt geworden, der junge Militärarzt in Potsdam selbständig; aber er entdeckte es nicht bloß, er begründete es auch weit besser als seine Vorgänger.

Wer, ohne gründliche physikalische Kenntnisse zu besitzen, dieses großartige Fundament der jetzigen Naturwissenschaft kennen lernen will, wird in dem sieben Jahre später veröffentlichten populären Vortrage von Helmholtz über die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik (Königsberg, Gräfe und Unzer, 1844, 43 Seiten) das Princip in faßlicher Weise auseinandergesetzt finden. Dem Laien, der dieses Schriftchen gelesen hat, fällt es wie Schuppen von den Augen.

Einzelne Früchte der außerordentlichen Gedankenarbeit, welche die Auffindung des großen Gesetzes erforderte, erschienen übrigens schon vor jenem Zeitpunkt, so ein Artikel über thierische Wärme mit besonderer Rücksicht auf die Frage, ob der lebende Thierkörper ebenso viel Wärme abgibt, als die Verbrennung und Umsetzung

Digitized by Google

seiner Nahrung erzeugt, im „Berliner encyklopädischen Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften“ und in „Fortschritte der Physik i. J. 1845, dargestellt von der physikalischen Gesellschaft in Berlin“ (S. 346). Hieran schließt sich in dem bereits genannten „Archiv“ (1848, S. 144—164) der Nachweis einer Wärmeentwickelung bei der Muskelaktion (ein Vortrag gehalten am 12. November 1847 in eben jener Gesellschaft). Diese drei Arbeiten sind für die Erforschung der thierischen Wärme maßgebend geworden.

Das Jahr 1848 bildet den Wendepunkt in Helmholtz' äußerem Leben. Er entschloß sich die ärztliche Praxis aufzugeben und die akademische Laufbahn zu ergreifen. Zunächst wurde er Prosektor an dem Anatomischen Institut zu Berlin, dessen Direktor, Johannes Müller, damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er hatte aber von der Physiologie sich nach und nach abgewandt und fast ganz der vergleichenden Anatomie gewidmet, so daß sein Prosektor durch persönlichen Verkehr mit ihm wissenschaftlich sehr wenig beeinflußt wurde. Ueberdies konnte dem mit den schwierigsten Aufgaben der exakten Naturforschung vertrauten, nunmehr 28jährigen Denker unmöglich eine solche Stellung auf die Dauer behagen. Er folgte daher gern 1849 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Physiologie nach Königsberg, wo er auch bald ordentlicher Professor desselben Faches wurde, sich verheirathete und bis 1855 blieb. Diese sechs Jahre sind trotz der namentlich anfangs sehr beschränkten Mittel in wissenschaftlicher Hinsicht unbegreiflich fruchtbar gewesen. Die Reihe der Entdeckungen beginnt mit einer der größten unserer Tage. Mit Hilfe von überaus sinnreichen Methoden zur Messung kleiner Zeittheilchen fand Helmholtz, daß eine gewisse Zeit vergeht, ehe die Erregung eines Nerven an dem einen Ende desselben am anderen Ende wirkt. Wenn man z. B. etwas berührt, so dauert es eine Weile, ehe die Berührung gemerkt wird, und wenn man eine Bewegung ausführen will, so vergeht eine gewisse Zeit von dem Moment an, in dem der Willensimpuls da ist, bis zum Beginn der Muskelzusammenziehung. Diese Zeit, welche die Empfindung, das Denken und das Wollen an feste Zahlen bindet und den alten Glauben an die unmeßbare Schnelligkeit des Gedankens als falsch erweist, hat Helmholtz in Bruchtheilen einer Sekunde genau gemessen und somit die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung im Nerven ermittelt, auch einige Bedingungen festgestellt, unter denen sie sich verändert. Die für alle Zukunft wahrhaft klassischen Arbeiten über diesen Gegenstand sind in dem mehrfach citirten Müllerschen „Archiv“ (1850, S. 71—73 und S. 276—364; 1852, S. 199—216) niedergelegt.

In weiteren Kreisen bereits bekannt ist die in diese Zeit fallende Erfindung des Augenspiegels, welcher die Betrachtung des Augenhintergrundes beim lebenden Menschen ohne die geringste Verletzung möglich gemacht und damit die Augenheilkunde mit einem Male so reformirt hat, daß sie jetzt der vollkommenste Theil der gesammten Medicin geworden ist. Es gibt schwerlich eine einzige Augenkrankheit, die nicht mit dem kleinen Instrument erkannt werden könnte, während man früher buchstäblich im Dunkeln tappte und nicht heilen konnte, weil man nicht wußte, was zu heilen war. Mancher hätte sich nach einer solchen epochemachenden Erfindung durch Patente oder selbst prakticirend in kurzer Zeit bereichert; Helmholtz, durchaus keiner begüterten Familie entstammend, begnügte sich in einer Broschüre (Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge, Berlin, Hirschwald, 1851, und „Ueber eine neue einfachste Form des Augenspiegels“ im Archiv für physiologische Heilkunde 1852, S. 827), seinen Fund Jedem zugänglich zu machen, so daß eine große Zahl von ähnlichen Augenspiegeln sofort nacherfunden wurde, die aber alle auf dem Helmholtzschen beruhen. In theoretischer Hinsicht nicht minder wichtig als der Augenspiegel ist übrigens das von Helmholtz erfundene Ophthalmometer, ein Augenmesser, das Instrument, mit welchem er die Ausdehnung einzelner Theile des lebenden Auges und die Veränderungen desselben beim Sehen in die Ferne und in die Nähe bestimmte (Archiv für Ophthalmologie 1854, S. 1—74).

Noch einer der größten Fortschritte auf dem Gebiete der Optik, und zwar der größte, dessen die Farbenlehre seit Newton sich zu erfreuen hatte, fällt in die Königsberger Zeit. Die Natur der Farbe, dieses schwankenden nicht beschreiblichen, nur empfindbaren lieblichen Scheines, war bis dahin von den Physikern ebenso wie von den Malern gänzlich verkannt worden. Helmholtz zeigte zuerst durch Reihen von scharfsinnigen Versuchen und Beobachtungen, deren Methoden allein, ganz abgesehen von den Ergebnissen, auf dem wirren Gebiete der Farben-

Digitized by Google

lehre eine wahre Erquickung bilden, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen der Mischung der Malerfarben und der reiner spektraler Farben des Sonnenlichts oder anderer mit dem Prisma zerlegter Lichtarten; er entdeckte z. B., daß Gelb und Blau gemischt bei diesen Weiß und nicht Grün gibt, und erklärt in durchsichtiger Klarheit die Gegensätze, die Uebereinstimmungen (Müllers Archiv 1852, S. 461—482, und Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie 1852, S. 501—523; 1855, S. 1—28, 205—211), ermittelte auch die äußersten Grenzen des Wahrnehmungsvermögens für sein hier wie in sehr vielen Fällen anderen weit überlegenes Auge. Des bekannten Sir David Brewster angebliche Zerlegung des Sonnenlichts wies Helmholtz als falsch nach.

Aber auf Nervenphysik und Optik beschränkte er sich in Königsberg nicht. Zwei höchst wichtige Arbeiten jener Zeit fallen in das Gebiet der Elektricitätslehre, die eine über die Dauer und den Verlauf der durch Stromesschwankungen inducirten elektrischen Ströme, die andere über einige Gesetze der Vertheilung elektrischer Ströme in körperlichen Leitern mit Anwendung auf die thierisch-elektrischen Versuche (ebendas. 1851, S. 505—540; 1853, S. 211—333, 353—377).

Außer diesen streng wissenschaftlichen Untersuchungen veröffentlichte Helmholtz während eines Aufenthaltes in Königsberg mehrere populäre Abhandlungen: eine meisterhafte Würdigung von Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten (Kieler Monatsschrift, Mai 1853), einen zum Besten von Kants Denkmal in Königsberg gehaltenen Vortrag über das Sehen des Menschen (Leipzig, Voß, 1855, 42 Seiten), in welchem sich bereits die Grundlinien der später ausführlich begründeten empiristischen Theorie des Wahrnehmens finden, und den schon erwähnten Vortrag über die Naturkräfte.

Nach sechsjähriger akademischer Thätigkeit in der Vaterstadt Kants, dessen Werke auf Helmholtz inzwischen mächtig gewirkt und den physiologisch-mathematischen Physiker auch philosophischen Problemen zugewendet hatten, übersiedelte er, nun 34 Jahre alt und hohen wissenschaftlichen Ansehens sich erfreuend, als ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie und Direktor des anatomischen und des physiologischen Instituts nach Bonn. Eine solche Vereinigung der beiden Professuren ist jetzt glücklicherweise nicht mehr üblich. Auch blieb Helmholtz nur drei Jahre, von 1855 bis 1858, in dieser Stellung, welche drohte die zu der eigenen Forschung erforderliche Zeit durch übergroße Lehrthätigkeit zu beeinträchtigen. Doch fallen grade in diese Jahre die Anfänge der beiden größten Werke des rastlos schöpferisch thätigen Mannes. 1856 erschien die erste Lieferung der „Physiologischen Optik" und in demselben Jahre die erste akustische Untersuchung, und zwar über die Kombinationstöne (Poggendorffs Annalen Bd. 99, S. 497—540). Die dichtverhüllten Geheimnisse und die unbeschreiblich anziehenden Reize des Auges und des Ohres, der beiden edeln Sinne, welche allein die geistige Welt mit ihren Unendlichkeiten dem Menschen erschließen und die körperliche Welt in ihrer ganzen Herrlichkeit ihm zeigen, haben seitdem nicht aufgehört den gigantischen Intellekt des genialen Forschers zu beschäftigen. Die „Optik" wurde nach zehnjähriger, die „Akustik" nach achtjähriger Arbeit vollendet. Erstere, den neunten Band von Karstens „Encyklopädie der Physik" bildend, führt den einfachen Titel „Handbuch der physiologischen Optik" (Leipzig, Voß, 1867, 874 Seiten mit Atlas). Das in diesem Werke niedergelegte thatsächliche Material ist ein ungeheures. Noch mehr aber als die Ueberfülle neuer Beobachtungen und Versuche, als die gewissenhafte Experimentalkritik, als die erstaunliche historische Gelehrsamkeit dieses die physiologische Optik bis in das graue Alterthum zurückverfolgenden Werkes imponirt die logische Kraft, mit welcher die höchsten philosophischen Fragen, so weit sie die Lehre von der Sinnenthätigkeit berühren, dargestellt, beurtheilt, vielleicht sogar zum Theil geschlichtet und die mathematischen und physikalischen Beweisführungen erdacht und durchgeführt, die empiristische Theorie des Sehens begründet und die Lehre von der specifischen Energie der Sinne im Geiste Kants verfolgt werden.

Diese Leistung ist eine für immer bleibende. Und zwar bildet sie nicht bloß einen Meilenstein, ein Denkmal der Wissenschaft, welches ankündigt: so weit ist die Erforschung des Auges und des Sehens in zwei Jahrtausenden gelangt, sondern sie ist zugleich ein Wegweiser, welcher der weiteren Forschung angibt, welche Richtung einzuschlagen ist, welche Fragen zunächst zu erledigen sind, und welche Früchte man erhoffen darf.

Anderer Natur, aber nicht minder großartig ist das zweitgenannte Werk über das Hören. Es führt den Titel „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" (Braunschweig,

Digitized by Google

Vieweg, 1863, 600 Seiten; 2. Ausg. 1865; 3. Ausg. 1870, 639 Seiten). Hier werden mit den feinsten Hilfsmitteln, den scharfsinnigsten Methoden und dem glänzendsten Erfolge die Veränderungen des Ohres beim Hören aufgedeckt. Hier schufen die Entdeckungen eine neue Wissenschaft: die physiologische Aesthetik. Helmholtz fand, daß im Ohre eine jede noch so verwickelte Klangmasse in einfache Schwingungen zerlegt wird, und eine Klaviatur von einigen tausend Tasten gestattet ebenso viele solcher einfachen Töne wahrzunehmen, indem bei jedem reinen Tone nur eine derartige Taste mitschwingt und so den Hörnerv erregt, stark, wenn der Ton laut, schwach, wenn er leise angegeben wurde. Ertönt aber ein musikalischer Klang gleich stark von zwei verschiedenen Instrumenten, so unterscheidet das Ohr die beiden Klangfarben durch die Zahl und Stärke der mit dem Grundton zugleich erklingenden harmonischen Obertöne. Nachdem er dieses gefunden, wurde es Helmholtz möglich das von Pythagoras den Jahrhunderten aufgegebene Räthsel zu lösen, wie es kommt, daß die Schwingungszahlen der Klänge, welche Konsonanzen bilden, immer im Verhältniß kleiner ganzer Zahlen zu einander stehen. So wird in diesem Werk zum ersten Male das Gesetz des Schönen der physikalischen Analyse unterworfen, und das Vorrecht der Kunst, die Freiheit des Tondichters, wird an starre Zahlen gekettet. Helmholtz erfüllte ein bedeutsames Wort Goethe's, welcher im Jahre 1808 (Farbenlehre S. 750) schrieb: „Darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen". Er zerstörte aber nicht, er machte durchsichtig.

Die Lehre von den Tonempfindungen ist im Gegensatz zu der streng wissenschaftlichen physiologischen Optik in einer jedem Musikfreunde bei einiger Aufmerksamkeit verständlichen Sprache geschrieben. Wissenschaftliche Mittheilungen für einen engeren Leserkreis sind in 18 Beilagen besonders gedruckt. Außerdem finden sich einzelne Theile der umfangreichen Untersuchungen, auf denen sich schließlich das Lehrgebäude der Tonempfindungen sowohl als das der physiologischen Optik aufbaute, in mehreren Zeitschriften zerstreut, so in den „Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn" (1856 und 1858) über die Tartini'schen Töne, die Erklärung der stereoskopischen Erscheinung des Glanzes, die subjektiven Nachbilder, dann in Poggendorffs „Annalen der Physik und Chemie" über das Telestereoskop (1857, S. 494), über musikalische Temperatur (1861, S. 87), zur Theorie der Zungenpfeifen (1861, S. 321), in dem „Holländischen Archiv" von Donders (1858, S. 354) über die Vokale, in Gräfe's „Archiv für Ophthalmologie" (1863, S. 153) über die normalen Bewegungen des menschlichen Auges und das neue Princip der leichtesten Orientirung, namentlich aber in den „Verhandlungen des naturhistorisch-medicinischen Vereins zu Heidelberg" von 1859 an. Dieser letzteren Gesellschaft theilt Helmholtz seine Untersuchungen in Vorträgen mit, seit er in Heidelberg lebt.

Er hatte, früh verwittwet, im Jahre 1858 Bonn verlassen, um in Heidelberg die ordentliche Professur der Physiologie zu bekleiden. Hier gründete er sich mit seinen Kindern eine neue Heimat, verheirathete sich wieder, und zwar mit der geistvollen Tochter des ehemaligen Bundestagsgesandten von Mohl, und erhielt von der badischen Regierung ein stattliches Laboratorium im sogenannten Naturpalast, in dem bereits eine Reihe von trefflichen physiologischen Arbeiten unter seiner Leitung von jüngeren Kräften ausgeführt wurden. Es kamen nun zahlreiche Ehrenbezeugungen mannichfaltigster Art von allen Seiten, Titel, Orden, besonders aber Ernennungen zum Ehrenmitgliede, Mitgliede und Korrespondenten gelehrter Körperschaften im In- und Auslande. Die Akademie der Wissenschaften in Paris kam zuletzt (1870).

Ein bekannter französischer Schriftsteller hatte in einer wissenschaftlichen Zeitschrift der Akademie ihres langen Zögerns wegen Vorwürfe gemacht, sie stehe vor der ganzen Welt im schlechtesten Lichte da, wenn sie noch länger zaudere, Helmholtz, den ersten Naturforscher des Jahrhunderts, in ihren Verband aufzunehmen, und fügte hinzu:

> Rien ne manque à sa gloire,
> Mais il manque à la nôtre!

Es war ein Franzose, der das schrieb. Und endlich holte die Akademie das Versäumte nach.

Die Früchte der Heidelberger Thätigkeit sind jedoch erst zum Theil genannt worden. Eine der bedeutendsten Abhandlungen, welche jemals geschrieben wurden, ist die über Integrale der den Wirbelbewegungen entsprechenden hydrodynamischen Gleichungen (Crelle's Journal für Mathematik 1858, S. 25), welche die Atomen-

Digitized by Google

lehre zu reformiren bestimmt scheint. Sodann in den „Sitzungsberichten der Wiener Akademie" eine eminente Untersuchung über die Reibung tropfbarer Flüssigkeiten und ebenso im „Archiv für die gesammte Physiologie" (Bonn 1868, S. 1) eine Arbeit über die Mechanik der Gehörknöchelchen und des Trommelfells und in der neuesten Zeit ein außerordentlich wichtiger Aufsatz über die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie (in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1869). Außerdem aber sind noch viele kleinere Arbeiten, wissenschaftliche und populäre, in den letzten Jahren erschienen, so über die Wirkung einiger Muskeln (Medicinische Centralzeitung 1857, S. 11), Wärme bei der Muskelthätigkeit (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1863, S. 18), Vokale (Heidelberger Jahrbücher der Literatur), den Horopter (Archiv für Ophthalmologie, Bd. X, 1, S. 1—60), das Muskelgeräusch (Berliner Akademische Monatsberichte 1864, S. 307), die Fortpflanzung der Erregung im Bewegungsnerven des Menschen (ebendas. 1867, S. 228). Besonders reich an Helmholtzschen kleineren Mittheilungen sind die erwähnten „Verhandlungen des Heidelberger naturhistorisch-medicinischen Vereins" der letzten zehn Jahre, dann auch die „Tageblätter der Naturforscherversammlungen", z. B. die von Bonn 1857, von Gießen 1864, von Speyer (wo Helmholtz die sämmtlichen anwesenden Fachmänner aufforderte, sich zu erklären, ob sie für oder gegen den Darwinismus seien, und es sich ergab, daß Niemand dagegen war), von Innsbruck 1869. Letztere enthalten auch einen matten Abglanz des erhabenen Vortrags über die Entwickelung der Naturwissenschaften, mit welchem Helmholtz unter rauschendem Beifall die Naturforscherversammlung eröffnete, indem er auch der Freiheit des Forschens nach jeder Richtung warme Worte gab. Andere populäre Vorträge über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Gesammtheit der Wissenschaft, eine Rektoratsrede vom 22. November 1862 und über Eis und Gletscher (gehalten im Februar 1865 in Frankfurt a. M.) erschienen mit zwei früheren zusammen in einem besonderen Heft (Braunschweig 1865).

Auch an polemischen Mittheilungen fehlt es in der ausgedehnten literarischen Thätigkeit von Helmholtz nicht: er wandte sich siegreich gegen Clausius, gegen Brewster, gegen Hering und widerlegte ganz neuerlichst den französischen Mathematiker Bertrand, der ihn angegriffen hatte, von Grund aus.

Ein Rückblick auf die Leistungen des großen Forschers, welche hier kaum alle in verständlicher Weise aufgezählt werden konnten, so viele sind ihrer und so schwierig lassen sie sich meist mit wenig Worten bezeichnen, gibt keinen Zusammenhang der wissenschaftlichen Thätigkeit mit dem äußeren Leben zu erkennen. Das letztere bot in keiner Weise Veranlassung zu den grandiosen Schöpfungen. Helmholtz wurde schon in seiner Jugend von Fachgenossen wenig beeinflußt, und es ist wahrscheinlich, daß seine jetzige außerordentliche Selbständigkeit des Urtheils, seine klare Ursprünglichkeit, die Kühnheit seiner Ideen und seine unerhörte Denkkraft sich hauptsächlich deshalb so voll und herrlich entwickeln konnten, weil nicht zu viel an ihm in seiner Jugend erzogen worden ist. Helmholtz ist Autodidakt.

Aber auch eine chronologische Uebersicht der sämmtlichen Helmholtzschen Schriften ohne Rücksicht auf Aeußerliches zeigt kein eigentliches stufenweises Fortschreiten vom Einfacheren zum Verwickelten in gerader Linie. Denn, einige Jugendarbeiten abgerechnet, beginnt die Reihe sogleich mit der vollendeten Darstellung des Princips von der Erhaltung der Kraft. Und wenn man die späteren Werke, eines auf das andere zurückführend, in solche, die das Auge, und solche, die das Ohr betreffen, eintheilen wollte, so bleiben doch eine Reihe von eminenten rein physikalischen und mathematischen Untersuchungen aus weit auseinander liegenden Zeiten ganz isolirt, die auch unter sich keinen sachlichen und keinen äußerlichen Zusammenhang darbieten Nur Weniges läßt sich auf eine Anregung durch die hinterlassenen Papiere des kürzlich verstorbenen Göttinger Mathematikers Riemann zurückführen. Was alle jene großen Leistungen veranlaßte, läßt sich nicht einmal vermuthen. Es ist indeß nicht zu vergessen, daß kleine Alltäglichkeiten, an denen der gewöhnliche Mensch achtlos tausendmal vorübergeht, wenn sie das Genie mit seinem Zauberstab berührt, leicht Keime zu großen Entdeckungen werden, und Helmholtz zeichnet sich als Beobachter vor allem dadurch aus, daß er, was Andere gar nicht sehen, einer aufmerksamen Betrachtung würdigt, so namentlich den früher fast allgemein vernachlässigten subjektiven Antheil einer jeden Wahrnehmung.

Will man von kleineren Arbeiten absehend den Charakter der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses größten deutschen Naturforschers mit einem Worte bezeichnen, so ist er ein durch und durch physikalischer. Auch die Physiologie ist ihm recht eigentlich angewandte Physik, Physik des Lebendigen. Da nun Helmholtz diejenigen Theile

Digitized by Google

der Physiologie, welche bis jetzt einer physikalischen Behandlung fähig waren, nach fast allen Seiten durchgearbeitet und für die Zukunft gleichsam gepanzert hat, ist es begreiflich, daß die zu einer exakten Behandlung wegen Mangels an Thatsachen noch nicht reifen Abschnitte der edeln Wissenschaft ihn nicht in gleichem Grade anziehen können und er nicht ungern die Professur der Physiologie in Heidelberg aufgibt, um in Berlin eine solche der Physik zu übernehmen, nachdem frühere Rufe, z. B. nach Wien und 1868 nach Bonn, von ihm abgelehnt worden.

Helmholtz wird in dem größeren Wirkungskreis, der in kurzer Frist sich ihm eröffnen soll, den Ruhm der Berliner Universität mächtig erhöhen und die Zahl Derer, die den Denker mit dem gewaltig breiten Haupte und den unbeschreiblich bezaubernden Augen verehren, wird von Tag zu Tag zunehmen. Helmholtz spricht zwar nicht viel, aber wenn er etwas sagt, so ist es lauter wie Gold, und er liebt seine Mitmenschen, denen er ein Apostel der Wahrheit geworden und deren Veredelung sein höchster Beruf ist. P.

Nekrolog.

Morren, Auguste, Professor der Physik, Dekan der Faculté des sciences in Marseille, † daselbst Anfangs November.

Neue Bücher.

Elektricität, Wärme, Licht. Von L. v. Wedelstedt. Berlin, Lüderitz.

Experimentalphysik, Vorschule derselben. Von A. F. Weinhold. 1. Thl. Leipzig, Quandt und Händel.

Geographie.

Die Bulgaren, ihr Streben und ihre Bedeutung. I. Wenige Nationen der großen südslavischen Völkerfamilie verdienen mehr die Aufmerksamkeit Europa's als die Bulgaren, obwohl gerade über sie zum Theil recht irrige Ansichten verbreitet werden, wenn einmal der auf ihnen ruhende Schleier ein wenig gelüftet wird. Nicht alle Schriftsteller lassen, wie Ami Boué, Blanqui, Butzer, Kanitz und Brennecke, ihre Feder bloß von Humanitätsrücksichten leiten. Russische Berichte sind ebenso wie neugriechische mit Vorsicht aufzunehmen, ganz unzuverlässig hingegen sind die englischen. Daß die Bulgaren berufen sind, noch einmal in der orientalischen Frage eine große, ja vielleicht die wichtigste Rolle zu spielen, darüber ist man jedoch in neuerer Zeit ziemlich einig geworden, es kreuzten sich ja auch seit Jahrzehnten die geheimen Arbeiten Frankreichs und Rußlands auf dem Gebiete der Bulgaren. Die zukünftige Bedeutung dieses Volkes läßt sich aus seiner Vergangenheit ersehen — die manches Blatt der Geschichte füllt — und aus der Beschaffenheit seines Landes sowie der des Volkes selber. Sind wir bei den Slovenen (vergl. VI. Bd., S. 71) aus Mangel an nationaler Geschichte in Verlegenheit, Mittheilungen zu geben, so tritt uns bei den Bulgaren ein solcher Ueberfluß entgegen, daß uns das Abwägen des Werthvollsten hier fast noch mehr Verlegenheit bereitet, wie dort der Mangel, weil der begrenzte Raum eines Aufsatzes nicht das enthalten kann, was große Bücher umspannen.

Betrachten wir zunächst das Land der Bulgaren. Unter Bulgarei versteht man gewöhnlich nur das Gebiet, welches den Alten als Moesia inferior bekannt war und nördlich von der Donau, südlich vom Balkan, westlich vom Timok und östlich vom Schwarzen Meer begrenzt wird. Das bulgarische Sprachgebiet reicht aber thatsächlich viel weiter, nämlich nach Westen bis zu Prischtina beim Amselfelde (Kossowo-Polje auf slavisch), nach Südwesten bis zur oberen Tscherna (Kara-Sfu türk.) und dem Ostrowo-See. Dieses westliche Gebiet ist jedoch nicht mehr rein, indem die Bulgaren dasselbe mit den wilden und unstäten Albanesen theilen müssen, die nach Osten bis an die bulgarische Morawa, den oberen Wardar und mittleren Kara-Sfu (so weit er nach Norden strömt) wohnen. Nach Süden wohnen Bulgaren, jedoch stark mit Griechen durchsetzt, vom Ostrowo-See nach Osten über Petrowitsch und Newrekop bis zur Mesta (dem Nestus der Alten), dann diesem Flusse zu beiden Seiten fast bis ans Meer folgend, hierauf in einiger Entfernung vom Meere immer ostwärts bis in die Nähe der Mariyamündung. Von da springt das bulgarische Sprachgebiet zurück nach Nordwesten, indem es die Mariyaebene bis hinauf nach Philippopel Griechen und Türken überläßt, aber das Rhodopegebirge festhält, welches die

Digitized by Google

Bulgaren jedoch zur Sommerszeit mit türkischen und tatarischen Wanderhirten theilen müssen. Von Philippopel geht das bulgarische Element erst einige Meilen nördlich, dann aber ostwärts nach dem Schwarzen Meere auf die Bucht von B'rgaß (Burgas) zu, doch ist der Zipfel zwischen der Tundscha und dem Meere einerseits sowie Karinabád und Kyrk-Kilissé andererseits sehr stark mit Bulgaren durchsetzt. Von B'rgaß*) zieht sich die Grenze der kompakten bulgarischen Nationalität nordwärts am Meere entlang nach Warna und von da den Taban-Deré (Sohlenfluß) hinab zur Donau nach Silistria. Was östlich vom Taban-Deré liegt, nämlich die Dobrudscha (ein Theil von dem Klein-Skythien der Alten), ist gemischtes Sprachgebiet, in welchem das Bulgarische je weiter nördlich um so dünner gesäet ist. Den Hauptbestandtheil bilden dort zunächst die Tataren, einen großen Bruchtheil die eingewanderten russischen Sektirer, und neben den Rumänen erst die Bulgaren. In allen Küstenstädten des Schwarzen Meeres, also auch in denen der Dobrudscha, ist das griechische Element stark vorwiegend. In dem westlichen Winkel, zwischen Widdin an der Donau und dem Timok sind die Rumänen fast zahlreicher als die Bulgaren, und längs der Donau sowie in dem Lande südlich von Serbien sind seit der Auswanderung der Tscherkessen aus Rußland eine Menge Kolonien dieser räuberischen Nation angesiedelt, während in den letztgenannten Distrikten in der Nähe von Nisch (Nissa) ca. 50,000 muhamedanische Serben und Tscherkessen eingenistet worden sind.

In alter Zeit reichte das bulgarische Sprachgebiet südlich bis an das Aegeïsche Meer, und zwar überall auf der ganzen Strecke von der Maritzamündung bis nach Thessalien; nur die Seestädte blieben auch damals griechisch. Auch das jetzige Griechenland war einst von Bulgaren überschwemmt, die dem nördlichen Theile den slavischen Namen Livadia (Wiese) und dem Peloponnes den Namen Morea (im Meer) gaben. Die Städte blieben jedoch griechisch und von ihnen aus gewann das Griechenthum wieder die Ueberhand, doch sind die Physiognomien der Gräcisirten slavisch geblieben — echte Griechen findet man nur auf Kreta. Wo jetzt Bulgaren mit Albanesen zusammen wohnen, hausten früher in den Thälern und fruchtbaren Strichen nur Bulgaren, auch noch weiter westlich, nämlich über Ochrida hinaus, ja theilweise bis an das Adriatische Meer saßen Bulgaren in den Thälern. Die Albanesen begnügten sich als Hirtenvolk mit den Bergen und nennen sich deshalb selber Schypetaren, d. h. Bergbewohner. Im Thessalischen hausten auf den unzugänglichen Bergen die Tzintzaren, d. h. Rumänen, welche man auch, zum Unterschiede von den Donau-Rumänen, die hinkenden oder Kutzo-Wlachen nannte (wlach oder wloch bedeutet im Slavischen ein Wälscher).

Die ganze Balkanhalbinsel bis auf den südöstlichen Theil Thraciens stand vorübergehend unter bulgarischem Scepter, selbst Dalmatien, Bosnien, Serbien, Syrmien, Rumänien und alles Land südlich von der Theiß gehörte einst zu diesem großen Reiche, an dessen Untergang Byzantiner, Ungarn, Serben und Russen unermüdlich arbeiteten, dessen Sturz aber doch erst die Türken bewirkten.

In dem jetzigen bulgarischen Sprachgebiet wohnen eine Menge Menschen — mindestens der vierte Theil der Gesammtbevölkerung —, die man fälschlich als Türken bezeichnet, weil sie Muhamedaner sind. Diese Leute sind mit wenigen Ausnahmen die Nachkommen der Renegaten bulgarischen Stammes, sie sprechen auch unter sich bulgarisch, doch mengen sie dasselbe gern mit türkischen Worten, und sie sind meistens im Stande mehr oder minder gut türkisch zu sprechen. Sie nennen sich niemals Bulgaren — denn diese Bezeichnung ist gleichbedeutend mit Christ —, aber auch nicht Muhamedaner, da dies nicht gebräuchlich ist, sondern Osmanen oder noch häufiger Türken. Letzteren Namen erhalten sie von ihren unterdrückten christlichen Stammesgenossen stets. Am dichtesten wohnen diese sogenannten Türken in den Städten und größeren Dörfern beisammen, überhaupt findet man sie selten vereinzelt; doch sind nicht bloß Städte, sondern auch ganze Landschaften von ihnen vorwiegend bevölkert, so z. B. der Deli-Orman (der verrückte Wald), der sich in dem weiten Gebiete zwischen Ruschtschuck, Silistria, Warna und Schumla ausdehnt. Außer diesen Pseudo-Türken gibt es aber wirkliche Osmanen und Tataren unter den Bulgaren. Die ersteren sind entweder Ewladi Fatihan (Kinder der Eroberer) oder Nachkommen der Reiterlehenbesitzer und dann große Grundherren, oder Beamte und eingewanderte Handwerker, Kaufleute ꝛc. türkischen Stammes. Die Tataren wurden von den Sultanen dort ange-

*) Wo wir einen Apostroph setzen, da schreiben die Bulgaren ъ, d. h. einen Laut, der halb wie i und halb wie ö klingt, weil er so kurz hervorgestoßen wird, daß man ihn kaum hört.

Digitized by Google

siedelt, damit man sie besser in der Hand hatte. — Alles in Allem genommen mag es 8 Millionen bulgarisch redender Menschen in der Türkei geben, und von diesen wären etwa 6 Millionen Christen. Eine Zählung hat noch nicht stattgefunden, und aus den Steuerlisten erfährt man nichts Sicheres.

Die Landkarten geben keinen Aufschluß über die ethnographischen Verhältnisse des Landes, denn sie enthalten fast nur amtliche Namen von Orten, Flüssen, Bergen ꝛc. und diese sind entweder echt türkisch oder türkisirt, da nur wenige Benennungen sich in ihrer ursprünglichen Form erhalten haben und von den Türken beibehalten wurden. Darum finden wir auf den Karten so häufig jengi und eski statt nova und stara (neu und alt), ak und kara statt bjela und tscherna (weiß und schwarz), ssu und deré statt woda-rjeka und potok (Wasser, Fluß und Bach), kütschük und büjük statt malo und veliko oder gólaama (klein und groß), hissar und palanka statt grad (befestigter Ort), schehr und kjöi statt warosch und sselo (Stadt und Dorf) ꝛc. Darum finden wir inmitten slavischen oder griechischen Sprachgebietes die Bezeichnungen dagh (Berg), tepé (Hügel), balkân (Gebirge), gjöll (See), owá (Ebene), bungár (Quell), kjöprü (Brücke), kapú (Thor) ꝛc., Bezeichnungen, die im Slavischen wesentlich anders lauten. Wir erwähnen dieser Thatsachen nur, um der vielfach vorkommenden irrigen Ansicht entgegenzutreten, daß die allgemeiner bekannten geographischen Namen der europäischen Türkei denjenigen Sprachen entnommen sind, welche in ihrer unmittelbaren Nähe gesprochen werden. Dies trifft nur zum kleinsten Theile zu, nämlich da, wo wirkliche Türken in Massen beisammen wohnen.

Was die bulgarische Sprache betrifft, so steht diese unter allen slavischen als vereinzelt da, derartig weicht sie von den anderen ab. Sie verhält sich zu diesen etwa so, wie die jüdische Volkssprache zu den übrigen skandinavischen Idiomen, d. h. sie ähnelt ihnen im Wortschatze, aber nicht in der Grammatik. Das Bulgarische hat einen bestimmten und einen unbestimmten Artikel, und zwar mit dreifacher Geschlechtsform, während die übrigen slavischen Sprachen gar keinen Artikel haben; die bulgarische Deklination ist ebenfalls von derjenigen der anderen verschieden und sehr einfach; den Zeitwörtern fehlt der Infinitiv, die Betonung ist ganz eigenthümlich, abgesehen von anderen Besonderheiten. Merkwürdig ist, daß der bestimmte Artikel nicht vor den Haupt-, resp. Eigenschaftswörtern steht, sondern ihnen angehängt wird, z. B. turtzki-jät jesick, die türkische Sprache, oder jesick-ät. die Sprache (jät und ät ist Artikel). Der Klang der bulgarischen Sprache ist für die übrigen Slaven ein so fremdartiger, daß ihnen das Idiom völlig unverständlich ist. Selbst schriftgelehrte Serben konnten, wie sich Verfasser überzeugte, einen fließend gesprochenen bulgarischen Satz nicht verstehen, obwohl sie ihn auf dem Papiere gleich zu entziffern vermochten. Verstanden gewöhnliche Leute ein einzelnes Wort, dann erregte doch der Klang desselben ihre Heiterkeit. Genaueren Aufschluß über diese Sprache findet man in der von den Gebrüdern A. und D. Kyriak Cankof zu Wien bei Franz Leo 1852 herausgegebenen Grammatik für Deutsche, welche noch deswegen besonders empfehlenswerth ist, weil sie statt der cyrillischen sich der romanischen, höchst zweckmäßig accentuirten Schriftzeichen bedient. Im Uebrigen bedienen sich alle Slaven griechischer Konfession der cyrillischen und nur die römischen Katholiken der romanischen Buchstaben. Die sogenannte altslavische Kirchensprache, welche Russen, Serben und Bulgaren gemeinsam haben, ist weiter nichts als Altbulgarisch. Sie entstand unter den bulgarischen Herrschern Boris und Simeon, am Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts.

Die Bulgaren sind körperlich ein recht hübsch ausgestatteter Menschenschlag — die Männer meist untersetzt und kräftig gebaut, die Frauen eher zart und von feinen Zügen. Besonders auffallend ist an letzteren das ungemein lange Haupthaar. Der Gesichtsausdruck der Leute ist nachdenklich und oft etwas schwermüthig; ein Zug, der sich so häufig unter den schwerbedrückten Rajahs zeigt. Die Physiognomie ist verschieden, doch lassen sich drei Haupttypen unterscheiden — schmale, spitzige Gesichter mit dunklen Augen; breite, starknochige Gesichter mit stumpfen Nasen und bald dunklen, bald hellen Augen; und endlich die eigentlichen südslavischen Physiognomien, d. h. kühn geschnittene, ovale Gesichter, oft von auffallender Schönheit, häufiger blond als brünett. Man findet sie besonders zahlreich im Westen des Gebietes, aber auch im Balkan. Uebrigens läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die muhamedanische Bevölkerung im Allgemeinen schöner ist als die christliche, die unter Elend und schimpflichem Druck herabgekommen ist. Besonders auffallend ist der Unterschied in der körperlichen Haltung, die beim Muhamedaner stolz und selbstbewußt, beim Rajah scheu, niedergedrückt oder glücklichsten Falls trotzig ist. Die

Digitized by Google

Schranke, welche die herrschende und die geknechtete Religion in der Türkei zwischen Leuten eines und desselben Stammes gezogen hat, ist eine so tiefgreifende, daß man bei der Beschreibung einer auf türkischem Boden lebenden Nation immer betonen muß, wenn man von Rajahs und wenn man von Gläubigen spricht, denn was über die einen gesagt wird, paßt selten auf die andern; es geht dies so weit, daß sich sogar ein physischer Unterschied geltend macht, denn nicht bloß mir, sondern auch andern Reisenden ist es aufgefallen, daß sich z. B. unter den Rajahs (d. h. unterworfenen Ungläubigen) keine dickleibigen Männer finden, wenigstens nicht unter denen des slavischen Blutes, wohingegen solche unter den Muhamedanern im höheren Alter vorkommen.

Aus vorstehend angedeuteten Gründen ist es schwierig, eine völlig zutreffende Beschreibung einer der hohen Pforte unterworfenen Nation zu geben, so auch der bulgarischen. Der Franzose Blanqui nannte die Bulgaren die „Deutschen der Türkei“ und im Gegensatze dazu die Griechen die „Italiener des Orients“. Sein Ausspruch ist in sehr vielen Beziehungen zutreffend. Der christliche Bulgar ist ausnehmend fleißig, ausdauernd und im hohen Grade sparsam; dabei verträglich und überhaupt den Frieden liebend. Wortwechsel sind bei ihm weder so heftig, noch so häufig wie beim Serben. Dem Stehlen und Betrügen ist er abhold und dem Räuberhandwerk ergibt er sich nur als vogelfreier Flüchtling. Für das Handeln ist er nicht so leidenschaftlich eingenommen wie der Serbe, dafür aber gern geneigt, zu einem Handwerk zu greifen, wozu der Serbe zu stolz ist und solche Beschäftigung geradezu unter seiner Würde hält. Deshalb werden die Bulgaren, wenn sie einmal zu nationaler Selbstständigkeit gelangen, auch den Kitt des Staates haben, nämlich ein wirkliches Stadtbürgerthum und eine eigene Industrie. Der Bulgar ist als Diener treu und ehrlich und selbst gegen einen tyrannischen Herrn nicht falsch. Seine innige Religiosität ist bekannt, doch übersehen die strengen Richter seines nicht abzuläugnenden Aberglaubens und seiner bodenlosen Unwissenheit sowie seiner sonstigen Fehler, daß sein Glaube die einzige Quelle all seines Unglücks und seiner Leiden ist. Er hätte nur nöthig, vom Christenthum zum Islam überzutreten und sofort hörte er auf, der Fußschemel des niedrigsten Muhamedaners zu sein — er träte in die privilegirte, herrschende Kaste ein. Schon der Uebertritt vom griechischen zum römischen Katholicismus würde ihm manche Erleichterung bringen. Aber er duldet und entbehrt, denn sein Glaube ist ihm sein Ein und Alles.

Der christliche Bulgar kleidet sich vorwiegend in dunkle Farben, meist schwarz oder braun, da ihm die hellen Farben zu tragen nicht erlaubt sind. Besonders strenge wird darauf gesehen, daß er keine rothen Hosen und keine rothe Weste trägt. Um das Feß darf er einen rothen Shawl als Turban schlingen, aber keinen weißen, schwarzen oder grünen. Der Gürtel darf roth oder blau sein, aber nicht so breit wie der des Muhamedaners, und er darf keine Waffen enthalten. Die Farbe seiner Fußbekleidung muß schwarz sein, nie darf er rothes oder gelbes Leder hierzu wählen. Die bulgarische Tracht ist je nach Besitz und Stand der Träger verschieden. Der zu Wohlstand gelangte Städter kleidet sich nach türkischem Schnitt unter Beachtung der Farbenvorschriften, d. h. er trägt weite blaue oder schwarze Zuavenhosen, blaue Weste, oft mit Aermeln, und eine blaue, braune oder schwarze Jacke. Die letztere ist mit Schnüren aus allerlei bunten rad- und sternförmigen Figuren benäht, und die Hosen sind mit Schnurverschlingungen geziert. Um den Leib wird ein Gürtel geschlungen. Das Haupt bedeckt ein Feß (die bekannte rothe Kappe mit blauer Quaste), während die Beine von den Knieen bis über den Fußspann in blauen Kamaschen stecken, die hinten zugehäkelt werden. Schwarze Schuhe und ein baumwollenes Hemde vollenden den Anzug. Die Frauen dieser Leute tragen schwarzgrüne, sackartige Hosen aus Seide, die von den Hüften bis zu den Knöcheln reichen, ein durchsichtig gewebtes baumwollenes Hemd mit durchbrochener Stickerei an den Manschetten, ein rothes Leibchen, welches den ganzen Busen sowohl, als einen handbreiten Streifen zwischen den Hosen und dem vorgenannten Kleidungsstück freiläßt. Ueber das Leibchen wird bei festlicher Veranlassung ein am Busen offen bleibender Schlafrock gezogen, der bis an die Knöchel reicht und meistens sehr bunt gestickt ist. Mit einem in Quasten endigenden Shawl wird er um den Leib befestigt. Jungfrauen bedecken das Haupt mit einem Feß, Frauen winden noch einen Turban darum. Den Hals schmücken unächte Perlenschnüre oder aufgereihte Münzen, und die Ohrzipfelchen tragen den üblichen Frauenschmuck. Die Füße stecken in bunten Pantoffeln, und zwar barfuß wie bei den Männern, doch tragen beide Geschlechter im Winter weiße wollene Strümpfe.

Die ländlichen Bulgaren kleiden sich nicht so schön. Im Sommer tragen die Männer

Digitized by Google

weite Hosen aus Leinwand, die mitunter bis an die Knöchel reichen, im Winter ausnahmsweise wollene Zuavenhosen nebst Kamaschen. Die Füße stecken in Opanken, das sind selbstverfertigte Schuhe, die einigermaßen Lumpenbündeln ähneln. Den Kopf bedeckt Winter und Sommer eine dicke Schaffellmütze. Selten gestatten sich die Leute den Luxus einer Weste oder Tuchjacke, gewöhnlich haben sie nur eine Jacke aus Schafpelz. Das leinene Hemde ist grob und weitärmelig. Der Gürtel fehlt auch ihrer dürftigen Tracht nicht. Die Frauen tragen gewöhnlich nichts weiter als ein grobes Hemde und zwei Schürzen, von denen die eine vorn und die andere hinten so dicht umgebunden wird, daß es fast aussieht, als trügen sie einen Rock. Kopf und Nacken deckt ein leinenes Tuch, welches auch mitunter turbanartig umgewunden wird. Die Füße sind ohne Bedeckung oder stecken in Opanken. Im Winter tragen die Frauen auch Jacken aus Schaffell. Diese werden übrigens nicht wie bei uns senkrecht, sondern schräg von der linken Schulter zur rechten Hüfte zugeschnürt.

Die christlichen Bulgaren der Städte wohnen so wie die Muhamedaner, aber immer in besonderen Stadtvierteln beisammen, doch dürfen ihre Häuser nicht so weiß getüncht werden wie die der Gläubigen, auch sollen sie nicht ohne zwingende Nothwendigkeit einer Reparatur unterworfen werden. Die Erlaubniß zu einer solchen ist daher für die Behörden eine gelegentliche und unter Umständen recht ansehnliche Einnahmequelle. Die Wohnungen der ländlichen Bulgaren gleichen den elendesten Ställen. Da, wo es nicht an Holz fehlt, sind sie aus Balken zusammengeschichtet, in den holzarmen Gegenden werden sie aus Lehm zusammengeklebt. Fenster fehlen fast überall und ebenso Rauchfänge. Das Licht fällt durch die geöffnete Thür herein, während der Rauch durch die klaffenden Spalten des Giebels und des Daches abzieht. Der Fußboden besteht aus festgeschlagenem Lehm oder Erde. In den Donaugegenden graben sich die Bulgaren besondere Winterwohnungen in die Erde, indem sie eine mäßig große Grube anlegen, dieselbe mit Stangen bedecken und hierüber Erde, Kräuter und Mist häufen. Ein Loch zum Ein- und Ausschlüpfen ist die einzige Oeffnung dieses entsetzlichen Aufenthalts, den die Menschen mit ihrem Vieh theilen und außerdem noch durch Unterbringen ihrer Wintervorräthe verkleinern. Sobald das rauhe Wetter beginnt, kriechen sie in diesen Bau und verlassen denselben erst wieder, wenn der Schnee verschwunden ist. Beiläufig gesagt, machten es unsere deutschen Vorfahren noch zu den Zeiten des Tacitus genau ebenso. Die außerordentliche Kälte verbunden mit Holzmangel zwingt die Bulgaren der Donaugegenden zu solchem Winteraufenthalt, denn ihr Brennmaterial — an den Häuserwänden getrocknete Düngerfladen — reicht nur zum Kochen der Speisen. Oefen sind der ländlichen Bevölkerung gänzlich unbekannt.

Die städtischen Bulgaren leben wie die Türken, nur mit dem Unterschiede, daß sie Schweinefleisch essen und Wein trinken, wenn sie ihn haben — die Türken trinken statt dessen Pflaumen- und Birnenbranntwein, weil der Prophet diesen Genuß nicht verboten hat. Die städtische Lebensart ist, beiläufig gesagt, nicht schlecht, denn es gehört Fleisch fast zu jeder Mahlzeit. Um so elender ist die Lebensweise der Mehrheit des Volkes, der ländlichen Christen. Diese Leute leben fast ausschließlich von Mais, Zwiebeln, Käsemolken, dicker Milch und Roggenschrot in heißer Asche gebacken. Was sie daneben an Melonen, Weintrauben und Gemüsen verzehren, ist kaum nennenswerth; Fleisch kommt fast gar nicht auf ihr Eßtuch — von Tischtuch kann man nicht reden, da der Erdboden ihre Tafel bildet. Diese mangelhafte Ernährung, verbunden mit erschrecklicher Unreinlichkeit, beständigem Schlafen in den Kleidern und anderen Unzuträglichkeiten ist die Ursache, daß die ländlichen und überhaupt die ärmeren Bulgaren kein hohes Alter erreichen und von vielen Uebeln, darunter besonders entsetzlichen Hautkrankheiten geplagt werden. Am schlimmsten steht es in jeder Beziehung mit den Bulgaren, welche die Ebenen nördlich vom Balkan bewohnen.

Was die Sittlichkeit unter den Bulgaren betrifft, so steht dieselbe auf einer sehr niedrigen Stufe. Wie sollte dies auch anders sein. Bis zu den fünfziger Jahren war die Ehre jedes christlichen Weibes dieser Nation der Willkür der Türken preisgegeben und ist dies zum Theil noch, denn die Schändung eines Rajahweibes wird selbst in ruhigen Zeiten nur sehr milde geahndet, höchstens mit vierzehntägigem Gefängniß — und welcher Bulgar würde es wagen, deswegen einen reichen oder mächtigen Türken zu verklagen und sich nutzlos seiner Rache auszusetzen, da das Zeugniß eines Christen trotz freisinniger Erlasse auch heute noch vor Gericht wenig oder gar nichts gilt. Hierzu kommt noch, daß die Mehrheit der Bulgaren sich materiell in größter Abhängigkeit von den türkischen Grundherren und Beamten befindet. Die Sittlichkeit dieser

Digitized by Google

unglücklichen Nation wird sich erst heben, wenn sie ihre Unabhängigkeit erlangt hat, da die Annahme einer gleichberechtigten Stellung von Christen und Muhamedanern unter der Herrschaft der hohen Pforte schlechterdings unmöglich ist. Fr. Maurer.

Neue Bücher.

Bhamo-Expedition. Von A. Bowers. Uebersetzt v. Merzdorf. Berlin, Heymann.

Elsaß und Deutsch-Lothringen. Von F. Steger. Leipzig, Quandt u. Handel.

Physiologie und Medicin.

Die Einspritzungen arzneilicher Substanzen unter die Haut sind seit dem Erscheinen unseres ersten Berichtes, Bd. I, S. 559, theils von physiologischer Seite genauer geprüft worden, theils haben sie für therapeutische Zwecke eine vielfachere Anwendung gefunden. Namentlich hat Eulenburg über die Resorption und die Wiederausscheidung der injicirten Stoffe genaue Bestimmungen gegeben, in denen er feststellt, in welcher Zeit die ersten von der Aufnahme herrührenden Symptome sich zeigten, sodann wie lange nach der Einspritzung die Stoffe chemisch im Blute, endlich wann sie im Harn und im Speichel (den Sekreten und Exkreten) nachweisbar sind. Um die erstere Frage zu erledigen, spritzte Eulenburg Kaninchen Blausäure unter die Rückenhaut: das Thier saß 10 Sekunden ruhig da, fiel dann plötzlich auf den Rücken und war nach 30 Sek. puls- und athmenlos. Kontrolversuche zeigten, daß stärkere Lösungen des Giftes die Zeit abkürzten. Einspritzung von Strychnin äußerte bei Hunden nach 1—2 Minuten seine Wirkung (erst Starrkrampf, dann nach 5—10 Min. Tod). Der Uebergang ins Blut erfolgte (bei Anwendung von Amygdalin) nach cirka 4 Min., während derselbe Stoff, in den Magen gebracht, erst nach 14 Min. im Blute nachweisbar war. Aehnliches zeigte sich bei Prüfung des Harns: Blutlaugensalz, welches Kaninchen unter die Haut gespritzt wurde, war bereits nach 4 Min. in demselben nachzuweisen, in den Magen gebracht erst nach 15 bis 17 Min. — Bei Jodkaliumeinspritzungen war das Jod schon nach 1—5 Min. im Speichel zu finden, je nachdem der Einstich näher oder ferner vom Kopfe stattfand. In demselben Grade, als der Uebergang der Stoffe in das Blut schneller erfolgt, ist auch die totale Wiederausscheidung aus dem Körper eine wesentlich schnellere als bei der gewöhnlichen Anwendung. Blutlaugensalz war nach subkutaner Anwendung bei Kaninchen schon nach 24 Stunden nicht mehr im Harn aufzufinden, während dieselbe Menge in den Magen gebracht noch nach 72 Stunden nachweisbar war. Die Vorzüge der neuen Methode ergeben sich aus diesen Angaben von selbst und sind dieselben auch in diesen Blättern hinreichend besprochen worden. — In vielen Fällen ist es nothwendig, bald eine lokale Wirkung hervorzubringen, und wenn dies auch nicht immer ohne Alteration des Gesammtbefindens möglich ist, so stellten Versuche doch bestimmt heraus, daß nach subkutaner Anwendung verschiedener Narcotica (Morphium, Atropin, Coffein) die Tastempfindung an der Injektionsstelle bedeutend herabgesetzt ist, zu einer Zeit, wo die entsprechende andere Körperhälfte gar keine oder doch nur eine relativ geringe Veränderung ihres Tastsinnes erlitten hatte. — Den vielen Vortheilen sind jedoch auch einige Schattenseiten gegenüberzustellen. So sträuben sich anfangs viele Kranke gegen die Injektion, weil sie den kleinen Schmerz fürchten, den der Einstich des Röhrchens veranlaßt, im Allgemeinen jedoch verliert sich dies meist bald, wenn erst die guten Wirkungen erkannt sind. Sodann kann nicht verschwiegen werden, daß mitunter heftige Hautentzündungen eintreten, namentlich bei Anwendung des vielgebrauchten essigsauren Morphiums, welches indeß aber nur durch die zu seiner Lösung erforderliche freie Essigsäure hautreizend wirkt. Bei Verwendung des salzsauren Morphiums, welches als vollkommen neutrales Salz in Lösung geht, gehören derartige Entzündungen zu den großen Seltenheiten. Es ist nicht unsre Absicht, alle die Krankheiten anzuführen, bei denen die Einspritzungen erfolgreich waren; es sei hier nur noch auf den großen Nutzen hingewiesen, den sie bei Vergiftungen haben, wo es sich darum handelt, das Gegenmittel rasch in Anwendung zu

Digitized by Google

bringen. So schwinden z. B. die Symptome der Atropin- (Tollkirschen-) Vergiftung in sehr kurzer Zeit nach Morphiuminjection. — Von hoher Wichtigkeit für operative Chirurgie ist die Methode bei der von Nußbaum angegebenen kombinirten Chloroform- und Morphiumnarkose. Man erreicht sie, indem der Kranke kurze Zeit chloroformirt wird. Kurz vor Eintritt des Erregungsstadiums spritzt man ca. 3 Centigramm Morphium unter die Haut und setzt die Chloroformeinathmungen noch etwa 4 Minuten fort. Bald darauf erwacht der Betäubte aus der Narkose, ist bei Bewußtsein, reagirt auf Anreden, ist aber vollkommen gefühllos. Bei Operationen besonders im Rachen, wo es darauf ankommt den Kranken zeitweilig zum Aushusten ꝛc. zu veranlassen, bietet diese Methode Vortheile wie keine andere. Nach ihrer Anwendung zeigt sich seltener das lästige Erbrechen und der Kranke schläft meist besser als nach reiner Chloroformnarkose. — Außer dem vielverwendeten Morphium hat man auch das Chinin (als schwefelsaures Salz) eingespritzt und bei Wechselfiebern rasche Wirkung gesehen, ebenso hat sich die subkutane Anwendung des Kamphers (den man in Mandelöl löst) bei Collapsen sehr eingebürgert. Großes Aufsehen rief unter Aerzten und Laien die (schon früher empfohlene) besonders von Lewin in Berlin genauer studirte Behandlung der konstitutionellen Syphilis durch subkutane Einspritzungen von Quecksilberchlorid (Sublimat) hervor. Lewin veröffentlichte ca. 500 Fälle, in welchen er täglich ein-, höchstens zweimal $^1/_{10}$ Gran (7,5 Milligramm) in 16 Tropfen Wasser gelöst einspritzte. Er erzielte dabei höchst günstige Erfolge, bei denen vorzüglich zu berücksichtigen war, daß zur Heilung nur sehr wenig Quecksilbersalz (ca. $2^1/_2$ Grau = 0,15 Gramm) erfordert wurde. Lewin hebt sodann hervor, daß die Rückfälle, die bei der bisher üblichen Anwendungsweise des Queckfilbers eine verhältnißmäßig hohe Zahl erreichten, bei der neuen Methode seltener seien; namentlich sollen bei der Mehrzahl der Kranken nur ein oder zwei Recidive auftreten, mehrere Rückfälle dagegen zu den Seltenheiten gehören. Gewiß ist es von höchster Bedeutung, eine neue Waffe gegen die so verderbliche und hartnäckige Krankheit durch die sorgfältigen Arbeiten Lewins empfangen zu haben; aber es darf auch nicht verkannt werden, daß eine große Reihe von Prüfungen dieser Methode mit weniger günstigem Erfolge gekrönt waren als die Lewinschen. So betonen eine große Zahl von Aerzten die heftigen Entzündungen, die sich an den Injektionsstellen ausbildeten, auch fanden mehrere baldiges Auftreten heftiger Mundentzündung (Speichelfluß). v. Sigmund, unstreitig einer der hervorragendsten Forscher in diesem Fache, spricht der Methode hohe Bedeutung namentlich in Fällen zu, bei denen die Einreibungen mit der Quecksilbersalbe, die in schweren Fällen gewiß unentbehrlich, nicht ausführbar sind, oder bei denen die Beschaffenheit der Verdauungsorgane die innere Anwendung von Quecksilbermitteln verbietet. Die neueste Arbeit über diese Frage rührt von Hagens in Spandau her, der die Methode theils in der Privatpraxis, theils im Militärlazareth verwendete. Er kommt zu ähnlichen Resultaten wie Lewin; namentlich kamen günstige Fälle bei der Lazarethbehandlung vor; bei hartnäckigen Munderkrankungen und den auf der Handfläche auftretenden Affektionen erwies sich dagegen die Injektion relativ machtlos; so viel ist wohl bestimmt auszusprechen, daß die neue Methode neben den bisher üblichen eine ebenbürtige Stelle einnehmen kann.

Dr. Otto Barth.

Botanik.

Urticaceen als Gespinnstpflanzen. Die Familie der Nesselgewächse enthält eine Menge von Pflanzen mit sehr zäher, bald feinerer, bald gröberer Bastfaser, und viele derselben sind auch wieder in neuerer Zeit zum Anbau empfohlen worden. Dabei herrscht aber, wie es scheint, einige Verwirrung über die einzelnen Arten, und sehr willkommen sind daher die Notizen, welche Bouché über seine Erfahrungen im Berliner botanischen Garten mitgetheilt hat.

Dr. Blume brachte 1853 bei seiner Rückkehr aus Java die Boehmeria tenacissima *Bl.* mit, und man glaubte damals in dieser Pflanze eine sehr wichtige Erwerbung gemacht zu haben. Die Kulturversuche fielen aber ungünstig aus und es zeigte sich, daß dieselbe unsere Winter nur

Digitized by Google

unter recht guter Laubbedeckung erträgt. Ganz ähnlich verhält es ſich mit der Urtica (Boehmeria) nivea *L.*, welche in China ſo hochgeſchätzt wird. Beide Pflanzen liefern ein ungemein feines, ſeidenähnliches, glänzendes Leinen von ſehr großer Haltbarkeit, aus welchem die Chineſen die feinſten Stoffe darſtellen. Urtica nivea wird in China Ramée genannt und iſt identiſch mit dem Grass-Cloth oder Grasleinen. Mit dem Namen Ramée ſcheinen aber die Chineſen, Japaneſen und die Bewohner des Himalaya und Oſtindiens verſchiedene Geſpinnſtpflanzen zu bezeichnen, denn auch Boehmeria tenacissima führt dort dieſen Namen, und 1845 erhielt der botaniſche Garten „Raméeſamen“ aus dem Himalaya, welcher eine bisher unbekannte Pflanze, Girardinia armata *Kth. et Bouché* lieferte. Dieſe gibt einen zähen, aber gröberen Faſerſtoff.

Im vorigen Jahr erhielt der botaniſche Garten Wurzelſtöcke einer noch unbenannten Böhmeria, welche Roezl in Nordamerika auf dem Alleghanygebirge bei 5000′ über dem Meere geſammelt hatte. Dieſe Pflanze dürfte alſo wohl unſere Winter ertragen. Sie ſoll einen ganz gewöhnlichen Faſerſtoff liefern, der beſſer iſt als der der Boehmeria tenacissima, mit deren Anbau ſich Roezl in ausgedehntеſtem Maßſtabe beſchäftigt. Sie bildet 3—4′ hohe Stauden mit großen, 8″ breiten Blättern und krautartigen Stengeln, welche wie die der Urtica canadensis zum Herbſt bis auf die Wurzel abſterben. Hierin unterſcheidet ſich die Pflanze ſehr weſentlich von der ſtrauchartig werdenden Boehmeria tenacissima und nivea. Die Vermehrung geſchieht ſehr leicht durch Zertheilung der Wurzelſtöcke, durch Stecklinge und Ableger.

Schließlich iſt noch Urtica japonica*) zu erwähnen, welche mit Boehmeria nivea Aehnlichkeit hat, eine nicht weniger vorzügliche Faſer liefert, aber auch ebenſo empfindlich gegen Froſt iſt. Ihre einfachen nicht, verzweigten Stengel blühen ſchon im erſten Jahr, während Boehmeria tenacissima und nivea auch bei künſtlicher Ueberwinterung bei uns noch niemals geblüht haben.

Die ſchweren Metalle und die Pflanzen. Man hat oft von einem Wahlvermögen der Pflanzen geſprochen, welches ihnen geſtatten ſollte, von den gleichzeitig in Löſung befindlichen Salzen nur diejenigen durch die Wurzeln ſich anzueignen, welche zu ihrer Ernährung erforderlich ſind. Beobachtungen und Verſuche haben aber gezeigt, daß ein ſolches Wahlvermögen nicht beſteht. Freytag theilte kürzlich hierauf Bezügliches in der Niederrhein. Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde mit. Alle Verſuchspflanzen nahmen aus ſehr verdünnten Metallſalzlöſungen ohne Gefährdung ihrer Exiſtenz die Metalloxyde auf, doch tödten bereits $^1/_{50}$ % ſchwefelſaures Kupferoxyd, $^1/_{25}$ % ſchwefelſaures Kobaltoxyd und $^1/_{15}$ % ſchwefelſaures Nickeloxyd in wäſſeriger Löſung die gewöhnlichen landwirthſchaftlichen Kulturgewächſe. In einem Boden, welcher Kupfer-, Nickel- und Kobaltverbindungen enthält, nehmen alle Pflanzen dieſe Metalle in geringer Menge auf und lagern dieſelben vorzugsweiſe in den Blättern und Stammtheilen ab. Freytag fand dies beſonders im Wipperthal zwiſchen Mansfeld und Hettſtedt, wo ſich überall Kupfer und Zink im Boden befinden, und in der Aſche der dort gewachſenen Pflanzen ſtieg der Gehalt an den genannten Oxyden zuweilen bis zu 1 %.

Einzelne Pflanzen zeigen bekanntlich eine beſondere Vorliebe für metalliſche Standörter, ſo z. B. beſonders für Galmei: Viola lutea calaminaris, Thlaspi alpestre, Armeria vulgaris, Festuca duriuscula und Silene inflata, welche ſämmtlich in der Aſche oft mehre Procent Zinkoxyd enthalten. Beſonders intereſſant iſt jedoch Alsine verna, welche ſich auch auf dem galmeihaltigen Boden zu Moresnet bei Aachen findet, ſonſt aber grade auf kupferhaltigen Erzen vorkommt, namentlich bei Vajda-Hunyad in Siebenbürgen, bei Moldawa in der Banater Militärgrenze, vorzugsweiſe aber auf dem kupferſchieferhaltigen Mansfelder Reviere. Hier findet ſich dieſe Pflanze in Menge auf allen Halden und namentlich wo der Kupferſchiefer zu Tage tritt. Die Aſche der hier gewachſenen Pflanze iſt beſonders reich an Kupfer neben Zink. Eine kleine alpiniſche Form, Alsine verna Gerardi, findet ſich im Hochgebirge, z. B. im Rieſengebirge Schleſiens und auf dem Königſtein bei Kronſtadt in Siebenbürgen auf kryſtalliniſchem Geſtein, von dem bisher nicht bekannt iſt, daß es Erze enthält.

Durch den Genuß kupfer- und zinkhaltiger Gewächſe gelangen dieſe Metalle in den Körper der Thiere und laſſen ſich dann vorzugsweiſe in der Milz und Leber nachweiſen. Freytag unterſuchte die Eingeweide mehrerer unter obrigkeitlicher Aufſicht geſchlachteter geſunder Schafe aus der Gegend von Hettſtedt ganz

*) Iſt in Nordamerika heimiſch und dort mehrfach zur Darſtellung von Geweben benutzt worden, ebenſo wie die ſibiriſche Urtica cannabina *L.* in Rußland.

Digitized by Google

sorgfältig auf ihren Gehalt an Kupfer und Zink, und fand dabei stets in der Leber die größte Menge, jedoch auch hier nicht über 3¹/₂ Milligramm. Er kam zu dem Schluß, daß sämmtliches Vieh zwischen Mansfeld und Hettstedt, und ebenso auch die dort wohnenden Menschen in ihren Organen, besonders der Leber, Spuren von Kupfer und Zink enthalten, daß jedoch diese ganz geringen Quantitäten der Gesundheit nicht gefährlich werden können, wofür insbesondere die Thatsache spricht, daß in dem Revier des Mansfelder Kupferschiefers, wo unzweifelhaft die Vegetation schon seit Jahrhunderten metallhaltig ist, weder charakteristische endemische Krankheiten, noch eine auffallende Sterblichkeit unter den Menschen und Thieren sich gezeigt haben.

Chinarinde in Ostindien. Der Anbau der Cinchonen in Ostindien liefert die erfreulichsten Resultate und ist über alle Erwartungen gelungen. Die britische Regierung mußte früher für ihre indische Armee durchschnittlich im Jahr etwa 50,000 Pfd. Sterl. für Chinin ausgeben. Nachdem die Uebersiedelung der Cinchonen nach Java gelungen war, schickte sie im Frühjahr 1861 Herrn Clemens Markham nach Bolivia und Peru, um Pflanzen und Samen zu holen. Man fand in den Nilgiris eine für das Gedeihen der Cinchona geeignete Gegend; diese Blauen Berge bilden eine in sich abgeschlossene, vor das hohe Tafelland des Dekhan hingestellte Gebirgsmasse, welche sich im Dodabetta bis zu 8640′ erhebt. Bei Utakamand, in einer Höhe von 7490′, bei einer mittleren Jahrestemperatur von 13,3° C. fand man angemessenes Klima und Feuchtigkeit genug, im dortigen botanischen Garten wurden Pflanzen gezogen und dann weiter vertheilt. Es bildeten sich Kompagnien zur Anlage von Cinchonawäldern, und schon 1866 wurden 60 Centner Fieberrinde nach Europa verschifft. Nach einer Mittheilung der „Times Mail“, die wir dem „Globus“ entnehmen, gedeiht nun die bei Dardschiling am Himalaya gebaute, aus Utakamand dorthin verpflanzte Cinchonapflanze noch besser als selbst in den Nilgiris, insbesondere die werthvollste Varietät, die Calisaya. Die beiden dortigen Anpflanzungen sind die von Rischaf in 2500 und die von Ranghi in 4500′ Höhe; die erstere enthält nur Calisayapflanzen, und Stecklinge von Cinchona succirubra, die 1867 gepflanzt wurden, waren im März 1869 schon 51″ hoch. Stecklinge von C. officinalis wuchsen im vorigen Jahr um 12″. Broughton, welcher die Pflanzen in den Nilgiris auf ihren Alkaloidgehalt untersucht hat, bezeichnet eine Varietät als C. mirabilis, weil sie 13¹/₂% Alkaloïd und mehr als 9% Chinin enthält. Diese Varietät und die Pitaya, welche in Peru selbst aus dem Schnee herauswächst, ist nun in der Pépinière von Dardschiling in Menge vorhanden. Im Jahre 1869 wurden von dort aus 5³/₄ Unzen Samen der C. succirubra vertheilt, aus welchen man 50,000 Pflanzen gewinnt; in Sikkim, an der Nordseite des Ranghithales hat die Dardschiling-Cinchona-Kompagnie 500 Acres mit dieser Art bepflanzt und schickte im vorigen Jahr eine beträchtliche Menge Rinde von dreijährigen Pflanzen nach London. Die Plantagen in Assam und Kachar erhalten jetzt Samen aus Dardschiling, denn die Pépinière, welche die Regierung auf den Khasiahügeln angelegt hatte, ist nun eingegangen. Im Pendschab, im Kangradistrikte und in den Nilgiris haben sich mehre Privatgesellschaften gebildet, um den Cinchonabau in ausgedehnter Weise zu betreiben. Im Bezirk Dardschiling waren im April 1870 schon mehr als 2¹/₄ Millionen Pflanzen vorhanden.

Nekrolog.

Perktold, Anton, Chorherr, bekannt durch seine Forschungen über die Kryptogamenflora Tyrols, † am 27. Oktober im Kloster zu Wilten.

Neue Bücher.

Biologie der Pflanzen. Von F. Cohn. 1. Heft. Breslau, Kern.

Volkswirthschaft.

Der Sozialismus und Kommunismus in Frankreich vor dem Kriege. Unserem raschlebenden und kritischen Geschlechte erscheint das großartige und — schreckliche Schauspiel des plötzlichen Zusammenbrechens eines eben noch von aller Welt für leidlich lebenskräftig gehal-

Digitized by Google

tenen Staatswesens, ein Schauspiel der Art, wie es jetzt Frankreich darbietet, nicht lange lediglich als ein Gegenstand des Staunens.

Wir erholen uns rasch vom Staunen über dieses vor unseren Augen sich vollziehende „Verhängniß" und forschen den Gründen der großartigen „Erscheinung" nach. Der Historiker und Politiker, der Oekonomist, der Moralist — Jeder erklärt sie sich auf seine Art, und Jeder findet auf seinem Gebiete eine Fülle von Gründen, ja Jeder erinnert sich, daß er früher schon bei sorgfältiger Beobachtung des französischen Wesens die Katastrophe kommen gesehn, wenn es ihm auch zweifelhaft geblieben, ob das Gebäude eher einem im Inneren ausbrechenden Brande, oder einem Sturme von Außen erliegen werde. Und doch — je für sich genommen genügten die beobachteten Gebrechen nicht zur Erklärung eines solchen Zusammensturzes. Der Politiker, welcher die äußere Politik dieses Landes in der Hand anmaßender, ehrgeiziger Ignoranten, welcher die innere Politik grundsatzlos vom einen Extrem zum anderen schwanken, in der Volksvertretung nur eine Komödie, die ganze innere Verwaltung in Schematismus und Formalismus versunken und von dem Geiste der Aemtersucht, Liebedienerei und Bestechlichkeit beherrscht sah — der Politiker durfte eine allmählige Wandlung zum Besseren, z. B. in Folge allmähliger Dezentralisation der Verwaltung und allmähliger Selbständigmachung der Gemeinden, immer noch für, wenn nicht wahrscheinlich, so doch möglich halten. Der Oekonomist gewahrte neben einer furchtbaren Steuerüberbürdung, neben dem maßlosesten Kredit- und Unternehmungs-Schwindel, neben der auch in den solidesten Kreisen herrschenden Vorliebe für das Altentheil und die Rentierwirthschaft, neben dem in den Städten emporwuchernden Luxus der Eitelkeit, Prunksucht und Genußsucht, doch in manchen ländlichen und kleinbürgerlichen Kreisen, ja auch an manchen Centralpunkten der Großindustrie auch manche tröstliche Symptome ehrbaren Wesens und gedeihlichen Fortschrittes.

Vielleicht nur wer den Gang der sittlichen und intellektuellen Entwickelung des französischen Volkes mit scharfem und klarem Blicke verfolgte, hatte ein Recht, schon auf dem Grunde seiner Beobachtungen das Schlimmste vorherzusagen.

Einer der bekanntesten Schriftsteller unter den französischen Oekonomisten, Courcelle Seneuil, generalisirt in einem Aufsatze über den Ursprung und den gegenwärtigen Stand des Sozialismus (Juliheft vom Jahre 1869 des „Journal des Économistes") eine von ihm in Frankreich im Betreff des allgemeinen sittlichen Niveaus der Bevölkerung gemachte Wahrnehmung. Die Wahrnehmung ist gewiß treffend; ihre Generalisirung und die ganze Art der Behandlung dieses ernsten Gegenstandes zeigt, welche geringe Anforderungen auch hochgebildete Franzosen an die Menschennatur zu stellen sich gewöhnt, und wie gleichgültig sie über die sittlichen Zustände ihres Volkes zu denken gelernt haben. Courcelle Seneuil will die von den Sozialisten und Kommunisten verbreitete Anschauung bekämpfen, als seien immer die Armen die Tugendhafteren und die Reichen die Schlimmeren. In den Kreisen der Reichen und in denen der Armen, sagt er, gibt es überall einige wenige Tugendhafte und einige wenige Verächter der göttlichen und menschlichen Gesetze; in beiden Kreisen überwiegt aber überall weitaus die Zahl Derer, welche weder tugendhaft, noch lasterhaft, welche gegen Tugend und Laster gleichgültig, welche lediglich indifferent sind. Dieser Indifferentismus nun ist Herrn Courcelle Seneuil keineswegs etwas Beklagenswerthes, sondern etwas ganz Selbstverständliches, Etwas, was immer und überall so ist und beinahe naturgesetzlich so sein muß. Der hochgebildete Franzose ist gegen den gefährlichsten Charakterzug seines Volkes, gegen den sittlichen Indifferentismus der Massen, selbst indifferent geworden. Er verlangt nicht nach einem Beruhigungsgrund; denn dieser Zug flößt ihm keine Besorgniß ein. Aber wen derselbe etwa beunruhigte, der kann sich von Courcelle Seneuil damit trösten lassen, daß dieser Zug allgemein menschlich, überall der gleiche, also wohl der Menschennatur immanent sei.

In der That — der sittliche Indifferentismus der Massen neben der offenbaren Depravation, welche, wie der gegenwärtige Krieg zeigt, einen erschrecklich großen Theil der Bevölkerung und alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hat — das ist einer jener Charakterzüge des französischen Volkes, welche, je breiteren Boden sie gewannen, je mehr der Befürchtung Raum gaben, daß, welche Hebel auch immer angesetzt werden möchten, um, sei es durch politische, sei es durch ökonomische Reformen, dieses Staatswesen vor seinem tiefsten Verfalle zu bewahren, die Rettung keiner Macht der Erde gelingen könne.

Zu diesem Indifferentismus gesellt sich, ich will nicht erörtern, ob und inwieweit in ursächlichem Zusammenhange damit, ein unglaublicher

Digitized by Google

Mangel an Urtheil, an Einsicht, an Fähigkeit, konsequent zu denken, klar zu beobachten und aus dem Beobachteten die richtigen Schlüsse zu ziehen, ein unglaublicher Mangel an Intelligenz in der Masse der angeblich an der Spitze der Zivilisation marschirenden Bevölkerung. Kapabel und mit einem gewissen savoir faire ausgestattet erweiset dieses Volk sich doch als aber- und leichtgläubig wie vielleicht kein anderes in Europa.

Das ist der Grund, warum bei ihm Irrthümer der schlimmsten Art nicht nur in den breitesten Schichten der Bevölkerung rasch tiefe Wurzeln schlagen, sondern sogar dauernd den Volksgeist beherrschen und das gesammte Volksleben vergiften können.

Wenn derselbe Courcelle Seneuil in dem oben erwähnten Aufsatze eine andere Wahrnehmung mittheilt, die er — beiläufig bemerkt — ebenfalls ohne Weiteres generalisirt, so ist es wieder ein Zug ächt französischen Wesens, den er damit treffend kennzeichnet, und zwar gerade jener Mangel an Urtheilskraft, jene Zugänglichkeit für den Irrthum, nicht nur in gewissen, sondern in allen Kreisen der Bevölkerung.

„Wenn man" — sagt er — „zu den Sozialisten nur diejenigen rechnet, welche über sozialistische Doktrinen reden oder schreiben, so erstaunt man über die geringe Zahl der Partei und begreift nicht, wie sie zu einem so gewaltigen politischen Einflusse gelangen konnte. Aber der stumme Sozialismus verbreitet sich über die ganze Gesellschaft; man braucht ihn nur zu suchen — man findet ihn bei den Reichen wie bei den Armen, bei den Ersteren vielleicht sogar häufiger." Und an einer anderen Stelle: „So kann man denn behaupten, daß der Sozialismus, obgleich er nicht mehr auf dem Gipfel seiner Macht steht, noch überall lebt, noch überall die Armen erregt, und noch überall das Gewissen der Reichen beunruhigt; er mischt sich in unsere edelsten und in unsere niedrigsten Empfindungen und erfüllt einen guten Theil der sittlichen Atmosphäre, in welcher die weitaus große Majorität der Menschen in dem größten Theile der christlichen Gesellschaft" — hier eben die übertreibende Generalisirung des Franzosen — „lebt".

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, will ich bemerken, daß die französischen Oekonomisten in ihrem fortwährenden Kampfe mit dem Sozialismus und Kommunismus, und immer am stärksten von dieser Seite angefochten, theils eine sehr feine Empfindung für sozialistische und kommunistische Irrthümer bekommen, theils sich gewöhnt haben, auch andere ihrer Gegner, wie z. B. die Protektionisten und Monopolisten, mit denselben Waffen zu bekämpfen wie ihre Erzgegner, daß sie Sozialismus und Kommunismus auch da wittern, wo wir unsere Gegner wenigstens anders bezeichnen würden. Aber es ist wahr — in Frankreich durchdringt der Sozialismus alle Kreise der Gesellschaft, und andere Stellen des genannten Aufsatzes zeigen uns, daß Courcelle Seneuil sein Urtheil über die Verbreitung dieses Irrthums auch auf die wirklich und eigentlich sozialistische Doktrin erstreckt. „Wie viele Eigenthümer glauben" — sagt er — „daß nur die herrschende Staatsgewalt sie beschütze, daß im Grunde die Sozialisten im Rechte seien, und daß, wenn dieses Recht einmal zur Geltung komme, wirklich ihr letztes Stündlein geschlagen."

Courcelle Seneuil, wie gesagt, nimmt an, in der ganzen christlichen Gesellschaft sei der Sozialismus in solchem Maße verbreitet; er ist eben nicht frei von jener französischen Verblendung, welche die französische für die Inkarnation der gesammten modernen Kultur hält. Aber in seiner Einschränkung auf Frankreich wird das Urtheil für Frankreich nur um so zutreffender.

Ist es nun wohl möglich, zu denken, daß in Deutschland, oder in England der sozialistische Irrthum in gleicher Weise die Gedanken der großen Masse beherrsche, wie er sie in Frankreich in der That beherrscht? Ist es möglich, anzunehmen, daß in Deutschland oder England diese Irrlehre jemals einen so mächtigen Einfluß auf das gesammte Staats- und Volksleben gewinnen könne, wie sie ihn in Frankreich gewonnen hat? Wir sehen schon jetzt in Deutschland den gesunden Menschenverstand so sicher mit jenen auch bei uns ja reichlich importirten Irrthümern fertig werden, daß man in der That nicht nöthig hat, große Gelehrsamkeit an ihre Bekämpfung zu verschwenden, und gar von der Tribüne der Erörterung auf den Stuhl der politischen Macht würden wir sie niemals steigen lassen. Es ist wahr: auch jene feineren Nuancen des Sozialismus und Kommunismus, wie sie z. B. Fr. Bastiat an Thiers rügt, wo dieser, das Eigenthum gegen Proudhons Angriffe vertheidigend, sich selbst als befangen in gewissen kommunistischen Anschauungen erweiset, sind bei uns auffällig bemerkbar geworden. Aber es ist bei uns nicht eine kleine Schaar Auserwählter, sondern es ist die gebildete öffentliche Meinung, welche dem französischen Importartikel, mag er sich nun in der einen oder

Digitized by Google

anderen Gestalt einschleichen, den Markt einschränkt. Nirgends weniger, als bei uns, ist die Angst begründet, welche freilich auch bei uns bisweilen stärkere Geister erfüllt und z. B. noch jüngst einen Mann wie Robert von Mohl zu den stärksten Zugeständnissen an den Sozialismus und Kommunismus bewogen hat*).

Diese einleitenden Bemerkungen rechtfertigen es wohl nach verschiedenen Seiten hin, wenn wir uns gerade in dieser Zeit etwas eingehender mit dem jetzigen, oder besser mit dem vorkriegerischen Stande des französischen Sozialismus, der eben jetzt in Paris das Heft so ziemlich in den Händen hat, beschäftigen. Die Zeitschrift der Pariser Oekonomisten bietet uns reichliches Material zur Lösung der gestellten, gewiß nicht unzeitgemäßen, Aufgabe.

Der Staatsstreich und der ihm folgende straffe Absolutismus hatte die zahlreichen während und nach der Julirevolution aufgetauchten sozialistischen und kommunistischen Sekten, deren einzelne an der Februar-Revolution einen sehr lebhaften Antheil nahmen, von der Bühne der Oeffentlichkeit verdrängt. Aber ersticken konnte das Klub-Verbot und seine strenge Handhabung die Keime dieser ächt französischen, oder sollen wir sagen: Pariser? — Giftpflanze natürlich nicht. Konnte man doch viel handgreiflichere Irrthümer mit viel grausameren Gewaltmitteln, als welche das Klub-Gesetz der Polizei in die Hand gab, niemals ausrotten. Als das Gesetz vom 6. Juni 1868 über die öffentlichen Versammlungen — ein bedeutsames, aber weil jenem System von Scheinfreiheiten, zu welchem der Kaiser sich in seinen alten Tagen entschließen mußte, angehörig, bedenkliches Zugeständniß — erschien, wurden wie durch eine Wünschelruthe die sozialistischen Doktrinen aus ihrem Schlummer wieder erweckt. „Wie die Nonnen im dritten Akte des Robert der Teufel" — sagt Molinari in seinem Aufsatze über den „Sozialismus im Jahre 1869" (Bd. 14, 15 und 16 des Journal des Économistes) „erhoben sie sich aus ihren Gräbern." Der Gebrauch, den man von jenem Gesetze in der „Redoute", im „Pré-aux Clercs", in den „Folies-Belleville", in der „Jeune Gaule" und so vielen anderen, jetzt wieder viel genannten sozialistischen Klub-Lokalen machte, war nicht dazu angethan, die ehrbaren und friedlichen Bürger, welche vordem der Schließung der Klubs zugejauchzt hatten, mit der neuen Maßregel zu versöhnen. Auch die sicheren Freunde der Freiheit, so berichtet Molinari, wurden bedenklich, wenn sie Zeugen waren der Orgien des ausschweifenden Wahnwitzes, welche hier gefeiert wurden; wenn sie hören mußten, wie schreiende Straßen-Improvisatoren ihre Tiraden losließen gegen das Eigenthum, gegen das Kapital, gegen die Ehe, wie man im Namen des Fortschrittes die Maschinen verfluchte und vorschlug, alle Bürger und Bürgerinnen in die gleiche Art von Schule zu zwingen, wie die Kollektivisten, die Individualisten, die Mutualisten ꝛc. sich einander die Mission streitig machten, die alte Gesellschaft „zu liquidiren" und eine neue zu „organisiren".

Aber es war doch, meint derselbe Schriftsteller, vernünftiger, diesen Wahnwitz an die Oeffentlichkeit treten, als ihn in's Geheim fortwuchern und jeder Bekämpfung sich entziehen zu lassen. In's Geheim fortwuchernd wuchs er zu einer finsteren und, weil unmeßbaren, nur um so furchtbareren Macht heran. Auf der Arena der öffentlichen Diskussion konnte man den Gegner doch erproben, seine Macht schätzen, ihr allmählig Abbruch thun. (Freilich ein schweres Stück Arbeit, wo die ganze Gesellschaft — nach Courcelle Seneuil — sozialistisch angehaucht ist!) So entschieden ich auch jeder Einschränkung der freien Meinungsäußerung über ernste Lebensfragen abhold bin, kann ich doch Herrn Molinari nicht beipflichten, wenn er das erwähnte französische Gesetz in der Lage, in der es gegeben wurde, für einen besonderen Fortschritt ansieht.

In einem System von bürgerlichen Freiheiten darf die der freien Meinungsäußerung in Schrift und Wort nicht fehlen. In dem Frankreich von 1868 sah das Gesetz vom 6. Juni einem sehr tendenziösen Zugeständniß des Absolutismus an das Proletariat und gegen die Bourgeoisie so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Diese einseitig und unvermittelt gewährte Freiheit war hier ein, freilich sehr übel berechneter, Willkürakt des Absolutismus so gut wie die vorhergegangene Schließung der Klubs — ein Willkürakt, der dieser Regierung theuer zu stehen gekommen ist. Doch dies nur beiläufig.

Seit Juli 1868 bis März 1869 — so erzählt uns Molinari — sind in Paris etwa 3—400 Sitzungen und 2—3000 Reden in Sachen des Sozialismus gehalten worden. Aber die

*) Hat doch dieser berühmte Gelehrte in II. 2 seines Werkes: „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" nichts Geringeres gefordert, als daß der Staat Konsumvereine und Kooperativgenossenschaften mit Vorschüssen versehe, den wandernden Handwerksburschen Reiseunterstützung gewähre, die Grundbesitzer zwinge, ihren Arbeitern einen Gewinnantheil, ferner freie Wohnung und en sprechende Länderein zu gewähren, beziehungsweise abzutreten!

Digitized by Google

meisten dieser Reden waren bloße Phrasen-Kompositionen; kaum in einigen wenigen war eine Spur von einer bestimmten Doktrin zu erkennen. Nimmt man die Oekonomisten aus, welche eine Reihe von Versammlungen nach der „Redoute" berufen haben, ferner die jungen katholischen Kleriker, welche eine wenig zahlreiche, aber leidenschaftliche und zähe Fraktion im Saale des „Prêaux-Clercs" versammelten, ferner die Exzentrischen, deren wahrer Typus ein Herr Gagne ist, der Erzprophet und der Erzkandidat für die Deputation aller Pariser Konskriptionen, endlich die Politiker, welche in der öffentlichen Versammlung nur ein Mittel erblickten, um die Geister zu erwecken und sich Stimmen zu sammeln für die Wahlen von 1869, so werden nur etwa 20 Redner übrig bleiben, welche eigentliche Vertreter einer sozialistischen oder kommunistischen Doktrin genannt werden können. Aber dieser kleine Generalstab hat — das muß man ihm lassen — eine wahrhaft verschwenderische Thätigkeit entwickelt.

Er hat es z. B. dahin gebracht, daß den Oekonomisten die in der „Redoute" von ihnen arrangirten Versammlungen stark verleidet worden sind. Dieses Mißbehagen schimmert sehr deutlich durch den Bericht, welchen Joseph Garnier in der Sitzung der „Société d'économie politique" vom 5. Februar 1869 über den Verlauf jener Versammlungen in der „Redoute" erstattete. Es kommt jedenfalls nicht völlig und lediglich auf Rechnung jener Abneigung, welche ein stiller und ernster Forscher gegen jede lärmende Versammlung hegt, in welcher der Phrase Hekatomben dargebracht werden. Es ist ein Mißbehagen, zum guten Theil hervorgerufen durch, wenn auch nicht ganz zugestandenen, Mißerfolg. Garnier schildert die lärmenden Auftritte, welche in diesen — also vielleicht noch den anständigsten — Versammlungen an der Tagesordnung waren. Diese Auftritte seien besonders erzeugt worden durch die übergroße Zahl der Besucher, welche eine ordentliche Leitung der Verhandlungen unmöglich gemacht und die Redner zu einer übermäßigen Anstrengung der Stimme gezwungen habe, durch das Mißbehagen der später Erschienenen, die gezwungen gewesen seien, zu stehn, und die, indem sie sich gegeneinander drängten, den Redner nicht verstanden, deshalb aber immer unruhiger wurden. Aber die wenig anständige Haltung der Versammlungen erkläre sich auch aus der Buntheit des Publikums und der gänzlichen Unwissenheit der Meisten, aus der nervösen Erregbarkeit der Männer des Systems (des hommes à système), aus der Liebhaberei Vieler für den Lärm, aus den Unterbrechungen der schlechten Spaßmacher, die nur dies amüsant finden, und durch solche Personen, deren Beruf es ist, Lärm zu machen; aus der Gegenwart des Polizeikommissars, vor dessen Nase man zu lachen oder zu applaudiren pflegt, wenn der Redner das politische oder religiöse Gebiet berührt; endlich aus dem Mangel an Erfahrung und Disziplin, welche bewirken, daß man die Glocke des Präsidenten und die Gebote der Versammlung selbst mißachtet, und daß die Zeit verstreicht über lärmenden und sich widersprechenden Interpellationen, sowie über den gegenseitigen Bemühungen der Parteien, einander zur Ruhe zu bringen. „So ist die Physiognomie der Versammlungen, wenn sie erregt sind; aber sie sind nicht immer so und sie fangen an, dezenter und geordneter zu werden."

„In den Versammlungen der „Redoute" — sagt der Berichterstatter — „begegnete man den Oekonomisten mit ganz entschieden ungünstigem Vorurtheil. Man betrachtete sie als die Sendlinge der Wucherer, der Börsenspieler, als die geborenen Anwälte der Monopole, des übelerworbenen Reichthums. Ihre Haltung und ihre Reden haben diese Urtheile ein klein wenig modifizirt. Daß einige Führer der Sozialisten und Kommunisten mit ins Bureau gerufen wurden, hat vergleichsweise noch am meisten zur Beruhigung beigetragen. Zu dieser Genugthuung haben sie sich durch ihre kritischen und systematischen Vorträge verholfen. Ihre Prätensionen wurden nach und nach schwächer, als sie merkten, daß der Widerspruch gegen ihre Sätze immer solider und unbezwinglicher wurde, und daß auch das Auditorium nach und nach ihren Gegnern etwas günstiger gestimmt ward."

Im Ganzen hat Herr Garnier — was wir ihm nicht verdenken können — keine sehr hohe Meinung von der Wirksamkeit solcher Versammlungen, und bezweifelt sehr, ob sie zur Verbreitung ökonomischer Wahrheiten das Mindeste beitragen. Diesen Erfolg erwartet er mit einiger Bestimmtheit nur von regelmäßigem Unterricht oder methodischer Diskussion. Unter den in der Februarsitzung von 1869 anwesenden Mitgliedern der „Société d'économie politique" sind einige etwas günstiger, als Garnier, für die Fortsetzung der Redouten-Versammlungen gestimmt, andere theilen vollkommen die Meinung des Berichterstatters.

Und diese Meinung wird allem Vermuthen nach während der jetzigen Schreckenszeit bei den

Digitized by Google

Oekonomisten von Paris sich nicht eben abschwächen. —

Molinari schildert uns das Personal des französischen Sozialismus und Kommunismus, wie es sich in den Versammlungen der Jahre 68 und 69 dem Beobachter darstellte.

„Im Jahr 1848 verglich Herr Dufaur" — sagt er — „das Personal der Klubs sehr treffend mit den Statisten eines Zirkus, welche, wenn es gilt, große Heeresmassen darzustellen, einen Reigen bilden, dessen eine Hälfte immer auf der Bühne ist, während die andere hinter der Bühne und umgekehrt. Dieser Vergleich paßt auch auf die heutigen Socialisten-Versammlungen. Es sind immer dieselben Personen, welche den größten Theil dieser Zusammenkünfte, von Belleville bis zum Boulevard Montparnasse, von der Barrière Rochechouard bis zur Barrière d'Italie, ins Werk gesetzt haben. Ueberall das nämliche Bureau, die nämlichen Redner und im Wesentlichen auch das nämliche Publikum, welches die nämlichen Reden beklatscht.

In diesem Personal der „Faiseurs" findet man zuvörderst eine kleine Zahl alter Bekannter, Schüler Fouriers, wie den Herrn Cantagrel, dann Mitarbeiter von Proudhon, wie Herrn Langlois*), dann Kommunisten aller Schattirungen, z. B. Herrn Mallarmet, früher Deputirten des Luxembourg; dann Delegirte des Kongresses des internationalen Arbeitervereins, wie die Herren Fribourg, Tollin, Chemalé, Longuet, Murat, Heligon ꝛc., denen sich einige „Neue" angeschlossen hatten, darunter ein trotz seines Ungestüms ausgezeichneter Redner, Herr Briosne; endlich einige Damen, wie Frau Paula Minck, Frau Désiré, welche gewiß dem Frauenklub von 1848 zur Zierde gereicht hätten.

Aber keiner unter allen hat sich eigentlich die Aufgabe gestellt, in die Fußtapfen eines der Meister zu treten, welche vor der Februar-Revolution Schule machten. Herr Cantagrel hat kaum die Propaganda für das System seines einst so hoch gefeierten, jetzt nahezu vergessenen Meisters Fourier wieder aufgenommen. Man hat Cabet mit Achtung zitiren hören; aber die Herrlichkeiten der „Voyage en Icarie" wurden kaum je dem Publikum aufgetischt. Louis Blancs „Organisation der Arbeit" ist so gut vergessen wie der „Circulus" des Herrn Pierre Leroux. Proudhon allein hat treue Schüler, welche einige seiner aufregenden Phantasien wieder zu erwecken versuchen. Aber Proudhon hat kein „System" hinterlassen; er hat sich ja selbst mit seiner giftigen Satyre lustig gemacht über die Thoren, welche sich für „Proudhonisten" ausgeben.

Dieses buntscheckige Personal des Sozialismus von 1869 anerkennt keinen Meister und hat kein Evangelium verkündet, welches man auf den Straßen feil bieten könnte. Und doch zeigt es große Aehnlichkeit mit seinen Vorgängern von 48. Wie die Redner der „Clubs", so sind die der „Réunions publiques" einig in der Verurtheilung der gegenwärtigen Gesellschaft, die sie mit den nämlichen Wendungen und mit dem gleichen Phrasengeklingel verdammen. Sie sind Gegner des Eigenthums und des Kapitals; sie verdammen „die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen"; sie deklamiren gegen das Lohnsystem heute wie im Jahre 1848. Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.

„Warum" — ruft Frau Paula Minck in der Réunion de la Redoute aus — „warum gibt es Menschen, die immer arbeiten, und solche, die immer feiern? Das Kapital — warum ruht es immer in den Händen Derer, die nichts thun? Ueberall Widerspruch und Anomalie. Oekonomisten schreiben, man müsse die Arbeit und ihren Ertrag respektiren. Aber ist es der Ertrag der Arbeit, den wir bei den Reichen respektiren? Ist es der Ertrag der Arbeit, was wir da immer in unnahbarer Ferne vor uns sehen müssen, ohne je daran Theil haben zu können? Es ist nichts, als der Ertrag der Ausbeutung. Wer freut sich der Früchte der Erde? Ist es der Arbeiter, der im Schmutze hockt, oder der faule Reiche, der sein Geld und seine Gesundheit in den Cafés verpraßt? Warum in aller Welt gelangen diese Früchte immer an Den, der keine Hand rührt, um sie zu erzeugen? Warum ist der Eine immer gebückt an der Arbeit und darf ihm der Andere immer den Fuß auf den Nacken setzen, ihm, der sich nie von der Scholle befreien kann?"

„Warum haben wir nicht die Rechte, die uns gehören?" — sagt ein Herr Bretonneau in der Réunion des Folies Belleville. — „Weil die Bourgeoisie sehr wohl weiß, daß an dem Tage, wo die so lange grausam ausgebeutete Arbeiterklasse im Vollgenusse ihrer Rechte sein würde, sie sagen möchte: wir wollen mit gleichen Waffen kämpfen. Die Bourgeoisie ist der gefährlichste Feind der arbeitenden Klassen." (Das

*) Der Nämliche, welcher vor dem Kriege von dem Pöbel gemißhandelt wurde, weil er den Ruf: „Nach Berlin!" mit dem Gegenruf: „Es lebe der Friede!" erwiderte, und der in den Ausfallgefechten vom 29. und 30. November vor Paris als Kommandant eines Marschbataillons der Nationalgarde eine Rolle spielte.

Digitized by Google

werden die armen Bourgeois von Paris wohl eben jetzt schmerzlich genug büßen müssen!) „Wer ist es, der das Kapital erzeugt? Das ist das arbeitende Volk. Wer ist es, der das Eigenthum vermehrt und ihm den Werth verleiht? Das ist das arbeitende Volk. Wer ist es, der den Fortschritt macht? Immer das arbeitende Volk. Wie aber kommt es, daß dieses Volk nichts besitzt? Da das Kapital, der Fortschritt und das Eigenthum von den Arbeitern berühren — deshalb sind sie unser Eigenthum."

„In der heutigen Organisation der Arbeit" — fügt ein ganz grüner Sozialist, ein junger Herr Chauvières, hinzu — „gibt es zwei Klassen von Individuen. Die Einen, die neun Zehntel der Arbeit beschaffen, die Anderen, denen man das letzte Zehntel verdankt. Die Letzteren genießen fast immer nur; sie arbeiten so gut wie nichts; die Ersteren arbeiten stets, ohne je zu genießen. Diese besitzen nichts; Jene haben Beschlag gelegt auf die Quelle aller Produktion — auf das Land. Kaum sind wir geboren, so liegt uns schon die Frage auf den Lippen, ob denn das Land für Alle oder nur für Einige da sei. Wir setzen den Fuß auf die Erde. Wem gehört dies Land? Einem Grundbesitzer. Wir wachsen auf, und, weil wir keinen Theil haben an dem Eigenthum, so müssen wir arbeiten für den Eigenthümer. Wir werden noch älter — und man gibt uns den Chassepot in die Hand. Man schickt uns hinaus, daß wir uns tödten lassen, um das Eigenthum eines Grundeigners zu vertheidigen."

„Die Gesellschaft, wie sie heute ist" — schließt ein Kommunist, ein Herr Lefrançais, seine Rede — „lebt nur von einem ungeheuerlichen Mißbrauche."

Diese übel gestaltete und von Krankheit tief angefressene Gesellschaft, in der es nur Ausbeutung, Unterdrückung und Mißbrauch gibt, muß — so meinen die heutigen Sozialisten ebenso wie die alten — zerstört und vernichtet werden; man muß — um sich eines terminus technicus der Kommunisten zu bedienen — „die soziale Liquidation" in die Hand nehmen. Und, wenn dieses Geschäft vollendet ist, so muß man die alte Gesellschaft, die auf das Privileg begründet war, ersetzen durch eine neue, welche sich gründet auf die Gleichheit. Aber wie in aller Welt soll die soziale Liquidation ins Werk gesetzt werden? Das ist eine sehr heikle Frage. Die unbequeme Nachbarschaft des Polizeikommissars gestattet leider nicht, daß man sie ganz offen und deutlich beantworte. Man verwahrt sich gegen die Unterstellung, als wolle man „nehmen", obwohl man erklärt, man habe wohl ein Recht zum „Wiedernehmen", ein Rückforderungsrecht; man verständigt sich dahin, daß die Liquidation auf dem Wege der Expropriation oder durch eine Art von Ablösungsverfahren zu bewerkstelligen sei.

„Um an das Ziel aller sozialen Reformen zu gelangen" — sagt ein Herr Sébyle — „muß man die allgemeine Expropriation einführen. Das ist die Nationalisation des Bodens und nicht ein Raub. Denn, obwohl uns der Ursprung alles und namentlich des Grundeigenthums verdächtig scheint, so wollen wir doch den Weg einer legalen Entäußerung jedem anderen vorziehen. Die Entschädigungssumme wird dann als Grundlast oder Hypothek ins Grundbuch eingetragen und allmählig getilgt."

Nach der Ansicht des Herrn Briosne genügt es, um zu der sozialen Reform zu gelangen, daß der Artikel 291 des Code pénal beseitigt werde, welcher das letzte Ueberbleibsel der Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechtes enthält.

„Dieselbe Freiheit, mit der das Kapital sich verbinden kann" — sagt er — „muß durch die Beseitigung des fraglichen Gesetzesartikels auch der Arbeit gewährt werden, welche sich nur durch Vereinigung zu jener Macht aufschwingen kann, mit welcher man den Kampf gegen das Kapital aufnehmen muß. Dieser Kampf, wenn er noch kaum eröffnet sein wird, wird er bereits das Kapital vernichtet haben."

Also die Beseitigung des Artikels 291 des Code pénal! Aber es genügt nicht, die gegenwärtige Gesellschaft zu liquidiren. Man muß etwas Anderes an ihre Stelle setzen. In dieser Beziehung ist man heute im Ganzen maßvoller, aber wo möglich noch mehr verschiedener Ansicht, als im Jahre 1848.

Und nun versucht es Molinari, die verschiedenen Richtungen, in welche sich der heutige Sozialismus zerspaltet, wenn es sich um die Lösung der Frage nach der Beschaffenheit der neuen Gesellschaft, der Gesellschaft der Zukunft, handelt, zu charakterisiren. Er unterscheidet drei Hauptrichtungen, nämlich die kollektivistische, die individualistische und die mutualistische*).

Die Kollektivisten nennt er die Klassiker ihres Genres. Sie leiten ihren Kommunismus

*) Es ist nicht meine Schuld, wenn es mir nicht gelingt, den Lesern verständlich zu machen, was diese verschiedenen sozialistischen Richtungen eigentlich an die Stelle der liquidirten alten Gesellschaft setzen wollen. Ich vermag selbst nicht daraus klug zu werden und möchte darauf wetten, daß es den Urhebern der verschiedenen Systeme mit diesen ihren eigenen Schöpfungen nicht viel besser geht.
D. Verf.

Digitized by Google

von Platon, Campanella, Morelly, Babeuf und Cabet ab. Unter „collectivité“ verstehen sie die Staatsthätigkeit, welche in allen Zweigen der Arbeit an die Stelle der Einzel- oder freien Gesellschaftsthätigkeit treten soll. Die Gemeinschaft soll alle Güter produziren und sie wie alle Leistungen gleichmäßig („à l'équivalence des fonctions“, lautet die Formel) unter ihre Glieder vertheilen. So ist die Meinung der Herren Jaclard, de Beaumont, Bellerin, Duval, Ducasse, Mallarmet, Milière, Lefrançais ꝛc.

„Der rationelle Kommunismus“ — sagt Herr Jaclard — muß das Interesse Aller ins Auge fassen. Zu diesem Zweck muß er das Patronat, den Zins, die „inéquivalence des produits“ und das Erbrecht beseitigen. Es handelt sich darum, daß Jeder das Produkt seiner Arbeit ganz und voll beziehe und den freien und vollständigen Genuß seines Besitzes erlange.“

„Das Eigenthum“ — so äußert sich Herr de Beaumont in der Réunion des Folies Belleville — „ist die Grundursache unseres Elendes; man muß es abschaffen. Es soll ferner nicht mehr Reiche und Arme geben. Alle gleichen Ursprungs, wollen wir auch alle gleich situirt sein. Unsere Kinder sollen alle zur gleichen Bürgertugend erzogen werden. Sie sollen Bürger werden, aber nicht Kanonenfutter oder Sklaven „du monseigneur le capital“. Die Erde ist ein freies Geschenk; wer sich ihrer bemächtigt hat, hat sie der Gesammtheit geraubt. Auf alle Weise muß dieser Raub gesühnt werden. Denn so lange noch irgend Einer Mangel leidet, darf Niemand Ueberfluß haben.“

„Das Lohnsystem“ — bemerkt Herr Pellerin — „hat das Elend, die Sklaverei und die Prostitution auf dem Gewissen. Das Grundeigenthum ist nichts als eine andere Form von Feudalismus. Wir sind alle am Werke, eine neue Form der Vertheilung, worin der Kommunismus sein Ideal erblicken kann, aufzufinden. Hinweg vor allen Dingen mit dem Lohne, der uns erniedrigt, der nichts ist als die Sanktion der Tyrannei! Keinen Lohn mehr, sondern die Gleichheit ohne Unterschied der Kräfte, der Talente, der Tugenden; die Gleichheit ohne Unterschied von Rangstufen und Kasten!“

„Man muß“ — sagt Herr Duval in der Versammlung in der Barrière Montparnasse — „man muß dieses Ueberbleibsel von Feudalismus, welches sich nicht mehr Adel, sondern Bourgeoisie nennt, unterdrücken. Wir wollen völlige Gleichheit der Löhne. Der Preis jeden Gutes muß sich richten nach der Zeit, die auf seine Erzeugung verwendet werden mußte. Das Naturrecht, die Gleichheit soll herrschen. Das Erbrecht, das Individual-Eigenthum, das Kapital, welches nicht ohne Arbeit existiren kann, sollen aufhören. Im Jahre 48 proklamirte man das Recht auf Arbeit; wir wollen die Verpflichtung zur Arbeit proklamiren. Wer arbeitet, soll essen, wer nicht arbeitet, soll rechtlos sein. Die Gemeinschaft kennt keinen Pauperismus.“

Wüßte man nur, wie diese „collectivité“ organisirt sein soll! Es fehlt keineswegs an Organisationsplänen, heute so wenig wie 1848. Aber das Publikum, welches heute vielleicht weniger naiv ist, als vordem, beißt nicht darauf an. Der Skeptizismus ist zu mächtig geworden. Kaum beginnt ein Redner, seinen „plan d'organisation“ zu entwickeln, so werden seine Kollegen alsbald ungeduldig, fallen um die Wette über die neue Organisation her und reißen sie in Stücke. So haben die Mutualisten Longuet und Tolain in der Réunion de la Redoute grausam den Plan des Kommunisten Sébyle zerpflückt. So war Longuet nahe daran, sich mit den Kollektivisten tödtlich zu verfeinden, als er glaubte, sie steuern auf die Weibergemeinschaft los. Uebrigens hat Herr Longuet Unrecht. Die Kollektivisten erstrecken die Gemeinschaft keineswegs auch auf die Liebe. Einige von ihnen freilich haben im Pré-aux-Clercs der freien Liebe das Wort geredet. Aber die „freie Liebe“ („l'union libre“) ist etwas Anderes als die Weibergemeinschaft. Was ist sie denn? „Wir gerathen in Verlegenheit“ —sagt Molinari, — wenn wir uns darüber klar aussprechen sollen; übrigens, um es gerade herauszusagen, hätte das auch keinen Zweck.“

Es hält schwer, sich ein Bild von der Organisation der Gemeinschaft zu machen, wie die Kollektivisten sie sich denken mögen; es hält schwer, ihre Prinzipien, das Prinzip des gemeinschaftlichen Eigenthums, das Prinzip der Lohngleichheit oder der Löhnung nach den Bedürfnissen jedes Arbeiters (Formel des Herrn Ducasse) recht zu begreifen. Aber noch viel größer sind die Schwierigkeiten, welche die Lösung des Räthsels des individualistischen Kommunismus darbietet. Alles, was wir von dieser romantischen Art des Kommunismus wissen, ist, daß er den Klassikern der Schule das Prinzip „der Gleichheit“ entlehnt, und daß er die Freiheit und Selbstverantwortlichkeit des Individuums anerkennt. Die Arbeiter, wenn sie in den Besitz des gesammten Kapitals gesetzt sind, produziren gemeinschaftlich, wobei dem

Digitized by Google

Kapital keine Rente gezahlt wird, aber sie verzehren jeder für sich. Bei Gelegenheit der Diskussion der Arbeiterfrage in der Réunion de la Redoute formulirte Briosne im Namen des Neo-Kommunismus folgende Sätze:

„1) Die Arbeit ist die Anstrengung, welche der Mensch an dem Platze, an den er gestellt ist, macht, um sich die Gegenstände, welche zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erforderlich sind, durch Umgestaltung anzueignen.

2) Die soziale Stellung das ist die natürliche Stellung des Menschen, vervollkommnet durch allmählig gesammelte und unter dem Namen Wissenschaft zusammengefaßte Erfahrungen und durch eine Anhäufung der Produktionsmittel, welche die Kräfte des Menschen verstärken und welche man als Kapitalien oder Reichthümer zu bezeichnen pflegt.

3) In seiner sozialen Stellung ist der Mensch frei und verantwortlich für seine Handlungen; aber die Natur versieht ihn freiwillig mit Lebensmitteln im Verhältniß zu seinen Fähigkeiten und natürlichen Bedürfnissen. Damit der Mensch in seiner sozialen Stellung frei und verantwortlich sein könne, muß ihn die Gesellschaft mit so viel Arbeitsmitteln versehen, als seiner Fähigkeit und seinen verfeinerten (im Gegensatz zu den natürlichen) Bedürfnissen entspricht, d. h. er hat einen Anspruch darauf, daß sein Verstand gebildet und mit Kenntnissen bereichert und ihm jedes Mittel zur Verfügung gestellt werde, welches zur Verwerthung seiner Arbeitskraft erforderlich ist.

4) Ueber die Mittel zur Befriedigung dieser Ansprüche mag man streiten; aber die Ansprüche selbst sind über jeden Streit erhaben; denn sie sind die einfache Konsequenz des Rechtes jedes Menschen auf den Boden, auf dem die Gesellschaft sich bewegt, eines Rechtes, welches, wenn es ein einzelner Mensch exklusiv für sich allein in Anspruch nehmen wollte, die Gesellschaft unmöglich machen würde.

5) Thatsächlich findet sich in allen Gesellschaften das Kapital oder der Reichthum aufgehäuft in den Händen weniger Bürger, und deshalb können Die, welche nicht damit versehen sind, ihre Intelligenz nicht entwickeln und ihre Arbeitskraft nicht verwerthen, außer indem sie sich der Willkür der Besitzenden fügen und diesen einen Theil ihrer Produkte überlassen. Ein solcher Zustand der Dinge ist die Negation des Rechtes zu produziren, eines Urrechtes des Menschen, eine Negation der Idee der Gerechtigkeit, welche die Achtung des Rechtes jedes Nebenmenschen fordert und die Grundlage jeder Gesellschaft bilden müßte. Aus dieser Sachlage entspringen alle jene Konflikte, welche den Fortschritt aufhalten.

6) Es gilt deshalb, alle die ökonomischen Mächte kennen zu lernen, welche dazu dienen, jene verderbliche Anhäufung der Reichthümer in wenigen Händen möglich zu machen und zu erhalten; es gilt, die Mittel zu untersuchen, durch welche diese Anhäufung beseitigt und es dahin gebracht werden kann, daß Jeder, nachdem er in den Besitz der nöthigen Arbeitsmittel gelangt ist und seinen Verstand vervollkommnet hat, sich frei bewegen könne, verantwortlich für seine Handlungen, ungehindert, allein oder in Gesellschaft zu wirthschaften, wie es nach seinem Urtheile das Beste ist".

„Wir wollen wenigstens an dieser Stelle" — fügt Molinari hinzu — „diese neo-kommunistische Formel nicht näher prüfen. Die Sozialisten der Réunion haben sie selbst für dunkel und unausreichend erklärt. Auch glauben wir nicht, daß die Sekte der Neo-Kommunisten zahlreich ist, wenn es überhaupt eine solche Sekte gibt. Vielleicht kann Briosne mit Medea sagen: Ich allein . . . Trotz des unverkennbaren Talentes dieses Apostels des Neo-Kommunismus wäre dies doch etwas zu wenig."

Die dritte Gruppe, die der Mutualisten, besteht vorzugsweise aus alten Anhängern und Bewunderern Proudhons, wie Langlois, Longuet, Tolain ꝛc. Das sind die Girondins des Sozialismus von 1869. Sie bekämpfen, Langlois an der Spitze, eine gewaltsame Umbildung der Gesellschaft. Sie sind nicht der Meinung des Herrn Ducasse, welcher in der Réunion de la Chapelle ausrief: „Nicht mit Gold, mit Eisen müssen diese Fragen gelöst werden". Sie wollen den gordischen Knoten entwirren und nicht durchhauen. Sie bekämpfen die Anwendung des Eisens, aber sie haben kein Vertrauen in das Gold. Sie geben dem Papier den Vorzug. Die Spitze ihres Systems bildet eine Bank. Aber welch eine Bank! Die Lawsche ist nur Kinderspiel dagegen.

Die Bank des gegenseitigen Kredits wird beginnen mit der Beseitigung des baaren Geldes, dieses Tyrannen des Verkehrs. Ist das Geld verschwunden, so gibt's keinen Zins mehr; denn es wäre doch ein einleuchtender Mißbrauch, Zins zu zahlen für ein bloßes Stück Makulatur, deren eine Presse Marinoni zehntausend in der Stunde in jeder beliebigen Größe herstellen kann. Aber, wenn das Papier die Stelle des Geldes ein-

Digitized by Google

nimmt, und wenn man das Papier umsonst leihen kann, wenn man mit diesem wunderbaren Zirkulationsmittel, welches nichts gekostet hat, Werkzeuge, Häuser, Land kaufen kann, so ist es klar, daß man der Verpflichtung von selbst entbunden ist, einen Miethzins zu zahlen für den bloßen Gebrauch eines Werkzeuges, eines Hauses, eines Stückes Land. Wenn man nicht weiß, wovon man seinen Miethzins zahlen soll — meinte einmal Herr Bautour — so leuchtet es ein, daß man sich ein eigenes Haus erwerben muß. Oder wenn man noch immer seinen Miethzins an den verruchten Hauseigner glaubt zahlen zu müssen, so kann das doch nur unter der Bedingung geschehen, daß er Einem dafür ein Stück von dem abtritt, was er sein Eigenthum zu nennen beliebt Seinen Miethzins zahlen das wird also künftig nicht heißen Miether bleiben, sondern Eigenthümer werden. Angenommen, man zahlt 1000 Frcs. Miethe. Nach zwanzig Jahren braucht man nur seine 80 Miethzins-Quittungen zu produziren und man ist Eigenthümer des Zimmers, welches man bewohnt. Wenn man also als Eigenthümer pünktliche Miether hat, so wird man nach zwanzig Jahren aufhören, Eigenthümer zu sein. In weiteren zwanzig Jahren kann man sich aber das Eigenthum zurückerwerben. Das nennt man Mutualismus! Es ist keine Uebertreibung: der Mutualismus will in der That den Miethzins für Häuser, den Pachtzins für Ländereien ebenso abschaffen wie den Geldzins für Darlehen. Die Bank, welche aller Welt Vorschüsse geben soll, bedarf natürlich unbedingt eines Monopoles. Als man nun den Mutualisten diese Nothwendigkeit eines Abends in der Réunion de la Redoute vorhielt und sich verwunderte, daß die Sozialisten für irgend eine Unternehmung ein Monopol beanspruchen, wurde Herr Langlois sehr heftig und meinte, die Oekonomisten wollten wohl die Menschheit in den Naturzustand zurück schleudern. „Der Staat" — rief er aus — „nimmt das Monopol der Polizei, der Briefbeförderung, des Pulver- und Tabaks-Verkaufes für sich in Anspruch — warum sollte er nicht auch ein Bankmonopol ausüben können?" Als man ihm erwiderte, daß der Staat sich doch für seine Polizei, für seine Briefpostbeförderung, für sein Pulver und seinen Tabak bezahlen lasse, und daß, wollte er einmal auf diese Bezahlung verzichten, er jedenfalls diese Geschäfte nicht mehr zu monopolisiren brauche, daß aber die Bank der Mutualisten ohne Zweifel, auch wenn sie ihre Dienste ohne Entgeld anbiete, des allerstärksten Schutzes gegen andere Banken bedürfe, da wußte er nichts zu replizirem.

Wenn nun durch die Vermittelung der „Banque du crédit mutuel" (im Jahre 1848 hatte man das entsprechende Phantasie-Institut „Banque d'échange" getauft) zinsfreies Kapital aller Gattungen geschaffen ist, so soll nur die Arbeit allein eine Belohnung empfangen, und kann sich der Arbeiter, der aller Verpflichtungen gegen den entthronten Tyrannen „Kapital" ledig ist, der Früchte seines Fleißes ganz und ungetheilt erfreuen. Diese Früchte, die Produkte der Arbeit, werden im Handel verwerthet, nach den Prinzipien des „égal échange" und der „équivalence des fonctions". In diesem Punkte, in diesen Redensarten, deren Deutung für den gesunden Menschenverstand so ungemein schwierig, — ich glaube unmöglich — ist, nähert sich der Mutualismus augenscheinlich dem Kommunismus, mit dem zusammengeworfen zu werden er nichtsdestoweniger stets entschieden protestirt.

Es gab vor dem Kriege noch eine vierte sozialistische Richtung, welche zu ihrem Vertreter Niemanden Geringeres als den bekannten und geistreichen Schriftsteller Herrn Horn hat. Molinari widmet dieser Richtung einen besonderen Abschnitt seiner Abhandlung.

Nach seiner Auffassung geht Horn darauf aus, eine Versöhnung zwischen der Wirthschaftslehre und dem Sozialismus herzustellen. Es soll jeder von beiden Theilen dem anderen Zugeständnisse machen. Diese Zugeständnisse sollen sich bald nur auf Worte, auf Benennungen, beschränken, bald aber auf Prinzipien sich erstrecken. Von den Sozialisten fordert er unter Anderem, daß sie die Unerläßlichkeit der Konkurrenz und die Legitimität des Zinses anerkennen. Den Oekonomisten sinnt er an, ihre Wissenschaft „Sozialökonomie" (économie sociale) zu taufen, und, was mehr sagen will, das Erbrecht preiszugeben, oder doch zu fordern, daß es eingeschränkt werde durch eine Progressivbesteuerung der Erbschaften. Endlich verlangt er, daß, während die Sozialisten die Nothwendigkeit der Kapitalrente anerkennen sollen, die Oekonomisten andererseits zugeben, es gebühre dem Kapital in wirthschaftlichen Unternehmungen nicht jene dominirende Stellung, welche es jetzt einnehme, sondern es habe sich dasselbe bescheiden der Arbeit unterzuordnen, d. h. in nüchterne Sprache übersetzt: an der Leitung wirthschaftlicher Unternehmungen und also an dem Unternehmergewinn müssen vor allen Dingen Diejenigen be-

Digitized by Google

theiligt werden, welche denselben ihre Arbeit widmen, oder es müssen Alle, welche sich an wirthschaftlichen Unternehmungen betheiligen, als Mitunternehmer betrachtet werden.

Herr Horn hat sich offenbar eine unlösbare Aufgabe gestellt. Man kann nicht die Wahrheit und den Irrthum versöhnen; man kann nicht vermitteln zwischen der Wirthschaftslehre, welche das Eigenthum für eine nothwendige Institution erklärt, und dem Sozialismus, der dies leugnet.

Es ist unbegreiflich, wie ein so geistreicher Mann so durchaus unmögliche, in sich widersprechende Forderungen aufstellen kann. Vielleicht ist es nur ein Beweis mehr für die Behauptung Courcelle Seneuils, daß in Frankreich, welches diesem gleichbedeutend ist mit der ganzen zivilisirten Welt, die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme vielleicht des kleinen Häufleins von Oekonomisten, welche dem übermächtigen Feinde so tapfer entgegengetreten sind, und dafür freilich selbst in der angeseheneren Pariser Presse (vergl. z. B. die Zeitschrift „Le Monde“ vom 25. Oktober 1869) Schimpf und Spott genug haben dulden müssen, sozialistisch angekränkelt ist.

Zur Zeit scheinen, wenn nicht inzwischen neue sozialistische und kommunistische Sekten aufgetaucht sind, die Kollektivisten in Frankreich das Heft in den Händen zu haben.

Es wäre immerhin interessant, es wäre auch heilsam für die wirthschaftliche Zukunft Frankreichs, wenn jetzt in Paris, oder in Lyon, oder Marseille, oder wo sonst, jede der dort vertretenen Fraktionen Experimente mit der Neu-Organisation der Gesellschaft je in ihrem Sinne machte. Der Akt, welcher nothwendig vorausgehen muß, die „Liquidation“ der alten Gesellschaft, ist ja inzwischen in großem Umfange vollzogen. Und der frevelhaft entzündete Krieg wird auch im Uebrigen den französischen Sozialisten in mehrfacher Beziehung entgegenkommen; er wird den Tyrannen „Kapital“, wenn nicht vom Throne stoßen, so doch sehr bedeutend schwächen, so daß die Sozialisten und Kommunisten leicht vollends mit ihm fertig werden; er wird auch dafür sorgen, daß das „maudit argent“ demnächst in großen Massen den französischen Boden verläßt. Ob die sozialistisch angehauchte Gesellschaft so viel gesunden Menschenverstand übrig behalten hat, daß sie aus den schmerzlichen Erfahrungen, zu denen ihr jedenfalls sozialistische und kommunistische Experimente reichlich verhelfen werden, eine heilsame Lehre zu ziehen vermag?

A. Emminghaus.

Die Rübenzuckerindustrie in den beiden letzten Kampagnen. Der Zollverein producirte 1868/69 in 295 aktiven Fabriken genau 4,162,783 Centner Rohzucker, und zwar von 49,953,399 Ctnr. grüner Rüben, die auf rund 37,000 magdeburger Morgen gewachsen waren. Es ergibt das eine Durchschnittsernte von 135 Ctnr. pro Morgen und eine Ausbeute von 1 Ctnr. Rohzucker auf 12 Ctnr. grüne Rüben. Das ist nach allen Seiten hin ein höchst bemerkenswerthes, erfreulich fortschrittliches Resultat. Die Quantität der geernteten Rüben überholt das Vorjahr um 20—25 % Steuergewicht und die Qualität schafft den Centner Rohzucker von 12 Ctnr. Rüben, während 1867/68 dazu 12¼ Ctnr. im Durchschnitt nöthig waren. Interessant ist die Vertheilung jener kolossalen, auf einem so verschwindend kleinen Areal gewonnenen Rübenmenge auf die Staaten des Norddeutschen Bundes. Von den rund 49 Mill. Ctnr., in 295 Fabriken verarbeitet, hat die Provinz Sachsen abermals die stolze Genugthuung, mehr als die Hälfte, d. h. 25,583,900 Ctnr. in 141 Fabriken versiedet zu haben (gegen 19½ Mill. in 138 Fabriken im Vorjahr). Ihr folgt das kleine Herzogthum Anhalt in 35 Fabriken mit 6,902,930 Ctnr.; darauf Schlesien mit 4,530,198 Ctnr. in 39 Fabriken, dann Braunschweig mit 4,463,310 Ctnr. in 25 Fabriken, dann Brandenburg mit 2,475,408 Ctnr. in 18 Fabriken ꝛc. In Süddeutschland ist Würtemberg mit 1,137,718 Ctnr. in 6 Fabriken am bedeutendsten. Gehen wir 15 Jahre in den tabellarischen Uebersichten zurück, so hat das Jahr 1868/69 die zweitgrößte Rübenernte zu verzeichnen. In den Provinzen Preußen, Posen, den hohenzollernschen Landen, Lauenburg (Lübeck, Hamburg), Großherzogthum Hessen, Mecklenburg und Oldenburg ist bisher die auf den Zuckerrübenbau basirte Industrie noch nicht vertreten.

Wunderbarer Weise hat das Königreich Sachsen nur eine Fabrik, ebenso Baden und Nassau; Thüringen auch nur zwei. Ein weiterer Blick aber zurück auf die 15jährige Tabelle belehrt uns von dem bedeutungsvollen Ergebniß, daß die producirte Zuckermenge den dreifachen Betrag jener vor 15 Jahren überholt hat. Der Zollverein deckt also nicht allein seinen Konsum — wie schon seit Jahren — durch seine einheimische Fabrikation, sondern er führt auch nicht unbedeutende Mengen Rohzucker und raffinirte Produkte ins Ausland. Es ist gewiß ein großes Wort, sagen zu dürfen, daß auf dem Morgen mehr als 11 Ctnr. Zucker wachsen — also über

Digitized by Google

130 Thlr. Werth, und daß auf dem unbedeutenden, dieser Kultur erschlossenen Areal 1868/69 genau 862,507 Ctnr. Zucker mehr gewonnen sind als im Jahr vorher.

Oesterreich hat in derselben Kampagne 18,480,000 Ctnr. grüne Rüben verarbeitet und davon 1,432,200 Ctnr. Rohzucker gewonnen.

Frankreich erzeugte in derselben Arbeitszeit 4,278,080 Ctnr. Zucker, also ungefähr ebenso viel wie der Zollverein. Endlich sei — an der Hand der amtlichen Tabelle — erwähnt, daß der Zollverein in der Kampagne 1869/70 bis ult. April 4,253,600 Ctnr. Rohzucker producirt hat! Die officiellen Angaben weisen in den ersten 7 Monaten der letztverflossenen Kampagne eine Versteuerung von 51,043,181 Ctnr. grüner Rüben nach — abermals eine wesentliche Steigerung. Frankreich hält mit seinen vorjährigen Resultaten gleichen Schritt und Oesterreich — mit Ausschluß von Ungarn — versteuerte in denselben 7 Monaten von 1869/70 22,414,780 wiener Ctnr. grüne Rüben gegen cirka 14,000,000 Ctnr. des Vorjahrs. Es wird sich nach Bauer (Annalen der Landwirthschaft), welchem wir diese Mittheilungen entnehmen, folgendes Bild als zutreffend für die Produktion von 1869/70 festhalten lassen:

Zollverein	4,300,000	Ctnr. Rohzucker,
Frankreich	5,700,000	" "
Oesterreich	2,250,000	" "
Rußland	2,000,000	" "
Belgien	900,000	" "
Polen und Schweden	650,000	" "
Holland	250,000	" "
	16,050,000	Ctnr. Rohzucker,

gegen 12½—13 Mill. Ctnr. in den 3 Vorjahren, und ergibt somit die Rübenzuckerproduktion Europa's für 1869/70 das enorme Plus von 3,400,000 Ctnr. gegen die Vorkampagne. Konsumtion und Produktion — und dies ist ja Alles in Allem das Bedeutungsreichste und Erfreulichste — halten durchaus gleichen Schritt, und nicht die Ermäßigung der englischen Zuckereinfuhrzölle, nicht die Verhältnisse auf Cuba, nicht die vielen kleinen unwesentlichen Momente des einzelnen mehr oder minder anhaltenden oder verkaufenden Distrikts regeln den Barometer des Zuckerpreises, nein — es sind keine Vorräthe da, wenigstens keine wesentlichen; es wird mehr konsumirt, darin liegt die Hoffnung und die reelle Basis eines gedeihlichen Fortschreitens dieser Kultur!

Für den Zollverein — und noch mehr für Oesterreich ist eine ganz entschiedene Steigerung des Produktes 1870/71 in Aussicht zu nehmen. Nach Frankreich hat man in den ersten 4 Monaten 1870 bereits 59,320 Tons importirt, nach England in derselben Zeit 194,111 Tons. Von allen Früchten hat thatsächlich die junge zarte Rübe den grausamen Regenmangel von 1870 am besten ertragen.

In Oesterreich arbeiteten pro 1869/70 schon 20 Fabriken, im Zollverein wieder 19 Fabriken mehr. Weiterer Aufschwung wird energisch vorbereitet und die Zukunft wird lehren, ob und wie weit das immer mehr sich Bahn brechende Diffusionsverfahren dem ferneren Prosperiren förderlich sein wird.

Nekrolog.

Cherbuliez, Joel, Chef einer Buchhandlung in Genf, seit mehr als 30 Jahren Leiter der „Revue critique des livres nouveaux" und bekannt durch mehre volkswirthschaftliche Schriften, † in Genf, 63 Jahre alt.

Neue Bücher.

Zollverein. Zur Gründungsgeschichte desselben. Von W. Roscher. Berlin, Stilke.

Landwirthschaft.

Butterbereitung in Philadelphia. Wie die Amerikaner in ihrer Käsebereitung nahe daran sind, uns Europäern den Rang abzulaufen, so scheint es, daß sie auch in der sonstigen Handhabung ihrer Milchwirthschaft, namentlich in der Butterbereitung uns überholen möchten. Großartige Etablissements und das Princip der Association haben in der Käsefabrikation eminente Fortschritte veranlaßt. Solche auch in der Butterbereitung zu erreichen, ist viel schwieriger, weil dieselbe immer dem kleinen Betrieb überlassen bleibt; indessen hat sich jetzt eine Gesellschaft gebildet, der amerikanische Jersey-Rindvieh-Züchtungs-Verein, welcher auch

Digitized by Google

die Milcherei und Butterbereitung durch Veröffentlichung der besten Methoden und Ertheilung von Prämien zu fördern sucht.

Philadelphia's Butter ist in dem mittleren Theil der Vereinigten Staaten als die beste ihrer Art, ja als eine Delikatesse bekannt, sie zeichnet sich durch feinen Geschmack, durch goldgelbe Farbe, wachsartige Beschaffenheit und Festigkeit aus und erzielt wahre Luxuspreise. Auch in New-England, Newyork und Ohio findet man mitunter gute Butter, aber im Ganzen steht das Erzeugniß der vorzüglich Rindvieh haltenden Staaten der erst erwähnten sehr nach, und im größten Theil des Südens und Westens ist die Butter sehr schlecht. Eine Kommission der genannten Gesellschaft hat nun vor Kurzem die besten Buttergegenden, Chester, Lancaster und Delaware bereist und veröffentlicht jetzt als die empfehlenswertheste Methode die von Samuel J. Sharpleß zu Street-Road-Station in Chester, welche wir im Folgenden nach den „Annalen" kurz beschreiben wollen.

Sharpleß hält Jerseyvieh, welches auf die Weide geschickt und nur Morgens und Abends zum Melken in das Melkhaus getrieben wird. Dies letztere ist ein ganz leicht gebauter offener Schuppen, dessen Seiten nur im Winter zugebaut werden, um ihn zu einem Jungviehstall herzurichten. Jedes Thier hat seinen besonderen Stand und wird stets von derselben Magd gemelken, wobei ihm etwas Klee vorgeworfen wird. Der 18 Häupter zählende Stamm gibt durchschnittlich 200 Quart Milch pro Tag, die 20% Rahm liefert. Nahe dem Melkhause liegt das Milchgewölbe, ein 24' langes, 18' breites, von Stein am Abhange eines Berges gebautes Haus mit versenktem Fußboden aus eichenen, auf Sand und Kies lagerunden Bretern, welches stets mit einer dreizölligen Schicht fließenden Wassers bedeckt ist. Lange schmale, mit Drahtgaze verschlossene Fenster am oberen Rande des 10' hohen Raumes vermitteln die Ventilation. Die Satten sind mehr tief als flach, doch wird die Milch nur 3" hoch eingeschüttet und das Wasser außen in gleicher Höhe gehalten, um die Temperatur stets auf 11—12° R. zu erhalten. Die Satten sind von Zinn, außen an, gestrichen, oben mit Handhaben versehen. Nach 24 Stunden rahmt man ab und füllt die Sahne in tiefe Gefäße, die 50 Quart fassen und im Lokal stehen bleiben, bis gebuttert wird, was stets Morgens geschieht.

Die Buttermaschine ist eine Trommel, deren Dauben innen mit festen hölzernen Armen ausgerüstet sind, welche zwischen die sich drehenden Arme der Welle hineingreifen. Zum Betrieb dient ein Göpelwerk. Das Buttern währt etwa eine Stunde. Ist die Butter gut, so wird noch etwas kalte Milch zugegossen, um ein vollständiges Sammeln derselben herbeizuführen. Darauf wird mehrmals frisches Wasser zugegossen und das Faß mäßig gedreht. Dies wird so lange fortgesetzt, bis das Wasser rein, ohne milchige Trübung abläuft. Dann rückt man den Göpel aus und bringt eine Kurbel an, um die Trommel so lange zu schaukeln, bis sich die Butter über dem Probirloch sammelt, durch welches nun der Rest des Wassers abläuft, während das Faß 2 Stunden ruhig stehen bleibt.

Die fertige Butter wird nun in Partien von 20 Pfund auf einen Tisch gebracht und auf dessen geneigtem Blatt mit einer nach Art der Ringelwalzen etwa 2" tief gezahnten hölzernen Walze anhaltend bearbeitet. Dann nimmt man ein reines Tuch, taucht es in Brunnenwasser, ringt es gut aus, legt es auf die Butter und walzt diese von Neuem. Das Tuch nimmt alle Feuchtigkeit der Butter auf und wird so oft gewaschen, gerungen und wieder auf die Butter gepreßt, bis sich keine Wassertröpfchen mehr zeigen. Dann mischt man auf 3 Pfund Butter 2 Loth Salz ebenfalls mit der Walze und theilt die Butter schließlich in Stücke, die nur noch mit Wasser ausgekühlt werden. Die gerühmte wachsartige Beschaffenheit soll die Butter durch den eigenthümlichen Trockenprozeß erhalten.

Die fertige Butter, welche etwa 24 Stunden in zinnernen Gefäßen in Wasser gestanden hat, wird stückweise in feuchte Tücher gewickelt und dann auf hölzerne Breter gelegt, die schließlich in das zinnerne Behältniß gepackt werden, welches zur Aufnahme von Eis besondere Abtheilungen hat. In solcher Weise verpackt kommt die Butter vollkommen frisch auf den Markt.

Gelegentlich sei hier ein Geräth erwähnt, welches auf der letzten Smithfielder Fettviehschau viel Beifall fand. Es besteht aus einer Vorrichtung, welche Butter unter Wasser durch ein feines Sieb preßt, so daß sie in feine Fäden vertheilt wird; es hat den Zweck, schlechte Butter zu reinigen, und erfüllt denselben in sehr befriedigender Weise.

Digitized by Google

Nekrolog.

Ulrichs, Bernhard, Oberamtmann und Domänenpächter zu Beberbeck bei Hofgeismar, Direktor der früheren landwirthschaftlichen Lehranstalt und der jetzigen Ackerbauschule daselbst, Vorstand des landwirthschaftlichen Kreisvereins zu Hofgeismar, sehr verdient um die Hebung der Landwirthschaft, † am 30. Oktober.

Neue Bücher.

Agrikulturchemie, Lehrbuch von A. Mayer. Leipzig, Winter.

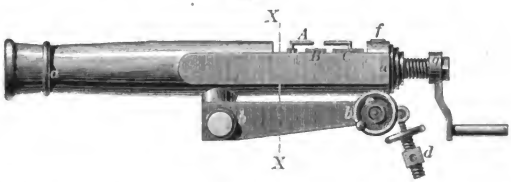
Pferd und Zugachse, Beurtheilungslehre derselben. Von F. Roloff. Halle, Waisenhaus.

Kriegswesen.

Die Mitrailleuse. Die als Trophäen nach Deutschland gebrachten Kugelspritzen haben Vielen Gelegenheit geboten, diese Waffe, welche unter gewissen Verhältnissen furchtbare Wirkungen ausübt, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Es ist jetzt möglich, eine genaue Abbildung zu liefern und auch die Konstruktion des Geschützes, den Mechanismus in allen Einzelheiten zu beschreiben. Einem solchen detaillirten Bericht über die in Stuttgart ausgestellte Mitrailleuse: Le général Duchand 1866 No. 62, welchen soeben Professor Teichmann im „Polytechnischen Journal" geliefert hat, entnehmen wir folgende thatsächlichen Angaben.

Das Geschütz gleicht auf den ersten Blick einer gewöhnlichen Kanone, statt der einen Mündung erblickt man hier aber deren 25, welche den 25 gezogenen stählernen Läufen entsprechen. Diese Läufe haben eine Bohrung von 13 Millimeter, sind zu einem quadratischen Bündel vereinigt, vorn durch einen stählernen Ring zusammengefaßt und in eine kanonenartige runde Hülse von Bronze dicht eingeschoben. Die Hülse ist nach hinten über die Läufe hinaus verlängert und erweitert und oben offen, um die Ladevorrichtung aufzunehmen (Fig. 3); sie ruht mit einem vertikalen Zapfen auf einem Untertheil b so, daß sie sich über demselben in horizontaler Richtung durch das mit einer Schraube verbundene Handrädchen c (Fig. 1 und 2) drehen läßt. Der Untertheil b selbst ruht mit 2 Schildzapfen auf einer gewöhnlichen Lafette und eine Elevationsschraube d dient zum Richten im vertikalen Sinne. Als Anhaltepunkt dient dabei das Korn e und ein an dem auf-

Fig. 1.



stellbaren Rähmchen f verschiebbarer Diopter. Theilstriche auf dem Rähmchen geben die Stellungen des Diopters für Entfernungen von 600 bis 1300 Meter an, was auf eine Tragweite von 1,3 Kilometer schließen läßt.

Fig. 4 zeigt die Patrone in natürlicher Größe. a ist die massive, 50 Grm. schwere Kugel, b ein Talgpfropfen, welcher die Bestimmung hat, das Rohr zu schmieren; auch außen ist die ganze Patrone eingefettet. Der Pulversatz c wiegt 12 Grm. und ist in 6 cylindrische Zäpfchen zu je 2 Grm. zusammengepreßt. Das Pulver verbrennt an der Luft ohne Rauch und enthält 72,46 Salpeter, 11,37 Schwefel, 15,9 Kohle, 0,27 Wasser, weicht also von der sonst üblichen Mischung nur wenig ab. d ist die Hülse von starkem lederartigen Karton, e ein umgelebtes Bändchen, welches die Kugel festhält. Das Zündhütchen z ist vom Pulver durch ein Leinwandscheibchen getrennt und von hinten in die Lederkappe f eingeschraubt. Es besteht aus einer am vordern Boden durchlöcherten Messinghülse und einem dünnwandigen kupfernen Becherchen, dessen hintere Fläche von der Zündnadel getroffen wird. In diesem Becherchen befindet

Digitized by Google

Fig. 2.

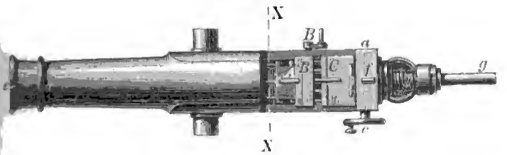


Fig. 5.

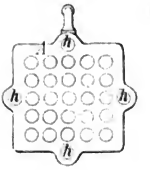


Fig. 4.

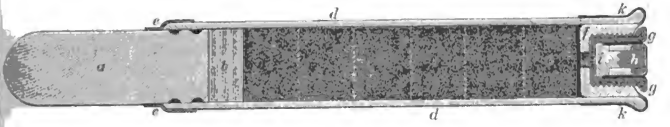


Fig. 3.

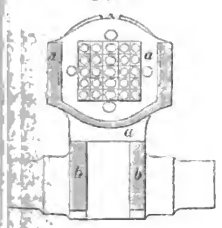


Fig. 7.

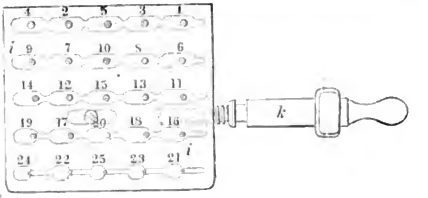
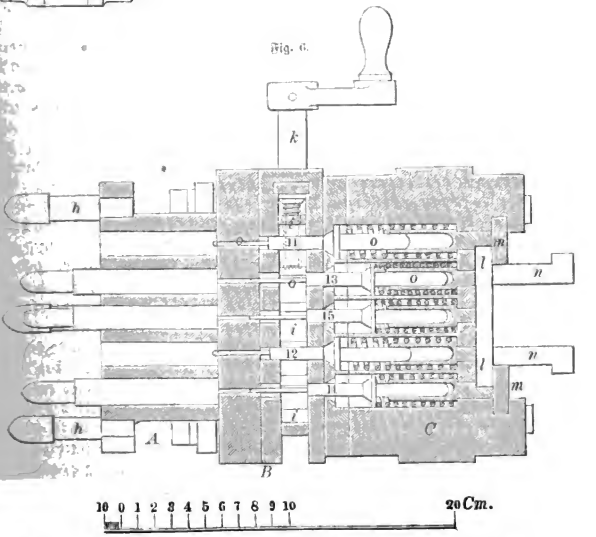


Fig. 6.



Digitized by Google

sich der eigentliche Zündstift h, mit seinem vorderen dünneren Theile in einem Kautschukringchen steckend, und vor demselben die heftig explodirende Zündmasse i. Beim Stoß der Zündnadel auf die hintere dünne Fläche des Zündhütchens wird der Zündstift vorwärts getrieben, und da das Kautschukringchen sich leicht zusammendrückt, so koncentrirt sich der ganze Stoß auf die scharfe ringförmige Kante des Zündhütchens, welche mit Heftigkeit in die Zündmasse eindringt. Die Zündung theilt sich durch das vordere Loch der Messinghülse central der Ladung mit. Das hintere Ende der Patrone ist noch durch die Messingkappe k geschützt. Die ganze Patrone wiegt 96 Grm. und ist 116 Millimeter lang.

25 Patronen sind in Pappschachteln zu einem würfelförmigen Packet verpackt, so daß sie, wenn man den Deckel des Packets abreißt und dasselbe in geeigneter Weise umstürzt, in die 25 Löcher der Patronenbüchse (Fig. 5, 6, 7) hinein fallen. Letztere wird so gefüllt in die erweiterte Höhlung des Laufes eingelegt und dann die Preßschraube g (Fig. 1 und 2) angezogen. Dadurch preßt sich die Patronenbüchse A, die Nadelführung B und die Federbüchse C zusammen gegen das hintere Ende der Läufe, wobei die 4 Zapfen h der Patronenbüchse in entsprechende Löcher des Geschützkörpers eintreten und die erstere so führen, daß das vorstehende vordere Ende jeder Patrone in den entsprechenden Lauf zu liegen kommt. Da, wie wir gleich sehen werden, durch das Anpressen auch die Nadelfedern gespannt worden sind, so ist das Geschütz zum Feuern fertig.

Sämmtliche Nadeln werden noch zurückgehalten durch die Rastplatte i (Fig. 6 und 7). Dieselbe ist mit engeren und weiteren Schlitzen versehen (Fig. 7); die engeren gestatten nur dem dünnen Vordertheil des Zündbolzens o den Durchgang. Wird durch die Schraube k (Fig. 6) die Rastplatte zurückgezogen, so lassen die weiteren Schlitze, einer nach dem andern, in der in Fig. 7 angegebenen Ordnung, auch den dickeren Theil der Nadel durch, letztere wird dabei durch eine Spiralfeder vorgeschnellt und feuert den betreffenden Lauf ab. In Fig. 6 und 7 ist der Moment dargestellt, wo die Patronen 1—12 abgefeuert, 13—25 zum Abfeuern fertig sind. $3^1/_2$ Umdrehungen der Schraube k genügen zum Abfeuern aller 25 Läufe. Geschieht dies bei ruhendem Rohr, so treffen alle 25 Kugeln dasselbe Ziel. Der das Geschütz bedienende Mann hat aber, während er mit der rechten Hand die Schraube k dreht, in der linken das Handrad c für die Horizontaldrehung, so daß er die Kugeln beliebig weit auseinander streuen kann.

Ist abgefeuert, so wird die Preßschraube g (Fig. 1 und 2) zurückgezogen, deren vorderer Kopf in der flach cylindrischen Höhlung l (Fig. 6) Platz findet und mittelst des Schiebers m die Ladevorrichtung mitnimmt. Ehe jedoch die Schraube ganz zurückgedreht ist, stoßen die 4 Stifte n an der Hinterwand des Rohres an, so daß das mit diesen Stiften fest verbundene Nadelführungsstück B mit der Rastplatte stehen bleibt und nur die Federbüchse ganz zurückgeht. In Fig. 1 und 2 sind Federbüchse und Nadelführung getrennt gezeichnet, und diese Stellung gestattet das Vorschieben der Rastscheibe, indem dann nur noch die dünneren Theile der Zündnadeln in dieselbe hineinragen. Während dessen hat Nr. 2 der Bedienungsmannschaft die leere Patronenhülse durch eine gefüllte ersetzt. Beim Vorschrauben verhindert die Rastscheibe die Nadeln am Eindringen in die Nadelführung nach vorn, so daß das Zusammenpressen der Theile B und C die Federn spannt.

Zieht man alle nöthigen Manipulationen in Betracht, so ergibt sich, daß eine Salve mindestens 12 Sekunden erfordert. Das Auswechseln der Patronenhülsen, das Füllen derselben, das Ausstoßen der leeren Hülsen, wozu eine Platte mit 25 aufrecht stehenden Stiften an der Laffete angebracht ist, geschieht durch die übrige Bedienungsmannschaft ohne weiteren Zeitverlust. Bei Schnellfeuer, wenn auf das Zielen verzichtet wird, lassen sich in der Minute ein Maximum 5 Salven à 25 Schüsse abgeben. Mehr wird auch die geübteste Mannschaft nicht erreichen.

Die Fugenflächen, welche den dichten Anschluß der Patronenhülse vorn an die Läufe und hinten an die Nadelführungsbüchse, die zugleich den hintern Abschluß des Laufes bildet, vermitteln, sind nicht eben, sondern unmittelbar um die Bohrungen herum mit Erhöhungen, den Arbeitsleisten ähnlich, versehen. Gleichwohl ist es nöthig, die Schraube g recht fest anzuziehen. Wird dies versäumt, so geht der Schuß hinten hinaus, d. h. die Pulvergase entweichen durch die in Folge der Elasticität des Materials sich öffnenden Fugen und die Kugel bleibt im Lauf stecken. Bei dem in Stuttgart ausgestellten Geschütz sind nicht weniger als 3 Läufe in solcher Weise verstopft. Das Schlimmste ist, daß dieser Zufall nicht gleich bemerkt wird; kommt dann die zweite Ladung, so wird schon

Digitized by Google

beim Anpressen der Patronenbüchse die betreffende Patrone gestaucht, kann leicht explodiren und verursacht jedenfalls Störungen, wenn nicht Verwirrung.

Die Feldgendarmerie des norddeutschen Heeres. Mit der Ausbildung der stehenden Heere und dem Wachsen der Kultur in allen Verhältnissen trat die Nothwendigkeit hervor, bewaffnete Kräfte zur Disposition zu haben, die, obgleich Soldaten, doch nicht unmittelbar zur streitenden Truppe gehörend, bestimmt sind, inmitten der eigenen Heere und Lager, namentlich aber im Rücken derselben die Ordnung nach jeder Richtung aufrecht zu erhalten.

Zunächst erscheint eine solche Einrichtung bei den deutschen Landsknechten und den Heeren des dreißigjährigen Krieges. Der „Generalgewaltige" mit seinen „Profoßen", eine Art militärischer Polizeisoldaten, nimmt bei jenen Heeren und namentlich bei den in der damaligen Kriegsführung so beliebten Lagern eine mit großen Machtvollkommenheiten ausgestattete Stellung ein*). Ausgebildeter tritt uns die Heerespolizei in den französischen Armeen unter Ludwig XIV. und Napoleon I. entgegen. Dieselbe war entnommen aus der Gendarmerie, eine in Frankreich von jeher zu ihrem Zweck sehr ausgebildete und sehr angesehene Truppe.

Preußen behalf sich bis zum Jahre 1866, allerdings in nicht sehr vollkommener Weise, durch Kommandirung von Truppen unter zeitweiser Hinzufügung und Leitung von geeigneten Polizeikräften.

Im Jahre 1866, kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, wurde zum ersten Mal die Organisation einer Heerespolizei, genannt „Armeegendarmerie", in Angriff genommen und ausgeführt. Dieselbe war lediglich der Landgendarmerie entnommen. Die Einrichtung bewährte sich sofort im Wesentlichen und in den Grundzügen vortrefflich; die Leistungen aber im Allgemeinen waren nicht bedeutend, da, abgesehen von der Ungewohnheit und Unkenntniß der Einrichtung seitens der Truppen, abgesehen von der noch zu geringen Durchbildung der neuen Einrichtung, dieselbe hauptsächlich den Fehler hatte, daß ihre Stärke viel zu gering bemessen war.

Wie in den auf den Feldzug 1866 folgenden Jahren an der Vervollkommnung aller Branchen des preußischen Heerwesens gearbeitet wurde, so geschah es auch in Bezug auf die Feldgendarmerie. Da die preußische Landgendarmerie viel zu wenig zahlreich ist, um unter Berücksichtigung dessen, was zur Sicherheit des eigenen Landes zurückbleiben muß, allein die Feldgendarmerie in genügender Stärke bilden zu können, anderseits die ebenso militärisch wie polizeilich geschulten Landgendarmen sich vorzüglich bewährt hatten, so durften letztere nur als Rahmen, als Führer benutzt und die Hauptmasse der Feldgendarmerie mußte von der Kavallerie gestellt werden.

Nach den nunmehr gültigen Bestimmungen besteht die Feldgendarmerie im norddeutschen Heere aus ca. 25 Offizieren und 850 berittenen Mannschaften. Hiervon sind die Offiziere, ca. 40 Oberwachtmeister und 250 Mann mit der Benennung „Obergendarm" aus der Landgendarmerie, die übrigen aus intelligenten, besonders tüchtigen Unteroffizieren und Gefreiten der Kavallerie entnommen.

Jede Armee und jedes Armeecorps hat eine besondere Feldgendarmerieabtheilung. Schwächere Detachements sind bei den Generaletappen- und Etappeninspektionen.

Stabsoffiziere haben bei den Armeen, sowie bei den Generaletappeninspektionen die Oberleitung über die Abtheilungen bei den Armeecorps, respektive Etappeninspektionen.

Die Bekleidung der Feldgendarmerie ist die der preußischen Landgendarmerie: grüner Waffenrock mit hellblauen Aufschlägen, Helm; die Bewaffnung besteht aus Pallasch und Pistole.

Als Dienstabzeichen tragen sämmtliche Mitglieder der Feldgendarmerie an einer Kette um den Hals einen Ringkragen von weißem Metall, auf welchem sich bei den Offizieren ein größerer, bei den Mannschaften zwei kleinere heraldische Adler befinden.

Zur unmittelbaren Dienstausführung sind die Feldgendarmen in Patrouillen von 3 Feld- und 1 Obergendarm als Führer getheilt. Letzterer trägt als Abzeichen auf der Achselklappe eine gelbe Tuchlitze.

Was nun den Dienst der Feldgendarmerie betrifft, so ist derselbe ein höchst mannigfaltiger. Sie hat vor Allem unberechtigtes Requiriren, Plündern und Rauben, Mißhandeln der Einwohner, Ruiniren fremden Eigenthums (wenn es nicht von der Nothwendigkeit geboten wird) zu verhindern und die Zuwiderhandelnden anzuzeigen, respektive zu arretiren; sie hat alle ohne Legitimationbetroffenen einzelnen Soldaten, Nach-

*) Einen wichtigen Posten unter dem Generalgewaltigen hatte u. A. der „Hurenweibel", welcher die zahlreichen, den damaligen Heeren folgenden Weiber in Ordnung hielt.

Digitized by Google

zügler, Marodeurs festzunehmen, auch etwaige Versprengte zu sammeln und an ihre Truppentheile oder die nächste Etappenbehörde abzuliefern; sie hat alle im Gefolge der Armee befindlichen Civilpersonen namentlich in Bezug auf Spionage zu überwachen, desgleichen die Marketender, letztere auch in Bezug auf ihr Gewerbe, damit sie keine verdorbenen Lebensmittel verkaufen, sich mit entsprechendem Profit begnügen, dagegen auch von den Abnehmern bezahlt werden. Ueberhaupt gehört die Verhütung der Spionage und hierzu strenge Kontrole des Verkehrs im Bereich der Armee zu den Hauptaufgaben der Feldgendarmerie. In Marsch- und Kantonirungsquartieren der Truppen haben sie namentlich die Wirthshäuser, den Verkehr in denselben und die Verhütung von Bränden im Auge zu behalten.

Unmittelbar bei den marschirenden und fechtenden Truppen hat die Feldgendarmerie zunächst nach den ihr gegebenen näheren Anordnungen für das Offenbleiben der Kommunikationen, Wege, Brücken, Fuhrten und dergleichen Sorge zu tragen, damit die Kolonnen die ihnen angewiesenen Marschordnungen und Richtungen inne halten können. Bei Munitionskolonnen und Parks haben sie auf Innehaltung der Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung von Explosionen zu wachen, die Wagenführer jeder Art im Auge zu behalten, damit sie stets nüchtern sind und die Fahrordnung beobachten.

An Gefechts- und Schlachttagen wird die Feldgendarmerie verwandt zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf den Verbandplätzen, weiter zurück zur Ueberwachung der Vorschriften, die für die Trains und Bagage gegeben wurden, ferner um die rückwärts gelegenen Straßen für jede Bewegung frei zu halten.

Bei und nach den Aktionen hat die Feldgendarmerie das Gefechtsfeld abzupatrouilliren, um das Ausplündern der Verwundeten und Todten zu verhindern, namentlich aber um den Krankenträgern bei Aufsuchung der Verwundeten hülfreiche Hand und nöthigenfalls Schutz und Beistand zu leisten.

Jedermann im und beim Heere ist gehalten, den Aufforderungen und Anordnungen der im Dienst befindlichen Mitglieder der Feldgendarmerie mit Vorbehalt nachher zu führender Beschwerde unbedingt Folge zu leisten, insbesondere auch die Fragen, welche die Feststellung der Identität einer Person zum Zweck haben, der Wahrheit gemäß zu beantworten.

Hierzu haben die Feldgendarmen, wenn im Dienst, die Autorität und Befugnisse von Wachen und sind wie diese zum Waffengebrauch und zur Arretirung von Personen berechtigt. Bei Verbrechen und beharrlicher Widersetzlichkeit oder wenn die Identität der Person nicht genügend festgestellt werden kann, haben die Patrouillenführer die Befugniß, auch Offiziere der niederen Grade festzunehmen.

Aus dem vorhergehenden, die Wirksamkeit der Feldgendarmerie Schildernden, aber nicht Erschöpfenden geht hervor, daß die dazu verwandten Leute, wenn sie ihren schweren und wichtigen Dienst recht erfüllen sollen, von großer Rüstigkeit, gesundem Takt und Verstand und namentlich von großer Energie und Thätigkeit sein müssen. Ihr Takt muß ihnen in den vielen, stets wechselnden Fällen eingeben, wo und wie weit sie einschreiten sollen; im Nothfall muß ihnen mit Verachtung jeder Gefahr rücksichtslose Energie zur Durchführung ihrer Anordnungen zur Seite stehen.

Ihr Dienst ist einer der beschwerlichsten. Fortwährend muß mindestens ein Theil der Feldgendarmen in Bewegung sein. Wenn sie mit den Truppen ins Quartier oder Bivouak rücken, wenn das Heer nach langstündigem Gefecht sich endlich der Ruhe und Pflege von Mann und Pferd hingibt, beginnt erst recht ihre Thätigkeit.

Ihr Ansehn bei den Truppen und bei der Landbevölkerung ist aber auch ihrem schweren Dienst entsprechend; gewöhnlich genügt das Nahen eines Feldgendarmen, um Excesse aller Art wenigstens zu beendigen.

Außerdem daß sie im Einkommen günstig gestellt sind, sind ihre guten Dienste im jetzigen Feldzuge bereits durch eine verhältnißmäßig sehr große Zahl von Auszeichnungen anerkannt worden.

So reiht sich auch diese Einrichtung des preußischen Heerwesens würdig an die großen Organisationen an, welche in den Jahren 1866 und 1870 die Bewunderung der Welt erregt haben.

Nekrolog.

Bamberg, Joseph, Freiherr von, österreichischer Feldmarschallieutenant, † am 9. November in Wien.

Rochefoucauld, de la, Herzog von Dondeville, fiel am 18. Oktober bei der Vertheidigung von Châteaudun.

Wimpffen, Franz, Graf von, österreichischer Feldzeugmeister, † am 26. November in Görz, 74 Jahre alt. Er führte in der Schlacht von Solferino die zweite Armee.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

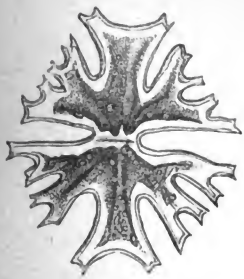


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3 b.

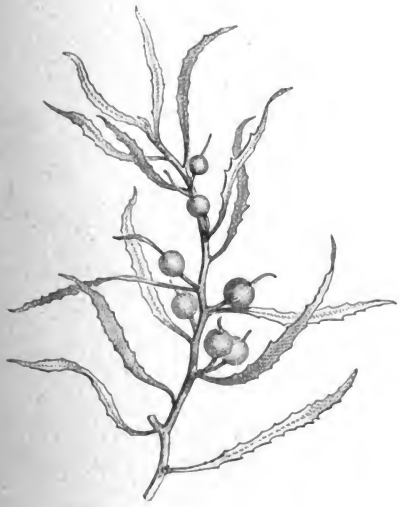


Fig. 4.

Fig. 8.

Fig. 1. Unregelmässig-sternförmige, einzellige Alge: Euastrum crux melitensis, in 400facher Linearvergrösserung. — *b* Schwärmsporen, welche sich in den leeren Zellen von *a* gebildet haben. Linearvergrösserung ca. 300fach. — Fi… *a* die ganze Schale, in 500facher Linearvergrösserung; *b* ein Stück derselben, in 2800facher Linearvergrösserun… *c* Austreten der Schwärmspore; *d* Schwärmspore; *e* Befruchtungsvorgang; *a'* Antheridie; *s* Oogonium. Linearver… bleibt; *b* Beginn der Konjugation; *c* ihr Vollzug; *d* vollendete Konjugation, die linke Zelle enthält die reifen Spo… Linearvergrösserung ca. 200fach. — Fig. 9. Fucus ves…

3a.

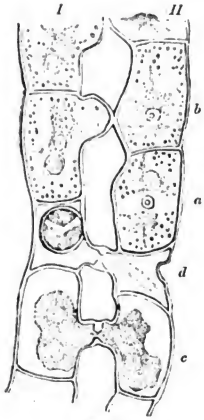


Fig. 7.

Fig. 9.

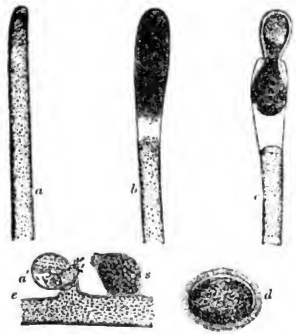


Fig 6.

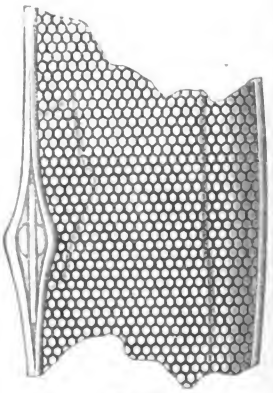


Fig. 5 b.

...strum Rotula, eine 8zellige Familie, in 200facher Linearvergrösserung. — Fig. 3. Ulva bulbosa. *a* Zellfläche; ... Sargassum natans, mit kugelförmigen Schwimmblasen, in natürlicher Grösse. — Fig. 5. Pleurosigma angulatum, ... Vaucheria sessilis, *a* Ende eines Schlauches; *b* Protoplasmaansammlung in demselben zur Schwärmsporenbildung; ... 50fach. — Fig. 7. Konjugation zwischen 2 Zellfäden (*I* und *II*) von Spirogyra quinina; *a* Zelle, welche unberührt ... serung 350fach. — Fig. 8. Kleines Pflänzchen von Oedogonium ciliatum; *s* Oogonien; *ad* Männchen; *z* Endborste. ... *T* Fruchtkörper; *V* Luftblase. Natürliche Grösse.

Digitized by Google

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Geschichte.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. V. Das Zeitalter König Ludwigs XIV. **1. Bis zum Nimweger Frieden** (1679). Der westphälische Friede eröffnete eine höchst ungünstige Aussicht für die Zukunft des deutschen Reichs. Er legitimirte die vorausgegangenen Eroberungen und Erfolge Frankreichs, er brachte die Schwächung und Lähmung Deutschlands in ein System, und die beiden auswärtigen Mächte, die dieses Ergebniß herbeigeführt hatten und die das meiste Interesse daran haben mußten, es zu erhalten, wurden zu Bürgen und Wächtern über denselben bestellt. Es ließ sich aber zugleich ohne Prophetengabe voraussehen, daß die Demüthigung und Minderung des deutschen Reichs damit nicht zu Ende sei, sondern daß man höchstens am Ende des Anfanges stünde. Die französische Politik, noch von Mazarin geleitet, befand sich jetzt in einer Stimmung, von der keine Entsagung oder Mäßigung zu hoffen, vielmehr die rücksichtsloseste Ausbeutung und Steigerung der errungenen Erfolge zu befürchten war. Und es muß wiederholt ausdrücklich hervorgehoben werden, daß das französische Volk vollkommen mit den Grundsätzen und dem Verfahren seiner Regierung übereinstimmte, so daß schwer zu bestimmen war, wer von beiden schob oder geschoben wurde, und daß die Verantwortlichkeit zu gleichen Theilen auf beide zurückfällt. —

Schon die Ausführung der Bestimmungen des westphälischen Friedens, so weit sie Frankreich berührten, wurde mit einer so hinterhaltigen Lässigkeit vollzogen, daß über den vorhandenen bösen Willen und die lauernden noch schlimmeren Absichten kein Zweifel bestehen konnte. Und das Eine zumal wurde schon in der nächsten Zeit klar genug, daß die französische Politik mit der Stellung, die ihr im Jahr 1648 im Elsaß eingeräumt worden war, sich nicht begnügen, sondern nicht ruhen würde, bis sie sich zum unbedingten Herrn des ganzen Gebietes zwischen den Vogesen und dem Rheine gemacht haben würde. Es kommt sehr wenig darauf an, ob man dafürhält, die betreffenden Stipulationen des westphälischen Friedens hätten der wünschenswerthen Klarheit entbehrt, oder ob man der Meinung ist, sie seien hinlänglich deutlich gefaßt gewesen. Was die Hauptsache ist, es war mit jenen Zugeständnissen an Frankreich eine Lage geschaffen, von der jeder, der die Natur der Dinge und der Menschen kennt, sich sagen mußte, daß sie eine unhaltbare Halbheit sei, und daß die französische Politik mit ihrem Eroberungstriebe und ihrer herkömmlichen Verachtung aller völkerrechtlichen Grundsätze am allerwenigsten davor stehen bleiben würde. Man ist auf dem Friedenskongreß ja notorisch von solchen Ahnungen des kommenden Unheils nicht frei geblieben, aber um schließlich nur überhaupt zu einem Ziele zu kommen, hat man sich zu jenen Halbheiten entschlossen und hat sie zugleich in Formeln gekleidet, die an sich allerdings zweideutig und widerspruchsvoll genug gehalten, aber zugleich der getreue Ausdruck der bittern Verlegenheit sind, der sich die deutschen Diplomaten, die doch den Frieden bringen sollten, gegenüber der Begehrlichkeit und Verschlagenheit des Gegners preisgegeben sahen. Die Franzosen haben in der That schon in den nächsten Jahren nach dem Friedensschlusse sich zu Verletzungen derselben und zu Uebergriffen im Elsaß fortreißen lassen, die vor Allem gegen die Selbständigkeit der zehn Reichsstädte gerichtet waren, und doch hatten sie kein anderes Recht an denselben erworben als das der Landvogtei, wie vordem das Haus Oesterreich diese ausgeübt hatte. Nicht auf einmal allerdings sind die Franzosen hier zum Ziele gekommen, aber schon der erste Schritt in dieser Richtung war gerade genug, um in den betroffenen Kreisen Furcht und Schrecken zu verbreiten. Aehnliche Uebergriffe wurden dann auch gegen-

Digitized by Google

über den übrigen bedingungslos reichsunmittelbaren Ständen des Elsasses, und zwar mit einer ächt französischen Dreistigkeit gewagt. Nun mag es gleich hier nachdrücklich ausgesprochen werden, daß die Stimmung der Elsässer dieser und der folgenden Zeit solchen Versuchen keineswegs entgegenkam, vielmehr auf das Entschiedenste widerstrebte, dies um so mehr, als häufig nicht bloß das nationale und wirthschaftliche, sondern bald genug auch das religiöse Interesse der Einzelnen auf diesem Wege bedroht wurde. Es mußten erst eine ganze Reihe der rechtswidrigsten Bergewaltigungen gelingen, und alle Hoffnungen auf Rettung von Seiten des Reiches enttäuscht werden, ehe an die Stelle des offenen Widerstandes verzweifelnde Ergebung und zuletzt eine Gewöhnung an den neuen Zustand treten konnten. So wendeten sich die Bedrohten gleich jetzt mit ihren Beschwerden an den Regensburger Reichstag, wo sie aber nur den Trost fanden, der hier allein noch zu erwarten stand, d. h. leere Worte, aber keine Hülfe, keinen mannhaften Entschluß. Diese jämmerliche Behörde meinte schon Wunder wie kühn zu sein, wenn sie das Pariser Kabinet von den eingelaufenen Beschwerden höflich in Kenntniß setzte und ihm ihr Vertrauen aussprach, daß es Niemanden in seinen Rechten kränken werde. Wie hätten die Franzosen unter solchen Umständen sich Mäßigung auferlegen sollen! Hielten sie doch eben jetzt ihre Stellung in Deutschland für so mächtig, daß sie beim Tode Kaiser Ferdinands III. daran denken konnten, den kaiserlichen Thron entweder mit Ludwig XIV. oder doch mit einem ihm ergebenen Fürsten zu besetzen. Welcher Aufwand und welche Anstrengungen von dem Pariser Kabinete dieser Absicht zu Liebe gemacht wurden, läßt sich leicht vorstellen, aber von Erfolg waren diese Bemühungen doch nicht gekrönt. Der Versuch scheiterte nach langen und zweifelhaften Wahlbewegungen an dem Widerstand der protestantischen Kurfürsten und aber auch an der Besonnenheit des Münchener Hofes, der dieses Mal der französischen Lockpfeife standhaften Widerstand leistete. Eines freilich ist Mazarin doch gelungen. Frankreich befand sich mit Spanien zur Zeit noch im Kriege, und die Rücksicht darauf hatte namentlich auch jenen Versuch hervorgerufen, um jede Unterstützung Spaniens von Deutschland aus zu verhindern. Schon ein Artikel des westphälischen Friedens hatte bestimmt, daß der Kaiser den Spaniern in Flandern keine Hülfe bringen dürfe. Und da ist es denn hinlänglich bezeichnend für den Einfluß, den Frankreich auf die deutschen Kurfürsten ausübte, daß jetzt eben jener Artikel in erweiterter Gestalt in die Wahlkapitulation aufgenommen und dem neuen Kaiser als ein Gesetz vorgeschrieben wurde, an dessen Beobachtung der Besitz der Krone geknüpft sein sollte; dagegen ward es der französischen Krone ausdrücklich vorbehalten, deutschen Kurfürsten und Fürsten, die ihren Beistand anrufen würden, zu Hülfe zu kommen. Dieser, die Würde des Kaiserthums und des Reiches im höchsten Grade beeinträchtigende Erfolg genügte indeß dem Kardinal-Minister noch nicht. Er hielt es doch für denkbar, daß etwa Kaiser Leopold die von Frankreich im westphälischen Frieden erworbenen Gebiete anzugreifen sich versucht fühlen könne; um daher diese Möglichkeit zu verhindern, schloß er mit einer Anzahl deutscher Fürsten den berufenen „rheinischen Bund" ab (im Jahr 1658). Es waren dies zumeist diejenigen Fürsten, die sich bisher besonders an Frankreich angeschlossen hatten, und zwar die Häupter beider Parteien, die drei geistlichen Kurfürsten und Bayern auf der einen, Lüneburg, Hessen, Schweden — wozu später der Kurfürst von Brandenburg kam — auf der andern Seite.

Das, worauf Mazarin alles ankam, Frankreich vor den deutschen Waffen vollkommen zu sichern, so lange der Krieg mit Spanien dauerte, wurde durch dieses Bündniß in der That vollständig erreicht. Der Form nach wurde es zur Erhaltung des westphälischen Friedens und zu gegenseitiger Vertheidigung abgeschlossen; die theilnehmenden deutschen Fürsten verpflichteten sich aber in diesem Zusammenhange keine Truppen gegen Frankreich durch ihre Gebiete ziehen zu lassen, und auf diese Zusage war es, wie bemerkt, vom Anfange an ganz eigentlich abgesehen. Genug, der Bund hatte sich eine förmliche Verfassung gegeben, und der Bundesrath stand in vollkommener Abhängigkeit von Frankreich. Man kann sagen, dieser Bund sollte gemäß den Absichten Frankreichs die Lähmung der deutschen Macht organisiren und in ein System bringen: ungefähr so, wie es anderthalb Jahrhunderte später der „Rheinbund" in noch wirksamerer Weise gethan hat. Daß Napoleon in dem rheinischen Bunde des Jahres 1658 ein Vorbild für seine Absichten zur Beherrschung und Knechtung Deutschlands finden konnte, reicht aus, die Rettungsversuche, die hier und da zu Gunsten der vorzugsweise daran betheiligten Fürsten unternommen worden, von der Schwelle zurückzuweisen. Leider war damals

Digitized by Google

wie später der Reichserzkanzler mit der Urheber und Mittelpunkt dieser beklagenswerthen, undeutschen Politik. Freilich hat sich auch unser damals noch jugendlicher Leibniz über das durchaus Verkehrte dieser Politik getäuscht und erst später eingesehen, daß, wie gut auch die Absichten diesseits sein mochten, ein gewaltiger Rechnungsfehler und eine vollständige Verkennung der französischen Politik dabei zu Grunde lag. Daß es für das Pariser Kabinet vor Allem darauf ankam, Spanien zu isoliren und ihm Deutschlands Unterstützung abzuschneiden, mochte doch auch der Blinde sehen; aber auch der Stumpfsinnige konnte sich sagen, daß nach Spaniens Niederwerfung die übrigen Landmächte und voran das deutsche Reich um so gewisser und hülfloser den übermüthigen Plänen der französischen Vergrößerungspolitik preisgegeben sein würden. Und überdies war das Schauspiel, das Deutschland auf Grund dieses Bundes bot, ein durchaus demüthigendes. Der Kurfürst von Mainz war fast mehr der Kanzler des Königs von Frankreich als des Kaisers; und Philipp von Schönborn hat es über sich gebracht, mit französischen Hülfsgeldern die Mainzer Festungswerke zu bauen. Durch den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, dessen Habgier die Franzosen grundsätzlich ausnutzten, beherrschten sie den Kurfürsten von Köln. Bereits rechnete Ludwig XIV. darauf, im Kurfürstenkollegium die Mehrheit für sich zu bekommen. Das Eine war gewiß: der Kaiser mußte seine Autorität im Reiche mit der des Königs theilen. Was erlebte man nicht Alles! Im Jahr 1664 sah man ein kleines französisches Heer mitten durch Deutschland gegen Erfurt ziehen, um die Stadt, die von dem Kaiser in die Acht erklärt worden war, dem Kurfürsten von Mainz zu unterwerfen, also die kaiserliche Achtserklärung zu vollziehen. Indeß erwuchsen, wie das nicht wohl anders sein konnte, diesem Zustande im Reiche doch mannichfache Gegner. Meint man doch, der „große Kurfürst“ sei zuletzt bloß in der Absicht in den rheinischen Bund getreten, um ihn desto gewisser unschädlich machen und vielleicht sprengen zu können. Der Kaiser mußte von Haus aus der entschiedene Gegner desselben sein: es war ihm kein genügender Ersatz für jene systematische Verkürzung seiner Autorität, daß französische Hülfstruppen bei St. Gotthard mit dem Kontingente des Rheinbundes siegreich gegen die Türken fochten. So kam es, daß der Bund, nachdem er seit seiner Gründung zweimal von drei zu drei Jahren erneuert worden war, trotz aller Gegenbemühungen Frankreichs, im Jahr 1667 endgültig aufgelöst wurde; aber, wie schon bemerkt, den ursprünglichen Zweck seiner Gründung hatte Ludwig XIV. mittler Weile vollständig erreicht. Das isolirte Spanien war zum sogenannten pyrenäischen Frieden gezwungen worden, in welchem jedoch auch das deutsche Interesse wesentlich und empfindlich betheiligt war. Wir haben schon früher von diesem Erfolge Frankreichs gesprochen. Der Herzog von Lotharingen erhielt zwar sein eigentliches Herzogthum wieder zurück, aber Barrois, Moyenvic, Clermont und Remy behielten die Franzosen. Zugleich wurden die ungemein starken Festungswerke von Nancy geschleift und sollten niemals wieder hergestellt werden; Frankreich sollte von Lotharingen her nie wieder angegriffen werden können. Ferner behielt es beinahe das ganze Artois mit Arras, die besten Küstenplätze Flanderns, das luxemburgische Thionville und das hennegauische Landrecies und Avesnes, alles Gebietstheile, die bisher zum burgundischen Kreise, d. h. zum deutschen Reiche gehört hatten. Die spanische Linie des Hauses Habsburg leistete zugleich auf die Rechte Verzicht, die sie noch auf das Elsaß besaß, und erkannte die bezüglichen Abmachungen des westphälischen Friedens an. Nun hatte es Deutschland allerdings nicht zu bedauern, daß Spanien auf diese Weise aus seiner alten Weltstellung im mittleren Europa hinausgeschoben wurde, aber man durfte und konnte sich doch unmöglich über die größere Gefahr täuschen, die darin offenbar lag, daß Frankreich dafür an die Stelle trat. Dieses hatte mit diesem Erfolg einen belangreichen Schritt in der Weiterbildung seines großen geographisch-militärischen Systems gethan. Nach allen Richtungen hin, vor Allem an der Grenze des deutschen Reiches und der Niederlande gewann es in den neu erworbenen Plätzen ebenso viele bedeutende Stellungen zur Vertheidigung wie zum Angriffe, eine Kombination, die zugleich allen ferneren erobernden Unternehmungen Ludwigs XIV. zu Grunde liegt.

Der Tod Mazarins, der zwei Jahre nach dem pyrenäischen Frieden eintrat, und in Folge dessen der König die Leitung der französischen Politik selbst übernahm, hatte nicht etwa eine Ermäßigung, sondern eine Steigerung der vorausgegangenen offensiven Haltung derselben im Gefolge. Es war bekanntlich kein Zufall, daß die äußere Politik Frankreichs jetzt mehr als je einen specifisch erobernden und alles Völkerrecht verachtenden Charakter erhielt, während nach innen das absolutistisch-despotische Regiment bis zum Aeußer-

Digitized by Google

sten entwickelt und durchgeführt wurde. In Ludwig XIV. potenzirten sich die überlieferten Neigungen und Richtungen der Politik seines Hauses, und er hat sie mit einer unbestreitbaren Virtuosität zum Ausdruck gebracht. Es wurde nun schnell deutlich, daß er auch die letzten Schranken niederwerfen würde, die seinen Absichten entgegenstanden, und daß er neben seinem Recht, oder besser gesagt neben seinen Wünschen kein anderes Recht anzuerkennen geneigt sei. Man hatte auch zumal in Deutschland ein Vorgefühl dessen, was zu erwarten stand. Eine allgemeine Unsicherheit, wie man sie vielleicht bis dahin nicht gekannt hatte, trat ein, ohne daß man einen Entschluß gefaßt hätte, den drohenden Gefahren bei Zeiten vorzubauen. Den ersten Schlag führte Ludwig auf Lotharingen. Der Herzog dieses Landes hatte aus Verdruß, daß seine frühreren Verbündeten ihn oder Theile seines Gebietes Frankreich geopfert hatten, sich und sein Herzogthum vollständig in die Arme Ludwigs geworfen, die Vereinigung Lotharingens mit Frankreich in Aussicht gestellt und sofort diesem eine große Militärstraße von Verdun über Metz bis nach dem Elsaß hin eingeräumt; als er sich aber auch von diesem getäuscht und betrogen hielt, sich wieder dem Kaiser genähert und den Schutz des deutschen Reichs in Anspruch genommen. Aber gerade eine engere Verbindung Lotharingens mit Deutschland wollte Ludwig am wenigsten zugeben. Er führte ungesäumt, in eigener Person ein Heer gegen das Herzogthum und zwang den Herzog, ihm die letzte seiner Festungen — Marsal — einzuräumen. Von dieser Zeit an kann von einer militärischen und politischen Selbständigkeit des Landes kaum mehr im Ernste geredet werden, und daß die vollständige und förmliche Einverleibung desselben in Frankreich so spät erfolgt ist, darf billig unsere Verwunderung erregen.

Der zweite Schlag traf die spanischen Niederlande, — traf aber aus dem schon früher angeführten Grund und der Natur der Dinge nach unvermeidlich auch das deutsche Reich. Ludwig XIV. hatte einer Abmachung des pyrenäischen Friedens gemäß und einem tief angelegten Plane zu Liebe eine Tochter König Philipps IV. von Spanien geheiratet. Nun, nach dessen Tode trat er mit Ansprüchen auf die gedachten Lande hervor, obwohl seine Gemahlin seiner Zeit allen Anrechten der Art feierlich entsagt hatte, und obwohl ein legitimer Rechtsnachfolger Philipps, König Karl II., vorhanden war. Die verschiedenen unwürdigen Windungen und Windungen, zu denen sich Ludwig entschloß, um seinen vorgegebenen Anspruch zu motiviren, sollen hier nicht weiter berührt werden, ebenso wenig die geschickte, aber raffinirte Art, wie der König sein gewaltsames Vorgehen vorbereitete, nachdem die übrigen Künste erfolglos geblieben waren. Es gelang ihm in der That aufs Neue, Spanien vorläufig zu isoliren. Vor Deutschland fürchtete er sich leider! mit Recht nicht mehr. Er baute auf die Ueberlegenheit seiner Diplomatie und die Vielköpfigkeit und Zerrissenheit des Reichs. Die Ermahnungen und Warnungen des Kaisers blieben vergebens; die Fürsten, welche die Rheinübergänge in den Händen hatten, ließen sich zu dem Versprechen der Neutralität und der Zusage bewegen, daß sie den Truppen des Kaisers, falls er den Spaniern in den Niederlanden beistehen wolle, den Uebergang über den Fluß nicht erlauben würden. Das Weitere ist bekannt: die Spanier ließen sich überraschen, und die französischen Waffen hatten in Flandern ungewöhnliche Erfolge; desgleichen in der freien Grafschaft, die noch der spanischen Herrschaft unterworfen war und die zweite in der Reihe des Ueberfallens war. Kaum daß die vielberufene Tripelallianz — von Holland, England und Schweden — Ludwig einige Mäßigung auferlegte: das deutsche Schwert blieb ja ruhmlos in der Scheide stecken. So kam es zum Frieden von Aachen, der im Grunde das Geschehene nur bestätigte (1668); Französisch-Flandern und zwölf feste Plätze an der niederländischen Grenze, auf die es der König von Anfang an besonders abgesehen hatte — darunter Lille, Tournay, Charleroi, Courtray, Donay, Oudenarde — blieben in seinen Händen. Was man schon in den Kongreßverhandlungen zu Münster gedroht hatte, kam jetzt wieder in Frage, nämlich die Reichsstandschaft König Ludwigs auf Grund der eben gemachten Erwerbungen. Der König ließ wirklich einen dahin zielenden Antrag in Regensburg mit dem Zusatze stellen, daß, falls sein Vorschlag abgelehnt werden würde, ihm selbstverständlich alle Rechte und Ansprüche des Reichs auf gedachte Gebiete abgetreten werden müßten. Der Antrag wurde betreffenden Orts mit Bestürzung aufgenommen; man fürchtete insbesondere, die Aufnahme des Königs in die Standschaft des Reichs möchte unter Umständen die nie ganz ruhenden Absichten Frankreichs auf die Kaiserkrone unterstützen. So verzögerte man die Entscheidung geflissentlich, bis neue Verwickelungen eintraten, welche die ganze Angelegenheit der Vergessenheit übergaben. Es ist übri-

Digitized by Google

gens wahrscheinlich, daß Ludwig sich mit jenem Antrage nur vor etwaiger Geltendmachung der Ansprüche des Reichs auf die von der Krone Spanien im Aachener Frieden ihm gemachten Abtretungen sichern wollte. Allerdings ist es begründet, daß die französische Publicistik gerade in dieser Zeit sich auffallend lebhaft mit dem vermeintlichen Anrechte Ludwigs XIV. auf die Kaiserkrone beschäftigte. Die Schrift des Parlamentsadvokaten Aubery, die im Jahre 1667 zu Paris erschien, hat in dieser Beziehung das Größte geleistet. Die historische Begründung dieses Anspruchs ist merkwürdig genug: man weiß nicht, ob man die Unwissenheit oder die Dreistigkeit des Verfassers mehr bewundern soll. In Deutschland erregte das Libell eine Entrüstung, die nur aus dem Gefühle der offenkundigen Schwäche heraus begriffen werden kann. Ja, von Seiten deutscher Fürsten wurde in Paris sogar Klage gegen Aubery geführt, die wenigstens zum Scheine nicht völlig erfolglos blieb. Auch Widerlegungen durch deutsche Schriftsteller sind nicht ausgeblieben, und was die sachliche Seite anlangt, hatten sie in der That keine schwere Arbeit: aber Schade nur, daß selbst mit den triftigsten Beweisführungen auf die Franzosen kein Eindruck hervorzubringen war, auch wenn diese denselben überhaupt ein Ohr geliehen hätten. Die Nation wie der Hof war bereits allzu sehr vom Machtschwindel erfaßt, und die bisher errungenen Erfolge waren am allerwenigsten darnach angethan, sie auf der betretenen Bahn stille stehen zu machen.

Bereits sann Ludwig auf eine neue Aktion. Die Tripelallianz, die den Versuch gemacht hatte, ihm in die Zügel zu fallen, bestand noch. Der Haß und das Mißtrauen des Königs war namentlich gegen Holland gerichtet, das hinwiederum von Argwohn gegen ihn erfüllt war, weil es seine Absichten auf die spanischen Niederlande nur zu gut kannte, — eben erst hatte Ludwig mit dem Kaiser einen Vertrag geschlossen, der ihm die Aussichten auf die Erwerbung derselben eröffnete. Wer wollte es den Generalstaaten verargen, wenn sie in dieser Eventualität eine Gefahr für ihre eigene Unabhängigkeit erblickten, der sie mit allen Kräften begegnen müßten? Aus diesem Grunde waren sie in die Tripelallianz eingetreten und aus demselben Grunde hielten sie noch bei ihr fest. Der König versuchte nun verschiedene Mittel, die Republik für seine Absichten zu gewinnen; als ihm dies aber nicht glückte, trat er in Unterhandlungen mit England und Schweden, durch die er jenes Bündniß sprengte, ja sie für sich gewann, und Holland isolirte, in der Hoffnung, es so zugleich züchtigen und vernichten zu können.

Nun ist keine Frage — und eben deswegen reden wir an dieser Stelle von diesen Vorgängen — bei diesen Absichten war das deutsche Interesse ganz besonders betheiligt. Das Reich konnte es unmöglich ruhig geschehen lassen, daß die spanischen Niederlande in den Besitz Frankreichs gelangten; es hieß das, ihm das untere Rheingebiet leichtsinnig und feige preisgeben. Von diesem Gesichtspunkte aus war das Reich in diesem Falle der natürliche Verbündete der Holländer. Aber nicht umsonst hatte Ludwig durch jenen Vertrag dem Kaiser die Hände gebunden, und Schade nur, daß dieser seinem dynastischen Vortheile zu Liebe seine höheren, seine kaiserlichen Pflichten so übereilt hintangesetzt hatte. Und wer sonst sollte für das Reich und die Holländer eintreten? Der meisten anderen deutschen Fürsten war der König ohnedem sicher, zumal jener, auf deren Zustimmung wegen der Lage ihrer Länder in dem bevorstehenden Kriege besonders viel ankam, nämlich der geistlichen Kurfürsten. Es begreift sich unter diesen Umständen, wenn ein patriotisch gesinnter Mann wie Leibniz aus Verzweiflung über die Widerstandsunfähigkeit Europa's gegenüber der gewaltthätigen Politik Ludwigs XIV. den Versuch machen mochte, der Thatenlust desselben durch den bekannten Vorschlag, die Eroberung Aegyptens zu unternehmen, nach einer anderen Seite hin die Richtung zu geben und so vor Allem Deutschland von der drohenden Gefahr zu befreien. Indeß Ludwig hatte unwiderruflich seinen Entschluß gefaßt, und nachdem er sorgfältig die Vorbereitungen getroffen hatte, schritt er zur Ausführung. Schon ein Jahr vorher hatte er aufs Neue den Herzog von Lotharingen, der Miene machte sich an die Holländer anzuschließen, überfallen lassen und sich des Herzogthums bemächtigt, ohne daß es irgend wer verhindert hätte. Und als jetzt der Krieg gegen die Generalstaaten wirklich eröffnet wurde, öffneten der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster den Franzosen ihre Gebiete und stellten ihm ihre Truppen zur Verfügung. Die Gründe, mit denen Kurköln diesen seinen Schritt motivirte, waren ebenso erbärmlich wie unstichhaltig. Beide Fürsten meinten ihrer Pflicht gegen das Reich genug gethan zu haben, indem sie sich von Ludwig zusagen ließen, das Reich selbst nicht zu bekriegen und keine Eroberung an dem linken Ufer der Maas und des

Digitized by Google

Rheins für ſich zu behalten. Unter der Gunſt der Konnivenz jener deutſchen Fürſten war es für die Franzoſen nicht ſchwer, die Holländer an der ſchwächſten Seite zu packen und die Republik an den Rand des Untergangs zu bringen: mochte aber alles dies vom militäriſchen Geſichtspunkte aus betrachtet noch ſo meiſterhaft ausgeführt werden, es wird uns ſchwer zu begreifen, wie jemand, der kein Franzoſe iſt, bei der Betrachtung oder Darſtellung dieſes Feldzuges mit einer Art von äſthetiſcher Genugthuung verweilen kann. Immerhin, jener „glänzende“ Erfolg des Königs und die Todesgefahr der Republik erweckte dieſer endlich Bundesgenoſſen. In erſter Linie erhob ſich der Kurfürſt von Brandenburg, der in der Republik eine Vormauer gegen Frankreich und eine Burg des Proteſtantismus erblickte: er durfte dieſen Geſichtspunkt mit Recht geltend machen, denn ſowohl Ludwig XIV. als Kurköln hatten ihrerſeits das katholiſche Intereſſe an dieſem Kriege ausdrücklich hervorgehoben. Der große Kurfürſt rief dann Kaiſer und Reich auf: waren doch die deutſchen Grenzen von den Franzoſen überſchritten, deutſche Gebiete zur Baſis ihres Angriffes gegen Holland gemacht worden. Der Kaiſer entſchloß ſich nun allerdings eine Armee zum Schutz des Reiches aufzuſtellen, — wie das aber gemeint war, geht daraus hervor, daß er trotzdem nicht mit Frankreich brechen wollte. Hatte er ſich doch inzwiſchen noch einmal die Hände gegen Ludwig binden laſſen. Er ließ demgemäß zwar ein Heer zu dem Kurfürſten ſtoßen, das aber nur die Beſtimmung zu haben ſchien, jede wirkſame Aktion gegen die Franzoſen zu verhindern. So ſah ſich Brandenburg bald gezwungen, einen Separatfrieden (zu Noſſen) mit König Ludwig zu ſchließen, um ſeine bereits beſetzten kleve'ſchen Lande zu retten. Da war es eine außerordentlich glückliche Wendung für Holland, daß in dieſem Augenblicke Spanien ſich entſchloß, an dem Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen: freilich war auch ſeine Sache weſentlich dabei betheiligt. Und Spanien war es, das endlich den Wiener Hof auf beſſere Gedanken und den Eintritt deſſelben in ein Bündniß gegen Ludwig zu Stande brachte. Freilich war durch das Vorgehen Frankreichs in dieſem Kriege die kaiſerliche Autorität zu empfindlich verletzt und erſchüttert worden! Ludwig ging ſo weit, daß er den Reichsfürſten, die ihn aufforderten, das rechte Rheinufer zu räumen, mit der Zumuthung erwiderte, ſie ſollten dem Heere, das der Kaiſer in Böhmen zuſammenzog, die Ueberſchreitung der Erbſtaaten nicht geſtatten, und wenn daſſelbe über den Rhein gehen wolle, ſich ihm geradezu widerſetzen! So ermannte ſich alſo der Kaiſer und ſtellte an das Pariſer Kabinet eine Reihe von Forderungen, wie ſie die Ehre und Unabhängigkeit des Reiches und die Sicherheit der ſpaniſchen und vereinigten Niederlande erforderte. Das bedeutete jedoch ſo viel wie von Ludwig eine Verzichtleiſtung auf alle ſeine bisher errungenen Erfolge verlangen, und wurde von dieſem als das, was es war, d. h. als eine Kriegserklärung aufgenommen.

Hiermit war die ganze Lage der Dinge verändert. Man verſpürte endlich wieder, daß es ein deutſches Reich und einen Willen, eine Autorität in demſelben gab. Das ſo ſchwer gedrückte Nationalgefühl richtete ſich empor und wagte auf beſſere Zeiten zu hoffen. Kurköln und der Biſchof von Münſter mußten ihrem Bunde mit Frankreich entſagen, der Kurfürſt von Brandenburg zog aufs Neue das Schwert und der verjagte Herzog von Lothariugen ſchloß ſich der Koalition an, von der allein er ja ſeine Wiederherſtellung zu erwarten hatte.

Ludwig ging nun allerdings über den Rhein zurück, man könnte aber nicht ſagen, daß er darum ſich habe einſchüchtern laſſen. Er wechſelte nur theilweiſe die Stellung und entwickelte um ſo größere Energie. Er ließ einerſeits die Freigrafſchaft einnehmen, andrerſeits bemeiſterte er ſich vollſtändig des mittleren Laufes der Maas und ſchnitt ſo Brabant von Deutſchland ab, Nancy und Trier waren in ſeiner Gewalt, und im Elſaß machte er ſich nun vollends zum Meiſter. Die zehn Reichsſtädte riß er jetzt rechtswidrig völlig vom Reiche los und belegte ſie, nachdem er ſie entwaffnet und entfeſtigt hatte, mit franzöſiſchen Beſatzungen. War man doch auf franzöſiſcher Seite überzeugt, daß ſich das Schickſal des Krieges im Elſaß entſcheiden werde. Man fürchtete, die Deutſchen würden den Weg durch Lotharingen nach der franzöſiſchen Grenze ſuchen, eben darum aber wollte Ludwig des Elſaſſes unbedingt Herr ſein. Die Stimmung daſelbſt war noch immer, zumal auch auf dem Lande, für Kaiſer und Reich. Wirklich erfolgte hier nun der Angriff. Der Kurfürſt von Brandenburg mit dem kriegstüchtigſten und zahlreichſten aller deutſchen Kontingente war am Platz, bei Straßburg wurde der Rhein überſchritten: man beabſichtigte in dieſen Kreiſen wirklich die Wiedereroberung des Elſaſſes. Indeß es kam Alles anders: die Hauptſchuld trägt, von der Schwäche

Digitized by Google

jeder Koalition abgesehen, die Reichsverfassung und die Doppelstellung des Kaisers einerseits als Oberhaupt des Reiches und andererseits als Vertreter einer Dynastie, deren Interessen sich so oft in völlig abweichender Richtung bewegten und doch den Vorzug erhielten. Zweifelt man doch sogar, ob es auch jetzt wirklich zu keinem vollen Bruche zwischen dem Kaiser und Ludwig gekommen war! Genug, die Deutschen zogen den Kürzeren und mußten über den Rhein zurückgehen. Und nun gelang es der französischen Politik, dem Kurfürsten von Brandenburg die Schweden auf den Hals zu hetzen. Man weiß, wie ruhmvoll derselbe diesen Krieg an der Ostsee geführt hat, aber an dem Kampf im Inneren von Deutschland gegen die Franzosen konnte er eben nicht mehr Theil nehmen. So wendeten sich die Verhältnisse nach wie vor zu Gunsten Ludwigs. Unter den deutschen Reichsfürsten zählte er noch immer Anhänger, wie den Kurfürsten von Bayern und den Herzog von Hannover, die doch genug vermochten, um die Kriegsführung am Rhein zu lähmen oder doch zu hemmen. Und in den Niederlanden machten die Franzosen bald darauf Eroberungen wie die von Valenciennes, später von Cambray und St. Omer, die König Ludwig mit Recht besonders hoch anschlug; am Oberrhein fiel sogar das feste Freiburg in ihre Hände. Es ging damals über diese Vorgänge ein tiefes Gefühl der Scham durch die noch lebhaft empfindenden Seelen der Deutschen, denn so weit war es ja noch nicht, daß man mit stumpfer Ergebung alle Unfähigkeit der Führung, alle Schmach der einzelnen Abfälle hingenommen hätte. Man braucht bloß die Haltung unsres Leibniz in dieser Zeit zu verfolgen, um sich davon zu überzeugen. Aber das Glück des Krieges zu wenden, das vermochte auch der lauterste unbewaffnete Patriotismus nicht.

Unter diesen Umständen tauchten auf allen Seiten Friedensgedanken auf, die in den Stipulationen von Nimwegen ihre Verwirklichung gewannen. Frankreich trug den Siegespreis davon, das übrige Europa, zunächst die gegen ihn vereinte Koalition, mit ihren vielseitigen Interessen, unterlag. Nicht einmal ein allen gemeinsamer Friede kam zu Stande. Zuerst, und zwar auf Grundlage des Besitzstandes vor dem Kriege, verständigten sich Ludwig und Holland; in zweiter Linie schloß Spanien seinen Frieden, den es theuer genug bezahlen mußte. Frankreich erhielt zu eigen die Freigrafschaft Burgund, ein unvergleichliches Bollwerk, nach welchem es schon wiederholt die Hand ausgestreckt hatte, und noch dazu das breisgauische Freiburg auf dem rechten Rheinufer, wofür es das Besatzungsrecht in Philippsburg dahingab. Auf der nordöstlichen Seite trat ihm Spanien St. Omer, Ypern, Cambray und Valenciennes (beide mit Stadt und Landschaft), Condé, Maubeuge und Bauvay ab, Erwerbungen von unschätzbarer militärischer Bedeutung, um die Frankreich und Deutschland wiederholt gerungen hatten. Ueberdies wurden an Ludwig vom Herzogthum Lotharingen Nancy und Longwy bewilligt; und da der Herzog diese Abmachung nicht anerkannte, blieb Ludwig XIV. im Besitz des gesammten Landes. Dagegen gewann Schweden wieder alles von seinen deutschen Besitzungen zurück, was es an Brandenburg verloren hatte. Mit anderen Worten, das deutsche Reich ging als der verlierende Theil aus dem Kriege hervor, verlierend an der Sicherheit seiner Grenze und an Ansehn und Macht überhaupt. Es war wohl die Rede davon — und namentlich der große Kurfürst befürwortete dieses dringlich — auch ohne Holland und Spanien den Krieg fortzusetzen und die ganze Kraft der Nation für die Wiederherstellung ihrer Machtstellung einzusetzen. Indeß der Kaiser vermochte seine Bedenklichkeiten gegen einen so kühnen Entschluß nicht zu überwinden; die Besorgniß vor einem Anfall der Türken, zugleich die Eifersucht auf Brandenburg wirkten hierbei mit. So trat er und bald nachher das Reich dem Frieden bei und ließ dem Kurfürsten von Brandenburg keine weitere Wahl als gleichfalls beizutreten. Friedrich Wilhelm that es unwillig genug, er fühlte lebendiger als einer seiner Mitfürsten die Schmach und Gefahr dieses Friedensschlusses. Da aber die Gegenwart ihn zaghaft im Stiche ließ, blieb ihm nichts übrig als der Zukunft die Rache dafür anheimzustellen. „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ —

2. Die Zeit der Reunionen. Der Friede von Nimwegen hatte Frankreichs Uebergewicht in Europa in einem Grade befestigt, daß eine Befriedigung über das Ende des Krieges nicht recht aufkommen wollte. Man vermochte sich des Gefühles nicht zu erwehren, daß neue Friedensbrüche, neue Vergewaltigungen auf ihn folgen würden; das Mißtrauen gegen die Absichten Ludwigs XIV. war allgemein. Die Zuversicht des Königs ist seit dieser Zeit in der That um das Doppelte gewachsen: das Schiedsrichteramt über den Welttheil war das Geringste, was er in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Daß er mehrere

Digitized by Google

Beſtimmungen des Friedens gar nicht ausführte, konnte demnach Niemanden überraſchen. Aber auch das Recht einer unabhängigen und ſelbſtändigen Politik wollte er fortan den übrigen Staaten nicht mehr zugeſtehen. Im deutſchen Reiche nahm man angeſichts der im letzten Kriege gemachten Erfahrungen den Anlauf, die beſſernde Hand an das Reichskriegsweſen zu legen, die franzöſiſchen Geſandten beantworteten jedoch dieſen ſchwachen Verſuch mit einer ſo drohenden und einſchüchternden Sprache, daß derſelbe unterblieb. Und um auch dies zu erwähnen, Holland und England beabſichtigten zwei Jahre nach dem Friedensſchluß ein Bündniß, um gewiſſen Uebergriffen, die ſich Ludwig geſtützt auf eine willkürliche Auslegung deſſelben erlaubte, zu begegnen: der König bezeichnete dieſes Vorhaben aber als einen Kriegsfall, und es unterblieb. Ludwig trug ſich indeß noch mit ganz andern Plänen, bei denen freilich die Ruhe Europa's nicht beſtehen konnte und die zunächſt das deutſche Reich angingen, das jetzt den Becher der Schmach bis auf die Neige leeren ſollte. Wir erinnern uns aus den früheren Ausführungen, daß von franzöſiſcher Seite her bald nach dem weſtphäliſchen Frieden den das Elſaß betreffenden Paragraphen eine höchſt gewaltſame Deutung gegeben wurde. Die franzöſiſche Politik verfolgte offenbar von der erſten Stunde an keine andere Abſicht als die unmittelbaren Reichsſtädte und Reichsſtände daſelbſt ſich vollſtändig zu unterwerfen. Darüber war es von dieſer Seite zu wiederholten und dringlichen Beſchwerden und zwiſchen dem Pariſer Hofe und dem deutſchen Reiche zu wiederholten Erörterungen gekommen. Alles dieſes jedoch hatte Ludwig nicht abgehalten, in der beſchloſſenen Richtung mit rückſichtsloſer Gewaltthätigkeit fortzuſchreiten: namentlich die zehn Reichsſtädte hatten das Aergſte und Aeußerſte über ſich ergehen laſſen müſſen. Nun hätte man vielleicht erwarten mögen, daß im Nimweger Frieden dieſes Verhältniß zur Sprache kommen und den Uebergriffen Frankreichs ein Ziel geſetzt werden würde. Jedoch das Gegentheil davon iſt geſchehen. Allen dahin abzielenden Anregungen wurde von den Vertretern Ludwigs XIV. mit unbedingtem Ausweichen erwidert. Der König ließ jeden Antrag auf eine Unterſuchung der Rechtsfrage kurzweg zurückweiſen. Die kaiſerlichen Geſandten haben gelegentlich das Anerbieten gemacht, für die Zurückgabe von Freiburg eine und die andere der oft berührten unmittelbaren Städte des Elſaſſes an Frankreich abzutreten; aber die Antwort lautete, das ſei gerade ſo, als wenn man ihnen eine Stadt in der Mitte von Frankreich anbieten wollte. Genug, ſo unbegreiflich es erſcheinen mag, jene Frage wurde todt geſchwiegen und der Friede von Münſter, trotz aller dazwiſchen liegenden Verletzungen deſſelben, zu Nimwegen einfach beſtätigt. Die Folgen der Unterlaſſung blieben nicht aus. Ludwig XIV. legte jenes von ihm veranlaßte Uebergehen der berührten Streitfrage als eine ſtillſchweigende Anerkennung ſeiner Anſprüche aus und beſchloß, ohne weitere Rückſichten zu nehmen, die längſt gehegten und verbreiteten Abſichten vollends durchzuführen. Zunächſt wurden die zehn Reichsſtädte gezwungen, dem Könige von Frankreich den Eid der Treue zu leiſten und das kaiſerliche Wappen zu beſeitigen. Daran reihten ſich dann Aeußerungen und Kundgebungen, die keinen Zweifel über die Abſicht des Pariſer Hofes ließen, das ganze Elſaß von Deutſchland loszureißen.

Dieſes Syſtem führte zu den ſogenannten Reunionen.

Die Sophiſtik dieſes franzöſiſchen Kabinets griff jetzt auf den Satz zurück, daß die im Frieden zu Münſter an Frankreich ſtipulirten Abtretungen mit der vollen Souveränetät gemacht worden ſeien. Eine Folge dieſer Souveränetät ſei, daß der König das Recht habe, alle Beſitzungen und Rechte, die irgend einmal mit den erworbenen Gebieten in Verbindung geſtanden hätten, zurückzufordern. Um dieſen völlig willkürlichen Standpunkt durchzuführen, wurden vier ſogenannte Reunionskammern zu Metz, Beſançon, Breiſach und Tournay in das Leben gerufen, die die Aufgabe erhielten, alle Anſprüche zu ermitteln, die Frankreich in dem angedeuteten Sinne kraft ſeiner Erwerbungen der drei lotharingiſchen Bisthümer, der Freigrafſchaft Burgund, im Elſaß und eines Bruchtheiles der ſpaniſchen Niederlande erheben könne. Die Kammern ließen es, wie dies nicht anders zu erwarten ſtand, an den ungeheuerlichen und vermeſſenſten Aufſtellungen nicht fehlen. Wohl ſelten oder niemals iſt die Form eines rechtlichen Verfahrens für eine durchaus ungerechte Sache in ſolchem Grade und mit ſo eiſerner Stirne mißbraucht worden. Die lotharingiſchen Biſchöfe hatten ein langes Verzeichniß von Inhabern ſolcher Güter, die ihren Kirchen vergeblich vorenthalten ſeien, von Vaſallen, die ihre Lehenspflicht vergeſſen hätten, vorgelegt. Darauf geſtützt, lud das Parlament zu Metz, als ſei es ein europäiſcher Gerichtshof, die Einen zur Verantwortung vor, und forderte die Anderen,

Digitized by Google

wer ſie auch ſein mochten, auf, dem König von Frankreich als ihrem einzigen und rechtmäßigen Oberherrn zu huldigen. In dieſe durchaus willkürliche Kategorie fielen der König Karl XI. von Schweden (aus dem Hauſe Pfalz-Kleeburg) und der Prinz Wilhelm von Oranien, die Herzoge von Lotharingen, die Pfalzgrafen von Veldenz und Zweibrücken, die Grafen von Salm und Sponheim, ja ſogar der Herzog von Württemberg als Inhaber der Grafſchaft Mümpelgard, die einſt zur Freigrafſchaft gehört hatte. Die Kammer zu Tournay nahm das ganze Herzogthum Luxemburg in Anſpruch. Weiterhin wurden alle im Elſaß angeſeſſenen Reichsunmittelbaren, Fürſten, Aemter, Stände, Ritterſchaft für Vaſallen des Königs von Frankreich erklärt, überall das franzöſiſche Wappen angeſchlagen und der Eid der Treue den Herren wie den Unterthanen abverlangt, zugleich das ganze geiſtliche und weltliche Vermögen des Elſaſſes unter die Obergewalt des Königs geſtellt, jede Berufung außer an die betreffende Kammer ſtreng verboten. Und dieſe Zumuthungen blieben nicht ohne Erfolg: aus Furcht vor der drohenden Vergewaltigung fügte ſich die Mehrzahl, die „Ungehorſamen“ wurden als Rebellen behandelt und militäriſche Exekution über ihre Beſitzungen verhängt. Der Biſchof von Straßburg, der berufene Franz Egon von Fürſtenberg, der ſchon längſt in vaterlandsverrätheriſchem Solde Frankreichs ſtand, hatte das freiwillige Beiſpiel der Unterwerfung gegeben, das nicht ohne Nachahmung geblieben iſt. In anderen Fällen entſchied, wie bemerkt, die Gewalt. Von dem Erzbiſchof von Trier nahm Ludwig drei Orte an der Maas in Anſpruch, weil König Pipin, der ſie an das Stift geſchenkt, ſich den königlichen Schutz darüber vorbehalten hatte.

Man fragt freilich, was thaten das Reich und der Kaiſer angeſichts einem ſolchen unerhörten Vorgehen? Der Schimpf, der darin lag, wurde allerdings auf allen Seiten empfunden, aber das Höchſte, wozu ſich die amtliche Entrüſtung erhob, waren, ſtatt daß man ſofort den Krieg erklärt hätte, Gegenvorſtellungen ſehr beſcheidener Art und die Abſendung eines außerordentlichen Geſandten nach Paris, der ſich hinhalten ließ, während die Gewaltthätigkeiten fortgeſetzt wurden. Auch der Reichstag erhob ſich zu einer Denkſchrift an den Pariſer Hof, die in demüthiger Sprache die Rechtsfrage des brennenden Falles zutreffend genug erörterte, von franzöſiſcher Seite aber mit der Miene des Gekränkten dreiſt zurückgewieſen wurde. Als dann der Reichstag die Mittel der Abwehr in Ueberlegung zog, machte Ludwig den Vorſchlag zu einer Konferenz, die in Frankfurt mit der Aufgabe zuſammentreten ſollte, alle Streitfragen in Güte auszutragen, fügte aber den bezeichnenden Vorbehalt hinzu, das Reunionsverfahren erſt einzuſtellen, wenn die Konferenz wirklich eröffnet ſein werde. Um ſo raſcher hätte von deutſcher Seite dazu geſchritten werden ſollen: aber über lauter nichtigen Form- und Etikettefragen verlor man vor und nach der Eröffnung eine koſtbare Zeit, und mittler Weile führte Ludwig einen Schlag, der alle vorausgegangenen Gewaltthaten überbot.

Die Ueberrumplung und Wegnahme Straßburgs iſt es, die wir meinen.

Schon das Jahr vorher (1680) waren die vier zu Straßburg gehörigen Aemter der Reunionspolitik erlegen, und noch vor Ablauf deſſelben war der Stadt zugemuthet worden, ſich von dem deutſchen Reich freiwillig zu trennen und in Zukunft im Genuß ihrer alten Freiheiten unter dem Schutze der franzöſiſchen Krone zu leben. Dieſe Zumuthung, die freilich nach der Lage der Dinge das Schlimmſte ahnen ließ, wurde ablehnend beantwortet, und nun beſchloß Ludwig, die Stadt mit Gewalt zu unterwerfen. Die Ausführung dieſes Beſchluſſes ſucht an Frechheit, Doppelzüngigkeit und Gewaltthätigkeit ihres Gleichen. Die Einzelnheiten ſind bekannt, wir bringen daher hier nur das Nothwendigſte davon in Erinnerung. Die Stadt konnte ſich nach Allem über das, was ſie erwartete, nicht mehr täuſchen. Die Hülfe von Kaiſer und Reich, die ſie, wie billig, zunächſt anrief, erwies ſich als nichtig; ſich ſelber zu vertheidigen war ſie nicht im Stande. War doch auf Andringen des franzöſiſchen Hofes die kaiſerliche Beſatzung, die ſie noch zuletzt aufgenommen, wieder abgezogen, der größere Theil der ſchweizeriſchen und ſtädtiſchen war entlaſſen worden und der Reſt reichte kaum hin, eine Baſtion der Befeſtigungen genügend zu beſetzen. An der entſchieden und gut deutſchen Geſinnung der großen Mehrzahl der Bürgerſchaft darf nicht gezweifelt werden; aber es gab auch eine franzöſiſche Partei, deren Mittelpunkt die Domherren bildeten, und mit welcher der ſchon genannte Fürſtbiſchof von Straßburg in Verbindung ſtand, der, wie alle ſeine Vorgänger, ſeit der Einführung der Reformation in (Elſaß-) Zabern reſidirte und bei Gelegenheit der Auslieferung der Stadt an Frankreich die verlorene herrſchende Stellung in der Mitte derſelben wieder zu

Digitized by Google

gewinnen hoffte! Der Rath selbst nahm allerdings eine zweifelhafte Stellung ein, aber nicht sicher ausgemacht ist es, ob einzelne Mitglieder desselben geradezu mit französischem Geld bestochen waren. Beziehungen und Verhandlungen mit Einzelnen scheinen freilich angeknüpft gewesen zu sein, liegen aber noch im Dunkeln.

Das Eine allerdings wird von kompetenter Seite vermuthet, daß schon im Voraus eine Kapitulation, durch welche der Stadt ihre Freiheiten und Rechte gesichert werden sollten, verabredet gewesen sei. Wie dem aber sei, man zweifelte in Paris nicht, daß das mit solcher raffinirter Umsicht entworfene Unternehmen vollständig gelingen werde. Die militärischen Vorbereitungen waren möglichst geheimnißvoll getroffen; freilich erwachte gleichwohl der Argwohn der benachbarten deutschen Landschaften, aber die officiellen Organe der Nation, der kaiserliche Hof, der Regensburger Reichstag, die Konferenz zu Frankfurt regten sich nicht. So wurde denn zur Ausführung geschritten. In den Morgenstunden des 28. September setzten sich französische Dragoner zunächst in den Besitz der Rheinschanzen, dann besetzten mehrere Regimenter, die man in aller Stille aus der Nähe von Breisach und Freiburg herbeigezogen hatte, alle Zugänge der Stadt. Am folgenden Tage erschien Louvois und forderte die Stadt auf, sich König Ludwig XIV. zu unterwerfen: er berief sich dabei auf einen Ausspruch der Reunionskammer zu Breisach, kraft welchem dem König die Souveränetät über das gesammte Elsaß rechtlich zukomme; jede Gegenvorstellung wies er barsch zurück und drohte im Falle längeren Widerstrebens die Bürger als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu behandeln und die Stadt der Verwüstung preiszugeben. An einen solchen Widerstand wurde innerhalb der Bürgerschaft — im Gegensatze zum Rathe — in der That gedacht, aber eben der Rath ließ einen solchen Versuch nicht aufkommen: die eigene unwürdige Gesinnung und die Einsicht von der Vergeblichkeit eines solchen wirkten hierbei zusammen. Hatte der Rath doch absichtlich die Kanonen auf den Wällen ohne Munition gelassen, weil er der Stimmung der Bürgerschaft wohl einen verzweifelten Entschluß zutraute. Dann suchte er Zeit zu gewinnen, um diese mit dem Gedanken an eine Unterwerfung unter das Unvermeidliche zu befreunden. Das war keine leichte Sache, aber zuletzt fügte sie sich unter Verwünschungen gegen den Rath dem Unabänderlichen. So kam es zu einer Kapitulation, die der Stadt ihre Verfassung, Privilegien und die freie Ausübung ihrer Religion, wie sie seit 1624 bei allen Schulen und Kirchen bestanden, zusicherte, nur der Münster sollte dem Bischof zurückgegeben werden. Das Ergebniß: die herrliche Stadt, mit tausend Erinnerungen durch Geschichte und Sprache und Religion an Deutschland geknüpft, war durch eine Gewaltthat, die allem Völkerrecht Hohn sprach, hiermit für das deutsche Reich, zugleich mit ihrer politischen und religiösen Autonomie, verloren. Am 4. Oktober mußte der Rath der „königlichen" Stadt Straßburg Ludwig XIV. als ihrem obersten Herrn und Gebieter Treue und Gehorsam schwören. Am 12. hielt der rehabilitirte Fürstbischof seinen glänzenden Einzug, um den Lohn für seine verrätherische Haltung in Empfang zu nehmen, drei Tage später der König selbst. Die Phrase ist bekannt, mit welcher ihn der Fürstbischof am Thore des Münsters empfing, der blasphemische Charakter derselben reicht allein hin, diesen der gerechten Verachtung der Nachwelt preiszugeben. Die vorhandenen Befestigungen besichtigte Ludwig in eigener Person, und Vauban, der ihn begleitete, machte den Entwurf zu den Ergänzungen und Erweiterungen derselben, die auch sofort in Angriff genommen wurden. Man fing ohne Weiteres und systematisch an, sich häuslich einzurichten. Daran reihten sich zwei Gewaltschritte verwandter Art.

Zu gleicher Zeit mit dem Raube Straßburgs hatte Ludwig XIV. einen ähnlichen Schlag auf die Festung Casale im Gebiete von Montferrat ausgeführt: es war ein deutsches Reichslehen, dem es galt; freilich hatte der bisherige Inhaber desselben, der Herzog von Mantua, selbst die Hand dazu geboten. Der Sinn dieses Schrittes war klar: es sollte durch die Wegnahme dieser großen Position der Weg zur Beherrschung Italiens gesichert werden.

Der dritte Streich richtete sich auf das Gebiet der Niederlande, das, wie bemerkt, die Reunionspolitik ebenfalls von Anfang an mit ins Auge gefaßt hatte. Es wurden u. a. als zum Bisthum Verdun gehörige Bireton und die Grafschaft Chini zurückgefordert und sofort im Namen Ludwigs XIV. in Besitz genommen. Auch in diesem Falle nehmen sich die Rechtsgründe, womit französischerseits dieses Verfahren beschönigt werden sollte, wieder kläglich genug aus. Auf diesem Wege war es aber hauptsächlich auf Luxemburg abgesehen, denn dieses, erklärten die Franzosen, sei für sie unentbehrlich, da sie sonst fortwährend für Longwy

oder Thionville fürchten müssen. Wie aber, wenn gerade Luxemburg die Spanier vor Longwy und Thionville schützen sollte? In erster Linie und bei weitem am empfindlichsten wurde von all diesen Räubereien das deutsche Reich betroffen. Der damalige Gesandte Frankreichs in Regensburg hatte die Bedeutung dieser Usurpationen, in erster Reihe Straßburgs, am treffendsten gezeichnet. Dieses Ereigniß, schreibt er, stellt drei große Provinzen, oder, besser gesagt, das ganze französische Reich sicher und macht es fest, während es drei große Provinzen des deutschen Reiches den Waffen des Königs öffnet und preisgibt. Eben darum, setzt er hinzu, wird man in Deutschland das Geschehene nicht ungeschehen zu machen versuchen. Diese Voraussetzung ist zuletzt auch eingetroffen. Zwar die erste Aufwallung ist nicht hinter der Ueberraschung und Bestürzung zurückgeblieben. Es fehlte nicht an Stimmen, die sofort eine Kriegserklärung gegen Frankreich verlangten. Das Gefühl der erfahrenen Schmach war lebendig genug, und vorwurfsvoll richteten sich die Blicke auf den Kaiser und seine Unthätigkeit. Hat doch selbst der Kurfürst von Mainz bei der Kunde von dem Falle Straßburgs ausgerufen: Oesterreich sei nicht mehr fähig, das Reich zu schirmen, man müsse sich einen anderen Kaiser suchen! In der That, nur mehr ein Radikalmittel konnte Hülfe bringen.

Kaiser Leopold trat zwar nach einigen Krümmungen und Wendungen einer Verbindung bei, die der Prinz Wilhelm von Oranien und König Karl XI. von Schweden, — die beide, wie oben bemerkt, ebenfalls von der Reunionspolitik erreicht worden waren — zur Aufrechthaltung des Friedens von Münster und Nimwegen mit einander schlossen und zu der sich auch der König von Spanien gesellte; man sprach hier und da im Reiche von der Erneuerung des Krieges gegen Frankreich; aber dagegen wurde eingewendet, daß ein solches Beginnen angesichts der Wehrlosigkeit des Reiches jetzt hoffnungsloser als je sei und sicher mit neuem Verluste und neuer Schmach enden müsse. Diesen Standpunkt machte vor Allem der Kurfürst von Brandenburg geltend, der im Revolutionskriege, wie wir uns erinnern, zuletzt das Schwert in die Scheide gesteckt hatte. Seine Meinung war, man müsse sich mit Frankreich wohl oder übel friedlich vertragen und weitere Verluste verhüten: alles Andere sei vergeblich. Es ist das ungefähr derselbe Gedankengang, den Leibniz in seiner Schrift über das Accommodement avec la France zu dieser Zeit niederlegte, nachdem er kurz vorher in seinem Mars christianissimus eine aufreizende Satyre gegen die Gewaltpolitik Ludwigs XIV. geschrieben und veröffentlicht hatte. Selbstverständlich vermochten die höfischen Proteste und die langwierigen Bedenken des Reichstages und der Konferenz, die ja noch immer tagte, den Gang des Schicksals nicht zu ändern. Kam doch zu alle dem nun ein neuer Anfall der Türken auf das Abendland, mit jener Belagerung Wiens, die allerdings ruhmreich abgeschlagen wurde. Es läßt sich nun zwar nicht beweisen, daß Kaiser Ludwig diesen Anfall geradezu hervorgerufen habe, aber gewiß ist doch, daß derselbe ohne seine feindselige Haltung gegen das Reich kaum unternommen worden wäre. Während dieses Zwischenereignisses waren von französischer Seite Anerbietungen gemacht worden, die bald auf einen Frieden, bald auf einen Waffenstillstand zielten. Ludwig war in der That so großmüthig, auf alle ferneren Reunionen verzichten zu wollen, wenn die bereits vollzogenen anerkannt wurden. Als dieses Anerbieten nicht angenommen wurde, schlug er einen dreißigjährigen Waffenstillstand auf der Grundlage des status quo vor und schrieb, so ganz er selbst, eine Präklusivfrist zur Annahme desselben vor. Als diese aber unbenutzt verstrich, kehrte er zu seinen Gewaltthätigkeiten zurück und ließ ein Heer in die spanischen Niederlande einrücken (1684). Luxemburg und aber auch Trier fielen in seine Gewalt. Nun konnte Spanien wohl oder übel den Krieg nicht mehr ablehnen; Wilhelm von Oranien bewegte ohnedem Himmel und Erde, um eine allgemeine Verbindung gegen den Vergewaltiger zu Stande zu bringen. Aufwallungen — gerade auch in Regensburg — blieben wiederum nicht aus: aber die Verzagtheit und Apathie und, wie Andere meinen, die richtige Einsicht in die trostlose Lage der Dinge trugen den Sieg davon. Ludwig behielt Recht. Es wurde zwar kein Friede, der sofort alle seine Rechtsverletzungen förmlich legalisirt hätte, sondern unter dem Vorgange der Generalstaaten zwischen dem deutschen Reich und Frankreich ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre abgeschlossen. Was das aber in Wirklichkeit zu bedeuten hatte, darüber haben sich auch damals sicher nur Wenige getäuscht. Dieser Waffenstillstand beließ Frankreich im Besitze Straßburgs und der Kehler Schanze, sowie all der Eroberungen, die ihm seine Reunionskammern bis zum 1. August 1681 zugesprochen hatten; alles

Digitized by Google

Uebrige sollte zurückgegeben und während der Dauer des Waffenstillstandes keine ferneren Ansprüche auf Reichslande gemacht werden. Während der betreffenden Berathungen hatte das Zünglein der Forderungen und Zugeständnisse oft geschwankt: der König, seiner Uebermacht bewußt, hat aber jedes Mal den drohendsten Ton angeschlagen und das Schwert des Brennus in die Wagschale geworfen. Auch so kam noch auf die Ausführung Vieles an, und die französische Politik hat hier, wie das nicht anders zu erwarten stand, ihre alten treulosen Künste in vollem Umfang wiederholt. Namentlich in Sachen der zugesagten freien Religionsübung im Elsaß und vorab in Straßburg ist sie in schnödester Weise wortbrüchig geworden.

Immerhin, Ludwig hat seine Reunionen durchgesetzt. Sie waren, was Deutschland angeht, zunächst eine Folge der vorausgegangenen, in dieser Richtung zweideutigen Friedensverträge von Münster und Nimwegen, weiterhin der inneren Entzweiung und der Türkengefahr, die eine energische und gemeinschaftliche Aktion gegen Frankreich verhinderte, endlich aber und vor Allem des Gesammtzustandes, der Reichsverfassung, die eine kräftige und systematische Behandlung und Vertheidigung der nationalen Interessen schlechterdings unmöglich machte. Wurde in dieser Richtung nicht gründlich abgeholfen, so war vorauszusehen, daß das Ende der Demüthigung und Beschimpfung noch keineswegs erreicht sei. Prof. Wegele.

David Glascoe Farragut und Robert E. Lee. In der zweiten Hälfte des Jahres 1870, während der deutsch-französische Krieg auf beiden Seiten die schwersten Opfer an Gut und Blut forderte, verloren die Vereinigten Staaten von Amerika durch den Tod ebenfalls zwei Männer, deren Namen für alle Zeiten in der Kriegsgeschichte der Union mit leuchtenden Zügen verzeichnet stehen werden. Wohl hat der gewaltige, die Welt erschütternde Kampf zwischen Deutschland und Frankreich so hervorragende Kriegsthaten und so geniale Feldherrntalente auf Seiten der Deutschen zu Tage gefördert, daß die Weltgeschichte kaum ähnliche aufzuweisen vermag; dennoch aber darf die unparteiische Geschichtschreibung die amerikanischen Kriegshelden David G. Farragut und Robert E. Lee, selbst im Vergleiche mit den ersten Feldherren aller Nationen der Vergangenheit wie der Gegenwart, nur mit Ehren nennen. In dem vierjährigen, blutigen Bürgerkriege, den die Sklavenhalter des Südens, ähnlich wie Napoleon III. Deutschland gegenüber verfuhr, in ruchloser und frivoler Weise über die Vereinigten Staaten heraufbeschworen, und der mit der Vernichtung der Negersklaverei und der Neugestaltung der Union auf vollkommen freiheitlicher Basis endigte, zeichneten sich vornehmlich die genannten beiden Feldherren aus, der eine auf Seiten des Nordens, der andere auf Seiten des Südens, Farragut zur See, Lee zu Lande. Es ist daher wohl gerechtfertigt, wenn wir nachstehend eine kurze biographische Skizze dieser beiden Kriegsmänner zu geben versuchen.

Der amerikanische Seeheld David Glascoe Farragut starb, wenige Wochen nach seinem vollendeten 69. Lebensjahre, zu Portsmouth im Staate New-Hampshire am 14. August 1870. Verwandte und Freunde umstanden das Sterbelager, auf welchem er, der so oft aus den Wettern des Seekampfes unversehrt hervorgegangen, sanft und friedlich entschlummerte. Er wurde am 5. Juli 1801 zu Campbell's Station, nahe bei Knoxville im Staate Tennessee, geboren. Wie der Verstorbene selbst in einem Briefe an einen seiner Freunde berichtet, kam sein Großvater, der aus einem alten katalonischen Hause stammte, von Ciudadela, der früheren Hauptstadt der Insel Minorca, nach Nordamerika und ließ sich in Florida nieder. Sein Vater, George Farragut, kämpfte während des Unabhängigkeitskrieges in den Reihen der Republikaner, zeichnete sich wiederholt, z. B. in der Schlacht bei Cowpens, aus und erhielt als Belohnung für seinen Muth und seine Tapferkeit von George Washington den Rang eines Majors. Nachdem der Krieg siegreich beendigt und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von England anerkannt worden war, verließ George Farragut die Armee der jungen Republik, heirathete die mit der schottischen Familie der Mac Iven verwandte Miß Elisabeth Shine aus Nord-Carolina und widmete sich bei Campbell's Station am Fuße der Alleghanygebirge der Landwirthschaft. Hier war es auch, wie bereits gesagt, wo David Glascoe Farragut, der sich späterhin den Ehrennamen des „amerikanischen Nelson" erwerben sollte, das Licht der Welt erblickte.

Der alte Farragut hatte indessen auf seiner Farm, die in einer damals noch sehr wilden, mit Urwald bedeckten Berggegend lag, große Hindernisse zu überwinden und namentlich manche gefahrvolle Kämpfe mit den hinterlistigen und grausamen Indianern zu bestehen. Verschiedenen Nachrichten zufolge scheint es, daß ihm im Laufe

Digitized by Google

der Zeit das Landleben wenig zusagte, denn er ging in den Jahren der durch Wilkinson und Blennerhasset veranlaßten Unruhen nach dem Süden der Union und nahm bald darauf Dienste in der Marine der Vereinigten Staaten. Auch sein Sohn zeigte, obschon er erst wenig über neun Jahre alt und in den Bergen, weit von der Meeresküste, geboren und aufgewachsen war, eine unüberwindliche Neigung für das Seeleben. Der Vater gab den heißen Wünschen des Sohnes nach, und so geschah es, daß der kleine David Glascoe Farragut schon im December 1810 seine Laufbahn als Seemann antrat und, bevor noch zwei Jahre verflossen waren, in verschiedenen Seegefechten ruhmvoll die Blut- und Feuertaufe empfing.

Als nämlich im Jahre 1812 der Krieg zwischen England und der nordamerikanischen Union ausbrach, bekleidete der junge Farragut unter dem Commodore David Porter, einem alten und treuen Freunde seines Vaters, auf der Fregatte „Essex" die Stelle eines Midshipman. Im Juli 1812 verließ die „Essex" Sandy Hook, ein Vorgebirge des Staates New-Jersey, um zuerst im atlantischen Ocean zu kreuzen und später nach dem stillen Meere zu gehen. Nachdem die „Essex" ohne großen Widerstand ein starkes englisches Transportschiff weggenommen, traf sie mit der britischen Fregatte „Alert" zusammen und zwang dieselbe, nach einem kurzen, aber harten Kampfe die Flagge zu streichen. Commodore D. Porter ließ seine Prise nebst Gefangenen nach Newyork bringen und setzte seinen ruhmvollen Kreuzzug fort. Der „Alert" war das erste Kriegsschiff, welches man dem Feinde genommen hatte, und seine Flagge die erste englische Flagge, welche in diesem Kriege nach dem Regierungssitze der Vereinigten Staaten gesandt wurde. Wir können hier die mannichfachen Kämpfe und Ruhmesthaten, welche die „Essex" an den Küsten von Brasilien und Buenos-Ayres, sowie namentlich im stillen Ocean vollbrachte, nicht weiter verfolgen. Die englische Admiralität sah sich schließlich gezwungen, eine größere Ausrüstung gegen den kühnen Porter vorzunehmen, indem sie den Commodore Hillyar mit der starken Fregatte „Phöbe" und der Korvette „Cherub" gegen ihn ausrüstete. Nach einem fürchterlich blutigen Kampfe in der Nähe von Valparaiso blieben die Engländer Sieger und schickten den gefangenen Commodore Porter nach gegebenem Ehrenworte, ferner in diesem Kriege nicht mehr gegen England dienen zu wollen, auf der „Essex junior", einem kleinen Schiffe, das sich der amerikanische Seeheld im Laufe der Zeit aus der Zahl der von ihm eroberten Fahrzeuge zugelegt hatte, nach den Vereinigten Staaten zurück, woselbst er seines tapferen Widerstandes wegen mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward. Unter den braven Vertheidigern der „Essex" hatte sich nun auch der noch nicht vierzehn Jahre alte Midshipman D. G. Farragut sehr ausgezeichnet; er war leicht verwundet worden und kehrte, ebenfalls auf Ehrenwort aus der Gefangenschaft entlassen, mit seinem Vorgesetzten in die Heimat zurück. Commodore Porter schrieb später einen genauen Bericht über die verschiedenen Kreuzfahrten der „Essex" während der Jahre 1812, 1813 und 1814; in diesem Berichte ist das heldenmüthige Benehmen Farraguts ausdrücklich anerkannt, mit dem Zusatze, „er würde zur Rangerhöhung vorgeschlagen sein, wenn er dazu nicht noch zu jung wäre".

So hatte der junge David Glascoe Farragut bereits in wenigen Jahren den Wechsel des Glückes aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Es sollte sich auch bei ihm der alte Satz bewähren, daß nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse der Schicksalshammer ist, welcher den *Mann* schmiedet; denn erst im Feuer der Widerwärtigkeiten und auf dem Amboß der Noth und Gefahr härtet sich edles Metall, während unedles da allerdings in den meisten Fällen zerrinnt und zerstiebt.

Auf Verwendung des Commodore D. Porter wurde Farragut, bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland, im Jahre 1814 in eine Schule zu Chester, im Staate Pennsylvanien, gegeben, wo er in militärischen und nautischen Wissenschaften gründlichen Unterricht erhielt. Doch schon im Jahre 1816 treffen wir ihn wieder an Bord des „Washington", des Flaggenschiffes jenes Geschwaders, welches nach dem mittelländischen Meere beordert wurde. Hier wollte es sein guter Stern, daß er den besonderen Schutz und die umsichtige Fürsorge des würdigen Seekaplans Charles Folsom, späteren Professors an der Universität zu Cambridge in Massachusetts, genoß. Herr Folsom empfand bald eine große Vorliebe für den jungen, strebsamen Kadetten und nahm ihn mit sich, als er das Amt eines amerikanischen Konsuls in Tunis erhielt. In dem Hause dieses väterlichen Freundes verlebte Farragut mehrere Jahre und erwarb sich daselbst diejenige wissenschaftliche Bildung, welche er für seinen Seemannsberuf nöthig hatte; denn es muß bemerkt werden, daß ein tüchtiger amerikanischer Seekaplan zu jener Zeit nicht nur seinen

Digitized by Google

geistlichen Funktionen obzuliegen hatte, sondern auch befähigt sein mußte, in allgemein wissenschaftlichen, ja selbst nautischen Dingen zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. Herr Charles Folsom besaß aber gerade in besonders hohem Maße die Fähigkeiten, sowohl als Geistlicher wie auch als Lehrer in nutzbringender Weise auf seinen Pflegebefohlenen und Schüler einzuwirken. Außerdem lernte D. G. Farragut in dem Hause des Herrn Folsom die Familien verschiedener europäischen Nationen kennen und ließ die Gelegenheit, sich mit deren Sprachen und Sitten genauer bekannt zu machen, nicht ungenutzt vorübergehen. Daß er überall gern gesehen war, bestätigen die Worte des Herrn Folsom: „My young Countryman was the delight of old and young".

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Beispiel und die Lehren des Commodore D. Porter und des Schiffskaplans Ch. Folsom den größten Einfluß auf die Charakterbildung und das ganze Wesen D. G. Farraguts ausübten, indem der erstere ihm die rasche Entschlossenheit und das kühne Handeln, wodurch sich ein echter Seemann auszeichnet, beibrachte, während der letztere auf seine sittliche Lebensanschauung und seine geistige Ausbildung nur wohlthätig und veredelnd einwirkte.

Wir können hier die Zeiten des Friedens, die für einen nach Kriegsruhm dürstenden Seemannsgeist stets nur sehr langweilig erscheinen, schnell übergehen und wollen nur bemerken, daß Farragut, zum Schiffslieutenant promovirt, in den Jahren 1821—23 auf dem „Greyhound" unter Lieutenant-Commodore Kearney dem westindischen Geschwader beigeordnet wurde und die Seeräubernester auf Cuba und anderen westindischen Inseln zerstören half. Später hatte er im Schiffsbauhofe zu Norfolk in Virginien Dienste zu thun, woselbst er, mit Ausnahme von zwei Jahren, die er mit der „Vandalia" kreuzend in den brasilischen Gewässern zubrachte, bis 1833 verblieb. Von 1833 bis 1838 war er Kommandant der Kriegsschaluppe „Natchez", abermals an der Küste von Brasilien. In späteren Jahren wurde er noch mehrere Male theils zum westindischen, theils zum brasilischen Geschwader, theils auch nach dem stillen Meere beordert, befehligte die Schiffe „Decatur" und „Saratoga" und fungirte wiederholt in den Schiffswerften zu Norfolk. Von 1843—44 war er auf Urlaub; seit 1851 war er als Inspector of Ordinance zu Washington City thätig; allein schon 1854 wurde er als Kommandant des Schiffsbauhofes zu San Francisco nach Kalifornien gesandt. Im September 1855 erhielt er den vollen Rang eines Flottenkapitäns und war von 1858 bis 1860 Befehlshaber der Dampf-Kriegsschaluppe „Brooklyn", welche zum einheimischen Geschwader gehörte.

Bereits als Schiffslieutenant hatte sich D. G. Farragut verheirathet; allein schon nach wenigen Jahren verlor er seine heißgeliebte Frau durch einen frühzeitigen Tod. Es mußte eine lange Reihe von Jahren verstreichen, bevor er wiederum den Bund der Ehe schloß; diesmal mit Miß Virginia Loyall, der Tochter eines geachteten und einflußreichen Bürgers zu Norfolk. Seine zweite Frau schenkte ihm einen Sohn, Loyall Farragut, der sich auf der Militärakademie zu West-Point der Kriegswissenschaft widmete.

Als die Rebellion im Frühjahr 1861 ausbrach, befand sich Farragut zu Norfolk, umringt von den hitzigsten Parteigängern der Secession, von denen nicht wenige mit ihm verwandt waren. Allen Ueberredungen, Versprechungen und Drohungen, womit man ihn für die Sache des sklavenhaltenden Südens zu gewinnen suchte, widerstand er mit der einfachen, aber festen Erklärung, daß er für die Union leben und sterben wolle, und daß er niemals zum Verräther an der Einheit und Freiheit der Republik, unter deren ruhmreichem Sternenbanner er so lange gedient, werden würde. Da unter solchen Umständen seines Bleibens nicht wohl länger in Norfolk sein konnte, verließ er am 18. April 1861 diese Stadt und begab sich mit seiner Familie nach dem Staate Newyork. Nachdem er hier die Seinigen bei Tarrytown am schönen Hudsonflusse, in der Nähe der Stadt Newyork, in Sicherheit gebracht, eilte er nach Washington City, um sich dem Marineministerium zur Verfügung zu stellen; denn die Furie des Krieges war bereits losgelassen; Fort Sumter war beschossen, die Schiffswerften von Norfolk verbrannt und in Baltimore waren friedlich durchziehende Unionstruppen in verrätherischer Weise angegriffen und hingemordet worden. Dank den verrätherischen Anordnungen des frühern Marineministers Isaak Toucey befand sich die Seemacht der Union in einem äußerst elenden Zustande, so daß Farragut in der ersten Zeit nur einen sehr untergeordneten Posten in der Marineverwaltung angewiesen erhalten konnte. Als aber die Administration Abraham Lincolns durch die Noth der Verhältnisse gezwungen wurde, in unglaublich kurzer Zeit eine

Digitized by Google

große Flotte zu schaffen, um die Blokade der Küsten bewerkstelligen und die verloreuen Südhäfen wieder erobern zu können, da fanden auch Farraguts Talente und Fähigkeiten die wünschenswerthe Verwendung.

Seine Thätigkeit während des Rebellionskrieges füllt eines der glänzendsten Blätter in der Chronik jener denkwürdigen Jahre. Durch die Expedition nach New-Orleans wurde ihm die erste Gelegenheit geboten, an dem Unionskampfe den hervorragenden Antheil zu nehmen, welcher seinen Namen auf die Lippen jedes Amerikaners brachte.

Das Geschwader, mit welchem er den westlichen Theil der Golfküste blokirte und später nach New-Orleans vordrang, organisirte er selbst, nachdem er am 20. Januar 1862 vom Marineministerium seine Instruktionen erhalten hatte. Am 3. Februar verließ er auf dem Flaggenschiffe „Hartford" Hampton Roads die Mündung des Jamesflusses und rüstete sich nach Ueberwindung mancher Mühen und Gefahren, Mitte April die Passage nach New-Orleans zu erzwingen. Selbstverständlich hatten die Rebellen alle Anstalten getroffen, um die Expedition Farraguts zu einer vergeblichen zu machen; und einige französische und englische Flottenoffiziere, die sich in jener Gegend befanden und die Rüstungen und Vertheidigungsanstalten der Rebellen in Augenschein genommen hatten, erklärten den Plan Farraguts, trotz aller Hindernisse mit seiner Flotte den Mississippi hinauf bis New-Orleans vorzudringen, für ein entschieden tollkühnes Unternehmen. Allein der Zögling David Porters ließ sich nicht abschrecken. Er bestand das furchtbare Bombardement, welches aus den links und rechts vom Mississippi gelegenen Forts St. Philipp und Jackson auf seine Flotte eröffnet wurde, zerstörte am 24. April die aus starken Kanonenbooten bestehende feindliche Flottille und erreichte Tags darauf New-Orleans, wo er noch zwei mächtige Batterien zum Schweigen zu bringen hatte. Hierauf beherrschte er mit seiner Flotte die stolze und wichtige Stadt vollständig und bahnte dem General Benjamin F. Butler und dessen Landsoldaten den Weg dahin. Während Butler in New-Orleans die Autorität der Unionsregierung wiederum zur Geltung brachte, fuhr Farragut weiter stromaufwärts, gegen Vicksburg, wo er sich mit der stromabwärts kommenden und von C. H. Davis befehligten Flottille vereinigte. Da er aber nicht genügend von Landtruppen unterstützt wurde, war sein Angriff auf Vicksburg erfolglos. Farragut kehrte nach Pensacola zurück.

Am 11. Juli 1862 votirte ihm der Kongreß den Dank des Landes, und bei der kurz darauf vorgenommenen Reorganisation der Flotte wurde er als erster im Range an die Spitze der Contreadmiralliste gesetzt. Während der Blokade im Golf nahm er Galveston, Corpus Christi, den Sabina-Paß und andere feste Punkte ein.

Der Raum dieser Blätter verbietet uns, alle die Heldenthaten einzeln aufzuzählen, durch welche Farragut sich im weiteren Verlaufe des Secessionskrieges um sein Vaterland verdient machte. Am meisten aber trugen die umsichtige Tüchtigkeit und der Löwenmuth, womit er im August 1864 die Einfahrt in den Hafen von Mobile erzwang, dazu bei, ihn zum populärsten und höchstgefeierten aller Seeoffiziere der Union zu machen. Um das Gefecht besser übersehen und leiten zu können, hatte sich hier der 63jährige Held mit einem Lootsen oben im Maskorbe seines Flaggenschiffes festbinden lassen; und nach dem erbittertsten Kampfe gegen feindliche Forts, Torpedos und furchtbare Panzer- und Widderschiffe hatte er auch hier den glänzendsten Sieg errungen. Als er später einmal gefragt wurde, ob er den Monitors (Panzerschiffen) vor den hölzernen Schiffen den Vorzug gäbe, war seine charakteristische Antwort: „Mir sind hölzerne Schiffe, in denen eiserne Herzen schlagen, die liebsten Monitors".

Im December 1864 wurde Farragut zum Viceadmiral ernannt und bekleidete als solcher den höchsten Rang in der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika. Der geistvolle französische Schriftsteller und Politiker Ernest Duvergier de Hauranne machte während seines Aufenthaltes in Amerika die persönliche Bekanntschaft Farraguts und entwirft in der „Revue des deux Mondes" vom Jahre 1866 in folgenden Worten ein anziehendes Bild von ihm: J'ai eu peu de peine, à faire la connaissance de cet homme excellent et cordial. Sa figure est si franche, si peu ornée, si parfaitement sympathique, qu'on la saisit du premier coup d'oeil. C'est un vrai marin, — intrépide et simple, il raconte les beaux passages de sa carrière sans vanité, sans ostentation, dans un intérêt purement professionel, n'y cherchant que des exemples et des leçons". Bezeichnend ist eine wohlverbürgte Aeußerung von ihm, die so recht den tiefen Haß bekundet, welcher sein sonst so mildes und sanftes Gemüth den südlichen Rebellen und Unionsverräthern gegenüber erfüllte. Als man ihn nämlich nach

Digitized by Google

der Schlacht in der Bai von Mobile fragte, ob er den gefangenen und verwundeten Rebellenadmiral Buchanan, dessen gepanzertes Flaggenschiff er nach tapferer Gegenwehr soeben gekapert hatte, nicht sehen wolle, antwortete er: „Nein! Er ist ein Verräther — und ich mag ihn nicht sehen".

Im Frühjahr 1867 erhielt Farragut das Kommando des europäischen Geschwaders und löste am 14. Juli des genannten Jahres den Contreadmiral Goldsborough zu Cherbourg von seinem Posten ab. Es ist wohl noch in frischem Andenken unserer Leser, ein wie gastfreundlicher, ja glänzender Empfang dem Sieger von New-Orleans und Mobile-Bai in Frankreich, Rußland, Schweden, Preußen, Dänemark, England, Portugal, Spanien, Italien, in der Türkei und in Oesterreich bereitet wurde. Kaiser und Könige wetteiferten, selbst oder durch officielle Repräsentanten, dem ruhmgekrönten Vertreter der großen atlantischen Republik in würdiger Weise ihre Achtung zu bezeugen. Bei einem Bankett, welches die Stadt Genua im Februar 1868 dem amerikanischen Admiral zu Ehren veranstaltet hatte, prangte über dessen Sitze in reichen Farben eine allegorische Darstellung: Amerika an der Wiege des Columbus. Der Sultan der Türkei öffnete Farragut die Dardanellen, eine Concession, welche in diplomatischen Kreisen zu vielen Bemerkungen Anlaß gab und die den übrigen Staaten sonst nur in der Person ihrer Prinzen oder Fürsten gemacht wurde. In Triest wurde ihm ein solennes Diner gegeben, bei welcher Gelegenheit er eine Deputation griechischer Patrioten empfing und seine und des amerikanischen Volkes Sympathie für die unglücklichen Candioten aussprach. Auch bedauerte er es hier sehr, daß es ihm nicht vergönnt war, die persönliche Bekanntschaft des Admirals Wilh. v. Tegetthoff zu machen. Von Triest segelte er mit seinem Geschwader wiederum nach Italien, von wo er im Herbste des Jahres 1868 nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Wie amerikanische Zeitungen melden, soll auf Kosten der Union eine genaue Beschreibung von Farraguts Aufenthalt in Europa während der Jahre 1867—68 im Druck erscheinen.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika war der alte Seeheld invalide; seine Gesundheit war erschüttert, und er starb in seinem 70. Lebensjahre, nachdem er nahezu 60 Jahre seinem Vaterlande in Krieg und Frieden treu und mit Ehren gedient hatte. Der Marinesekretär der Vereinigten Staaten, Robeson, hob in seiner officiellen Bekanntmachung von Farraguts Tode die Verdienste und hohen militärischen Tugenden des Dahingeschiedenen gebührend hervor und bestimmte die betreffenden Trauerfeierlichkeiten. Ende September 1870 fand die Bestattung Farraguts unter den imposantesten Ceremonien in der Stadt Newyork statt. Ein Vereinigten-Staaten-Dampfer brachte die Leiche von Portsmouth, wo sie vorläufig beigesetzt worden war, nach dem Hafen von Newyork; hier nahm sie zunächst der Bundesdampfer „Brooklyn" auf, der sie dem Polizeidampfer „Metropolitan" übergab, von welchem sie unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken nach dem Fuße der Canal-Street gebracht ward, woselbst sich der Leichenzug formirte, der sie nach dem Woodlawn-Friedhofe geleitete. —

Wenn David Glascoe Farragut unter den Kämpfern für die Einheit und Freiheit der Union nächst U. S. Grant und W. T. Sherman der gefeiertste aller amerikanischen Heerführer war, so darf Robert E. Lee zweifelsohne als der erste und vorzüglichste aller Generale der südlichen Konföderation bezeichnet werden.

General Robert E. Lee wurde am 19. Januar 1807 zu Stratford in Westmoreland County, im Staate Virginien, geboren; seine Familie gehörte zu den ältesten und geachtetsten Geschlechtern dieses Staates, welcher der Union so viele ausgezeichnete Feldherren und Staatsmänner, wie z. B. George Washington, Thomas Jefferson, James Madison, James Monroe u. v. a. gab. Richard Henry Lee und Francis Lightfoot Lee, beide Mitglieder des dritten allgemeinen Kongresses und Unterzeichner der berühmten Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, waren seine nächsten Verwandten. Sein Vater, General Henry Lee, zählte zu den intimsten und verläßlichsten Freunden von George Washington und war in der Revolutionsarmee unter dem Namen „Light Horse Harry" oder „Legion Harry" in Aller Munde. Seine kühnen und raschen Manöver während des Feldzuges in den beiden Carolinas hatten ihm diese ehrenden Beinamen eingebracht.

Nach dem Tode seines Vaters wurde der junge Robert Lee von seiner Mutter auf die Militärakademie zu West-Point gebracht, woselbst er vier Jahre blieb und 1829 als der zweite in seiner Klasse graduirte. Dem Geniecorps als Brevet-Unterlieutenant beigegeben, half er bei den Befestigungen der Forts Monroe und Calhoun; da er tüchtige mathematische Kenntnisse besaß, ward er später bei den Grenz-

Digitized by Google

vermessungen der Staaten Ohio und Michigan verwandt. Im Jahre 1837 erhielt er sein Patent als Kapitän, wurde 1844 zum Mitgliede der Prüfungskommission von West-Point ernannt und betheiligte sich zunächst als Oberingenieur der vom General Wool kommandirten Heeresabtheilung an dem Kriege gegen Mexiko. Er nahm einen hervorragenden Antheil an den Kämpfen bei Vera Cruz, Cerro Gordo, Contreras und Churubusco, wurde bei der Erstürmung von Chapultepec verwundet und zog, zum Lohn für die ausgezeichneten Dienste, die er seinem Vaterland geleistet, zum Oberstlieutenant befördert, mit der siegreichen Unionsarmee am 14. September 1847 in die erstürmte Hauptstadt der Azteken ein.

Nach dem Friedensschlusse mit Mexiko führte den Obersten Robert E. Lee sein Beruf nach Washington City und Maryland, bis ihm die Leitung der Militärschule zu West-Point anvertraut wurde, der er vom September 1852 bis zum 31. März 1855 vorstand. Um diese Zeit erhielt er das Kommando von Jefferson Barracks, welches er indessen schon im nächsten Jahre aufgab, um den Oberbefehl einer gegen die Indianer an der texanischen Grenze ausgerüsteten Expedition zu übernehmen. Im Jahre 1859 treffen wir den Obersten in Virginien, wo ihm die allerdings wenig rühmliche Rolle zufiel, den durch den edeln und freiheitsliebenden, aber dabei sehr fanatischen John Brown bei Harper's Ferry veranlaßten Negeraufstand zu unterdrücken.

Nachdem er 1860 wiederum kurze Zeit in Texas kommandirt hatte, schied er im April 1861 aus dem Dienste der Union, um als Oberbefehlshaber der konföderirten Truppen in Virginien aufzutreten. Er kämpfte zunächst in West-Virginien gegen den Unionsgeneral Rosecrans, erhielt aber später das Oberkommando über die gesammten Streitkräfte der südlichen Konföderation.

Es würde uns zu weit führen, hier die vielfachen Kriegesthaten, welche Robert E. Lee während des Secessionskrieges vollbrachte, im Einzelnen aufzuzählen. Nahezu alle Obergenerale der Union wurden von ihm in bedeutenden Schlachten besiegt: Mac Clellan vor Richmond, Burnside bei Fredericksburg, Hooker bei Chancellorsville, und selbst Grant hatte lange, harte und wechselvolle Kämpfe zu bestehen, bevor sich Lee mit den erschöpften Resten seiner Armee an ihn ergab. Am 27. März 1865 wurde von den Feldherren des Nordens ein großer Kriegsrath zu City Point am Jamesflusse, in Virginien, gehalten, welchem nicht nur die Generale Grant, Sherman, Ord und Sheridan, sondern auch der aus Washington City herbeigeeilte Präsident Lincoln beiwohnten. Es ward der Beschluß gefaßt, den letzten großen Schlag gegen Lee zu führen und ihn mit der ganzen Unionsarmee, die unter Grants Befehl stand, anzugreifen. Am 28. März begann der blutige Schlußakt der langen Belagerung von Richmond, und erst am 3. April wurden Petersburg und Richmond, nach einem fünftägigen, verzweiflungsvollen Kampfe von den Unionstruppen besetzt. Den Knotenpunkt, um dessen Besitz es sich vornehmlich handelte, bildeten die starken Verschanzungen bei Five Fork, südwestlich von Petersburg, welche Lee in richtiger Schätzung ihrer Wichtigkeit für die Verbindung mit dem Süden und im Nothfalle für seinen Rückzug am meisten befestigt hatte und mit allen seinen Kräften zu vertheidigen suchte. General Sheridan, dem die Aufgabe geworden war, mit seiner Reiterei den Feind im Rücken zu belästigen und ihm jede Verbindung mit dem Süden unmöglich zu machen, eilte am 1. April bei Tagesanbruch mit seiner, von drei starken Infanteriecorps unterstützten Kavallerie auf Five Fork zu. Das für Kavallerie ungünstige Terrain nöthigte ihn, seine 5000 Reiter absitzen zu lassen und sie als Tirailleure gegen die rechte Flanke und den Rücken der Verschanzungen zu verwenden. Die Konföderirten fochten den ganzen Tag mit übermenschlicher Anstrengung und wahrer Todesverachtung; auf beiden Seiten mochten sich etwa je 15,000 Mann befinden, und erst nach 7 Uhr Abends unterlagen die Konföderirten einem, von Sheridan mit großer Umsicht und Energie ausgeführten, allgemeinen Angriffe der Unionstruppen und wandten sich, mit Zurücklassung aller ihrer Geschütze, zur Flucht. Durch den Besitz der Position von Five Fork war endlich Grant Herr der Südseite von Petersburg geworden, und Lee sah sich nicht nur seiner wichtigsten Verbindungslinie mit dem Süden beraubt, sondern vermochte auch nicht zu verhindern, daß sein rechter Flügel am folgenden Tage vollständig eingedrückt wurde.

Die Unionstruppen schliefen unter den Waffen, während die Generale Grant, Sheridan, Meade und Ord die Dispositionen für den folgenden Tag entwarfen. Noch am Morgen des 2. April machten die Konföderirten vier heftige Versuche, die vor Petersburg verlorenen Positionen wieder zu gewinnen, doch vergebens!

Digitized by Google

Ihre Ausdauer und ihre Tapferkeit waren erschöpft; umsonst waren Ströme von Blut vergossen worden, dazu hatten sie in der letzten Zeit großen Mangel an Nahrungsmitteln gehabt; sie fühlten sich physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, ähnlich wie die in Metz eingeschlossenen Franzosen. So mußte endlich ihr hoffnungsloser und verzweifelter Zustand einen hohen Grad von Muthlosigkeit hervorrufen; und als Grant in der Nacht vom 2. auf den 3. April alle Anstalten getroffen hatte, um bei Tagesanbruch die innersten Linien von Petersburg zu stürmen, wartete Lee diesen Angriff nicht mehr ab, sondern zog sich in der Nacht mit allen Feldgeschützen, Zelten und Schanzwerkzeugen längs des Appomattoxflusses zurück.

In demselben Augenblicke, wo Lee Petersburg verließ, wurde auch Richmond geräumt und am Morgen des 3. April durch den Generalmajor Weitzel mit den Negerdivisionen des 25. Corps besetzt. So wollte es eine wunderbare Laune des Schicksals, daß Richmond, die stolze Hauptstadt des südlichen Sklavenreiches, zuerst von den verachteten Negern in Besitz genommen wurde.

Am 7. April kam es zu einem Treffen bei Farmville, einer Station der nach Lynchburg führenden Bahn, in welchem das Lee verfolgende 2. Corps der Grantschen Armee anfänglich zurückgeschlagen ward und zwei Unionsgenerale, Mott und Smith, das Leben verloren. Noch einmal raffte Lee alle seine Kräfte zusammen, um mit einer letzten Anstrengung sich am 9. April bei Appomattox Courthouse durch das ihm den Weg versperrende Corps Sheridans durchzuschlagen. Allein seine Stunde war gekommen; er mußte sich unter ehrenhaften Bedingungen an Grant ergeben, und mit ihm war die Hauptstütze der Rebellion gefallen.

Nach Beendigung des Krieges lebte General Robert E. Lee fast ausschließlich den Pflichten, welche ihm in der Stellung eines Präsidenten des Washington-Kollegiums zu Lexington in Virginien, einer der besten Erziehungsanstalten im Süden, oblagen. Er fügte sich der Entscheidung der Waffen mit vollkommener Aufrichtigkeit, bereitete der Bundesregierung nicht die geringsten Schwierigkeiten und hielt sich überhaupt von jeder politischen Thätigkeit möglichst fern. Die diskrete Art und Weise, womit er sich in sein Geschick ergab, sicherte ihm aber auch die Achtung der großen Mehrzahl seiner Mitbürger.

Am Mittwoch, den 12. Oktober 1870, früh um 9 Uhr erlag Robert E. Lee einem akuten Fieberanfall im Alter von nahezu 64 Jahren. Er starb zu Lexington als Präsident einer einfachen, wenn auch gut geleiteten Unterrichtsanstalt, während sein glücklicher Gegner das höchste Amt, welches die nordamerikanische Union zu vergeben hat, bekleidete. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des berühmten Generals traf seine zahlreichen Freunde in allen Staaten der Union aufs Schmerzlichste. Denn was immer man von der politischen Rolle des Mannes in den Zeiten der Rebellion denken mochte, — es sprach ihm doch Niemand bedeutende militärische Talente und den Charakter eines im Privatleben durch und durch rechtschaffenen und hochgebildeten Mannes ab. Der Umstand, daß Lee im Herzen stets die Losreißung des Südens von der Union bedauerte, daß er nur mit Zaudern für die Sache des Südens das Schwert gezogen, und daß er sogar beim Beginn des Secessionskrieges erklärte, er werde nur für seinen Geburtsstaat Virginien, nicht aber für einen „südlichen Staatenbund" kämpfen, sowie die Erinnerung des amerikanischen Volkes an die großen Verdienste seines Vaters im Unabhängigkeitskriege, — dies Alles macht es erklärlich, daß General Robert E. Lee niemals vom Volke des Nordens der Union gehaßt wurde, wie z. B. Jefferson David und andere hervorragende Secessionisten. Auch haben ihn seine Triumphe im mexikanischen Kriege und im Kampfe gegen die Union, sowie sein fleckenloser Charakter als Privatmann weit über die Kategorie gewöhnlicher Rebellenführer erhoben. Im Norden der Vereinigten Staaten achtete man ihn als einen respektabeln Feind, während man ihn im Süden geradezu vergötterte.

Seine sterblichen Ueberreste sind vorerst in Lexington zur Ruhe bestattet worden; die Legislatur von Virginien hat indessen, auf Antrag des Gouverneurs Walker, einstimmig den Beschluß gefaßt, daß dieselben auf dem Hollywood-Friedhofe zu Richmond, welcher Staatseigenthum ist, beigesetzt werden sollen, woselbst ihm im Laufe der Zeit auf Kosten des Staates ein passendes Denkmal errichtet werden soll.

Dr. Rudolph Doehn.

Nekrolog.

Canestrini, Giuseppe, Direktor der Florentiner Nationalbibliothek und ehemaliger Abgeordneter, † am 28. November; als Gelehrter, Schriftsteller und Kritiker vortheilhaft bekannt.

Cordally, M. E., seit 1840 Mitglied des englischen Unterhauses für die Grafschaft Meath, † laut Meldung aus London vom 30. November, 73 Jahre alt.

Digitized by Google

Hale, William, Erzdechant, † am 28. November zu London im 76. Jahre; als theologischer Schriftsteller bekannt.

Heldewier, A. W. L. M., ehemaliger niederländischer Gesandter in Turin, † laut Nachricht aus dem Haag am 26. November.

Henne, Joseph Anton, Dr., Kantonsarchivar und Stiftsbibliothekar zu St.-Gallen, † daselbst am 23. November.

Louise Auguste Wilhelmine Amalie, geborene Prinzessin von Preußen, geboren den 1. Februar 1808 zu Berlin als Tochter König Friedrich Wilhelms III., vermählt am 21. Mai 1825 mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande, † am 6. December im Haag.

Leverkus, Staatsrath, Dr., † am 30. November zu Oldenburg; bekannt und eines ehrenden Gedächtnisses sicher als begeisterter und unermüdlicher Vorkämpfer für die Einheitsbestrebungen Deutschlands.

Neue Bücher.

Elsaß und Lothringen, die alten Reichslande, und ihre Stellung zum neuen Reiche. Von G. Lenz. Greifswald, Bamberg.

Französische Geschichte bis zur Revolutionszeit, von L. Conden. Köln, Du Mont Schauberg.

Kriegsbilder des Jahres 1870, von J. v. Wickede. Hannover, Rümpler.

Nassauer Kongreß, zur Geschichte desselben, von A. v. Vivenot. Wien, Braumüller.

Rom im Zeitalter der Antonine, von A. Forbiger. 1. Bd. (Rom und Hellas, 1. Abth.) Leipzig, Fues.

Varnhagen von Ense, Biographische Porträts. Leipzig, Brockhaus.

Waldeck. Ein Lebensbild, von G. Ederth. Berlin Marcus.

Westgothen, die politische Geschichte derselben. (Die Könige der Germanen, 5. Abth.) Von F. Dahn. Würzburg, Stuber.

Literatur.

Pascal und die Jesuiten. Im vollen Kriegslärme, in der allgemeinen Bestürzung, die vor einigen Wochen Europa ergriff, ja fast noch unter dem Proteste der deutschen Kanonen gegen die wälsche Lüge beeilten sich der römische Papst und sein Koncil, eine Lehre zum Kirchendogma zu erheben, d. h. durch die Verhältnisse der Zeit hindurchzuschmuggeln, welche mit Entrüstung, oder auch mit Hohn zu begrüßen, den Völkern nur eben andere Interessen des Augenblickes wehrten: das Infallibilitätsdogma.

Aber auch so ging dieses Ereigniß wenigstens inmitten der katholischen Welt nicht ohne großen Eindruck vorüber. Das historische und moralische Bewußtsein der Zeit war von den Jesuiten (denn der alte Mann im Vatikan leiht der Sache ja nur den Namen) wieder einmal so keck beleidigt worden, daß die katholische Kirche froh sein kann, den Skandal von Protestationen aus ihrem eignen Schooße heraus mitten in den Wirren eines großen Krieges zu erleben, an welchem sich der allgemeine Unwille gegen Rom schwächt. Oesterreich kündigte — gedrängt von seiner deutschen Bevölkerung, die in diesen Bruch mit den Forderungen der Zeit zu fügen sich weigerte, — das Konkordat; am Rhein und in Bayern veröffentlichte die Presse entrüstete Einsprachen katholischer Geistlichen und Gelehrten.

Es ist seit Jahrhunderten kein Geheimniß, welche Partei zur Wahrung und Stärkung ihrer Interessen die päpstliche Person in ihrer geheimen Gewalt hat; und wenn Pio nono aus freiem Willen und eigner Entschließung gehandelt zu haben glaubt, so ist das dieselbe naive Verblendung, der auch seine Vorgänger erlagen: die Welt weiß es anders. Nur das Eine könnte noch räthselhaft erscheinen, daß der Jesuitismus, dem man doch die Immoralität und Gefährlichkeit seit seinem Bestehen so oft ins Gesicht hineinbewiesen hat, in unsern Tagen noch wuchern darf, daß er nicht längst von der europäischen Polizei nach Gebühr behandelt worden ist. Das Räthsel löst sich in der Schwäche der menschlichen Natur, welche die heilige Schlauheit, mit der ihr aus allen geistlichen Nöthen geholfen wird, so ungern entbehren mag. Die Stütze der Partei sind die Reichen und Vornehmen, die katholischen Throne und die Günstlinge Fortuna's aller Arten, die durchaus einer bequemeren Lehre bedürfen, als des unerbittlichen Wortes Christi: Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach! — einer Lehre, die den Widerspruch zwischen Gott und Welt, „zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden" auf die gefälligste Weise löst und ihres Himmels schon gewiß ist, während sie mit dem Teufel liebängelt. Wenn diese Lehre aber, die der häßlichen Wasserfliege gleicht und nur so lange in gleißenden Farben schimmert, als man sie nicht einfängt und unter die Lupe nimmt, wenn sie denn doch immer und immer wieder bekämpft werden muß, bis vielleicht die Geduld der menschlichen Gesellschaft selbst an ihr vollzieht, was Welt- und Kirchenbehörde bisher versäumen, wer übernimmt den Kampf in unsern Tagen? Oder wäre der Feind wirklich nicht mehr so gefährlich wie sonst? Hätten ihn die geschichtlichen Niederlagen doch verstohlener Weise zu einer inneren Reformation genöthigt, die wir anzuerkennen

Digitized by Google

hätten? Es muß Antwort gegeben werden auf diese Fragen.

Wir wissen, mit welchen furchtbaren Waffen ein Kämpe gerüstet sein muß, um diesen Gegner zu bestehen und niederzuwerfen. Die Erfahrung der Geschichte hat es uns gelehrt. Darf er aus den Orthodoxen der protestantischen Theologie erwartet werden? Der Leser würde lächeln, wenn wir das Nein auch noch mit Gründen belegen wollten. Aus den Vermittlungstheologen etwa? die theils für die letzte Quelle des Jesuitismus gar kein Verständniß haben, theils von der von ihnen selbst mit aufgebauten und unterstützten Hierarchie in jeder freien Bewegung gehemmt sind? Denn täuschen wir uns nicht! Wir haben, wie Dreydorff richtig sich ausdrückt, eine protestantische Hierarchie, die ebenso gern „unfehlbar" sein möchte und sich so gerirt wie die katholische; ob sie Oberkirchenrath oder ökumenisches Koncil heißt, thut nichts bei der Sache.

Für diejenigen, die dem Jesuitismus eine freiwillige Reformation zutrauen, sei einfach auf das auf deutschen Lehranstalten gebrauchte Compendium der Moral vom Jesuiten Gury, Ratisbonae 1868! hingewiesen, ein Buch, das sich mit Anstand nicht ins ehrliche Deutsch übersetzen läßt und vor den Staatsanwalt gehört.

Die Popularität der ganzen Frage liegt noch dazu in unsern Tagen weit anders als vor einem Jahrhundert. Heut zu Tage gehört die Würdigung der religiösen Kämpfe zum Bestande der allgemeinen Bildung, und ein flüchtiger Blick in jedes politische Zeitungsblatt bezeugt, daß die Presse glauben würde, ihre Pflicht zu verfehlen, wenn sie die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart der allgemeinen Kenntniß entziehen oder in rein theologische Blätter verweisen wollte. Nach alle dem wird es ersichtlich sein, wie zeitgemäß und willkommen eine Schrift ist, die einen der gewaltigsten Bekämpfer der Jesuitenmoral zum Gegenstande hat, und einen alten Sieg sammt seiner Wirkung durch die bloße Darstellung erneut, da ja doch kein neuerer Sieger vorhanden ist. Blaise Pascal war dieser Mann, an dessen Leben es übrigens galt, viele Uebertreibungen äußerlicher Art durch eine erste kritische Behandlung zu berichtigen*).

Blaise war das zweite der drei von sechs Kindern seiner Aeltern am Leben gebliebenen, in der Auvergne am 19. Juni 1623 geboren. Zwei Jahre alt, ergriff ihn eine zehrende Krankheit, die nach damaliger Gewohnheit durch eine Beherzung erklärt wurde und durch eine Entherzung auch nur zu heilen war. Von da an blieb er bis zum 18. Jahre bei guter Gesundheit. Die Mutter verlor er in seinem 5. Jahre, und es ist auffallend, daß er später nie derselben gedacht hat und ihr Gedächtniß sichtlich an solchen Stellen seiner Schriften vermied, wo es kaum zu umgehen war. Dies und andres Auffällige in seinem Charakter findet seine Erklärung nur in der excentrischen Frömmigkeit des Jansenismus, zu dem sich die ganze Familie bekehrt hatte. Vielleicht, daß er der Mutter als einer Unseligen nicht gedenken wollte, weil sie vor dieser Bekehrung gestorben war. Vielleicht auch, daß der spätere Ascet, der in der Ehe „die niedrigste Art menschlicher Gemeinschaft" sah, sich Vater und Mutter ohne krankhaften Eigensinn als ein Gattenpaar nebeneinander nicht zu denken vermochte. Die verheirathete Schwester Gilberte, die ihm so viel Opfer brachte, belohnte er mit Undank und setzte sie der jungfräulich gebliebenen Jacqueline verletzend nach. Gesund war nichts an der Seele des Blaise als seine logische Denkkraft, krank aber all sein Fühlen, wie das jener Jacqueline: zwei Wunderkinder, die sich diese Berühmtheit mit Aufopferung der schönsten Seiten der menschlichen Natur (wie das ja mehr oder weniger immer der Fall ist) gewonnen haben. Auch Jacqueline, deren Leben vom 20. Jahre ab eng mit dem des Bruders verflochten bleibt, offenbart im zartesten Alter die außerordentlichsten Fähigkeiten des Geistes. Sie schreibt im 8. Jahre Verse nieder, dichtet im 13. ziemlich sprachgewandte Oden auf die Schwangerschaft der Königin und dankt Gott in einem poetischen Erguße, daß er ihre Schönheit durch die Blattern vor Verführung geschützt habe! Verhätschelt von Hof und Welt wendet sie sich plötzlich dem Pietismus zu, kanzelt die Ketzer ab, besingt die unbefleckte Empfängniß und birgt endlich diese unnatürliche Verirrung einer weiblichen Natur da, wohin sie gehörte: hinter den Mauern eines jansenistischen Klosters.

Leichter erklärt sich der geistige Bildungsgang des Bruders, und zwar durch die eigenartige Erziehungsmethode des Vaters. Diese Methode war eine überwiegend mathematische, ohne daß jedoch Blaise von der eigentlichen Wissenschaft der Mathematik vorläufig etwas erfuhr. Die Kenntniß derselben hatte ihm der Vater gleichsam als Belohnung für zuletzt aufgespart. Längst hatte der Knabe das System und die formale Seite einer Wissenschaft inne, ehe er ihren Inhalt kennen lernte. Seine ersten Betrachtungen „über die Töne", wohin ihn ein angeschlagener Teller

*) Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Von Dr. J. G. Dreydorff. Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

Digitized by Google

führte, sind nicht mehr erhalten. Der Vater aber verlangte jedenfalls noch einen stärkeren Beweis von der geistigen Kraft des Sohnes, ehe er die Mathematik als Schlußstein und Krone auf dessen angesammeltes Wissen setzte.

Diesen Beweis gab Blaise, als der Vater ihn eines Tages überraschte, wie er am Boden liegend und Figuren zeichnend den Verhältnissen des Eckigen und Runden nachspürte und die Geometrie selbständig entdeckte. Nun erst erhielt er „als Lektüre für seine Erholungsstunden" das Lehrbuch des Euklid in die Hand. Im 17. Jahre verfaßte er jene scharfsinnige Untersuchung „über die Kegelschnitte", die das zweifelnde Erstaunen des großen Descartes über seine Autorschaft erregten. Besonders bewunderte er die elegante Ausführung und Beherrschung der Sprache. Im 18. Jahre erfand er eine geistreich kombinirte Rechenmaschine, die nur den Fehler hatte, daß sie nicht einfach, also nicht praktisch war, und wohl ein Zeugniß seines Genies, aber auch die Zerstörerin seiner Gesundheit fürs ganze Leben geworden. 1646 erlitt der Intendant Pascal einen Beinbruch. Er ließ zwei jansenistische Aerzte kommen, die neben der langsamen Kur des Beines die geistliche Kur und Bekehrung der Familie zum Jansenismus betrieben. Als sie das Haus verließen, hatten sie über den jungen Blaise so viel gewonnen, daß er sich in jene „heilsame Unruhe" über den Werth irdischen Wissens geworfen und also „dem Werke der Gnade" zugänglich fühlte. Seine seelische Unbefangenheit war dahin, der unselige Konflikt zwischen Glauben und Wissen (den die Kirche will, aber nicht Gott) hatte begonnen. Er bekümmerte sich zum ersten Mal um die Mysterien der Religion, die er bisher gläubig wie ein Kind hingenommen; und so dunkel auch die Jahre 1646 — 48 in seinem Leben sind, wir errathen doch so viel, daß er sich während dieser „ersten Bekehrung" mit jenem Rüstzeug der theologischen Kritik versieht, das in seinen Händen später den Gegnern so fürchterlich werden sollte. Von da an, erzählen seine französischen Biographen, sei er rückfällig geworden. Man kennt die Gründe nicht, man weiß nur, daß er die Hauptstadt wegen seiner gestörten Gesundheit öfter besucht hat. Man spricht von weltlichen Zerstreuungen, von einer irdischen Liebe ꝛc. Vielleicht aber ist von einem eigentlichen Rückfall gar nicht einmal die Rede, weil seine Bekehrung auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen ist, als es die Jansenisten und ihr Hauptsitz, das Kloster Port-Royal, stolz über den Beitritt eines so jungen Genies, darzustellen liebten. Eine gründliche Bekehrung trat aber doch später in der That ein, und Dreydorff, der diesen Umschlag aus den schmerzlichen Enttäuschungen einer sittlichen Liebe erklärt, indem er auf Pascals Schrift „Discours sur les passions de l'amour" fußt, wird uns hier unendlich glaublicher als die Jansenisten, die auch hier wieder mit ihren Wundern kommen und das persönliche Eingreifen Gottes darin finden, wenn der Wagen Pascals, mit dem eines Tages die Rosse durchgingen, oben am Brückengeländer hängen blieb, während die Pferde in den Strom stürzten. Der Welt schon satt und gebrochen erscheint Pascal 1654 bei Jacqueline, um ihr zu beichten; und sie war nicht müßig, den Durchbruch der unwiderstehlichen Gnade in ihm zu fördern. Einen Zettel voll pietistischen Unsinn, den Dreydorff mittheilt und den man nach Pascals Tode in seinen Kleidern gefunden, hat man für ein Amulet und göttlich geoffenbartes Schriftstück gehalten. Es brauchte nicht Dreydorffs ausführliche Widerlegung dieses pietistischen Urtheils. Wir wissen, welche Verwüstungen religiöse Schwärmerei in den Seelen anrichten kann — warum soll Pascal nicht in einer augenblicklichen Störung der seelischen Gesundheit jene Worte wie einen verzweifelten Schrei innerer Bedrängniß aufs Papier gekritzelt haben? Mit Hülfe Jacquelinens und des Beichtvaters Singlin hatte man Pascal bald in einer einsamen Zelle zu Port-Royal; die Sorge um das leibliche Befinden liegt weit hinter ihm, nur die Sorge, das Wohlgefallen seines Heilands zu gewinnen, nimmt ihn noch ein. Das alte Nonnenkloster Port-Royal hatte längst die Scheel- und Eifersucht der Jesuiten erregt. Seit Angelica Arnauld die Ordensregel regenerirt hatte, gewann der Jansenismus viel Einfluß in Paris zum Nachtheil der weltförmigen Frömmigkeit der Jesuiten, welche Gefahr liefen, die Zügel über die vornehme Welt dadurch zu verlieren. Bereits waren einzelne Plänklergefechte zwischen beiden Parteien ausgebrochen, und zwar unter der Führung der Familie Arnauld, von denen zwei sich bekannt gemacht haben. Betrachtete man anfangs Pascals Beitritt mit Mißtrauen, weil man einem Manne von solchem Wissen und europäischer Berühmtheit nicht die nöthige Demuth zutraute, so war die Freude um so unmäßiger, als man seiner inneren Bekehrung gewiß war. Seit die jansenistischen Führer sich den Jesuiten nicht gewachsen gezeigt hatten, bedurfte man eines besser gerüsteten Kämpfers, der auch in der That, zum Entsetzen des Gegners, alle Erwartungen übertraf. In der Ascese und Abtödtung erreichte Keiner den

Digitized by Google

jungen Bruder. „Eins ist noth", und dies Eine nur auf dem rauhesten Wege der Entsagung: das war die fernere Richtschnur des jungen Bekehrten. Seine hervorragenden Gaben gelten ihm nichts mehr, und dennoch — hier sind die Wege der Vorsehung! Pascal aber, wie wir alle, irrte über seine Bestimmung, so lang er lebte — dennoch mußte er diese großen Gaben besitzen, um den Jesuiten das zu werden, was er geworden. Gerade die verachtete Schlagfertigkeit seines Denkens und die Fülle seines theologischen Wissens waren es, die ihn zum Siege in einem Kampfe führten, in den er anfangs wider Willen hineingerissen worden, den er aber auch für uns und für fernere Geschlechter durchstritten hat. Die Arena dieses Kampfes sind die berühmten Provinzialbriefe, deren Inhalt zum ersten Male klar beleuchtet zu haben das Verdienst des oben citirten Buches ist. — Port-Royal war recht schwach geworden. Als es seine Sache zugleich mit den Jesuiten vor den Papst brachte, entschied dieser natürlich für die Gesellschaft Jesu und verwarf die fünf strittigen Propositionen als häretisch. Die Jansenisten waren in Rom förmlich düpirt worden, und es ist um ihre Sache geschehen, wenn kein neuer Kämpfer für ihre Heiligthümer in die Schranken tritt. Der jüngere Arnauld fühlt sich dazu tüchtig und berufen, und steht nun um zweier Behauptungen willen vor dem Richterstuhle der Sorbonne. Erstens hat er bezweifelt, ob die in Rom verurtheilten Dogmen auch wirklich in dem ihnen beigelegten Sinne in Jansens Buche stehn, er hat zweitens behauptet, „das Evangelium zeige in Petri Person einen Heiligen, dem die zum Gerechthandeln nothwendige Gnade thatsächlich gefehlt habe". Arnauld macht Concessionen, kriecht zu Kreuz, wird aber verurtheilt. Kriegsrath in Port-Royal. Auch Pascal ist zugegen. Es handelt sich um einen neuen Führer, der das Ansehn der Universität retten soll. Da wendet sich Arnauld an Pascal: vous êtes jeune, vous devriez faire quelque chose, und zwar etwas, was bon pour son effet sei. Pascal merkte sich dies Wort, schrieb den ersten Provinzialbrief und traf damit die Form, die weit entscheidender in diesem Kampfe wurde als der Inhalt. Man weiß, daß der französischen Natur die Lächerlichkeit fürchterlicher dünkt als die Ruchlosigkeit; man weiß, wie ängstlich alle Geistlichkeit von jeher bemüht war, die Kämpfe mit der weltlichen Kritik der Kenntniß des Publikums zu entziehen, wenigstens sofort in lateinischer Sprache zu führen. Der Leser wird sich erinnern, daß man dieses Ansinnen auch an Lessing stellte, als er wegen der Wolfenbüttler Fragmente mit den Landeskonsistorien in Konflikt gerieth. Man wußte zu gut, welche schneidende Klinge er in seiner Muttersprache zu schlagen verstand. Derselbe Fall war es mit Pascal. Seine Briefe gehören zu dem Besten der französischen Prosa. An beißendem Humor aber, an eleganter und nonchalanter Waffenführung, an unerbittlicher Logik kann man sie höchstens nur noch mit der Kritikführung Lessings vergleichen. Sie wenden sich an keinen einzelnen Stand, sondern mit scherzender Anmuth sind sie für alle Leser berechnet. Es ist dasselbe Geheimniß des Erfolgs, das sich die „Lanterne" von Rochefort in neuester Zeit errungen. Und um so demüthigender waren die mit fehlloser Sicherheit erfolgenden Niederlagen der Gegner, als der angeschlagne Ton sie nicht wie einen ebenbürtigen und zu fürchtenden Feind behandelte, sondern wie im übermüthigen Spiele nur so beiläufig abthat. Indessen ist eine Stildifferenz in den 18 Briefen denn doch ersichtlich. Die letzten 8 sind ernster und pathetischer, weil aus dem Angreifer mit der Zeit der Angegriffne, aus den pikanten Neckereien religiöse Entrüstung wurde. Auch im Inhalte ist noch ein kleiner Unterschied zu machen. Die zwei ersten und zwei letzten Briefe sind ausschließlich für Port-Royal und Arnaulds Sache geschrieben, aber die dazwischenliegenden enthalten den großen und allgemeineren Kampf gegen die Moral der Jesuiten. Der erste Brief knüpft an die obenberührte Verurtheilung Arnaulds an, und will, da der Prozeß nicht mehr rückgängig zu machen war, jenes Tribunal von Theologen und Bettelmönchen zwingen, sich in seiner ganzen Lächerlichkeit und Blöße zu zeigen. Als redend und handelnd, dramatisch, aber mehr wie Puppen am Draht, werden sie vorgeführt, und das gibt dieser Vorstellung so viel Leben und Salz! Der Brief wendet sich an einen fingirten Freund in der Provinz: „Wir waren stark hinter's Licht geführt, mein Bester. Bis dahin glaubt' ich, es handle sich in den Verhandlungen der Sorbonne um äußerst wichtige Glaubensfragen. Und was ist die Maus, die der kreißende Berg auswirft? Die Entscheidung des Bedenkens, ob Dr. Arnauld (aus oben mitgetheilten Behauptungen) ein „verwegener Mensch" sei . . .". Eine so berühmte Fakultät hält feierliche Versammlungen darüber, ob Arnauld verwegen ist, weil er behauptet, gewisse Dogmen ständen in Jansens Buch! Jeder Laie kann das beantworten, der sich die Mühe nimmt — Jansens Buch darauf hin durchzulesen! Der erste wohlangebrachte Hieb. Und nun citirt sich

Digitized by Google

der Briefsteller einen Pater und lockt ihn über den Begriff des „nächsten Vermögens der Gnade" in solche logische Sackgassen, stellt die Kasuistik der Jesuiten (es handelt sich also immer nur hier erst von der äußerlichen und formalen Seite des Gegnerthums) dermaßen bloß, daß er endlich hinschreiben darf: Der arme Pater sagte mir das Alles si tristement, qu'il me fit pitié! Das war der erste Sieg: Pascal hatte die Lacher auf seiner Seite. Der Erfolg der ersten Briefe war so groß (ja sogar den Verfasser selbst bestürzend), daß die wüthende Sorbonne im ganzen Lande auf Drucker und Verleger fahnden ließ. Pascal mußte vorwärts, obwohl er nie geahnt hatte, daß er über einen zweiten und dritten Brief hinaus gehen werde. Jetzt griff er die Jesuiten im Kern und Wesen ihrer Dogmen selbst an.

Der vierte Brief bildet einen Uebergang, indem er mit einem Principienstreite anhebt und über das richterliche Verhältniß Gottes zu den Menschen, das heißt über den Sündenbegriff zwischen Jansenisten und Jesuiten verhandelt. Erst die folgenden treten in den Kampf gegen die praktische Thätigkeit des Gegners. Der vierte Brief ist daher resultatlos wie eine unentschiedene Schlacht, weil zu beiden Parteien die dritte als Richter fehlt. Dort aber, wo die Jesuiten ins Leben eingreifen, hat der Kampf eine realere Basis und dort läßt sich Pascal den Sieg nie mehr entgehen. Gegen die Verderber der christlichen Moral sind die Briefe 5 — 11 direkt gerichtet. „Gelehrter, systematischer, ausführlicher", sagt Dreydorff, „mag sich über die Jesuitenmoral wohl schreiben lassen, aber nicht besser als hier." Und in der That entfaltet Pascal hier eine so glänzende und elegante Polemik, einen so vernichtenden Hohn, daß ein Referent in der Lage ist, es bedauern zu müssen, wenn er seine Leser nur auf Pascal selber verweisen kann. Schlechte Vertheidigungen und Fehlgriffe, die die Wuth beging, verschärften die Anklage und erhöhten den Sieg. Vor Allem macht Pascal seine Leser über die Tendenz des Feindes klar. „Sie müssen wissen, daß es ihnen nicht darum zu thun ist, die Sitten zu verderben. Aber es ist auch nicht ihr einziges Ziel, dieselben zu bessern. Das gäbe eine schlechte Politik. Sie haben — das ist ihr leitender Gedanke — eine so gute Meinung von sich selbst, daß sie es zum Heile der Religion für nützlich und nothwendig halten, daß ihr Kredit sich überall ausbreite und daß sie die Gewissen regieren." (5. Brief.) Es ist leicht einzusehn, daß zu diesem Zwecke der Jesuitismus die geoffenbarte Religion wie ein Stück Gummi elasticum ansehn mußte, das in ihrer Hand sich willig jeder Gestaltung fügte. Es handelte sich um seine Existenz, wenn er durch das Mittel der Kasuistik nicht vermochte das göttliche Gebot so dehnbar zu machen, daß es für alle Stände passend war, nicht die Frage zu lösen vermochte: wie läßt sich Gott und der Teufel zugleich, und zwar systematisch betrügen? Dabei handelt es sich im Wesentlichen nur um ein Dreifaches, 1) zu zeigen, daß man überhaupt nicht in schwere Sünde verfallen könne, 2) die Absolution der unvermeidlich gebliebenen Sünden möglichst leicht, 3) die Bethätigung des neuen Gehorsams so leicht zu machen, daß es für schwer gelten muß, darin nicht mehr als genügend zu leisten. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zweckes." (7. Brief.) Wie dumm war Faust, der nicht anders zum Ziele zu kommen wußte, als daß er seine Seele dem Teufel verschrieb! Der Kasuist hätte ihm rathen können, Gretchen im Interesse der anatomischen und pathologischen Wissenschaft zu verführen! Und wenn Pascal derartige Fallsetzungen, z. B. über einen Todschlag, über Nothwehr u. A. mit seinem Jesuitenpater entwickelt, so spielt er die Rolle des überraschten, des wißbegierigen Schülers, dem man unglaubliche, aber höchst interessante Dinge mittheilt. Entfährt ihm einmal ein Sarkasmus, so ist er nur für den Leser da, der Pater versteht ihn nicht. Das nächste Thema ist „die erlaubte Doppelzüngigkeit und der heimliche Vorbehalt". Wir kennen ja alle diese Lehren der Jesuiten bereits, es kann sich hier also nur darum handeln, den Leser wissen zu lassen, mit welcher unglaublichen Kunst Pascal seinen Kampf in diesen Fragen geführt hat. Wir machten schon aufmerksam darauf, daß die beiden Figuren des Dialogs (die Briefe sind in der Form platonischer Dialoge geschrieben) sich bis zum 11. Briefe gleich bleiben: einerseits der arglose Pater, andererseits der wißbegierige Schüler mit der gutmüthigen Miene, der ihn aus allen Verschanzungen herauslockt, seine Grundsätze unter das eigne Kreuzfeuer bringt und ihn schließlich mit offenem Munde lachend stehen läßt.

Es folgen die Fragen des Probabilismus (der mit der Frage des ersten Versuchers anhebt: „Ja, sollte Gott gesagt haben? Und wenn er's gesagt hat, sollte es etwa nicht so zu verstehn sein?") und der Grenze jesuitischer Nachsicht. Im 9. Briefe läßt er den Pater zeigen,

Digitized by Google

wie man den Gebrauch der Sakramente und besonders den der Buße versüßt hat. Auch der 10. befaßt sich mit dem Nachweis, wie man die bequemste Frömmigkeit lehren und die wohlfeilste Sündenwäsche anstellen könne. „Und wie geschieht das, guter Vater?“ — „„Das macht sich durch diese wunderbaren Subtilitäten, die unsrer Kompagnie eigenthümlich sind — fromme, heilige Schlauheiten, wie es unsre flandrischen Väter nannten. Zur Milderung der Beichte halte man zwei Beichtväter . . . ““ Wir wissen nun schon, wo der Jesuit hinaus will, ohne daß wir ihn weiter citiren! Und das ist das Grasseste nicht, was wir aus dem Inhalte Pascals nach Dreydorff herausheben. So geht es denn weiter von der „überflüssigen Reue“, von der Dispensation vom Gebot der Liebe zu Gott, und vom 12. Briefe an in ernstem und positivem Tone und zürnender Polemik über die jesuitische Lehre vom Almosen (wobei das Wort so definirt wird: „Was die Laien zurücklegen, um ihre und der Ihrigen Lage zu verbessern, heißt nicht Ueberfluß, folglich haben auch die Könige nie Ueberfluß, wovon sie Almosen geben könnten“; so lehren die Jesuiten aus Gefälligkeit für die Reichen), über die Lehre von der Simonie, über den Mord (hier bricht das Pathos Pascals in die Worte aus: „Wo sind wir? Mit wem haben wir's zu thun? Sind es Mönche und Priester? Christen? Türken? Menschen? Teufel? Sind das „„Geheimnisse, welche das Lamm seiner Gesellschaft geoffenbart hat““, wie der Jesuit Escobar sich brüstet, oder sind es Greuel, die der Drache seinen Anhängern eingegeben?“), über den Mord für einzelne Stände, für Edelleute, Priester und Mönche.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß ein kritischer Biograph wie Dreydorff uns den Inhalt Pascals nicht bloß objektiv entwickelt, sondern die Jesuitenfrage im Lichte der heutigen theologischen Wissenschaft untersucht und überall zwischen den streitenden Parteien eine richtende Stellung einnimmt. Diese Partieen seines Werkes sind aber allzu entschieden für theologische Leser berechnet, als daß man an dieser Stelle auf eine Kritik Dreydorffs eingehen dürfte. Wir halten uns daher nur an die objektive Seite des Werkes, d. h. an Pascal, der durch Dreydorff wahrhaft ein redivivus geworden ist. Aber auch eine Berichterstattung bleibt noch etwas Unbefriedigendes gegenüber dem Eindrucke, den die Lektüre der Provinzialbriefe selbst macht. Daher sieht auch Dreydorff sich zu dem Bekenntniß genöthigt: „Um dieses Urtheil (daß die Briefe ein stilistisches Meisterwerk der gebildeten Rede sind, dem das 17. Jahrhundert kein ähnliches an die Seite zu stellen hat,) nicht übertreibend zu finden, muß man diese feinen, wie auf Rosapapier geschriebenen Dialoge selbst lesen; und nur dazu möchten wir Lust machen“. Es ist kein Wunder, wenn die jesuitische Erbitterung, sich nur an den Stil der Briefe haltend, ihnen Frivolität der Gesinnung zum Vorwurf macht; das Gift war, wie Pirot sich ungefähr ausdrücken würde, zu boshaft mit honigsüßer Kruste kandirt. Und endlich — was macht einen Gegner, der nicht ganz reinen Gewissens kämpft, mit der Zeit so wüthend, daß er das Weiße der Augen hervordreht? Der Anblick eines lächelnden Gegners, der, seiner Waffe sicher, mit größter Seelenruhe ficht; der den an Ausflüchte, Winkelzüge, Hinterthürchen und Verdrehungen gewöhnten Feind immer wieder ruhig am Ohr nimmt, an die Stange zurückzerrt, bei der er nicht bleiben will, und da nicht eher losläßt, als bis die Wahrheit heraus und das Frage- und Antwortspiel wie ein geschlossener mathematischer Bau bis zum Ziele geführt ist. „Denn hier gilt nicht schwatzen, guter Pater, hier gilt beweisen!“ In den letzten Briefen trübt sich das persönliche Bild des Kämpfers. Besonders warfen ihm seine Verehrer die Charakterschwäche vor, mit der er Port-Royal verleugnete. „Ich gehöre nicht zu Port-Royal, das ihr ketzerisch nennt. Und wenn auch; Port-Royal ist aus den und den Gründen nicht ketzerisch, sondern gut gläubig, folglich könnte ich immer dazu gehören . . . “ Woher diesen Anfall von Einschüchterung! Weil Pascal nach so viel Niederlagen des Feindes noch immer keinen Erfolg sah — und einen solchen auch nie erlebt hat. Ja, das ist bitter! Der Grund scheint Pascal nie klar geworden zu sein. Wir glauben ihn zu errathen. Luther verfuhr viel schonender im Anfange gegen den Papst, und doch waren seine Erfolge gründlich; — warum wurde Pascal nicht ein solcher Reformator, dieser Mann mit den seltensten Geistesgaben? Weil Luther gegen den ganzen Katholicismus und seine Schäden entschieden Front machte und sich sofort von dem Boden trennte, auf den ihn die Geburt gemeinsam mit den Gegnern geworfen. Pascal vermied es sichtlich, gegen Jemand anders kämpfen zu wollen, als gegen die Jesuiten, d. h. eine bestimmte Seite des Katholicismus, und von einem andern Terrain aus zu schlagen als von dem, das er mit dem Feinde theilte. Er wird ängstlich, als man seine Rechtgläubigkeit bezweifelt, er hat den lutherischen Muth nicht, auf das Wort des Papstes:

Digitized by Google

„Wer nicht für mich ist, ist wider mich" — zu antworten: „Gut denn, so bin ich wider dich! denn es ist möglich, daß die Wahrheit außer dir und der katholischen Kirche liegt. Ich will sie suchen!" Ein so entschiedenes Stellungnehmen ist aber jederzeit nöthig zum Erfolg einer Reformation. Dazu wollen wir nicht vergessen, daß dieser Kampf 1656 anhub! Wie anders waren die Umstände, zumal in Frankreich. Die Korruption der oberen Stände war in vollem Gange, es begann jene Auflösung alles positiven Glaubens, die ihren Gipfel später in Voltaire und Holbachs „Système de la nature" erreichte. Erst Buhl-, dann Betschwester! Das war fast die gewöhnliche Carrière der großen Damen an dem Bourbonenhofe. In der That, diese Gesellschaft hatte Ursache, eine so gefällige Religion, wie die der Jesuiten, sich warm zu halten. Sie vermittelte die Weltlust mit dem Himmel so bequem! Die Gesellschaft lachte zwar über die Schläge, die der Orden von Pascal erhielt, aber wenn sie sich satt gelacht hatte, zuckte sie über Pascal die Achseln. Warum war es diesem thörichten Schwärmer auch Ernst damit, die Moral bessern zu wollen! Es ist ein unerquickliches Bild, dieser Pascal, nachdem er eingesehen, daß er nutzlos gefochten. Inwieweit er in den Fall Port-Royals und die gänzliche Zersetzung des Jansenismus verwickelt ist, wird nicht klar. Zu seiner Entmuthigung sah er, wie hinter ihm in den Reihen der Seinen auch nicht eine Kraft zu seinem Succurs stand. Man legte die Hände in den Schooß und vertraute dem Vertheidiger wie das Publikum dem Seiltänzer, der über seinen Köpfen den gefährlichen Weg geht. Pascal scheint seine Siege bereut zu haben, die Angst ergriff ihn, er möchte damit der ewigen Gnade verlustig gegangen und nicht mehr werth sein, der alleinseligmachenden Kirche anzugehören. Pascal kroch zu Kreuz, kniete sich wund für das Heil seiner Seele und ging in der mystischen Schwärmerei unter.

Seine Provinzialbriefe, die glänzendste Zeit seines Wirkens, haben in mehrfacher Beziehung eine dauernde Bedeutung. Der Jesuitismus ist hier geschlagen, und wenn er noch existirt, so ist das die Schuld der Gesellschaft und nicht Pascals. Ein erneuter Hinweis und eine Erörterung derselben ist daher eine Erneuerung der Niederlage, und das ist Alles, was vorläufig geschehn kann. Hier liegt das große Verdienst des Dreydorff'schen Werkes.

Zeitgemäßer hätte nichts erscheinen können in unsern Tagen. Zu wissen, daß die schlechte Sache auf Seiten des Gegners ist, ist der halbe Sieg. Wenn die Jesuiten der Kirche Schlimmstes, ihre Schuld, sind, so ist Pascal ihr Gewissen geworden. —

Pascal starb 1662, 39 Jahre alt. Frankreich kennt nur den großen Mathematiker, und als solchen hat es ihm eine Bildsäule an jenem Thurme errichtet, wo er angeblich die ersten Versuche über die Schwere der Luft anstellte. Es mußte ein Deutscher sein, der ihnen den großen Protestanten in Pascal nachwies — zu einer Zeit nachwies, wo die Franzosen die Welt überzeugten, welche Meister der Lüge sie in der Schule ihrer Jesuiten geworden! Die Civilisation, an deren Spitze zu marschiren sie sich rühmen, ist des Mutterbodens würdig, dem sie entwuchs; — marschiren wir Deutschen weiter an der Spitze der Gesittung und der Wahrheit!

Albert Lindner.

Nekrolog.

Dumas, Alexandre, der berühmte französische Dramendichter und Romanschriftsteller, † zu Dieppe, bestattet daselbst am 8. December, inmitten der Furcht vor der (am folgenden Tage stattfindenden) Okkupation durch die deutschen Truppen. Er ist 1803 geboren. Sein Vater, der General Dumas, war der Sohn eines Franzosen, der sich auf San Domingo niedergelassen, und einer Farbigen. Manche von Dumas' Extravaganzen erklären sich vielleicht aus der tropischen Gluth, welche diese Blutvermischung in ihm erzeugte. Er debütirte am 11. Februar 1829 im Théâtre français mit dem geschichtlichen Drama in Prosa „Henri III et sa cour". Am 30. März 1830 gab er im Odeon die dramatische Trilogie aus dem Leben der Königin Christine von Schweden „Stockholm, Fontainebleau et Rome". Er zeigte hier schon jenes tiefe Verständniß der Bühne, jene Kenntniß der Wirkung, welche Niemand mehr als er besitzt und Dank welcher die Kunst leicht eine gewinnbringende Industrie wird. Mit den folgenden Dramen „Antony", „Charles VII", „Térésa", „Angèle", „Cathérine", „Mademoiselle de Belle-Isle", „Les Demoiselles de Saint-Cyr" wurde er immer mehr auf das Gebiet der breiten Sittenschilderung geführt und die innere Schwäche seiner dramatischen Komposition als Folge einer Begabung in anderer Richtung erkannt. Sein eigentliches Gebiet war der Roman, zu dem er im Erscheinungsjahr des letzten Dramas 1843 überging, und in dem er enormen Erfolg gehabt hat, sich leider aber durch denselben zur schwungshaft betriebenen Fabrikarbeit im eigentlichen Verstande und im allerschlimmsten Sinne hat hinreißen lassen. Seine hauptsächlichsten Romane sind: „Impressions de voyage", „Le comte de Monte-Cristo", „La Reine Margot", „La dame de Montsoreau", „Le Chevalier de Maison-Rouge" ꝛc. Er war der Begründer der modernen, der Romantik gegenübertretenden realistischen Richtung in der Literatur und hat durch sein Beispiel und Vorbild bestimmend zur Herbeiführung des gegenwärtigen Zustandes in der französischen Literatur nach seinen guten sowohl wie nach seinen schlimmen Seiten mitgewirkt.

Meinekе, August, Dr., geboren 1791 zu Soest, als geheimer Regierungsrath im Ruhestande, † am 12. December zu Berlin. Bereits vor dem Eintritt in sein 20. Lebensjahr wurde er zum Professor am Gymnasium zu Jenkau ernannt. In Danzig und Berlin (am Joachimsthalschen Gymnasium) wirkte er als Direktor in ausgezeichneter Weise. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Ritter des Ordens pour le mérite. Als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission fungirte er über 30 Jahre und erwarb sich durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seine wohlwollende Art die Hochachtung aller Examinanden. Meinekе war einer der bedeutendsten Gelehrten, die jemals im Schulfach fungirt haben. Seine

Digitized by Google

Horazausgabe ist als klassisch bekannt; die Wissenschaft nennt ihn den Begründer der wissenschaftlichen Behandlung der griechischen Komödie. Seit 1857 war er emeritirt. Auszeichnungen aller Art wurden ihm in reichem Maße zu Theil.

Unger, Ephraim, Dr., Professor der Mathematik, † am 1. November zu Erfurt im 83. Lebensjahre. Früher Docent an der Erfurter Universität bis zu deren Aufhebung, hielt er später mathematische Vorträge für Offiziere und gründete 1834 eine Privatrealschule, die zehn Jahre später zur städtischen Anstalt erhoben wurde. Als Ihr zur Weiterführung des Direktorats nicht qualificirt, bekleidete er doch den mathematischen Unterricht aus Liebe zur Sache bei. Die Stadt Erfurt ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums.

Neue Bücher.

Biblische Literatur, Geschichte derselben, von J. Fürst. 2. Bd. Leipzig, Tauchnitz.

Germanistische Kleinigkeiten, von A. Bacmeister. Stuttgart, Kröner.

Gervinus, G. G., Geschichte der deutschen Dichtung. 5. Aufl. 1. Bd. Leipzig, Engelmann.

Gottschall, R., Porträts und Studien. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Grosse, Jul., Gesammelte dramatische Werke. 7 Bde. Leipzig, Weber.

Groth, Kl., Quickborn. 2. Thl. Leipzig, Engelmann.

Höfer, E., Land und See, Novellen. 2 Bde. Breslau, Trewendt.

Lessing. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgeg. von A. Schöne. Leipzig, Hirzel.

Lingg, H., Violante, Trauerspiel. Stuttgart, Cotta.

Literaturbilder, von G. Karpeles. (Unter Palmen.) Berlin, Löwenstein.

Rosenthal, E. H., Maryno, historisches Drama. Leipzig, Weber.

Musik.

Karl Löwe. Am 20. April 1869 ist in Kiel ein Künstler gestorben, der dem größten Theile des lebenden Geschlechtes schon so gut wie fremd geworden war und nur der historischen Erinnerung anzugehören schien; und doch nannten ihn unsere Väter mit der größten Verehrung, und die Geschichte der Kunst bezeichnet ihn als den Begründer und Vollender einer eigenthümlichen Gattung in dem großen Gebiete der musikalischen Kunst. Denn wie wir Deutschen einstimmig in Franz Schubert den Repräsentanten des ächten lyrischen Liedes erblicken, und ihm alles Ergreifende und Schöne zuschreiben, welches diese kleine Form in sich aufzunehmen fähig ist; so glaubte man, wenn von der Ballade und der maßgebenden Art, sie in ein musikalisches Gewand zu kleiden, gesprochen wurde, nur den Namen Löwe aussprechen zu müssen, um sofort eine bestimmte Anschauung der Erfordernisse derselben hervorzurufen. Und in der That, die Verschmelzung des erzählenden Wortes mit eindringlicher Melodie, so daß eins das andere hebt, die Ausgleichung dramatischer Wirkung mit künstlerischer Gestaltung, die geistvolle Behandlung der Deklamation, das glückliche Geschick in Erfindung der Motive und Wahl der Tonmittel, um an ihrer Stelle die passende Färbung hervorzubringen, angeborener und glücklich entwickelter Sinn für das Einfache und Schöne, alles das traf zusammen, um ihm in dem einen Gebiete die Herrschaft und bleibenden Einfluß zu erwerben. Aber indem er von früher Zeit an der vorzugsweisen Neigung und Begabung für das eine Gebiet folgend ihm den besten Theil seiner schaffenden und ausführenden Thätigkeit zuwendete und sich überhaupt im Laufe seines Künstlerlebens allzu sehr auf sich selbst und was er schuf und leistete, koncentrirte, ist es ihm begegnet, den klaren und unbefangenen Blick auf das Ganze der Kunst und ihrer Entwicklung nicht vollständig zu bewahren und früher vergessen zu werden, als er es verdiente. „Löwe", sagte einst Robert Schumann (Ges. Schr. IV, S. 180) „ist frühzeitig auf ein einsames Eiland geworfen worden. Was draußen in der Welt vorgeht, kommt nur erzählungsweise zu seiner Kunde, wie umgekehrt die Welt nur selten von ihm hört. Zwar Löwe ist der König dieses Eilandes und baut es an und verschönert es, denn die Natur hat ihn mit dichterischen Kräften ausgerüstet. Größeren Einfluß aber auf den Gang der Weltbegebenheiten ausüben kann er nicht und will es vielleicht auch nicht."

Den Lebensgang des hingeschiedenen Künstlers genau zu kennen ist bei der Stellung, die er in der Kunstgeschichte unbestreitbar einnehmen wird, unbedingt nothwendig und wird Vielen außerdem ein wahres Herzensbedürfniß befriedigen, welche persönlichem Einflusse desselben ihren Dank, seinen großen Verdiensten an der langjährigen Stätte seines Wirkens ihre Anerkennung zollen. Es trifft sich glücklich, daß Löwe selbst zur Bewahrung seines Gedächtnisses in gewisser Weise vorgesorgt hat. Sein Nachlaß enthielt eine, wenngleich nicht unmittelbar zur Publikation bestimmte Selbstbiographie, von Löwe seiner Tochter diktirt; hierauf eine große Menge von Briefen von und an Löwe, welche namentlich die künstlerische Seite seines späteren Lebens-

Digitized by Google

ganges angemessen veranschaulichen, und einige Tagebuchnotizen; über seine letzte Lebenszeit hatte seine Tochter Aufzeichnungen gemacht, welche das Vorhandene ergänzten. Alles dieses hat auf den Wunsch der Familie C. H. Bitter, der Verfasser der Biographien S. Bachs und seiner Söhne, für die Oeffentlichkeit bearbeitet*), wobei er im Allgemeinen den ursprünglichen Charakter dieser Aufzeichnungen gewahrt hat, da aus denselben ein ziemlich deutliches Bild von Löwe's Bestrebungen und Persönlichkeit gewonnen wurde. Den Anfang bildet die Selbstbiographie, welche Bitter an verschiedenen Stellen mit Anmerkungen theils biographischer, theils ästhetischer Natur begleitet; dann folgen als zweite Abtheilung die Briefe und Tagebuchblätter in chronologischer Folge; in jenen hat Bitter alles lediglich die Familie Angehende, wie er S. 104 mittheilt, weggelassen. Den Beschluß bilden die Ergänzungen bis zu Löwe's Tode. Aus dem so gegebenen Materiale ergeben sich die Hauptzüge von Löwe's Lebensgang in folgender Weise.

Karl Gottfried Löwe wurde am 30. November 1796 in dem Städtchen Löbejün in der Provinz Sachsen (nicht weit von Halle) geboren, wo sein Vater Kantor und Lehrer war. Dieser regte nicht allein den Knaben früh zu nützlicher Thätigkeit und scharfer Beobachtung an, sondern auch zu eifrigem Lernen und namentlich sorgfältigem Betreiben der Musik. Die Türkschen Handstücke waren das erste Uebungsmaterial, die evangelischen Choräle gaben der musikalischen Auffassung die erste Richtung. Auf dem Klavier machte der Knabe schnelle Fortschritte; seine gute Stimme und sein sicheres Gehör machten ihn bald zum Solodiskantisten bei kirchlichen Aufführungen; die umgebende Natur, Erzählungen der Mutter und manches Andere übte auf sein Gemüthsleben bleibenden Einfluß. Durch einen seiner Brüder wurde er mit der Methode Nichimi's bekannt gemacht. Als zehnjähriger Knabe hatte er Gelegenheit den Krieg aus der Nähe zu beobachten; die siegreichen Franzosen durchzogen 1806 das Städtchen. Im folgenden Jahre wurde er in Folge seines guten Treffens in den Chor der nahen herzoglichen Residenz Köthen aufgenommen, wo er außerdem seine erste Bildung auf der dortigen lutherischen Schule fortsetzte. Da dieser Unterricht auf die Dauer nicht genügen konnte, brachte ihn der Vater 1810 nach Halle, wo er, nach einem vor Türk bestandenen Examen, in die lutherische Schule und den von Türk geleiteten Chor Aufnahme fand; dort nahm er an der Aufführung von Opern und Oratorien der ersten Meister Theil und lernte auch die Symphonien Beethovens u. a. kennen. Unter Türks Leitung, dessen Wirksamkeit uns Löwe anziehend schildert, bildete er sich zum tüchtigen Sänger aus, während er sich im Klavierspiel durch eigenes Studium, namentlich des Bachschen wohltemperirten Klaviers, weiter bildete; sein wissenschaftliches Studium litt dabei allerdings sehr, zur Unzufriedenheit des Vaters, der den Sohn zum Theologen, nicht zum Musiker erzogen wünschte. Auch die dramatische Dichtkunst und Musik kennen zu lernen, war ihm durch die Aufführungen der weimarischen Truppe Gelegenheit geboten. Als Sänger und Mitglied des Türkschen Chores wurden ihm mancherlei interessante Beziehungen geöffnet; so hörte ihn Frau von Staël, sowie sein damaliger König Jérôme Bonaparte; es wurde ihm da die Aussicht eröffnet auf Kosten des letzteren seine musikalischen Studien zu vollenden, Italien zu besuchen und demnächst Kapellmeister in Kassel zu werden. Daher studirte er unter Türks Anleitung aufs eifrigste musikalische Theorie; auch begann er eigene Kompositionen niederzuschreiben, von denen sich aber nichts erhalten hat, außer zwei Gesangstücken, die schon 1813 gedruckt wurden.

Der Zusammensturz der Napoleonischen Macht, welcher auch das Königreich Westphalen in seinen Fall mit fortriß, zerstörte die Aussichten Löwe's; die Krankheit Türks unterbrach seinen Unterricht. In dieser Zeit ergriff auch Löwe die allgemeine Kriegsbegeisterung; aber ein Werbeoffizier des Lützowschen Freicorps, an den er sich wendete, nahm ihn seines zarten Körperbaus wegen nicht an. Dennoch hatte er Gelegenheit, den Krieg in der Nähe anzuschauen; er sah die Russen in Halle, erlebte den Kampf mit den wieder eingedrungenen Franzosen in der Stadt, ging nach Leipzig, um Zeuge des gewaltigen Kampfes zu sein, und erfuhr sogar persönlich das Mißgeschick, von Kosaken beraubt zu werden.

Der Tod seines Lehrers Türk im Jahre 1814 brachte eine völlige Veränderung in seinem Lebensplane hervor; nach kurzer Vorbereitung besuchte er, entschlossen sich nunmehr wissenschaftlichen Studien zu widmen, trotz vorgerückten Alters noch einmal die Schule und genoß die wohlwollende Fürsorge des Kanzlers Niemeyer. 1817 bezog er dann die Universität, um Theologie zu studiren; außer geringen Stipendien

*) Dr. Karl Löwe's Selbstbiographie. Für die Oeffentlichkeit bearbeitet von C. H. Bitter. Berlin, W. Müller, 1870.

Digitized by Google

mußte ihm der Musikunterricht weiteren Unterhalt verschaffen. Während er am studentischen Leben keinen Geschmack fand, übte er das Klavierspiel eifrig weiter und schloß sich behufs weiterer musikalischer Ausbildung eng an Türks Nachfolger Naue an. In einem von A. B. Marx gegründeten Gesangsquartettzirkel, in welchem er ebenfalls seine musikalische Kenntniß erweitern konnte, lernte er seine nachmalige Gattin Julie von Jacob kennen, die Tochter des Staatsraths von Jacob, dessen Haus ihm auch in geistiger Beziehung mannichfache Anregung gewährte. In dieser Zeit (1818) komponirte er seine ersten Balladen, „Edward" und „Erlkönig." Auf einer Reise nach Dresden, 1819, wo seine Braut sich damals aufhielt, hatte er vielfachen Verkehr mit Karl Maria von Weber. In engerem Kreise begann er damals schon unter großem Beifall seine Balladen vorzutragen. Zu seinen genaueren Freunden gehörte der spätere Prediger Keferstein, derselbe, welcher die Jugendgeschichte seines Freundes Löwe in phantastischer Ausschmückung erzählt hat in dem Romane „König Myß von Fidibus", den er unter dem Namen K. Stein im 16. Bande der „Cäcilia" (1834) veröffentlichte, und der auch außerdem mehrfach über Löwe geschrieben hat. Nach dreijährigem Studium erhielt er einen Ruf als provisorischer Kantor und Lehrer am Gymnasium zu Stettin. Auf der Reise dahin lernte er in Jena, wo er seinen Freund Keferstein besuchte, auch Goethe kennen und begab sich alsdann, nachdem er in Berlin sich bei Zelter einer eingehenden musikalischen Prüfung unterzogen hatte, nach seinem neuen Bestimmungsorte. Schon 1821 wurde er Musikdirektor, Kantor der St. Jakobskirche und Musiklehrer am Gymnasium Seitdem ist Stettin sein bleibender Aufenthalt geworden, der zwar zu Kunstreisen vielfach verlassen, doch nicht mehr definitiv verändert wurde; seine ganze fernere Entwicklung als Komponist, als ausübender Künstler, als Dirigent und Lehrer ist an seine dortige Stellung geknüpft. In ersterer Hinsicht bot ihm zunächst grade diese Stellung vielfache Anregung, indem er für die Hauptfeste neue Kantaten komponirte, aus denen sein Oratorium „die Festzeiten" (1825—36 komponirt) entstanden ist. Der Dichter dieser Kantaten war sein Kollege am Gymnasium, Ludwig Giesebrecht, dessen Umgang ihm für seine fernere Komponistenlaufbahn von der tiefsten Bedeutung war; die meisten Texte der Löwe'schen Oratorien sind von ihm gedichtet. Wie er uns selbst erzählt, wuchs in der fortgesetzten Thätigkeit seine Erfindungskraft in erstaunlicher Weise, die Gedanken strömten ihm unaufhaltsam zu. Außer vielen Balladen, deren erste Erlkönig, Edward nebst dem 1823 komponirten Oluf er in letzterem Jahre publicirte, komponirte er die Oratorien: die Zerstörung Jerusalems 1829, die eherne Schlange 1834, die Siebenschläfer 1833, die Festzeiten 1825–36, die Apostel von Philippi 1835, Gutenberg 1837 zur Feier der Inauguration der Gutenbergstatue zu Mainz, Johann Huß (1842 erschienen*), Palestrina 1841, Hiob 1848, Polus von Atella 1856—60, der Meister von Avis, Johannes der Täufer 1861—62, das hohe Lied Salomonis und ein Passionsoratorium 1855; die sieben letzten sind nicht veröffentlicht. Ferner die Opern: die drei Wünsche 1832, Rudolph 1825, Malekadhel 1832, Emmy, Neckereien 1833; nur die erste ist im Druck erschienen. „Malekadhel" wurde 1833 zu Berlin in einem Koncerte aufgeführt, „die drei Wünsche" im Februar 1834 im Berliner Opernhause; die Aufführung der übrigen scheiterte an den mannichfachen Schwierigkeiten, mit denen der aufstrebende Künstler der Bühne gegenüber zu kämpfen hat, namentlich wenn es ihm nicht immer gelingt, hinsichtlich des Textes die glücklichste Wahl zu treffen. Auch verschiedene mehrstimmige, theils für den Gottesdienst bestimmte, theils weltliche Gesänge bietet das Verzeichniß seiner Werke und endlich von Instrumentalkompositionen ein Klaviertrio (1821), verschiedene Sonaten und Phantasien für Klavier, mehrere Streichquartette und in seinem Nachlasse u. a. zwei Symphonien und zwei Klavierkoncerte.

Ueber seine Thätigkeit als ausübender Künstler gewinnen wir aus den Briefen ein anschauliches, chronologisch geordnetes Bild. Fast jährlich benutzte Löwe die Ferienzeit zu einer größeren Kunstreise und erntete durch den Vortrag seiner Balladen den weitesten und reichsten Beifall; neben einer sympathischen und wohltönenden Tenorstimme rühmte man an seinem Vortrage die tiefe Wahrheit des Ausdrucks, die plastische Anschaulichkeit aller einzelnen Züge, die geistvolle Auffassung und Durchdringung von Text und Musik, so daß die Wirkung eine tiefe und nachhaltige war. Besonderes Aufsehen machte er an vielen Stellen auch durch Gesangsimprovisationen, d. i. unmittelbare musikalische Darstellung eines ihm gegebenen poetischen Textes; so sang er z. B. in Berlin 1831 den

*) Dieses Oratorium wurde von Schumann besprochen (Ges. Schr. V, 178), und nach Löwe's Tode zu seinem Gedächtniß in Berlin aufgeführt am 3. December 1869.

Digitized by Google

Zauberlehrling; ja, als er 1835 mit dem berühmten Improvisator Professor Wolff in Jena zusammentraf, boten beide gemeinschaftlich den erstaunten Zuhörern ein Erzeugniß dieser ihrer überraschenden Geschicklichkeit. In der früheren Zeit trat er auch als Klavierfolospieler auf, was später mehr und mehr aufhörte. Unter seinen Reisen treten als wichtigere hervor die des Jahres 1835 über Dresden und Leipzig an den Rhein, wo er an verschiedenen Orten Koncerte gab und auf dem Mainzer Musikfeste (8. August) sein Oratorium „die eherne Schlange" aufführte, dem sich auf derselben Reise in Jena „die Apostel von Philippi" anschlossen; die des Jahres 1837 über Stralsund nach Hamburg, Lübeck, Bremen, Münster und wiederum an den Rhein (Aufführung des Gutenberg in Mainz); 1838 nach Danzig und Königsberg, 1839 nach Schlesien, 1844 nach Prag und Wien, 1847 nach London. Ueberall erntete er sowohl von den fürstlichen Persönlichkeiten als von Seiten des Publikums die größte Anerkennung.

Seine Verdienste als Dirigent und Lehrer blieben, im Gegensatze zu jener Ausbreitung seines Strebens, auf seine neue Heimat Stettin beschränkt, deren musikalisches Leben ihm den nachhaltigsten Aufschwung verdankt. Durch Gründung und Leitung eines Gesangvereines, durch Heranbildung tüchtiger Kräfte, durch vielfache Aufführung größerer Werke, unter denen auch seine eigenen Oratorien sich befinden, sicherte er sich dauernden Einfluß und seiner Schöpfung bleibenden Bestand. Als Lehrer wirkte er theils in Folge seiner amtlichen Stellung, theils auch daneben durch vielfachen Privatunterricht, und erwarb sich die anhängliche Liebe vieler Schüler, unter welchen wir als Beispiel den in dem Buche mehrfach hervortretenden Enkel Goethe's, Walter von Goethe nennen, Komponisten mehrerer Opern*).

Bereits im Jahre 1821, dem Jahr seiner Anstellung, hatte Löwe sich mit Julie von Jacob verheirathet, die aber schon nach kurzer Ehe starb. Nicht lange nachher vermählte er sich zum zweiten Male, mit Auguste Lange, die seine Schülerin im Gesange gewesen war. Seinen persönlichen Verkehr in Stettin schildert er als einen anregenden und Befriedigung gewährenden; von näheren Bekannten tritt Geheimräthin Titebein in Züllchow als seine besondere Verehrerin und Gönnerin hervor. Durch seine Biographie und die Briefe zieht sich in wohlthuender Weise seine große Verehrung für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der ein großer Verehrer seiner Balladen und Oratorien war und ihn mehrfach zum Vortrage derselben zu sich beschied. Engerer Verkehr mit anderen Künstlern der Zeit ist nicht sichtbar*); wo ihn seine Reisen hinführen, knüpfen sich angenehme Beziehungen, so mit Spontini und Zelter in Berlin, mit Mosevius in Breslau, mit Schumann in Leipzig u. a.; doch scheinen daraus bleibende Verhältnisse nicht geworden zu sein, und im Ganzen zeigt sich eine größere Hinneigung zu wissenschaftlichem als zu künstlerischem Verkehre. Daß er seine wissenschaftlichen Studien in seiner Stettiner Stellung fortgesetzt hätte, wird ebenfalls nicht erwähnt, und es mag ihm dazu wenig Zeit geblieben sein; ein Erzeugniß fortgesetzter geistiger Regsamkeit aber hat er sogar im Druck erscheinen lassen: einen Kommentar zum zweiten Theil von Goethe's Faust.

Bis in seine letzte Zeit fuhr er in emsigstem Schaffen fort, und es sind grade Werke größeren Umfangs, die wir ihn unternehmen sehen; Oratorien, wie die Auferweckung des Lazarus, die Heilung des Blindgebornen, Franz von Assisi, wurden noch spät unternommen und mit Ausnahme des letzteren vollendet. Mitten in angestrengtester Thätigkeit traf ihn im Februar 1864 ein Schlaganfall, von dem er sich nur langsam erholte, und der der Fortsetzung seiner Thätigkeit ein Ziel setzte. Nach einer Erholungsreise nach Kiel konnte er vorübergehend das Orgelspiel und die Thätigkeit am Gymnasium wieder übernehmen; doch wurde er Anfang Februar 1866 genöthigt, seine völlige Entlassung zu nehmen. Im Mai desselben Jahres siedelte er ganz nach Kiel über, wo er in Ruhe seine letzten Lebenstage zubrachte und den 20. April 1869 starb.

So weit reichen die in dieser sehr dankenswerthen Publikation gegebenen Mittheilungen; sie geben wesentlich nur die eigenen Aeußerungen Löwe's über sich, und abgesehen von einigen, in den Anmerkungen vom Herausgeber gegebenen kurzen Analysen seiner Hauptwerke ist hier wesentlich nur eine solche Zusammenstellung von Selbstbekenntnissen, keine objektive biographische Darstellung beabsichtigt. Wir haben uns daher auch in Obigem nur auf einen Bericht über das Gegebene beschränkt, ohne eine darüber hinaus-

*) S. den Brief desselben an Löwe S. 216.

*) Wir meinen musikalischen Verkehr; in nahen Beziehungen erscheint er zu der berühmten Schauspielerin Frau Händel-Schütz.

Digitized by Google

gehende künstlerische Würdigung unternehmen zu können, welche auf eine eingehende Erforschung seines ganzen Schaffens gegründet sein müßte; es bleibe das fernerem Anlasse vorbehalten. Aber das dürfen wir am Schlusse dieser Mittheilungen nicht unterlassen hervorzuheben, ein wie wohlthuendes, harmonisches Bild es ist, welches uns aus diesen Bekenntnissen entgegentritt. Des Künstlers eigene Darstellung zeigt den ächten und wahren, für alles Schöne begeisterten und dabei geistvollen Mann; mit wahrer Anmuth und Feinheit ist sie geschrieben. So auch die Briefe: überall geben sie Kunde von der liebenswürdigen Anhänglichkeit an alles wahre und gute Streben, von der vollen und warmen Empfänglichkeit für Welt und Menschheit, von ungeheuchelter Aufrichtigkeit und dabei sicherem, treffendem Urtheil. Freilich tritt jene, im Anfang unseres Berichtes hervorgehobene Abgeschlossenheit in seinen künstlerischen Anschauungen, das zu ausschließliche Leben in sich selbst und seinen Bestrebungen grade in den Briefen stark hervor. Er hegt natürlich vor den großen Meistern die unbedingteste Verehrung; dieselbe äußert sich aber niemals in etwas tiefer gehender Weise; für große Aufführungen der Werke Anderer und deren Erfordernisse tritt im Ganzen ein großes Interesse nicht hervor, noch weniger ein eigentliches Mitleben mit den produktiven Bestrebungen seiner Zeitgenossen; wenn ihm Mendelssohns Paulus ein Wort großer Anerkennung entlockt, so darf darauf hingewiesen werden, daß ihm dieselbe wie eine Ueberraschung erscheint, als wäre es seine erste Bekanntschaft mit Mendelssohns Schaffen. Zu sehr bilden die Balladenkoncerte und die Aufführungen seiner Oratorien den in den mannichfachsten Versionen wiederholten Gegenstand dieser Briefe, und es ist nicht zu leugnen, daß dieselben dadurch eine gewisse Monotonie erlangen und die Frage zulassen, ob nicht vielleicht doch besser eine Auswahl aus denselben mit verbindendem Texte zu geben gewesen wäre. Andrerseits verfolgen wir in den vielfachen Reisen durch ganz Deutschland mit Interesse das musikalische Leben der einzelnen Städte, so weit Löwe zu demselben in Beziehung trat, hören ihn über den Charakter der verschiedenen Gegenden und Bewohner in seiner sinnigen Weise gern reden; bei seinen Urtheilen über Künstler und seiner vielfach einseitigen Betrachtung seiner eigenen Thätigkeit erinnern wir uns, daß die Briefe nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Alles in Allem spricht sich in den Briefen überall ein reiner unbefangener warmer Sinn, ein gebildeter Geist aus; und so wird man nie ohne innere Theilnahme an dem Künstler dieselben aus der Hand legen, der, wenn er auch gewissermaßen ein künstlerisches Sonderleben führte, abseits von der gewöhnlichen Heerstraße, doch in seiner Weise Bleibendes und Tüchtiges geleistet hat, und dessen ganzes Streben von Wahrheit und Idealität durchdrungen war. — Uebrigens bietet die Sammlung nicht bloß Löwe'sche Briefe, sondern auch solche an ihn von Keferstein, Frau Händel-Schütz, Walter von Goethe u. a.

Der Herausgeber hat sich in den Anmerkungen über einige der Hauptwerke Löwe's ausführlicher ausgesprochen (die Siebenschläfer S. 165, Gutenberg S. 260, Johann Huß S. 324 ꝛc.) und zu einer ästhetischen Behandlung wenigstens einen Anfang gemacht. Er macht auf die eigenthümliche Gattung mehrerer der Löwe'schen Oratorien aufmerksam, welche aus dem geistlichen Stile heraustreten und eher als weltliche Kantaten zu betrachten sind, und betont dann, wie uns scheint mit vollem Rechte, die Verpflichtung des Oratorienkomponisten, das dramatische Element möglichst fern zu halten und den dieser Gattung eigenthümlichen epischen Grundton zu wahren.

Den Beschluß des Buches bildet eine höchst dankenswerthe Zusammenstellung der Löwe'schen Kompositionen von Fr. Espagne, nach der Reihe der Opuszahlen, mit Beifügung der Jahreszahl des Erscheinens und der Entstehung, so weit dieselbe festzustellen war. Den veröffentlichten werden dann schließlich die bisher ungedruckten Werke angereiht. Dr. H. Deiters.

Bildende Kunst.

Die Berliner akademische Kunstausstellung des Kriegsjahres. II. Da das Kriegsgenre neben den Düsseldorfern auch schon Berliner anzuführen veranlaßte, so soll zunächst im Anschluß hieran von dem die Rede sein, was Berlin im Bildniß, im Genre und in der Historie hervorgebracht.

Berlin ist reicher an mannichfaltigen Indi-

Digitized by Google

vidualitäten als irgend ein anderer Kunstort Deutschlands. Grund davon der Verkehr der großen Stadt, in dem Jeder nach seiner Façon leben kann, und die Unfähigkeit der Berliner Akademie, die der heranwachsenden Künstlergeneration keinen Stempel, weder guten noch schlechten, aufprägen kann, weil sie keinen hat. So ist es viel schwieriger als bei den Düsseldorfern oder gar bei den Münchenern, unter den Berliner Künstlern eine Auswahl zu treffen, weil es sich bei jedem Einzelnen nicht bloß um die Feststellung und Anerkennung einer gewissen beachtenswerthen oder vielleicht bewunderungswürdigen Vollendung in einem bestimmten bekannten Kreise der Vorstellung und Anschauung handelt, sondern zugleich über eine besondere künstlerische Richtung, ein eigenthümliches Ideal mitzuurtheilen ist. Wir wollen versuchen, wie weit sich die schwierige Aufgabe lösen läßt, und wie weit bis zur Auffindung umfassenderer Gesichtspunkte vorzudringen ist.

Constantin Cretius, der älteren Generation angehörig, kann auf eine Reihe gelungener und beliebter Schöpfungen zurückblicken. Es ist ihm möglich gewesen, auf den Realismus im geschichtlichen Fach einzugehen und den koloristischen Intentionen der neueren Malerei nachzuspüren. Als glänzendster Beleg für Beides stehen, wenigstens aus jüngerer Zeit, seine „gefangenen Kavaliere vor Cromwell nach der Schlacht von Worcester" da (Berliner Nationalgalerie). Diesmal hat er gezeigt, daß es sich bei ihm nicht um unmittelbar sichere Gestaltung handelt, sondern der Zufall eine große Rolle beim Gelingen mitspielt. Eine unglückliche Wahl, Ludwig XIV. im Parlament von Paris sein bekanntes Kraftwort „l'état c'est moi" aussprechend, hatte ihn über eine mäßig gespielte Theaterscene nicht hinweg kommen lassen. Ein kleines anmuthiges Genrebild mußte ihn restituiren.

Wie vor zwei Jahren August von Heyden mit seinem „Luther und Frundsberg vor dem Eingange zum Wormser Reichstage" wagte diesmal der geistreiche und geschickte Graf Harrach mit einer ganz vom Gewöhnlichen abweichenden Darstellungsmanier dem Beschauer Luthers Gefangennahme durch die Reisigen Friedrichs des Weisen vorzuführen. Der Künstler gefällt sich stets darin, seinen Bildern durch eine Pikanterie, sei es in der Auffassung, sei es in der Technik, einen besonderen Reiz zu verleihen, ohne daß man ihm Manierismus oder Effekthascherei vorwerfen könnte, und ohne daß der malerische Gesammteindruck darunter litte, der ihm stets in erster Linie steht. Hier hat er sich die Aufgabe gestellt, die Ueberraschung, die Verwirrung, die Plötzlichkeit möglichst überzeugend vor Augen zu stellen. Dazu muß die ganz realistische Umgebung, der ausgefahrene Hohlweg, der flimmernde Sonnenschein auf dem Frühlingsgrün des Buchenwaldes mithelfen. All das ist mit beispielloser Sicherheit und Wahrheit dargestellt; als stilvolle Schilderung eines bedeutsamen historischen Vorganges fragwürdig; als malerisches Ganze, namentlich an passender Stelle in eine farbenfreudige Dekoration verwebt, unbedingt von großer Wirkung.

Der vorgenannte August von Heyden hatte diesmal alle seine Poesie und Anmuth, all sein feines Schönheitsgefühl für die Linie und die Farbe glänzend sich entfalten lassen und damit seinen Sinn für das Große glücklich vereinigt. Ein kleiner „Festmorgen" (Bekränzung einer Galerie, Kostüm Albrecht Dürers) war von der freundlichsten Stimmung; hinreißender aber seine „Siesta" und sein „Märchen", zwei freie Phantasien in Farbentönen von wahrhaft bannender Schönheit. Der Sinn des Künstlers ist so eminent malerisch, daß seinen Ideen in solchen Schöpfungen, in denen er ganz und unmittelbar mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst, Formen und Farben, denkt und wirkt, mit dem beschreibenden Wort nicht nahezu kommen ist. In jener ist der Gegenstand eine nackte weibliche Figur, in einer Hängematte schlummernd, die von ehernen Greifen mit den Mäulern gehalten wird: zwei geflügelte Genien reiten auf diesen; Blumen liegen am Boden; Goldgrund. Motiv des zweiten ist das allgemeine Märchenthema vom unbefriedigten Streben und endlichen beseligenden Finden: auf hohem Fels am blauen Meer die schöne Nymphe des Quells und zu ihren Füßen ruhend der Jüngling, dessen schmerzlich sehnsüchtige Züge sich aufhellen und verklären bei den süßen Klängen, die die Göttliche seiner sonst nur Traueraklorde tönenden Laute entlockt; ein kleiner Amor spielt auf der Höhe des Felsen über der Gruppe. — Denkt man sich alle Schönheit und alle Zartheit, alle Stimmung und alle Ausdrucksfülle, deren die Malerei in Formen und Farben fähig ist, und deren diese duftigen Schöpfungen zum Leben bedürfen, zu dem in erschöpfender Maßhaltigkeit entwickelten Stoffe hinzu, so wird man eine ungefähre Vorstellung von den Bildern haben.

War Heydens Märchen so wirksam und verständlich, weil es ganz frisch erfunden und gleich malerisch gedacht war, so hatten die Brü-

Digitized by Google

der Franz und Paul Meyerheim mit der Schwierigkeit zu kämpfen unternommen, in großen realistisch behandelten Oelbildern Gestalten der schönsten vorhandenen deutschen Märchen zu verherrlichen; jener Dornröschen und Schneewittchen, dieser Aschenbrödel und Rothkäppchen. Das Märchen aber verträgt eher einen Zeichenfehler als den Realismus. Mit einem vergifteten Kamm werden Haare nicht anders gestriegelt als mit einem gewöhnlichen, und ein Wolf, der ganz aussieht wie ein wirklicher, redet nicht, sondern beißt. In der Illustration macht die darstellende Kunst, wie im Liede die Musik, nicht den Anspruch, für sich allein zu gelten, sondern verbindet sich zu gemeinsamer Wirkung mit dem Worte. Vieles, was über ihre Mittel geht, ermöglicht sie durch Anlehnung an den geschriebenen Text. Das große Bild aber ist mit seiner Bedeutung und Bezeichnungskraft auf sich selbst gestellt, und jene Anleihe, die jedes im allerweitesten Sinne historische Bild bei dem Wissen und der nachhelfenden Phantasie des Beschauers macht, deckt bei ihm das bezeichnete Deficit nicht. Die schlicht andeutende Manier der Illustration verlangt auf alle Fälle Ergänzungen und nimmt selbst die weitgehendsten aus dem Texte auf. Die realistische Darstellung in der höheren Kunst läßt möglichst wenig zu rathen und zu ergänzen übrig und verhält sich naturgemäß am sprödesten gegen solche Ergänzungen, die der realistischen Wirklichkeit widerstreben, d. h. gegen das Wunder in jeglicher Gestalt. Von diesem Gesichtspunkt aus war namentlich gegen Rothkäppchens und Schneewittchens neue Bearbeitung Erhebliches einzuwenden. In den beiden andern Märchen waren wenigstens Momente gewählt, die an sich aus ihrer äußeren Erscheinung verständlicher sind und in denen das Märchenwunder nicht so die Seele des Vorganges ausmacht, und abgesehen von demselben noch ein hübsches malerisches Motiv übrig bleibt: Dornröschen soll eben durch den Kuß des Prinzen aus dem Todesschlummer geweckt werden, und Aschenbrödel verliest, von den Täubchen am offenen Fenster reizend umschwirrt, die böswillig vermischten Erbsen. In der Malerei dagegen sind alle vier Bilder zwar nicht gleich vollendet, aber doch sehr vorzüglich. Das Bild, das zuerst öffentlich erschien, das Rothkäppchen, setzte wegen seiner meisterhaften und wahrhaft genialen Arbeit die ganze Künstlerschaft Berlins in Ekstase. Wir geben unter allen dem Aschenbrödel den Vorzug, weil der principielle Einwand hier am wenigsten zutrifft, und weil ein sehr virtuoses Können sich weniger bemerklich macht. — Ein verwundeter Löwe, eine Thiertragödie von großartiger Einfachheit, und ein Amsterdamer Büchertrödler, ein Lebensbild von erstaunlichem Reichthum und liebenswürdigster Wahrheit, vertraten Paul Meyerheim in bescheidenerem Formate, aber unseres Erachtens doch allseitig erfreulicher.

Seit mehreren Jahren hat sich Gustav Spangenberg mit trefflichem Vermögen und erfreulichem Gelingen Luthers in genrehaften Momenten seines Lebens bemächtigt. Sein diesjähriges Bild hatte — doppelt leider! da es für die Nationalgalerie bestimmt ist — nicht das Ansehen, seinen Ruhm in diesem Stoffe zu mehren. Er hat Luther mit seinen Freunden bei der Uebersetzung des Alten Testaments lebensgroß schildern zu müssen gemeint, während er für seine früheren Bilder taktvoll den halben Maßstab inne gehalten. Der Erfolg war eben der, daß die wirklichen Qualitäten der Vorgänger den jetzt zugemessenen Rahmen nicht erfüllten, die größeren Tugenden für den größeren Anspruch aber nicht geleistet wurden. Während sonst Lebendigkeit und Fülle hervorstechende Eigenschaften von Spangenbergs Lutherbildern waren, erschien dies Bild unbelebt und leer. Das viele Gute, das ein so tüchtiger Künstler unter keinen Umständen verlieren kann, konnte so kaum anders als achtlos übersehen werden.

Die beiden glänzenden Koloristen Karl Becker und Fritz Kraus durften nicht als besonders glücklich vertreten gelten. Die Force des ersteren besteht in leuchtenden Farben und in einer malerischen Garderobe, zu deren Vorführung ihm Stoffe aus frühern Jahrhunderten, besonders gern aus dem sechszehnten, den Vorwand, oft aber auch wirklich nur den Vorwand bieten müssen. Das Hauptverdienst in Auswahl und Auffassung seiner Stoffe ist zumeist ein negatives. Mit wunderbarem Takt vermeidet er jeden Anstoß und hütet sich vor dem Langweiligen. Ein bischen pikant, ein bischen gemüthlich, ein bischen reich sind alle seine Stoffe. Selten aber, daß er einmal, wie in seinem Besuche Karls V. bei Fugger in Augsburg (Nationalgalerie), zugleich etwas tiefer greift. Es ist ein neuer Beweis seiner Feinfühligkeit, daß er weder in solchem Falle noch überhaupt dem eigentlich Theatralischen verfällt, das seinem Talent bedenklich nahe zu liegen scheint. Seine Wirkung beruht auf einem virtuosen Spiel mit glänzenden Farbenflecken, wozu ihm seine prächtigen Gewänder in Sammet und

Digitized by Google

Seide reichlich Gelegenheit geben. Sein Faltenwurf ist willkürlich, unberechenbar, aber wirkungsvoll und nie störend gesucht. In den Köpfen neigt er mehr zu ganz allgemeinen Typen als zur Individualisirung; und verlangt man von der wahren Schönheit nicht bedeutenden Ausdruck, so sind seine Personen, besonders die weiblichen, auffallend schön. Hiermit ist er ganz und seine beiden ausgestellten Bilder charakterisirt. Der „Geburtstag des Rathsherrn" mit der kleinen Enkelin, die wie gewöhnlich durch das Umwerfen bei ihrem Glückwunsch mehr Vergnügen macht, als durch Gelingen zu machen wäre, ist geschickt, freundlich, ohne erheblichen Vorwurf, aber gleichgültig. In Franzens Abschied vom Bischof von Bamberg (Götz von Berlichingen) aber fehlt natürlich jene individuelle Charakteristik, welche Goethe's Gestalten erfordern, die plastisch geformt vor dem Geiste eines Jeden stehen und in noch so niedlichen und zierlichen Schablonenmenschen nicht wiederzufinden sind.

Fritz Kraus hat Höheres im Sinne und schon geleistet. Er distinguirt psychologisch meist überraschend fein und schlagend, er detaillirt sorgfältiger, er ist wahrer und treuer in der Wiedergabe. Dabei ist seine Farbe weniger reich an leuchtenden Effekten, überhaupt an sehr brillanten Tinten, dafür konsequenter durchdacht in der Gesammthaltung. Eine Dame am Klavier von ihm war recht hübsch, aber doch nur ein Parergon. Ein Bild aber, wie „Zum Diner", eine ältere und eine jüngere Dame beim Einsteigen in den Wagen, verhältnißmäßig (oder vielmehr unverhältnißmäßig) groß, das ist in seiner geistigen Armuth und Pointelosigkeit keine würdige Arbeit für einen Kraus. Dagegen trat er sehr rühmlich im Porträt auf, mit dem lebensgroßen Kniestück einer Dame. Diese koloristischen Genremaler haben mit der Lebensgröße gemeiniglich kein freundschaftliches Verhältniß. Auch Becker malt zwar häufig weibliche Studienköpfe in Lebensgröße, und immer sehr reizvoll; aber er ist auch da der Künstler in Farbenflecken, er erspart sich so viel wie möglich die genaue scharfe Modellirung, die das Porträt dem Künstler nicht erläßt, wo wirklich Bedeutsames entstehen soll.

Auch sonst fand sich im Porträt manches Werthvolle, wenngleich weder so viel noch so Schönes, wie man auf Ausstellungen anzutreffen gewohnt ist. Oskar Begas, Gottlieb Biermann, Emil Bublitz, Paul Bülow, Blanca von Hagen, Clara Oenicke, Karl Steffeck, Adolph Treidler waren mit guten, zum Theil ausgezeichneten Werken vertreten. Anton Hähnisch in einer eignen, wie es scheint schnell fördernden Mischung von Schraffirung in schwarzer und Zeichnung in bunter Kreide, und Gustav Feckert in Pastell halten sich bei vielem Talent von Manier nicht frei. Julius Grün arbeitet ungleich, einmal überraschend glücklich, dann wieder wunderlich uninteressant. Gustav Gräf giebt seinen Bildern stets eine schöne Durchbildung und weiß ohne Ostentation und Anhäufung von Beiwerk aus seinen Personen etwas zu machen.

Daß ein Historienmaler von der Bedeutung wie Julius Schrader auch treffliche Porträts malen muß, ist selbstredend; doch waren zwei, das des Bildhauers Albert Wolff und das einer Dame, so vorzüglich, daß sie doch besonders erwähnt werden müssen. Nur konnte man dem letzteren vielleicht nachlässige Haltung vorwerfen. — Ein durchweg meisterhaftes Damenporträt, eine glänzende Rückkehr zu erfreulichen Schöpfungen nach der Rückkehr des Künstlers an den Ort, von dem sein Ruhm ausgegangen, hatte Bernhard Plockhorst ausgestellt; eine sehr schöne Erscheinung, edle und gefällige Haltung, sehr klare und sichere Zeichnung, noch etwas kalte, aber harmonische und klangvolle Farbe zeichneten es aus. Auch das neueste allerhöchst approbirte und zur photographischen Reproduktion verstattete Porträt der Königin Augusta (eine photographische Originalaufnahme existirt bekanntlich nicht!) rührt von Plockhorst her; das Original ist eine technisch höchst anerkennenswerthe Kreidezeichnung von mäßigem Umfange. — Gleichfalls durch ein Damenporträt von höchster Schönheit trat Ernst Hildebrand hervor; als Meister dekorativer Malereien von glänzendster Wirkung hat er die Gestalt durch einen vortrefflichen Hintergrund zu heben verstanden, die Figur selber war mit Wärme in einer kräftigen und doch feinen Pinselführung gemalt.

Vielleicht das Allerbedeutendste im Bildnißfache war in „Idealporträts" oder „Studien" geleistet. Mit einer derartigen Arbeit beherrschte Gustav Richter, der das eigentliche Bildnißfach diesmal leer gelassen, trotzdem die ganze Gattung. Seine „Odaliske", ein lebensgroßes weibliches Brustbild von ganz zauberhafter Schönheit, machte schon bei ihrem ersten Auftreten in dem sehr kühlen Berlin einen gewaltigen Eindruck. Wirklich kann etwas Vollendeteres sowohl in Beziehung auf die Meister-

Digitized by Google

schaft einer allgefügigen Technik wie noch mehr auf eminent malerische Wirkung und fesselnde Kraft nicht gedacht werden. Die befriedigte sinnliche Schönheit kann reizender und glänzender nicht dargestellt werden. Ein künstlicher Beleuchtungseffekt erhöht den Reiz der Erscheinung, ohne gesucht zu wirken. Die Farbe ist von solcher Gluth und Kraft, daß in weitem Umkreis alles um dies Bild erblaßt. Dabei ist Empfindung, Geschmack und Auffassung so gesund, daß keine schwächlichen oder heiligen Nebengedanken entstehen. Man würde ziemlich weit in der Geschichte zurückgehen müssen, um ein würdiges Seitenstück zu einem solchen Bilde zu finden. — Der Kopf eines neapolitanischen Fischerknaben, den er daneben ausgestellt hatte, fand bei Vielen fast noch mehr Beifall, wir vermuthen, eben weil er nicht so absolut vollendet war. Denn der allgemeinste und lauteste Applaus wird stets der Mittelmäßigkeit gespendet; womit nicht etwa angedeutet sein soll, daß Richters Fischerknabe nur mittelmäßig wäre, er ist vielmehr an sich sehr vortrefflich, nur steht er der Odaliske nach durch ein Mehr von Reflexion und Absichtlichkeit, die übermäßig großen und tiefen Augen, das bläßliche, beinahe kühle Inkarnat, das nicht recht glückliche Verhältniß des Kopfes zu dem sichtbaren Theile des Körpers. — Ein kleines reizvolles ägyptisches Genrebild bereitete das späte Erscheinen einer großen Aquarelle vor, welche den Tanz von zwei Almehs (ägyptischen Tänzerinnen) vor einem vornehmen Manne, bei Mondschein und gleichzeitig wirkender künstlicher Beleuchtung darstellte. Es ist schwer zu sagen, ob man in diesem Bilde mehr die Schönheit der Erscheinungen, die Anmuth der Bewegungen, den feinen Fluß der Komposition, die intelligente Behandlung des doppelten Lichtes, die gedämpfte und doch gesättigte Pracht der Farben, die Meisterschaft der Technik in allen Punkten bewundern sollte. Es stand eben Alles auf gleicher — höchster Höhe.

Eine reichlich lebensgroße weibliche Halbfigur von Adalbert Begas war als „Studie" früher — dünkt uns — treffend als „Das deutsche Lied" bezeichnet. Alles, was der höchst begabte Künstler aus dem wohlverstandenen Studium der alten venezianischen Meister an koloristischem Feingefühl gewonnen, hatte er hier aufs Glänzendste bethätigt. Mit höchster Kraft wirkten die in großen Massen gesammelten gluth- und lebenvollen Farbentöne, und sie ließen Formen erscheinen, in denen sich ein kaum minder geweckter Sinn für Linienschönheit und für ausdrucksvolle Größe bewährte. Namentlich gerade im Hinblick auf die ursprünglich beabsichtigte Bedeutung der Figur verdient die Charakteristik das höchste Lob. Es war dies Begas' bestes Bild. Ihm zunächst standen zwei Brustbilder, ein männliches und ein weibliches, beide interessant aufgefaßt und glänzend ohne Ostentation gemalt. Einige größere Damenporträts waren nicht voll auf der Höhe der malerischen Wirkung wie frühere. — Der Künstler hatte auch noch ein mythologisches Bild ausgestellt, welches der Herr Minister von Mühler auf den Fittigen seines Ruhmes durch den Kladderadatsch mit sich emporgeführt hat. Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß dasselbe und zwei andere wegen (nur für Herrn von Mühler) „anstößiger Nacktheiten" noch unmittelbar vor Schluß der Ausstellung auf direkten Befehl des Ministers an unscheinbare (originellerweise aber thatsächlich für sie günstigere) Plätze umgehängt werden mußten. — Amor findet durch blühendes Gesträuch vordringend Psyche von dem Dampf aus der Unterweltsbüchse betäubt am Boden liegend. Begas besitzt für derartige Scenen eine blühende und feine Phantasie, einen edlen Schönheitssinn, eine zarte Beseelung seiner Gestalten und ein trefflich gestimmtes Kolorit. So war, von wenigen ziemlich unwesentlichen Erinnerungen abgesehen, das Bild eine wirklich treffliche Leistung und eine Zierde der Ausstellung, die des von dem Minister ihr gegebenen Reliefs gar nicht bedurft hätte, der aber von Anfang an eine günstigere Stelle zu wünschen gewesen wäre.

Von den ägyptischen Darstellungen Gustav Richters macht sich ganz natürlich der Uebergang zu den Werken von Wilhelm Gentz, der sich im Orient vollkommen heimisch gemacht hat und sein Leben uns in meisterhafter Schilderung vorzuführen liebt. In einem „Abend am Nil" hat er glücklich eine Aufgabe gelöst, an der er in einer älteren „Studie" fast gescheitert ist, eine Heerde Flamingo's am Wasser malerisch zu verwerthen. Es ist ihm gelungen, durch Einführung violettlicher und rosafarbener Tinten in die Abendbeleuchtung und die Spiegelung im Wasser Vermittelungen und Anknüpfungen für die eigenthümliche Farbe der Thiere zu gewinnen, und so ein koloristisches Ganze von schönem Fluß hervorzubringen. Wahrhaft glanzvoll aber war seine Produktion in dem „Märchenerzähler bei Kairo", wo uns

Digitized by Google

alle Poesie des Orients gewissermaßen im Extrakt vorgeführt wird. Wir unterlassen eine Beschreibung, die uns nichts nützen würde. Denn was giebt es für eine Vorstellung von dem Bilde, wenn man von den bunten Gruppen der lauschenden Zuhörer um den phantastischen Rhapsoden spricht, von den Menschen, die den Weg zur Stadt ziehen, von dem Thor und den Mauern derselben im Hintergrunde? Das Was hat nichts Außergewöhnliches; wer aber beschriebe das Wie? wer die lebendige Wahrheit in allen Gestalten, wer die Mannichfaltigkeit in der Charakteristik, wer das überzeugende Gewimmel dieses regen, bunten Lebens, wer den Reichthum und die Pracht der Farben, wer das Abendlicht, das alles mit magischem Schein übergießt? Die Schönheit der orientalischen Welt und des orientalischen Lebens hat viele begeisterte und berufene Interpreten gefunden, aber einen solchen, neben den Gentz sich zu stellen zagen müßte, nicht.

Es ist ein weiter Schritt abwärts zu Wilhelm Amberg; leider, denn der Künstler hätte es nicht nöthig. Er hat Gemüth, Anmuth, Kompositionstalent, Farbe; er hat früher viel Schönes hervorgebracht, und nun seit einiger Zeit verzettelt er seine schätzbare Kraft in Fadheiten, um von einem blasirten Modegeschmack Nutzen zu ziehen. Oder ist es nicht eine Verirrung, fünf im Walde sitzende ganz unreife Backfische zu malen, in Thränen verschwimmend bei der Lektüre von Werthers Leiden? Oder jene elegante Dame zum Globus treten zu lassen, um, mit dem zarten Finger auf einen Punkt im fernen Indien deutend, den „Brief aus weiter Ferne" zu lesen? Das ist doch wohl — trefflich, wie hier in der That, gemacht oder nicht — Kunst für bleichsüchtige Frauenzimmer, und Amberg ist ein Mann, das hat er bewiesen; es ist Schade um ihn.

Antonie Volkmar, die längst geschätzte und seit dem Sensationserfolge ihrer „neuen Gouvernante" wohl überschätzte, sehr begabte Künstlerin, ist diesmal weniger glücklich mit der Wahl ihres Sujets gewesen, dem „Beginn einer Künstlerlaufbahn"; es ist die erste Produktion einer kleinen Violinvirtuosin vor einem geladenen Kreise von Gönnern, so scheint es. Eine etwas pedantische Aermlichkeit bricht der malerischen Wirkung die Spitze ab, so viel liebenswürdige Einzelheiten und gut gemalte Partien in dem Bilde sind. Ein kleines Genrebild „Die Botschaft" producirte das niedliche Köpfchen eines Landmädchens, um das der alte Meyerheim die Künstlerin beneiden möchte.

Eine der neuesten und gefeiertesten Berliner Berühmtheiten ist Emma von Schoultz, die sich durch gemüthliche Anordnung ihrer Bilder, Delikatesse und Sicherheit in der Behandlung, ansprechende, wenn auch nicht immer ganz korrekte Zeichnung und ein sehr feines und wohlverstandenes Kolorit auszeichnet. Neben einigen kleineren Bildern, unter denen besonders ein einfaches „Interieur" Beachtung verdiente, captivirte sie das Publikum durch ein Bild unter dem Namen „Die Kondolenzvisite". Eine liebliche, blühende, sehr junge Dame, die Wittwe, wie genugsam angedeutet ist, eines alten Mannes, empfängt den Beileidsbesuch eines hübschen Artillerielieutenants. Das Benehmen beider obgleich sie sich im Moment möglichst zurückhalten, erweckt unmittelbar die Vorstellung, daß sie bald ein Paar sein werden. Das Bild war sehr flott und dreist vorgetragen und hatte manche sehr lobenswerthe Einzelheiten; dennoch mußte im Ganzen die Situation, namentlich als Erfindung einer Dame, ernste Bedenken erregen. Auch einige Manierismen waren zu bemerken.

Ein umfang- und figurenreiches Genrebild von Hermann Kretzschmer brachte diesen durch liebenswürdigen Humor höchst anziehenden und in der Gestaltung freundlichen Künstler recht angenehm in die Erinnerung. Es stellte einen Landarzt dar, der beritten bei dem Kruge des Dorfes von seinen mannichfachen Patienten und deren Begleitern umdrängt wird.

Fritz Werner, dem man früher schon nicht abgeneigt war, den Namen des deutschen Meissonier beizulegen, hat nun Gelegenheit genommen, in Paris sein wahlverwandtes Vorbild genauer kennen zu lernen und davon entschiedenen Vortheil gehabt, so daß er jetzt wohl begründeten Anspruch auf jenen Ehrennamen hat. Namentlich ein Rococobild „Nach Tische" in seiner detaillirten Durchführung und einem feinen, kühlen Ton, und ein höchst vorzügliches Genrestück „Bilderhandel", in einer kühnen, fast breiten Behandlung und in energischen warmen Farben, stachen unter dem gesammten Bestande der Ausstellung als Hauptwerke hervor.

Dasselbe war in noch eminenterem Grade mit sechs Bildern von Adolph Menzel der Fall. In wahrhaft genialer Weise hat er sich für die Schilderung des Lebens eine neue Art der Darstellung gesucht und gefunden, in deren Handhabung er vorläufig lange unerreicht bleiben dürfte. Er nimmt, wie kein Anderer, kaum ein crasser Naturalist vom Schlage eines Courbet mit dem vorlieb, was und wie es ihm die

Digitized by Google

Wirklichkeit bietet. Aber allerdings ist ein weiter Schritt von roher Nachahmung des vor Augen Stehenden zu seiner Kunst. Zunächst versteht er das Geheimniß, überall fertige Bilder zu sehen. Nicht insofern Etwas da ist, sondern insofern es ein Bild, eine abgeschlossene und vor Allem charakteristische Erscheinung darstellt, interessirt es ihn. Und in der künstlerischen Reproduktion solchen in der Wirklichkeit erschauten Bildes besitzt er eine Unmittelbarkeit, daß der lange Weg aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel bei ihm auf Null reducirt zu sein scheint, und die gewöhnlich angenommenen natürlichen Schranken der Malerei für ihn kaum noch existiren. Man weiß, welche Schwierigkeiten und Umstände dem Maler die Darstellung von Handlungen macht, weil er nicht Bewegungen, sondern nur das Sein im Moment gebannt zur Anschauung bringen kann. Menzel weiß aber den Moment so im flüchtigsten Höhepunkt der Handlung und Bewegung zu erfassen, daß die Illusion entsteht, als sehe man Bewegungen. Was ist es, was auf den Straßen einer Großstadt dem Leben jenen überwältigend großartigen Anstrich giebt, anders als das endlose Drängen und unaufhörliche sich Ablösen der mannichfaltigsten und verschiedenartigsten Dinge, jener kaleidoskopische Wechsel, in dessen Wirbelsturm kein fester ruhender Punkt zu finden ist? Und was könnte es Unfaßbareres für die Kunst der Malerei geben als gerade solch buntes Spiel, einem Schauspiel ähnlicher, als einem Bilde?! Und doch weiß Menzel solchem regen Gewimmel im Bilde den vollen Zauber abzugewinnen, im Gemälde den Schein des bewegten Lebens zu erzeugen. Schon in einem Bilde des Tuileriengartens trat dies vor zwei Jahren Staunen erregend hervor. Jetzt in einem „Wochentage zu Paris", an irgend einer der belebtesten Ecken der Weltstadt, hat er das Wunder vollbracht, sogar noch die prickelnde Unruhe auf jenem Bilde zu überwinden und, ohne an Lebendigkeit und Fülle einzubüßen, in der Totalerscheinung künstlerische Sammlung zu gewinnen. Die andeutende Leichtigkeit, die bezeichnende Flüchtigkeit, die meisterhafte Ausbeutung der gebotenen koloristischen Töne, die mit souveräner Kraft erreichte Einheit der Färbung, all das bietet unerschöpfliche Anlässe zur Bewunderung und zum Staunen; aber nicht zum blöden Staunen bloß, wie so etwas möglich sei, sondern zum wirklichen erfreulich genießenden Staunen über die vollendete Meisterschaft in der Kunst. Kaum minder Staunen erregend und durch einen starken Beisatz Menzelschen geistreich sarkastischen Humors noch anziehender war eine „Tanzpause" bei einem Berliner Hofball, übrigens nebenbei ein Kabinetsstückchen von den feinsten und unübertrefflichsten Feinheiten in der Ausführung des Details. Ein im Format bedeutenderer „Missionsgottesdienst in den Buchenhallen bei Bad Kösen" schloß sich in ganz ähnlicher Weise, natürlich in gemüthlichem Charakter, an. Zwei kleine Blätter in Aquarell und Gouache bewährten den Meister auch in dieser Technik und in der eingehenderen Schilderung bedeutender Charaktere. Ein großes allegorisches Frontispice zu einem Festalbum (zum fünfzigjährigen Jubiläum der Heckmannschen Kupfer- und Messingwerke bei Berlin) kann endlich leider nur noch kurz Erwähnung finden. Es ist wie alle Werke Menzels in diesem Genre, in dem er sich durch sinnige Auffassung, sprudelnden Reichthum, spielend leichten Aufbau bei innerlich strenger Architektonik und unvergleichliche Durchbildung bis in das Einzelnste hinein vor allen etwa neben ihm zu Nennenden weit hervorragend auszeichnet, von unerschöpflicher Fülle und einer so allseitigen und absoluten Vollendung, daß es zu dem Belangreichsten gehört, was die Kunst in der Gegenwart hervorbringt, und diese Art von Aufgaben, die man — übrigens grundfälschlich falsch — im Allgemeinen mit einer gewissen Geringschätzung anzusehen gewohnt ist, in ihrer vollen, sehr hohen Bedeutung erkennen läßt.

Bruno Meyer.

Nekrolog.

Aumüller, Max Emanuel, Inspektor der königlichen Glasmalereianstalt in München, † daselbst am 8. December. Er war 1807 geboren und zuerst zum Architekten ausgebildet. An der Münchener Akademie richtete er seine Studien hauptsächlich auf die Ornamentik. Er wurde dann als Ornamentzeichner in der königlichen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg angestellt, wandte sich aber bald der durch Frank wieder erweckten Glasmalerei zu. Für die Ausbildung der Technik und damit für den Ruhm der Münchener Anstalt hat Niemand so viel und so erfolgreich gewirkt wie er. An allen großartigen Arbeiten der königlichen Glasmalereianstalt hatte er einen hervorragenden Antheil als Leiter der Ausführung und — namentlich in früheren Jahren — als Ornamentist. Später widmete er sich aus Liebhaberei der Architekturmalerei, in der sein früheres Studium ihn befähigte, namentlich in Bezug auf Verständniß der Bauformen und Korrektheit der Zeichnung Bedeutendes zu leisten. Die Farbe erinnerte an die Gewohnheit des Umganges mit ungebrochenen durchscheinenden Farbentönen. Seine großen Verdienste wurden durch Ernennung zum Mitgliede der Münchener Akademie und durch Verleihung vieler Orden anerkannt.

Neue Bücher.

Italienische Blätter, von H. Riegel. Hannover, Rümpler.

Kupferstich-Sammler, Handbuch für. Von A. Andresen. 2. Bd. Leipzig, T. O. Weigel.

Bercelli, Giovannantonio Bazzi, Leben und Werke des Malers. Von A. Janſen. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Digitized by Google

Geographie.

Die Bulgaren, ihr Streben und ihre Bedeutung. II. Die Geschichte der Bulgaren ist alt und läßt sich in drei Abschnitte theilen: in eine rein slavische, eine finnisch-bulgarische und in eine slavisch-bulgarische*). Die slavischen Chronisten behaupten, daß ihr Volk schon in der vorgeschichtlichen Zeit auf der nördlichen Balkanhalbinsel gehaust habe, aber fortgezogen sei, nachdem Thraker, Kelten, Römer und Germanen ihm nacheinander „Gewalt angethan". Unter Attila, dies ist sicher, setzten sich Slaven auf dem linken Ufer der unteren Donau fest; 100 Jahre später, im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts tauchten sie fast geräuschlos in Kleinskythien, Mösien und Illyrien auf, aber vom Jahre 548 an wälzten sie sich wie ein verheerender Strom über Dardanien, Thrakien, Macedonien und Dalmatien, alles verwüstend und mordend, was ihnen unter die Hände kam. Sogar Hellas überschwemmten sie und setzten sich darin fest. Die furchtbare Niederlage bei Adrianopel (583) brachte ihre Massen zum Stehen und sie vegetirten dann, scheinbar harmlos, und gewiß ohne staatlichen Zusammenhang, bis zum Jahre 678. Da brach das finnische Steppenvolk der Bulgaren aufs Neue herein, nachdem es seit 499 wiederholt Einfälle gemacht hatte und jedesmal bis Konstantinopel vorgedrungen war. Diesmal kamen sie, um im Lande zu bleiben. Ihr Herrscher oder Chakan hieß Asparuch, und sein Reitervolk bildete etwa den vierten Theil der an der Wolga hausenden Nation, die um jene Zeit nach verschiedenen Gegenden auseinanderstieb und sogar nach Italien kam. Asparuch war ein kluger Mann, und nachdem er das Heer des Kaisers Konstantin Pogonatus auseinander gesprengt hatte, machte er in den Balkanpässen Halt und unterwarf sich zunächst die sämmtlichen acht Slaovenstämme der eigentlichen Bulgaren, dann erst drang er verheerend in Thrakien ein. Der Kaiser mußte 680 mit ihm Frieden schließen und ihm das Land vom Balkan bis zur Donau abtreten, auch Tribut zahlen.

So entstand das bulgarische Reich, das mit häufig wechselndem Geschick bis 1390 dauerte, wo es für immer gestürzt wurde. Schisman hieß der letzte Kral oder König, und dieser endete sein Leben in türkischer Gefangenschaft. Die Bulgaren sind demnach ein Mischvolk aus zwei völlig verschiedenen Rassen, die sich im Laufe von 150 Jahren sprachlich, wenn auch nicht sobald in Sitte und Lebensart vermischten. Alle Slaven der Hämushalbinsel, so weit sie nicht zu den um 640 aus Galizien eingewanderten Kroaten und Serben gehörten, wurden bald bulgarisch. Der fremde Stamm herrschte unter ihnen als Adel, lieferte die Bojaren sowie die Herrscher und war überhaupt die treibende Kraft. Im Jahre 860 trat das ganze Volk zum Christenthum über. Der griechische Priester Method hat es getauft, nachdem schon fünf Jahre zuvor der griechische Philosoph Cyrill die bekannten slavischen Schriftzeichen eigens für die Bulgaren erfunden hatte. Vorher bedienten sich die Slaven der Runen, wie der Mönch Chrabr, ein Zeitgenosse des Cyrill, ausdrücklich sagt. Gleich nach ihrer Bekehrung wandten sich die Bulgaren voller Gewissenskrupel nach Rom mit einem langen Verzeichniß von Fragen, welche den interessantesten Aufschluß über Anschauungen, Sitten und Gebräuche sowie Verfassung des merkwürdigen Volkes zu jener Zeit enthalten. Papst Nikolaus I. sandte ihnen die Fragen nebst Antworten um 866 wieder zurück. Ueberhaupt schwankten die Bulgaren beständig zwischen Unterwerfung unter das Patriarchat von Rom und das von Konstantinopel. Sie hatten auch mehrmals ein eigenes Patriarchat, das kanonisch richtig von dem Patriarchen zu Konstantinopel eingesetzt ward, aber wohl nicht kanonisch richtig durch byzantinische Kaiser, z. B. Zimischi, aufgehoben wurde, sobald sie Bulgarien erobert hatten, was wiederholt vorkam. Die bulgarischen Könige ließen sich auch mehrmals in Rom den Kaisertitel bestätigen, den ihnen Byzanz nur im äußersten Nothfalle zugestand. Das Unglück der Bulgaren war, daß sie sich nie zu der Idee erheben konnten, Byzanz zu erobern und zur Hauptstadt ihres Reiches zu machen. Nur ein einziger ihrer Herrscher, der Tzar Simeon hatte vorübergehend im Jahre 923 den ernsten Willen hierzu, trat aber, schon am Ziele, wieder zurück. Die bulgarische Ge-

*) Ueber die gleichbedeutende Anwendung der Bezeichnungen finnisch, tatarisch und tschudisch (ikthisch) schwebt ein gelehrter Streit, auf den hier keine Rücksicht genommen werden kann. Vielleicht einigt man sich dahin, daß alle Tschuden, Tataren ꝛc. Finnen sind, aber nicht alle Finnen Tataren, Tschuden ꝛc., so wie man zugegeben hat, daß alle Angeln Sachsen waren, aber nicht alle Sachsen Angeln.

Digitized by Google

schichte zeigt uns eine merkwürdige Abwechselung von völliger Erschlaffung und höchster Kraftentfaltung der Nation; Steigen wie Fallen geschah stets ruckweise. Dabei war das Reich bis zu seinem völligen Sturze immer ein wichtiges Bindeglied in der europäischen Staatenkette, denn es vermittelte die Handelsbeziehungen des Orients mit dem Occident, wobei es sich durch auffallend vernünftige Grundsätze in seinen Handelsverträgen mit den verschiedensten fremden Staaten auszeichnete. Die Folge war, daß es von Gold und Ueberfluß strotzte und so stets eine verlockende Beute für raubgierige Nachbarn war. In religiöser Beziehung war es von jeher ein Sitz der „Ketzerei", besonders der Sekte, welche sich die Paulikianische oder Bogumilische nannte, zu der mitunter sogar die bulgarischen Herrscher gehörten. Es scheint, daß diese Sektirer und die römischen Katholiken, welche wiederholt blutig verfolgt wurden, beim Eintritte der Türkenherrschaft massenhaft zum Islam übertraten, um sich an ihren früheren Unterdrückern entsetzlich rächen zu können.

Es ist nicht der Zweck dieses Artikels, eingehend bei der bulgarischen Geschichte zu verweilen, deshalb müssen die wenigen gegebenen Andeutungen über die Vergangenheit der Bulgaren zum Verständniß ihrer Gegenwart genügen, und wir können nun die Bestrebungen dieses Volkes näher in Augenschein nehmen. Um was die Bulgaren ringen, das läßt sich eigentlich besser beschreiben, als kurzweg angeben. Sagt man, sie kämpfen um religiöse Selbstständigkeit, dann muß man gleich hinzufügen, daß ihre Gegner nicht die Türken, sondern ihre eigenen Glaubensgenossen sind; daß es sich ferner hierbei nicht allein um Religion, sondern auch oder vielmehr hauptsächlich um die Nationalität handelt, wobei wieder nicht in erster Reihe die Türken, sondern die neugriechischen Mitsklaven die Gegner sind. Außerdem muß man hinzufügen, daß wohl nur die bulgarischen Führer, nicht aber das Volk einen Kampf um sogenannte ideale Güter zu führen vermeinen, weil es sich dabei zunächst thatsächlich um Abwehr von Verhungern und Nacktheit handelt. Es wird nicht mit Blei und Eisen gefochten, sondern mit Duldung und Worten und Schriften. Dieser lange andauernde Kampf wird in Europa meist sehr falsch beurtheilt, es ist daher nöthig, hierüber folgende Erklärung zu geben.

Als Bulgarien den Türken zur Beute fiel, hatte das griechische Patriarchat sehr wenig Einfluß auf die von jeher mehr oder minder unabhängige bulgarische Kirche, deren Hochsitze bald in Silistria, T'rnow oder Ochrida waren. Vom Beginn der Türkenherrschaft (1390) bis zum Falle Konstantinopels (1453) hörte jede Beziehung des Stambuler Patriarchats zur bulgarischen Kirche vollständig auf und die Bulgaren lebten unter geistlichen Oberhirten, welche von den Sultanen willkürlich eingesetzt, aber doch aus dem Priesterstande entnommen wurden. Beim Falle Konstantinopels gab es nicht einmal einen griechischen Patriarchen, denn der letzte war gestorben, und über die Wahl eines neuen hatten sich die wegen der Union tödtlich untereinander verfeindeten Griechen nicht einigen können und, schlimm zu sagen: der Türke mußte hier eingreifen und der griechischen Nation ein Kirchenoberhaupt schaffen. Sultan Muhamed II. war ein Ungeheuer in Menschengestalt, aber ein staatenbildendes Genie ersten Ranges. Er schätzte den Werth einer vereinfachten Verwaltung und wußte, daß die Rajahs am bequemsten zu hüten und zu scheeren waren, wenn man ihnen geistliche Nationshäupter gab, die für sie verantwortlich waren und ihre inneren Angelegenheiten verwalteten. Aus diesem Grunde entschloß er sich schon am vierten Tage nach der Eroberung seiner neuen Hauptstadt, der nunmehr völlig in seine Gewalt gerathenen griechischen Rajahnation ein geistliches Oberhaupt zu geben, obwohl noch alle Gräuel in der unglücklichen Stadt tobten. Er befahl, daß die wenigen überlebenden Priester, welche sich noch in den Mauern fanden, sofort einen Patriarchen wählten, und setzte diesen dann mit großer Feierlichkeit und unter Beobachtung einer für türkische Begriffe kaum glaublichen Herablassung in sein Amt ein. Bei dem Ceremoniel richtete er sich einigermaßen nach dem von den byzantinischen Kaisern bei solcher Gelegenheit innegehaltenen. Die Sultane haben sich aber das Recht der Absetzung, Bestrafung und sogar Tödtung der griechischen Patriarchen vorbehalten und verschiedene Male thatsächlich ausgeübt. Nun muß man beachten, daß dies von den Türken wieder ins Leben gerufene Patriarchat nur für die neugriechische, aber für keine slavische oder andere Nation bestimmt war. Da aber die griechischen Fanarioten (so genannt nach dem Fanar, dem von ihnen bewohnten Stadtviertel Konstantinopels) an Schlauheit, Zähigkeit und Habgier kaum ihres Gleichen in der Welt finden, so wußten sie es in 200 Jahren dahin zu bringen, daß ihnen die Türken auch die geistliche Herrschaft über die christlich gebliebenen Bulgaren, Serben, Bos-

Digitized by Google

niaken und Rumänen übertrugen, weil ihnen plausibel gemacht wurde, daß sie auf diese Weise mehr Geld aus den genannten Slavennationen herausschlagen würden. Dies hängt so zusammen: Alle geistlichen Aemter werden durch das Patriarchat verkauft, jedoch nicht auf Lebenszeit, sondern auf unbestimmte Dauer, denn der Kauf gilt nur so lange, als der Inhaber eines Amtes nicht durch Mehrgebot von anderer Seite ausgekauft wird oder er die Zufriedenheit der Türken und machthabenden Fanarioten durch beständige Geschenke neben dem jährlichen Tribute sich zu erhalten weiß. Die hohe Pforte ertheilt dem Käufer das Exequatur, natürlich nur gegen Geld. Die Summen, welche auf diese Weise für einen Bischofssitz gezahlt werden, grenzen an das Unglaubliche. Mit wenigen Ausnahmen bleiben diese Aemter stets in fanariotischen Händen, weil die Stambuler Griechen fast allein die zum Kaufe nöthigen ungeheuren Mittel haben und überdies alle Nichtgriechen mit Recht beargwöhnen. Der kaufende Bischof setzt dann die Heerde in Kontribution, um den Kaufpreis, sein Jahresgehalt, den Tribut, die Geschenke und außerdem ein kolossales Vermögen aus dem Amte herauszuschlagen und einen grenzenlosen Aufwand bestreiten zu können. Er verkauft, resp. verpachtet nun jedes geistliche Amt seiner Diöcese, wobei nicht die Würdigkeit, sondern nur die Zahlungsfähigkeit des Kandidaten entscheidet. Für eine Pfarre werden 100—600 Dukaten gezahlt, je nach ihrer Einträglichkeit. Oft kauft ein Spekulant mehrere Pfarren zugleich und läßt sie von einem armen Priester für ein Geringes verwalten. Da wird nun für alles und unter allen Vorwänden Geld von den Pfarrkindern erpreßt, denn jede kirchliche Handlung muß bezahlt werden, aber nicht nach einer feststehenden Taxe, sondern nach Gutdünken der „Seelsorger". Es geht dies so weit, daß viele alte Leute ungetauft sterben, weil ihre Eltern und später sie selber nicht im Stande waren, die verlangten Taufgebühren zu bezahlen. Es gibt aber Veranlassungen, bei denen die Bulgaren den Zangen der Kirche sich nicht entziehen können, z. B. Todesfälle. Da verweigern dann die Priester das Begräbniß so lange, bis ihre Habgier befriedigt ist. Es wird genommen, was zu nehmen ist — Vieh, Sachen, Feldfrüchte, Geld ꝛc. Außerdem, daß die kirchlichen Handlungen bezahlt werden müssen, werden Kontributionen zum Unterhalt der Geistlichen ausgeschrieben, und die türkischen Behörden sind gehalten und gern bereit, als Exekutoren die Requisitionen einzutreiben, denn die Unterdrücker im Turban gehen innig Hand in Hand mit den Blutsaugern unter dem Priesterhut. Nur wenn man das elende Leben der Mehrzahl der Rajahs gesehen hat, begreift man, wie es möglich ist, daß die Priesterschaft Jahr aus Jahr ein so ungeheure Summen noch neben dem herauszuziehen vermag, was die Türken erpressen. Auf 30—60,000 Thaler jährlichen Einkommens weiß es so ein Bischof zu bringen!

Das Aussaugesystem der Fanarioten ist leider noch nicht das Schlimmste, was diese arge Nation gegen Bulgaren, wie Slaven überhaupt, in Anwendung bringt: Die Fanarioten sind in sittlicher Beziehung wahre Pestbeulen für ihre Heerden, denn was es nur an scheußlichen Lastern gibt, das klebt diesen in der Stambuler Pesthöhle Aufgewachsenen an und sie geniren sich in ihren Passionen nicht im Geringsten. Ueberdies haben die Bischöfe die unumschränkte Aufsicht über den Unterricht und die kirchliche Gerichtsbarkeit. Beide benutzen sie zur geistigen und nationalen Knebelung des unglücklichen Volkes, wobei sie alle Grenzen überschreiten und sich beständig der türkischen Mithülfe bedienen. Bulgarische Bücher, die nicht aus dem Neugriechischen übersetzt sind, lassen sie konfisciren und verbrennen, die Eigenthümer aber bestrafen; Schulen, von denen sie vermuthen, daß ein slavischer Geist statt des byzantinischen in ihnen geweckt werde, lassen sie sofort schließen und verhelfen dem Lehrer zu einem peinlichen Inquisitorium vor den Türken. Jede Erinnerung, jedes Andenken an die Bulgarenzeit vernichten sie ohne Erbarmen, sobald es in ihre Hände fällt, und wenn es das kostbarste Dokument wäre. Im Jahre 1859 entdeckte man eine große Sammlung uralter bulgarischer Handschriften in der Kirche Trnowo eingemauert. Sie hatten dort seit der türkischen Eroberung unentdeckt gelegen und enthielten Aufschlüsse über die älteste bulgarische Geschichte — doch Neofit, der fanariotische Metropolitan, ließ sie sämmtlich verbrennen. Noch mehr, derselbe Ehrenmann (der beiläufig gesagt Männer und Frauen seiner Heerde vor den Pflug spannen ließ!) bemerkte, daß die Säulen der Kirche alte slavische Inschriften trugen; sofort ließ er dieselben sorgfältig abschleifen, da ihr Inhalt möglichenfalls slavische Erinnerungen hätte wecken können. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß unter so rohen und geistig verwahrlosten Oberhirten auch nur die unwissendsten Menschen als Pfarrer und Erzpriester dienen. Manche dieser Leute können nicht einmal lesen,

Digitized by Google

sondern sagen die Gebete auswendig her, wobei sie das Buch so halten, als ob sie daraus läsen. So ist es den Fanarioten recht, denn sie wissen zu gut, daß jedes Wissen und die geringste Aufklärung ihnen Schaden bringt und die Verwirklichung ihres Traumes von einem neubyzantinischen Reiche beeinträchtigt. Sie haben auch die Türken, die sich sonst um dergleichen Gjaursangelegenheiten nicht kümmerten, von der Nothwendigkeit der Unterdrückung all und jeder Aufklärung der Slaven überzeugt und sind die schlimmsten Spione der muhamedanischen Gewalthaber. Ein fernerer Uebelstand des fanariotischen Kirchenregiments ist der Umstand, daß es das Weiterfressen des Griechenthums ungemein begünstigt, denn es geht beständig darauf aus, statt der slavischen sich der neugriechischen Sprache beim Gottesdienste zu bedienen, und dieser Tausch hat einen ungemein großen Einfluß gegenüber geistig so vernachlässigten Menschen, wie die Bulgaren es sind.

Angesichts der Wehrlosigkeit der unglücklichen Nation kann man nur zugeben, daß es von ihren Führern ein Akt großer Klugheit war, zunächst den Kampf gegen die Fanarioten zu eröffnen. Werden sie diese Blutsauger los, dann wird der Zustand des niederen Volkes zunächst materiell ein wenig erträglicher, denn indem die „goldgeschwollenen" Stambuler Griechen vom „Bieten" ausgeschlossen werden, müssen die Preise der Bischofssitze und Pfarren nothwendigerweise sinken, mithin der vornehmste Grund der unmenschlichen geistlichen Erpressungen wegfallen. Die niedrig denkenden Popen (Papas) werden dann wohl von den bulgarischen Metropoliten in ihrer Habgier gezügelt, statt wie jetzt, dazu angespornt werden. Es wird dann ferner die geistige und nationale Unterdrückung aufhören, das Volk wird von seiner Geschichte etwas erfahren und Bücher lesen lernen, die Gemeinnütziges enthalten. Alles Dinge, die jetzt strenge verpönt sind. Die orientalischen Christen sind an Dulden und Abwarten gewöhnt; Zeit spielt bei ihnen keine Rolle; eine Generation überliefert der andern die zu lösende Aufgabe. So sehen wir, daß der Kampf um eine nationale Kirche von den Bulgaren passiv seit dem Falle ihrer kirchlichen Unabhängigkeit geführt worden ist, aktiv hingegen schon seit mindestens dreißig Jahren. Jetzt stehen sie an der Schwelle des Sieges. Die Türken unterdrückten früher auf Verlangen der Orthodoxen mit Henkerschwert und anderen barbarischen Mitteln jede Regung von Sektirerei unter den von ihnen anerkannten christlichen Konfessionen; in neuerer Zeit sind sie jedoch zu der Erkenntniß gekommen, daß es für sie vom größten Vortheile sei, wenn sie die gewaltige Masse der orthodoxen griechischen und armenischen Kirche durch Zwiespalt und Abfall schwächen lassen. Um dies zu bewerkstelligen, nahmen sie die von Rom seit Jahrhunderten angebotene Hülfe an und gaben den Sendlingen der römischen Propaganda sowie den Jesuiten und Franciskanern allen nur erdenklichen Vorschub bei der Proselytenmacherei. Man erleichterte sogar in materieller Beziehung das Loos der zur römischen Kirche gehörigen oder übergetretenen 200,000 Bulgaren, die sich außerdem des gewaltigen Schutzes Frankreichs und Oesterreichs erfreuten, während die griechischen völlig schutzlos blieben. Andrerseits verhängte man noch ganz neue Leiden über die griechischen Bulgaren, so u. A. die tscherkessische, tatarische und muhamedanisch-serbische Einwanderung, wobei die Türken allerdings dem herzlos selbstsüchtigen Rathe Englands folgten. Nicht bloß, daß die neuen Ankömmlinge das von den Bulgaren kultivirte und gerodete Land in Beschlag nahmen, den Verdrängten Vieh und Korn raubten, scheußliche Gewaltthaten an Leib und Ehre der Unterdrückten ausübten, nein, die Aermsten mußten auch den fremden Räubern entweder die eigenen Hütten einräumen oder in barbarischer Frohnde neue Häuser bauen. Gegen die römischen Bulgaren kamen diese Mißhandlungen nicht in Anwendung, und trotz alledem erreichten die Türken nicht nur nicht, was sie wollten, sondern das gerade Gegentheil. Ihnen war es darum zu thun, daß durch Abfall vom griechischen Bekenntniß zwischen beiden Konfessionen ein für sie so günstiges Zahlenverhältniß herauskäme wie etwa in Bosnien, woselbst 2 Fünftel der Christen römisch und 3 Fünftel griechisch sind. Ein Gesammtübertritt von der griechischen zur römischen Kirche wäre ihnen jedoch nichts weniger als genehm, denn die sämmtlichen Geistlichen der letzteren Kirche sind „Exterritoriale", d. h. Unterthanen fremder Staaten und als solche der türkischen Justiz nicht unterworfen: überdies träte dann eine noch viel gefährlichere Glaubenseinheit an Stelle der anderen. Aber die Bulgaren griffen mit der den Rajahs eigenthümlichen Klugheit zu einer für die Türken noch weit schlimmeren Alternative — die ganze Masse des Volkes erklärte einstimmig: entweder gebt uns eine selbstständige Kirche, oder wir stellen uns unter den Schutz von Rom, derart, daß wir zwar griechisch bleiben wie andere unirte Griechen,

Digitized by Google

aber dem Papst als unserem Patriarchen gehorchen. Gegen diese Drohung war die hohe Pforte ohnmächtig, denn Frankreich und Oesterreich sowie Rom und seine geistliche Armee griffen das Projekt begierig auf und drängten zur Ausführung. Die Bulgaren waren also vor türkischen Gewaltstreichen ganz sicher, und der Sultan hatte die beste Aussicht, die größte Masse seiner griechischen Rajahs unter dem furchtbaren Schutze eines Patriarchen zu sehen, der sich höher dünkt als alle weltlichen Herrscher der Welt und ihn, den Großtürken, nur für das ansieht, was er ist, während ein orientalischer Patriarch sich Sklave des Sultans nennt und im vollen Sinne des Wortes nichts weiter ist. Rußland war nicht minder erschrocken als die Türkei. Bisher hatte es immer die Partei der Fanarioten ergriffen, weil ihm diese wichtiger sind als die Bulgaren, mit deren Erhebung in Waffen es gute Weile hat. Bei seiner Obermacht in orientalischen Angelegenheiten konnte es nichts gegen das seinen Plänen drohende Ungewitter unternehmen und hütete sich daher, durch unnütze Schritte die Westmächte zu allarmiren. Dies war ein großes Glück für die Bulgaren, denn nun wurden die Türken durch nichts in ihrer richtigen Erkenntniß der Lage irre, und der Sultan befahl kraft seiner ihm zustehenden Befugniß die Errichtung einer bulgarischen Kirche, die aber durch ihr nationales Oberhaupt unter dem fanariotischen Patriarchen stehen sollte.

Der großherrliche Ferman enthält 11 Paragraphen, die Folgendes verordnen: § 1 handelt von der Errichtung einer abgesonderten christlichen Verwaltungsbehörde für die Bulgaren, welche „Exarchie der Bulgaren" heißen soll. § 2. Der vornehmste der bulgarischen Metropoliten erhält den Titel Exarch und führt den Vorsitz in der bulgarischen Synode. § 3. Der Exarch und die Bischöfe werden nach den bisherigen Bestimmungen gewählt; der Exarch unterliegt der Bestätigung seitens des ökumenischen Patriarchen (d. h. des Fanarioten). § 4. Der Exarch erhält, bevor er geweiht wird, die Bestallung von der hohen Pforte. Er wird dem Gottesdienste stets ein Gebet für den Patriarchen einschalten. § 5 handelt von den zur Erlangung der großherrlichen Bestallung nöthigen Schritten. § 6. In allen rein geistlichen Fragen hat der Exarch den Patriarchen zu berathen. § 7. Die neue bulgarische Kirche erhält, wie die von Rumänien, Griechenland und Serbien, das Chrisam oder heilige Salböl vom (fanariotischen) Patriarchat. § 8. Die Autorität eines Bischofs erstreckt sich nicht weiter als über seine Diöcese. § 9. Die bulgarische Kirche und ihr Bischofssitz im Fanar stehen unter dem Exarchen, welcher zeitweise seinen Sitz im letzteren nehmen kann. Für diesen Aufenthalt gelten dieselben Bestimmungen wie für den Patriarchen von Jerusalem, wenn dieser sich in seinem Hospiz im Fanar befindet. § 10. Die bulgarische Exarchie umfaßt vierzehn Diöcesen, nämlich Ruschtschuk, Silistria, Schumla, T'rnow, Sofia, Widdin, Nisch (Nissa), Slimno (Islemié), Veleséé (Köprulü), Samakowo, Küstendschè, Wratza, Lowatz (Losdschè) und Scharkjöi (Pirot). Die Städte Warna, Anchialo, Mesembria, Sisebolu und 20 Dörfer am Schwarzen Meere (südlich vom Balkan) bleiben zur Hälfte den Bulgaren, zur Hälfte den Fanarioten überlassen. Philippopel ist ebenfalls zwischen beiden getheilt. Sobald in irgend einer andern Diöcese der Nachweis geführt wird, daß 2 Drittheile der Bewohner Bulgaren sind, so fällt diese Diöcese dem bulgarischen Exarchat anheim. § 11. Alle bulgarischen Klöster, die sich jetzt unter dem fanariotischen Patriarchat befinden, verbleiben demselben.

Diese Bestimmungen sind augenscheinlich mit Hülfe eines wohlgeschulten griechischen Theologen bulgarischer Nationalität entworfen worden, denn sie enthalten nichts, was gegen die Canones der orthodoxen Kirche verstieße. Die unter den Bulgaren laut werdenden Stimmen sprachen sich anfangs gegen diese Abfindung aus — man wollte einen bulgarischen Patriarchen, keinen Exarchen, man verlangte völlige Unabhängigkeit von den Fanarioten, nicht halbe. Schließlich erklärten sich jedoch alle mit dem Gebotenen einverstanden und es wurden dahingehende Zustimmungsadressen an den Großvezier abgesendet. Was die Fanarioten betrifft, so setzten diese Himmel und Hölle in Bewegung, um sich das bulgarische Schäfchen auch zur fernern Schur zu erhalten. Zunächst sprengten sie durch die Zeitungen die falsche Nachricht aus, das Ganze sei ein Werk Rußlands, obwohl doch dieser Staat sich gegen die bulgarische Bewegung entschieden feindlich verhalten hat und noch verhält, wie gegen jede Regung im Gebiete der orthodoxen Kirche — hatte er doch den Fürsten Couza stürzen lassen, weil derselbe das rumänisch-fanariotische Konkordat aufgehoben hatte. Außerdem protestirten die Fanarioten in bescheidener, aber fester Weise bei der hohen Pforte und verlangten die Einberufung eines orthodoxen ökn-

Digitized by Google

menischen Koncils zur Entscheidung der Frage, da sie behaupteten, der großherrliche Erlaß verstieße gegen den Canon. Ein Koncil wird das Pfortenministerium unter keinen Umständen dulden, und ebenso wenig wird es den gethanen Schritt zurücknehmen, denn es ist vollständig in seinem Rechte, wenn man die staats- und kirchenrechtlichen Verhältnisse nimmt, wie sie thatsächlich liegen. Die Neugriechen haben seit der Eroberung ihrer Hauptstadt die Sultane als die Ober- und Schutzherren der orthodoxen morgenländischen Kirche anerkannt, andernfalls wäre ihr Patriarchat selber nicht zu Rechte bestehend. Ist es dies aber, dann hat auch der Sultan so gut wie die byzantinischen Kaiser das Recht, die Einsetzung und Weihe nicht bloß eines Exarchen, sondern sogar eines Patriarchen Bulgariens durch den fanariotischen Oberhirten zu befehlen, weil dies schon dagewesen ist, und aus demselben Grunde kann er zurücknehmen, was seine Vorgänger bewilligt haben. Zu Letzterem ist er überdies nach türkischem Rechte auch ohne Rücksicht auf das Verfahren byzantinischer Kaiser befugt, weil für ihn keine Maßregel eines Vorgängers bindend ist. — Die Fanarioten würden sich wohl eher in das schließlich Unvermeidliche fügen, wenn nur nicht die Klausel in § 10 wäre, die dem Weitergreifen des Neugriechenthums einen so gefährlichen Damm entgegensetzt und für dasselbe den Verlust der Diöcesen von Seres, Ochrida, Bitolia, Prisrendi und Prischtina in nahe Aussicht stellt. Einen solchen Nationalitätenkampf wünscht indessen die hohe Pforte, weil sie dabei ihre Herrschaft sichert, die nur noch auf dem Grundsatz „theile und herrsche“ beruht.

Das Mitgetheilte ist dasjenige, was über die bulgarischen Ziele greifbar vor Augen liegt. Was nun die Befreiungsbestrebungen von der Türkenherrschaft betrifft, so liegt es damit noch sehr im Dunkeln. Ohne fremde Intervention können die Bulgaren in offener Empörung nichts ausrichten, denn es fehlt ihnen an Waffen und Kriegsübung, an Zusammenhang und an Sammelplätzen, da alle wichtigen Städte und Päße in den Händen der Muhamedaner sind. Diese letzteren genügen im Vereine mit den türkischen Soldaten, die Christen niederzuhalten. Das Einrücken eines fremden Heeres in das bulgarische Gebiet dürfte übrigens nicht so bald zu erwarten sein, doch stand es während der Lebenszeit des serbischen Fürsten Michael beständig in Aussicht, denn dieser unter Mörderhänden 1868 umgekommene Fürst trug sich mit dem Plane der Errichtung eines großserbischen Kaiserreichs, zu dem auch ein großer Theil Bulgariens, wenn nicht das ganze, gehören sollte. Zu seinen Unterthanen gehörten viele Bulgaren, welche in den dreißiger Jahren sich nach Serbien retteten und in dessen südlichen Grenzdistrikten ihre Heimstätte aufschlugen. Etwa 130 dieser serbischen Bulgaren, welche als Mitglieder der Miliz des Fürstenthums das moderne Kriegshandwerk gelernt hatten, machten im Sommer 1868 jenen verzweifelten Versuch, ihre Landsleute zum Aufstande zu bewegen, wobei sie sämmtlich das Leben verloren und ihre Köpfe von dem „intelligenten“ Midhat-Pascha auf Stangen gespießt wurden, als würdiges Gegenstück zum Christenschädelthurm, der noch heute eine halbe Stunde von Nisch sich erhebt, trotz der bekannten Phrasen von der Civilisation der Türkei*). Die besonnenen Führer des Volkes sehen ein, daß sie nichts weiter thun können, als das Volk zu wecken, indem sie für Schulen und Bücher sorgen, was ihnen freilich schwer genug gemacht wird. Die Hauptwerkstätte des bulgarischen Geistes befindet sich in Belgrad, früher jedoch war sie in Moskau und in anderen russischen Städten. Auch auf dem Boden des freien Rumäniens wirken aufgeklärte und gelehrte Männer für das Wohl ihrer unglücklichen Nation, und sogar in Konstantinopel gibt es eine Aufklärungsgesellschaft für Bulgarien, die dort unter dem schützenden Auge der fremden Gesandtschaften und Konsulate segensreich und friedlich wirkt. In jener Stadt, welche die Bulgaren Tzarograd oder Kaiserstadt nennen, erscheinen auch mehrere Zeitungen in ihrer Sprache, die sich natürlich nicht so offen über die Angelegenheiten des Volkes aussprechen können wie jene, welche in Serbien, Rumänien und Rußland herausgegeben werden. In Bulgarien selbst darf keine nationale Druckerei existiren. Die Zahl der Bulgaren, welche an auswärtigen Hochschulen studirt hat, ist keine geringe, deshalb wird es der Nation nicht an geistigen Kräften fehlen, wenn ihre Stunde schlägt, und schon jetzt opfert sich mancher wackere, gebildete Mann auf, indem er auf das Leben in der Civilisation und Freiheit verzichtet und nach irgend einem obskuren Orte Bulgariens zurückkehrt, um dort als Lehrer ein mühe- und gefahrvolles Dasein zu führen.

Zum Schlusse können wir noch den Freunden des Fortschritts der Menschheit die Versicherung geben, daß die Zeit an Bulgarien und den Bul-

*) Der Großvezier Kurschid-Pascha erbaute dies „Kelé-kalessi“ im Frühling 1809 aus den Köpfen der bei Kamenitza gefallenen Serben.

Digitized by Google

garen nicht spurlos vorübergegangen ist. Das Volk hat sich gehoben, trotz Fanarioten und Türken, ein nationales Bewußtsein ist mehr oder minder vorhanden, und der Beweis einer nationalen Willenskraft ist durch den einmüthigen Kampf gegen die Fanarioten gegeben. Auch das Land sieht anders aus als vor dreißig Jahren, wenn auch nicht in dem Maße, als man aus gewissen Zeitungsberichten über die „segensreiche" Thätigkeit der türkischen Paschas glauben möchte. Es sind verschiedene Straßen ausschließlich durch Frohnarbeit der Rajahs hergestellt worden, und wenn diese Wege auch herzlich schlecht und oftmals sehr verfallen sind, so sind sie doch immerhin besser als gar keine. Einige Städte, wie Nisch, Widdin und Rustschuk, sind in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich verbessert worden, doch sagt uns ein Mann wie Fr. v. Hochstetter, der im vorigen Jahre dort war, daß das elendeste Serbennest an Kultur weitaus die genannten „großtürkischen" Städte übertrifft, und zwar so in die Augen fallend, daß das unbedeutende serbische Grenzstädtchen Alexinatz den Eindruck eines Vorpostens der Civilisation, hingegen das benachbarte Nisch nur das Bild eines Sitzes asiatischer Barbarei hervorruft, derartig ist der Abstand der Bewohner beider Orte. In Alexinatz sieht man civilisirte Menschen, die wie wir mit Messern und Gabeln an Tischen speisen, auf Stühlen und Bänken sitzen und in Betten schlafen; in Nisch dagegen sieht man nur geputzte oder zerlumpte Barbaren, denn Christ, Jude und Muhamedaner lebt orientalisch, schläft in den Kleidern, ißt mit den bloßen Fingern und hockt mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern oder Schilfmatten. Gleichwohl würden ein Ami Boué, Blanqui, Viquesnel und Cyprien Robert sehr staunen, wenn sie jetzt das Land sähen, das sie vor 30—40 Jahren betreten haben.

Näheren Aufschluß über die bulgarische Geschichte findet man in folgenden Werken: „Geschichte der Serben und Bulgaren", von A. Hilferding, übersetzt von J. E. Schmaler in Bautzen. (Sie reicht bis 1018.) „La Bulgarie ancienne et moderne par Papadopulo Vretos" (vom Anfang bis zum Falle des Reiches). Leider ist dieses werthvolle Buch nicht im Buchhandel zu haben. „Geschichte der Osmanen", von Hammer-Purgstall (behandelt den Untergang des Reiches und verschiedene Episoden nach demselben). — Was von Bulgaren, z. B. Wenelin, über Literatur, Geschichte und Zustände geschrieben worden, ist leider in bulgarischer, serbischer oder russischer Sprache publicirt und sonach dem größeren Publikum unzugänglich; doch steht zu hoffen, daß die Führer der Bulgaren bald etwas in deutscher Sprache herausgeben werden, um unser Interesse für ihre Nation zu wecken. Die „Bulgarischen Fragmente" von Kanitz sind leider in wissenschaftlichen Zeitschriften, z. B. in den Berichten der Wiener Akademie, zerstreut. Besonders empfohlen sei noch von Reisewerken neueren Datums: Wutzer, „Reise in den Orient Europa's und einen Theil Westasiens" (Elberfeld, Bädecker, 1861), sowie „La Bulgarie orientale, par Allard" (Paris 1864). Die beiden Letztgenannten und der Grieche Vretos geben u. A. höchst schätzenswerthe Aufschlüsse über die Alterthümer der Dobrudscha; Kanitz bringt in seiner „Reise in Südserbien und Nordbulgarien 1864" Vieles über die Alterthümer des westlichen Bulgariens, das man auch mitunter Altserbien nennt, wiewohl nicht mit Recht, denn es hat nur vorübergehend dazu gehört und seine Bewohner sind bulgarischer Nationalität.

Franz Maurer.

Neue Bücher.

Asien. Die Völker des östlichen Asiens, von A. Bastian. 6. Bd. Jena, Costenoble.

Rußlands kommerzielle Mission in Mittelasien, von Chr. v. Sarauw. Leipzig, Schlicke.

Tirol, Süd-, Bilder aus, von H. Noë. München, Lindauer.

Chemie.

Nekrolog.

Beilstein, Karl, früher Professor der Chemie am Polytechnikum in Karlsruhe, † daselbst am 14. November. Er war der Verfasser geschätzter Lehrbücher und hat namentlich in der organischen Chemie werthvolle Untersuchungen geliefert.

Neue Bücher.

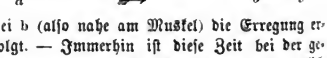
Analyse. Handbuch der angewandten pharmaceutisch- und technisch-chemischen Analyse. Von A. Duflos. Breslau, Hirt.

Digitized by Google

Physiologie und Medicin.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit im Nerven. Jedermann ist es bekannt, daß die verschiedenen Schwingungsformen, die wir als Licht, Elektricität, Schall bezeichnen, einer gewissen Zeit bedürfen, ehe sie von dem Orte ihrer Erregung nach einem entfernteren gelangen. Beim Schall ist zu dieser Fortpflanzung eine sehr viel größere Zeit erforderlich, als bei dem Licht und der Elektricität, und es erklärt sich daher auch die überall zu machende Beobachtung, daß wir bei gleichzeitiger Licht- und Schallerregung von ersterer eher eine Empfindung haben als von letzterer, einen Blitz also früher sehen, als wir den Donner hören. Die Physik hat die Verschiedenheit dieser Zeiten benutzt, um aus ihnen Schlüsse über die Beschaffenheit der Medien, in denen die Licht-, Schall-, Wärme-Bewegungen vor sich gehen, zu ziehen. Nachdem aber diese Verhältnisse einmal erforscht waren, lag es nahe, daß man sich die Frage vorlegte, in welcher Weise Erregungen in einem thierischen oder menschlichen Nerven nach ihrem Bestimmungsorte — sei es für die Bewegungen vom Gehirn nach den Muskeln, oder für die Empfindungen von der Haut und den Sinnesorganen nach dem Hirn — gelangen. Noch vor wenigen Jahrzehnten nahm man an, daß die Zeit, in der diese Vorgänge abliefen, unendlich klein sei, der Nerv sich also in ähnlicher Weise verhalte wie der Telegraphendraht, auf welchem die an einem Ende gegebene Erregung fast momentan in weiter Entfernung sich geltend macht. Man kannte zu dieser Zeit eben noch keine Methode, eine exakte Messung vorzunehmen. Helmholtz war es vorbehalten, indem er den vor ihm nur von Du Bois-Reymond angedeuteten Weg betrat, zuerst den Nachweis zu liefern, daß hier ganz andere Verhältnisse obwalten und der in Rede stehende Vorgang eine ganz namhafte Zeit in Anspruch nehme. Er fand, daß wir z. B. einen Stich am Fuße ca. $^1/_{30}$ Sekunde später wahrnehmen als einen am Kopf, da hier der nach dem Gehirn führende Weg ein weit kürzerer ist. Wie zu den meisten Untersuchungen in der Nervenphysiologie bediente sich Helmholtz auch in diesem Fall des mit dem Wadenmuskel in Zusammenhang stehenden Hüftnerven eines frischgetödteten Frosches. Zum näheren Verständniß der Vorgänge wird es vortheilhaft sein, an einem Schema dieselben zu erläutern. Die dünne Linie a b (Fig. 1) stelle den Nerven dar, der bei b in den durch die dicke Linie bc angedeuteten Muskel tritt. Erregt man nun durch einen Reiz (Druck, elektrischen Schlag irgend eine Stelle des Nerven, so antwortet der Muskel durch eine sichtbare Zuckung, die sich am lebenden Thiere durch die Bewegung irgend eines Gliedes zu erkennen gibt. Verstriche von dem Augenblicke, wo ein vom Muskel entfernter Punkt des Nerven gereizt würde, bis zu dem Moment der Zuckung ein so unendlich kleiner Zeitraum, wie etwa bei dem Telegraphiren, so wäre es vollkommen unmöglich, selbst mit den feinsten Meßinstrumenten eine Zeitbestimmung vorzunehmen. Dem ist aber nicht so, denn die Versuche haben bewiesen, daß eine merklich größere Zeit vergeht, ehe eine Muskelzuckung eintritt, wenn (nach unserem Schema) der Punkt a gereizt wird, als wenn

Fig. 1.



bei b (also nahe am Muskel) die Erregung erfolgt. — Immerhin ist diese Zeit bei der geringen Länge des Froschnerven außerordentlich klein und nur mit Hülfe eines so vollkommenen Instrumentes, wie des Helmholtzschen Myographions gelang es, Messungen mit genügender Sicherheit auszuführen. Der Apparat ist zu complicirt, um ihn hier genau zu beschreiben, und müssen wir uns deshalb darauf beschränken, nur das Princip zu erläutern, welches demselben zu Grunde liegt. Ein berußter Cylinder wird in gleichförmige Umdrehung gebracht und durch Messung festgestellt, wie viel Zeit zu einer Umdrehung und demnach auch zu einem Theile derselben erforderlich ist. Vor dem Cylinder ist der mit dem Nerven zusammenhängende Muskel so aufgehängt, daß bei seiner Verkürzung, wie sie bei der Zuckung eintritt, ein hebelartig mit ihm verbundenes Stiftchen ein Zeichen im Ruß eingraben kann, welches sich bei der fortwährenden Bewegung des Cylinders in Gestalt einer Kurve darstellen wird. Wir haben es also gewissermaßen mit einem feststehenden Zeiger und einem beweglichen Zifferblatte zu thun. Da nun der Apparat noch eine Vorrichtung enthält, durch welche zugleich ein elektrischer Reiz auf den

Digitized by Google

Nerven ausgeübt und der Moment der Reizung auf dem Cylinder markirt wird, so muß nothwendigerweise ein mehr oder weniger langer Strich auf dem Rußüberzuge von dem Stifte eingegraben werden, bevor der Augenblick der Muskelzuckung aufgezeichnet wird. Reizte man nun erst (Fig. 1) den Punkt a, so fiel die aufgezeichnete Linie länger aus, als wenn man bei b erregte, und die Differenz beider Kurvenlängen gibt das direkte Maß für die Zeit, welche erforderlich war, ehe der Reiz die Nervenstrecke von a bis b durchlief; auf die gewöhnlich gebräuchlichen Einheiten berechnet ergeben die Messungen eine Sekunde für ein 30 Meter langes Nervenstück. — Wir haben absichtlich vermieden, bei dieser Darstellung die Zeit der sogenannten latenten Reizung in Rechnung zu bringen. Man versteht hierunter die Zeit, welche erforderlich ist, bis sich eine hinreichende Menge der zur Erzeugung einer Zuckung

Fig. 2.

erforderlichen Kräfte aufgespeichert hat. Diese Zeit kann als gleich groß angenommen werden, gleichviel ob ein dem Muskel naher oder ferner Punkt des Nerven gereizt wird, und da wir es nur mit der Differenz zu thun haben, stört sie also die Rechnung nicht.

Anfangs wollte es nun scheinen, als sei eine analoge Messung beim Menschen nicht ausführbar, und um nun auch hier zu einem Aufschlusse zu gelangen, ging Helmholtz von folgendem Gesichtspunkte aus.

Fig. 2. Ein auf irgend einer Körperstelle (a) hervorgerufener Reiz (elektrischer Schlag, Stich) setzt sich auf dem Wege der Empfindungsnerven (ab) nach dem Gehirn (bc) fort. Entweder veranlaßt er hier einen unwillkürlichen Vorgang, demzufolge eine Bewegung erfolgt (Reflexzuckung), oder es werden rein psychische Thätigkeiten hervorgerufen, z. B. eine Empfindung des Reizes, der sofort eine Willensäußerung, z. B. die Ausführung einer bestimmten Muskelleistung, etwa irgend ein Zeichen mit der Hand folgen kann. Soll letztere erfolgen, so muß im Gehirn eine neue Erregung des Endes eines motorischen Nerven (c) stattfinden, dieser Anstoß muß auf der ganzen Nervenbahn (cd) sich fortpflanzen und in Folge derselben wird dann im Muskel (de) die gewünschte Zuckung erfolgen. Der ganze Vorgang zerfällt also in drei Hauptabschnitte: 1. Leitung von der gereizten Stelle (z. B. dem Fuße) nach dem Gehirn; 2. Leitung innerhalb desselben; 3. Leitung von diesem nach dem betreffenden Muskel, welcher das Zeichen geben soll (z. B. der Hand). Die Versuche wurden nun so angestellt, daß in dem Augenblick, wo der Reiz zur Empfindung kommt, ein Zeichen mit der Hand gegeben und sowohl diese Zeit als die der Reizung notirt wird. Reizt man den Fuß, so wird das Zeichen regelmäßig selbst bei größter Aufmerksamkeit des Beobachters später gegeben, als wenn ein dem Hirn näherer Punkt, etwa der Hals gereizt wurde; aus der Differenz dieser Zeiten und der Entfernung der beiden gereizten Punkte von einander berechnete Helmholtz (1850) die Fortpflanzungsgeschwindigkeit im menschlichen Empfindungsnerven auf 60 Meter pro Sekunde.

Diese für den Frosch- und Menschennerven festgestellten Zahlen galten mehrere Jahre für unumstößlich und man war genöthigt, die Differenz derselben durch eine specifische Verschiedenheit des Menschennerven von dem des Frosches zu erklären. Erst 1864 unternahm es Schelske, angeregt durch die ihm in Utrecht gebotene Gelegenheit, den Krille'schen Registrirapparat für Sterndurchgangsbeobachtungen benutzen zu können, die Frage auf einem anderen als von Helmholtz eingeschlagenen Wege zu beantworten. Er fand dabei eine Leitungsgeschwindigkeit von 31 Meter pro Sekunde, also ungefähr denselben Werth, wie ihn die Versuche von Helmholtz für den Froschnerven ergeben hatten, dagegen nur die Hälfte des für den Menschen gefundenen Werthes. Wir kommen später nochmals auf diese Zahl zurück. Gleichzeitig nahm Schelske auf Helmholtz' Anregung eine Prüfung der Leitungszeit im Rückenmarke vor und ging dabei von folgender Ueberlegung aus: „Eine Gruppe der hinteren Aeste der Rückenmarksnerven (Empfindungsnerven) treten auf sehr kurzem Wege direkt durch die Rückenmuskeln, indem sie die oberste Lage derselben durchbohren, zur Haut des Rückens. Reizte man nun eine tiefere und eine höhere Stelle derselben, so verliefe der Weg nur auf einer kleinen, nahezu gleichlangen Strecke durch die Nerven, auf der überwiegend größeren durch das Rückenmark selbst". Auch hier erläutere ein Schema, Fig. 3, das Gesagte: ab bedeutet das

Digitized by Google

Rückenmark, ag das Gehirn, gh den Nerven des Muskels hi, welcher das Signal geben soll, cd und ef die aus dem Rückenmark nach der Rückenhaut gehenden Nerven. Reizt man nun etwa in der Lendengegend (im Schema bei f), so ist der Weg, den die Reizung zu durchlaufen hat, ehe ein Signal des Muskels gegeben werden kann: f, e, c, a, g, hi; reizt man die Halsgegend: d, c, a, g, hi, die Differenz des Weges liegt also, da cd = ef angenommen wurde, in dem Rückenmarkstheile ec, und aus dessen Länge und der Zeitdifferenz wurde nun die Leitungsgeschwindigkeit der Erregung im Rückenmarke auf 31,052 Meter pro Sekunde berechnet. Hier ergab sich also fast derselbe Werth, wie er für die Nerven gefunden wurde, ein Resultat, welches im hohen Grade überraschte. Etwas später folgten nun Arbeiten von Hirsch in Neufchâtel, der mit dem Hippschen Chronoskop arbeitete, von Wittich und Kohlrausch. Des letzteren Forschers Angabe wich am meisten von der seiner Vorgänger ab, da er im Mittel für den menschlichen Nerven 94 Meter Fortpflanzungsgeschwindigkeit für die Sekunde fand. Bedenkt man, mit welch ungemein komplicirten Verhältnissen die Untersucher zu kämpfen hatten, besonders dadurch, daß bei all diesen Versuchen nothwendigerweise ein psychischer Vorgang mit benutzt werden mußte, so konnten die in den Zahlen enthaltenen Widersprüche nur gelöst werden, wenn für weitere Versuche ein neuer Weg gefunden wurde, der diese Klippe umging. Auch hier tritt Helmholtz bahnbrechend auf, indem er bei den neueren, im Heidelberger physiologischen Laboratorium von Bart angestellten Versuchen die direkte Reizung des menschlichen Muskelnerven in Anregung brachte. Es verläuft der die Muskeln des Daumballens versorgende Nerv (nervus medianus) an der Innenseite des Oberarmes und der Mitte des Vorderarmes in einer Lage, daß er an verschiedenen Punkten der elektrischen Reizung leicht zugänglich ist; bei jeder Reizung schwillt der Daumballen an und es kann bei ruhiger Lage des Armes dadurch ein Schreibhebel in Bewegung gesetzt werden, ähnlich wie es oben bei dem vor dem Cylinder des Myographions aufgehängten Froschmuskel der Fall war. Bei Anwendung dieser Methode erhielt man nun eine kleinere Zeit, wenn man über dem Handgelenk, eine größere, wenn man am Oberarme reizte, und es ergab sich als Fortpflanzungsgeschwindigkeit in drei Versuchsreihen ein Werth von 31,53, 33,39 und 37,49 Meter pro Sekunde. Aber so einfach jetzt die Verhältnisse schienen, immer wieder traten neu zu berücksichtigende Punkte hervor, die erst in den letzten beiden Jahren ihre Erledigung fanden, als noch vollkommenere Apparate in Anwendung kamen. Schon früher hatte Helmholtz den gewaltigen Unterschied in den Leitungszeiten beim Frosch- und Menschennerven durch die Temperaturverschiedenheiten beider zu erklären gesucht. Nun zeigte es sich, daß bei den neuesten Versuchen während der Sommermonate weit größere Werthe der Geschwindigkeit erhalten wurden als während des Winters, und es gelang in der That durch künstliche Abkühlung und Erwärmung entsprechende Differenzen durch Messung nachzuweisen. Es fanden nämlich Helmholtz und Bart bei Abkühlung 36,47 Meter, bei Erwärmung 51,80 Meter Fortpflanzungsgeschwindigkeit, und unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse behalten auch jetzt noch die aus früherer Zeit stammenden Angaben ihren hohen wissenschaftlichen Werth. Endlich sei hier noch erwähnt, daß aus einer Anzahl von Versuchen, die namentlich von Place in Leyden ausgeführt wurden, hervorgeht, daß die Leitung in den einzelnen Nerventheilen nicht gleichmäßig rasch verläuft, ebenfalls ein Punkt, der zur Erklärung der verschiedenen Angaben sich verwerthen läßt.

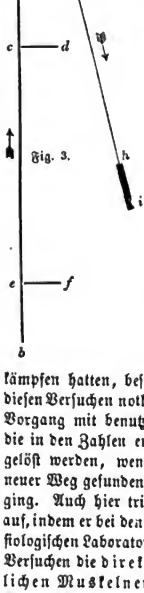


Fig. 3.

Wir haben geschildert, auf welche Weise Helmholtz über die Leitungsverhältnisse im Nerven Licht verbreitete. Nun trat die gewiß nicht minder interessante Aufgabe an die Forscher heran, auch die schon bei den ersten Versuchen ins Spiel kommenden psychischen Prozesse bezüglich ihrer Dauer näher zu erläutern. Hier war es Donders, welcher zuerst exakte Messungen anstellte und dadurch eine neue Bahn physiologischer Forschung eröffnete. Helmholtz hatte die Zeit, welche die Hirnthätigkeit bei dem oben beschriebenen Versuche erfordert, auf cirka $^1/_{10}$ Sekunde geschätzt. Es verlaufen aber innerhalb dieser Zeit eine ganze Reihe psychischer Vorgänge, und wollte man zu exakten Resultaten gelangen, so mußte jedenfalls zunächst eine

Digitized by Google

Sonderung jener Vorgänge versucht werden. Man bemühte sich deshalb vor allem um sichere Werthe für die Ueberlegungsdauer, d. h. man suchte die Zeit festzustellen, welche der Akt des Ueberlegens erfordert. Donders reizte zu dem Zweck bald den rechten, bald den linken Fuß einer Person, welche im Moment der Empfindung ein verabredetes Signal geben mußte. In dem einen Fall aber wußte die Versuchsperson vorher, welcher Fuß gereizt werden sollte, und hatte also nur die Empfindung kund zu thun, im andern Fall dagegen fand keine Verabredung statt, und da sich die Manipulation auch den Blicken der Person entzog, so hatte dieselbe ein Urtheil darüber abzugeben, welcher Fuß gereizt worden war. Unter diesen letzten Umständen verstrich stets eine längere Zeit von der Reizung bis zum Signal als im ersten Fall und die Differenz kam offenbar auf die Ueberlegung. Im Mittel betrug dieselbe 0,066 Sekunden. — Andere Ueberlegungen, z. B. die Unterscheidung verschiedener Farben in ähnlicher Weise zu bestimmen, ergaben andere Werthe, so z. B. das Urtheil über zwei Farben 0,15 Sekunden. Wieder etwas kleinere Zeit war erforderlich, wenn als Reizmittel das Aussprechen von Vokalen, als Zeichen das einfache Nachsprechen benutzt wurde, und zwar zeigte sich auch hier die Differenz am stärksten, wenn in dem einen Versuche ein beliebig gewählter Vokal nachzusprechen war, während im anderen ein der Versuchsperson bereits bekannter sofort nach dem Hören wiederholt werden mußte. Im letzteren Falle war 0,088 Sekunde weniger Zeit erforderlich; der Mehrbedarf an Zeit ist im ersteren Falle durch die Ueberlegung, welcher Vokal gehört wurde, zu erklären. Die hier angegebenen Zahlen sind nun keineswegs von allgemeiner Gültigkeit, da bei verschiedenen Versuchspersonen individuelle Verschiedenheiten vorkommen. Bei den feinen astronomischen Messungen muß auf dieselben genau Rücksicht genommen werden, wenn sich nicht große Fehler in die Resultate einschleichen sollen. In früherer Zeit fand man die Zeit, in welcher ein Stern hinter dem im Fernrohr befindlichen Faden zu stehen kam, dadurch, daß der Beobachter gleichzeitig auf den Schlag einer Sekundenuhr hörte und abschätzte, wie viel Zehntel einer Sekunde bis zum nächsten Schlag verstrichen. Verschiedene Beobachter brauchten zu dieser Leistung verschiedener Zeit, während beim Einzelnen dieselbe nahezu gleich groß ausfiel. Es liegt auf der Hand, daß diese Differenz in Rechnung gezogen werden muß, wenn Beobachtungen Verschiedener vereint werden sollen. Gegenwärtig ist die Genauigkeit dadurch verschärft, daß die Uhr die Sekunden selbst notirt, während der Beobachter im Augenblick, wo der Stern die Marke erreicht, den Schreibtelegraphen in Thätigkeit setzt. Jedoch treten auch hier noch Differenzen bei den Einzelnen hervor.

Durch diese Versuche ist auch nachgewiesen worden, daß gesteigerte Aufmerksamkeit und längere Uebung die Schnelligkeit in dem Ablaufe der psychischen Thätigkeiten bedeutend erhöht. In neuester Zeit hat Professor Jäger in der Stuttgarter Turnlehrerbildungsanstalt hierauf bezügliche Versuche angestellt, aus denen hervorgeht, daß nach einer bestimmten Zeit des sogenannten „befehlsmäßigen Turnens“ eine Verkürzung der Ueberlegungszeit (nach ähnlichen Versuchen wie die oben beschriebenen) um 44,9 % eintritt. Auf die weiteren Resultate und Schlüsse Jägers kann hier aus Mangel an Raum nicht weiter eingegangen werden, es sei daher auf die betreffenden Artikel (Ausland 1870, Nr. 30 und 40) hingewiesen.

Dr. Otto Barth.

Botanik.

Die Algen. Die vierundzwanzigste Klasse des Linné'schen Systems umfaßt die blüthenlosen Pflanzen oder Kryptogamen. In dieser botanischen Rumpelkammer, diesem crux et scandalum botanicorum, hat der große Forscher eine Unsumme der verschiedenartigsten Formen vereinigt; dort finden sich baumartige und doch durch ihre zierliche Gestalt Bewunderung erregende Farnkräuter neben Priestley's grüner Materie, deren wahres Wesen erst das schärfste Mikroskop zu enthüllen vermag, in ungelöstem Wirren neben einander. Zwar trennte schon Linné diese eine Hälfte des ganzen Pflanzenreiches in 4 Ordnungen, in Farne, Moose, Algen und Pilze, es enthielt indessen jede derselben noch so heterogene Elemente, daß selbst die Botaniker von Fach sich nur ungern auf ihre genauere systematische Untersuchung einließen.

Digitized by Google

Erst dem rührigen Eifer der letzten Jahrzehnte blieb es vorbehalten, hier einigermaßen Licht und Ordnung zu schaffen. Die Kenntnisse der Laien über die Kryptogamen dürfen aber dennoch im Allgemeinen nur äußerst unvollkommen genannt werden; Grund genug, um einzelne Gruppen derselben einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen. Beginnen wir mit den Algen.

„Wenn der Mensch", so sagt Humboldt, „mit regsamem Geiste die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig, als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt." — Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Schaaren mikroskopischer Geschöpfe, namentlich Algen, heben die Winde aus trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen, wirbelnden Körper umschließt, und den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigen Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde unmittelbar von Luft umflossen, sie bietet den Algen keine Wohnstätte, wohl aber das Wasser, der größere Theil der Oberfläche des Erdballes. Mit diesem steigen sie tief in das Innere der Erde hinab: überall, wo die meteorischen Tagewasser in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Heiße Quellen nähren kleine Conferven und Oscillarien bei hohen Temperaturen. Selbst bis in das schwimmende und feste Eis des Südpols hat sich vor unsern Augen die organische Lebenssphäre erweitert, seit man Coscinodiscen 12° vom Pole, lebend, in Eisschollen gehüllt, aufgefunden hat. Auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Algen von wunderbarer Gestalt. Einzeln unserem Auge fast unerkennbar, geben sie nur durch ihre ungemein große Zahl und die dadurch bedingten Färbungen Kunde von ihrem Dasein. — Finden wir sie so fast überall, wo des Wassers allbelebende Kraft auch ihnen das Leben ermöglicht, so müssen wir doch hinaus an die Gestade des Meeres treten und tief hinein in die wogende See greifen, wenn wir massige Formen verlangen.

Wunderbar mannigfach ist die äußere Gliederung der einzelnen Formen. — Wer hat nicht schon von blutendem Brode gehört und den Schauermären, die sich an die übele Vorbedeutung seiner Erscheinung knüpfen? Was ist jenes Blut? Eine unschuldige, aus einer Zelle bestehende Alge, Palmella prodigiosa, welche das Mikroskop als unendlich kleines Kügelchen zeigt; ein Organismus, der an Kleinheit seines Gleichen sucht, von dem Tausende gleichzeitig durch das feinste Nadelöhr gehen, da sein Durchmesser nur $^1/_{10000}$ Millimeter beträgt. Zu Milliarden zusammengehäuft, bildet er aber blutrothe, fast tropfende Flecken auf Brod, Reis, gekochten Kartoffeln, kurz auf stärkemehlhaltigen Substanzen. Periodisch erscheint diese Alge, plötzlich, wie sie gekommen, verschwindet sie, und Niemand weiß, woher sie stammte und wohin ihre Fortbildungszellen — als welche der ganze Pflanzenkörper fungirt — gerathen sind. Kann man es da dem Unwissenden verargen, wenn er ihr Erscheinen mit abergläubischer Furcht verknüpfte? — Kugelig und einzellig sind noch gar manch andere Algen, so der gemeine Protococcus vulgaris, welcher sowohl am Grunde der Bäume, wie an etwas feuchten Mauern, zumal an der Nordseite, lebhaft grüne Ueberzüge bildet, die nach der Beschaffenheit der Atmosphäre bald schleimig feucht, bald staubig trocken sind. — Aber schon bei den einzelligen Algen werden die mannigfachsten Formen gefunden: Scheibenförmig, dem Geldstücke vergleichbar, ist der Coscinodiscus, sternförmig Euastrum (Fig. 1*), zur bewurzelten Kugelzelle gestaltet sich Botrydium, und die, bis 2′ langen Caulerpa-Arten der tropischen Meere, gleichen mit Blättern und Wurzeln versehenen Stämmen. — Oft bilden mehrere einzellige Algen einen genetisch und organisch verbundenen Zellkomplex, eine Zellfamilie, oder Zellkolonie, welche sich der Außenwelt gegenüber wie ein Individuum verhält. Ein Beispiel dieser Art gewährt uns die nicht seltene Pediastrum Rotula. Das in Fig. 2 dargestellte Exemplar besteht aus 7 Rand- und 1 Mittelzelle. Behufs der Fortpflanzung zerfällt der grüne, protoplasmatische Inhalt einer jeden dieser 8 Zellen in 4, 8, 16, 32 oder 64 kugelartige Tochterzellen. Dann

*) Diese, sowie alle übrigen Figuren der beigegebenen Tafel sind entnommen aus: „Lehrbuch der Botanik" von Dr. Otto Wilh. Thomé, Braunschweig bei Vieweg 1869.

Digitized by Google

tritt die ganze innerste Hautschicht jeder einzelnen Mutterzelle durch eine Spalte hervor und erweitert sich stark, um den in ihr liegenden Zellen Raum zu schaffen für eine, längere Zeit andauernde, wimmelnde Bewegung. Hört diese auf, dann legen sich die Schwesterzellen in einer Fläche aneinander, verwachsen miteinander und bilden fortwachsend eine neue rosettenförmige Kolonie. Was mag jene ursprünglich getrennten und sogar mit einer gewissen Lokomotion begabten Wesen wohl veranlassen, ihre Selbstständigkeit aufzugeben und sich einem höheren Ganzen einzureihen? Sind sie vereint vielleicht besser im Stande den Kampf um das Dasein zu führen, als sie einzeln es konnten? Aehnliche Vorgänge finden wir noch bei manchen Algen, so namentlich auch bei dem Wassernetze (Hydrodictyon). — Ein anderes Bild bieten uns die Ulven (Fig. 3); auch ihre Zellen liegen nebeneinander in einer Fläche, auch sie sind einschichtige Zellflächen. Aus den Fortbildungszellen, den Sporen, entstehen aber zunächst durch vegetative Zellbildung Zellreihen, dann erst erfolgt ein Flächenwachsthum, das den Pflanzenkörper vollendet. Weniger vollkommen erscheinen uns die Fadenalgen, deren Zellen hintereinander gereiht sind und so einfache oder verzweigte Fäden, Zellfäden oder Zelllinien bilden. Größere Gewebekörper kommen bei den Algen nicht selten dadurch zu Stande, daß zahlreiche Zellfäden gemeinsam und dicht aneinander anliegend fortwachsen und sich in entsprechender Weise theilen; mögen die einzelnen dabei locker nebeneinander liegen, wie z. B. bei Coleochaete solata, oder innig und allseitig miteinander verbunden sein, wie bei Coleochaete scutata. Selbst dadurch kann eine gewebeartige Struktur herbeigeführt werden, daß eine und dieselbe Zelle sich vielfach verzweigt und ihre Zweige sich innigst und in besonderer Weise aneinander legen, so daß ein Durchschnitt des Ganzen dort zahlreiche Zellhöhlen vermuthen läßt, wo nur Ausbuchtungen einer einzigen Zelle vorhanden sind. Die Verzweigungen der hierher gehörigen einzelligen Udotea cyathiformis lagern sich sogar so regelmäßig übereinander, daß man auf Querschnitten zwei Rindenschichten und eine Markschicht zu erkennen glaubt. — Alle diese Bildungen aber, welche ein Zellgewebe wirklich darstellen oder nur nachahmen, sind gleichsam Versuche, in denen der Gestaltungstrieb der Natur sich ergeht; ihnen erblüht im Pflanzenreiche keine große Zukunft: schon die höher entwickelten Algenformen, die zugleich im Stande sind, große Individuen zu bilden, zeigen die gewöhnliche Art der Gewebebildung, die hier zuerst im Pflanzenreiche auftritt. Ihre Zellen werden aus einer Mutterzelle, welche an einem bestimmten Punkte, der Vegetationsspitze, liegt und daher Scheitelzelle heißt, erzeugt. Diese Zelle zerfällt dabei stets in mehrere ungleichwerthige Zellen. Die an der Spitze auftretende Tochterzelle ist so zu sagen Majoratserbin; auf sie gehen alle Funktionen der Mutterzelle über, durch Wachsen wird sie jener völlig gleich und wiederholt rhythmisch denselben Theilungsvorgang. Die übrigen Tochterzellen haben dann ihrerseits durch Theilungen nach allen Richtungen hin den Pflanzenkörper auszubilden. Aber diese Gewebemasse zeigt noch nicht jene scharf gesonderten Gewebesysteme, wie wir sie bei den höheren Pflanzen vorfinden. Eine Differenzirung ist höchstens insofern angedeutet, als die äußeren Zellen klein und fest sind und so gleichsam eine primitive Haut um die inneren, oft sehr großen und zuweilen besonders langen Zellen bilden. — Die äußere Gliederung dieser höheren Algen, sofern sie die Bildung einer Achse mit seitlichen, nach gewissen Gesetzen angeordneten Auswüchsen betrifft, zeigt Formen, welche lebhaft an Stamm, Wurzel und Blatt erinnern. Die wurzelähnlichen Gebilde unterscheiden sich indessen von den Wurzeln aller höheren Pflanzen durch den Mangel einer Wurzelhaube, d. h. jener Schichten abgestorbener Zellen, welche die Spitzen der Wurzeln haubenoder fingerhutartig bedecken und so bei ihrem weiteren Vordringen in den Vegetationsboden beschützen. Willkürlich erscheint zwar die Annahme, daß die Wurzel eine Haube haben müsse, man will aber zu Gunsten der Algen keine Ausnahme machen und sucht so die Natur gerade dort in nomenklatorische und systematische Fesseln zu legen, wo sie am freiesten zu gestalten sich bemüht. Natura non facit saltus, die Natur macht keine Sprünge, sagt Linné; das tritt bei den blattähnlichen Gebilden noch deutlicher als bei den wurzelähnlichen hervor. Die Algen sind wurzel- und blattlose Pflanzen, ruft erschreckt der starre Systematiker, und jenes Sargassum, das ihr mir vorlegt (Fig. 4), besitzt nur blattähnliche Zweige, die Algen sind viel zu niedrig organisirt, als daß sie überhaupt Blätter haben könnten! So sei's drum, und warten wir, unnöthigen Streit ruhig vermeidend, ab, bis auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Untersuchungen die Frage endgültig gelöst sein wird. — Gibt es denn sonst wo blatt-

Digitized by Google

artige Zweige, fragt da gewiß kopfschüttelnd mancher Leser. Gewiß, denn Blätter tragen niemals Blüthen, und wir müssen daher z. B. auch gar manchen Calteen sogenannte Flachstengel zuschreiben.

Betrachten wir jetzt die einzelnen Zellen der Algen etwas genauer. Die eine Zelle, welche den ganzen Körper der niedrigsten Stufen ausmacht, zeigt kaum etwas mehr als eine Haut und einen gefärbten Protoplasmakörper. Bei den höheren Formen differenzirt sich das Plasma in gefärbte und farblose Partien; ein Zellkern, der den niedrigsten Arten fehlt, erscheint; körnige Bildungen, meist Stärke, treten auf, und der grün gefärbte Protoplasmakörper sondert sich oft in die wunderbarsten Gestalten. Zerfiel letzterer schon bei den einfacheren Formen in einzelne Körner, Chlorophyll- oder Blattgrünkörner, so bildet er hier Bänder, dort Ringe und Sterne. Die Gegenwart des Blattgrüns ist indessen oft durch andere Stoffe für das Auge verdeckt. Die Nostocaceen erscheinen trotz ihres Chlorophyllgehaltes doch bläulich- oder spangrün, weil sie außerdem einen Farbstoff enthalten, der im durchfallenden Lichte schön blau, im auffallenden dagegen durch Fluorescenz blutroth erscheint; neben beiden findet sich noch ein dritter, ledergelber Stoff in geringer Menge vor, derselbe, der auch die Färbung der Diatomeen bedingt. Die Fucaceen erscheinen bräunlich, die Floridеen endlich schön rosenroth, violett oder in ähnlichen Färbungen. Beim Absterben verändern sich diese Farbstoffe sehr häufig, so daß getrocknete Algen nur noch selten an die Farbenpracht der lebenden erinnern. Die bunten Farbstoffe der Nostocaceen und Floridеen sind in kaltem Wasser löslich, dennoch diffundiren sie nicht aus der lebenden Pflanze, sondern nur aus der abgestorbenen oder absterbenden; eine Erfahrung, die manchen Algensammler unangenehm überraschte, wenn er fand, wie die glänzende Farbe seiner Lieblinge gar oft in das Papier zog, zwischen welchem er seine Acquisitionen zu trocknen sich bemühte. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß diese farbigen Beimengungen bei großen, morphologisch charakterisirten Gruppen so konstant auftreten, daß man nach ihnen nicht ganz willkürliche systematische Eintheilungen der Algen vornehmen konnte.

Die Zellhaut bleibt elastisch, verholzt wohl niemals und zeigt eine bemerkenswerthe Neigung zur Schleimbildung. So sind die meisten Algenkörper geschmeidig, biegsam und schlüpfrig, oft ganz in eine Gallerthülle eingebettet (z. B. Nostoc), oft durch eine stielartige Gallertmasse mit anderen gleichen verbunden oder auf ihrer Grundlage befestigt (z. B. Gomphonema). Das Dickenwachsthum der Zellhaut ist meist ein fast gleichförmiges, und nur bei den gewebeartig verbundenen Zellen machen sich einfache Tüpfel bemerkbar. Größere Festigkeit gewinnt die Zellhaut häufig durch Einlagerung von Kalk und Kieselsäure. So ist z. B. kohlensaurer Kalk bei Corallina in der Zellwand selbst aufgespeichert, während er bei anderen, z. B. bei Cymopolia, nur in die Zwischenzellräume ausgeschieden ist. Die Diatomeen endlich stecken in wahren Kieselpanzern, deren feinere Strukturen in neuerer Zeit zu lebhaften Controversen Veranlassung gaben. So sollen z. B. die Zeichnungen von Pleurosigma angulatum (Fig. 5) nach der Annahme mancher Forscher durch 3 sich schneidende Streifensysteme hervorgebracht werden; Andere glauben auf dieser Schale sechsseitige krystallinische Erhebungen annehmen zu müssen, noch Andere dagegen wechselseitige Vertiefungen; nach der Ansicht eines Vierten rührt die Erscheinung von vierseitigen, in eigenthümlicher Weise gegen einander gestellten und angeordneten Prismen her. Ein Fünfter findet, daß die Zeichnung durch regelmäßig angeordnete Porenkanäle erzeugt werde, welche, weil die Zellwand von sehr geringer Dicke ist, selbst auch nur äußerst kurz sein können. Fügen wir hinzu, daß man sie auch für kleine, auf der Außenseite befindliche Näpfchen mit vertiefter Mitte gehalten hat, und daß endlich der neueste Schriftsteller sagt: „Die Kieselhülle ist mit wirklich unendlich kleinen Quarzkörperchen bedeckt oder aus diesen zusammengesetzt. Daraus, daß sie mit ihrer Längsachse der Zelle parallel gerichtet sind oder diese unter einem schiefen Winkel, meist 45°, schneiden, resultiren dann bei stärkeren Vergrößerungen genau schachbretartige Zeichnungen, welche bei schwächerer Vergrößerung als mehr oder minder regelmäßige Sechsecke erscheinen, oder selbst den Eindruck von sich durchschneidenden Streifensystemen machen". — Vielleicht, daß bald eine achte Meinung auftaucht; wir erkennen aber hieraus, wie äußerst subtil die Untersuchungen auch dieser kleinsten Wesen sein können.

Die Fortpflanzung der Algen ist noch nicht für alle Familien hinreichend festgestellt, für die meisten aber sorgfältig und von den ausgezeichnetsten Beobachtern untersucht und bei vielen Arten besser bekannt als sonst irgendwo

Digitized by Google

im Pflanzenreiche. Ebenso wie im Aufbau des Pflanzenkörpers findet sich auch hier eine enorme Mannigfaltigkeit, und nicht selten gewahrt man Anklänge an höher organisirte Pflanzengruppen. Immer ist die Fortpflanzung an die Gegenwart tropfbaren Wassers gebunden.

Weitaus die einfachste aller bekannten Arten ist die Zweitheilung, bei welcher sich die Pflanze in zwei neue Individuen theilt. Sie kann natürlich nur bei wenig differenzirten Formen vorkommen und wird daher besonders häufig bei den Diatomeen vorgefunden, bei welchen die neu entstandenen Einzelwesen häufig an einem Ende miteinander verbunden bleiben und so eine Kolonie bilden.

Die kieselhaltige Zellhaut der großen hierher gehörenden Pinnularien z. B. ist kein einheitliches Gebilde, sondern besteht vielmehr aus zwei, nach Art der Theile einer gewöhnlichen Pappschachtel übereinander geschobenen und im Laufe der Entwicklung verschiebbaren Hälften, welche gemeinsam den Zellinhalt umhüllen und nach Außen abschließen. An einer jeden dieser Zellhauthälften läßt sich eine relativ ebene, meist charakteristisch gezeichnete Schale von einem zu ihr rechtwinkelig gestellten und mit ihr zusammenhängenden Gürtelbande unterscheiden. Wenn nun eine solche Zelle sich zur Theilung anschickt, so verbreitert sie sich zunächst, indem sich die Gürtelbänder etwas voneinander schieben und so den Abstand der Schalen vergrößern. Dann beginnt die Einschnürung des Zellinhaltes, zunächst der Farbstoffplatten, dann auch des farblosen Protoplasmas, durch eine von Außen eindringende Ringfurche. Die so entstandenen beiden Tochterzellen bilden nun auf ihren einander zugekehrten Flächen neue Zellhaut, welche bald die charakteristischen Zeichnungen zeigt, und deren Verdickung und Verkieselung vom Mittelpunkten nach den Enden hin fortschreitet. Die Entwicklung der neuen Schalen ist im Wesentlichen vollendet, wenn die alten Zellhauthälften so weit aus einander getreten sind, daß ihre Ränder nicht mehr übereinander greifen. Dann hält nur noch die Adhäsion die Tochterzellen zusammen, und diese werden frei, sobald jene alterirt wird. Demnach erhält jede Zelle eine alte und eine neue Schale, ein altes und ein neues Gürtelband. Das letztere schmiegt sich dem es umgebenden alten Gürtelbande enge an; allmählig entwickelt es sich zu derselben Gestalt wie dieses, und dann kann eine neue Theilung stattfinden.

Leichter verständlich erscheint dem Laien die Fortpflanzung durch Brutzellen, d. h. durch vegetative, nicht durch Befruchtung entstandene Zellen, welche sich einzeln, seltener als Komplex, von der Stammpflanze ablösen und zu neuen selbstständigen Individuen auswachsen. Bei Vaucheria tuberosa schwellen z. B. seitliche Aeste, unter Anfüllung mit Inhaltmassen, bedeutend an, schnüren sich an der Basis ab und treiben alsbald einen oder mehrere Keimschläuche. Auch die Vierlingsfrüchte der Florideen u. a. gehören hierher.

Vielleicht der wundersamste aller hier zu betrachtenden Prozesse ist aber die Fortpflanzung durch Schwärm- oder Zoosporen. Dieser Vorgang ist so wunderbar, daß man sich nur mit Mühe und auf Grund sorgfältigster Beobachtungen entschließen kann, ihn als überhaupt dem Pflanzenreiche angehörig zu betrachten: „Die Pflanze im Momente der Thierwerdung" war denn auch der Titel, den Unger, einer der ersten Beobachter der Zoosporenbildung, dem Buche vorsetzte, in welchem er eine Reihe darauf bezüglicher Studien veröffentlichte. Betrachten wir ihn etwas näher. Als Vorbereitung zur Schwärmsporenbildung schwillt bei Vaucheria sessilis (Fig. 6) das Ende eines Astes etwas an, große Massen des Zellinhaltes sammeln sich dort, der angehäufte Inhalt wird durch eine Querwand im Faden abgegrenzt, zieht sich etwas zusammen und tritt dann als nackte, nicht mit einer besonderen Zellstoffhaut umkleidete sogenannte Primordialzelle aus einem Risse an der Spitze der Mutterzelle hervor. Die ausgetretene Zelle enthält zahlreiche Chlorophyllkörner, umgeben von einer dünnen Schicht farblosen Protoplasmas, auf welchem überall zarte, kurze Wimpern oder Cilien dicht gedrängt nebeneinander sitzen. Das Schwingen der letzteren bewirkt eine Bewegung der bis $^1/_2$ Millimeter langen Spore um ihre große Achse. Die Rotation beginnt schon während des Austretens aus der Mutterzelle (dem Zoosporangium), und ist dabei die Oeffnung desselben zu klein, so reißt die Spore entzwei, beide Theile runden sich ab, der äußere schwimmt rotirend fort, der innere bewegt sich dagegen in seinem Gefängnisse; dabei zeigt die kleinere Partie die lebhaftere Ortsveränderung. Diese Bewegung dauert oft nur kurze Zeit, bei Vaucheria sericea nur $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Minuten. Dann kommt die Spore zur Ruhe, ihre Wimpern verschwinden und sie umgibt sich mit einer Zellstoffhaut. Die Zoosporangien bilden sich gewöhnlich in der Nacht, und am Morgen treten die Sporen aus, welche schon in der nächsten

Digitized by Google

Nacht einen oder zwei Keimschläuche entsenden und häufig auch ein wurzelartiges Haftorgan bilden. — Zahl und Anordnung der schwingenden Wimpern ist für verschiedene Arten sehr verschieden. Ein Kranz von zahlreichen, langen Wimpern umgibt das Vorderende der Schwärmspore von Oedogonium. Vier schwingende Wimpern finden sich bei Draparnaldia, zwei bei Cladophora, ebenfalls zwei, aber etwas rückwärts vom Ende angeheftete, eine längere nach vorn und eine kürzere nach hinten gerichtete besitzen die Schwärmer der Tange, Euglena endlich hat nur eine. Trägt nur ein Theil der Spore Wimpern, so ist dieser stets der bei der Bewegung vorausgehende. Auch ist dieses Vordereude durch seine lichtere Färbung, oft Farblosigkeit ausgezeichnet. Zu der Anzahl der bewegenden Wimpern steht die Schnelligkeit in keinem konstanten Verhältnisse. Die Schwärmsporen von Vaucheria rücken 0,1 bis 0,14 Millimeter in der Sekunde vor, jene von Oedogonium dagegen 0,15 bis 0,2 Millim.; die Familien von Gonium pectorale 0,046 Millim., die von Pandorina morum 0,07 Millim. Auch die Dauer des Schwärmens ist verschieden. Einige Arten bewegen sich nur minuten-, andere, wie Tetraspora lubrica, stundenlang. Die Bewegung wird durch Erhöhung der Temperatur bis zu einem gewissen Grade beschleunigt, durch Kälte verlangsamt. Die Einwirkung des Lichtes ist keine unerläßliche Bedingung der Bewegung, da diese auch im Dunkeln stattfindet; dagegen wirkt das Licht bestimmend auf die Richtung vieler, vielleicht aller Schwärmsporen. Und zwar finden hier dieselben Gegensätze statt wie in dem Verhalten der Blätter und Zweige komplicirt gebauter Pflanzen: so gibt es Schwärmsporen, welche sich gegen die einfallenden Lichtstrahlen hinbewegen (z. B. Vaucheria sessilis), andere, welche vor denselben fliehen (z. B. Ulothrix speciosa), und endlich auch solche, welche sowohl die intensive Beleuchtung als auch die Dunkelheit meiden und an halbdunkeln Stellen sich ansammeln (z. B. die Familien von Stephanosphaera). Ueber die Ursache der Wimper- und mithin auch der Schwärmsporenbewegung sind wir noch im Unklaren, und dürfen wohl auf die Wiedergabe der darauf bezüglichen Hypothesen verzichten. So viel aber ist klar, daß wir in der Fortpflanzung durch Schwärmsporen ein Mittel erblicken, welches ganz besonders geeignet ist, gewisse Fortbildungszellen der Algen in günstige Ortsverhältnisse zu führen und diesen selbst das Aufkommen und eine massenhafte Verbreitung zu sichern.

An diese ungeschlechtlichen Fortpflanzungsarten schließen sich die geschlechtlichen an, äußerlich vermittelt durch die Paarung von Schwärmsporen. Der bereits früher (Bd. VI, S. 47) von uns besprochenen Beobachtung Pringsheims über die Paarung der Schwärmsporen von Pandorina morum reiht sich eine ähnliche, erst kürzlich veröffentlichte (Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, XV, 2) von Cramer vollständig an. Sein Beobachtungsobjekt, die Fadenalge Ulothrix, stammte aus einem Bassin, dessen Wasser zur Zeit der Beobachtung wiederholt gefror, ohne daß sich an der Pflanze eine nachtheilige Wirkung davon zeigte. Er beobachtete nun die Bildung von zweierlei Schwärmsporen. Bei der ersten, bis dahin bereits bekannten Art zerfiel der ganze Inhalt der Mutterzellen in acht, vier oder zwei Zoosporen, welche gemeinsam, von der innersten Membran der Mutterzelle umhüllt austraten. Nach wenig Momenten riß die Umhüllungsblase, die Sporen schwärmten davon und wuchsen sofort in neue, verhältnißmäßig langgliederige Pflanzen aus. Bei der zweiten Art bildeten sich dagegen sechzehn und mehr Schwärmsporen, welche an die Wand der Mutterzelle angeschmiegt lagen und zwischen sich eine größere centrale Blase, vielleicht eine modificirte Schwärmspore umschlossen. Sie traten in gleicher Weise wie die andere Art aus, rasteten dann ebenfalls kurze Zeit und schwärmten, nach Durchbrechung ihrer Hülle davon, die centrale Blase zurücklassend. Diese Schwärmsporen hatten konstant nur zwei Cilien und einen rothen Fleck: sie paarten sich während des Schwärmens zu je zweien, welche sich zuerst an ihren Cilienenden verbanden, und dann allmählig zu einer einzigen kugeligen Zelle mit 4 Wimpern und 2 rothen Flecken verschmolzen. Ausgesprochen männliche und weibliche Sporen konnte Cramer bei diesen Vorgängen nicht bemerken, ebenso entging ihm bis jetzt noch das weitere Verhalten der Paarungsprodukte, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß sich dieselben nach einiger Zeit vorausgegangener Ruhe weiter entwickeln werden. — In diesen Paarungsvorgängen hat man nun offenbar einen geschlechtlichen Akt zu erblicken. Besteht dessen Wesen ja doch darin, daß sich zwei ursprünglich getrennte Zellen zu einer neuen Fortbildungszelle vereinigen, während jede von ihnen für sich unfähig ist, zu einem neuen Organismus, sei er nun Thier, sei er Pflanze, heranzuwachsen. Weil man diese einfachen Principien verkannte und eine morphologische Verschieden-

Digitized by Google

heit der keimbereitenden Zellen als Erforderniß zur sexuellen Zeugung verlangte, hatte man bis unlängst vielfach auch der Konjugation, wie sie sich beispielshalber bei Spirogyra (Fig. 7) findet, eine Sonderstellung in den Fortpflanzungsarten angewiesen. Bei dieser Pflanze findet die Konjugation immer zwischen den gegenüberliegenden Zellen zweier Fäden (Fig. 7, I. u. II.) statt, welche sich mehr oder weniger parallel neben einander gelegt haben. Sie wird dadurch vorbereitet, daß die Zellen seitliche Ausstülpungen treiben, die so lange fortwachsen, bis sie einander treffen. Dann löst sich der Zellinhalt jeder der Konjugationszellen von seiner Zellhaut scharf ab und zieht sich unter Ausstoßung des Zellsaftwassers immer mehr zusammen. Nun öffnet sich die Zellwand zwischen den beiden Ausstülpungen; einer der beiden Protoplasmakörper drängt sich in den entstandenen Kanal, gleitet langsam in den anderen Zellraum herüber, und sowie er die dort liegende Plasmakugel berührt, verschmilzt er mit ihr. Nach vollendeter Vereinigung ist die neu gebildete Spore ellipsoïdisch abgerundet und kaum größer, als einer der beiden Plasmakörper, die ihn zusammensetzten, es war; offenbar hat während der Vereinigung eine weitere Kontraktion stattgefunden. Das Konjugationsprodukt umkleidet sich mit einer Zellhaut und bildet so eine Zygospore oder Jochspore, welche nach mehrmonatlicher Ruhe keimt und einen neuen Zellfaden erzeugt. Bei Spirogyra nitida kommt es auch vor, daß eine Zelle sich mit zwei anderen verbindet, mithin eine Jochspore aus drei Zellinhalten entsteht. Die Konjugationszellen sind scheinbar gleichartig, man darf indessen doch annehmen, daß zwischen ihnen eine wenn auch versteckte Differenz obwaltet. Nennt man in Folge davon diejenige Zelle, welche das Kopulationsprodukt umschließt, die weibliche, so können die Zellen eines und desselben Fadens bald rein männlich, bald allein weiblich, bald gemischter Natur sein. Bei der Gattung Rhynchonema erfolgt die Konjugation stets unter zwei benachbarten Zellen desselben Fadens; bei Syrogonium biegen sich die Zellen benachbarter Fäden knieförmig gegeneinander und bilden Jochsporen ohne Verbindungskanal; bei Mesocarpus endlich bilden sich die Jochsporen stets in dem Mittelstücke zwischen den beiden sich konjugirenden Fäden.

Komplicirter als die Konjugation sind diejenigen Befruchtungsvorgänge, bei welchen die keimbereitenden Zellen verschieden sind. Bei ihnen nennt man allgemein die befruchtenden, männlichen Körperchen Samenkörper, Samenfäden oder Spermatozoïden und die zu befruchtenden, weiblichen Protoplasmamassen Eizellen, Befruchtungskugeln oder Keimbläschen. Letztere sind immer viel-, meist viele hundertmal größer als erstere. Beide Elemente haben den morphologischen Werth von membranlosen Protoplasmazellen. Die Spermatozoïden unserer Süßwasseralgen sind immer rundliche oder einseitig zugespitzte, mit Cilien versehene und mit selbstständiger Bewegung begabte Protoplasmakörper, die in der Regel in großer Anzahl und in besonderen Zellen, den Antheridien erzeugt werden. Die Eizelle entsteht dagegen aus der ganzen, kontrahirten Protoplasmamasse einer besonderen Zelle, welche Oogonium genannt wird. Die Befruchtung geschieht, indem sich die Zellhaut des Oogoniums öffnet und die Spermatozoïden in die Substanz des Eikörpers eindringen, wie es Pringsheim zuerst für die Oedogonien und Vaucherien darthat. Nach der Vermischung beider Substanzen umkleidet sich der befruchtete Eikörper mit einer Zellhaut und wird so zur Ei- oder Oospore.

Als erstes, einfaches Beispiel wählen wir den Befruchtungsvorgang von Vaucheria sessilis (Fig. 6 e). Der Prozeß beginnt mit der Ansammlung von Oel und Chlorophyll in demjenigen Stücke der Fadenalge, an welchem die Befruchtungsorgane erscheinen sollen. Dann beginnen beiderlei Organe als papillenförmige, seitliche Ausstülpungen. Die ersten Anlagen der Oogonien enthalten Oel und wandständiges Chlorophyll, während in die jugendlichen Antheridien kein oder doch nur sehr wenig Oel eintritt. Nach ihrem völligen Auswachsen grenzen sich die Organe durch eine Scheidewand von ihrem Tragfaden ab. Schon vor dieser Abgrenzung zieht sich das Chlorophyll allmählig von der Spitze zur Basis zurück, nur wenige Körner verbleiben. Mit der Abgrenzung ist der Inhalt des Antheridiums körniger geworden, dann beobachtet man die Bewegung der Spermatozoïden, welche sich aus einer ziemlich kleinen Portion des wandständigen Protoplasmas gebildet haben. Endlich wird die Membran des Antheridiums an seiner Spitze aufgelockert und der Inhalt tritt heraus. Das herausgequollene Protoplasma ballt sich in Bläschen, welche oft durch die in denselben enthaltenen oder sie äußerlich berührenden Spermatozoïden fortgeschleppt werden und sich zersetzen, ohne weitere Bedeutung für die Pflanze gezeigt zu haben. In den Oogonien ist anfangs die ganze Wand mit In-

Digitized by Google

haltsmasse austapezirt, später treten diese Stoffe, Oel und Blattgrün, aus der Spitze, dem sogenannten Schnabel zurück, so daß dieser dann nur noch durch farbloses Protoplasma ausgefüllt wird. Dann öffnet sich das Oogonium, indem die Membran seines Schnabels an der Spitze plötzlich gallertartig aufquillt. In demselben Augenblicke bildet sich die Befruchtungskugel, indem sich der ganze Inhalt zu einer Kugel zusammenzieht; Blattgrün und Oel verlieren dabei ihre peripherische Lage und erfüllen die ganze Kugel, zumal deren Mitte. — Nachdem sich beide Organe geöffnet haben, erfolgt der Befruchtungsprozeß. Die Spermatozoiden bewegen sich zur Oeffnung des Oogoniums und häufen sich vor der dieselbe verstopfenden Gallerte massenhaft an; endlich gelingt es einigen, dann vielen, in das Oogonium einzudringen und die Befruchtung dadurch zu vollziehen, daß sie in das Innere der Eizelle eintreten. Dabei stößt das Spermatozoid erst einigemal an die Befruchtungskugel an und entfernt sich wieder ein wenig davon, endlich tritt es ein und verschwindet in demselben Augenblicke gänzlich. Nach der Befruchtung erscheint die Eizelle sofort scharf kontourirt, was die Bildung einer Zellhaut anzeigt; die Membran erhält bald doppelte Kontour, verdickt sich, in dem Inhalte verschwindet das Blattgrün, ein rothes oder braunrothes Pigment tritt auf, und die Oospore ist fertig.

Komplicirter ist der Befruchtungsvorgang bei Oedogonium ciliatum (Fig. 8). Zur Zeit der Geschlechtsreife bilden sich in den Zellen, welche sich zwischen der endständigen Borstenzelle (z) und der über dem ersten Oogonium liegenden Zelle (e) befinden, sogenannte Androsporen aus. Sie entstehen aus dem ganzen Inhalte ihrer Mutterzellen, schwärmen einige Zeit lang umher und setzen sich dann in der Regel auf dem weiblichen Apparate fest. Dort wachsen sie zu kleinen Pflanzen, sogenannten Männchen heran. Schließlich bestehen sie aus einer Blattgrün enthaltenden Fußzelle (Fig. 8 a d) und einem zweizelligen, fast farblosen Antheridium (a), welches in jeder Zelle ein Spermatozoid ausbildet. Sind diese letzteren fertig, so drückt der obere Samenkörper gegen den Deckel des Antheridiums und hebt denselben etwas in die Höhe. Endlich bricht auch die Membran des Oogoniums wie mit einem Deckel auf: die sonst gerade Zellreihe des Fadens erscheint dann gebrochen, und an dieser seitlichen Spalte quillt farbloser Schleim hervor, welcher sich unter den Augen des Beobachters zu einem offenen, schnabelartigen Kanal gestaltet, durch welchen das Spermatozoid eintreten wird. In diesem Momente, der dem Akte der Zeugung unmittelbar vorangeht, bricht der Deckel des Antheridiums völlig auf und das oberste, keilförmig gestaltete, vorne etwas zugespitzte, mit mehreren Wimpern versehene Spermatozoid tritt, mit eigener Bewegung begabt, hervor. Bei normaler Befruchtung lenkt es nach kurzem Umherirren in das weibliche Geschlechtsorgan ein, berührt die Befruchtungskugel einigemal hin- und hertastend und vermischt sich dann, gleichsam zerfließend, mit dieser auf das Vollständigste zu einem kugelförmigen Ganzen. Kurz nach der Befruchtung zeigt die Eizelle eine nach und nach immer schärfere Umgrenzung und endlich an ihrem ganzen Umfange eine von zwei Kontouren gebildete Zellhaut. Die Eizelle ist nunmehr zur ersten Zelle eines neuen Organismus geworden und überwintert als ruhende Spore. Wenn sie zu neuer Thätigkeit erwacht, so wächst sie nicht selbst zu einer neuen Pflanze aus, sondern ihr Inhalt theilt sich in vier Schwärmsporen, die sammt der inneren Sporenhaut austreten, nach deren Auflösung umherschwärmen, endlich zur Ruhe kommen und dann jede für sich zur neuen Pflanze auswachsen. Nicht immer macht die Eispore eine längere Ruheperiode, z. B. Ueberwinterung, durch, oft keimt sie sogleich, wie bei den Tangen. Auch kann sie entweder eine neue Pflanze bilden, wie dies z. B. bei Vaucheria der Fall ist, oder Schwärmsporen erzeugen (z. B. bei Coleochaete) oder zu einem Gewebekörper heranwachsen, aus welchem letztere hervorgehen (z. B. bei Bulbochaete).

Sehr genau ist auch die geschlechtliche Fortpflanzung mancher Meeresalgen bekannt. Bei den Tangen, wozu Fucus vesiculosus (Fig. 9.) gehört, entstehen die Befruchtungsorgane in Höhlen (Conceptaculen) des Pflanzenkörpers, die an gewissen Partien (T) dicht nebeneinander liegen. Diese Höhlen sind Vertiefungen im Pflanzengewebe und mit Haaren ausgekleidet, welche die Antheridien und Oogonien erzeugen. Das Plasma der Antheridien zerfällt in zahlreiche kleine Spermatozoiden, jenes der Oogonien in 8 Befruchtungskugeln. Diese werden, umgeben von einer inneren Haut des Oogoniums, aus dieser, ihrer Mutterzelle, entleert, treten durch die Oeffnung des Conceptaculums nach Außen und werden dort von den beweglichen Samenkörpern befruchtet. Diese letzteren sammeln sich zahlreich um die Eier, hängen sich an ihnen fest, und wenn ihre Zahl groß genug

Digitized by Google

ist, dann versetzen sie die Eizellen in rotirende Bewegung, welche etwa ½ Stunde lang andauert. Ob Spermatozoiden in die Befruchtungskugeln eindringen, ob nicht, ist noch unentschieden. Kurze Zeit nach jenen Vorgängen umgibt sich die Oospore aber mit einer Zellhaut, setzt sich an einem Körper fest und beginnt, ohne eine Ruheperiode durchzumachen, sofort zu keimen.

Endlich wollen wir noch der Befruchtungsvorgänge bei den Florideen gedenken. Bei ihnen finden sich haarförmige Zellen, sogenannte Trichogyne vor, an welche sich die nur passiv vom Wasser bewegten Spermatozoiden anheften. Die Wandung der Trichogyne wird an der Anheftungsstelle aufgelöst und der Inhalt der Samenkörper tritt in jene Haarzelle über. Die Wirkung dieser Befruchtung macht sich bei den Nemalieen an der Basis der Trichogyne selbst geltend, indem ihre untere Anschwellung eine Kapselfrucht (Cystiearpium) erzeugt. Bei den Ceramiaceen äußern sich die Folgen der Befruchtung an benachbarten Zellen, bei Dudresnaya endlich an ganz anderen Zweigen. Nachdem bei letzterer die an ihrer Basis schraubig gewundene, lange Trichogyne befruchtet worden ist, sprossen unter ihrer Basis Schläuche hervor, welche zu den Fruchtzweigen hinüberwachsen. Jeder dieser Fruchtzweige besitzt eine kugelige Scheitelzelle, an welche sich der Verbindungsschlauch dicht anlegt, dann weiter wächst und sich so mit mehreren Fruchtzweigen verbindet. An diesen Kopulationsstellen verschmilzt der gegliederte Verbindungsschlauch mit der Scheitelzelle und die Wandung beider verschwindet dort. Dann endlich bildet sich in dem kopulirten Theile der Fruchtzweige die Kapselfrucht aus.

Im Verlaufe unserer Darstellung wurden bereits von einzelnen Algen verschiedene Fortpflanzungsarten angeführt. Wo nun der ganze Entwicklungsgang bekannt ist, da findet man oft bei derselben Species einen Generationswechsel, indem in regelmäßiger Folge bestimmte Fortpflanzungsweisen miteinander abwechseln. Besonders häufig ist ein solcher Wechsel zwischen den aus Schwärmsporen und den aus geschlechtlicher Zeugung hervorgegangenen Individuen; so ist es z. B. bei Oedogonium und auch bei manchen Baucherien der Fall. Anders verhält sich Coleochaete. Dort erzeugen die ersten Schwärmsporen, welche im Frühjahr bei beginnender Vegetation aus den Zellen der vorigjährigen Oosporenfrüchte hervortreten, nur Schwärmsporen bildende Pflanzen; erst nach einer verschieden langen Reihe solch ungeschlechtlicher Generationen entsteht eine geschlechtliche, welche je nach der Species Antheridien und Oogonien auf verschiedenen oder auf demselben Individuum entwickelt.

Für die Lebensweise der Algen ist, außer den specifischen Wärmebedürfnissen, das Zusammenwirken von Licht und Wasser entscheidend und maßgebend. Die meisten Algen sind untergetauchte Wasserpflanzen, und wenn sie es nicht sind, so bedürfen sie doch für bestimmte Entwicklungsvorgänge, besonders zur Fortpflanzung des tropfbaren Wassers. Zuweilen werden verschiedene Lebenserscheinungen dadurch bedingt, daß nach erfolgter Austrocknung eine neue Ueberfluthung der Zellen mit Wasser erfolgt; namentlich bedient man sich dieses Mittels mit Erfolg, wenn man bei Kulturversuchen eine Aenderung in der Fortpflanzungsweise, einen Generationswechsel hervorrufen will. Bei manchen Baucherien (z. B. synandra) tritt die Zoosporenbildung immer in denjenigen Fäden der Pflanze auf, welche ganz im Wasser untergetaucht bleiben, während die geschlechtlichen Organe in der Regel nur auf solchen Fäden zur Entwicklung gelangen, die auf feuchter Schlammerde vegetiren. — Das Licht ist insofern für alle Algen eine Lebensbedingung, als sie auf selbstständige Ernährung angewiesen sind. Hier wie überall im Pflanzenreiche wird die Assimilation durch das Chlorophyll vermittelt, welches mit Hülfe des Lichtes die Kohlensäure, sei es die des Wassers, sei es die der Luft, zersetzt und Sauerstoff abscheidet. So sind die Algen niemals auf Kosten anderer Pflanzen lebende Schmarotzer, obgleich sie häufig genug auf deren Oberfläche wohnen. Hierdurch ist zugleich das einzige Mittel zu einer scharfen, aber künstlichen Abgrenzung der Pilze gegen die Algen gegeben. Die Algen sind chlorophyllhaltig, die Pilze nicht. — Häufig wird indessen, wie bereits oben angegeben ist, das Chlorophyll der Algen durch andere Stoffe verdeckt.

Fragen wir jetzt nach einer Eintheilung der Algen, so müssen wir gestehen, daß es trotz der genauen zahlreichen Einzelkenntnisse über diese Pflanzenklasse bis jetzt doch noch an einem den Ansprüchen der Wissenschaften entsprechenden Systeme fehlt. Ob ein solches je gefunden wird, kann zweifelhaft erscheinen, noch löst sich das Chaos am besten, wenn man einzelne Familien um typische Formen gruppirt. Kann es aber auch anders sein bei einer Klasse, welche die einfachsten Repräsentanten der Pflanzenwelt umfaßt, und in welcher die Natur sich gleichsam

Digitized by Google

in den verschiedensten Gestaltungsversuchen ergeht, suchend, welchen Weg sie einzuschlagen habe? — Groß kann indessen die Zahl der zu den Algen gehörigen Typen nicht genannt werden, um so größer ist freilich die der Individuen, die man überall in Masse zu sammeln vermag. Die stärkste Anhäufung derselben Art möchte sich wohl im atlantischen Ocean, in dem sogenannten Sargassomeere finden, dessen mehrere tausend Quadratmeilen große Oberfläche mit Beerentang (Sargassum natans) bedeckt ist. Physiognomisch lassen sich die Algen leicht nach ihrer Färbung in drei wohlcharakterisirte Gruppen bringen, in grüne Algen, olivenfarbene oder braune, und rothe. Grün sind z. B. die seidenartigen Enteromorphen und die bandförmigen oder kraussalatartigen Ulven, der Meersalat, die das Ufergestein mit glänzendem Grün überziehen und, kosmopolitisch, jeder Küste sich anheften. Selbst noch auf tiefem Meeresgrunde entdeckt man die schöne grüne Valonie. Zu den olivenfarbenen oder braunen gehören die Riesen unter den Algen. 400 Fuß lang, mit — 78' langen Blättern ist die Macrocystis pyrifera in den Kanälen des Feuerlandes gefunden worden; dort bildet sie mit den ebenso riesigen palmenähnlichen Lessonien mächtige unterseeische Urwälder, die ein reicheres und wunderbarer gestaltetes Thierleben als die Wälder des Festlandes verbergen. An der Küste Kamtschatka's bildet die Nereocystis einen 300' langen, bindfadenartigen Stengel, der in eine 6—7' lange, mit Luft gefüllte Schwimmblase endigt, welche ihrerseits eine Krone von 30—40' langen Blättern trägt. In ziemlich fest bestimmten Linien ziehen die eigentlichen Tange (Fucus-Arten) dem Meeresstrande entlang, so der Blasentang, welcher unsere Uferfelsen in einem breiten Gürtel, 1—2' unter Hochwasser bis zur Grenze der tiefsten Ebbe, bedeckt. Welcher Feder endlich ständen Bilder genug zu Gebote, um die wunderbaren Formen, die prächtigen Farben der Callithamnien, Polysyphonien und anderer Floridеen anschaulich zu beschreiben?

Die geographische Verbreitung der Algen folgt ähnlichen Gesetzen wie die der Landpflanzen; doch sind unsere Kenntnisse hierüber noch wenig ausgebildet. Einzelne sind rein alpiner Natur, so das Veilchenmoos (Chroolepus Jolithus) und die rothe Schneealge (Chlamydococcus nivalis), andere nur den tropischen Meeren eigen. Ganz allgemein kann man sagen, daß sich die Zahl der Gattungen und Arten nach den Tropen hin vermehrt, dagegen nach den Polen die Zahl der Individuen größer wird, und daß dorthin, entgegen der Regel bei den höheren Pflanzen, ihre Formen mächtigere Ausdehnungen annehmen.

Unbedeutend ist, um zum Schlusse zu gelangen, die Rolle der Algen im Haushalte des Menschen. Manche dienen in Folge der schleimgebenden Substanz ihrer Zellwände als Nahrung, z. B. die Laminaria- und Ulva-Arten an den Küsten Schottlands und Irlands. Officinell ist das Caragheen, welches von Sphaerococcus crispus und Sphaerococcus mammillosus gewonnen wird. Officinell war, als Wurmmoos, die mit noch vielen anderen Meeresalgen verunreinigte Gigarthina helmintochortos. Die Asche endlich der großen Meeresalgen diente früher als Kelp oder Varec zur Sodabereitung und wird noch heute zur Gewinnung des Jods verwendet.

Dr. Thomé.

Mineralogie und Geologie.

Die Geologie Malta's. Die geologischen und paläontologischen Verhältnisse Malta's haben in der letzten Zeit mehrfach die Aufmerksamkeit erregt, namentlich seitdem dort große Massen von Knochen antediluvianischer Thiere in den zahlreichen Höhlen der Insel entdeckt wurden. Admiral Smyth, Kapitän Spratt und der Earl of Ducin hatten über die Geologie Malta's geschrieben; wesentlich vervollständigt und theilweise abgeändert werden deren Aufstellungen aber jetzt durch ein neues Werk des schottischen Naturforschers Andrew Leith Adams „Notes of a Naturalist in the Nile Valley and Malta" (Edinburg 1870), aus dem wir das Wichtigste über die geologischen Beziehungen der interessanten Insel hier mittheilen wollen.

Malta und die benachbarten Inseln gehören der miocenen Periode an und sind durch Meeresablagerungen gebildet worden. Da die Ueberreste amphibischer Thiere, wie des Dugong, Manati, der Krokodile und Seehunde, dann Korallen sehr häufig in den Schichten Malta's

Digitized by Google

vorkommen, so schließt Adams, daß die Insel nicht allzu fern vom Festlande gebildet wurde. Die Schichten zeigen ein Streichen von Nordosten nach Ostnordosten, wie die Apenninen und die Gebirge auf Sicilien, wonach es wahrscheinlich wird, daß sie gleichzeitig mit jenen emporgehoben wurden. Die verschiedenartigen Ablagerungen, welche die Insel zusammensetzen, sind mehr oder minder kalkiger Natur, zeigen eine sehr gleichartige Schichtung und gehen oft so allmählich ineinander über, daß es schwierig zu sagen ist, wo der Kalkstein endigt und der Sandstein beginnt. Organische Ueberreste, gewöhnlich immer eine Art sehr häufig beisammen, werden in großer Menge gefunden und deuten mit ziemlicher Sicherheit an, daß die Schichten Malta's am besten dem mittleren Miocen Lyells zugesellt werden. Die Reihenfolge der einzelnen Schichten Malta's ist von oben nach unten folgende: 1) oberer Kalkstein; 2) Sand; 3) Mergel; 4) kalkige Sandsteine; 5) unterer Kalkstein. Die unterste dieser Schichten, die an mehreren Stellen einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel emporgehoben ist, wechselt in Bezug auf Charakter und mineralogische Beschaffenheit außerordentlich. Zuweilen ist sie fest und halbkrystallinisch oder körnig, erfüllt mit Bruchstücken von Muscheln, Echiniden, Korallen und Foraminiferen; zuweilen ganz versteinerungsleer, von kugeliger, blätteriger oder koncentrischer Natur, erfüllt mit weichen Kalknollen. Die härteren Sorten werden als gute Bausteine verwandt und sind unter den Namen Gozo-Marmor und Malta-Granit bekannt.

Der kalkige Sandstein nimmt bei weitem den größeren Theil der Oberfläche beider Inseln ein, namentlich deckt er den ganzen Osten und Südosten Malta's. Er ist sehr weich, leicht zerreiblich und bietet den Wogen ein gutes Angriffsobjekt dar. Durch ihn ziehen graue oder braune Streifen hindurch, welche außerordentlich reich an organischen Ueberresten sind, namentlich an Haifischzähnen; in diesen Bändern entdeckte Scilla die Zähne eines fleischfressenden Walthieres, des Zeuglodon, und die Zähne eines eigenthümlichen Amphibiums, des Halitherium. Seehundszähne wurden auf Gozo, ein neuer Fisch mit eidechsenartigen Zähnen, den Owen Stereodon melitensis nannte, von Adams in denselben Schichten gefunden; desgleichen Kieferknochen von noch unbestimmten Gadoiden, Ueberreste von Fischen, die dem Platax Woodwardii *Ag.* des Red Crag nahe stehen. Vor allen andern Fossilien sind aber die Haifischzähne häufig, die dem kalkigen Sandstein, welcher eine Mächtigkeit von 200 englischen Fuß besitzt, eigenthümlich sind und nur selten im unteren Kalkstein gefunden werden, niemals aber bis in den oberen Kalkstein gehen. Eine riesige Species wurde Carcharodon megalodon genannt, und diese Bezeichnung ist gewiß gerechtfertigt, denn diese dreieckigen Zähne haben an der Basis eine Länge von 4,5, von der Basis bis zur Spitze eine Länge von 5,3" engl. Das Volk nennt sie „St. Pauls Zungen" und bringt sie in Zusammenhang mit dem Aufenthalt des Apostels auf der Insel.

Die von Adams beigegebene geologische Karte Malta's gibt uns einen klaren Ueberblick von der Vertheilung der verschiedenen Schichten auf der Oberfläche Malta's, wie von den zahlreichen Verwerfungen, die Zeugniß von den periodischen Erhebungen und Verdrängungen der Schichten ablegen. Ehe aber die unterirdischen Kräfte auf die Schichten Malta's einwirkten, müssen diese eine geradezu horizontale Lagerung eingenommen haben. Die große Verwerfung geht quer durch ganz Malta hindurch, von Fommer Rih Bai zur Madalenabai an der Nordostküste, wo der untere Kalkstein und der größere Theil des kalkigen Sandsteins fast ganz unter die Meeresfläche treten. Andere Verwerfungen ziehen sich parallel mit dieser quer durch beide Inseln. In den Verwerfungen an der Südküste, im kalkigen Sandstein, liegen die berühmt gewordenen Höhlen Middle Cave und Mnaidra Gap, deren in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel verlaufender Boden aus einer Masse von Breccie und rothem Lehm besteht, in welchem ungeheure Massen von Elephanten-, Flußpferd-, Nagethier-, Vögel- und Reptilienknochen eingebettet liegen. Fünf Jahre lang hat Adams mit besonderer Vorliebe diese Knochenhöhlen und ihre Ablagerungen durchsucht; besonders reich an fossilen Ueberresten, ein wahrer Kirchhof untergegangener Thiergeschlechter, ist die Mnaidra-Kluft, wo Adams buchstäblich auf ungeheueren Massen stalagmitischer Knochen umherging, unter denen Süßwasserschildkröten und ein Riesenschwan besonders auffielen. In der Benghasi-Kluft wurden vorzugsweise die Ueberreste fossiler Elephanten, im Mellehathale die Knochen der Flußpferde gefunden. Was die Elephanten betrifft, so besitzt Malta die größten wie die kleinsten fossilen Arten. Den ersten Zwergelephanten entdeckte der verstorbene Geolog Dr. Falconer; er war nur 4' 3" bis höchstens 6" engl. hoch und wurde Elephas melitensis genannt. Busk, welcher nach Falconer die

Digitized by Google

Höhlen durchsuchte, fand eine noch kleinere, nur $2^1/_2$—3′ hohe Art (E. Falconeri), von der er meint, daß sie, lebte sie noch, sich hätte zähmen und abrichten lassen, um gleich dem Hunde als Gefährte des Menschen zu dienen. Den Riesenelephanten von Malta (E. Mnaidrae) fand Adams auf; die Knochen weisen auf Individuen hin, welche bei weitem die jetzt lebende afrikanische und asiatische Art an Größe übertreffen.

Richard Andree.

Nekrolog.

Bischof, Gustav, geheimer Bergrath und Director des chemischen Laboratoriums und des technologischen Kabinets in Bonn, geboren am 18. Januar 1792 zu Wörd bei Nürnberg, † in Bonn am 30. November. Er war der Begründer der chemischen Geologie, welche er in seinem großen Lehrbuch (2. Aufl. 1863—66, 3 Bde.) entwickelte.

Neue Bücher.

Erde, das Leben der. Von A. Hummel. Leipzig, J. Fleischer.

Ostfriesische Halbinsel, der Boden derf. Von M. A. F. Prestel. Emden, Hayeri.

Landwirthschaft.

Nilwasser. Die Fruchtbarkeit Aegyptens ist seit je dem Nilschlamm, den Ueberfluthungen des Bodens mit Nilwasser, zugeschrieben worden, wenngleich es auch an Versuchen nicht gefehlt hat, andre Faktoren zur Erklärung herbeizuziehen (vergl. Ergänzungsbl. Bd. I, S. 251). Neue Untersuchungen über das Nilwasser haben wir von Popp (Ann. der Chemie und Pharm.) erhalten, und diese bringen wiederum die befruchtende Eigenschaft des Nilwassers mit seiner Zusammensetzung in Verbindung.

Im normalen Zustande, d. h. wenn der Fluß in sein gewöhnliches Bett zurückgetreten ist, besitzt das Nilwasser eine trübe bräunlichgelbe Farbe, welche von aufgeschwemmtem eisenoxydhaltigen Thone herrührt; letzterer bildet in Verbindung mit organischer Materie den Nilschlamm, woraus die ganze kultivirbare Bodenschicht des Nilthals gebildet ist. Das zwei Stunden stromabwärts von Kairo geschöpfte Wasser blieb auch nach dem Filtriren opalisirend und nach längerem Stehen setzte es Flocken aus Kieselsäure mit organischer Materie, Kalk und Magnesiasalzen ab. Man kann es in der That als eine in beständiger Zersetzung begriffene Flüssigkeit betrachten, und hierauf dürfte theilweise die hohe Fruchtbarkeit desselben bei seinem periodischen Verweilen auf der Ackererde beruhen; unterstützt wird dieselbe jedenfalls durch die eminente Absorptionsfähigkeit des Bodens für die in Lösung befindlichen Substanzen. Von letztern enthält 1 Liter 0,142 Grm., und zwar

Kohlensäure	0,0315	Kalk	0,0222
Schwefelsäure	0,0039	Magnesia	0,0147
Kieselsäure	0,0201	Natron	0,0211
Phosphorsäure	0,0005	Kali	0,0047
Chlor	0,0034	organ. Materie und	
Eisenoxyd	0,0032	Ammoniaksalze	0,0179

Wenn man den jährlichen Wasserdebit des Nils in abgerundeter Zahl zu 55,000 Millionen Kubikmeter annimmt, so ergeben sich kolossale Ziffern für die im Wasser gelösten Substanzen, welche jährlich dem Mittelmeer zugeführt werden. Die Herkunft derselben sucht Popp bei den Kataraklen. Dort sind die Felsenbänke aus primitivem Gestein, besonders Granit und Syenit gebildet, sie werden durch die reibenden Wassermassen zersetzt und theils gelöst, theils suspendirt fortgeführt. Die smaragdgrüne Farbe des Nilwassers während der Ueberschwemmung rührt angeblich von Chlorophyll her, welches von den auf den Kataraklen zerriebenen Pflanzentheilen stammt. Die Beobachtung unter dem Mikroskop läßt leicht die Chlorophyllkörner erkennen.

Der Nilschlamm besteht, wie schon gesagt, aus sehr eisenoxydhaltigem Thon, dem beträchtliche Mengen organischer Materie beigemengt sind. Seine Zusammensetzung kann variiren je nach den verschiedenen Regionen des Nilthals. So ergab die Untersuchung verschiedener Schlammsorten folgende Zusammensetzung:

	Nilschlamm		
	von Soudan	von Theben	von Kairo
Eisenoxyd	11,95	10,52	7,55
organ. Materie	14,85	13,55	12,85
Kalk	2,64	2,41	
Magnesia	1,85	1,63	nicht
lösliche Kieselsäure	5,50	4,85	bestimmt
Thon und Wasser	62,30	—	

Ueberall ließen sich deutliche Glimmerpartikelchen erkennen, besonders in dem Schlamm von Oberägypten. Die Mengen des Eisenoxyds und der organischen Materie nehmen in dem Maß ab, als man den Fluß stromabwärts verfolgt, sowie die des Sandes zunimmt, je mehr man sich dem Delta nähert. So wie klimatologisch kann man auch agronomisch das Nilthal Aegypten in drei Regionen: Ober-, Mittel- und Unterägypten theilen.

Digitized by Google

Kriegswesen.

Die Kavallerie in den neuern Kriegen. Seit im grauen Alterthume — wer kann den Zeitpunkt bestimmen! — zuerst im Orient Streiter zu Pferde in den Heeren erschienen sind, ist die Eigenart der Reiterei dieselbe geblieben, bis auf unsere Tage. Die Kriegsverhältnisse haben sich unter verschiedenen Einflüssen, besonders seit Erfindung der Feuerwaffen und deren Verbesserung mächtig verändert, das Wesen der Reiterei nicht, weil es durch unwandelbare Elemente bedingt ist. Die Natur des Pferdes ändert sich nicht: seine Schnelligkeit, seine mit der Gangart sich steigernde Kraft, Gegner niederzurennen, Menschenhaufen zu zersprengen, andererseits seine Behinderung im Wald- und Weichland, in durchschnittenen Bodenstrecken oder Hügeln von nur mäßiger Steilheit sich frei zu bewegen, das Alles bleibt unberührt von den veränderten Verhältnissen der Zeit. Der Reiter wird immer abhängig sein von der Beschaffenheit, zuweilen sogar von dem Temperament eines Pferdes, vorzüglich aber davon, ob er Herr desselben ist und es nach seinem Willen lenken und tummeln kann. Auf einem schlechten, schwachen oder widerspenstigen Pferde wird er nicht viel leisten. Die Natur des Pferdes macht die Reiterei im Ganzen abhängig vom Terrain, sie kann sich im schwierigen Gelände wohl bewegen, auch einzeln kämpfen, aber keinen Gesammtangriff machen, in welchem doch ihre Hauptgefechtskraft liegt. Nur in freier Ebene kann sie diese zur vollen Geltung bringen. Auch die Art der Bewaffnung und die Vorzüge derselben haben sich nicht geändert. Die Reiterei ist nicht auf Fernwaffen angewiesen, weil der Schuß vom Pferde durch die kleinste Bewegung desselben unsicher wird, so war es schon im Alterthum bei den Bogenschützen, so ist es noch heut bei den gezogenen Feuerwaffen, mit denen auch die Kavallerie ausgerüstet ist. Die Kavallerie kämpft mit blanker Waffe und diese erreicht in der Hand des Reiters ihre vernichtendste Gewalt. Die Stoßkraft der Stichwaffen — Lanzen und graden Schwerter — wird durch die Schnelligkeit des Anlaufs, dessen Gewalt sich ihnen mittheilt, gesteigert, der Hieb vom erhöhten Sitze auf dem Pferde kann mit vermehrter Wucht geführt werden. So war es zu allen Zeiten, so ist es noch heut.

Fragen wir jedoch, ob die Reiterei auch zu allen Zeiten, noch ehe die Terrainverhältnisse in den neuern Schlachten und die gezogenen, weittragenden, sicher treffenden Feuerwaffen die Gefechtslage für die Kavallerie so ungünstig gestaltet, ihre großen Vorzüge immer benutzt hat, so wird die Frage verneint werden müssen. Im Orient, wo die Heimat der edlen Pferderacen ist, kam zuerst Reiterei auf, wahrscheinlich aus den berittenen Hirten der Nomadenvölker, wie ja auch heut noch die Hirten in der römischen Campagna und Apulien, die Roßhirten in Ungarn und den südrussischen Steppen ihre Heerden zu Pferde hüten. In den orientalischen Heeren wuchs die Reiterei bald zu bedeutender Stärke an und war im kühnen und sichern Reiten wie in der Waffenführung vortrefflich. Darin konnten die Europäer stets von ihnen lernen und können es noch. Ihre Klingen sind meist sehr kurz, sie suchen den Kampf in größter Nähe, die Säbel haben gewöhnlich gar keine Parirstange am Griff, die Reiter verstehen aber feindliche Hiebe mit der Klinge gewandt abzulenken und geben sich überhaupt mehr mit Hauen als Pariren ab; durch hageldichte Streiche wissen sie den Gegner auf die bloße Vertheidigung zu setzen. Dabei sind sie mit ihren Pferden wie Eine Kreatur, durch Hülfen, welche wir allerdings sehr rüde nennen würden, werfen sie ihre Rosse auf den kleinsten Kreisen von Tellersumfang auf den Hintertheilen herum, dem Feinde die schwache Seite, d. h. die linke, abzugewinnen. Napoleon in Aegypten gestand selbst, daß ein Mamelukk im persönlichen Kampf drei Franzosen überlegen sei. Von der Waffenführung der indischen Reiter erzählt Nolan, ein englischer Rittmeister, der gegen sie in den Sikhskriegen gekämpft hat, die erstaunlichsten Proben, die Wunden, die er gesehen, abgehauene Arme und Beine, wären kaum von Handwaffen herrührend glaublich gewesen. Aber im Ganzen richteten doch diese Reiterschwärme gegen geschlossene europäische Kavallerie ebenso wenig aus, als die persischen einst gegen die Phalanx der Griechen, die Numidier gegen die römischen Legionen, die Seldschuken gegen die Kreuzritter, und so durch alle Zeiten herab bis zu den Reiterschaaren Abd-el-Kaders gegen die Franzosen in Algier. Das liegt in dem Verhältniß des

Digitized by Google

Angriffs in aufgelösten Schwärmen gegen geschlossene Massen, welche stets das taktische Uebergewicht haben und nicht bloß bei der Reiterei, sondern auch bei der Infanterie. Die Orientalen haben nie in geschlossener Ordnung, die ihnen noch heut ganz fremd ist, angegriffen, und darum auch, trotz ihrer vorzüglichen Elemente für den Einzelnkampf, keine Erfolge gegen Europäer gewonnen.

In den griechischen und römischen Heeren spielte die Reiterei nur eine Nebenrolle, die Hauptstärke bestand in dem schwerbewaffneten Fußvolke; die macedonische Reiterei aber war unter Alexander dem Großen, der stets an ihrer Spitze kämpfte, in allen Schlachten die Waffe der Entscheidung. Bei den Römern sprangen die Reiter im Gefecht gern von den Pferden und kämpften zu Fuß: das war dann keine Reiterei mehr.

Im Mittelalter mit dem Lehnssystem, als die Vasallen mit ihren Mannen beim Lehnsaufgebot stets zu Pferde erschienen und der Heerbann mit der Gemeinfreiheit fast verschwunden war, sehen wir ganze Reiterheere in den Kriegen. Die Reiterei wurde als die alleinige Streitmacht angesehen, das Fußvolk, obgleich es natürlich auch noch und in großen Massen aufgebracht wurde, war schlecht bewaffnet und verachtet, wurde nicht einmal recht gebraucht. Die geharnischten Reiter kämpften die Schlachten durch, und wo sie mit den schweren Panzerrossen nicht fortkommen konnten, saßen sie ab und stritten zu Fuß. Dabei erlitten sie denn freilich oft furchtbare Niederlagen, wie gegen die Schweizer, in den englisch-französischen Kriegen, bei Crecy, Poitiers und Azincourt, in der sogenannten Sporenschlacht bei Courtrai (so genannt von den goldenen Sporen der erschlagenen Ritter, die im Dome zu Maestricht aufgehängt wurden) und mehrfach gegen die Friesen. Mit der Einführung der Feuerwaffen kam die Reiterei in ungünstige Verhältnisse; es half ihr nichts, daß sie auch zu Feuergewehren griff, sie gab dadurch ihre Hauptstärke auf, die in der Macht der blanken Waffe liegt, wie sie früher schon mehrfach bei ihren Angriffen nicht im vollen Rosselauf auf den Feind gestürzt war.

Ueberall, wo Reiterei nicht geleistet, was sie gekonnt hätte, ist es gewesen, weil sie die Elemente ihrer Gefechtskraft: Gewalt des Anrauns und Kampf mit blanker Waffe, verkannt hat.

Sie behauptete aber immer noch den Vorrang in den Heeren, trotz des aufstrebenden Fußvolks. Im dreißigjährigen Kriege bestanden die Armeen fast immer zur Hälfte aus Reiterei; Schlachten entschied sie aber nur selten noch, weil sie meist im Trabe, statt in stärkern Gangarten, und mit dem Pistol in der Faust attakirte, zum Schwert erst nach dem Schusse greifend. In den folgenden Jahrzehnten, als die Infanterie immer besser schießen lernte, sank die Kavallerie auch im Ansehen, man legte allen Werth auf das Feuergefecht, und der alte Dessauer, welcher in Preußen selbst bei dem Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I. die höchste militärische Autorität war, wollte von der Kavallerie nichts mehr wissen, so daß sie ganz vernachlässigt wurde.

Wie kam es nun, daß kurz darauf, gleichsam urplötzlich die Zeit des höchsten Glanzes für sie anbrach? Nur weil sie sich selbst wiedergegeben wurde! In den meisterhaften Instruktionen Friedrichs II. wurde ihr wieder klar gemacht, worin ihre Stärke liege und was ihre Bestimmung sei. Im Reglement von 1748 heißt es: „Es muß jeder Offizier von der Kavallerie sich fest imprimiren, daß es nur auf zwei Sachen ankomme, den Feind zu schlagen, nämlich vors Erste, ihn mit der größten Geschwindigkeit und Force zu attakiren und zweitens, zu suchen, ihn zu überflügeln". Und in der Instruktion für die Generale der Kavallerie: „Alle Eskadrons sollen, sobald sie avanciren, um den Feind zu attakiren, mit aufgenommenem Gewehr und fliegenden Estandarten gegen den Feind marschiren und alle Trompeter sollen Marsch blasen. daher kein Kommandeur einer Eskadron bei Ehre und Reputation sich unterstehen soll, schießen zu lassen".

Die glorreichen Thaten der Kavallerie Friedrichs des Großen unter Zieten, Seydlitz und andern Führern, die wohl neben den beiden berühmten Männern auch genannt zu werden verdienen, sind bekannt. Hohenfriedberg, Roßbach, Leuthen, Zorndorf sind Zeugnisse ihres Ruhmes. Auch in den Revolutionskriegen bewährte sich die preußische Kavallerie durch manche schöne Waffenthat, und mit ihr wetteiferte die österreichische. Bei Avesnes le sec zersprengten 4 ihrer Regimenter unter Schwarzenberg, dem spätern Oberbefehlshaber der verbündeten Heere in den Freiheitskriegen, 10 französische Bataillone mit 20 Geschützen, bei Neresheim das Dragonerregiment Löwenehr eine ganze Brigade von 5000 Mann. Die französische Kavallerie hat in den Kriegen Napoleons, im Einzelnen schlechter beschaffen als die seiner Gegner, im Ganzen

Digitized by Google

aber besser geführt, ruhmvolle Siege aufzuweisen. In Spanien schlug und zersprengte General Broussier bei Lerida mit einem Kürassierregiment und zwei Eskadronen Husaren ein Corps von 10,000 Mann. Napoleon stellte in seinen Kriegen als Kaiser immer große Kavalleriemassen zusammen, welche meist sein Schwager Murat, der König von Neapel, führte. Die „große Armee" in Rußland erschien mit 4 Kavalleriecorps, welche fast 300 Eskadronen zählten, außerdem war jedem Armeecorps noch eine Kavalleriedivision zugetheilt. Rußland wurde aber das Grab der französischen und leider auch der deutschen Reiterei, welche die Rheinbundsfürsten ihrem Protektor hatten hingeben müssen. Bei Borodino stellte Napoleon die Kavallerie — seine Gründe sind nicht bekannt geworden — in die Mitte seiner Schlachtordnung, wo sie dadurch stundenlang, ehe sie etwas thun konnte, dem verheerendsten Geschützfeuer ausgesetzt war und die ungeheuersten Verluste erlitt; der spätere Rückzug aus Rußland und der Winter richtete sie vollends zu Grunde. Wohl konnte der Kaiser 1813 wieder neue Reitermassen ins Feld schicken, aber zum Theil eben formirt und nicht ausgebildet, entsprachen sie den Anforderungen nicht und konnten gegen die zahlreiche und vortreffliche Kavallerie der Verbündeten nicht viel ausrichten. Diese aber entsprach den großen Erwartungen, welche man auf sie gesetzt hatte, auch nicht. In den drei Feldzügen von 1813 bis 1815 sind wohl einzelne glänzende Waffenthaten vorgefallen, von Schwadronen, Regimentern, höchstens Brigaden ausgeführt. — Großartiges, was diese Waffe unter den obwaltenden Verhältnissen wohl hätte leisten können, erblickt man nirgends. Was ist die Ursache? Sie besaß Alles dazu, gute Pferde, tapfere Reiter, entschlossene Offiziere, was fehlte ihr? Ein Führer wie Seydlitz!

Seit den Freiheitskriegen haben sich die Verhältnisse auf den Schlachtfeldern für die Kavallerie sehr verschlimmert. Die Armeen schlagen sich um feste Stellungen in vielfach durchschnittenem, mit Dörfern und Waldstrecken bedecktem Terrain, wo Reiterei in größeren Massen sich weder entfalten, noch attakiren kann. Die vervollkommneten Feuerwaffen der Infanterie, noch ehe die gezogenen Hinterladungsgewehre erfunden waren, die bessere Wirkung der Artillerie mußten ihr, wenn sie ihnen längere Zeit ausgesetzt blieb, solche Verluste beibringen, daß ihre Kraft schon gebrochen war, ehe sie zum Angriff kommen konnte. Demungeachtet blitzte in einzelnen Beispielen überall die Wahrheit auf, daß Kavallerie, gut geführt, noch immer unwiderstehlich ist. Im polnischen Kriege von 1831 durchbrach Oberst von Meyendorff mit 4 russischen Eskadronen in der Schlacht bei Grochow die im Weichen begriffene polnische Armee, drang durch alle drei Treffen und setzte den Siegeslauf bis zu den Verschanzungen von Praga fort. Wäre der Angriff, wie es Toll, der Chef des Generalstabes, vergebens forderte, von der gesammten Kavallerie unternommen, Meyendorff wenigstens unterstützt worden, so wäre die vollständige Vernichtung der polnischen Armee und damit die Beendigung des Krieges die Folge gewesen. Unumstößlich für alle Zeiten bleibt die alte Thatsache, daß ohne ausreichende Kavallerie zwar Siege gewonnen, aber nicht bis zur Vernichtung des Feindes, bis zur Entscheidung des ganzen Krieges gesteigert werden können. Die Schlachten des Krieges von 1859, bei Magenta und Solferino, haben es aufs Neue bewiesen.

Im Kriege von 1866 ist von beiden Seiten die zahlreich vorhandene und gute Kavallerie nach dem Urtheil der militärischen Kritik nicht so gebraucht worden, wie es wohl möglich gewesen wäre. Die vielgerühmten österreichischen leichten Reiter, die ungarischen Husaren, die sich die ersten der Welt nennen, die galizischen Ulanen versahen ihre Corps nicht einmal mit ausreichenden Nachrichten über den Feind und die großartigen Streifzüge zur Ueberschwemmung feindlichen Landes oder doch zur Unterbrechung der feindlichen Verbindungen, die man sich besonders von Edelsheim versprochen hatte, unterblieben ganz. Bei Solferino hatte er mit seinem Regiment Haller-Husaren die ganze im Vorrücken begriffene Schlachtlinie der Franzosen im durchschnittensten Terrain, das wahre Wettrennersprünge verlangte, durchbrochen, so daß beinahe der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge und seiner Eskorte der Hundertgarden hinter seiner siegreichen Armee gefangen worden wäre. Nach dem Kriege hatte er die dem Heere bleibend einverleibte Freiwilligenbrigade kommandirt und bei ihr ein neues System der Ausbildung im Reiten eingeführt, das Aufsehen machte. Man erwartete Großes von ihm, doch mag ihm wohl 1866 nicht ganz freie Hand gelassen worden sein. Die österreichische Kavallerie hat sich vortrefflich geschlagen, bei Königgrätz mit heldenmüthiger Aufopferung den Rückzug gedeckt, aber ihre Verwendung im Allgemeinen war sehr mangelhaft. Preußischerseits war außer der Divisionskavallerie und den einzelnen Kavalleriedivisionen ein großes Kavalleriecorps von 14 Regimentern

Digitized by Google

zusammengestellt worden. Natürlich konnte eine solche Masse unter den jetzt herrschenden Gefechtsverhältnissen nicht vereint in die Schlacht gehen, ihr Gebrauch beruhte auf der Gliederung, denn eine Brigade von drei Regimentern dürfte wohl das Höchste sein, das unter einem Befehl zur Attake gehen kann. Ihr folgen dann Reserven in guter Verbindung, damit in jedem Moment, wo es nöthig wird, frische Kräfte eingreifen können. Der Gang der Schlacht bei Königgrätz, vorzüglich der schwierige Uebergang über den sumpfigen Bach, der die österreichische Front deckte, verzögerte das Eingreifen der Kavallerie und hielt zahlreiche Schwadronen zurück, die gar nicht zum Gefecht gekommen sind. Was ihr aber von der Kritik besonders zum Vorwurfe gemacht worden ist — freilich fehlt ihr noch manche Aufklärung, um den Vorwurf ganz zu begründen! — ist die mangelnde Energie der Verfolgung, nachdem die feindliche Kavallerie das Feld geräumt hatte. Noch stand die Sonne hoch am Himmel, noch konnten ein paar Stunden des langen Sommertages zur Verfolgung der geschlagenen Armee, die in größter Auflösung der Elbe in ihrem Rücken zueilte, benutzt werden, sie hätte dann wohl einer gänzlichen Zertrümmerung kaum entgehen können, dann wäre auch an eine Vertheidigung von Wien trotz der formidablen Befestigungen nicht zu denken gewesen: wer sollte sie besetzen? Indessen kannte man die Auflösung der feindlichen Armee nicht und welche Beweggründe sonst der Verfolgung Einhalt gethan, wird, wenn diese bekannt werden, das Urtheil, das darüber laut geworden, gewiß in vieler Beziehung modificiren.

Die Thatsachen des Krieges aber, und daß nach demselben die Infanterie aller Armeen mit gezogenen Hinterladungsgewehren bewaffnet worden ist, gaben nun Gelegenheit zu vielen oberflächlichen und einseitigen Betrachtungen über die Kavallerie und ihre Rolle in den Kriegen der Zukunft. Die Schlachten, hieß es, werden von der Infanterie mit Beihülfe der Artillerie durchgekämpft (auch der Artillerie bestritt man schon ihre Stellung und ihre Leistungen 1866), die Kavallerie kann unter dem Schnellfeuer der Infanterie nicht mehr aushalten, folglich im Gefecht nichts ausrichten, und da sie weit aus dem Feuer zurückgehalten werden muß, kommt sie auch zur Verfolgung zu spät. Zum Vorposten-, Patrouillen- und Ordonnanzdienst ist sie zwar nützlich, auch zu Eskorten kann sie gebraucht werden, manchmal zu fliegenden Kolonnen, deshalb braucht man sie aber nicht in solchen Massen zu halten, die kostspielige Waffe ist also auf ein sehr bescheidenes Maß zu reduciren.

Diesen Stimmen aus beschränktem Gesichtskreise des Vorurtheils wurde manche Entgegnung zu Theil. Man untersuchte zuerst, ob die Kavallerie der Neuzeit in ihrem absoluten Werthe gegen früher zurückgegangen sei, und konstatirte, daß sie im Gegentheil Fortschritte gehabt habe. Im Material ist sie in allen Armeen besser geworden, denn sie hat bei Weitem bessere Pferde, weil die Pferdezucht überhaupt gestiegen ist. Darin liegt doch unzweifelhaft der Hauptnerv der Reiterei. Wer nur die geringste praktische Einsicht hat, wird auch die ganze Ausrüstung, Sättel, Zäumung, Gepäck ꝛc. viel zweckmäßiger finden als sonst, namentlich ist man auf Erleichterung bedacht gewesen. Die Bewaffnung ist vortrefflich. Mit all dem wird aber die Kavallerie wenig leisten, wenn die Mannschaft nichts taugt. Wie steht es damit? Die Mannschaft wird noch immer bei der Aushebung für die Kavallerie vor der Infanterie ausgewählt: erst kommen die Specialwaffen, Artillerie und Genietruppen, dann die Kavallerie und nun erst die Infanterie. Die Kavallerie kann nicht jeden Mann brauchen. Nun aber die Ausbildung — reitet die Kavallerie schlechter als sonst? Keineswegs. Trotz der kürzeren Dienstzeit wird die Mannschaft durch eine bessere Methode der Ausbildung zu guten Reitern, die auch vor Terrainhindernissen nicht stutzen. Das hat sich im Felde bewährt und ist auch nicht bestritten worden. Und der echte Reitergeist in der Kavallerie ist noch immer der alte: das Selbstgefühl, das wohl zuweilen Andere verletzen mag, ohne welches aber keine Zuversicht des Sieges gedeiht, die Verwegenheit bis zur Tollkühnheit jeder Gefahr trotzend. Sind nun die Schwadronen in ihrem innern Werthe noch immer dieselben, mit denen einst so Großes erreicht worden ist, so fragt es sich ferner, ob denn die neuern Gefechtsverhältnisse, deren Ungunst kein Kavallerist läugnen wird, der Reiterei so ganz unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen, daß sie als eine ohnmächtige, unnütze Waffe ganz von den Schlachtfeldern verschwinden müsse und nur noch zu Boten- und andern Nebendiensten brauchbar sei.

Hier kommen wir auf die Lebensfrage: die Führung.

Wenn die Kavallerie stundenlang unthätig dem Geschützfeuer ausgesetzt halten, oder fast noch schlimmer, im Bereiche desselben unnütze Bewegungen ausführen muß, wenn sie blind

Digitized by Google

vorwärts zur Attake auf unerschütterte Infanterie geführt wird, die vielleicht auch noch den Vortheil des Terrains hat, wenn überhaupt Reitergenerale, die nur Reiter, aber keine Generale sind, die veränderten Gefechtsverhältnisse nicht zu beurtheilen und ihre Truppen nicht diesen entsprechend, sondern einzig nach dem Reglement zu führen verstehen, dann freilich wird die Kavallerie nichts leisten.

Sie hat allerdings jetzt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. In Massen vereint wie zu Napoleons I. Zeit kann sie nicht mehr in die Schlacht geworfen werden, das soll sie auch nicht, die gescheiterten Massenangriffe der französischen Kavallerie bei Aspern, Leipzig und Waterloo haben schon damals, noch vor Erfindung der gezogenen Feuerwaffen, genug darüber belehrt. Sie tritt also in einzelnen, für große Erfolge aber ausreichenden Abtheilungen auf, die sich dem Feuer anfangs entziehen, dann aber im richtigen Moment möglichst überraschend vorbrechen und wie ein Orkan auf den Feind stürzen sollen. Beides zu vereinigen ist eine sehr schwierige Aufgabe. Indessen gibt es grade auf den Schlachtfeldern der Gegenwart, die nicht mehr in der freien Ebene gesucht werden, überall Terrain, welches aufgeschlossenen Reiterkolonnen Deckung gegen das feindliche Feuer gewährt: in Vertiefungen, Schluchten, hinter Dörfern, Höhen, einzelnen Waldstrecken; es wird ferner, was für den Angriff wichtig ist, auch Bodenverhältnisse geben, welche den Vormarsch der Kolonnen dem Auge des Feindes verbergen, bis sie vorbrechen, sich schnell zur Attake entfalten und diese ausführen können; endlich hat ja doch in größern langedauernden Feuergefechten der Infanterie und Artillerie noch immer die Kavallerie einen Bundesgenossen, das ist der Pulverdampf, der sich weithin über das Schlachtfeld lagert und ihr erlaubt, sich ungesehen dem Feinde zu nähern und dann überraschend über ihn herzufallen.

Das Alles konnte Denen entgegengehalten werden, welche die Reiterei als eine nicht mehr zeitgemäße Waffe, wenn auch nicht ganz abschaffen, doch sehr verringern und nur in kleinen Abtheilungen der Infanterie als Dienstleute beigeben, oder sie selbst nur des schnellen Fortkommens wegen beritten gemacht, im Gefecht absitzen und das Feuergefecht führen lassen wollten. Gründe verfangen aber heut zu Tage nicht mehr. Man berief sich auf die Thatsachen der letzten Kriege und verlangte erst den Nachweis, daß die Kavallerie noch immer das leisten könne, was ihr in früheren Zeiten ein so hohes Ansehn verschafft hat.

Diesen Nachweis hat die deutsche, namentlich die preußische Kavallerie im Kriege von 1870 geführt. Selbst Organe feindlicher Gesinnung gegen Preußen haben die Verwendung der Kavallerie in diesem Kriege eine mustergültige genannt. Sie war nicht in Corps formirt, auch nicht, nach Abzug der den Infanteriedivisionen zugetheilten Regimenter (jeder Division eins), in Kavalleriedivisionen wie bisher den einzelnen Armeecorps belassen, sondern in selbstständige Kavalleriedivisionen von zwei bis drei Brigaden, leichten und schweren, vereinigt, zur freiesten Verwendung für die oberste Heeresleitung zusammengestellt. So die Kriegsformation der deutschen Kavallerie 1870. Ihre Verwendung war, von klaren Gesichtspunkten ausgehend, die großartigste, welche die neuere Kriegsgeschichte kennt. Von den Leistungen der Regimenter, welche den Infanteriedivisionen beigegeben waren, wollen wir hier nicht sprechen, weil wir sonst zu sehr ins Einzelne gehen müßten; es genügt, zu sagen, daß sie ihre Momente wohl zu benutzen verstanden, nie ihr eigenes Element vergessen und sich nicht, wie der würtembergische General Graf Bismarck, einer der besten Schriftsteller über Reitertaktik, sagt, Schutz suchend an die Infanterie geklammert haben, „wie das Kind an die Amme". Wir wollen auch nicht die vielen Handstreiche des Kleinen Krieges aufzählen, welche die Kavallerie ausgeführt hat. Diese Geschichten, mehr oder minder feuilletonistisch ausstaffirt, haben die Runde durch alle Blätter gemacht. Nur von der Verwendung im Großen wollen wir reden, die schon nach den ersten Siegen der drei deutschen Heere bei Weißenburg, Wörth und Saarbrücken sich zeigte.

Seit dieser Zeit trat die Kavallerie wieder in ihr volles Recht. Von allen drei Armeen wurden die Kavalleriedivisionen zur Verfolgung des Feindes, der auf seiner ganzen strategischen Front, vom Elsaß bis gegen die preußische Grenze hin, den Rückzug angetreten hatte, losgelassen — man verzeihe uns den trivialen Ausdruck! Daran hatte es ja früher gelegen, daß man sie nicht losließ. Der Feind hielt nicht Stand, ein Theil bis zur Mosel, der andere gar bis zur Marne; aber trotz der bewundernswerthen Eile, die er dabei entwickelte, gelang es der verfolgenden Kavallerie doch, eine Menge Beute zu machen: Gefangene, Geschütze, Fahrzeuge, Kriegsmaterial, Brückentrains, Kriegskassen. Das war aber nicht der Hauptzweck, zu welchem

Digitized by Google

die Kavallerie den in Frankreich vorgehenden Heeren vorausgeschickt wurde. Sie sollte zugleich alle Bewegungen derselben dem Feinde unerkennbar machen, weithin das Land überziehen, Schrecken durch ihr kühnes Vordringen, das eine nachhaltige Unterstützung voraussehen ließ, verbreiten. In welchem Maße ihr das gelungen ist, von der Saar bis zur Seine vor Paris und in weiten Streifzügen nach Nord- und Mittelfrankreich bis in den Süden der Loire, ist bekannt. Und komischer Weise wurde besonders eine Gattung der Kavallerie zum Schreckgespenst für ganz Frankreich: die Ulanen. Die unsinnigsten und lächerlichsten Fabeln wurden über diese Reitergattung selbst von Journalen verbreitet, die sonst auf der Höhe der Einsicht und Bildung stehen wollen. Nach ihnen waren die Ulanen eine Art Freibeuter, von einzelnen verwegenen Führern mit Autorisation der Regierung aufgebracht, gar nicht militärisch und taktisch organisirt, noch weniger in Regimenter formirt, sondern nur in kleinern oder größern Haufen durch das Land schwärmend, um dasselbe zu terrorisiren, so daß volkreiche Städte vor wenigen Mann ihre Thore öffneten, ihre Schlüssel übergaben und die größten Kontributionen zahlten. Alle Streiftrupps, mochten es auch Husaren oder Dragoner sein, wurden mit dem allgemeinen Namen Ulanen bezeichnet: daß nur Lanzenreiter so heißen, ahnten die Franzosen nicht. Lassen wir ihnen den neuen Begriff, den sie erfunden haben.

Es war noch ein dritter, hochwichtiger Zweck, der durch die weiten Streifzüge der Kavallerie erreicht wurde: die Verhinderung oder wenigstens die Erschwerung der Neubildung von Streitkräften, welche die französische Regierung nach der Einschließung ihrer einen Armee in Metz und der Kapitulation der andern in Sedan durch Organisation von Corps aus Depotbataillonen, Garnisontruppen, Mobil- und Nationalgarden, Francireurs ꝛc. bewerkstelligen wollte. Dieser Zweck konnte allerdings nur erreicht werden, so weit die Deutschen streiften.

Endlich aber hat die Kavallerie auf einmal wieder in der Schlacht gezeigt, daß sie noch immer die alte Kraft besitzt und unter guter Führung auch die ungünstigsten Verhältnisse zu überwinden vermag. Bei Mars la Tour oder Vionville, wie die Schlacht vor Metz am 16. August auch genannt wird, ist ihr Glanz- und Ehrentag gewesen. Hier hat sie in einem der gefährlichsten Momente, als die französische Uebermacht nahe daran war, das preußische Corps, das ihr anfangs allein gegenüberstand, zu erdrücken, sich derselben heldenmüthig entgegengeworfen und sie im Vordringen aufgehalten, um Zeit für das Herankommen der andern Corps zu gewinnen, und noch einmal, als der Feind in einem spätern Momente den einen Flügel zu umgehen drohte, hat ein andrer Theil der Kavallerie ihn durch eine glänzende Attake festgehalten, dabei zwei Treffen der Infanterie durchbrochen und Geschütze erobert, ein dritter hat mit der französischen Gardekavallerie ein großartiges Reitergefecht siegreich bestanden. Endlich bei sinkender Dunkelheit sind wieder die Regimenter, die zuerst im Gefecht gewesen, vorgegangen, den abziehenden Feind zu verfolgen, wobei die Zietenschen Husaren noch mehrere Infanteriekarrees zersprengt und niedergemacht haben. Die Verluste der Kavallerie sind sehr bedeutend gewesen, aber der Heerführer hat ehrend anerkannt, wie viel sie zur Entscheidung der Schlacht beigetragen hat.

Mag denn der Reiterei die Anerkennung, welche sie sich in dem Kriege von 1870 wieder in so hohem Maße erkämpft hat, als ein Ehrenrecht bleiben! Immer und ewig nur wird es von dem Geiste, in welchem sie nach den Zeitverhältnissen gebraucht wird, abhängen, ob sie ihren unverlierbaren Werth und ihre Kraft vollständig entfalten kann.

K. G. v. Berneck.

Nekrolog.

Handjery, Gregor, griechischer Artilleriemajor, ein Sohn des verstorbenen Hospodaren der Donaufürstenthümer, bekannt als Militärschriftsteller, früher Mitglied der Nationalversammlung, † am 17. November in Athen.

Renault, französischer General, †, nach einer Mittheilung aus Le Mans vom 6. December, an den erhaltenen Wunden.

Soins, General, einer der besten französischen Offiziere, fiel in einer der Schlachten vor Orléans Anfang December.

Neue Bücher.

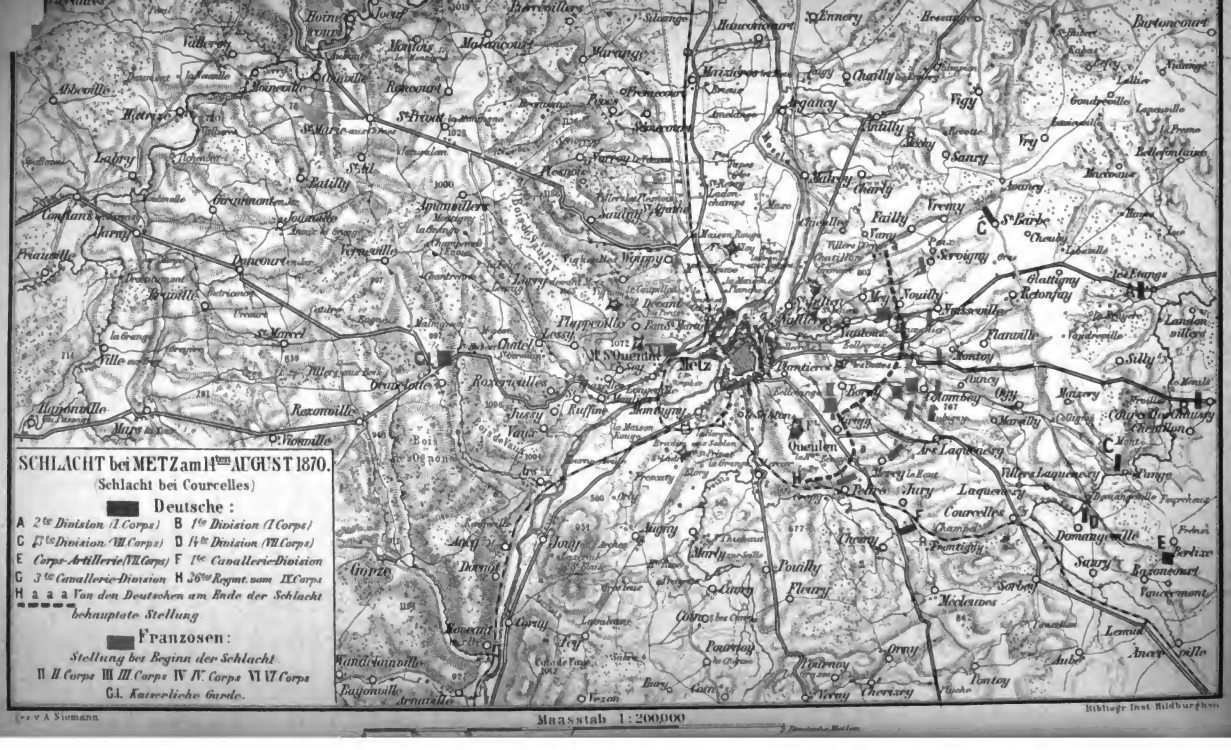
Marine, Internationales Wörterbuch derselben. Von H. Tecklenborg. Bremen, Heyse.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google


SCHLACHT bei METZ am 14ten AUGUST 1870.
Schlacht bei Courcelles)
Deutsche :
A 2te Division (I. Corps) B 1te Division (I. Corps)
C 13te Division (VII. Corps) D 14te Division (VII. Corps)
E Corps-Artillerie (VII. Corps) F 1te Cavallerie-Division
G 3te Cavallerie-Division H 26ter Regmt. vom IX. Corps
H a a a Von den Deutschen am Ende der Schlacht behauptete Stellung
Franzosen:
Stellung bei Beginn der Schlacht.
II II. Corps III III. Corps IV IV. Corps VI VI. Corps
G.G. Kaiserliche Garde.
Maassstab 1:200000

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 2. Januar 1871. So gibt es denn wieder ein **deutsches Reich**, einen deutschen Reichstag und einen deutschen Kaiser. Welche deutsch fühlende Brust möchte nicht Glück auf! rufen. Nur wer sich gewöhnt hat, die geschichtlichen Ereignisse und die Formen, welche aus ihnen hervorgehen, nicht als etwas Fertiges anzusehen, sondern als die Glieder eines fortlaufenden Werdeprozesses, als den Ausdruck schwellender oder zurückgehender geschichtlichen Triebe, erfaßt die ganze Bedeutung der Sache für die Zukunft und wird sich bewußt, weshalb es sich um mehr als die Zuthat eines Namens zu einem Bunde deutscher „Staaten" handelt.

Dies Mal wird Kaiser und Reich in Deutschland nicht unter dem feierlichen Klang der Friedensglocken geboren. Unter Donner und Blitz des gewaltigen Krieges, der ein anderes Kaiserreich bereits verzehrte, und in welchem dieses Frankreich, welches sich so lange nach höherem Maße als Andere gemessen hat, noch mit dem aufstrebenden Deutschland ringt, tritt es ins Leben. Es ist doch nur der Eindruck des weltgeschichtlichen Kampfes, in welchem unser Volk und unsere Fürsten unter einheitlicher Führung zusammenstehen, welcher den König von Bayern nicht bei dem abgeschlossenen Verfassungsbündniß stille stehen, sondern ihn an die Spitze der deutschen Fürsten und freien Städte treten ließ, um zu erwirken, daß der erweiterte Bund wieder als deutsches Reich und der Inhaber der Bundespräsidialrechte als deutscher Kaiser in der europäischen Staatengemeinschaft erscheint. Wohl möglich, daß sich zu dem Wunsch, die Stellung Deutschlands nach außen würdevoller zu machen, der Gedanken gesellt hat, zugleich der eignen Souveränetät und ihrer Bewahrung im Laufe der kommenden Zeiten einen Dienst zu erweisen. Ein deutscher König, welcher zu einem anderen deutschen König, der über ein größeres Land herrscht, für alle Zeit in die Stellung tritt, welche durch die Verfassung vorgezeichnet ist, erscheint kaum noch als ein rechter, als ein wirklicher König. Er wird ein König zweiter Klasse. Ordnet er sich einem deutschen Kaiser innerhalb gewisser Gränzen unter, so ist er, wenigstens unter den Fürsten Deutschlands, immer noch ein König erster Klasse. Indem er das Bundesoberhaupt erhöht, erhöht er sich selbst und verwischt den Schein einer capitis diminutio. Auch liegt die Erinnerung nahe, daß einst unter Kaiser und Reich die „Landeshoheit" entstanden, groß und stark geworden ist. Ein Einlenken in den historischen Ideenkreis von Kaiser und Reich wird, so mag man denken, der Bewahrung dieser Landeshoheit, dem Fortbestand souveräner Fürsten und „selbständiger Staaten" in Deutschland förderlicher sein als das Fortwachsen der preußischen Macht in den bisherigen Formen und Geleisen. Wer zur Romantik neigt, folgt überdies nicht ungern einem solchen Zuge.

Wir wissen durchaus nicht, ob man sich wirklich in München, Stuttgart und Dresden mit solchen oder ähnlichen Erwägungen getragen hat, als man an die Frage der Wiederherstellung von Kaiser und Reich ernstlich herangetreten ist. Einigermaßen spricht die Natur der gegebenen Verhältnisse dafür. Der unbefangene Beobachter dessen was ist und was war würde darin weder eine Veranlassung zum Erstaunen, noch zu unbilligem Tadel finden. Wie es sich aber auch damit verhält: sollte man sich die Wiederherstellung von Kaiser und Reich in jenem Sinne gedacht haben, so hat man nur trüben Blickes zurück — nicht klaren Blickes vorausgeschaut. Der Geist, der jetzt in unserm Volke sich entwickelt und durch unsere Geschichte zu wehen beginnt, die reellen Kräfte, welche dem Zug der Geister zur Seite stehen, werden aus Kaiser und Reich ganz etwas Anderes machen, als man

Digitized by Google

in dem vorausgesetzten Falle sich darunter gedacht hat. Kaiser und Reich ist schon jetzt nicht bloß in einzelnen Nebendingen, sondern es ist der Grundanlage nach verschieden von jenem Reiche, in dessen Schatten die deutsche Landeshoheit aufgewachsen ist. Es ist davon verschieden und es wird im Verlaufe der Zeit noch weit verschiedener werden.

Auf diese Vergleichung werden wir zurückkommen. Zuvor werfen wir noch einen Blick auf das, was uns näher liegt. Wäre 1815 nach dem Sturze des Napoleonischen Weltreiches das deutsche Kaiserreich wieder hergestellt worden nach dem Wunsche einzelner Patrioten, es ist sehr wahrscheinlich, daß dasselbe statt einer lebensvollen eine schattenhafte Schöpfung geworden, oder daß der neue Bau wieder zusammengestürzt wäre aus Mangel an einer genügenden Grundmauer. Der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen und andere Gegensätze wären in das neue Reich mit hinüber genommen worden. Solche Gegensätze können von innen heraus überwunden werden, wenn die Nation im Ganzen ihres politischen Zieles sich bewußt, von einem kräftigen Pulsschlag bewegt wird. Aber es wäre eine Täuschung, wenn man diesen Pulsschlag, das sichere Bewußtsein einer die staatliche Einheit wollenden Nation in dem Befreiungskriege Deutschlands und in der Begeisterung jener denkwürdigen Zeit finden wollte. Gewiß dieses Bewußtsein lebte in einzelnen Geistern, und über den Liedern der Sänger jener Zeit lag eine Frische und eine Weihe, welche man in keinem der poetischen Ergüsse unserer an ruhmreichen deutschen Kämpfen unerreichten Tage wieder findet. Es ist nicht anders, über dem Morgenroth des anbrechenden Tages, über den ersten Strahlen, welche die höchsten Gipfel der Berge vergolden, während es in der Tiefe noch dämmert, schwebt ein Zauber, der so nicht wieder erscheinen will, wenn es Tag geworden ist.

Wohl flammte es damals auch in der Nation im Ganzen auf. Aber diese Flammen galten wesentlich doch nur der unerträglich gewordenen Fremdherrschaft. In Allem, was darüber hinaus lag, war man sich meistens unklar, unbestimmt im Gefühl, unsicher im Wollen, mehr von den alten Gewohnheiten als von neuen, deutlich erkannten Zielen beherrscht. Davon, daß es unter uns wirklich so aussah, legen die beiden Jahrzehnte, welche den Freiheitskriegen folgten, das beste Zeugniß ab. Fast zwei Menschenalter sind seitdem dahin gegangen. Einer so langen Zeit hat es bedurft, um in unserem Volke das auf einen einheitlichen staatlichen Bau gerichtete Fühlen, Denken und Wollen bis zu dem Grade in die Breite und Tiefe wachsen zu lassen, daß der mächtige Arm, welcher ihm dient, nicht bloß von besondern Interessen, sondern zugleich von einer zum Durchbruch kommenden geschichtlichen Nothwendigkeit geführt zu werden scheint. Die allmählich sich verbreitenden nationalen Bestrebungen erstarkten in dem Gegensatz zu der Bundestagsmisere und in dem langen Kampfe gegen dieselbe. Die manchfachsten Versuche zu einer würdigeren Neugestaltung Deutschlands wurden unternommen. Scheiterten sie auch aus Mangel an reeller Kraft, an Fehlern Derer, die sie leiteten, oder an Fehlern Jener, deren Kräfte man dafür gewinnen wollte: jeder dieser Versuche war doch ein Werkzeug, ein Glied, eine Staffel in der politischen Arbeit der Nation. Schritt für Schritt ward der preußische Staat unter dem Einfluß dieser Arbeit getrieben, eine eigenthümliche Verbindung zwischen seinem specifischen Staatsbewußtsein und dem Verlangen des deutschen Volkes nach einer Wiedergeburt im Geiste der Einheit und Freiheit zu suchen. Die Schlagworte „Preußen soll in Deutschland aufgehen" und „Deutschland soll in Preußen aufgehen" spielten ihre Rolle, bis die konkrete Wirklichkeit zu dem führte, was weder ganz das Eine, noch ganz das Andere ist. Preußen ward auf diesem Wege durch seine Geschichte und durch seine gleichartige Zusammensetzung ebenso sehr gefördert, als Oesterreich durch seine ungleichartige Zusammensetzung und durch ererbte Uebel zurückgehalten.

Zuletzt griff Preußen zum Schwert und das Schwert entschied für dasselbe. Wir rechtfertigen nicht den Krieg, durch welchen auch die föderativ-großdeutschen Bestrebungen thatsächlich fast allen Boden verloren. Aber auch der Sieger ward durch den Erfolg über die großdeutsche Art hinausgeführt, in welcher zunächst der Sieg ausgebeutet ward. Auf der Bahn, die er betreten, war kein langes Stehenbleiben möglich. Die außerordentlich gewachsene Macht Preußens stützte nicht nur, was es neu begründet hatte, sie stand auch hinter den weiter gehenden Bestrebungen. Die durch den deutschen Krieg von 1866 eingeleitete Vereinfachung der nationalen Parteien erhielt eine überwältigende Anregung, als der Krieg gegen Frankreich mächtig mahnte zu vergessen, was lange trennte, und als mit ihm die Mainlinie fiel. Wer nicht nach einer deutschen Föderativ-Republik strebt, und

Digitized by Google

zwar unmittelbar, d. h. ohne monarchischen Durchgangspunkt, der sieht nicht mehr wie früher zwei Wege offen vor sich liegend, die in kürzeren oder längeren Windungen zu einem nationalen Ziele, sei es auf wirklich föderativer, sei es auf hegemonistischer Grundlage, führen. Alle, welche sich früher verneinend gegen den auf den Ausschluß Oesterreichs gerichteten preußisch-deutschen Nationalstaat verhielten, sehen sich nunmehr — falls sie nicht mit dem Begriff der Monarchie für Deutschland brechen und an deren Umsturz arbeiten wollen — vor eine einfache Alternative geführt. Sie müssen zu den entschiedenen Partikularisten gehen oder aufrichtig den Boden betreten, welcher dem deutschen Nationalstaate durch die mächtigsten Ereignisse unwiderruflich gewonnen ist. Wer seine Wahl nicht in dieser Weise trifft, wird entweder in unklaren Gefühlen in unfruchtbaren Klagen oder in Theorien fortleben, welchen jede Aussicht abhanden gekommen ist, je lebendig zu werden.

Aber freilich: den nun gewonnenen Boden des deutschen Nationalstaates betreten, ist nicht gleich bedeutend mit dem Stehenbleibenwollen auf demselben. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß *schon jetzt* die große Mehrheit Derer, die sich zu der neuen deutschen Verfassung bekennen, den Blick auf eine Fortbildung oder doch auf eine Umbildung derselben gerichtet haben. Das Nächste ist, daß die Meisten es nur als eine Frage der Zeit ansehen, wenn die partikularistische Sonderstellung einzelner Staaten, namentlich Bayerns verschwinden wird. Aber hinter diesem Vordergrund, auf welchem die allgemeine Durchführung der Grundlagen unsres neuen Staatsrechtes steht, eröffnen sich bereits ganz andere, weit reichende Perspektiven. Aus der Ferne dämmern die socialen Zukunftsfragen. Näher steht die Frage der parlamentarischeren Durchbildung des neuen deutschen Reiches. Sie und die Frage nach den zu erringenden Voraussetzungen für solche parlamentarische Durchbildung wird bald viele edle und strebsame Geister beschäftigen. Die, welche über dem, was geworden ist, den Sinn für die große Aufgabe unserer Gesammtnation nicht verloren haben, welche nicht vergessen, welches herrliche Stück Deutschlands zu Oesterreich gehört, werden vor Allem für die Lösung dieser deutschen Gesammtaufgabe durch vorurtheilsloses Aufsuchen der großen gemeinsamen Interessen und durch Förderung einer ehrlichen gemeinsamen Politik zwischen dem neuen deutschen Reiche und der österreichisch-ungarischen Monarchie thätig sein. Sie werden die in diesem Sinne von Versailles nach Wien gegangene Note vom 14. December als einen ersten wichtigen Schritt, als ein hoffnungsvolles Pfand für die Zukunft begrüßen. Wir sprechen noch nicht von den radikaleren Bestrebungen, die unausbleiblich im großdeutschen Sinne kommen, und wozu sich die Bewohner Deutschösterreichs und des deutschen Reiches die Hände reichen würden, wenn die Zukunft statt des Einverständnisses ein dauerndes Zerwürfniß mit Oesterreich und diesem Reiche eine Fortdauer oder eine Steigerung seiner inneren Wirren bringen sollte.

Man braucht aber nicht mit seinen Gedanken bis an die Gränzen des neuen deutschen Reiches oder über dieselben hinauszugehen, um eine Reihe weiterer politischen Aufgaben zu erblicken, an denen man über die gegebene Verfassung hinausstrebend arbeiten wird. In dem bunten Spiel der Bestrebungen, die auftreten, in den eigenthümlichen Verbindungen, welchen die dafür eintretenden Kräfte eingehen, werden gewiß oft dieselben Dinge oder nahebei dieselben Dinge von ganz verschiedenen Standpunkten, aus ganz verschiedenen Motiven erstrebt werden. Wenn man sie nicht unmittelbar erstrebt, wird man ihnen mittelbar vorarbeiten. Der letzte Erfolg der politischen Schachzüge der Parteien wird immer der sein, daß die Nation auf dem Wege der staatlichen Einheit ein Stück weiter kommt. Während die überwiegende Mehrheit der Reichstagsmitglieder, unterstützt und getragen von dem in der Nation sich mehr und mehr verbreitenden Einheitstrieb unmittelbar für die centralistischere Gestaltung des Reiches eintreten wird, wird die Minderheit für die *Erhaltung* der föderalistischen Elemente eintreten und im geeigneten Momente für *Reformen* arbeiten, die diese Elemente noch *stärken*. Aber nicht immer wird auf geradem Weg auf das erstrebte Ziel los gegangen, nicht immer mit offenem Visier gekämpft, bisweilen wird eine in dem einen Sinne erstrebte Reform in dem entgegengesetzten Sinne ausgenützt werden.

Erläutern wir diesen Gedanken durch einige Beispiele. Wie soll sich auf die Dauer der Reichstag und das Parlament eines so großen Staates wie Preußen, ohne die bedenklichsten Reibungen, neben einander vertragen? So fragt man im Interesse des Ganzen scheinbar ohne centralistische oder föderalistische Tendenz. Die, welchen die Erhaltung möglichst selbständiger Staaten bis in die fernesten Zeiten am Herzen liegt und schwere Sorgen macht, knüpfen an jene Erwägung das Projekt, in Preußen das

Digitized by Google

Schwergewicht der Landesvertretung völlig in die Provinziallandtage zu verlegen. Dies bedeutet, wenn man sich die Sache klar macht, die Auflösung des einheitlichen preußischen Staatsverbandes, wenigstens zu einem guten Theile. In engster Verbindung mit diesem Projekte steht das andere, den Reichstag, welcher jetzt nur aus einem Hause besteht, zu gliedern, dem Volkshause ein Oberhaus, wo möglich ein Staatenhaus zur Seite treten zu lassen. Nach Umständen werden wir nun einen Theil der natürlichen Feinde dieser Projekte zu Begünstigern derselben werden sehen. Dies wird der Fall sein, wenn sich ihnen die Aussicht bietet, zugleich die Kompetenz des Reichstages und des Kaisers so zu erweitern, daß Länder wie Bayern, Würtemberg, Sachsen im Wesentlichen den preußischen Provinzen gleichartig zur Seite stehen, daß der Bundesrath vom Oberhaus oder Staatenhaus absorbirt und dem Reiche der Charakter der einheitlichen Monarchie mit einem hohen Grade von provinzieller Autonomie und Gemeindefreiheit aufgeprägt und durch organische Einrichtungen gesichert wird. Ferner, während wir die Liberalen des Nordens mit denen des neu gewonnenen Südens für eine solche Verstärkung der Reichstagsbefugnisse zusammenwirken sehen werden, daß durch den Reichstag das Mühlersche System auch in Preußen gestürzt werden kann, dürften wir auch die Klerikalen und andern Konservativen des Südens nach Befinden einer solchen Kompetenzerweiterung geneigt finden. Sie sind gewiß an sich keine Freunde strammerer Einheit, aber der Liberalismus auf dem Gebiete der Schule und des Kultus ist ihnen in noch höherem Grade antipathisch als eine verstärkte Reichsgewalt. Sie besorgen in den süddeutschen Landtagen diesem Liberalismus gegenüber stets den Kürzeren zu ziehen. Dagegen dämmert ihnen die Hoffnung auf, daß sie Hand in Hand mit den Konservativen des Nordens stark genug werden könnten, um auch den deutschen Süden der Segnungen des Mühlerschen Systems bei entsprechender Erweiterung der Reichskompetenz theilhaftig werden zu lassen.

Zu einem vollständigen Durchbruche ist diese letztere Auffassung noch nicht gekommen. Aber sie wirkt schon jetzt als Gährungsstoff in der noch vor dem Kriege gewählten „patriotischen" Mehrheit der bayerischen Kammer, namentlich in einem Theile der entschieden Klerikalen. Der König von Preußen hat bekanntlich in der Antwort, welche er zu Versailles am 18. December der Deputation des Reichstages gegeben, die Annahme der deutschen Kaiserwürde von der Zustimmung nicht nur der Fürsten und freien Städte, sondern auch von der der Volksvertretungen abhängig gemacht. Es ist nur noch das zustimmende Votum der bayerischen Kammer, welches für den vollständigen Eintritt dieser Voraussetzung fehlt. Wir denken nicht ernstlich daran, daß diese Kammer ein Stein des Anstoßes für den Abschluß der deutschen Verfassung mit Kaiser und Reich werden kann, wenn auch nur für eine Reihe von Jahren. Die Isolirung Bayerns ist für das Land eine Gefahr ersten Ranges; die Macht der Thatsachen wird sich geltend machen, sollte auch eine einmalige oder selbst eine mehrmalige Auflösung der Abgeordnetenkammer nöthig werden. Wenn sich aber selbst in der gegenwärtigen, vor dem Kriege gewählten und vorzugsweise klerikal und partikularistisch gesinnten Kammer die nöthige Zweidrittelmajorität findet — die nächsten Tage bringen darüber Gewißheit —, so wird daran sicher auch jener im Innern der Klerikalen arbeitende Gährungsstoff, von welchem wir oben zu sprechen hatten, einigen Antheil haben. Einige in der „Donau-Zeitung" erschienene Artikel sind in dieser Beziehung sehr bezeichnend.

Wir sehen heute einen der besten und edelsten deutschen Männer, Heinrich von Gagern, der 1848 einen Einfluß besaß, so groß und so rein, wie es nur selten vorkommt, wieder mit Lebhaftigkeit eintreten für den Abschluß der deutschen Verfassung auf Grund der Verträge, nachdem die Zurückweisung dessen, wofür er 1848 bis 1850 wirkte, sowie die Ereignisse von 1859 lange Zeit einen wesentlichen Einfluß auf seine politische Stellung haben mußten. Derselbe Präsident Simson, welcher 1849 die Deputation der deutschen Nationalversammlung von Frankfurt nach Berlin führte, um das beschlossene deutsche Kaiserreich zur Wahrheit zu machen, führte jetzt die Deputation des norddeutschen Reichstages von Berlin nach Versailles. Damals erhielt er vom König von Preußen eine verklausulirte Antwort, aus welcher die hinter ihr stehenden thatsächlichen Verhältnisse eine Ablehnung machten. Auch die Antwort, welche vom gegenwärtigen König am 18. December wegen Annahme der kaiserlichen Würde gegeben wurde, war nicht ohne Vorbehalt. Aber dies Mal bedeuteten die im Hintergrunde stehenden thatsächlichen Verhältnisse einfach die Annahme. Gewiß enthält die Verfassung, welche dies Mal Kaiser und Reich zu Grunde liegt, einige bedeutende Stücke weniger als die in Frankfurt

Digitized by Google

beschlossene Reichsverfassung. Es fehlen einige zu theoretische oder auch sonst bedenkliche, aber es fehlen auch einige wirklich praktische und für ein freies Volk höchst werthvolle Stücke. Das, was fehlt, mag hier und dort den Abschluß gefördert haben. Aber es ist ebenso wahr, daß seitdem die Jugend von 1848 in das Mannesalter getreten und eine neue Jugend herangewachsen ist. Die Ideen, welche ein neues deutsches Reich tragen sollen, haben sich in den strebenden und geistig geweckten Theilen unseres Volkes im Süden und Norden mehr vertieft und verbreitet als vor 20 Jahren. Dies wird Niemand verkennen, welcher nicht etwa den Maßstab, wornach er die Entwickelungsstufen eines Volkes mißt, von der Erregung eines Revolutionsjahres entnimmt. Dies und die Wucht der Ereignisse, welche seit jener Zeit eingetreten, ließ die Gegensätze im Innern, welche dem Wiederaufbau eines neuen deutschen Reiches entgegenstehen, *vorerst bis zu dem Grade* überwinden, den die Verfassungsbündnisse und was ihnen folgte uns zeigen.

Im Jahr 1815 wäre die Wiederherstellung von Kaiser und Reich verfrüht gewesen; man würde Formen gehabt haben, denen der entsprechende Inhalt gefehlt hätte. Im Jahr 1848 konnte es gegründet werden, freier und voller wie jetzt, wenn Preußen Hand in Hand mit der deutschen Nationalversammlung die Bahn einer großen und kühnen Politik hätte betreten wollen. Aber es blieb der Zweifel, ob, wenn die Fluth der bewegten Zeit abgelaufen war, das, was das neue Reich tragen soll, auch schon fest und tief genug in die Nation eingedrungen war, und ob die mehr auf die Seite geschobenen als überwundenen Gegensätze sich nicht bald wieder so mächtig erhoben hätten, daß die Dauer der neuen politischen Schöpfung in Frage gestellt worden wäre. Was sich seit jener Zeit verändert hat, liegt in den vier Stücken, die wir schon bezeichneten: dem tiefer und breiter in die Nation eingedrungenen Einheitsgedanken, der außerordentlich gewachsenen Macht Preußens und dem Zurückdrängen Oesterreichs in Folge des Krieges von 1866, dem Zurückziehen Oesterreichs von der deutschen Frage in der jetzigen Krisis, und in der eingetretenen Vereinfachung der nationalen Parteien. Dies Alles zusammengenommen bedingt, daß jetzt nichts gegründet wird, was nicht erhalten werden kann, sondern daß das unter vielen Beschränkungen Gegründete mit der Zeit wachsen, sich naturgemäß entfalten und zu seinen Konsequenzen durchdringen muß.

In dem alten deutschen Reiche sah man aus Reichsbeamten und Reichsvasallen allmählich Landesherren mit eignen Staaten werden. Zuletzt hatten sie thatsächlich, was sie mit Auflösung des Reiches auch formell erhielten, die Souveränetät. Nimmermehr wäre dies geschehen, wenn entweder die Macht des Kaisers eine volle und überwältigende gewesen und geblieben wäre, oder wenn in der Nation der einheitliche Geist — so weit er überhaupt vorhanden war — sich in aufsteigender statt in niedergehender Linie bewegt hätte. So gewiß dies ist, so gewiß gehen wir in dem neuen deutschen Reiche bei dem wachsenden Einheitstriebe der Nation dem entgegengesetzten Entwickelungsprozesse entgegen. Die Staaten werden allmählich im Reiche untergehen, die Fürsten in den Schooß der Nation zurücktreten. Aber jene können, wenn die Dinge gut verlaufen, uns eine gesunde Decentralisation und damit die *unerläßliche Grundbedingung* für ein *in politischer Freiheit* erblühendes Reich zurücklassen. Diese können die Mittelpunkte einer politisch tüchtigen Aristokratie in einem deutschen Oberhause werden. Wie viele Menschenalter dahin gehen werden, bis diese Entwickelung zu ihrem Ziele gelangt, ob sie überhaupt sich langsam und zögernd, oder stoßweise und rascher vollzieht, wer möchte es voraus bestimmen wollen? Aber an dieses Ziel kommt sie gewiß, es müßte denn sein, daß die deutsche Monarchie sich durch eignes Ungeschick und Verkennen der Volksbedürfnisse ihr eignes Grab graben und republikanischen Bestrebungen die Wege ebnen würde. Wie bedeutungslos erscheinen uns die Einschränkungen des bayerischen Verfassungsbündnisses oder die den einzelnen Staaten noch gebliebenen Spielzeuge besonderer Gesandtschaften neben der Vertretung des ganzen Reiches, wenn wir die Geschicke unserer Nation in großen Umrissen, im Hinblick auf längere Perioden, ins Auge fassen. Wir erkennen, wenn wir nur die Zeit von 1815 bis 1871 betrachten, deutlich das „Woher", und dies deutet uns das „Wohin".

Aber auch der Rückblick auf eine fernere Zeit, die Vergleichung der Grundzüge der jetzt gegründeten politischen Organisation mit den Grundzügen der alten Reichsverfassung befestigt die Ueberzeugung, daß Kaiser und Reich (in Beziehung zu den Landesfürsten und Landesherrschaften) im Geiste der deutschen Zukunft gesehen nahebei das Gegentheil bedeutet von dem, was es war, als diese Landesherren und ihre Gebiete das wurden, was sie noch jetzt sind.

Digitized by Google

Der wichtigste Unterschied liegt immer in dem veränderten politischen Geiste der Nation, wovon schon gesprochen wurde! Aber daneben sind auch andere, mehr äußere Dinge bedeutungsvoll. In dem Rahmen, in dem wir uns hier bewegen, erinnern wir nur ganz kurz an das Wichtigste.

Das alte deutsche Reich war ein römisches Reich deutscher Nation. Die deutsche Nation erschien als Kern und Träger eines Gemeinwesens, dem der Anspruch auf eine die christlichen Völker verbindende Universalmonarchie schon in die Wiege gelegt war. Man hat, was längst vergangene Zeiten im Völkerleben geschaffen, nicht nach den politischen Gedanken und den Bedürfnissen einer späteren Zeit zu messen. Mit Unrecht hat man bisweilen in unserm historischen Kaiserthum eine zufällige Verirrung der Geschichte sehen wollen, welche ebensowohl ganz hätte unterbleiben können, und welche besser unterblieben wäre, da sie der politischen Entwickelung Deutschlands den bittersten Schaden gebracht habe. Wir haben in dem mittelalterlichen Kaiserthum eine gewaltige, aus den Ideen seiner Zeit mit Nothwendigkeit hervorgegangene geschichtliche Erscheinung anzuerkennen. Was aber seine Bedeutung für unser nationales Leben betrifft, so hat es, abgesehen von der vorübergegangenen weltbeherrschenden Stellung in den Jahrhunderten seiner Größe, abgesehen von den Erinnerungen und den Anregungen für die Zukunft, die es dadurch auf uns vererbte, uns beides gebracht: Gewinn und Verlust, und beides ragt noch in unsre Gegenwart hinein. Als unter Karl dem Großen das der Sache nach schon längst vorbereitete und wirkende Kaiserthum förmlich, in Kraft und Fülle ins Leben trat, standen die Theile, die später den Begriff der deutschen Nation machten, sich ferne. Die in das Kaiserthum gelegte Idee eines christlichen Universalstaates führte ebensowohl das Schwert gegen die Longobarden wie gegen östlich und nördlich wohnende deutsche Stämme, vornehmlich gegen die Sachsen. Mit Blut ward zusammengeschweißt, was keineswegs zusammen strebte. Vieles ward dadurch und durch spätere auch nicht rein willkürliche Ereignisse (Vertrag von Verdun, Wiederaufleben des Kaiserthums u. a.) erst möglich, was man leicht als etwas sich von selbst Verstehendes hinnimmt.

Wer vermißt sich zu sagen, wie ganz anders die Staatenbildung Europa's ohne das Kaiserthum geworden wäre. Nicht ein deutsches Königthum möchte entstanden sein in der Mitte unsres Welttheils, sondern verschiedene germanische Staaten, vielleicht ein sächsischer, ein fränkischer, ein schwäbischer ähnlich dem Norden Europa's mit seinem Dänemark, Schweden, Norwegen. Durch die Macht des Schwertes und durch die kirchlich-staatliche Idee brachte das Kaiserthum einen Theil der vielen germanischen Bruchstücke erst so weit in Berührung und verband sie zu großen Unternehmungen, daß daraus ein Volk werden konnte, welches später eine gemeinschaftliche Schriftsprache ausbilden, die Sprache unsrer Heldengedichte, die Sprache Luthers, die Sprache Goethe's verstehen und im Geiste inniger zusammenwachsen konnte.

Es ist aber nicht minder wahr, daß das Kaiserreich das, was es kraft seiner innersten Natur zusammen brachte, bald, zufolge eben dieser seiner Natur, nur gar unvollkommen verband. Das römische Reich deutscher Nation, indem es seinen christlichen Weltstaat von Deutschland aus weit über Deutschland hinaus auszubreiten suchte, war von Haus aus mehr auf eine lose als eine enge Verbindung seiner Theile angelegt. Es mußte überdies über dem Fernen das Nahe oft vernachlässigen, die Keime, aus denen sich auch bei uns eine festere staatliche Einheit hätte entwickeln lassen, unbemerkt oder unbenutzt liegen lassen, und die eigne Kraft in weit abgelegenen abenteuerlichen Unternehmungen brechen. Das Wort „qui trop embrasse mal étreint" traf vollständig zu. Kaiser und Reich, die einst zu dem deutschen Kerne viel Fremdes hinzugethan hatten, waren schon auf dem Weg diesen Kern selbst nicht mehr zusammenhalten zu können, sondern an dem Rande abbröckeln zu lassen; als das große kirchliche Schisma kam und dann die Religionskriege und der allmähliche vollständige Zerfall des Reiches begleitet von dem Anwachsen der jugendlichen preußischen Monarchie, welcher es im gealterten Reiche, wie später im Bunde zu enge ward. Das neue deutsche Reich, aus der Macht Preußens und aus deutsch-nationalen Bestrebungen erwachsen, vor politische und sociale Ziele gestellt, lebt, wenn auch noch nicht in einer klaren Abrechnung mit Kirche und Konfession, wenigstens nicht im Dunstkreis eines christlichen Universalstaates. Seine innerste Natur zieht es daher nicht von den heimischen Dingen ab, sondern wird es stets zu der Aufgabe zurückführen, sich fest zu gestalten, indem es an sich zieht, was in einem großen wohlgeordneten Reiche wesentlich des Staates und nicht der lokalen oder provinzialen Verwaltung sein soll.

Digitized by Google

Es hängt mit dem chriſtlich-univerſalmonarchiſchen Grundgedanken des alten deutſchen Reiches zuſammen, daß es ſich nicht die Organe ſchuf, welche den Kaiſer befähigten, wirklich ein „Einer" des Reiches zu werden. Es blieb eine Wahlmonarchie, ohne deutſche Hauptſtadt, mit einem Reichstag, der nur eine Stütze für den privilegirten Partikularismus wurde. In der erſten Zeit, als das Kaiſerreich von kräftigen Kaiſern und noch ganz von den Ideen ſeiner Zeit getragen war, als ſein Stern den des Papſtthums weit überſtrahlte, machte es einen Anlauf ſich als erbliche Monarchie zu geſtalten. Aber ehe es zu dieſem Ziel gelangte, kam der Rückſchlag; der Grundſatz des Wahlkaiſerthums ward unanfechtbar und von neuen Garantien umgeben. Statt in einer deutſchen kaiſerlichen Reſidenz alle Organe des Reiches bleibend um ſich zu verſammeln, ſie zu befeſtigen, zu ſtärken, zu mehren, und dieſelbe zum Mittelpunkt der gemeinſamen Intereſſen zu machen, ſah man das Oberhaupt Deutſchlands ſeinen „Königsritt" von Land zu Land machen, ſeinen Hof von Stadt zu Stadt führen. Wie lange gab es nicht in den verſchiedenen Ländern Palatine, die der Hof abwechſelnd beſuchte? Zuletzt reſidirte der Wahlkaiſer in der Hauptſtadt ſeines Landes, der Reichstag war in Regensburg und das Reichskammergericht in Wetzlar. Der Reichstag des alten Reiches konnte freilich nicht eine Vertretung der Nation im Sinne unſerer Zeit ſein; aber in einigen hierfür günſtigen Zeitpunkten hätten viele Elemente in die Reichsvertretung gebracht werden können, welche mit dem Kaiſer und der Nation das Intereſſe gemein hatten, die Macht des Kaiſers zu ſtärken, die Befugniſſe des Reiches zu erweitern, die Privilegien der nach völliger Unabhängigkeit ſtrebenden Stände zu beſchränken. Die an ſich günſtigen Zeitpunkte gingen ungenützt vorüber, theils wegen der Schwäche einzelner Kaiſer, theils wegen der Schwäche, die in der Inſtitution des Wahlkaiſerthums lag, theils wegen der Verwickelungen, welche das römiſche Kaiſerreich deutſcher Nation von den heimiſchen Aufgaben abzog und einem ungeſunden Partikularismus die beſten Waffen lieh. Der Reichstag wurde mehr und mehr eine Aſſekuranzanſtalt des reichsfeindlichen Partikularismus. Er wurde es mit dreifacher Ueberlegenheit, ſeitdem er ſich in den Kurien getheilt hatte, die der Kurfürſten, die der Fürſten und Herren, und die der freien Reichsſtädte. Denn wenn auch die einzelnen Kurien ihre Beſchlüſſe nach Stimmenmehrheit faßten, ſo war doch die Uebereinſtimmung aller Kurien zu einem gültigen Reichstagsbeſchluß nöthig.

Dem neuen deutſchen Reiche ſind andere Bahnen eröffnet. Das Kaiſerthum wird bleibend mit der Krone Preußens verbunden; auch Preußen hat freilich neben der Reichsmacht das, was für das alte Reich oft eine bedenkliche Klippe wurde, eine beſondere Hausmacht; aber dieſe Hausmacht iſt zugleich überwältigend; verfaſſungswidriger Ungehorſam kann neben derſelben nicht aufkommen wie einſt im Reiche. Wo der Kaiſer reſidirt, iſt auch der Sitz des Reichstages, des Bundesrathes, überhaupt der Mittelpunkt aller Anfänge des Reichsorganismus, mit Ausnahme des oberſten Handelsgerichts. Dahin werden alle gemeinſam deutſchen Intereſſen mehr und mehr gravitiren. In dem Maße, wie ſich das Reich naturgemäß entwickelt, wird Deutſchland auch eine gemeinſame Hauptſtadt haben. Vor Allem bildet der jetzige Reichstag ſeiner Zuſammenſetzung nach den vollkommenſten Gegenſatz zu dem Reichstag des ehemaligen deutſchen Reiches. Wollen wir den letzteren mit etwas vergleichen, was uns näher liegt, ſo gleicht er der Verſammlung einiger in einem Schutzzollſtaate lebenden privilegirten Fabrikanten, denen man die Entſcheidung über die großen materiellen Intereſſen des Volkes überantworten würde. Ließ der Bau des alten Reichstages nur die bevorrechteten Sonderſtellungen zu Wort kommen, ſo iſt der jetzige Reichstag, mit ſeinem einen, nur aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Hauſe ganz dazu gemacht, Alles, was an Einheitsbeſtrebungen in der Nation lebt, zum Ausdruck zu bringen, es zu ſammeln, zu ſtärken und die Nation, trotz ſeiner noch beſchränkten Befugniſſe, auf dem Wege der Einheit von Stufe zu Stufe weiter zu führen. An Einheit werden wir erhalten, was wir nur brauchen; möge uns auch die rechte Freiheit nicht fehlen, und, was damit ſo nahe verwandt iſt, eine wohl verſtandene adminiſtrative Decentraliſation. Die ſtaatliche Decentraliſation paßt nur für eine wirkliche Föderation gleich geſtellter Staaten, nur auf dieſem Boden kann ſie ſich erhalten. Würde in unſerem nun für den Einheitsſtaat angelegten Reiche mit den „ſelbſtändigen Staaten" auch die Ausſicht auf eine kräftige Autonomie in Gemeinde und Provinz hinfällig, ſo verlören wir die Schule der Freiheit, die Quelle bürgerlichen Selbſtgefühls. Es könnte kein Damm errichtet werden gegen Willkür von oben oder unten, gegen die Auswüchſe des

Digitized by Google

Gleichheitstriebes auf Kosten der politischen Freiheit.

Gedenken wir noch der beiden großen Machtmittel eines Staates, der Finanzen und des Heeres. Auch in der großen Zeit unseres alten Kaiserreiches war die Finanz- und Heeresorganisation des Reiches formell gar mangelhaft, doch war sie eher besser als schlechter als die der meisten anderen Staaten in jener Zeit. Diese gewannen aber einen bedeutenden Vorsprung, nachdem unser Reichsgut meist für Zwecke, die dem Wohl der Nation fremd waren, dem Reiche größtentheils entfremdet war, durch Verleihen, Verkaufen, Verpfänden. Als dann auch noch der öffentliche Geist mehr und mehr versumpfte, Fürsten und Reichsstädte, unbekümmert um die Bedürfnisse des Ganzen, in Thatlosigkeit und Knauserei mit einander wetteiferten, kamen wir endlich da an, daß der Reichssäckel und das Reichsheer nur als Gegenstand des Erbarmens und des bittersten Spottes in der Erinnerung der Nachwelt geblieben sind. Heute steht die Organisation des Reichsheeres — und welch eines Heeres! — der des Einheitsstaates in der Sache schon ganz nahe. Die Organisation der Reichsfinanzen ist noch mangelhaft, so lange die Matrikularbeiträge nicht durch genügende eigene Einnahmequellen des Reiches ersetzt sind. Aber ein wie großer Schritt ist nicht bereits nach diesem Ziel durch die Gemeinschaft der Zölle und eines Theils der indirekten Abgaben gethan. Auch auf diesem Felde ist der heutige Reichsorganismus besser bestellt als der frühere. Dazu die mächtigen Anfänge in der einheitlichen Organisation der Verkehrsanstalten.

Zieht man die Summe, so darf man sagen: wie der alte Reichsorganismus es dem Kaiser unmöglich machte, ein „Einer" des Reiches zu sein, so wird das, was der neue Reichsorganismus theils schon besitzt, theils noch bringen wird, es dem zukünftigen Kaiser unmöglich machen, ein Einer des Reiches nicht zu sein.

Während die Zukunft Deutschlands durch den mächtigen Anstoß des Krieges schon jetzt in eine bestimmte politische Bahn gewiesen ist, liegt über der Zukunft Frankreichs noch derselbe Schleier wie unmittelbar nach Sedan, als das Kaiserreich zusammenbrach. Umsonst späht man nach den Zeichen einer bleibenden Regierungsform, der sich Frankreich zuwendet. Man hört von allerlei Dingen, die zwischen Orleanistischen Agenten und gemäßigten Republikanern gesponnen werden sollen. Man möchte, wie es scheint, das alte Lafayette'sche Schlagwort „die Monarchie umgeben von republikanischen Institutionen" lebendig machen. Aber Alles, was darauf abzielt, ist noch vag, man sieht noch keinen gangbaren Weg für die Rückkehr der Orléans oder einer anderen bestimmten Dynastie auf den Thron Frankreichs. Man hat daher die Frage noch ganz offen zu lassen, ob bald ein Umschwung in monarchischer Richtung eintritt, oder ob, wenn der Krieg zu Ende, die Republik sich noch längere Zeit hält — wenn auch nicht unter der Leitung von Gambetta und Genossen — weniger weil Frankreich sie liebt und dafür geeignet ist, als weil es vorerst auch für keine andere Regierung vorbereitet ist.

Unterdessen dauert der Krieg fort, ja er zieht sich mehr in die Länge, nimmt größere Verhältnisse an und fordert noch größere Opfer, als man früher annahm. Es ist hier nicht die Kriegsgeschichte zu schreiben; aber es ist angezeigt, einer Auffassung entgegenzutreten, die sich zu verbreiten beginnt, oder sie auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, der Auffassung nämlich, daß der Qualität nach die Kriegsführung der Republik ebenso bedeutend sei und die Erwartung ebenso überschreite, als die Kriegsführung des Kaiserreiches schwach gewesen und unter aller Erwartung geblieben sei.

Das ist allerdings anzuerkennen, daß Paris, bevor es von den deutschen Heeren eingeschlossen werden konnte, stärker proviantirt worden ist, und daß deshalb, um den Widerstand dieser größten aller Festungen durch Hunger oder durch die — nunmehr vom Mont Avron aus eingeleitete — Beschießung zu brechen, eine längere Zeit erforderlich ist, als man früher vermuthete. Es ist auch wahr, daß die erste Einnahme von Orléans durch von der Tann und der geringe Widerstand, welcher ihm daselbst entgegengesetzt werden konnte, an zu geringfügige Heeresbildungen während der beiden nach der Schlacht von Sedan verflossenen Monate glauben ließen. In Wahrheit waren die Heere, welche die Republik sammelte, während die Hauptkraft der deutschen Heere vor Paris und Metz lag, damals noch in der Formation begriffen. Ihr Aufmarsch erfolgte erst etwa 4 Wochen später. Erst dann erschien die Loirearmee, über deren Zahl man noch nichts ganz Zuverlässiges weiß, die aber auf 180,000 bis 200,000 Mann geschätzt wurde, es erschien die Westarmee und die zahlreiche Nordarmee.

Mit einem Male hatten die zur Sicherung der Belagerung von Paris allmählich weit vor-

Digitized by Google

geschobenen deutschen Armeecorps überall einen der Zahl nach weit überlegenen Feind vor sich. Es war ein ganz neues Schauspiel in diesem Kriege, welcher alle Arten der Kriegsführung in dem kurzen Zeitraum von 5 Monaten bereits zur Erscheinung gebracht hat, und zwar in den kolossalsten Verhältnissen: den großen Schlachtenkrieg, den Festungskrieg und den Volkskrieg. Es konnte nicht anders sein. Die neuen Gesetze der Republik riefen Alles zu den Heeren, was eine Flinte tragen kann, und die an Terrorismus gränzende Energie Gambetta's gab diesen Gesetzen Leben. Andrerseits mußten die deutschen Armeecorps, welche nicht vor Paris zurückgehalten waren, sehr viel abgeben für die Belagerung einzelner Festungen, für die Besatzungen auf den Etappen der sich vermehrenden und mehr und mehr verlängernden Heeresstraßen, zur Bewachung und Transportirung der Hunderttausende von Gefangenen, wogegen das Eintreffen der Ersatztruppen an die Stelle der Todten, Verwundeten und Kranken im Centrum Frankreichs Zeit erfordert.

Nichtsdestoweniger wurden die zahlreicheren Heere, welche zum Entsatz von Paris vordrangen, überall geschlagen und, zum Theil in aufgelöstem Zustande, weit zurückgeworfen, bald nach kürzeren Kämpfen, bald (nämlich da, wo die Uebermacht, der Zahl nach, besonders groß war) nach längeren und wiederholten Kämpfen, so bei Orléans, bei Meung. Daraus nun, daß die Siege in der zweiten Hälfte des Krieges nicht so überwältigende Ziffern an Gefangenen und an erbeuteten Kanonen aufweisen wie die Siege in der ersten Hälfte des Krieges, ist man geneigt zu schließen, daß die dem republikanischen Volkskriege angehörigen Elemente sich besser geschlagen hätten als der kaiserliche Soldat. Sehr mit Unrecht. Gewiß haben die deutschen Armeen auch in der ersten Hälfte des Krieges in einzelnen kritischen Momenten bewiesen, daß sie auch in der Minderzahl durch ungewöhnliche Tapferkeit den Feind zurückzuhalten wußten. Aber für die Erbeutung ganzer Artillerieparks, für die völlige Auflösung oder Gefangennehmung ganzer Heere wurden zuletzt überall die Ueberflügelungen oder Einschließungen entscheidend. Davon kann nicht die Rede sein, wenn man in der Minderheit ist. Hätte Mac Mahon bei Wörth oder Sedan der Zahl nach eine Ueberlegenheit gehabt, wie sie die Loirearmee hatte, er würde bessere Erfolge gehabt haben als diese. Andererseits, was den Heeren in der zweiten Hälfte des Krieges einen gewissen Halt gab oder noch gibt, das sind die Depotbataillone, die ausgedienten, kraft besonderen Gesetzes wieder eingezogenen, kaiserlichen Soldaten und das, was die Marine der Landarmee abgegeben hat.

Diese Elemente gehören der alten Armee an, nicht den Elementen des Volkskrieges. Nur sie haben verhindert, daß die Niederlagen der den deutschen Heeren an Zahl überlegenen Streitkräfte nicht völlig vernichtend wurden. Was neben ihnen kämpfte, war von geringerem Werth. Die Mobilgarden thun, so lange sie im Rahmen des ganzen Heeres gehalten werden, einigermaßen ihre Schuldigkeit; wenn sie aus diesem Rahmen herauskommen, entziehen sie sich gern den Anstrengungen des Krieges, indem sie sich gefangen nehmen lassen, auch wo ein Entkommen noch möglich wäre. Dies beweist am besten, daß, wenn an den Leistungen Frankreichs in der zweiten Hälfte des Krieges der Patriotismus unzweifelhaft einen gewissen Antheil hat, der größere Antheil dem Terrorismus Gambetta's zufällt, dessen Macht durch seine Persönlichkeit, durch die Noth des Augenblicks und durch das französische Temperament sich erklärt. Es ist aber heute noch so wahr wie je, daß er damit Frankreich in unverantwortlicher Weise tiefer und tiefer ins Unglück stürzt, ohne Aussicht auf einen endlichen Erfolg. Hoffnung schwellte Frankreich, als es die zahlreichen neuen Heere den Weg nach Paris zu nehmen sah. Da es sie überall zurückgeworfen, in traurigem Zustand zurückziehen sieht, so sinkt die Hoffnung schnell, wie sie gekommen ist. Wenn man diese Heere vielleicht auch noch einmal, durch Verstärkungen von sehr zweifelhaftem Werth etwas aufgerichtet, zum Kampfe führt, so sind unterdessen auch deutsche Ersatztruppen von andrer Qualität angekommen. Bis der Tag kommt, wo Paris fällt, kann vielleicht die Nordarmee und die Loirearmee noch einmal vorrücken, um sich zum zweiten oder dritten Mal schlagen zu lassen. Aber was dann, wenn auch Paris gefallen ist?

Der Patriotismus, welcher Spaltungen sieht, so lange der Feind auf dem Boden Frankreichs steht, das Kriegsgesetz und die Diktatur, die thatsächlich geübt wird, am entschiedensten von Gambetta, hält noch die unheilvollsten im Inneren gährenden Zerwürfnisse nieder. Doch schlägt die Flamme derselben schon hier und da in unheimlicher Weise durch. Wir erinnern nur an die Meuterei von Flourens und an die in Form der Volksjustiz erfolgte Ermordung des republikanischen Kommandanten Arnaud am 20. December in Lyon, ein

Digitized by Google

Seitenstück zu den stärksten ähnlichen Scenen von 1793.

Die Ereignisse in Spanien und Italien erwähnen wir nebst einigem Andren in der nächsten Umschau und berühren jetzt noch die uns näher angehenden Verwickelungen.

In der **Pontusfrage** steht man noch ziemlich an derselben Stelle, wo man vor einem Monat stand, nämlich vor der Londoner Konferenz, deren baldiger Zusammentritt erwartet wird. Da Frankreich vor Allem bei dem Abschluß des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 betheiligt war, um dessen völkerrechtliche Abänderung es sich handelt, so muß die Diplomatie Europa's natürlich wünschen, daß auch ein Vertreter Frankreichs an dem Konferenztische zu London Platz nimmt. Außerdem würde sie aus ihren Arbeiten im günstigsten Falle einen völkerrechtlichen Akt hervorgehen sehen, der gleich bei seiner Geburt mit einem wesentlichen formellen Mangel behaftet wäre. Sie muß also wohl in diesem besonderen Falle vergessen, daß die provisorische Regierung der nationalen Vertheidigung Frankreichs noch von keiner Großmacht Europa's anerkannt ist, daß nur ein officiöser Verkehr mit derselben unterhalten wird. Dazu scheint man sich auch entschlossen zu haben, seitdem die Machthaber Frankreichs ihren Plan aufgegeben haben, aus der Konferenz für die Pontusfrage ein Schiedsgericht zwischen Frankreich und Deutschland zu machen, dessen Ausspruch über die Friedensbedingungen entscheidend sein würde. Sie mußten diesen Plan aufgeben, weil, wenn sie daran festgehalten hätten, die Konferenz entweder während der Dauer des Krieges gar nicht oder ohne einen Vertreter Frankreichs zusammengetreten wäre. Wenn sie trotz dem, was indessen neuerdings wieder zweifelhaft wird, einen Werth darauf legen, in der Konferenz wegen der ihnen jetzt fern liegenden Pontusfrage Sitz und Stimme zu erhalten, so sind sie gewiß von der Hoffnung geleitet, daß sich diese Gelegenheit vielleicht doch noch in einer anderen Weise ausbeuten läßt. Wer dies nicht will, wird wohl thun, dahin zu wirken, daß die Pontusfrage durch die vorausgegangenen Verhandlungen schon so reif vor die Konferenz kommt wie die Luxemburger Frage damals, als in London die Unterschriften unter den Vertrag vom 11. Mai 1867 über die Neutralität Luxemburgs gesetzt wurden. Sollte jetzt eine Konferenz mehr thun, als eine im Wesentlichen wegen der Pontusfrage schon gefundene Lösung im Einzelnen feststellen und in die Form bringen, sollte sie diese Lösung erst durch längere Verhandlungen zu finden suchen, so würde das Zusammenwirken der Vertreter von zwei im furchtbarsten Kriege zu einander stehenden Mächten ein eigenthümliches, nicht viel versprechendes Schauspiel sein.

In der That scheint das Bestreben der Kabinette auch darauf gerichtet zu sein, die Pontusfrage so reif vor die Konferenz zu bringen, daß dieser nicht viel mehr als die Registrirung des Aktes zu thun übrig bleibt. Nach dem, was man liest, würde dieses Ziel bereits so gut wie erreicht sein. Wir zweifeln etwas daran, daß man wirklich schon so weit ist. Allgemein ist allerdings die Geneigtheit vorhanden, durch einen völkerrechtlichen Akt anzuerkennen, was Rußland zunächst will, und was es, wenn es nicht freiwillig zugestanden wird, thatsächlich zu nehmen entschlossen ist; aber diese Geneigtheit ist hier und da eine bedingte. Andere Fragen werden als konnex betrachtet. Die wichtigste ist die von Oesterreich in den Vordergrund gestellte, die sich auf die Donaumündungen bezieht. Derselbe Vertrag, welcher das schwarze Meer neutralisirte, stellte zuerst völkerrechtlich die Freiheit der Donauschifffahrt fest, hob in Folge einer Gebietsabtretung Rußlands den unmittelbaren Einfluß dieser Macht auf die Benutzung der Donaumündungen auf und stellte die ungehinderte Benutzung derselben und die Beschaffung der nöthigen Mittel dafür unter gemeinsame europäische Obhut. Für den letzteren Zweck ward eine ständige Kommission geschaffen, deren Thätigkeit in Folge der Kriegsereignisse aufgehört hat oder doch unterbrochen ist. Für alle Donaustaaten, in erster Linie für Oesterreich-Ungarn handelt es sich darum, daß diese Bestimmungen, wenn die Neutralisation des schwarzen Meeres fällt, gleichzeitig gesichert werden, daß so lange die frühere Pariser Donaukommission ihre Aufgabe nicht erfüllen kann. Es wird verlangt, daß die einzuberufende Londoner Konferenz diese Aufgabe übernimmt, oder daß anderen Falles Oesterreich-Ungarn ausschließlich mit der Ueberwachung der Donau bis zu ihren Mündungen betraut wird.

Bevor über Alles, was mit der Pontusfrage zusammenhängt, eine Uebereinstimmung erreicht ist, hat sich derselben eine andere Frage zur Seite gestellt, welche — sachlich weniger wichtig — formell ebenfalls einen europäischen Charakter trägt. Jedermann erinnert sich, in welcher Weise der Vertrag vom 11. Mai 1867 wegen **Luxemburgs** zu Stande gekommen ist. Abgesehen von Preußen und Frankreich über-

Digitized by Google

nahmen alle übrigen Großmächte die kollektive Garantie für die Neutralität des Ländchens nur mit innerem Widerstreben, als ein Opfer, welches sie brachten, um dem drohenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich vorzubeugen. Die englischen Staatsmänner, Lord Derby und Lord Stanley, hatten diesem Widerwillen den stärksten Ausdruck gegeben, indem sie im Parlamente damals öffentlich erklärten, England werde durch die übernommene Garantie der Neutralität nur in dem Falle zu einer Aktion verpflichtet, wenn sich alle garantirenden Mächte (also dem Wortsinne nach auch Frankreich und Preußen!) zu einer solchen vereinigten. War auch das Recht auf Behauptung der Bundesfestung Luxemburg in formeller Beziehung nicht zweifellos, so muß doch die Erinnerung an das Aufgeben derselben in einem deutschen Ländchen, welches einst dem Reiche, zu dem es gehörte, 3 Kaiser gab, in dem Augenblick, da Kaiser und Reich wieder ersteht, für Preußen schmerzlich sein. Doppelt muß dies der Fall sein, da Preußen die Festung nur aufgab, um den Krieg zu vermeiden, den ihm dann drei Jahre später Frankreich doch unter den nichtigsten Vorwänden erklärte. Aber nicht hierin, sondern in dem Bruch der Neutralität durch Luxemburg selbst lag die nächste Veranlassung zu der Cirkularnote des deutschen Bundeskanzlers vom 3. December, durch welche er Deutschland die Entschädigungsansprüche wegen der gebrochenen Neutralität vorbehielt, zunächst aber die deutsche Kriegsführung von dem Versprechen entbunden erklärte, während des Krieges die Neutralität des Ländchens zu beobachten, ein Versprechen, das nur für den Fall gegeben war, daß diese Neutralität auch andererseits streng beobachtet werde. Zunächst können auf luxemburgischem Gebiete vielleicht militärische Maßregeln gegen die französische Ostbahngesellschaft, welcher die durch Luxemburg führende Eisenbahn gehört, in Frage kommen, da sie am gröbsten die Neutralität verletzte. Die Regierung des Landes war zu schwach, sie daran zu hindern, falls sie dies überhaupt ernstlich gewollt hat. Wenn auf diese oder andere Weise für die Dauer des Krieges in die selbständige Verwaltung des Landes eingegriffen werden soll, so ist eine bleibende Aenderung in der staatsrechtlichen Stellung Luxemburgs damit nicht in Anspruch genommen. Dies ist das eine Unterscheidungsmerkmal zwischen dieser und der pontischen Frage, in welcher Rußland die völkerrechtlich festgestellte Neutralisation des schwarzen Meeres überhaupt und für immer angreift. Das andere Unterscheidungsmerkmal liegt darin, daß Rußland seinen Schritt ohne eine augenblickliche Veranlassung, Preußen den seinigen in Folge einer Provokation und kraft des Kriegsnothrechtes thut. Daß übrigens beide Fragen, welche einen neuen Berührungspunkt zwischen der preußischen und russischen Politik abgeben, in anderer Beziehung eine Analogie haben, ist freilich nicht zu verkennen. Ebenso wenig, daß die Note vom 3. Dec. zum Ausgangspunkt für eine weiter gehende politische Frage werden kann, welche vielleicht erst beim Friedensschluß mit Frankreich bestimmter hervortritt, um dann zugleich ihren Abschluß zu finden. Die Wahrheit ist, daß die Veranlassung für die übernommene kollektive Garantie für die Neutralität Luxemburgs nicht mehr besteht, daß im Grunde alle Großmächte froh sein werden, derselben in guter Art ledig zu werden, und daß die Stellung des alten deutschen Reichsländchens innerhalb des deutschen Zollvereins, aber außerhalb des politischen Verbandes mit Deutschland unter den veränderten Verhältnissen zu einer nicht füglich mehr aufrecht zu haltenden Anomalie geworden ist.

Die Luxemburgsche Regierung in ihrer Antwortsnote vom 14. Dec. klammert sich natürlich an die völkerrechtlich garantirte Neutralität. Ein einzelner Staat, so behauptet sie, dürfe derselben auch in einem an den Gränzen Luxemburgs wüthenden Kriege einseitig nicht zu nahe treten, selbst nicht wegen solcher Thatsachen, wie sie Preußen anführt. Diese Thatsachen selbst bestreitet sie zum großen Theil. Es wird behauptet, daß Preußen nachgegeben habe, die ganze Sache vor ein europäisches Schiedsgericht zu bringen, und nur in dem Falle während des Krieges in Luxemburg einzuschreiten, wenn dieses Schiedsgericht zustimmt, nachdem es sich von der Richtigkeit der angeführten Thatsachen überzeugt habe. Wahrscheinlich ist das nicht, und eine officielle Bestätigung haben wir noch nicht gefunden.

v. Wydenbrugk.

Die geschichtliche Entwickelung des Verhältnisses zwischen Nord- und Süddeutschland. In der Residenz Ludwigs XIV., ebenda, von wo aus der übermüthige König auf seine Ueberlegenheit pochend dem auf das Tiefste erniedrigten deutschen Reiche einst unerhörten Hohn bieten konnte, angesichts der französischen Hauptstadt, welche in diesem Jahrhundert zum dritten Male die siegreichen Heere der Deutschen unter ihren Mauern sieht und, erfüllt von der vernichtenden Erkenntniß, daß sie und das von ihr am Gängelbande ge-

Digitized by Google

führte, irregeleitete Land diesmal nicht so leichten Kaufes abkommen werde wie 1814 und 1815, sich den eisernen Umarmungen derselben vergeblich zu entwinden sucht, an eben derselben Stelle, von der aus sie immer und noch mit ganz besonderer Heftigkeit gerade in unseren Tagen bekämpft wurde, ist die Einigung Deutschlands nun zum Abschlusse gekommen und die Reihe von Verträgen unterzeichnet worden, durch welche die mit dem Ausbruche des großen Krieges thatsächlich schon überschrittene Mainlinie für alle Zeiten beseitigt wird und die seit 1866 von einander gerissenen beiden Hälften Deutschlands wieder zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Wohl bleibt die Form, in welcher die so lange erstrebte Einigung Deutschlands durch diese Verträge verwirklicht wird, in vielen Stücken weit zurück hinter den Erwartungen, welche das einmüthige und opferfreudige Eintreten der Süddeutschen für das schwer gefährdete gemeinsame Vaterland hatte erwecken müssen; wohl sieht man sogar in einzelnen Bestimmungen der neuen Verfassung geradezu einen Rückschritt gegen das, was 1866 durch den Norddeutschen Bund erreicht worden war: dennoch wird Jeder bei unbefangener Prüfung das jetzt Gewonnene im Vergleich mit den bisherigen Zuständen als einen außerordentlich wichtigen Fortschritt begrüßen. Denn, hat die Einigung auch noch nicht zu einer vollen Einheit geführt, so ist doch zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands eine Verbindung geschaffen, vollständiger und inniger, als sie jemals zuvor vorhanden war, und durchaus geeignet, die in vielen Punkten wenn auch nicht geradezu einander widerstreitenden, so doch unleugbar weit auseinandergehenden Interessen der beiden Reichshälften in der Art mit einander zu versöhnen und allmählich verwachsen zu lassen, daß ein völliges Verschmelzen derselben, eine Umwandelung der Einigung in eine wahre und volle Einheit für eine nicht allzu ferne Zukunft mit Sicherheit zu erwarten steht. Am besten lehrt auch hier ein Rückblick auf die Vergangenheit den Werth des durch die große Gegenwart Gewonnenen recht schätzen und bestärkt uns, indem er auch in diesem Gebiete den Gang der Geschichte als ein stetes Vorwärtsschreiten klarlegt, in der durch augenblickliche Enttäuschungen nicht zu zerstörenden freudigen Zuversicht, daß das jetzt noch unvollkommene Einigungswerk allmählich vervollkommnet werden, und aus der Gegenwart sich eine derselben würdige Zukunft entwickeln werde.

Wer hätte 1866 die Zerreißung Deutschlands durch die Mainlinie nicht auf das Tiefste beklagt? Wie Vielen ist durch dieselbe geradezu die Fähigkeit genommen worden, sich des im Norden gewonnenen Grades der Einigung überhaupt noch zu freuen! Dennoch wird man zugeben müssen, daß diese durch politische Komplikationen gebotene Zweitheilung Deutschlands nicht eine bloß willkürlich gemachte war, etwa im Widerspruche mit der Natur und mit der Geschichte von einem schlauen Staatsmanne nur dazu erfunden, um seine Unfähigkeit oder den Mangel an Muth zur Gewinnung auch des Südens zu bemänteln. Vielmehr stellen sich der Einigung des Nordens und Südens, wie das gerade die jetzt geschlossenen Verträge von Neuem beweisen, Hindernisse entgegen, die nicht durch einen Federstrich wegzuschaffen sind, sondern welche, da sie in einer Jahrhunderte umfassenden Entwickelung ihren Grund haben, auch nur durch allmähliche, stetig fortschreitende geschichtliche Entwickelung werden überwunden werden können. Ja, durch die ganze deutsche Geschichte geht der Gegensatz zwischen Norden und Süden; mehr als einmal ist er geradezu das treibende, das wahrhaft bewegende Moment für Deutschland gewesen. Ein Blick auf die geschichtliche Entwickelung der Verhältnisse zwischen Nord- und Süddeutschland löst daher manchen sonst scheinbar unlösbaren Widerspruch und gibt uns so den Maßstab zur gerechten Werthschätzung des in der Gegenwart neu Gewonnenen.

Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, welcher in der verschiedenen Natur beider Gebiete und den schon durch rein geographische Verhältnisse bedingten auseinandergehenden Richtungen ihrer Entwickelung begründet liegt, tritt uns bereits in den Anfängen der deutschen Geschichte entgegen als das Hinderniß, welches eine erfolgreiche Abwehr des römischen Angriffes zumeist vereitelte. Die Mainlinie bezeichnet ziemlich genau die Grenze, an welcher der norddeutsche Völkerbund, an dessen Spitze Arminius mit seinen Cheruskern stand, sich mit dem von den Markomannen und ihrem Fürsten Marbod geleiteten Bunde der süddeutschen Stämme berührte: beider Zwietracht und Kampf bringt Deutschland um die Folgen, welche die Vernichtung der römischen Legionen in dem Teutoburger Walde hätte haben können, und bahnt dem Germanicus den Weg bis über die Weser und läßt Marbod als Pensionär des römischen Kaisers sein Leben in Ravenna ruhmlos beschließen.

Digitized by Google

Von ganz besonderer Wichtigkeit wurde das mannichfach wechselnde Verhältniß zwischen Nord- und Süddeutschland in den folgenden Jahrhunderten des Mittelalters, vornehmlich in der Blüthezeit des römisch-deutschen Kaiserthums. Seit Karl der Große in gewaltigen Kämpfen die Sachsen dem Christenthum und der fränkischen Herrschaft gebeugt hatte, blieb dieser kräftige, rein deutsche und von keinen romanisirenden Einflüssen bisher berührte Stamm der selbstbewußte und entschlossene Repräsentant des norddeutschen Elementes, denn wenn die Entwickelung des deutschen Mittelalters wesentlich beherrscht und bedingt wird von dem Gegensatze des nach Universalität seiner Herrschaft strebenden Kaiserthums und der ihre Selbständigkeit und ihr Sonderleben vertheidigenden landschaftlichen Verbände und Stammesgruppen, so führt das vor allen in den Zeiten der sächsischen und dann der staufischen Kaiser zu einer Reihe für die Reichsgeschichte höchst bedeutender Zusammenstöße zwischen Nord- und Süddeutschland, welche den zwischen ihnen bestehenden Gegensatz scharf hervortreten lassen. Schwaben und Franken sind es, von denen die Opposition gegen die gewaltig erstarkende Macht der Kaiser aus dem sächsischen Hause mit den Waffen in der Hand geltend gemacht wird. Als dann in der salischen Zeit das Kaiserthum gestützt auf den Süden des Reiches, der ganz naturgemäß vielmehr als der Norden nach Italien und dem dort wurzelnden Kaiserthum gravitirte, eine absolute Reichseinheit zu errichten droht, da ist es der Norden, obenan wieder der sächsische Stamm, der sich diesen Tendenzen entgegenstellt und die Verwirklichung derselben vereitelt. Schroffer noch tritt der Gegensatz hervor in der Zeit der großen Staufer: der Kampf derselben mit den Welfen ist zugleich der Kampf zwischen Süd- und Norddeutschland, deren weit auseinandergehende Interessen gerade in jener Zeit besonders scharf zum Ausdruck kommen. Von Friedrich I., dem Rothbart, an liegt der Schwerpunkt der staufischen Politik in Italien, Deutschland verliert seine selbständige Geltung und kommt nur so weit in Betracht, als es der Verwirklichung der italiänischen, auf Weltherrschaft im römischen Sinne gerichteten Pläne der Kaiser zu dienen geeignet ist. Schwaben in erster Linie, dann der ganze Süden des Reiches folgen auch in dieser Zeit willig dem Zuge, der sie der eigenen Nation schließlich entfremden und für Deutschland werthlosen Interessen dienstbar machen mußte. Die nationale, die der Zukunft Deutschlands dienende Politik beherrscht damals den Norden, ihr Träger ist Heinrich der Löwe, der, wenn er auch keineswegs frei war von persönlichem Ehrgeiz und dynastischem Streben nach Hausmacht, doch seinem ehemaligen Freunde und Waffengefährten Friedrich I. darin weit überlegen erscheint, daß er deutlich erkannte, wie die Zukunft Deutschlands und dessen Beruf zu dauernder Macht und Größe nicht im Süden, jenseits der Alpen, sondern im Osten und Norden liege, der dem entsprechend die Herrschaft deutscher Kultur und christlicher Bildung mit starkem Arm in das Gebiet der Slaven hinein erweiterte und dem Deutschthum Siege erfocht, die ihm stets als ein glänzendes Verdienst um unsere Nation werden angerechnet werden müssen. Freilich blieb der gewaltsame Konflikt auch nicht aus, welcher durch diese mehr und mehr divergirenden Bestrebungen der Staufer und der Welfen, Süd- und Norddeutschlands vorbereitet wurde: der Bruch zwischen dem Kaiser und dem Herzog ist nicht bloß ein Bruch der über Deutschland hinweg nach Italien und der Weltherrschaft strebenden Kaiserpolitik und einer die nächsten Bedürfnisse Deutschlands allein ins Auge fassenden nationalen Politik, sondern zugleich auch ein Bruch zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands. In Heinrich dem Löwen unterliegt dem unnationalen, jedenfalls nationalitätslosen römischen Kaiserthum die in jener Zeit allerdings beschränkt scheinende, aber doch allein praktische, für Deutschland wahrhaft förderliche und seinem Wohle wirklich dienliche nationale Politik.

Der damit eingetretene Bruch zwischen dem Norden und Süden ist nun eigentlich die Quelle des Gegensatzes, der zwischen den beiden Theilen Deutschlands bis in die Gegenwart bestanden hat, dessen Entwickelung und Ueberwindung den Inhalt der deutschen Geschichte bildet, und dessen völlige Aufhebung die der Gegenwart und der nächsten Zukunft gestellte große Aufgabe ist. Mit der Zertrümmerung der welfischen Macht war dem Norden Deutschlands allerdings die Möglichkeit genommen, mit gleichem Nachdruck und Erfolg wie bisher seine Interessen unabhängig von der römischen Kaiserpolitik, wohl gar im Gegensatze zu ihr weiter zu verfolgen, aber auch die alte Verbindung mit dem Süden wurde nicht wieder hergestellt: die Trennung blieb eine dauernde und führte je länger je mehr zu einer förmlichen Entfremdung, vollends nachdem der Versuch, durch die Erhebung des Welfen Otto IV. auf den Thron das entscheidende Uebergewicht wieder nach dem Norden zu ver-

Digitized by Google

legen, mißglückt war. Mit überraschender Klarheit trat dies in den letzten Glanzzeiten des Kaiserthums, unter Friedrich II. zu Tage: seine normannische Krone, seine Kämpfe mit dem Papstthume und den lombardischen Städten, die Verwirklichung des auch seinen sonst so klaren Geist befangenden Ideals einer Weltherrschaft haben Friedrich II. Deutschland völlig entfremdet und ihn gänzlich blind und gleichgültig gemacht gegen die schweren Gefahren, welche gerade in seiner Zeit Norddeutschland und damit die ganze nationale Sache auf das Aergste bedroheten. Gleichgültig sah der Kaiser und mit ihm der Süden Deutschlands zu, wie die einst von Deutschland abhängige, jetzt neu erstarkte dänische Macht eroberud auftrat und die herrlichen, einst von Heinrich dem Löwen den Slaven entrissenen und für Deutschland gewonnenen nordischen Gränzmarken an Elbe, Eider und Oder in ihre Gewalt brachte; daß dieselben schließlich behauptet wurden und Deutschland ungeschmälert aus dem Kampfe hervorging, war nicht des Kaisers, sondern derjenigen norddeutschen Fürsten Verdienst, welche von Kaiser und Reich im Stich gelassen aus eigener Kraft dem fremden Eindringling Halt geboten. So mußte das nördliche Deutschland, vom Süden aufgegeben und selbst in Zeiten der dringendsten Gefahr, wie ebenfalls unter Friedrich II. bei dem furchtbaren Mongoleneinfalle, welcher ganz Deutschland, ja Mitteleuropa mit den Greueln erneuter asiatischer Barbarei bedrohte, treulos im Stich gelassen, äußerlich und innerlich jede Verbindung mit dem von ganz anderen Interessen beherrschten und in völlig abweichende Bahnen der Entwickelung gedrängten Süddeutschland allmählich fallen lassen und sich mehr und mehr als ein besonderes, völlig selbständiges Ganze fühlen lernen. Und wirklich finden wir die Länder des nördlichen Deutschland an der eigentlichen Reichsgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts außerordentlich wenig, fast gar nicht betheiligt, und wo für kurze Zeit eine Verbindung, ein Zusammengehen erfolgt, da entspringt dies nicht aus einer inneren Nothwendigkeit, sondern aus den Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten der allein maßgebenden dynastischen Interessen.

Diese Trennung des Nordens von dem Süden Deutschlands in der zweiten Hälfte des Mittelalters erklärt uns die tiefgehenden Verschiedenheiten, die sowohl in dem Gebiete der politischen wie der kulturgeschichtlichen Entwickelung zwischen beiden Theilen eben damals sich ausbildeten und den aus jener Trennung erwachsenen Gegensatz geradezu für alle folgenden Zeiten zu verewigen drohteten. In dem Gebiete der Politik sehen wir da in Süddeutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters die fürstliche Gewalt sich zwar auch unabhängig machen von dem mehr und mehr zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigten Königthume und sich zur Territorialhoheit entwickeln; so weit aber erstarkt es nicht, daß es den mittelalterlichen Feudalstaat überhaupt zu durchbrechen und die neben ihm stehenden kleineren Mächte, die durch Behauptung ihrer Reichsunmittelbarkeit dem Fürstenthum in seiner Entwickelung bald eine Gränze setzten, niederzuwerfen und von sich abhängig zu machen vermocht hätte. In Süddeutschland überdauert daher das bunte Durcheinander der großen Territorialherren, der kleinen Fürsten und Grafen, der reichsfreien Ritter und Städte, Bisthümer und Abteien das Ende des Mittelalters. Süddeutschland tritt in die neue Zeit, welche mit der Reformation beginnt, ein noch vollständig befangen in den veralteten, den Aufgaben, die es nun zu lösen galt, nirgends mehr entsprechenden Formen des mittelalterlichen Feudalstaates: von dem Nutzen, welchen dieser in früheren Jahrhunderten zu stiften geeignet gewesen war, war nichts mehr übrig geblieben, nur die Mängel und Schwächen davon wurden in das neue Zeitalter hinübergenommen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient dabei noch der Umstand, daß die süddeutschen Städte, die am ersten geeignet gewesen wären, in jenen Theilen unseres Vaterlandes die Träger der neuen Zeit zu werden, eben damals mit wenigen Ausnahmen ihrer bisherigen Bedeutung beraubt und zu Ohnmacht und Armuth verurtheilt wurden: denn durch die völlige Umgestaltung, welche durch die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien in dem Gange des europäischen Handels eintrat, wurde den Städten Süddeutschlands, die bisher den Handel zwischen dem Norden und den den Verkehr mit dem Orient beherrschenden italiänischen Seestädten vermittelt und daraus ihren Reichthum und ihre politische Machtstellung gewonnen hatten, so zu sagen der Boden unter den Füßen fortgezogen, und zu dem politischen Stillstand, der bald ein völliges Ersterben werden sollte, kam auch noch der materielle Ruin. In allen Punkten den vollständigsten Gegensatz hierzu bietet uns in dem Uebergange von dem Mittelalter zur neueren Zeit das nördliche Deutschland und seine politische und kulturgeschichtliche Entwickelung dar. Der Verband mit dem Reiche

Digitized by Google

und dem Kaiserthum kommt fast ganz in Vergessenheit; beruht auch da die Stellung der Fürsten noch auf der bereits völlig wirkungslosen Fiktion des Lehnsstaates, so bildet sich doch die Territorialhoheit vollständiger und reiner aus, denn es fehlt dem Norden die Masse kleiner, machtloser und doch jeder Einigung so hinderlicher Reichsstände, welche für die politische Gestaltung Süddeutschlands geradezu charakteristisch sind. Im Norden schließen sich schon größere Ländermassen zu besonderen Territorien zusammen, wie Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Pommern ꝛc. Einzig in seiner Art steht in dem äußersten Nordosten des Reiches der Staat des deutschen Ordens in Preußen da, der hervorgewachsen aus völlig mittelalterlichen Ideen und Bestrebungen doch in deutschen Landen als das erste Beispiel eines seiner inneren Ordnung und äußeren Politik nach fast modernen Staates bezeichnet werden muß, dessen Entwickelung daher für die Geschichte des späteren preußischen Staates in sehr viel höherem Grade maßgebend und bestimmend geworden ist als die Vergangenheit der Mark Brandenburg. In gleichem Gegensatze zu dem Süden steht der Norden Deutschlands in Rücksicht auf die Entwickelung des städtischen Lebens. Während der veränderte Gang des Welthandels die bisherige Blüthe der süddeutschen Städte schnell dahin welken läßt, ersteht im Norden die königliche Hansa und steigt geradezu zu einer Weltmacht auf, spielt jedenfalls in der großen Politik jener Zeit eine weit entscheidendere Rolle, als das deutsche Reich als solches zu spielen im Stande war.

Finden wir so am Ausgange des Mittelalters Süddeutschland gegen den Norden entschieden zurückgeblieben, erstarrt in den Formen des mittelalterlichen Feudalstaates, der seine Bedeutung, ja seine Lebensfähigkeit schon längst eingebüßt hatte, und auch in Rücksicht auf das materielle, das wirthschaftliche Leben gegen früher gesunken, so ist das Alles in dem Zeitalter der Reformation noch schlimmer geworden. Zugleich ist durch die großen Ereignisse jener Zeit der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands noch wesentlich verschärft und auf neue, von ihm bisher nicht berührte Gebiete des Kulturlebens ausgedehnt worden. Vor Allem kam zu den Momenten, welche die Spaltung Deutschlands bewirkten, nun auch noch das kirchliche, das religiöse hinzu. Denn wenn auch einzelne Theile des deutschen Südens, wie Württemberg, die meisten der freien Reichsstädte ꝛc., der von Wittenberg her verkündeten neuen evangelischen Lehre zufielen, so blieb das Land im Ganzen und Großen doch entschieden ein katholisches. Unvermeidlich aber verschärfte der neue kirchliche Gegensatz auch den schon von früher her vorhandenen politischen. Was sich im Norden Deutschlands an geistlichem Fürstenthum noch erhalten hatte, erlag mit ganz vereinzelten Ausnahmen den Mediatisirungen der Reformationszeit. Zugleich wuchs die Macht und Geschlossenheit des norddeutschen Fürstenthums auch noch dadurch, daß die lutherische Kirchenverfassung den Fürsten als den berufenen Bischof, das natürliche Oberhaupt der Kirche seines Landes hinstellte und zu der früher entwickelten Territorialhoheit dadurch noch ein ganz neues, die moderne Fürstengewalt eigentlich erst begründendes Moment hinzufügte. Gleichzeitig aber trat Norddeutschland in Folge dieser Entwickelungen auch noch in anderer Hinsicht zu dem Süden in ein ganz neues Verhältniß, dessen völlige Ausbildung dem von furchtbaren Kämpfen erfüllten zweiten Theil des Reformationszeitalters, den Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges angehört. Nicht bloß auf kirchlichem, sondern auch auf politischem Gebiete tritt in der Reformation die spanisch-katholische Macht Karls V. den Evangelischen entgegen: die Niederwerfung der neuen Lehre war für den Herrscher, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, die Bedingung, von deren Erfüllung die Verwirklichung seiner auf Errichtung einer absoluten Monarchie gerichteten Pläne zunächst abhing. Der katholische Süden Deutschlands machte sich in der heiligen Ligue nicht bloß zum Bündner Karls V. im Kampfe gegen die neue Lehre, sondern zugleich zum Vorkämpfer der absolutistischen Tendenzen des gewaltigen Kaisers, deren Sieg aus Deutschland ein zweites Spanien gemacht haben würde. So wird — wenn auch das eben Gesagte von der kleinen evangelischen Minderheit der süddeutschen Reichsstände nicht gilt — der Norden doch im Ganzen und Großen zum Träger der Reformation sowohl als auch zum Vertheidiger der fürstlichen Selbständigkeit, d. h. in diesem Falle der nationalen Entwickelung Deutschlands im Gegensatze zu der Alles gleichmachenden Universalmonarchie des spanischen Habsburgers.

Seinen Höhepunkt erreicht der Gegensatz, welcher sich aus dem erbitterten Ringen dieser beiden Mächte entwickelt, in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Derselbe ist, in seiner Bedeutung für Deutschland allein aufgefaßt, nicht sowohl ein Kampf des Katholicismus und der Reformation, als vielmehr ein furchtbarer Zu-

Digitized by Google

sammenstoß zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands, welcher durch den ganzen Entwickelungsgang der beiden Reichstheile vorbereitet, ja geradezu nothwendig und unvermeidlich geworden war; dieser Bedeutung entspricht denn auch sein Ausgang, entsprechen die traurigen Folgen, welche der entsetzliche Kampf gleichmäßig für beide Theile hatte. Diese liegen vor Allem darin, daß der Norden sowohl wie der Süden ihre Selbständigkeit verlieren und in Abhängigkeit gerathen, nicht von einer deutschen Macht, nicht von dem in den Händen der Habsburger liegenden Kaiserthum, sondern von dem Auslande, der Norden von Schweden, der Süden und Westen von Frankreich: und damit beginnt für Deutschland die Zeit der tiefsten, der allerschmachvollsten Erniedrigung, während deren zugleich der seit dem Kampfe der Welfen und der Staufer in Deutschland begründete Gegensatz zwischen Norden und Süden in einer Art weitergebildet und entwickelt worden ist, von welcher das Verhältniß beider in neuer und neuester Zeit stets abhängig geblieben ist. Als Kaiser Ferdinand II., welcher in viel höherem Grade noch als Karl V. der Vertreter der echt habsburgischen Idee einer katholischen, absoluten Universalmonarchie war, durch die Siege Tilly's und Wallensteins die unumschränkte Herrschaft über fast ganz Norddeutschland gewonnen und bereits Anstalt gemacht hatte, die deutsche Ostsee zu einem habsburgischen Binnenmeere umzuwandeln, verdankte die dem Untergange nahe Reformation und die gleich schwer bedrohte nationale Selbständigkeit Deutschlands ihre Rettung doch allein der Dazwischenkunft des Schwedenkönigs Gustav Adolf, welcher in dem übermächtigen Habsburger nicht bloß den Feind des lutherischen Bekenntnisses, sondern zugleich auch und wohl in noch höherem Grade den gefährlichen Feind der Uebermacht Schwedens im Norden bekämpfte. Gustav Adolf führte den evangelischen Norden, welcher schon völligem Unterliegen nahe gewesen war, zum Siege gegen den katholischen Süden Deutschlands; er schaffte zugleich der Reformation im Süden Licht und Luft sich neu zu entfalten und zu befestigen. Sein Tod auf dem Felde von Lützen änderte daran zunächst noch nichts; wohl aber war es von entscheidender Bedeutung, daß Kaiser Ferdinand II. schließlich die einst im Norden gewonnene Machtstellung als unwiederbringlich verloren erkannte und auf ihre Wiedergewinnung Verzicht leistend mit den Fürsten Norddeutschland 1635 den Prager Frieden schloß, welcher die Reformation in Norddeutschland von aller Gefahr befreite. Dieser Friede aber zerriß das Band, welches die Evangelischen Norddeutschlands mit ihren Glaubensgenossen im Süden bisher verbunden hatte, und trieb die letzteren, da er auch die Schweden, ihre Beschützer, ihrer bisherigen Machtstellung in Nord- und Mitteldeutschland beraubte, im Interesse der Selbsterhaltung in die Arme Frankreichs, welches eben damals durch Richelieu zum absoluten Staate erhoben unter diesem und Mazarin gegen Deutschland jene Eroberungs- und Rheinbundspolitik eröffnete, welche unserm Vaterlande die erste Periode namenloser Schmach und tiefster Entehrung bringen sollte.

Mußten wir oben den Kampf zwischen Welfen und Staufer, zwischen nationaler und römisch-kaiserlicher Politik und den dadurch herbeigeführten Sturz Heinrichs des Löwen als dasjenige Ereigniß bezeichnen, welches den bisher vereinzelt hervortretenden Gegensatz zwischen dem deutschen Norden und Süden zu einem dauernden gemacht und in der deutschen Geschichte als treibende und wirkende Kraft entschieden zur Geltung gebracht hat, so ist der Rücktritt der norddeutschen Protestanten von dem deutschen Religionskriege und die als nothwendige Konsequenz daraus sich ergebende Schwächung der schwedischen Schutzmacht dasjenige Ereigniß, welches einen großen Theil von Süddeutschland der Sache unserer Nation überhaupt entfremdet und der französischen Politik auf fast anderthalb Jahrhunderte dienstbar gemacht hat. Dieses Ereigniß hat den Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland in einer Weise verschärft, daß aus ihm zumeist die Schwierigkeiten abzuleiten sind, welche sich einem vollen Erfolge des nationalen Strebens nach Wiedervereinigung der getrennten Theile als besonders unüberwindliche entgegensetzen. Von den Schweden ebenso wie von ihren Glaubensbrüdern im Norden ohne Hülfe gelassen, blieb den süddeutschen Protestanten eben nichts Anderes übrig, als sich unter den Schutz Frankreichs zu flüchten. Daß aber der Schutz des evangelischen Glaubens für einen Ludwig XIV., der das Edikt von Nantes aufhob und die Dragonaden ersann, nur ein Vorwand war, hinter dem er seine Eroberungslust und das Streben die Frankreich benachbarten deutschen Fürsten von sich abhängig zu machen verbarg, braucht kaum noch besonders bemerkt zu werden; was von diesem Schutze zu halten war, haben die späteren Jahre zur Genüge gezeigt, wo während der gegen Deutschland geführten

Digitized by Google

Raubkriege die Franzosen in den von ihnen besetzten reformirten Orten der Pfalz sogleich die katholische Kirche herstellten und dann auch bei dem Frieden durch eine den ohnmächtigen Deutschen aufgenöthigte Klausel diesen Gewaltschöpfungen Dauer zu verschaffen bemüht waren. Dennoch fand das Streben Ludwigs XIV. den Süden und Westen Deutschlands von sich abhängig zu machen, um in ihnen Stützen zu finden zur Bekämpfung der habsburgischen Macht im Reiche und in Spanien, nur allzu bereitwilliges Entgegenkommen. Der Unterschied des Glaubens trat dabei bald als völlig nebensächlich ganz in den Hintergrund, wie ja schon 1632 der Erzbischof-Kurfürst von Trier den Franzosen Ehrenbreitenstein und die wichtige pfälzische Festung Philippsburg eingeräumt hatte. Und nun wurde durch die unheilvollen Bestimmungen des westfälischen Friedens von 1648 die Abhängigkeit der süddeutschen Fürsten von den Franzosen förmlich bestätigt und für die Zukunft organisirt: denn auf nichts Anderes kam doch für Süd- und Westdeutschland die Anerkennung der vollen Souveränetät der Reichsfürsten hinaus. Die damit gestreute Saat ging zum Verderben Deutschlands furchtbar auf; die ohnehin schon so gelockerte Verbindung zwischen dem Norden und Süden des Reiches wurde vollends aufgehoben, und der Gegensatz zwischen beiden zu einem geradezu feindlichen verschärft.

Das deutsche Kaiserthum war mit dem westfälischen Frieden thatsächlich zu Grabe getragen: ganz unabhängig von ihm entwickeln sich der Norden und Süden, beide in einer auch den dürftigen Resten kaiserlicher Macht entschieden feindlichen Richtung, zugleich aber in allen anderen Punkten völlig entgegengesetzte Wege einschlagend. In Norddeutschland kommt gerade in jenen Jahren tiefster Erniedrigung Deutschlands das bewußt nationale Streben mehr und mehr zur Geltung: sein hervorragendster, die Morgenröthe einer neuen Zukunft verkündender Vertreter ist der brandenburgisch-preußische Staat des großen Kurfürsten. Um Kaiser und Reich kümmert man sich auch da wenig oder gar nicht: im Gegensatze aber zu dem Frankreich dienstbaren Süden hält man das nationale Banner hoch, setzt man seine ganze Kraft ein, um Deutschland von dem Joche der Fremdherrschaft zu erlösen, und schaart sich einmüthig zur Vertheidigung der evangelischen Lehre und der durch die Reformation gewonnenen Errungenschaften. Ganz anders die süddeutschen Fürsten: nicht mächtig genug, um die in dem westfälischen Frieden gewonnene Souveränetät wirklich zu behaupten und thatsächlich zur Geltung zu bringen, suchen sie im Bunde mit Frankreich, in Dienstbarkeit gegen Ludwig XIV., deren sich noch zu rühmen sie sich nicht schämen, eine Stütze für ihre ohne eine solche hinfällige und ohnmächtige Selbstherrlichkeit. So konnte Mazarin bereits 1658 einen Theil der süd- und westdeutschen Reichsstände in dem Rheinbunde vereinigen, welcher dann 1660 und 1663 förmlich erneut wurde mit Zugrundelegung einer Verfassung, nach der der Sitz der leitenden Bundesversammlung in Frankfurt a. M. war! Ohne diese Verbindung mit Frankreich würde die große Masse machtloser Reichsstände im Süden, geistliche und weltliche, niemals im Stande gewesen sein, ihre Existenz in die neue Zeit, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein zu fristen: sie wären sämmtlich dem erdrückenden Uebergewichte der mächtigsten unter ihnen, vor Allem der Vergrößerungslust Habsburgs zum Opfer gefallen, und die politische Geographie Süddeutschlands würde eine ähnliche Vereinfachung erfahren haben, wie sie der Norddeutschlands seit den Säkularisationen der Reformationszeit und den Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts zu Theil geworden war.

Demnach stellt sich als das Charakteristische in dem Verhältniß zwischen Nord- und Süddeutschland um die Zeit etwa, wo in Folge des spanischen Erbfolgekrieges die Uebermacht Frankreichs gebrochen und damit auch seine Vorherrschaft über Süddeutschland gelockert wurde, in der Hauptsache Folgendes dar: der Norden, welcher sich durch das Aufsteigen namentlich Preußens zu größerer territorialer Geschlossenheit konsolidirt, wahrt die Resultate der Reformation; der Süden macht sich Frankreich, der der Reformation am feindlichsten gegenüberstehenden Macht, dienstbar. Der Norden befreit sich aus eigener Kraft von der Vorherrschaft Schwedens und tritt auch Frankreich, wo er kann, entschlossen entgegen; die kleinen Fürsten des Südens suchen sich unter französischem Schutze auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Im Norden — und das ist der Punkt, welcher für die fernere Entwickelung dieses Verhältnisses von ganz besonderer Bedeutung wurde, — wird in mühevoller, selbstverleugnender Arbeit, in treuem Zusammenwirken von Fürst und Volk der Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge, einem wahrhaft protestantischen und wahrhaft nationalen Staate gelegt; im Süden frent man sich, die alten Zustände, die noch durchaus dem

Digitized by Google

Mittelalter angehören, und die mit dem Sinken des Kaiserthums eigentlich längst unhaltbar geworden waren, dank dem französischen Schutze inmitten der Stürme, unter denen die neue Zeit zu tagen begann, glücklich behauptet zu haben, bleibt das Volk der politischen Arbeit fern, und kennen die Fürsten kein anderes Interesse als das ihrer persönlichen Willkür.

So wenig eine nähere Verbindung der beiden so von Grund aus verschieden gearteten Reichshälften bei dieser Lage der Dinge zu erwarten war, das Zusammentreffen eigenthümlicher Verwickelungen brachte für kurze Zeit dennoch eine Annäherung zu Stande. Noch einmal erneute sich der alte Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland oder, was damals nicht bloß dem Sprachgebrauche nach, sondern thatsächlich damit zusammenfiel, zwischen Preußen und dem Reiche in den schlesischen Kriegen Friedrichs des Großen. Seitdem wird die Gegnerschaft zwischen Preußen und Oesterreich auch für die Stellung Süddeutschlands maßgebend, genau so, wie in der jüngsten Vergangenheit, zu welcher der Ausgang der friedericianischen Zeit überhaupt eine Reihe der merkwürdigsten Parallelen darbietet. Nach dem Verluste Schlesiens endgültig aus dem Norden verdrängt, sucht Oesterreich seitdem eine die Machtvergrößerung Preußens aufwiegende Entschädigung in Süddeutschland zu gewinnen: niemand hat diese Politik rücksichtsloser verfolgt als Joseph II., der auf der einen Seite Träger der Aufklärung, auf der anderen doch ein eingefleischter Habsburger ist, sich also mit sich selbst im schneidendsten Widerspruche befindet. Die freigebig an seine Vettern und Verwandten vertheilten Panisbriefe bereiteten den Uebergang zahlreicher geistlicher Stifter an Oesterreich vor; Württemberg sah sich von den Nachstellungen des Kaisers bedroht; die Reichsstädte mußten ihre Mediatisirung fürchten: da brachte das Wiederauftauchen der durch den bayerischen Erbfolgekrieg zum Theil vereitelten Versuche zur Erwerbung Bayerns den Konflikt zu offenem Ausbruche. Die Gefahr, von Oesterreich verschlungen zu werden, ging den süddeutschen Reichsständen mit einem Male in ihrer ganzen Größe auf: sich selbst dagegen zu schützen zu schwach, suchten sie einen Halt an Preußen. So bot damals Süddeutschland selbst Preußen die Führung an: in erster Linie und am rückhaltlosesten trat dafür Bayern ein, wo die pfalzzweibrückener Linie des Wittelsbachischen Hauses, die noch heute regierende, durch die Ländergier Josephs II. auch am meisten gefährdet war; nächst ihm Baden. Von diesen beiden Staaten gingen die ersten schriftlichen Unionsentwürfe aus, von denen der bayerische — eine interessante Parallele zu den Zuständen der Gegenwart — rückhaltslos die volle und ganze Ueberleitung des Bundes an Preußen übertragen sehen wollte. Unabhängig von diesen ihm erst später bekannt gewordenen Entwürfen ging der greise Friedrich II. selbst vor: durch die Einigung der deutschen Fürsten den habsburger Vergrößerungsgelüsten einen Damm entgegenzusetzen, erkannte er als die von ihm noch zum Abschluß zu bringende, letzte politische That, durch die, was er sonst für Preußen gewonnen hatte, erst auf die Dauer gesichert werden sollte. So entstand der deutsche Fürstenbund, in welchem zum ersten Male seit länger als einem Jahrhundert der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden des Reiches völlig aufgehoben war, der zugleich in der Entwickelung der deutschen Politik Preußens einen Höhepunkt bezeichnet, wie er erst 1866 und 1870 wieder erreicht worden ist. Denn mit Ausnahme Oldenburgs und Anhalt-Zerbsts gehörten demselben sämmtliche norddeutsche Staaten an, von den süddeutschen fehlten bloß das Bisthum Münster, Hessen-Darmstadt und Württemberg: fast ganz Deutschland war unter Preußens Führung geeinigt, in bewußtem und stark betontem Gegensatze gegen Oesterreich, und da von den Kurfürsten allein die von Köln und Trier sich fern hielten, so schien auch die Kaiserkrone dem an die Spitze Deutschlands gestellten Hause der Hohenzollern nach dem Tode Josephs II. nicht entgehen zu können.

Die Erwartungen aber, welche alle Patrioten für die Zukunft Deutschlands auf den Fürstenbund setzten, den Johannes von Müller als eine Wohlthat begrüßte und bezeichnete als den Weg zur Einheit und Freiheit Deutschlands, wurden überraschend schnell und kläglich völlig zu nichte. Mit dem Tode des großen Königs war auch die von ihm eingeleitete deutsche Politik Preußens aufgegeben. Sein und Deutschlands wahres Interesse mißkennend, schloß Friedrich Wilhelm II. nach einem kurzen, resultatlosen Anlauf zu energischem Auftreten gegen Oesterreich mit Leopold II. den Reichenbacher Vertrag, in welchem der Fürstenbund zu Grabe getragen und die schon gesicherte Kaiserkrone von Preußen aus den Händen gegeben wurde. Die Einigung Nord- und Süddeutschlands war damit wieder in eine unabsehbare Ferne entrückt. Denn die Ereignisse, welche nun folgten,

Digitized by Google

die Stürme der Revolution und die Jahre der Napoleonischen Zwingherrschaft trennten die eben für kurze Zeit fester geeinigten Theile Deutschlands von Neuem durch eine tiefe Kluft, welche allmählich zu überbrücken eine angestrengte nationale Arbeit von Jahrzehnten nöthig war. Noch einmal, und zwar vollständiger als je zuvor gravitirt die Geschichte Süddeutschlands in jenen Jahrzehnten nach dem Westen, um Frankreich; von dem Norden, namentlich von Preußen geschieht Nichts gegen die damit eintretende Zerreißung, ja es wird da eigentlich Alles gethan, um den Süden vollends zurückzustoßen und in die Arme Frankreichs zu treiben.

Bereits in dem Baseler Frieden von 1795 wurde diese neue Trennung Nord- und Süddeutschlands in einer Weise vollzogen, die uns gewaltig an die Mainlinie des Jahres 1866 gemahnt und beinahe als deren Vorbild erscheinen möchte. Die Demarkationslinie, welche das neutrale Norddeutschland begränzend von der Ems über Main und Neckar und dann an der Nordgränze Bayerns und Böhmens entlang nach Schlesien lief, schied auf das Schärfste den Norden von dem Süden Deutschlands, welcher letztere damit zugleich dem siegreichen Frankreich preisgegeben wurde: das war der Anfang, der weiterhin zu der in größerem Maßstabe durchgeführten Napoleonischen Erneuerung des Mazarinischen Rheinbundes als Endergebniß führt. Die eigenthümliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1804 bis 1806 bietet ungesucht eine Menge der überraschendsten Parallelen zu der Entwicklung, welche dasselbe seit 1866 durchgemacht hat.

So traurig und demüthigend die Abhängigkeit war, in welche Süddeutschland durch die Ereignisse des Revolutionszeitalters Frankreich gegenüber gerieth, so ist demselben daraus doch ein großer Segen erwachsen, in Folge dessen es in wichtigen Zweigen des politischen Lebens dem Norden mit schnellen Schritten vorauseilte. Die mittelalterlichen Zustände, welche zugleich mit der veralteten Reichsverfassung sich in Süddeutschland bis dahin behauptet hatten, wurden von dem über den Rhein her brausenden Sturm niedergeweht und über den Haufen geworfen; nicht auf dem sich allmählich vollendenden Wege organischer Bildung und kontinuirlicher Entwickelung, sondern ohne jeden Zusammenhang mit der alten Zeit und ihren Zuständen, mit denen man völlig reinen Tisch gemacht hatte, werden die Grundlagen für das rechtliche, politische und sociale Leben in den süddeutschen Staaten genau nach den in der Revolution zur Ausbildung gekommenen Grundsätzen völlig neu gelegt. Das Mittelalter, von dem ihm noch so viel anhaften geblieben war, ist Süddeutschland durch die Revolution gründlich losgeworden. Es war das ein Schritt von ungeheurer Größe und Tragweite: das Bedenkliche lag nur darin, daß der Umschwung von der alten zur neuen Zeit so gewaltsam und plötzlich, ohne jeden vermittelnden allmählichen Uebergang erfolgte, daß die Neuerungen sich nicht ergaben als das Resultat einer tüchtigen Arbeit und Weiterbildung des Volkes, sondern demselben, ohne daß es seinerseits etwas zur Herbeiführung dieser neuen besseren Ordnung der Dinge gethan hatte, von außen durch einen siegreichen Feind aufgenöthigt wurden. Ohne selbst eine Revolution durchgemacht zu haben, erntete Süddeutschland doch die Früchte der Revolution, namentlich so weit dieselben dem Gebiete des öffentlichen und des bürgerlichen Rechtes angehörten. Aber der Preis, um welchen dieser dem Wohl des einzelnen Staates so förderliche Schritt gethan wurde, blieb doch immer die Abhängigkeit von Frankreich, dem gegenüber die süddeutschen Fürsten erst ihre Existenz, dann ihre Rangerhöhung und Gebietsvergrößerung durch demüthigende Dienstbarkeit erkauften und sich durch den Abschluß des Rheinbundes endlich zu Geschöpfen von Napoleons Gnaden herabwürdigten. Der Rheinbund sprengte vollends den lockern Reichsverband: in diesem aber ging die letzte nothdürftige Verbindung zu Grunde, die zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands bisher noch eine Art von Zusammengehörigkeit erhalten hatte.

Durchaus verschieden hiervon ist die Entwickelung, welche Norddeutschland, in erster Linie Preußen, das damals geradezu für Norddeutschland gelten kann, in den Zeiten der Napoleonischen Zwingherrschaft nahm. Gegenüber dem Zerfall des Reiches und der Verwandelung Süddeutschlands in eine Reihe französischer Vasallenstaaten tritt dort gleich im Anfange des 19. Jahrhunderts entschieden das Streben hervor, wenigstens den Norden durch eine festere Einigung zum Widerstande gegen die Uebermacht Frankreichs fähig zu machen: von diesem Gesichtspunkte aus schlug bereits 1801 der einsichtige und einflußreiche Oberst von Massenbach eine militärische Verbindung der norddeutschen Staaten zu einem Bunde vor, die von dem König von Preußen als erblichem [illegible] in Gemeinschaft mit einem zu Braunschweig versammelten Reichs-

Digitized by Google

tage geleitet werden sollte. Frankreich selbst schien eine solche Gestaltung begünstigen zu wollen: schon 1804 botes Preußen die Annahme des Kaisertitels an; es wiederholte ähnliche Aufforderungen 1806, wo es Preußen geradezu einlud, die Gelegenheit zu einer Vergrößerung zu benutzen, — ohne Zweifel jedoch war das nur ein schlau hingehaltener Köder, der Preußen zur Anerkennung des eben im Entstehen begriffenen Rheinbundes bestimmen sollte. In Berlin ging man aber nicht in diese Falle. Die Stiftung des Rheinbundes, die den Süden und Westen für immer von Deutschland loszureißen schien und selbst den Norden nicht unberührt ließ, legte dem von Preußen geleiteten Norddeutschland die Pflicht der Selbsterhaltung doppelt nahe. Unter dem Einfluß der nationalen Stimmung, welche durch die Deutschland zugefügte neue Schmach noch einmal erregt wurde, kamen so im Sommer 1806 die Grundzüge des norddeutschen Reichsbundes zu Stande, welcher in seiner ursprünglichen Gestalt die Zahl der Souveräne in Norddeutschland durch Mediatisirungen auf sechs beschränken, das ganze Gebiet in drei Kreise theilen und diese unter Preußens Direktorium und Oberleitung unter Mitwirkung eines in Dessau tagenden Kongresses in Rücksicht auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Militärwesen und Steuern einheitlich verwaltet sehen wollte, im Laufe der sehr mühsamen, durch Sachsens und Hessens Hinterhaltigkeit und Unlust wesentlich erschwerten Unterhandlungen aber eine ganz andere Gestalt annahm und zu einer von dem preußischen König als norddeutschem Kaiser geleiteten, nur sehr locker geeinigten Föderation durchaus souveräner Staaten umgewandelt wurde. Aber auch in dieser wenig versprechenden Gestalt wurde das Projekt nicht verwirklicht: es wurde die letzte entscheidende Veranlassung, welche den Krieg des Jahres 1806 herbeiführte. In diesem ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde, der in stolzer Selbstgenügsamkeit an früher erworbenem Ruhme zehrend in seiner alten, seiner veralteten Form auch in der neuen Zeit sich behaupten zu können geglaubt hatte. Aber verjüngt und veredelt, der neuen Zeit gewachsen und einer ihrer hervorragendsten Träger erhebt er sich schnell nach der furchtbaren Katastrophe. Während Süddeutschland ohne derartige gewaltsame Umwälzungen, auf alles nationale Leben einfach Verzicht leistend, sich der französischen Schablone gefügt und die Errungenschaften der Revolution in ihrer specifisch französischen Form aufgenommen hatte, wird bei der Wiedergeburt Preußens die Revolution so zu sagen nationalisirt, germanisirt, findet da eine vollständig neue, auf specifisch deutschen Ideen beruhende friedliche Durcharbeitung derselben statt, in Folge deren alles ausschließlich Französische ausgestoßen und beiseite geschoben wird.

So entsteht das neue Preußen, der Staat der deutschen Zukunft, hervorgegangen aus einer Reihe der schwersten Prüfungen, als das Ergebniß der treuesten, selbstverleugnendsten Arbeit eines von großen, durch und durch national gesinnten Männern geleiteten Volkes, welches den seltenen Muth besaß, seinen bisherigen Irrthum offen und ehrlich einzugestehen, mit einer trüben, schulderfüllten Vergangenheit vollständig zu brechen und so zu sagen ein ganz neues Leben zu beginnen. Die Gründung einer neuen staatlichen und bürgerlichen Ordnung, die in Süddeutschland äußerlich mühelos vollzogen war, kam im Norden nur in Folge einer tief innerlichen, wehevollen Umwandlung zu Stande, die man geradezu als eine Wiedergeburt bezeichnen kann. Während die neue Ordnung der Dinge daher im Süden den dürftigen Rest nationalen Lebens vollends ersterben ließ, trat dieselbe im Norden von vornherein als eine durchaus nationale, dem Franzosenthum bewußt sich entgegensetzende zu Stande. Preußen und Norddeutschland waren daher auch die Träger der nationalen Erhebung, welche endlich den Zusammensturz der Napoleonischen Zwingherrschaft herbeiführte. In diesem Befreiungskampfe stand Süddeutschland auf der Seite des Despotismus und des fremden Imperators: auch jetzt noch Verrath übend an der nationalen Sache hatten die süddeutschen Staaten zweifellos ihr Selbstbestimmungsrecht verwirkt. Von diesem Gesichtspunkte gingen denn auch im Anfang die Pläne aus, welche für die künftige Organisation des befreiten Deutschland entworfen wurden. Drei Möglichkeiten wurden dabei namentlich in das Auge gefaßt: als das Wünschenswertheste erschien dem Freiherrn von Stein eine monarchische Einigung ganz Deutschlands, doch erkannte der große Staatsmann zugleich die Unausführbarkeit dieses Projektes. In dem zweiten Entwurf begegnet uns die schon 1795 aufgetauchte Mainlinie von Neuem; aber nicht zwischen Nord- und Süddeutschland, sondern zwischen Oesterreich und Preußen sollte dieselbe die Gränze bilden: denn während Bayern, Württemberg und Baden in Rang und Macht auf ihren Zustand von 1802 zurückgeführt und Vasallen Oesterreichs werden sollten, sollte der übrige Theil des

Digitized by Google

Südens ein ebenfalls von Oesterreich abhängiges, auf Grund einer liberalen Verfassung zu konstituirendes Königreich Süddeutschland bilden; in gleicher Weise sollten im Norden neben einem konstitutionellen Preußen als dessen Vasallen nur Hannover, Hessen, Braunschweig und Oldenburg übrig bleiben. Erst in dritter Linie dachte man an die Stiftung eines Bundes der in ihrem Bestande zu belassenden größeren Staaten mit Oesterreich und Preußen. Das Verhängniß Deutschlands wollte es, daß gerade die Möglichkeit verwirklicht wurde, die den Bedürfnissen der Nation am wenigsten, ja gar nicht entsprach. Eine befriedigende Lösung der den Staatsmännern Deutschlands gestellten Aufgabe war unmöglich gemacht von dem Augenblicke an, wo man den süddeutschen Staaten, die erst nach der Leipziger Schlacht sich von ihrem bisherigen Beschützer trennten, die ungeschmälerte Beibehaltung ihrer Souveränetät zugesichert hatte. Die Eifersucht und das Mißtrauen der außerdeutschen Mächte verurtheilten unser Vaterland zu einem ferneren halben Jahrhundert der Vielgespaltenheit und nationalen Zerrissenheit. Denn von den möglichen, den verschiedenen in nähere Erwägung gezogenen Formen für das künftige Bundesverhältniß siegte auf dem Wiener Kongresse gerade diejenige, welche am weitesten hinter den gerechten Ansprüchen der Nation zurückblieb und geradezu dazu erfunden schien, um unter dem Scheine der Einheit die Uneinigkeit zu verewigen.

Dieser Ausgang der nach den Befreiungskriegen in Angriff genommenen Reorganisation Deutschlands zusammen mit den Erinnerungen, welche sich an die Jahre von 1795 bis 1815 knüpften, konnte doch die Entfremdung zwischen Nord- und Süddeutschland nur steigern und die beide trennende Kluft erweitern. Die nun folgenden Jahrzehnte des Friedens ließen nur noch neue Momente der Trennung zu den alten hinzukommen. Sah man in Nord- und Süddeutschland die Hoffnungen auf eine wahre Einheit der Nation gleich unerfüllt und fühlte sich dadurch schmerzlich enttäuscht, so kam, um die Unzufriedenheit noch zu steigern, im Norden der Umstand hinzu, daß die in den Zeiten des Kampfes dem Volke versprochene Verfassung nicht gegeben wurde; nach der Erfüllung dieser Zusage und nach der Begründung einer wahren Einheit zu streben wurde von der Alles erstickenden Reaktion bald als revolutionäres Treiben gebrandmarkt, und mit dem Aachener (1818) und dem Karlsbader Kongreß (1819) wurden die letzten bescheidenen Hoffnungen, die man hie und da noch auf die Entwickelungsfähigkeit des Bundes gesetzt haben mochte, vollends zu Grabe getragen. In den süddeutschen Staaten aber erblühte auf Grund der Verfassungen ein junges, vielversprechendes politisches Leben, von dem erfüllt und getragen die Süddeutschen sich freilich dem mehr und mehr in starre Reaktion versinkenden Norden noch mehr entfremdet fühlen mußten. In neuen Formen machte sich der alte, durch die letzten Ereignisse nur verschärfte Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland geltend: die widerwärtigste vertritt jener schamlose Panegyrikus auf den Rheinbund, den der Bayer Lindner 1821 als Manuskript aus Bayern zu veröffentlichen wagte; die reinste und edelste der freisinnige württembergische Minister und Bundestagsgesandte Wangenheim, der in Frankfurt den österreichischen und preußischen reaktionären Absichten gegen das frische Verfassungsleben der Südstaaten muthig entgegentrat, schließlich freilich der siegenden Gegenpartei das Feld räumen mußte. Jedenfalls aber lag der Schwerpunkt des politischen Lebens und die Hoffnung Deutschlands auf eine bessere Zukunft damals im Süden. Dort hatte man den Muth, die Konsequenzen zu ziehen, welche aus dem, was man als Ergebniß der Revolution früher aufgenommen hatte, sich ergaben, und dem frischen und freudigen Fortschreiten der tüchtigen Bevölkerung konnte auch die Unlust und das Widerstreben der Fürsten nicht lange Halt gebieten. Ueber den Ausbau des Inneren aber vergaß man beinahe, daß auch eine Wiederanknüpfung mit dem Norden, die Anbahnung einer künftigen Einheit nothwendig sei. Es war das natürlich in einer Zeit, wo Norddeutschland unter dem Banne Rußlands und Preußens stand, und letzteres, in seinem gesammten geistigen Leben beherrscht von den Abstraktionen Hegels sich selbst mit dem von dem Berliner Hofphilosophen konstruirten alleinseligmachenden Musterstaate identificirte. Auch die Julirevolution änderte an dieser Todtenstarre Norddeutschlands nichts; in dem mit Frankreich in näherer Verbindung und mannichfacherem Ideenaustausch stehenden Süddeutschland steigerte sie das politische Leben und ließ namentlich die Einheitsidee wieder mehr in den Vordergrund treten. Vorübergehend tauchte damals bereits in Pfizers „Briefwechsel zweier Deutschen“ die Idee einer preußischen Hegemonie auf, während auf der anderen Seite gleich schnell enttäuschte Hoffnungen auf Bayern und namentlich Ludwig I.

Digitized by Google

gesetzt wurden. Fürs Erste blieb diese Einheitstendenz in ihrer Wirksamkeit auf die Presse beschränkt: Rotteck und Welckers „Freisinniger" war ihr Hauptverfechter. Die Gründung eines süddeutschen Staates mit wirklicher Volksvertretung wird auf einer Seite als Grundlage und erster Schritt zur Einigung Deutschlands ins Auge gefaßt, auf der andern verirrt man sich zu republikanischen Projekten, bei denen als Fluch der Rheinbundszeit Gedanken an ein französisches Protektorat eine nicht unbedeutende Rolle spielen. In dem bekannten Hambacher Fest (1832) kam diese wirre Masse patriotischer, aber durchaus unklarer und unreifer Ideen in wirrem Phrasenthum und inhaltloser Begeisterung zur Explosion: die Folge war das Einschreiten des Bundestages gegen die süddeutschen Kammern. Einheit, so schien es, sollte in Deutschland nur in der Reaktion herrschen, welche nach dem lächerlichen Frankfurter Putsche (1833) in der Centraluntersuchungsbehörde ihren höchsten Triumph feierte. Alle Hoffnungen waren dahin: enttäuscht und verbittert, ja angeekelt sank das deutsche Volk, an der Möglichkeit einer Einigung geradezu verzweifelnd, im Norden wie im Süden in völlige Gleichgültigkeit und starb gänzlich ab für alle politischen Aufgaben und Bestrebungen; ermüdet flüchtete es sich in das neutrale Gebiet der Literatur, Philosophie und Theologie, in denen allein eigentlich das Leben der deutschen Nation während der dreißiger Jahre enthalten ist. Nur auf diesem Gebiete reichen die, wie es schien, zu dauernder Trennung verurtheilten Nord- und Süddeutschen sich die Hand zu gemeinsamem Wirken und Streben.

In ganz anderen, aber viel festeren und dauerhafteren Formen regte sich gerade in jenen traurigen Jahren das Streben nach einer Einigung der getrennten Glieder von Neuem: was die Begeisterung der Befreiungskriege nicht vermocht, was die jugendfrische konstitutionelle Arbeit der Süddeutschen nicht erreicht hatte, das wurde zuerst auf dem Gebiete der materiellen Interessen und durch deren Gemeinsamkeit ermöglicht. Es war das eine arge Niederlage für alle diejenigen, welche von dem Ideale aus die Einheit Deutschlands zu verwirklichen gehofft hatten, aber zugleich eine ernste und tief wirkende Lehre für alle dabei irgend Betheiligten, eine Lehre, deren gewissenhafte Befolgung Deutschland das in der jüngsten Vergangenheit Erreichte eigentlich allein verdankt, die nämlich, daß, will man in dem politischen und nationalen Leben vorwärts schreiten, man mit dem thatsächlich Gegebenen, mit den real vorhandenen Größen rechnen und sich des aus ihnen Gewinnbaren zunächst versichern müsse. So waren es, nachdem alle anderen Kräfte sich wirkungslos gezeigt hatten, die materiellen Interessen, war es das gemeinsame Streben sein äußeres Wohl ergehen zu verbessern und zu sichern, was zuerst eine dauernde Verbindung zwischen dem bisher völlig getrennten Norden und Süden anbahnte und damit den ersten Anstoß zu einer weiteren und innigeren Verschmelzung gab. An den Umsturz des alten Mauthsystems mit seinen Handel und Fabrikation lähmenden Binnenzöllen und die Anfänge des Zollvereins schließt sich die Geschichte der deutschen Einheit und der Annäherung von Nord und Süd in dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vornehmlich an. Hier findet Friedrich List mit seiner agitatorischen Thätigkeit seinen hervorragenden Platz: denn er betrieb die Zolleinigung nicht bloß aus kommerciellen Rücksichten, sondern weil er sie als ein hochwichtiges Moment der nationalen Erhebung und Einigung erkannte. Wieder ging, den allgemeinen Verhältnissen entsprechend, die Anregung von den süddeutschen Staaten aus, wieder waren es die norddeutschen, welche ein Gelingen dieser Bestrebungen aus kleinlichem Mißtrauen und thörichter Eifersucht auf ihre Stellung vereitelten. Nachdem zuerst auf der Wiener Ministerkonferenz 1820 von Seiten Badens durch Nebenius eine auf Zolleinigung hinzielende Vorlage gemacht worden war, traten die süddeutschen Staaten unter Leitung Wangenheims in Unterhandlung darüber: aber schon in seinen Anfängen wurde der Bund durch die Großstaaten gesprengt. Ein Gleiches geschah bei einer Erneuerung des Versuches 1825, und erst 1828 kam die Zolleinigung zwischen Bayern und Württemberg zu Stande, selbstverständlich nicht ohne daß der alten deutschen Uneinigkeit auch hier wieder der schuldige Tribut gezahlt wurde, indem gleichzeitig ein Gegenbund in Gestalt des zwischen Sachsen, Hannover und Kurhessen gestifteten mitteldeutschen Zollvereins zu Stande kam. Inzwischen aber war im Norden eine jenen süddeutschen Bestrebungen entsprechende und ihnen entgegenkommende Bewegung in Gang gekommen, deren Träger Preußen war, welches damit endlich, wenn auch von einer ganz anderen Seite her auf seine nationale Aufgabe und seinen historischen Beruf zurückkam. 1828 wurde durch den preußischen Zollvertrag mit Hessen-Darmstadt der erste Schritt zur Wiedervereinigung des Südens mit dem Norden gethan. Schon

Digitized by Google

1830 schloß sich der bayerisch-württembergische Zollverein an, 1831 sagte sich Kurhessen von der mitteldeutschen Sonderverbindung los und trat zu Preußen über, 1833 folgten die anderen Staaten diesem Beispiele und am 1. Januar 1834 trat der auf Grund der preußischen Zollordnung von 1818 zunächst auf zwölf Jahre geschlossene deutsche Zollverein ins Leben. Auf dem Gebiete der materiellen Interessen war Deutschland einig, hatte es sich zugleich unter Preußens umsichtiger Führung losgemacht von der alles Leben und jede Entwickelung ertödtenden Bevormundung des deutschen Bundes.

Und nachdem das bisher für unmöglich Gehaltene möglich geworden war, nachdem in einem Punkte Deutschland geeinigt war, da nahmen die Einheitsbestrebungen auch auf anderen Gebieten im Norden ebenso wie im Süden wieder einen gewaltigen Aufschwung. Klarer als je zuvor wurde das Ziel, nach dem man streben mußte, erkannt, mit Einsatz größerer Kräfte für die Erreichung desselben gekämpft. Entschlossener und thätiger als zuvor trat der Norden in die Bewegung ein, welche seit 1840 einen mächtigen Impuls empfangen hatte: die Einheitsbestrebungen verbanden sich mit dem Kampfe um eine Verfassung. Die Germanistenversammlungen seit 1846 trugen dazu bei, den Unterschied zwischen Nord und Süd schwinden zu machen; die von Gervinus gegründete „Deutsche Zeitung" leistete Gewaltiges in derselben Richtung. Aber trotzdem ging aus den Stürmen des Jahres 1849 Deutschland nicht geeinigt hervor; im Gegentheil schien die Niederlage Preußens jede Aussicht für die Zukunft abzuschneiden. Ja, die Ereignisse jener Zeit haben sogar dazu beigetragen die eben im Schwinden begriffene Spannung und Entfremdung zwischen Nord- und Süddeutschland wieder zu stärken und zu verschärfen, und als ein Glück mußte es angesehen werden, daß wenigstens der Zollverein jene Stürme überdauerte. Eben gegen ihn richteten sich daher die Angriffe derjenigen, welche die Trennung der beiden Hälften Deutschlands in ihrem Interesse verewigen wollten. In diesem Sinne suchte und gewann Oesterreich Einfluß im Süden, lähmte es durch das Zustandebringen des deutsch-österreichischen Zollvereins, der dem Interesse Deutschlands und Preußens zuwiderlief, die Entwickelung des deutschen Zollvereins zu einer wahrhaft nationalen Institution. In demselben Grade aber, wie der Einfluß Oesterreichs stieg, erkaltete auch im Süden das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Norden, wurde dort künstlich ein Preußenhaß und eine Preußenfurcht groß gezogen, die einer Einigung für alle Zeiten unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen mußten, deren Frucht wir denn auch in dem traurigen Bruderkriege im Süden Deutschlands 1866 aufgehen sahen. Eben durch diesen Krieg aber wurde 1866 der zweite große und entscheidende Schritt zur Einigung des Südens und des Nordens gethan: zu der in dem Zollverein begründeten Einigung der materiellen Interessen kam die militärische Einigung; während gleichzeitig durch die Ausschließung Oesterreichs die Macht beseitigt wurde, welche einer Erstarkung und Vollendung der ihren Anfängen nach begründeten Einheit sich immer am meisten widersetzen mußte, und die Begründung des norddeutschen Bundes unter Preußens Leitung eine Macht schuf, welche auf die kleineren süddeutschen Staatskörper eine gewaltige Anziehungskraft ausüben mußte und die Sicherheit gab, daß die Mainlinie nicht für die Ewigkeit gezogen sein werde. Daß sie so schnell überschritten werden sollte, ahnte freilich niemand: so können wir denn aber wohl angesichts dieser Entwickelung des Verhältnisses zwischen Nord- und Süddeutschland im Rückblick auf die trübe Vergangenheit, aus der sich dennoch eine so viel versprechende Zukunft entwickelt hat, ohne Sanguiniker gescholten zu werden, die Hoffnung hegen, daß die trennenden Linien, welche auch in dem neuen Kaiserreiche die völlige Verschmelzung von Nord und Süd gehindert haben, gleichfalls schnell schwinden werden, um einer ganzen und vollen Einheit Platz zu machen.

Hans Prutz.

Nekrolog.

Bissin, Karl Heinrich, trefflicher Jurist, Appellationsgerichtsrath zu Celle, gefallen am 30. Nov. 1870 bei Epinay als Premierlieutenant beim 1. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 31.

Eatham, Lord, irischer Peer, früher Mitglied des Unterhauses für Leominster und den örtlichen Bezirk der Grafschaft York, †, laut Meldung aus London vom 14. December 1870, im Alter von 77 Jahren.

Jugram, Johann, Baron, Mitglied des Wiener Reichstages von 1848 und 1849, Abgeordneter des Reichsrathes von 1861—65 und bis zu seinem Tode Mitglied des Tyroler Landtages und Landesausschusses, † am 21. December in Bozen.

Mádoz, der frühere spanische Finanzminister, † in der Nacht zum 14. December in Genua, als Mitglied der Cortesdeputation an den Herzog von Aosta.

Sanfisch, Nikolaus, Vater des Unterhauspräsidenten im ungarischen Reichstage Paul Sanfisch, vordem einer der Führer der alten liberalen Partei in Ungarn, † am 19. September zu Sard in der Somogy.

Digitized by Google

Wedekin, Eduard Jakob, römisch-katholischer Bischof von Hildesheim, königlich preußischer Geheimrath, Hausprälat und Thronassistent des Papstes, † am 25. December zu Hildesheim.

Welker, Professor, Dr., durch seine geschichtlichen Lehrbücher in weiten Kreisen vortheilhaft bekannt, † am 8. December in Münster, 74 Jahre alt, als ältester Oberlehrer am königl. katholischen Paulinischen Gymnasium daselbst.

Neue Bücher.

Blücher, Geschichte der Familie, von Fr. Wigger. 1. Bd. Schwerin, Stiller.

Dreißigjähriger Krieg, Briefe und Akten zur Geschichte desselben, von M. Ritter. 1. Bd. München, Rieger.

Elsaß. Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von O. Lorenz und W. Scherer. 1. Halbband. Berlin, Duncker.

Gustav Adolf, von G. Droysen. 2. (Schluß-) Band. Leipzig, Veit.

Rußlands Machtstellung in Asien, von H. Bamberg. Leipzig, Brockhaus.

Varnhagen von Ense, K. A., Tagebücher. 13. und 14. Bd. (Schluß.) Hamburg, Hoffmann und Campe.

Weltgeschichte, allgemeine. Von G. Weber. 9. Bd. 1. Hälfte. Leipzig, Engelmann.

Literatur.

Molière und das deutsche Lustspiel. Molière nimmt in der Weltliteratur eine hohe Stelle ein; bei allen Kulturvölkern steht sein Name in großem Ansehen, seine Stücke wurden vielfach übersetzt und bearbeitet, Moratin in Spanien, Holberg in Dänemark sahen in ihm ihr Muster, so auch die englischen Lustspieldichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunders. Die Stimme der Kritiker, mit Ausnahme der unsrer Romantiker, ist immer eine für ihn äußerst günstige gewesen. In England sogar, dem Vaterlande Shakespeare's, wird er von manchen, unter anderm von W. Scott, im Lustspiel über jenen gestellt. Daß dies in Frankreich der Fall, ist selbstverständlich. Hier ist er der einzige, dessen Kranz beim Sturm der Romantiker gegen ihre klassischen Größen unzerpflückt geblieben ist. Schlegel behauptete, Molière sei in Frankreich veraltet, ein zeitweiliges Erbleichen seines Ruhmes und seiner Popularität hat allerdings daselbst statt gehabt, aber seit längerer Zeit strahlt er wieder im hellsten Glanze. Seine Stücke leben heute noch so gut wie vor zwei Jahrhunderten auf der Pariser Bühne, manches zurückgelegte wird wieder hervorgesucht und wie jene mit traditioneller Sorgfalt studirt und aufgeführt. Die Bemühungen der Literarhistoriker und Kritiker um ihn waren nie so eifrig wie jetzt, es erscheinen immer neue Ausgaben von ihm, man schreibt Wörterbücher, Kommentare und Monographieen über ihn in wachsender Zahl. Der Molièreeifer in Frankreich ist ebenso groß wie der Shakespeareeifer in Deutschland und England.

Bis zu Schlegels unbegreiflich einseitiger und kleinlicher Kritik Molière's in seinen dramatischen Vorlesungen stand derselbe auch in Deutschland in hohem Ansehen, er wurde schon früh und öfter übersetzt und kam auch im achtzehnten Jahrhundert auf unsre Bühne, wo er für die Entwickelung unsrer Schauspielkunst von größter Wichtigkeit war, wie Ed. Devrient in seiner Geschichte derselben nachweist. Die Schriftsteller unsrer klassischen und der vorhergehenden Epoche legten alle einen großen Werth auf seine Lustspiele. Lessing, der Bekämpfer des klassischen Dramas, sprach laut seine Bewunderung für ihn aus, und Goethe, der ihn schon früh lieb gewann, ist ihm bis ans Ende seines Lebens treu geblieben; sagte er doch zu Eckermann: „Molière ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest; ich lese alle Jahr ein Paar Stücke von ihm, so wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte; denn wir kleinen Menschen sind nicht würdig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen von Zeit zu Zeit dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns aufzufrischen". —

Schlegel, der durch seine Verkleinerung Molière's Shakespeare zu vergrößern glaubte, hat mit seiner Kritik eine selten vorkommende Nachwirkung gehabt, die freilich durch den, dem Romantischen zugeneigten Zeitgeschmack, durch die damals herrschende Abneigung gegen alles Französische und den erwachenden Sinn für das spanische phantasievollere Drama erklärt wird. Seine Urtheile wurden und werden zum Theil noch heute auf Treue und Glauben nachgesprochen und gehen von einem Handbuch der Literaturgeschichte ins andere über.

Indessen es beginnt gegen die Mißachtung der französischen Klassiker schon eine Reaktion einzutreten, seitdem man ihr Joch nicht mehr zu fürchten hat, man hört schon seltener die über sie in Kurs gesetzten stereotypen Ausdrücke, man sieht, auch in weiteren Kreisen, ihre historische

Digitized by Google

Berechtigung als nothwendigen Einschlag in der Entwickelung der Literatur ein, man fühlt, was sie Bedeutsames und Mustergültiges für uns haben, oder haben könnten, man erinnert sich, wie Schiller und Goethe sie schon einmal gegen die Verwilderung der Bühne zu Hülfe gerufen haben, und denkt an Schillers Wort in seinem Gedicht bei Aufführung des Mahomet in Goethe's Uebersetzung:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst erbleichen.

So wie Corneille und Racine hat Molière nie von unsrer Verkennung und Mißachtung zu leiden gehabt, aber daß, außer in speciell literarischen Kreisen, auf Universitäten und Schulen und etwa in den Salons altadlicher Familien, man sich in Deutschland, wo doch so viel Ausländisches getrieben wird, mit ihm eingehender beschäftige, läßt sich nicht behaupten. Seinen Namen kennen alle, sie wissen vielleicht auch, daß Ludwig XIV. ihm ein Huhn tranchirt hat, daß er seiner Magd seine Komödien vorlas, daß er im Eingebildeten Kranken den wirklichen Tod gefunden hat, aber gelesen haben sie ihn nicht, sie haben nur seinen „Tartüffe" und „Geizigen" und ihn selber in Gutzkows „Urbild des Tartüffe" leibhaftig auf der Bühne gesehen. — Indeß es ist die erfreuliche Aussicht vorhanden, daß er wieder mehr Boden bei uns gewinnen werde, gewandtere Uebersetzungen erleichtern das Verständniß desselben und mancher Essay, mancher Artikel in Revüen und Zeitschriften hat in neuerer Zeit wieder auf ihn aufmerksam gemacht und seine Wichtigkeit und Bedeutung beleuchtet. Dr. Humbert hat sogar kürzlich ein voluminöses Buch*) über ihn veröffentlicht. Dasselbe begnügt sich nicht damit, in eingehenden Untersuchungen seine Vorzüge ins hellste Licht zu stellen, sondern weist auch mit einer Entschiedenheit, die Nichts zu wünschen übrig läßt, jeden Zweifel an Molière's Infallibilität als einen Frevel zurück. Daß Schlegel und seine Schule, die bei der Verherrlichung Shakespeare's hämische Seitenblicke auf Molière werfen, schlecht dabei fahren, versteht sich von selber, aber auch die anderen Shakespearekritiker, die sich gar nicht mit Molière befassen, erleiden seinen Zorn, denn in Allem, was man Gutes über Shakespeare's Lustspiele sagt, sieht er eine Verunglimpfung Molière's. Es ist Schade, daß die gründliche, fleißige und scharfsinnige Arbeit, die so viel zum bessern Verständniß Molière's beitragen könnte, allzu sehr den Charakter einer Streitschrift trägt, daß der Ton derselben so wenig parlamentarisch ist, daß sie das Kind mit dem Bade ausschüttet und eine Einseitigkeit und Uebertreibung an die Stelle der andern setzt. Wir fürchten, des Verfassers Maßlosigkeit wird dem vielen Richtigen und Begründeten, was er sagt, den Eingang versperren, und glauben auch nicht, daß nur die grassirende Shakespearomanie schuld daran sei, daß aufrichtige Bewunderer Molière's ihr Lob mit ungerechtem Tadel untermischen. Hätte es auch nie einen Shakespeare gegeben, so würde ein unbefangenes Urtheil vom deutschen Standpunkt aus bei allem Durchdrungensein von Molière's Größe doch an ihm jene Fülle der Poesie, jenen Phantasiereichthum vermissen, der dem französischen Lustspiel überhaupt abgeht, und deren Mangel sich besonders in der überwiegend praktischen und didaktischen Tendenz des Molière'schen geltend macht.

Wodurch Molière aber trotz dessen für uns noch heute von großer Bedeutung sein könnte, darauf möchte dieser Versuch mit einigen Andeutungen hinweisen.

Das Stoffliche bei ihm ist es nicht, wodurch wir unserm Lustspiel eine neue Nahrungsquelle zuführen könnten, das wurde schon vielfach, unter anderem auch von Kotzebue ausgebeutet und von zweiter und dritter Hand benutzt und umgeschmolzen. Seine Süjets sind veraltet und seine Charaktere und Figuren längst zur Schablone geworden, die verliebten alten Tanten, die eifersüchtigen Ehemänner, die listigen Bedienten, die geprellten Einfaltspinsel, die närrisch gewordenen Emporkömmlinge, die zopfigen Pedanten haben uns nichts Neues mehr zu sagen, die Situationen, in denen ihre Narrheit sich manifestirt, die Konflikte und Kollisionen, in die sie gerathen, spannen und reizen uns nicht mehr. Mit einem Worte, das Was ist erschöpft, aber das Wie bleibt eine ewig neue Fundgrube der Beobachtung. Nur wenige Dichter sind so geeignet, Schule zu machen, wie Molière. Was sich überhaupt bei einem Genie absehen und lernen läßt, kann man bei ihm lernen, denn er hat eine bestimmte Methode, feste Principien und eine durchdachte Technik. Er hat aber auch Schule gemacht wie kaum ein andrer Dramatiker, alle späteren französischen Lustspieldichter folgen seinen Spuren, und seine Einwirkung auf die meisten komischen Bühnen Europa's ist unverkennbar. Shakespeare's Lustspiele regen unsern Geist und vor Allem unsre Phantasie an und

*) Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik. Leipzig, Teubner, 1869.

Digitized by Google

setzen unser Gefühl in Schwingung, aber sie sind so eigenartig, so willkürlich aufgebaut, so sehr mit bunten Elementen durchmischt, daß es schwer ist, in ihnen einen bestimmten Grundgedanken zu finden; läge ein solcher klar vor, so würden die philosophischen Ausleger oder Einleger nicht so verschiedene herausfinden oder hineinlegen. Molière gibt seinen Interpreten keine Räthsel auf; über das, was er mit seinen Komödien sagen will, hat es noch nie eine verschiedene Meinung gegeben.

Shakespeare im Lustspiel zum Vorbild zu nehmen, wenn man kein zweiter Shakespeare ist, ist stets bedenklich und führt auf Irrwege, wie unsre romantischen Komödien und Schaufferts „Schach dem Könige" beweisen. Regeln für die Kunst lassen sich nur aus dem ziehen, wo Regel und Princip zum Grunde liegt, nur an einer festen sichern Technik läßt sich Technik studiren. Diese aber findet sich bei Molière in ebenso reichem Maße wie bei Racine und ist bei ihm um so bewundernswerther, als es im Komischen viel leichter ist, in Rand- und Bandlosigkeit zu verfallen, denn im Tragischen.

Wollten unsre Lustspieldichter, statt von Molière seine Schablonen zu entlehnen und dieses oder jenes wieder neu aufzuputzen, seine Methode und seine Technik studiren und, ohne dabei ans Ausbeuten zu denken, seinen Geist frei und unbefangen auf sich wirken lassen, so könnte sein Einfluß noch heute ein sehr heilsamer sein, ja selbst die Possenschreiber könnten von ihm lernen. Sein Beispiel könnte diese so entsetzlich heruntergekommene, in Gemeinheit versunkene Gattung wieder auf die Höhe wirklicher Kunst erheben, denn selbst im Niedrigkomischen verleugnet Molière nie den Künstler und Dichter, in den tollsten Sprüngen seiner Laune bewährt er immer ein gewisses Maß, eine gewisse Grazie und Eleganz, dem scheinbar so locker Aufgebauten liegt immer ein fester Plan zum Grunde, die Handlung hat bei aller äußeren Willkür einen sichern Gang und verfolgt ein bestimmtes Ziel, auch die Posse ist bei ihm ein Charaktergemälde, Herr und Madame Jourdain im „Bourgeois gentilhomme" sind so fein und tief gezeichnet, wie die besten Figuren seiner haute comédie.

Eine auf möglichst treuer Uebersetzung beruhende, fast unveränderte Vorführung seiner Stücke auf unsrer Bühne, wie man sie immer mehr den Shakespeare'schen Lustspielen zu Theil werden läßt, wäre freilich das beste Mittel, Molière, der ja durch und durch Bühnendichter war und keine Scene geschrieben hat, die nicht für die Darstellung bestimmt gewesen wäre, uns wieder näher zu bringen, jedenfalls ein besseres, als jene halbschlächtigen Bearbeitungen, die nicht Fisch und nicht Fleisch sind, die halb deutsch werden und halb französisch bleiben, die dem heutigen Geschmacke Concessionen machen, dem Witze die Spitze abbrechen und ihren eignen hineinlegen, der keine hat. Aber einer solchen Reproduktion stehen Schwierigkeiten im Wege, sachliche und sprachliche. Alles auf der Molière'schen Bühne ist in Ausdruck, Kostüm und Sitte ausschließlich französisch und der Zeit angehörig, und der Dialog ist mit einer Fülle von satirischen Seitenhieben und aktuellen Anspielungen durchwürzt. Vieles beruht auf Zuständen und Voraussetzungen, mit denen man sich durch kulturhistorische Studien bekannt machen muß, ja einige vorzugsweise der Sittenkomödie angehörige Stücke haben einen Vorwurf, der längst überwunden ist und auch in Frankreich keine direkte Geltung mehr hat.

Shakespeare's Komödien spielen gleichfalls in vergangener Zeit und auf fernem Boden, aber jene ist eine meist unbestimmte und dieser ein neutraler, die Zustände sind romantisch und märchenhaft, kurz wir Deutschen versetzen uns leichter mit dem englischen Dichter in den Ardennenwald, nach Böhmen, Sicilien und Athen, als mit Molière in die französische Bürger- und Bauernstube und in den Pariser Salon zur Zeit Ludwigs XIV. Mit einiger allgemeinen Bildung und Phantasie, die ja Shakespeare wie kein andrer in Schwung zu bringen weiß, folgen wir ihm leicht auf seinen abenteuerlichen Fahrten und fühlen uns heimisch in seiner poetischen Welt. Hiezu kommt, daß die Töne und Bilder seiner phantasiereichen Diktion in unsre stammverwandte Sprache so leicht und schön übergehen und uns vertraut ins Ohr klingen. Ganz anders ist es mit Molière's knapper, körniger, epigrammatisch zugespitzter Diktion, mit seinem lebendig raschen Dialog und seinen Idiotismen und komischen Schlagwörtern. Das Alles ist im Original hinreißend und ruft oft durch den bloßen Klang des Wortes beim Publikum ein unauslöschliches Gelächter hervor, ohne daß man sagen kann, worauf die Wirkung eigentlich beruht. — Wenn der Stil der Komödie, der immer ein specifisch nationaler ist, überhaupt der Reproduktion widerstrebt, so ist dies besonders beim Molière'schen der Fall. Im Verse läßt sich ihm vielleicht noch eher gerecht werden, als in der Prosa, denn da ist die Sprache gehaltener und weniger idiomatisch, aber nun tritt die heikle

Digitized by Google

Frage um Beibehaltung des Alexandriners ein. Molière hat diesen bei uns in Bann gethanen Vers für seine Charakterkomödie zu einem wunderbaren Instrument der Charakteristik gemacht und weiß in ihn unendlich viel hineinzulegen, besonders da, wo die Absicht des Parodirens zu Grunde liegt. In den Hemistichen desselben tritt der auf dem Kontrast beruhende Witz am schärfsten hervor; auf dem Reim ruht gewöhnlich der Angelpunkt des Gedankens und wirkt grade dadurch mit voller Schlagkraft. Dem Molière den Alexandriner nehmen, heißt ihm sein Salz und seine Kraft nehmen. Er steht und fällt mit demselben. Aber dem deutschen Ohre, das noch vom siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert her einen Schrecken vor ihm hat, klingt er steif und pedantisch, und selbst da, wo er es nicht mehr ist, will sich der Mund der Schauspieler und das Ohr der Zuhörer nicht mit ihm befreunden. Für die Wiedergabe der französischen Tragödie möge der bei uns im Drama eingebürgerte Blankvers geeignet sein, aber für den Molière'schen Alexandriner ist er ein matter Ersatz, bei dem zu viel vom Charakter des Originals verloren geht, und der nur zu leicht zur Verwässerung und Abschwächung führt.

Können wir Molière's Schablonen und Sujets nicht mehr gebrauchen, ist es mißlich, ihn in getreuer Uebersetzung auf unsre Bühne zu bringen, ein Experiment jedoch, das seinen Nutzen hätte und in einigen Kreisen Interesse erregen würde, so bleibt nur noch ein drittes übrig, wodurch er uns nützen kann, nämlich ihn als Muster und Vorbild zu studiren. Darauf hinzuweisen, ist der Zweck dieser Mittheilungen, die, obgleich sie einem bei uns halb verschollenen Dichter gelten, doch die Gegenwart im Auge haben und mit der Tendenz dieser Blätter insofern nicht im Widerspruch stehen. Ich schreibe keine Charakteristik des Dichters und fasse hauptsächlich nur die technische Seite ins Auge, auf ihr beruht vor Allem das, wodurch er unsrem Lustspiel als Meister und Rathgeber zu Hülfe kommen und auch wohlthätig auf unsre Bühne wirken könnte. Er hat es schon einmal gethan.

Eduard Devrient sagt in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", Bd. II, S. 119: „Seine Gedichte haben für die Schauspielkunst den ganz besonderen Werth: daß sie von einem Schauspieler geschrieben, daß alle ihre Gestalten im Geiste des Dichters auch schon künstlerisch ausgeführt sind, daß der Schauspieler lauter durchgespielte Rollen vorfindet. Nichts ist darin hemmend und untheatralisch, Nichts grillig oder unpraktisch, der Darsteller kann getrost auf den Spuren des Dichters gehen, denn der Dichter war ein großer Schauspieler. Darum konnten an Molière'schen Rollen unsre ersten Schauspieler eine so bequeme Schule machten". Darin, daß Molière immer die Bühne im Auge hatte, liegt in der That eine wesentliche Seite seiner Kunst, fordert er doch in seinen Vorreden auf, man möge lieber die gedruckten Stücke gar nicht lesen, wenn man die theatralische Vorstellung nicht hinzu denken wollte. Bloße Lesedramen, wie wir sie haben, wären ihm ganz unverständlich gewesen. — Alles ist bei ihm für die Darstellung berechnet, Alles tritt in die Erscheinung.

Molière war früher Schauspieler, als er Dichter war, er hat auf der Bühne von der Pike an gedient, daraus erklärt sich jener Zug zum theatralisch Wirksamen, ja selbst der ganze Aufbau seiner Stücke zielt darauf hin, daß dem Zuschauer von vorn herein Alles klar und deutlich in die Augen springe, deshalb geben uns seine Expositionsscenen gleich ein anschauliches Bild der Lage und Stimmung des Ganzen und machen uns in scharfen Zügen mit dem Charakter der Hauptpersonen und vor Allem des Helden bekannt, wir wissen gleich, weß Geistes Kind er ist, und wo es mit ihm hinaus will. Frappez fort, mais frappez juste, dieses Sprichwort ist dem Dichter immer gegenwärtig. Auch bei Durchführung der Handlung hat Molière immer das augenblickliche Verständniß der Zuschauer im Auge; verwickelte Intriguen, bei denen man während des Sehens sich den Kopf zu zerbrechen hat, kennt er nicht. Der Verlauf der Dinge ist klar und übersichtlich, und die Scenen folgen nicht bloß auf einander, sondern gehen auch aus einander hervor, Alles entwickelt sich mit innerer Nothwendigkeit und beruht auf sorgfältig erdachten, oft halb versteckt gehaltenen Motiven. Durch unmotivirte Ueberraschungen, durch Theatercoups zu wirken überließ er dem Intriguenspiel der Italiener, aus deren Imbroglios er das Lustspiel herausgewickelt und zum kunstvoll gruppirten Lebens- und Charakterbild erhoben hatte. So klar die Handlung ist, so lebendig ist sie auch, sie geht mit sich steigernder Raschheit grade aufs Ziel los, alles Müßige, nicht zur Sache Gehörige läßt der Dichter bei Seite, Episodisches gestattet er sich nur, wenn es zur Vervollständigung des Bildes beiträgt, ihm eine neue charakteristische Seite gibt und etwa als retardirendes Moment die Spannung der Zuschauer auf den Ausgang steigert. Auch darin bewährt sich Molière's Rücksicht auf sein

Digitized by Google

Publikum, daß er mit kluger Vertheilung das Bewegte mit dem Ruhigen, das längere Gespräch mit einer lebensvollen Situation, das Burleske mit dem Feineren sich abwechseln läßt. So sorgfältig er übrigens in den Expositionen ist, — die des Tartüffe ist meisterhaft, — so wenig ist er es in den Lösungen der meist sehr geschickt verschlungenen Knoten; sie befriedigen mit einigen Ausnahmen, z. B. der Gelehrten Frauen und des Amour médécin, nur selten ganz. Es ist, als wäre das Aufstellen und Emportreiben der Konflikte, in denen sich die Charaktere bethätigen, für ihn die Hauptsache, und als wäre der eigentliche Schluß mit Hochzeit, Versöhnung ꝛc. nur eine Sache, die abzumachen ist, ohne daß sie für den Dichter und Menschenzeichner eigentliches Interesse habe. — Sprechen wir bei Molière von der Handlung, so müssen wir auch gleich des Gespräches erwähnen. Es ist bei ihm fast schon Handlung, so bewegt und lebendig ist es, und hat in den Wechselreden, bei entbrannter Leidenschaft eine außerordentliche Schlagkraft, sein Dialog besteht oft seitenlang nur aus einzelnen Wörtern und abgerissenen Sätzen, aber diese reichen hin, Sinn und Stimmung auszudrücken, sie treiben den Spieler zur höchsten mimischen Lebendigkeit und zwingen ihn, das, was das Wort nicht sagt, im stummen Spiel auszudrücken.

Die Handlung ist bei Molière, dessen eigentliches Ziel Charakterzeichnung ist, im Grunde nur ein Mittel zu dieser, deshalb legt er auf letztere auch das Hauptgewicht und stattet sie so reich aus, daß man sie fast erschöpfend nennen kann. Alles und jedes muß dazu dienen, die Eigenthümlichkeit seines Helden und die ihn beherrschende Leidenschaft ins vollste Licht zu setzen. Er geht im Zusammmenhäufen der Züge, die diesen malen sollen, freilich sehr weit, und man hat ihm oft vorgeworfen, seine Figuren seien nur Personifikationen einer ausschließlichen, alles Andere absorbirenden Eigenschaft, sie seien keine Individuen, sondern abstrakte Typen, und die auf sie gebaute Handlung sei Nichts als eine moralische Exemplifikation. Wie übertrieben dieser Vorwurf sei, empfand jeder, der ein Molière'sches Stück von guten Schauspielern, die das Typische mit dem Individuellen zu verschmelzen wußten, in voller Lebenswärme aufführen sah. Insbesondere richtet sich dieser Vorwurf gegen Molière's eigentliche Charakterkomödien, doch auch dort bedarf er der Beschränkung. Hätte Molière statt abstrakter Titel Nomina propria gewählt und z. B. „Alceſt" statt der „Misanthrop" gesagt, so hätte man vielleicht anders geurtheilt. Herr Harpagon ist nicht bloß der personificirte Geiz, er hat auch andere Wünsche und Bestrebungen, er möchte die Würde seines Standes aufrecht halten und einer Liebesneigung fröhnen, ohne daß es ihn Geld kostet, und geräth dadurch in einen Konflikt mit sich selber, in dem er komisch erscheint. Tartüffe ist Heuchler, aber nicht, um für fromm und heilig zu gelten, sondern um durch die Heuchelei zu anderen Zielen zu kommen, um seine Habgier und Sinnlichkeit zu befriedigen; er geräth dadurch in Situationen, wo er sich selber entlarvt und sein häßlicher Charakter ein lächerlicher wird. Selbst in seinem ans Tragische streifenden Misanthropen, dem tiefsten seiner Stücke, weiß Molière aus dem Ernste Komik zu entbinden, und gibt seinem Helden Züge, die ihn als ein widerspruchsvolles, nichts weniger als in Misanthropie aufgehendes Wesen bezeichnen. Alceſt haßt, aber er liebt auch, sein Menschenhaß ist gewissermaßen ein Ausfluß seiner Menschenliebe, er ist ein rauher Ehrenmann, aber auch ein feingebildeter Salonmensch, dem es schwer wird, unartig zu sein. — Dem Dichter ist es um ein volles Ausleben seiner Hauptcharaktere zu thun, und damit sie sich ganz in ihrer Eigenthümlichkeit entfalten können, greift er zu seinem Hauptmittel, er bringt sie in Gegensatz und Konflikt mit anders gearteten Naturen. Durch kluge Gruppirung und wirksame Kontrastirung weiß er Alles zu heben und zu beleben. Der Kontrast ist der Nerv seiner Kunst, er wendet ihn im vollsten Maße an. Gegensatz der Charaktere unter einander und zu den sie umgebenden Verhältnissen, Widerspruch zwischen Bestrebung und Erfolg, der zu komischer Enttäuschung führt, das ist eines seiner beliebtesten Motive, er weiß sogar das Gleichartige mit einander in Kontrast zu setzen; die faden Marquis, die gezierten Blaustrümpfe, die pedantischen Gelehrten, die leichtgläubigen Dummköpfe, die sich in einem und demselben Stücke zusammenfinden, sind stets durch scharfe Nüancen von einander unterschieden. Obgleich Alles bei ihm auf Berechnung und Intention beruht, so stellen sich die Opfer seiner Komik doch immer in voller Naivetät dar, sie meinen es immer ganz ernst, sind sich ihrer Lächerlichkeit nicht bewußt und machen grade dadurch einen komischen Eindruck; bewußte Spaßmacher, wie sie bei Shakespeare zu Dutzenden über die Bühne laufen, kommen bei ihm kaum vor, nur in einzelnen Fällen, wie im Pourceaugnac, geht die komische Person in den Hanswurst über. Sie machen auch nie einen Witz, der nicht

Digitized by Google

zur Sache gehört, bloß um des Witzes willen, sie flüstern dem Publikum nie ein unmotivirtes Tendenzwort ins Ohr, die Witzjägerei und das Haschen nach Wortspielen, wie es sich beim Shakespeare eben nicht zum Nutzen der Illusion so häufig findet, kommt nie bei ihm vor.

Die Einheit und Naivetät des Ganzen wird durch Nichts gestört, selbst nicht in den Farcen, die dadurch in den schroffsten Gegensatz zu den heutigen Tages bei uns so beliebten Possen treten. Er sucht Alles mit den einfachsten Mitteln zu erreichen, forcirt Nichts, zieht Nichts bei den Haaren herbei, überpfeffert auch nie den Dialog und sorgt immer dafür, daß dieser, wo er nicht gradezu den Volksjargon anwendet, immer elegant und korrekt sei. Ich könnte die Vorzüge der Molière'schen Kunst, wie sie sich mir aufdrängen, noch weiter ausmalen, aber die gegebenen Andeutungen genügen zur Erhärtung meiner These: **Molière kann uns noch heute ein Vorbild und Rathgeber sein.** Daß wir eines solchen bedürfen, wird Niemand bezweifeln, der die Mehrzahl unserer heutigen Komödien in künstlerischer Hinsicht betrachtet und mit den seinigen vergleicht. — Indeß ist noch ein Punkt hervorzuheben, der für uns von größter Wichtigkeit ist und in dem uns Molière vor Allen als Muster vorleuchten kann. Ich meine die Art und Weise, wie er sich Fremdes anzueignen und mit dem Seinigen zu verschmelzen weiß. — Das Bereich des Lustspiels scheint so groß, und ist doch im Grunde nur klein. Der Kern des am Menschen Komödienhaften, seine Leidenschaften und Thorheiten sind überall und zu jeder Zeit dieselben, wenn auch die Erscheinungsformen und die Verhältnisse, in denen sie sich bethätigen, ins Unendliche variiren. Die Summe der Lustspielstoffe ist im Grunde nicht groß, eine Nation hat solche stets von der anderen geborgt, die Römer von den Griechen, die Franzosen von den Spaniern, die Deutschen von den Franzosen ꝛc. Molière vor Allen war ein großer Plagiator, fast noch mehr als Shakespeare, er sagte ja selbst: Je prends mon bien où je le trouve; aber er hat nie ausländisches Metall genommen, ohne es in französische Münze umzuprägen. Er hat dem Fremden stets seinen und seines Volkes Geist eingehaucht. Die Figuren des römischen, italiänischen und spanischen Lustspiels sind bei ihm alle Franzosen geworden, seinen schelmischen Bedienten merkt man kaum noch ihre italienische, seinem Don Juan und Spanorelle jedenfalls nicht ihre spanische Abkunft an, ebenso stellen die entlehnten Sitten- und Zeitbilder sich bei ihm als ganz französisch dar.

In dieser energischen Nationalisirung von Allem und Jedem, die er übrigens mit vielen französischen Dichtern gemein hat, liegt seine Einseitigkeit, liegt der Grund, weshalb er kein Weltdichter im Sinne eines Shakespeare oder Goethe geworden und nie ganz der unsre werden kann, aber sie macht auch seine nationale Größe aus. Fremde und einheimische Kritiker machen ihm seine rücksichtslose Französirung alles Entlehnten zum Vorwurf, aber die Nation dankt ihm dafür. Sie hat durch seine ganz national gewordene Bühne, mit seinen zweiunddreißig Stücken ein Bild des Lebens bekommen, in welchem sie sich mit allen ihren Eigenschaften, den liebenswürdigen sowohl wie den tadelnswerthen wieder erkennt. In dieser streng nationalen Richtung, in dieser Koncentration auf das Gesammtleben des eignen Landes in vollster Realität kommt ihm kein anderer Dichter gleich, wir vor Allem haben ihm keinen darin an die Seite zu setzen, und werden dies auch so bald nicht können. Wir mit unserer kosmopolitischen Geistesrichtung, mit unserer Allempfänglichkeit werden bei der Vielbedürftigkeit unserer Bühne auch im komischen Drama noch lange auf Verwerthung und Benutzung ausländischer Stoffe angewiesen sein. Möchte dabei doch jene halbe Amalgamirung, aus der nur zwitterhafte Wesen hervorgehen, immer mehr aufhören, möchten z. B. die französischen Zustände und Figuren, wenn sie sich als deutsche geben, dann auch ganz deutsch werden. Daß eine solche Art der Nachahmung, die sich zur Umschöpfung erhebt, möglich ist, zeigt Molière's Beispiel. — Als Vorbild für künstlerisches Komponiren ist seine Bühne nicht oft und dringend genug der unsrigen zu empfehlen, vor Allem aber kann diese an seiner Nachahmungsmethode das Nachahmen lernen.

Adolf Laun.

Nekrolog.

Sönderup, Anna, beliebte Schriftstellerin, Gattin des kürzlich verstorbenen Architekten, Professors Franz Schulz in Ofen, † ebendaselbst am 12. December.

Neue Bücher.

Deutscher Dichter Leben und Werke. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten. Von O. F. Gruppe. 5. Bd. (Schluß). Leipzig, Brandstetter.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 5. Bd. Recensionen und vermischte Aufsätze. Berlin, Dümmler.

Digitized by Google

Gutzkow, K., Der Wärwolf. Historische Erzählung. Wien, Liter.-artist. Anstalt.

Hamerling, R., Danton und Robespierre. Tragödie. Hamburg, Richter.

Konrads von Würzburg Werke, aus dem Nachlasse von Fr. Pfeiffer und L. Roth. Herausgeg. von K. Bartsch. Wien, Braumüller.

Müller von Königswinter, Dichtungen eines rheinischen Poeten. 1. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Spielhagen, Fr., Deutsche Pioniere. Berlin, Janke.

Musik.

Nekrolog.

Nerradante, Saverio, berühmter Komponist, † am 18. December zu Neapel. Er war 1789 in der kleinen Stadt Altamura geboren, machte seine ersten Studien im Collegio di S. Sebastiano zu Neapel, brachte im Jahre 1819 seine erste Oper im Teatro S. Carlo daselbst zur Aufführung und erzielte damit einen außerordentlichen Erfolg. Er entwickelte von nun an eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Opernkomponist. Auch einige Kompositionen im Kirchenstil hat er hervorgebracht. Im Jahre 1830 wurde er beim Hoftheater zu Madrid angestellt. Bald jedoch nach Italien zurückgekehrt, erhielt er 1833 die Stelle eines Kapellmeisters in Novara. Er wurde 1839 zum Direktor des Konservatoriums in Neapel erwählt und bekleidete diese Stellung bis zu seinem Tode. Obschon seit Jahren fast des Augenlichtes beraubt, arbeitete er doch noch ununterbrochen weiter bis kurz vor seinem Tode.

Schefsk, Agnes, einst hochgefeierte dramatische Sängerin, später die Gattin von David Friedrich Strauß, † am 13. December in Stuttgart, 56 Jahre alt.

Neue Bücher.

Beethoven, L. v., ein musikalisches Charakterbild, von H. Mensch. Leipzig, Leuckart.

Beethoven, von R. Wagner. Leipzig, Fritzsch.

Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates und ihr Konservatorium, von C. F. Pohl. Wien. Braumüller.

Instrumentationslehre, von A. Reißmann. (Lehrbuch der musik. Komposition. 3. Thl.) Berlin, Guttentag.

Bildende Kunst.

Nekrolog.

Diez, Erodor, bekannter Historien- und namentlich Schlachtenmaler, † zu Gray in Frankreich laut Meldung aus Karlsruhe am 18. December. Er war 1813 zu Karlsruhe geboren, lebte lange Zeit in München, bildete sich aber hauptsächlich nach dem Vorbilde des Horace Vernet. Er war zuletzt Hofmaler und Professor an der Kunstschule seiner Vaterstadt, zugleich Vorsitzender der Anstalt. Im vorigen Jahre ernannte er in einer kleinen flugschriftlichen „Kunst und Gewerbe in Deutschland" mit dem Motto „Die Hochschule der Industrie ist die Kunstschule" zur Reorganisation der Akademien in dem Sinne, daß sie die Hebung der Kunstindustrie in ihren Kreis zögen. Von dem phantastischen Bilde „Die nächtliche Heerschau" abgesehen, liegt der Schwerpunkt seiner Thätigkeit in dem ganz realen Historienbilde. Seine bekanntesten und bedeutendsten Schöpfungen sind wohl: „Die Zerstörung Heidelbergs durch Melac", „Eine lustige Schlacht" (Der Sieg bei Roßbach) und „Blücher tritt nach der Schlacht bei La Rothière den Marsch auf Paris an". So zeitlebens vorzugsweise mit dem ewigen Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland im Geiste beschäftigt, wurde er gewürdigt, noch in rüstiger Kraft mittelbar ein Opfer des gegenwärtigen Krieges zu fallen. Mit rastlosem Eifer dem Werke der Verwundeten- und Krankenpflege hingegeben, erlag er auf einem solchen helfenden Gange einem Gehirnschlage.

Dowell, Patrick M., englischer Bildhauer von Ruf, Mitglied der Kunstakademie in London, † daselbst in der dritten Decemberwoche, 71 Jahre alt.

Voit, August von, königlich bayerischer Oberbaurath, Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in München, † daselbst am 12. December. Er war 1801 zu Wassertrüdingen in Bayern geboren. Der langweilig klotzlose Bau der neuen Pinakothek rührt von ihm her. Ist er der Erbauer des Glaspalastes in München. stand er in Beziehungen zu dem Ausbau der Th Regensburger Domes.

Geographie.

Ergebnisse der Nordfahrten 1870. Nach langem mühseligen Ringen und Aufwendung bedeutender Kräfte liegen nun endlich außerordentlich wichtige Ergebnisse der neuesten Norderpeditionen vor, namentlich jener, die von Deutschland ausgerüstet wurden. Traten für den Sachkundigen auch schon die Resultate der kleinen Expedition der „Grönland" 1868 in den Vordergrund, so konnten diese doch für die größere Men ringem Interesse sein. Diese verla ständlichen, greifbaren Ergebnis denn auch neuerdings im reiche Sowohl in geographischer a licher, in nautischer als w ziehung hat die deutsche Re zu Tage gefördert, und

selben, Dr. Petermann, den Peschel mit Recht den „deutschen Barrow" nennt, wohl zu gönnen, daß er nach jahrelangen Mühen und aufopfernden Arbeiten dieser so wesentlich durch ihn herbeigeführten Ergebnisse sich freue. Der Löwenantheil der arktischen Entdeckungen im Jahre 1870 gehört den Deutschen, wie die Expedition der „Germania" und die Spitzbergenfahrt Heuglins und des Grafen Zeil darthun. Der unermüdliche Schwede Nordenskjöld war in Westgrönland, von wo er bereits wohlbehalten zurückkehrte; doch sind die näheren Berichte über sein und seiner Gefährten Thätigkeit noch abzuwarten. Endlich sind auch die Norweger und Russen im Erforschen der arktischen Regionen nicht unthätig gewesen. Die norwegischen Kapitäne Ulven und Johannsen haben Nowaja Semlja besucht, letzterer hat es ganz umfahren. Ueber die Fahrt der russischen Korvette „Warjäg" berichten wir unten, und wichtige zoogeographische Untersuchungen im Weißen Meere und an der murmanischen Küste hat Th. Jarschinski angestellt (Petermanns Mittheilungen 1870, 452).

Ergebnisse der Fahrt der „Germania"*). Es gelang der „Germania" am 5. Aug., das Eis durchbrechend, die grönländische Ostküste in 74° 32′ nördl. Br. zu erreichen. Man landete bei der Sabine-Insel, deren geographische Lage in Uebereinstimmung mit den Ermittelungen Sabine's gefunden wurde. Der Hafen an der Südseite dieses Eilandes, der einzige, welcher zu einer Ueberwinterung zwischen 74° und 77° nördl. Br. geeignet ist, wurde nach astronomischen Beobachtungen vorläufig zu 74° 32′ 20‴ nördl. Br. und 18° 49′ westl. L. von Greenwich bestimmt. Nordöstlich von den Pendulum-Inseln, zu welchen Sabine gehört, liegt vom 75.° geschnitten die Shannon-Insel, die nach den Forschungen der Expedition bedeutend größer ist, als auf den Karten bisher angegeben (vergl. Petermanns Mittheilungen 1870, Taf. 21). Der nordöstlichste Punkt liegt unter 75° 26′ nördl. Br. und 18° 0′ westl. L., und die Westküste geht beinahe gerade nach Norden. Die Insel macht im Ganzen einen öden und tristen Eindruck. In den Ebenen an der Westküste ist indessen Vegetation genug vorhanden, um Heerden von Moschusochsen Nahrung zu gewähren.

Fast ganz neu sind die Nachrichten, welche wir über die Gestaltung der grönländischen Ostküste zwischen 75° und 77° nördl. Br. erhalten. Unsere bisherigen Karten zeigen nördlich von Ardencaple Inlet nur unzusammenhängende bergige Küstenstrecken, die sich nicht einmal bis zum 76.° erstrecken. Auf einer gefahrvollen Schlittenreise, bei welcher die Expeditionsmitglieder mit heftigen Stürmen und losen Schneefeldern zu kämpfen hatten, fand man, daß die Küste Grönlands hier in einer großen und schmalen, nach Süden geöffneten Bai verläuft, vor welcher sich, ostwärts, eine große Halbinsel erstreckt, vor der eine Insel liegt. Das Land nordwärts war sehr hoch. Unter 77° 1′ nördl. Br. und etwa 18° 50′ westl. L. ward ein 1500′ hoher Berg erstiegen, der nördlichste Punkt, bis zu welchem die Expedition vordrang. Von ihm aus erstreckte sich die feste Küste in fast gerader meridionaler Richtung nach Norden. Dies sind kurz zusammengestellt die geographischen Ergebnisse der Expedition nördlich von ihrem Forschungscentrum auf der Sabine-Insel. Weit bedeutender waren jene im Süden, da hier für die Gestaltung Grönlands sich durchaus neue Gesichtspunkte eröffneten und unsere bisherigen Annahmen von einem „vergletscherten Innern", einer „Eis- und Schneewüste" völlig über den Haufen gestoßen wurden.

Diese Erforschung fällt in den August 1870. Zunächst wurde festgestellt, daß die südlich von der Gael-Hamkes-Bai verzeichnete Mackenzie Inlet nicht existirt; es ist nur ein flaches Thal vorhanden, und das auf der Karte als Insel angegebene Bennett hängt mit dem Lande zusammen. Die wichtigste Entdeckung liegt noch etwas weiter südlich. Man entdeckte nämlich, von einem Berge aus, eine große Anzahl schwimmender Eisberge südlich und westlich von Bennett, die aus einem großen Fjorde zu kommen schienen. Die Ersteigung eines noch weiter südlich gelegenen, 4000′ hohen Küstenberges ergab, daß die Ausdehnung dieses Fjords eine ganz bedeutende war, so daß er nicht mit Booten, sondern nur mit dem Dampfer zu erforschen war. Je weiter dieser nun in das bisher unbekannte Innere des sich in vielen Verzweigungen westlich erstreckenden Fjords eindrang, desto milder wurde die Temperatur der Luft (bis + 10° R.), desto wärmer wurde das Wasser (+ 4° R.). Die Scenerie war großartig, wie in den Alpen. Ein unbekanntes Land, das Innere Grönlands eröffnete sich immer schöner und imposanter den erstaunten Augen. Zahlreiche Gletscher, Kaskaden, Sturzbäche kamen von den immer höher und höher ansteigenden

*) Ueber den Beginn der Expedition s. „Ergänzungsblätter" Bd. IV, 483. Am 20. Juli 1869 wurden die Schiffe „Germania" und „Hansa" durch Nebel getrennt; jedes setzte nun seinen eigenen Weg fort.

Digitized by Google

Gebirgen herunter. Weiter im Norden wurde ein ungeheurer Gletscher entdeckt, der sicher eine große Anzahl der Eisberge lieferte. Man dampfte weiter nach Westen, dann in eine nach Südwesten verlaufende Verzweigung des Fjords. Ein Ende desselben war nicht abzusehen, und die Fahrt mußte leider unterbrochen werden, da der Dampfkessel schadhaft geworden war und seine Dienste versagte. Von einem 7000′ hohen Berge bemerkte man, daß die Fjordverzweigung sich noch „unbegrenzt" nach Westen erstreckte. Berge im Inneren, die auf etwa 32° westl. L. liegen, wurden bis 14,000′ hoch gemessen und die Gletscher wurden erforscht. Man fand, trotz der kurzbemessenen Beobachtungszeit, daß einer der Gletscher eine tägliche Vorrückung von 5 Zoll besaß, wobei der wahrscheinliche Fehler kaum einen Zoll beträgt. Die größten beobachteten Gletscher hatten etwa 4 bis 6 deutsche Meilen Längenachse; am Küstensaume dagegen zeigten sich nur Gletscherembryonen, meist durch lokale Verhältnisse (Windwehen ꝛc.) entstanden. Eine sogenannte Schneegrenze war nicht aufzufinden, sondern nur eine Firngrenze der Gletscher. Uebereinstimmend mit den in den Alpen gemachten Erfahrungen zeigten auch die grönländischen Gletscher eine bedeutende Abnahme.

Professor K. Maurer in München hat sich (Allg. Ztg. 1870, Nr. 302) mit der Frage beschäftigt, ob dieser Fjord etwa schon den ersten weißen Ansiedlern Grönlands bekannt gewesen sei, und glaubt diese Frage bejahen zu dürfen. In der Mitte des 14. Jahrhunderts war ein gewisser Ivar Bardsen Vorsteher des Bischofshofes zu Gordar auf Grönland, und in den von ihm überlieferten Nachrichten ist von verschiedenen Fjorden im Osten die Rede, darunter der Oellum-lengri (der längste von allen). An seiner Mündung schmal, soll er weiter landeinwärts breiter werden und so lang sein, daß Niemand sein Ende kennt, woher auch der Name sich erklärt; frei von aller Strömung, soll er voll kleiner Inseln sein und an Vögeln und Eiern einen großen Schatz bieten; auch sei er, so weit man ihn befahren habe, von ebenem grünen Lande umgeben. Das letztere paßt nun entschieden nicht auf den von Koldewey entdeckten Fjord, und der ganze Bericht nach Ivar Bardsen ist zu wenig bestimmt, als daß man ihn mit Sicherheit auf den neuen großen Fjord anwenden könnte.

Was die geologischen Resultate der deutschen Expedition betrifft, so zeigt sich, daß in Ostgrönland krystallinische Gesteine vorherrschen, insbesondere gneisartige Syenite, häufig von Basaltgängen durchzogen; am Küstensaume fand man nicht selten die Braunkohlenformation; namentlich wurde auf einer Insel, in der Nähe von Sabine Island, ein Braunkohlenlager mit zahlreichen Versteinerungen entdeckt.

Die Vegetation war je nach der Oertlichkeit sehr verschieden. Hier öde und arm, dort üppig und mannichfaltig. Erwähnt werden Wiesen und massenhaftes Vorkommen der Andromeda. Sonst finden sich in dem vorläufigen Berichte keine Andeutungen über die botanischen Verhältnisse Ostgrönlands, doch ist es gelungen, da die Expedition während der vier Jahreszeiten dort weilte, ein Bild des Pflanzenlebens zu entwerfen.

Reicher fließen die zoologischen Mittheilungen. Von niederen Thieren fand man Schmetterlinge und Fliegen, Mücken waren zu Zeiten in so großer Menge vorhanden, daß sie lästig wurden — eine charakteristische Erscheinung des nordischen Sommers. Renthierheerden waren zahlreich, zuweilen fand man 50 Stück beisammen. Schon glaubte man, der Moschusochse (Ovibos moschatus), grönländisch Umimak, sei ausgestorben oder wenigstens sehr selten geworden. Die letzte sichere Nachricht seines Vorkommens datirte vom Jahre 1859, wo zwei Thiere in der Nähe des Wolstenholmesundes beobachtet wurden. Die deutsche Expedition stellt nun fest, daß dieses merkwürdige Thier an verschiedenen Punkten der Ostküste sich noch häufig findet; in einem Falle traf man 16 Stück beisammen. Der Eisfuchs und der Schneehase sind bekannte arktische Erscheinungen, die gleichfalls an der Ostküste beobachtet wurden. Ungemein häufig war der Eisbär; auch ist er nicht ungefährlich. Das eingefrorene Schiff wurde auf der Sabine-Insel von den Bären förmlich belagert, so daß die äußerste Vorsicht gebraucht werden mußte, um Unglücksfälle zu verhüten. Trotzdem ereignete es sich, daß einer der Astronomen, Dr. Börgen, von einem Bären ergriffen, stark am Kopfe verwundet und mehr als 400 Schritt fortgeschleppt wurde. Zum ersten Male ist von der Expedition das Vorkommen des Hermelin auf Grönland dargethan worden, und kaum minder wichtig ist das konstatirte Vorhandensein des Lemming (Myodes torquatus). Scoresby hatte ihn 1822 unter 69° an der Ostküste gefunden, seitdem war er jedoch nicht wieder gesehen worden. Walrosse fand man in Heerden, dagegen keine Walfische. Die Vogelwelt war ärmer, als man vermuthet hatte, zumal wenn

Digitized by Google

man an den Vogelreichthum Spitzbergens und des Kennedykanals denkt. Schneehühner, Möven, Enten, Taucher, Raben, verschiedene Singvögel nisten. Fischleben zeigte sich sowohl an der Küste, wie in den Süßwasserseen des Inneren.

Von Wichtigkeit ist, was wir in ethnographischer Beziehung erfahren, da durch die Mittheilungen der Expedition festgestellt ist, daß wenigstens in den von ihr besuchten Theilen Ostgrönlands die einheimische Bevölkerung ausgestorben ist. Auch die Mannschaft der Hansa fand auf ihrer noch zu erwähnenden gefahrvollen und abenteuerlichen Fahrt keine Spuren von Eingeborenen. Dies Ergebniß überrascht einigermaßen, während es anderseits eine Bestätigung für den allgemein gültigen Satz von dem allmählichen Aussterben der Polarmenschen ist. Kapitän Graah fand 1829 auf seiner Bootfahrt an der grönländischen Ostküste, daß nach Norden zu die Bevölkerung immer dichter wurde, und zwar erwähnt er an vier Punkten zwischen 63° und 64° nördl. Br. noch 223, zwischen 64° und 65° nördl. Br. noch 180 Eingeborene, verhältnißmäßig eine sehr bedeutende Anzahl. Noch weiter nördlich, im Gebiete unserer Expedition, fand 1823 Clavering bei Kap Borlase Warren ein verlassenes Eskimodorf und an der Südspitze der Claveringinsel an der Gael-Hamkesbai einen Eskimoweiler mit 12 Einwohnern. Letztere sollte die deutsche Expedition aufsuchen. Das Dorf wurde aufgefunden, aber die Hütten waren längst verlassen, wohl schon, wie der Bericht meint, kurz nach Claverings Anwesenheit. Von frischen Eskimospuren war nirgends das geringste Anzeichen zu entdecken, wohl aber zahlreiche Ruinen älterer Eskimoansiedlungen an jedem besuchten Punkte. Die angetroffenen Geräthe, Kufen von zum Theil sehr großen Schlitten, Hundeschädel, Kajakruder deuten an, daß die Eskimos, welche hier lebten, verglichen mit den Verhältnissen anderer Eskimos, durchaus nicht auf der niedrigsten Kulturstufe standen.

Aräometrische Beobachtungen wurden in einer zusammenhängenden Reihe gemacht, welche namentlich im Eise recht interessante Ergebnisse lieferten. Das Wasser in den Baien und in größerer Entfernung vom Lande fand sich im Sommer 1870 an der Oberfläche von außerordentlich geringer Dichtigkeit wegen des vielen aus den Gletscherbächen ausströmenden Wassers. In der Tiefe dagegen fand es sich bedeutend dichter mit einem in geringeren Tiefen ziemlich plötzlichen, nachher allmählichen Uebergange. Eine Untersuchung über die Abhängigkeit der Dichtigkeit von der Temperatur und über die Temperatur des Dichtigkeits-Maximums des Seewassers soll erst noch ausgeführt werden.

Meteorologische Beobachtungen wurden im reichsten Maße angestellt. Die mittlere Jahrestemperatur für den Ueberwinterungshafen stellte sich zu — 9° R., die kälteste Temperatur war — 32°,₉ R. An schweren Stürmen war kein Mangel; der schwerste und am längsten anhaltende wehte vom 16. bis 20. December 1869 oft in orkanartigen Stößen, die das im Eise festgefrorene Schiff vom Kiel bis zur Mastspitze erzittern machten. Nach diesem Sturme trat eine mehrtägige Ruhe ein, es kamen leichte und warme Südwinde und die Temperatur, die bis —23° R. gesunken war, stieg in den Weihnachtstagen auf —3°. „Es wurde unangenehm warm." Der Januar brachte meist schönes und ruhiges Wetter, wenngleich wieder strenge Kälte, —20° bis —32° R. Im Februar begannen die Schneestürme wieder zu toben, und die Kälte erreichte am 21. Februar ihren Höhepunkt (—32°,₉ R.). Das Quecksilber wurde nicht im gefrorenen Zustande gesehen. Auch im April noch herrschten gewaltige Stürme, welche eine in Europa unbekannte Stärke besaßen. Ein Robinsonscher Anemometer wurde durch einen solchen Sturm, der mehr als 67 englische Meilen Fortgang zeigte, zerstört, obgleich er bestimmt war, die stärksten in Europa wehenden Winde zu messen. Bei den heftigen Windstößen sank das Quecksilber in einem Fortinschen Gefäßbarometer momentan bis zu 5 Millimeter.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Nachrichten über die Eisverhältnisse. Namentlich thun sie dar, daß das sogenannte Landwasser an der Ostküste Grönlands nicht in der vermutheten Weise, wenigstens nicht zu der Zeit, als die deutsche Expedition dort war, existirte. Festzuhalten ist dabei, daß 1655 Kapitän Edam bis 76¹/₄° und Kapitän Lambert 1670 sogar bis 78¹,₂° nördl. Br. an der Ostküste gelangen konnte. — Von einem eigentlichen Landwasser längs des festen Landes nördlich von 74° 32′ nördl. Br. konnte die „Germania" bei ihrer ersten Fahrt im August 1869 keine Spur erkennen. Das feste mehrjährige Eis erstreckte sich ohne Sprung oder Riß sogar mehrere Seemeilen von den am weitesten nach Osten gelegenen Inseln nach Osten hinaus. Das Landeis zeigte an der Kante oft eine Höhe bis zu 40′, ein warnendes Zeugniß von der ungeheuren Pressung der Felder. Zwischen dem Landeise, das in einer Breite von 4 Seemeilen die Küste

Digitized by Google

umsäumte, und dem Packeise traf die „Germania“ auf einen 1 bis 4 Seemeilen breiten Kanal, in dem sie bis 75° 31′ nördl. Br. gelangte. Aber hier hatte ihr Vordringen ein Ende; die Felder hingen hier fest mit dem Landeise zusammen, nach Norden zu war kein Wasser wahrzunehmen. Die Strahlenbrechung ließ erkennen, daß im Norden für eine große Strecke kein Wasser vorhanden war. Auf einer Schlittenreise wurde im April 1870 der nördlichste Punkt der Expedition unter 77° 1′ nördl. Br. und etwa 18° 50′ westl. L. erreicht und ein 1500′ hoher Berg bestiegen. „Der Anblick über See zeigte, wie zu erwarten war, eine ununterbrochene Eisfläche bis zu dem Horizont, über dem ein weißer Eishimmel lag; das Eis war mit gewaltigen Höckern bedeckt. Eine ebene Strecke Landeis lag bis etwa 4 Seemeilen vor der Küste, doch auch dieses Landeis war älteren Datums und hatte augenscheinlich schon mehrere Jahre fest gelegen; das Ganze machte den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerks.“ Im Juli 1870 dampfte die „Germania“ nochmals nach Norden; sie kam bis Kap Philipp Broke (Südspitze der Shannon-Insel), von wo der Zustand des Eises rekognoscirt werden konnte. „Ein Kanal längs des Landeises war wieder vorhanden, er schien sich ziemlich weit nach Norden zu erstrecken.“ Hier aber wurde der Dampfkessel schadhaft, man konnte in dem Kanal nur bis 75° 29′ nördl. Br. vordringen (Nordostkap von Shannon), wo das weitere Vordringen durch dieselbe Eisschranke wie im Vorjahre gehindert wurde. „Von einem etwa 500′ hohen Berge der nahen Insel bemerkten wir nach Norden nur festes Eis, und eine starke Strahlenbrechung ließ uns auch im Osten des vorliegenden Landes (76° nördl. Br.) nur Eis erkennen.“

Magnetische Beobachtungen wurden regelmäßig angestellt. Die Intensität des Erdmagnetismus wurde im Sommer 1870 durch mehrere möglichst sorgfältige Beobachtungen bestimmt. Für den Ueberwinterungshafen hat sich vorläufig gefunden: Deklination = 45° 0′; Inklination = 79° 50′. An vielen Orten sind die magnetischen Konstanten bestimmt worden.

Das erste Polarlicht wurde am 11. September 1869 beobachtet. Die Erscheinung begann meistens mit einem lichten Bogen, der sich im Südostviertel des Himmels in verschiedener Höhe über dem Horizonte bildete. Von diesem aus erstreckten sich Strahlen und unregelmäßige, spiralig gewundene Lichtstreifen, konvergirend nach einem Punkte in der Nähe des Zeniths. Die Höhe des Konvergenzpunktes fand sich genau gleich der magnetischen Inklination und sein Azimuth gleich der Deklination. Größere Schwankungen der Magnetnadel in Verbindung mit einem Nordlichte wurden nur einmal beobachtet. Häufig jedoch war bei sehr hellen Polarlichtern die Magnetnadel sehr ruhig. Im Spektroskop zeigte sich eine helle Linie von ziemlich gelber Farbe, deren Vergleich zur Natriumlinie D durch Messung bestimmt werden konnte. Sie liegt zwischen b und D, in etwa einem Drittel der Entfernung beider von erster entfernt.

Was die Gradmessung, eine der Aufgaben der Expedition, betrifft, so sollte diese durch eine sorgfältige Triangulation ausgeführt werden, welche im Mai, Juni und Juli ins Werk gesetzt wurde. Ungünstige Schneeverhältnisse gestatteten leider nur einen kleinen Meridianbogen von 40 Bogenminuten zu umfassen. Es konnten aus demselben Grunde von den 17 gewählten Stationen nur auf 16 die Winkel gemessen werden.

Fahrt und Untergang der „Hansa“. Gegenüber diesen reichen Resultaten der „Germania“ treten die Ergebnisse des unglücklichen Segelschiffes „Hansa“ in den Hintergrund. Eine Entdeckungsfahrt ist ihre Reise nicht geworden, wohl aber machte die überlebende Mannschaft eine der abenteuerlichsten Fahrten, die überhaupt je gemacht worden sind. Die bisher veröffentlichten Berichte (jener des Bremer Komites vom 1. September 1870 und ein Brief Dr. Laube's in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. Neue Folge 3, Nr. 12. Wieder abgedruckt in Petermanns Mittheilungen 1870, 418) zeigen uns ein Bild voll Schrecken und Elend, einen Kampf mit den Elementen, der den deutschen Seeleuten zur höchsten Ehre gereichte. Anschließend an unsere frühere Mittheilung (Ergänzungsbl. Bd. IV, S. 483) berichten wir hier kurz über die Schicksale des Schiffes. Der erste Versuch der „Hansa“, zur ostgrönländischen Küste zu gelangen, scheiterte. Am 10. August begann der zweite Versuch auf 74° 46′ nördl. Br. und 10° 28′ westl. L. Man kam der Küste, östlich von der Besbrowe-(Pendulum-) Insel, bis auf 16 Seemeilen nahe, konnte aber kein Küstenwasser finden, in welchem eine Fahrt unter Land auszuführen gewesen wäre. Am 19. September war das an einer großen Eisscholle festgelegte Schiff unter 73° 6′ nördl. Br. und 19° 18′ westl. L. vollständig eingefroren, das Eis trieb fortwährend südwestlich. Gegen Mitte Oktober war die „Hansa“ unter

Digitized by Google

heftigen Schneestürmen bis nach der Liverpoolküste auf etwa 70° 50′ nördl Br. und 21° westl. L. hinuntergetrieben, dort wurde sie im Eise zerdrückt und sank bald darauf. Die Mannschaft hatte sich auf die 3,1 Quadratseemeilen große Scholle gerettet, wo sie Unterkunft in einem schon vorher aus Steinkohlenziegeln erbauten Hause fand; Proviant war genügend vorhanden, ebenso hatte man die Boote gerettet. Die Liverpoolküste war kaum eine deutsche Meile entfernt; man sah deutlich ihre Klippen und Berge; man erkannte die Holloway-Bai und die Glasgow-Insel. Aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken. So trieb man im arktischen Winter, vergeblich nach der Küste strebend, tagtäglich den Tod vor Augen, auf der Scholle nach Südwesten. Die Scholle selbst ward kleiner und kleiner, sie barst und in der Nacht vom 14. zum 15. Januar barst auch das Haus, das später durch ein kleineres ersetzt wurde. Mitte Februar war die Scholle, die noch 360 Schritt Umfang hatte, bis Kap Lövenörn getrieben, sie gerieth zwischen berstende Eisberge, entkam aber glücklich dem Untergange. Am 7. Mai, nachdem abermals Stürme überstanden waren, traf man auf Kanäle im Eise. Man bestieg die Boote, konnte aber erst, bei immer knapper werdendem Proviant, am 4. Juni an der Insel Idluidlek (60° 57′ nördl. Br.) landen. Von hier aus arbeiteten sich die Boote in südwestlicher Richtung, am Lindenow-Fjord vorüber, weiter und gelangten am 9. Juni auf 60° nördl. Br. So war die Südspitze Grönlands erreicht. Man fuhr weiter durch die Illuastraße und gelangte am 13. Juni nach der deutschen Missionsstation Friedrichsthal, wo zuerst Landsleute den Schiffbrüchigen die Hände drückten. Von Julianehaab aus segelten die Geretteten mit der dänischen Brigg „Constance" nach Kopenhagen, wo sie am 1. September 1870 landeten. Für die Meteorologie und Kunde der Meeresströmungen wird die Eisfahrt der Mannschaft der „Hansa" nicht ohne Bedeutung bleiben; aber naturgemäß treten die wissenschaftlichen Ergebnisse in den Hintergrund vor den grauenvollen Schrecken der Reise auf der treibenden Scholle, welche 200 Tage lang den Schiffbrüchigen zum Aufenthalt diente und auf der sie „gleich erratischen Blöcken" mehr als 300 geographische Meilen nach Süden getrieben wurden.

Heuglin und Graf Zeil in Ostspitzbergen. Gillisland. Neben dieser großen deutschen Expedition war im Sommer 1870 noch eine zweite kleinere thätig, die trotz der bescheidenen Ausrüstung und der geringen Mittel, mit welchen sie durchgeführt wurde, in kurzer Zeit verhältnißmäßig Bedeutendes leistete, indem sie wesentlich unsre Kenntniß von Ostspitzbergen und des weiter östlich gelegenen sogenannten Gillislandes vermehrte. (Zu vergleichen die Karte im 16. Ergänzungsheft von Petermanns Mittheilungen; dann diese 1870, S. 337, 422, 443). Dieses wichtige Unternehmen wurde durchgeführt von Theodor von Heuglin, der bisher Nordostafrika zum hauptsächlichen Schauplatze seiner Thätigkeit erwählt hatte, und dem württembergischen Jägerofficier Graf Waldburg-Zeil. In einem kleinen Schuner von 31 Tonnen verließen die Reisenden am 3. Juli Tromsö, mit der Absicht die Tausend Inseln zu erreichen und längs der ostspitzbergischen Küste vorzudringen. Am 12. Juli war der Schuner am Südkap, konnte indessen wegen eines aus dem Storefjord kommenden Eisstromes nicht nach Osten vordringen; erst nach wiederholten Versuchen wurde am 9. August Kap Lee erreicht, die nordwestliche Spitze von Stans Foreland, Ostspitzbergen, am Eingange der Walter-Thymen-Straße, die bisher so gut wie unbekannt und erst ein einziges Mal durchsegelt worden war; selbst die Schweden hatten die hier ihrer Lösung harrenden geographischen Fragen offen gelassen. „Am 19. August", schreibt Heuglin, „unternahmen wir gemeinschaftlich im Harpunirboot eine Fahrt durch den ganzen Walter-Thymen-Fjord ostwärts bis zur Ostküste von Stans Foreland. Der ganze Fjord wurde aufgenommen, Gillisland eindistirt. Im östlichen Eismeer sehr viel und großes Treibeis, doch halte ich es für segelbar, d. h. für ein Schiff, das vom Winde unabhängig ist. Die Form des Walter-Thymen-Fjord ist auf keiner Karte auch nur annähernd richtig; an seiner Mündung liegen mehrere Inseln, die Nordostküste von Stans Foreland ziemlich flach, herrliche Renthierweiden; obgleich die Thiere nach und nach selten werden, schießen wir hier 18 Stück. Weiteres Vordringen im Harpunirboot unmöglich, Nebel und Regen hindern die Arbeit vollkommen. Am 18. August wieder zurück nach Kap Lee. Der Gegenwind erlaubt nicht, den Walter-Thymen-Fjord mit dem Schuner zu passiren, wir segeln also nordwärts (d. h. um Barent-Land herum) und legen endlich bei der Verwechslungsspitze an, wo ich wieder Vermessungen machen kann (die Verwechslungsspitze ist das westlichste Kap von Barent-Land). Vom 23.° bis 25.° besuche ich die Ginevrabai, ostwärts bis Helisfund im Boot (beide liegen

Digitized by Google

zwischen Parent-Land und Westspitzbergen). Letzterer, wie der östliche Theil der Bai auf den schwedischen Karten ganz falsch dargestellt, wurde auch aufgenommen. Der Sund selbst, eine wilde, felsige Gegend, mündet nach Osten an einem langen hornförmigen Kap aus steilen Hyperitklippen."

Von hoher Wichtigkeit sind die Nachrichten Heuglins über das „sagenhafte" Gillisland. Sie sind die ausführlichsten, die wir bisher erhielten, und es handelt sich darum, ob von Heuglin ein ganz neues Land gesehen worden ist, oder zum wenigsten eine Küstenstrecke, die mit dem ursprünglichen „Gillisland" nicht verwechselt werden darf.

Im Jahre 1707 entdeckte Kapitän Gillis in 80° nördl. Br. östlich von Spitzbergen ein Land, das bisher nicht betreten wurde. Mit diesem Lande identificirte man dann später alle von verschiedenen Reisenden östlich von Spitzbergen gesehenen Küsten, gleichviel ob sie auch unter einer anderen Breite lagen, wenigstens belegte man sie mit dem Namen „Gillisland". In Dunérs und Nordenskjölds Mémoire zur schwedischen Karte von Spitzbergen (vergl. Ergänzungsheft 16 zu Petermanns Mittheilungen, S. 28) heißt es: „Von dem circa 3000' hohen Gipfel des Hvita Berget (Weißen Berges, östlichste Spitze von Westspitzbergen) nahmen wir mit dem Theodolit Peilungen nach Gillisland und haben es hiernach, sowie nach einer Breitenbestimmung und einigen Peilungen, die Kapitän Carlsen von Tromsö an der Ostküste des Nordostrandes angestellt hat, niedergelegt. Das nämliche Land, das neuere Karten ganz weglassen, wurde auch von Mr. Birkbeck von Aberdeen gesehen, als er 1864 außer anderen Punkten auch die Ostküste von Stans Foreland besuchte". Dann in Torells und Nordenskjölds Werke „Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und Bären-Eiland" (Jena 1869) ist „Giles' Land" sogar abgebildet. Es heißt dort (S. 473): „Die Aussicht von hier (vom weißen Berge) ist vielleicht die großartigste, welche man auf Spitzbergen finden kann. Im Osten, in etwa 20 Meilen Entfernung, erblickten wir ein hohes Gebirgsland mit zweien, die übrigen Berge überragenden Kuppeln. Es war der am weitesten nach Westen vortretende Theil eines großen, noch beinahe ganz unbekannten arktischen Kontinentes, welcher, obwohl schon im Jahre 1707 vom Commandeur Giles entdeckt, seitdem ganz vergessen und auf den neuesten Karten übergangen worden ist. Zwischen diesem Lande und Spitzbergen lag ein von großen, zusammenhängenden Eisfeldern bedecktes Meer, das offenbar von keinem Schiffe durchsegelt werden konnte". Auf ihrer Karte legten die Schweden dieses „Gillisland" unter 79° nördl. Br. und 29° östl. L. nieder. Auch Kapitän Koldewey sah auf der ersten deutschen Nordfahrt im September 1868 von Kap Torell aus dieses Gillisland, ohne es erreichen zu können.

Weitere Kunde über das oder die Länder im Osten Spitzbergens bringt jetzt Heuglin (a. a. O. S. 446, 450). „Das hohe, tafelförmige Vorland von Gillisland oder einer nördlicheren hohen Inselgruppe liegt von der Westecke der großen Einbuchtung der östlichen Mündung der Walter-Thymen-Straße in 66¼° (magnetischer Meridian) und die Entfernung schätze ich nicht ganz auf 60 nautische Meilen (Petermann fügt hinzu: Vom Visirpunkte in der Thymenstraße, dagegen von der nächsten Küste bloß etwa 36 nautische Meilen). Aber das dahinter gelegene Festland mit seinen zahlreichen scharfkantigen Gipfeln zieht sich südwärts zu Ost wohl bis zu 78° nördl Br." Und weiter: „Auch gelang es uns einen Hauptpunkt von Gillisland, dem wir ziemlich nahe waren, einzuvisiren; es ist dies ein hohes, tafelförmiges Vorland oder Insel unter 78° 52' Nord und 25° östl. L. von Greenwich. Ziemlich fern östlich, nordöstlich und namentlich südöstlich von diesem Vorland unterschieden wir deutlich die vielen schneebedeckten, zackigen Gipfel des dahinter liegenden Festlandes, das, falls dasselbe wirklich mit dem von Commandeur Gillis im Jahre 1707 entdeckten „sagenhaften Lande im Osten" (unter 80° 10' nach der van Keulenschen Karte) zusammenhängt, Spitzbergen an Größe wenigstens gleichkommen dürfte".

Hiermit ist erschöpft, was wir bisher über das Land oder den Archipel im Osten Spitzbergens wissen. Das eigentliche, 1707 entdeckte Gillisland liegt nördlich, südlich von diesem das von den Schweden, von Birkbeck, Koldewey und Heuglin gesehene hohe Land, das, wie letzterer zuerst nachgewiesen, sich ungleich weiter nach Süden erstreckt, als bisher angenommen wurde. Wie weit ein Zusammenhang zwischen diesem südlicheren und dem nördlicheren Lande besteht, ob er überhaupt vorhanden ist, bleibt abzuwarten. Möglich, daß Spitzbergen im Osten sich nochmals wiederholt und dort ein ähnlicher Archipel sich ausdehnt.

Schon aus dem Mitgetheilten geht hervor, welch ungemein dankbares Feld für wissen-

Digitized by Google

schaftliche Forschungen gerade im Osten von Spitzbergen liegt, und es ist dringend zu wünschen, daß die Aufmerksamkeit mehr noch als bisher sich nach jenen Gegenden wende. Es sind dazu auch Aussichten vorhanden, da die Russen die Sache in die Hand nehmen wollen. Unermüdlich nach dieser Richtung hin thätig war vor Allem Dr. Petermann, und es wäre nicht nur um der Wissenschaft willen, sondern auch um die Belohnung einer nicht genug zu preisenden Ausdauer eines Mannes herbeizuführen, wünschenswerth, daß in der nächsten Zeit das Gebiet zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja ausgiebig durchforscht würde.

Die Tausend Inseln; anderweitige Resultate der Heuglin'schen Expedition. Die Tausend Inseln sind dem Südende von Stans Foreland vorgelagert. Heuglin besuchte sie im September von Deediebai (Süden von Stans Foreland) aus in einem Boote und fand sie aus ziemlich flachen Hyperitklippen bestehend. Sie sind aber reich an Flechten und Moosen; von Phanerogamen fand Heuglin nur eine Grasart. Gegenüber der Ansicht Nordenskjölds, der Hyperit sei zusammengeschmolzene vulkanische Asche, welche krystallinische Textur angenommen habe, sagt Heuglin: „Wir haben oftmals Gelegenheit gehabt, verschiedene unverkennbare Durchbrüche des Hyperit zu untersuchen und glauben mit aller Sicherheit annehmen zu dürfen, daß er sich wie der Basalt in feuerflüssigem Zustande über Trias und Jura ergossen, obgleich die Thonschichten, auf denen er gewöhnlich ruht und die er meist in schrägen Spalten durchsetzt hat, an den Berührungsflächen nur unbedeutende Spuren von Hitzeeinwirkung zeigen. Auch fanden wir niemals senkrechte Eruptionsspalten und — ebenfalls abweichend vom Basalt — den Hyperit weder mächtige Tafelländer, noch isolirte kegelförmige Gipfel, sondern die unteren Partien meist Gräthe, die höher gelegen immer nur Bänder von 20, höchstens 80 Fuß Mächtigkeit bildend". Der Hyperit ist reich an fein vertheiltem Magneteisenstein. Auch sonst noch wurde die Verbreitung des Hyperits nachgewiesen und eine bedeutende Anzahl Versteinerungen aufgefunden.

Für die Kenntniß der Meeresströmungen ist das Vorkommen von Treibholz sehr wichtig, und Heuglin wandte diesem daher eine besondere Aufmerksamkeit zu. Am meisten fand er im Walter-Thymen-Fjord und auf der Ostküste von Stans Foreland, wo Lärchenholz vorherrschte. Es waren entrindete Stämme ohne Aeste, aber mit den Wurzeln und oft von 50' Länge, theils frisch angeschwemmt in der Nähe der Flutmarke, theils auf verschiedenen Terrassen, die sich scharf abgränzten. Erst jetzt beginnt man dem Treibholz in den arktischen Regionen größere Aufmerksamkeit zu widmen. Dasjenige von Spitzbergen stammt aus zwei Quellen, einmal, was die großen Baumstämme von Nadelhölzern betrifft, namentlich an der Ostküste, aus Sibirien, dann aus Ländern, welche der Golfstrom berührt hatte, selbst aus Westindien, wofür eine Bohne von Entada gigalobium spricht, welche Torell auf Nordostland fand. Meertemperaturmessungen wurden auf der Rückfahrt nach Norwegen täglich viermal angestellt. Reich beladen mit Sammlungen langte die Expedition am 26. September in Hammerfest an.

Der Golfstrom östlich vom Nordkap. In seiner so überaus werthvollen und höchst mühseligen Arbeit über den Golfstrom hat Dr. Petermann eine weit größere Ausdehnung dieses wärmespendenden Flusses ohne Ufer im Ocean nachgewiesen, als bisher geahnt wurde. Von seinem heißen Quellgebiet in der Floridastraße bis unter 82½° nördl. Br. ist der Golfstrom von ihm verfolgt und für Winter und Sommer an der Hand von einer Legion Zahlen und Thatsachen kartographisch niedergelegt worden (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 201). Zum ersten Male hat es Petermann gewagt, den Golfstrom viel weiter nach Nordosten, nach Spitzbergen und Nowaja Semlja hin zu versetzen, als man bisher zu glauben geneigt war. An der Westküste Spitzbergens und darüber hinaus ist sein Lauf bis 82½° nördl. Br. verfolgt worden; weiter südöstlich bei der Bäreninsel tritt der Polarstrom gerade dem Golfstrom entgegen und fließt im Juli stellenweise über ihn hinweg. Im Osten der Bäreninsel verfolgte Dr. Bessels im August 1869 den Hauptarm bis 76° 8' nördl. Br., wo er noch eine Temperatur von 4°,1 R. besaß. Aber noch viel weiter, bis zu Nowaja Semlja's Westküste, bis zur karischen Pforte geht der Golfstrom, ihm ist es zu verdanken, daß jetzt die norwegischen Sch[illegible]iederholt das letztgenannte Land, das fast für unnahbar gilt, an den verschiedensten Punkten erreichen. Der Golfstrom ist schuld, daß in jedem Jahre Spitzbergen bis zum 80.° nördl. Br. mit Leichtigkeit erreicht wird; lediglich indem die norwegischen Fischer seinem Lauf folgen, fahren sie in offenen Booten bis auf 10' vom Nordpol.

Die Ziffern und Temperaturmessungen,

Digitized by Google

welche Petermann zu Gebote standen, als er im Sommer 1870 seine Golfstromkarten abschloß, waren gerade bei dem nordöstlichen Ausläufer desselben sehr ungenügend. Aber gleichsam prophetisch konstruirte er, auf wenige Thatsachen gestützt, dennoch diesen Ausläufer. Und die bald nachfolgenden Entdeckungen haben ihm Recht gegeben. Wie Heuglin meldet, hat ein norwegischer Kapitän Ulven neuerdings zwischen Nowaja Semlja und Norwegen Temperaturbeobachtungen angestellt, die Petermanns Voraussetzungen bestätigen. Nicht minder aber erhalten dieselben Bestätigung durch eine Abhandlung des berühmten russischen Akademikers v. Middendorff, des Erforschers des Taimyrlandes. Mit der Korvette „Warjäg" unternahm er als Begleiter des Großfürsten Alexi Alexandrowitsch im Sommer 1870 eine Fahrt nach der lappischen Küste, nach Nowaja Semlja und Island, dabei sorgfältig die Meerestemperaturen beobachtend. Sein Ergebniß ist, daß der Golfstrom sicher an der Westküste Nowaja Semlja's nachgewiesen wurde, daß er im Meridian von Kanin Noß (dem Kap der Halbinsel Kanin) noch zwei Breitengrade und mehr breit und bis + 10° R. warm befunden wurde und in 30 bis 50 Faden Tiefe nur um 2 bis 3 Grade sich abkühlte. Hiernach nimmt Petermanns bisherige Darstellung des Golfstroms im Osten des Nordkaps eine wesentlich andere Gestalt an. Petermann hatte dort nur wenige Beobachtungen zur Verfügung, auf die er seine Arbeit stützen konnte. Stellen nun nach neueren Forschungen auch die Einzelheiten sich anders heraus, so hat er im Ganzen doch eine schöne Bestätigung gefunden. „Ich freue mich unendlich", schreibt v. Middendorff an ihn, „daß nicht nur Ihre Voraussetzung über die Ausdehnung des Golfstroms sich bestätigt, sondern gar sehr alle Ihre Erwartungen hat übertreffen lassen; Sie sind kühn gewesen, aber Mutter Natur ist noch kühner."

Richard Andree.

Chemie.

Die Gestalt der Tropfen als Prüfungsmittel. Prof. Quincke theilte kürzlich im „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" eine Methode mit, die Reinheit geschmolzener Metalle und verschiedener chemischer Verbindungen (Salze ꝛc.) aus der Höhe flacher Tropfen zu beurtheilen, welche dieselben auf einer beliebigen nahezu horizontalen Unterlage bilden. Unter der Höhe eines solchen flachen Tropfens, wie ihn der Thau in Kohlblättern oder das Quecksilber in einem Uhrglas oder auf einer horizontalen Tischplatte bildet, ist der vertikale Abstand der horizontalen Tropfenkuppe von dem vertikalen Theil der Tropfenoberfläche zu verstehen. Diese Höhe ist nahezu konstant und von dem Tropfendurchmesser unabhängig, sobald derselbe eine gewisse Größe (cirka 20 Millimeter) überschreitet.

Formt man aus geschmolzenen Substanzen große flache Tropfen bei möglichst niedriger Temperatur, so ist ihre Höhe dieselbe wie bei Quecksilber, oder wird erhalten, wenn man die Höhe eines großen flachen Quecksilbertropfens mit der Quadratwurzel aus einer ganzen Zahl 2.3.... multiplicirt. Dieselbe Höhe wie Quecksilber zeigen flache Tropfen von Blei, Wismuth, Antimon, Chlorkalium, Chlornatrium, Chlorsilber, Chlorcalcium, Nitraten, Wachs, Walrath, Paraffin, Zucker ꝛc. Eine um $\sqrt{2}$mal größere Höhe (cirka 4 Millim.) zeigen Wasser, Platin, Gold, Silber, Kadmium, Zinn, Kupfer, Borax, Phosphorsalz, kohlensaure und schwefelsaure Salze, Glas; eine um $\sqrt{3}$mal größere Höhe wie Quecksilber Tropfen von Zink, Palladium (Eisen). Große flache Tropfen von Schwefel, Phosphor, Selen, Brom sind am niedrigsten. Ihre Höhe ist um $\sqrt{2}$mal kleiner als die von Quecksilbertropfen. Höhe und Gestalt der Tropfen einer geschmolzenen Substanz in Luft ist dieselbe (nur umgekehrt), wie die flacher Luftblasen in derselben Substanz unter einer horizontalen festen Wand.

Die Höhe der flachen Tropfen oder Blasen wird nun aber sofort eine andere, und zwar kleiner, wenn die Oberfläche des Tropfens mit einer dünnen Schicht einer fremden Flüssigkeit überzogen ist. Unter Umständen genügt schon eine Flüssigkeitsschicht von der Dicke weniger Milliontel eines Millimeters, um die Höhe der flachen Tropfen sehr merklich zu erniedrigen; bei einer Dicke der fremden Flüssigkeitsschicht von 50 Milliontel eines Millimeters oder etwa $\frac{1}{10}$ einer Lichtwelle tritt schon ein Maximum

Digitized by Google

der Erniedrigung ein, welche ¼ der ganzen ursprünglichen Höhe und mehr betragen kann. Es lassen sich auf diese Weise noch geringe Mengen einer Substanz wahrnehmen, die mit andern Beobachtungsmethoden, die Spektralanalyse vielleicht ausgenommen, nicht mehr zu bemerken sind. Eine Spur Oel auf einen Thautropfen oder eine flache Luftblase in Wasser gebracht, ein Milliontel Blei zu einem auf Kohle geschmolzenen Silbertropfen zugesetzt, bringen die ursprüngliche Höhe von 4 Millim. auf 2,8 Millim., so daß selbst ungeübte Augen den Unterschied leicht wahrnehmen können. Bei Substanzen, die leicht oxydiren oder ihre Oberfläche an der Luft leicht verändern, müssen die flachen Tropfen in einem indifferenten Gase, wie Kohlensäure, geschmolzen werden.

Große flache Eisentropfen aus den verschiedensten Werken, deren Oberfläche freilich nicht rein, sondern mit einer Oxydschicht bedeckt war, zeigten stets dieselbe Höhe von etwa 5,2 Millim. Die Arbeiter in den Gießereien pflegen nach der Tropfengestalt des Gußeisens die Güte desselben zu beurtheilen, und eine nähere Untersuchung der Höhe und Gestalt flacher Tropfen dürfte wohl für manche Gebiete der Technik ein wichtiges Hülfsmittel zur Beurtheilung der Beschaffenheit des Materials abgeben.

Physiologie und Medicin.

Unmittelbar mit dem Lebensende beginnende Todtenstarre. Nach den Beobachtungen, welche man alle Tage machen kann, erschlafft der Tod die Muskeln vollständig, und nach kürzerer oder längerer Zeit tritt dann die Todtenstarre ein. Die Lage und Gliederstellung der meisten Leichen richtet sich daher nach der Unterlage, auf welcher die Menschen beim Sterben sich befanden, oder nach der Form, die man alsbald nach dem Tode erschlafften und biegsamen Gliedern willkürlich gegeben hat. Vereinzelte Beobachtungen ließen aber erkennen, daß es auch eine Todtenstarre der Muskeln gibt, welche aus einer lebendigen aktiven Muskelkontraktion unmittelbar und plötzlich hervorgeht ohne Zwischenglied der Erschlaffung, so daß die lebendige Haltung ohne Veränderung im Tode beibehalten wird. Die Schlachtfelder des nordamerikanischen und italienischen Krieges lieferten häufigere Beispiele, und jetzt gibt Roßbach in Virchows „Archiv" interessante Mittheilungen über seine Beobachtungen bei Beaumont und Sedan. Der Mehrzahl der Leichen hatte der plötzlich oder langsam gekommene Tod wahrhaft die Glieder gelöst, ihr Antlitz trug den Stempel vollkommener Ruhe und Affektlosigkeit, ihre Körperhaltung gab keine Andeutung einer in den letzten Augenblicken innegehabten Stellung. Neben diesen fand sich nun aber eine kleinere Anzahl von Leichen, welche erstarrt in derselben Haltung dalagen, die sie im Leben zu irgend einem bewußten Zweck eingenommen hatten und die oft genug gegen die Gesetze der Schwere verstieß. Dabei waren dies keineswegs nur solche Leichen, welche der Tod schnell wie der Blitz ereilt hatte, sondern auch solche, welche langsam gestorben waren und gewußt hatten, daß sie sterben müssen. Roßbach unterscheidet verschiedene Kategorien. Er berichtet zunächst über Fälle, in welchen der im letzten Lebensmoment sich ausdrückende Affekt erhalten war. Lange Reihen französischer Husaren auf dem Hügel bei Floins boten in ihrer Körperhaltung nichts Auffallendes, hier und da hatte einer noch den Säbel in der geballten Faust, sonst lagen die Körper gerade und starr ausgestreckt, aber viele zeigten nicht allein finstere, sondern auch vor Schmerz verzerrte Gesichter, obwohl sie, nach ihren Wunden und sonstigen Umständen zu urtheilen, noch Minuten und Stunden lang nach der Verletzung gelebt hatten. Der Ausdruck der Freude kann natürlich überhaupt nur selten auf dem Schlachtfelde getroffen werden; nur einmal sah Roßbach in einer Gruppe von sechs durch eine Granate getödteten Franzosen auf der Anhöhe von Beaumont ein lustig lachendes Gesicht, zu welchem nur der von einem Granatsplitter weggerissene Schädel fehlte.

Aus den Körperstellungen anderer Leichen konnte man schließen, daß sie in einem Augenblicke gestorben waren, in welchem die Muskulatur verschiedener Körpertheile sich in einem starken Kontraktionsgrade befand. Theils hatten dieselben ihre Waffen noch krampfhaft fest in den Händen, wie sie solche im letzten Augenblick

Digitized by Google

vor ihrem plötzlichen Tode gebraucht hatten; theils hatten sie im Moment der tödtlichen Verletzung ihre Waffen fallen lassen, irgend eine andre heftige unwillkürliche Bewegung gemacht und waren in dieser erstarrt. Ein französischer Infanterist hatte bei Beaumont den tödtlichen Schuß erhalten, als er grade sein Chassepotgewehr laden wollte. Er war nach vorn gefallen, hatte aber die Ladestellung in der Haltung des Gewehrs und der Hände vollkommen beibehalten: die linke Hand stützte den Lauf des Gewehrs, der Kolben war an die rechte Seite gepreßt, die rechte Hand lag am Knopf des Hebels. Ein französischer Husar war mit seinem Pferde, beide gleichzeitig von tödtlichen Kugeln getroffen, gefallen; der Reiter hatte im Fall seinen Sattelsitz nicht verlassen, der linke Fuß lag unter dem Pferd, der rechte über dem Sattel. Ein deutscher Soldat lag auf der Anhöhe vor Beaumont todt auf dem Rücken, seine beiden Arme gegen den Himmel gestreckt. Er hatte jedenfalls, als er noch stand, seine Arme wie zur Abwehr vor sich gehalten und war todt umgefallen, ohne die Haltung der Arme zu ändern. Bei Sedan lag ein Pferd, dem eine Granate die Halswirbelsäule in dem Moment fortgerissen hatte, als es einen Satz machte. Während die Beine aller andern todten Pferde rechtwinklig vom Rumpf, steif und ohne Biegung ausgestreckt lagen, zeigte dieses volle Sprungstellung — gekrümmte Vorder- und stark gespannte Hinterfüße —, obwohl es gleichfalls auf die Seite gefallen war.

In diesen Fällen handelte es sich, so zu sagen, um grobe, im Leben durch starke Muskelkontraktionen bedingte Stellungen des Körpers und der Extremitäten; noch merkwürdiger aber waren drei andre Fälle, bei welchen ganz leichte und graziöse Haltungen im Tode keine Veränderung erlitten hatten und in einer unbegreiflichen Weise beibehalten worden waren. Es wurde schon oben jener Gruppe von sechs durch eine Granate getödteten Franzosen gedacht. Neben dem mit dem lustig lachenden Gesicht saß nun ein Anderer, welcher eine zinnerne Tasse, sie zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, an die Lippen geführt hatte; der Rand der Tasse berührte grade die Unterlippe, als ihm der ganze Schädel und das Gesicht mit Ausnahme des Unterkiefers heruntergerissen wurde. Er konnte nicht fallen, da die Soldaten eng neben einander in einer Vertiefung gesessen hatten, und so fand ihn Roßbach noch nach 24 Stunden in halb liegender, halb sitzender Haltung, wie er die Tasse mit frei erhobener Hand an den kopflosen Unterkiefer hielt.

Ein in die Brust geschossener Deutscher hatte, als er sein Ende herannahen fühlte, das Bild seiner Frau oder Geliebten noch einmal sehen wollen. Er lag halb auf der Seite auf seinem Tornister und hielt in der vor die Augen gehobenen erstarrten Hand die Photographie. Ein Andrer hatte vor seinem Ende den abgeschnallten Tornister als Kopf- und Brustunterlage benutzt und sich einen Verband anlegen wollen. Man fand ihn in dieser Stellung todt, noch mit der Binde in der Hand.

Diese letzteren drei Stellungen waren so graziös und leicht, sie deuteten so wenig auf irgend eine Anstrengung, daß von einer krampfhaften Kontraktion der Muskeln gar keine Rede sein kann, vielmehr beweisen sie wie auch die andern Beobachtungen unwiderleglich, daß zwischen dem letzten Moment des Lebens und dem ersten Moment des Todes, also blitzschnell eine Starrheit eingetreten sein muß, die hinsichtlich ihrer langen Dauer nur als identisch mit der Todtenstarre angesehen werden kann, daß diese Todtenstarre somit unmittelbar der lebendigen Muskelzusammenziehung sich angeschlossen, resp. aus ihr hervorgegangen ist. Denn wäre die Todtenstarre auch nur einen Augenblick nach dem definitiven Lebensende eingetreten, so hätten unbedingt in diesem Augenblick die kontrahirten Muskeln erschlaffen, die Glieder dem natürlichen Gesetz der Schwere folgen, beispielsweise der erhobene Arm herunterfinken müssen. Denn wir können unmöglich annehmen, daß bei eingetretenem Tode noch irgend eine vitale Aktion, eine Muskelkontraktion fortdauern könne.

Man hat bisher noch keine großen Erfahrungen über diese rasch eintretende Todtenstarre, aber auf den Schlachtfeldern war dergleichen seit lange bekannt. Ein Beispiel findet sich in der Ilias V, 584—590:

„Doch Antilochus naht' und hieb ihm das Schwert in die Schläfe;
Und er entsank aufröchelnd dem schön gebildeten Wagen,
Häuptlings hinab in den Staub, auf Scheitel gestellet und Schultern.
Also stand er lange, vom lockern Sande gehalten,
Bis anstoßend die Rosi' in den Staub hinwarfen die Leiche".

Aus dem amerikanischen Kriege erzählt Brinton: Ein südstaatlicher Kavallerist wurde in dem Augenblick von der tödtlichen Kugel getroffen, als er grade, um zu fliehen, sein Pferd besteigen wollte, das aber noch an einem Pflock angebunden war. Seine sofort angelangten Ver-

Digitized by Google

folger trafen ihn todt, mit dem linken Fuß im Steigbügel, mit dem rechten auf der Erde stehend. Die linke Hand hielt den Stangenzaum und die Mähne des Pferdes, die rechte den mit dem Kolben am Boden ruhenden Karabiner. Sein Kopf war über die rechte Schulter zurückgedreht, da er noch im letzten Moment auf den kommenden Feind zurückgesehen hatte. Man hatte Mühe, die linke Hand von der Mähne und die rechte vom Karabiner loszumachen; und als dies endlich gelungen war und der Mann am Boden lag, verharrte er noch immer in der geschilderten Position und war am ganzen Körper starr.

Was sonst über die plötzliche Todtenstarre vorliegt, ist wenig; Nysten beobachtete bei einer Hechtart, daß sie im Augenblick des Todes starr wird. Sommer sah nach rheumatischem Tetanus den Krampf der Kiefermuskeln, des Nackens und Rückens sich unmittelbar in die Todtenstarre fortsetzen. Kußmaul fand in vielen Versuchen, daß beim Einspritzen von Weingeist, Aether, Chloroform, Senföl ꝛc. in die Arterien der Gliedmaßen lebender Thiere die Todtenstarre plötzlich mit einer Streckung und Zuckung der Gliedmaßen eintrat. Auch von Strychninvergiftungen ist ein Fall bekannt, in welchem der Leichnam in aufrechter Lage angetroffen wurde, und bei in kaltem Wasser Ertrunkenen fand man oft, daß sie die Hände krampfhaft an Gegenständen festgeklammert hatten.

Wir haben nach allem Vorhergehenden also vollgültige Beweise, daß aus einer lebendigen aktiven Muskelkontraktion unmittelbar und plötzlich ohne Zwischenglied der Erschlaffung Todtenstarre hervorgehen kann, und zwar sowohl bei unvorhergesehenem und plötzlichem als auch bei langsam eingetretenem Tode. Dieselbe befällt sowohl tetanisch- wie auch schwach-kontrahirte Muskeln und ist nicht bedingt durch eine bestimmte Kategorie von Wunden, während allerdings die verhältnißmäßig große Ziffer, welche bei der geringen Zahl der beobachteten Fälle überhaupt auf tödtliche Granatschüsse fällt, in die Augen springt. Die eigentliche Ursache dieser seltenen Erscheinung war bis jetzt nicht aufzufinden. Jedenfalls widerspricht dieselbe nicht der herrschenden Theorie, daß die Todtenstarre das letzte Glied einer Kette von alterirenden Vorgängen sei (Säurebildung, Neutralisirung der Säure durch das alkalische Blut), und daß mit dem Aufhören der normalen Lebensbedingungen, insbesondere des Kreislaufs, nothwendig immer der eine Vorgang, die Säurebildung und Eiweißgerinnung, übrig bleiben müsse. Denn auch die neuesten Beobachtungen sind nur durch die Annahme erklärlich, daß im lebenden und normalen Muskel ein Zustand vorhanden sein muß, der, wenn er nicht identisch mit dem die Todtenstarre bedingenden ist, wenigstens außerordentlich leicht in diesen übergehen kann.

Curare und Urari. Mit Recht hat man den Anhängern der medikamentösen Behandlungsweise den Vorwurf gemacht, daß man von den meisten Arzneimitteln noch gar nicht wisse, wie sie wirkten, daß also die Anwendung solcher Stoffe nur ein blindlings erfolgendes Einstürmen in den Organismus sei. Aber anstatt dieser Unkenntniß durch exakte Forschung abzuhelfen, ist man in einen Nihilismus verfallen, und mancher gewiß in hohem Grade wirksame Stoff ist dadurch, daß man sich lange Zeit aller Eingriffe in den Verlauf der Krankheiten enthielt, in Vergessenheit gerathen. Um so erfreulicher muß es sein, daß von Seite der Physiologie, zunächst nur aus rein wissenschaftlichen Gründen, verschiedene Mittel in ihrer Wirkung auf den thierischen Körper einer genauen Prüfung unterworfen wurden, und daß hieraus für die Arzneimittellehre ein Aufschwung erwachsen ist, der auch für die praktische Medicin sicher von den bedeutsamsten Folgen werden wird. Nur wenn es gelingt, die durch die physiologischen Forschungen gewonnenen Resultate zu Gunsten des in seinen Funktionen gestörten menschlichen Körpers zu verwenden, wird man von einer wissenschaftlichen Therapie sprechen können. Vor der Hand erstrecken sich derartige Prüfungen nur auf eine geringe Zahl von Stoffen, namentlich solcher, wo es bereits gelungen ist, durch genaue chemische Untersuchungen die wirksamen Bestandtheile aus dem anhängenden Ballaste auszuscheiden, wie z. B. das Atropin aus der Tollkirsche, das Strychnin aus der Brechnuß (Krähenauge), das Morphium aus dem Mohnsaft (Opium) ꝛc. So hat man u. A. auch das Curare, das gefürchtete Pfeilgift der südamerikanischen Wilden, einer genauen Prüfung unterworfen, und in Folgendem wollen wir versuchen, über das Wesen und die Wirkung dieses interessanten Stoffes einige Mittheilungen zu machen.

Die Pfeilgifte, welche in Südamerika zur Anwendung kommen, stimmen sowohl in Bezug auf ihre Abstammung, als auch ihre chemische Zusammensetzung und Wirkung auf den Organismus

Digitized by Google

nicht mit einander überein. Namentlich sind es zwei Arten: das Urari und das Curare, welche, obwohl demselben Zwecke dienend und auch, z. B. von Humboldt, als identisch angenommen, doch wesentlich von einander verschieden sind. Ueber die Abstammung des Urari sind die früheren Angaben auseinandergehend, und erst vor Kurzem hat Appun, welcher Augenzeuge bei Einsammlung der Grundstoffe und Bereitung des Giftes war, im „Ausland" (1870, Nr. 42 u. 43) genauere Mittheilungen gemacht. Es finden sich die betreffenden Pflanzen am Canucagebirge, namentlich aber ist es der Ilamikipang, ein 3800' hoher Berg, der den an seinem Fuße wohnenden Macuschi-Indianern als Hauptfundort der Pflanzen gilt. Cirka 13 verschiedene Pflanzen liefern das Gift, namentlich die Rinde von Urari-Yeh (Strychnos toxifera), die Rinde von Arimera (Strychnos cogens) und Yalki-Matti (Strychnos Schomburgkii). Durch Auskochen, Eindampfen und Hinzusetzen des Zwiebelsaftes einer Burmannia resultirt ein braunes Extrakt, welches in ausgehöhlte Früchte (Calabassen) gefüllt und zum Gebrauch aufbewahrt wird. Die Indianer bedienen sich dieses Giftes bei der Jagd. Die Pfeilspitze wird mit ihm bestrichen. Ist ein Thier getroffen, so tritt meist in cirka 5—10 Minuten der Tod ein; innerlich genossen soll das Gift keine tödtlichen Wirkungen äußern, daher kann auch das Fleisch der auf diese Weise erlegten Thiere ohne Nachtheil für die Gesundheit gegessen werden; — auf Kaltblüter äußert das Gift erst später seine Wirkung, es gilt deshalb auch als wichtiges Prüfungsmittel des Urari bei den Indianern, wenn Eidechsen, denen eine Verwundung mit den Giftpfeilen beigebracht wurde, kurze Zeit darauf sterben. —

Mangelhafter über Abstammung und Bereitung sind die Angaben über das Curare, und man weiß nur, daß diese Substanz, welche übrigens bei weitem nicht so giftig ist als die erstbeschriebene, am oberen Orinoco und Amazonenstrome hauptsächlich aus der Strychnos guajanensis *Martius* bereitet werden soll. Das gegenwärtig im deutschen Handel vorhandene und in ausgehöhlten Kürbissen versendete Gift wird fast ausschließlich durch Vermittlung der Missionäre beschafft; die Bereitung scheint noch immer geheim gehalten zu werden. Viel genauer ist man dagegen über seine Zusammensetzung und Wirkung unterrichtet, wenngleich bekannt werden muß, daß die im Handel vorhandenen Stoffe dieses Namens namentlich in Bezug auf die Stärke oft wesentliche Verschiedenheiten bieten. Im Aussehen gleicht es vollkommen dem Urari, es ist ein braunes, in Wasser lösliches Extrakt. Sein Hauptbestandtheil ist nach den Analysen von Boussingault und Roulin das krystallinische Alkaloïd Curarin ($C_{19}H_{15}N$), ein farbloser, nicht flüchtiger (obwohl sauerstofffreier), sehr bitter schmeckender, leicht feuchtwerdender Stoff, der in Wasser und Alkohol löslich ist und dadurch erkannt werden kann, daß er mit reiner Schwefelsäure eine tief blaue Farbe annimmt, durch Salpetersäure purpurroth, durch chromsaures Kali und Schwefelsäure dagegen violett gefärbt wird. In seiner Wirkung auf den Organismus zeigt sich das Curarin um zwanzigmal stärker als das Curare. Um die Erforschung der physiologischen Wirkung unseres Giftes haben sich besonders Bidder und Kölliker Verdienste erworben. Der Fundamentalversuch ist folgender: Bindet man einem Frosch mittelst eines um die ganze Extremität geschnürten Fadens ein Bein ab, so daß nach dem Ende desselben keine Körperflüssigkeiten mehr gelangen können, und vergiftet man das Thier sodann durch Einspritzen einer kleinen Menge der Curarelösung, so ist dasselbe alsbald in allen Theilen, mit Ausnahme der außerhalb der Cirkulation des Blutes stehenden abgeschnürten Extremität gelähmt, das Herz schlägt noch fort, jedoch langsamer, einfach deshalb, weil auch die Muskeln, die als Beweger des Brustkorbs die Athmung veranlassen, gelähmt wurden und dadurch die Sauerstoffzufuhr mangelhaft wird. Legt man jetzt die Muskeln nebst den dazu gehörigen Nerven bloß, so zeigt sich, daß bei elektrischer Reizung der Nerven keine Zuckung eintritt, wohl aber wenn die Pole auf den Muskel selbst gesetzt werden. Wir schließen hieraus, daß das Gift nur die Nerven, nicht aber die Muskeln tödte. Merkwürdigerweise erstreckt sich die Vergiftung aber nur auf diejenigen Nerven, welche die unter dem Einflusse des Willens stehenden Muskeln versorgen, nicht aber auf die sogenannten unwillkürlichen Muskelnerven und auf die für die Empfindung; es ist deshalb anzunehmen, daß die Thiere, welche durch den Einfluß des Giftes regungslos gemacht wurden, bei Reizung nicht etwa aus dem Grunde Schmerzensäußerung (Bewegung, Schreien) unterlassen, weil sie die Reizung nicht empfunden hätten, sondern einfach deshalb, weil sie durch den eigenthümlichen Zustand, in welchen ihre Muskeln versetzt wurden, nicht im Stande sind, den Schmerz auf die genannte Weise zu erkennen zu

Digitized by Google

geben. In der That haben nun auch Kranke, bei denen das Mittel medicinisch zur Verwendung kam, die Angabe gemacht, daß sie in dem ohnmachtähnlichen Zustande, in welchen sie durch dasselbe versetzt worden waren, alles wahrgenommen hätten, was um sie vorgegangen, daß sie aber nicht im Stande gewesen seien, ihrer Umgebung eine Mittheilung davon zu machen. Es ist dies also das genaue Gegentheil von dem Zustande, welcher durch die kombinirte Anwendung von Chloroform und Morphium (vergl. S. 45) erzeugt wird. Es lag nahe, die ungemein erschlaffende Wirkung des Curare auf das Nerven- und Muskelsystem in Zuständen zu benutzen, wobei letzteres sich in einer abnormen Reizung, d. h. entweder in beständiger Zusammenziehung (Starrkrampf, Tetanus, Trismus) oder in konvulsiver Erregung, wie in manchen Krampfformen, namentlich aber auch in der Epilepsie befindet, und in der That hat sich in einer Reihe von Fällen das Mittel vollkommen bewährt. — Wird das Gift in nicht zu bedeutender Menge durch subkutane Injektion in den Körper gebracht, also direkt den Körpersäften beigemengt, so verschwindet nach einiger Zeit seine Wirkung, indem es durch den Harn ausgeschieden wird. Der ausgeschiedene Harn kann seinerseits dieselbe giftige Wirkung zeigen wie die Lösung des Curare. Bei Einverleibung durch den Mund äußert das Curare nur geringe giftige Wirkung, und dies hat nach Lussana in Parma seinen Grund hauptsächlich darin, daß das Curarin, ehe es ins Körperblut gelangen kann, bereits durch die Leber (Galle) aus der Cirkulation ausgeschieden wird. Außer der direkten chemischen Nachweisung des Curare in der Galle stützt er diese Angabe noch auf die hochinteressante Beobachtung, daß nach Einspritzung einer sonst tödtlich wirkenden Menge des Giftes in die zunächst nach der Leber führenden Blutgefäße keine Vergiftungserscheinungen eintreten, zum Beweis, daß beim Durchgang des gifthaltigen Blutes durch die Leber letzteres von dem Curare befreit wurde. — Es sei endlich hier noch angeführt, daß es gelungen ist, Frösche nach der Vergiftung mit Curare in einem scheintodten Zustande 16 Tage lang zu erhalten. Die Blutbewegung war dabei ungestört und konnte mittelst des Mikrostops auch an der Schwimmhaut nachgewiesen werden; nach dieser Zeit stellten sich allmählich wieder Bewegungen ein und die Thiere erholten sich vollständig. Das Gift war während dieser Zeit im Harn nachweisbar. Unstreitig ist dieses eigenthümliche Verhalten dadurch zu erklären, daß beim Frosch die Athmung durch die Haut eine ziemlich bedeutende ist; bei Warmblütern, die nur auf die Lungenathmung angewiesen sind, fehlt es alsbald nach der Vergiftung an genügendem Sauerstoffgehalt des Blutes und die Thiere gehen deshalb durch Erstickung zu Grunde. Leitet man jedoch durch rhythmisches Einblasen von Luft künstliche Athmung ein, so gelingt es in der That, die Herzbewegung, sowie die Funktion der nicht vom Willen abhängigen Muskeln lange Zeit unverändert zu erhalten, und die genauen Kenntnisse, welche man jetzt über die Blutbewegung, den Blutdruck ꝛc. gewonnen hat, sind zum großen Theile durch die vielfache Verwendung des Curare in den physiologischen Laboratorien ermöglicht worden.

Dr. Otto Barth.

Neue Bücher.

Rückenmarksnerven, Anatomie derselben, von Rüdinger. II. Abth. Stuttgart, Cotta.

Zähne, Pathologie derselben, von C. Wedl. Leipzig, Felix.

Volkswirthschaft.

Kolonien und Flottenstationen. Die Engländer haben in Folge der Seeherrschaft, welche sie zuletzt unter den atlantischen Völkern Europa's an sich rissen, so viel Kolonien zu sich genommen, daß sie nun übersättigt sind, und eher von sich geben als noch mehr verschlucken möchten. Diese Stimmung ist mit der Freihandelslehre und den volkswirthschaftlichen Principien überhaupt zu uns herübergedrungen, so daß eine eigentliche Schwärmerei für Kolonialbesitz auch in Deutschland nicht mehr aufkommen kann. Das hat sich klärlich gezeigt schon nach den Ereignissen von 1866, welche in Norddeutschland wenigstens den nationalen Machttrieb entfesselten, und wiederum während des gegenwärtigen Krieges, dessen wunderbare Erfolge jedem im

Digitized by Google

Schooße der Nation lebenden Expansivdrange zu neuem Anstoß gereichten. Die nach Kolonien verlangenden Stimmen sind außerordentlich vereinzelt geblieben.

Indessen fehlt es in England selbst nicht an einer gewissen Reaktion gegen die vorwaltende Ansicht von Kolonialherrschaft, und diese thut man wohl, nicht zu übersehen, im Interesse einer reifen und umsichtigen Entscheidung der Frage für uns selbst. Sie richtet sich vornehmlich gegen die absolute Geltung der Freihandelsidee, angewandt auf tropisch-halbbarbarische Besitzungen. Das Buch von Money „How to manage a colony", in welchem das niederländische Kulturssystem auf Java der britischen Politik als Muster aufgestellt wird, ist bekannt. Aber minder beachtet ist bis jetzt die gewichtige Unterstützung, welche Money's Urtheil jüngst durch den berühmten Naturforscher Alfred Russell Wallace, Darwin's Genossen in der Begründung und Vertretung der Lehre von der Veränderlichkeit der Arten, in seinem vortrefflichen Buche über den Malayischen Archipel erhalten hat. Er sagt, er könne den hauptsächlichen Thatsachen und Schlüssen Money's nur beipflichten, und betrachte das niederländische System als das beste, das eine europäische Nation in der Behandlung eines betriebsamen, aber halbbarbarischen Volkes zur Anwendung bringen könne. Es sei nicht allein auf Java, sondern auch im nördlichen Theil der Insel Celebes in Uebung, wo ein Volk von weit geringerem Civilisationsgrade sich ebenso wohl dabei befinde. Kurz gefaßt besteht das System darin, daß man die vorgefundene Beherrschung und Ausbeutung der Eingebornen durch ihre Häuptlinge fortgelten läßt, um sich mit diesen in den Ertrag der Arbeit ihrer Hörigen zu theilen, wenn auch mit mildernder Einwirkung auf die gröbsten vorkommenden Härten und Ungerechtigkeiten. Wallace meint, wenn an die Stelle dieser gemilderten Sklaverei einfach der Freihandel trete, so kämen noch schlimmere Einflüsse zur Geltung. Dann halte der europäische Händler, der die träge Natur des Tropenbewohners kenne, ihm Branntwein und Opium vor Augen, um ihn zu außerordentlichen Anstrengungen zu stacheln, oder mache ihn thatsächlich zu seinem Sklaven, indem er ihm Vorschüsse gebe. Da sei es denn doch noch besser, den Regierungsdespotismus in der verständigen Form festzuhalten, welchen die Niederländer ihm zu geben verstanden hätten, — zum Vortheil des enorm zunehmenden und im Durchschnitt glücklich lebenden javanischen Volks, wie zu ihrem eigenen Vortheil (?). Noch zuversichtlicher spricht Wallace von den Wirkungen des Systems auf die Residentschaft Menado (Minahassa), die nordöstliche Spitze der so seltsam geformten Insel Celebes. „Das Volk daselbst ist jetzt", sagt er, „das gewerbfleißigste, friedfertigste und civilisirteste des ganzen Archipels. Die Leute gehen am besten gekleidet, besitzen die besten Häuser, genießen die beste Nahrung und sind am besten erzogen; sie haben eine höhere sociale Stufe betreten. Ich glaube, es gibt nirgend anderswo ein Beispiel von so schlagenden Erfolgen nach so kurzer Zeit —, Erfolgen, welche lediglich dem Regierungssystem zuzuschreiben sind, welches jetzt (in Celebes seit 1822) von den Niederländern in ihren östlichen Besitzungen eingeführt ist. Man könnte dies System als patriarchalischen Despotismus bezeichnen. Nun lieben wir Engländer keinen Despotismus; wir hassen den Namen und die Sache; und wir würden ein Volk lieber unwissend, faul und lasterhaft sehen, denn andere als moralische Mächte anwenden, um es weise, fleißig und gut zu machen. Und wir sind im Rechte, wenn wir es mit Menschen unserer eigenen Rasse zu thun haben, mit Menschen welche sich in ähnlichen Vorstellungskreisen wie wir bewegen und den unsrigen gleiche Fähigkeiten besitzen. Beispiel und Lehre, die Macht der öffentlichen Meinung und die langsame, aber sichere Ausbreitung der Erziehung wird alles mit der Zeit vollbringen, ohne daß man jene bittern Gefühle zu erregen brauchte oder jene Servilität, jene Heuchelei und jenes Abhängigkeitsgefühl herausbilden müßte, welche die sicheren Folgen eines despotischen Regiments sind. Aber was würden wir wohl von einem Manne denken, welcher diese Principien der vollkommenen Freiheit für die Familie oder für die Schule in Anspruch nehmen wollte? Wir würden sagen, er wende ein gutes allgemeines Princip auf einen Fall an, in welchem die Verhältnisse es unanwendbar machen, — den Fall, in welchem die zu leitenden Wesen sich in einem gegebenen Stadium geistiger Inferiorität denjenigen gegenüber befinden, welche sie leiten, so daß sie ganz unfähig sind zu entscheiden, was für ihre dauernde Wohlfahrt am besten sei. Kinder müssen bis zu einem gewissen Grade der Autorität und der Führung unterworfen werden; und wenn man diese der Sache gemäß handhabt, so werden sie sich mit frohem Muthe unterordnen, weil sie ihre eigene Inferiorität kennen, und daran glauben, daß die Eltern lediglich zu ihrem, der Kinder Besten handeln." Wallace

Digitized by Google

findet aber nicht etwa bloß eine Analogie, sondern in mancher Hinsicht Identität zwischen den Beziehungen von Kindern zu ihren Eltern und denen halbwilder Rassen zu ihren civilisirten Beherrschern. Aus der Okkupation des Landes und der Unterwerfung des Volks ergebe sich das Weitere von selbst. Der Eingeborne ermangle der Freizügigkeit; er müsse den geernteten Kaffee für noch nicht die Hälfte des Preises verkaufen, welchen ihm der Kaufmann des nächsten Orts dafür bezahlen würde. Aber die Freizügigkeit habe ohnehin kaum jemals zu seinen Grundrechten gehört und besitze für ihn jedenfalls keinen hohen wirthschaftlichen Werth. Daß er aber überhaupt Kaffee verkaufen könne, danke er lediglich der Regierung, welche zur Anlage der Pflanzungen das Kapital vorgeschossen und ihn in dem Bau dieses kostbaren Erzeugnisses habe unterweisen lassen. Das Monopol auf den Kauf des Kaffees stehe an der Stelle der sonst zu erhebenden Zinsen und Steuern. „Der Freihandel würde zunächst die Einfuhr ganzer Schiffsladungen von Arrak zur Folge haben, die über das Land verbreitet und gegen Kaffee ausgetauscht würden; Trunksucht und Armuth würden um sich greifen, die öffentlichen Kaffee-Plantagen nicht besorgt werden, die Menge wie die Güte des erzeugten Kaffees sinken, Händler und Schiffer reich werden, aber die Masse des Volks in Barbarei zurückfallen." Der Verfasser beruft sich auf das Zeugniß aller Ortskundigen, daß dies unabänderlich die Folge des Freihandels bei wilden Stämmen sei, welche irgend ein werthvolles Produkt besitzen, sei es natürlich gezogen oder künstlich eingeführt. Das große Gesetz der Kontinuität oder stetig-allmählichen Entwicklung greife vor Allem Platz bei dem menschlichen Fortschritt. „Es gibt gewisse Stadien, welche die Gesellschaft auf ihrem vordringenden Marsche von der Barbarei zur Civilisation durchlaufen muß. Eins dieser Stadien ist stets irgend eine Form des Despotismus gewesen, wie z. B. das Lehnswesen oder die Hörigkeit oder ein patriarchalisch-absolutes Regiment; und wir haben allen Grund zu glauben, daß es der Menschheit nicht möglich ist, über diese Uebergangsstufe hinauszuspringen und von reiner Wildheit sofort in einen Zustand der Freiheit und Gesittung zu gelangen. Das niederländische System ist ein Versuch, dieses fehlende Glied darzubieten und unterworfene halbrohe Völker in regelmäßigem Vorschreiten zu jener höheren Civilisation zu führen, welche wir Engländer ihnen unvermittelt aufdrängen. Unser System hat stets nur Mißerfolge geliefert. Wir demoralisiren und wir vernichten, aber wir civilisiren nicht in Wirklichkeit. Ob das niederländische System auf die Dauer von Erfolgen begleitet sein wird, erscheint sehr fraglich, da es vielleicht unmöglich ist, die Arbeit eines Jahrtausends in ein Jahrhundert zusammenzudrängen; aber auf alle Fälle nimmt es die Natur zum Führer, und kann daher mehr Erfolg erwarten und wird wahrscheinlich auch mehr Erfolg haben als das unsrige."

Der englische Naturforscher ist, wie man sieht, obwohl es sich für ihn hier eigentlich um eine Abschweifung handelt, seinem Gegenstande einigermaßen auf den Grund gegangen und hat die tiefsten, kritischsten Fragen der modernen Civilisation berührt, über die man aus der in unserem philologischen Volke üblichen pedantischen Betrachtung des antiken Kolonialwesens nicht viel praktische Weisheit schöpfen kann. Auch er indessen läßt es dahingestellt, ob das niederländische sogenannte Kultursystem ein allgemeiner anwendbares, sicheres Mittel ist, die verhängnißvollen Wirkungen des Kontakts mit europäisch-amerikanischer Bildung für wildere Völker abzuschwächen oder ganz zu verhüten. Dagegen setzt er zu sehr außer Augen, wie dieses System sich vom Standpunkt der betheiligten europäischen Nation ausnimmt; und das ist die tödtliche Schwäche seiner wie Money's Argumentation. Wenn Wallace ganz beiläufig einmal erwähnt, das System sei für die Niederlande selbst vortheilhaft, so geschieht es sichtlich, als erinnerte er an einen allseitig zugestandenen Gemeinplatz, und verräth, daß ihn sein Nachdenken auf diese Seite der Sache gar nicht geführt hat. Deshalb unterläßt er auch anzuführen, daß in Niederländisch-Ostindien das innere Monopol durch ein auswärtiges ergänzt wird, durch das Vorrecht der niederländischen Flagge auf die Ausfuhr der kolonialen Erzeugnisse und die Versorgung der Kolonien mit europäischen Waaren, während die Engländer ihrer Freihandelsidee nach allen Richtungen hin treugeblieben sind, und die möglicher Weise ungünstigeren Wirkungen derselben auf das beherrschte wilde oder halbgesittete Volk für sich selber ausgleichen durch entsprechend günstigere Folgen. Monopolisirende Kolonialwirthschaft hat die Niederländer ähnlich, wenn auch bei ihrer höhern Kulturstufe nicht in gleichem Grade wie Spanier und Portugiesen entnervt. Es ist kurzsichtig und einseitig, den Werth eines kolonialen Regierungssystems nur, wie Wallace für das herrschende Volk zu thun scheint, nach den Rimessen zu

Digitized by Google

schätzen, welche es in die Heimat liefert. Allzu leicht erworbener, vollends durch Ausbeutung von Mitgeschöpfen erworbener Reichthum hat seine Gefahren für die Erhaltung der individuellen wie der nationalen Kraft. Daher vermindert die Zulassung aller Nationen zum Kolonialverkehr, wie sie die englische Politik neuerdings mit sich bringt, aber noch keine andere, die Bedenklichkeit des Kolonialbesitzes. Ob sie dieselbe ganz aufhebt, dürfte zweifelhafter sein.

Denn wozu im Grunde erwirbt man Kolonien, seitdem und insofern die alte Benutzungsweise derselben aufhören soll, die exklusive monopolistische Ausbeutung? So ziemlich alle heute bestehenden Kolonien sind erworben worden, als dies System noch galt. Wo es ernstlich erschüttert ist, wie in England, da hat sich alsbald auch eine ausgeprägte Neigung eingestellt, die Kolonien nach und nach wieder abzuschütteln. Wird doch nun die politisch-militärische und finanzielle Last, welche sie dem Mutterlande aufzuerlegen pflegen, die Gefahr weiterer Verwicklungen, die sie ewig über seinem Haupte schwebend erhalten, nicht länger durch werthvolle Aequivalente aufgewogen. Der bloße, unfruchtbare Besitz däucht höchstens einem so verkehrt denkenden und empfindenden Volke, wie die Franzosen in politischer Beziehung neuerdings geworden waren, der Mühe werth zu sein. Unternehmende Landsleute aber oder ausgestoßene verlorene Söhne finden nachgrade für die Gründung einer neuen Existenz wohlregierte Plätze in fremden Welttheilen genug, um auch nicht deswegen den Luxus eigener Kolonien nöthig zu machen. Die durchschnittlich auf dem Erdball herrschende öffentliche Sicherheit und der wundervolle Aufschwung des Verkehrswesens erlauben jetzt, an die Stelle der nationalen Kolonisationsmethode die individuelle zu setzen, welche sich in jedem Betracht mit den Ideen und den Interessen der Gegenwart besser verträgt, insbesondere mit dem politischen Weltprogramm, das die Zukunft für sich hat: Frieden und Freiheit. Die Auswanderung, mit anderen Worten, ist die Kolonisation des neunzehnten Jahrhunderts.

Nun ist aber an entscheidenden Stellen, in Eingaben an den Bundeskanzler Grafen Bismarck und an den Norddeutschen Reichstag ein Projekt aufgetaucht, welches die Einen kurzweg unter das nämliche Verdammungsurtheil mit den Kolonien werfen, während die Andern behaupten, es werde von demselben durchaus nicht betroffen: die Erwerbung Saigons, der Hauptstadt von Französisch-Cochinchina, als deutsche Flottenstation. Dies ladet zu einer Erörterung der Frage ein, wie sich sogenannte Flottenstationen zu den Kolonien verhalten. Was sind überhaupt Flottenstationen? Antwort: wohlausgestattete, bequem und sicher zugängliche Hafenplätze in wichtigen Gewässern, bestimmt um der Kriegsmarine als Stützpunkt, Zufluchtsort und Reparaturwerkstätte bei der Verfolgung ihrer Operationen zu dienen. England hat deren eine ziemliche Zahl, von denen vorzugsweise etwa zu nennen wären Helgoland, Gibraltar, Malta, Aden, St. Helena und Honglong. Die erstgenannte Insel hat bei der Nähe der britischen Häfen weiter keinen Werth als den eventuellen, daß man von ihr aus einmal ein wenig leichter als ohne solchen Halt die deutschen Nordseehäfen blokiren oder Angriffe auf dieselben vorbereiten könnte. Eben deshalb aber muß ihre Behauptung durch England uns Deutschen einigermaßen zum Aergerniß gereichen, und so hat es wohl die Wahrscheinlichkeit für sich, daß man uns bei guter Gelegenheit eines Tags Helgoland für irgend einen billigen kleinen Gegendienst herausgeben wird. Ob den Spaniern derselbe Gefallen in Betreff Gibraltars erwiesen werden wird, steht weniger wegen des ziemlich zweifelhaften maritim-militärischen Werthes dieser Felsenveste als wegen der Spanier selbst dahin. Die übrigen genannten Plätze hingegen dürfte England jedenfalls noch auf unabsehbare Zeit festhalten. Sie haben einen gewissen allgemeinen Werth als Plätze inmitten einer größern, vielbefahrenen Meeresfläche, wo ein Schiff seine Vorräthe auffüllen, Schäden bessern, Nachrichten einholen kann; dieser Werth ist besonders groß für den britischen Verkehr vermöge der von demselben eingeschlagenen Hauptrichtung; und keine andere europäisch-civilisirte Nation erhebt auf sie Anspruch, kein umgebendes wirres oder halbwirres Gebiet droht weitergehende Eroberung und Beherrschung nothwendig zu machen. Daher hat man auch nie vernommen, daß auf diese Flottenstationen, ungeachtet sie viel kosten und wenig einbringen (d. h. direkt), die Bereitwilligkeit zur Preisgebung angewendet worden wäre, mit welcher die englischen Blätter und Staatsmänner lästig fallenden kolonialen Ansprüchen gegenüber allemal sofort bei der Hand sind. Aden und Hongkong sind sogar erst innerhalb des Gedächtnisses der Lebenden frisch okkupirt worden. Flottenstationen gelten in England augenscheinlich noch nicht für so gänzlich veraltet wie eigentliche Kolonien mit dem unterscheidenden

Digitized by Google

Merkmal der Staatsbildung auf einem größern, von untergeordneten Rassen bewohnten, produktenreichen und handelversprechenden Gebiet.

An diese summarisch-allgemeine Beantwortung der aufgeworfenen Frage aus der Erfahrung knüpft sich im vorliegenden Falle von selbst die weitere, ob Deutschland im östlichen Asien einer Marinestation bedürftig sei. Die Gegner der empfohlenen Erwerbung von Saigon verneinen es hauptsächlich mit dem Hinweis auf die Amerikaner. Allein die Amerikaner, sagen die Träger und Freunde des Plans, haben ja auf der andern Seite des Stillen Meeres San Francisco und können unterwegs diese oder jene Inselgruppe anlaufen, welche beinahe die gleichen Dienste thut. Dagegen ist Deutschland von jenen Gewässern fast durch die denkbar weiteste irdische Entfernung geschieden. Ein sehr bedeutender Theil unserer größten Kauffahrteischiffe aber ist in der dortigen Frachtfahrt beschäftigt, dergestalt daß sie oft Jahre lang die Heimat nicht zu sehen bekommen; und ihnen lauern die südchinesischen Piraten auf, eine Lokalplage welcher alle Anstrengungen der interessirten Nationen bisher noch nicht Herr zu werden vermocht haben. Es muß also auch unsererseits ernstlicher auf ihre Ausrottung hingearbeitet werden, wozu die ständige Stationirung einer größern Zahl von flachgehenden Kriegsdampfern unumgänglich erscheint. Für diese aber lediglich auf fremde Häfen angewiesen zu sein, ist weder besonders wohlfeil, noch immer ganz sicher. Mit Saigon würden wir einen bereits vollkommen ausgerüsteten Hafen übernehmen, dessen laufende Kosten, wo nicht durch die Abgaben des Waarenverkehrs, so doch durch die Ersparnisse der Kriegsschiffe fast oder gänzlich gedeckt werden würden. Wir wären dann auch jeden Augenblick, ohne den Zeitverlust einer Expedition von Europa her im Stande, einer widerwilligen einheimischen Gewalt in jenen buntbevölkerten Gegenden durch Entfaltung einer überallhin transportabeln Macht zu imponiren; und schon die Besitzergreifung, die Aufpflanzung der schwarzweißrothen deutschen Flagge in Saigon würde weithin im Umkreise diese für unsre Kaufleute und Schiffer so zuträgliche Wirkung äußern.

Ist aber Saigon ein geeigneter Platz für eine Flottenstation? Werden wir nicht mit einer gewissen verhängnißvollen Nothwendigkeit in eine weitaussehende opferreiche Kolonialpolitik verwickelt werden, wenn wir uns Französisch-Cochinchina im Friedensschluß mit abtreten lassen?

Die Verhandlung im Reichstag hat über diese eigentlich entscheidenden Fragen nur geringes Licht verbreitet, da es der Nationalvertretung überhaupt noch so gut wie ganz an Leuten fehlt, welche es sich angelegen sein lassen, die deutsch-auswärtigen Interessen aller Art an der Quelle zu studiren und fortlaufend mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu verfolgen. Dies ist in gründlicher verfahrenden Kreisen sofort empfunden worden; die Geographische Gesellschaft zu Berlin hat deshalb einen besondern Ausschuß niedergesetzt, um die Frage der klimatischen Gesundheit Saigons zu prüfen*), und das Organ des Deutschen Nautischen Vereins, die in Hamburg erscheinende „Hansa" veröffentlicht eigens eingezogne Gutachten von Schiffsführern, welche in jenen Gewässern zu Hause sind. Da die Gesundheitsfrage ohne Zweifel von maßgebender Bedeutung ist, so werde hier kurz angeführt, was diese ortskundigen Männer darüber aussagen. Kapitän Polack bemerkt: „Wenn die Stadt Saigon auch jetzt auf ungefähr 2 Meilen in der Runde ziemlich frei von Krankheiten ist, so herrscht unter den Europäern im Innern doch starker Typhus, Cholera und namentlich Dysenterie und Sonnenstich. Das krankhafte Aussehen des Militärs, das in der Stärke von 4—6000 Mann die inländische Grenze der Kolonie zu bewachen hat, ist mir immer aufgefallen". Diese inländische Grenze würde Deutschland nichts angehen, wenn es von der ganzen Kolonie nur eine Flottenstation zurückbehalten, das übrige Land den Eingebornen allein überlassen will; und die leidlich gesunden 2 Meilen um die Stadt Saigon herum sind grade, worauf es uns ankommt. Ein anderer Auskunftgeber der „Hansa", Kapitän Schück, spricht sich folgendermaßen aus: „Bei seiner Eroberung durch die Franzosen soll Saigon eine wahre Pesthöhle gewesen sein; da aber ein großer Theil der Einwohner flüchtete, deren Hütten gleich abgebrochen wurden, kam bald gesundere Luft. Schon der erste Statthalter ließ einen Plan entwerfen, nach welchem die Stadt um- und neugebaut, mit Straßen und Kanälen versehen wurde und wird. Er ist allerdings auf eine zehn- bis zwanzigfach größere Einwohnerzahl berechnet, als jetzt da ist und je kommen wird, doch trägt weiteres Auseinanderwohnen viel zur Gesundheit und Annehmlichkeit bei, Bäume und

*) Der Ausschuß der Geographischen Gesellschaft hat sich inzwischen auf das Entschiedenste für den Erwerb Saigons ausgesprochen. Eine hierauf bezügliche Druckschrift soll an die den Ausschlag gebenden Persönlichkeiten in Versailles und Berlin behändigt werden. D. Red.

Digitized by Google

kleine Gärten vor und bei den Häusern sind häufig. Wenn die Komtore nicht zu ebener Erde lägen, sondern die bewohnten Zimmer sämmtlich einige Fuß über dem Erdboden ständen, würden noch weniger Fieber herrschen. Auch ist es nicht gar so schlimm; in den drei Malen, daß ich 1861 und 1862 mit meinem Schiffe dort war, also ziemlich im Anfang, habe ich keine Kranke gehabt, ebenso wenig später. Wer zum Wechselfieber geneigt ist, bekommt es in den Tropen, besonders bei Alluvialgrund leichter als anderswo, und wenn man bedenkt, wie viele Leute mit schon untergrabener Gesundheit dahin gehen, wie unregelmäßig ein großer Theil der jungen Männer dort lebt, so wird die Schuld des Klimas an Todes- und Krankheitsfällen bedeutend verringert". Diese im wesentlichen übereinstimmenden beiden Aussagen stehen um so weniger im Verdacht der Schönfärberei, als ihre Verfasser keineswegs für die Absicht der Erwerbung Saigons eingenommen sind. Der Erstgenannte geht dabei freilich von der Voraussetzung aus, man wolle die ganze Kolonie als solche festhalten; der Andere hat nichts gegen eine Flottenstation, zieht aber die Insel Pulo Condor südlich von Saigon und der Mündung des Mechong oder die zu Kambodscha gehörende Insel Koh Tron im Golf von Siam östlich von Cochinchina vor, ohne diese seine Ansicht näher zu begründen.

Saigon liegt allerdings nicht unmittelbar am Meere, und das erschwert unfraglich seine Isolirung von dem umgebenden Lande, welches nicht weiter als durchaus nöthig okkupirt werden soll. Seine Zugänglichkeit für Seeschiffe beeinträchtigt es nicht, denn, sagt Kapitän Polack, „als Flottenstation ist es hinsichtlich des tiefen und gefahrlosen Fahrwassers unübertrefflich, sehr leicht zu befestigen und zu vertheidigen oder bei irgend welcher Befestigung für feindliche Kriegsschiffe uneinnehmbar zu machen". Die Kapitäne der hauptsächlich in Ostasien fahrenden Rhedereifirma Rickmers in Bremerhafen, von deren jüngerem Theilnehmer Herrn Peter Rickmers die deutsche Agitation für Saigon hauptsächlich ausgegangen ist, segeln den Fluß bis nach Saigon ohne Lootsen hinauf und herunter, sobald sie ihn einmal befahren haben. Ueber die Zurichtung des Platzes für Handelszwecke sagt Kapitän Schlick: „So kurze Zeit der Ort besteht, so kann doch jeder geringere Schaden an Schiffen durch Privatunternehmer ausgebessert werden; zu größeren Reparaturen leiht gewöhnlich die Regierung sehr bereitwillig ihre Hilfe, und auch das Schwimmdock, welches der Staat und die kaiserliche Dampfschifffahrtsgesellschaft in Gemeinschaft besitzen sollen, ist dem Privatgebrauch offen. Wohl nirgends in Ostindien sind verhältnißmäßig so viel europäische Handwerker wie hier".

Die Gegner des Projekts machen sich große Sorge darüber, was im Fall eines neuen Krieges aus Saigon werden würde. Das sind jedoch ziemlich müßige Spekulationen. Auf den Krieg hin pflegt man Friedensanordnungen nicht zu treffen, und wenn das große allgemeine Uebel des Kriegs wieder einmal über uns kommt, werden wir auch mit dem besondern kleinen Geschick fertig werden, welchem es eine entlegene Kolonie unterwerfen mag. Will man übrigens davon sprechen, so vergesse man auch nicht, was auf der guten Seite der Rechnung steht: die vorläufige Wegnahme des Stützpunkts, von welchem aus französische Kriegsschiffe unsere Kauffahrer in jenen Meeren wiederholentlich, zur Zeit der Luxemburger Frage und jetzt, arg behelligt haben.

Für Friedenszeiten schreiben alle Sachverständigen Saigon als Handelsplatz eine glänzende Zukunft zu. Das kommt dem Projekt seiner Erwerbung zu Hilfe, sofern es die Erhaltungskosten der Station durch zunehmende Verkehrsabgaben u. dgl. — selbst wenn es gleich Singapur zum Freihafen erklärt würde — herabdrücken oder sogar übersteigen wird. Auch wird es dazu dienen, den Aufenthalt der deutschen Schiffsbesatzungen und Hafenbediensteten annehmlicher zu gestalten; sowie es den deutschen Kaufleuten, welche die Franzosen in ihrer blinden Wuth nachträglich jetzt auch von dort noch ausgetrieben haben, zur Entschädigung für die erlittenen schweren Verluste gereichen mag. Aber an sich hat es mit dem nationalen Zwecke der Erwerbung nichts zu thun. Falls es zu derselben kommen sollte, wäre es Pflicht, den ältern wie allen zukünftigen freiwilligen Ansiedlern keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie in dem Verkehr mit den Eingebornen des nichtbesetzten Hauptgebiets der jetzigen französischen Kolonie ihre eigne Haut zu Markte tragen müssen und nicht etwa auf den Schutz der vaterländischen Flagge hin straflos sündigen dürfen. Die Franzosen haben sich durch die leere Sucht nach mehr und immer mehr Quadratmeilen verleiten lassen, verbrecherische Uebergriffe ihrer Agenten und Truppenführer, namentlich auch solche die dem klassischen Vorgang des Raubes der Sabinerinnen nachgebildet waren, eher zu begünstigen als streng und nachsichtslos hintanzuhalten. So

Digitized by Google

mußte die Grenze immer weiter ins Innere vorgeschoben, ein Fort nach dem andern angelegt und folglich die Besatzung der Kolonie wie ihre Kosten unaufhörlich erhöht werden, bis es ihnen selbst zu viel zu werden anfing. Seitdem knüpften sie Unterhandlungen zu dem Zwecke an, den Anamiten ein Stück Gebiet zurückzugeben; aber bis jetzt erfolglos. Gleichwohl haben die Kolonialausgaben im Jahre 1868, wie der norddeutsche Konsul seiner Zeit berichtet hat, nicht unerheblich verringert werden können. Auch das spricht dafür, daß die Kosten einer Flottenstation in dem aufblühenden Handelsplatz Saigon keines Aufhebens werth sein würden. Inzwischen würden wir mit den bisher französischen Cochinchinesen ein neues, drittes, weder dem englischen noch dem niederländischen System entsprechendes Experiment machen. Wir würden sie einfach ihrer eignen Entwicklungsfähigkeit überlassen, ohne durch gewaltsame Einmischung und Herrschaft eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die jeder anwendbaren Methode leicht zu schwer befunden werden möchte, und nur in dem Verkehr mit ihnen einerseits unsre eignen Interessen kräftig wahren, andererseits ihnen gegenüber die Principien der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche unsrer Gesittung gemäß sind, auch niemals außer Augen setzen. A. Lammers.

Nekrolog.

Seuffert, G. K. von, Dr. jur., Handels-Appellationsgerichtspräsident, bekannt durch seine Thätigkeit im Gebiete des Handelsrechts, † am 26. December in Nürnberg.

Wilson, George, der seiner Zeit vielgenannte Präsident der ehemaligen Liga zur Bekämpfung der Getreidezölle, † Ende December auf der Reise von Manchester nach Liverpool. Auch nachdem die genannte Liga 1846 ihren Zweck erreicht hatte und mehre Versuche der Schutzzöllner zur Wiedereinführung der alten Kornzesetze gescheitert waren, machte Wilson sich noch auf verschiedenen Gebieten politischer Reform verdient, und erst vor wenigen Jahren nahm er die Präsidentschaft der neugegründeten Reform-Union an, welche er bis zu seinem Tode inne hatte.

Neue Bücher.

Elsaß und Lothringen. Eine volkswirthschaftliche Studie, von G. Meyer. Bielefeld, Thiele.

Prämien-Anleihen, europäische, der gegenwärtige und zukünftige Werth derselben. Von F. W. Howe. 3. Thl. Berlin, Mittler.

Landwirthschaft.

Wiesenbau. I. Seitdem Petersens geniales System der Drain-Bewässerung*) allgemeiner bekannt geworden, hat sich in den Kreisen der Wiesenbautechniker ein, in der jüngsten Zeit mit größerer Lebhaftigkeit geführter Streit mit den Losungsworten: hie Vincent, hie Petersen entwickelt. Die Anhänger des Ersteren, welcher sich seiner Zeit selbst den Ehrentitel „Vater des rationellen Wiesenbaus“ gegeben hatte, wollen als eigentlichen Kunst- oder rationellen Bau nur das System der Berieselung mittelst Beetbau anerkennen und bekämpfen die Petersensche Methode überhaupt. Die Anhänger des Letzteren begrüßen seine Erfindung als berufen, den Wiesenbau einer vollständigen Reform zu unterziehen, sind jedoch nicht so einseitig, in ihr allein das Heil zu erblicken. Sie erkennen den Wiesenbau überhaupt nur dann als einen rationellen an, wenn er den örtlichen Verhältnissen entspricht; sie stellen die hohen Vortheile des Rückenbaus unter entsprechenden klimatischen und Bodenverhältnissen nicht in Abrede, sie empfehlen ihn selbst da, wo er am Platze ist; sie verweisen aber auch auf diejenigen Oertlichkeiten, in welchen aus Mangel an Wasser oder wegen ungünstiger Terrainverhältnisse der Rückenbau entweder an sich unausführbar ist oder sich nicht völlig bewährt, und betrachten gerade für diese das Petersensche System als einen wahren Segen, welches hohe Erträge an Heu oder Gras da zu ernten gestattet, wo vordem nur kümmerlicher Graswuchs, oder nur Kunstfutterbau auf Feldern möglich war.

Wieder Andere sprechen die Meinung aus, daß die Wiese überhaupt in der modernen Landwirthschaft ihre Bedeutung verloren habe und allmählig dem eigentlichen Futterbau auf Feldern Platz machen müsse (s. Hamm in „Wesen und Ziele der Landwirthschaft“*). Unter den eigentlichen Landwirthen endlich gibt es auch heutigen Tages noch sehr viele, welche der Ansicht sind, daß die Wiese ihr Produkt quasi umsonst geben müsse, daß also jeder Kunstbau und höhere Ausgabe hier sich nicht lohne; sie [illegible]en die Wiesen-

*) Bergl. Ergänzungsbl. Bd. I, S. 756.

*) Bergl. Ergänzungsbl. Bd. II, S. 181.

Digitized by Google

gründe wie sie sind und sorgen höchstens für Reinhaltung derselben, alles Andere der gütigen Natur überlassend. Nicht selten wird sogar auch nicht einmal für einige Pflege gesorgt, und große Gründe zeigen auch heute noch das Bild vollster Vernachlässigung. In fast allen Ländern ist gegenüber schon erzielten Maximalerträgen das geerntete Durchschnittsquantum auf den Wiesen ein sehr klägliches.

Touſſaint in „Die landwirthschaftliche Kultur- und Kreditfrage" berechnet für Preußen mit 10,209,420 Morgen preuß. Wiesen den Durchschnittsertrag auf nur 10 Centner und weist nach, daß im Minimum 25 Ctnr., pro Jahr also 150 Mill. Ctnr. mehr oder 75 Mill. Thaler an Geldwerth ohne besondere Schwierigkeit zu erzielen wären. Oesterreich mit etwa 65 Mill. Morgen erntet nur 9 Ctnr., Bayern mit 5 Mill. Morgen 14 Ctnr., Baden im Durchschnitt auf 887,500 Morgen etwa 18 Ctnr., Sachsen 15 Ctnr. pro Morgen u. s. f. Herrmann in „Die Ernte im Königreich Bayern und in einigen andern Ländern" konnte sogar eine stetig steigende Abnahme der Wiesenerträge konstatiren, in einer Zeit, in welcher man in England mittelst Benutzung von Kloakenwasser schon bis 100 Centner Heu und darüber pro Morgen geerntet hat, und es auch in Deutschland nicht mehr an Beispielen von Erträgen bis zu 50 und 60, selbst 80 Ctnr. fehlt.

Bei der überwiegenden Bedeutung, welche in unseren Tagen die Futtererzeugung gewinnt, verdienen diese Thatsachen die allgemeinste Beachtung. Je mehr der Wohlstand steigt, je lebhafter Handel und Industrie sich entwickeln, um so größer wird der Begehr nach den Produkten der Viehzucht. England, in dieser Hinsicht obenan stehend, konsumirt pro Kopf der Bevölkerung schon über 130 Pfund Fleisch jährlich, Deutschland kommt kaum auf 80 Pfund und hatte noch vor wenigen Jahrzehnten erst ein Bedürfniß von 50 bis höchstens 60 Pfund, und in Spanien werden heute noch nur 20 bis 30 Pfd. verbraucht, während in London der Konsum schon bis 260 Pfd. und in Wien, Nürnberg, München, Augsburg weit über 150 Pfd. geht.

England, welches seinen fehlenden Bedarf an Getreide mittelst seiner Handelsflotte sich leicht beschaffen kann, bietet die größte Viehhaltung, pro 3—4 Morgen benutztes Areal schon 1 Stück sogenanntes Großvieh, und bedarf trotz dem noch einer, nach Hunderttausenden zählenden Einfuhr von Vieh aller Art; außerdem werden in nicht minder gewaltigen Mengen Butter, Käse, gesalzenes und gepökeltes Fleisch und Eier (über 500 Mill. Stück) importirt, auch ist wohl in Anschlag zu bringen, daß die Jagd und der Fischfang dort erstaunliche Mengen thierischer Nahrungsmittel liefern. Der Zollverein führte bis jetzt Getreide in ziemlich bedeutender Menge mehr aus wie ein, bedarf aber noch einer, etwa 30 Mill. Thaler an Werth betragenden Mehreinfuhr von Vieh; man kann hier bis jetzt im Durchschnitt nicht höher wie ein Stück Großvieh auf 7—8 Morgen Areal rechnen. Je mehr das Eisenbahnnetz in diejenigen Länder sich erstreckt, welche das Getreide billiger wie im Inland zu produciren vermögen —, Rußland, Oesterreich ꝛc., um so erschwerter wird dem deutschen Landwirth die Konkurrenz auf dem Getreidemarkt, um so mehr muß er sich bemühen, durch verstärkte Viehhaltung mehr Getreide wie bisher, und zwar auf kleinerer Fläche zu produciren, dagegen aber Futter- und Handelspflanzen in größerer Ausdehnung zu bauen. Die sinkenden, oder doch im Verhältniß zu anderen Produkten nur unmerklich mit Verringerung des Geldwerthes gestiegenen Preise für Getreide aller Art und die rapide Preissteigerung für thierische Produkte weisen gebieterisch auf diesen Umwandlungsprozeß hin. In England hat er sich bereits vollzogen, bei uns fängt er an, sich zu vollziehen. Vollkommen werden wir uns den englischen Zuständen niemals zu nähern vermögen; die große norddeutsche Ebene wird dem in England schon fast ganz zurücktretenden Getreidebau immer eine große Bedeutung einräumen müssen, und im Innern wird in manchen Gegenden die weitere Ausdehnung des Futterbaus und der Viehhaltung ein frommer Wunsch bleiben. Immer aber ist vor der Hand die Viehzucht, da die Einfuhr von thierischen Produkten eine der Natur der Sache nach begrenzte bleiben muß und auch bei uns der Konsum ein steigender wird, der lohnendere Betriebszweig der Landwirthschaft, während noch bis vor wenigen Jahrzehnten unsere tüchtigsten Rechner im Gebiete der Landwirthschaft (Block z. B.) nachweisen konnten, daß die Viehzucht keinen Reinertrag gewähren könne und die Mehrzahl der Landwirthe geneigt waren, in ihr mehr „ein nothwendiges Uebel" als einen Renten bringenden Produktionszweig zu erblicken.

Aus alledem geht hervor, daß die Landwirthschaft der Jetztzeit bei uns mehr und besseres Futter von gleicher Fläche produciren muß, daß der Futterbau lohnender wie vordem wird, und daß es im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt liegt, diese Bestrebungen nach allen

Digitized by Google

Richtungen zu befördern, zumal durch vermehrten Futterbau und Viehstand auch die Produktion aller anderen landwirthschaftlichen Erzeugnisse sich erhöhen muß.

Wollte man die aus dem Gesammtviehstand eines Landes gewonnene Düngermenge gleichmäßig auf das gesammte landwirthschaftlich benutzte Areal vertheilen, so könnte der englische Landwirth pro Morgen im Jahr 2,3 Fuder à 20 Centner verwenden, während in Preußen nur 1,08, in Sachsen 1,87, in Oesterreich 1,17, in Würtemberg 1,78 Fuder auf gleiche Fläche entfielen. Dort erntet man im Durchschnitt das 10. Korn, bei uns 4—5-, höchstens 6fach. Die Verhältnisse des Produktenmarktes machten es vordem begreiflich, daß die Pflege der Futterfelder, vornehmlich die der Wiesen gegenüber den Ackerfeldern mehr vernachlässigt blieb; da, wo noch jetzt das Grasland fast sich selbst überlassen bleibt, hat man einfach die inzwischen vollzogene Aenderung in unseren Marktverhältnissen noch nicht würdigen gelernt. Diejenigen aber, welche Dem völlig Rechnung tragen, haben zum großen Theile durch technische, des Futters wegen unterhaltene Nebengewerbe ihren Bedarf an Nahrungsmitteln für das Vieh sich gesichert und deshalb zum Theil wenigstens die Wiesen ebenfalls nicht in dem Grade wie ihre sonstigen Betriebszweige vervollkommnet. Für Diese bedingen unsere Steuerregulirungen bald, wenn sie nicht Fabrikanten von Zucker, Spiritus oder Bier in großem Stile sein können, die volle Sicherung des Futteretats durch Feld- und Wiesenbau; kleine und mittlere Etablissements haben keine Zukunft mehr. Mit Recht strebt man daher von allen Seiten dahin, den Wiesenbau zu heben, zumal auch die Erträge der Kleefelder vielfach nachzulassen anfangen und uns bis jetzt nur noch wenige Mittel zu Gebote stehen, die tieferen, gerade von den Futterpflanzen in Anspruch genommenen Schichten zu düngen, respektive in Nährkraft für die Pflanzen zu erhalten.

Schon hierin liegt eines der gewichtigsten Bedenken gegen die Ansicht Derjenigen, welche den Wiesenbau mit der Zeit ganz aufzuheben oder doch nur auf solche Grundstücke, welche anderweitig nicht genutzt werden können, zu beschränken trachten. Allerdings gibt es genug Ländereien, welche stets Wiese bleiben müssen, es wird aber auch zu allen Zeiten in sehr vielen Gegenden vortheilhaft bleiben, andere, an sich als Ackerland anstandslos nutzbare Grundstücke doch nur als Wiese zu bewirthschaften.

Legt man die veralteten, zu derartigen Vergleichungen aber immerhin noch brauchbaren, sogenannten Heuwerthzahlen zu Grunde, so zeigt sich, daß auf gut angelegten, gut unterhaltenen und entsprechend gedüngten Wiesen nachhaltig immer noch mindestens ebenso viel Futter gewonnen werden kann wie auf gut bewirthschafteten Feldern, hier aber nur mit größerem Kostenaufwand. Nehmen wir, mit Weglassung der Extreme, die bisher bekannten Erträge an, so ernten wir auf den Wiesen verschiedenster Art zwischen 10 und 60 Centner Heu; höchstens Rothklee — 16—50 Ctnr., oder in Heuwerth ausgedrückt 18—57 Ctnr., kommt diesem Ertrage gleich; übertroffen kann er werden von Runkeln — 250—500 Ctnr., oder in Heuwerth 50—100 Ctnr.; alle andern Futterpflanzen bleiben, auf Heuwerth reducirt, unter jener Maximalzahl, übertreffen aber das Minimum und die Durchschnitte aus beiden Zahlen; daraus geht hervor: nur wirklich gute Wiesen dürfen als solche noch belassen werden; alle, auf welchen man nur Erträge unter 20 Centner erhalten kann, sind dem Pfluge zu unterwerfen, wenn sie überhaupt zu Ackerland sich eignen. Berücksichtigt man aber auch noch die weit größere Sicherheit des Wiesenwachsthums, so fängt das Verlangen, auch gute Wiesen umzuackern, an, unverständig zu werden, und wenn man endlich noch in Betracht zieht, daß sehr viele Ländereien entweder durch schon vorhandene, oder durch leicht anzulegende Bewässerung mit befruchtendem Wasser einen sehr großen Theil des Ersatzes für die entzogenen Ernten fast kostenlos bekommen, und daß diese Düngerquellen gänzlich verloren gehen, wenn sie nicht auf Wiesen geleitet werden, da Ackerland bei uns nicht gewässert werden kann, dann muß man jenes Verlangen geradezu Thorheit nennen.

Es wird nicht weiter nöthig sein, auf die Ansichten Derjenigen, welche die Wiese mißachten und vernachlässigen, und Derjenigen, welche sie dem Futterbau auf dem Felde opfern möchten, näher einzugehen, so traurig es auch ist, daß noch so viele, leicht zu erlangende Werthe aus Unkenntniß und Indolenz oder Vorurtheil nicht gewonnen werden und die ausgiebige Ernährung des Viehstandes dadurch nicht selten in ausgedehnten Landstrichen in Frage gestellt wird. Wenden wir uns vielmehr zu den Streitfragen über den eigentlichen Wiesenbau, zu den Differenzen zwischen Solchen, welche die Wiesen zu würdigen wissen und bemüht sind,

Digitized by Google

allerwärts rationelle Anlagen ins Leben zu rufen. Man wird das Verständniß für diesen Streit am leichtesten durch einige historische Rückblicke gewinnen; ohne solche bleiben die Motive, durch welche die eine Partei sich leiten läßt, unverständlich. Man muß ferner stets eingedenk bleiben, daß, wenn irgend wo, so sicher in der Landwirthschaft der alte Spruch „Eines schickt sich nicht für Alle" Geltung hat; ohne Würdigung dieses Satzes wird es nicht möglich sein, zwischen den streitenden Parteien vorurtheilslos zu entscheiden.

Ein älterer englischer Schriftsteller, Loudon, theilte in seiner „Encyklopädie der Landwirthschaft" (deutsch Weimar 1827) den Erdkreis mit Bezug auf die Bewirthschaftungsweise des Bodens in die folgenden Zonen: 1) die Region der bloßen Bewässerung, nördlich und südlich vom Aequator bis zum 35.°; 2) die Region der Bewässerung und Düngung, ebenso vom 35.—45.°; 3) die Region der gebotenen Bewässerung, Entwässerung und Düngung, von da bis zum 67.° nördl. und südl. Breite, und endlich 4) die Region der bloßen Jagd und Fischerei, von da bis zu den Polen, für den Pflanzenbau nicht mehr in Betracht zu ziehen. Unter dem Einfluß des tropischen Klimas genügt in der That meistens die bloße Regulirung des Wasserzuflusses zur Erlangung ausgiebiger Ernten; noch heute säet der Aegyptier, wie vor Tausenden von Jahren, den Weizen in den zurückgebliebenen Nilschlamm und erntet nur die Körner; das Stroh wird verbrannt, anderen Dünger erhält das Feld nicht. Die Küstenländer nördlich des Mittelmeeres bedürfen schon neben der Wasserzufuhr auch des Düngers; Spanien, Italien, die Türkei und Griechenland haben durch Waldverwüstungen und Raubbau ohne Ersatz große Länderstrecken der Verarmung verfallen sehen; Palästina ist fast ganz zur Einöde geworden und könnte nur durch vollständige Melioration und Korrektur des Klimas mittelst Bewaldung wieder tragfähig gemacht werden. Japan dankt seine bewunderungswürdige Produktivität einem höchst vollkommenen Bewässerungssystem und einer überaus sorgsamen Düngung mit Materialien aus allen drei Reichen der Natur. Nordwärts der Alpen hat der Landwirth mit der Ungunst des Klimas und der überaus großen Mannichfaltigkeit in den Bodenarten zu kämpfen. Vollster Ersatz der entzogenen Nährstoffe wird hier zum Gesetz, wenn nachhaltige Maximalerträge gewonnen werden sollen; mit Ausnahme weniger, besonders begünstigter Ländereien kann der Ersatz nur auf dem Wege der Düngung gegeben werden; sorgsamste Feldbestellung, meist erst nach vorgängiger Bodenverbesserung, vor Allem Ent- und Bewässerung müssen jene unterstützen, ja sie erst eigentlich wirksam machen.

Die Regeln, nach welchen alle diese Manipulationen ausgeführt werden, können begreiflicherweise nicht überall dieselben sein; der erfahrenste Landwirth weiß, daß er auf fremdem Boden erst wieder neue Erfahrungen erwerben muß, ehe er Acker und Wiese, die Werkstätten seines Thuns, nach Gefallen einrichten kann.

Es ist bekannt, daß die Römer schon einen ziemlich vollkommenen Ackerbau hatten; was sie auf ihren Kriegszügen in der ganzen damals bekannten Welt Brauchbares kennen gelernt, wußten sie in der Heimat passend anzuwenden; ohne Zweifel haben ihnen die Bewässerungsanlagen am Euphrat und in Aegypten zum Vorbild gedient. Aus ihren Schriften über Landwirthschaft haben die Mönche nach den Verwüstungen durch die Völkerwanderung wieder blühende Gefilde zu schaffen gelernt und allerwärts hin die bessere Kultur verbreitet.

Nachweisbar haben schon im 12. Jahrhundert die Klosterwiesen von Chiaravalle und Vicoboldone das erste vollkommene Bewässerungssystem erhalten und den Anlaß zum nachmals so berühmt gewordenen Kunstwiesenbau in Oberitalien gegeben; in Spanien hatten die betriebsamen Mauren nicht minder kunstvolle Anlagen zu machen verstanden und hierzu die ersten Genossenschaften gegründet; noch heute findet man dort die Spuren davon mit genossenschaftlich geregelter Wasserbenutzung. Im Jahre 1178 begann Mailand mit der Anlegung eines großen Kanals — Naviglio grande — zum Zwecke der Bewässerung, welcher erst im Jahre 1271 zur Schifffahrt erweitert wurde, und schon im Jahre 1216 erschien daselbst eine Sammlung der Gesetze über die Wasserbenutzung, welche im Jahre 1747 neu herausgegeben wurde und als solche noch in unserem Jahrhundert gültig blieb. Im 13. Jahrhundert wurde das Kanalsystem wesentlich erweitert, zum Theil mit Benutzung von uralten Anlagen. Sämmtliches Wasser mußte von der Regierung gekauft werden, und jeder Käufer hatte das Recht der Zuleitung auf sein Grundstück durch Felder und Wiesen der Nachbarn, mit Ausnahme von Gärten und Lustparks. Im Verlaufe der Zeiten hat sich dort ein höchst vollkommenes Kanalisations- und Bewässerungssystem ausgebildet und es ermöglicht, daß jetzt z. B.

Digitized by Google

im Dreieck zwischen Mailand, Pavia und Lodi auf 146,000 Hektaren Wiesen über 100,000 Stück Hornvieh ernährt werden können. Man versteht es, das Wasser viele Meilen weit, durch strömende Gewässer, mit richtigstem Gefälle zu führen, gut zu vertheilen, die Mengen zu berechnen, welche auf den verschiedensten Bodenarten eingesaugt werden, verdunsten, sowie für jede Kulturpflanze das Wasser in zusagendster Temperatur, Qualität und Quantität zu bestimmen. Durch Gesetz sind die Rechte Aller geschützt und ist doch Jedem die ausgiebigste Benutzung ermöglicht. Man unterscheidet daselbst „trockne" Wiesen in den Gebirgsdistrikten, Sommerwiesen und Winterwiesen, welche letztere das früheste Gras liefern müssen und gegen Erfrieren durch Ueberrieselung mit rasch fließendem Wasser geschützt werden. Burger (Die Landwirthschaft in Oberitalien, Wien 1817) gibt an, daß man schon damals das Wasser nach Uncien, entsprechend 42,5 □" Wiener Maß, berechnete und besonderer Meßapparate sich bediente. Die Uncie liefere pro Minute 2,18355 Kubikmeter Wasser, und könnten mit dieser Menge in 24 Stunden 4,889 österreichische Joch sandiger, nicht sehr regelmäßiger Wiesen, oder 4,093 Joch Ackerland, oder 0,9 Joch Winterwiesen bewässert werden (bei wiederholter Wasserbenutzung 1,36 bis 2,274 Joch). Als Ertrag wird von letzteren pro Joch 178 Centner Heu im Maximum angegeben, was beinahe 80 Ctnr. pro Morgen entspricht. Die Anlagen sind im Rückensystem gebaut. Reichliches Düngen, wenigstens der Winterwiesen, wird nicht vergessen. Nach dem Norden hat sich dieses System erst in späteren Jahrhunderten verbreitet; in England sollen in Wiltshire schon im 16. Jahrhundert an 20,000 Acres Rieselwiesen angelegt worden sein; ein besonderer Wässerungsvorstand führte, wie auch in Spanien und Italien üblich, die Aufsicht über die Wasservertheilung (s. Thaer, Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft, 1795 bis 1805).

Im folgenden Jahrhundert, 1743, wurden ebendaselbst durch R. Jennings zu Arnin bei Howden-York die ersten, später durch R. Brown allgemeiner bekannten Anlagen mit Ueberschlämmen angelegt. Wenige Zeit später wird Carring als Derjenige erwähnt, welcher zuerst den Umbau der Wiesen mit Wiederauflegung der rohen, abgeschälten Rasenstücke zum Zwecke der Bodenverbesserung anwendete; Chateauvieux beschreibt 1763 den Umbau schon mit den dazu erforderlichen Werkzeugen; das sogenannte Impfen der Wiesen (Anlage mit Auflegung von Rasenstücken) wurde später ein beliebtes Verfahren.

Etwa um dieselbe Zeit fing man in Deutschland im Kreise Siegen, wo das Impfen schon seit lange bekannt gewesen sein soll und jedenfalls eine Art wilder Rieselung im Gebrauch war, mit Bürgermeister A. Dresler an, den lombardischen Rückenbau nach vorherigem, vollständigem Umbau der Wiesen einzuführen; von da hat sich dann später Beides verbreitet. Von Interesse ist Münchhausens „Hausvater" (Hannover 1764), weil darin (Bd. I) ein vollständiger Abschnitt von dem gesammten Wiesenbau in Deutschland handelt. Wir ersehen daraus, daß man großen Werth auf die Verbesserung mit Grassamen und Kleesaat legte und schon über die Wahl der Gräser und Kleearten debattirte; Ueberschwemmen, Flößen und Berieseln, Erdauffuhr, Zuleitung von Abfluthwasser aus den Feldern, die Düngung vor Winter mit Stallmist oder Pferch, Asche, Taubenmist, Ofenruß, Torf, Erde und Schlamm, die Anwendung von Mergel gegen Säure im Boden, das Eggen als Mittel der Moosvertilgung, das Ebenen der Maulwurfshügel (Schonung der Maulwürfe), das Unkrautstechen und das Befestigen der Grasnarbe vor Winter durch Beweiden oder Feststreten, endlich die Empfehlung von Schöpfrädern, wie sie im Süden schon lange zur Heraufbringung von Wasser auf höher liegende Wiesen üblich waren, das bildete den Umfang der damaligen Wiesenbaukunst. Bertraud in „Die Kunst, die Wiesen zu wässern" (Nürnberg 1765, aus dem Französischen) beschreibt das zu beobachtende Verfahren bei der Anlage von Hangbewässerung schon mit Vorlegung von Plänen sehr genau, bestimmt Maß und Größe der Bewässerung, gibt Regeln über die Prüfung des Wassers, die Anlage der Zu- und Ableitungsgräben, die Bauart in Abtheilungen, Sammelgräben, Wasserräder ꝛc.

Schreber in „Botanisch-ökonomische Abhandlung über Grasbau" (Leipzig 1763) behandelt ausführlichst die Wahl der passendsten Gräser und Kräuter, worüber spätere Schriftsteller, Sinclair, v. Schwerz, Lengerke, Spazier, Langethal, Hansteín, nicht viel Besseres mehr liefern konnten. Auch der Entwässerung wird hier schon gedacht; Elkington, Farmer in Warwickshire, soll zuerst die Quellenabwässerung im Untergrund angewendet haben. J. Andersen und J. Johnson veröffentlichten schon kurz darauf besondere Schriften hierüber.

Digitized by Google

Vorzügliches für Verbreitung besserer Methoden im Wiesenbau leistete die Berner ökonomische Gesellschaft, welche auch Musteranlagen gründete; Gleiches geschah durch Maria Theresia mit der Bewässerungsanstalt auf Steinfeld bei Wien (1767). Von der Schweiz aus verbreitete sich auch zuerst die Anwendung der Düngung mit Gülle und Jauche, welche bis dahin kaum benutzt worden war (Tschiffeli, 1774). Die erste Beschreibung der lombardischen Wiesen lieferte Wittmann, 1811. In Reichards „Vollständigem Handbuch des Feldbaus für praktische Landwirthe" (Stuttgart 1813) hat die Beschreibung der Anlage von verdeckten Wasserabzügen mit Anwendung von Steinen, Reisig, Ziegeln oder Steinplatten, die Lehre von dem Quellenabfangen und der Versenkung des Wassers in die Tiefe großes Interesse. Er empfiehlt ferner gegen zu große Nässe die Beförderung der Verdunstung durch Tiefkultur, das Erhöhen des Bodens und da, wo es an Gefälle fehlt, die Anlage von Sammelbassins. In den bekannten landwirthschaftlichen Werken von Sinclair, Thaer und von Schwerz wird die Lehre vom Wiesenbau immer ausführlicher und besser beschrieben, und in Mayers Preisschrift „Ueber die Anlage der Bewässerungswiese" neben den Vorkommnissen in Siegen besonders noch der ausgezeichneten Anlagen im Lüneburgischen gedacht, wo schon frühzeitig großartige Schwemmwiesen zu finden waren und in unserem Jahrhundert Rieselungen mit vollständiger Flußkorrektion auf dem Wege der Genossenschaften an deren Stelle traten. So wie dort vollzog sich, nachdem schon so Vieles über Wiesenanlagen geschrieben und bekannt geworden war, fast überall der Umbildungsprozeß. Zuerst wendete man die Ueberstauung oder das System der Schwemmwiesen an, dann die wilde Rieselung, ohne eigentlichen Kunstbau, und aus diesen entwickelte sich der mehr oder minder komplicirte Rieselungsbau, Hang-Rückenbau ꝛc. In den 30 Jahren war es dann vor Allem die Siegener Gegend, welche sich auszeichnete durch ihre Anlagen und zum Wallfahrtsort für alle Diejenigen wurde, welche sich im Wiesenbau vervollkommnen wollten, besonders die im Stifte Kappeln mit 6000 Thaler Kostenaufwand angelegten Kunstbauten auf 60 Morgen Areal. Im Jahre 1836 erscheint Graf Trautmannsdorffs „Praktischer Nivellir-Unterricht" (Prag). Besonders reich in der Literatur über Wiesenbau waren die Jahre von 1837 bis 1850. Die besten Werke fallen in diese Periode, — vor Allem die von Schenk und Vorländer über die Siegenschen Kunstwiesen und die Werke von Schenk, v. Lengerke, Hasser, Häfener, Patzig und Fries über Wiesenbau. Dazu gehört ferner Vincents „Wiesenbau" (Berlin 1845), von welchem Werke im Jahre 1857 eine neue Auflage unter dem Titel „Der rationelle Wiesenbau, dessen Theorie und Praxis" erschien, welche jetzt, 1870, wieder neu aufgelegt ist. Vincent gebührt das unläugbare Verdienst, besser wie alle seine Vorgänger, gestützt auf seine Beobachtungen in Siegen, Italien und anderwärts, die Methoden der Anlagen von Rieselwiesen studirt und beschrieben zu haben. Keineswegs aber hat er irgend ein neues System erfunden, oder überhaupt Neues gebracht, nur das zu beobachtende technische Verfahren ist von ihm wesentlich vervollkommnet worden. Die die Erfolge bedingenden Ursachen da und dort vermochte er so wenig wie die Vorgänger und manche Nachfolger klar zu erkennen, und hierüber gerade liegt er noch heute im Streite mit seinen Gegnern. Wohl hat er schon frühzeitig erkannt, daß die Wiese vorzugsweise der Mineralstoffe bedarf; indem er aber glaubt, daß das Wasser überall diese ausgiebig zu liefern vermag, wenn nur der Wiese „Wasser genug" zugeführt wird, und diese seine Ansicht auf einige ihm zu Gebote gestandenen Analysen stützt, verfällt er in einen verhängnißvollen Irrthum, welchem schon Viele schwere Opfer bringen mußten. Glänzende Anlagen in ganz Norddeutschland, von ihm selbst oder doch nach seiner Anleitung ausgeführt, scheinen allerdings für die Richtigkeit seiner Grundsätze zu sprechen und ihm Recht zu geben. Es wird aber dabei übersehen, daß es auch sehr mißlungene Versuche gibt, welche trotzdem genau nach Vincentschem Muster angelegt waren, hauptsächlich aber, daß gegen den Kunstbau da, wo er hin gehört, kein verständiger Mensch etwas einwenden kann. Als man ursprünglich vorzugsweise Schlamm- oder Stauwiesen hatte, zeigte sich, daß auf manchen Bodenarten der Erfolg bald nachließ; man ging also zur Rieselung über, doch auch diese bewährte sich nicht lange, so daß man sich zum „rationellen Wiesenbau" entschließen mußte; auch dieser bewährt sich nicht überall. Die gemachten Fehler liegen meistentheils nicht in der Art der Anlage, sondern darin, daß man von Grundstücken, welche nicht reich genug an Pflanzennahrung sind, um unausgesetzt nur zu geben, durch Wasserzufuhr größere Erträge erzwang, damit also auch den Boden stärker in Anspruch nahm und nicht in gleichem Verhältniß Ersatz

Digitized by Google

leistete, irre geleitet durch die Ansicht, daß Wasser allein zum Erfolge völlig ausreiche.

Die Siegener Gegend und die Lüneburger Haide liefern vielleicht die besten Belege, um in vorliegender Frage entscheiden zu können. Die berühmten Anlagen in Siegen liegen im Gebiete des Schalsteins, eines außerordentlich leicht verwitternden Gesteins, welches neuerdings dadurch bekannt wurde, daß in demselben Lager von Phosphoriten gefunden wurden, und zwar nester- oder lagerweise zwischen den Schichten. Alle aus diesem Gestein kommenden Gewässer sind außerordentlich reich an Mineralfragmenten, und das Wasser selbst ist nicht minder reich an gelösten Stoffen. Eine mit solchem Wasser mittelst zweckmäßiger Leitung — Rückenbau in entsprechender Breite der Beete — überrieselte Wiese muß gute Erträgnisse auch nachhaltend liefern, so lange die umgebenden Gebirge noch ihren Reichthum an Mineralstoffen aller Art haben. Ein so reiches Wasser kann freilich anstandslos wiederholt benutzt werden, da eine Erschöpfung desselben so leicht nicht zu befürchten ist; dadurch wird es möglich, auch bei geringerem Wasserzufluß durch zweckentsprechende Leitung, resp. mehrfache Benutzung, worauf die Vincentsche Schule so viel Gewicht legt, doch dem Grundsatze „Wasser genug" genügen zu können. Der Boden der Lüneburger Haide dagegen ist ärmer; die ihn durchfließenden Gewässer entstammen nicht alle ähnlichen, an Pflanzennährstoffen gleich reichen und gleich leicht verwitternden Gebirgen; die Nachhaltigkeit der Erträge bei bloßer Wasserzufuhr muß also da und dort versagen, die wiederholte Wasserbenutzung schließlich für die direkte Nahrungszufuhr bedeutungslos werden. Die dortigen Gewässer entspringen hauptsächlich den am oberen Rande des Harzes liegenden jurassischen und Kreideformationen, welche bekanntlich sehr reich an Kalk, nicht aber an Alkalien sind, also nicht alle Mineralstoffe in ausgiebiger Weise liefern können. Reinecke (Der Standpunkt des Wiesenbaues, Lippstadt 1870), der wärmste Anhänger Vincents, gibt selbst zu, daß dort „auf Wiesen, die wegen Wassermangel nicht recht gedeihen, häufig eine Düngung mit Knochenmehl mit sehr gutem Erfolge vorgenommen wird", und der von ihm citirte Techniker Behn zu Eschede bestätigt ebenfalls, „daß das Knochenmehl sich als außerordentlich wirksam auf Bewässerungswiesen erwiesen hat". Man wird noch hinzufügen dürfen, daß die weitere Düngung mit Kalisalzen jedenfalls noch außerordentlichere Wirkungen hervorbringen werde. Die ebendaselbst mitgetheilten Analysen des Schlicks und des Wassers der Lippe zeigen deutlich genug einen großen Reichthum an Kalk und Bittererde; Kali und Phosphorsäure aber fehlen oder treten doch sehr zurück. Wenn also ähnlich, wie dies Vincent gethan, daraus berechnet wird, daß durch „Rieselwasser genug" — nach der gegebenen Vorschrift 1 Kubikfuß per Sekunde und Morgen (Andere haben andere Zahlen) — jährlich Hunderte von Centnern Mineralstoffe der Wiese zugeführt werden, so wollen wir an der Richtigkeit der Zahlen an sich gerade nicht zweifeln, wohl aber daran, daß diese Masse dort den Wiesen Alles gibt, wessen sie bedürfen, also die Beidüngung entbehrlich macht. In der „außerordentlichen Wirksamkeit des Knochenmehls" liegt schon der beste Beweis für die Richtigkeit unserer Zweifel.

Prof. Dr. Birnbaum.

Neue Bücher.

Agrikulturchemie, von A. Mayer. 2. Thl. Heidelberg, C. Winter.

Viehhaltung, die zweckmäßigste Art derselben, von W. v. der Becke. Berlin, Wiegandt und Hempel.

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870. III. Die Cernirung von Straßburg und die erste Schlacht bei Metz. Das nordöstliche Frankreich, welches nach den Siegen der Deutschen am 6. August zunächst der Schauplatz des Krieges ward, die lothringische Hochebene und das durch die Vogesen von derselben getrennte Rheinthal, veranlaßte durch seine natürliche Beschaffenheit und den dadurch bedingten militärischen Charakter eine Trennung der kriegerischen Operationen in zwei Haupttheile.

Es galt für die deutsche Heerführung die Gewinnung Straßburgs, sowie die Verfolgung

Digitized by Google

und Vernichtung der Hauptmasse des französischen Heeres, welche in der Moselliniе ihre nächste natürliche Front finden mußte. Straßburg hatte als Festung eine doppelte Bedeutung durch seine Lage vor den großen Pässen der Vogesen und inmitten des offenen Thales, welches in seiner südlichen Fortsetzung zur Franche Comté und zur Bourgogne in die Mitte Frankreichs führt.

Die Vogesen, die natürliche westliche Grenzmauer Deutschlands, welche das Rheinthal im Westen begrenzen, steigen aus dem Plateaulande der Burgundischen Pforte im Süden rasch empor und bilden bis zum Thale der Lauter einen ununterbrochenen, nach Norden hin an Höhe abnehmenden Zug, dessen steilere Abhänge dem Rheine zugekehrt sind, während er nach Westen sich allmählig zur lothringischen Hochebene verflacht. Im südlichen Drittel hat das Gebirge die größte Breite und Höhe, indem sein Kamm nirgends unter 3000′ hinabgeht und seine granitischen, dem Ostrand nahe gerückten abgerundeten, waldreichen Gipfel sich noch 1000′ höher erheben.

Wo an den Quellen der Meurthe die Granitmassen aufhören, wird das Gebirge schmaler, niedriger, ärmer an Gipfeln. Dann folgt der Hauptpaß des Gebirges, der bei Zabern (Saverne) am Ostabhange beginnt und bei Pfalzburg zur Meurthe nach Luneville führt.

Dieser Paß, gleichsam ein Eingangsthor zwischen Deutschland und Frankreich und neben dem Burgundischen, durch die Festung Belfort besetzten Thor seit den ältesten Zeiten eine Straße für die Heeressäulen Roms, Frankreichs und Deutschlands, hat die Lage Straßburgs wesentlich mit bestimmt. Ihn durchzieht die von Paris über Châlons und Toul nach Straßburg führende Eisenbahn und der Kanal, welcher in seiner weitern Fortsetzung zur Marne leitet. Jenseits des Passes beginnt das letzte Drittel des Gebirges, bis zum Lauterthale sich erstreckend, wo die vorgeschobene Spitze der französischen Armee am 4. August über den Haufen geworfen war, ein viel zerstückeltes Bergland, die Spitzen mit Burgen gekrönt. Bitsch, Lichtenberg und Lützelstein, die kleinen Vesten, liegen in diesem nördlichsten Theile der Vogesen.

Straßburg, die größte Stadt im Elsaß und die stärkste Festung in diesem östlichen Theile des Kriegsschauplatzes, hatte die Bestimmung eines Bollwerkes des bezeichneten großen Vogesenpasses, war außerdem der Mittelpunkt der Vertheidigung des Rheinthales und eine erste Schutzmauer gegen den Einmarsch durch die Burgundische Pforte.

Freilich gehörte zu einer erfolgreichen Vertheidigung dieser Festung die Unterstützung eines Heeres, welches die Vogesen behauptete. Nachdem Mac Mahon bei Wörth geschlagen war und seine Truppen in ungeordneter Flucht die Vogesenpässe geräumt hatten, war Straßburg ein isolirter fester Platz, gleich der im großen Passe selbst liegenden Veste Pfalzburg; nur weit größer, weit wichtiger in politischer Hinsicht, mit einer zahlreichen Besatzung versehen, welche im Rücken der deutschen Armee gefährliche Operationen hätte unternehmen können, und darum ein wichtiges Operationsobjekt für den linken Flügel der vorrückenden Armee.

Den andern, größern Theil des Kriegsschauplatzes, auf der andern Seite der Vogesen, bildete die Hochebene von Lothringen, welche sich im Norden bis zu den Ardennen und im Westen bis zu dem tief eingeschnittenen Thale der Maas erstreckt. Die Oberfläche dieser Hochebene ist hügelig, ihre Flüsse fließen meistens in tief eingegrabenen Betten und sind nicht leicht zu überschreiten. Der Hauptstrom ist die Mosel, welche am Südende der Vogesen am Ballon de Sulz entspringt und bei Epinal das Plateau von Langres verläßt. Sie bildet durch ihre gebirgigen Ufer eine vorzügliche Vertheidigungsstellung und ist durch die gewaltige Festung Metz und die Festung Diedenhofen zu einer strategischen Linie von hoher Bedeutung gemacht worden. Von der rechten Seite strömt ihr zuerst die Meurthe zu, an welcher Luneville und Nanzig liegen, dann folgt, vom Nordende der Vogesen herablkommend, die Saar mit Saarburg und Saargemünd, jener Fluß, welchen am 6. August die I. Armee und Abtheilungen der II. Armee siegreich überschritten hatten.

Die Wirkung der Niederlagen vom 4. und 6. August auf die französische Armee war die, daß ohne bestimmten Plan für die Fortsetzung des defensiven Kampfes sämmtliche Corps aus ihrer ersten Aufstellung zu zwei großen Massen zusammengeballt auf die Moselliniе zuströmten. Es ging ein Riß durch die Armee, welcher gewaltsam selbst den Corpsverband der de Failly'schen Truppen zersprengte, so daß diejenigen Abtheilungen, welche während der Schlacht bei Wörth im Heraumarsch an das Heer des Marschalls begriffen waren, nämlich die 2. und 3. Division, mit in die Flucht auf Nanzig hineingezogen wurden, während die andere Hälfte

Digitized by Google

für sich den Anschluß theils an die Armee, welche sich in Châlons bildete, theils an die Armee in Metz erstrebte. In dieser letztern Richtung bewegte sich die bei weitem größte Masse der retirirenden Truppen, das Corps Frossard von Forbach aus nördlich von St. Avold vorbei, das Corps Ladmirault von Diedenhofen, das Corps Bazaine auf halbem Wege nach Saarbrücken umkehrend. Das Corps Canrobert stand zum Theil schon in Metz; der Rest unter Befehl des Marschalls begab sich von Châlons derthin. Die kaiserliche Garde war in Metz, der Kaiser selbst, welcher noch den Oberbefehl führte, bildete den Mittelpunkt dieser Konzentration.

Am 11. August war dieselbe vollendet. Die ganze Armee von Metz stand an diesem Tage vereinigt auf dem rechten Moselufer. Der Marschall Mac Mahon dagegen bemühte sich, die zersplitterten Abtheilungen seiner geschlagenen Armee in der Richtung auf Nanzig zu sammeln, um dann im Anschluß an das Corps Douay, welches in Belfort stand und von welchem nur die 1. Division bei Wörth gefochten hatte, sowie an die Reservecorps, welche bei Châlons und Paris neu gebildet wurden, neue Widerstandskraft zu erhalten. Doch verlor der Marschall zunächst auf diesem Rückzuge eine große Menge Munition und Bagage, sowie Soldaten, welche im Gebirge zerstreut von den verfolgenden Deutschen aufgegriffen wurden, oder selbst bis nach Straßburg hinein sich geflüchtet hatten.

In gleicher Zeit machte die französische Regierung die größten Anstrengungen, die Zahl ihrer Streitkräfte zu vermehren und auf den höchsten Standpunkt zu bringen, ja sie entsagte zu diesem Zweck sogar ihrer politischen Machtstellung auf andern wichtigen Punkten. Schon am 6. August war die Division, welche den Kirchenstaat besetzt hielt, nach Frankreich eingeschifft worden, aus Algier wurden alle irgend entbehrlichen und selbst unentbehrlichen Truppen herangezogen, die bereits begonnene Einschiffung eines Heeres zur Invasion der deutschen Küsten ward unterbrochen und rückgängig gemacht, die Marinetruppen sogar wurden in das Landheer eingereiht, die Formation der Mobilgarde ward mit erhöhtem Eifer betrieben und die Organisation der Nationalgarde, oder garde sédentaire, ins Werk gesetzt.

So ward das 12. Corps unter General Trochu und das 13. Corps unter General Vinoy gebildet (die Corpsnummern 8, 9, 10 und 11 galten für die Militärkommandos in Paris, Lyon, Toulon und Algier).

Die deutschen Armeecorps ergossen sich während dessen zur Verfolgung der bereits errungenen Vortheile in ununterbrochener Folge über die Grenze.

Am 9. August ward das Große Hauptquartier nach Saarbrücken verlegt, das Hauptquartier der II. Armee befand sich an diesem Tage in Saargemünd, das Hauptquartier der III. Armee in Ober-Moddern, nachdem es am 8. in Mersweiler und am Tage vorher in Hegweiler, Eberbach und Surburg gewesen war.

Die deutschen Armeen vollzogen eine strategische Rechtsschwenkung und gewannen dadurch eine neue Front, welche der vom Feinde eingenommenen Rückzugsrichtung entsprach.

Es lag in den Bedingungen dieses neuen Aufmarsches, daß die I. Armee, stehenbleibend, das Land zwischen Saar und Mosel auf dem rechten Flügel festhielt, daß die II. Armee in sich aufschloß, indem die Tête der Kolonnen nur langsam vorrückten, und daß die III. Armee in beschleunigtem Vormarsch die Vogesenkette durchbrach.

Wie weit die II. Armee, der ersten Aufstellung gemäß, noch nach rückwärts ausgedehnt war, während bereits die Schlacht bei Wörth geschlagen ward, ist daraus ersichtlich, daß die Sachsen (XII. Corps) erst am 7. Kaiserslautern erreichten, am 8. in Homburg eintrafen und erst am 11. bis Saargemünd kamen.

Aber während die Hauptmasse der I. und II. Armee in langsamer Vorwärtsbewegung zu kompakter Gliederung vereinigt ward, bildeten ihre Spitzen, die selbstständigen Kavalleriedivisionen, eine auf zwei Tagemärsche vorgeschobene Linie, welche den weichenden französischen Corps auf den Fersen blieb, sie sorgfältig beobachtete und zugleich einen undurchdringlichen Schleier um die deutschen Operationen hüllte. Schon am 10. August passirten diese Spitzen die Ortschaften Saar-Union, Gros-Tenquin, Faulquemont, Fouligny und Les Etangs.

Die Aufgabe, welche der III. Armee zugefallen war, begriff außer dem Vormarsch durch die Vogesen noch verschiedene Operationen gegen die im Gebirge liegenden Vesten in sich und dann die wichtige Detachirung, welche Straßburg zum Ziel hatte.

Bitsch, die am weitesten nach Westen liegende Vogesenfestung, sperrt eine Querstraße des Gebirges. Hier vereinigen sich drei Chausseen aus dem Rheinthal, die sich als zwei zur Saar fortsetzen. Durch seine natürliche Festigkeit, auf einem Bergkegel und an einem See gelegen,

Digitized by Google

mit bombenfesten Kasematten, im Besitz eines 246' tiefen Brunnens, reichlich mit Proviant versehen, mit 80 Geschützen und 1000 Mann Besatzung ausgerüstet, setzte Bitsch der Abtheilung des II. bayerischen Corps, welche zu seiner Belagerung am 8. August davor rückte und sofort die Beschießung aus einer Feldbatterie begann, einen unüberwindlichen Widerstand entgegen, so daß das Corps auf Gebirgswegen über Lemberg, Montbronn und St. Lorenzen mit den größten Beschwerden weiter marschiren und mit Cernirung der Festung sich begnügen mußte.

Das Schloß Lichtenberg, auf Felsen gelegen, wies die Aufforderung zur Uebergabe, welche von Seiten der württembergischen Division erging, gleichfalls zurück, kapitulirte jedoch am 10., nachdem am Tage vorher die Häuser zum Theil in Brand geschossen waren. Das 1. und 3. Jägerbataillon, die 1. Feldartillerieabtheilung und 2 Kompagnien des 2. Infanterieregiments unter General Hügel erfochten diesen Erfolg, welcher außer dem Fort selbst 280 Gefangene in deutsche Hände lieferte.

Das etwas weiter südlich liegende Fort Lützelstein (la Petite Pierre) ward am 9. August vom II. bayerischen Corps genommen.

Die wichtige kleine Festung Pfalzburg dagegen, inmitten des oben erwähnten Hauptpasses und auf einem 1160' hohen Berge außerordentlich fest gelegen, hielt sich gleich Bitsch und zwang die III. Armee zu dem Umwege über Petersbach. Die Festung ward cernirt.

In Petersbach blieb das Hauptquartier vom 11. bis 13. August. Hier zeigte die Stadt Luneville ihre Unterwerfung an, nachdem sie von der Kavallerie der Avantgarde besucht worden war. Nanzig ward schon am 12. von deutschen Kavalleriepatrouillen durchritten. Auf dem rechten Flügel erreichte an diesem Tage das 1. bayerische Corps Diemeringen bei Saar-Union.

Während so das Gros der III. Armee die Vogesen passirte und mit dem äußersten rechten Flügel den Anschluß an den linken Flügel der II. Armee gewann, war unmittelbar nach der Schlacht bei Wörth die badische Division nach Süden vorgerückt. Am 7. früh erschien die Kavalleriebrigade unter General von La Roche vor den Thoren Hagenau's und nahm die Stadt durch einen Handstreich, über 100 Gefangene, 80 Pferde und eine Menge Waffen und Ausrüstungsgegenstände gewinnend. Am Abend desselben Tages rückte die Division ein.

Am 8. erschien die badische Kavallerie vor Straßburg und zerstörte die Eisenbahn und die Telegraphenlinien nach Lyon; die Division folgte nach; in der Nacht vom 7. — 8. hatten schon die bei Rastatt stehenden Truppen eine Brücke bei Söllingen über den Rhein geschlagen, 24 schwere Geschütze waren zum Angriff auf Straßburg herübergezogen. Am 9. war die große Festung von der Nordseite cernirt, und es erging von Seiten des badischen Truppenkommandanten, General v. Beyer, die Aufforderung an den Kommandanten General Uhrich, die Festung zu übergeben.

Der französische General wies die Aufforderung zurück.

Straßburg ist nicht nach den Grundsätzen der neuern Befestigungskunst angelegt, es entbehrt der Außenforts; doch ist es eine so starke Festung, wie die einfachere Fortifikationskunst Vaubans nur hervorbringen konnte; Rhein und Ill bieten, zur Ueberschwemmung benutzt, eine natürliche Verstärkung. Eine reiche Ausrüstung artilleristischer Vertheidigungsmittel war vorhanden, da die Festung zu einem Hauptausgangspunkt der Invasion Deutschlands bestimmt gewesen war.

Die Stadt, welche eine Bevölkerung von 84,000 Einwohnern hat, ist von einem Befestigungsgürtel umschlossen, dessen Grundriß die ungefähre Form einer Spitzkugel zeigt, welche mit ihrer abgestumpften Spitze nach Ostsüdost liegt.

Der Längendurchmesser der Festung ist 4 Kilometer, der Querdurchmesser, an der Basis eines gedachten, die Festung umschließenden gleichschenkligen Dreiecks gemessen, 2¼ Kilometer lang.

Die Festungswerke sind im Osten bis an den westlichsten Arm des Rheins hinausgeschoben und umschließen in diesem Theile die Citadelle, welche ganz von der eigentlichen Stadt gesondert liegt. Diese Citadelle ist ein geschlossenes Werk von fünf Bastionen und überhöht den Wall der Enceinte, welche die ganze Stadt umgibt und unterhalb der Citadelle nach Nordosten und Südosten ein Hornwerk hinausschiebt. Diese Enceinte besteht auf der Südfront, welche durch den Rhein und Ill überschwemmt werden kann, aus Bastionen, die durch Grabenscheeren und vorgeschobene Enveloppen verstärkt sind, auf der Nordwestfront und Nordfront dagegen aus Bastionen, welchen große Hornwerke und vorgeschobene Lünetten vorgelagert sind. Hinter dieser letztern Front liegt der Bahnhof, welcher sowohl die Bahn

Digitized by Google

von Kehl als die Bahnen von Paris und Lyon vereinigt.

Ein vorzügliches Schleußensystem macht die Ueberschwemmung der Ost- und Südfront durch das Wasser des Rheins und des die Stadt durchströmenden schiffbaren Ill möglich.

Die Besatzung der Festung bestand aus 11,000 Mann Linieninfanterie und Artillerie, außerdem aus Mobilgarden und Nationalgarden. An Ingenieurtruppen fehlte es dagegen gänzlich. Eine ziemlich große Anzahl der Truppen war außerdem erst durch den Schrecken der Niederlagen von Weißenburg und Wörth in die Festung getrieben worden und bildete ein buntes Gemisch, welches die nothwendige Formation neu erhalten mußte. Auf eine Vertheidigung Straßburgs war im Beginn des Feldzugs überall nicht Bedacht genommen worden.

Die badische Division hatte schon am 9., wie oben erwähnt, die Nordseite der Festung cernirt, das Hauptquartier befand sich in Lampertheim. Am 14. ward der Generallieutenant von Werder zum Oberkommandanten des Belagerungscorps ernannt, welches aus der badischen Division, der preußischen 1. Reserve- und der Gardelandwehrdivision, sowie der Belagerungsartillerie und den technischen Truppen gebildet werden sollte. Zum Kommandeur der gesammten Belagerungsartillerie ward Generallieutenant v. Decker, zum Ingenieur en chef Generalmajor v. Mertens ernannt.

Am 13. ward das Hauptquartier nach Mundolsheim verlegt, und die Cernirung ward auf der Nordwest-, Nord- und Ostfront enger gezogen, während der Feind keine offensive Thätigkeit entwickelte.

Am 15. ward Schiltigheim, Ruprechtsau und Königshoffen in den Cernirungsgürtel gezogen, doch ward die regelrechte Belagerung noch nicht begonnen, und auch zur Beschießung fehlte noch das nothwendige Geschütz.

Auf der andern Seite der Vogesen war der Vormarsch der drei deutschen Armeen ohne Aufenthalt fortgesetzt worden. Die Hochebene Lothringens ward ohne Kampf bis zur Mosellinie durchschritten, indem die I. Armee die Richtung auf Metz, die II. Armee auf Pont-à-Mousson, die III. auf Nanzig verfolgte.

Das Große Hauptquartier war am 12. in St. Avold und ward am 13. nach Faulquemont verlegt, in dessen Nähe der König selbst das Schloß Herny, 3 Meilen von Metz, bezog.

Die I. Armee, zu welcher jetzt das I. Armeecorps und die 1. Kavalleriedivision gestoßen waren, stand am 14. Mittags bis zur Linie St. Barbe-Frontigny vorgerückt, ihre Vorposten waren eine Meile von Metz entfernt und hatten Fühlung mit dem Feinde.

Die II. Armee, deren Hauptquartier am 12. nach Gros-Tenquin verlegt war, überzeugte sich, daß die Vertheidigung der Nied seitens der Franzosen, trotz der dort angelegten Verschanzungen und des Vertheidigungszustandes der Dörfer, nicht ins Werk gesetzt werden sollte, und schickte sich daher an, die Mosel am 14. und 15. zu überschreiten. Das Hauptquartier brach demgemäß am 13. Morgens nach Pont-à-Mousson auf, dem Hauptübergange des Flusses. Verschiedene Rekognoscirungen ließen voraussehen, daß einem Ueberschreiten desselben an dieser Stelle keine Hindernisse entgegenstehen würden. Weder der steinerne Theil der Brücke in der Stadt, noch der kleinere hölzerne Theil derselben an dem linken Ufer waren zerstört worden. Als am 13. deutsche Infanterie die Stadt besetzte, zog sich ein französisches Bataillon, welches auf der Eisenbahn von Metz aus dorthin dirigirt ward, auf demselben Wege wieder nach Metz zurück. Die Kavallerie zerstörte darauf jenseits der Mosel die Bahnen und Telegraphenleitungen. Am folgenden Tage befand sich schon das Hauptquartier in der Stadt.

Die III. Armee näherte sich am 14. mit ihrem Gros Nanzig, am 15. stieß das II. bayerische Corps auf die Festung Marsal, 4½ Meilen von Nanzig entfernt. Dieselbe, in einer sumpfigen Niederung der Seille gelegen, vollkommen mit Wassergräben umgeben, mit einer Besatzung von 600 Mann und 70 Geschützen ausgerüstet, bildete den Mittelpunkt einer natürlichen Defensionsstellung, welche jedoch nicht vertheidigt ward. Nach kurzer Beschießung von der Südseite kapitulirte die Festung an demselben Tage; 512 unverwundete Gefangene, an 600 Remonten, 60 Geschütze und viel Proviant fielen in die Hände der Sieger.

Zu Nanzig ward vom Feinde nichts bemerkt, die deutsche Avantgarde rekognoscirte bereits am 14. die Festung Toul und forderte dieselbe zur Uebergabe auf.

Die französische Armee hatte also das ganze Land östlich der Mosel ohne weitern Kampf aufgegeben. Die Positionen an der deutschen und dann an der französischen Nied, welche sich auf der Mitte zwischen St. Avold und Metz, 1½ Meilen nördlich der geraden Verbindungschaussee beider Punkte, zur Nied vereinigen,

Digitized by Google

waren ebenso wenig als die Positionen an der Seille vertheidigt worden, obwohl sie zu hartnäckigen Arrièregardengefechten hätten benutzt werden können und auch von den deutschen Truppen zur Vertheidigung hergerichtet vorgefunden wurden. Vermuthlich war französischerseits eine Beruhigung der aufgeregten Gemüther durch mehrtägige Pause im Kampf für nothwendig erachtet worden.

Aber es ist die Frage, ob nicht die Moselinie jetzt mit Aufbietung aller Kraft hätte gehalten werden müssen. Daß Pont-à-Mousson nicht besetzt war, daß am 14. Toul bereits zur Uebergabe aufgefordert werden konnte, deutet darauf hin, daß die Vertheidigung der ganzen Linie überhaupt nicht beabsichtigt war, oder daß Mac Mahon der Annahme des französischen Oberkommandos entgegen seinerseits die Vertheidigung der südlichen Strecke aufgegeben hatte. Mit dem Uebergange bei Pont-à-Mousson schon war die Möglichkeit einer Umgehung von Metz ausgesprochen.

In einer vom Kaiser Napoleon selbst inspirirten oder verfaßten Schrift*) ist gesagt, „daß in diesen Tagen Niemand die große Nähe der preußischen Armee geahnt habe, da dieselbe alle ihre Bewegungen so durch ihre Kavallerie verschleiert hätte, daß man über den Aufenthaltsort der Hauptmassen im Unklaren geblieben sei". Aber wenn auch die französische Heerleitung genau mit der Stellung der deutschen Armeen an jedem Tage ihres Vormarsches von der Grenze her vertraut gewesen wäre, so hätte sie dennoch nicht die Vertheidigung der Moselinie bewerkstelligen, sondern nur vorsichtiger Weise einen fernern Rückzug in die Maaslinie sichern und beschleunigen können. Denn die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte machte es zur Unmöglichkeit, eine so lange Linie gegen einen so ausgedehnten Angreifer zu behaupten. Freilich war das um Metz versammelte Heer, in der Stärke von etwa 172,000 Mann Infanterie, 22,000 Pferden und 600 Geschützen, also etwa 220,000 Mann zählend, ausreichend für den nördlichen Theil, aber da Mac Mahon das Feld nicht mehr, oder noch nicht wieder behaupten konnte, und mithin dessen Armee nicht im Stande war den rechten Flügel der Aufstellung zu bilden, so war, selbst wenn man auch der II. Armee Front geboten hätte, eine Umgehung durch die Armee des Kronprinzen auf keine Weise zu vermeiden. Die Moselinie war unter diesen Verhältnissen durchaus unhaltbar. Und nun ging die französische Heerleitung den Fehler, daß sie den Rückzug aus dieser unhaltbaren Stellung nicht bei Zeiten begann, daß sie die Armee bis der Festung Metz noch festhielt, während die I. deutsche Armee vor der Front und die II. Armee in bedrohlicher Richtung auf der rechten Flanke erschien. Keinen geringen Antheil an den halben Maßregeln dieser Epoche trug die Einmischung des Ministeriums in Paris in die militärischen Operationen sowie der Wechsel im Oberkommando. Der Kaiser hatte durch die Niederlagen der Armee Mißtrauen erweckt, er übertrug in diesem Gefühl schon am 12. den Oberbefehl der „Rheinarmee", nämlich der bei Metz vereinigten Corps, dem Marschall Bazaine, dessen Kommando General Decaen erhielt. Marschall Le Boeuf wurde als Chef des Generalstabs entlassen.

Der Kaiser blieb jedoch noch bei der Armee, sein Einfluß war immer noch schwer wiegend, das Ministerium ertheilte dringende Rathschläge, und eine verderbliche Unsicherheit in den militärischen Maßnahmen mußte aus diesen unklaren Verhältnissen nothwendig resultiren.

Die deutsche Heerleitung dagegen, mit den Vortheilen der eigenen und den Nachtheilen der feindlichen Lage gut bekannt, hoffte der französischen Armee durch eine Umgehung auf dem linken Ufer in den Rücken zu kommen, während der Vormarsch der III. Armee eine Gefährdung der schwenkenden II. Armee seitens Mac Mahons abwandte.

Am 14. August um Mittag stand das I. Armeecorps an der französischen Nied, mit seiner 2. Division bei Les Etangs auf der Straße Boulay-Metz, mit seiner 1. Division bei Courcelles-Chaussy an der Straße St. Avold-Metz. Vom 7. Armeecorps stand die 13. Division bei Pange, an demselben Flüßchen, die 14. Division bei Domangeville. Das 8. Armeecorps stand in Reserve bei Barize und Bionville an der deutschen Nied. Die 3. Kavalleriedivision stand auf dem rechten Flügel bei St. Barbe, die 1. Kavalleriedivision auf dem linken Flügel bei Frontigny.

Die französische Armee stand in großen Freilagern östlich der Außenforts von Metz und zwischen denselben auf dem rechten, zum Theil auch auf dem linken Moselufer. Ihre am weitesten östlich stehenden Truppen hatten Terrainabschnitte an den kleinen Gewässern, welche von rechts der Mosel zufließen, bei Colombey und

*) Campagne de 1870. Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan, par un officier attaché à l'état major général. Bruxelles. J. Rozez.

Digitized by Google

Noailly besetzt, ungefähr 3000 Schritt außerhalb der Außenforts.

Das Terrain zwischen den deutschen Truppen und den Außenforts bot schwer zu überwindende Hindernisse in den Ausläufern der Höhen, welche sich hier der Mosel zu senken, von zahlreichen Bächen durchschnitten sind und französischerseits durch Schützengräben und Placements zu verschiedenen hinter einander liegenden Abschnitten von militärischer Bedeutung gestaltet worden waren.

Die Avantgarde des 7. Armeecorps, die 26. Infanteriebrigade unter General von der Goltz, nahm am Nachmittage Bewegungen des gegenüberstehenden Feindes wahr, welche auf einen Abmarsch schließen ließen. In Folge dessen ward um 4 Uhr etwa ein Rekognoscirungsangriff angeordnet, welcher, gegen Colombey gerichtet, hierüber Gewißheit verschaffen und zugleich den Feind zur Entwicklung seiner Streitkräfte nöthigen sollte. Die 26. Infanteriebrigade stieß bei diesem Angriff auf hartnäckigen Widerstand des 3. französischen Corps, General Decaen, und ward in ein heftiges Gefecht verwickelt, in dem sie durch das energische ruhige Feuer der gedeckt liegenden französischen Infanterie große Verluste erlitt. Zu ihrer Unterstützung rückte die 25. Infanteriebrigade auf Befehl des Generals v. Zastrow aus ihrem Bivouak bei Pange vor und richtete ihren Angriff über Colligny hinaus gegen Marsilly. Gleichzeitig erhielt die 14. Infanteriedivision Befehl, aus ihrem Bivouak bei Domangeville aufzubrechen und sich auf Laquenexy in Marsch zu setzen. Auch der bei Bazoncourt biwouakirenden Corpsartillerie ging der Befehl zu, der 14. Infanteriedivision zu folgen. Auf dem rechten Flügel ging zu derselben Zeit die Avantgarde des 1. Armeecorps unter Generalmajor von Falckenstein zum Angriff vor; das Corps folgte in der Richtung der beiden Chausseen Boulay-Metz und St. Avold-Metz, nördlich die 2. Division unter General v. Pritzelwitz auf Noisseville, südlich die 1. Division unter General Bentheim auf Montoy.

Die 26. Infanteriebrigade, welche zuerst engagirt ward, kam gegenüber dem überlegenen Feinde, dessen Massen sich immer stärker entwickelten, in eine sehr gefährliche Lage; nur mit Aufbietung der letzten Reserven und größter Aufopferung vermochte sie sich zu halten, bis die 25. Infanteriebrigade über Colligny sich genähert hatte, was erst gegen 6 Uhr Abends der Fall war. Diese letztere entwickelte sich in der Weise, daß auf dem rechten Flügel der 26. Brigade 3 Bataillone den Waldabschnitt nördlich Colombey angriffen und 2 Bataillone geschlossen westlich Coincy stehen blieben. Die Artillerie der 13. Division fuhr auf der Höhe östlich Colombey auf und bereitete, selbst dem Infanteriefeuer ausgesetzt, den Angriff auf die französische Stellung durch wirksames Feuer vor.

Die Franzosen hatten nach und nach 3 Corps entwickelt, das bei Saarbrücken stark mitgenommene Corps Frossard, das Corps Decaen und das Corps Ladmirault. Sie führten eine so kräftige Offensive in der Richtung auf Colombey und Noisseville, daß sowohl die 13. als die 2. Division kaum ihre Positionen zu behaupten vermochten.

Bei Colombey brachte erst das Eintreffen der Tête der 14. Infanteriedivision um 6 Uhr 50 Minuten eine günstigere Wendung hervor. General v. Zastrow dirigirte die 28. Infanteriebrigade unter Generalmajor v. Woyna gegen die rechte Flanke des noch bei Colombey stehenden Feindes, während er die 27. Infanteriebrigade als Reserve auf den Höhen östlich Colombey aufmarschiren ließ. Dieser Angriff auf seine rechte Flanke brachte den Feind zum Weichen; er ging langsam auf Borny zurück und gab das südöstlich dieses Ortes liegende Gehölz nach hartnäckiger Vertheidigung auf. Auch das nördlich von Colombey liegende Gehölz ward nach schwerem Kampfe von der 25. Infanteriebrigade unter Generalmajor v. Osten-Sacken genommen. Bei Noisseville gelang es dem 1. Armeecorps durch das rechtzeitige Eingreifen der Corpsartillerie und der Infanteriereserven den Vorstoß des Feindes zurückzuweisen, und so ward eine große Gefahr für das 7. Armeecorps abgewandt, dessen rechter Flügel durch die französische Offensive auf dieser Stelle bedroht ward. Auch die Kavalleriedivision des Generals Grafen v. der Gröben nahm auf dem äußersten rechten Flügel der Armee am Kampfe wirksamen Antheil, indem sie bei Servigny auf den linken französischen Flügel drückte.

Das Zurückweichen der französischen Armee fand langsam und unter allmähligem Festhalten der hinter einander liegenden befestigten Terrainabschnitte statt, so daß der deutschen Armee große Verluste zugefügt wurden.

Wie die 3. Kavalleriedivision auf dem rechten, so griff die 1. Kavalleriedivision auf dem linken Flügel ein. Generallieutenant v. Hartmann, deren Kommandeur, richtete seinen Angriff, welchen er durch seine reitende Batterie einleitete, gegen Mercy le Haut. Er ward

Digitized by Google

dabei unterstützt durch den äußersten rechten Flügel der II. Armee, die 18. Infanteriedivision, welche sich an der Schlacht betheiligte, als dieselbe ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Füsilierregiment Nr. 36 nahm Jury und stürmte Mercy le Haut, ein Bataillon des 84. Regiments nahm Peltre. So gelangten diese Truppen in die Flanke und gegen die Rückzugslinie des Feindes.

Gegen 8 Uhr Abends war die französische Armee auf allen Punkten geworfen und bis zwischen die Außenforts Queuleu, Les Bottes und St. Julien zurückgeworfen. Eine weitere Verfolgung konnten die deutschen Corps natürlich nicht unternehmen, da sie in das Feuer der Festungswerke gekommen sein würden; sie bivouakirten in der dem Feinde entrissenen Stellung, um die Versorgung und Zurückschaffung der zahlreichen Verwundeten zu sichern, entgegen einem Befehle des Oberkommandos der I. Armee, nach welchem noch in der Nacht die anfängliche Stellung an der Nied wieder eingenommen werden sollte. Das 8. deutsche Armeecorps hatte nicht am Kampfe Theil genommen.

Das Urtheil über die Bedeutung dieser Schlacht für den Operationsplan unterliegt mehrseitigen Erwägungen.

Der Umstand, daß der Angriff erst gegen Abend begann, und daß er mit verhältnißmäßig schwachen Kräften unternommen ward, deutet darauf hin, daß wenigstens am Mittage die Schlacht noch nicht beschlossen war, sondern daß der deutsche Angriff durch eine Veränderung der militärischen Lage, durch den von der Avantgarde beobachteten beginnenden Abmarsch der französischen Armee hervorgerufen ward. Es wird demnach Aufgabe der I. Armee gewesen sein, den Feind bei etwa eintretendem Rückzuge desselben anzugreifen, um ihn festzuhalten, sonst aber die eingenommene abwartende Stellung zu behaupten.

Die Lage der französischen Armee am 14. deutet mehr auf die Absicht einer Schlacht am rechten Moselufer als auf einen beabsichtigten Rückzug. In einer verschanzten Linie von 9 Kilometer Länge, im Rücken durch die unangreifbaren Festungswerke von Metz gedeckt, also in einer taktisch vorzüglichen, sorgfältig zum Kampfe vorbereiteten Position standen 3 Corps im freien Felde. Diese Stellung erweckt die Vermuthung, daß hier der bereits an der Nied projektirte Widerstand gegen die fernere Verfolgung geleistet werden sollte, nachdem die kaiserliche Garde und das 6. Corps gleichfalls aus der Festung zu einer rangirten Schlacht am 15., dem Napoleonstage, herangezogen wären.

Ebenfalls glich der hartnäckige, theilweise offensiv geführte Kampf bei Colombey und Noisseville mehr einer Defensive, welche die dauernde Behauptung der Position bezweckte, als einem Rückzugsgefechte. Hatte die französische Oberleitung wirklich schon vor dem Angriff der Brigade Golz die Absicht, das rechte Moselufer und die Festung zu räumen, so konnte sie in solcher Nähe der Außenforts diese Bewegung auch wohl trotz dieses Angriffs ausführen, indem sie mit Zurücklassung einer Arrièregarde das 2., 3. und 4. Corps zwischen die Befestigungen zurückzog. Daß den preußischen Divisionen gegenüber eine Armee von mehr als 100,000 Mann entwickelt wurde, während keine Minute zu verlieren war, ist ein unbegreiflicher Fehler, welcher hauptsächlich Schuld ist, daß die Umgehung durch die II. Armee ausgeführt werden konnte.

Auf einen solchen Fehler hatte andererseits das deutsche Oberkommando bei seinem Umgehungsplan gewiß nicht gerechnet. Dieser Plan ist schon am 13. durch den Uebergang über die Mosel südlich Metz kenntlich, und da dem Zufall in den deutschen Operationen sehr wenig Spielraum gelassen wurde, muß geschlossen werden, daß bestimmte Anhaltspunkte vorlagen für die Annahme, der Feind werde bei Metz lange genug verweilen, um eine Umgehung zu ermöglichen. Es ward wahrscheinlich im Großen Hauptquartier erwartet, die französische Armee werde sich am Napoleonstage auf dem rechten Ufer zur Schlacht stellen, und diese Erwartung mochte dadurch begründet sein, daß der Feind vom 11. bis zum 14. in Metz auf dem rechten Ufer stehen blieb. Das wäre vermuthlich sehr günstig gewesen, da die I. Armee in ihrer guten Stellung an der Nied dem Feinde von Osten hätte Front bieten können, während die II. Armee sich inzwischen westlich Metz günstig postirt hätte. So würde mit geringeren Opfern das Ziel erreicht worden sein, welches der Preis der Schlachten am 14., 16., und 18. August geworden ist.

Ueber die Pläne der französischen Heerleitung liegen jedoch verschiedene gewichtige Angaben vor, welche zu dem Schlusse führen, daß wirklich am 14. Mittags bereits der Rückzug nach Verdun beschlossene Sache war, und welche mit der Meldung des Generalmajors von der Goltz am 14. Nachmittags: der Feind habe seinen Rückzug begonnen, und er werde deshalb mit der Avantgarde angreifen, in Uebereinstimmung sind.

Digitized by Google

Zunächst ist es bezeichnend, daß der Kaiser mit dem kaiserlichen Prinzen Metz um 2 Uhr Nachmittags verließ, und daß er an diesem Tage aus Longeville (unterhalb des Mont St. Quentin bei Metz) Abends 10 Uhr die Depesche absandte: „Unsere Armee beginnt auf das linke Moselufer zurückzugehen. Morgens hatten unsere Rekognoscirungspatrouillen die Anwesenheit keines feindlichen Corps gemeldet. Als aber die Hälfte der Armee über die Mosel gegangen war, griffen die Preußen uns mit beträchtlichen Streitkräften an, ꝛc." Dann sagt Marschall Bazaine*): „Nach dem brillanten Gefecht bei Borny (am 14. östlich Metz) hatten die daran betheiligten Truppen den Befehl erhalten, am Morgen des 15. August ihre rückgängige Bewegung auf Verdun in den beiden ihnen angewiesenen Richtungen fortzusetzen". Hieraus geht hervor, daß ein Rückzug auf Verdun schon vor dem Gefecht befohlen war. Ferner spricht der Marschall in einer zweiten Schrift**) ganz klar aus: „Ich hatte die Instruktion, die Armee vom rechten Moselufer, wo sie seit dem 11. vereinigt war, auf das linke Ufer hinüberzuführen, um sie auf Verdun zu dirigiren. Mitten in Ausführung dieser Bewegung am 14., welche von beiden Flügeln aus geschah, begannen gegen 2 Uhr Nachmittags die deutschen Truppen den Angriff auf die Division Metman vom 3. Corps. . . . . Wir hatten nicht die Genugthuung den Plan des Feindes zu vereiteln, dessen Ziel war: unsere Koncentration auf dem Plateau von Gravelotte zu verzögern und so Zeit zu gewinnen, daselbst vor uns anzukommen".

Beachtet man nun noch die Aeußerung der oben angeführten vom Kaiser ausgehenden Schrift, „es habe am 14. und 16. August Niemand in Gravelotte gedacht die ganze feindliche Armee vor sich zu haben, man habe nicht gezweifelt, mit Leichtigkeit am andern Tage Verdun erreichen zu können", so wird es wahrscheinlich, daß der Entschluß einer allgemeinen Schlacht auf dem rechten Moselufer definitiv aufgegeben ward, als man die Ankunft feindlicher Rekognoscirungspatrouillen in Vignenlles und in der Gegend von Briey, an der Rückzugslinie nach Verdun, sowie die Bewegungen der II. Armee gegen Gorze erfuhr, also am 14. Morgens oder bereits am 13., daß man aber, obwohl aufmerksam gemacht auf die drohende Gefahr, doch noch Zeit genug zu haben wähnte, um ihr zu entgehen.

Die I. Armee hat also ein glänzendes Resultat erreicht, indem sie den abziehenden Gegner nöthigte, Front zu machen. Die Schlacht bei Courcelles (Borny) hat die Umgehung von Metz und die Schlachten am 16. und 18. ermöglicht. Ohne diesen Kampf würde die französische Armee unter dem Schutze der Festung am 14. und 15. ihren Marsch nach Verdun haben antreten können, unbelästigt durch eine große Anzahl Verwundeter, ungestört in ihrer Organisation durch eine Niederlage. In dem erstgenannten Rapport des Marschalls Bazaine heißt es: „Die Verzögerungen, welche für das 2. und 3. Corps aus ihrer Betheiligung an dem Kampfe von Borny erwuchsen, erlaubten diesen beiden Corps unglücklicherweise nicht, ihre Bewegung (den Rückmarsch am 15.) zeitig genug zu beginnen, um sie in der festgesetzten Zeit zu beendigen".

Am Morgen nach der Schlacht rekognoscirte der König selbst das Schlachtfeld. Von den höchstliegenden Punkten war auf dem rechten Ufer der Mosel nichts mehr vom Feinde zu erkennen. Dichte Staubwolken jenseits des Flusses ließen auf den Abmarsch der französischen Armee schließen.

A. Niemann.

*) Rapport du Maréchal Bazaine, bataille de Rezonville le 6 Août 1870. Bruxelles. A. Decq.

**) Rapport sommaire sur les opérations de l'armée du Rhin du 13 Août au 29 Octobre 1870 par le commandant en chef Maréchal Bazaine. Berlin, L. Simion.

Technologie.

Sauerstoff und Wasserstoff. Die Oxhydrogengascompany in Newyork stellt seit einiger Zeit nach dem Verfahren von Tessié du Motay fabrikmäßig Sauerstoff und Wasserstoff dar. Nach H. Vogels Mittheilungen in den „Berichten der deutschen chem. Gesellsch." wird dieser käufliche Sauerstoff vielfach benutzt, nicht nur für chemische Experimente, sondern auch zu medicinischem Gebrauch und zur Erzielung intensiver Lichtquellen für Leuchtthürme, Signale, Bauten, Laterna magica ꝛc. So wurden die Wasserbauten der jetzt in Ausführung begriffenen großen Brooklynbrücke über den Eastriver mit Hydrooxygengas erleuchtet und sind dort 12 Lampen in Betrieb,

Digitized by Google

die täglich 2000 Kubikmeter Sauerstoff verbrauchen. Die Darstellung des Sauerstoffs beruht auf der bekannten Thatsache, daß ein Gemenge von 1 Th. Aetznatron mit 2 Th. Braunstein, an der Luft bis ca. 450° C. erhitzt, mangansaures Kali liefert, die umgekehrte Zersetzung dagegen vor sich geht, wenn man dies Gemenge in einem überhitzten Dampfstrom erhitzt. Es entweicht Sauerstoff und es bleibt ein Gemenge von Aetznatron und Mangansesquioxyd zurück, das, in einem Luftstrom erhitzt, sich wieder in mangansaures Natron verwandelt. Dieser Prozeß kann unzählige Male wiederholt werden, so daß die Quantität von Sauerstoff, welche dieselbe Portion des Gemenges liefert, theoretisch bis ins Unendliche geht. Der Centner des Gemisches liefert bei einmaliger Zersetzung etwas über 5 Kubikmeter Sauerstoff.

Die technischen Vorrichtungen zur Ausübung dieses Prozesses erinnern sehr an die Leuchtgaserzeuger. Das Gemisch wird mit Wasser übergossen, zur Trockne verdampft, calcinirt und schließlich in Quantitäten von 900 Pfund in eiserne, 6′ lange, 2′ weite Retorten eingetragen. Um das Schmelzen zu verhüten, mengt man die Masse mit Kupferoxyd oder Manganoxyd. Die Retorten haben eine Art Rost, auf welchem die Masse aufgeschichtet wird, so daß oben und unten ein leerer Raum bleibt Dampf und Luft treten oben ein, gehen durch die poröse Masse und treten durch ein Rohr am Boden wieder aus. Sobald die Retorten zur Kirschrothgluth erhitzt sind, wird heiße Luft eingepumpt. Dieselbe passirt vorher ein Gefäß mit kaustischer Natronlauge, um die Kohlensäure zu entfernen, welche sonst das Aetznatron unwirksam machen würde. Fünfzehn Minuten langes Erhitzen genügt zur Oxydation, die Desoxydation erfolgt alsdann durch Einleiten von überhitztem Dampf von ca. 10 Pfund Ueberdruck durch dieselben Rohre. Innerhalb 10 Minuten ist aller Sauerstoff fortgeführt und wird von dem beigemischten Dampf in einem Kondensator befreit, in welchen kaltes Wasser sprüht. Das Gas wird in einem großen Blechgasometer gesammelt, um schließlich nach Bedarf mit einer Kompressionspumpe in kleine Recipienten von Eisenblech gefüllt zu werden. Der Kubikfuß unter gewöhnlichem Atmosphärendruck kommt auf ca. 2 Sgr. zu stehen, die Tagesproduktion beträgt 30,000 Kubikfuß.

Wasserstoff wird von derselben Gesellschaft durch Erhitzen von Anthracit mit Kalkhydrat erzeugt. Man bedient sich ganz ähnlicher Retorten und der Prozeß verläuft bei Rothgluth in 15 Minuten. Man leitet dann Dampf ein, um wieder Kalkhydrat zu erzeugen, und beginnt die Zersetzung von Neuem. Natürlich wird die Kohle nach und nach aufgezehrt und nach ca. drei Wochen muß wieder Anthracit hinzugefügt werden. Die Tagesproduktion beträgt 2000 Kubikfuß und der Kubikfuß stellt sich auf ca. 10 Pfennige. Der Bedarf an Wasserstoff ist bedeutend geringer als der an Sauerstoff, da zum Speisen der Hydrooxygengaslampen meistens Leuchtgas oder neuerdings Alkohol benutzt wird. Die Helligkeit einer Hydrooxygenflamme, die mit Leuchtgas gespeist wird, ist etwa 16½mal so groß als die Helligkeit einer gewöhnlichen Leuchtgasflamme mit demselben Gasverbrauch. Eine keineswegs untergeordnete Rolle spielt dieses Hydrooxygengaslicht für die Benutzung der Laterna magica. Dieses Instrument, welches in Deutschland für nicht mehr angesehen wird als eine optische Spielerei, ist in Amerika ein wichtiges Mittel für den Unterricht. Man druckt wissenschaftliche Abbildungen oder technische Zeichnungen kleineren Umfanges auf durchsichtige Gelatinetafeln oder fertigt danach Glasphotographien, die nachher, bis hundertfach durch die Laterna magica vergrößert, zur Demonstration in Vorlesungen dienen und ein viel besseres Bild gewähren als unsere im großen Maßstab gezeichneten, oft sehr mangelhaften Wandtafeln. Kleine, am Schreibtisch gefertigte Skizzen auf Gelatine, aus wissenschaftlichen Werken entnommene Holzschnitte ꝛc. werden auf diese Weise mit leichter Mühe einem großen Zuhörerkreise anschaulich gemacht. Diese Vorrichtung ist auch bei Tage anwendbar, falls nur das Tageslicht durch Vorhänge gedämpft werden kann.

Nekrolog.

Brassey, Thomas, einer der größten englischen Bauunternehmer, der fast zu gleicher Zeit Eisenbahnen in Europa, Asien und Amerika baute, † am 9. December in St. Leonards, 65 Jahre alt.

Wiesenfeld, Karl, Professor, bekannt durch ausgezeichnete Leistungen in der Land-, Wasser- und Straßenbaukunst, sowie durch archäologische und kunstgeschichtliche Schriften, † am 7. November in Prag, 68 Jahre alt.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Geschichte.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. VI. Schluß der Epoche König Ludwigs XIV. und die Anfänge Ludwigs XV. bis zur Einverleibung Lothringens (1684—1735). Der Regensburger Waffenstillstand des Jahres 1684 war seiner Natur nach ein Provisorium, ein ungenügendes Auskunftsmittel des Augenblicks, weil man eine endgiltige Verständigung nicht finden konnte oder nicht finden wollte. Es lag auf der Hand, daß das Schwert nicht zwanzig Jahre lang in der Scheide ruhen würde: König Ludwig XIV. waren durch jene Abmachung zu viele Vortheile eingeräumt, als daß man hätte hoffen dürfen, daß er nicht den Versuch wiederholen würde, den Bestimmungen derselben einen willkürlichen Sinn zu unterlegen und sich für alle Fälle und mit allen Mitteln der Beute, die ihm seine Reunionspolitik eingetragen hatte, zu versichern. Jene Vortheile hatten aber zugleich noch eine schlimmere Seite: sie konnten nicht verfehlen, eine Natur, wie die des Königs, auf der Bahn der Gewalts- und Eroberungspolitik noch weiter vorwärts zu treiben. Um so schlimmer allerdings für Frankreich, denn es ist eine ausgemachte Sache, daß auf diesem Wege das sichere Verderben lauerte, das wenn auch langsam so doch sicher über diesen Staat hundert Jahre später rächend hervorgebrochen ist.

Es dauerte in der That nicht lange, so liefen von verschiedenen Seiten Beschwerden über durch die Franzosen verübte Verletzungen des Waffenstillstandes ein. Diesseits des Rheines, Hüningen gegenüber, errichteten sie eine Schanze und in der Mitte der rheinischen Kurfürstenthümer, in Trarbach an der Mosel, legten sie ein Fort an. Ludwig XIV. betrachtete sich eben als souveränen Herrn in den okkupirten Gebieten, die ihm im Jahr 1684 bis auf Weiteres überlassen worden waren, während die deutschen Fürsten mit größerem Rechte in solchem Thun eine unerträgliche Rechtsverletzung erblickten. Und schon drohte der König mit einem neuen Gewaltschritt. Im Jahr 1685 starb der regierende Zweig des kurpfälzischen Hauses aus und die in jedem Sinne nächstberechtigte Neuburger Linie war nachgefolgt. Nun erhob aber Ludwig im Namen der Gemahlin seines Bruders, des Herzogs Philipp von Orléans, der seiner Zeit nicht ohne Berechnung mit der Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig vermählt worden war, Ansprüche nicht bloß auf die Allodialerbschaft, sondern zugleich auf einen beträchtlichen Theil der Rheinpfalz, darunter Germersheim, Simmern, Sponheim ꝛc. So erwachte die ohnedem nicht beschwichtigte Beunruhigung mit verstärkter Gewalt; als einen Ausdruck derselben haben wir den Augsburger Bund des Jahres 1686 zu betrachten, der zu dem allgemeinen Zwecke des Schutzes der bestehenden Verträge und des Reichsgebietes von den beiden Linien des Hauses Habsburg, dem bayerischen, dem oberrheinischen und dem fränkischen Kreise geschlossen wurde, und in den auch die Krone Schweden eintrat. Es lag auf der Hand, dieser Bund hatte nur einen vertheidigenden Charakter, die größere Zahl der Reichsfürsten hatte sich überdies von demselben ferne gehalten —: gleichwohl erblickte Ludwig darin eine angebliche Herausforderung und motivirte damit die Forderung, es solle der Regensburger Waffenstillstand in einen definitiven Frieden verwandelt werden. Des Papstes (Innocenz XI.) bediente er sich hiebei als Vermittler, und ganz in seiner Art ließ er es zugleich an kategorischen Drohungen nicht fehlen. Indeß jene Zumuthung wurde abgewiesen und der König ließ sich mit der Versicherung des Kaisers genügen, daß er an keinen Angriff auf Frankreich denke. Er hielt es nicht für geeignet, in dieser Richtung weiter zu drängen, war aber entschlossen, in einer anderen nun durchbrechenden Gelegenheit um so rücksichtsloser und hartnäckiger vorzugehen.

Digitized by Google

Ludwig befand sich überhaupt in einer Stimmung, daß in jedem Augenblick ein Kriegsfall für ihn erstehen konnte, weil er noch immer der Meinung lebte, daß das übrige Europa sich ihm fügen, und daß vor allem das deutsche Reich ihm unterwürfig bleiben müsse, und daß hier nichts geschehen dürfe, was seinem Urtheile zufolge seinen Einfluß daselbst irgendwie vermindern könnte. Da geschah es, daß die bevorstehende Neubesetzung des Erzstuhles zu Köln eine Wendung nahm, die diesem seinem Standpunkt in empfindlicher Weise zuwider lief. Dieser Stuhl war von jeher von hoher politischer Bedeutung gewesen: es war der französischen Politik schon früher und unter dem regierenden Kurfürsten (Maximilian Heinrich von Bayern) mehr als je gelungen, ihn zu einem ihrer stärksten und zuverlässigsten Vorposten im Reiche zu machen, und es war begreiflicher Weise Ludwigs Glaube, daß das auch in Zukunft nicht anders werden solle. Diese Position hatte zugleich durch den Umstand einen erhöhten Werth erhalten, daß der letzte Kurfürst noch weiterhin in die Stifter Lüttich, Hildesheim und Münster gewählt worden war. Diese so in einer Hand vereinigten geistlichen Fürstenthümer waren durch ihre geographische Lage noch besonders wichtig. Der Kurfürst war nun völlig in den Händen des französischen Hofes, dessen Interessen durch die Fürstenbergischen Brüder dunklen Angedenkens nachdrücklich vertreten wurden. Vorsorglich hatte sich Ludwig von dem Kurfürsten versprechen lassen, niemals einen Coadjutor ohne seine Zustimmung anzunehmen. Dieser Fall trat jetzt (im Spätjahr 1687) den Meisten unerwartet ein: der Kardinal Fürstenberg, der zugleich Bischof von Straßburg war, wurde trotz aller Opposition zum Coadjutor in Köln gewählt. Selbstverständlich hatte Ludwig XVI. hiebei seine Hand im Spiele und meinte, einen Meisterzug gethan zu haben.

Indeß, auch im Reiche hatte man, wie das gar nicht anders sein konnte, dieser Angelegenheit die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Der Kaiser war entschlossen, die wirkliche Erhebung des Coadjutors auf den erledigten Erzstuhl nicht zuzugeben. Auch das Haus Bayern regte sich: es wollte sich das Erzstift, das fast ein Jahrhundert lang in seinen Händen gewesen war, nicht entreißen lassen. Es schlug im Einklange mit dem Kaiser den Bruder des Kurfürsten Max Emanuel vor. Als es dann zur entscheidenden Wahlhandlung kam, spaltete sich das Kapitel: der Coadjutor erhielt nicht die volle Zahl der gesetzlichen Stimmen, eben weil bekannt war, daß der Kaiser gegen ihn war und daß hinter dem Kaiser der Papst stand. Fürstenberg wagte es jedoch, gestützt auf die Zusage seines mächtigen Schirmherrn, trotz alledem standzuhalten und die Regierung über das Erzstift an sich zu reißen. Und in der That war Ludwig XIV., den vom rechtlichen Gesichtspunkte aus das ganze Wahlgeschäft nicht berührte, aus den angedeuteten Gründen entschlossen, für seinen Günstling unter allen Umständen einzutreten. Daß der Papst die Ansprüche des Coadjutors förmlich verwarf und den bayerischen Prinzen als Kurfürsten von Köln anerkannte, vermochte ihn nicht auf andere Gedanken zu bringen. Er wollte der Welt beweisen, daß er nach wie vor und trotz des Papstes, trotz aller Welt, die Mittel besitze, seinen Willen durchzusetzen. Allerdings kam eine besondere Erwägung hinzu, die seinen Entschluß beschleunigte. Die Türken waren in Gefahr, in ihrem Kampfe mit dem Kaiser zu unterliegen; Ludwig knüpfte daran die Besorgniß, die Deutschen möchten nach Besiegung des Feindes im Osten die frei gewordenen Kräfte gegen ihn wenden und die von seiner Seite und in seinem Sinne beabsichtigte Verwandlung des Waffenstillstandes in einen endgiltigen Frieden unmöglich machen. In dieser Erwägung, die für den König die Gestalt einer zwingenden Nothwendigkeit annahm, und nicht in dem angeblichen schiefen Fenster von Trianon liegt der wahre Grund des Waffenstillstandsbruches, des neuen Krieges, für den sich Ludwig entschied. In dem Manifeste, dem die Eröffnung der Feindseligkeiten auf dem Fuß folgte, sprach er es geradezu aus, daß er die Verwandlung des Waffenstillstandes in einen definitiven Frieden verlange, d. h. daß er die Sanktionirung seiner Reunion mit Gewalt erzwingen wolle. Anlangend die Ansprüche seines Bruders auf die Rheinpfalz wolle er sich mit Geld abfinden lassen.

Das erste Angriffsobjekt der französischen Waffen bildete die Rheinpfalz. Die wichtigsten Punkte derselben, ungedeckt wie sie waren, fielen beim ersten Anlauf in ihre Gewalt. Die Lage des Reiches war in hohem Grade bedenklich. Der König hatte den Augenblick des Angriffs nur zu gut gewählt. Der Krieg mit den Türken dauerte noch fort; es kam Alles darauf an, wie die übrigen Mächte sich dazu verhalten würden. Spanien und die Generalstaaten konnten ja nicht müßige Zuschauer bleiben, aber entscheidend war, daß in England inzwischen jene folgenreiche

Digitized by Google

Veränderung vor sich gegangen war, welche die Stuarts dauernd gestürzt und den entschiedensten Gegner Ludwigs XIV. und seiner Entwürfe, Wilhelm von Oranien, auf den englischen Thron geführt hat. Unter Wilhelms Auspicien wurde am 12. Mai 1688 der Wiener Vertrag der genannten Mächte mit dem Kaiser abgeschlossen, der einen gemeinsamen Widerstand gegen Frankreich und die Zurückführung der politischen und kirchlichen Zustände auf die Grundlagen des westfälischen und pyrenäischen Friedens stipulirte. Es muß an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß im deutschen Reiche selbst dieses Mal die Stimmung so einträchtig und gehoben war, wie seit langer Zeit nicht mehr und wie nachher lange Zeit nicht mehr. Alle Interessen fühlten sich bedroht, alle Bedrohten waren entschlossen, mannhaft und Arm in Arm den Angriff abzuwehren.

Es ist hier nicht der Platz, den Verlauf des Krieges im Einzelnen zu schildern. Zunächst stand der Erfolg auf Seite der Franzosen; binnen Kurzem sind sie Meister der rheinischen Festungen und der Kurfürstenthümer selbst geworden, und seufzten beide Ufer des Rheines und des Neckars unter ihren Fäusten. Aber die unerwartete Menge ihrer Gegner zwang sie, ihre Kräfte zu theilen, und sie konnten nicht daran denken, die zahlreichen festen Plätze des Mittelrheines, die in ihre Gewalt gefallen waren, zu behaupten. Und so faßten sie denn, um die Plätze und Städte, die sie unter diesen Umständen sich gezwungen sahen wieder zu räumen, nicht den Deutschen preiszugeben, den ruchlosen Entschluß, dieselben zu zerstören und die Einwohner hinwegzuführen. Diese Maßregel, die vor allem die Rheinpfalz treffen mußte und sollte, ist in der That mit gräßlicher Gründlichkeit ausgeführt worden. Ihr zufolge sanken Worms, Mannheim, Heidelberg, Speier in Asche, die Grabmäler unserer Kaiser wurden aufgewühlt, die Ruinen von Heidelberg und Baden erinnern noch heute mit erbitternder und warnender Macht an die Schandthaten jener Tage, die von den blutbeflecktesten Sanskulottenheeren nicht übertroffen worden sind. Daß ein solches Vorgehen gegen allen Kriegsgebrauch unter christlichen Völkern war, braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; die Franzosen waren aber seit Jahrhunderten zu solchen Ruchlosigkeiten herangebildet worden und hatten schon in den letzten Kriegen ähnliche Gräuel, nur nicht so planmäßig, auf deutschem Boden verübt. Ein lauter und allgemeiner Schrei des Schreckens und des Vorwurfs richtete sich gegen den allerchristlichsten König, der auch in der That, was die intellektuelle Urheberschaft anlangt, in erster Linie für jene beispiellosen Unmenschlichkeiten verantwortlich gemacht werden muß; alle Entschuldigungen, die schon versucht worden sind, reichen nicht aus, und vergeblich schiebt man Louvois, so erbarmungslos er auch war, als Prügeljungen vor. In der Auffassung der Beziehungen gegenüber den andern Völkern stimmten freilich König, Hof und Volk vortrefflich und stets zusammen: aber der König hat doch in der grundsätzlichen Verachtung alles völkerrechtlichen Herkommens vom Anfange seiner Herrschaft an einen Ton angeschlagen, der die schlimmsten Neigungen seines Volkes erwecken oder verschärfen mußte. Ueber die Gräuel der Revolution wundern sich überhaupt nur jene, die die Pariser Bluthochzeit und die gedachte Kriegführung in Deutschland vergessen haben, oder nicht bedenken, daß auch die verschiedensten Aeußerungen des Volksgeistes alle aus einer und derselben Quelle fließen.

Mittlerweile hatte der so muthwillig veranlaßte Krieg einen wachsenden Umfang angenommen; in den Niederlanden, in den Pyrenäen, in Oberitalien und zur See wurde mit wechselndem Glück, jedoch für die Franzosen lange Zeit nicht ungünstig gekämpft. Indeß entscheidende Schläge sind ihnen nicht gelungen, und eine Niederlage wie bei La Hogue haben sie nicht vermeiden können. Freilich war die Anstrengung von fast ganz Europa nöthig, um den Siegeslauf der französischen Waffen aufzuhalten. In Deutschland war die Stimmung nach wie vor gehoben, die Lust zum Widerstande nachhaltig. Bei ihrem Angriff auf den deutschen Südwesten haben die Franzosen das nachdrücklich und wiederholt verspürt. Daran konnte König Ludwig zuletzt nicht mehr denken, die ursprünglichen Absichten, mit denen er in diesen Krieg gegangen war, durchzusetzen. Er sah sich sogar veranlaßt, seine Forderungen beträchtlich herabzustimmen. Auf Seite der Verbündeten hat man wohl länger daran festgehalten, sich von der Linie des Pyrenäenfriedens nicht wegdrängen zu lassen. Da aber Spanien zu wenig leistete, beschied man sich, wenigstens die Bestimmungen des westfälischen und Nimweger Friedens nicht preiszugeben. Dabei war nun das deutsche Reich vorab betheiligt: dieser Standpunkt schloß die Wiedergewinnung Luxemburgs und Straßburgs in sich. Von einem solchen Zugeständniß war aber Ludwig noch weit entfernt; dazu war er noch nicht gedemüthigt genug, und so begann

Digitized by Google

der Krieg mit erneuter Gewalt. Die neuen Anstrengungen Frankreichs hatten indeß doch nur den Zweck, die Verbündeten zum Frieden geneigter zu machen. Und wirklich wurde nebenher unter der Vermittelung Schwedens (im Mai 1697) ein Friedenskongreß zu Ryswick eröffnet, dessen präliminarische Grundlagen von dem Versailler Hof herrührten.

Das Ergebniß ist bekannt; es kam einer bitteren Enttäuschung der deutschen Hoffnungen gleich. Erst nachdem alle anderen Fragen erledigt waren, kam die Angelegenheit an die Reihe, die den Krieg veranlaßt hatte, die Streitfrage zwischen Deutschland und Frankreich. Darunter haben wir nicht etwa das Zerwürfniß wegen der Besetzung des Kölner Erzstuhles zu verstehen; darin hatte König Ludwig längst nachgegeben und seinen Schützling fallen lassen; auf seine Ansprüche auf die pfälzische Erbschaft legte er selbst nur mehr geringes Gewicht; um was es sich jetzt handelte, war die Gränzbestimmung zwischen beiden Reichen. Deutscher Seits war man entschlossen, keine andere Gränze anzunehmen, als wie sie der westfälische Friede festgesetzt hatte. Aber die Verbündeten, d. h. die Seemächte, unterstützten diese Forderung nicht nachdrücklich genug, und Deutschland selbst führte seine Sache nicht kräftig und geschickt genug. So wurde der definitive Friede abgeschlossen, und ihm gemäß verblieb den Franzosen Straßburg und der Elsaß, wofür sie Freiburg und Breisach an Oesterreich, Luxemburg an Spanien, Lothringen seinem Herzog und eine weitere Anzahl von Reunionen an ihre rechtmäßigen Herren zurückgaben und die Befestigungen am rechten Rheinufer zerstören mußten. Mit Einem Wort, Straßburg und der Elsaß gingen auf diese Weise endgiltig für Deutschland verloren. So konnte Ludwig XIV., trotz einzelner Verluste, sich zu seinem Erfolge immerhin Glück wünschen. Vor allem: der Schlüssel zu Deutschland, den er 17 Jahre früher geraubt hatte, er war ihm nun feierlich zuerkannt. Die Anerkennung des französischen Rechtes auf den Elsaß war in dem Friedensinstrument von deutscher Seite allerdings absichtlich überall vermieden, aber auch das Gegentheil davon nicht ausgesprochen. Das war König Ludwig genug, ihm war sein Recht in seinen Augen unzweifelhaft und unantastbar. Und selbst in dem Augenblick einer Niederlage gelang es Ludwig XIV., einen fruchtbaren Keim der konfessionellen Zwietracht unter die deutschen Stände zu schleudern, indem er durchsetzte, daß in den Gebieten, die er wieder zurückgeben mußte, und in welchen er zur Zeit der Usurpation den Katholicismus auf Kosten der Protestanten mit Erfolg begünstigt hatte, dieses Verhältniß fortan zu Recht bestehen sollte. Selbst der kaiserliche Hof soll in dieser Frage mit den Franzosen Hand in Hand gegangen sein. Bekanntlich ist dieser Keim, das Werk ächt französischer Unduldsamkeit und Heimtücke, schon einige Jahre nachher Unheil drohend aufgegangen.

Die Aufnahme, die der Ryswicker Friede in dem Reiche fand, war nun durchaus mißbilligender Natur. War ja doch der hoffnungsvolle nationale Aufschwung, der den Krieg begleitet hatte, wiederum erfolglos geblieben. Die Erbitterung gegen Frankreich war schon während des Krieges hoch gestiegen und hatte in unverhüllter Weise ihren Ausdruck gefunden, und dies setzte sich nach dem Frieden in gesteigertem Grade fort. Es ist Ludwig XIV. und den Franzosen an Tadel und Vorwürfen, die sie ja reichlich verdienten, nichts geschenkt worden, ebenso ist nichts versäumt worden, die deutsche Langmuth aufzureizen und die Verkehrtheiten und Schwächen unseres Nationalcharakters aufzudecken und zu geißeln. Namentlich auch Leibniz — um den besten Namen zu nennen — hat in dieser Richtung nach wie vor einen Eifer entwickelt, der ihn für alle Zeiten in die Reihe unserer einsichtsvollsten und hingebendsten Patrioten stellt. Aber freilich mit bloßen Klagen und Vorwürfen war noch kein gründliches Heilmittel gegeben: man hätte die nun wiederholt gemachten Erfahrungen benutzen und die Forderungen einer zeitgemäßen Umbildung der Reichsverfassung, vor allem der Reichskriegsverfassung, mit unermüdlichem Nachdruck stellen müssen. Denn man mußte sich sagen, ohne die entsprechende Reorganisation des Reiches blieb all der vorhandene gute Wille machtlos, die reichlichen Kräfte und Hülfsmittel ohnmächtig, und schützte nichts vor der Wiederkehr ähnlicher Niederlagen und Unbilden. Dahin abzielende Vorschläge sind wohl auch gemacht worden, aber doch nicht mit dem nöthigen Nachdruck, nicht mit der wünschenswerthen Einsicht von dem wahren Sitze des Uebels, und noch weniger hat man in jenen Kreisen, von wo die Initiative zu solchen Reformen ausgehen mußte, im Ernste je sich mit solchen Gedanken beschäftigt.

Was indeß ein solches Versäumen und Nichterkennen zu bedeuten hatte, ergab sich bald genug. Frankreich war durch den letzten Frieden nichts weniger als unschädlich gemacht. König Ludwig hatte in Ryswick die berührten Zu-

Digitized by Google

geständnisse gemacht, theils weil es ihm in der That schwer wurde, es noch länger mit den gegen ihn verbündeten Mächten aufzunehmen, theils und noch mehr aber, weil er seine Kräfte für die Lösung einer anderen Frage aufsparen wollte, die schon seit einiger Zeit dräuend im Hintergrund aufgetaucht war, nämlich die spanische Erbfolge. Kurz bevor diese Frage praktisch wurde und das deutsche Reich in den Strudel der von ihr veranlaßten Verwickelungen zog, hatte Deutschland bei auftauchenden Gelegenheiten den nie ruhenden, anmaßenden und bösen Willen der französischen Politik aufs Neue erfahren. Als es sich darum handelte, für das Haus Hannover eine neunte Kurwürde zu errichten, und verschiedene Fürsten, geistliche und weltliche, dem widersprachen, trat Ludwig auf ihre Seite und mischte sich, kraft seiner Eigenschaft eines Bürgen des westfälischen Friedens, geschäftig in diese Streitfrage, und seine Schuld war es nicht, daß darüber nicht ein innerer Krieg ausbrach. Aber die spanische Frage lenkte die Geister und Interessen nach einer anderen Richtung.

Wie bekannt, waren es zuletzt der französische und der Wiener Hof, die sich um diese Erbschaft stritten. Nun hätte man meinen mögen, das deutsche Reich sei bei dieser Frage unbetheiligt: indeß war es denn doch nicht ganz gleichgiltig, ob Ludwig XIV., wenn auch nur durch einen seiner Prinzen, auch in Madrid herrsche. Dieser Gesichtspunkt ist nun allerdings nicht maßgebend gewesen; jedoch da einmal das kaiserliche Haus für seine Ansprüche das Schwert zog, konnte es kaum ausbleiben, daß auch das Reich selbst in den Krieg verwickelt wurde. Da war es denn freilich von schweren Folgen, daß es Ludwig XIV. durch seine oft bewährten und wohl überlegten Künste gelang, eine Anzahl deutscher Fürsten, vor allen die beiden Kurfürsten von Bayern und Köln, ganz auf seine Seite herüber zu ziehen. So ging aus diesem europäischen Kampfe um die spanische Erbschaft für das deutsche Reich zugleich ein bitterer innerer Krieg hervor, der den Erbfeind auf den deutschen Boden führte und Deutschland zum Schlachtfeld für diesen europäischen Streit machte. Man erfuhr an der tapfern Haltung des schwäbischen Landsturms allerdings gelegentlich wieder, welch eine Kraft in dem deutschen Volke ruhte, unwiderstehlich, wenn sie organisirt und recht geleitet war. Der größere Theil der Fürsten stand doch zum Hause Oesterreich, und es darf an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß die Gegengabe, die der Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg für sein Bündniß bot, die Königskrone war, die sich dieser nun aufsetzte, und die bestimmt war, der leuchtende Morgenstern des endlich erwachenden deutschen Volkes zu werden.

Der Krieg selbst nahm bekanntlich allmählich eine für Ludwig XIV. höchst ungünstige Wendung, und man fing in Deutschland zu hoffen an, daß wenigstens dieses Mal die Gelegenheit nicht unbenutzt bleiben würde, die in dem letzten halben Jahrhundert verlorene Integrität unserer Westgränze wieder herzustellen. Namentlich im oberrheinischen und schwäbischen Kreise, die seitdem am schwersten bedroht waren, wurde diese Forderung so kräftig wie möglich ausgesprochen: ja selbst bis auf die Zurückgabe der drei lothringischen Bisthümer und der Freigrafschaft dehnten sich diese Wünsche aus. Und in der That fühlte sich Ludwig zuletzt so erschöpft, daß sich die sichere Aussicht eröffnete, Straßburg und wohl auch den Elsaß zurück zu erhalten. Aber auch diese Hoffnung wurde wieder getäuscht. Wie bekannt, stellten die Verbündeten so hohe und beschämende Zumuthungen an Ludwig, daß er sich lieber entschloß, den Krieg fortzusetzen, und trat in Folge des Todes Kaiser Josephs I. jene Wendung in der Haltung Englands ein, durch welche die Stellung der kriegführenden Parteien so empfindlich verschoben worden ist. Das Ergebniß war, daß in dem Frieden von Utrecht (1713) sich die Seemächte mit Frankreich verständigten, ohne auf den Kaiser und das Reich weitere Rücksicht zu nehmen. Der Friede von Ryswick war dabei zu Grunde gelegt worden. Kaiser und Reich weigerten sich, diesen Bestimmungen sich zu fügen; der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland brach von Neuem aus, und unsre bloßgestellten westlichen Provinzen erfuhren nun noch einmal die ganze ruchlose Härte der französischen Kriegführung. So blieb dem sich selbst überlassenen Deutschland nichts weiter übrig, als nachträglich den Frieden zu Rastadt-Baden zu schließen, der alle früher aufgetauchten Hoffnungen begrub. Straßburg und Elsaß, vom Anderen gar nicht zu reden, blieben demnach in der Hand der Franzosen, und überdies Landau. Die spanischen Niederlande gelangten an Oesterreich; allerdings mußte sich Ludwig hier eine Bestimmung gefallen lassen, die den Niederlanden eine mehr gesicherte Gränze gab, aber es wäre ein Unrecht, zu behaupten, daß dem deutschen Reiche die Zurückgelangung des „Burgundischen Kreises“ an das

Digitized by Google

Haus Habsburg wirklichen Nutzen gebracht habe. So ging alſo die Politik Ludwigs XIV. trotz aller Niederlagen in der Hauptſache wieder als Siegerin hervor. Der Glaube des franzöſiſchen Volkes ſelbſt an ſeinen Vorrang vor allen andern Völkern war aufs Neue befeſtigt und ſprach ſich laut und ſelbſtgewiſſer als je aus. An eine Umkehr auf der Bahn der Ueberhebung und der maßloſen Selbſtgefälligkeit war nicht zu denken. Um ſo beſchämter und verbitterter ſtand ihm Deutſchland gegenüber. Wer hätte die Verwirklichung jener getäuſchten Hoffnungen nicht wünſchen mögen? Aber man hätte ſich auch ſagen ſollen, daß die Anſtrengungen zu dem erhofften Preiſe in keinem Verhältniſſe geſtanden haben. So leicht wird es den Völkern nicht, wenn ſie einmal in Folge eigener Schwäche und Zerriſſenheit geſchädigt worden ſind. Selbſt wenn ein glücklicher Zufall — denn mehr wäre es in der That nicht geweſen — uns damals die verlorenen Provinzen zurückgegeben, wer wollte behaupten, daß wir ſie zu behalten vermocht hätten, wenn alles Uebrige beim Alten blieb? Es ſtand aber in den Sternen geſchrieben, daß, um das Verlorene wieder zu gewinnen, ein Maß von Arbeit und Opfern erfordert werden würde, nicht minder hoch, als es jene Ohnmacht und Verzagtheit geweſen ſind.

Alſo Niederlage auf Niederlage, Demüthigung auf Demüthigung, Verluſt auf Verluſt bedeutet für uns das von den Franzoſen ſo hoch geprieſene Zeitalter König Ludwigs XIV. Indeß jene Niederlagen und Verluſte waren nicht bloß politiſcher, ſie waren auch geiſtiger und ſittlicher Natur, und es konnte dies gar nicht anders ſein. Das deutſche Volk hätte nicht dieſe Demüthigungen erleiden können, wenn es bei ihm überall und in allen Beziehungen der Ordnung gemäß beſtellt geweſen wäre. Und die franzöſiſche Politik hat wohl gewußt, daß man, um eine Nation auf die Dauer niederzuhalten, ſie auch mit noch andern Waffen als mit dem Schwerte bekämpfen müſſe. Wer weiß nicht, wie ſchlecht namentlich die höhern Stände die Probe beſtanden haben, auf die ſie durch die wohlberechneten franzöſiſchen Verführungskünſte geſtellt worden ſind? Die vornehmen Kreiſe unſeres Volkes haben keineswegs den Stolz und die Selbſtachtung entwickelt, ohne die eine Nation im Wettlaufe der Geſchichte nicht mit Ehren beſtehen kann. Es iſt oft genug geſchildert worden, wie ſchwer unſere Geſellſchaft, unſere Sprache, unſere Sitten unter der Einwirkung des fremden Weſens gelitten haben, wie man ſich gewöhnte, der überlieferten guten Sitten ſich zu ſchämen, und wie man lernte, die beſcheidnere heimiſche Tugend mit den anmaßungsvollen Sünden und Laſtern des zudringlichen Nachbarn zu vertauſchen, wenn die deutſche Plumpheit dem wälſchen Nachbar gegenüber auch meiſt nur Stümperei blieb. Man braucht bloß einen Blick in die Literatur jener Zeit und vorab auf unſere Sprache zu werfen, um ſich zu überzeugen, wie tief das Verderben und die Entartung gedrungen iſt. Es war eine förmliche geiſtige Fremdherrſchaft, in die die Nation gerathen war, und was noch ſchlimmer, nicht überall empfand man das Unwürdige und Entehrende dieſer Geſunkenheit. Daß auch deutſche Gelehrte von Namen, wie z. B. Conring, der planmäßigen Verſuchung, mit der ſie Ludwig XIV. zu ködern nicht verſchmähte, erlegen ſind, zeugt mehr als vieles Andere von der ernſten Gefahr, der unſer beſſeres Selbſt damals ausgeſetzt war. Das Bewußtſein der Gefahr und der Schmach iſt uns allerdings nicht verloren gegangen, ſo manche laute Warnung iſt erſchollen, aber im Allgemeinen erwies ſich die Widerſtandskraft doch zu ſchwach; ein unſchätzbares Glück war es, daß wenigſtens der Kern unſeres Volkes, das Bürgerthum, ſo wie es einerſeits der Verſuchung weniger preisgegeben war, ſo doch auch zugleich entſchieden ſich ihr weniger zugänglich bewährte. Der leuchtenden und tröſtenden Geſtirne in dieſer dunkeln Zeit ſind es nicht gar ſo viele; ein Mann wie Leibniz mit ſeinem patriotiſchen unermüdlichen Feuergeiſt gehört unbeſtreitbar und in erſter Reihe dazu, und zur beſondern Befriedigung gereicht es, an jene edle deutſche Frau in dieſem Zuſammenhang erinnern zu dürfen die, aus ihrer pfälziſchen Heimat wider Willen an den laſterhaften Verſailler Hof verpflanzt, dort ein herrliches Zeugniß von der Unzerſtörbarkeit des deutſchen Weſens, von deſſen ſelbſtbewußtem Gegenſatz zur wälſchen Art überhaupt und zu der Verworfenheit und ſündhaften Heuchelei des damaligen officiellen Frankreichs insbeſondere abgelegt hat: wir meinen die Herzogin Eliſabetha Charlotte von Orléans, die Tochter des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, die die unſchuldige Veranlaſſung des „orleaniſchen“ Kriegs im Jahre 1688 geworden iſt. Ihr reicher, zum größten Theil nun veröffentlichter Briefwechſel wird für alle Zeiten ihr ein unvergängliches Denkmal und ſoll den deutſchen Frauen ein ſtrahlendes Beiſpiel feſter und erprobter deutſcher Geſinnung bleiben. Erſcheinungen wie dieſe durften die Hoffnung eines

Digitized by Google

Patrioten auf die Wiederkehr besserer Zeiten aufrecht erhalten: freilich nur langsam sind sie wiedergekommen! — —

Um das Bild der geschilderten Erfolge Frankreichs gegen Deutschland, die unter Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreicht haben, abzuschließen, empfiehlt es sich, gleich hier ein Ereigniß anzureihen, das sich allerdings erst unter seinem Enkel und Nachfolger, Ludwig XV., vollzogen hat, das aber jenen Erfolgen die Krone aufsetzte: nämlich die endgiltige Vereinigung Lothringens mit Frankreich.

Nach Ludwigs Tode und mit der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orléans ist bekanntlich ein erheblicher Umschwung in der äußern Politik Frankreichs eingetreten. Die Einwirkung dieses Staates auf Deutschland in der nächsten Zeit war vergleichungsweise gering, obwohl der Versailler Hof, seinen Ueberlieferungen getreu, keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sich einzumischen und Spaltungen hervorzurufen oder zu begünstigen. Ein Mal war in Folge der veränderten europäischen Parteistellungen sogar ein allgemeiner Krieg nahe, der wieder vorzugsweise das deutsche Reich betroffen haben würde; jedoch ist diese Gefahr glücklich vorüber gegangen. Inzwischen war in Frankreich der Kardinal Fleury zur Herrschaft gelangt, dessen Absichten im Grundsatz auf die Erhaltung des Friedens gerichtet waren; gleichwohl ist es unter ihm zu jenem Konflikt mit Oesterreich gekommen, dessen Ergebniß der bleibende Uebergang Lothringens an Frankreich war. Scheinbar war die Veranlassung dieses Krieges der Streit um die polnische Krone, die Ludwig XV. aus persönlichen und politischen Gründen seinem Schwiegervater Stanislaus Leszczinsky, das Wiener Kabinet im Einklang mit Rußland dem Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen zuwenden wollte. Der Letztere hat dann auch wirklich den Sieg über den Nebenbuhler davon getragen. Die angedeutete Haltung der österreichischen Politik in der polnischen Frage gab indeß nur den Vorwand zur Kriegserklärung Frankreichs an Oesterreich, der wahre Beweggrund lag ohne Zweifel anderswo und, wenn man will, näher. Es galt nämlich Fleury, die kraft der vollzogenen Verlobung des Herzogs Franz Stephan von Lothringen mit der Erbtochter Kaiser Karls VI. in Aussicht stehende nähere Verbindung dieses Landes mit der Habsburgischen Macht zu verhindern und dasselbe wo möglich gänzlich mit Frankreich zu vereinigen. Ein seit langer Zeit verfolgtes Ziel der französischen Politik sollte nun endlich erreicht werden. Der längst vorbereitete Krieg, der unter dem bezeichneten Vorwand nun ausbrach, wurde mit der Besetzung des Herzogthums Lothringen durch die Franzosen eröffnet und drohte das deutsche Reich, das sich nach einigem Zögern dem Kaiser angeschlossen hatte, zu überfluthen. Leider war man hier nirgend auf eine kräftige Vertheidigung vorbereitet, und die Kriegslust überall in kläglichem Grade gering. Die bekannte französische Partei in Deutschland trat mit höchst tadelnswerthem Entgegenkommen auf, Oesterreich war allzu wenig kriegsbereit. Indeß wurde der Krieg in Deutschland absichtlich auch von den Franzosen doch nur matt geführt, und so fanden vom Wiener Hofe bald und leicht Vermittelungs- und Friedensgedanken Eingang, die dann in den Wiener Präliminarien vom 3. Oktober 1735 ihren giltigen Ausdruck fanden. Diesen gemäß willigte der Kaiser ein, daß die Herzogthümer Lothringen und Bar zunächst an Stanislaus Leszczinsky und nach dessen Tode definitiv an Frankreich mit voller Souveränetät übergingen, wogegen Franz Stephan nach dem bevorstehenden Aussterben der Medicäer Toskana erhalten sollte: dafür erkannte Ludwig XV. die pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI. an. Mit anderen Worten: das deutsche Reich allein verlor, während alle übrigen Betheiligten gewannen. Und doch brachte man es in Wien über sich, diese Ordnung der Dinge, die auf Kosten des Reiches und seiner Sicherheit getroffen wurde, sich noch als ein hohes Verdienst, als ein Opfer, das man Deutschland zu Liebe bringe, anzurühmen, und der Regensburger Reichstag dachte niedrig genug, dem Kaiser und seinem Schwiegersohn tief gerührt den warmen Dank für diese Selbstverläugnung auszusprechen. In Wahrheit aber war jede Maßregel, die die Interessen Deutschlands mit Italien noch enger verknüpfte, ein schwerer Fehler und die Saat neuer unheilvoller Verwickelungen. Dagegen ist es namentlich in unseren Tagen der Mühe werth, daran zu erinnern, daß die Bevölkerung Lothringens, als sich ihr Schicksal dann unentrinnbar vollzog, mit einem Widerwillen, der häufig die Gestalt offenen, erbitterten Widerstandes annahm, sich dem über sie verhängten Glücke, der französischen Krone unterthan und ein Theil der großen Nation zu werden, gefügt hat. Allerdings war es zum geringsten Theile die Empfindung, von dem deutschen Reiche hiermit förmlich losgerissen zu werden, die dieser Stimmung zu Grunde lag, sondern vielmehr die Vorliebe für das angebo-

Digitized by Google

rene Fürſtenhaus, für die daran geknüpfte, wenn auch mehr als zweifelhafte Selbſtändigkeit und noch mehr die Erinnerungen an die ſeit Jahrhunderten durch Frankreich erlittenen Vergewaltigungen und Mißhandlungen, deren Stachel durch die Art der neueſten Beſitzergreifung nur geſchärft werden konnte. Daß die Lothringer im Verlaufe eines Jahrhunderts trotz alledem ſo gute Franzoſen geworden ſind, muß uns Deutſchen zu denken geben und uns eine Lehre nahe legen, aus der ſich für den Gelehrigen mehr als ein fruchtbarer Schluß ziehen läßt.

So hatte Frankreich leichten Spiels errungen, was Richelieu und ſelbſt Ludwig XIV. vergeblich und mit größeren Anſtrengungen erſtrebt hatten. Fleury durfte triumphiren, er wurde als Meiſter der praktiſchen Politik gefeiert. Die Entwürfe der Eroberung, die die Franzoſen ſeit Jahrhunderten gegen Deutſchland unermüdlich und mit allen Künſten verfolgt hatten, waren jetzt an einem großen Ruhepunkt angelangt, ein Angriff von deutſcher Seite her von nun an kaum mehr zu fürchten, dagegen das Syſtem der militäriſchen Vertheidigung, das zugleich zum Angriff dienen konnte, damit gekrönt und geſichert. Ob man im deutſchen Reiche damals die Tragweite dieſes Ereigniſſes hinlänglich begriffen und gefühlt hat, läßt ſich mit Gewißheit kaum behaupten. Für Frankreich jedoch war dieſer Erfolg kein Abſchluß, er mußte vielmehr zur Hoffnung ermuthigen, den alten Lieblingsgedanken franzöſiſchen Uebermuths und Gewaltſinnes, die natürlichen Gränzen, am Ende doch noch und zwar im eigentlichſten Sinne zu verwirklichen.

Prof. Wegele.

Ein moderner Prophet des Morgenlandes.

I. Es war im Jahre 1851, als durch den Miſſionär J. Perkins in Urumia die erſte kurze Notiz des Dr. Wright daſelbſt über eine neue, in Perſien kürzlich aufgetauchte religiös-politiſche Sekte und die tragiſchen Schickſale ihres Stifters ſowie einer Menge ihrer hervorragendſten Parteigänger an die „Deutſche morgenländiſche Zeitſchrift“ in Leipzig eingeſandt und bald darauf in den Spalten derſelben zum Abdruck gebracht wurde. Freilich lieferte dieſer abgeriſſene Bericht kein deutliches und noch viel weniger ein günſtiges Bild von den eigentlichen Beſtrebungen und Zwecken der neuen Lehre, und konnte es auch nicht, da einestheils ſeine Quellen völlig unzulängliche waren, und anderntheils die von dem neuen Religionsſtifter angeregte ſociale und politiſche Bewegung damals noch zu keinem Stillſtand, viel weniger zu einem definitiven Abſchluß gelangt war, was ſie zuverläſſigen Berichten zufolge auch heute noch nicht iſt und heute ſogar noch weniger denn je. Die Schlußworte der beſagten Notiz daher, daß die Sekte bereits ſo ziemlich ausgerottet ſei, entbehrten jeder thatſächlichen Begründung, und die neueren ausführlichen Darſtellungen dieſer kulturhiſtoriſch höchſt intereſſanten und bedeutſamen Doktrin haben im Gegentheil gezeigt, daß ſie, wenn auch für den Augenblick durch keine äußere Aktion gefördert, doch im Stillen in Perſien noch reißend um ſich greift, bis in die höchſten Schichten der Geſellſchaft hinauf ihre Anhänger zählt und durch ihre vielfachen trefflichen und fruchtbringenden Ideen ſehr wohl berufen ſcheint, wenn anders die äußeren Umſtände es begünſtigen, in Zukunft noch eine große Rolle in der Reformirung und — wenn wir ſo ſagen ſollen — Europäiſirung und Civiliſirung des ſchiitiſchen Islâm zu ſpielen. Die hier in Rede ſtehende Sekte iſt die, nunmehr in den trefflichen Arbeiten Gobineau's in ſeinem berühmten Werke „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale“ und Kaſembegs im „Journal asiatique“ (Jahrgang 1866) ſowie in mehrfachen Berichten Vámbéry's und Anderer ziemlich eingehend und ausführlich geſchilderte der Bábis, ſo genannt nach dem Beinamen und Ehrentitel ihres Begründers, Báb, d. h. Pforte zu Gott und der Wahrheit; und wir wollen nun in Nachfolgendem verſuchen, auch einem größeren und allgemeineren Leſerkreis in kurzen Zügen ein klares und überſichtliches Bild ihrer hiſtoriſchen Entwickelung wie ihrer neuen und eigenthümlichen Lehren zu entrollen, ſo weit ſich das an der Hand der ebengenannten Gewährsmänner, die ſich im Einzelnen freilich noch vielfach widerſprechen, thun läßt. Wir können dabei nach reiflicher Prüfung und Sichtung des vorliegenden Materials — ſo gern wir uns ſonſt Vámbéry's durch jahrelangen Verkehr mit den Orientalen geſchärftem Urtheil unterwerfen — uns doch nicht mit der von dem berühmten Reiſenden in ſeinen „Wanderungen und Erlebniſſen in Perſien“ ausgeſprochenen Anſicht einverſtanden erklären, als hätten wir es bei den Lehren Báb's und der Bábis auch nur, wie bei ſo vielen im Islâm neuerdings auftauchenden und durch einige erhitzte Köpfe auf kurze Zeit zur Geltung gebrachten Neuerungen, mit einer völlig ſpurlos vorübergehenden Erſcheinung zu thun; wir glauben entſchieden, daß die durch ſie einmal angeregte Bewegung der Geiſter, wenn ihr auch vorläufig mit Gewalt Einhalt gethan iſt, ſich

Digitized by Google

doch keineswegs auf die Dauer hemmen und unterdrücken lassen, sondern eines Tages sich mit um so größerer Wucht geltend machen wird, zumal sich in derselben unläugbar eine Lebenskraft kundgegeben hat, die man dem durch Anarchie und Despotismus so zerrütteten Orient niemals zugetraut haben würde. —

Man hat vielfach die Ansicht aufgestellt, als ob der Islâm an und für sich, der muhammedanische Glaube als solcher von jeher das Haupthinderniß für den Fortschritt und die geistige Entwickelung Vorderasiens gebildet habe und noch fortwährend bilde. Das ist aber entschieden in Abrede zu stellen, und Gobineau sowohl wie Kasembeg, der selbst geborener Muselmann ist, haben schlagende Gründe dagegen vorgebracht. Schon der eine Wahlspruch des Islâm: „Die Tinte der Gelehrten ist kostbarer als das Blut der Märtyrer“ könnte diese fälschliche Meinung widerlegen; mehr aber als solche todten Buchstaben beweist die thatsächliche Wirklichkeit, beweist die hohe Vollendung, zu der sich in kurzer Frist nach dem Aufblühen und Umsichgreifen des Muhammedanismus in Arabien sowohl wie in Persien Kunst und Wissenschaft emporgerungen, beweisen die unzähligen Meisterwerke islâmischer Gelehrter und Dichter, die weit und breit die Lande mit ihrem Ruhme erfüllten, aus deren unversiegbarem Born Generation auf Generation den belebenden und erfrischenden Trank schöpfte, und die allmählich dem allgemeinen Verständniß zugänglich zu machen erst der heutigen Zeit vorbehalten gewesen. Ja noch mehr! eben die muhammedanischen Araber waren es, die Jahrhunderte lang als Träger der Kultur und Bildung die Errungenschaften des klassischen Alterthums bewahrten, fortbildeten, über Afrika und Spanien nach Europa verpflanzten und so der Neuzeit überlieferten, und einen wirklich ganz merkwürdigen Eindruck macht es, zu sehen, wie sehr gerade die beiden semitischen Nationen, die schon frühe der Segnungen des Christenthums theilhaftig wurden, nämlich die Syrer und Aethiopen, an Bedeutsamkeit und Werth ihrer Literaturen hinter ihren jüdischen Stammesgenossen, den Hebräern, und noch mehr hinter ihren muhammedanischen, den Arabern, zurückstehen. Wie schaal und flach ist vor Allem die syrische und äthiopische Poesie, fast ohne jeden dichterischen Gehalt, ganz im Dienste der christlichen Kirche, ebenso wie die Historiographie dieser beiden Völker, lauter Formelwesen, fromme Phrasen, oft bis zur Absurdität getrieben, während lichtvolle Klarheit und eine Fülle der erhabensten und tiefsinnigsten Gedanken der arabischen Literatur und in noch höherem Maße ihrer Schwester, der freilich indogermanischen, aber doch auch mit dem Blut des Islâm getränkten persischen den Stempel der Klassicität für alle Zeiten aufgedrückt hat. — Das, was eigentlich dem Aufschwung des Orients, seiner Civilisirung im modernen Sinne des Wortes besonders in den letzten Jahrhunderten hindernd in den Weg getreten ist, sind ganz andere Dinge als die Religion; es sind vor Allem die ewigen Dynastienkämpfe und ihre blutigen Grausamkeiten, die zügellose Anarchie, der militärische und administrative Despotismus, der Quietismus und Indifferentismus des Volkes, seine physische und moralische Trunkenheit, wie Gobineau es treffend nennt, und die daraus resultirende hartnäckige Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit desselben gegen alle Neuerungen und Reformen, und endlich der klerikale Fanatismus mit seiner Unwissenheit auf der einen und seiner Sittenlosigkeit auf der anderen Seite. Und eben gegen diesen vorzugsweise hat sich die Lehre des Báb gerichtet, gerade mit den Mollas haben er und seine Anhänger die erbittertsten Kämpfe geführt und als Grundprincip ihrer Doktrin das Streben zur Wahrheit und selbstbewußten Freiheit aufgestellt, auf ihr Panier die Pflege der Nächstenliebe, der Freiheit und der Menschenrechte, vielfach auf der Basis ächt christlicher Ideen, geschrieben. —

Ehe wir nun auf diese interessante Doktrin selbst genauer eingehen, müssen wir zunächst eine zusammenhängende historische Darstellung von dem an erschütternder Tragik reichen Lebenslaufe des Báb und seiner Freunde geben, unter denen sich Charaktere von immenser Geistesgröße und unerschütterlicher Energie, der Bewunderung jedes Unparteiischen würdig, finden. Der eigentliche Name, den der Stifter des Bábismus trug, bevor er seinen Ehrentitel sich beilegte oder von Anderen erhielt, war Ali Muhammed, mit der Nebenbezeichnung Seid, d. h. Abkömmling des Propheten durch dessen Tochter Fátima, Ali's Gemahlin, — ein Vorrecht, das er wahrscheinlich ebenso wie eine große Menge Perser ohne jeden Grund für sich in Anspruch genommen, da bei dem Mangel an beglaubigten Dokumenten, die alle im Lauf der Zeit zerstört oder verloren gegangen sind, diese Abstammung sich durchaus nicht mehr nachweisen läßt, und nur [illegible]efähr vier Familien sich mit wirklich unbestri[illegible]m Recht derselben rühmen können. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, und zwar so völlig unbekannt, daß

Digitized by Google

die beiden besten Gewährsmänner, Gobineau und Kasembeg, in der Angabe seines Alters um 9 Jahre differiren; denn ersterer läßt ihn 1843 erst 19, letzterer bereits 28 Jahre zählen. Wie dem nun auch sein mag, — und wahrscheinlich müssen wir uns mehr dem letzteren zuneigen, — jedenfalls hat er in sehr jugendlichem Alter seine Prophetenrolle gespielt und ist entweder noch als Jüngling, oder doch noch im ersten Beginn seines Mannesalters den Märtyrertod gestorben. Sein Geburtsort war Schiráz, die Vaterstadt so vieler großer persischer Dichter, eines Sadi und Häfiz z. B., welcher letztere besonders häufig die Reize dieses Ortes und seiner Rosengärten gefeiert hat, weshalb auch Bodenstedts Mirza Schaffy in Anbetracht der für einen nüchternen Europäer keineswegs so unvergleichlichen Lage desselben mit Recht singt:

„Wodurch ist Schiráz wohl, die Stadt,
Berühmt mit Ros' und Wein geworden?
Wodurch berühmt der Rokuábád,
Berühmt Mosella's Hain geworden?
Nicht ihre Schönheit war der Grund, —
Viel Schöneres auf Erden giebt es, —
Sie sind berühmt durch dein Gedicht,
Durch dich, Häfiz, allein geworden!" —

Von wohlhabenden Eltern geboren und gut erzogen, soll er nach Kasembeg zunächst zum Kaufmanne bestimmt gewesen sein; aber schon früh regte sich in seiner Seele ein höherer Drang, und schon früh suchte er daher nach geistiger Nahrung und Erbauung. Die genaueren Daten über sein erstes Jugendleben weichen nun leider ebenso sehr von einander ab wie die über sein Alter, und wir ersehen aus ihnen nur, daß er dasselbe zum größten Theile außerhalb Schiráz theils in Kerbelá am Euphratufer, wo Ali's Sohn Hussain, der Enkel des Propheten, den Märtyrertod im Kampfe mit dem Omajjaden Jezid starb, theils in Kúfa, in Büschir, der Seestadt von Schiráz und dem berühmtesten Handelsplatz zwischen Persien und Indien, und auf der Wallfahrt nach Mecka vollbrachte; in welcher Reihenfolge aber, ist ungewiß. Ueberall bestand sein Hauptumgang aus Gelehrten und Reisenden, und besonders waren es die Lehrmeister der scheichitischen Sekte und die der reinen Mystik oder des in Persien so weit verbreiteten süfischen Pantheismus (über welche beide wir unten ausführlicher sprechen werden), deren Unterweisung er sich mit regem Eifer hingab. Seine Sittenstrenge, seine ascetische, über jeden Makel erhabene Lebensweise, dabei seine ungemein einnehmende Erscheinung, seine reißenden Fortschritte in der mystischen Doktrin und vor Allem seine rasch hervortretende gewaltige und zum Herzen sprechende Beredtsamkeit erregten bald allgemeines Aufsehen, wohin er nur kam. Sein Ruf nahm von Tag zu Tag zu und verbreitete sich überall, und nicht lange dauerte es, so stand er bei dem Volke, das gerade in Persien eine besondere Vorliebe für alle neuen und außerordentlichen Erscheinungen zeigt, in dem Gerüche großer, ja übernatürlicher Weisheit und Wunderkraft und wurde von demselben in der überschwänglichsten Weise gefeiert. Zwar erfüllte er anfangs noch alle praktischen religiösen Vorschriften des Islám mit strengster Gewissenhaftigkeit, aber nebenbei grübelte er schon fortwährend über neuen Doktrinen, zu denen ihn sein vielfacher Verkehr mit Juden und seine Lektüre der Evangelien in persischer Uebersetzung, worauf er sicher manche Zeit verwandt, wohl besonders angeregt und angestachelt haben mag. Sein scharfer Blick hatte längst die Mißstände im kirchlichen und socialen Leben seines Volkes, die Gebrechen des muselmännischen Klerus und des mit der orthodoxen Hierarchie im Orient ebenso wie im Occident stets Hand in Hand gehenden Despotismus erkannt; und mag die ihm früh in so hohem Maße gezollte Bewunderung und fast abgöttische Verehrung seiner Landsleute auch bedeutend seinen Ehrgeiz angestachelt haben, gewiß war es nicht bloße Heuchelei und eitle Ruhmsucht, wie Bámbéry meint, sondern wirklich ernste Begeisterung, die ihn mehr und mehr in dem Glauben bestärkte, er sei ein von Gott besonders auserwähltes Rüstzeug und vom Himmel selbst berufen, als Prophet einer neuen, besseren Religion aufzutreten und zum Heile und Wohle seines Volkes eine Reformation des hergebrachten Glaubens an Haupt und Gliedern herbeizuführen. Und wenn er in Kerbelá sich durch häufiges Besuchen des Grabes von Hussain, durch anhaltendes Beten auszeichnete, wenn er als ächter Muselmann die Wallfahrt nach Mecka unternahm, so können wir auch hier nicht wohl vermuthen, er habe es nur zum Schein gethan; — theils trieb ihn gewiß dazu das Verlangen, sich selbst völlig über den Islám klar zu werden, an sich selbst zu erproben, ob derselbe ihn zu befriedigen vermöge oder nicht, und theils auch der von ihm mit Vorliebe gepflegte pantheistische Süfismus, dessen erstes Gebot an seine Jünger die regelrechte Erfüllung aller vom Islám vorgeschriebenen Riten und Ceremonien ist, da nur der zum vollkommen orthodoxen Muselmann gewordene Schüler in die tiefen Geheimnisse der mystischen Lehren einzudringen vermag. Auch

Digitized by Google

hat er später in seinen Hauptwerken, ähnlich wie Christus, vielfach den Grundsatz ausgesprochen, daß er keineswegs gekommen sei, die einmal bestehenden religiösen Vorschriften umzustoßen, sondern zu vervollkommnen und in genügenderer Weise, als es bisher möglich gewesen, zu erfüllen.

Nachdem Ali Muhammed in Kúfa noch manche bittere Seelenkämpfe durchgerungen und endlich aus diesen siegreich hervorgegangen war, mit dem festen Entschluß, seine neuen Ideen bis zum Tod ohne Wanken durchzufechten, finden wir ihn im Jahre 1844, nach Bámbéry schon 1843, in Schiráz wieder, wo er die ersten Anhänger um sich versammelte und nun in der Moskee unter großem Zulauf der Menge mit gewaltiger Beredtsamkeit schonungslos gegen die schreienden Uebelstände im Klerus wie überhaupt in allen Klassen der Gesellschaft zu Felde zog. In zahlreichen Disputationen wußte er die gegen ihn eifernden Mollas zum Verstummen zu bringen und ihre Sitten der Verachtung des Volkes preiszugeben; und wenn er auch noch äußerlich den Islám und seine Gebote respektirte, so wies er doch bereits öffentlich, zwar nur in dunklen räthselhaften Anspielungen auf den Kern seiner neuen Lehre hin. Insgeheim aber schaarte er seine treuen Genossen in seiner Wohnung am Abend um sich, deckte ihnen dort ganz ohne Rückhalt seine innersten Ideen auf und legte ihnen seine beiden ersten schriftstellerischen Erzeugnisse vor, ein Tagebuch über die Pilgerreise nach Mecka und einen Kommentar über die zwölfte Súre des Korán (die Geschichte Josephs), in denen die Quintessenz seiner originellen Doktrin enthalten war. In diesem abgeschlossenen Freundeszirkel soll er nun auch nach Gobineau den Titel Báb, Pforte zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit, angenommen haben, während seine Anhänger ihn Hasret-i-alá, die höchste Majestät, nannten und im Volk das Gerücht verbreiteten, in ihm sei der Heiland und Erretter der Welt, der von den Persern ebenso sehnlichst wie von den Juden der Messias seit Jahrhunderten erwartete Weltimám erstanden, und mit ihm beginne das goldene Zeitalter auf Erden. Andere, wie Kasembeg, stellen nicht mit Unrecht die Behauptung auf, daß es mehr seine fanatischen und vielfach von unlauterem Ehrgeiz getriebenen Jünger gewesen, die diese seine spirituelle Rangerhöhung ins Werk gesetzt, als Ali Muhammed selbst, und daß überhaupt viele von den unter seinem Namen gepredigten Ideen nicht direkt von ihm, sondern von jenen ausgegangen seien, besonders von dem energischesten seiner Schüler, dem Molla Hussain. Dieser hervorragende Parteigänger Báb's, dem ein bedeutendes Wissen und eine gewaltige, unerschütterliche Willens- und Thatkraft zu Gebote stand, und der sich erst durch Báb selbst von der Wahrheit seiner Lehre hatte überzeugen lassen, ehe er mit Leib und Seele zu seiner Fahne schwur, war auch der erste Sendbote, der von Schiráz ausgeschickt wurde und als Missionär für seinen Meister die Provinzen Irák und Chorásán durchzog, überall die Schriften Báb's vorzeigte und erläuterte, in Ispahán und Káschán eine Menge Anhänger warb und in Teherán sogar dem schwachen König Muhammed-Scháh zu imponiren wußte. Bald setzte sich mit ihm ein zweiter Hauptjünger Báb's, Hádschi Muhammed Ali aus Balfurúsch, ein gelehrter und glaubensreiner Mann, in Verbindung und eilte dann in den Norden, in die Küstenlandschaft Mázenderán am kaspischen Meer, um dort Babis zu gewinnen, während zu gleicher Zeit in Aserbidschán ein dritter Schüler des Reformators, Molla Jussuf aus Ardebil, mit großem Erfolg wirkte. Zu diesen gesellte sich dann in Kurzem noch eine vierte, nicht minder bedeutende und durch ihr Geschlecht jedenfalls am meisten Staunen und Bewunderung in allen Schichten der Bevölkerung erregende Persönlichkeit, eine Frau nämlich von vollendeter Körperschönheit und umfassender Geistesbildung, mit seltenem Wissen im Arabischen, in der Tradition und Interpretation des Korán ausgestattet, von makelloser Tugendreinheit und zugleich von so hohem persönlichen Muth und unerschrockener Kühnheit erfüllt, daß sie ganz einzig und unvergleichlich in der Geschichte des Orients dasteht und im Andenken des gesammten Volkes als ein Wesen wunderbarer, nie dagewesener Art fortlebt. Geboren in Kazwin, der Vaterstadt des berühmtesten orientalischen Kosmographen, des morgenländischen Plinius Kazwini, Tochter eines Mudschtehid, d. h. eines Mannes von höchster Autorität, der selbständig gleichsam wie eine letzte unfehlbare Instanz in allen Religions- und Glaubenssachen zu entscheiden hat, und später selbst Braut, nach Anderen sogar schon Frau eines Mudschtehid, hatte sie die reichste Gelegenheit gehabt, sich geistig in jeder Beziehung auszubilden, und als nun die neue Lehre des Báb hervortrat und überall im Volke Wurzeln schlug, warf sie sich mit wahrer Leidenschaft und Begeisterung derselben in die Arme, hauptsächlich wohl durch den Theil

Digitized by Google

seiner Doktrin hingerissen, der, wie wir weiter unten noch genauer sehen werden, den orientalischen Frauen zum ersten Male dieselben Rechte wie den Männern ertheilte, auf Abschaffung der Polygamie, des Schleiertragens und ähnlicher Dinge drang und eine entschieden segensreiche Reform in diesen Punkten anstrebte. Allen Ermahnungen, Drohungen und Schmähungen ihrer Eltern und Verwandten zum Trotz setzte sie sich mit den Bábis in Verbindung, trat öffentlich unverschleiert auf und predigte mit glühender Beredtsamkeit. Und wenn sie in kurzer Zeit eine überraschend große Zahl von Anhängern um sich schaarte, so war es gewiß nicht bloß ihr äußerer Schönheitsreiz, der, wie ein klerikalparteilicher persischer Schriftsteller dieser Epoche wegwerfend sagt, „Anbeter und Courmacher" um sie vereinte, sondern bei weitem mehr die siegreiche Gewalt ihres Geistes und die Innigkeit und Reinheit ihrer Ueberzeugung, die unwiderstehlich die Hörer mit sich fortriß; und nicht aus Schamlosigkeit, wie Kasembeg treffend bemerkt, hob sie den Schleier empor und zeigte ihr edles Antlitz den Umstehenden, sondern um ihren Worten desto größeren Nachdruck zu verleihen und durch die That selbst ihren Eifer für die Befreiung des so lange geknechteten weiblichen Geschlechtes zu beweisen. Ihr eigentlicher Name Zerrin-tádsch, Goldkrone, ward bald in den Hintergrund gedrängt durch die neuen Ehrentitel, die ihr von ihren Anhängern beigelegt wurden: Vollmond der finstern Nacht, Sonne im Mittag, Táhira, die Reine, und vor Allem Gurret-ul-Ain, die Augenkühle, wie sie fortan allgemein genannt wurde und unter welcher Bezeichnung sie für alle Zeiten im Buche der Geschichte eine hervorragende Stelle einnehmen wird. —

Inzwischen hatte sich das Ansehn Báb's in Schiráz und die Zahl seiner Anhänger so sehr vermehrt, daß nicht nur die von ihm in Disputationen so vielfach geschlagenen Mollas und der orthodoxe muselmännische Klerus überhaupt, sondern auch die weltlichen Behörden der Stadt in Angst und Schrecken geriethen und sich von Teherán, der Hauptstadt des Reiches, Verhaltungsmaßregeln gegen den Anfruhrstifter erbaten. Zwar legte Báb selbst in einem Briefe an den König alle die Gebrechen und Krebsschäden der Geistlichkeit, ihre Entsittlichung und Unwissenheit in der Religion offen dar und bat um die Gunst, selbst nach Teherán kommen und dort mit allen Mollas Persiens disputiren zu dürfen, um seine Behauptung zu erweisen; — zwar wirkte Molla Hussain mit aller Kraft in Teherán selbst für die Lehre seines Meisters und suchte den König und seine Räthe von der Nothwendigkeit einer religiösen und socialen Reform in europäischem Sinne, der Abschaffung der Vielweiberei und ähnlicher Uebelstände zu überzeugen — aber der dem Klerus sonst keineswegs sehr geneigte Premierminister Hádschi Mirza Aghassi ließ sich doch durch die Rathschläge eines gelehrten Scheichs, der ihm die Gefahren einer aus Báb's noch gar nicht einmal genau bekannten Tendenzen vielleicht resultirenden Zwietracht in beredter Weise zu schildern wußte, dahin bestimmen, daß er über Báb in Schiráz Hausarrest verhängte, während er Molla Hussain bei Gefahr des Kopfes aus Teherán verwies. Ziemlich abweichend hiervon erzählt Kasembeg den Vorfall so, als ob Báb noch in Büschir, dem oben genannten Hafenplatz, den Haß des Klerus gegen sich herausgefordert habe, besonders durch seine Lehre, man müsse dem wahren göttlichen Gesetz mehr gehorchen als den willkürlichen Bestimmungen der Priester, und vor Allem seine Leidenschaften zügeln, und schon von dort aus auf höheren Befehl nach Schiráz transportirt und in Haft gebracht sei. Jedenfalls aber vermehrte gerade diese milde Art der Bestrafung sein Ansehn noch um ein Bedeutendes und machte ihn selbst kühner und entschlossener denn zuvor; — seine Anhänger triumphirten, daß die Gegner nichts Besonderes gegen den Reformator hätten auszurichten vermocht, und Báb ging nun so weit, sich nicht mehr für die bloße Pforte der Wahrheit und des Weges zu Gott, sondern für eine wahrhaft göttliche Erscheinung, für eine allmächtige Manifestation und Inkarnation des höchsten Wesens selbst, für den sogenannten „Punkt" — über welchen Ausdruck wir weiter unten ausführlicher sprechen werden — zu erklären und den Titel eines Báb auf seinen Hauptschüler Molla Hussain zu übertragen. Hier liegt entschieden ein bedeutender Wendepunkt des Bábismus, denn mit diesen Erklärungen kam, wenn auch vorläufig noch in ziemlich harmloser Weise, ein neues Moment, ein politisches, und zwar von höchster Tragweite, wie sich später zeigen wird, in denselben hinein. Nach einer alten feststehenden Bestimmung nämlich gelten in Persien nur solche Fürsten als wirklich berechtigte, die legitime Aliden, Nachkommen also jenes vierten Khalifen Ali sind, der von den Persern einerseits als der einzige rechtmäßige Nachfolger und Stellvertreter Muhammeds, als der wahre Chef der Religion, und andrerseits als eigentlicher Nationalheros

Digitized by Google

angesehen wird, besonders seines Sohnes Hussain wegen, der als Gemahl einer Tochter des letzten Sassanidenkönigs Jezdeschird gleichsam in seiner Person und seinen Abkömmlingen die alte angestammte Dynastie fortgepflanzt hat. Die regierende Königsfamilie konnte nun dieses Recht der Legitimität nicht für sich in Anspruch nehmen und übte in dieser Hinsicht also nur eine Tyrannei aus; Báb dagegen bezeichnete sich selbst als einen Seid, einen Abkömmling Ali's und galt überall dafür; es bedurfte also nur noch dieser weiteren Rangerhöhung, zu der wahrscheinlich Molla Hussain und Muhammed Ali aus Balfurúsch, die eigentlichen Vertreter der politischen Seite des Bábismus, das Meiste beigetragen haben, um ihn dem Volke als einen der wiedererstandenen sogenannten zwölf Imáme, die von den Persern abgöttisch verehrt werden, und deren erster eben Ali ist, oder gar als den neugeborenen Ali selbst zu präsentiren und ihn als den einzig rechtmäßigen Thronprätendenten hinzustellen, was nach Báb's Märtyrertode im Jahre 1849 denn auch wirklich geschah. —

Während nun der Reformator selbst in der milden Haft zu Schiráz und später in Ispahán, wohin er, wie Kasembeg angibt, entweder durch heimliche Flucht oder auch durch Beihülfe des dortigen ihm wohlgesinnten Gouverneurs Menútschehr-Chán sich begeben, und wo er von ihm in einem Palaste verborgen gehalten wurde, versenkt in seine mystischen Betrachtungen war und mit unermüdlichem Fleiß an der theoretischen Weiterbildung seiner neuen Lehre arbeitete, unterhielten zwei der gefährlichsten und verschlagensten seiner Parteigänger, Seid Hussain und Seid Hassan, die sich ganz seines Geistes bemächtigt hatten und ihn vollkommen beherrschten, die Verbindung mit den Hauptsendboten und Werbern und wirkten für den praktischen Erfolg des Bábismus. Durch Briefe und Schriften aller Art, durch vertheilte Gebete entzündeten sie im Verein mit Molla Hussain, Hádschi Muhammed Ali, Gurret-ul-Ain und anderen Parteigenossen eine immer größere Begeisterung für Báb in allen Schichten der Gesellschaft; von Tag zu Tag, von Monat zu Monat wuchs die Zahl der Anhänger in allen Theilen des persischen Reiches, und offen unter den Augen der schwachen, kraftlosen und indifferenten Regierung wurde eine förmliche Revolution in ganz Irán vorbereitet, die bei der ersten günstigen Gelegenheit zum gefährlichen Ausbruch kommen mußte. Die politische Seite der neuen Lehre, die feindliche Tendenz derselben nicht nur gegen das fanatische Regiment des Klerus, sondern auch gegen die Obrigkeit, die weltliche Regierung trat immer deutlicher und unverhüllter hervor, nicht galt es bloß Bekehrungsversuche mehr durch die Kraft der Rede, durch die siegende Gewalt des Wortes, — schon sammelte man bewaffnete Schaaren überall, und wenn auch Báb diese neuesten gefährlichen Konsequenzen seines gepredigten Glaubens nicht persönlich unterstützte, ja vielleicht nicht einmal billigte, so lehnte er sich doch auch in keiner entschiedenen Weise dagegen auf und ließ schweigend alles geschehen, was in seinem Namen zu vollführen seine energischen und heißblütigen Schüler für gut und zweckdienlich hielten. Bald sollte nun auch der sich massenhaft häufende Zündstoff in lichten Flammen auflodern! —

Als Molla Hussain aus Teherán verwiesen war, erkor er die Provinz Chorásán und ihre bedeutendsten Städte Nischápúr, Mesched und andere zum Feld seiner Wirksamkeit und fand um so mehr günstigen Boden, als bei der größeren Entfernung dieser Gegend vom Centrum des Reiches die Neigung zu religiösen und politischen Streitigkeiten und Neuerungen hier eine viel größere war als irgend wo anders, die Küstenlandschaft am kaspischen Meer, Mázenderán, ausgenommen, die denn auch kurz darauf der Hauptschauplatz der kriegerischen Aktion wurde. Ueberall schaarte sich bewaffnete Mannschaft unter Molla Hussains Fahnen, und obwohl ihn der erbitterte Klerus in Mesched gefangen nehmen und festsetzen ließ, gelang es ihm doch, bei Gelegenheit eines bald darauf ausbrechenden Soldatenaufstandes zu entfliehen, und mit um so größerer Kühnheit verfolgte er nun seine Pläne. Eine kleine Schlappe, die er durch einen vom Klerus aufgehetzten Volkshaufen erlitt, zwang ihn, sich nach der Stadt Schährúd zurückzuziehen, und während er noch hier, oder, wie Andere wollen, in dem etwas nördlicher gelegenen Bastán und seinen Umgebungen weitere Vorkehrungen zu einer ernstlichen Offensive traf, verbreitete sich plötzlich — es war im September 1848 — die Trauerkunde von dem Ableben des Königs Muhammed-Schäh durch das Land. Jetzt oder nie war der günstige Augenblick zum Handeln gekommen, denn jeder Regierungswechsel pflegt in Persien eine Zeitlang alle Gesetze zu suspendiren und Trouble und Verwirrungen aller Art in seinem Gefolge zu haben. Gelöst sind dann die Bande der Zucht und Ordnung, und die Wirren des Interregnums beschäftigen die einzelnen Gou-

Digitized by Google

verneure und Statthalter, überhaupt sämmtliche Regierungsautoritäten und Beamten so vollständig, daß dem Aufruhr und der Anarchie Thür und Thor geöffnet ist. Da Choräsân dem Molla Hussain augenblicklich keine weiteren Verstärkungen zu bieten vermochte, so marschirte er rasch entschlossen nach dem schon mehrmals genannten Mâzenderân mit seinen unzugänglichen, tiefen Wäldern und festen, uneinnehmbaren Plätzen, und auf der Gränze dieser Provinz vereinigte er sich mit den Schaaren des Muhammed Ali von Balfurûsch, welcher schon im Frühjahr nach Choräsân aufgebrochen war, und der schönen Gurret-ul-Ain, welche letztere zu ihrer eigenen Sicherheit längst ihre Vaterstadt Kazwin hatte verlassen müssen und seitdem als wandernde Predigerin unter stets sich mehrendem Zulauf die Lande durchzogen. Und gerade ihre Truppen waren die muthigsten und entschlossensten von allen; mit Begeisterung hingen sie an ihrer hochherzigen Führerin und sich ihrer unbeschränkten Autorität blindlings unterwerfend, waren sie jeden Augenblick bereit, Blut und Leben für die neue Lehre einzusetzen. So einfach sie sprach, so zündend wirkten ihre Worte, und als sie nun angesichts der drei vereinigten Heerlager noch einmal allen Versammelten die zwingende, gebieterische Pflicht ins Gedächtniß zurückrief, die Gott allen den Seinen, selbst den Greisen, Frauen und Kindern auferlegt, sich seinem Dienste mit Leib und Seele zu weihen, den Sieg des Bâbismus und mit ihm die Unterwerfung aller Reiche unter Bâbs Oberherrlichkeit in nahe Aussicht stellte und die treuen Truppen ermahnte, nur nach dem Gesetze, das Gott selbst Jedem ins Herz geschrieben, zu leben, als Brüder alles untereinander zu theilen und fest verbunden auszuharren in Noth und Tod — — da wurden nicht nur die bereits gewonnenen Bâbis von Bewunderung und Entzücken erfüllt und vergossen Thränen der Freude, sondern auch Alle, die sich aus bloßer Neugierde rings um sie her versammelt, gingen über zu ihr und reihten sich unter die Fahnen des neuen Messias. Nach gepflogenem Kriegsrath zog sich dann Gurret-ul-Ain tiefer in die waldigen Distrikte Mâzenderâns, um dort ihr Predigeramt fortzusetzen; Molla Hussain aber und Hâdschi Muhammed Ali, durch immer neue Schaaren verstärkt, marschirten auf Balfurûsch, die Hauptstadt der Provinz, selbst und suchten diese zu okkupiren. Da ergriffen die bedrängten Mollas energische Gegenmaßregeln und erbaten Hülfe vom Gouverneur, die ihnen denn auch zu Theil wurde und sie in den Stand setzte, mit den Bâbis einen erbitterten Kampf zu bestehen. Aber Molla Hussain wußte durch List und durch die trügerische Versicherung, er sei nur ein Mann des Friedens und, weit entfernt davon, Gewalt anzuwenden, wolle er durch das Wort allein die Lehre des Bâb zu verbreiten suchen, den Gouverneur zu beruhigen und sicheren Abzug zu gewinnen, unter der Bedingung, daß er Mâzenderân räume. Sobald jedoch die Autoritäten der Provinz nach Teherân zur Huldigung des neuen Königs Nasreddin-Schâh, des noch jetzt in Persien regierenden Herrschers, abgegangen waren, und somit den Bewohnern des Landes fürs Erste jede Widerstandskraft fehlte, ergriffen die Bâbis aufs Neue die Initiative, und nach verschiedenen siegreichen Treffen und Scharmützeln mit den vom Klerus aufgehetzten Volksmassen setzten sie sich in dem zwischen Balfurûsch und Sâri gelegenen berühmten Wallfahrtsorte des Scheich Tebersi fest, der bald unter der umsichtigen Leitung des Molla Hussain und des Hâdschi Muhammed Ali zu einem mit Mauern, Thürmen, Laufgräben und Verschanzungen aller Art wohl befestigten und fast uneinnehmbaren großartigen und geräumigen Kastell umgeschaffen wurde. Wohl verproviantirt warteten hier nun die Bâbis der Dinge, die da kommen sollten, und ihr Vertrauen wuchs von Tag zu Tag, je mehr Anhänger herzuströmten und sich mit ihnen verbanden.

Auch Molla Jussuf, der bisher mit großem Erfolg in der Provinz Aserbidschân gewirkt und dort ebenfalls den Aufstand vorbereitet, gesellte sich jetzt zu ihnen, und so hoffte denn die ungefähr 2000 Mann zählende Schaar der Bâbis allen Angriffen siegreich Trotz bieten zu können. Eine strenge unerbittliche Disciplin übten die Heerführer im Kastelle des Scheich Tebersi; — Molla Hussain und mehr noch Hâdschi Muhammed Ali wurden überall von den Truppen mit tiefstem Respekt, wie höhere Wesen empfangen, und diesen noch zu vermehren, gebrauchte ersterer das Mittel, seinen Hauptoffizieren die Namen der verschiedenen für hochheilig geltenden Imâme aus Ali's Nachkommenschaft beizulegen, öffentlich zu erklären, in ihnen seien jene aufs Neue lebendig geworden, und jeder Gläubige, der im Kampfe mit Bâb sterbe, werde nach 40 Tagen wieder auferstehen in lichterer, verklärterer Gestalt. Es war dies übrigens, wie wir weiter unten sehen werden, nur eine folgerichtige Konsequenz aus der von Bâb selbst gepredigten Lehre. Auch verhieß Molla Hussain den Seinen nicht bloß

Digitized by Google

ewige Güter in jener Welt, wenn sie sich brav und tüchtig hielten, sondern auch zeitliche in reichstem Maße, und so gelang es ihm, mit geschickter Benutzung des so tief dem ganzen orientalischen Bewußtsein innewohnenden Aberglaubens und der Thorheit und Unwissenheit der Menge die Bábis zum höchsten Eifer, zur fanatischen Ekstase und zu einem wahrhaft staunenswerthen, alle Gefahren und Schrecken, ja selbst den Tod verachtenden Heldenmuthe zu entflammen. Und als nun gar die Großen von Mázenderán, die in ihrem Uebermuthe das verschanzte Heer der Rebellen allein vernichten und regulärer Truppen ganz entbehren zu können glaubten, einen Angriff wagten, und ihre 750 Volontairs bis auf den letzten Mann zusammengehauen wurden, da stieg das Selbstvertrauen der Bábis aufs Höchste, und durch Ausfälle bei Tag und Nacht, die ihnen zugleich immer frische Nahrungsmittel zuführen mußten, verbreiteten sie Angst, Furcht und Schrecken ringsumher. Nun glaubte endlich doch die persische Regierung energisch einschreiten zu müssen — der neue König hatte den Thron bestiegen, und auf seinen und seines Premierministers Mirza-Tághi-Chán Befehl rückte Ende December 1848 der Prinz Mehdi-Kouli-Mirza mit Truppen gegen die Empörer aus, nachdem zuvor die ebenfalls im Aufruhr befindliche Provinz Aserbidschán beruhigt war. Aber dieser Feldzug in Mázenderán sollte die königlichen Soldaten und noch mehr ihren unfähigen Heerführer und seine Mitbefehlshaber mit ebenso unauslöschlicher Schmach bedecken, wie er mit unvergänglichem Ruhmeslorbeer die Heldenstirnen der Märtyrer für Báb's Lehre schmückte. Schon in den Engpässen von Mázenderán wurden des Prinzen Leute von einem gewaltigen Schneesturme überfallen und zerstreut, und diesen Umstand benutzte Molla Hussain, um einen kühnen Ausfall zu wagen und mit 300 Mann unter der Vorspiegelung, sie seien die vom Gouverneur von Láredschán erwarteten Hülfstruppen, mitten durch die Feinde bis hart an das Haus vorzudringen, das der Prinz in völliger Sorglosigkeit sich zu seinem Hauptquartier erwählt hatte. Erst als sie dasselbe umzingelt, ließen die Bábis die Maske fallen, ergriffen mit rasender Tollkühnheit die Offensive und brachten den Feinden eine furchtbare Niederlage bei. Unbeschreibliche Verwirrung brach in die schon an und für sich zerrütteten Reihen des königlichen Heeres — im ganzen Lager wüthete das Feuer, und nur mit großer Mühe entkam der Prinz durch ein Hinterpförtchen seiner Wohnung und flüchtete sich mit dem Rest der Seinen, auf nichts als die Rettung seiner eigenen werthen Person bedacht, nach Sári, während alle übrigen Befehlshaber im brennenden Lager den Tod fanden. Auf dem Schlachtfeld war indessen Raub und Plünderung die Losung, und mit reicher Beute kehrten die Sieger in ihr Kastell heim, durch den Schrecken ihres Namens das ganze Land, die festen Städte selbst mit Entsetzen erfüllend. —

Auf des Prinzen dringendes Verlangen setzte sich nun auch der Gouverneur von Láredschán, Abbás-Kouli-Chán mit Truppen gegen die Bábis in Bewegung, aber sein gränzenloser Hochmuth verleitete ihn zu einer doppelten Thorheit, die nicht nur den kühnen Parteigängern Báb's zu einem neuen Triumphe verhalf, sondern auch ihm selbst den empfindlichsten Schlag versetzte und der Mehrzahl seiner Leute schimpflichen Untergang bereitete. Erstens wollte er nämlich den Ruhm, die Rebellen besiegt und ausgerottet zu haben, ganz allein für sich in Anspruch nehmen, und vereinigte sich daher mit den neu gesammelten Schaaren des Prinzen nicht, sondern rückte auf eigene Hand vor das Kastell der Bábis; und zweitens verschanzte er sich in seinem Standquartier auch nicht in der allergeringsten Weise, indem er prahlerisch behauptete, er und die Seinen gebrauchten solcher Vorkehrungen nicht, ihre eigenen Körper seien ihre Verschanzungen. Die böse Folge davon zeigte sich sehr bald; — nachdem Molla Hussain zum Schein mehrmals Verhandlungen mit ihm angeknüpft und sich geberdet hatte, als ob er daran denke, sich nächstens auf Gnade und Ungnade zu ergeben, unternahm er in der Nacht des 16. Februar 1849 kühn einen zweiten Ausfall und brachte den Truppen des Gouverneurs eine ebenso schwere Niederlage bei wie wenige Wochen zuvor dem Heere des Prinzen. Leider mußte er diese Heldenthat mit seinem Leben bezahlen — er fiel und hatte sterbend nur noch so viel Zeit, den ebenfalls blessirten Hádschi Muhammed Ali zu seinem Nachfolger zu ernennen und ihm, als ihrem neuen Feldherrn, die Bábis zu verpflichten. Zur Wuth entflammt durch den Tod ihres Führers rasten diese nun wie wilde Tiger umher, verstümmelten die Leichen der gefallenen Feinde, schnitten ihnen die Köpfe ab und verfuhren überhaupt mit blutdürstiger Grausamkeit. Ein Gleiches thaten natürlich die geschlagenen Feinde an den wenigen Bábis, die in ihre Hände gefallen waren, und der aufgeblasene Abbás-Kouli-Chán ging sogar so weit, ein paar abgeschnittene Köpfe von Bábis an den

Digitized by Google

Prinzen als Trophäen ſeines angeblichen Sieges zu ſchicken. Bald aber erfuhr dieſer, der bereits auf dem Marſche war, um ſich mit Abbâs zu vereinigen, die ganze ſchmähliche Niederlage ſeines Kollegen, und nun galt es wirklich, alle Kräfte anzuſpannen und Ernſt mit dem Kriege zu machen, ſollte nicht binnen Kurzem ganz Mâzenderân, vielleicht für immer, dem Könige verloren gehen. Nach viertägiger Raſt begannen die nunmehr verbündeten Heerführer, Abbâs und der Prinz, die Belagerten von allen Seiten einzuſchließen; und wirklich gelang es ihnen bald, dieſelben von jedem Verkehr mit Außen und ſomit von allen Lebensmitteln abzuſchneiden. Schon jubelten die Belagerer, daß nun binnen Kurzem die Qual des Hungers die Bâbîs zwingen würde, ſich auf jede Bedingung hin zu ergeben, als dieſe plötzlich zum dritten Male mit 200 Mann, geführt von Hâdſchî Muhammed Alî, einen nächtlichen Ausfall verſuchten und nicht nur einen neuen ſchweren Verluſt den Feinden zufügten und neue Verwirrung in die Reihen der königlichen Truppen brachten, ſondern auch den gefährlichſten Thurm der von dieſen um das Kaſtell herum aufgeworfenen und ſie ſtündlich mehr bedrohenden Verſchanzungen und Baſtionen von Grund aus zerſtörten. Ihre eigenen beſchädigten Befeſtigungen ſtellten ſie ſchnell wieder her, und Monate verfloſſen nun, ohne daß irgend ein erheblicher Erfolg von den Königlichen erzielt wurde. Da ward denn endlich die Regierung in Teherân dieſer jämmerlichen Kriegführung müde, und aufs Aeußerſte empört ſetzte ſie dem Prinzen Mehdî den thatkräftigen Suleimân-Chân als Befehlshaber zur Seite, der die Soldaten aufs Neue ermuthigte, die Belagerung mit allem Eifer fortſetzte und endlich einen Sturm auf die Bâbîs wagte. Aber trotz mancher errungenen Vortheile ließ man doch bald wieder davon ab und legte ſich aufs Warten, da man nur zu gut wußte, wie ſehr die Belagerten ſchon längſt von Hungersnoth geſchwächt und aufgerieben ſeien. Und wahrlich! nur die höchſte Begeiſterung für die einmal erkorene Sache, ein faſt übermenſchlicher Heroismus vermochte das Elend zu ertragen, das täglich mehr im Kaſtell des Scheich Teberſî um ſich griff. Auf die ſcheußlichſte Nahrung, todte Pferde und Aehnliches angewieſen, ſiechte das kleine Häuflein der Bâbîs, das aus den verſchiedenen verzweifelten Kämpfen noch übrig geblieben war, langſam dem Grabe zu, und doch wagte Muhammed Alî im Mai noch einmal, als ſchon eine Menge ſeiner Leute ſich zum Feinde herübergeflüchtet, mit dem Reſte ſeiner Getreuen einen Ausfall, der zwar vielen der Königlichen das Leben koſtete, aber im Ganzen doch unglücklich für die Angreifer ausfiel und ſie zum ſchleunigen Rückzuge mit bedeutendem Verluſte zwang. Wieder vergingen Wochen, und noch immer behaupteten ſich die kühnen Helden; aber endlich waren ihre letzten Kräfte erſchöpft, und um nicht länger nutzloſes Blut zu vergießen, entſchloß ſich Hâdſchî Muhammed Alî nun wirklich, wenn auch mit ſchwerem Herzen, zu Unterhandlungen mit den königlichen Heerführern. Er parlamentirte, und ſiehe da, der Prinz Mehdî ging bereitwillig auf alle Vorſchläge ein, gewährte ihm und den Seinen — noch ungefähr 240 an der Zahl — den gewünſchten freien Abzug unter der Bedingung, daß ſie ſich zerſtreuten, und empfing die vertrauensvoll die ſchützenden Mauern des Kaſtells Verlaſſenden ſogar in zuvorkommender und prunkvoller Weiſe. Aber zu edel hatten die Bâbîs von ihren Feinden gedacht, zu viel gebaut auf die bei nur einigermaßen civiliſirten Völkern ſonſt übliche Heiligkeit und Unverletzlichkeit des gegebenen Wortes. Denſelben Grundſatz, den einſt die ſogenannte alleinſeligmachende Kirche dem Huß gegenüber zur Geltung brachte, daß man Ketzern ungeſtraft Eid und Treue brechen könne, führten auch hier die tapferen Soldknechte des perſiſchen Schâhs praktiſch durch — kaum hatten die Abziehenden ihre Waffen niedergelegt, als ſie umzingelt und Mann für Mann niedergemetzelt wurden; nur der Führer, Hâdſchî Muhammed Alî's, Molla Juſſufs und einiger Offiziere bemächtigte ſich der wackere Prinz und ließ ſie in Balfurûſch auf gräßliche Weiſe, zum Theil an die Mündungen von Kanonen gebunden, tödten! —

So endeten, zur ewigen Schmach für das perſiſche Gouvernement, die heldenmüthigen Verfechter der neuen Lehre in Mâzenderân, endeten in dem Augenblicke, wo überall in Jſpahân, Hamadân, Schirâz, ja in Teherân ſelbſt, beſonders durch den unermüdlichen Eifer der Gurret-ul-Ain, die jetzt heimlich in der Hauptſtadt wirkte, das Volk für Bâb Partei ergriff, und in der Stadt Zendſchân, Provinz Irâk, ſchon hell die Flamme des Aufſtandes loderte; — endeten in dem Augenblicke, da Bâb ſelbſt völlig ungerechtfertigter Weiſe hingerichtet wurde und ſein Märtyrertod alle treuen Anhänger zur blutigen Rache und Wiedervergeltung aufrief. Wir haben den neuen Propheten in Jſpahân verlaſſen, wo er, geſchützt von dem Gouverneur, rüſtig an ſeinem reformatoriſchen Werke weiterarbeitete; als aber 1847

Digitized by Google

sein gütiger Protektor starb, suchte der Klerus seine ganze Wuth an ihm auszulassen und setzte es auch wirklich durch, daß er auf Regierungsbefehl von Jspahân fortgeschafft und nach verschiedenen Zwischenaufenthalten endlich im Lauf des Jahres 1848 nach Tauris mit starker Bedeckung geführt wurde, um dort zu besserem Verhalten gemahnt und, falls das nutzlos sei, unnachsichtlich gestraft zu werden. Ueberall, selbst in seiner Haft, hatte er durch die Macht des Wortes Tausende von enthusiastischen Anhängern gewonnen — die verschiedenen Aufstände in allen Distrikten des Reiches, an denen er persönlich freilich ganz unschuldig war, zeugten von der Macht seiner Lehre, und als nun gar das blutige Trauerspiel in Mâzenderân begann, die königlichen Truppen eine Niederlage nach der anderen erlitten, und durch diese Erfolge der Bâbis ermuthigt auch in Choràsân, Aserbidschân und den übrigen Provinzen die Parteigänger des Propheten aufs Neue offen zu den Waffen griffen — da beschloß man in Teherân, ein blutiges Exempel zu statuiren und diesen, wenn auch nur indirekten Urheber aller Wirren physisch und moralisch zugleich zu vernichten. Zwar waren die Mollas keineswegs im Stande, ihn irgend welcher Irrthümer zu überführen — im Gegentheil widerlegte Bâb sie alle aufs Glänzendste, wie er ja auch stets betont, daß er den Islâm nur in rechter und vollkommener Weise zu erfüllen, keineswegs auszurotten gekommen sei, und wenn man ihn durchaus durch Kreuz- und Querfragen zum Aussprechen ketzerischer Ansichten verleiten wollte, so schwieg er; — und ebenso wußte er in den Versammlungen von Beamten und Laien, die über ihn zu Gericht sitzen sollten, selbst seinen erbittertsten Gegnern durch sein würdevolles Wesen zu imponiren. Aber, wie Gobineau mit Recht sagt, und wie es die Affaire in Mâzenderân schlagend bewiesen hat, die Macht in Asien kennt keine Moral, und was sie einmal will, erlaubt sie sich auch; und so wurde denn Bâb ohne Weiteres als Ketzer und Rebell zum Tode verurtheilt und mit zweien seiner Schüler, dem schon obengenannten Seid Hussain und einem gewissen Agha oder Molla Muhammed Ali (nicht zu verwechseln mit dem tapferen Helden vom Kastell des Scheich Tebersi) — nach Kasembeg noch mit zwei anderen, Seid Hassan und Seid Ahmed — am 19. Juli 1849 stark gefesselt durch die Straßen und Bazare von Tauris zum Richtplatz geführt. Dr. H. Ethé.

Nekrolog.

Auerstein, Franz, Graf von, Freiherr auf Trillenstein, k. k. Geheimrath, Kämmerer, Oberhofmarschall, Ritter des goldnen Vließes, früher Gesandter in Hannover, Kassel und Dresden, zuletzt Präsident des Herrenhauses, am 8. März 1794 geboren, † am 3. Januar in Wien.

Prim y Prats, Don Juan, Graf von Reus und Marquese de los Castillejos, der bekannte spanische Staatsmann und General, Ministerpräsident, Kriegsminister und Generalkapitän der Armee, der hervorragendste Vertreter der monarchischen Partei in Spanien, geboren am 6. December 1814 zu Reus in Katalonien, † am 30. December 1870 in Madrid an den Folgen der Verwundungen (durch acht Kugeln), die er bei einem am 28. December auf ihn verübten Attentat erhalten hatte.

Szymonowicz, Ignaz, Freiherr von, Senatspräsident des obersten Gerichtshofes in Wien, Vicepräsident des Reichsgerichts, Mitglied des Herrenhauses, † am 2. Januar in Karlsbad.

Wilson, George, der seiner Zeit viel genannte Präsident der ehemaligen Liga zur Bekämpfung der Getreidezölle in England, † Ende December 1870 auf der Fahrt von Manchester nach Liverpool.

Neue Bücher.

Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. 2. Folge. Von G. L. Kriegk. Frankfurt, Liter.-artist. Anstalt.

Literatur.

Zur Geschichte der deutschen Philologie. Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland*). — Immer lichter wird der Kreis derer, die aus eigener Empfindung uns Kunde geben können von den gewaltigen Eindrücken, die die ersten epochemachenden Arbeiten der Gründer der deutschen Philologie allenthalben hinterließen. Hat auch die Forschung sich seitdem höhere Ziele gesteckt und hat sie auch die anfänglich gewonnenen Resultate vielfach berichtigt und ergänzt — jene helle Freude an dem Aufsteigen der jungen Wissenschaft haben die Zeitgenossen der Benecke, der Grimm und der Lachmann vor uns voraus: uns der späteren Generation bleibt nur ein durch Lektüre und Reflexion vermittelter Nachklang davon.

*) Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffers von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, von Laßberg und Uhland. Wien 1870, Wilh. Braumüller.

Digitized by Google

Wenig mehr als fünfzig Jahre sind verflossen, daß die eben genannten Männer die Grundlinien der neuen Wissenschaft mit fester sicherer Hand entwarfen. In seltener Einmüthigkeit standen sie, sich gegenseitig ergänzend und fördernd, auch als treue Freunde einander zur Seite: ihre Werke wurden die Fundamente, auf denen sich ein stolzes weitläufiges Gebäude erhob, zu dessen Aus- und Fortbau dem gegenwärtigen und den folgenden Geschlechtern noch reiche unabsehbare Arbeit übrig gelassen ist. Um sich in den vielen geräumigen Sälen, Zimmern und Kämmerchen zurecht zu finden, zu wissen, wie sie allmählich sich aneinander schlossen, wie das eine geschmackvoll und sauber ausgebaut wurde, das andere dagegen im Rohbau stehen blieb, das dritte wiederum durch Ungeschick eines zwar eifrigen, aber täppisch zufahrenden Gesellen dem ursprünglichen Bauplane entfremdet wurde — dazu bedarf es nunmehr eines orientirenden Fadens. Diesen Faden soll die Geschichte der deutschen Philologie liefern.

Für diese Aufgabe ist in den letzten Jahren mancherlei Material zusammengetragen. Abgesehen von Jakob Grimms Selbstbiographie, die neuerdings in seinen kleinen Schriften, mit werthvollen Notizen aus seinen Tagebüchern und sonstigen Mittheilungen aus der Feder seines Neffen vermehrt, wiederum herausgegeben ist, brachten Pfeiffers „Germania“ und Zachers „Zeitschrift für deutsche Philologie“ eine Anzahl meistens höchst werthvoller Briefe von den Grimm, von Lachmann und Schmeller, die noch zum Theil der Zeit angehören, in die ihre ersten grundlegenden Werke fallen. Und auch ein erster glücklicher Versuch ist gemacht, die ganze geistige Atmosphäre zu schildern, unter deren Einwirkung die neue Wissenschaft in das Dasein trat. Wilhelm Scherer hat in einer genial entworfenen Charakteristik Jakob Grimms vor einigen Jahren (Preußische Jahrbücher, XIV, 643 ff.) die historischen Voraussetzungen bloßgelegt, die das Entstehen einer deutschen Philologie erst möglich machten: auf der einen Seite der feine Sinn Herders für Verständniß volksthümlicher Dichtung, mehr noch aber die dem Kultus des Mittelalters zugewandte romantische Schule, — andrerseits der Druck der französischen Fremdherrschaft, die das Gefühl deutscher Nationalität erst wach rief.

Wenige Jahre nach Vertreibung der Franzosen vom deutschen Boden fallen die ersten bahnbrechenden Arbeiten Benecke's, der Grimm und Lachmanns. Benecke, dem ältesten von diesem vierblättrigen Kleeblatte, danken wir die wissenschaftliche Lexikographie des Mittelhochdeutschen. Im Jahre 1816 erschien seine Ausgabe des Bonerius und 1819 die des Wigalois von Wirnt von Gravenberg mit Anmerkungen und Wörterbuch. Benecke stellte darin ein Vorbild auf, wie mittelhochdeutsche Texte zu erklären und wie der ganze Sprachschatz dieser Literaturperiode wissenschaftlich zu behandeln sei. Dem unsicheren Herumtasten und Rathen, dem Vermischen jetziger und früherer Bedeutungen bei Wörtern von mehr oder weniger Gleichklang wurde dadurch ein Ende gemacht. Und um dieselbe Zeit schrieb sein Schüler Karl Lachmann die Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt der Nibelunge Noth, eine Arbeit von scharf einschneidender Kritik, die bis dahin kaum geahnte Blicke in die Natur des deutschen Volksepos thun ließ. Drei Jahre später dann (1819) trat Jakob Grimm mit seinem Riesenwerke, der „Deutschen Grammatik“, an die Oeffentlichkeit, nachdem er im Verein mit seinem Bruder Wilhelm, dem der Hauptantheil zufällt, einige Jahre früher die „Kinder- und Hausmärchen“ herausgegeben hatte.

Aber mit diesen vier Männern, denen wir allein, weil sie mit Kombinationsgabe und ausgebreitetem Wissen sichere methodische Kritik verbanden, den Ruhm, Gründer der deutschen Philologie zu sein, einräumen können, ist der Kreis derer noch nicht abgeschlossen, die für die Erforschung deutscher Sprache, Poesie und Sitte literarisch thätig waren. Es lassen sich unter ihnen verschiedene Gruppen unterscheiden. Die eine sucht das erwachte Interesse für das Mittelalter zu Gunsten religiöser Mystik und reaktionärer politischer Tendenzen auszubeuten, die andere präparirt, dem Geschmacke der Zeit willig entgegenkommend, die altdeutschen Bücher mit flinker Hand für das große Publikum, die dritte endlich sucht im Anschluß an die eben gewonnenen Resultate die neue Wissenschaft mit Ernst und Hingabe zu fördern und die Felder anzubauen, die von dieser zwar bereits in Anspruch genommen, aber bis dahin fast noch brach liegen geblieben waren.

Zu dieser letzteren Gruppe haben wir vor Allem Uhland zu rechnen.

Es ist bekannt, wie Uhlands früheste Dichtungen in engem Zusammenhange mit der romantischen Schule stehen. Auch seine wissenschaftliche Richtung verräth mehr als die der Grimm, wenn wir von ihren Jugendarbeiten absehen, den Einfluß dieser Schule: das Volkslied, die Sage, der Mythus haben fast aus-

Digitized by Google

schließlich Uhlands wissenschaftliche Thätigkeit während eines langen Lebens in Anspruch genommen. Schon früh wandte er sich dem Studium der mittelalterlichen Literatur zu. Als er im Jahre 1810 behufs seiner juristischen Ausbildung eine längere Reise nach Paris unternahm, benutzte er den größten Theil seiner Zeit zur Abschriftnahme der auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen altfranzösischen Handschriften. Die Frucht dieser Studien war zunächst eine 1812 erschienene Abhandlung über das altfranzösische Epos. Zehn Jahre später fällt sein Werkchen „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter". Es ist dies die erste mit gleich großem historischen wie poetischen Verständnisse entworfene Monographie über einen mittelalterlichen Dichter. In Walthers Gedichten reflektirt das ganze geistige Leben der deutschen Nation um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, und es ist Uhlands bleibendes Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, wie das Zeitalter der Hohenstaufen, „das uns Jahrbücher und Urkunden nur in politischer Starrheit darstellen, erst die rechte Farbe und Lebenswärme gewinnt, wenn wir es in der Einbildungskraft und dem Gemüthe der Dichter abgespiegelt sehen".

Die Studien über Walther waren die Veranlassung zu Uhlands erst brieflichem, dann persönlichem Verkehr mit dem Freiherrn Joseph von Laßberg.

Wenn von den Anfängen der deutschen Philologie die Rede ist, dann kann Laßbergs Name nicht verschwiegen werden. Nicht als ob er einen wesentlichen Antheil an der Gründung der neuen Wissenschaft durch epochemachende Werke hätte — in seinen selbständigen Arbeiten hat er es nie über einen wohlmeinenden Dilettantismus hinaus gebracht, — wohl aber gebührt ihm das Lob, in einer Zeit, als man kaum angefangen hatte, dem deutschen Alterthum Aufmerksamkeit zu schenken, eine Menge der werthvollsten altdeutschen Handschriften zusammengebracht zu haben, die ohne seine Dazwischenkunft vielleicht für immer oder doch wenigstens Deutschland verloren gegangen wären. Laßberg hat wie kaum ein Anderer die günstigen Zeitumstände zum Erwerbe von mittelalterlichen Manuskripten und Kunstsachen zu benutzen verstanden. Als im Anfange dieses Jahrhunderts in Folge der Aufhebung vieler Stifter und Klöster werthvolle alte Druckwerke, Handschriften und Kunstalterthümer jeder Art in alle Welt zerstreut wurden, sparte er weder Kosten noch Mühe, nach Kräften zu sammeln und zu erhalten. Von den Handschriften, die in seinen Besitz übergegangen, sei vor Allem die prachtvolle Nibelungenhandschrift erwähnt, deren Abdruck den vierten Theil des von ihm herausgegebenen Liedersaals bildet, dieselbe, an die seit mehr als fünfzehn Jahren sich ein heftiger literarischer Kampf geknüpft hat. Diese reiche Bibliothek an ungedruckten altdeutschen Handschriften brachte ihn mit der Mehrzahl unserer Germanisten in lebhafte briefliche oder persönliche Verbindung; Jakob Grimm, der seinen Dank für die vielfache Förderung der Herausgabe der lateinischen Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts durch deren Widmung an ihn abstattete, Lachmann, Hoffmann von Fallersleben, Maßmann, Wackernagel, welcher ihm sein treffliches Altdeutsches Lesebuch widmete, Pfeiffer und viele Andere kehrten auf längere oder kürzere Zeit bei ihm ein, und der alte Jägermeister übte gern und freudig nach guter deutscher Sitte die Pflichten der Gastfreundschaft gegen seine gelehrten Freunde. „Auf seinem Schlosse zu Eppishausen im Thurgau, das er nach Niederlegung seines Amtes als Fürstenbergischer Forst- und Jägermeister im Jahre 1813 käuflich an sich gebracht hatte, trug Alles in der häuslichen Einrichtung den Stempel der Formen des deutschen Ritterwesens im Mittelalter: die gemalten Glasscheiben mit den alten Wappen mit Bildern, die Tafelrunde in der Mitte des Zimmers mit dem antiken Tintengefäß und alten Büchern und Werkzeugen überdeckt; deutsche Holzgemälde an den Wänden aufgehängt; alte Gewehre und Waffen in die Ecken hingestellt; Schränke mit schönen Bildern von eingelegter Arbeit verziert; ein großer Napf mit türkischem Tabak gefüllt und eine Unzahl verschiedenartig geformter Tabakspfeifen; selbst die Krüge, Flaschen und Gläser, die Handbestecke, Schüssel und Teller auf der Tafel — Alles machte auf den Beobachter überraschenden Eindruck, der freilich nur darum lebendiger ansprach, weil Laßberg mit seinem Geiste und seiner ritterlichen Erscheinung alle diese antiken Formen zu beleben wußte." Und ebenso groß wie sein Spüreifer nach alten Handschriften, ebenso groß war auch seine Liberalität, die erworbenen Schätze Andere benutzen zu lassen. Er ist unermüdlich, Uhland bei seinen Forschungen in jeder Weise zu unterstützen, bald durch Zusendung von Büchern und Handschriften, bald durch Einziehung von Erkundigungen nach noch lebendigen Resten des alten Volksgesanges, bald durch Besorgung von Abschriften. In Bezug auf letzteres schreibt er in einem Briefe an Uhland: „Glauben Sie ja

Digitized by Google

nicht, daß dergleichen mir Mühe macht, wenn es für Sie geschieht! Der einzige Gedanke: wenn du einmal lange todt bist und er im Alter in seinen Papieren blättert, fällt ihm auch dieses einmal in die Hände, und dann denkt er: das war auch einer von den Wenigen, die mich herzlich und treu liebten! dieser einzige Gedanke ist schon reicher Sold für mich".

Seit dem Erwerbe von Eppishausen — er pflegte sich darnach „Meister Sepp von Eppishausen zu nennen — widmete Laßberg seine Muße fast ausschließlich den Beschäftigungen mit der älteren deutschen Literatur und Geschichte, namentlich auch der schwäbischen Lokalhistorie. In Schwaben geboren (10. April 1770) und erzogen, mit seinen Familientraditionen und persönlichen Beziehungen in Schwaben wurzelnd, ist es nicht mehr als natürlich, daß sich in ihm ein überaus reges schwäbisches Heimathsgefühl entwickelte. Und selbst wenn Uhland nicht Uhland gewesen wäre, Laßberg würde doch gern und willig seine Studien unterstützt haben, allein darum, weil der Schwabe sich an den Schwaben wandte. Diesem ausgeprägten schwäbischen Lokalpatriotismus müssen wir es schon etwas zu gute halten, wenn der alte Freiherr die mittelhochdeutschen Dichter gern alle zu Schwaben machen möchte. Sein schwäbisches Herz schlägt höher, wenn er aufzählen kann, wie viel der alten Sänger rings um sein Eppishausen ihre Burgen hatten. Als er im Jahre 1820 unter dem Titel „Liedersaal" eine in seinem Besitz befindliche Handschrift, großentheils Schwänke und kleinere Erzählungen enthaltend, in drei Bänden abdrucken ließ, stellte er in der Vorrede die Namen der alten Dichter seiner Nachbarschaft zusammen; er fand, „daß deren zum wenigsten zwanzig wären, Pfaffen und Laien, und daß ich, so sie lebten, zu jedem von hier wohl zu Imbiß reiten möchte und sie zu mir". Wie groß ist seine Freude, als er Uhland bald nach Beginn ihres Briefwechsels mittheilen kann, er habe entdeckt, daß in seinem Hause ein Sänger gelebt habe, Konrad von Helmsdorf, der Verfasser einer deutschen Reimbibel. „Wer mir das Buch brächte, dem wollte ich gerne eine Tageweide weit entgegen gehen." Mit Ildefons von Arx „kriegte ich", heißt es in einem anderen Briefe, „durch drei ganze Jahre um den Abt von St. Gallen, der einen Hof voll Sänger hatte, die er mir ganz und gar absprechen wollte, endlich mußte er mir beistimmen". Als er hörte, daß v. der Hagen mit der Herausgabe der Pariser Liederhandschrift umginge, schrieb er an Uhland: „Diese Arbeit hätte vor Allem einem schwäbischen Manne zugehört, und Sie, mein verehrtester Freund, hätten sich dieselbe von Keinem sollen entreißen lassen".

Eine Stelle in der Vorrede zu dem erwähnten Liedersaal, in der Laßberg angab, daß Walther von der Vogelweide sich öfter in der Nähe von St. Gallen aufgehalten habe, veranlaßte Uhland, der damals (1820) noch mit der Abfassung seiner Arbeit über diesen Dichter beschäftigt war, sich an Laßberg zu wenden, um von ihm Bestimmteres über die Heimath des Dichters zu erfahren. Aus dem Briefwechsel, der sich in Folge dessen zwischen beiden entspann, und der uns jetzt in einer schön ausgestatteten Ausgabe vorliegt, dem letzten Werke von Franz Pfeiffer, dessen Druckvollendung er aber nicht mehr erleben sollte, treten uns zwei edle wackere Männer in der ganzen Lauterkeit ihres Charakters entgegen. Im Ganzen sind es 111 Briefe von beiden, die mitgetheilt werden, der erste fällt in das Jahr 1820, der letzte ein Jahr vor Laßbergs Tode in das Jahr 1854. Verhältnißmäßig die meisten Briefe haben die ersten zwölf Jahre der Bekanntschaft aufzuweisen, nämlich 85, auf die Zeit von 1832 — 1854 kommt der Rest mit 26.

Gewiß mochte es zwischen den beiden Männern mancherlei Differenzen in ihrer politischen und religiösen Anschauung geben, aber dieser Zwiespalt der Meinungen tritt nirgends hervor. Uhlands Briefe sind mit einer edlen zarten Zurückhaltung geschrieben, er verleugnet nicht sein Ich, aber er gibt es nicht gleich bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft hin. Während der 35 Jahre, die beide Männer in Verbindung standen, ein Zeitabschnitt, der reich an politischen und religiösen Kämpfen war, hätte sich wohl, namentlich bei Uhlands reger Theilnahme an den Ereignissen seiner Zeit, vielfach Gelegenheit dargeboten, in der Korrespondenz auch Zeitfragen wenigstens zu berühren. Aber mit sicherem Takte vermeidet Uhland jede derartige Diskussion. Ein Beispiel mag genügen. Uhland war 1830 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen ernannt worden. Als er im Jahre 1833 von Neuem zum Abgeordneten in die württembergische zweite Kammer gewählt wurde, verweigerte die Regierung dem Staatsbeamten, weil er Oppositionsmann war, den Urlaub, ihm die Wahl lassend zwischen Verzichtleistung auf seine Professur oder auf seine Stelle als Volksvertreter. Uhland wählte das Erstere. In einem vom 23. April 1834 datirten Briefe erwähnt Uhland den für sein ganzes Leben wichtigen Schritt nur beiläufig: „Dadurch, daß mir

Digitized by Google

von unserer Regierung der Urlaub zur Annahme der wiederholt auf mich gefallenen Abgeordnetenwahl verweigert wurde, fand ich mich genöthigt, meine hiesige Lehrstelle aufzugeben". Nirgends Bitterkeit, nicht einmal Verstimmung über manche gescheiterte Hoffnung tritt uns in seinen Briefen entgegen; aber überall die hingebendste, aufopferndste Liebe zu den Studien der alten deutschen Literatur, vor Allem des Volksgesanges, die das Freundschaftsband zwischen ihm und Laßberg geknüpft hatte. Und auf der andern Seite vermeidet auch der alte Freiherr Alles, was seinen Freund irgendwie verletzen könnte. In einem Briefe vom Jahre 1834 schreibt er: „Der Haß, der allgemeine Haß, der alle Menschen ergriffen hat und immer giftiger zu werden droht, hat mich so tief betrübt! In meinem deutschen, schwäbischen Herzen ist nichts als Liebe: ich meine, dies sei das Natürlichste. Warum sollen denn zwei Männer nicht mehr miteinander sprechen können, ohne sich mit Blicken, Worten oder Händen zu schlagen? Und doch ist es leider so! Muß denn der Krieg der Meinungen auch ein Krieg der Herzen werden? Und doch ist es nun so! Genug davon". Es ist eine innige Freude, die den wackern Laßberg beseelt, wenn er seinem „Uhlandus" aus seinen reichen literarischen Schätzen mittheilen kann. Er erkennt Uhlands geistiges Uebergewicht willig und neidlos an; und obwohl er selbst große Sammlungen für die Geschichte der einzelnen Dichter angelegt hat, so erhebt er doch nirgends den Anspruch, zu den eigentlichen Fachgelehrten gezählt zu werden: er ist frei von der Autoreneitelkeit, die sonst gar zu häufig mit dem Dilettantismus verbunden ist; „mit herzlicher Bereitwilligkeit stellt er Uhland Alles zu Diensten, was er an Handschriften, Abschriften oder Urkunden besitzt". Als einige Monate nach den ersten gewechselten Briefen beide Männer sich in Stuttgart kennen gelernt hatten, schrieb Laßberg bald darauf an Uhland: „Mit dankbarem Gefühle habe ich Stuttgart verlassen; denn so kurz mein Aufenthalt war, so genußreich war er! Ich zähle darunter vorzüglich Ihre Bekanntschaft, wenn ich unser kurzes Gespräch so nennen darf. Ein alter Jäger von mehr als 50 Jahren kann einem jungen Dichter, der in der Lebensblüthe auf alles Schöne und Gute vollen Anspruch zu machen hat, nicht viel Zierliches sagen; doch erlauben Sie mir diese wenigen Worte: Es that meinem Herzen wohl, wieder einem schwäbischen Mann von altem Schrot und Korn begegnet zu haben, der seine Zeit versteht und Herz und Kopf am rechten Flecke hat". Bis an seinen Tod — er starb in dem hohen Alter von 85 Jahren am 15. März 1855 — bewahrte er Uhland eine treue und eifrige Freundschaft. Der briefliche Verkehr, der anfänglich, wenigstens auf Uhlands Seite, nicht ganz frei von der Enge der gesellschaftlichen Formen war, nahm mit dem Jahre 1823 einen herzlicheren, innigeren Ton an. „Lieber Herr! Ich möchte sagen: Freund! wenn ich hoffen dürfte, diesen Namen bei Ihnen zu verdienen; jeder andere, den Sie mir geben können, ist mir höchst gleichgültig" — schreibt Laßberg um diese Zeit an Uhland, der dann auch nicht zögert seinen nächsten Brief mit der Anrede „Verehrtester Freund" zu beginnen. Darauf erwidert dann Laßberg: „Jeder Posttag, der mir einige Zeilen von Ihnen bringt, mein verehrtester Freund! ist mir ein Festtag; aber der vorgestrige war es für mich doppelt, da ich Ihrem Briefe einen Namen vorgesetzt fand, den ich schon längst von Ihnen zu erhalten wünschte. Nehmen Sie mit einem leider nur im Geist gereichten kräftigen Handschlage meinen guten treuen Dank dafür und glauben Sie, daß ich diesen schönen Namen als ein theures Geschenk ansehe, mit dem das Geschick noch einen lieblichen Schein auf den sonst so freudenlosen Abend meines Lebens herab senden wollte". In Laßbergs Briefen wiederholt sich öfter die Einladung an Uhland, ihn in Eppishausen oder in Meersburg am Bodensee — der alten Dagobertsburg —, die er 1838 von der Domänenkammer zu Karlsruhe erwarb, zu besuchen, und der alte Herr ist ganz glücklich bei dem Gedanken, mit einem lebenden schwäbischen Sänger die Burgen der alten Sänger in seiner Nachbarschaft besuchen zu können, von denen er seit dem Erscheinen des ersten Bandes seines Liedersaals noch einmal zwanzig aufgefunden hat. Und ebenso gern, wie sich Uhland der beim „alten Jäger" verlebten Tage erinnert, mit derselben Freudigkeit spricht dieser von den Stunden, die er im Hause Uhlands zubrachte. „Jetzt wo der Tag schon so kurz und die Abende lang zu werden anfangen", schreibt er im Herbst 1826, „sitze ich oft halbe Stunden lang einsam auf meiner Stube im Dunkeln, da erscheint mir immer das Bild Ihres stillen häuslichen Friedens; ich sehe Sie in Ihrem blauen und die thätige Frau Emma in ihrem amaranthfarbnen Kleide vor mir wandeln." An einer andern Stelle schildert er nicht ohne Humor die Situation, wie sich wohl Uhland zu seinen Vorlesungen vorbereiten mag. „Ich sehe Sie in Gedanken unermüdet an Ihrer Vorlesung pro

Digitized by Google

captanda et aperienda cathedra beschäftiget, von einer Menge alter Bücher und Handschriften umlagert, manchmal in Ihrer Stube auf- und abgehend, perlecta mente revolvens, und höre auf einmal Frau Emma rufen: aber Uhland! die Suppe stehet schon lange auf dem Tisch!" Welche Herzlichkeit und Innigkeit spricht aus seinem vorletzten Briefe, den er als 83jähriger Greis an seinen „lieben Freund Uhland und die liebe Frau Emma" richtet: „. . . . Nun, guten Tag, alle beide! Es ist mir noch immer, als ob ich zu Euerer Thüre hereintrete und sehe Euch so stille und freundlich bei Euerem altväterischen Rauchfleische und sauren Rüben sitzen. Nun es einmal bei mir so weit gekommen ist, daß es mit dem Dasein wohl bald ein Ende nehmen muß und noch bälder ein Ende nehmen kann, so will ich meinen Hermes Psychopompus seine Fackel doch nicht anzünden lassen, ohne den wenigen übergebliebenen Freunden noch einen Gruß zuzurufen, ehe ich den Fuß auf die dunkle Bahn setze . . . Morgen über acht Tage begehe ich den 84. Geburtstag: kommt und helft mir meinen Eifer Wein vollends austrinken". Als nun zwei Jahre später der Tod wirklich kam und den wackern Mann dieser Zeitlichkeit entrückte, waren Uhlands Worte, die er an seine Wittwe, eine Schwester der bekannten Dichterin Annette Freiin von Droste-Hülshoff, richtete, gewiß aus vollem Herzen gesprochen, daß die Nachricht von Laßbergs Hinscheiden unter seinen vielen Freunden und Verehrern in Schwaben ihn besonders schmerzlich treffen mußte, der „so lange Jahre hindurch seiner unwandelbaren wohlwollendsten Freundschaft sich zu erfreuen hatte". Am Schlusse dieses Beileidsschreibens gibt uns Uhland in wenigen Zügen ein Porträt des Verstorbenen, wie es in seiner Erinnerung fortlebt: „Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge".

Die bis jetzt bekannt gewordenen Briefe unserer hervorragenden Germanisten und aller derer, die mit ihnen in wissenschaftlichem Verkehr standen, geben uns ein viel anschaulicheres Bild von dem allmählichen Werden der deutschen Alterthumswissenschaft, als das ist, das wir durch Studium der Werke selbst gewinnen, die nur die Resultate langer mühsamer Forschung, oft in knappster Form, enthalten. Durch die Briefe dagegen ist es uns oft vergönnt, in die geistige Werkstätte der Verfasser einen Blick zu thun; wir lesen hier, wie allmählich die Ideen reifen, welche Schwierigkeiten der äußeren Verhältnisse zu überwinden sind, mit wie großer Mühsal meistens der Stoff herbeigeschafft werden muß, der den Gegenstand der Untersuchung bildet. Die Gêne, die der Schriftsteller sich auferlegt, wenn er mit einem reifen Werke vor das urtheilsfähige Publikum tritt, fällt hier fort: der Freund spricht zum Freunde, denn der Brief ist ein fortgesetztes vertrauliches Gespräch, in dem man sich ganz und rückhaltslos gibt. Die zurückhaltende Sprache der gelehrten Schule weicht hier einem wärmeren Ausdrucke, die Falten des Herzens werden hier offen herausgekehrt. Wir Deutschen haben wohl ein volles Recht, auf diese Männer, die Gründer der nationalen Wissenschaft, stolz zu sein. Reinheit des Herzens, tiefer Drang nach Wahrheit, nachhaltige Begeisterung für die Größe des Vaterlandes, selbstlose, opferwillige Liebe, die auf allen äußeren Erfolg verzichtet — das sind die Charakterzüge dieser Männer.

Die vorliegende Briefsammlung gibt uns reiches Material an die Hand zur Charakteristik Uhlands des Forschers. Bei keinem unserer modernen Dichter stand wohl Studium und wissenschaftliche Forschung in so innigem Zusammenhange, in so reger Wechselwirkung wie bei Uhland: aber erst jetzt nach seinem Tode, wo die Früchte seiner Studien über Geschichte der deutschen Sage und Poesie in einer Reihe umfangreicher Bände vorliegen, sind wir im Stande tiefer in die Natur seiner Poesie einzudringen. Uhland der Dichter und Uhland der Forscher sind nicht zwei getrennte Personen, sie sind eins, der Eine kann nicht ohne den Andern verstanden werden.

Die Briefe Uhlands an Laßberg geben vielfachen Aufschluß über den Gang von Uhlands altdeutschen Studien und namentlich über die peinliche Gewissenhaftigkeit, die er auf seine Arbeiten verwandte. Was nur irgend an gedruckten und ungedruckten Hülfsmitteln zu erreichen ist, sucht er seiner Forschung nutzbar zu machen. Er entschließt sich schwer eine Untersuchung zum druckfertigen Abschluß zu bringen, ehe er nicht mit gutem Gewissen sagen kann, daß er den ganzen einschlägigen Stoff beisammen habe. Und auch dann zögert er noch. Er begnügt sich nicht, das vorliegende Thema abgetrennt, für sich zu behandeln. Das Gemein-

Digitized by Google

same, Verwandte herbeizuziehen und die Specialuntersuchung erst dadurch in das rechte Licht zu stellen, ist bereits bei Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn sein Bestreben. Als er im Begriff steht, seine Abhandlung über Walther zu veröffentlichen, wagt er diesen Schritt nicht eher, als bis er Kenntniß genommen hat von Raynouards Werk „Choix des poésies originales des troubadours", „um dem Verhältniß der schwäbischen Sänger zu den Provenzalen auf den Grund zu sehen". Dieselbe Sorgsamkeit wendet er auch seinen akademischen Vorlesungen zu: ein Brief vom Jahre 1821, in dem er über die Art und Weise spricht, wie er seinen Zuhörern die Nibelungen erklärt, läßt uns darin Einblicke thun.

An Laßberg fand Uhland einen allzeit bereiten Förderer seiner Studien. Laßberg, vorzugsweise eine Sammlernatur, besaß nicht nur eine reiche Bibliothek an gedruckten und ungedruckten Büchern, sondern auch ein ausgedehntes, wenn auch gerade nicht sehr systematisches Wissen, er war wohl bewandert nicht minder in der älteren deutschen, als in der französischen Literatur. Außerdem standen ihm auch manche Verbindungen, namentlich in der Schweiz, zu Gebote, die er gern im Interesse Uhlands geltend machte. So oft auch Letzterer bei ihm anklopfte, stets ward ihm willig aufgethan, und jede Mittheilung Laßbergs nimmt er voll freudigen Dankes entgegen. Als dieser ihm Meldung machte von dem Liederbuch der Clara Hätzlerin, äußert er: „So füllen sich überall die Zeiträume, welche stumm schienen, mit Lied und Gesang".

Noch ehe Uhland seinen Walther dem Drucke übergab, hatte er bereits (1821) den Plan „auf die Untersuchung anderer altdeutscher Sänger überzugehen, und zwar zunächst derjenigen, welche den Stil des Minnesangs an den des Nibelungenliedes anknüpfen". Und als er ein Jahr darauf ein Exemplar der eben aus der Presse hervorgegangenen Abhandlung nach Eppishausen sandte, bemerkt er in dem begleitenden Briefe, daß es seine Absicht sei, eine Darstellung der gesammten Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenstudien gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetische Leben jener Zeit in kleinen Bildern enthalten soll. Ein dritter Brief, wiederum ein Jahr später, gibt weiteren Aufschluß: „Meine Darstellung der deutschen Poesie im Zeitalter der Hohenstaufen wird in mehrere Abschnitte zerfallen, deren jeder für sich ein kleineres Ganze bilden soll. Mit dem Abschnitt über den Minnesang, der mir einer der schwierigsten schien, habe ich die Ausarbeitung begonnen ... Dem Abschnitt über den Minnesang soll zunächst derjenige über die einheimische Heldensage folgen". Zum vollständigen, druckfertigen Abschluß sind diese Arbeiten nicht gekommen, aber auch in der Form, wie sie aus Uhlands Nachlasse vor wenigen Jahren herausgegeben sind, gehören sie partienweise zu dem Besten, was über unsere ältere Poesie geschrieben ist. Nach dem Niederlegen seiner Professur (1833) scheint ihn die Ausführung dieser Pläne nicht mehr interessirt zu haben, wohl aber widmete er seitdem seine ganzen Studien dem deutschen Mythus, der Heldensage und vor Allem dem Volksliede. Die Idee zu einer umfassenderen Arbeit über das Volkslied scheint in das Jahr 1828 zu fallen. „Die Trefflichkeit der schottischen Balladen", heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, „regte in mir lebhaft die Frage an, ob denn Deutschland wirklich nichts aufzuweisen habe, was mit dieser schottischen und englischen, mit der schwedischen und dänischen Balladenpoesie sich messen dürfte? Schlagen wir das Wunderhorn und andere Sammlungen dieser Art auf, so zeigen sich die meisten balladenartigen Stücke, auch wo die Herausgeber nicht hinein improvisirt haben, doch in überaus mangelhafter und verworrener Gestalt. Dennoch lassen sich auch durch diese hindurch die einst vollständigen und klaren Urbilder ahnen und man darf die Hoffnung nicht aufgeben, sie noch aufzufinden und herzustellen. Man wird hierbei zunächst auf die gedruckten Flugblätter des 16. Jahrhunderts hingewiesen, obschon ich glaube, daß, wie es in Schottland und Schweden der Fall war, auch in den abgelegeneren Gegenden unseres Vaterlandes noch immer das Lebendigste und Aechteste aus mündlicher Ueberlieferung zu erlangen sein dürfte. Meinert in seinen Volksliedern des Kuhländchens hat hiezu einen schönen Beleg geliefert, und Anklänge, die ich auf meiner vorjährigen Reise im Tirol vernommen, haben mich überzeugt, daß dort von einem landeskundigen Sammler noch reiche Ausbeute zu Tage gefördert werden kann." Uhlands hier ausgesprochene Hoffnungen sollten nicht ganz unerfüllt bleiben. Beim Herbeischaffen der gedruckten Literatur fand er wiederum an Laßberg treue, selbstlose Hülfe, und dieser war auch so glücklich, wonach sich Uhland schon lange sehnte, den „Tannhäuser, wie er jetzt noch im Entlibuch gesungen wird", in der Aufzeichnung einer Magd sich zu ver-

Digitized by Google

poniren. Beide malen recht zierlich in einer freundlich hellen, nicht unkräftigen, aber wenig haltungsvollen Färbung. Anatol Scifoni befleißigt sich einer zarten grauen Haltung, die ihm nur durch Härten, wie die stark markirte Contourzeichnung, gestört wird. Recht stimmungsvoll, aber leblos sind die Landschaften von Corrodi.

Auch einige in Paris angesiedelte und von dort des Krieges wegen vertriebene deutsche Künstler (auch der mit einem mäßigen, seiner nicht würdigen Bilde hier vertretene Otto Weber aus Berlin hat — wie erfreulicher Weise jetzt berichtigend gemeldet wird — sein Leben nicht jüngst vor Paris im Kampfe gegen sein Vaterland verloren, sondern befindet sich seit lange schon fern von der bedrängten Hauptstadt der Civilisation und hält sich gegenwärtig in Mailand auf) hatten die Ausstellung beschickt; sehr unerfreulich, ja widerwärtig Ferdinand Heilbuth. Sobald leidlich zusammen stimmende Farbenklexe ein Bild machen, mag auch, was sich allenfalls daraus erkennen läßt, jedes leidlich gesunde Gefühl empören, so mag sein „Herbst der Liebe" demnach als Bild gelten. Uns erschien es als das Zeugniß sklavischer Befangenheit in den Fesseln der allerfranzösischesten Manier, nach Idee (?) und Technik. — Von sehr glücklichem Charakterstudium zeugten dagegen die „Politischen Gegner" von C. Schlöser, die namentlich mit der Folie der Zeitereignisse ein eigenthümliches Interesse gewannen. Der eine der Streitenden mit der Hand in der Tasche, halb abgewendet vom Biertisch und seinen Widerpart mit Ingrimm und verbissener Wuth anschauend, war nämlich ein ganz typisch französischer Kopf und präsentirte sich jetzt so recht als Musterexemplar von den ächten Zugehörigen der „grande nation", die selbst der Logik der Thatsachen nur Verachtung und hartnäckige Behauptung ihrer Vorurtheile entgegenzusetzen weiß.

Zwei andere Bilder von Georg Saal (in Paris war er zu einem Georges Salles geworden) berührten recht wehmüthig, um so mehr, als das eine, eine große Mondscheinlandschaft, an sich schon etwas schwermüthigen Charakter hatte, und in dem anderen, „Ein Unberufener" (nämlich ein Bär, der hinter einem Studien sammelnden Landschafter sitzend zuschaut,), ein frischer Humor waltete; denn bekanntlich war der liebenswürdige Künstler in den ersten Tagen der Ausstellung zu Baden-Baden gestorben.

Im Anschluß hieran soll noch einiger Landschaftsmaler gedacht werden. A. Bromeis in Kassel hatte eine in der Farbe schwere stilisirte italiänische Landschaft ausgestellt. E. A. Ireland's Sturm hatte kräftige Stimmung und viel Wahrheit, nur war die Composition etwas zerrissen. C. Irmer's Landschaft aus dem Harz empfahl sich durch treffliche Baumpartien. Amélie von Schwerin gibt ihren Landschaften mit deutschen Eichen und mit sehr gut gezeichneten Rinderheerden als Staffage eine fast männliche Kraft. Valentin Ruths in Hamburg kultivirt mit Erfolg die Großartigkeit des einfachen Terrains, doch auch Waldpartien. A. Herrenburg stellt namentlich orientalische Motive mit tüchtiger Beherrschung der malerischen Mittel, namentlich der Beleuchtung dar. Von T. Andreä in München machte sich eine Mondscheinansicht von Nürnberg vortheilhaft bemerklich.

Von diesem nehmen wir Veranlassung, die Münchener Künstler zu betrachten. Sie waren nicht sehr stark, aber überraschend glücklich vertreten; an ihrer Spitze nach Gebühr Karl Piloty. Das Haupt und der Schöpfer der neuen Münchener Koloristenschule hatte den Dauphin Ludwig (XVII.) bei dem Schuster Simon zum Gegenstande gewählt, und wohl besser, als es ihm meist gelingt, den Kern des Vorwurfes getroffen. Der instinktive Abscheu und die unbewußt vornehme Indignation, die den königlichen Knaben sich vor dem Hohn seiner trinkenden Wächter mit den Jakobinermützen in die Ecke zurückziehen läßt, war gleich der Brutalität der Pöbelhelden schlagend wahr zum Ausdruck gekommen. Einige überschüssige bedeutungsvoll gemachte Nebendinge verriethen die rechnende Phantasie, die den wahren Ausdrucksmitteln und der inneren Kraft des Stoffes und der darstellenden Kunst nicht vertraut und sich an Aeußerlichkeiten hängt. Das — auch nicht mit so aufdringlicher Virtuosität wie gewöhnlich gemalte — Bild brachte einen besseren Eindruck hervor als namentlich seine nächsten Vorgänger. Wenn derselbe kein erfreulicher war, so lag das wohl hauptsächlich an dem Gegenstande.

Als einer der Strebsamsten und Ernstesten in dem Münchener Kreise hat sich von jeher Wilhelm Lindenschmit ausgezeichnet. Er stellte auch alle übrigen Münchener in Schatten, wozu nicht wenig mitwirkte, daß das Motiv seines Bildes durch die Zeitereignisse Interesse und Anziehungskraft erhielt: Ulrich von Hutten bekommt in einem Wirthshaus Streit mit französischen Prahlhänsen, tödtet einen und jagt den anderen in die Flucht. In allen einzelnen Theilen bewundernswürdig gemalt, in der Bewegung

Digitized by Google

stott und im Ausdruck sprechend (wenn auch der Hauptheld ohne Würde, einem Bramarbas ähnlich ist), würde das Bild von vortrefflicher Gesammtwirkung sein, wenn nicht mit der Lichtführung derartig gekünstelt wäre, daß Hell und Dunkel quer durch die Bildfläche, ja mitten durch eine Figur, scharf gegen einander absetzen. Doch das ist kein Fehler, den die große Masse des Publikums empfindet, das leider überhaupt nicht geneigt und geübt ist, Kunstwerke als Ganzes zu fassen; und so war der Erfolg des Bildes erklärlich, und auch, in Ansehung des Ernstes der Gesinnung und der trefflichen Durchführung im Detail wohlverdient.

Nicht minder war dies mit Franz Adam's Episode des Rückzuges aus Rußland der Fall, obgleich es hier überraschend war, das Berliner Publikum zur Bewunderung der Qualitäten dieses Bildes bereit zu finden. Es verzichtete auf Detail und fast kann man sagen auf Komposition, indem es die großen Massen als koloristische Momente verwerthete und ein Farbenganzes von trefflicher Harmonie und großer Schönheit daraus schuf. Der Künstler dürfte sich hier auf der äußersten Gränze hinbewegt haben, die für die überwiegende Betonung des Kolorits unter Vernachlässigung der Zeichnung und eigentlich des Gegenstandes gestattet ist. Daß es bei diesem Vorwurf eben auf Massen ankommt und Einzelheiten keinen Werth darin haben, gibt dieser Art der Behandlung hier eine gewisse Berechtigung. — Der interessante Farbenvirtuose Victor Müller kann leider nicht beurtheilt werden, da sein großes Bild „Hero und Leander" durchaus nicht zu sehen war. Es schien bedeutend in Anlage und Absicht, aber nicht ohne Sonderlichkeiten zu sein.

In der allertraurigsten Weise wurde die Kunst Münchens durch Anselm Feuerbach repräsentirt, der zwei große mythologische Bilder ausgestellt hatte, die Flucht der Medea und das Urtheil des Paris. Wenn in jener wenigstens noch der äußere Anschein eines großen Wurfes gerettet, und das Anstößige mehr der Mangel an allen und jeden bedeutenden Eigenschaften und an bezeichnendem Charakter der Situation war, so provocirte das zweite direkt die abfälligsten Urtheile, von der Entrüstung bis zum Hohn. Dadurch, daß die Göttinnen zum Theil noch beim Entkleiden beschäftigt dargestellt wurden, bekam die Sache eine Anrüchigkeit, von der sich die naive mythologische Erzählung nichts träumen läßt; die furchtbar gewöhnlichen — man möchte beinahe sagen, nicht einmal häßlichen — Formen des Nackten könnten wohl nirgends schlechter hineinpassen als in diese Scene; der schläfrige, nichtssagende Ausdruck aller Köpfe läßt überall das gelangweilte Modell erblicken, nirgends den erfindenden und empfindenden Künstler ahnen; die Scenerie, mit wunderlichen kleinen Burschen mit bunten Fliederwischen an den Schultern staffirt, ist ohne jedes Gefühl angeordnet und größtentheils in der Farbe miserabel. Wenn man bedenkt, wie schöne und interessante Werke aus früherer Zeit Feuerbach als ihren Urheber preisen, so kann man sich einer mitleidigen Empfindung nicht erwehren; und die einem zu ersparen, sollte ein Feuerbach doch wohl noch Manns genug sein.

Sonst waren von Münchenern noch Ludwig von Hagn und Anton Seitz — dieser zum ersten Male hier — erschienen, und je in ihrer Weise gut vertreten. — Auch der Nürnberger Professor F. C. Mayer gehört ja der Münchener Schule an. Er hat in malerisch wirksamer Weise, wenn schon nach seiner gewöhnlichen Manier etwas zu dustig, will sagen verblasen, das Tucher'sche Haus in Nürnberg gemalt.

Sonst zeichnete sich in der Architekturmalerei Heinrich Heger mit dem Interieur eines mit Holzschnitzereien über und über bekleideten Zimmers (wohl von Schloß Gottorp) und außerdem mehrere Berliner aus: Julius Helfft, Emil de Cauwer und vor Allen Karl und Paul Gräb (Vater und Sohn). Dieser versucht, sich das eminent feine und sorgfältige Detail des Vaters zu sparen und direkt auf die Totalwirkung in den Bildern des letztern hinzuarbeiten; übersieht aber dabei, daß ganz ebenso wie in der Architektur von der treuen und genauen Vollendung der Einzelheiten die gesammte Wirkung abhängig, und wie wohl Verstümmelung einer Form, nicht aber Unsicherheit und Verschwommenheit derselben erträglich ist, auch die Architekturmalerei darauf angewiesen ist, aus der Fülle gediegen und fast peinlich durchgebildeter Detailformen ein harmonisches Ganze aufzubauen und zum bildmäßigen Effekt durch stufenweise Unterordnung stets noch klarer Töne unter einander hindurchzudringen. Das ist der Kern in der künstlerischen Weisheit Karl Gräb's des Vaters. Dadurch ist er der unbestritten erste Architekturmaler der Gegenwart, ja man darf sagen, derjenige, der erst gezeigt hat, was die Architekturmalerei eigentlich vermag und wie bedeutend sie als selbständige Kunst ist. Sein Lettner des Halberstädter Domes (für die Nationalgalerie), ein sehr umfangreiches Bild, staunens-

Digitized by Google

werth reich, wunderbar harmonisch und höchst gefühlt und effektvoll im Licht, steht ebenbürtig neben seinem Besten und kann zur Erläuterung und Bestätigung des Vorstehenden dienen.

Auch die erwähnenswerthen Vertreter — oder vielmehr durchweg Vertreterinnen — der Blumenmalerei gehören — mit einer Ausnahme — Berlin an: Malwine Eichens, Elisabeth Habelt, Marie Remy und Auguste Reichelt. — Jene eine, Anna Peters in Stuttgart, ist vielleicht unter allen jetzt in Deutschland malenden Damen das bedeutendste specifisch koloristische Talent.

Diese führt zu den in verschiedenen Orten vereinzelt auftretenden Künstlern. Die „Begegnung" des alten Jakob Becker in Frankfurt a. M., im Motiv nicht recht verständlich und sehr matt, muß mit Rücksicht auf den Urheber hervorgehoben werden. — Wilhelm Riefstahl in Karlsruhe führt uns auf einen Kirchhof zu Bregenz am Allerseelentage. Das Bild, das als Komposition betrachtet wohl Bedenken erregen könnte, ist in der Empfindung und in der Tonstimmung so kräftig zur Einheit zusammengefaßt und darin von solcher Schönheit, daß dieser düstere Akkord dem verdienten Künstler ebenso gut zur Disposition zu stehen scheint wie der ihm sonst geläufigere lichte. — Der ruhelose Anton von Werner beschickt uns jetzt von Kiel aus. Seine Bilder wie seine Zeichnungen sind Zeugen einer beweglichen Phantasie, der alle möglichen Tonarten gerecht sind, und die sich selbst nicht vor dem Bizarren scheut, wenn der Stoff es erfordert; so in seinem „Don Quixote unter den Ziegenhirten". Koloristisch meisterhaft durchgeführt, im Motiv und in der Anordnung jedoch mehr zur Illustration als zum Bilde geeignet erschien uns sein „Irregang" (nach Scheffels Gedicht).

Auch noch einiger versprengter Porträtmaler ist hier zu gedenken: Eduard Bendemann's, der ein sicher und fest gemaltes, aber etwas ins Grobe gerathenes Kniestück Joachims, des Geigers, gegeben hat, C. Bewers mit dem sehr guten Brustbilde des kronprinzlichen Generalstabschefs von Blumenthal, und der Helene Richter, deren Bildniß eines kleinen neben einem Hunde schlafenden Mädchens liebreizend in hohem Grade war. Diese drei sind Düsseldorfer. — Ein Kasseler, H. Faust, beschäftigte Künstler und Laien mit einem ebenso eigenthümlich wie effektvoll gemalten Damenporträt auf Goldgrund, einer so durchaus von allem Gewöhnlichen und Hergebrachten abweichenden Arbeit, wie sie namentlich im Bildnißfach nicht eben häufig auftreten, und in der Schlichtheit und Sicherheit des glücklichen Wurfes unzweifelhaft gelungen und von durchschlagender Wirkung. — Weniger unbedingt war der Erfolg des Koburgers Gustav Müller, jetzt in Rom. Sein lebensgroßes Damenporträt in ganzer Figur konnte malerisch in bestimmter Richtung kaum seiner intendirt sein. Gleichwohl versagte die Wirkung, weil das Leben fehlte. Es sah Alles wie gemalt aus, so wie Bilder auf Bildern erscheinen. Man darf sich um Alles nicht zu sehr auf die bloße Technik verlassen. Es ist dieser Mißerfolg mit einer so hübschen Aufgabe übrigens sehr befremdlich bei diesem Künstler, der 1867 in Paris unter den Malern Roms recht bedeutsam hervortrat und es dort keineswegs an Leben und Beseelung fehlen ließ.

Zum ersten Male trat in Berlin der vor etwa zwei Jahren aus Antwerpen an die Kunstschule zu Weimar berufene Charles Verlat auf, hatte aber mit seinen drei Bildern sehr ungleichen Erfolg. Es konnte wohl kaum angenehm berühren, daß das Gemeinsame an ihnen nur in dem Mangel an jeglicher Eigenart bestand, während eine gewandte Technik sich willig allen Capricen der Nachahmungssucht oder des Raffinements gefügig zeigte. Ein Brustbild des Landschaftsmalers Friedrich Preller sprach mit gutem Grund sehr an, denn es erinnerte an die besten Vorbilder, und die Auffassung und Behandlung war dem Charakter des Mannes und seiner äußeren Erscheinung gut angepaßt. Mit entschiedenstem Widerstreben aber wurde das Bildniß der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar aufgenommen. Um das Gemälde für die Räume der Wartburg geeignet zu machen, hat Verlat nicht das richtige und sichere Mittel ergriffen, sein Werk einfach und groß zu koncipiren und durchzuführen, sondern er hat es künstlich alt gemacht, indem er einen wunderlich ungeschickten alterthümlichen Stil erfunden hat, zu dem man nicht wohl wagen kann, irgend einen bekannten Namen zu nennen, um nicht dem Schatten eines wirklichen Künstlers zu nahe zu treten. Denn so ist nie und nimmermehr von irgend nacheifernswerthen Meistern gemalt worden; und daß ein Künstler heutzutage in einer solchen Weise Geist und Art der älteren Kunst verkennen kann, begründet keine leichte Anklage gegen die Sorglosigkeit, die er sich bei der Benutzung der leicht zugänglichen Hülfsmittel zur Orientirung über die geschichtliche Entwickelung seines Handwerkes hat zu Schulden

Digitized by Google

kommen lassen; ganz abgesehen davon, daß es überhaupt eine ungesunde Neigung ist, sklavisch eine vergangene Kunstart, zumal in ihrer Befangenheit und Unvollkommenheit nachzuahmen.

Verlat's drittes Bild (Radirung von W. Unger im ersten Heft der „Zeitschr. f. bild. K." von diesem Jahre) hat gar keinen Eindruck gemacht, weder guten noch schlechten; um ihrer selbst willen genießt man die religiöse Kunst nicht, und nur bei vorzüglichen künstlerischen Leistungen nimmt man die Gegenstände derselben in den Kauf. Dieses Vorrecht konnte aber Verlat's Pietà (Maria und Johannes am Fuß des Kreuzes den todten Christus betrauernd) nicht für sich geltend machen, wie ausschweifende Lobeserhebungen demselben auch selbst an berufenen Stellen für das ästhetische Urtheil gespendet sein mögen. Was Anerkennung verdient, und was selbst einzelne Kenner geblendet hat, ist die Virtuosität der Technik, die sich mit Behagen und mit Glück der verschiedenen Gelegenheiten zu glänzen bemächtigt; so namentlich bei dem schön gebildeten Leichnam auf dem weißen Tuch und bei der in düsteren Tönen im Halbschatten gehaltenen, gramvoll zusammengekauerten Gestalt des Johannes. Aber die Gefügigkeit einer sehr ausgebildeten, doch an sich charakterlosen Technik, die einzelne Bilder in den Stilarten verschiedener Jahrhunderte — verstanden oder unverstanden gilt hierbei gleich — durchführt, ergreift auch hier die Theilaufgaben gesondert, und erfaßt und bewältigt sie nicht von der Einheit der Idee für die Gesammtkonception aus. So fehlt eigentlich alles, was man Komposition nennt; vielmehr sind in Linienführung und als koloristische Stücke die drei Figuren vereinzelt und unabhängig von einander gedacht; dabei ist der Christus wenigstens für sich schön, der Johannes voll Empfindung gerathen. In der Maria aber hat etwas Neues gemacht werden sollen, und das ist verunglückt. Auf den Knieen liegend bäumt sie sich im Schmerz hoch auf und sinkt rückwärts über gegen den Stamm des Kreuzes. Dieser Moment eines Höhepunktes der Schmerzäußerung, wie er allein die Körperstellung motiviren könnte, ist aber im Gesichtsausdruck nicht festgehalten, der keinen verhaltenen Schmerz gewaltsam hervorbrechend erkennen läßt, vielmehr durchaus gehaltene, tiefe, aber ruhige Trauer ausspricht. Die Reflexion muß ungeheuer konsequent — und verständnißvoll sein, wenn sie als Muse eines Kunstwerkes nicht Fiasco machen will.

Neben Verlat hat eigentlich Niemand die religiöse Malerei bemerkenswerth vertreten, außer etwa James Marshall in Weimar, ein interessanter, aber einseitiger Koloriſt, der als getreuer Anhänger des realistischen Kunstprincips in einer höchst wunderlichen Weise den Moment vor der Dornenkrönung Christi dargestellt hat. Die Dornenkrone wird noch gewunden; während dessen steht Christus in einem durchaus neuen rothhaarigen Typus von überaus mäßiger Potenz des geistigen Ausdrucks ruhig zuschauend dabei, und der Hohepriester, ein halb gutmüthiger, halb schwachsinniger Alter, scheint ihn über die Verzögerung zu beruhigen. Kriegsknechte füllen den Hintergrund; die Scene ist in halben lebensgroßen Figuren dargestellt. Auf die koloristische Seite der Wirkung fällt der Hauptnachdruck, doch macht sich auch da Caprice und ein Hang zur Sonderlichkeit unbequem geltend, wie z. B. wenn durch das rothe Haar des Christus sich ein hellblaues Band zieht.

Der Christbaum von dem verstorbenen Theodor Mintrop, vom Jahre 1856, unterliegt hier nicht mehr der Beurtheilung. — Zwei kleine Bleistiftskizzen zu den Gestalten der Apostelfürsten Petrus und Paulus von Paul Stankiewicz würden an sich auch nicht beanspruchen dürfen, an dieser Stelle beachtet zu werden, wenn sie nicht als Proben der Entwürfe zu der Temperaausmalung der neuen katholischen Kirche in Potsdam ein weit über ihren unscheinbaren Rahmen hinausgehendes Interesse böten. Diese Ausmalung aber, in Uebereinstimmung mit dem beabsichtigten Stil des von Salzenberg entworfenen Gebäudes von wesentlich byzantinischer Anordnung, ist in ihrer Durchführung eine so respektable Arbeit, daß ihr Urheber wohl verdient, bei dieser Gelegenheit genannt und anerkannt zu werden. — Auch einem „Auferstandenen" von G. Steyer soll das Lob nicht vorenthalten werden, daß er sich von der Schablone emancipirt und einen — zwar vielleicht etwas zu resoluten — doch feierlichen Eindruck macht.

Als einer isolirten Erscheinung muß noch der Elisabeth Jerichau-Baumann in Kopenhagen Erwähnung geschehen, die zwar durch den Krieg verhindert nichts Neues mittheilen konnte, aber wegen mehrerer, wenn auch schon länger bekannter Bilder, namentlich eines dänischen Matrosen (lebensgroße Halbfigur), der mit einem Knaben in die schäumende See hinausfährt, und der armen schlafenden Kinder wegen, in deren Darstellung ich wirklich die höchste Poesie der Armuth und der Kindlichkeit vereint offenbart, die immer wiederholte bewundernde

Digitized by Google

Anerkennung ihrer großartigen Sinnesweise und ihrer männlichen Kraft auch an dieser Stelle empfangen soll.

Damit ist dann schon der Schritt ins Ausland gethan, und mag dann zunächst das stammverwandte Oesterreich folgen. Sein Antheil ist bald erschöpft (zwei — zu — saubere weibliche Studienköpfe von J. M. Aigner, eine poetische Landschaft aus Steiermark — Motiv der Kirche in Eisenerz — von Robert Ruß, zwei kleine feine landschaftliche Bilder von Rudolph Ribarz, sämmtlich in Wien;) — bis auf zwei Bilder, die zu den leuchtendsten Spitzen der Ausstellung gehören. Eins von diesen hat Józef Brandt in Radom zum Urheber, und zum Gegenstande „den Uebergang der polnischen Kavallerie durch den Meerbusen auf die Insel Jütland unter dem Wojwod Stefan Czarniecki während des Sturmes der österreichischen Infanterie auf die Festung Kolding, Episode aus dem Feldzuge der alliirten Truppen gegen die Schweden im Jahre 1658", im tiefen Winter. Dasjenige Bild der Ausstellung, mit welchem dieses die meiste Aehnlichkeit hatte, war Adam's Rückzug aus Rußland; es theilt alle Vorzüge mit diesem, ja die Farben sind noch leuchtender und noch gefühlter als bei Adam. Zugleich aber entgeht es den Einwendungen, die bei diesem unvermeidlich waren. Eine Komposition als solche existirt nicht nur überhaupt, sondern sie wird sogar klar und ist selbst recht achtbar; Details von großer Anziehung treten in Mengen deutlich hervor und stellen viele malerische Momente und Effekte dar, so daß dies Bild vielmehr als ein Farbeneffektstück, daß es ein wirkliches und recht bedeutendes historisches Bild ist, als solches aber in einer Ausdehnung und mit einer Energie unter ächt malerische Gesichtspunkte gestellt und aus dem Bann des bloß stofflichen Interesses — will in neunundneunzig Fällen von hundert sagen der Interesselosigkeit — gelöst, wie das nur höchst selten geschieht. Die Massen herrschten in der Anordnung und der Wirkung natürlich vor, stellten sich aber in übersichtlicher Entwickelung dar.

Mindestens ebenso bedeutend war das zweite Bild „Der Rächer seiner Ehre" von Heinrich von Angeli (Radirung von W. Unger im 4. — Januar- — Hefte der „Zeitschr. f. bild. K.")). In französischem Costüm der Zeit gegen 1600 schilderte er den Moment, wo ein beleidigter Gatte seine Frau von dem üppigen Gelage fortreißt, welches sie mit ihrem Buhlen und mehreren Kavalieren und Damen gefeiert hat. Der Verführer sinkt bereits tödtlich getroffen zusammen, die Anwesenden sind im Begriff, zum Beistand oder zur Abwehr zu schreiten. Das zunächst Packende an dem Bilde ist die ungemeine dramatische Lebendigkeit, die scharfe Zuspitzung der Aktion in einem höchst gewichtigen Moment und die vollkommene Klarheit des Vorganges an sich und der Gruppirung aller daran betheiligten Personen. Doch sind das kaum die wesentlichsten Vorzüge des Bildes. Nachhaltiger und allmählich immer mehr fesselt die meisterliche psychologische Zeichnung und die außerordentliche Technik. Der Gesichtsausdruck der durchweg interessanten und angemessen erfundenen Köpfe ist von ergreifender Wahrheit und Tiefe. Das verschiedenartige Pathos spricht sich gewaltig und in maßvoller Schönheit aus. Auch die Körperbewegungen sind ungezwungen und lebhaft. Das Ganze macht den Eindruck, nicht künstlich durch Reflexion und Kombination entstanden, sondern unmittelbar der Wirklichkeit abgelauscht zu sein, — jener Wirklichkeit natürlich, von der wir bei Gelegenheit Passini's gesprochen haben, der erhöhten und zur Schönheit geläuterten; die Technik aber zeigt eine wunderbare Vollendung. Die Zeichnung ist bestimmt, korrekt und elegant, der Farbenauftrag kräftig, sauber, sehr verschmolzen, das Kolorit glänzend, in wenig gebrochenen Tönen gehalten, mit einigen scharf umgränzten dominirenden Werthen. Nach unserer Empfindung hätte trotz alledem das Bild gewonnen, wenn die Abstufung des Pathos nicht bis zu einigen fast an die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit rührenden Graden getrieben, d. h. die Komposition zur Rechten des Bildes um einige Personen verkürzt wäre, und wenn die Technik weniger liebevoll eingehende, freundlich behagliche Vollendung, dafür mehr bewußte Kraft und etwas von der Leidenschaft und Größe hätte, die im Gegenstande liegt.

Zu Oesterreich gehört ja auch Ungarn, und somit hieran der mit seiner Kunst ganz im Ungarlande wurzelnde Otto von Thoren. Er hat wieder ein Pußtabild, einen Hirten bei seiner Heerde sich zur Abwehr des Wolfes rüstend, ausgestellt, wieder von jener bekannten Lebenswahrheit, von jener Feinheit in Ton und Stimmung, und im Kolorit von einer so angenehmen Wärme, wie sonst selten. — Außerdem war das Thiergenre nicht sehr erheblich besetzt. Albert Brendel hatte seinen ewigen Schafen dadurch ein neues und erhöhtes Interesse abzugewinnen gesucht, daß er das eine Mal in ihrem Stalle den Schäfer bei seiner Sonntags-

Digitized by Google

toilette dargestellt, das andere Mal den sinnreichen Ritter Don Quixote in ihre Reihen mordend einfallen gelassen hatte; letzteres in seiner Weise ein recht ergötzliches Bild, voll pathetischen Humors, wie es sich für den Gegenstand gehört.

Wunderbarer Weise machten sich auch zwei Damen im Thiergenre mit Auszeichnung bemerklich, Clara von Wille in Düsseldorf und mit größerer Energie und Lebenswahrheit Henriette Ronner in Brüssel. Außer ihr fehlte Belgien ganz bis auf seinen berühmtesten, aber absolut überlebten Hauptmeister Louis Gallait. Die Pendants „Bonheur" und „Malheur" waren, bei Lichte besehen, beide Unglück für den Autor, für die Kunst und für das Publikum. — Auch die holländischen Künstler waren ausgeblieben. Nur eine treffliche Stimmungslandschaft, Weg von Haarlem nach Saardem, von Edmond de Schampheleer vertrat so gut, wie ein einzelnes Bild das vermochte, das ganze Land.

Es erübrigt noch eine Uebersicht der plastischen Werke, unter denen sich sehr Vorzügliches, namentlich im Porträtfache vorfand. Durch ganz besonders ausgezeichnete Büsten waren folgende Meister vertreten: Bernhard Afinger, Erdmann Encke (sehr ansprechender Versuch, modernes — natürlich nicht extravagantes — Damencostüm plastisch zu verwerthen), Karl Keil (Marmorbüste des Kaiser-Königs Wilhelm, 1869 in Ems nach dem Leben modellirt, von außerordentlicher Detaillirung und künstlerischer Auffassung), Karl Möller, Alexander Tondeurs. Sehr feine Porträtmedaillons in Flachrelief hatten Melchior zur Straſſen und Louis Sußmann-Hellborn ausgestellt.

In monumentalen Porträts hingegen war nichts Beträchtliches geleistet. Eine sitzende Cornelinsstatue von Alexander Calendrelli war im Motiv nichts weniger als unbedenklich; die kolossale Statue der Kurfürstin Anna von Sachsen von Robert Henze in Dresden konnte nur als staunenswerthe Geduldprobe in der Ausarbeitung des Costüms Interesse erregen; und die knieende Statue des Bischofs Arnestus von Pardubitz, ersten Erzbischofs von Prag, von Johannes Janda gehört beinahe unter denselben Gesichtspunkt, hatte aber in dem verklärt lächelnden Gesichte des heiligen Mannes eine feinere künstlerische Beigabe. Gegen die gewöhnliche fromme Kunst des Meisters, wie auch gegenwärtig seine lebensgroße Gruppe der heiligen Genovefa mit ihrem Kinde und der Hirschkuh sie repräsentirte, und die gleich der entsprechenden Malerei konventionell, geistlos glatt und bösartig nichtssagend ist, war dies immerhin eine sehr erfreuliche Wendung zum Besseren.

Auch außer ihm hatten einige Künstler religiöse, resp. biblische Stoffe ergriffen und mit vielem Glück behandelt. Selbst eine kolossale Christusstatue war einem jüngeren Berliner Künstler Louis Brodwolf recht gut gelungen; noch ein wenig mehr Freiheit, und einige kleinliche Faltenmotive beseitigt, so würde die Arbeit sogar bedeutend sein..

Karl Steinhäuser in Rom hatte sich zu einer Deborah an der Antike inspirirt, indem er ihren Unterkörper genau der wundervollen fliehenden Niobide des Vatikan nachgebildet hatte. Begreiflicherweise paßte der Oberkörper nicht dazu, noch begreiflicher stand er empfindlich dem Entlehnten nach. Die Ausführung in Marmor war gediegen, aber schwunglos, was namentlich im Vergleich des Originales auffiel.

Eine höchst geistvolle, wiewohl sehr eigenthümliche Arbeit war des Würtembergers Joseph Kopf in Rom Gruppe des Joseph und der Frau des Putiphar; denn man wird es doch gewiß eigenthümlich finden, das berühmte Paar in der bekannten kritischen Situation — ganz nackt dargestellt zu finden. Aber wir sind weit entfernt, dem Künstler daraus einen Vorwurf zu machen. Er wußte, was er dadurch für Schönheit, Bewegung und Ausdruck seines Werkes gewann, und glaubte nicht mit Unrecht, es der schönen Suleika überlassen zu dürfen, welchen anderen Pfandobjektes oder Zeugen ihrer Unschuld sie sich an Stelle des abwesenden Mantels bemächtigen werde. Die halblebensgroße Marmorgruppe ist als Komposition und als Ausführung vorzüglich und eine der originellsten und ansprechendsten Gaben dieser gewiß nicht armen Ausstellung.

Es kommt zu diesen aber noch eine mit besonderer Auszeichnung hinzu, der Seraph Abbadonna (nach Klopstocks Messias) von Emil Steiner, eine Erstlingsarbeit. Der Seraph gehört bekanntlich zu den abgefallenen Engeln, aber auch zu denjenigen unter ihnen, die ihre Schuld bitter und tief beklagen und bereuen, und er wird später durch den Messias wieder gerettet. Steiner hat ihn im Moment reumüthiger Zerknirschung dargestellt, und der sitzenden lebensgroßen Gestalt von ungesucht einfachem, aber großartigem Wurf all die Charakteristika zu geben verstanden, welche zu dem Wesen der poetischen Figur gehören. Die

Digitized by Google

Noth gedrängt, sondern aus Feinschmeckerei das Fleisch jugendlicher Genossen verzehrt hätten. Auf dem archäologischen Kongreß zu Kopenhagen 1869 ist bekanntlich darüber gestritten worden, ob es im vorgeschichtlichen Europa Anthropophagen gegeben habe oder nicht. Gegenüber der Thatsache, daß in allen andern Erdtheilen Kannibalismus heute noch weit verbreitet ist und daß unsere Vorfahren einst auf einer so niedrigen Stufe gestanden haben wie heute noch viele kannibalische Naturvölker dürfte es jedoch kaum am Platz sein, zu Gunsten Europa's eine Ausnahme schaffen zu wollen.

Sobald die geschichtliche Zeit zu dämmern beginnt, treten uns, beglaubigt oder der Sage nach, Anthropophagen entgegen. Der Begriff derselben steht fest in unseren ältesten Schriftdenkmälern, und die Odyssee weiß mit grausigen Einzelheiten zu berichten, wie der Kyklop Polyphem nach den Gefährten des Dulders von Ithaka griff,

Deren er zween anpackt, und wie junge Hund' auf den Boden
Schmetterte: blutig entspritzt ihr Gehirn und netzte den Boden.
Dann zerstückt' er sie Glied vor Glied, und tischte den Schmaus auf,
Schluckte drein wie ein Leu des Felsengebirgs, und verschmähte
Weder Eingeweide, noch Fleisch, noch die markichten Knochen.

Auch sonst ist noch vielfach von den Androphagen in den Schriften der Alten die Rede; namentlich werden von ihnen Skythen, Juder und verschiedene afrikanische Völkerschaften der Menschenfresserei beschuldigt, die bald als rohe sinnliche Lust, bald im Zusammenhange mit Opfern erscheint. Bekannt ist auch die Stelle im heiligen Hieronymus, einem der gelehrtesten und klügsten Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts, wo dieser von einer Völkerschaft in Gallien berichtet, die, obwohl sie Viehheerden besaß, doch auch regelmäßig Menschenfleisch verzehrt habe. Der Hintere der kleinen Knaben, dann die Brüste der Weiber galten nach dem heiligen Mann als besondere Leckerbissen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Anthropophagie einst weit über Europa verbreitet war, und noch heute fehlt es nicht an Leuten, die abergläubig deren Fortbestehen annehmen, während es anderseits Stimmen gegeben hat, die, in optimistischer Anschauung von der menschlichen Natur und in Unwissenheit befangen, das Vorhandensein der Anthropophagie überhaupt leugnen. Ich erwähne den in Osteuropa weit verbreiteten Glauben, daß die Juden zur Osterzeit Christenkinder schlachten und verzehren, der in unseren sogenannten aufgeklärten Tagen noch zu Judenhetzen führte; ich erinnere an den Aufstand des Pöbels in Christiania gegen die Freimaurer im Jahre 1869, der das Logenhaus zu stürmen versuchte, weil die alte Fabel wieder aufgetaucht war, daß die Freimaurer beim Brüdermahl in Menschenbraten schwelgten und daß sie verpflichtet seien, dem „Rüssel- oder Hundetürken" ein gewisses Quantum Menschenfleisch zu liefern.

Fälschlich sind wohl auch viele fremde Völker der Anthropophagie beschuldigt worden, und wer die zahlreichen Schriften einsieht, die namentlich im 16. Jahrhundert und noch später von neuentdeckten Völkern handeln, wird finden, daß nur wenige von dem Verdachte der Anthropophagie freigesprochen wurden. Wie lange hat nicht die Wissenschaft gebraucht, ehe sie die Erd- und Völkerkunde von allem falschen und wunderbaren Beiwerke entkleiden konnte, um den wahren Kern, der manchmal in den seltsamsten Berichten versteckt lag, herauszuschälen! Man denke an den Phönix, den Vogel Greif, den Kraken, an die Magnetberge im Ocean, das Lebermeer, an das Einhorn, die Pygmäen, die Kynokephalen und andere Wundermenschen. Und in alle dem ward doch wenigstens ein Körnchen Wahrheit gefunden. So aber, wie wir andere Völker beschuldigten, so lautete umgekehrt bei fremden Völkern auch über die Europäer das Urtheil oft wunderbar genug, und von der Anschuldigung der Anthropophagie blieben wir Europäer keineswegs frei. Als z. B. 1843 Freiherr von Wrede (Reise in Hadhramaut, Braunschweig 1870, S. 71) im Wadi Schura war, erzählten ihm die dortigen Beduinen, daß der Kaiser von Rußland ein Herr sei, der gut seine sieben Ellen messe und eine Leibgarde von 7000 Anthropophagen besitze, welche an Größe und Körperkraft ihren Herrn noch übertrafen.

Es ist nicht mein Zweck, hier über das Alter der Anthropophagie und deren einstige Verbreitung über Europa zu sprechen; die wenigen Andeutungen mögen hier genügen. Aber von Interesse ist es, zu zeigen, wie weit sie unzweifelhaft gegenwärtig bei verschiedenen Völkerschaften in Asien, Afrika, Amerika und Australien noch im Schwange ist, und welches die verschiedenartigen Beweggründe sind, welche den Menschen zu diesem grauenvollen Gebrauche treiben. Und in der That sind diese Motive von mannichfacher Art, wie aus der Anführung der einzelnen Fälle sich ergeben wird.

Digitized by Google

Wenden wir uns nach Asien, so finden wir, so weit wir dessen zahlreiche Völkerschaften auch überblicken, gegenwärtig doch nur bei einem einzigen Volke die Anthropophagie vertreten. Von Menschenopfern, vom systematischen Kopfabschneiden bei verschiedenen Stämmen der malayischen Inseln könnten wir Vieles berichten, aber die Menschenfresserei ist jetzt nur auf das Volk der Battas auf der Insel Sumatra beschränkt und hat hier eine so eigenthümliche Beziehung zu den Gesetzen des Landes genommen, daß wir näher darauf eingehen müssen. Die Battas bewohnen vorzüglich die Hochebenen von Tobah, Sipirok, Sikunna und erstrecken sich nördlich bis über Sinkul, wo das Pupa- und Duragebirge die Grenze zwischen ihnen und den Atschinesen bildet. Im Süden reichen sie bis in die Gegend von Ajer Bangis. Die holländischen Niederlassungen und Befestigungen sind bereits bis innerhalb ihrer Grenzen gerückt.

Schon aus Marco Polo erfahren wir, daß die Battas im 13. Jahrhunderte der Anthropophagie ergeben waren. Aus dem 15. Jahrhunderte haben wir dafür das Zeugniß des Nicolo di Corti, der im Jahre 1449 berichtet: „In einem gewissen Theile dieses Eilandes (Sumatra), genannt Battach, ißt das Volk Menschenfleisch. Sie sind beständig im Kriege mit ihren Nachbarn, bewahren die Skelette ihrer Feinde als Kleinode, gebrauchen sie wie Geld, und derjenige wird für den reichsten Mann gehalten, der die meisten Skelette von Feinden besitzt".

Die Battas sind ein keineswegs tief stehendes Volk malayischen Stammes, das allerdings, worauf Manches hindeutet, früher auf einer höheren Stufe gestanden haben mag. Ackerbau und Industrie sind ihm nicht fremd; es besitzt eine eigene Schrift und eine, wenn auch ärmliche, Literatur. Die Zahl der Battas, welche lesen und schreiben können, ist größer als jene, welche es nicht können. Und trotz dieser vergleichsweise hohen Civilisationsstufe ist die Menschenfresserei unter ihnen eine alltägliche Erscheinung; auch ist es den Holländern, welche doch vielfach mit ihnen in Beziehungen stehen, keineswegs gelungen, die abscheuliche Sitte auszurotten. Der Radscha von Sipirok, ein Battafürst, versicherte dem niederländischen Gouverneur von Padang noch in neuester Zeit, daß er zwischen dreißig- und vierzigmal Menschenfleisch gegessen und daß er in seinem ganzen Leben nie etwas genossen habe, das ihm halb so gut schmeckte. (Bickmore, Reisen im Ostindischen Archipel,

Jena 1869, S. 323.) In eine nähere Erklärung der Anthropophagie bei den Battas läßt sich Friedmann (Die Ostasiatische Inselwelt, Leipzig 1868, II, 45 f.) ein, dem wir überhaupt vortreffliche Nachrichten über die Battas verdanken.

Nach ihm ist dort die Anthropophagie nichts Anderes als der höchste Ausdruck der Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit, welche beide bei dem Batta sehr stark entwickelt sind. Seine unbändige Eßlust erstreckt sich auf alle Thiere, auf Katzen, Ratten, Leguane, kranke Hunde ꝛc. Sowie Zorn und Rachsucht beim sinnlichen Menschen hervorragende Eigenschaften sind, so haben sich dieselben auch beim Batta im hohen Grade ausgebildet. Seine Wuth nach erlittener Beleidigung kennt keine Grenzen und als höchsten Ausdruck der Rache tritt dann der Gedanke ein, den erlegten Feind zu verschlingen. „Sowie der Kannibalismus gegenwärtig bei den Battas besteht", sagt Friedmann, „macht er einen integrirenden Theil der Gesetzgebung aus. Gewisse Verbrechen werden mit dem Tode und nachfolgender Verzehrung bestraft. Außerdem sind es die Kriegsgefangenen, denen das schreckliche Loos vorbehalten ist, dem Sieger als Schmaus zu dienen. Der Adat (Gesetz) schreibt vor, daß die außerhalb des Kampong mit den Waffen in der Hand gefangenen Feinde lebendig verzehrt werden müssen, d. i. ohne vorausgegangene Tödtung. Der Unglückliche wird an einen Pfahl außerhalb des Dorfes gebunden, der Radscha hält vor der zum Feste versammelten Menge eine Rede, worin er zu beweisen sucht, daß der Verurtheilte der schlechteste und dem Kampong feindseligste Mensch sei, und daß man nichts Besseres thun könne, als ihn aufessen. Hierauf zieht Jeder der Versammelten ein Messer und mit teuflischer Wuth wird das wimmernde Schlachtopfer zerstückelt. Augenzeugen haben mir noch manche bei solchen Exekutionen stattfindenden Umstände erzählt, die zu berichten zu widerlich sind."

Spione und Landesverräther werden ebenfalls verzehrt; doch geht hier die Tödtung durch Lanzenstiche voraus; diesem Schicksal verfielen 1855 zwei katholische Missionäre, welche sich in das Land gewagt hatten. Tödtung durch Lanzenstiche mit nachfolgender Aufzehrung findet auch statt, wenn Jemand wegen Ehebruchs mit der Frau des Radschas zum Tode verurtheilt wird. Der Pfahl, an welchen der Verurtheilte gebunden war, während er den Tod erlitt, wird gewöhnlich von dem Priester (Guru) genommen, in den Wald getragen und dort mit verschiedenen eingekerbten Zauberfiguren versehen. Andere Fälle als die drei genannten geben bei den Battas keinen Anlaß zum Abschlachten von Menschen, und die Behauptung, daß die Battas Menschenfleisch als gewöhnliche Nahrung zu sich nehmen, ist unrichtig. Allerdings gibt es, nach Friedmann, einige Erzkannibalen, welche Sklaven kaufen, sie wie das Vieh eine Zeitlang mästen und dann schlachten. Doch sind solche Leute selbst von den Battas verachtet. Uebrigens fällt es den Battas nicht ein, aus ihrer Gewohnheit ein Geheimniß zu machen. Friedmann fragte zu Pontschang einen Radscha der Battas, ob er schon Menschenfleisch gegessen habe, und erhielt zur Antwort: „In diesem Jahre sind in unserer Gegend nur sechzehn gegessen worden".

Der klassische Boden für die Anthropophagie ist gegenwärtig noch Afrika, und hier namentlich Westafrika, vor allem die Guineaküste, an der von Sierra Leone bis nach Kalabar der Kannibalismus mehr oder minder stark verbreitet ist, ausnahmsweise aber sicher in allen verschiedenen Landschaften dort vorkommt. Selbst da, wo die Engländer herrschen, hat er noch nicht vollständig ausgerottet werden können, so in Sierra Leone, das seit neunzig Jahren unter englischem Einflusse steht. Die in der Kolonie erscheinende Zeitung „African" vom 5. April 1860 erstattet Bericht über eine Jahresfeier, bei welcher ein schwarzer Missionär, Samuel Priddy, merkwürdige Thatsachen zur Sprache brachte. Während des letzten Krieges zwischen den Eingeborenen in der Nähe von Scherboro war das Menschenfressen im Schwange; Priddy sah Männer, welche ganze Körbe voll getrockneten Menschenfleisches trugen, um dasselbe bei einem Festmahle zu verzehren. Hier spricht also ein Augenzeuge.

Die Quellen über die Anthropophagie am Guineabusen fließen überreich, und fast jeder Schiffer, der dorthin kam, um Palmöl zu holen, bringt Berichte mit von der grauenvollen Barbarei, die dort in jeder Beziehung noch herrscht. Keiner aber hat sie besser beschrieben als der englische Konsul Thomas J. Hutchinson, in seinen „Ten years wanderings among the Ethiopians" (London 1862), die uns mitten hinein in das wunderbare und grauenvolle Leben und Treiben der Neger führen. Kannibalismus herrscht im Lande Omun am Croß River. Leute vom Bulastamme, die im Hinterlande der Coriscobai wohnen, kommen an die Mündung des Munistusses, um von dort Menschen zu holen,

Digitized by Google

weil deren Fleisch für besonders wohlschmeckend gilt; sie machen „Chops“ aus ihnen. Konsul Campbell aus Lagos schrieb an Hutchinson, daß das im Nigerdelta weit verbreitete Volk der Idschu (die Ejoemen) allgemein für kannibalisch gelte. Im Jahre 1859 war zu Duketown am Altkalabar auf öffentlichem Markte Menschenfleisch zum Verkauf ausgestellt, gerade wie Ochsenfleisch auch. In Braß und Bonny verzehrt man alle Kriegsgefangenen in dem Wahnglauben, dadurch tapferer zu werden.

Hutchinson bezweifelte anfangs alle diese Thatsachen, bis es ihm gelang, sich durch den Augenschein von deren Richtigkeit zu überzeugen. „Ich mußte“, schreibt er, „in den ersten Monaten des Jahres 1859 Bonny im Nigerdelta besuchen. Insgeheim wurde mir mitgetheilt, daß dem Jujuhause gegenüber ein Mann geschlachtet werden solle, an welchem man sich beim Festmahle eine Güte zu thun gedenke. Dieser Mann hatte einen Sklaven, der beim Palmölhandel beschäftigt war, ermordet; die Leiche war in voriger Woche verzehrt worden und nun sollte der Thäter seinerseits aufgefressen werden. Die Neger hielten die Sache geheim und kein Weißer durfte davon wissen.“ Hutchinson wußte sich zu verbergen und sah, wie am andern Morgen das Schlachtopfer hingerichtet wurde. „Der Henker ging fort und Alle sprangen auf mit einem Geheul und Geschrei, wie man es von wilden Thieren hört. Sie stürzten auf den geschlachteten Mann zu, schwenkten ihre großen Messer in der Luft umher und schnitten Stücke ab. Ich glaubte mich an das jenseitige Ufer des Styx versetzt, ich sah schwarze Geschöpfe in Menschengestalt wie gierige Geier. Selbst Knaben und Mädchen trugen Fleischstücke, von welchen das Blut herabträufelte und den Weg bezeichnete. Ein Weib riß einer anderen Frau zankend und schreiend einen Bissen weg, Fleisch von einem Manne, der vor wenigen Minuten noch unter den Lebenden war. Nachdem das Fleisch vertheilt war, trug man die Eingeweide fort. Diese waren für die Iguana, die große Eidechse, bestimmt, die ein Schutzgeist des Volkes von Bonny ist. Bevor ich meinen Schlupfwinkel verließ, fragte ich mich, ob ich denn meinen eigenen Augen trauen konnte? Das Alles geschah im Jahre 1859 nach Christi Geburt, bei Leuten, unter welchen der europäische Handel seit länger als einem halben Jahrhundert seinen „civilisirenden“ Einfluß übt!“

Hiernach könnte es etwa scheinen, als bewege sich die Anthropophagie im Nigerdelta nur um das Gefühl der Rachsucht gegen einen Einzelnen; dem ist aber nicht so, denn gerade dort ist die Menschenfresserei en gros am besten im Schwange. Nach jeder Fehde zwischen den verschiedenen Stämmen finden große Schmausereien statt, bei welchen das Menschenfleisch die Hauptrolle spielt. Hören wir darüber eine durchaus unverdächtige und sehr wohlunterrichtete Autorität, nämlich den schwarzen Bischof Samuel Crowther, der in Bonny eine Missionsstation errichtet hatte. Er schreibt (Church Missionary Intelligencer, Juli 1866, S. 223): „Wenige Schritte von unserer zeitweiligen Schulhütte steht hier in Bonnytown das große Jujuhaus. Auf den Pfosten der Eingangsthüren, an den Wänden und dann im Innern sieht man als Schmuck und Verzierung des Götzenhauses Hunderte von Menschenschädeln aufgestellt. Man sagt, sie seien von Kriegsgefangenen, welche dem Juju geopfert wurden; das Fleisch wurde verzehrt, weil man dadurch Rache an den Feinden zu nehmen gedachte. Draußen, der Vorderseite des Jujuhauses gegenüber, befand sich ein etwa sechs Fuß hohes Gerüst, auf welchem die Knochen der Geopferten lagen. — —

„Ueberall an der Bucht von Benin ist es während der letztverflossenen Monate sehr unruhig hergegangen. Braß, Bonny und Okrika führten Krieg gegen Neukalabar. Auf einem Zuge gegen den Feind machten die Leute von Neukalabar 45 Gefangene. Diese alle wurden getödtet und gegessen. Die einzelnen Glieder sind unter das Volk, Alt und Jung, Weiber und Männer vertheilt worden. Jeder trug seinen Antheil ganz offen nach Hause; mehrere Supercargos, welche von den Schiffen nach Hause kamen, sind Augenzeugen gewesen. Man machte auch gar kein Hehl aus der Sache. Bei einer anderen Gelegenheit nahmen die Krieger der Okrika den Neu-Kalabaresen 103 Gefangene ab und zur Wiedervergeltung wurden diese allesammt todtgeschlagen und dann aufgefressen.“

Ein Paar Grade weiter südlich vom Nigerdelta, unter dem Aequator, treffen wir abermals auf unzweifelhafte Anthropophagen, auf das Volk der Fan oder Pahuins. Dieses Volk ist weit her aus dem noch unbekannten Inneren Afrika's gekommen und hat sich nach dem Gabon hin, in das Bereich der französischen Besitzungen gezogen. Bei ihnen herrschen nach dem einstimmigen Urtheile aller Reisenden, welche Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, außerordentlich barbarische Zustände. Noch jetzt verzehren sie Schlangen, Insekten, verdorbenes

Digitized by Google

Fleisch, kein Abfall ist ihnen zu schlecht. Ueber sie erhielten wir die ersten Nachrichten durch Paul Du Chaillu (Explorations and adventures in equatorial Africa etc., London 1861), dessen Schilderungen zwar vielfach ungenau sind und im Einzelnen angezweifelt werden, im großen Ganzen jedoch durch spätere Forscher Bestätigung erhielten. Er war es, der auch zuerst auf den Kannibalismus der Fan hinwies und diesen in einer außerordentlich abschreckenden und höchst empörenden Weise darstellte. Du Chaillu erzählt, daß, als er in das Hauptdorf der Fan einzog, ihm eine Frau begegnet sei, welche einen Mannsschenkel trug. Vor den Hütten lagen da und dort Menschenknochen. Im Versammlungshause wurde eben das Fleisch einer Menschenleiche vertheilt und der Kopf für den König zurückgelegt, da dieser ein Anrecht auf alle Köpfe hatte.

So weit Du Chaillu. Seitdem haben die Franzosen, die Herren am Gabon, auch das Ihrige zur Erforschung des Landes beigetragen und uns vollständige Aufklärung über die Fan gegeben. In ethnographischer Beziehung interessant ist namentlich der Bericht des Marinearztes Dr. Griffon du Bellay (Le Tour du Monde 1865), welcher mit dem Schiffslieutenant Serval mehrere Fahrten von der Küste ins Innere machte und von 1861 bis 1864 in der Gabonregion verweilte. Nach ihm sind die Fan entschiedene Menschenfresser; indessen meint Dr. Griffon, die Sache sei von Du Chaillu übertrieben worden; er wenigstens habe keine sichtbaren Spuren von Anthropophagie in den verschiedenen von ihm besuchten Fandörfern gefunden, vor allem keine umherliegenden Menschenknochen. In den Dörfern jedoch, welche in der Nähe selbst der französischen Faktoreien liegen, wurde Menschenfleisch insgeheim verzehrt, und zwar insgeheim nicht aus Furcht vor den Franzosen, deren Einfluß jetzt noch nicht weit genug reicht, sondern weil die Fan die Sache selbst nicht vor Leuten merken lassen wollen, welche dieselbe nicht billigen; selbst ihre Kinder dürfen bei einem solchen Mahle nicht zugegen sein. Aehnliche Zurückhaltung ist auch bei einigen Anthropophagen der Südsee beobachtet worden. Jedenfalls verdient der Bericht des Dr. Griffon mehr Glauben als jener Du Chaillu's, und die Ansicht über den abscheulichen Kannibalismus der Fan wäre hiernach in Etwas zu mildern.

Erst neuerdings haben wir Nachrichten von dem Vorhandensein der Anthropophagie auch an der Südspitze Afrika's erhalten, und die Kannibalenhöhlen im Basutolande haben nicht geringes Aufsehen erregt. Das Basutoland, in welchem der kürzlich verstorbene Häuptling Moschesch, eine bekannte südafrikanische Größe, herrschte, liegt zwischen dem Oranjefreistaat und den englischen Besitzungen mitten inne und war der Schauplatz fortwährender Kriege zwischen den Weißen sowohl und den Basuto, als zwischen eingeborenen Stämmen selbst. Während der Verwilderung und Hungersnoth, die in Folge dieser Kriege eintrat, soll nach Einigen erst der Kannibalismus vor wenig mehr als einem Menschenalter entstanden sein. Die ausführlichsten Nachrichten über denselben erhalten wir durch die „Anthropological Review" (Nr. XXV, April 1869), wo James Henry Bowker, Dr. Bleek und Dr. John Beddoe ihre Beobachtungen über die Cave Cannibals of South Africa zusammengestellt haben. Bowker besuchte 1868 eine der Höhlen, die in der Nähe der verlassenen Missionsstation Cana gelegen ist. „Der Eingang", sagt er, „liegt unter weit vorstehendem und überhängendem Gestein und bildet so ziemlich in der ganzen Breite der Höhle einen weiten, von der Natur gewölbten Bogen. Die Länge der Höhle beträgt etwa 130, die Breite 100 Ellen. Die hohe, gewölbte Decke ist von Rauch und Ruß geschwärzt; auf dem Fußboden lagen ganze Haufen von Menschenknochen umher, theils förmlich aufgeschichtet, theils überall zerstreut. Auch vor der Höhle lagen auf dem Abhange, so weit das Auge reichen konnte, Knochen und Schädel umher, letztere in außerordentlich großer Menge und zumeist von Frauen und Kindern. Sie waren vermittels stumpfer Aexte oder auch geschärfter Steine in Stücke geschlagen worden, gleich den Markknochen, welche man dann der Länge nach gespalten hatte. Nur an einigen wenigen waren Spuren von Feuer zu bemerken; die Höhlenmänner zogen das Kochen dem Braten vor.

„Man kann sich denken, unter welcher Aufregung ich diese düstere Höhle untersuchte. Der Führer geleitete mich an eine Stelle, wo einige rauhe, unregelmäßige Stufen in eine dunkle Gallerie führten; dort wurden die Schlachtopfer aufbewahrt, bis an sie die Reihe kam. An ein Entrinnen von dort war nicht zu denken. Bei Wilden, welche etwa durch Hungersnoth zum Aeußersten getrieben werden, um ihr nacktes Leben zu fristen, findet der Kannibalismus eine Erklärung. Mit dem Volke hier aber verhält sich die Sache ganz anders: Diese Menschen bewohnen ein fruchtbares Land, in welchem auch

Digitized by Google

Wild in Menge vorhanden ist. Aber trotzdem machten sie nicht bloß Jagd auf ihre Feinde, um dieselben aufzufressen, sondern sie verzehrten sich untereinander, sie machten Gefangene von ihrem eigenen Stamme, und wenn eben keine anderen Schlachtopfer vorhanden waren, dann kamen ihre eigenen Weiber und Kinder an die Reihe. Eine träge oder zanksüchtige Frau wurde ohne Weiteres abgethan und gab ein leckeres Mahl; ein Kind, das zu viel schrie, wurde ohne Weiteres still gemacht und abgekocht; Kranke und Schwache ließ man nicht etwa des natürlichen Todes sterben, sie hätten ja dann nicht den Magen füllen können. So war es mit diesem Volke beschaffen. Man sagt zwar, daß sie den Kannibalismus schon seit vielen Jahren aufgegeben hätten, ich fand aber in der Höhle ganz untrügliche Beweise dafür, daß die Praxis noch nicht verloren gegangen ist, denn einige Knochen waren sehr frisch; sie hatten augenscheinlich einem starkknochigen Mann angehört, dessen Schädel hart wie Erz war; an den Gelenken befand sich noch Mark und eine fettige Substanz. Er konnte erst vor wenigen Monaten geschlachtet worden sein.

„Diese Höhle gehört zu den größten in der ganzen Gegend und diente den Kannibalen als eine Art Hauptquartier. Vor dreißig Jahren war übrigens das ganze Land vom Molutafluſſe bis zum Caledon, dann auch ein Theil der Region am Putesanafluſſe von Anthropophagen bewohnt, welche Schrecken unter den umwohnenden Stämmen verbreiteten. Sie schickten Jagdpartien aus, welche sich in der Nähe betretener Pfade oder Gärten, Triften und Trankplätze in den Hinterhalt legten und es vorzugsweise auf den Fang von Frauen und Kindern abgesehen hatten.

„Noch heute leben viele alte Kannibalen, und an demselben Tage, an welchem ich jene Höhle besuchte, machte ich mit einem derselben Bekanntschaft. Er ist nun etwa 60 Jahre alt. Als er noch in der Höhle hauste, fing er einst drei junge Weiber; davon nahm er eines zu seiner Gefährtin, die beiden anderen wurden gekocht. Jene Ehe ist dann eine recht glückliche gewesen und die Frau Gemahlin hat sich bald an die neue Lebensweise gewöhnt; man zeigte mir den Winkel, welcher dieser glücklichen Familie zum Aufenthalt gedient."

So weit Bowker. Der deutsche Sprachforscher Dr. Bleek fügte dem Aufsatze einige Bemerkungen hinzu, welche für die Geschichte dieses Kannibalismus von Interesse sind. Danach findet man Weiteres darüber in dem Werke „Relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la colonie du Cap de Bonne Esperance par Arbousset et Daumas", Paris 1842, S. 105—123. Die Reise fällt in das Jahr 1836. Ferner kurze Notizen in Edward Salomons „Two lectures on the Native Tribes of the interior", Kapstadt 1855, S. 62—64. Salomon zufolge fand sich der Kannibalismus bei vier Stämmen; zwei davon, die Bakuſeng und Makatla, sind Betschuanen; die beiden anderen, Bamakalana und Bamatlapatla, sind Kaffern. Höchst wahrscheinlich wurden sie Kannibalen in Folge des Krieges, durch welchen vor etwa fünfzig Jahren jene Gegenden arg verwüstet wurden. Die Liebhaberei nach Menschenfleisch blieb, als die Noth längst vorüber war, und der Kannibalismus hielt sich dann längere Zeit. Die einheimische Sage der Zulu wie der Betschuanen weiß viel von den Amazimu und Marimo, den Menschenfressern, zu berichten.

Dr. John Beddoe endlich berichtet über die Art und Weise, wie die Anthropophagen mit ihren Schlachtopfern umgingen, und zwar war das Verfahren ein außerordentlich regelmäßiges, man kann sagen mit Fleischerkunst ausgeübtes. Jeder Schädel ist vermittels einer Art am Nasenbein querüber auseinander gehauen; die Backenknochen wurden als unbrauchbar weggeworfen. Dann wurde in den Oberkopf ein Loch geschlagen und das Hirn herausgenommen. Die Rippenstücke wanderten in den Kochtopf. Die Röhrenknochen wurden der Länge nach gespalten und dann nahm man das Mark heraus. Vielfach bemerkte man noch die Knorpel und sah man Spuren von Messerschnitten an den Schädeln, von denen das Fleisch streifenweise abgelöst wurde. Alle Europäer (Boers), welche bei dem Angriffe auf Thaba Bosiu fielen, wurden sofort aufgefressen, weil man wähnte, daß dadurch ihr Muth in den Leib der Kannibalen übergehen würde.

Nach dem Gesagten kann es keinen besonderen Zweifel erregen, wenn man überhaupt ein ächt afrikanisches Volk der Anthropophagie beschuldigt. In einigem Zweifel war man indessen bei den vielerwähnten Njamnjam im Flußgebiete des weißen Nil, bei demselben Volke, dem man bekanntlich Schwänze angedichtet hatte. Nähere Schilderungen erhalten wir binnen Kurzem durch Dr. Schweinfurth; bis dessen Berichte veröffentlicht sind, müssen wir uns jedoch an Dasjenige halten, was Th. von Heuglin, Antinori und Piaggia veröffentlicht haben.

„Das große Volk der Niamaniam", sagt Heuglin (Reise in das Gebiet des Weißen Nil und seiner westlichen Zuflüsse, Leipzig und

Digitized by Google

Heidelberg 1869, S. 206), „grenzt im Norden an die Fertit, im Osten an die Dor- und vielleicht einige Diurstämme, seine Ausdehnung nach Süden und Westen ist noch nicht näher bekannt; einzelne Zweige reichen jedenfalls bis jenseits des Aequators und noch westwärts vom 18.° östl. L. von Gr. Niamiam oder Namiam, im Plural Niamaniam, ist ein sudan-arabisches Wort und bedeutet bei den Djelaben ursprünglich wörtlich nur Esser, Fresser, hier insbesondere Menschenfresser. Man erzählte sich, daß dieses Volk Hundszähne, auch Hundsgesichter habe und geschwänzt sei, weshalb man es auch Abu Kelab, Hundemenschen, zu nennen pflegte." Heuglin ist übrigens nicht geneigt, diese Niamniam für Anthropophagen anzuerkennen. Er sagt (a. a. O. S. 219): „Ein Wekil Biselis, den ich über die geschwänzten Niamaniam befragte, weil derselbe jahrelang mit den Bambiri in Berührung gekommen war, wollte durchaus nichts von dem Dasein derselben wissen, obwohl ihm nicht unbekannt war, daß die Sudanesen sich viele schauerliche Geschichten von diesem Volke zu erzählen pflegen. Schon Werne und Palme erwähnen derselben; aber je mehr sich unsere Kenntnisse Centralafrika's erweitern, um so mehr rücken die angeblich geschwänzten Menschenfresser mit Hundszähnen nach dem noch unbekannten Innern zurück".

Jedenfalls haben die Niamniam beim Essen höchst widerliche Gebräuche. Nach Marchese Horatio Antinori, dem bekannten italienischen Reisenden, essen sie Kriechthiere, Ameisen, Heuschrecken, Käfer, Fledermäuse und machen eifrig Jagd auf die Affen, welche aus den Aequatorialgegenden kommen. „Ich selber", sagt Antinori, „habe Gelegenheit gefunden, einige Individuen dieses Volkes, welche ich bei den Dor und den Elfenbeinhändlern sah, zu prüfen. Ich habe gesehen, wie sie in ihrem wilden Instinkte lebendige Fledermäuse fraßen und Affen verzehrten, die ich geschossen hatte. Sie brieten dieselben über einem Feuer und verschlangen dann das Fleisch mit der verkohlten Haut und dann auch nicht nur die Eingeweide, sondern auch die Exkremente! Darum will und kann ich aber doch nicht behaupten, daß sie Anthropophagen seien."

Den thatsächlichen Beweis nun, daß die Niamniam wirklich Anthropophagen seien, liefert uns Carlo Piaggia, der mehrere Jahre lang mit den Elfenbeinhändlern sich im Niamniamlande umhertrieb, bei dem Häuptlinge Tombo fast ein Jahr lang — bis Februar 1865 — blieb und dort sich wegen seiner technischen Fertigkeiten außerordentlich beliebt machte, so daß ihm die Tochter des Häuptlings zur Ehe angeboten wurde. Im Kriege bedienen sie sich der Pfeile, Lanzen und der sichelartigen Messer. Selten währen die Gefechte länger als ein paar Stunden und endigen, nachdem etwa fünf oder sechs Mann verwundet oder getödtet worden sind, mit der Flucht des einen Theiles. Viel erbitterter sind aber die Fehden mit Nachbarvölkern, bei denen sich ihre Rachlust so weit verirrt, daß sie das Fleisch der Erschlagenen verzehren, wovon Piaggia Augenzeuge war (il Piaggia in una di queste guerre ne fu testimonio heißt es in der Schilderung von Piaggia's Reise im Jahrbuche der Florentiner geographischen Gesellschaft 1868). Schweinfurth bestätigt vollkommen diese Angaben Piaggia's. Bei seinem Zuge durch das östliche Niamniamland in der ersten Hälfte des Jahres 1870 lieferten die kannibalischen Mahlzeiten dieses Volkes ihm die beste Bereicherung seiner kraniologischen Sammlung.

Richard Andree.

Neue Bücher.

Elsaß, das Generalgouvernement, von A. Petermann. Gotha, J. Perthes.

Chemie.

Färben des Marmors. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen hatte die Preisaufgabe gestellt, ein Verfahren zu ermitteln, welches geeignet ist, den Marmor mit einem gelblichen haltbaren, der Antike ähnlichen Farbenton zu versehen, ohne die Natur des Marmors zu verändern. Prof. Weber in Berlin hat die Aufgabe in sehr schöner Weise gelöst, und sein Verfahren basirt auf ebenso neuen als interessanten chemischen Reaktionen. Der Farbstoff, welchen er anwendet, ist Eisenoxyd und wird im Marmor aus Eisenchlorid erzeugt. Mit letzterem wird der Marmor imprägnirt, u. zwar mit einer alkoholischen Lösung desselben.

Digitized by Google

Die wässerige Lösung zersetzt sich bekanntlich durch kohlensauren Kalk, die alkoholische dagegen nach Webers Erfahrungen nicht. Die Tränkung des Marmors bot noch insofern eine Schwierigkeit, als das färbende Salz in den oberen Schichten festgehalten wurde und nur wenig tiefer eindrang. Dieser Uebelstand verschwand aber in höherer Temperatur, bei welcher die Lösung gleichmäßig bis auf $^1/_{12}$" und darüber den Marmor durchtränkte. Wird der trockene Marmor später mit Wasser befeuchtet, so zersetzt sich im Innern des Steins das Eisensalz durch den kohlensauren Kalk und es scheidet sich höchst fein vertheiltes, von den Marmortrümmern mechanisch nicht trennbares Eisenoxyd aus. Auch in feuchter Luft findet die Zersetzung statt und vollendet sich der Färbeprozeß. Die Fläche kann dann geschliffen, oder, wenn der Schliff bereits erfolgt ist, mit genäßtem Zeuge abgerieben werden. An Politurfähigkeit und Härte büßt der gefärbte Marmor nicht ein. Die Concentration der Eisenlösung bedingt die Intensität der Färbung und in einem gewissen Grad auch die Qualität der Nuance. Verdünntere Lösungen geben einen mehr gelben Teint; concentrirtere färben verhältnißmäßig stärker roth. Durch Zusatz geringer Mengen von Manganchlorür zur Eisenlösung wird ein etwas abweichender Ton erzielt. Auch erscheint die Annahme berechtigt, daß bei Anwendung anderer Farbstoffe auf demselben Wege auch andere Färbungen des Marmors erzeugt werden können. Ferner hat sich bei Versuchen mit wässeriger Lösung von Salzen, welche durch Marmor voraussichtlich eine Zersetzung nicht erleiden, eine große Verschiedenheit bezüglich der Fähigkeit des Eindringens ergeben. Während z. B. wässerige Eisenoxydulsalzlösungen nur äußerst schwierig in den Marmor dringen, werden von einer Lösung von übermangansaurem Kali sehr dichte, $^1/_2$" starke Marmorplatten nach 24 Stunden fast ganz durchtränkt.

Die Einwirkung der Malzdiastase auf Stärke. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Diastase des Malzes Stärkemehl in Dextrin und Zucker umwandelt. Aber über die näheren Verhältnisse dieses chemischen Prozesses haben wir noch keine sichere Kunde, denn die ausführlichen Untersuchungen von Payen, Musculus und Reischauer haben sehr wenig übereinstimmende Resultate ergeben. Unter diesen Umständen erscheint die neueste Arbeit von Schwarzer sehr verdienstlich, und wir theilen in Folgendem deren Ergebnisse mit, sowie die Folgerungen, welche daraus für die Praxis zu ziehen sind.

Die Umwandlung des Stärkekleisters findet nach Schwarzers Wahrnehmungen um so schneller statt, je mehr Diastase angewendet wird und je höher im Allgemeinen die Temperatur ist, bei welcher die Diastase einwirkt. Dies gilt indeß nur für Temperaturen bis 65° C.; von da an tritt eine Schwächung der Malzdiastase ein, welche um so stärker wird, je höher die Temperatur steigt und je länger die Hitze einwirkt. Durch hinreichend lange fortgesetzte Erhitzung eines Malzauszuges bei 70° C. konnte derselbe ohne Zweifel unwirksam gemacht werden. Der durch hohe Temperaturen geschwächte Malzauszug erlangt durch Abkühlung seine volle Wirksamkeit nicht wieder.

Kontrolirt man den Umwandlungsprozeß mit Jodtinktur, welche bekanntlich Stärkemehl blau färbt, so zeigt sich, daß nach dem vollständigen Verschwinden dieser Reaktion die Zuckerbildung in der Hauptsache vollendet ist, indem eine längere Einwirkung der Diastase nur noch geringe Mengen Zucker zu bilden vermag. Bei allen Temperaturen von etwa 60° C. bis Null herab entstehen bei Anwendung sehr verschiedener Mengen Diastase stets 50—53% Zucker von dem aus der Stärke gewonnenen Extrakte. Berücksichtigt man die unvermeidlichen Versuchsfehler, so ergibt sich aus diesem Verhältniß, **daß bei der Zersetzung von Stärkemehl durch Diastase 1 Aeq. Zucker (52,6%) und 1 Aeq. Dextrin gebildet wird.**

Dagegen werden bei Temperaturen über 60° C. geringere Mengen Zucker gebildet. Es tritt nicht bloß, wie oben schon erwähnt, eine Schwächung der Diastase der Quantität nach ein, vielmehr ergibt sich auch eine qualitativ verschiedene Wirkung derselben. Man erreicht vollständiges Verschwinden der Jodreaktion, wenn nur 27% Zucker gebildet sind, und dies entspricht der Annahme, daß **bei hoher Temperatur die Stärke durch Diastase in 1 Aeq. Zucker und 3 Aeq. Dextrin zersetzt wird.** In dem geringen Temperaturintervall von 65—70° C. macht die Zuckermenge einen Sprung von mehr als 20%, eine Thatsache, die gewiß der Annahme günstig ist, daß die Umwandlung der Stärke nach Aequivalenten stattfindet. Der auf 70° C. erhitzte Malzauszug erzeugt auch nach dem Abkühlen weniger Zucker, und wenn die Erhitzung lange genug fortgesetzt worden war, so verläuft bei niederer Temperatur genau derselbe

Digitized by Google

Prozeß wie bei hoher, d. h. es werden nur ca. 27% Zucker gebildet. Dagegen kann eine bei 70° C. bereitete Stärkelösung, welche etwa 27% Zucker enthält, durch Anwendung ungeschwächter Diastase bei niedrigen Temperaturen leicht auf etwa 52% Zucker gebracht werden. Mithin kann Dextrin durch Diastase in Zucker verwandelt werden.

Es ist allgemein bekannt, daß eine bestimmte Menge Diastase nur eine begrenzte Menge Stärke umzuwandeln vermag, daß also mit der Umwandlung der Stärke eine Zersetzung der Diastase parallel läuft, wodurch letztere unwirksam gemacht wird. Diese umgewandelte Diastase scheint eine besondere Neigung zu haben, sich in Flocken abzuscheiden. Man kann dies beim Operiren mit ganz klaren Lösungen leicht beobachten, und der Niederschlag besteht vielleicht aus dem durch Abgabe von Wasser an das Dextrin umgewandelten und dadurch zum Koaguliren gebrachten diastatischen Albuminat. Diese Erscheinung ist von Interesse für die Pflanzenphysiologie, da sie sich bei Verflüssigung von Stärke im Pflanzenkörper geltend machen muß und vielleicht in irgend welcher Beziehung zum Zellenbildungsprozeß steht.

Guerin-Vary und später Payen haben nachgewiesen, daß, wenn der Zucker durch Gährung in Alkohol verwandelt wird, das zurückbleibende Dextrin wieder theilweise und so allmählig ganz in Zucker übergeführt werden kann. Hält man nun alles zusammen, so hat man mehr Grund anzunehmen, daß der Zucker erst aus dem Dextrin durch Aufnahme von Wasser entstehe, welches die Diastase abgibt, indem sie dadurch unwirksam wird, daß aber die bei hoher und die bei niederer Temperatur entstehenden verschiedenen Umwandlungsprodukte der Diastase sich mit verschiedenen Zuckermengen ins Gleichgewicht setzen, welches Gleichgewicht stets wieder hergestellt wird, wenn es durch Entfernung des Zuckers gestört wurde. Dieses Verhalten ist wohl eigenthümlich, aber nicht ganz vereinzelt. Die Ozonbildung bietet etwas Aehnliches, denn bekanntlich ist es nicht möglich, eine gewisse Menge Sauerstoff ganz in Ozon umzuwandeln, wenn das gebildete Ozon nicht fortgeschafft wird. Hiermit löst sich dann auch ein Widerspruch zwischen Reischauer und Schwändler einerseits, welche nachwiesen, daß das Dextrin bei der Alkoholgährung theilweise in Alkohol übergehe, und Payen andererseits, welcher behauptete, daß das Dextrin unvergährbar sei. Man kann annehmen — und bei der ungekochten Branntweinmaische ist es gewiß der Fall —, daß die Diastase während der Gährung fortwirkt und das Gleichgewicht zwischen Zucker und Dextrin immer wieder herstellt, wenn es durch Umwandlung des Zuckers in Alkohol gestört wurde. Bei der gekochten Bierwürze ist zwar die Diastase unwirksam geworden, gegenüber der allgemeinen Verbreitung diastatisch wirkender Stoffe ist aber die Annahme keineswegs gewagt, daß die sprossende Hefe, wenn auch in geringem Grade, diastatisch wirken und so bei der langen Dauer der Biergährung einen Theil des Dextrins in Zucker und Alkohol umwandeln könne. Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, als Hallier nachgewiesen hat, daß Schimmelsporen (von Penicillium crustaceum), aus dem sich Hefe bilden soll, Stärkekleister zu verflüssigen vermögen.

Wenn nun aber die vollständige Vergährung der Maische hauptsächlich von der Nachwirkung der Diastase abhängt, so ist es wohl von der größten Wichtigkeit, jede Schwächung derselben zu vermeiden. In der That stimmen nach Otto die meisten Erfahrungen darin überein, daß eine Maischtemperatur von 60—62½° C. eine größere Ausbeute ermögliche. Diese größere Ausbeute wird durch die stärkere Vergährungsfähigkeit einer bei niederer Temperatur gabrgebrannten Maische bedingt. Die gewöhnlichste Maischtemperatur liegt nach Otto zwischen 65 und 66° C. Diese Temperatur dürfte aber nach Schwarzer schon zu hoch sein, besonders wenn sie längere Zeit einwirkt. Wenn auch bei diesen Temperaturen gute Resultate erzielt werden, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß stets mehr Malz angewendet wird, als absolut nöthig ist, und daß somit trotz der erfolgten Schwächung doch hinreichend viel Diastase für die Gährung wirksam bleibt. Da bei höherer Temperatur die Verflüssigung der Stärke besser vor sich geht, so wäre es vielleicht angezeigt, die Temperatur anfänglich auf 65° C. zu bringen und nach erfolgter Verflüssigung der Stärke auf 60° C. herabzusetzen oder einen Theil des Malzschrotes bei 65° C. und den Rest bei 60—62° C. einwirken zu lassen.

Wie lange die Maische dem Zuckerbildungsprozeß überlassen bleiben soll, zeigt die Jodreaktion am sichersten an. Nach dem Verschwinden der Jodreaktion ist ein längeres Stehen von wenig Erfolg und nicht im Verhältniß zu der Zeitverschwendung.

Ein klarer Malzauszug trübt sich deutlich bei 60° C. und um so stärker, je höher die Temperatur steigt. Es gehen dabei lösliche Al-

Digitized by Google

buminate in die unlösliche Form über. Da aber ohne Zweifel gelöste Albuminate besser als Nahrungsstoffe von der Hefe assimilirt werden können als koagulirte, so dürfte auch aus diesem Grunde eine niedrigere Einmaischtemperatur für die Vergährbarkeit der Maische von Nutzen sein. Bei der Fabrikation der Preßhefe erhält man die größte Ausbeute an Hefe, wenn unter sonst gleichen Umständen beim Einmaischen die Temperatur von 60—63° C. eingehalten wird. Welchen Antheil an der Mehrausbeute die wirksam gebliebene Diastase hat, läßt sich nicht wohl angeben.

Die Iva, Achillea moschata. Es ist wohl als ein entschiedener Fortschritt zu betrachten, daß die Medicin sich mehr und mehr entwöhnt hat, aus einer enormen Zahl von Kräutern, Wurzeln, Rinden und Samen ihre Arzeneien zusammenzusetzen. Die langen Recepte mit ihrer Häufung von Heilmitteln zu einer einzigen Mixtur sind aus den Apotheken verschwunden und die Aerzte bedienen sich knapper Formeln und meist der in ihrer Wirkung sicherer bemeßbaren reinen chemischen Verbindungen. Damit sind nun sehr viele ehemals hochgerühmte Heilkräuter obsolet geworden und auf die Anerkennung alter Frauen und Hirten reducirt. Einzelne Pflanzen aber haben ihren guten Ruf gewahrt, auch wenn die Heilkunde sie nicht mehr beachtet, sie gelten als wirksame Hausmittel, man schätzt ihren diätetischen Werth, und nicht selten haften an ihnen uralte Sagen. So ist es z. B. der Fall mit dem Wildfräuleinkraut oder der Iva, deren Kenntniß von einem wilden Völkchen stammen soll, welches, von den Rhätiern verschieden, in abgelegenen Hochthälern wohnte und in allerlei geheimen Künsten bewandert war. Andere Sagen wissen gar von freundlichen Feen, die wohlthätig in der Umgebung ihres Wohnortes wirkten, zu erzählen, und Professor Theobald hat eine solche Sage aus dem Prättigau und Engadin mitgetheilt. Konrad Gesner interessirte sich bereits lebhaft für die Iva, und er sowohl wie viele andere nach ihm, auch Albrecht von Haller, sprechen von den heilkräftigen Wirkungen der Pflanze.

Die Achillea moschata wächst besonders in den südlichen und östlichen Alpen in einer Höhe von 6 — 7000 Fuß, sie ist kleiner als die bekannte Schafgarbe (A. millefolium), hat einfacher gefiederte Blättchen und ganz ähnliche Blüthe, welche indeß in botanischen Gärten auch bei sorgsamster Pflege noch nie zur Entwickelung gelangt ist. Die Iva schmeckt bitterer und riecht gewürzhafter als die Schafgarbe, über ihre Bestandtheile war aber bisher wenig bekannt, und die Untersuchung von Planta-Reichenau (Annalen der Chemie und Pharmacie) erregt daher um so größeres Interesse. Er fand in dem Kraut zunächst ein bläulichgrünes ätherisches Oel, welches der Hauptsache nach aus einem einzigen flüchtigen Körper und einer harzartigen Substanz besteht. Ersterer, das Ivaol ($C_{24}H_{40}O_2$) ist klar, schwach gelblich, von äußerst angenehmem, kräftig ätherischem Geruch und bitterem, sehr erwärmendem, an Pfeffermünzöl erinnerndem Geschmack. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die magenerwärmenden Eigenschaften der Iva diesem Oele zuzuschreiben sind. Aus dem alkoholischen Extrakte der Pflanze wurde ein harzartig-öliger Bitterstoff, das Ivaïn gewonnen, welcher unlöslich im Wasser, leicht löslich in Alkohol ist, außerordentlich bitter schmeckt und als Hydrat des Ivaols betrachtet werden kann ($C_{24}H_{40}O_2 + H_2O = C_{24}H_{42}O_3$). Das wässerige Extrakt besteht hauptsächlich aus einer gummiartigen, in absolutem Alkohol unlöslichen, hellbraunen Masse und gibt an Alkohol Achilleïn und Moschatin ab. Ersteres ist amorph, hygroskopisch, im Wasser löslich, schmeckt stark, aber nicht unangenehm bitter, reagirt alkalisch und entwickelt mit Natronkalk Ammoniak. Es ist zusammengesetzt nach der Formel $C_{20}H_{36}N_2O_{15}$ und mit dem Bitterstoff der Schafgarbe identisch. Der botanischen Zusammengehörigkeit der beiden Pflanzen entspricht also auch eine chemische Aehnlichkeit. Die Uebereinstimmung in der Organisation läßt denselben charakteristischen Stoff in den Thälern und auf den eisigen Höhen sich bilden, aber die Verschiedenheit der beiden Pflanzen spiegelt sich in den andern abweichenden Bestandtheilen wieder. — Der Begleiter des Achilleïns, das Moschatin ($C_{21}H_{37}NO_7$), ist trocken pulvrig, in Wasser kaum löslich, löslicher in achilleïnhaltigen Flüssigkeiten und schmeckt aromatisch bitter. Das Achilleïn spaltet sich unter Einwirkung von Säuren, es scheidet sich ein dunkelbraunes Pulver ab und es bildet sich Zucker, ein flüchtiges, äußerst aromatisch riechendes Produkt und wie es scheint Ammoniak. Das Zersetzungsprodukt des Achilleïns, das Achilletin ($C_{11}H_{17}NO_4$), ist amorph, in Wasser unlöslich, in Weingeist schwer löslich und schmeckt rein gewürzhaft.

Bezüglich des Standorts der Iva hat Nägeli nachgewiesen, daß sie mit Vorliebe auf Granit wächst, während Achillea atrata Kalkboden vorzieht. Jede der beiden Pflanzen greift aber auf

Digitized by Google

den Boden der andern über und dehnt sich dort ungestört aus, wenn sie Alleinherrscherin werden kann. Sobald aber die eigentliche Besitzerin des betreffenden Bodens sich einstellt, wird sie bis auf die letzten ihrer Familienglieder verdrängt.

Seit einigen Jahren ist die Iva auch in weiteren Kreisen häufiger genannt worden. Die Herren Bernhard, Apotheker in Samaden, und Affolter-Jenny in Chur benutzen sie nämlich zur Darstellung von Liqueuren, welche, wie es scheint, große Anerkennung finden. Der Schweizer Alpenklub rühmte sie zuerst in seinem „Jahrbuch" (s. auch Petermanns Mittheilungen 1867), Flückiger, Bolley und Schwarzenbach sprachen sich ebenfalls sehr günstig aus, und letzterer hob namentlich hervor, „daß der Liqueur der tonischen Wirkungen auf den ganzen Verdauungsapparat nicht verfehlen, besonders auch gelinde adstringirend wirken und katarrhalische Zustände der Magen- und Darmschleimhaut günstig influenziren werde". Wie uns Herr Affolter-Jenny versichert, enthält sein „Iva-Bitter" besonders Ivain und kann daher als vorzüglich heilkräftig gelten, während der „Iva-Doppelbitter" nur Achillein enthält. Es ist also bei diesen Präparaten von den gewöhnlichen Künsteleien der Liqueurfabrikation keine Rede, man muß sie vielmehr modern-pharmaceutischen Präparaten vergleichen, die nebenbei durch ihren angenehmen Geschmack wohl die Empfehlung verdienen, welche ihnen der Schweizer Alpenklub für Touristen angedeihen läßt.

Zoologie.

Vogel und Pflanze. Zu den interessantesten Gegenständen der Forschung gehören die Beziehungen, in welchen Naturkörper von ganz fremdartiger Beschaffenheit zu einander stehen. Die neueren Untersuchungen über die Befruchtung der Pflanzen haben zahlreiche Beispiele geliefert, daß sehr viele Arten ohne die Mitwirkung bestimmter Insekten niemals keimfähige Samen hervorbringen können und sehr bald vom Erdboden verschwunden sein würden, wenn die entsprechenden Insekten ausstürben. Andererseits ist seit lange allgemein bekannt, wie sehr das Leben vieler Insekten von den Pflanzen abhängig ist. Aehnliche Verhältnisse zwischen Pflanzen und Vögeln sind wiederholt zur Sprache gekommen, aber Vieles ist noch dunkel, obwohl zahlreiche Beobachter sich eifrig um Aufklärung bemühen. Eine sehr interessante Zusammenstellung dieser Dinge hat kürzlich Noll geliefert. Am bekanntesten ist die Verbreitung der Samen durch die Vögel. Wohl sorgen Wind, Wasser, besondere Schleudervorrichtungen an den Pflanzen und ein ganzes Heer von Zufälligkeiten für die Samenverbreitung, aber viele Pflanzen sind doch lediglich auf die Hülfe der Vögel angewiesen. Viel thut natürlich auch bei den Vögeln der Zufall. Auf feuchtem Grunde heftet sich manches Samenkorn an den Fuß des Vogels und wird verschleppt; plötzlich vom Mahle aufgestört, bleiben Samenkörner an den Borstenfedern der Mundwinkel hängen und werden auf dem nächsten Ruheplatz beim Wetzen des Schnabels abgestreift. Die Samen der Seerose (Nymphaea alba) können aus den abgeschlossenen stehenden Gewässern, in denen die Pflanze am besten gedeiht, weder durch den Wind, noch durch Wasserströmungen nach andern Teichen transportirt werden. Sie sinken bei ihrer Schwere nach der Reife zu Boden und dürfen außerdem nicht lange an der Luft liegen, weil sie durch Austrocknen ihre Keimkraft verlieren. Nun treffen wir auf allen Gewässern, auf welchen die Nymphaea gedeiht, ziemlich sicher auch große oder kleine Wasserhühner an. Wenn nach dem Welken der Blüthe der mohnkopfartige Fruchtstand der Seerose in das Wasser niedertaucht, um die zahlreichen Samen zu reifen, dann werden diese eifrig von den Wasserhühnern aufgesucht. Mit scharfen Schnabelhieben wird die Kapsel seitlich geöffnet und ihr Inhalt herausgeholt. Und da die Seerose den ganzen Sommer hindurch blüht und Früchte reift, bilden diese einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung der Wasserhühner. Ein jedes der Samenkörner ist in eine schleimige Substanz gehüllt und bleibt deshalb leicht an dem Schnabel des in die gefüllte Kapsel einhackenden Wasserhuhns hängen. Fliegt dies dann zu nächtlicher Stunde nach dem Schmause von Wasser zu Wasser, so wird es tauchend den anklebenden Samen verlieren, der zu Boden sinkt und im nächsten Frühling keimt. Der Eichelhäher (Garrulus glandarius), der Zerstörer zahlreicher

Digitized by Google

Vogelnester, wird von vielen Forstleuten gleichwohl geschont, weil er in lichten Holzbeständen Eichen aussäet, allerdings gegen seinen Willen. Er nährt sich im Herbst hauptsächlich von Eicheln und Bucheln, und wenn er gesättigt noch weitere Vorräthe gewahrt, so trägt er davon im Schnabel in ein Versteck, welches er meist unter dichten Moospolstern anlegt. So vergräbt er Eicheln und Bucheln an zahlreichen Stellen des Waldes, vergißt dann aber einen Theil der Vorräthe, und diese keimen im Frühjahr sicher, da sie alle Bedingungen zur Erhaltung der Keimungsfähigkeit grade in den feuchten Verstecken finden.

Am großartigsten aber zeigt sich die Thätigkeit der Vögel in der Verbreitung der beerentragenden Gewächse, deren Früchte ebenfalls weder durch den Wind, noch durch ein anderes Mittel verbreitet werden können. Bei ihrer Ueberreife würden sie einfach zu Boden fallen und unter der Mutterpflanze verkümmern, wenn sie nicht von zahlreichen Vögeln aufgesucht würden. Alle die Sträucher, welche auf vorspringenden Felsen, auf Mauern und Thürmen sich angesiedelt haben, wie Felsbirne, Faulbaum, Vogelbeere, Sauerdorn, Hollunder, Stachel- und Johannisbeere, Schneeball ꝛc., sind zum größten Theil durch Vögel ausgesäet worden. Hierbei mag auch wieder der Zufall seine große Rolle spielen; besonders interessant ist für uns aber die geheimnißvolle Verbreitung der Samen aus solchen Beeren, welche von dem Vogel verschluckt und verdaut worden sind. Die unverdaulichen Samen werden meist mit dem Mist wieder ausgeschieden, oft aber geschieht die Ausstoßung auch durch den Schnabel, wie bei den Raubvögeln, welche unverdauliche Speisereste als Gewöll beseitigen.

Bei der verschiedenen Beschaffenheit der Samen, ihrer größeren oder geringeren Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, bei der längeren oder kürzeren Dauer der Verdauungsthätigkeit der verschiedenen Vögel, sowie der größeren oder geringeren Intensität derselben wird jedenfalls in den einzelnen Fällen eine verschiedene Wirkung resultiren. Manche Samen mögen durch die Magensäure getödtet werden, andere werden gar nicht verändert, aber einige werden sicherlich ähnlich wie bei dem künstlichen Beizen aufgelockert und keimen dann leichter. Was wir über diese Verhältnisse wissen, ist wenig genug, wäre sehr zu wünschen, daß Berufene durch leicht anzustellende Experimente über viele hierher gehörige Fragen Licht zu verbreiten suchten.

Wie Wasserhuhn und Seerose, so gehören in noch ausschließlicherem Grade Mistel (Viscum album) und Misteldrossel (Turdus viscivorus) zusammen, wie ihre geographische Verbreitung schon beweist. Die Mistel, das bekannte Schmarotzergewächs auf Nadel- und Laubbäumen, reift während des Winters ihre in dichten Häufchen stehenden Beeren, deren klebriges, etwas scharf schmeckendes Fruchtfleisch nur von der Misteldrossel und dem Seidenschwanz gefressen wird. Die Beeren bleiben bis in den Frühling hinein hängen und bieten also zu einer Zeit, wo sonst nur wenig zu finden ist, der Misteldrossel reichliche Nahrung. Die gegenseitige Abhängigkeit beider scheint nun wohl schon lange bekannt zu sein, denn das lateinische Sprichwort „Turdus sibi ispi malum cacat" ist jedenfalls in Hinblick auf die Bereitung des Vogelleims aus Mistelbeeren entstanden. Indeß konnte die Frage, ob die Mistelsamen den Magen der Drossel passiren müssen, um keimfähig zu sein, bis in die neueste Zeit nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Erst Duhamel du Monceau (1755) und Miller bewiesen durch Aussaatversuche, daß die Mistelsamen auch ohne Beize im Vogelmagen keimen. Nach Belings Versuchen (1857) keimen Mistelsamen ziemlich leicht, wenn sie rechtzeitig an glatter Rinde (nicht rissiger Borke) weichrindiger Bäume an der Schattenseite angeklebt werden. Auch Noll brachte 1868 Mistelsamen auf Apfelbäumen zum Keimen. Somit steht fest, daß schon durch zufällig am Schnabel hängen gebliebene und beim Wetzen abgestreifte Samen die Mistel verbreitet werden kann. Ziemlich entscheidende Versuche, welche Noll anstellte, beweisen aber, daß der Verdauungsprozeß die Keimfähigkeit der Mistelsamen nicht zerstört, und somit dürfte doch wohl die Verbreitung der Pflanze in erster Linie durch verzehrte und im Mist wieder ausgeschiedene Samen erfolgen, da das zufällige Haftenbleiben einzelner Samen am Schnabel jedenfalls seltener vorkommt.

Einen Fall, in welchem die Magensäure günstig auf die Keimfähigkeit einwirkt, hat Lyell in seinen „Principles of geology" mitgetheilt. Die Samen mancher Rosengewächse, so auch des Weißdorns keimen in der Regel erst im zweiten Jahr nach ihrer Reife. Englische Landwirthe aber, die ihre Besitzungen mit Weißdornhecken umzäunen, verfüttern die Früchte im Herbst an Truthühner, säen dann den Dünger dieser Thiere und erhalten so schon im nächsten Frühling junge Pflänzchen.

Die Drosselarten und die Schwarzamsel an

Digitized by Google

der Spitze scheinen vor allen anderen Vögeln die Verbreitung der beerentragenden Gewächse zu befördern, sie verschmähen fast keine Beeren, und da, wie Noll beobachtet hat, Heidelbeeren schon nach 50 Minuten wieder ausgeschieden wurden, so ist nicht anzunehmen, daß viele Samen ihre Keimkraft durch den Verdauungsprozeß verlieren werden. Wenn man zur Winterzeit das Rheinthal besucht, fallen an den Felsen, in den kahlen Wäldern und Weinbergen die üppigen Epheupflanzen in die Augen, die ja auch eine Hauptzierde der Burgruinen bilden. Allerwärts sieht man im Frühling aber auch die bläulich gefärbten Vogelexkremente mit den leicht kenntlichen Samen des Epheus. Umherstreifende Drosseln tragen die Samen umher. So verpflanzt jedenfalls der Krammetsvogel oder die Wachholderdrossel (Turdus pilaris) in den nordischen Gegenden, wo er nistet, den Nadelstrauch, von dem er seinen Namen hat und mit dessen Beeren sein Braten gewürzt wird. So erweisen sich wandernde Drosseln auch auf dem Dünensande der Nordsee nützlich, indem sie den Sanddorn (Hippophaë rhamnoides) dort ausbreiten.

Aber auch von den insektenfressenden Vögeln gehen viele den Beeren nach und tragen zu ihrer Verbreitung bei. Der Grünspecht frißt Vogelbeeren, die Spechtmeise liebt die Beeren der Zaunrübe, der Staar frißt Hagebutten und die Rabenkrähe in harten Wintern selbst Weißdornfrüchte, Hagebutten und Vogelbeeren. Gartengrasmücke, Schwarzblättchen und Rothkehlchen sind starke Beerenfresser, erstere verzehrt sogar die giftigen Beeren des Seidelbastes, letztere die des Bittersüß. Der Nußhäher säet Haselnüsse, der Dompfaff hilft den Samen der Brombeere verbreiten, die Ringeltaube wirft einen Theil der zu viel gefressenen Bucheln wieder aus dem Kropf, und das Birkhuhn setzt ohne Zweifel die Samen aus den verdauten Hagebutten keimfähig auf den Boden ab.

Einzelne Pflanzen, wie die Mistel, nähren nur wenige Vögel, andere, wie Heidelbeeren und Hollunder, liefern in ihren Früchten zahlreichen Vögeln willkommenes Futter, und die weite Verbreitung dieser Pflanzen ist zum Theil jedenfalls diesem Umstande zuzuschreiben. Zur Zeit, wenn die Heidelbeeren reif sind, sieht man überall die dunkelblau gefärbten Rückstände vieler Vögel mit eingeschlossenen Samen, die auf solche Weise verbreitet werden.

Ein sehr interessantes Beispiel hat Gloger mitgetheilt. Die Spanier führten den Apfelbaum in Chile ein, wo er natürlich nur in der Nähe der Wohnungen angepflanzt wurde. Jetzt sollen tief im Innern des Landes, wohin die Kolonisation vielleicht nach vielen Jahrzehnten noch nicht vordringen wird, ganze Wälder von Apfelbäumen vorhanden sein. Nach Glogers Meinung waren es Vögel, vorzüglich Papageien, die die reifen Aepfel verschleppten und die Samen aussäeten.

Schließlich sei auch noch ähnlicher Thätigkeit mancher Säugethiere gedacht. Der Fuchs liebt die Trauben, seine Losung enthält aber auch häufig Kerne der Weichsel und selbst der Zwetschen. Aehnliches gilt für den Dachs, der Bär frißt Birnen und Erdbeeren und der Marder verzehrt die Früchte der Heckenrosen. Ja selbst der Mensch bleibt nicht unbetheiligt, und man darf in dieser Beziehung an die an Waldrändern wachsenden Vogelkirschen, die auf mysteriöse Weise verpflanzten Abkömmlinge unserer veredelten Süßkirschen, erinnern.

Nekrolog.

Saubard, M. von, bekannter Insektensammler und Besitzer einer ausgezeichneten großen Insektensammlung, † im December 1870 in Vivis, Kanton Waadt.

Kjärbölling, N., Stifter und Direktor des zoologischen Gartens in Kopenhagen, bekannt durch ein großes Prachtwerk über die Vögel der nordischen Länder, † Anfang Januar

Neue Bücher.

Biologische Studien, von E. Häckel. 1. Heft. Leipzig, Engelmann.

Entomologie. Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen 1867 und 1868. Von F. Brauer und A. Gerstäcker. 1. Bd. Berlin, Nicolai.

Meerestiefen, das Leben in den größten. Von E. Häckel. Berlin, Lüderitz.

Spongien-Fauna des Atlantischen Gebiets, von Osk. Schmidt. Leipzig, Engelmann.

Vögel, Naturgeschichte derselben, von C. Abendroth. Leipzig, Bänsch.

Vögel, Handbuch für Vogelliebhaber, Züchter und Händler. Von Karl Ruß. 1. Bd. Hannover, Rümpler.

Zoologische Briefe, von G. Jäger. 2. Lfg. Wien, Braumüller.

Digitized by Google

Botanik.

Bestäubungsvorgänge bei verschiedenen Pflanzen und das Darwinsche Gesetz von der vermiedenen Selbstbefruchtung. Zur Entwicklung eines Samens ist es nöthig, daß Blüthenstaub auf den Fruchtknoten oder auf die Samenknospe gelange, die in dieser Weise bestäubten weiblichen Organe der Blüthe befruchte und zur Weiterentwicklung veranlasse. — Gestützt auf zahlreiche Beobachtungen und Versuche, kam Darwin zu dem Schlusse, daß es in vielen Fällen für die Frucht- und Samenbildung vortheilhafter sei, wenn fremder, natürlich von derselben Pflanzenform herstammender Blüthenstaub die Befruchtung vollzieht, als wenn dies dem der Blüthe selbst entsprossenen Staube überlassen bleibt. Aber noch immer gilt es, dieses Darwinsche Gesetz von der vermiedenen Selbstbefruchtung zu stützen und zu verallgemeinern; in der Auffindung hierauf bezüglicher Daten sahen F. Delpino und F. Hildebrand ihre nächste Aufgabe, und soll hier das Interessanteste aus deren neuesten Forschungen mitgetheilt werden *).

Bestäubung der Kiefern. Bei den Anemophilen, d. h. durch den Wind zu bestäubenden Pflanzen, sind die Staubbeutel in der Regel auf langen Staubfäden angebracht, und ebenso die Narben am Ende langer Griffel befindlich oder selbst langgestreckt. Von dieser Regel bildet die Gattung Pinus, welche, wie alle Koniferen, hierher gehört, eine Ausnahme, indem bei ihr nicht nur kein Griffel vorhanden ist, sondern die des Blüthenstaubes bedürftigen Samenknospen ganz im Verborgenen zwischen den Schuppen des weiblichen Zapfens liegen. Die Frage, wie der Blüthenstaub durch den Wind dorthin gelange, wurde von Delpino durch Beobachtung an Pinus Pinaster und P. halepensis glücklich gelöst. Jede der Zapfenschuppen ist ein zungenförmiger Körper, welcher nach seinem Grunde zu in einen kurzen abgerundeten Stiel zusammengezogen ist und sich dann in eine fleischige, rundliche Spreite horizontal ausbreitet. Am Grunde der Innenseite trägt die Schuppe rechts und links je eine Samenknospe, während auf ihrer Außenseite eine zartere Deckschuppe entspringt. Nun sind die Zapfenschuppen in 8 links- und in 9 rechtsgewundenen Spiralen angeordnet, so daß sich in dieser Weise an jedem Zapfen eine gleiche Anzahl rechts- und linksgewundener Röhren oder Gänge befindet. Dabei grenzt der Keimmund, die Mikropyle, der rechtsstehenden Samenknospen stets an die rechtsgewundenen Röhren und jene der linksstehenden in gleicher Weise an die linksgewundenen unmittelbar an. Endlich bilden die Deckschuppen unter der Zapfenschuppe einen Trichter, wodurch die erwähnten Gänge mit der Außenluft in Verbindung gesetzt werden. Bei dieser Anordnung muß nun der Wind zwischen den Röhren unfehlbar einen Wirbel erzeugen, welcher den einmal bis an die Trichter gelangten Blüthenstaub in diese und in die Röhren hineinzieht. Dort wird dieser dann nach einigem Umherwirbeln an der uebrigen Oberfläche eines Mikropylenrandes haften bleiben und die Befruchtung vollziehen. Nachdem die Deckschuppen ihre Aufgabe als Trichter erfüllt haben, wachsen sie nicht weiter, sondern vertrocknen und verhalten sich so wie alle Organe nach Erfüllung ihres Zweckes; die Samenschuppen hingegen wachsen außerordentlich, werden dick und kräftig und schützen die Samenknospen bis zur Reife.

Bestäubung von Arum italicum. Diese Pflanze ist der als Ziergewächs beliebten Calla aethiopica nahe verwandt. Hier wie dort ist die ansehnliche Blume keine einzelne Blüthe, sondern ein kolbenförmiger Blüthenstand, welcher von einer großen Blüthenscheide umhüllt wird. An letzterer kann man zwei Theile unterscheiden; der untere bildet durch Uebereinanderrollen des einen Randes über den andern eine cylindrische, den Blüthenstand umgebende Röhre, während der obere durch seine vom grünen Laube abstechende, gelbliche Farbe als die Pforte erscheint, welche die Insekten zum Eintritte einladet. Der Blüthenstand selbst hat gleichfalls zwei verschiedene Regionen, welche denen der Scheide entsprechen. Von diesen trägt der von der Röhre umgebene Theil die Geschlechtsorgane, der freie ist dagegen keulenförmig, gelb, nackt, von fettem, drüsigem

*) Delpino's weitere Beobachtungen über Dichogamie im Pflanzenreich mit Zusätzen und Illustrationen, von Hildebrand, „Bot. Zeitg.", Sept. — Nov. 1870; Hildebrand über die Bestäubungsvorrichtungen bei den Fumariaceen: Pringsheims „Jahrb. für wissenschaftl. Bot.", VII, 4; die älteren, namentlich auch die Darwinschen Mittheilungen finden sich zusammengestellt in: Thomé, Das Gesetz der vermiedenen Selbstbefruchtung, 1870.

Digitized by Google

Aussehen und im ersten Stadium seiner Entwicklung wärmer als die umgebende Luft — alles Umstände, welche Fliegen anlocken, sich auf ihm niederzulassen und an ihm entlang in das Innere der Röhre einzudringen. Die Geschlechtsorgane selbst gruppiren sich in vier Zonen. Zu unterst an dem Blüthenkolben befinden sich befruchtungsfähige, nackte Stempelblüthen. Darauf folgen zwei bis drei Kreise von verkümmerten, abortirten Stempelblüthen, welche das Ansehen weich begrannter Anschwellungen haben — ihre biologische Bedeutung ist unbekannt. Nach einer kurzen Unterbrechung am Blüthenkolben folgen mehrere Umläufe von vollkommenen Staubgefäßen (nackte Staubblattblüthen) und endlich einige Umläufe von abortirten Staubgefäßen, welche sich als weichbegrannte Anschwellungen darstellen. Diese letzteren Grannen stehen gerade in der Höhe des Einganges in die Blüthenröhre, ihre Länge und Anordnung ist derartig, daß sie mit ihren etwas nach unten geneigt abstehenden Spitzen die Wände der Blüthenröhre berühren. In dieser Weise verschließen sie den Eingang der Röhre dermaßen, daß Insekten leicht in dieselbe eindringen können, aber dann gefangen sind und keinen Weg zum Rückzug finden. — Diese Blüthenstände durchlaufen nun vier Entwicklungsstadien. Im ersten findet das Aufgehen der Blüthenscheide Statt; die Staubbeutel sind geschlossen, die Narben dagegen mit strahlenden Papillen bedeckt, ein urinartiger Geruch entsteigt dem Centrum des Blüthenstandes und lockt Insekten aus den Abtheilungen der Fliegen und Mücken an. Diese sind oft ganz mit Blüthenstaub, den sie aus einer zuvor besuchten Blume mitbringen, bedeckt und vollziehen somit in diesem ersten Stadium die Bestäubung. Im zweiten Stadium trocknen die bestäubten Narben ein, wobei den Insekten der Lohn für ihre Dienste wird, indem sogleich nach dem Verderben der Narbenpapillen in der Mitte jeder Narbe ein Nektartröpfchen erscheint. Dann sind in der Blumenröhre weder bestäubungsfähige Narben, noch reife Staubbeutel vorhanden. Im dritten Stadium öffnen sich die letzteren; der Nektar trocknet ein; den gefangen gehaltenen Insekten fehlt es an Nahrung; sie durcheilen, den Ausweg suchend, ihr Gefängniß, und so kann es nicht fehlen, daß der auf den Boden der Röhre gefallene Blüthenstaub an ihren Haaren und Borsten haften bleibt. Dann endlich im vierten Stadium werden die den Ausgang versperrenden Grannen schlaff, die mit Blüthenstaub gepuderten Insekten fliegen empor — um sofort in jüngere Blüthenstände einzudringen, deren Narben sie dann bestäuben. Nach der Bestäubung haben auch der keulenförmige Theil des Kolbens und der fahnenartige Zipfel der Scheide ihre Zwecke erfüllt und sie vergehen. Der untere Theil der Scheide aber bleibt als Schutz für die reifenden Früchte zurück und legt sich eng um dieselben zusammen.

Aehnliches findet sich bei Osterluzeigewächsen (Aristolochia, Heterotropa), Aehnliches auch bei der zu den Seidenpflanzen (Asclepiadeae) gehörenden Cercopegia elegans. Hier zeigt uns nun Delpino, daß in der Natur vielfach die morphologisch verschiedensten Theile zu ganz gleichen Verrichtungen umgewandelt werden, um einen und denselben Zweck zu erreichen; er hat also gefunden, daß die Form der Theile dem Zwecke, zu welchem diese verwendet werden, angepaßt und untergeordnet ist, er hat gefunden, daß die Form wandelbar, die Idee allein unveränderlich und beständig ist.

Bestäubung der Magnolia. Die Blüthen der Magnolia grandiflora sind zuerst rein weiblich (protogynisch) und ihre Blüthenblätter neigen sich zu einem die Insekten gefangen haltenden Dache zusammen. In solchen Blüthen fand Delpino mehrfach Rosenkäfer (Cetonia aurata und C. stricta), welche ganz mit Blüthenstaub bedeckt waren, den sie von anderen Blüthen mitgebracht hatten und den sie auf den Narben der jüngeren Blüthen abwischten. Erst später, wenn die Narben schon ganz vertrocknet waren, öffneten sich die Staubbeutel, die bestäubenden Käfer wurden ganz von Blüthenstaub eingehüllt und konnten dann endlich, wenn sich durch Umbiegen der Blüthenblätter ihr Gefängniß geöffnet hatte, davon fliegen und andere junge Blüthen besuchen und bestäuben.

Bestäubung der Hülsenfrüchte. Die Verschiedenheiten ihrer Bestäubungsapparate lassen sich auf vier Typen zurückführen. Bei allen vier spielt der Kiel die Hauptrolle. Bei dem gewöhnlichsten Typus, dessen Einrichtung Delpino „Schnellapparat" nennt, bildet der von den Flügeln unterstützte Kiel eine Art von Futteral um die Antheren und die Narbe. Setzt sich ein honigsuchendes Insekt auf den Kiel, so wird dieser dadurch herabgedrückt, und Antheren und Narbe treten frei hervor; beide reiben sich an dem Hinterleibe des Insekts, die Narbe erhält Blüthenstaub von der durch das Insekt zuvor besuchten Blüthe angeklebt, und die Staubbeutel versehen ihrerseits den Hinterleib des

Digitized by Google

Inselts von Neuem mit befruchtendem Staube. Besonderes Interesse besitzen nach die Beobachtungen Delpino's, daß die nach diesem Typus gebauten Ginsterblüthen, von denen er Insekten fern hielt, und die er mit ihrem eignen Pollen bestäubte, keine Furcht ansetzten, so wie daß das bestäubende Insekt, Anthophora pilipes, nur diejenigen Blüthen besuchte, deren Geschlechtstheile noch nicht aus dem Kiele herausgedrückt und gegen das Segel geschlagen waren, dagegen diejenigen sorgfältig vermied, bei welchen das letztere geschehen. Zum zweiten Typus der hülsenfrüchtigen Pflanzen, den mit „Pumpapparat" versehenen, gehört der Schotenklee (Lotus corniculatus). Sein an den Seiten hermetisch verschlossener Kiel hat an der Spitze ein offenes Loch; aus den reisen, sich ziemlich stark zusammenziehenden Staubbeuteln sammelt sich der Blüthenstaub in der oberen Spitze des Kieles; die Spitzen der Staubfäden schwellen an und verrichten das Amt eines Pumpenstempels, welcher, wenn ein Insekt sich auf den Kiel setzt, aus dessen Spitze den Blüthenstaub in Wurmform hervordrückt. Wenn der Pollenstaub endlich durch den wiederholten Besuch von Insekten, also nach mehr oder minder langer Zeit vollständig entfernt ist, tritt auch die Griffelspitze, deren Narbe wahrscheinlich erst jetzt empfängnißfähig geworden ist, hervor, so daß die älteren Blüthen nur von den jüngeren bestäubt werden können. — Die weniger verbreiteten übrigen Typen seien übergangen.

Bestäubung der Glockenblumen. Die Glockenblumen sind in gleicher Weise wie der Schotenklee erstmännlich (protrandrisch), d. h. auch bei ihnen tragen die Insekten den Blüthenstaub aus jüngeren Blüthen auf die Narben älterer.

Endlich sei von den vielen von Delpino untersuchten Pflanzen noch Passiflora princeps erwähnt. Bei derselben ist der über den Narbenkronen der Blüthe erhabene Stiel des Fruchtknotens so lang, daß kein bienenartiges Insekt groß genug ist, um hier die Bestäubung zu vollziehen; es gehören dazu mindestens langrüsselige Schmetterlinge, am wahrscheinlichsten sind hier aber Vögel (Trochilíden und Nectarinien) die Bestäuber. Bei dieser Passionsblume findet sich noch eine eigenthümliche und bemerkenswerthe Vorrichtung gegen unbefugte Insekten. Die Blumenkronröhre ist nämlich durch besondere Strahlenkränze in drei Kammern getheilt, von denen nur die unterste den Honigsaft enthält, so daß also diejenigen Insekten, welche ihrer Kleinheit halber die Bestäubung nicht vollziehen können, auch nicht bis zum Honigsafte vordringen und den berechtigten Besuchern den süßen Lohn vorwegnehmen können.

Exceptio firmat regulam, die Ausnahme kräftigt die Regel, sagt ein altes Sprichwort, und das ist nirgends wahrer als hier: Ein Gesetz der vermiedenen Selbstbefruchtung, und daneben eine ganze Familie, bei denen eine Selbstbestäubung ganz unvermeidlich ist, das scheint, auf den ersten Anblick, ein unvereinbarer Widerspruch zu sein. Letzteres ist bei den Erdrauchgewächsen (Fumariaceen) mit alleiniger Ausnahme von Hypecoum der Fall, und wir müssen daher Hildebrand für seine genaue Darlegung der dabei obwaltenden Verhältnisse den größten Dank wissen. — Bei den hierher gehörenden Pflanzen umgeben die Staubbeutel den entwickelten Narbenkopf, dessen empfängliche Stellen offen nach außen liegen, derartig, daß, wenn sie sich einige Zeit vor dem Aufblühen öffnen, der Blüthenstaub unfehlbar auf diesem Narbenkopfe, also auch auf den empfänglichen Stellen abgelagert wird. Nach diesem Ablagern schrumpfen die Antheren zusammen und werden bei gleichzeitiger Zusammenziehung ihrer Staubfäden vom Narbenkopfe abwärts gezogen, so daß dieser in der aufgehenden Blüthe nicht mehr von den Staubbeuteln umgeben ist, sondern, von dem Blüthenstaube eingehüllt, in der von den innern Blüthenblättern gebildeten Kapuze eingeschlossen liegt. Diese Einrichtung ist indessen noch kein Beweis für eine unvermeidliche Selbstbefruchtung, vielmehr zielt die ganze Einrichtung der Blüthen auf eine durch Insekten zu bewerkstelligende Fremdbestäubung ab. Bei den zweiblüthigen Gattungen, z. B. bei der Herzblume (Dicentra), hat die Blüthe einen regelmäßigen Bau. Die beiden äußeren Blüthenblätter besitzen an ihrem Grunde eine mehr oder weniger starke, spornartige Aushalung, in welche — aus einer am Grunde jedes Staubblattkomplexes sitzenden Drüse — der Honigsaft ausgeschieden wird. Die inneren Blüthenblätter hängen an ihrem Grunde mehr oder weniger fest zusammen, ihr oberer, den Narbenkopf und die Staubbeutel umgebender Theil ist dagegen beweglich, indem er sich mit einer charnierartigen Vorrichtung an den feststehenden Theil anschließt. Daher wird bei einem seitlichen Drucke auf die inneren Blumenblätter die Kapuze von den Geschlechtstheilen fortgedrückt, so daß diese dann frei hervorstehen; hört der Druck auf, so springt jene wieder in ihre alte Lage zurück. Den die Ge-

Digitized by Google

schlechtstheile freilegenden Druck üben nun die Insekten aus, wenn sie mit ihrem Rüssel in einen der beiden Honigbehälter eindringen wollen. Dabei kommen sie an der drückenden Seite mit dem von Blüthenstaubkörnern bedeckten Narbenkopfe in Berührung und erhalten von diesem den Staub angestrichen. Besuchen sie nun eine andere Blüthe, dann berühren sie beim Honigsaugen deren Narbenkopf genau mit jener Stelle ihres Körpers, an welcher sie vorher den Blüthenstaub angestrichen erhielten, so daß auf diesem Narbenkopfe unfehlbar einige Körner aus jener ersten Blüthe haften bleiben, besonders wenn derselbe schon durch ein anderes Insekt von einem eigenen Staube befreit wurde.

Bei den einsporigen Erdrauchgewächsen, z. B. dem Lerchensporne (Corydalis), ist das Charnier der inneren Blüthenblätter so eingerichtet, daß nur ein Druck von der oberen Seite, an welcher aber auch der Eingang zum Honigbehälter liegt, die Kapuze herabdrückt. — So sind also die Verwachsungen und Einrichtungen der Blüthentheile bei den Erdrauchgewächsen derartig, daß sie eine nachtheilige Verschiebung der Theile durch Insekten unmöglich machen aber dennoch den die Bestäubung vollziehenden Insekten nicht hinderlich sind. — Die Blüthe der Erdrauchgewächse ist indessen nicht ohne Grund so vortrefflich zur Fremdbestäubung durch Insekten eingerichtet; denn jene Art der Saftmischung ist für die Erhaltung dieser Pflanzen sehr vortheilhaft, um nicht zu sagen absolut nöthig; erzielte doch Hildebrand bei vielfach wiederholten Versuchen mit Corydalis cava niemals einen Fruchtansatz nach Selbstbestäubung, dagegen stets eine gute Fruchtbildung bei Kreuzung verschiedener Individuen und theils gute, theils keine Früchte bei Kreuzung der Blüthen eines und desselben Individuums. — Bei anderen Arten ist dies Verhältniß zwar kein so absolut die Selbstbefruchtung ausschließendes, im Allgemeinen aber scheint bei den Erdrauchgewächsen die Selbstbefruchtung nur ein Nothbehelf zu sein, wobei noch immer die Möglichkeit und Aussicht vorhanden ist, daß die auf solche Weise erzeugten Individuen selbst oder doch in späteren Generationen durch Hülfe der Insekten mit anderen Geschlechtern in Verbindung gebracht werden und so neue Kraft gewinnen, den harten Kampf um ihr Dasein glücklich zu bestehen.

Dr. Thomé.

Nekrolog.

Rozanew, erster Botaniker des botanischen Gartens in Petersburg, † am 3. December 1870 auf einer Reise von Neapel nach Palermo.

Neue Bücher.

Diatomaceen, die Skulptur und die feineren Strukturverhältnisse derselben, von G. Fritsch und O. Müller. 1. Abthl. Berlin, Müller.

Pilze. Symbolae mycologicae. Beiträge zur Kenntniß der rheinischen Pilze, von L. Fuckel. Wiesbaden, Niedner.

Rheinlande, Flora der, von Ph. Wirtgen. Bonn, Henry.

Volkswirthschaft.

Frankreichs wirthschaftliche Zerrüttung. Neben dem Kriege und unabhängig von der Berechnung seiner Chancen beginnt seit ein paar Monaten, seitdem er so zu sagen chronisch geworden ist, die wirthschaftliche Zerrüttung Frankreichs die Blicke zu fesseln, als das größte Phänomen der Zeit in seiner Art. Während in Deutschland die Gesundheit des Erwerbs- und Verkehrslebens längst hergestellt und jeder ernstliche Zweifel an unserer ökonomisch-finanziellen Fähigkeit, die Verlängerung des Krieges zu ertragen, verstummt ist, nimmt das Elend und die fortschreitende Auflösung des socialen Getriebes in dem unglücklichen Nachbarlande schreckliche Dimensionen an. Das meiste verbirgt sich zwar noch hinter den immer neu aufsteigenden Wolken des Pulverdampfes der Schlachten und des Staubes marschirender Heere; anderes wird nur unvollständig bekannt und bei dem so tief gesunkenen Wahrheitssinn der Franzosen nicht einmal alles zuverlässig. Vergebens hat Michel Chevalier, der muthige Kritiker der geschehenden volkswirthschaftlichen Verübungs- und Unterlassungssünden, verlangt, daß eine officielle Zusammenstellung der zahllosen Anleihen erfolge, welche vom Staate, von Departements und von

Digitized by Google

einzelnen Städten zu Kriegszwecken aufgenommen worden sind. Hat doch die Regierung der nationalen Nothwehr sogar die Ausweise über Zoll- und Steuereinnahmen unterdrückt, welche früher regelmäßig veröffentlicht wurden, — natürlich auch nur, um den Muth zur Fortsetzung eines aussichtslosen Kampfes nicht zu lähmen, oder um den „Preußen“ nicht die Freude zu machen. Indessen wer durch den Vorhang zu sehen entschlossen ist, für den verschieben sich seine Falten doch von Zeit zu Zeit und lassen ihn einen genügenden allgemeinen Einblick gewinnen. Namentlich der Pariser Korrespondent des Londoner „Economist“, der sich seit der Einschließung der Hauptstadt nach Havre zurückgezogen hat, liefert von Woche zu Woche sehr schätzbare Aufzeichnungen von Thatsachen dieses Bereichs, und läßt es zugleich an schneidigem Urtheil nicht fehlen, von dem als eines unparteiischen und wohlwollenden Sachverständigen man nur wünschen möchte, es könnte sich in Paris und Bordeaux vernehmlich machen.

Er sagt beispielsweise in der Nummer vom 24. December: „Es ist in der That hohe Zeit, daß Frankreich sich von der Herrschaft der drei Advokaten befreie, welche es außerhalb Paris regieren, und seine Geschicke einer Nationalversammlung anvertraue. Zu den politischen und militärischen Gründen so zu thun, die schon lange Jedermann in die Augen beißen, kommen nun noch kommercielle Motive. Durch ihre verworrenen und einander widersprechenden Erlasse über Wechselrecht, ihr Verbot der Ausfuhr gewisser landwirthschaftlicher Erzeugnisse, ihre unnöthig ausgedehnte Schließung von Häfen für allen friedlichen Verkehr, kurz durch ihre ganze Einmischung in Handelsangelegenheiten haben diese Leute die Lage des Bankgeschäfts, des Handels, der Industrie und des Ackerbaus ärger gemacht als der Krieg; und der volle Fluch von einigen ihrer Maßregeln, besonders der die Wechselzahlungen betreffenden, wird erst nach dem Ende des Krieges hervortreten. Gewiß, von einer aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen, durch die französischen Republikaner geleiteten Nationalversammlung ist in Handelssachen keine große Weisheit zu erwarten; aber sie kann nicht so völlig toll sein wie die gegenwärtige Diktatur, und wird auf jeden Fall nicht von einem Extrem ins andere fallen, sondern eine gewisse Stetigkeit und Dauer, einen gewissen Zusammenhang und Plan in ihren Handlungen an den Tag legen“.

Was diesen bittern Ausfall hervorgerufen hat, sind drei Dinge: die Schließung sämmtlicher Kanalhäfen zwischen Caen und Valéry sur Somme, nachdem die Deutschen Rouen und vorübergehend auch Fécamp und Dieppe besetzt hatten; das Verbot der Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse aus der Normandie und der Bretagne, vom Pöbel durch gewaltsame Hinderung der Abfahrt so beladener Schiffe vorweggenommen, von feigen oder unwissenden Lokalbehörden eigenmächtig erweitert, aber im Kerne zu Tours beschlossen, muthmaßlich als Dank für die englische Waffenzufuhr, da London ohne die Eier, die Hühner und die Butter der Normandie nicht füglich existiren kann; endlich die nochmalige Verlängerung des Aufschubs für Wechselzahlungen bis zum 15. Januar, erlassen kurz bevor die regierenden Triumvirn den bekannten trübseligen Umzug von Tours nach Bordeaux vornahmen. Diese letzte Maßregel, auf das ganze Reich erstreckt und schon im August getroffen, dann von einem Monat zum andern verlängert, gehört unfraglich zu den tiefst einschneidenden und am längsten nachwirkenden. Sie ist aus derselben nicht allein ungerechten, sondern auch höchst unklugen Bevorzugung des Schuldners vor dem Gläubiger geflossen, welche in der französischen Münzpolitik neuerdings eine so breite Rolle gespielt hat, aus der Schuldner-Qualität des Staats nur halb erklärlich. In der übereilten Bereitwilligkeit, dem Schuldner in drangvoller Zeit eine Erleichterung zu gewähren, übersieht man dabei ganz oder schlägt geringschätzig in den Wind, daß dies nur auf Kosten des Gläubigers geschehen kann. Genau so viel Geld, als die Wechselschuldner Frankreichs vermöge dieser zeitweiligen Aufhebung der Zahlungspflicht nicht genöthigt waren in geldknapper Zeit mit Noth und hohen Kosten aufzubringen, entgeht den zufälligen Wechselgläubigern, obwohl sie ein Recht hatten, auf den pünktlichen Eingang zu rechnen, nicht jene auf die Hinausschiebung der Fälligkeit. Und wer verbürgt denn, daß die Gläubiger von kurzlaufenden wechselmäßigen Darlehen im ganzen oder durchschnittlich eine minder berücksichtigenswerthe Klasse sind als die gegenüberstehenden Schuldner? Sie sind nicht einmal nothwendig der reichere Theil. Weit denkbarer wäre es schon, daß sie der solidere und deshalb für die Gesellschaft werthvollere Theil sind; der Korrespondent des „Economist“ scheint in der That diese Annahme zu hegen. Es kommt aber noch hinzu, daß die Suspension der Klagbarkeit von fälligen Wechseln auch solche

Digitized by Google

Leute, welche augenblicklich recht gut zahlen könnten oder hätten zahlen können, verleitet, sich den Vortheil oder die Sicherheit der nothgesetzlichen Frist anzueignen, ihnen also zum sittlichen Fallstrick und zur wirthschaftlichen Versuchung, ihren Gläubigern ohne Noth zu Nachtheil und Gefahr gereicht. Im allgemeinen wird man auf alle Fälle so viel behaupten dürfen, daß an den Schuldnern, welche ohne die Dazwischenkunft dieser Maßregel hätten falliren müssen, dem Lande minder gelegen sein dürfte als an den Gläubigern, denen die Maßregel direkt oder indirekt zum Bankerott verhilft. Die Unfähigkeit, eingegangenen Verbindlichkeiten zu genügen, hat auch in kritischen Zeiten immer noch manche andere Gründe als den öffentlichen Nothstand; gehen dagegen mit Recht erwartete Zahlungen in Folge eines plötzlichen legislativen Gewaltakts nicht ein, so kann der geordnetste Haushalt stürzen.

Neben ihrer unmittelbaren praktischen Bedeutung sind die bezeichneten drei Maßregeln *ominös für die Zukunft*. Können hervorragende Parteiführer in dieser Weise drei- oder viermal hinter einander in das Privatrecht eingreifen zu Gunsten einer einzelnen sich ihnen grade aufdrängenden Klasse von angeblich oder wirklich nothleidenden Mitbürgern, welche socialistische Eingriffe in Recht und Eigenthum wird sich dann die nächstfolgende Gesetzgebung oder Regierung *nicht* gestatten? Und verbietet man jetzt dem Landwirth die Ausfuhr seiner Produkte nach lohnenderen Märkten, so wird man später auch den Industriellen ein williges Ohr leihen, welche in dem usurpirten Namen ihrer Arbeiter um Verbote in Form von Zöllen für das konsumirende französische Publikum, anderswoher als von ihnen ihre Fabrikate zu beziehen, einkommen. Der Vertheidigungskommissar zu Lille hat zwar seine revolutionäre Vollgewalt in entgegengesetzter Richtung bethätigt, indem er vom 15. December bis zum 15. Januar für die Häfen der drei ihm untergebenen Departements das Monopol der nationalen Flagge auf die Küstenschifffahrt aufhob; aber er glaubte dabei den gerechten Anspruch der französischen Rhederei auf dieses schlechte alte Privileg für gewöhnliche Zeiten doch ausdrücklich anerkennen zu müssen. Die Schutzzöllner-Partei unter der Führung des Millionärs von Rouen, Pouyer-Quertier, rüstet sich ja auch bereits zu einem neuen Feldzuge gegen alle freisinnigen Handelsverträge, und begehrt sogar schon während des so unsäglich opferreichen Krieges neue Ausfuhrprämien von 10—15 % des Werths der Waaren, gültig für die Ausfuhr nach den französischen Kolonien. Die verderbliche Tendenz, das Besteuerungs- und Gesetzgebungsrecht des Staates für egoistische Sonderinteressen zu mißbrauchen, geht also üppiger im Schwange als je, trotzdem der Staat nicht einmal Mittel genug mehr hat, um seiner eigensten Aufgabe nachzukommen, der Führung des Krieges.

Es ist übrigens nicht allein der Mangel an volkswirthschaftlicher und handelspolitischer Einsicht, worüber man sich bei den dermaligen Machthabern beklagt. Fast noch unerträglicher findet man ihre Nachlässigkeit oder Geringschätzung gegen die wichtigsten Interessen und die begründetsten Ansprüche der Geschäftswelt. Sollte man es denken, daß der die Kanalhäfen schließende Erlaß, vom 13. December datirt, erst am 20. längs der davon betroffenen Küste eintraf, und die Verlängerung der Suspension der Wechselzahlungen vom 15. December bis zum 15. Januar, obwohl am 9. December verfügt, erst am 19. in der großen Handelsstadt Havre bekannt wurde? Man kennt natürlich die Unzuverlässigkeit des Postenganges im Schoße der Regierung besser als irgendwo, läßt es sich aber trotzdem nicht einfallen, für so eingreifende Dekrete den Telegraphen zu benutzen, den Hr. Gambetta dem Anschein nach ausschließlich für seine wahrheitsliebenden Schlachtberichte und gewaltthätigen ministeriellen Anordnungen in Beschlag genommen hat. Auch für die verächtliche Mißachtung der Erwerbsinteressen hat dieser Mann den Ton angegeben, als er dem würdigen Maire von Mülhausen, Jean Dollfus, auf sein Gesuch um Erleichterung der Baumwolleneinfuhr aus der Schweiz die ihn ganz bezeichnende Antwort gab, es handle sich jetzt nicht um arbeiten, sondern um fechten. Als ob man ohne Arbeit mit Erfolg zu fechten vermöchte! Wir sehen aber daran, wohin die augenblicklich leitende Person Staat und Volk zu drängen sucht. Alles soll der einen Idee des Kampfes bis aufs äußerste in dem Maße dienstbar gemacht werden, daß es nichts mehr ausmacht, ob dabei etwas mehr oder weniger von dem Volkswohlstande, der Frucht des Schweißes vieler auf einander folgender Generationen, zu Grunde geht. Zuletzt wird man freilich unzweifelhaft gewahren, daß eine Nation auf dem Kulturstandpunkt der französischen sich nicht beliebig in Mobilgarden und Francireurs auflösen läßt, und daß es ein durchaus hoffnungsloses Unternehmen ist, das gewaltige deutsche Heer durch einen Guerrilla-

Digitized by Google

krieg zu überwinden, nachdem das eigene Heer ihm schmählich unterlegen ist; aber inzwischen hat man sich selber Wunden zugefügt, welche Jahrzehnte brauchen werden, um nur nothdürftig zu vernarben.

So lange der Krieg bloß von den beiderseitigen Armeen geführt wurde, mochten französische Patrioten noch einen gewissen Trost für die ersten betäubenden Niederlagen in der Vorstellung finden, daß auf deutscher Seite die Verluste so viel tiefer der Nation selbst ins Fleisch schneiden mußten, weil bei uns eben alles, was jung ist und Kraft hat, dient. Nachgrade hat dieses Verhältniß sich ins Gegentheil umgewandelt. So schwer unsere Verluste sind, reichen sie der Zahl wie dem Werthe nach nicht von ferne an die französischen hinan. Die Menschenverschwendung auf ihrer Seite steigt ins grauenhafte, theils nothgedrungen, da sie halbreife Truppen gegen unsere kriegserfahrenen Soldaten ins Feld stellen müssen, zum Theil unter unerprobten, hin- und hertastenden Führern, — theils aber auch freventlich und ohne Noth, da dem jetzt herrschenden Terrorismus eben eigen ist, es mit der Opferung von Hekatomben auf dem Schlachtfelde nicht genau zu nehmen. Wie sorgfältig wird dagegen von unsern Feldherren jedes Menschenleben geschont, wenn es ohne Beeinträchtigung des klar erkannten, strenge geprüften strategischen oder taktischen Zweckes geschehen kann! Wurde doch deshalb angeblich sogar mit der Hauptaufgabe dieses zweiten Kriegsabschnitts, der Eroberung von Paris, gezögert. Wenn es aber wahr ist, was eine französische Feder versichert hat, daß bis Weihnachten schon viermalhunderttausend Franzosen dem Kriege todt oder wund zum Opfer gefallen sind, und wenn die noch ausstehenden Kriegswochen, wie leicht geschehen kann, die halbe Million vollmachen, dann vergegenwärtige man sich nur, was das sagen will: gegen anderthalb Procent der Bevölkerung, ihrer kräftigsten und für die Erhaltung des Ganzen wichtigsten Schicht entnommen; und das in einem Volke, dessen langsames Wachsthum, dessen erschütterte physisch-moralische Gesundheit schon lange vor diesem Kriege allgemein auffiel und patriotische Herzen beunruhigte. Einen vielleicht nur halb so großen Verlust wird das deutsche Volk, dessen Regenerationskraft ungeschwächt ist, nach den Erfahrungen der Vergangenheit in weniger als halb so langer Frist wieder ersetzen, wie Frankreich seine verhältnißmäßig ungeheure Einbuße selbst wenn jene Angabe stark übertrieben sein sollte).

Mit den Todten, Verstümmelten und Geschwächten ist jedoch der wirthschaftliche Abzug noch nicht erschöpft, den der Krieg für Frankreich bedeutet. Schlimmer vielleicht, weit und tief einschneidend jedenfalls werden die Nachwirkungen der angenommenen üblen Gewohnheiten bei so vielen Tausenden von Freischützen, Mobilgarden und mobilisirten Nationalgarden sein. Es ist ein großer Unterschied, wie ein Volk als solches, d. h. die Gesammtheit der vollkräftigen jungen Männer, in den Krieg eintritt: ob es in der streng geordneten, umsichtig vorgesehenen Weise wie in Deutschland geschieht, oder so tumultuarisch aufs Geratherwohl wie gegenwärtig in Frankreich. Im ersteren Falle ist der Heeresdienst eine Schule guter Sitten, eine Erhöhung des individuellen Werthes; im letzteren umgekehrt eine nur zu fruchtbare Gelegenheit zum Verwildern und Ausarten. Das zeigt jede Parallele zwischen den heute einander gegenüber stehenden deutschen und französischen Kriegern. Auch die Unfrigen entgehen in so unaufhörlichem nahen Kontakt der Ansteckung nicht ganz, welche die Brutalität ausübt; die schlafferen und wüsteren Naturen lassen sich über Berechnung und Nothwendigkeit hinaus zu Repressalien hinreißen. Aber der Ausgangspunkt und der eigentliche bleibende Sitz dieser sittlichen Seuche ist im jenseitigen Lager, wo man Wilddiebe und Schmuggler zu Vaterlandsvertheidigern gestempelt hat, weil sie gut zu schießen pflegen, den Abschaum aller Länder als Bundesgenossen willkommen heißt, und einer schon tief erregten, durch keine fromme Scheu und kein ausgebildetes männliches Pflichtgefühl sich selbst im Zaume haltenden Bevölkerung die Waffen in die Hand drückt, als ob der Deutsche für Frankreich der einzige oder auch nur der schlimmste Feind wäre, und nicht vielmehr der zuchtlose Sinn seiner eigenen Söhne. Mit dem Gewehr schußfertig im Arm, fühlt der gewöhnliche Franzose sich, zumal nach der Proklamirung der Republik, ledig aller lästigen Bande, nur noch den bald sanfteren, bald wilderen Instinkten seiner leidenschaftlichen Natur hingegeben. Was ihn der Krieg aber gelehrt hat, das wird er schwerlich am Tage des Friedensschlusses alsbald für immer wieder vergessen. Es wird lange in seiner Seele nachtönen, daß er einst Monate lang ohne langweilige Arbeit auf öffentliche Kosten gelebt hat, nicht ohne Strapazen, aber doch in einer immerwährenden angenehmen Aufregung, die kaum der zehnte Mann nicht vielmals dem Leben in der Werkstatt vorziehen wird. Darauf, daß ihm auch

Digitized by Google

manche technische Geschicklichkeit durch Nichtübung einigermaßen abhanden kommen mag, braucht man — obgleich es z. B. bei manchen der sogenannten Pariser Artikel immerhin seine Bedeutung hat — gar kein Gewicht zu legen; die Hauptsache ist die verhängnißvolle Entwöhnung von der Nothwendigkeit, für sein und der Seinen tägliches Brod Tag auf Tag gewissenhaft zu arbeiten. Sie wird wie ein starkes Gift die ganze Konstitution der Gesellschaft nachhaltig schwächen und zerrütten.

Mit wesentlich und dauernd verminderter Kraft muß sich also das französische Volk nach dem Kriege daran machen, seine unabsehbaren materiellen Verluste zu ersetzen; obendrein mit einer vielleicht nahezu verdoppelten Steuerlast auf dem Rücken. Die Staatsschuld betrug beim Ausbruch des Krieges rund 13 Milliarden Franken; seitdem ist mindestens schon eine weitere Milliarde hinzugekommen, und wenn alles bezahlt sein wird, was der Krieg dem Staate mittelbar oder unmittelbar kostet, die Entschädigung an Deutschland sowohl als die Wiederherstellung so vieler zerstörter öffentlicher Bauten und des ganzen vernichteten oder weggenommenen Armee- und Festungsmaterials, mag sich die Summe leicht auf 20 Milliarden belaufen, d. h. die britische Nationalschuld, welche bisher immer für ein Nonplusultra galt, übersteigen. Die frisch hinzugeborgten Milliarden aber wird man bei weitem nicht mehr so billig haben als die früher geliehenen. Die dreiprocentige Rente ist von etwa 75% auf wenig über 50 gefallen; das repräsentirt eine Verzinsung von fast 6%. Die jüngste Kriegsanleihe aber ist bekanntlich zu noch weit ungünstigeren Bedingungen größtentheils in England aufgenommen worden. Man schlägt daher schwerlich zu hoch an, wenn man sagt, daß die Franzosen nach dem Kriege noch einmal so viel Geld alljährlich für die Verzinsung ihrer Staatsschuld auszugeben haben werden als vor dem Kriege. Dazu kommen dann noch die Departemental- und Kommunalschulden. An solchen ist im letzten halben Jahr mehr aufgelaufen, als sonst in Jahrzehnten. Und es war kein Wunder, denn als die Staatskassen leer wurden, fingen Gambetta und Genossen an, die Kriegslasten auf Departements und Kommunen abzuwälzen. Sie mußten ihre Mobilgarden ausrüsten; sie mußten Kanonen kaufen; sie mußten Pferde stellen. Was in Deutschland innerhalb viel beschränkteren Umfangs von den Kreisen beim Beginn des Krieges hatte geschehen müssen, als noch die herkömmliche Fülle des Friedens in den Taschen war, das erlegte die revolutionäre Diktatur den französischen Kreistagen nun nach monatelanger Stockung des Handels und der Industrie, nach vollendeter Zerrüttung des Geldwesens, nach der Einbringung einer ganz unzulänglichen Ernte und all den moralischen Schlägen erfolgloser Kriegführung auf. Die Departements haben daher vielfältig auch ihre liebe Noth gehabt, sich in den Besitz der nöthigen Fonds zu setzen. Im Calvados, einem der wohlhabendsten Landstriche des nördlichen Frankreich, schrieb man 3 Millionen Franken aus und erhielt anfänglich nur hunderttausend; sogar dem Departement Seine Inférieure mit der Hauptstadt Rouen, der reichen alten Fabrikstadt, kostete es Mühe, seine Bedürfnisse zu decken. Amiens, ebenfalls eine sehr wohlhäbige Stadt, hatte solche Mühe, die preußische Kontribution aufzubringen, daß zuletzt die Gemeinderäthe in die Häuser gingen und einfach wegnahmen, was sie an Gold und Noten vorfanden, gegen Quittung mit 7% Zinsversprechen. Von den Kosten der Ausrüstung der Hunderttausende von Mobilgarden dient es einen Begriff zu geben, wenn man liest, daß in Marseille der Mann auf 215 Franken angeschlagen wird. Im Norden wird er aber mehr kosten, weil da die Nothwendigkeit wärmerer Kleidung hinzutritt. Alle diese auf Gemeinde und Kreis abgewälzten Aufwendungen muß der französische Steuerzahler natürlich so gut verzinsen wie die direkten des Staats. Man spricht zwar wohl von dem Verkauf der für solche äußerste Fälle aufgesparten Staatsforsten, als geeignet, einen Theil der kolossalen Last dem laufenden Volkshaushalt abzunehmen. Aber wenn dabei nicht in jedem Sinne losgeschlagen und heillos vergeudet werden soll, einerseits durch Drückung der Wald- und Holzpreise, andererseits durch verhängnißvolle Entwaldung des ohnehin nicht mehr allzu waldreichen Landes, so darf man sich die Ergiebigkeit dieses Auskunftsmittels so gar groß nicht vorstellen. Man weiß ja von Oesterreich, Italien und Spanien, daß der Verkauf der Staats- und Kirchengüter dort auch keineswegs dem Staatshaushalt aus aller Noth geholfen hat.

Für die nächste Zukunft wird — das baldige Ende des Krieges als Anfangspunkt aller Erholung vorausgesetzt — die Ergänzung der so mangelhaft ausgefallenen Ernte, die Beschäftigung der brodlos gewordenen Arbeiterklassen und die nothdürftige Wiederherstellung der zerstörten Gebäude, Brücken, Wege, Felder u. s. f.

Digitized by Google

alle Aufmerksamkeit und Hingebung in Anspruch nehmen. Die Ernteaussichten flößten schon lange, bevor der Krieg am Horizont auftauchte, den Anhängern des Bestehenden Sorgen ein. Diese haben sich denn auch vollkommen gerechtfertigt; der Gesammtertrag der Aecker macht nach einer französischen Abschätzung, der des großen Getreidehauses Estienne in Marseille, nur etwas mehr als die Hälfte einer einigermaßen hinreichenden Ernte aus. Daß sie in einem nicht unbedeutenden Theil des Landes entweder gar nicht in die Scheuern gebracht, oder doch nicht für die eigene Volksernährung verwandt werden konnte, ist dabei noch außer Acht geblieben. Nach und nach ist ungefähr ein Drittel der Departements dauernd oder vorübergehend zum Kriegsschauplatz geworden und in Feindes Hand gefallen. Hat in ihnen die Ernte zufällig einen Ueberschuß geliefert, so kommt er dem Rest des Landes nicht zu Gute; ist sie dort ebenfalls schlecht ausgefallen, so wird es nur um so schwerer sein, sich bis zur künftigen Ernte durchzuschleppen. Mit dieser wird es aber im allgemeinen auch noch unter keinen Umständen glänzend bestellt sein können, denn vielen der in Frankreich so zahlreichen kleinen selbständigen Landwirthe wird das Saatkorn fehlen, und die Hinausschleppung des Krieges gestattet dort nicht, wie an der deutschen Mosel und Saar geschieht, vereinsmäßige oder amtliche Vorkehrungen zur Aushülfe zu treffen. Nicht wenige Grundbesitzer aber werden auch durch die Verheerungen des Krieges, zumal wenn sie unbesonnener Weise geflüchtet sind oder patriotischer Weise den Freischütz mitgespielt haben, dergestalt kapitallos und verarmt sein, daß sie ihre Felder ganz oder theilweise in unfreiwilliger Brache liegen lassen müssen.

Länger noch werden die Wunden bluten, welche der Krieg der französischen Industrie schlägt. Im Gegensatz zu der deutschen ist sie vorzugsweise den feineren Artikeln, den Luxusbedürfnissen gewidmet, verliert also bei einer durchgreifenden Verringerung des öffentlichen Wohlstandes ihre Kunden zuerst. Das Ausland aber, welches gleich kaufkräftig bleibt, wird augenblicklich entwöhnt, in Paris und Lyon zu kaufen, weil der erstere, wichtigere Platz ganz, der letztere so gut wie ganz unzugänglich für friedliche Zwecke geworden ist. Wie dies wirkt, kann folgende Stelle eines Berichts der „Austria" aus Mailand von Ende November zeigen: „Unsere Stadt, welche die Moden nicht bloß für die nächsten Provinzialstädte, sondern für ganz Italien besorgt, ist dermalen ohne allen Vorrath; die Kaufläden haben nur veraltete Waare, und die Käuferinnen entschließen sich nur im äußersten Nothfall, diese zu nehmen. Ich bin daher fest überzeugt, wenn sich einige Wiener Kaufleute entschlössen, mit weiblicher Kleidung und anderen Modewaaren, den Anforderungen des guten Geschmacks und der Jahreszeit entsprechend, hierher zu kommen, so würden sie nicht bloß auf guten Absatz rechnen, sondern auch Kundschaftsverbindungen für die Zukunft anknüpfen können". Noch stärker wird natürlich auf dem deutschen Markte die Wirkung der Einschließung von Paris wahrgenommen. Berlin und Wien beginnen für uns in förderlicher Konkurrenz die Mode anzugeben. Berlin und Hamburg sind immer schon Stapelplätze von Manufakturwaaren für Amerikaner und andere auswärtige Käufer gewesen, aber diesmal sind dieselben dort zahlreicher als je erschienen und haben die umfänglichsten Aufträge hinterlassen. Ein ganzes Jahr hindurch, kann man annehmen, sehen die am meisten ausführenden Industriezweige Frankreichs sich für den Wettbewerb auf dem Weltmarkt in der einen oder anderen Weise gelähmt; das reicht mehr als hin, um einen bedeutenden Theil ihrer Abnehmer bleibend an andere Bezugsquellen zu gewöhnen und der konkurrirenden fremden Industrie einen mächtigen Aufschwung zu geben. Das in diesen Fächern angelegte Kapital wird folglich im Werthe sinken und die Möglichkeit der Lohngewährung an industrielle Arbeiter erschreckend zusammenschrumpfen.

Mit der Landwirthschaft und dem Gewerbfleiß des eignen Landes ist der Handel zu eng verknüpft, um nicht mit ihnen zu leiden. Aber auch innerhalb seiner engsten eignen Sphäre empfindet er den schweren Druck der Zeit. Von der Störung, welche ihm verkehrte Gesetzerlasse und Regierungsverordnungen auf den Hals ziehen, ist schon die Rede gewesen. Von Blokade und Prisenmacherei hat er allerdings nichts auszustehen; allein dem Rückschlag derselben entgeht auch er nicht, da die bloße Denkbarkeit deutscher Repressalien (in Gestalt von Kreuzern welche Kauffahrteischiffe aufbringen) hingereicht hat, die französische Handelsflagge für französische wie für neutrale Frachten in Mißkredit zu bringen. Die Aushebung der Seeleute nimmt ihr außerdem einen beträchtlichen Theil ihrer Mannschaft, womit sie immer schon nicht eben überreichlich versehen ist.

Das Schlimmste ist jedoch der Zustand, in

Digitized by Google

welchen der Krieg, und zwar nicht erst durch seine Verlängerung, sondern von Beginn an, das Geldwesen des Landes gestürzt hat. Neben England war Frankreich bisher der einzige Großstaat, der sich eines im allgemeinen befriedigenden Münzumlaufs erfreute. In den übrigen herrscht entweder ein entwerthetes Zwangspapiergeld, oder sie kleben noch an der veralteten Silberwährung wie Preußen und das übrige Deutschland, welche obendrein an einer lästigen Vielheit von Münzordnungen und an unzweckmäßiger Stückelung des Geldes leiden. Der Krieg hat Frankreich auf die Stufe von Oesterreich und Italien, Rußland und den Vereinigten Staaten hinabgeschleudert. Er begann beinahe schon damit, daß die Bank von Frankreich, wiewohl auf einem Gold- und Silberschatz von niemals dagewesener Höhe sitzend, für ihre Noten gesetzlichen Zwangsumlauf erhielt; und eine der letzten Pariser Ballonnachrichten meldet nun auch ein Goldagio von 4%, d. h. eine entsprechende Entwerthung des für gewöhnlich allein noch umlaufenden Papiergeldes. Dieses beschränkt sich aber nicht auf die wenn auch enorm vermehrten Notenmassen der Bank von Frankreich. Vielmehr haben in der Noth der Herbst- und Wintermonate, sobald der Zwangsumlauf des Bankpapiergeldes seine verhängnißvolle Wirkung gethan, das Gold zum Lande hinaus oder in unauffindbare Privatverstecke gedrängt hatte, zahllose Korporationen aller Art wie Provinzialbanken, Handelskammern, Kommunen, Departements u. s. f. Papiergeld in meist sehr kleinen Abschnitten von 10 und 5 Franken ausgegeben, die nun an der Stelle der früheren Gold- und Silbermünzen umlaufen, aber jede Sorte natürlich nur in dem Bankkreis des Kredits ihrer Aussteller. Die Erschwerung des Verkehrs und die Herausforderung zu Uebervortheilungen und schlechten Praktiken, welche hierin liegt, kann Jeder sich leicht vorstellen. Es ist auch schwerlich zu gewärtigen, daß dem Unheil bald nach dem Friedensschluß werde ein Ende bereitet werden. Den nächsten Machthabern wird es dazu voraussichtlich schon an der Einsicht — denn mit der volkswirthschaftlichen Bildung ist es in Frankreich übel bestellt —, jedenfalls aber an den Mitteln fehlen. Man hat mit dem Gelde, das sich in den Staatskassen vorfand oder durch Anleihen herbeischaffen ließ, die sehr erheblichen Waffenankäufe im Auslande bezahlen müssen, und was sonst für den Krieg nöthig war, z. B. Kohlen und Lebensmittel für die in der Nord- und Ostsee kreuzenden Flottengeschwader; vom Auslande aber fließt es, so lange die Banknoten Zwangskurs haben, nicht nach Frankreich zurück. Vielmehr wird das entwerthete, im inländischen Verkehr nicht zurückzuweisende Papiergeld unfehlbar auch dasjenige Gold allmählich noch aus dem Lande drängen, welches Banken oder Privatleute bis jetzt insgeheim zurückgehalten haben mögen. Eine zweite Auflage der Assignatenwirthschaft nach der ersten französischen Revolution steht also bevor, — wenn es auch hoffentlich nicht wieder dahin kommen wird, daß, wie H. von Sybel sagt, der Arbeiter am Ende der Woche in dem zu Anfang derselben ausbedungenen Lohn dem eigentlichen Werthe nach nur noch halb so viel erhält, als er erwartet hatte und der Arbeitgeber ihm hatte bewilligen wollen.

Die Erhaltung der Arbeiterklasse bei Verdienst und friedfertiger Stimmung ist schon während des Krieges die Hauptsorge vieler Gemeindebehörden; nach dem Kriege wird sie es in noch ausschließenderer Weise sein. In Bordeaux läßt man einen großen Boulevard bauen, nicht weil er nöthig wäre, sondern um Beschäftigung für feiernde Handlanger zu haben. In Havre sind zu gleichen Zwecken in drei rasch nach einander folgenden Terminen von der Stadt 2 Millionen Franken angeliehen worden. Die socialistischen Ideen hatten bisher schon, wie man weiß, in Frankreich weiter um sich gegriffen und tiefere Wurzeln geschlagen als in irgend einem anderen Lande; in den letzten fünf Monaten hat alles die Wendung genommen, ihre stille Propaganda zu verstärken. Die Zertrümmerung des mächtigen Heeres, welches der Hauptschutz der bestehenden social-politischen Ordnung war; der Untergang des Kaisers, der den Socialismus in Schach hielt und gleichzeitig mit ihm liebängelte; die Proklamirung der Republik, welche für ein romanisches Volk so viel bedeutet als Aufhebung aller Zucht, denn Selbstbeherrschung und Pflichtgefühl, die Bürgschaften der Freiheit bei den germanischen Völkern, sind dort sehr ungenügend entwickelt; die zeitweilige Herrschaft der rothen Fahne in Lyon, die Fütterung der Mittellosen auf Staatskosten in Paris und die Veranstaltung überflüssiger öffentlicher Arbeiten anderswo zu ihren Gunsten, ja selbst die Thatsache, daß im Auslande fast Niemand Frankreich in seiner Noth ernstlich zu Hülfe gekommen ist als die internationale Arbeiterassociation, d. h. der Bund der europäischen Kommunisten, — alle diese Umstände machen es wahrscheinlich, daß tiefeingreifende sociale Reformen nach dem Kriege obenan auf der Tagesordnung stehen werden.

Digitized by Google

Mag man davon aber mehr hoffen oder mehr fürchten, so ist jedenfalls das gewiß, daß es der raschen Ersetzung der erlittenen materiellen Verluste nicht zu Statten kommen wird. Auch wenn es nicht zu einer eigentlichen Emigration der Bourgeoisie führt, oder gar zu einer gewaltthätigen Austreibung, wie ehemals der Hugenotten und später des alten monarchisch-feudalen Adels, wird es doch den Werth des Aufenthalts in Paris und überhaupt in Frankreich für reiche Leute, und demgemäß den Reiz zu sparen und zurückzulegen, sich dem Erwerbe mit aller Kraft zu widmen, merklich abschwächen. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, daß Metzer und Straßburger Familien, welche nicht unter deutscher Herrschaft leben wollen, sich zwischen Frankreich und Amerika gewöhnlich die Wahl noch offen halten, da die durchschnittliche Abneigung der Franzosen, ihr Vaterland zu verlassen, doch bekannt ist. Dies ist aber eine Art von Auswanderung, welche ein Land nicht so leicht verwinden kann wie Deutschland die seinige: sie zehrt an seinem Vermögen, an dem konsolidirten Kapitalstock, aus welchem Löhne gezahlt und neue gewinnreiche Unternehmungen in Gang gesetzt werden.

Vor dem Kriege unterlag es keinem Zweifel, daß Frankreichs Nationalreichthum denjenigen Deutschlands nicht unerheblich übertraf, und Franzosen von anerkanntem politischen Scharfblick, wie der unglückliche Prevost-Paradol, gründeten vor allem darauf die Zuversicht des Sieges über uns. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, aber doch läßt sich bereits ohne Uebertreibung sagen, daß nach seinem Ausgange Deutschland nicht bloß das siegreiche und mächtigere, sondern selbst das reichere Land von beiden sein wird, ungeachtet der Opfer und Verluste, welche auch den Sieger treffen.

A. Lammers.

Landwirthschaft.

Wiesenbau. II. Damit fällt aber dann die Basis der Vincentschen Theorie. Von der Ansicht ausgehend, daß beim Bewässern so gut wie ausschließlich nur die düngende Wirkung des Wassers in Betracht komme, und in dem Glauben befangen, daß alle Gewässer bei uns in gelösten Stoffen und im Schlick hinreichend Nahrungsmittel für gesteigerte Erträge enthielten, mußte er allerdings zu der Schlußfolgerung kommen, daß „Wasser genug" gleichbedeutend mit Ertrag genug sei. Der Hauptirrthum liegt also hier in der aus einigen Analysen geschöpften Voraussetzung, daß in allen Gewässern Pflanzennährstoffe genug vorhanden seien. Ein weiterer Irrthum liegt dann ferner darin, daß Vincent, auf diese seine Anschauungen gestützt das Wasserbedürfniß schablonenartig wenigstens für Norddeutschland, für alle Verhältnisse berechnete; er macht nur Unterschiede für die Breite der Beete, nicht für die einzelnen, in ihrem Durchlassungs-, Aufsaugungs- und Wasserzurückhaltungsvermögen so sehr verschiedenen Bodenarten, nicht für die Verschiedenheit des Klimas in Berg und Thal, Gebirge und Niederung, bei großem Waldbestand und Mangel an Wald, bei großen oder kleinen Wiesenkomplexen.

Aus diesen Anschauungen wird ferner ein anderer „Fundamentalsatz" gefolgert, welcher unter Umständen äußerst gefährlich wirken kann. Vincent findet nämlich, daß da, wo nicht hinreichende Wassermengen zu Gebote stehen, dessen wiederholte Benutzung, von Beet zu Beet, unbeschadet der düngenden Wirkung, statthaft ist. Bei dem großen, von ihm angenommenen Reichthum an Nährstoffen müßte allerdings eine Abnahme desselben selbst dann nicht in Betracht kommen, wenn Hunderte und Tausende von Morgen schon gewässert wurden. In Wirklichkeit findet aber oft das Gegentheil statt. Nur da, wo ein Wasser immer wieder neue Nährstoffe aufnehmen kann und an sich reich genug ist, wird der Satz Geltung haben können, überall sonst eine Abnahme stattfinden müssen. Vincent selbst gibt ja zu, daß die überrieselten Flächen „die der Qualität des Wassers entsprechende Breite erhalten müssen".

In der Lombardei, wo die Gewässer weit reicher an mineralischen Nährstoffen aller Art sind wie bei der Mehrzahl unserer Flüsse, huldigt man dem Grundsatze, je mehr man wässert, um so mehr muß man düngen, und da, wo man Maximalerträge haben will, auf den Winterwiesen, bildet die alljährliche starke Düngung mit Mist einen der Fundamentalsätze, auf welchen

Digitized by Google

der dortige, sicher sehr rationelle Wiesenbau beruht.

So entschieden es befürwortet werden muß, die im Wasser uns zu Gebote stehenden Schätze gehörig zu benutzen, so sehr wir damit vollkommen einverstanden sind, was Fraas in seinen „Ackerbautrisen" empfiehlt, überall, wo thunlich, das System der Alluvionen zu befolgen, d. h. also die Gewässer auf Wiesen zu leiten, damit sie dort ihre Schätze ablagern können, ebenso müssen wir doch auch empfehlen, auf diese Schätze sich nicht allein zu verlassen, sondern mit der Düngung entsprechend nachzuhelfen. Wo und in wie weit solche nöthig ist, muß der Landwirth aus der Beurtheilung der gesammten einschlagenden Verhältnisse, vor Allem durch direkten Versuch entnehmen; der Wiesenbautechniker kann nur die Anlage zur Wässerung machen, die Wiese entsprechend herrichten.

Im Schalsteingebiet wird noch immer die Beidüngung am ehesten entbehrt werden können, und doch hat auch der Siegener Wiesenbauer sich dazu entschließen müssen. Zur Regel wird sie z. B. im Porphyrgebiet, entbehrlicher da, wo der Porphyr mit Granit, Thonschiefern und anderen, an Mineralstoffen reicheren Gebirgsarten wechselt; die Ufer der Mulde bieten hierzu die schönsten Belege; reiche und arme Wiesengründe wechseln, je nachdem der Porphyr vorherrscht oder mehr zurücktritt.

Da nun ferner trotz wiederholter Benutzung des Wassers doch nicht überall die erforderlichen Mengen beschafft werden können, so müßten, falls nur die Vincentschen Anlagen als rationelle bezeichnet werden dürften, viele an sich zu Wiesenanlagen sich eignende Gründe unbenutzt bleiben, und deshalb nennen wir solche Anlagen, welche auf Bewässerung und Düngung sich stützen, zumal für unsere Verhältnisse, nicht minder rationell wie jene, deren großer Nutzen da, wo sie ausführbar sind, nicht im mindesten in Abrede gestellt werden soll.

Es ist ferner ganz entschieden irrthümlich, den Nutzen des Wassers lediglich in seiner düngenden Eigenschaft zu suchen. Die Wiese bedarf desselben in hohem Grade zur bloßen Anfeuchtung; pro Morgen verdunsten auf Wiesen bei uns 7—8 Mill. Pfund Wasser in der Vegetationszeit, während bloß 2—3 Mill. Pfund Meteorwasser im ganzen Jahre auffallen. Wir betrachten das Wasser ferner als Transportmittel insofern, als es die Nährstoffe im Boden aus dem aufgeführten Dünger gleichmäßig vertheilen, allen Pflanzenwurzeln zugänglich machen soll; es muß in großem Grade aufschließend auf die im Boden vorhandenen Bestandtheile wirken, und je mehr, je schwerer diese löslich sind, schädliche Substanzen aus dem Boden entfernen, die Temperatur des Bodens reguliren helfen, in Summa in sehr komplicirter Weise sich nutzbar machen. Die zu gebenden Mengen sind daher durchaus von den äußeren Umständen abhängig; Klima, Jahreszeit, Absorptionsfähigkeit und Porosität des Bodens, Beschaffenheit des Untergrundes, Dungzustand, Beschaffenheit des Wassers selbst, Gefälle, die Größe der zu berieselnden Flächen, die Möglichkeit der Wiederbenutzung — a priori nicht überall anzunehmen —, schließlich die Art der Anlage selbst u. A. m. sind dabei zu berücksichtigen. Die Angaben über die erforderlichen Wassermengen sind daher auch außerordentlich verschieden. Zu wenig Wasser gefährdet, zumal da, wo es allein die düngenden Stoffe liefern soll, den Ertrag; zu viel würde da, wo nicht für entsprechende rasche Ableitung gesorgt werden kann, der Untergrund nicht porös genug ist, oder nicht auch Abwässerungsanlagen sich finden, leicht Versumpfung entstehen lassen, und zumal dann, wenn regenreiche Jahrgänge mit einwirken. Man berechnet die Mengen entweder nach Kubikfußen oder Pfunden oder nach Stauhöhe, d. i. die Schicht, welche sich bilden würde, wenn das gesammte, innerhalb bestimmter Zeit auffließende Wasser auf der Wiesenfläche stehen bliebe.

In der Lombardei rechnet man pro Morgen und Sekunde $^1/_{100}$ Kbfs. oder $^1/_2$ Pfund oder 0,28" Stauhöhe; Schenk verlangte für unsere Klimate 16 Kbfs. oder 960 Pfund oder 561,"92 Stauhöhe; Vincent für Norddeutschland 1 Kbfs. oder 60 Pfd. oder 35",12 Stauhöhe, für Mittel- und Süddeutschland 0,39 — 0,5 Kbfs. oder 24 — 30 Pfd. oder 12 — 16" Stauhöhe. Der Franzose Hervé-Mangon, welcher in einem 1864 in der Pariser Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage im Stickstoff die wesentliche Wirkung des Rieselwassers erkennen wollte und ebenfalls der Ansicht war, daß im Süden weit weniger als im Norden und Westen erforderlich sei, berechnete für Wiesen im Departement Vaucluse $^1/_4$ Pfund, für solche in den Vogesen dagegen bis 25 Pfund. Dünkelberg nennt

eine ausgezeichnete Wässerung solche mit	0,39 bis 0,5	Kubikfuß	oder 16"	Stauhöhe,
sehr gute Wässerung	0,32 " 0,5	"	" 10"	"
gute "	0,26 " 0,5	"	" 8"	"
genügende "	0,16 " 0,5	"	" 5"	"

Digitized by Google

Zehn Zoll Stauhöhe entspricht pro Sekunde rund 20 Pfund, pro Minute 1200 Pfd., pro Stunde 72,000 Pfd. und pro Tag (24 Stunden) bis 1,728,000 Pfd. Wasser. Nach Schenk müßten 30mal mehr oder über 86 Mill. Pfund pro Tag erforderlich sein, und begreift es sich leicht, daß dann die Rieselwiesen auf sehr wenige Lokalitäten beschränkt bleiben und blinde Nachahmungen an nicht völlig dazu geeigneten Orten großartige Versumpfungen mit sich führen müßten. Nach Vincent wäre etwa das Dreifache, 5—6 Mill. Pfund im Norden erforderlich, vorausgesetzt, daß Wiederbenutzung stattfindet, welche ja zu den Fundamentalsätzen des Vincentschen Wiesenbaues gehört. Da nun nicht überall solche Quantitäten entsprechend guten Wassers zu Gebote stehen, so hatte die Anlage von Kunst- oder Rieselwiesen noch bis vor Kurzem ihre ziemlich enge Begrenzung, und insofern mußte das Verfahren von Petersen, zu dessen Anlagen man nach Turretin nur 0,12—0,28 Kbkf. Wasser braucht, schon um deswillen allein als ein großer Fortschritt betrachtet werden.

Petersen wirthschaftet im östlichen Holstein auf einem Boden, welcher im Allgemeinen zur Gruppe des trockenen Lehmbodens gehört und im Verlaufe der Zeit zweifelsohne durch die dortige Bewirthschaftungsart an einzelnen Nährstoffen, besonders Kali und Phosphaten, verarmt ist. Ihm stehen nur beschränkte Wassermengen zu Gebote und die Gewässer entspringen dort zum Theil dem Mittelrücken des Landes, wo sie wenig Nährstoffe den Schichten, durch welche sie fließen, entnehmen können. Unter solchen Umständen sind Vincentsche Anlagen geradezu unausführbar. Wenn nun Petersen dort trotzdem Wiesen mit bis 50 Centner Heuertrag, also mit weit größeren Ernten, als die Vincentschen Anlagen im Durchschnitt gewähren, ohne Nachlassen der Erträge hergestellt hat, so ist dadurch allein schon der Beweis geliefert, daß sein System, zum mindesten für dortige Verhältnisse, dem Vincentschen Verfahren jedenfalls völlig ebenbürtig zur Seite steht, und da Petersen ungleich viel weniger Wasser braucht, seine Anlagen ungleich billiger herzustellen sind und ungleich leichter unterhalten werden können als die Kunstwiesenbauten, so haben sie sogar vor diesen noch mancherlei Vorzüge. Freilich stoßen sie mit ihren auch schon anderwärts unter passenden Verhältnissen und bei guter Ausführung bewährten Erträgen die Vincentschen Fundamentalsätze über den Haufen; daher die grundsätzliche Opposition.

Petersen strebte dahin, die Wasserzufuhr vollständig in die Hand zu bekommen; er weiß, daß der Wiese zu große Wassermengen auf einmal, zur Zeit des Bewässerns zugeführt, nicht so nützlich sind wie ein nachhaltigerer, aber geringerer Zufluß, ferner, daß auch bei Rieselanlagen Wassermangel zeitweise sich einstellen kann. Er hat bekanntlich seine Anlagen durch eine sinnreiche Kombination zugleich zum Bewässern und Entwässern eingerichtet und hat es damit in der Hand, seine Wiesen fortdauernd frisch zu erhalten, zu große Nässe und Trockenheit zu vermeiden. Er legt weniger Werth auf die düngende Eigenschaft des Wassers, kann also ungleich viel mehr Wasserquellen benutzen als Derjenige, welcher des Wassers als ausschließlichen Düngmittels sich bedienen will. Er bearbeitet seinen Boden tüchtig, düngt kräftig und legt ihn dann als Wiese an; nach beliebiger Zeit kann er wieder ein Ackerfeld daraus machen, um durch erneute Bearbeitung den Boden zu verbessern, die in den unteren Schichten gesammelten Nährstoffe sich nutzbar zu machen und die Bedingungen eines Wiesenbaues vollkommen wieder herzustellen. Seine Anlagen bedürfen keiner vollständigen Erdbewegungen, sie lassen sich leicht jedem Terrainverhältnisse anschließen, eignen sich aber natürlich nicht für alle Bodenvorkommnisse, während sie da, wo sie ausführbar sind, zum wahren Segen sich gestalten können. Es ist unbegreiflich, wie ein an sich einsichtsvoller und erfahrener Wiesentechniker die hohen Vorzüge der Petersenschen Anlagen für bestimmte Bodenverhältnisse verkennen kann, ebenso aber auch, wie Einzelne glauben konnten, daß die Zukunft nur Petersen gehöre. Dieser selbst ist weit davon entfernt, solches zu begehren.

Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden Systemen beruht also darauf, daß Vincent die Nährstoffe unentgeltlich dem Wasser entnehmen will und dieserhalb keine Kosten der Anlage scheut, wobei er freilich Gefahr läuft, unter Umständen von einem Wasser im Stiche gelassen zu werden und je nach Bodenart und Klima der anderen Gefahr, allmählig Sümpfe zu schaffen, nicht immer mit Sicherheit begegnen kann, während Petersen in dem Wasser mehr ein Erfrischungs- und Lösungsmittel sieht und sich desselben als Transportwagen bedient, um den reichlich gegebenen Dünger den Pflanzenwurzeln in allen Schichten gleichmäßig zuzuführen. Ihm steht die Möglichkeit der Störungen in dem Röhrensysteme, der muthwilligen Beschädigung der Anlagen und der Umstand entgegen, daß er die reichen Schätze unserer Gewässer nicht so

Digitized by Google

wie dort auszunutzen vermag, wogegen er andererseits den Boden weit besser benutzt und weit sicherer seiner Verarmung vorbeugt. Man wird unschwer erkennen, wo die eine und wo die andere Methode am Platze ist, zugeben müssen, daß beide in ihrer Art rationell sind, wenn am richtigen Platze angewendet, vor Allem aber, daß Petersen eine sehr wesentliche Lücke im Wiesenbau auszufüllen lehrte und den gesteigerten Heu- und Grasertrag — 50 Ctnr. und mehr — zum Allgemeingut gemacht hat. Seine indirekte Wirkung auf den bisherigen Kunstwiesenbau war die, daß auch dieser sich den Terrainverhältnissen besser anpassen und die bis dahin üblichen großartigen Erdbewegungen zum Theil wenigstens vermeiden lernte.

Beide Systeme genügen jedoch an sich auch noch nicht, um das Bild der Wiesenkulturen vollständig zu zeichnen. Für schwammigen Moor- und Torfboden hat St. Paul ein System mit offenen Gräben und starker Kompostdüngung empfohlen; Brown in England hat großartige Erfolge (bis 680 Ctnr. Gras pro Morgen nach englischen Angaben) dadurch erzielt, daß er auf den Wiesenboden (reichlichst gedüngt) in Abständen von 40 Fuß Bleiröhren (4000 Stück pro Morgen) mit feinen Oeffnungen legt und kontinuirliche Wasserströme durchleitet. Der Aufwand soll nur bis 36 Thaler betragen. Das ältere System der bloßen Anfeuchtung von unten, der Anstauung von Wasser in offenen Gräben, verdient allerdings am wenigsten Beachtung, weil es nur unvollkommen befeuchtet und vollste Düngung bedingt. Das ebenfalls ältere System der Ueberstauung oder Schlammrieselung kann auch heute noch unter geeigneten Umständen den Vorzug vor anderen Kulturarten haben. Einfache Rieselungssysteme sind vereinzelt auch nicht zu verwerfen. In der Nähe großer Städte will Dünkelberg die Kloakenstoffe auf Wiesen geleitet haben, ähnlich wie schon in England vielfach geschieht. In seinem „Kulturingenieur", der besten Zeitschrift für dahin einschlagende Fragen, entwickelt er diese Gedanken des Näheren und gibt zahlreiche Belege für die hohen, damit zu erzielenden Vortheile — gesteigerte Reinerträge — Lösung der Kloakenfrage! Für Moorboden hat sich neuerdings die sogenannte Dammkultur bewährt, ein System mit offenen und verdeckten Abzugsgräben, guter Bearbeitung und Durchdüngung, Erderhöhung u. dgl. m.

Aus alledem ist ersichtlich, daß unter rationellem Wiesenbau etwas ganz Anderes verstanden werden muß, wie die bloß einseitige Anlage nach bestimmtem System. Aufgabe des Technikers ist es, unter allen Umständen, unabhängig von Vorliebe oder Abneigung, dasjenige System zur Anwendung zu bringen, welches den gesammten Verhältnissen am besten entspricht, und die Anlage mit möglichst geringem Kostenaufwand auszuführen; Sache des Landwirths ist es, die Anlage gut zu unterhalten, die Wiesen richtig zu düngen oder in Dungkraft zu bewahren und durch richtige Pflege der Wiesen das Maximum der für ihn nutzbarsten Gräser und Kräuter zu erzielen. Sache der Gesetzgebung aber muß es sein, alle Hindernisse wegzuräumen, welche der Flußkorrektur und der Benutzung des Wassers zu Zwecken der Rieselung entgegenstehen, und daß diesem gerechten Verlangen der Landwirthe baldigst vollkommen Rechnung getragen werde, dafür kann und sollte im allgemeinen Interesse Jeder wirken. Für Ausbildung tüchtiger Techniker hat der Staat zu sorgen.

Wird nach all diesen Richtungen hin gebührend Rechnung getragen, dann dürfte es bald dahin kommen, daß man Wiesen unter 25 Ctnr. Heuertrag gar nicht mehr kennt, und daß die hervorragenden Beispiele schöner Wiesenfluren nicht mehr vereinzelt sich finden. Ueber diese siehe Toussaint: Anleitung zum rationellen Grasbau (Breslau 1870) und Dünkelbergs Werk über Wiesenbau (neue Auflage des Lehrbuchs von Fries, Braunschweig 1863), beides höchst beachtenswerthe Werke.

Prof. Dr. Birnbaum.

Kriegswesen.

Der Generalstab. Für die Heeresleitung im Kriege von der höchsten Wichtigkeit ist der Generalstab. Unter Stab im Allgemeinen versteht man in der Militärsprache das ganze einem Truppenkommando zu Dienstleistungen zugetheilte oder angehörige Personal an Offizieren, Militärbeamten, Ordonnanzen, Wachen ꝛc. Generalstab insbesondere heißt das Corps aus-

Digitized by Google

gewählter Offiziere, welches die Bestimmung hat, sowohl die oberste Heerführung als auch die Befehlshaber selbständiger größerer Heertheile, wie Armeecorps und Divisionen in den Details ihrer strategischen, taktischen und administrativen Anordnungen zu unterstützen. Man hat seinen Dienst nicht ganz unpassend dahin gekennzeichnet, daß der Generalstab die Ideen des kommandirenden Generals in Befehle umzuwandeln, diese den Truppen zu übermitteln und durch Ausarbeitung aller Einzelnheiten den höhern Führer einer für ihn kaum zu bewältigenden Mühe zu überheben habe. Indessen gibt das noch keinen rechten Begriff von dem wichtigen und ausgedehnten Geschäftskreise des Generalstabes.

Im Frieden wird der Krieg vorbereitet. Betrachten wir zuerst den Generalstab im Frieden. Er ist in seiner jetzigen Form überhaupt erst aus der neueren Kriegführung seit der Zeit der französischen Revolutionskriege hervorgegangen und hat sich seitdem den immer mehr gesteigerten Ansprüchen der Kriegskunst gemäß weiter entwickelt. Früher, als die Heere kleiner, alle Verhältnisse im Kriege einfacher waren, noch zu Friedrichs des Großen Zeit, gab es keinen eigentlichen Generalstab im Sinne der Gegenwart. Die Feldherren hatten zur Ausarbeitung ihrer Operationspläne, welche in Form direkter Befehle gekleidet waren, keine Hülfskräfte nöthig, höchstens wurden ihre Adjutanten dabei benutzt, welche die Befehle auch den Truppen brachten. Es waren Offiziere zum Hauptquartier bestimmt, die zusammen einen Generalquartiermeisterstab bildeten, ihre Geschäfte entsprachen aber nur diesem Namen, sie hatten Märsche und Quartiere zu regeln, auch Karten aufzunehmen und zu zeichnen, was einem besondern Zweige, der sogenannten Plankammer oblag. Zur Führung der Kolonnen auf dem Marsche waren besondere Feld- oder Kolonnenjäger bestimmt, die Lager, auf welche damals ein besonderer Werth gelegt wurde, hatte der Generalquartiermeisterstab auszusuchen und abstecken zu lassen. Eine strategische Thätigkeit, welche gegenwärtig den wichtigsten Theil der Generalstabsgeschäfte bildet, war damals den Offizieren des Generalquartiermeisterstabes nicht überwiesen, diese gehörte ausschließlich dem Feldherrn, der sich dazu höchstens des Beiraths seiner Generale bediente, oder auch nur eines derselben, in welchen er ein besonderes Vertrauen setzte. Die großartigen, immer schwieriger zu überschauenden und zu beherrschenden Kriegsverhältnisse seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben jedoch für die Feldherren immer mehr Organe für die Ausarbeitung und Ausführung ihrer Anordnungen nöthig gemacht, der Generalquartiermeisterstab erhielt dem gemäß eine zweckmäßige Organisation, er behielt in einigen Armeen, wie noch heute, trotz seines umfassenderen Wirkungskreises, jenen Namen, während er in den meisten seitdem kürzer Generalstab genannt worden ist. Als ein Muster der Organisation kann der Generalstab des kaiserlichen Hauptquartiers unter Napoleon I. angesehen werden, welchem Berthier als Majorgeneral der Armee vorstand. Er trat zuerst in seiner Form zum Kriege von 1805 in Thätigkeit und hat sich während des ganzen ersten Kaiserreichs bewährt.

Seitdem ist nun auch in allen Heeren ein Generalstab im Frieden organisirt, welcher bei seinem in dieser Zeit beschränktern Geschäftskreise aus einer mäßigen Anzahl von Offizieren besteht und den Kern für den Generalstab im Kriege bildet, wo allerdings eine bedeutende Vermehrung desselben nothwendig wird. Von diesen Offizieren wird nur ein Theil den Truppenkommandos der Armeecorps und Divisionen beigegeben, in der Regel dem Corpskommando zwei, dem Divisionskommando einer. Diese haben die Arbeiten in Bezug auf Dislokationsverhältnisse, Friedensmärsche, größere Truppenübungen, zuweilen auch Bewaffnungsangelegenheiten und Armirung zu übernehmen. Der größere Theil der Generalstabsoffiziere bleibt zu umfassenden Arbeiten für künftige Kriege vereinigt: in Preußen wird er der Große Generalstab zum Unterschiede von dem bei den Truppen kommandirten Theile genannt. Dieser „Große Generalstab" ist in gewisse Sektionen oder Abtheilungen getheilt, deren jeder ein Chef vorsteht. Von diesen sind einige bestimmt, die verschiedenen Kriegstheater Europa's in Bezug auf ihre Bodenverhältnisse zu studiren und sich in fortlaufender Kenntniß von der militärischen Statistik der fremden Staaten, von ihren Heereseinrichtungen, den Reformen derselben, den Fortschritten in der Bewaffnung, überhaupt von Allem zu erhalten, was für den Krieg wichtig ist. Neben diesen Abtheilungen gibt es andere, speciell für technische Angelegenheiten, unter denen das Eisenbahnwesen jetzt von besonderer Wichtigkeit ist. Jede hat die einschlagende Militärliteratur zu verfolgen, alle bedeutend[e] Erscheinungen in derselben zu beachten und nach Umständen selbst mit Werken hervorzutreten, welche die Kriegswissenschaft fördern. Für die

Digitized by Google

historische, besonders die kriegsgeschichtliche Literatur ist eine eigene Abtheilung bestimmt, zu welcher Offiziere von den dazu nöthigen Kenntnissen und wenn möglich einigem schriftstellerischen Talent gegeben werden, um auch Werke über besonders wichtige Kriege mit Benutzung der Archive zu veröffentlichen, wie im preußischen Generalstabe vielfach geschehen ist: so über den siebenjährigen Krieg, über mehrere Theile der deutschen Befreiungskriege und in neuester Zeit über den Krieg von 1866. Natürlich steht auch ein officielles Werk über den Krieg von 1870 gegen Frankreich in Aussicht. Ein Uebelstand ist bei diesen Arbeiten, daß sie getheilt in verschiedene Hände gelegt werden müssen, die Einheit der Auffassung und Darstellung also dem Ganzen fehlt; zwar werden die einzelnen Partien vor dem Abdruck noch der Redaktion des Abtheilungschefs unterbreitet, aber diese kann sie doch nicht zu Einem Gusse gestalten, Mosaik bleibt es immer.

Zu Rekognoscirungen wichtiger Gegenden werden öfter Generalstabsoffiziere ausgesandt, solche auch auf Reisen in das Ausland auf Staatskosten geschickt, um sich dort durch eigene Wahrnehmungen von Allem, was militärisch wissenswerth ist, zu unterrichten. Wenn zwischen auswärtigen Mächten Kriege ausbrechen, sucht die eigene Regierung bei der fremden, der sie am meisten befreundet ist, die Erlaubniß nach, einen Generalstabsoffizier in das Hauptquartier ihrer Armee zu senden, welcher dort als Zuschauer den Krieg mitmachen und die Art, wie er geführt wird, kennen lernen soll. Endlich werden auch gewandte Generalstabsoffiziere zuweilen zu diplomatischen Missionen verwendet. Aus diesem vielseitigen Wirkungskreise ergibt sich, welche Anforderungen an einen guten Generalstabsoffizier zu stellen sind. Nicht bloß gediegene Kenntnisse in den Berufswissenschaften und neueren Sprachen gehören dazu, sondern in manchen Lagen auch gewisse persönliche Eigenschaften: Scharfblick, Urtheil, Entschlossenheit, Takt im Verhältniß zu den Vorgesetzten sowohl, als im Benehmen gegen Behörden und Truppen, zuweilen auch Selbstverleugnung. Diese Summe von Anforderungen kann natürlich nicht in jedem einzelnen, wenn auch noch so sorgfältig ausgewählten Generalstabsoffizier erreicht werden, das Corps braucht zu seinen vielumfassenden Dienstzweigen und Leistungen sehr verschieden geartete Individuen, vom strengen Manne der Wissenschaft, dem Theoretiker, dem tüchtigen praktischen Soldaten bis zu dem eleganten Salonhelden, der an fremden Höfen als Gesandtschaftsattaché glänzen und — luchsen soll.

Von Wichtigkeit ist außer den genannten Zweigen der Generalstabsgeschäfte noch der geodätische, für welchen ebenfalls eine besondere Abtheilung bestimmt ist. Diese hat die Vermessungen und militärischen Aufnahmen zu besorgen, nach welchen die „Generalstabskarten" gezeichnet und gestochen werden, die an Korrektheit nichts zu wünschen übrig lassen sollen.

Zur unmittelbaren Vorbereitung für den Krieg und zur Heranbildung von Truppenführern, die zu den Hauptaufgaben gehört, dienen endlich noch die sogenannten Generalstabsreisen. Alljährlich, wenn keine besondern Hindernisse eintreten, unternimmt der Chef des Generalstabes der Armee mit einer Zahl von Offizieren des Großen Generalstabes eine solche Reise nach irgend einem militärisch interessanten Landestheil, welcher strategische und taktische Positionen, Terrainabschnitte von Bedeutung, Angriffs- und Vertheidigungslinien ꝛc. bietet. Hier gibt er eine Generalidee für die durchzuführenden Operationen zweier gegen einander manövrirenden Corps, bestimmt die Führer der letztern und vertheilt die Offiziere, welche in denselben größere oder geringere Abtheilungen befehligen sollen. Für jeden Tag wird dann die Specialidee bestimmt, wobei aber möglichste Freiheit der Ausführung gelassen ist. Die Offiziere haben nun die ihnen gestellten Aufgaben durch Rekognoscirungen, Dispositionen ꝛc. zu erfüllen, der Chef leitet das Ganze und macht durch eine belehrende Kritik der mündlich und schriftlich gegebenen Entwürfe und ihres Zusammenhanges die Uebungen so nutzreich als möglich. In gleicher Weise werden auch Generalstabsreisen abwechselnd bei den Armeecorps von den Chefs der betreffenden Generalstäbe geleitet und dazu ältere und auch Stabsoffiziere von den Regimentern kommandirt, welche sich dadurch für künftige Truppenführung vorbereiten. In zweckmäßiger Weise geleitet, können diese Uebungen außerordentlich ersprießlich werden.

Mehrere Armeen besitzen besondere Generalstabs-Schulen oder -Akademien zur Ausbildung von Offizieren für diesen Dienst. In Paris ist die École d'application d'état - major auf 50 Schüler mit zweijährigem Kursus eingerichtet. Es wird jährlich eine Bewerbung durch Arbeiten unter den Zöglingen der Militärschule von St.-Cyr und der polytechnischen Schule ausgeschrieben, an welcher auch Souslieutenants der Armee Theil nehmen können. Diejenigen,

Digitized by Google

welche nach beendigtem Kursus im Austrittsexamen bestehen, kommen nach ihrer dabei erreichten Nummer in die vakanten Lieutenantsstellen des Generalstabes und werden dann für eine bestimmte Zeit, gewöhnlich vier Jahre, zur Dienstleistung bei den Infanterie- und Kavallerieregimentern detachirt. Der französische Generalstab hat sich aber im jetzigen Kriege keine große Anerkennung erworben.

Rußland hat ebenfalls eine Generalstabsakademie, Preußen nicht. Hier ist die Kriegsakademie für Offiziere die höchste Militärbildungsanstalt. Die Vorlesungen auf derselben sind aber so eingerichtet, daß sie, verbunden mit den Vermessungsarbeiten und den am Schlusse des dreijährigen Kursus stattfindenden Uebungsreisen, die Hörer der Anstalt befähigen, in eine Laufbahn außerhalb des Frontdienstes berufen zu werden. Diejenigen, welche in den Generalstab treten sollen, werden gewöhnlich erst auf ein Jahr zur Dienstleistung bei demselben kommandirt und rücken dann, wenn sie sich dazu eignen, in das Corps ein, in welchem sie natürlich ein rascheres Avancement haben. So können jüngere Kräfte in höhere Führerstellen gelangen, für welche sonst in der Truppe zur Friedenszeit meist das Aufrücken nach dem Dienstalter gilt. Von diesem Anciennetätsprincip ist aber beim Ausbruch des Krieges von 1870 in der großartigsten Weise und mit vollem Recht abgewichen worden; weder die Anciennetät, noch Konnexionen oder Beliebtheit an höchster Stelle sind bei Besetzung der Generalkommandos berücksichtigt worden, ein Divisionsgeneral, der sich allerdings schon im Kriege von 1866 als ausgezeichneter Truppenführer bewährt hatte, ist 17 seiner Vorderleute vorgezogen worden, um den Befehl eines Armeecorps zu übernehmen. Leider wurde er schon bei Wörth so schwer verwundet, daß er denselben nicht fortführen und erst im Oktober wieder übernehmen konnte.

Wir haben die Thätigkeit des Generalstabes im Frieden kennen gelernt; im Kriege soll sie nun ihre Früchte tragen, hier tritt erst die Bedeutung dieses Organs der Heeresleitung in ihrem ganzen Umfange hervor. Der Friedensorganisation entsprechend hat das Armee-Oberkommando, die einzelnen Armee-, Armeecorps- und Divisionskommandos jedes seinen besondern Generalstab mit einem Chef an der Spitze. Die Zahl der dazu kommandirten Offiziere richtet sich nach der Größe des Heeres oder Heertheils. Im Kriege von 1870 hatte der Generalstab der 1. Armee (unter Steinmetz), welche anfangs nur aus 2 Corps bestand, mit dem Chef des Stabes, General v. Sperling, 5 Offiziere, der der 2. Armee (Prinz Friedrich Karl) anfangs 4 Corps, bestand mit dem Chef, General v. Stiehle, 7 Offiziere, der der 3. Armee (Kronprinz von Preußen), welche mit den süddeutschen Truppen 5 Corps stark war, aus dem Generallieutenant von Blumenthal als Chef und 7 preußischen, nebst den entsprechenden süddeutschen Offizieren. Jedem Armeecorps waren mit dem Chef 4 Offiziere zugetheilt.

Aus dieser starken Vermehrung des Personals ergibt sich schon, daß dem Generalstabe im Kriege ein sehr erweiterter Wirkungskreis angewiesen worden ist. Aus dem großen Hauptquartier des Armeeoberkommandos, vom Chef des Generalstabes entworfen, vom Höchstkommandirenden (hier dem Könige von Preußen als Bundesfeldherrn) genehmigt, gehen den einzelnen Armeen die Operationspläne mit den leitenden Ideen für deren Ausführung zu. Die Befehlshaber der Armeen treffen dazu die nöthigen Anordnungen und Maßregeln; in jedem Hauptquartier werden durch den Chef des Generalstabes die Arbeiten, welche dieselben in Form und Fassung bringen sollen, an seine Untergebenen, wie sie sich für diese oder jene Art besonders eignen, vertheilt. Diese Arbeiten sind: zunächst Befehle an die Truppen, Marschtableaux, in welchen jedem Corps seine Straße, die Kolonnen, in welche es sich zu zerlegen hat, die Ruhepunkte, wo ein gewisser Aufenthalt stattfinden soll, die Marschordnung, oft auch die Art der Verpflegung, endlich die Marschziele angegeben werden; Dislokationen, d. h. Anweisungen der Quartiere, in welche die Armee auf einige Zeit zu verlegen ist, hierbei kann auch eine Lagerung stattfinden; dann gibt die Dislokation an, wo dieselbe für die einzelnen Corps zu wählen und wie die Verbindung zwischen ihnen herzustellen sein wird. Basirt werden diese Anordnungen auf die Ordre de bataille, welche der Heerführer selbst bestimmt und durch seinen Chef des Generalstabes feststellen läßt. Man versteht darunter die Normalordnung für die Operationen (Heerbewegungen) und Schlachten, also mehr, als eigentlich der Wortlaut besagt. Die Armee wird danach eingetheilt in Avantgarde, Gros und Reserve und die Zusammensetzung dieser einzelnen Theile mit ihren Truppentheilen und den Namen ihrer Kommandeure detaillirt angegeben, gewöhnlich auch in Form eines graphischen Tableaus. So marschirt die Armee, so ordnet

Digitized by Google

sie sich zur Schlacht. Für die Märsche müssen die Generalstabsoffiziere die Gangbarkeit der Straßen rekognosciren, Hindernisse beseitigen lassen, und wo es zweckmäßig, statt auf den gebahnten Straßen in kürzerer Richtung zu marschiren, sogenannte Kolonnenwege breit und bequem abstecken und bahnen, Plätze für Lager, Bivouaks und Verschanzungen auswählen, sie haben auch oft, wo die Wege schwierig sind und es darauf ankommt, daß die Truppen richtig eintreffen, die Kolonnen selbst zu führen, überhaupt fällt ihnen zuweilen die Leitung bei der Ausführung angeordneter Maßregeln zu. In Feindesnähe sind es besonders die Rekognoscirungen, welche ihnen obliegen, sowohl des Terrains, als des Gegners. Für Terrainrekognoscirungen gibt es gewisse Gesichtspunkte, welche meist in ein Formular gebracht sind, das nur ausgefüllt zu werden braucht, damit nicht im Drange der Umstände eine oder die andere wichtige Frage unberücksichtigt bleibt. Hat sich der Führer zum Gefecht oder zur Schlacht entschlossen, so wird der Generalstab die Disposition dazu entwerfen und nach erhaltener Genehmigung für die einzelnen Corps, besonders diejenigen, welche zu selbständigen Zwecken bestimmt sind, ausarbeiten, stets aber so, daß keinem Führer von vorn herein unbedingt vorgeschrieben wird, was er zu thun hat. Das läßt sich vorher nicht bestimmen, weil es von den Umständen in den wechselnden Gefechtsmomenten bedingt wird und nur von dem betreffenden Führer nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung beschlossen werden kann. Die Freiheit dieses Entschlusses ist also in der Disposition zu wahren, welche fast nur die Einleitung des Gefechts anordnen und für die möglicherweise eintretenden Fälle allgemeine Verhaltungsmaßregeln geben kann, um ein Zusammenwirken der einzelnen Corps und Abtheilungen fest zu halten. Während des Kampfes werden in wichtigen Momenten zuweilen vom Feldherrn Generalstabsoffiziere verschickt, welche in seinem Namen und mit seiner Autorität Anordnungen zu treffen, Angriffskolonnen zu führen haben ꝛc. Nach dem Siege leitet der Chef des Generalstabes die Verfolgung im Allgemeinen, während er speciell, wo es nöthig, einen seiner Untergebenen damit beauftragt; schwieriger ist die Aufgabe, nach verlorener Schlacht einen geordneten Rückzug zu leiten, hier wird der Generalstabsoffizier, dem diese Pflicht obliegt, bei gelockerter Disciplin seine ganze Energie zeigen müssen.

Das sind alles Aufgaben einer anstrengenden, aufreibenden Thätigkeit, die auch die Körperkräfte mit den geistigen in Anspruch nehmen. Es finden sich aber auch noch andere, dem Bureau angehörige. Der Generalstab hat die Operationsjournale und Kriegstagebücher zu führen, welche künftig, wenn das gewissenhaft und wahrheitsgetreu ohne Ruhmredigkeit und im Unglück ohne Beschönigung geschieht, die wichtigsten Quellen für die Kriegsgeschichtschreibung werden. Er hat Relationen, Berichte und Depeschen an die Behörden im Vaterlande abzufassen, auch solche, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt sind und die allgemeine Meinung beeinflussen sollen, wobei dann allerdings zuweilen diplomatische Künste getrieben werden müssen. Auch die Proklamationen, welche in neuerer Zeit eine Bedeutung erlangt haben, werden, so weit sie militärische Zwecke verfolgen, meist vom Generalstabe verfaßt. Endlich gehört die Kriegskorrespondenz der Truppenkommandos in sein Fach, wenn auch ein Theil derselben von der Adjutantur und der Administration besorgt wird.

Wir haben nicht alle Dienstleistungen erschöpft, zu denen Generalstabsoffiziere im Kriege verwendet werden können, z. B. als Parlamentäre, als Kommissarien zum Abschluß von Waffenstillständen, Kapitulationen von Festungen, Armeen ꝛc. Doch glauben wir einen genügenden Begriff von der Thätigkeit des Generalstabes im Frieden wie im Kriege gegeben zu haben, aus welchem seine hohe Wichtigkeit für die Kriegführung der Gegenwart hervorgeht.

K. G. v. Berneck.

Nekrolog.

Vaß, Robert, Hauptmann und Kompagniechef im 7. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 44, fiel am 27. November 1870 in der Schlacht bei Amiens. Er war der Verfasser mehrer militärischen Schriften, welch großes Aufsehen erregten und in fremde Sprachen übersetzt wurden.

Köring, Karl, Baron von, k. k. Feldmarschallieutenant, gewesener Statthalter von Triest, 1848 Abgeordneter zum Frankfurter Parlament, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, geboren am 19. Mai 1810 in Wien, † daselbst am 20. December 1870.

Paulet, Lord Frederick, englischer Generalmajor, Bruder des Marquis von Winchester, † Anfang Januar, 65 Jahre alt, nachdem er 1826 in die Armee eingetreten war und die Schlachten an der Alma, bei Balaklava und bei Inkerman mitgemacht hatte.

Renz, Karl von, großherzoglich badischer Oberst, Kommandeur des 2. Infanterieregiments, der im Gefecht bei Ruits nach der Verwundung des Prinzen Wilhelm von Baden das Kommando von dessen Brigade übernommen hatte, fiel am 18. December 1870 beim Sturm auf Ruits.

Neue Bücher.

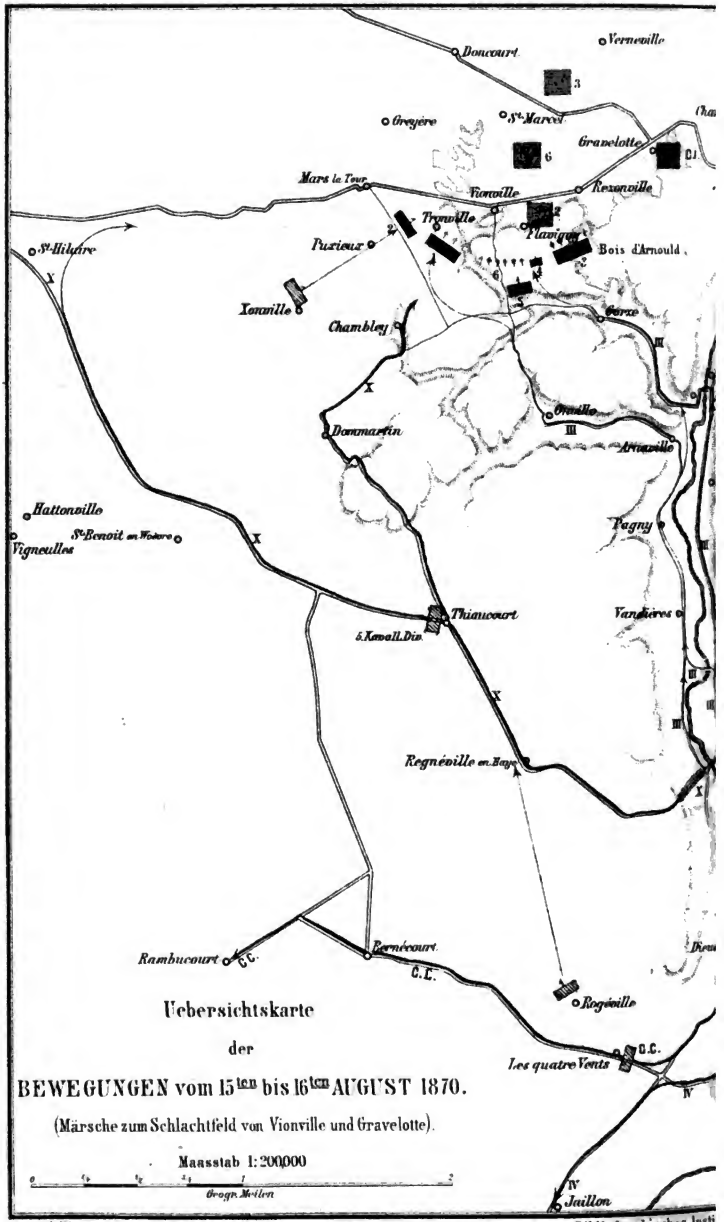
Befestigung großer Städte, Betrachtungen über die, von K. A. Hertzberg. Halle, Waisenhaus.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Daumer.

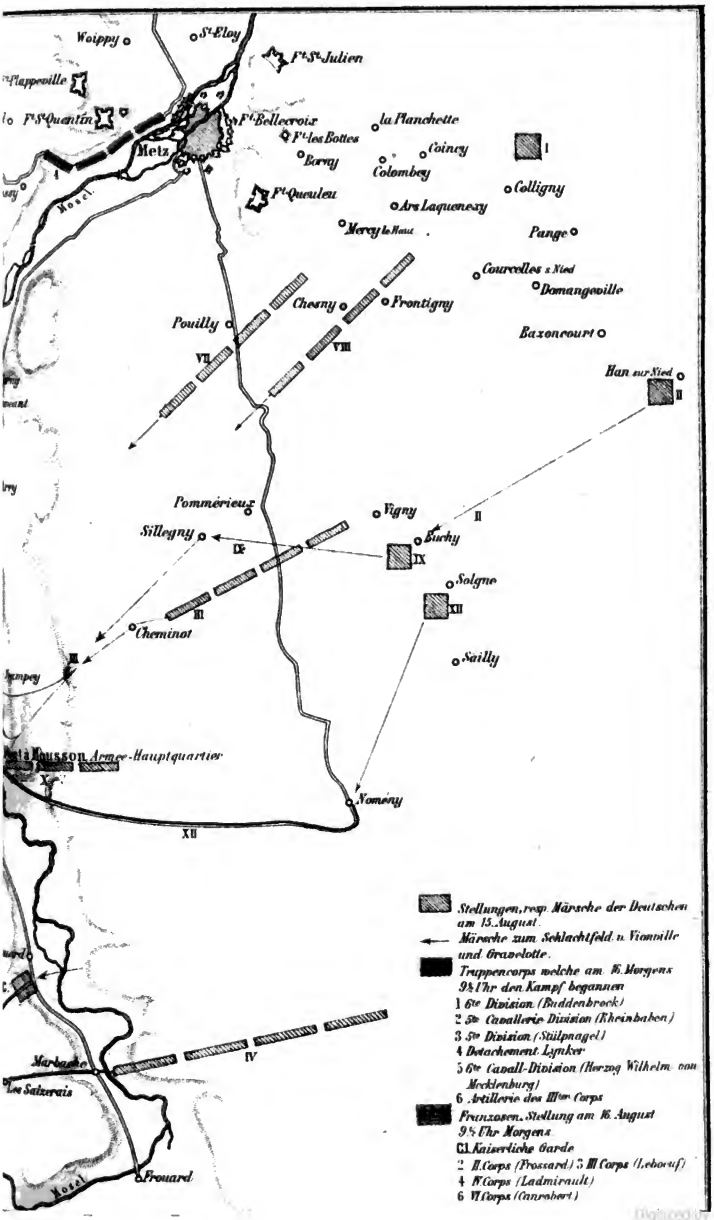
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN

Digitized by Google



ge z.v. A Niemann
Bibliographisches Insti
Digitized by Google


Woippy
St-Eloy
Fte St-Julien
Flappeville
Fte St-Quentin
Fte Bellecroix
la Planchette
Fte les Bottes
Coincy
Metz
Borny
Colombey
Colligny
Fte Queuleu
Ars Laquenexy
Moselle
Mercy le Haut
Pange
Courcelles s/Nied
Domangeville
Chesny
Frontigny
Pouilly
Baxoncourt
Han sur Nied
Pommérieux
Vigny
Silleny
Buchy
Solgne
Cheminot
Sailly
Rezonville Armée-Hauptquartier
Nomeny
Stellungen, resp. Märsche der Deutschen am 15. August.
Märsche zum Schlachtfeld v. Vionville und Gravelotte.
Truppencorps welche am 16. Morgens 9½ Uhr den Kampf begannen
1 6te Division (Buddenbrock)
2 5te Cavallerie Division (Rheinbaben)
3 5te Division (Stülpnagel)
4 Detachement Lyncker
5 6te Cavall-Division (Herzog Wilhelm von Mecklenburg)
6 Artillerie des IIten Corps
Franzosen. Stellung am 16. August 9½ Uhr Morgens
CI Kaiserliche Garde
2 II Corps (Frossard) 3 III Corps (Leboeuf)
4 IV Corps (Ladmirault)
6 VI Corps (Canrobert)
Marbache
Les Salzerais
Frouard
Digitized by Google

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 30. Januar 1871. Zur Zeit der Jahreswende trug ein königliches Schiff einen Sprößling des Hauses Savoyen-Carignan durch die Fluthen des mittelländischen Meeres an die Küsten Spaniens, um den Thron Ferdinands des Katholischen und Isabella's zu besteigen; und um dieselbe Zeit betrat das Haupt dieses Hauses, der König von **Italien**, zum ersten Male Rom als die Hauptstadt seines erweiterten Reiches. Mehrfach war, nachdem das Heer des Königs diese Weltstadt für ihn in Besitz genommen hatte, die Reise dahin in Aussicht genommen, ebenso oft war sie wieder aufgegeben worden. Sein Fuß schien gewissermaßen zu scheuen, auf diesem von den gewaltigsten Erinnerungen getränkten Boden dem Oberhaupte seiner Kirche, dem bisherigen Herrn dieser „ewigen Stadt" gegenüber zu treten, der noch jenseits der Tiber im Vatikan weilt und sich daselbst wie einen Gefangenen betrachtet. Die Fluthen dieser sagenreichen Tiber waren es selbst, welche dem Zaudern des Königs ein Ende machten. Rom war von einer der Ueberschwemmungen heimgesucht, welche seit Erbauung der Stadt bis auf die heutigen Tage von Zeit zu Zeit verheerend über diese Tiberstadt hereingebrochen sind. Im Laufe dieses Jahrhunderts weiß man nur zwei Ueberschwemmungen, deren Verwüstungen denen der letzten gleich gekommen sind. Dies Unglück bestimmte den König. Der persönlichen Stimmung folgend, eilte er nach Rom, um sich seiner zukünftigen Residenz und seinen neuen Unterthanen in diesem Augenblick eines großen städtischen Unglücks zu zeigen, seine Theilnahme auszudrücken und einige Hülfe zu bringen. Dem Empfange des Königs fehlte, bei seinem unerwarteten Eintreffen, die festliche Vorbereitung, aber er durfte mit demselben wohl zufrieden sein. Nur einen Tag verweilte er im Quirinal und in den Mauern der Stadt, in welcher einstweilen der Kronprinz bereits seinen Wohnsitz nimmt. Der Papst ward schriftlich durch ein Schreiben des Königs begrüßt, in welchem am Schlusse um den Segen des heiligen Vaters gebeten wurde. Aber weder der erbetene Segen, noch überhaupt eine Antwort fand den Weg aus dem Vatikan zum Quirinal. So war der Weg nach Rom auch für den König gefunden, aber das Eis zwischen dem Nationalstaat und der Kirche, zwischen König und Papst, die sich demnächst in nächster Nähe, Stirne gegen Stirne dauernd gegenüber stehen sollen, war nicht gebrochen.

Mittlerweile arbeitet das Parlament des Königreichs Italien, unbekümmert um die starre Haltung des Papstes, an den Gesetzen, die durch den Umsturz der weltlichen Herrschaft desselben nöthig geworden sind, und an einem neuen für ganz Italien gültigen Staatskirchenrecht. Es war am 5. December, als Victor Emanuel das Parlament, zum letzten Male im Saale Savonarola's zu Florenz, mit einer Thronrede eröffnete. Zu der chronischen Finanzfrage wird dies Mal der Plan einer Neugestaltung des Heeres als Gesetzgebungsarbeit kommen. Die nächste und wichtigste Aufgabe des Parlaments ward demselben aber sofort bei seiner Eröffnung durch die Vorlage von drei Gesetzentwürfen bezeichnet: über die Einverleibung des römischen Gebiets, über die Verlegung der Hauptstadt und „über die Sicherheiten für die Unabhängigkeit des Papstes und für die freie Ausübung der geistlichen Autorität des heiligen Stuhles". Die Regierung betrachtet diese drei Materien als ein in sich zusammenhängendes Ganze, und sie wird in dieser Auffassung durch den Senat und durch die Mehrheit des Abgeordnetenhauses gestützt. Die Linke, von Ratazzi und Mancini geführt, hatte die Absicht, die Uebersiedelung der Regierung nach Rom entweder sofort oder binnen drei Monaten durch ein Gesetz zu erwirken, und es späteren Berathungen eines in Rom zusam-

Digitized by Google

mentreteuden Parlamentes zu überlassen, ob dem Papste und der Kirche besondere Freiheiten gesetzlich einzuräumen sind. Sie drang aber, als die Kammer, zunächst als Privatkomité, über diese Fragen berieth, nicht durch. Es bewendet daher bei der sechsmonatlichen Frist für die Verlegung des Regierungssitzes von Florenz nach Rom. Auch die Bewilligung von 17 Millionen Lire als Umzugskosten ist auf keine Schwierigkeiten gestoßen. Ebenso wenig die von der Regierung verlangte gesetzliche Befugniß, während der nächsten zwei Jahre die moralischen Personen in Rom gehörigen Gebäude zu expropriiren, so weit sie für die Aufnahme der Staatsbehörden erforderlich sind.

Der Gesetzentwurf über die „Sicherheiten für die Unabhängigkeit des Papstes" umfaßt zweierlei: eine Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im Allgemeinen, d. h. die leitenden Grundsätze für ein neues im ganzen Königreich gültiges Staatskirchenrecht, und das, was sich auf die persönlichen Verhältnisse des Papstes und auf die Freiheit der Centralregierung der römisch-katholischen Kirche bezieht. Das erstere, wenn auch veranlaßt durch den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes, ist im Grunde unabhängig von diesem Ereigniß und greift weit über das Gebiet desselben hinaus. Das zweite aber ist ganz durch dasselbe bedingt und zugleich von internationalem Charakter, da nicht bloß die sogenannten katholischen Mächte, sondern auch der deutsche Kaiser im Namen des neuen deutschen Reiches ernstlich nach der Stellung fragen, welche dem Papste vom Königreich Italien bereitet wird. Was den Inhalt dieser Bestimmungen betrifft, so geht die Kammer im Wesentlichen Hand in Hand mit der Regierung. Ein weltliches Regierungsrecht des Papstes über italienische Staatsangehörige, wenn auch nur in der Beschränkung auf die leoninische Stadt oder in noch engeren Gränzen, kommt daher nicht mehr in Frage. Die Feststellung der persönlichen Würde des Papstes gleich der des höchsten weltlichen Herrschers und die Unabhängigkeit von jeder Staatsgewalt bildet vielmehr die Grundlage des ganzen Verhältnisses. Das Recht, einen eignen Telegraphen, ein eignes Postamt zu halten, die Rechte der Exterritorialität für die beim Papste beglaubigten Gesandten, der vollkommen freie Verkehr des Papstes mit den Bischöfen aller Länder, eine aus dem Staatsschatze unabänderlich zu zahlende Civilliste (im Betrag von 3¼ Millionen Lire) erscheinen als die natürlichen Folgen dieser Grundlage. Wenn nun, wie gesagt, der gesetzgebende Körper sich in diesen einfachsten Anwendungen des Princips der Regierung anschließt, so strebt er dagegen in andern Detailfragen Abänderungen des Gesetzes an, welche mittelbar mit jenem Princip doch in Streit kommen können. So will nicht anerkannt werden, daß Beamte des Staates zu den von der Staatsgewalt eximirten päpstlichen Gebäuden, oder zu den Räumen für ein Conclave oder Koncil keinen Zugang behufs Ausübung ihres Amtes haben sollen. Das Verbot der Hausdurchsuchung und Urkundenbeschlagnahme in den Amtslokalen der Dataria, der Penitenziaria, der Cancelleria Apostolica und der mit kirchlichen Befugnissen ausgestatteten Kongregationen soll in Einklang gebracht werden mit dem gemeinen Rechte. Dies Verlangen kann nur den Sinn haben, daß ein solches Ausnahmsrecht überhaupt nicht bestehen soll. Einige ähnliche Abänderungsvorschläge sind in den Vorberathungen angenommen. Der definitive parlamentarische Abschluß dieser Fragen ist zu erwarten, und um so wichtiger, als auswärtige Mächte dieselben in ihrer Gesammtheit als etwas nicht rein Italienisches ansehen.

Dagegen kann von keiner Seite an dem rein italienischen Charakter jenes Theils des Gesetzes gedeutelt werden, welcher sich nicht speciell auf die Stellung des Papstes und die Centralregierung der katholischen Kirche am Sitze des heiligen Stuhles bezieht. Auf diesem weiteren Gebiete nun ist das Königreich Italien im Begriff, einen kühnen Wurf zu thun. Bis jetzt war man in Italien noch weit davon entfernt den von Cavour verkündigten Grundsatz der freien Kirche im freien Staate ausgeführt zu haben, wie auswärts in weiten Kreisen angenommen wird, in denen man sich nun jenes Schlagworts erinnert, ohne die Gesetzgebungsarbeiten im Einzelnen verfolgt zu haben. Erst jetzt soll der bischöfliche Eid, das königliche Placet, das königliche Exequatur, die Appellatio ab abusu allgemein aufgehoben werden. Die ganze Hierarchie wird in Ausübung der geistlichen und disciplinaren Autorität frei von jeder Art staatlicher Bevormundung, wogegen der Staat seinen Arm zur Vollstreckung kirchlicher Maßregeln nicht leiht. In allen weltlichen Dingen waltet das Staatsgesetz auch über den Dienern der Kirche, und der kirchliche Besitz wird der Staatsgesetzgebung nicht entrückt. Vielleicht hat man aus diesem letzteren Grundsatz eine auf die Ernennung der Geistlichen sich beziehende Ausnahmebestimmung ableiten zu können geglaubt. Während nämlich die Ernen-

Digitized by Google

nung zu allen kirchlichen Aemtern und Pfründen grundsätzlich für die Kirche vollkommen frei ist, soll — abgesehen von den römischen Suburbikal-Bischöfen — die Einweisung in die Temporalien einer Stelle durch die italienische Nationalität des Ernannten bedingt sein.

Es kann nicht verkannt werden, die Durchführung des Gesetzes wird eine schwere Sache für Italien werden, wie sehr auch der oberste Grundsatz desselben im Geiste der fortschreitenden Entwickelung unserer Zeit liegt. Man denke an die Kulturzustände in den meisten Gegenden des Königreichs, man erinnere sich der traurigen Rolle, welche Polizei, öffentliche Ankläger, Richter und Geschworne noch jetzt in vielen Distrikten spielen, wenn sie sich organisirten Komplotten oder den in einzelnen Volksschichten erregten Leidenschaften gegenüber befinden; man nehme dazu den unversöhnten auf die Spitze getriebenen Gegensatz zwischen den höchsten kirchlichen und weltlichen Gewalten, die beide in Rom wohnen sollen, und vergesse nicht die tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden, mit denen der geistliche Einfluß in fremde Gebiete eindringen kann, welche oft ohnedies von Schwierigkeiten und Gegensätzen überfäet sind. Was auf einer solchen thatsächlichen Grundlage, in einem neu gebildeten, noch nicht fest in sich zusammengewachsenen Reiche, in einem leidenschaftlichen Volke mit schwankendem und ungesundem Parteileben eine vollkommen freie Kirche Gutes oder Uebles schaffen kann: das wird jetzt einer Probe unterstellt. Je nachdem sie ausfällt, werden wir die Gesetzgebung, welche ihr zu Grunde liegt, vollständiger durchgebildet oder zurückgebildet sehen. Jeden Falles ist zu wünschen, daß man sich nicht etwa durch die ersten ungünstigen Erfolge zur Umkehr bestimmen läßt, denn auf solche muß man, auch wenn das System sich allmählig als vortrefflich bewährt, gefaßt sein. Gewiß würde seine konsequente Durchführung in manchen Ländern weit weniger Schwierigkeiten und Gefahren begegnen als in Italien. Ein Grund mehr, daß diese Länder stetig darauf achten, welche Früchte das neue Staatskirchenrecht in Italien tragen wird, und daß sie dabei im Geiste sondern, was allgemeinerer Art ist, und was besondern italienischen Zuständen seine Entstehung verdanken wird. Zunächst haben wir dem Verlauf der parlamentarischen Berathung des Gesetzes entgegen zu sehen, welche vor wenigen Tagen im Abgeordnetenhaus begonnen hat, nachdem dasselbe die Vorberathung (als Komité sitzend) schon seit sechs Wochen beendigt hat.

Nichts bezeichnet den Aufschwung des Hauses Savoyen zu steiler politischer Höhe besser als die schon angedeutete Thatsache, daß der König von Italien zu derselben Zeit als Herr von Rom das Kapitol betrat, da sein zweiter Sohn Amadeus, Herzog von Aosta, als Amadeo I. König von Spanien, dem Königsschloß zu Madrid entgegeneilte. Am 4. December war im Thronsaale des Palastes Pitti zu Florenz zwischen der durch die große Cortesdeputation vertretenen spanischen Nation und dem italienischen Königshause, dem erwählten Könige insbesondere, der neue Pakt in einer feierlichen Hof- und Staatsaktion festgestellt worden. Der italienische Minister des Auswärtigen, Visconti Venosta, hatte als Notar der Krone über den ganzen Hergang eine Urkunde aufgenommen welche einerseits von dem neuen König Amadeo und 28 Spaniern, andererseits von dem König von Italien und dem Kronprinzen, sowie dem Prinzen Eugen Carignan nebst einer Reihe zugezogener Zeugen unterzeichnet ist. Es ist beachtenswerth, daß diese Urkunde keine Bestimmung über das Rechtsverhältniß enthält, in welchem der neue König von Spanien und seine Nachkommenschaft zu der italienischen Dynastie stehen werden. Gleichwohl ist kaum denkbar, daß die beiden Fragen, ob Amadeo I. für sich und seine Nachkommen auf das Thronfolgerecht in Italien verzichtet, und ob je die beiden Kronen Italien und Spanien auf Einem Haupte vereinigt werden können, ungelöst geblieben sind, oder daß sie, wenn noch nicht gelöst, lange ungelöst bleiben können. Sollten darüber besondere, vorerst geheime, Nebenverträge zu der am 4. December errichteten Urkunde abgeschlossen sein? Bis jetzt ist uns darüber keine Kunde zugekommen.

Wie dem gleichzeitigen Einzug des Königs Victor Emanuel im Quirinal und dem seines Sohnes in seinem neuen Königreiche ein dramatisches Gepräge eignet, so ist es hochtragisch, daß der junge 25jährige König, als er am 2. Januar in Madrid ankam, den Mann, der ihn auf den Thron gehoben, nicht mehr unter den Lebenden fand. Prim war wenige Tage zuvor durch Mörderhand gefallen. Am 28. December war er auf dem Wege von den Cortes zum Kriegsministerium in seinem Wagen durch mehrere Pistolenschüsse schwer verwundet worden, ebenso wie der ihn begleitende Adjutant. Nach einigen Tagen erlag er seinen Wunden; sein Auge brach, ohne daß es ihm vergönnt war, den König zu sehen, dem er den Weg gebahnt. Noch sind die

Digitized by Google

Mörder nicht entdeckt. Es ist kaum zu zweifeln, daß politische Leidenschaften die Quelle der bösen That sind. Vielleicht hat Prims letztes Auftreten in den Cortes den unmittelbaren Anstoß zu derselben gegeben. Er hatte am 23. December nach einer vorausgegangenen achttägigen parlamentarischen Schlacht an der Spitze seiner allmählig gut geschulten Progressisten einen letzten verhängnißvollen Sieg errungen. Der Antrag Romero Robledo's war nämlich angenommen worden, wonach die Cortes sich am 31. December für aufgelöst erklären und der Regierung für die nicht mehr zur Erledigung kommenden Gesetze Vollmacht ertheilen sollten. Dagegen waren vor Allem die äußersten Parteien mit Leidenschaft aufgetreten. Binader hatte im Namen der Carlisten, Figueras im Namen der Republikaner erklärt, daß Regierungshandlungen, die unter solchen Umständen von der Regierung unternommen würden, z. B. die Ausschreibung neuer Anlehen, von ihrer Partei nicht als gültig anerkannt werden würden, daß sie sich dagegen vielmehr das Recht des bewaffneten Widerstandes vorbehalte. Aber auch Konservative, wie Castillo und Rios Rosas, hatten in Bekämpfung desselben ein Stück revolutionärer Leidenschaft entwickelt, und der Unionist Topete selbst hatte sich mit Entschiedenheit auf die Seite derer gestellt, welche in der Annahme des Antrags eine Verfassungsverletzung sahen. Mit einer von Galle getränkten Leidenschaft hatte Pé ein Bild der ganzen politischen Vergangenheit Prims aufgerollt und zu zeigen gesucht, daß er, immer nur von maßlosem Ehrgeiz getrieben, in buntem Wechsel dieselben Regierungen verrathen und bekämpft, denen er sich zuvor verschrieben und Unterstützung geliehen habe. Dies war das parlamentarische Vorspiel zu dem tragischen Gewaltakt, der eine der glänzendsten und muthigsten Persönlichkeiten Spaniens, jeden Falles die einflußreichste in dieser Zeit, wenn auch nicht die zuverlässigste, von der Bühne Spaniens stieß genau in dem Augenblick des großen Wendepunktes seiner Geschichte, den er vor Allem herbeigeführt. Der König kommt und der Königsmacher geht.

Fragen wir nach den Folgen dieses Ereignisses, so finden wir sie theils in dem Rückschlag auf die Stimmung des Volkes, der Parteien und auf ihre Gruppirung, theils in dem Rückschlag auf die Stellung des Königs.

Prim, der Liebling des Heeres, der Mann, welcher den Einfluß seiner glänzenden Persönlichkeit durch den Gebrauch, den er von dem großen Reichthum seiner Frau zu machen verstand, erhöhte, war als eines der mächtigsten Häupter der siegreichen Revolution von 1868 ins öffentliche Leben zurückgekehrt, er war im weiteren Verlaufe dieser Revolution der mächtigste Mann in Spanien geworden. Die von ihm geführte Progressistenpartei hatte, wie dies in Revolutionen der Fall zu sein pflegt, den gemäßigteren Parteien, namentlich den Unionisten den Rang abgelaufen; sie hatte einen Theil der Demokraten an sich gezogen, während die ihnen voraus stürmenden Republikaner in verschiedenen Aufständen unbarmherzig aufs Haupt geschlagen worden waren. Auch dieses letztere war das eigenste Werk Prims gewesen. Er hatte kluger Weise seinem Nebenbuhler Serrano die höchste Würde als Regent gelassen, für sich selbst aber als Ministerpräsident und Kriegsminister die höchste Macht genommen. Er wäre dem jungen Monarchen, der unter seinen Auspicien den Fuß auf den Boden Spaniens setzte, für die Gegenwart die mächtigste Stütze, für die Zukunft die größte Gefahr geworden. Die zukünftige Haltung Prims wäre, so weit man nach seiner Vergangenheit urtheilen darf, unberechenbar gewesen. Sich von ihm zu trennen, wäre leicht sehr gefährlich geworden; ihm auf allen Wegen zu folgen, hätte vielleicht bedeutet: das junge Königthum in die verderblichen Irrgänge des alten Parteiwesens verstricken und es in bedenklicher Weise bloß stellen. Die Stellung des jungen Königs Amadeo I. wird durch den Tod Prims eine freiere.

Noch kann die Frage kaum aufgeworfen und noch weniger beantwortet werden, ob der junge König diese Freiheit und wie er sie benutzen wird. Des Königs erste Aufgabe muß es sein sich politisch zu orientiren, Land und Leute kennen zu lernen, die Bühne und die Hauptacteurs, nicht minder was hinter den Kulissen spielt, also auch, so weit es ihm möglich wird, den Einblick in das offene und in das geheime Parteigetriebe zu gewinnen. Dazu bedarf es, auch wenn dem König ein gutes Auge für solche Dinge eigen ist, oder wenn es ihm gelingt, den Blick dafür zu schärfen, einige Zeit.

Ereignisse, wie die Ermordung Prims verbunden mit der Besteigung des Thrones durch einen neu gewählten Monarchen nach vorausgegangener revolutionärer Zwischenregierung, bringen immer die öffentliche Meinung eines Landes und die Parteiverhältnisse in Fluß. Es handelt sich also für den König weniger darum, etwas

Digitized by Google

Gegebenes, ruhig Beharrendes, als etwas sich theilweise Zersetzendes, sich rascher als gewöhnlich Umbildendes zu erkennen und mit ihm rechnen zu lernen. Natürlich muß schon das persönliche Auftreten des Königs, von dem bis jetzt fast allein die Rede sein kann, einen gewissen Einfluß auf den gegenwärtigen Umbildungsprozeß üben, denn Jedermann blickt jetzt in Spanien auf den König. Zweierlei tritt in diesem persönlichen Auftreten hervor. Der König zeigt die Neigung, persönlich dem Heere nahe zu treten und sich um die Mängel und Bedürfnisse desselben ernstlich zu bekümmern. Dies kann jeden Falles ein wirksameres Mittel werden gegen die periodische Wiederkehr von Militäraufständen, an welchen Spanien seit langer Zeit krankt, als wenn jetzt Männer, welche ihre Hände immer in diesen Revolten gehabt haben, wie Serrano, das Offiziercorps ermahnen, sich in Zukunft von politischen Umtrieben fern zu halten. Das andere, was bis jetzt von dem persönlichen Auftreten des Königs zu sagen und zu rühmen ist, liegt in seinem Bestreben, den Spaniern das Königthum von einer andern Seite zu zeigen als von der einer prunkenden, in schwerfälligen Formen einherstolzirenden Repräsentation. Ein König, der früh aufsteht und arbeitend an die Pflichten seines hohen Amtes geht, ist eine ungewohnte Erscheinung in Spanien. Daß er die Ceremonien des Handkusses und der Kniebeugung von seinem Hofe verbannt, nach Belieben einen Spaziergang zu Fuße macht, oder in einem einfachen offenen Wagen durch die Straßen Madrids fährt, zeigt ein Verständniß, daß die Autorität des Königthums nicht mehr dadurch gewonnen und erhalten werden kann, daß es sich in Wolken hüllt, oder daß es sich an der sorgsamen Pflege der spanischen Grandezza erhebt.

Blicken wir vom Thron auf das Volk, so liegt es in der Natur, daß die konservative Stimmung desselben, namentlich der Mittelklassen, durch den an Prim verübten Mord angeregt worden ist, während dieser Mord zugleich eine Mahnung gegen Willkür und Verfassungsbruch ist. Diese doppelte Wirkung trat auch sofort hervor; die Cortes zogen den Beschluß, der Regierung vorläufig gewisse diktatorische Befugnisse einzuräumen, zurück, und die extremen Parteien standen, im Bewußtsein des Eindrucks, welchen die Ermordung Prims auf das Volk gemacht hatte, von weiteren Gewaltmaßregeln, von offener Empörung ab. Andererseits näherten sich die Parteien, welche die Revolution gemacht hatten, wieder. Die Progressisten, ihres Führers beraubt, fügten sich darein, daß die einflußreiche Stellung ihres bisherigen Parteihauptes, die Ministerpräsidentschaft und das Kriegsministerium, auf den von Haus aus zu den Unionisten zählenden Serrano überging. Ein Theil von ihnen näherte sich überdies in Beziehung auf die politischen Principien den Unionisten. Dagegen zeigte sich der Bruchtheil der letzteren, welcher bisher sich von der Lösung der dynastischen Frage ferne gehalten hatte, zum Anschluß an die neue Dynastie bereit. Topete vor Allem gab das Beispiel dazu, und gab es in schöner uneigennütziger Weise. Ihm, der am festesten gegen die Wahl des Herzogs von Aosta aufgetreten war und an der Ernennung des Herzogs von Montpensier festgehalten hatte, der bei Gelegenheit des Vollmachtenantrags unter dem Banner strenger Gesetzlichkeit entschieden gegen Prim aufgetreten war, ward dieser Schritt am wenigsten leicht. Indem er unmittelbar nach Prims Tod dessen Aemter, das Kriegsministerium und die Ministerpräsidentschaft übernahm und den jungen König in Madrid einführte, gab er eine Bürgschaft seiner aufrichtigen Absicht, der neuen Ordnung der Dinge keine Schwierigkeiten zu bereiten. Indem er diese Aemter aber nicht länger als bis zur Ankunft des Königs versah, um sie dann an Serrano übertragen zu lassen, führte er den schon vorher gefaßten Entschluß aus, kein militärisches oder politisches Amt mehr zu bekleiden, sondern sich in das Privatleben zurückzuziehen.

Durch diese Lage der Dinge ist es von selbst gegeben, daß das erste Ministerium, mit welchem sich König Amadeo zu umgeben hatte, nur ein Koalitionsministerium sein konnte. Martos, der Minister des Auswärtigen, Morel, der Finanzminister, repräsentiren den Theil der demokratischen Partei, welcher bisher den Progressisten nahe stand. Die Progressisten selbst sind vertreten durch Sagasta, Minister des Innern, Beranger dem Marineminister und Zorilla dem früheren Cortespräsidenten, der nach dem Mordanfall auf Prim erwartet hatte, daß ihm die Bildung des neuen Ministeriums und die Präsidentschaft in demselben übertragen werden würde, jedoch nur mit dem Unterrichtsministerium bedacht worden ist. Dem letzteren liegt es nun ob, den früher von ihm ausgearbeiteten Entwurf eines radikalen Unterrichtsgesetzes durchzuführen. Wenn ihm der König dazu freie Hand läßt, so wäre es eine sehr

Digitized by Google

kategorische Antwort auf die Mahnung, welche ihm der Papst zugleich mit der Aufhebung der (implicite) auch gegen ihn ausgesprochenen Exkommunikation auf den Weg nach Spanien mitgab, auf die Mahnung nämlich, sich von den alten katholischen Traditionen Spaniens nicht zu entfernen. Die Unionisten endlich sind vor Allem durch den bisherigen Regenten, nunmehrigen Ministerpräsidenten und Kriegsminister Serrano, und sodann durch den Justizminister Ulloa, sowie durch Ayala, den Minister der Kolonien (Ultramar-Minister), vertreten.

Es liegt die Frage nahe: kann der König an der Hand eines solchen Koalitionsministeriums den rechten Weg für die Wiedergeburt Spaniens finden, trägt dasselbe überhaupt Bürgschaften der Dauer in sich? Man könnte sagen, und man hat auch diese Hoffnung ausgesprochen, was jetzt noch als eine äußerliche, durch Opportunitätsrücksichten zusammengehaltene Koalition erscheint, wird bald etwas Besseres werden. Bald werden die alten Parteiunterschiede keinen Sinn mehr haben. Die Masse der Unionisten, der Progressisten und der Demokraten, welche für die Septemberrevolution eintraten, werden nach der Ermordung Prims und unter dem Einfluß des wiedererstandenen Königthums sich in den politischen Grundsätzen nähern. Die einen werden etwas mehr nach rechts, die andern etwas mehr nach links gehen, und bald wird aus ihnen nur eine große Partei mit ganz untergeordneten Schattirungen werden. Das gegenwärtige Ministerium, so hat man weiter gehofft, wird diesen Verschmelzungsprozeß der verschiedenen Parteien, die sich in ihm jetzt noch abspiegeln, ebenfalls mit durchmachen, dadurch einen festen Kitt in sich erhalten und, in der Mitte stehend zwischen König und Nation, für beide ein sicherer einflußreicher Führer werden. Es bleibe dahin gestellt, ob die Macht der jüngsten Ereignisse eine so große ist, daß man auf einen solchen Verschmelzungsprozeß der zwischen Republikanern einerseits und Carlisten und Alfonsisten andererseits stehenden Hauptparteien Spaniens rechnen kann. Jeden Falles ist man noch weit davon entfernt. Läge der Beweis dafür nicht in dem Zurückziehen Topete's vom öffentlichen Leben, in der Verstimmung der Demokraten über ungenügende Vertretung im Ministerium, in der von den konservativsten Unionisten (Rios Rosas, Canovas dos Castillo) in Besprechungen mit dem König abgegebenen Erklärung, die Regierung nicht unterstützen zu können, so läge es darin, daß das Gesammtministerium die beabsichtigte Proklamation an die Nation gar nicht zu Stande bringen konnte. Kein Entwurf hatte sich einer Stimmenmajorität zu erfreuen; der von Martos erschien zu demokratisch, jener von Ayala zu konservativ; es blieb nichts übrig, als von dem Manifeste ganz abzusehen. Man vergesse auch nicht, daß die Parteiungen in Spanien bisher nicht bloß in der Verschiedenheit der politischen Grundsätze und Systeme wurzelten, sondern daß Eifersucht, Ehrgeiz und Eigennutz unter den Häuptern und in ihrem Gefolge einen mindestens ebenso großen Antheil daran hatten.

Wenn die bisherigen Parteien die jetzige Durchgangsperiode überhaupt überleben, dann kann der König auf die Koalition innerhalb und außerhalb des Ministeriums eine der Zukunft Spaniens glückverheißende Politik gewiß nicht gründen. Die längere Dauer solcher Einigkeit verstößt zu sehr gegen das Naturgesetz politischer Koalitionen und gegen den Charakter der spanischen Parteien. Zerfällt die Koalition, während die Parteien selbst wie bisher fortbestehen, so würde es noch gefährlicher sein, wollte sich der König ausschließlich in die Arme einer derselben werfen. Ueberhaupt hängt die Zukunft des Königthums und das Heil Spaniens von ganz andern Dingen ab, als davon, daß das öffentliche Leben in den Geleisen des bisherigen Parteiwesens fortgeführt wird. Eine bloße Parteiregierung ist für Spanien so wenig das Geheimmittel für ein stetiges, gesundes, die Nation aufrichtendes Staatsleben, als umgekehrt England lange Zeit die Grundlage desselben in ihr finden konnte. Aber auch das Stehen über den Parteien, die Ueberlegenheit über denselben ist ein schweres Ding in einem Lande, wo Politik und wilder Parteihaß seit lange sinnverwandte Begriffe geworden sind. Um so mehr ist dies der Fall, als der Boden, auf dem das neu errichtete Königthum steht, noch immer vulkanischer Art ist, und als die Verfassung die Königsgewalt gar mäßig ausgestattet hat. Darum ist es schon hoch anzuschlagen, daß das bisherige Auftreten des Königs seine Person in ein günstiges Licht stellt. Wird so fortgefahren, so wird den Spaniern das Königthum als etwas persönlich Achtbares, als eine von sittlicher Tüchtigkeit getragene Institution erscheinen. Je länger sie dieses Eindrucks entwöhnt waren, um so wohlthätiger kann er wirken. Aber er ist doch nur die Vorbedingung, die Einleitung der politischen Wirksamkeit. Er erleichtert dieselbe, er bahnt ihr die Wege, er kann sie nicht ersetzen.

Digitized by Google

Ihre große Aufgabe besteht darin, in einem Lande, in welchem kranke Romantik, abenteuerliches Wesen, ein Gemisch von Trägheit und Stolz als Erbtheil einer üblen Vergangenheit noch in der Gegenwart wuchern, den mächtigen Anstoß für eine andere Geistesrichtung zu geben. Zugleich mit der Volksbildung, mit der Pflege der geistigen Interessen sind die realen Interessen zu ihrer vollen Bedeutung zu bringen, und der Sinn der Jugend und der jungen Männer weit und breit auf die Arbeit, auf stetige zusammenhängende Arbeit zu lenken. Zu diesem Zwecke hat das Königthum, nachdem es sich persönlich die Achtung und das Vertrauen der Nation im Ganzen erworben hat, seine politischen Hebel nicht in die bisherigen ausgefahrenen Parteigeleise, sondern auf einen tieferen und festeren Grund zu setzen.

Wir haben uns gewöhnt, das im fernen Westen vom Meer umspülte und durch die Pyrenäen von dem übrigen europäischen Kontinent abgeschlossene Spanien als eine Welt für sich, als eine uns wenig berührende Welt anzusehen. Und doch hat es in den letzten Jahren, ohne unmittelbar in die auswärtige Politik einzugreifen, einen bedeutenden Einfluß auf die europäischen Verhältnisse geübt. Die Septemberrevolution von 1868 zerriß die Pläne, welche auf ein Bündniß zwischen dem Kaiser Napoleon und der Königin Isabella gerichtet waren, welche den Schutz des Kirchenstaates einem spanischen Heere anvertrauen und die in Rom stehenden französischen Truppen frei machen sollten, wahrscheinlich für den schon damals geplanten Krieg gegen Preußen. Als dann dieser Krieg drei Jahre später doch ausbrach, war es wieder eine spanische Angelegenheit, die Besetzung des spanischen Thrones, welche dazu den Vorwand bot und die unverständige Leidenschaft des französischen Volks entflammte. Und jetzt hat die endliche Besetzung dieses Thrones und der Eindruck, welchen die Ermordung Prims auf das spanische Volk hervorbrachte, den republikanischen Machthabern Frankreichs die letzte Hoffnung auf einen republikanischen Umschwung jenseits der Pyrenäen und auf Hülfe von dort geraubt.

Die Gesellschafts- und Staatszustände **Frankreichs** in der jüngsten Zeit werden wir später im Zusammenhang überblicken. Die Kriegsereignisse haben uns an das Ende des gewaltigen, opfer- und ruhmreichen Krieges mit Frankreich geführt. Die wuchtigsten Schläge folgten sich während der letzten Wochen in rascher Folge. Zunächst die achttägigen Kämpfe bei Vendôme und Le Mans, welche die französische Westarmee zertrümmerten und ihre Reste in den äußersten Westen Frankreichs jagten (6.—12. Januar); der zähe dreitägige Kampf des Werderschen Corps, welches die in weit überlegener Zahl zur Entsetzung Belforts heranziehende Armee zurückwarf (16., 17. und 18. Januar); die der französischen Nordarmee in der Schlacht bei St. Quentin am 19. Jan. beigebrachte vollständige Niederlage. An demselben Tage der mißglückte große Ausfall aus Paris. Der Verzicht auf die zuerst beabsichtigte Fortsetzung der Ausfallskämpfe während mehrerer Tage war die Folge der blutigen Lehren des 19. Januar. Das Heer ging nach Paris zurück, am 20. Januar. Damit gesellte sich zu den übrigen Leiden der Hauptstadt — den zu Ende gehenden Lebensmitteln und dem Bombardement, welches bereits 400,000 Menschen von dem linken auf das rechte Seineufer vertrieben hatte, und seine feurigen Kreise täglich weiter über Paris zog — die steigende Wuth des Pöbels und der socialistischen Umsturzmänner. Die Befreiung von Flourens und blutig unterdrückte Aufstände folgten. So war das große Ereigniß der Kapitulation von Paris, die am 28. Januar Abends unterzeichnet wurde, reif geworden. Während Trochu von dem Oberbefehl des Heeres, der auf Binoy überging, zurückgetreten und nur an der Spitze der Regierung geblieben war, hatte Favre nach zweimaliger Rückkehr nach Paris in Versailles unter militärischem Beistand die Unterhandlungen zum Abschluß gebracht. Nach London zur Pontuskonferenz berufen, hatte er die Absicht ausgesprochen, dort für andere Dinge als die auf die Tagesordnung gestellten zu plädiren und seine Theilnahme an der Konferenz als die definitive völkerrechtliche Anerkennung der Republik durch Europa ausgelegt. Daher die ihm schließlich von Seite des deutschen Reichskanzlers gemachten diplomatischen Schwierigkeiten und die bis jetzt wegen Abwesenheit eines französischen Vertreters erfolgte mehrmalige Vertagung der nur formell eröffneten Konferenz. Auch ohne diesen Zwischenfall hätte Favre nicht nach London gehen können. Der Zustand von Paris erlaubte es ihm nicht mehr. Die unabwendbare Nothwendigkeit ließ ihm nur noch einen Weg offen, den Weg von Paris nach Versailles, und es ist ehrenvoll, daß er, statt zurückzutreten, diesen schweren Weg gegangen ist. Daß von dem Waffenstillstand, welcher die Kapitulation begleitet, Belfort und das — bereits umgarnte oder auf die Schweiz hinübergedrängte — Bourbaki'sche Heer ausgenommen ist, beweist,

Digitized by Google

daß deutscher Seite Belfort unbedingt in das Gebiet mit einbezogen wird, welches durch den Friedensschluß von Frankreich abgetreten werden soll.

Je näher wir diesem Friedensabschlusse und der auf den 15. Februar einberufenen französischen Constituante stehen, um so ernster tritt die Frage an uns heran, in welcher Form sollen die zu uns zurückgebrachten ehemaligen Reichslande dem deutschen Reiche einverleibt werden. Unzweifelhaft wird einige Zeit, mindestens wohl bis zum Beginn des Jahres 1872 ein Uebergangszustand fortbestehen müssen, welcher der Sache nach nichts Anderes sein kann, als eine Diktatur unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers. In dieser Uebergangszeit wird auch in der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes Vieles umgestaltet und dadurch der Eintritt desselben in einen normalen staatsrechtlichen Zustand als Theil des deutschen Reiches vorbereitet werden. Aber es ist für Deutschland und für Elsaß-Lothringen gleich wichtig, daß unmittelbar nach dem Friedensschluß das nach Ablauf einer gewissen Zeit in Kraft tretende Definitivum festgestellt und bekannt gemacht wird. Die Bewohner des Landes müssen wissen, daß sie nicht länger, als es durchaus nöthig ist, in einer unebenbürtigen Stellung gehalten werden sollen, und welches bleibende Loos über ihr Land geworfen ist. Erst mit dem Tage, an dem sie dies wissen, können Einzelne, später Mehrere, zuletzt Viele beginnen, nicht rückwärts, sondern vorwärts zu blicken, Hoffnungen statt Klagen aufzupflanzen, sich um neue Interessen zu gruppiren, und den Stoff zu liefern, aus dem eine deutsche Partei, und mit der Zeit das organische Wiederanwachsen an das alte Mutterland entstehen kann.

Wir kommen auf die Frage über das für **Elsaß-Lothringen** festzustellende Definitivum zurück, weil uns die Sorge beschleicht, daß man nach einem vielfach, und wie es scheint, nicht ohne Erfolg an entscheidender Stelle, empfohlenen Auskunftsmittel greifen möchte, was sich auf den ersten Blick ganz stattlich ausnimmt, was aber in einem weniger günstigen Lichte erscheint, wenn man es durchdenkt, wenn man die bestimmten Formen, die es anzunehmen hätte, statt der gezeigten schattenhaften Umrisse betrachtet.

Wie einst in den blühendsten Zeiten des Reiches reichsunmittelbare Territorien ohne in der Mitte stehende Territorialherren unter Kaiser und Reich bestanden, so soll auch jetzt, nachdem das deutsche Reich wieder erstanden, aus Elsaß-Lothringen ein eignes reichsunmittelbares Land gebildet werden. In diesem Ruf vereinigen sich die Stimmen vieler unterrichteter und politischer Männer.

Ehe wir die Seiten der Frage berühren, welche ganz der Gegenwart und der Zukunft angehören, ist eine geschichtliche Bemerkung vorauszuschicken. Reichsunmittelbare Territorien mußten zur Zeit des alten Reiches eine ganz andere Bedeutung haben, als sie für das neue Reich je wieder erhalten können. Welches sind die inneren Gründe dieses geschichtlichen Unterschiedes? Einige derselben wurzeln in den veränderten volkswirthschaftlichen und Kulturverhältnissen, andere in dem Gegensatz zwischen ständischem und repräsentativem Wesen. Damit hängt sodann etwas Allgemeineres zusammen, nämlich die Befriedigung der einen Zeit mit einer räumlich eng begränzten Landesgesetzgebung und Staatsverwaltung und das Bedürfniß einer anderen Zeit, beides auf weiterer Grundlage zu entwickeln. Was dieses letztere und seine Anwendung auf unsere Zustände betrifft, so gilt es zu unterscheiden, und das, was unter verschiedene Gesichtspunkte fällt, nicht zu vermischen. Vieles, was nach den Bundesverträgen und nach der Verfassung des neuen deutschen Reiches nicht Sache des Reiches ist, sondern den einzelnen Landesfürsten, Landtagen, Ministerien und Staatsbehörden anheimfällt, könnte ganz gut aufhören Staatssache zu sein, könnte vollständig auf die Gemeinde, auf eine autonome Kreisverwaltung und eine beiden zur Seite stehende statutarische Gesetzgebung übergehen. Anderes, was Staatssache bleiben muß, kann auch von einem kleinen oder mittleren Staate genügend gelöst werden. Anderes aber nicht; es erhält, so lange es sich auf zu engem Kreise entwickelt, nicht den rechten Schwung, die volle Kraft, den freien und weiten Blick oder die genügende Stütze der Wissenschaft. Dieser letztere Theil unserer Landesgesetzgebung und Einzelstaatsverwaltung kann, so lange er nicht an das Reich fällt, nur in einem großen deutschen Staate recht gedeihen.

Dies Alles kann hier nur angedeutet, nicht nach den einzelnen einschlagenden Materien entwickelt werden. Dagegen ist der durchschlagendste Unterschied zwischen der Bedeutung ehemaliger und neu zu begründender reichsunmittelbarer Territorien noch hervorzuheben. Reichsland und Reichsgut bildete den Gegensatz zur Hausmacht. Dieser Gegensatz aber ruhte wieder ganz und gar auf dem Wesen des Wahlkaiserthums. Hätte man von Anfang an ein Erbkaiserthum

Digitized by Google

gehabt, so wäre jener Gegensatz nie entstanden, und hätte sich im Verlaufe der Zeit die deutsche Wahlmonarchie zu einer Erbmonarchie umgestaltet, so wäre derselbe auch mehr und mehr zurückgetreten und zuletzt ganz verschwunden. Soll man nun heute diesen Gegensatz wieder künstlich herstellen, nachdem das deutsche Kaiserthum erblich mit der Krone Hohenzollern verbunden ist, und damit die natürliche Grundlage für denselben fehlt? Was kann die Bildung eines kleinen Stückes Reichsland unter dem Scepter des deutschen Kaisers und die Gegenüberstellung desselben gegen die unter denselben Scepter gestellte preußische Monarchie bedeuten, wo es nach dem Umschwung, welchen unser öffentliches Leben erfahren hat, das höchste Anliegen der Nation werden muß, daß die ganze preußische Macht als dem Reiche angehörig, als eigentliche Reichsmacht, *als nur im Dienste des Reiches wirkend* erscheint und sich so fühlen lernt.

Bei Erweiterung des norddeutschen Bundes zu einem deutschen Reiche hat die Politik einiger neu eintretenden Staaten, namentlich Bayerns dahin getrachtet, den Kreis des partikularen Staatslebens, welches von der Reichsgewalt unberührt bleibt, möglichst zu erweitern. Eine Schutzwaffe gegen gewaltsame Angriffe auf den Fortbestand der Einzelstaaten hat sie darin wohl nicht zu finden gehofft. In Wahrheit sind auch solche Angriffe, wenn die Glieder des Reiches verfassungstreu zu demselben stehen, von oben herab nicht zu erwarten. Jene Politik wurzelt in der natürlichen Neigung bestehender Staatsgewalten, von dem, was sie ihr eigen nennen, möglichst wenig aufzugeben. Sie hat sodann eine andere Gefahr als die drohende Gewalt im Auge gehabt und ihr vorbeugen wollen. Diese Gefahr ist der im Volke anwachsende Einheitstrieb und dem gegenüber das Altern und allmählige Absterben des Partikularismus, *insofern derselbe eine eigene Staatenbildung bedeutet*. Diese Gefahr für den Partikularstaat liegt vielleicht ziemlich fern. Man kann es auf sich beruhen lassen, ob Regierungskunst und Staatsweisheit überhaupt ein wirksames Mittel dagegen zur Hand haben, nachdem nun einmal die Vorbedingungen nicht haben geschaffen werden können, um ein lebenskräftiges blühendes deutsches Reich durch gleichartiges Zusammenwirken gleichberechtigter Staaten und Volkstheile zu gründen, nachdem vielmehr das, was von diesen Verbindungen vorhanden war, unwiederbringlich verloren gegangen ist, und Glück und Größe Deutschlands nur noch auf einer andern Grundlage vor uns steht. Wie man aber auch darüber denken mag, das *Mittel*, nach welchem gegriffen wurde, um den Staatenpartikularismus zu konserviren und bis in eine ferne Zukunft vor den berührten Gefahren sicher zu stellen, ist ein verfehltes. Es wird diese Gefahren nach kurzer Frist weit eher herbeirufen als beschwören. Der Irrthum war übrigens, auch wenn er in der Theorie erkannt worden wäre, in der Praxis, wenigstens durch die leitenden Staatsmänner Bayerns nicht leicht zu vermeiden. Die Zukunft aber wird lehren, daß es für die Erhaltung Bayerns als Staat und für die Erhaltung des staatlich föderativen Elementes in der deutschen Verfassung wirksamere Mittel als die gewählten gegeben hätte. Wir meinen an erster Stelle: nicht die Beschränkung der Kompetenz des Reiches, sondern ihre Erweiterung auf einigen Gebieten, damit die unitarische Richtung in unsrem Volke, statt zu weiteren Eroberungen gereizt zu werden, sich vielleicht im rechten Moment ins Gleichgewicht setzen konnte mit den entgegengesetzten Beständen, Interessen und geistigen Richtungen. Wir meinen an zweiter Stelle das Eintreten der neuen Glieder des Reiches für eine parlamentarischere Durchbildung desselben. Wir meinen endlich an dritter Stelle: damit die Gränze zwischen Reichskompetenz und Landeskompetenz nicht thatsächlich durch die gewöhnliche Reichsgesetzgebung verrückt werden kann, ein oberstes Reichsgericht, welches wie in Nordamerika in jedem einzelnen streitigen Fall auch diese Kompetenzfrage vor sein Forum ziehen und gültig darüber Recht sprechen darf.

Wäre der Abschluß unserer Reichsverfassung in diesem Sinne erfolgt, dann, aber auch nur dann hätte die Angliederung von Elsaß und Lothringen an die unmittelbar anstoßenden Staaten nahe gelegen, wobei jedoch selbstverständlich die Festungen unter die unmittelbare Obhut des Reiches zu stellen gewesen wären. Die Reichsgewalt hätte dann den größeren Platz in dem öffentlichen Leben dieser bisher französischen Landestheile eingenommen, der wichtigste und auch der größte Theil der staatlichen Gesetzgebung wäre *Reichsgesetzgebung* geworden. Dies berührt den Kern der Sache, denn der wichtigste leitende Gesichtspunkt für die Frage, *wie* wir uns Elsaß-Lothringen verbünden sollen, bleibt immer der, daß wir ihm in allem, was nicht absolut staatlicher Natur ist möglichste *lokale* Selbstbestimmung geben mögen, in allem aber, was wesentlich staatlich ist, das wiedergeben müssen, was ihm so lange werthvoll

Digitized by Google

war, nämlich großstaatliches, nicht kleinstaatliches oder mittelstaatliches Leben.

Treten wir nunmehr näher an die Frage heran, welche der beiden noch übrig bleibenden Möglichkeiten den Vorzug verdient: der Eintritt Elsaß-Lothringens ins Reich als eine preußische Provinz mit entsprechender Provinzialautonomie oder als ein eigenes reichsunmittelbares Land. Wer sich für das letztere erklärt, sagt gewöhnlich ziemlich deutlich, wie er eine solche neue Einrichtung *nicht* versteht, aber sehr wenig deutlich, wie er sie positiv sich denkt. Es soll diesem neu zu schaffenden unmittelbaren Reichslande nicht wie so oft in alten Reichszeiten ein erblicher Statthalter vorgesetzt werden. Sonst konnte sich auch die alte Erfahrung wiederholen, daß allmählig der erbliche Reichsbeamte auf dieselbe Stufe trat wie der der Landeshoheit zustrebende Territorialherr, und daß aus dem unmittelbaren ein mittelbares Reichsgebiet wurde. Dies ist ganz gut; es ist auch klar, daß Elsaß-Lothringen als reichsunmittelbares Land in allen nach der Reichsverfassung der Kompetenz des Reiches angehörenden Fragen ganz ebenso zum Reiche stehen würde wie jeder einzelne Staat. Es würde seine Volksvertreter zum Reichstag senden, es könnte auch im Bundesrath vertreten sein. Aber Alles dies berührt die Hauptfrage, die Hauptschwierigkeit noch gar nicht. *Darauf* kommt es an, wie der Theil des Staatslebens geordnet sein soll, welcher nach der Reichsverfassung nicht Reichssache ist, sondern Sache der Landesfürsten, der Ministerien, der Landtage. Sollen alle Rechte der Landesfürsten: oberste Staatsverwaltung, Leitung der Landesgesetzgebung, Begnadigung der Verbrecher u. a. dem Kaiser allein zustehen oder dem Kaiser *und* den deutschen Fürsten, ausgeübt durch ihr Organ, den Bundesrath. Die Reichscentralstelle, den Bundesrath zugleich zu einem Justiz-, Kultus-, Verwaltungsministerium oder zum stellvertretenden Souverän für Elsaß-Lothringen machen hieße einen Unsinn proklamiren. Elsaß-Lothringen würde eine solche staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit nie verdauen. Ebenso wenig kann ein Kollegium, welches vom Kaiser und von den sämmtlichen deutschen Fürsten in Straßburg oder Metz niedergesetzt und mit der stellvertretenden Ausübung aller Souveränetätsrechte eines Landesherrn beauftragt würde, das werden, was Elsaß-Lothringen braucht. Das Land würde es begreifen, wenn man es als Republik konstituirt, es würde es begreifen, wenn man eine besondere Monarchie den Kaiser oder einen eignen Fürsten an der Spitze aus ihm macht, es wird verstehen, daß man es als gleichberechtigtes Glied eines anderen deutschen Staates erklärt und so ins Reich einführt. Aber was es nie begreifen wird, das ist, daß es ein monarchisches Land sein, aber keinen Monarchen, sondern statt dessen eine Summe unfindbarer Monarchen und an ihrer Stelle ein Kollegium von Beamten als thatsächlichen Landesfürsten haben soll.

Und welcher gesetzgebende Körper soll das Land rücksichtlich der *Landes*gesetzgebung vertreten? Denn immer können seine Bewohner doch nicht als Heloten gehalten werden. Der Reichstag, sagen Einige. Dies ist ja wirklich undenkbar. Eine Landesgesetzgebung ist heut zu Tage noch ein weites Feld. Wie könnte man sie auf die Schultern des Reichstages legen wollen, um so die Komplikation unsrer parlamentarischen Landes- und Reichsmaschinerie in zweiter Potenz zu kompliciren. Es bliebe nichts übrig, als ein eigner Elsaß-Lothringischer Landtag. Denselben möchte man willkommen heißen, wenn unsre Reichsverfassung so weit durchgebildet wäre, daß die größere Hälfte des heutigen *Staats*lebens der Einzelstaaten an das Reich (Reichstag und Reichsbehörden) übergegangen wäre. An diesem Punkte stehen wir vielleicht in einem Menschenalter, und dann werden auch im Bau der preußischen Monarchie und im übrigen Deutschland große Umänderungen eintreten. Da, wo wir jetzt stehen, würde ein eigner Elsaß-Lothringischer Landtag die Gewöhnung des Landes an größere Staatsverhältnisse gegen sich haben. Er würde auch die Krankheit des Uebergangszustandes nicht abkürzen, sondern verlängern, indem er lange Zeit weit weniger die secessionistischen Neigungen zerreiben und abstoßen als sie pflegen und erhalten würde. Also auch in dieser Beziehung ist es richtiger, wenn man Elsaß-Lothringen zur preußischen Provinz macht und ihm möglichst viel Autonomie gibt in Allem, was nicht nothwendig des Staates ist.

Warum scheut man sich vor dieser Lösung? Sachliche Gründe haben fürwahr wenig Antheil daran. Man fürchtet die Deutung, daß der Krieg zum Separatvortheil Preußens ausgebeutet werde, und will diesen Schein vermeiden. Aber wo der Gewinn Preußens so ganz und gar mit dem zusammenfällt, was der Sache frommt, da ist diese ausweichende Politik schlecht am Platze. Man erinnere sich doch, welches Unheil schon oft gestiftet worden ist dadurch, daß man, um sich über vorübergehende Bedenken wegzuhelfen, nach schlechten Auskunftsmitteln griff, welche

Digitized by Google

unhaltbare Zustände schufen und den Keim zu späteren Zerwürfnissen in sich trugen.

So viel ist wohl unter allen Umständen klar: soll überhaupt ein reichsunmittelbares Land aus Elsaß-Lothringen gemacht werden, so kann es nicht einen Kollektivsouverän für das Landesstaatsrecht erhalten. Der deutsche Kaiser allein kann sein Souverän werden. Dann ist das, was man so gründet, bis aufs Wort völlig gleich bedeuten mit der Schaffung eines zweiten preußischen Landes, welches mit der preußischen Monarchie nur durch Personalunion verbunden ist. Ist es denn wirklich angezeigt, die Lauenburgische Anomalie, jenen bekannten Nothbehelf, zu wiederholen, oder ist nicht über dieselbe staatsrechtlich längst der Stab gebrochen?

Man knüpft aber an die Herstellung eines reichsunmittelbaren Elsaß-Lothringens in Gedanken noch einige ganz besondere Vortheile. Es wird sich ein anderes Mal die Gelegenheit bieten zu zeigen, daß dieselben nur eingebildete Vortheile sind oder die Nachtheile nicht aufwiegen.

v. Wydenbrugk.

Ein moderner Prophet des Morgenlandes. II. Der Prophet war ruhig und standhaft — festen Auges sah er dem Tode entgegen, er war sich bewußt, nach bestem Wissen und Gewissen gelehrt und gepredigt zu haben und an den politischen Wirren, den vielen Menschenopfern, die seine Doktrin schon gefordert, im innersten Grunde des Herzens unschuldig zu sein. Sein eigenes System war ihm, so zu sagen, über den Kopf gewachsen, er hatte die Geister, die er einmal losgelassen, nicht mehr bändigen können und auch nicht wollen — sie mußten ausrasen und — war es des Himmels Wille — seiner Lehre den endlichen Sieg gewinnen! So brachte er denn freudig sein Leben für seinen Glauben, seine Parteigenossen, sein Volk und Vaterland zum Opfer dar. Und wenn schon seine edle, selbstbewußte Haltung, seine eleganten Manieren, sein zwar von langer Haft abgezehrtes und bleiches, aber noch immer schönes Antlitz mit den kühn und stolz blickenden Augen und dem stattlichen schwarzen Vollbart das lebhafteste Mitgefühl in der ganzen, der Exekution beiwohnenden Volksmenge wachrief, so steigerte sich dasselbe noch, als in schneidendem Kontraste zu der todesmuthigen Ueberzeugungstreue seines Meisters Seid Hussain sich angesichts der Vorbereitungen zur Hinrichtung zum feigen Abfalle bewegen ließ. Gerade er, der bisher einer der glühendsten Vorkämpfer des Bäbismus gewesen war, der auf die Person des Propheten sowohl wie auf die genauere Ausbildung seiner Lehre, vor Allem ihre politischen Konsequenzen den größten und in vielfacher Beziehung gefährlichsten Einfluß geübt, vergaß sich so weit, seinen Herrn und Meister zu verläugnen und sich um diesen Preis das Leben zu erkaufen. Fest dagegen blieb der zweite Mitverurtheilte, Muhammed Ali, den selbst der Anblick seines Weibes und seiner Kinder nicht zu rühren vermochte; er und Báb wurden zusammen mit Stricken an den Festungswall der Citadelle gebunden, so daß sie etwas über dem Erdboden schwebten, und eine aufgestellte Kompagnie Soldaten gab Feuer. Aber als ob der Himmel selbst durch ein Wunder die Beiden hätte retten wollen — die ganze erste Salve verfehlte ihr Ziel und durchschnitt nur die Bande, mit denen man jene gefesselt; Báb und sein Freund waren frei, und hätten sie Geistesgegenwart genug gehabt, diesen Moment geschickt zu benutzen, sich mitten unter die von Staunen ergriffene und offen mit ihnen sympathisirende Menge zu werfen und diese durch einen beredten Hinweis auf den sichtbaren Fingerzeig des Himmels zur Parteinahme für sich zu entflammen, das Schicksal Persiens hätte wahrscheinlich eine ganz andere Wendung genommen, und statt zu unterliegen triumphirte jetzt vielleicht auf den Trümmern der gestürzten Monarchie der neue Glaube. So aber sprang Báb in eine nahestehende Hauptwache hinein, ward dort von einem Offizier durch einen Säbelhieb zu Falle gebracht und zum zweiten Mal mit Muhammed Ali gebunden. Eine neue Salve von Flintenschüssen machte dann dem Leben Beider auf immer ein Ende. Aus guten Gründen hatte man übrigens zu dieser Exekution christliche Soldaten gewählt; — man traute den muselmännischen nicht recht, und sicher ist jedenfalls, daß eine aus solchen gebildete Kompagnie niemals dazu hätte bewogen werden können, zum zweiten Male auf die durch ein deutliches Wunder Befreiten zu schießen. Diese beiden Umstände allein, die kluge Wahl der Truppen und Bábs geringe Geistesgegenwart, haben dem König von Persien Thron und Reich erhalten. —

Ein Schrei der Entrüstung über Bábs Hinrichtung ging durch das ganze Land, und überall erhoben sich die Bábis mit erneuter Kraft und rachedürstiger Wuth; am heftigsten aber wurde durch dieselbe des Hasses Flamme in der Stadt Zendschân zwischen Tauris und Ispahân, Distrikt Chamse in der Provinz Irâk mit vorwiegend türkischer Bevölkerung, geschürt, und

Digitized by Google

die Unterwerfung dieses Platzes sollte den königlichen Truppen fast noch mehr Opfer kosten als der verzweifelte Kampf in Mâzenderân. Schon längst hatte in dieser Stadt ein gewisser Molla Muhammed Ali (der dritte seines Namens, den wir in der Geschichte des Bâbismus handelnd auftreten sehen, und der deshalb zum Unterschied von den beiden anderen nach seinem Geburtsort den Beinamen Zendschâni erhalten hat), ein ebenso gelehrter und in Dogmatik und Jurisprudenz kenntnißreicher wie unruhiger und beweglicher Kopf, durch verschiedene Neuerungen, die er Kraft seiner Würde als Mudschtehid, d. h. als höchste Autorität in Glaubenssachen, anstrebte, mit dem Klerus in erbittertem Streite gelegen und sich dadurch schließlich die Verweisung aus seiner Vaterstadt zugezogen. Da lernte er in Teherân zufällig den Molla Hussain und durch ihn die Lehre des Bâb kennen und ward um so schneller ein glühender Verehrer und Verfechter derselben, als er in ihr so manche Verwandtschaft mit seinen eigenen Ansichten entdeckte, besonders in der Idee, daß nichts auf der Welt unrein, alle Freuden und Genüsse also als von Gott stammend auch göttlich und daher dem Menschen in gewissem Maße erlaubt seien, besonders das Trinken des Weins und Aehnliches. Die Unruhen nach dem Tode des Königs und während des Interregnums begünstigten sein Entweichen aus Teherân, und als er trotz des Verbotes Zendschân wieder betrat, war der Ruf von ihm als einem begeisterten Bâbi schon so allgemein verbreitet, daß eine große Menge von Anhängern ihm zuströmte, und er sich bald, obwohl der Gouverneur ihn und Alle, die sich zu ihm schlugen, unerbittlich zu verfolgen den Auftrag hatte, an der Spitze von 7000, nach Gobineau sogar von 15,000 Mann sah. Vorläufig verhielt er sich mit seinem Anhang noch ruhig, und so ließen ihn die Behörden gewähren; — sobald er sich aber im Stillen völlig gerüstet und seine Streitmacht mit Waffen, Munition und Proviant ausreichend versehen hatte, benutzte er den ersten besten Anlaß zur kühnen Offensive. Die Einkerkerung eines seiner Anhänger, der wegen Steuerverweigerung ergriffen war, gab im Monat Mai 1849 das Signal zum offenen Aufstand; — der Gefangene wurde mit Gewalt befreit, Soldaten schritten dagegen ein, und die fürchterlichste Metzelei begann. Die Bâbis bemächtigten sich nach hartem Kampfe zunächst der Hauptquartiere der Stadt und nach einmal mißlungenem Angriff endlich am 28. Mai auch der festen Citadelle, mit der sie zugleich die Herrschaft über die Stadt sich errungen hatten. Von hier aus gebot Muhammed Ali nun als unumschränkter Machthaber, gründete eine förmliche Militärherrschaft, umgab sich mit einem Generalstab und befestigte sich in seiner sicheren Stellung von Tag zu Tag mehr. Selbst die vom Gouverneur herbeigerufenen königlichen Truppen versuchten lange Zeit vergeblich seine Macht zu brechen, und Wunder von Tapferkeit verrichteten er und die Seinen, die in der ganzen Geschichte ihres Gleichen suchen, und denen nur die Heldenthaten des Molla Hussain ebenbürtig zur Seite stehen. Zweimal, am 11. Juli und 4. August ward von der Regierungsstreitmacht ein Sturm auf die Citadelle unternommen, Minen wurden gelegt, eine Verschanzung nach der anderen wurde erobert — aber dennoch blieben die Bâbis unbesiegt, und furchtbar lichteten sie die feindlichen Reihen, zumal die um diese Zeit einlaufende Schreckenskunde von Bâbs Tod die Kampfeswuth Jener bis zur Raserei steigerte. Mit kühner Entschlossenheit legte sich nun Muhammed Ali selbst den Titel Bâb bei, erklärte sich für den von der Vorsehung an Stelle des verewigten Meisters gesetzten Schirmherrn und Vertheidiger des wahren Glaubens und nahm jetzt offen das schon Bâb zugesprochene legitime Anrecht auf den persischen Thron für sich in Anspruch. Und als er endlich, zu hart von den Gegnern bedrängt, durch Tapferkeit nichts Genügendes mehr auszurichten vermochte, griff er zur verwegensten List. Bei einem dritten Sturm der Regierungstruppen ließ er Feuer in die Bazare werfen, und als alle Bewohner der Stadt und die Soldaten mit ihnen zum Löschen forteilten, gewann er durch einen raschen Angriff das verlorene Terrain wieder und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den zerstreuten königlichen Heerschaaren an. Selbst als neue Verstärkungen bei dem Belagerungsheere angelangt waren, und seine Stellung täglich eine bedrängtere und verzweifeltere wurde, gelang es ihm abermals durch einen ähnlichen Kunstgriff zu triumphiren und die feindlichen Befehlshaber sogar zu Friedensanträgen zu veranlassen. Es wurden nämlich auf seinen Befehl Geldstücke und Hausgeräthe aller Art aus den Fenstern und von den platten Dächern der Festung herabgeschleudert, und als sich die Soldaten gierig auf diese Beutestücke stürzten, brach er hervor und warf sie mit starkem Verluste zurück. Auf die Friedensunterhandlungen aber wollte er um keinen Preis eingehen — das Schicksal seiner Brüder in Mâzenderân war ihm nur zu wohl

Digitized by Google

bekannt und mit Recht fürchtete er auch hier die gleiche Verrätherei. So dauerten denn Kampf und Belagerung noch Monate lang mit wechselndem Glücke fort; schon waren die Bábis bis auf 1200 Mann zusammengeschmolzen, Hunger und Durst quälten sie auf das Schrecklichste, aber standhaft harrten sie aus und besiegten noch einmal am 10. September mit ihrer geringen Anzahl 3000 Soldaten, die sie theils massakrirten, theils in die Flucht trieben, brachten bald darauf eine große Zahl ihrer Feinde, besonders viele Offiziere, in ihre Gewalt, die ohne Gnade hingerichtet wurden, und konnten erst Ende Januar 1850 durch ein allgemeines Bombardement wirklich und für immer unschädlich gemacht werden. Nach verzweifeltem Widerstande fiel Molla Muhammed Ali Zendschâni, noch im Sterben den Seinen die in der Lehre des Báb wohlbegründete Verheißung gebend, er werde in 40 Tagen wieder aufleben, wie auch Molla Hussain und Muhammed Ali aus Balfurûsch bei ihrem Hinscheiden gethan; aber der Muth und die Thatkraft des kleinen Häufleins war gebrochen. Es parlamentirte, erhielt Schonung des Lebens zugesichert und ging trotz des warnenden Exempels wirklich in dieselbe Falle wie der Rest der Mâzenderâni'schen Bábis. Der dort mit Glück versuchte himmelschreiende Verrath gelang dem königlichen Befehlshaber auch hier — wehrlos überlieferten sich die Vertrauensseligen ihren Henkern und wurden natürlich sammt und sonders niedergehauen, nachdem sie zuvor noch das traurige Schauspiel hatten mit erleben müssen, wie man die Leiche ihres geliebten Führers aus dem Grabe riß, Tage lang in den Straßen umherschleifte und in empörender Weise verstümmelte. So rächt sich im Orient die Regierung eines Königs, der sich noch immer den Schâh aller Schâhs, den Pâdischâh des ganzen Erdkreises zu nennen beliebt, und solcher Mittel bedient sich ein Staat, der mit Verachtung auf die unreinen Frengis herabsieht und ihnen gar gern die Wohlthat muhammedanischer Sitte, Bildung und Kultur angedeihen lassen möchte! —

Nach dem Fall der Hauptführer des Bábismus, der Einnahme ihrer festen Positionen in Mâzenderân und Zendschân wurden nun die übrigen kleineren Aufstände in den verschiedenen Provinzen leicht unterdrückt. Am hartnäckigsten vertheidigten sich noch die Bábis in der Stadt Nairiz, nordwestlich von Schiráz, wohin sich ein gewisser Seid Jachja Dârâbi, der weniger aus Ueberzeugung als aus Ehrgeiz und von dem glühenden Wunsche beseelt, um jeden Preis sich Ansehn zu verschaffen, Anhänger des Bábismus geworden war, mit einem streitbaren Haufen geworfen hatte. Sehr geschickt benutzte er die dort augenblicklich herrschenden Unruhen und Revolten gegen die Behörden, um sich als einen unschuldig Verfolgten und am friedfertigen Leben Gehinderten der Regierung gegenüber darzustellen, der nur tüchtiger Soldaten bedürfe, um die Unruhestifter von Nairiz zu Paaren zu treiben. Auf diese Weise erreichte er, daß man ihn ungehindert gewähren ließ, und so verband er sich denn heimlich mit den Insurgenten selbst Als er auf diese Weise neben seinem kleinen Anhang reiner Bábis noch ungefähr 2000 Mann um sich gesammelt, ging er zu offenen Feindseligkeiten über, okkupirte die Stadt, vertrieb den Gouverneur und sengte, mordete und plünderte nach Herzenslust. Es war eben ein ganz charakterloser, von den niedrigsten Gesinnungen geleiteter Mensch, und bald genug empfing er auch den ihm gebührenden Lohn. Denn als ein beim Anrücken königlicher Truppen von ihm gewagter Ausfall übel ablief, trennten sich die Insurgenten von ihm, und obwohl er jetzt gern durch Ergebung sein Leben gerettet hätte, zwangen ihn doch seine wenigen treuen Anhänger, noch einmal einen Ausfall zu versuchen und wenigstens im ehrlichen Kampfe zu fallen. Alle bis auf 30 wurden getödtet, der Rest gefangen und hingerichtet. Dârâbi erhielt von dem königlichen Befehlshaber zwar Mittel zur Flucht, da aber zufälliger Weise zwei Söhne desselben von den Bábis getödtet waren, so nahm man Repressalien an dem allein noch übriggebliebenen Führer und massakrirte auch ihn. Damit war vor der Hand die letzte Spur der aufständischen Bábis vertilgt, und äußerlich blieb es nun eine ganze Zeit lang ruhig.

Aber heimlich wühlte man desto mehr; unter der Asche glimmte der Funken der Empörung fort und fort, und statt sich nach diesen ersten Mißerfolgen zu mindern, mehrten sich die Anhänger des Bábismus von Tag zu Tag. In allen Klassen und Schichten der Gesellschaft wurden von den über ganz Persien zerstreuten Agenten der neuen Lehre Proselyten gemacht, viele der höchsten Beamten für sie gewonnen, und gerade in Teherân, der Haupt- und Residenzstadt, war eine geheime Verbindung hergestellt, die vor Allem die politischen Konsequenzen der Bábschen Doktrin weiter verfolgte und keinen geringeren Zweck hatte, als den König zu ermorden und die Monarchie zu stürzen.

Digitized by Google

Dieser verderblichen Richtung des Bábismus war, wie schon einige Male hervorgehoben ist, besonders durch die ungerechte Ermordung Báb's Vorschub geleistet, und diese zu rächen scheuten seine fanatischen Anhänger jetzt ebenso wenig die schlechtesten Mittel, wie es die Regierung beim Niederwerfen des Aufstandes gethan. Der eifrigste Parteigänger in dieser Beziehung war Seid Hussain, eben jener abtrünnige Bábi, der seinen Herrn und Meister verläugnet, dann aber sich reuevoll den übrigen Chefs zu Füßen geworfen und Verzeihung erlangt hatte, während die hochherzige Gurret-ul-Ain, die sich ebenfalls heimlich in Teherán aufhielt, für die religiöse und sociale Reform unermüdlich predigte und wirkte. Als Nachfolger des Báb hatte man im Stillen den jungen sechszehnjährigen Mirza Jachja erwählt, der mit dem Titel Hazret-i-azal, ewige Hoheit, bekleidet wurde und nun überall im Lande umherpilgerte, um den Muth und die Thatkraft seiner Glaubensgenossen zu stärken und zu befestigen. Um den gefährlichen Nachforschungen der persischen Regierung zu entgehen, sah er sich endlich gezwungen, Bagdád zu seinem Wohnsitz zu erwählen, und von da aus leitete er nun mit Hülfe der vielen das nahe Kerbelá besuchenden persischen Pilger die Angelegenheiten des Bábismus. In Teherán selbst galt als Haupt der geheimen Verbindung Scheich Alí, den Kasembeg als einen orientalischen Monte-Christo schildert. In immer neuen Verkleidungen hatte er schon vor der Niederlage der Bábis in Mázenderán und Zendschán weit und breit die Ortschaften durchzogen und war allen Nachstellungen glücklich entgangen — vergeblich hatte man einige seiner Mitschuldigen, die ergriffen waren, foltern und martern lassen, sie hatten kein Wort über ihn und seinen Aufenthaltsort verrathen, und ungestört wirkte er mit rastlosem Eifer fort und fort. So war denn eine förmliche Verschwörung organisirt, und man harrte nur des günstigen Augenblickes, um seine blutigen Pläne ins Werk zu setzen. Ein solcher trat 1852 beim Fall des Premierministers Mirza-Táki-Chán ein, und als sich wegen dieser Ministerkrisis im ganzen Volke ein Sturm erhob, glaubten die Bábis den gelegenen Zeitpunkt gekommen. Schon lange vorher hatte sich das räthselhafte Gerücht verbreitet, der König werde noch vor Ende des Monats Schawwál sterben, und wirklich wurde auch am letzten Tage desselben, den 16. August 1852, als der Monarch in der Nähe seines Sommerpalastes Niáverán am Fuße des Elburs einen Spazierritt unternahm, von drei fanatischen Bábis, die in der Maske von Gartenarbeitern sich in seinen Dienst gedrängt, ein Angriff auf ihn gemacht. Drei Schüsse wurden auf ihn abgefeuert, und als diese ihn nur leicht verwundeten, stürzten sich die Mörder auf sein Pferd, um ihn vom Sattel niederzureißen. Dabei behinderten sie sich aber ihrer allzu großen Voreiligkeit wegen gegenseitig, und ehe sie ihren Zweck erreichen konnten, wurden sie von den herbeieilenden Hofleuten überwältigt, einer sofort getödtet und die beiden anderen gefangen genommen. In Teherán erhob sich ein gewaltiger Tumult — „der König ist ermordet!“ hieß es überall — allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Stadt und vor Allem des königlichen Hofes, die zahlreichen geheimen Anhänger des Bábismus und mit ihnen die Unzufriedenen überhaupt regten sich, geheime Zusammenkünfte wurden abgehalten, aber der Regierung gelang es, sich bei dieser Gelegenheit einiger der am meisten verdächtigen Personen zu bemächtigen, gegen 60—70, unter denen auch die edle und an dem Mordversuch jedenfalls völlig unschuldige Gurret-ul-Ain sich befand, und nun hoffte man diesen und besonders den beiden auf frischer That ertappten Bábis durch Martern nähere Details über den Umfang der Verschwörung und die Namen der übrigen Mitverbündeten zu entlocken. Aber standhaft ertrugen sie alle Qualen und Schmerzen, kein Wort des Geständnisses kam über ihre Lippen, und dieses Schweigen vermehrte noch den Schrecken in der Umgebung des Königs. Man wußte, wie sehr die neue Lehre in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet war, aber jeder Anhaltspunkt zu einem energischen Vorgehen fehlte, da die Gefangenen in ihrem hartnäckigen Läugnen beharrten, und die Furcht, es könne jeden Tag, jede Stunde vielleicht eine mächtige Revolution im ganzen Lande ausbrechen, war so stark, daß die Regierung sich sogar zur Milde bequemte und die ergriffenen Leute zu begnadigen versprach, wenn sie einfach den Bábismus abschwören wollten. Aber umsonst — keiner übte Verrath an seiner Ueberzeugung, am wenigsten Gurret-ul-Ain, die dem Märtyrertode für ihren Glauben mit Heldenmuth ins Auge sah, und so blieb denn nichts anderes übrig, als an diesen ein furchtbares Exempel zu statuiren, um dadurch die übrigen unbekannten Rädelsführer einzuschüchtern. Zuerst ward Gurret-ul-Ain, das stolze, schöne Weib, in Teherán dem Scheiterhaufen überliefert, und nur das Mitleid der Henker, die sie zuvor erstickten, ersparte ihr die

Digitized by Google

schrecklichen Qualen des Feuertodes. Ihre Asche wurde in alle Winde zerstreut, und nun führte man auch die übrigen Gefangenen, unter diesen den mitergriffenen Seid Hussain, zur Hinrichtung; jeder der höheren Würdenträger hatte einen derselben übernommen und ließ nun nach Herzenslust seine Rache an ihm aus; mit der unerhörtesten Grausamkeit wurden sie zu Tode gepeinigt, und selbst der Weiber und Kinder schonte man nicht. Mit unvergleichlichem Heroismus starben alle, den Namen ihres Meisters Báb und den des Ali auf den Lippen, und der Tag ihres Martyriums verschaffte, wie Gobineau berichtet, dem Bábismus mehr Anhänger, als es irgend eine Predigt zuvor gethan. Das Mitgefühl mit den unglücklichen, wenn auch vielfach verblendeten und auf falsche Wege geleiteten Schlachtopfern wurde der beredteste Werber für die von ihnen bis zum letzten Athemzuge verfochtenen Ideen, und so hat sich denn der Bábismus seitdem still und heimlich, aber desto sicherer und ungestörter über alle Provinzen Persiens ausgebreitet und besonders in den aufgeklärtesten und gebildetsten Kreisen der Gesellschaft immer neue Anhänger gewonnen. In Teherán allein sollen dem Bunde 5000 angehören, darunter Beamte höchsten Ranges, Leute aus der nächsten Umgebung des Königs selbst, und wer weiß, wie nahe eine abermalige, vielleicht erfolgreiche Schilderhebung derselben bevorsteht. Die alten Zustände Persiens sind morsch und unhaltbar geworden, Alles sehnt sich nach einer neuen, besseren Gestaltung der Dinge, im religiösen, politischen und socialen Leben ist eine Umwälzung nur noch eine Frage der Zeit, und wie im Occident, so hat auch im Orient merkwürdiger Weise das Jahr 48 durch den Bábismus den ersten Anstoß zu einer nie geahnten, gewaltigen Bewegung der Geister gegeben. Auch die jüngst in Teherán versuchte Gründung von Freimaurerlogen nach europäischem Muster scheint damit in enger Verbindung zu stehen, und sicher ist, daß der oben genannte Mirza Jachja, das geheime Haupt der Bábis, von Bagdád aus allen Vorgängen seiner Heimat mit gespannter Aufmerksamkeit folgt. Den vielfach an ihn ergangenen Aufforderungen, doch jetzt schon bei dem gegenwärtigen schwachen und widerstandslosen Regiment in Persien loszuschlagen, soll er bisher freilich immer die Antwort entgegengestellt haben, es sei noch nicht die Zeit! — —

Nachdem wir so den historischen Verlauf des Bábismus ausführlich geschildert, ausführlicher, als es ursprünglich unsere Absicht war — denn der Gegenstand riß uns hin, und die vielfachen unstreitig großen Züge in den Charakteren der Hauptheiden reizten uns zu einer eingehenden Besprechung, — wollen wir nun auch von den einzelnen Dogmen und Grundsätzen der neuen Lehre dem Leser eine anschauliches Bild zu entrollen suchen. Denn daß nicht etwa, wie man vielleicht zu glauben geneigt wäre, die eminente Persönlichkeit seines Stifters, das Feuer seiner Beredtsamkeit allein oder doch vorwiegend die Ursache der reißend schnellen Verbreitung des Bábismus in Persien gewesen, sondern wirklich die Sache selbst, die von ihm gepredigten reformatorischen Ideen, beweist der Umstand, daß die hervorragendsten seiner Parteigänger, wie Gurret-ul-Ain, die beiden Muhammed Ali aus Balfurúsch und Zendschán und Andere ihn nie mit Augen gesehen, sondern nur aus den von ihm mitgetheilten Reden und aus seinen Schriften ihre Begeisterung geschöpft haben. Wir haben schon oben die beiden Erstlingswerke Báb namhaft gemacht, das Tagebuch über die Pilgerfahrt nach Mecka und den Kommentar zur zwölften Sure des Korán; außer diesen hat er noch eine Menge von Schriften verfaßt, die alle den Titel Beján, d. h. Exposition und Erklärung der neuen Lehre, führen und unter denen als die drei wichtigsten eine in arabischer, eine in persischer Sprache und endlich eine kürzere, das Buch der Vorschriften genannt, hervorzuheben sind. Von letzterer hat Gobineau in seinem vielgenannten Buche eine Uebersetzung gegeben. Freilich sind alle diese Schriften und ebenso auch die des jetzigen Hauptes der Bábis, der ewigen Hoheit Mirza Jachja, in sehr dunkler mystischer Sprache geschrieben und daher schwer verständlich; — aber ihren Hauptzügen nach läßt sich die Doktrin des Bábismus denn doch daraus erkennen, und Gobineau und Kasembeg ergänzen sich in der detaillirten Schilderung derselben vielfach, so daß sich wenigstens eine allgemeine Vorstellung von dem Wesen der Bábschen Ideen mit Hülfe dieser beiden geben läßt. Wie wir bei der Jugendgeschichte Báb beiläufig erwähnt, fußen diese zum großen Theil auf den Lehren der Scheichiten und denen der Súfis, und wir müssen daher zunächst diese beiden Sekten etwas genauer ins Auge fassen. — Bekanntlich theilt sich die ganze islámische Religionsgemeinde in zwei einander sehr schroff und feindlich gegenüberstehende Parteien, die der Sunniten, die neben dem Korán noch die Sunna, d. h. die Tradition und Interpretation

Digitized by Google

desselben, sowie die Legitimität der drei ersten Khalifen, Abû Bekr, Omar und Osmân, anerkennt und heutzutage hauptsächlich von den Türken vertreten wird, und die der Schiiten, die beide Punkte läugnet, Ali, den Vetter und Schwiegersohn Muhammeds und vierten Khalifen, mit seinen Nachkommen für die einzig rechtmäßigen Fürsten des Islâm erklärt und vor Allem die Perser zu ihren begeisterten Bekennern zählt. Man hat diese letzteren nicht selten die Protestanten des Islâm genannt, was mit Rücksicht auf ihre konfessionellen Unterscheidungspunkte von den Sunniten jedenfalls verkehrt ist, da sich in diesen kaum eine genügende Analogie mit denen der protestantischen gegenüber der katholischen Kirche findet; aber in einer Beziehung könnten sie wirklich auf diese Bezeichnung Anspruch machen, insofern nämlich einer der Hauptbeweggründe, der sie zur Opposition gegen die orthodoxe Kirche trieb, der nationale Sinn der Perser, ihr patriotisches Gefühl, das Bewußtsein ihrer einstigen Größe und Macht war, die nun von Fremdlingen politisch wie geistig mit aller Gewalt unterdrückt wurde. Wie der deutsche Geist in der Reformation kühn die Fesseln zerriß, in die ihn römischer Uebermuth und römischer Absolutismus geschlagen, wie in ihr der erste Anstoß zur Begründung einer freien und fremder Willkür nicht länger preisgegebenen deutschen Nationalkirche, die leider bis jetzt noch immer nicht verwirklicht ist, gegeben wurde, so machte auch die Perser vor Allem die Vaterlandsliebe zu Schiiten. Das politische Joch der Araber vermochten sie nicht abzuschütteln, den einmal in Fleisch und Blut übergegangenen Islâm ebenso wenig, sie mußten also innerhalb der gegebenen Religion eine Handhabe für ihre Zwecke suchen, und so griffen sie die Legitimität der drei ersten Khalifen und nicht minder die der späteren Dynastien an, erkoren Ali und die aus seiner Familie entsprossenen Imâme zu ihren Nationalheiligen und verwarfen die von den Sunniten hochgehaltene Tradition. Ali ward für sie eine förmliche Inkarnation Gottes und spiegelte ihnen so gleichsam, wie Gobineau scharfsinnig bemerkt, den Ormuzd ihrer alten Parsenreligion wieder, die übrigen Imâme aus seinem Geschlecht bis auf Al-Mehdi herab, mit dessen längst ersehnter Rückkehr auf die Erde die Epoche der vollkommenen Glückseligkeit hienieden beginnen soll, mußten die Amschaspands der Zoroastrischen Lehre vertreten, der semitische Scheitân oder Satan, die Personifikation der ewig mit dem Geiste ringenden Materie, den Ahriman, und so weiter. Und wie der Islâm überhaupt durch seine vagen Glaubenssätze die zerbröckeltste aller Religionen, wie Gobineau es treffend nennt, geworden ist, da er eigentlich nur ein fest und bestimmt ausgeprägtes Dogma an seiner Spitze trägt, das von dem einen, in Muhammed geoffenbarten Gott, im Uebrigen aber dem Eindringen der heterogensten und oppositionellsten religiösen Begriffe freien Spielraum gewährt, so ist es nun auch im besonderen mit dem schiitischen Islâm der Fall, dessen verschiedene Sekten sich freilich hauptsächlich nur durch den höheren oder geringeren Grad der Verehrung unterscheiden, die man Ali und den übrigen Imâmen widmet. Am meisten Anhänger unter den gebildeten und gelehrten Leuten zählt nun heutzutage die von Scheich Ahmed im Anfange dieses Jahrhunderts gegründete Sekte der Scheichiten, die sich am meisten von dem leeren Buchstabenglauben und Formelwesen losgesagt haben, die berühmten Wunder Muhammeds figürlich fassen, in Gott das höchste, die ganze Welt durchdringende Wesen, aus dem das All emanirt ist, und in Ali und den Imâmen gleichsam die Personifikationen seiner erhabensten Attribute und die unsichtbaren Beherrscher der Erde verehren. Sie stehen daher in nahem Contakt mit der religiös-philosophischen Sekte der Sûfis, den reinen pantheistischen Mystikern, die seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ungefähr in Persien zur Geltung gekommen sind und bis auf den heutigen Tag durch ihre zahlreichen und überall hin verbreiteten Derwischorden den entscheidendsten Einfluß auf die ganze geistige Bildung des Volkes geübt haben. Auch dieser Sûfismus, der die muhammedanische Einheitslehre bis auf die höchste Spitze getrieben, Gott als das einzig Existirende und daher alles Irdische als mit ihm identisch, von Ewigkeit her mit ihm eins und nach dieser kurzen Erdentrennung wieder mit ihm zusammenfließend denkt, alle Dogmen und Religionen nur als Allegorien von Gott und daher als gleichgültig ansieht, ebenso wie das Gute und Böse, — auch dieser, können wir mit vollem Rechte sagen, war nichts weiter als eine Auflehnung gegen den Islâm der Araber, eine Auflehnung des indogermanischen Geistes — denn seine Urkeime sind auf indischem, specifisch buddhistischem Boden erwachsen — gegen den starren, abstrakten Deismus der Semiten. Und da seit dem Aufblühen dieser mystischen Richtung alle großen Dichter Persiens sich derselben bemäch-

Digitized by Google

tigten, sie mit schöpferischer Phantasie ausbildeten und ganz und gar in Poesie umsetzten, so ist es leicht erklärlich, wie dieselbe so feste Wurzeln im Volke zu schlagen und allmählich den größten Theil der Bevölkerung zu ihren Jüngern heranzubilden vermochte. —

Auf diesen beiden Systemen basirt nun ihren Grundzügen nach die Lehre des Báb, wie er denn selbst auch eine Zeit lang das Haupt der scheichitischen Sekte war; in ihrer weiteren Ausbildung aber entfernt sie sich mehr und mehr von beiden und nimmt eine ganz eigne originelle Färbung an. Ohne den engeren Zusammenhang derselben mit den beiden genannten Doktrinen hier weiter bis ins Einzelne zu verfolgen, wollen wir nun kurz die Hauptsätze des Bábismus, wie sie sich geschichtlich herausgebildet und fixirt haben, aufzählen. Wie wir schon im Eingange unserer Studie betont haben, richtete sich derselbe vor Allem gegen den Einfluß des fanatischen, herrschsüchtigen und ebenso an und für sich dummen wie das Volk verdummenden muselmännischen Klerus, der, am todten Buchstaben des Gesetzes klebend und ohne jede höhere Auffassung von Gott und der Welt, nicht die Moral und Humanität auf seine Fahne geschrieben, sondern einzig das ehrgeizige Streben, sich Alles, selbst die Regierung dienstbar zu machen und in die inneren wie äußeren Angelegenheiten des Reiches thätig einzugreifen. Nicht minder richtete er sich gegen die mit den Ulemas stets verbundene konservative Hofkamarilla, die jeder Reform und Besserung principiell widerstrebte; und hatte er so einerseits die Tendenz, recht lebhaft und eindringlich allen Gemüthern den Grundsatz einzuprägen, daß man nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste des göttlichen Gesetzes leben und handeln müsse, so eiferte er andererseits gegen die Willkürlichkeit und Gewissenlosigkeit der Regierung, die Erpressungen der Staatsbeamten, Richter und Provinzgouverneure, den Steuerndruck, und suchte die Freiheit des einzelnen Individuums, besonders auch des in socialer Beziehung so benachtheiligten weiblichen Geschlechtes, in gebührender Weise zu heben und zu stärken. Das erstgenannte Streben kennzeichnen vornehmlich die Ansichten Bábs über Gottes Natur und Verhältniß zur Welt, in denen sich der bedeutende Einfluß der pantheistischen Ideen des Süfismus nicht verkennen läßt, wie denn auch in den Briefen der Bábis, von denen uns Kasembeg zwei interessante Exemplare mittheilt, überall die gewöhnlichen mystischen Ausdrücke und Bilder, überhaupt die ganze Denk- und Redeweise der Süfis wiederkehrt.

Nach Báb ist die muhammedanische Lehre von der Einheit Gottes so zu fassen, daß dieser gleichsam die primitive Einheit bildet, aus welcher mittelst seiner sieben Hauptattribute, seiner sieben ḥurúf (Buchstaben oder Worte, wie er sie in seiner mystischen Sprachweise nennt), die aber nicht etwa als außer ihm stehende Abstraktionen, sondern als völlig mit seinem erhabenen Wesen eins und von demselben umschlossen gedacht werden müssen, wie Kraft, Macht, Wille, Offenbarung ꝛc., die berechnete Einheit, d. h. die sichtbare und unsichtbare Welt, das ganze All emanirt ist. Insofern ist dasselbe nun zwar niedriger und unvollkommener als Gott selbst, aber es ist trotzdem nicht geschieden von ihm, weil außer Gott eben keine Existenz denkbar ist, sondern nur ein in Zeit und Raum gleichsam verkörpertes Accidens, das am jüngsten Tage in sein Wesen zurückläuft und wieder ganz eins mit ihm wird. Der Hauptunterschied dieses emanirten Alls von Gott, seinem Urquell, besteht darin, daß Gott, die primitive Einheit durch seine Attribute, d. h. seine Kräfte wirken und schaffen lassen kann so viel er will, ohne daß sie sich irgendwie verminderten, — diese zweite berechnete Einheit, die Welt, dagegen das nicht vermag, sondern stets mit einem Minus und Plus ihrer Kräfte zu rechnen hat, sobald sie etwas aus sich emaniren lassen will. Buchstaben oder Worte nennt Báb diese göttlichen Attribute, um dadurch für den Ursprung der materiellen wie der geistigen Elemente der Welt zugleich den rechten Anhaltspunkt zu geben; als Worte sind sie die Quelle alles Intellektuellen, als Buchstaben, aus denen sich Zeilen und Linien kombiniren lassen, die der Materie. Gott ist nun einerseits, wie schon gesagt, mit diesen Attributen vollkommen eins, daher er mit dem arabischen Ausdruck wáḥid (eins und einzig im Gegensatz zu einer Vielheit) bezeichnet wird; er ist aber andererseits auch der ewige Urquell, der erst diesen ihm inhärirenden Kräften selbst wieder Leben und dadurch gestaltende, schöpferische Kraft gibt, und als solcher nennt man ihn ḥajjun (lebendig im höchsten Sinne des Wortes) und sagt von ihm: aḥajja, er hat von Ewigkeit her allen Dingen Leben gegeben und thut dies fort und fort. Diese drei Worte, wáḥid, ḥajjun und aḥajja, haben Báb nun zu einer wunderbaren mystischen Zahlentheorie, ihrer leitenden Idee nach nicht unähnlich der des Pythagoras, Anlaß gegeben, die auf den ersten Anblick etwas

Digitized by Google

ungemein Spitzfindiges und Gesuchtes hat, in ihrem innersten Wesen aber sehr wohl zu dem Grundzug seiner Lehre paßt und mit derselben aufs Trefflichste harmonirt. Rechnet man nämlich den Zahlenwerth der arabischen Buchstaben, aus denen die drei bestehen, zusammen, so ergibt sich für wâhid 19, für hajjun 18 und für ahajja wieder 19. Auch das Wort wudschûd, Existenz Gottes, in dem speciellen Sinne von wahdetiwudschûd, einheitliche Existenz, ergibt an Zahlenwerth seiner Buchstaben merkwürdiger Weise 19. Daraus zieht nun Báb die Folgerung, in der Zahl 19 sei das eigentliche Wesen Gottes am richtigsten ausgedrückt, und die Eins darin bilde wiederum das Lebens- und Existenzprincip, das mit den übrigen 18 Haupt- und Nebenattributen vereint Gott erst zum wahren Gott stempele. Die Gottheit sei also eine Komposition von 19 Kräften, und da nun die aus ihr emanirte Welt auf denselben Lebensprincipien wie sie selbst beruhe, müsse auch in der Welt alles nach dieser Zahl 19 geregelt, das Jahr beispielsweise in 19 Monate, der Monat in 19 Tage, der Tag in 19 Stunden ꝛc. eingetheilt, die Maße, Gewichte, Entfernungen auf diese Weise berechnet, überhaupt in keiner Einrichtung des menschlichen Lebens hiervon abgewichen werden. Báb will also mit andern Worten — und das ist ja der schon mehrfach angedeutete Kern seiner Lehre — die ganze Welt der göttlichen Natur konform eingerichtet wissen; ihre Organisation soll keine willkürliche, sondern eine auf den ewigen göttlichen Gesetzen beruhende sein, und nach diesen allein soll denn auch der Mensch leben und handeln. Dessen einzige Aufgabe ist es, durch die richtige Erfüllung der Gebote Gottes, durch Gehorsam und Liebe zu ihm emporzustreben und so der Wiedervereinigung mit ihm immer mehr und mehr würdig zu werden. Wir haben oben in der Lebensgeschichte Báb's erwähnt, daß er sich die Bezeichnung des Punktes beigelegt, und wir können jetzt die Erklärung dieses eigenthümlichen Ausdruckes geben. Jene Eins, die das Lebensprincip in der Zahlenkomposition des göttlichen Wesens für Báb bildet, hatte er den Punkt, gleichsam die höchste Spitze dieser Zahlenreihe genannt; ebensolchen Punkt und solche Zahlenreihe nahm er nun auch in der Lehre von der Offenbarung und der prophetischen Sendung an, wie er denn auch jedes Priesterkollegium aus 18 Mitgliedern und einem Oberhaupt zusammengesetzt wissen wollte. Um nämlich das mit Gott zwar innerlich identische, aber doch vorläufig äußerlich von ihm geschiedene All in stetem Rapport mit seinem Urquell zu erhalten, seine dereinstige Wiedervereinigung mit ihm mehr und mehr zu ermöglichen und die Menschen durch immer höheres Wissen der Rückkehr in den Urschooß würdig zu machen, sind die Propheten und mit diesen eine fortlaufende Kette von stets vollkommneren Offenbarungen in die Welt gekommen. Das Wesen dieser Propheten ist nun ebenso wie das des Weltalls selbst eine göttliche Emanation, sie sind zwar der äußeren Erscheinung nach Menschen, innerlich aber göttlicher Natur oder gleichsam Gott selbst, vereinigen also beide Eigenschaften gleichmäßig in sich und eignen sich dadurch eben am besten zu Mittelspersonen zwischen der Welt und dem Weltenherrn. Eigentlich sind nun alle Propheten einander gleich, ja sogar identisch und unterscheiden sich nur hinsichtlich der größeren oder kleineren Rolle, die sie auf Erden zu spielen haben; denn kein Prophet bis auf den heutigen Tag, auch Báb selbst nicht — und das ist das Eigenthümlichste an seiner Lehre, — hat die volle Wahrheit den Menschen gebracht, jeder immer nur so viel, wie für seine Zeit nothwendig war, der spätere natürlich mehr als der frühere, und Báb folgerichtig also das Meiste unter den bis jetzt aufgetretenen, aber noch lange nicht das Ganze. Stets spricht er in seinen Schriften mit voller Demuth und Bescheidenheit von sich, stellt sich keineswegs als unfehlbar hin, sondern betont aufs Eindringlichste, daß er eben nur das wesentlich Neue bringe, was für seine prophetische Epoche der Menschheit zu wissen nothwendig sei, und daß er dadurch die Offenbarungen der früheren Propheten Moses, Christus, Muhammed ꝛc. — was schon öfter hervorgehoben ist und entschieden auf seine intime Bekanntschaft mit den Evangelien hinweist — nicht umstoße, sondern erfülle, da dieselben für ihre Zeit recht gut und trefflich gewesen, für die heutige aber nicht mehr ganz ausreichten. So hat er auch von seinem ursprünglich zu 19 Abschnitten angelegten Hauptbejân nur 11 vollendet und die fehlenden zu schreiben dem nach ihm kommenden größern und größten, zugleich aber auch letzten Propheten überlassen, zu dem er sich wie Johannes der Täufer zu Christus verhält, und der daran kenntlich sein wird, daß die Buchstaben seines Namens ebenfalls an Zahlenwerth 19 ergeben. Mit dessen Epoche fällt dann das Weltgericht zusammen, in welchem die reinen Menschen aller Jahrhunderte mit Gott auf immerdar vereinigt werden, die bösen dagegen ins Nichts übergehen und spurlos darin versinken.

Digitized by Google

Nun hat aber keine prophetische Epoche bloß einen Propheten hervorgebracht, auch die Zeit Báb's nicht, sondern jede eine geschlossene Einheit von 18 persönlichen Manifestationen der göttlichen Offenbarung, an deren Spitze als neunzehnter der Punkt steht. Dieser Punkt ist keineswegs vollkommener in seinem Wesen als die übrigen, aber weil er eine größere Aufgabe zu erfüllen hat als sie, so ist er derjenige, der der Welt gegenüber als Träger der prophetischen Mission besonders hervortritt, und in diesem Sinne nannte sich denn auch Báb den Punkt. Als die übrigen Glieder dieser Prophetenkongregation, wenn wir so sagen sollen, als die Heiligen, die Typen der Wahrheit oder Meister des höchsten Grades, wie sie auch genannt werden, haben wir uns in diesem Falle also Molla Hussain, die beiden Muhammed Ali, Gurret-ul-Ain und überhaupt die bedeutenderen Anhänger und Schüler des Meisters zu denken. Diese alle, ebenso wie der Punkt, sind nun in gewisser Beziehung unsterblich, oder, besser gesagt, befinden sich hinsichtlich ihres göttlichen Charakters in einer Art steter Seelenwanderung, die freilich von der indischen und von der, die sich die Súfis denken, durch Stein, Pflanze, Thier und Mensch bis zum Engel empor, weit verschieden ist. Sobald nämlich einer dieser 19 stirbt, verbindet sich der Offenbarungs- und Wahrheitshauch, der ihn beseelt, sofort mit einer anderen lebendigen Seele, geht in eine andere Person über und wirkt in dieser fort. Die Körper und Seelen der Propheten wechseln also, der prophetische Geist bleibt stets derselbe, und wie dieser Grundsatz von der Gegenwart und Zukunft gilt, so gilt er naturgemäß auch von der Vergangenheit, d. h. also auch in Báb und seinen Freunden waren geistig die früheren Propheten und Heiligen wieder erstanden, und demgemäß konnte man einerseits Báb als den neubelebten Ali oder Al-Mehdi, den längst wiedererwarteten Weltimám, Molla Hussain, Muhammed Ali als Reproduktionen der übrigen Imáme, deren Namen sie sich ja auch beilegten, ansehen, und konnten andererseits diese Alle selbst sterbend den Ihrigen die tröstliche Versicherung geben, daß sie binnen 40 Tagen in neuer Form wieder in der Welt erscheinen würden. 40 ist bekanntlich eine heilige Zahl und 40 Tage beträgt gewöhnlich die Zeit, die ein angehender Prophet zur Vorbereitung auf sein Amt in der Einsamkeit mit Meditiren und Fasten hinzubringen pflegt. — Da nun das ganze Weltall eine Emanation Gottes und mit ihm gleichsam identisch ist, so folgt daraus, daß nichts seiner Natur nach unrein sein kann, und daß das Böse, das sich nun einmal nicht wegläugnen läßt, eben nur in diesem Faktum der Emanation selbst und in der größeren oder geringeren Abirrung der Kreatur von dem Wesen der Gottheit seinen Grund hat. Es gibt daher auch keinen Genuß, keine Freude der irdischen Welt, die dem Menschen nicht erlaubt sei; alle Vergnügungen des Essens und Trinkens, Luxus und Pracht der Kleider, und was sonst dahin gehört, sind dem Erdenbürger gestattet, und das einzige dabei zu beobachtende Gesetz ist das der Mäßigkeit, die als unerläßliche Tugend von Báb hingestellt wird. Er berührt sich in dieser Hinsicht so ziemlich mit dem größten Lyriker Persiens, Háfiz, der überall in seinen Ghazelen den freien, unbehinderten Lebensgenuß, die Weltlust feiert, aber nur in so weit, wie sie in den, nicht von der Sitte, wohl aber von der wahren Moral und Sittlichkeit gebotenen Schranken bleibt. Wie also Báb durch seine Vorschriften über die Regelung des ganzen Lebens getreu nach dem Geiste des göttlichen Gesetzes und in vollem Einklang mit der göttlichen Harmonie das leere todte Formelwesen des Islám und die willkürlichen Satzungen des Klerus energisch zurückgewiesen hat, so erweist er sich auch in diesem Punkte als ein sehr wohlthätiger Reformator. Er verwirft von seinem Standpunkt aus mit Recht die meisten rein äußerlichen Ceremonien des Muhammedanismus, so die Ablution, d. h. die Reinigung vor dem Gebet nach jeder, auch der kleinsten Befleckung, und ähnliche unnütze und geistlose Bestimmungen. — Durch diese Idee von der Reinheit alles Irdischen mußte nun auch das Verhalten den Ungläubigen gegenüber wesentlich modificirt werden, und wenn Báb auch nicht gerade volle Toleranz gegen sie predigt, so gestattet er doch einen weit freieren Verkehr der Gläubigen mit ihnen, als es der Islám thut. Sie dürfen Umgang, sogar Freundschaft mit ihnen pflegen, und obwohl sie berechtigt und gleichsam verpflichtet sind, ihnen, so lange sie sich nicht zum Bábismus bekehrt haben, alles Hab und Gut zu nehmen — darin mußte Báb nun einmal der Habsucht der Orientalen, besonders der Iránier, ein Zugeständniß machen, — so ist ihnen doch aufs Strengste die Tödtung eines Andersgläubigen verboten. Auch kehrt sich das Gebot des Beraubens mehr gegen die eigentlichen fanatischen Muselmänner, als gegen die Gebern, Juden und Christen, mit welchen

Digitized by Google

letzteren Báb um so mehr eine Art freundschaftlichen Verkehrs anzustreben geneigt war, als ja vielfach evangelische Wahrheiten die Basis seiner neuen Ideen bildeten. — Hiermit sind wir nun schon zu den Sätzen der Bábschen Doktrin gelangt, die sich mehr auf das politische und sociale, überhaupt das praktische Leben beziehen, und gerade in diesen liegt Báb's Originalität und das Hauptmoment seiner Wirksamkeit. Er verbietet, den Andersgläubigen das Leben zu nehmen, aber nicht bloß diesen — er verbietet überhaupt die Todesstrafe und ist also in dieser Hinsicht weiter vorgeschritten als der größte Theil der civilisirten Welt. Ebenso sind Torturen und sogar die Prügelstrafe von ihm untersagt und hauptsächlich nur Geldbußen gesetzlich gestattet. Wie er sich die staatliche Gestaltung des neuen Gottesreiches gedacht, das er und seine Schüler auf Erden zu gründen gehofft und die Letzteren noch jetzt hoffen, läßt sich zwar im Einzelnen nicht genau und deutlich ersehen, im Allgemeinen aber stellt sich die von ihm angestrebte Regierungsform, wie Gobineau es eingehend darlegt, als ein Gemisch von monarchischen, theokratischen und demokratischen Elementen dar. Die Hauptgewalt ist dem aus 19 Mitgliedern bestehenden obersten Priesterkollegium, mit dem Nachfolger Báb's an der Spitze, zugewiesen, und mit diesem hat der eigentliche nominelle König seine Macht zu theilen, der wahrscheinlich selbst wieder einer dieser 19 ist, da ja Báb und seine Nachfolger, wie wir oben gezeigt, als die einzig legitimen Thronerben angesehen werden. Die Hauptpflicht dieses Königs ist die Vertheidigung der Religion, und dafür erhält er eine gewisse Bezahlung, zumeist aus den eingehenden Steuern; da nun aber nach den Gesetzen des Bábismus Niemand mit Gewalt zum Steuerzahlen gezwungen werden kann noch soll, so ist die Stellung des Monarchen gerade keine sehr beneidenswerthe, und wahrscheinlich wollte man absichtlich nur einen Schattenkönig, damit die ausübende Gewalt um so ungeschmälerter diesem Neunzehnerkollegium verbleibe. Diesem fällt dann auch der Hauptantheil aller im Kriege oder durch sonstige Beraubung der Ungläubigen zu machenden Beute anheim, von der ein Drittel — nach Kasembeg — dem obersten Imám, — nach Gobineau — (was richtiger scheint) dem allgemeinen Reservefonds zugewiesen wird, welcher für den künftigen Propheten bestimmt ist. Der Rest der Beute wird theils an die übrigen Mitglieder des Kollegiums gleichmäßig verschenkt, theils zum Unterhalt der Märtyrergräber angewandt und theils den Armen gegeben, auf deren Unterstützung und Pflege Báb überhaupt sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet hat. Unter all den äußerlichen Vorschriften des Islám, die mehr oder minder von ihm als nebensächlich betrachtet und theils von ihm ganz verworfen, theils wenigstens für den Augenblick und bis zum Erscheinen des letzten und größten Propheten, der das Gesetzbuch des Bábismus zum Abschluß bringen soll, suspendirt sind, hat er nur diese eine des Almosengebens an Arme in ausgedehntestem Maße beibehalten. Alle Reichen müssen dazu beitragen, da ihr Vermögen, wie Báb sagt, ja nicht ihnen, sondern eigentlich Gott allein gehört, und das sonst im Orient so gewöhnliche und selbstverständliche Betteln ist von ihm aufs Strengste untersagt.

Auf die übrigen hier einschlägigen, mehr oder minder unerheblichen Bestimmungen Báb's können wir nicht weiter eingehen, und ebenso lassen wir seine Vorschriften über die besonderen Abzeichen der Gläubigen, bestehend in Amuletten mit verschiedenartigen Inschriften, Siegelringen mit eingravirten Ziffern ꝛc., über die eigenthümlichen Grußformeln und anderes mehr, in dem viel wunderliches Zeug enthalten ist, unberücksichtigt bei Seite. Wir haben nur noch eine und zwar die bedeutsamste Seite seiner Lehre hervorzuheben, die nämlich, welche sich mit der socialen Stellung der Frauen beschäftigt. Schon aus dem bisher Gesagten geht hervor, wie Báb sich vielfach einerseits an das Christenthum, andererseits an unsere modernen Sitten und Ideen überhaupt angelehnt und diese in einer dem Orient angepaßten Form für die Hebung und Civilisirung seines Volkes zu verwerthen gesucht hat; nirgends aber hat er nach dieser Richtung hin sein reformatorisches Talent ersprießlicher und gedeihlicher zur Geltung gebracht, als in dem oben angeregten Punkt, und in den hierüber von ihm aufgestellten Grundsätzen ist wohl das fruchtbringendste Samenkorn für die geistige, moralische und sittliche Weiterbildung des Morgenlandes niedergelegt. Gleichstellung der Rechte von Mann und Frau, Abschaffung der Polygamie und der willkürlichen Ehescheidung, Befreiung des Weibes von allen gesellschaftlichen Fesseln und Veredelung der Kindererziehung, das waren Báb's Bestrebungen, und er hat den einzig richtigen und erfolgverheißenden Weg zur Verwirklichung derselben eingeschlagen. Die muhammedanische Ehe, die

Digitized by Google

nichts als die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes im Auge hat, konnte ihm nicht genügen, er mußte vor Allem suchen ein wirkliches Familienleben zu begründen, das ja dem Orient bisher ganz fremd gewesen, und dafür hat er mit allem Aufgebot seiner Kräfte gewirkt. Die Polygamie als solche zu beseitigen, hielt nicht schwer, denn in der Praxis existirt sie kaum; — die wenigsten Muselmänner haben mehr als eine Frau, schon deswegen, weil durch mehrere die Kosten des Haushaltes zu sehr gesteigert würden. Aber die willkürliche Ehescheidung aufzuheben, war nicht so leicht, und hier mußte gründlich reformirt werden. Nach muhammedanischem Gesetz kann ein Mann seine Frau dreimal verstoßen und wieder zu sich nehmen, beim vierten Mal dagegen muß sie erst einem Anderen vermählt und von diesem drei Monate lang geschieden sein, ehe der erste Gatte sie wieder nehmen darf. Báb verwarf nun die Scheidung zwar nicht ganz, bestimmte aber, daß ein Mann erst ein volles Jahr warten solle, ehe er sich definitiv von seiner Frau lossage, und daß es ihm auch dann noch, mindestens 90mal freistehe, dieselbe wieder als sein Weib an- und aufzunehmen. Außerdem stellte er die größte Aufmerksamkeit für die Frau als höchste Pflicht des Mannes hin; sie soll so viel wie möglich von allen anstrengenden Arbeiten, von allen religiösen Pflichterfüllungen dispensirt sein, damit sie allein der Liebe zu ihrem Gatten und der Erziehung ihrer Kinder leben kann. Eine würdige Kindererziehung ist aber nur dann möglich, wenn die Mutter selbst Gelegenheit zu geistiger Ausbildung und Veredelung hat, wenn sie an allem Schönen und Großen, das die Menschheit, das die Gesellschaft bewegt, ungehindert und mit gleicher Berechtigung wie der Mann Theil zu nehmen und sich mit ihrer eigenen Herzens- und Gemüthserziehung fort und fort zu beschäftigen in den Stand gesetzt ist. Daher verbot Báb die Isolirung und Absonderung des Weibes im Harem, verbot er vor Allem das Schleiertragen. Zwar ist letzteres nur eine äußerliche Sitte und Konvenienz, die gar nicht einmal direkt im Islâm geboten, sondern nur durch die Mode ursprünglich bei den vornehmen Damen und später bis in die niedersten Schichten der Gesellschaft hinab gang und gäbe geworden ist, aber es liegt unverkennbar in derselben auch ein großes Hinderniß für die geistige und seelische Entwickelung des ganzen Volkes. Woher kommt die in ganz Persien seit Jahrhunderten eingebürgerte, aller Menschenwürde Hohn sprechende Knabenliebe, der selbst die erleuchtetsten Geister, Dichter wie Háfiz und Andere in unbeschränktestem Maße huldigten? Doch zum größten Theile nur daher, weil dem Jüngling jede Gelegenheit entzogen war, Damenbekanntschaften zu machen oder auch nur das Antlitz eines Mädchens zu sehen, und weil auf der anderen Seite das weibliche Geschlecht dadurch, daß es abgesperrt war von der Außenwelt und ewig verhüllt einhergehen mußte, ganz verwilderte und zurückkam, sich auf die unverantwortlichste Weise gehen ließ und dadurch schon früh den Reiz der echten Weiblichkeit einbüßte, die allein das Herz eines Mannes mit Achtung und Liebe zu erfüllen vermag. Nach Bábs Idee sollte in jedem Hause die unumschränkteste Geselligkeit herrschen, und die Frauen unverschleiert und jedes Mannes Auge sichtbar daran Theil nehmen. Ein freier, ungezwungener Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, ein gegenseitiges Austauschen ihrer Gedanken und Gefühle schien ihm das Hauptbedingniß für das Zustandekommen glücklicher, auf gegenseitiger Neigung begründeter Ehen und für das leibliche wie geistige Gedeihen der aus ihnen hervorgehenden Kinder zu sein. Und in echt christlichem Sinne gibt er nun den Eltern auch für die Behandlung dieser ihrer Sprößlinge goldene Lehren; er ermahnt sie, mit Milde und Sanftmuth zu verfahren, alle harten Strafen zu vermeiden und durch Gewährung aller erlaubten Vergnügungen, Spiele und Scherze den Kindern das Leben heiter, fröhlich und glücklich zu gestalten, damit sie zu wohlgesinnten und braven Menschen heranreifen.

Freilich wurden die wohlgemeinten, trefflichen Absichten Bábs, wie in vielen anderen Punkten, so vor Allem in diesem, von manchen seiner unlauteren Anhänger absichtlich oder unabsichtlich falsch gedeutet, und dadurch nicht selten Konsequenzen aus ihnen gezogen, die in geradem Gegensatz zu der ursprünglichen Idee des Propheten von Schiráz standen. Vielfach drehte man das bisher bestehende Verhältniß von Mann und Weib geradezu um, vindicirte der letzteren das Recht, eine Ehescheidung erzwingen und jeden beliebigen Mann wieder heiraten zu können. Ja man ging so weit, ihr neun Männer auf einmal zu gestatten und so einen Frauenkommunismus der schlimmsten Art zu begründen. Aber diese und tausend andere schädliche Auswüchse des Bábismus sind denn doch nicht im Stande, den guten Kern, der in ihm liegt, zu ersticken, und die von Báb aus-

Digitized by Google

gestreute Saat wird voraussichtlich weiter und weiter keimen und dereinst noch segensreiche Blüthen und Früchte tragen zum Wohle und Heile Persiens wie des ganzen Morgenlandes muhammedanischer Konfession.

Dr. H. Ethé.

Nekrolog.

Denison, Sir William, Bruder des Sprechers vom britischen Unterhause und des verstorbenen Bischofs von Salisbury, früher nach einander Gouverneur von Vandiemensland, Neusüdwales, Madras und zuletzt einstweiliger Generalgouverneur von Indien, † am 18. Januar in London.

Eichholz, Ehrenfried, Dr., früherer Herausgeber und Redakteur der „Deutschen Volkszeitung", Abgeordneter für Lüneburg zum ersten deutschen Reichstag, Mitglied des Bürgervorsteherkollegiums in Hannover, ein geborener Altpreuße, † am 14. Januar zu Hannover, über 60 Jahre alt.

Govone, General, früherer italienischer Kriegsminister, 1866 Vermittler der Alliance zwischen Italien und Preußen, †, nachdem er sich in einem Anfall von Irrsinn aus dem Fenster gestürzt, in der ersten Januarwoche, laut Meldung aus Florenz.

Lambert, Sekretär des berüchtigten Fouquier-Tinville, wohl der letzte mithandelnde Zeuge der Schreckenszeit von 1793—94, † in Paris im Alter von 97 Jahren.

Rochussen, J. J., früher niederländischer Finanzminister, Kolonialminister und Generalgouverneur von Holländisch-Indien, † am 21. Januar im Haag.

Samuel, früherer Metropolit von Aegina, der seiner Zeit den thätigsten Antheil an dem Unabhängigkeitskampfe Griechenlands genommen, † am 14. Januar in Aegina, 110 (?) Jahre alt.

Neue Bücher.

Beust, Graf, Oesterreichs Neutralitäts-Politik und das künftige Verhältniß der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Deutschland. Pest, Rigner.

Deutsch-französischer Krieg 1870, von A. Borbstädt. In Lfgn. Berlin, Mittler.

— — Geschichte des französischen Kriegs, von W. Menzel. In Lfgn. Stuttgart, Krabbe.

Literatur.

Zwei deutsche Dichter. Während draußen auf der blutgetränkten Wahlstatt der Tod die Reihen der Kämpfer für die Ehre des Vaterlandes lichtet, senken wir fern dem Kampfplatz zwei Apostel des Friedens ins Grab, zwei Ritter vom Geiste und Streiter für Recht und Humanität.

Ein Mensch, das heißt ein Kämpfer sein, sagt Goethe. Es bedarf dieser Ausspruch keines Beweises. Wenn aber jeder Mensch einen Kämpfer darstellt, wie viel mehr ist der Dichter und Schriftsteller ein solcher, der zu den Kämpfen des menschlichen Daseins noch die vielen harten Kämpfe seines Berufes, seiner Lebensaufgabe nimmt! Der ächte Dichter gibt seinem Volke, was es bedarf, nicht was es will, im Verfolgen dieser idealen Aufgabe hat er einen Kampf zu bestehen, der nicht mehr in Anspruch nimmt als sein ganzes Leben. Dafür zeugen auch die zwei deutschen Dichter, die der Tod im November vorigen Jahres ihrer Mission entband: Bogumil Goltz und Adolf Böttger.

Scheinbar zwei schroffe Gegensätze. Der eine Prosaiker, der andere Versknünstler, dieser die Geißel der Satire schwingend, jener den Thyrsusstab der Lebensfreude, ersterer eine knorrige Gestalt voll Schrullen und Eigenheiten, letzterer voll Sanftmuth wie ein Frauengemüth und den Widersprüchen dieses Lebens mit stiller Resignation begegnend.

Und doch haben sie beide die engste Verwandtschaft, beide waren Arbeiter in Einem Weinberge, beide suchten und predigten die Wahrheit und Schönheit, beide kannten und verfolgten Ein Ziel, wenn auch jeder auf verschiedenem Wege und in verschiedener Gestalt — vielleicht auch mit verschiedenen Resultaten. Der nachfolgende Rückblick auf ihr Leben und ihre Wirksamkeit wird uns dies bestätigen.

Bogumil Goltz ist am 20. März 1801 zu Warschau, der Hauptstadt der damaligen Provinz Südpreußen, geboren als Sproß einer polnischen Adelsfamilie, welche freiwillig ihren Adelsbrief zerriß, als das in den Unruhen und Kämpfen zur Zeit König Stanislaus Leszynski's verloren gegangene reiche Besitzthum vergeblich reklamirt wurde. Der Vater Bogumils war Kriminalrath und Stadtgerichtsdirektor, die Mutter eine nahe Verwandte Georg Forster's. Sieben Jahre alt, siedelte Goltz mit einer befreundeten Familie seiner Eltern nach Königsberg über, wo er zwei Jahre lang den Unterricht des Gymnasiums genoß. Von da kam er nach Tromnau bei Marienwerder in das Haus eines Landpfarrers Jackstein, wo er, wie er selbst schreibt, die glücklichsten Tage seiner Kindheit verlebte und durch den freien Verkehr mit gut gearteten Bauersleuten unverlöschliche Eindrücke vom Landleben, von einem friedlichen Menschendasein und von den Naturscenen der preußischen

Digitized by Google

Heimat empfing. Diese schönste Periode seines Lebens ist auch das Thema des ohnstreitig schönsten seiner Bücher geworden. Wir kommen darauf zurück, wenn wir die Daten und Fakten seines Lebens verfolgt haben. Angeregt durch seine Umgebung, erwachte der Wunsch in ihm, sich der Landwirthschaft zu widmen. Sein Vater gab diesem Verlangen Folge und sandte den siebzehnjährigen Jüngling zu einem Oekonomen in die Lehre. Allein Bogumil fand sich von dieser Beschäftigung nicht befriedigt. Ohne langes Zaudern kehrte er Pflug und Egge den Rücken und eilte wieder zu den Büchern, an denen sein Herz mit tiefer Liebe hing. Drei Jahre später befand er sich in Breslau und besuchte die Vorlesungen der Universität. Nachdem er hier zwei Jahre vornehmlich theologische und philosophische Studien getrieben, rief ihn sein greiser Vater zurück, damit er sich wieder der Landwirthschaft widme und in der Nähe von Thorn das Rittergut Lissewo verwalte. Kurze Zeit darauf verheirathete er sich mit einem Fräulein von Blumberg, der Tochter eines pensionirten Offiziers, und begründete damit eine glückliche, obschon kinderlose Ehe.

Aber auch jetzt fand er in der Landwirthschaft nicht, was er suchte, das Glück wollte ihm nicht wohl. Mißwachs und allerlei Mißgeschick, Zerwürfnisse mit den Gutsnachbarn und dem Landwehrhauptmann, Unzufriedenheit mit den Arbeitern, genug, Unerquicklichkeiten aller Art verleideten ihm den Aufenthalt, hießen ihn das Gut verkaufen und bestimmten ihn den Ort zu verlassen. Neue Pachtungen folgten und neue Enttäuschungen; nirgends fand er es, wie er es haben wollte. Endlich 1846 kaufte er sich in der Festung Thorn, der „Stadt des Kopernikus“ an, und hier blieb wenigstens sein ständiges Absteigequartier bis zu seinem am 12. November 1870 erfolgten Tode. Wir sagen Absteigequartier, denn mit der Uebersiedelung nach Thorn erwachte seine Reiselust, die ihn später zum Reisepredigter werden ließ. Er griff zum Wanderstab, zog von Stadt zu Stadt, durchreiste Frankreich, Italien, die Schweiz, England und schließlich Aegypten. Und an ihm bethätigte sich's: Wer einmal eine Reise thut, der kann Etwas erzählen. Goltz hatte viel gesehen, eine Masse Eindrücke in sich aufgenommen und verarbeitet, er dachte viel und selbständig, und so kam es, daß er nach seiner Rückkehr zum Schriftsteller wurde und, was er über Menschen und Dinge dachte und wußte, zum Nutz und Frommen der Mit- und Nachwelt niederschrieb. Die Aufzählung seiner Bücher kann wenig nützen, nur der chronologischen Reihenfolge und Uebersicht wegen mag sie hier Platz nehmen: „Das Buch der Kindheit“ (1847); „Die deutsche Entartung, an den modernen Stichwörtern gezeigt“; „Des Menschen Dasein“; „Ein Jugendleben, westpreußisches Idyll“ (1852); „Ein Kleinstädter in Aegypten“ (1853); „Der Mensch und die Leute“ (1858); „Zur Naturgeschichte und Charakteristik der Frauen“, „Zur Charakteristik des Volks“, „Die Deutschen, ethnographische Studie“ (sämmtlich 1858 und 1859). Ferner aus den letzten Jahren: „Die Bildung und die Gebildeten“, „Das Kneipen und die Kneipgenies“, „Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen-Typen der Gesellschaft“, „Die Weltklugheit und die Lebensweisheit mit ihren korrespondirenden Studien“. Endlich eine Sammlung seiner in den verschiedensten Städten Deutschlands unter großem Beifall gehaltenen „Vorlesungen“.

Läßt man das Gesammtbild, welches Goltz in seinen Schriften von sich selbst niedergelegt hat, an sich vorüberziehen, so fällt es schwer eine Species der Schriftstellerei für ihn auszufinden, der er angehörte. Man sucht in der deutschen Literaturgeschichte vergebens das Schubfach, in welches er seinem Wesen und Wirken nach ganz paßte. Unwillkürlich erinnert man sich der schönen Sage vom Stieglitz, dem der liebe Herrgott das bunteste Gefieder gab, indem er ihm aus jedem Farbenkasten Etwas aufmalte. Es steckt etwas vom Universalgenie in Goltz, das sich gegen alle Klassifikation sträubt. Er war, wie einer seiner persönlichen Bekannten ganz recht bemerkt: „kein Schriftgelehrter im Sinne ästhetisirender Kulturgeschichtsschreiber. Er war weder Ethnograph noch Tourist, weder Philosoph noch Feuilletonist: er war Alles von Allem und noch weniger, denn er war Autodidakt und seinem Wissen fehlte die unverrückbare Basis eines deutschen Abiturientenexamens, obwohl er studirt hatte; er war Alles von Allem und mehr, denn er war ein unklassificirbares Individuum“. Am ähnlichsten sind ihm noch Jean Paul und Hippel, obwohl er auch von diesen Geistesverwandten in vielen charakteristischen Eigenthümlichkeiten verschieden ist. Gemein mit ihnen hat er die Schärfe der Beobachtungsgabe, die reiche Ader des Witzes und der Laune, die Naturphilosophie und das in tausend Atome zersplitterte Wissen, doch ist er in seiner Beobachtung schärfer, in seinem Witz ungesuchter, in seiner Satire knorriger und o gineller. Goltz ist Meister in der Detailmalerei. Das Terrain,

Digitized by Google

welches er beherrscht, ist nicht allzu groß, aber auf demselben ist er heimisch, wie kaum ein Zweiter. Alle seine Schriften tragen eine und dieselbe Physiognomie, und nicht das allein, auch inhaltlich wiederholen sie sich oft in der auffallendsten Weise. Aber er selbst meinte, wenn man ihn monoton schalt: „Auch die Wüste ist monoton! auch das Meer ist es! Wenn Jemand was zu sagen hat, so hat er nur eins zu sagen, und dies Eine sagt er fort und fort, immer auf den nämlichen Punkt stoßend!“ Es mangelte ihm in seiner Bildung der systematisch fortschreitende Schulunterricht, daher lassen seine Schriften die Formbeherrschung und den abgeklärten Geschmack vermissen, der nur aus einer regelrechten wissenschaftlichen Erziehung ersprießt. Den größten Theil dessen, was er wußte, verdankte er eigenen, privaten Studien, daher das Trotzige, Schroffe, Starrsinnige des Autodidakten, was in vielen seiner Arbeiten sich geltend macht. Es fehlte ihm das, was heutzutage die Quintessenz vieler Schriftsteller ausmacht, die mit weit geringeren Kenntnissen arbeiten: die Kunst des Kompilirens, die Fertigkeit elegant zu flicken und zu sticken, ohne daß das Ganze sich auf den ersten Anblick als Flickwerk verräth. Goltz producirte mit Hast, es kostete ihm Mühe, den Strom der Gedanken zu bändigen und zu bannen. Daher der ungeordnete Ideengang, der die Klarheit seiner Werke nur zu oft beeinträchtigt. Wie rasch er arbeitete (erzählt Otto Spielberg, der ihn genau kannte,) beweist, daß er täglich einen ganzen Druckbogen des Janke'schen Formats liefern konnte. Hierzu gesellte sich eine rastlose Geschäftigkeit, so daß er während der letzten sechzehn Monate seines Lebens zwei kurz zuvor begonnene Novellen: „Ein Paradiesleben im Winkel oder die Geschichte eines Waisenknaben“ und „Unverschuldete Abenteuer einer jungen Dame vor und in der Ehe“ vollendete. Er konnte keinen Tag ohne geistige Beschäftigung zubringen, und bis zu den letzten drei Tagen seines Lebens arbeitete er an seinen Schriften weiter. Er strich und korrigirte viel, er bearbeitete und setzte um; was er heute geschaffen, konnte er morgen vernichten; das Unfertige im Ganzen und Großen zeichnete ihn auch im Kleinen aus. In jedem neuen Werke fanden sich Wiederholungen von Sätzen und Kapiteln früher erschienener. Er flickte das Eine an das Andere bunt durcheinander, und es hieß, wie bei seinen Versen, die er zu seinen Einleitungen selbst fabricirte: „Reim dich, oder ich fress' dich!“ Daß bei diesem Mangel an Formensinn und Formentalent immer noch etwas Bedeutendes zu Stande kam, ist das glänzendste Zeugniß für den Reichthum an ursprünglichen Ideen, der ihm zu Gebote stand.

Absonderlich wie seine Schriften war der Mensch. „Wer diese große, markige Gestalt“, sagt Hirsch, „mit den breiten Schultern, klaren braunen Augen, der hohen Stirn und den buschigen Brauen durch das Zimmer schreiten sah, im rührendsten Negligé, mit den Händen wie ein Heldenvater gestikulirend, diese Stimme markerschütternd posaunen hörte, der vergißt die Originalität dieser Erscheinung nicht.“ Und Spielberg vervollständigt dieses Bild, indem er schreibt: „Goltz hielt auf ein gutes Mittagsessen und konsumirte starke Portionen, er liebte feine Weine, doch trank er mäßig; im Uebrigen war er ein genügsamer Mensch, der in seinem blauen Wintermantel wie ein Oekonom aussah, der in die Stadt kommt, um seinen Weizen zu verkaufen“.

Unbegreiflich mag Vielen seine politische Richtung und sein Respekt vor den Standes- und Rangunterschieden der Gesellschaft erscheinen. „Goltz war eine durchweg konservative Natur. Die Demokratie des Märzjahres war ihm ein Gräuel. Er sah in den konservativen Bestrebungen einen festen Hort der Ordnung und der Kunst, die ihm vor Allem am Herzen lag; in den demokratischen Bewegungen rohe Anarchie, die Herrschaft der Phrase über die Zweckmäßigkeit, die Unterdrückung und Ignorirung aller redenden und bildenden Kunst.“ In wie weit diese Anschauung — gelinde gesagt — nicht frei von Einseitigkeit ist, muß hier unerörtert bleiben; doch greift man wohl nicht fehl, wenn man dieses Stück seiner Lebensanschauungen mit seiner Herkunft in Verbindung bringt. Sein Vater war Beamter und obendrein von altadeligem Geblüt. Wenn Erziehung den Menschen macht, so ist es vielleicht richtig, daß sein Vater ihn mit aristokratischen Grundsätzen großgenährt hatte. Viele Stellen in dem Buche über seine Jugend deuten darauf hin, und der Gnadengehalt, den er vom König von Preußen bezog, konnte nach diesem politischen Glaubensbekenntniß ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden.

„Das Buch der Kindheit“ und „Ein Jugendleben, westpreußisches Idyll“ sind vielleicht die beiden bekanntesten und beliebtesten Schriften unseres Autors. Sie bilden zusammen den Anfang einer Autobiographie, nicht nach der Schablone von Lebensbeschreibungen, wie die Literatur deren Legion aufzuweisen hat, sondern

Digitized by Google

in origineller, alle möglichen Gattungen der erzählenden Dichtung streifender Form und von einem Hauch der Poesie durchweht, von einer Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung, welche den Lenz des Menschenlebens in seltsam anheimelndem Lichte erscheinen läßt. „Die Menschen und die Leute", welche den Gegenstand der folgenden Werke abgeben, zeichnet er freilich hier und da mit Strichen, über deren Korrektheit man streiten kann. Seine Ansichten sind stellenweise nicht frei von Einseitigkeit; aber diese Schatten vermögen der Schönheit des ganzen Gemäldes wenig Eintrag zu thun. Die Frauen namentlich, deren Schwächen er mit einer gewissen Vorliebe ans Licht kehrt, mögen ihn in gewissen Punkten der Uebertreibung, vielleicht der Unbilligkeit zeihen; daß er aber tiefe Blicke in das Leben und Weben des weiblichen Geschlechtes gethan, und daß selbst sein Tadel den Stempel des ehrlichen, wohlmeinenden und wahrheitssuchenden Humanisten trägt, wird Niemand in Abrede stellen können. Goltz ist Idealist, aber sein Idealismus schwebt nicht in der Luft, sondern baut sich auf dem realen Boden der Wirklichkeit auf, und selbst da, wo er den natürlichen Maßstab der Dinge verliert und in seinen Anforderungen an die Menschheit regressiv wird, selbst da, wo seine Vorliebe für patriarchalische Zustände seine Ansichten komisch erscheinen läßt, spricht er mit jenem geistigen Etwas, das uns den Redner lieb und angenehm macht.

Es ist wohl nichts mehr als eine bloße Anekdote, wenn man erzählt, Goltz habe die Manuskripte zu seinen Werken sämmtlich in gleichem Format angefertigt, sie nach erfolgtem Druck vom Verleger zurückgenommen, dann später wie Kartenblätter gemischt und aus diesem bunt zusammengewürfelten Potpourri mit wenigen Aenderungen ein neues Opus hergestellt. Die häufige Wiederkehr ganzer Sätze, Behauptungen, Raisonnements und Wendungen mag zur Entstehung dieses Gerüchtes Anlaß gegeben haben. Allein, wie dem immer sei, es ist der beste Beweis für unsere Behauptung, daß es schwer ist, jedes einzelne Werk dieses Schriftstellers für sich mit wenigen Worten zu charakterisiren, und daß es fast unmöglich ist, einem Leser durch Auszüge und kritische Bemerkungen ein Bild von den Eigenthümlichkeiten Goltzscher Literatur zu geben, wenn er die Schriften desselben nicht selbst gelesen hat.

Was man so selten einem deutschen Autor nachsagt, nämlich daß ihn die Mitwelt überschätzt habe, das ist Goltz (wenn auch meines Wissens nur von einzelnen Stimmen) nachgesagt worden. Ich glaube, mit großem Unrecht. Wer den herrschenden Geschmack des Lesepublikums in Deutschland kennt, der wird wissen, daß diese Gattung der Literatur, wie sie unser Autor pflegte, durchaus nicht zur Lieblingsspeise der Nation gehört, und daß von hundert Literaturfreunden vielleicht noch nicht die Hälfte Goltz kennt und liest. Der ungeheure Zulauf, den seine in den größten Städten Deutschlands gehaltenen Vorlesungen genossen, und der nicht unerhebliche klingende Erfolg, den der Redner damit erzielte, mag diesen Irrthum heraufbeschworen haben. Jedenfalls gebührt ihm in der Geschichte unseres vaterländischen Schriftwesens ein hervorragender Platz, und die Erzeugnisse seiner Feder verdienen die Beachtung aller Gebildeten.

Goltz starb am 12. November 1870 zu Thorn in Folge eines Gehirnschlages, nachdem er im Jahre vorher einen Beinbruch erlitten hatte, der ihn für den Rest seines Lebens kränklich und unthätig machte.

Nach einem Briefe seiner Wittwe hat Emil Kuh in einem Artikel der Wiener „Presse", dem wir schon einige Einzelheiten entnommen haben, folgende interessante Schilderung seiner letzten Tage mitgetheilt: „Vor sechzehn Monaten fing er an, über Schmerzen in der Seite zu klagen, zu denen sich noch andere Beschwerden gesellten. Sein Hausarzt erklärte ihm, daß er sich zu einer Operation entschließen müsse, wozu er sich endlich mit dem größten Widerwillen verstand. Die Operation ging glücklich von statten und die Wunde in der Seite wurde nach den Verordnungen des Arztes beständig offen erhalten; nach vier Monaten endlich durfte sie zuheilen und der Kranke täglich einige Stunden außer dem Bette zubringen. Als die wärmere Jahreszeit eintrat, empfahl der Arzt einen Aufenthalt auf dem Lande, in frischer Luft, die auch so wohlthätig wirkte, daß Goltz täglich ins Freie ging und allmählich so weit hergestellt war, um zur völligen Genesung eine Reise nach Italien unternehmen zu können. Da kam der Krieg, an dem sein Reiseplan scheiterte. Von dem Landaufenthalte des letzten Sommers in die Stadt (Thorn) zurückgekehrt, ging es ihm ziemlich gut. Am 7. November war er im Theater, kam zwar sehr hinfällig und schleppenden Ganges nach Hause, sprach aber sehr viel und heiter über das Theater; es war „Des Königs Befehl" gegeben worden. Am 8. besuchte er seinen Arzt, bei dem er bis 9 Uhr Abends sehr lebhaft

Digitized by Google

gesprochen. Am 9. November Vormittags saß er noch zwei Stunden am Schreibtische, um an den „Unverschuldeten Abenteuern einer jungen Dame", welche bereits abgeschlossen waren, etwas zu ändern. Diesen ganzen Tag fühlte er sich nicht wohl, und in der Nacht vom 9. zum 10. klagte er über Kopfschmerzen, woran er noch nie gelitten, und bald darauf erfolgte heftiges Erbrechen. Der Arzt erklärte, es sei ein Diätfehler begangen worden, was aber nicht der Fall war, da sich schon sehr bald Symptome eines Gehirnschlages zeigten. Am 11. befand er sich in einer völligen Bewußtlosigkeit; er phantasirte fortwährend, nahm keine Speise zu sich, und das Erbrechen wiederholte sich oft. Dieser Zustand dauerte bis 4 Uhr Nachmittags, als er die Sprache verlor, und des Abends 10 Uhr trat Bewegungslosigkeit ein. Der Körper lag ohne Regung da, nur die Lungen arbeiteten fort mit gleicher Stärke bis zum letzten Athemzuge. Bei der großen Körperkraft des Mannes dauerte der Todeskampf von Freitag Abends 10 Uhr bis Sonntag Morgens halb 6 Uhr. Am letzten Tage seines Lebens hat er in seinen Phantasien viel über die schöne deutsche Sprache geredet, doch war seine Sprache schon sehr unklar und undeutlich. Die Kraft seiner Natur schien auch nach dem Tode nicht zu weichen; noch am vierten Tage nach dem Verscheiden war die Leiche wohl erhalten, und sie machte, wie sie, mit dem weißseidenen Sterbehemd bekleidet, dalag, auf dem wundervollen Haupte einen Lorbeerkranz, einen anderen in der linken Hand, während die rechte einen Palmzweig hielt, den Eindruck eines marmornen Kunstwerkes". —

Den Umstand, daß sich die Leiche wunderbar lange erhielt, hat übrigens, wie die Zeitungen berichteten, der Bildhauer Rosenfeld in Thorn benutzt und von dem Kopfe eine Gypsmaske abgenommen. Nach dieser Maske sind plastische Abgüsse hergestellt worden, und zwar in dreierlei Form: als stehende Büste, als auf einem Kissen liegender Kopf und als Reliefporträt. Sämmtliche drei Abformungen sollen sehr ähnlich sein und werden sicherlich ihre Liebhaber finden. Außerdem veranstaltet der Kopernikusverein zu Thorn, um das Andenken an den berühmten Mitbürger lebendig zu erhalten, nicht nur eine Gesammtausgabe seiner Schriften einschließlich des Nachlasses, sondern wird auch eine Sammlung Memorabilien von ihm anlegen und die schriftliche Aufzeichnung von merkwürdigen Aeußerungen in Gesprächen, von Erzählungen aus Ereignissen seines Lebens, Schilderung seiner Gewohnheiten u. dgl. m. herausgeben. Zur Ausführung dieses löblichen Planes hat der Verein eine eigene Kommission erwählt.

Gehen wir nun von ihm zu dem Mann über, dessen Grabeshügel in nämlicher Zeit aufgeworfen wurde, zu **Adolf Böttger**, der am Todtensonntag 1870 auf dem neuen Friedhofe zu Leipzig begraben wurde, so haben wir zunächst das Eine zu konstatiren, daß derselbe, ähnlich wie Goltz, schwer zu klassificiren ist. Er gehörte keiner bestimmten poetischen Schule oder Richtung an. Führte aber diese Eigenthümlichkeit bei Goltz zu einer scharf ausgeprägten Originalität, so ist dies im Gegentheile bei Böttger nicht der Fall. Die hauptsächlichste Ausstellung, welche die Kritik an seinen Schöpfungen macht, ist der Mangel des charakteristischen Elements, der eigenartigen Ideen und Anschauungen, der Wucht der Gedanken. Man rühmt die Glätte seiner Formen, findet aber in dieser tadellosen Regelmäßigkeit etwas Abkühlendes, wenn nicht gar Langweiliges.

Wahres und Unwahres scheint in diesem Urtheil vermengt zu sein. Es ist nicht zu leugnen, daß Böttgers Hauptstärke in der Behandlung der Form, in der Beherrschung der Sprache, im Wohllaut des Rhythmus liegt, daß seine Dichtungen weniger durch Neuheit der Stoffe und Kühnheit der Bilder und Wendungen überraschen, als durch das gefällige Gewand, durch die Wärme des Gemüths und die Zartheit der Empfindung. Allein es ist eine Frage, die doch nicht so ohne Weiteres bejaht oder verneint werden kann: ob es die unbedingte Aufgabe des Dichters sei, Neues zu finden, der Dichtkunst weitere Bahnen zu erschließen, ihren Horizont zu erweitern, mit einem Worte schöpferisch im engsten Sinne zu sein, ob nicht die Thätigkeit innerhalb der gegebenen Linien, eine Behandlung der Stoffe, die von Alters her des Dichters Herz bewegten, unter Umständen von gleichem Werthe sein kann. Wer die Muse Böttgers genau kennt, der wird in dieser Frage nur zu Gunsten desselben entscheiden, denn er findet in ihr einen Schatz von Poesie, die man in den Werken bahnbrechender Geister nur zu oft vermißt.

Böttgers äußeres Leben ist arm an hervorstechenden Momenten, so arm, wie es uns bei Dichtern selten begegnet. Leipzig, wo er am 21. Mai 1815 als Sohn des bekannten englischen Lexikographen F. A. Böttger geboren wurde und seine Schul- und Universitätsbildung erhielt, hat er, kurze Zeit etwa ausgenommen,

Digitized by Google

die er auf Reisen verbrachte, wenig verlassen. Schon frühzeitig zeigte er Sinn und Begabung für Dichtkunst und moderne Sprachen, und das bestimmte ihn, sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Er gehörte daher zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die sich ohne versuchsweise Abschweifung in das Gebiet eines sogenannten Brodstudiums von vornherein auf die rein literarische Carriere vorbereitet haben. Wenn dies im Hinblick auf die traurige Thatsache, daß Verse in Deutschland kein Brod geben, für die Existenz unseres Dichters zu beklagen war, so lag aber die Gefahr für Böttger, den realen Anforderungen des Lebens zu wenig Rechnung zu tragen, während seiner Universitätszeit auch zu nahe. Denn gerade damals erschienen seine ersten Dichtungen, erregten ein ganz ungewöhnliches Aufsehen und erweckten Hoffnungen für die Zukunft des Dichters, die den leichtlebigen, muthgeschwellten Jüngling über die Klippen des Poetendaseins hinwegsehen ließen. Böttger war übrigens ein fleißiger Student trotz allen Hanges zur Geselligkeit und aller Liebe zum Wirthshaus. — Er begann, nachdem seine „Frühlingsmelodien" erschienen waren, 1846 die Uebersetzung des Byron und arbeitete an diesem schweren Werke mit solcher Emsigkeit und Ausdauer, daß er in vier Jahren damit zu Ende war. Bekanntlich ist dies sein berühmtestes und vielleicht auch bedeutendstes Werk geblieben und hat erst in jüngster Zeit durch die gleiche Arbeit Otto Gildemeisters eine berechtigte Konkurrenz erhalten. Wunderbar ist es, daß er in jener Zeit, wo er vielen Verkehr mit den hervorragendsten Schriftstellern hatte, an denen ja Leipzig niemals Mangel gelitten, sich niemals angeregt fühlte, einen Versuch auf dem Gebiete der Prosa zu machen. Der Vers bildete seine Domaine und blieb das Unicum seiner Schriftstellerei. In späteren Jahren war ihm dieser Mangel ein unsägliches Hinderniß in seinem Fortkommen, und er mag diese Unterlassungssünde oft bitter bereut haben. Er war aber auch auf diesem Gebiete von einer seltenen Unbeholfenheit. Derselbe Mann, dessen Strophen wie die Musik einer Aeolsharfe tönten, der im Verse eine bezaubernde Macht über die Schönheiten der Sprache offenbarte, konnte über den einfachsten Prosaaufsatz an der Feder kauen und durch den gewöhnlichsten Periodenbau Stunden verlieren. Doch ungleich vertheilten die Götter ihre Gaben, das ist das alte Klagelied. Um so bewunderungswürdiger war die Gewalt des Dichters über Vers und Reim, was ihm namentlich bei seinen Uebertragungen fremder Dichter zu großem Vortheil gereichte. Denn er übersetzte außer den sämmtlichen Dichtungen Byrons noch von Shakespeare den „Sommernachtstraum", „Was ihr wollt" und „Viel Lärm um nichts", die Gedichte Goldsmiths und Longfellows, die poetischen Werke Miltons, Pope's, den Ossian und Racine's „Phädra", welche sämmtlich, so verschieden sie an absolutem Werth sein mögen, von der Formgewandtheit Böttgers das glänzendste Zeugniß ablegen.

In weitere Kreise als durch diese Arbeiten drang er aber mit seinen eigenen Dichtungen und insbesondere durch seine Lieder, deren eigenthümliche Melodie der Sprache sie namentlich den Komponisten als willkommene Unterlagen zu Tongebilden erscheinen ließen, in Folge dessen sie in der einschmeichelnden Verschwisterung mit der Musik das Herz des deutschen Volkes eroberten. Lieder wie: „Als noch der holde Frühling war", „Wie hat diese Nacht doch der Wind geweht", „Die Glocken läuten das Ostern ein", „Die Nachtigall saß im Laub und sang", finden sich nicht nur in den meisten lyrischen Anthologien, sondern werden auch von Koncertsängern gern zum Vortrag gebracht. Auch die Sonette sind allerliebst, namentlich die erotischen, obschon auch hier die Form stellenweise den inneren Gehalt merklich überwiegt. Eines der Hauptgebiete seines Talentes aber ist die poetische Schilderung und Erzählung, daher seine „Balladen und Romanzen" zu dem Besten zählen, was er überhaupt geschaffen hat. Hier und da lassen die Figuren und Ereignisse, welche er vorführt, noch eine kräftigere plastische Durcharbeitung wünschen, der Ton streift nicht selten zu sehr an die versificirte Novelle; aber der Schwung der Sprache ergreift uns und reißt uns mit fort. Diese Mängel, wie diese Vorzüge, treten namentlich in jener Sammlung Romanzen zu Tage, welche er unter dem Titel „Das Buch der Sachsen" zusammengestellt hat. Mit diesem Werke hat er sich in seinem engeren Vaterlande ein bleibendes Denkmal gestiftet. Es verherrlicht die erhabensten geschichtlichen Momente der ehemaligen sächsischen Kurlande und ist als Deklamationsbuch auf Empfehlung der sächsischen Regierung in den Schulen des Landes eingeführt worden. Ebenso hat die Wartburg unseren Dichter zu einem Romanzencyklus begeistert, und zwar ist diese Sammlung eine seiner frühesten Arbeiten, sie erschien bereits 1848. Der Sängerkrieg und Luthers Aufenthalt dürften als die gelungensten

Digitized by Google

Theile desselben gelten. Böttgers Versuche auf dramatischem Gebiete waren minder glücklich als seine übrigen dichterischen Schöpfungen. Dies liegt zunächst in seiner Natur begründet, die vorwiegend lyrisch angelegt war und für die Ausführung großer Charaktere, wie für die Gestaltung und Gruppirung der Handlungen zu wenig Objektivität besaß. Gottschall hebt mit Recht hervor, daß die Lyrik im Drama latent, aber nicht vorlaut sein darf, daß sie von Innen heraus wirken, nicht von Außen aufgetragen, daß sie dem dramatischen Element gehorchen, es aber nicht beherrschen, daß sie intensiv, aber nicht zerflossen sein muß. Zu einer solchen Zügelung seines wesentlichsten Talents vermochte es aber Böttger nicht zu bringen. Genügte nun schon dieser Mangel, ihm die Lorbeeren der dramatischen Dichtung zu versagen, so machte seine Geringschätzung der technischen Anforderungen, welche die Bühne für die Aufführung nothwendig stellen muß, einen Erfolg auf diesem Gebiete vollends unmöglich. Ein Drama aber, das nur in der Lektüre genießbar und von der Darstellung auf den Bretern ausgeschlossen ist, muß in unserer Zeit als ein todtgeborenes Kind betrachtet werden. So kam es, daß das dramatische Gedicht „Agnes Bernauer", welches 1846 auf dem Leipziger Theater in Scene ging, sich nicht zu halten vermochte, und daß auch seine späteren Arbeiten dieser Gattung nicht weiter ins Publikum drangen, als dies bei einem Buchdrama in der Regel der Fall ist. „Agnes Bernauer" ist reich an poetischen Schönheiten, und der spröde Stoff, der bekanntlich auch von Hebbel, Melchior Meyr u. A. nicht bemeistert werden konnte, ist mit großem Geschick behandelt; allein es fehlt, kurz gesagt, der echt dramatische Nerv. An architektonischen Schwächen krankt auch das auf der Fabel von Robert dem Teufel basirende „Dämon und Engel", ein Gedicht in vier Gesängen (geschrieben 1840—41, überarbeitet 1847), das unendlich reich an dichterischem Zauber, aber für eine Epopöe nicht koncis und plastisch genug ausgearbeitet ist. Von dauerndem Werthe ist jedenfalls das Fragment gebliebene „moderne Heldengedicht" „Till Eulenspiegel", welches in den Jahren 1846—47 entstand und voll köstlicher Streiflichter auf die Zustände der Gegenwart ist. Einige Stellen daraus sind ganz besonders treffend und zugleich charakteristisch für die Ansichten unseres Dichters. So der Passus über das moderne Literatenthum, welcher hier Platz finden mag:

„Schriftstellerei ist überall jetzt Mode,
Wer eine Hand hat, tritzelt auch und fudelt,
Gevatter Handschuhmacher wird Rhapsode,
Da selbst Lord Ellenreiter Verse sprudelt,
Der Lump nennt Journalist sich nach Methode,
Wenn plump er Komödianten lobgehudelt;
Sir Taugenichts ward ehedem Soldat,
Jetzt, geht's nicht weiter, wird er Literat.

Bankrotte Krämer, Rentiers ohne Renten,
Buchschachrer, die zu hoch die Nase recken,
Glücksritter und verdorbene Studenten,
Das sind der Kunst und Belletristik Schrecken,
Zwar tauchen sie kopfunter wie die Enten
Und zeigen frech ihr Schlechtstes aller Ecken,
Doch nennen sie in Städten sich und Burgen
Poeten, Literaten, Dramaturgen.

Doch die Kritik trägt selbst die große Schuld;
Die Herrn „vom Möchtegern" und „von Nichtkönnen"
Erträgt sie und belobt sie mit Geduld,
Genies jedoch vermag sie nicht zu gönnen
Der Anerkennung wohlverdiente Huld
Aus Furcht, daß sie zu große Macht gewönnen;
Sie sucht nur, ob ein Fehler an dem Rumpf ist,
Fühlt nicht die Schönheit, da ihr Sinn zu stumpf ist".

Mit diesen Versen kennzeichnet er eine faule Stelle unserer literarischen Zustände, die ihm viel bittere Stunden bereitet, und über die er sich gegen seine Freunde oft schwer beklagte, indem er den mangelhaften Erfolg gediegener Poesie nicht mit Unrecht dem verderbten Geschmad zuschrieb, der durch das literarische Proletariat seine Nahrung erhält. Die Halt- und Gehaltlosigkeit unserer Tageskritik, die Gewissenlosigkeit im Austheilen von Lob und Tadel, das Coterieweſen und das gegenseitige Anbellen und Zerfleischen unserer Tagesliteraten und Recensenten war ihm ein Gräuel. . . . .

Wir haben noch anzuführen „Die Pilgerfahrt der Blumengeister", eine duftige Rose der Märchenpoesie voll Humor und Naivetät, und das in fünfzig Blätter zerfallende tendenziöse Frühlingsmärchen „Hyacinth und Liliade", womit er die Revolution von 1848 parodirt.

Böttger erinnert in seinen Dichtungen vielfach an Goethe und Byron. An ersteren durch seine Vorliebe für genrebildliche Situationsmalerei, an letzteren durch seine eigenthümliche lyrische Grundstimmung und den Schwung der Sprache. Am stärksten tritt dies hervor in seinem Schwanenlied „Das Galgenmännchen", eine dramatische Märchendichtung, in welchem er trotz mannichfacher Anklänge an seine Vorbilder doch eine reiche Originalität entfaltet, und in den unter dem Gesammttitel „Düstere Sterne" erschienenen drei Epen: „Pausanias", „Magdalena" und „Don Juan und Maria".

Digitized by Google

Hier zeichnet uns der Dichter den die Früchte seiner Siege genießenden Spartanerkönig und das reizende Frauenbild der Cleonice, dort das gefallene Weib, identificirt mit der Büßerin, die des Heilands Füße salbte; im dritten endlich eine kleine, aber ergreifende Liebesgeschichte aus den Niederlanden auf historischem Hintergrunde. Allenthalben echte Poesie in glänzendem Rahmen; aber der letztere nach den strengen Begriffen der poetischen Technik nicht immer kunstgerecht. Dasselbe läßt sich von den epischen Gedichten „Der Fall Babylons", „Habanna" und die „Cameen" sagen. In allen ist der eigentliche Charakter des epischen Gedichts vermischt, und doch das Ganze wie aus einem Guße geflossen, dabei das lyrische Element vorherrschend und die aufgeführten Scenen durch die liebenswürdige Individualität des poetischen Geistes reizvoll und anziehend.

Böttgers Werke erschienen (in der Dürrschen Verlagshandlung in Leipzig) gesammelt in 6 Bänden, zu deren Vollständigkeit nur das kurz vor dem Tode des Dichters ausgegebene „Galgenmännchen" und einige lyrische Kleinigkeiten fehlen.

Kommen wir nun vom Dichter auf den Menschen.

Böttger war, um es kurz zu sagen, ein unglücklicher Mensch. Ein Blick auf sein Leben ruft uns das ganze Elend, welches man unter den Namen „deutsche Schriftstellermisere" zusammengefaßt hat, aufs Grellste vor Augen. Mehr als irgend einer seiner zahlreichen Leidensgefährten durfte er von sich sagen „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied", und was er den Theobald im „Galgenmännchen" sprechen läßt:

„Im Spiel des Lebens zog ich eine Niete,
Gewinn war Schein, wie ich darnach gerungen" —

das galt ihm selbst. Wäre nicht die Muse lediglich in ihrer höchst poetischen Seite ihm hold gewesen, wäre ihm die Schönheit der Sprache, die Liebenswürdigkeit der Anschauung und der Reichthum an drolligen Einfällen auch in Form der gewöhnlichen Prosa verliehen gewesen, so würde er die ungünstigen Verhältnisse dadurch leicht zu mildern im Stande gewesen sein. Allein wer bezahlt heutzutage Verse? Und Böttger schrieb nur in Versen, wie wir bereits Eingangs erwähnt hatten. So war es unausbleiblich, daß Zeit Lebens die Sorge um die materiellen Fragen des Daseins sich hemmend an den schaffenden Arm des Dichters hängte, und vielleicht trägt dieser Umstand ein großes Theil der Schuld davon, daß Böttgers poetische Entwickelung nicht in erwünschtem Maße zur Vollendung gediehen ist. Es kommt hierzu noch eine andere Schattenseite in seinem Leben, die wir nicht verschweigen dürfen, eine Schattenseite, welche seine persönliche Liebenswürdigkeit stark beeinträchtigte und sich zu seinen mißlichen Verhältnissen wie Ursache und Wirkung stellen mochte. Böttger hatte nämlich nicht nur als Poet Vieles von Lord Byron, sondern auch als Mensch, und diese innere Zerrissenheit, dieses ewige Grollen mit seinem Schicksale ließ ihn zu angeblich besänftigenden Mitteln greifen, die allmählich seine Gesundheit untergraben mußten. Diese Schwäche, welche ihm bis in die letzten Jahre seines Lebens anhaftete, hat Böttger in seinem „Galgenmännchen" zu glorificiren gesucht mit den Worten:

„Der Wasserkrug macht nimmer klug und dreist,
Der Wein ist der Poeten heil'ger Geist".

Leute aber, die längere Zeit Umgang mit ihm gepflogen, wissen freilich, daß der Geist, welchen er aus dem Wirthshaus mit hinwegnahm, durchaus kein „heiliger" und nie der Geburtshelfer des kreißenden Poeten gewesen ist. Was wir Böttger verdanken, hat er in jenem körperlich nüchternen Zustande geschaffen, der zum wirklichen poetischen Schaffen unerläßlich ist.

Lauter und rein dagegen und eines echten Dichters würdig war sein Charakter. Böttger war ein „ehrlicher Kerl", gerade und aufrichtig in seinem Wesen und gegen seine Freunde von einer Aufopferungsfähigkeit, die etwas Rührendes hatte. Von Natur mit einem weichen Herzen und empfänglichen Gemüthe begabt und die Noth des Lebens aus eigener Erfahrung kennend, konnte ihn der Anblick eines Unglücklichen, dem er nicht zu helfen vermochte, zu Thränen bringen. Auch in den materiell erbärmlichsten Augenblicken seines Lebens verließ ihn dieses Mitgefühl mit der leidenden Menschheit nicht, und mehr als einmal wanderte das letzte Geldstück unbesehen in die Hand eines Armen, dessen Schicksal er für trauriger erkannte als sein eigenes. Im Einklang damit stand die Großmuth, welche er gegen seine Feinde und Widersacher zeigte. Böttger war empfindlich, wie alle poetischen Naturen, und eine geringschätzende Behandlung konnte ihn für immer aus einem Kreise verscheuchen, der ihm aus andern Gründen lieb und theuer war. Niemals aber zeigte er sich rachsüchtig, und auch dem Feinde rühmte er gern nach, was er Gutes von ihm wußte.

Böttger hatte einen ausgedehnten Kreis von

Digitized by Google

persönlichen Freunden und Bekannten. Dichter, Maler, Musiker, Schauspieler, Bildhauer pflegten, wenn sie durch Leipzig kamen, das letzte Haus auf der Gerberstraße, in welchem Adolf Böttger von früher Jugend auf gewohnt, zu besuchen und dem genialen Uebersetzer des Byron, dem trefflichen Liederdichter ihre Hochachtung zu bezeugen. „Hinauf in die saubere, geräumige Dachstube", berichtet einer seiner Jugendfreunde, „ist mancher große Geist gestiegen, selbst Mendelssohn-Bartholdy im Jahre 1842, als er sich mit Böttger über einen Operntext berieth." Hier saß oft Niels Gade, Franz Liszt, Robert Schumann, hier verweilte die ganze jüngere Dichterschaar Leipzigs. Böttger war übrigens gern in heiterer Geselligkeit, und im Cirkel vertrauter Freunde konnte er alle Widerwärtigkeiten des Lebens vergessen. In den letzten Jahren vor seinem Tode zog er sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Dem „lieben Leipzig", wo er geboren war und die größte Zeit verbracht, hatte er den Rücken gekehrt und sich nach dem nahen Dorfe Gohlis zurückgezogen, wo Schiller dereinst das „Lied an die Freude" dichtete. Hier wollte er, wie er selbst sagte, Landluft schlürfen und sich sammeln zum letzten tiefen Athemzuge. Er fühlte, daß er sterben werde, und diese Ahnung trieb ihn zur Vollendung seines „Galgenmännchens", welches seine letzte Arbeit war. Kaum war dieses Schwanenlied vollendet und aus der Buchdruckerpresse in die Oeffentlichkeit gegangen, so legte er sich, und der Tod ließ nicht lange auf sich warten. In den Frühstunden des 16. November entschlief er in den Armen seiner Gattin, die eine Reihe von Jahren getreulich Freud' und Leid mit ihm getheilt hatte. Unweit des Hauses, unter dessen Dache er seine Augen schloß zum ewigen Schlummer improvisirte er fünfundzwanzig Jahre vorher, als er zufällig zur Hebefeier eines neuerbauten Hauses kam, auf Wunsch des Baumeisters den schönen Spruch: „in einen Schlußstein" (s. Gesammelte Werke, Leipzig 1865, I, S. 310), den wir auch als Schlußstein unserer Skizze benutzen und hier einfügen wollen:

„Sohn einer Zeit, die unsere Zeit nicht kennt,
Entfaltest Du dies graue Pergament,
Ist von der Hand, die diesen Spruch geschrieben,
Vielleicht noch kaum ein flücht'ger Staub geblieben.
Das Haupt, das nach Unsterblichkeit getrachtet,
Ging namenlos dahin und unbeachtet.
Das Schicksal dessen, der Dir dieses weiht,
Ermahne Dich an eigene Sterblichkeit.
Genieß das Leben wie der Schreiber dieses,
So nur erlangst Du Glück des Paradieses.
Sei mit den Guten gut, mit Frohen froh,
Bis Dir der Hauch des Erdenlebens floh.
Wenn Dich mein wohlgemeinter Spruch nicht wundert,
Sind Brüder wir aus zweierlei Jahrhundert:
Wo meine Hand lag, saß des Blattes Ränder —
So reichen wir uns brüderlich die Hände!"

Auf dem neuen Friedhof zu Leipzig liegt er begraben. Der Rath der Stadt beschloß auf die Nachricht von seinem Dahinscheiden, ihm die Stätte seiner Ruhe als Erbbegräbniß zu überlassen und seine Gruft durch einen Denkstein auszuzeichnen. Auch die Wittwe des heimgegangenen Dichters ist nicht vergessen worden, und die Fürsorge, welche die Stadt Leipzig für sie an den Tag gelegt, fügt ein neues Blatt in den Kranz des Ruhmes, den sich die alte Musenstadt an der Pleiße durch ihre allzeit bewiesene, thatkräftige Pietät vor ihren Geistesgrößen erworben hat.

Theodor Winkler.

Nekrolog.

Ponson du Terrail, Vicomte, der berrufenste Vertreter des durch Eugène Sue's „Mystères de Paris" inaugurirten Schauerromans, durch dessen ungeheure Verbreitung mit Hülfe der kleinen pariser Presse die niederen Schichten des französischen Publikums in unglaublichem Umfange vergiftet worden sind, namentlich bekannt und berüchtigt als Verfasser der unendlichen Geschichte des „Roccambole", † „dieser Tage" am Scharlachfieber, laut Bericht aus Bordeaux vom 21. Januar. (Nach anderem Bericht † er am 20. Januar an den Blattern.)

Weichselbaumer, Karl, Dr., pensionirter Rath und Hofkultusadministrator im königl. bayerischen Oberhofmeisterstabe (also Stabsrath, nicht Stabsarzt!), als dramatischer Dichter und Verfasser historischer Novellen wohl bekannt, einst so zu sagen der poetische Gewissensrath König Ludwigs I. von Bayern, geboren am 8. August 1791 zu München, † am 11. Januar ebendaselbst.

Bildende Kunst.

Nekrolog.

Minardo, Tommaso, der mit Beschäftigung, Anerkennung und Ehren überhäufte Hauptvertreter der überlebten, hauptsächlich in heiligen Darstellungen sich bewegenden älteren Malerei Italiens nach akademischer Schablone, † am 13. Januar zu Rom, 85jährig.

Pollet, Joseph Michel Ange, angesehener französischer Bildhauer, besonders durch seine Statue der Nacht berühmt, geboren zu Palermo von französischen Eltern, † im Januar zu Paris.

Digitized by Google

Schäffer, Eduard, weiland Professor am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M., einer der bedeutendsten Kupferstecher der Gegenwart, bekannt besonders durch seinen meisterhaften und bis jetzt unübertroffenen Stich nach Raphaels „Madonna della Sedia", geboren 1803, † am 7. Januar zu Frankfurt a. M.

Neue Bücher.

Kunst, die, im Zusammenhang der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von M. Carriere. 4. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Geographie.

Gegenwärtige Verbreitung der Anthropophagie. II. Wie in der alten, so finden wir auch in der neuen Welt die Anthropophagie noch verbreitet, und bei Völkern auf gleicher Civilisationsstufe sind hier wie da die Motive dieselben, die zum Kannibalismus treiben. Aber gerade in Amerika hat derselbe in historischer Zeit ungemein an Ausdehnung abgenommen, und zwar nicht deshalb, weil die betreffenden Völker sich auf eine höhere Stufe geschwungen und ihre Unsitte abgelegt hätten, sondern einfach deshalb, weil manche derselben untergegangen sind. Wir sehen in Nord- wie Südamerika zur Zeit der Entdeckung Stämme, die an thierischer Nahrung keinen Mangel litten, die vortreffliche Jäger oder Fischer waren, der Anthropophagie in einem hohen Grade verfallen. Als Christoph Columbus Westindien entdeckte, kam er in Berührung mit einem außerordentlich kriegerischen Volke, den Kariben, die in ihren Flotten bis zu den entferntesten Antilleninseln vordrangen und ihre Menschenraubzüge bis nach Cuba, Haiti und den Bahamainseln ausdehnten. Sie waren Anthropophagen im vollsten Sinne und alles Hassenswürdige im Munde der Spanier wie im Munde der eingeborenen Antillenos ließ sich durch den Namen Kariben ausdrücken, aus dem unser heutiges Wort Kannibalen entstanden ist. (Aus Karibe und Karibal entstand Kannibal.)

Als die Spanier das amerikanische Festland betraten, da fanden sie neben der verfeinerten Sitte und dem Luxus, die im Reiche Montezuma's herrschten, neben der vergleichsweise hohen Kultur des merkwürdigen Aztekenvolkes auch die Anthropophagie. Menschenopfer wurden bei den Azteken erst im Anfange des 14. Jahrhunderts, also etwa 200 Jahre vor dem Zuge des Cortez gebräuchlich. Anfänglich nur selten, wurden sie bald immer häufiger, und endlich schloß fast jedes Fest mit diesem Gräuel. Aber es blieb nicht bei dem Opfer. Wenn das Fest der „Weltseele", des Tezcatlepoca, begangen wurde, dann wurde ein makellos schöner gefangener Jüngling, den man während der Vorbereitungszeit mit königlichen Ehren überhäufte, von den Priestern geschlachtet. Das Herz wurde ihm aus dem Leibe gerissen und dem Götzenbilde zu Füßen gelegt, während die andächtige Menge in stummer Anbetung knieend am Boden kauerte. Dann wurde der Leichnam dem Krieger, der den Gefangenen eingeliefert hatte, übergeben. Dieser ließ den Geschlachteten zubereiten und reichte ihn seinen Freunden bei einem Bankette als Gericht dar.

Und so wie bei dem hochstehenden Volke auf der Hochebene von Anahuac Menschenopfer und Anthropophagie herrschten, so kamen sie auch im ebenbürtigen Reiche der Inkas vor. Garcillasso de la Vega entwirft ein abschreckendes Bild von der Wildheit der ältesten Urbewohner Peru's vor dem Auftreten der Inkas, indem er die Opferfeste beschreibt, bei denen Menschen zu Tode gemartert und gefressen wurden. Selbst unter den Inkas hatten die Peruaner diese blutige Sitte noch, obgleich dieses traurige Erbtheil einer barbarischen Vorzeit unter einer humaneren Regierung schon vor der Ankunft der Europäer mehr und mehr in Vergessenheit gerathen war. (Garcillasso de la Vega, Histoire des Yngas rois du Perou etc., Kap. 9, S. 21, und Pedro Cieça de Leon, La Chronica del Perv., Thl. I, besonders Kap. 19.)

Die vom Dufte der Romantik umwebten nordamerikanischen Indianervölker der Irokesen und Algonkiner waren gleichfalls zur Zeit, als die Europäer mit ihnen bekannt wurden, Anthropophagen. Die Irokesen marterten ihre Kriegsgefangenen zu Tode und verzehrten sie dann; einzelne Fälle sind noch im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts vorgekommen. Mit dem nun fast vollendeten Aussterben dieses Volkes, das im Süden des Lorenzstromes und des Ontariosees bis an den Hudson und den

Digitized by Google

oberen Alleghany saß, ist auch die Anthropophagie aus jenem Gebiete entschwunden, das heute das dichtbevölkertste der Vereinigten Staaten ist. Es mag in vereinzelten Fällen auch heute noch die Anthropophagie bei den noch übrigen Rothhäuten Nordamerika's vorkommen, eine allgemeinere Verbreitung hat sie dort indessen nicht. Nach mündlicher Mittheilung des Herrn Professors H. Credner in Leipzig sind die im Norden des Oberen Sees hausenden Kaninchen-indianer, ein Stamm der Odschibwäs, noch immer kannibalischen Gewohnheiten ergeben. Sie fangen in Zeit der Noth gelegentlich einen Fremden, um ihn zu verzehren. So wenigstens lautete einstimmig das Urtheil benachbarter Indianer, in deren Wahrhaftigkeit Zweifel zu setzen Credner niemals Gelegenheit fand.

Gegenwärtig ist überhaupt in Amerika nur noch das Gebiet des Amazonenstromes als der Sitz von Kannibalen zu betrachten, die, auf wenig zahlreiche Horden beschränkt, rasch ihrem Untergange zueilen, während zur Zeit der Entdeckung Brasiliens die Anthropophagie noch eine außerordentlich weite Verbreitung hatte. Nehmen wir eine der alten Reisebeschreibungen, eines der zahlreichen Flugblätter, zur Hand, die im Beginn des 16. Jahrhunderts, kurz nach der Entdeckung Brasiliens, erschienen und von dieser handeln, so finden wir unfehlbar Berichte über die dort herrschende Menschenfresserei. So zeigt ein um jene Zeit zu Nürnberg oder Augsburg gedrucktes Blatt das Bild eines brasilianischen Indianers nebst Erläuterung, in der es heißt: „Sy streiten auch miteinander. Sy essen auch einander selbs die erschlagen werden. und hencken das selbig fleisch in den rauch". (Vierter und fünfter Jahresbericht des Dresdner Vereins für Erdkunde, 1868, S. 14.) Keiner aber hat die Anthropophagie der Tupivölker besser und eingehender geschildert als unser Landsmann Hans Staden aus Homberg in Hessen, der als Abenteurer im Jahre 1547 beschloß, „Indiam zu besehen", und in die Gefangenschaft der Tupinambas gerieth, in welcher er zehn Monate unter Lebensgefahren aushalten mußte. Sein 1557 zu Marburg erschienener Bericht „Wahrhaftige Beschreibung eyner Landschafft der wilden nacketen, grimmigen menschenfresser leuthen, in der newen welt America gelegen", ist mit charakteristischen Holzschnitten (in der zweiten Ausgabe) geziert, die nebst der Beschreibung (Warumb ein Feind den andern esse — Sie thun es von keinem hunger, sondern von großem Haß und Neid) ein außerordentlich anschauliches Bild von der Anthropophagie der Tupivölker liefert. Ganz entschieden geht aber aus Stadens Schilderung, die in ihren Einzelheiten grauenvoll genug ist, hervor, daß der Kannibalismus hier aus Rachgefühl entsprang. Unter Tanzen und Brüllen der ganzen Horde ergriff ein Häuptling die besonders zu diesem Zwecke hergestellte Keule (Iwera pemma), hielt sie dem Schlachtopfer vor das Gesicht und rief: „Hier bin ich, um dich zu tödten, aus Rache, weil die Deinigen so viele von unseren Leuten erschlagen!" Die Antwort lautete: „Nach meinem Tode werden die Meinigen mich wieder rächen!" Auch Staden erzählt, wie das Fleisch der erschlagenen Feinde und der Kriegsgefangenen, damit es sich länger halte, in Körben über dem Feuer geräuchert wurde. Der unbegrenzte Haß, das wilde Rachegefühl gingen bei den Tupivölkern aber so weit, daß sie gewissermaßen auch das geistige Fortleben des Feindes unter den Menschen zu vernichten trachteten, denn anders kann läßt sich die Sitte erklären, daß derjenige, welcher den Gefangenen tödtete, auch den Namen desselben anzunehmen hatte.

Bei den spärlichen Resten der Tupivölker in Brasilien ist heute die Anthropophagie wohl ganz verschwunden; sie herrscht aber am Amazonenstrome und am Ucayale noch heute. Zwar will Pöppig dieses bestreiten, er befindet sich dabei aber in einem doppelten Irrthume. In seiner „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome" (II, 449) sagt er von den Stämmen am Ucayale und Pachitua: „Der ungewöhnliche Grad von Bildungsfähigkeit dieses Volkes und überhaupt der meisten den Anden näher lebenden Stämme wird wohl am besten durch die Thatsache bewiesen, daß vor kaum 150 Jahren noch unter ihnen Gewohnheiten herrschten, die sie der Anthropophagie sehr verdächtig machten. Wenn man mit allem Ernste annimmt, daß dergleichen Völker die niedrigsten und wildesten sind, so ist es um so mehr Beweis ihrer guten Anlagen, wenn die Zucht der Europäer sie in ungewöhnlich kurzer Zeit von ihren Lastern zu entwöhnen und bis zu einem unverhältnißmäßig hohen Grade zu civilisiren vermag". Dem gegenüber ist zu bemerken, daß einmal die Anthropophagie nicht ganz ausgerottet ist, sondern noch heute ganz sicher bei den Kasibos am Pachitua herrscht und daß keineswegs die kannibalischen Völker zu den „wildesten und niedrigsten" gehören. Im Gegentheil, wenn auch nicht immer, so doch meistentheils nehmen gerade die anthropophagen Völker eine höhere Stufe

Digitized by Google

als ihre Nachbarn ein, die der Menschenfresserei nicht ergeben sind. Die Battas auf Sumatra, die Kariben, die alten Mexikaner und Peruaner, die Maoris auf Neuseeland, die Fidschiinsulaner, — sie alle stehen höher als ihre nicht anthropophagen Nachbarn.

Martius in seinen „Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens" (Leipzig 1867) hat uns gezeigt, wie Völker, die sich dem Genusse von Menschenfleisch hingeben, durchaus nicht an geistiger Entwicklung gehindert werden; auch wird gerade in Brasilien die Ansicht hinfällig, daß Mangel an thierischer Nahrung die Menschen zum Genusse ihres eigenen Fleisches verleitet habe. Aus Martius' Werke erkennt man, daß wenigstens den Jägerstämmen Brasiliens es an Fleisch zur Ergänzung der Pflanzennahrung nie fehlte, also die angeblich physiologische Entschuldigung der Anthropophagie hier in Wegfall kommt. Kannibalischen Gewohnheiten ergeben sind heute noch, wie Martius bezeugt, die Miranhas, und nach Marcoy's genauen Berichten, die jenen benachbarten Mesayas. Beide Völker, noch verhältnißmäßig zahlreich, haben der Civilisation und den Seuchen Stand gehalten, beide leben in arger Feindschaft miteinander und verzehren gegenseitig ihre Gefangenen aus Rachsucht. Sie leben am Japure und an dessen Mündung in den Amazonenstrom, sowie an diesem selbst. Die Schilderungen von den Kannibalenfesten der Mesayas, wie Marcoy sie entwirft und mit Bildern begleitet, stimmen überein mit den drei Jahrhunderte alten Berichten Hans Stadens; eigenthümlich aber ist eine von Marcoy's Bemerkungen, welche deutlich zeigt, daß nur das unbändigste Rachegefühl zu den Kannibalenschmäusen treibt. Alle Mesayas waren nämlich nach dem Bankett bemüht, das genossene Menschenfleisch so rasch als möglich wieder von sich zu geben; sie ekelten sich selber vor der abscheulichen Speise, und damit ist der Beweis geliefert, daß sie dieselbe nicht aus Gier nach Menschenfleisch verzehrt hatten, sondern lediglich der Wiedervergeltung wegen (Marcoy, Voyage a travers l'Amérique du Sud, de l'océan pacifique à l'océan atlantique, Paris 1869, 2 Bde.).

Was die Miranhas betrifft, so berichtet Marcoy, daß gegenwärtig in ihren Bezirken, am rechten Ufer des Japure und am Amazonenstrom, Hungersnoth herrsche, daß sie auf Alles Jagd machten und ihre Kranken und Alten auffräßen. Ihr Land aber verließen sie deshalb nicht, weil ihre Nachbarn sämmtlich ihnen auflauerten und sie als Feinde niedermachen würden.

Auch über Australien und die oceanische Inselwelt ist die Anthropophagie verbreitet und damit der Kreis geschlossen, welcher unsern ganzen Planeten umspannt. Ueber die Beweggründe, welche die spärliche Bevölkerung des fünften Erdtheils zum Kannibalismus bringen, sind wir nicht immer im Klaren, und Hunger, Aberglauben wie Rachsucht scheinen zusammen oder abwechselnd gewirkt zu haben. Bei der niedrigen Stellung, welche der schwarze Mensch Australiens überhaupt einnimmt, erscheint uns dort die Anthropophagie nicht auffallend, und die ungünstigen Verhältnisse, in welchen viele der armseligen Horden leben, die häufig unter ihnen ausbrechende Hungersnoth lassen uns den Kannibalismus in einzelnen Fällen ganz erklärlich erscheinen. Der australische Kontinent zählt heute noch etwa 50,000 eingeborene Schwarze, und diese sind, wo sie sich dem Einflusse der Weißen noch entziehen, Anthropophagen. Die bündigsten Beweise dafür liegen namentlich von den Schwarzen Südaustraliens, Victoria's und Queenslands vor.

Ueber die Horden im centralen Südaustralien hat W. P. Stanbridge, der 18 Jahre lang mit ihnen in naher Berührung lebte, der londoner ethnologischen Gesellschaft (1861) u. a. folgende Mittheilung gemacht: „Eine ganz abscheuliche Erscheinung im Leben dieser Wilden ist ihr Kannibalismus, der sich auf eine gräßliche Weise äußert. Die Eltern ermorden nicht selten ihre neugeborenen Kinder, um sie aufzufressen. Auch herrscht ein entsetzlicher Aberglaube, demgemäß ein älterer Bruder in dem Wahne lebt, daß er sofort auch die Körperkraft seines jüngeren Bruders sich aneignen könne, wenn er diesen erschlägt und verzehrt. Das geschieht unter Festlichkeiten, und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eifriger Ermahnung in den älteren Sohn, so viel Fleisch von dem Leichnam hinabzuwürgen, als irgend möglich ist". Hier liegt also Aberglaube als Beweggrund vor. Ganz neuerdings sind wieder durch die am Cooper Creek im nördlichen Theile Südaustraliens angesiedelten deutschen Missionäre empörende Einzelheiten über den Kannibalismus der Schwarzen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Einer der Missionäre schreibt 1868: „Die zahlreichen Arten von Ratten und Mäusen liefern hauptsächlich die Fleischkost der Eingeborenen — — die zahlreichen kleinen Eidechsen schmecken den Kindern sehr gut. Zudem fangen sie vier Arten

Digitized by Google

Fische und essen eine große Anzahl von Würmern, die als eine große Delikatesse angesehen werden. Kannibalismus ist hier eine Thatsache, und eine Mutter verzehrt mit lächelnder Miene ihr eigenes Kind. Die Schwarzen essen Theile von jeder Leiche, wenn etwas Eßbares daran ist. Vor einiger Zeit starb der Aelteste des Stammes. Als ich fragte, ob sie diese Leiche auch essen würden, antwortete mir einer der Schwarzen: „Nein, der Kerl ist zu mager, er hat kein Fett". (Auszug aus der in Tanunda erscheinenden „Deutschen Zeitung", Globus XVI, 15.)

Was die Eingeborenen der Kolonie Victoria betrifft, so hat über deren Kannibalismus Richard Oberländer, der längere Zeit unter ihnen lebte, seine eigenen und fremden Erfahrungen zusammengestellt (Globus IV, 279). „Die Eingeborenen Australiens", so berichtet er, „sind Kannibalen, machen daraus kein Geheimniß und sprechen davon als von einer selbstverständlichen Sache, wie sie denn auch die Art und Weise der Zubereitung des Mahles ganz unbefangen beschreiben." Buckley bemerkte: „Auf meinen Wanderungen begegnete ich den Pallidurgbarrans, einem Stamme, der seines Kannibalismus wegen bekannt ist, weil er nicht nur das Fleisch seiner getödteten Feinde verzehrt, sondern Menschenfleisch bei allen möglichen Gelegenheiten genießt. — Ihre Brutalität wurde endlich so lästig und ihre Angriffe so häufig, daß man beschloß, den Wald, worin sie sich verborgen hatten, zu verbrennen und sie alle zu vernichten. Dies gelang, und nachher habe ich keine mehr gesehen. Dr. Thomson schickte den Kopf eines geröfteten Kindes nach Edinburg. Ein alter Kolonist erzählte mir (Oberländer), daß eine Freundin von ihm, eine Weiße, ein großer Liebling der Yarraschwarzen gewesen sei, weil man glaubte, sie sei die Wiedererscheinung eines Gliedes ihres eigenen Stammes. Deshalb wurden ihr Geheimnisse erzählt, die Anderen verschwiegen blieben. Eines Tages kam eine Lubra (australisches Weib), zog ein Stück gebratenen Kindes hervor, zeigte es ihrer weißen Freundin und bat diese, nichts davon zu sagen. Der Barrabulstamm fing einen alten Mann und ein Mädchen ein, die zu einem anderen Stamme gehörten und welche sie beschuldigten, meinen Freund Gellibrand gemordet zu haben. Das Mädchen ward getödtet und gebraten und das Fett als Haarpomade benutzt. Etwas warmes Fleisch ward lachend einem Engländer zum Kosten gereicht. Dr. Cotten nahm, so viel mir erinnerlich, einen Theil des Schenkels als Beweis der Thatsache mit sich fort".

Für den australischen Kontinent mögen diese Beispiele genügen. Von ihm aus uns nordöstlich wendend treffen wir auf die großen Inseln, welche als Melanesien bezeichnet werden und die von den Zeiten ihrer Entdeckung an bis auf den heutigen Tag ein Sitz kaum ausrottbarer Anthropophagie sind, wiewohl auf mehreren Inseln ein wenigstens oberflächliches Verschwinden derselben der Wirksamkeit der Missionäre zu verdanken ist.

Was Neuguinea betrifft, so möchte ich die papuanische Bevölkerung dieses großen Eilandes mit in den Kreis der Anthropophagen einziehen. Direkte Beweise liegen indessen nicht vor. Alles, was wir über diese Insel wissen, hat mit großem Fleiße, meist nach niederländischen Quellen, O. Finsch zusammengestellt (Neu-Guinea und seine Bewohner, Bremen 1865), und dieser tritt (S. 48, 132) der Ansicht entgegen, als seien die Eingeborenen Kannibalen. Er sagt: „Obwohl auch in einem neueren Reisewerke (De Papoewas van de Geelvinksbaai door A. Goudswaart, Schiedam 1863) bemerkt wird, daß die Papus ihre Gefangenen, ja die Bewohner an der van Dammenbai ihre eigenen Todten verzehren, so sind doch noch von keinem glaubwürdigen Manne bestimmte Nachrichten darüber vorhanden, und wir müssen diese vagen Gerüchte daher mit Recht als unwahr bezeichnen". Indessen damit ist die Sache keineswegs abgethan. Einmal ist hervorzuheben, daß das Innere Neuguinea's, einer Insel so groß wie Deutschland, noch völlig unbekannt ist, und dann, daß auf vielen Nebeninseln, die ganz entschieden in ethnographischer Beziehung nur als Satelliten Neuguinea's zu betrachten sind, unzweifelhaft die Anthropophagie herrscht, und daß es berechtigter ist, von diesen auf die Hauptinsel zu schließen, als durch bloßes Negiren letztere von dem Verdachte des Kannibalismus freisprechen zu wollen.

In der Verlängerung der östlichen Halbinsel Neuguinea's, nur wenige Meilen von diesem entfernt und durch eine korallenreiche See getrennt, ethnographisch und physikalisch aber mit dem Hauptlande übereinstimmend, liegt der Louisiadearchipel. Durch die Reisen eines d'Entrecasteaux, Dumont d'Urville und Owen Stanley haben wir Kunde von ihm erhalten, wenn auch noch in ungenügender Weise. Nähere Kunde über die Eingeborenen sollten wir erst durch einen der schaudervollsten Schiffbrüche e

Digitized by Google

halten, der in neuer Zeit sich zugetragen hat und über den der französische Schiffsarzt P. de Rochas, bekannt als Reiseschriftsteller, ausführlich berichtet (Naufrage et scènes d'Anthropophagie à l'île de Rossel dans l'archipel de la Louisiade. In Le tour du Monde, IV, 241 f., Paris 1861). An der östlichen Insel des Archipels, Rossel, strandete im Sommer 1858 das Schiff St. Paul, welches 317 Chinesen von Honglong nach Australien führen sollte. Die Schiffbrüchigen retteten sich auf eine kleine Nebeninsel, und der Kapitän fuhr in der Schaluppe fort, um Hülfe herbeizuholen. Er gelangte nach Neucaledonien, wo die französische Behörde sofort ein Kriegsschiff, auf dem Rochas sich befand, nach Rossel abordnete, um die Schiffbrüchigen zu retten. Am 5. Januar 1859 traf das Schiff dort ein; wie durch ein Wunder waren von mehr als 300 Männern dort nur noch 4 am Leben — die übrigen 300 waren jedoch sämmtlich von den Eingeborenen aufgefressen worden. Die Einzelheiten, welche von den Ueberlebenden erzählt wurden, waren schauderhaft. Die Franzosen besuchten den Platz, wo die in einen Hinterhalt gelockten Chinesen abgeschlachtet worden waren, und auf dem noch mehrere hundert chinesische Zöpfe umherlagen. Ein umgestürzter Baum hatte als Klotz gedient, auf welchen man Hals und Kopf der Unglücklichen legte, um sie mit Lanzenstichen und Keulenschlägen zu ermorden. Die Schwarzen klopften, gab einer der Ueberlebenden in Sydney zu Protokoll, den noch Lebenden das Fleisch am Leibe mit Keulen weich, damit es saftiger schmecke. Alle 300 Männer wurden verzehrt, das Dorf der Eingeborenen aber zur Strafe von dem französischen Kriegsschiffe in Brand geschossen.

Auch im übrigen Melanesien, auf den Archipelen, die sich der Louisiadegruppe und Neuguinea weiter anschließen, in Neubritannien, den Salomonen, Santa-Cruzinseln, den Neuen Hebriden, auf Neucaledonien, den Loyalty- und Fidschiinseln herrschte oder herrscht Anthropophagie, nicht minder auf einigen von der polynesischen Rasse bewohnten Gruppen, z. B. den Marquesas, dann auf Neuseeland. Zu weit würde es führen, wollten wir hier ausführlich über den Kannibalismus auf allen einzelnen Inseln berichten, aber einige Hauptzüge zur Vervollständigung unserer Zusammenstellung müssen doch angeführt werden, zumal sie darthun, wie schwer die Ausrottung der Anthropophagie selbst da ist, wo die Europäer herrschen.

Unter dem Einflusse der Missionäre, die namentlich diese von Schwarzen bewohnten Inseln zum Schauplatze ihrer Thätigkeit sich ausersehen haben, hat sich Manches gebessert, aber mancher Missionär ist den Anthropophagen auch zum Opfer gefallen. Den Anfang machte „der Apostel der Südsee", Williams, der am 20. November 1839 nebst einem Gefährten auf Erromango (Neue Hebriden) verzehrt wurde; das gleiche Schicksal theilte noch 1861 der Missionär Gordon. Auf den Loyaltyinseln ist erst seit 1855 durch protestantische Glaubensboten die Menschenfresserei ausgerottet — auf Neucaledonien, dieser französischen Besitzung, herrscht sie heute noch im ausgedehnten Maßstabe. Der oben erwähnte Schiffsarzt Rochas, welcher die Neucaledonier sehr genau kennen lernte, äußert in Bezug auf die Anthropophagie der Eingeborenen, sie habe mit religiösen Anschauungen nichts zu thun. Sie führen Krieg, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, weil sie außer dem Vampyr kein anderes Säugethier haben. Nach dem Gefechte, in welchem man einige Gefangene gemacht hat, schneidet man dieselben in Stücke, die zu gleichen Theilen an die Häuptlinge verabfolgt werden. Diese geben davon an ihre Familien ab, etwa so, wie man bei uns das Brot vertheilt (Sur les Néo-Calédoniens in den Bulletins de la Société d'Anthropologie 1860, I, 389). Augenzeuge des Kannibalismus der Neucaledonier ist u. a. auch der französische Ingenieur Garnier gewesen, der 1864 die Insel durchforschte (sein Bericht im Tour de Monde 1868). Er wohnte heimlich einem nächtlichen Pilufeste des Windustammes bei, der die französische Herrschaft anerkannt hat. „Im Scheine des Feuers saßen gegen zwölf Häuptlinge; zwischen ihnen lagen auf Bananenblättern Stücke gebratenen Fleisches mit gekochten Yams und Taroowurzeln. Es waren die Leichen der im Kampfe erschlagenen Feinde, welche das Material zu diesem gräßlichen Mahl geliefert hatten. Aber das Widerwärtigste war ein Greis mit weißen Haaren, der einen Schädel hielt und mit einem spitzen Stocke das Gehirn herauszuholen sich bemühte." So sehen wir also den Kannibalismus in unmittelbarer Nähe der französischen Garnison fortwährend geübt, und selbst im südlichen Theil der Insel findet er sich nur bei solchen Stämmen nicht mehr, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen; sonst ist er auch hier noch immer im Gebrauch, wenngleich die Einwohner sich bemühen, ihre Kannibalenschmäuse geheim zu

Digitized by Google

halten. Die Frage, wie die Neucaledonier, oder vielmehr alle Melanesier zu dieser gräßlichen Sitte gelangt sind, hat sich Garnier auch vorgelegt. Er theilt uns ein Gespräch mit, das er darüber mit einem Neucaledonier geführt hat. Dieser erklärte die Sache damit, daß die Europäer andere und bessere Speisen hätten; für die Neucaledonier sei Menschenfleisch das beste. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß — wenigstens auf den Loyaltyinseln, die doch zu Neucaledonien gehören — das Menschenfressen entschieden mit gewissen religiösen Ceremonien verbunden war, und dieses berechtigt zu der Ansicht, daß es bei den Melanesiern — wie es auch bei den dem Kannibalismus ergebenen Polynesiern der Fall gewesen ist — mit gewissen religiösen Anschauungen zusammenhing und erst später eine Sache des bloß sinnlichen Genusses geworden ist. Uebrigens benutzte man dazu nicht bloß erschlagene Feinde und Kriegsgefangene, sondern auch Uebelthäter, die auf Befehl des Häuptlings oder von diesem selbst getödtet wurden. Ferner wurden alte Leute, und zwar mit ihrer Genehmigung den Göttern geopfert und gegessen. Endlich sollen nach Garnier auch mißgestaltete Kinder von den eigenen Eltern geschlachtet und gefressen werden.

Nicht minder entwickelt ist die Anthropophagie auf den **Fidschiinseln**; ja man kann sagen, daß sie hier den höchsten Grad der Entwicklung erreicht hat, worin alle unverdächtigen Quellen übereinstimmen. Sehr ausführlich beschäftigt sich mit dem Kannibalismus der Fidschiinsulaner **Wilkes** (Narrative of the United States exploring expedition during the years 1839—1842, Philadelphia 1845). Nach ihm besteht die Menschenfresserei dort nicht nur, weil die Religion sie vorschreibt, sondern weil Menschenfleisch den Insulanern vorzugsweise mundet und für den größten Leckerbissen gilt. Der Insulaner bedient sich eines sehr bezeichnenden Ausdrucks, wenn er andeuten will, daß ihm Etwas gut schmecke, es sei, sagt er, so zart wie Menschenfleisch. Raubzüge, um Menschen zu fangen, um sich dann an der „süßen Speise“ erlaben zu können, waren durchaus keine Seltenheit; das Fleisch weiblicher Körper wurde vorgezogen. „Bakola“ (Menschenfleisch) und „faka siga levu“ (feines Mittagsessen) sind noch immer sich deckende Begriffe, der Tafa tamata oder Fleischer, der die Leichen zerlegt, ist eine wichtige Persönlichkeit. Wer sich für die scheußlichen Einzelheiten interessirt, die bei den Kannibalmahlzeiten der Fidschiinsulaner Statt finden, der möge den Bericht des englischen Matrosen John **Jackson** nachlesen, der 1840—1842 freiwillig unter ihnen lebte (Appendix A in Journal of a cruise among the islands of the western Pacific including the Feejees by John Elphinstone Erskine, London 1853). Diese eingehenden und ausführlichen Berichte liegen allerdings dreißig Jahre zurück. Seitdem haben die Fidschiinseln, die immer noch unabhängig sind, auch eine europäische Bevölkerung, wenigstens an ihrem Rande und auf den kleinen Eilanden erhalten; die Missionäre sind thätig und die Anthropophagie hat abgenommen. Aber ausgerottet ist sie noch keineswegs, und der Insulaner, der heute als guter Christ erscheint, kann morgen, wenn Gelegenheit sich bietet, wieder plötzlich in die alte Gewohnheit zurückverfallen. Fälle von Kannibalismus sind auch heute noch häufig, und man darf die Insulaner noch unbedingt zu den Anthropophagen rechnen. Im Juli 1867 verließ der zu Mbau angesiedelte wesleyanische Missionär T. **Baker** nebst mehreren Gefährten, trotz verschiedener wohlgemeinter Warnungen, seine Station, um im Inneren von Viti Levu bei dem Stamme der Navosa das Christenthum zu predigen: sie wurden erschlagen und verzehrt. Glücklicher passirte dieselbe Stelle zwei Jahre vorher Dr. Eduard **Gräffe** (Petermanns Mittheilungen 1869, S. 62, 67), der über den Kannibalismus, wie er gegenwärtig auf den Fidschiinseln herrscht, Folgendes bemerkt: „Jedenfalls hat der Mangel an großen Säugethieren auf diesen und anderen Südseeinseln dazu beigetragen, dem Kannibalismus eine so große Ausdehnung zu geben, wenn er nicht Folge desselben ist. Viele Schriftsteller haben dieses geleugnet und die Menschenfresserei als Resultat der Rachsucht dargestellt; allein es läßt sich daraus schwer erklären, warum vor Einführung der Mission die Häuptlinge von Mbau und Taniuni ihre Kriegsgefangenen öfter nach einzelnen Inseln wie Vokaia, Moluriki ꝛc. brachten, daselbst sich ansiedeln ließen, um nach Belieben Generationen hindurch ihren kannibalischen Gelüsten fröhnen zu können. Ebenso wenig kann Rachsucht als das Motiv der Sitte betrachtet werden, daß oft weit von einander entfernte, durch Verwandtschaft der Häuptlinge befreundete Ortschaften sich mit den Körpern getödteter Feinde gegenseitig beschenken, wobei oft der Fall stattfindet, daß diese Schlachtopfer mit dem Stamme, dem sie geschenkt werden, in keiner Berührung standen“.

Von dem Dorfe Lase Lase, im Thal des

Digitized by Google

Kai-koroi-luka, bemerkt Gräffe, daß in der Nähe seiner Hütte verschiedene Bäume mit Menschenknochen beladen waren, an denen man zum Theil noch Sehnen und Muskeln sah, Ueberbleibsel eines vor vier Tagen stattgehabten Festes.

Kaum minder stark als unter den Melanesiern war die Anthropophagie unter den eigentlichen Polynesiern verbreitet. Die schönen Bewohner der Marquesasinseln, ausgezeichnet durch Wildheit und Kriegslust, waren bis 1842 und auch später noch in vereinzelten Fällen Kannibalen, und erst seit die Franzosen dort festen Fuß gefaßt haben, verschwindet die Anthropophagie. Indessen sind immer noch Fälle aus der neuesten Zeit bekannt geworden. Dem Irländer Lamont (Wild life among the Pacific Islanders, London 1867), der 1852 Nukahiwa als Geschäftsmann besuchte, wurde in der Hana-pae-Oa-Bucht von den Eingeborenen ein Ofen gezeigt, welcher kurz vorher erbaut war, um einen weißen Ansiedler zu braten, weil er einen der Ortshäuptlinge erschlagen hatte. Das betreffende Opfer hatte jedoch den guten Leuten den Spaß verdorben und war geflohen. Nach W. J. Pritchard dem jüngeren (Polynesian Reminiscences or Life in the South Pacific Islands, London 1866) sind die Samoainsulaner zwar im allgemeinen von der Anthropophagie freizusprechen; doch kommen einzelne Fälle noch immer vor, wenn auch hierbei eine gewisse Renommage der bewegende Grund zu sein scheint.

Aufgehört hat die Anthropophagie auch, seit die Macht der Engländer auf Neuseeland für die eingeborenen Maoris eine wirklich fühlbare geworden ist. Mit diesem Volke, dessen Name unzertrennlich von dem Begriffe des Kannibalismus bleiben wird, wollen wir den Beschluß unserer Revue machen. Obgleich dem Aussterben näher rückend, sind die Maoris doch noch an Zahl, an körperlicher wie geistiger Begabung der bedeutendste Stamm der polynesischen Rasse. So erschienen sie schon den ersten Entdeckern, die aber anderseits zurückwichen vor dem Blutdurste des so befähigten Volkes. Schon als 1642 Abel Tasman an der Südküste landete, wurden ihm in der Mörderbucht vier Matrosen erschlagen und aufgefressen; bekannt sind die Berichte, die Forster und Cook von dem Kannibalismus der Neuseeländer entworfen, bekannt ist auch, daß 1771 der französische Kapitän Marion du Fresne mit 16 Matrosen von ihnen verzehrt wurde.

Was neuerdings über die Anthropophagie der Maoris hat gesagt werden können, das hat Ferdinand von Hochstetter in seinem klassischen Werke über Neuseeland (Stuttgart 1863) zusammengestellt. Nach ihm geht aus den Ueberlieferungen des Volkes hervor, daß der Kannibalismus erst während der letzten Jahrhunderte in Schwang kam; indessen herrscht in Betreff des Ursprungs Dunkel. Als die Missionäre über das Menschenfressen an der Inselbai jammerten, sagten die Häuptlinge: „Der große Fisch frißt den kleinen, der Hund den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde fressen einander, Vögel fressen einander, ein Gott frißt den andern".

Hochstetters Ansicht geht dahin, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auf den Inseln das Erträgniß der ohnehin wenig ergiebigen Jagd und damit die einzige Quelle der Fleischnahrung immer spärlicher wurde. Um neue Jagdgebiete, gutes Ackerland und ergiebige Fischereien entstanden Streitigkeiten, die zum Kriege führten. Durch diese verwilderte der Geist des Volkes, die Feldarbeiten wurden vernachlässigt, Noth trat ein, und Hunger im Verein mit Rachedurst und Haß führten im Kriege zu den ersten Fällen von Kannibalismus. Die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmähligen Ausrottung der Thier- und Vogelarten, welche das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und so wurde das Menschenfressen nach und nach ein Brauch, der erst dann wieder aufhörte, als durch Einführung ergiebiger Nahrungsmittel dem Mangel abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah durch Einführung der Schweine, Kartoffeln, Getreidearten durch die Seefahrer, später auch des Hornviehs. Der letzte Fall von Kannibalismus gehört in das Jahr 1843. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber der jüngeren Generation klingt jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Ein alter Häuptling, der mit einem jüngeren Maori auf Reisen war, sagte diesem: „Sieh, hier haben wir deinen Vater gefangen und getödtet; dort haben wir ihn gekocht und gegessen".

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß neuerdings in dem Rassenkriege, der zwischen den Maoris und den Ansiedlern entbrannt ist, von letzteren wiederholt die Beschuldigung ausgesprochen ist, die Neuseeländer seien in ihren alten Kannibalismus zurückverfallen und hätten aus Rachsucht die Leichen der erschlagenen Weißen verzehrt. Ist dieses auch an sich nicht unmöglich, so bleibt doch Bestätigung abzuwarten.

Wir sind mit unserer Rundschau zu Ende.

Digitized by Google

Die Beweggründe, welche wir als eine der scheußlichsten Verirrungen kennen lernten, sind nach dem Gesagten sehr verschiedener Natur. Neben rein sinnlichem Genuß, neben Hunger, veranlaßt durch Mangel anderweitiger Fleischnahrung, spielen aufs Höchste entflammte Leidenschaften, Rache und Haß, dann religiöse Vorstellungen und finsterer Aberglaube ihre Rolle. Tröstlich aber ist es zu sehen, daß in geschichtlicher Zeit die Anthropophagie mehr und mehr verschwunden ist, während wir nur einen einzigen Fall von einem neuen Auftauchen derselben bei einem Volke zu verzeichnen hätten, dem sie bisher unbekannt gewesen war. Verschwunden ist sie mit diesen selbst bei den Irokesen und Algonkinern, verschwunden bei dem Volke der Hochebenen von Anahuac und den Indianern Peru's, verschwunden bei den meisten brasilianischen Stämmen. Endlich wird sie in der Südsee mehr und mehr verdrängt, wo sowohl das Aussterben der Kannibalen selbst, als auch das Vordringen der weißen Ansiedler die Anthropophagie wesentlich beschränken. Noch immer aber ist die Zahl der Kannibalen eine ganz ansehnliche. Die folgenden Ziffern können natürlich nur annähernde sein, aber immerhin geben sie einen Anhaltepunkt für die Kopfzahl der Anthropophagen überhaupt. Es zählen nämlich die Battas (nach Friedmann) 200,000 Seelen, die Kannibalen im Nigerdelta etwa 100,000, die Fan (nach Fleuriot de Langle) 80,000, die Höhlenkannibalen im Basutolande (der zehnte Theil der Gesammtbevölkerung) 10,000, die Niam-Niam etwa 500,000, die Miranhas und Mesayas (nach Marcoy) 2000, die anderen südamerikanischen Kannibalen 1000, die Eingeborenen Australiens 50,000, die Melanesier (Neuguinea nicht inbegriffen) 1 Million. Danach ergibt sich 1,943,000 als Gesammtzahl der heute noch der Anthropophagie ergebenen Menschen, eine Zahl, die keineswegs übertrieben ist, die aber immerhin noch den 690. Theil der Gesammtbevölkerung unseres Planeten oder 0,14% darstellt.

Richard Andree.

Physik.

Michael Faraday. I. Wenn auch wegen großartiger politischer Ereignisse das 19. Jahrhundert in der Staatengeschichte stets als eins der bedeutsamsten verzeichnet werden wird, so werden doch jedenfalls wenigstens der ersten Hälfte desselben diejenigen Wissenschaften, auf deren Gebiete Michael Faraday einer der größten Forscher und Entdecker gewesen ist, ihren charakteristischen Stempel aufdrücken. Sein Name wird in der Geschichte der Chemie und noch mehr der Physik für immer glänzen. Er starb am 25. August 1867 unweit London zu Hamptoncourt.

Faraday ist ein Engländer, gehört aber nicht bloß dem Lande an, in welchem er geboren ist und gewirkt hat, sondern der ganzen Menschheit, wie alle großen Geister, denen wesentliche Fortschritte auf geistigem Gebiete zu danken sind. Was er geleistet hat, erscheint aber um so bedeutender, wenn man bedenkt, daß er Autodidakt gewesen ist. Freilich war er keiner von denen, welche — sich für Alles interessirend — allenthalben herumnippen und wegen der damit verbundenen Oberflächlichkeit sich manches Wissen aneignen, ohne indeß etwas Ersprießliches zu fördern, sondern er verstand sich zu koncentriren und versuchte das, was er in Angriff nahm, auch zu ergründen und bis in sein innerstes Wesen zu verfolgen. So ersetzte er durch eigenes Schaffen, was sonst wohl durch den Besuch von Universitäten erworben und durch Ablegung vorschriftsmäßiger Prüfungen nachgewiesen vorausgesetzt wird. Vielleicht, wohl wahrscheinlich gerade darum, weil er in eigner Weise und zwar gründlich vorging, wurde er so bedeutend.

Michael Faraday*) stammte einer Familientradition zufolge aus Irland. Seine Großeltern lebten bereits in Yorkshire auf einem kleinen Landsitze Clapham Wood, und sein Vater, James Faraday, das dritte von zehn Kindern,

*) Der hier gegebenen Darstellung liegt vorzugsweise die mit treuer Liebe von John Tyndall, Nachfolger Faraday's in der Professur der Physik an der Royal Institution, geschriebene Gedenkschrift „Faraday und seine Entdeckungen. Autorisirte deutsche Uebersetzung, herausgegeben durch H. Helmholtz", Braunschweig 1870, zu Grunde. Außerdem verweisen wir auf: Bence Jones, „The life and letters of Faraday", London 1870, 2 Bde.; „Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften" von J. C. Poggendorff, Art. „Faraday" und auf Poggendorffs „Annalen der Physik und Chemie".

Digitized by Google

verheirathet seit 1786 mit Margaret Hestwell, Tochter eines Pächters in der Nähe von Kirkby-Stephen, hatte sich als Grobschmied zu Newington (Süd-London) in Surrey niedergelassen. Michael wurde als drittes Kind am 22. September 1791 in einer dürftigen, über Stallungen gelegenen Wohnung in einer Hinterstraße in der Nähe von Manchester Square geboren, von wo seine Eltern später nach Weymouthstreet Nr. 18 zogen.

Faraday sagte selbst, daß seine Erziehung von der gewöhnlichsten Art gewesen sei und sein Unterricht sich fast nur auf die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens in einer Volksschule beschränkte. Seine Freistunden habe er zu Hause oder auf der Straße zugebracht.

Im Jahre 1804 kam der 13jährige Knabe zu Herrn George Riebau, welcher Blandfordstreet Nr. 2 einen Buchladen hatte und zugleich das Geschäft eines Buchbinders betrieb, zunächst auf ein Jahr zur Probe in die Lehre, um dann noch sieben Jahre lang als wirklicher Lehrling auszuhalten. So schwer diese Zeit war, welche der junge Faraday als Buchbinderlehrling durchzumachen hatte, so segensreich ward sie dennoch für ihn*).

„Als Lehrling", erzählte Faraday selbst, „liebte ich, die wissenschaftlichen Bücher zu lesen, die mir unter die Hände kamen, und von diesen entzückten mich Mrs. Marcets „„Gespräche über die Chemie"" **) und die Abhandlungen über Elektricität in der „„Encyclopaedia Britannica"". Ich machte solche einfache Experimente, wie ich sie mit einigen Pence wöchentlicher Einnahme bestreiten konnte; auch verfertigte ich eine Elektrisirmaschine zuerst mit einer Glasflasche und nachher mit einem wirklichen Cylinder, sowie noch andere elektrische Apparate entsprechender Art. Mein Meister erlaubte mir, gelegentlich Abends die Vorlesungen zu hören, die Herr Tatum in der City Philosophical Society über Physik hielt. Ich hörte zwölf oder dreizehn dieser Vorlesungen und wurde hier zuerst mit den Namen von Magrath, Newton, Nicol und Andern bekannt. Das 1 Schilling betragende Eintrittsgeld schenkte mir zum Theil mein drei Jahre älterer Bruder Robert, der wie der Vater Grobschmied war."

Von einem Herrn Masquerier lernte er Perspektive, um sich Zeichnungen zu den Ausarbeitungen über die gehörten Vorlesungen machen zu können. Ein Studiosus der Medicin, Herr Huxtable, dessen Bekanntschaft er in diesen Vorlesungen gemacht hatte, lieh ihm Parke's „Chemie", die von ihm eingebunden worden war, und außerdem Thomsons „Chemie"; ebenso kam er daselbst in näheren Verkehr mit einem jungen Quäker, Herrn Benjamin Abbott, angestellt in einem Geschäftshause in der City. Der Verkehr mit diesen beiden Herren wirkte besonders fördernd auf Faraday, namentlich scheint aber Herrn Abbotts Umgang auf ihn einflußreich gewesen zu sein. Es sind aus dieser Zeit noch Briefe von Faraday an denselben vorhanden, in deren einem er mittheilt, wie er eine elektrische Säule von sieben Plattenpaaren aus halben Pennystücken, ebenso großen Zinkscheibchen und mit einer Lösung von salzsaurer Soda getränkten Papierstückchen aufgebaut und zu seinem großen Erstaunen durch dieselbe die Zersetzung von schwefelsaurer Magnesia bewirkt habe.

Wie Faraday in dieser Zeit sich selbst erzog und welches die Gegenstände waren, die ihn interessirten, kann man aus einem Manuskripte ersehen mit dem Titel „Philosophische Sammlung vermischter Aufsätze, enthaltend Notizen, Ereignisse, Begebenheiten ꝛc., bezüglich auf Künste und Wissenschaften, gesammelt aus Zeitungen, Revuen, Journalen und anderen gemischten Schriften; dafür bestimmt, sowohl Vergnügen als Belehrung zu fördern, und auch diejenigen Theorien, welche sich fortwährend in der wissenschaftlichen Welt aufthun, zu bekräftigen oder ungültig zu machen. Gesammelt von M. Faraday 1800 bis 1810". — Wer denkt dabei nicht an Benjamin Franklin, der sich in gleicher Lage ebenso selbst erzog? Und im Jahre 1800 war Michael Faraday 9 Jahre alt!

Von ganz besonderem Einflusse auf Faraday's Zukunft war indessen folgendes Ereigniß, worüber sich Aufzeichnungen von ihm selbst vorfinden:

„Während meiner Lehrzeit hatte ich durch die Freundlichkeit des Herrn Dance, der ein Kunde meines Herrn und auch ein Mitglied der Royal Institution war, das Glück, an diesem Orte vier der letzten Vorlesungen von Sir Humphry Davy zu hören. Ich machte mir

*) Als Faraday einst mit einer Nichte spazieren ging und sie an einem kleinen Zeitungsträger vorüberkamen, sagte er: „Für solche Knaben fühle ich immer eine Zärtlichkeit, weil ich einst selbst Zeitungen herumgetragen habe".

**) Diese Schrift ist von F. F. Runge unter dem Titel „Unterhaltungen über die Chemie, in welchen die Anfangsgründe dieser nützlichen Wissenschaft allgemein verständlich erläutert werden" deutsch herausgegeben, Berlin 1839.

Digitized by Google

Anmerkungen zu denselben und arbeitete sie dann aus, indem ich, so gut als ich es konnte, Zeichnungen dazwischen setzte".

Dies fiel in die letzte Zeit von Faraday's Lehrjahren. Am 8. Oktober 1812 ging er als Buchbindergeselle zu einem Herrn de la Roche in London, einem heftigen Manne, der seinen Gehülfen so sehr plagte, daß dieser bald fühlte, er könne in dieser Stelle nicht bleiben, obgleich ihm sehr lockende Anerbietungen gemacht wurden. In dieser Lage trat Mr. Dance ermuthigend hinzu und veranlaßte Faraday, an Sir Humphry Davy zu schreiben mit der Bitte, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, aus dem Geschäftsleben, das er haßte, auszuscheiden und sich der Wissenschaft, die er liebte, zu widmen. Als Beweis seines ernsten Strebens übersandte er zugleich die Ausarbeitungen, von denen eben die Rede gewesen ist. Die Antwort erfolgte augenblicklich und war gütig und nicht ungünstig. Bei der ersten Zusammenkunft Beider rieth H. Davy jedoch, bei dem Buchbindergeschäfte zu bleiben, dabei versprechend, ihm die Arbeit für die Institution, sowie für ihn selbst und für diejenigen seiner Freunde, die er dazu bewegen könnte, zuzuwenden.

Faraday blieb in seiner Stelle; Davy aber nahm Gelegenheit, den jungen Mann zu Schreibereien zu benutzen und denselben zu beobachten. Da wurde bald darauf die Stelle eines Assistenten der Chemie an der Royal Institution frei, und auf Davy's Empfehlung wurde Faraday zum Vertreter der Stelle gewählt.

Dies geschah 1813, und von da an — 1816 erhielt er 100 Pfd. Sterl. Gehalt — wirkte Faraday bis zu Ende seines Lebens an der Royal Institution*).

Sir Humphry Davy, welcher der Sohn eines Holzschnitzers war und sich von dem Lehrlinge eines Chirurgen, welcher zugleich das Apothekergeschäft trieb, zum Professor der Chemie an der Royal Institution emporgearbeitet hatte, berühmt besonders durch die 1806 mittelst der Volta'schen Säule zu Stande gebrachte Zersetzung der Alkalien, war mit einer reichen Dame verheirathet und hatte dadurch Mittel gewonnen, häufige Reisen nach dem Kontinente zu machen. Faraday war kaum ein halbes Jahr in seiner Stelle an der Royal Institution, als Sir Humphry Davy ihn aufforderte, ihn als Amanuensis ins Ausland zu begleiten, mit dem Versprechen, daß er bei der Rückkehr nach England seine Stelle an der Institution wieder einnehmen dürfe. Faraday nahm das Anerbieten an und begleitete seinen Gönner nebst Gemahlin vom 13. Oktober 1813 ab durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Tyrol ꝛc. und kehrte am 23. April 1815 nach London zurück.

Diese Reise, so wohlthätig dieselbe auch für Faraday gewesen ist — sie gab ihm namentlich Gelegenheit zu Sprachstudien —, war für denselben doch auch vielfach eine Zeit der Prüfung. Einige Tage vor der Abreise weigerte sich Sir H. Davy's Kammerdiener, ihn zu begleiten. Es wurde nun an unsern Faraday die Zumuthung gestellt, zunächst vorläufig diesen Posten zu vertreten, wenigstens das absolut Nothwendige zu übernehmen, da in Paris ein anderer Diener angenommen werden sollte. Faraday murrte zwar, aber er ging darauf ein. Auf der ganzen Reise war kein neuer Diener zu gewinnen. Sir H. Davy besorgte zwar Vieles, was sonst einem Diener zugekommen wäre; aber Lady Davy liebte es, ihre Autorität zu zeigen, und da gab es manche Zwistigkeiten, bei denen Faraday jedoch mehr und mehr das Feld behauptete.

Nach der Rückkehr nach England wurde Faraday von dem Vorstande der Royal Institution abermals zu seiner früheren Stellung berufen, und nun begann seine so erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit.

Ueber Faraday's persönliche oder besser häusliche Verhältnisse ist nur wenig zu berichten. Er lebte ganz der Wissenschaft. Zu einer gewissen Zeit in seinem Leben war er genöthigt, sich endgültig zu entscheiden, ob er den Gelderwerb oder die Wissenschaft zum Zielpunkte seines Lebens machen wollte. Er konnte nicht beiden Herren dienen und mußte deshalb zwischen ihnen wählen. Herr Tyndall theilt mit, daß Faraday nur zu wollen brauchte, um von 1832 an seine geschäftlichen Einkünfte, d. h. seine Thätigkeit für die Industrie, auf 5000 Pfund Sterling jährlich zu bringen, und fügt hinzu: „Wenn man Faraday's Lebensgang betrachtet, so sieht man, daß dieser Sohn eines Schmiedes und einstiger Buchbindergehülfe die Wahl hatte zwischen einem Vermögen von 150,000 Pfd. Sterl. auf der einen und der un-

*) Die Royal Institution ist trotz der Bezeichnung „königlich" kein Regierungsinstitut, sondern ist durch eine Privatgesellschaft gegründet und noch in deren Besitz. König Georg III. gehörte mit zu den Gründern, daher der Name. Der wesentliche Zweck der Anstalt ist der, populäre Vorlesungen über Naturwissenschaften halten zu lassen. — Mehreres hierüber in Tyndalls Gedenkschrift, S. 174.

Digitized by Google

ausgestatteten Wissenschaft auf der andern Seite. Er wählte die letztere und starb als armer Mann. Allein ihm gebührt der Ruhm, daß er 40 Jahre lang den wissenschaftlichen Ruf Englands auf erhabener Höhe unter den Nationen erhielt". — Und einem solchen Manne gegenüber that die Regierung nichts?

Sir Robert Peel hatte die Absicht, Faraday eine Pension zu ertheilen, wurde jedoch an der Ausführung durch seinen Austritt aus dem Amte gehindert, so daß ihm nur übrig blieb, seinem Nachfolger diese gerechte Anerkennung zu überlassen. Lord Melbourne, Lordschatzmeister, erklärte jedoch 1835 in einer Unterredung, welche Faraday mit ihm hatte, daß er schon den bloßen Namen einer solchen Pension hasse; seiner Ansicht nach sei das ganze System, Pensionen an Schriftsteller und Gelehrte auszutheilen, nichts als ein großer Humbug ꝛc. Solchen Ansichten gegenüber fühlte sich Faraday veranlaßt, eine derartige Begünstigung ehrfurchtsvoll abzulehnen; „denn ich fühle — so schrieb er an den Lordschatzmeister —, daß es keinerlei Genugthuung für mich wäre, aus Euer Lordschaft Händen etwas zu empfangen, was unter der äußeren Form einer Anerkennung eine ganz andere von Euer Lordschaft so nachdrücklich bezeichnete Bedeutung haben würde". — Der Lordschatzmeister dachte wohl wie Napoleon I., der in Bezug auf Prony sagte: „Man muß den Hobel nicht mit Gold einfassen"; Faraday hingegen machte das Wort wahr: „Der Weise bedarf des Geldes nicht, denn er ist schon ein Reicher durch seine Weisheit".

So blieb Faraday auf diejenige Einnahme angewiesen, welche sein Amt ihm gewährte. Als Davy seine Stellen als Professor der Chemie und Direktor des Laboratoriums niederlegte, wurden beide Stellen getrennt und Faraday zum Direktor des Laboratoriums ernannt. Als er am 12. Juni 1821 sich mit Sarah Barnard verheirathete, wurde ihm eine größere Wohnung in der Royal Institution zugestanden, und dort lebte er 46 Jahre mit seiner Gattin.

Wir wenden uns jetzt zu Faraday's wissenschaftlicher Thätigkeit, und um sofort einen kurzen Ueberblick über die großartigen Leistungen desselben zu geben, mögen die vier Gruppen gleich an dieser Stelle angeführt werden, in welchen Tyndall die Untersuchungen und Entdeckungen zusammenstellt. Eine ausgedehnte und verschiedenartige Menge von Untersuchungen lehnt sich an das Hauptresultat einer jeden Gruppe an.

Die erste Gruppe bildet die große Entdeckung der magnet-elektrischen Induktion. Hiermit in Verbindung stehen die Untersuchungen über den Extracurrent, über die polaren und andern Zustände diamagnetischer Körper, über die magnetischen Kraftlinien, ihren besonderen Charakter und ihre Vertheilung, über die Anwendung inducirter elektromagnetischer Ströme als Maß und Prüfstein der magnetischen Wirkung, über die Abstoßungserscheinungen im magnetischen Felde.

Die zweite Gruppe umfaßt die chemischen Erscheinungen des elektrischen Stromes. Das Hauptresultat hiervon ist das große Gesetz der elektrochemischen Aequivalente, welches von verschiedenen Untersuchungen über elektrochemische Fortführung und über Electrolysis sowohl mit der Maschine als mit der Säule umgeben ist. Zu dieser Gruppe gehören außerdem noch seine Analyse der Kontakttheorie, seine Untersuchungen über die Quelle der Volta'schen Elektricität und seine schließliche Entwickelung der chemischen Theorie an der Säule.

Seine dritte große Entdeckung ist die der Magnetisation des Lichtes.

Das Hauptresultat der vierten Gruppe ist die Entdeckung des Diamagnetismus, um welche sich wieder seine Untersuchungen über den Magnetismus der Flamme und der Gase, über die magnetische Kraft der Krystalle und den atmosphärischen Magnetismus in seinem Verhältniß zu den jährlichen und täglichen Veränderungen der Magnetnadel gruppiren

Dies sind Faraday's greifbarste Entdeckungen, und hierauf wird sein Ruhm hauptsächlich beruhen. Allein auch ohne dieselben würde — wie Tyndall vollberechtigt hinzufügt — genug übrig bleiben, um ihm einen hohen und dauernden wissenschaftlichen Ruf zu sichern. Wir würden immer noch seine Untersuchungen über das Flüssigwerden der Gase, über Reibungselektricität, über die Elektricität des Zitteraales, über die Quelle der Kraft in der hydroelektrischen Maschine haben; ferner seine rein chemischen Untersuchungen mit Einschluß seiner Entdeckung des Benzols. Außerdem veröffentlichte er eine Menge kleinerer Abhandlungen, von denen die meisten sein wissenschaftliches Genie bekunden.

Im Großen und Ganzen genommen, schließt Tyndall diese Angaben, wird es wohl zugestanden werden, daß Michael Faraday der größte Forscher im Gebiete des Experimentirens war, welchen die Welt jemals besaß.

Digitized by Google

Einen Genius, der so Bedeutendes geschaffen hat, auf seinem Gange zu verfolgen, ist gewiß das Lehrreichste; leider kann hier aber meist nur andeutend verfahren werden.

Als Priestley seine Versuche über die Luftarten begann, welche im vorigen Jahrhunderte so großes Aufsehen erregten, wußte er selbst noch sehr wenig von der Chemie, und eben dieser Unwissenheit schrieb er selbst seine Erfolge und die Originalität seiner Ansichten zu. Ebenso stand es mit Faraday. Wir wissen bereits, wie sein Interesse für Physik und Chemie geweckt wurde. Thatsachen waren ihm allein wichtig. Faraday selbst nennt dies seine Rettung und sagt: „Thatsachen konnte ich vertrauen; einer Behauptung mußte ich immer Einwände entgegenstellen". So prüfte er, was er in Mrs. Marcets Buche gelesen hatte, durch kleine Versuche. Was er den angegebenen Thatsachen entsprechend fand, wurde ihm ein Anker, an welchem er sich festklammerte. Ebenso verfuhr er in Bezug auf das, was er in der „Encyclopaedia Britannica" gelesen und in den Vorlesungen des Herrn Tatum und den wenigen Vorlesungen der Royal Institution, die zu besuchen ihm Gelegenheit geboten worden war, gehört hatte. Davy's Vorträge über das Chlor erregten besonders seine Bewunderung.

Nun wurde er Davy's Assistent. Leider wurde seine Thätigkeit in dem Laboratorium, wo er — wie er selbst sagt — beständig Gelegenheit hatte, die Natur in ihren Werken zu beobachten und die Art und Weise, wie sie die Ordnung und den Zusammenhang der Welt leitet, zu verfolgen, durch die Theilnahme an Davy's Reise bald unterbrochen. Nach der Rückkehr nach London machte Faraday schnell große Fortschritte in der Chemie und unternahm nach einiger Zeit schon etliche leichtere Analysen, die ihm von Davy anvertraut wurden. Er selbst fühlte sich schon 1816 so erstarkt, daß er in der City Philosophical Society einen Kursus von siebzehn Vorlesungen über Chemie begann: „Eine Darstellung der Eigenschaften, die der Materie innewohnen, der Formen der Materie und der elementaren Stoffe".

In der Zeitschrift „The Quarterly Journal of Science" erschien 1816 die erste Veröffentlichung Faraday's, nämlich eine Analyse einer Art kaustischen Kalkes von Toskana. Kleine Notizen und Abhandlungen folgten dann bis 1818, wo er über die „singenden Flammen" experimentirte. Mit demselben Gegenstande hatte sich Auguste de la Rive beschäftigt; aber Faraday fand in Folge seiner Versuche, daß die von diesem gegebene Erklärung nicht genüge. Dies wirkte auf Faraday insofern günstig, als es dazu beitrug, ein bescheidenes Selbstvertrauen in ihm zu erwecken.

Zwischen 1818 und 1820 kamen nur kleinere Notizen und Abhandlungen geringerer Bedeutung zur Veröffentlichung. Es war dies mehr eine Zeit des Aneignens als des Producirens. Faraday arbeitete eifrig für seinen Vorgesetzten und stärkte und bereicherte sein eigenes Wissen. Im Jahre 1820 erschien von ihm eine chemische Abhandlung „Ueber zwei neue Verbindungen von Chlor und Kohlenstoff und über eine neue Verbindung von Jod, Kohle und Wasserstoff". Diese Abhandlung war die erste von Faraday, welcher die Ehre zu Theil ward, in die „Philosophical Transactions" aufgenommen zu werden.

Damals beschäftigten Oersteds Entdeckung des Elektromagnetismus — Wirkung des Volta'schen Stromes auf die Magnetnadel — und Ampère's sich daran knüpfende Untersuchungen über die gegenseitige Wirkung von elektrischen Strömen alle denkenden Geister, und in England versuchte namentlich Wollaston die durch den elektrischen Strom bewirkte Ablenkung der Magnetnadel in eine fortlaufende Rotation der Nadel um den Strom zu verwandeln, desgleichen hoffte derselbe die entgegengesetzte Wirkung, daß der elektrische Strom sich um die Nadel drehen würde, zu erreichen.

Wollaston experimentirte in dieser Beziehung zu Anfang des Jahres 1821 im Laboratorium der Royal Institution in Gegenwart Sir H. Davy's. Faraday's Aufmerksamkeit wurde dadurch auf diesen Gegenstand gelenkt. Er las viel hierüber und schrieb in demselben Jahre eine „Geschichte des Fortschritts des Elektromagnetismus", die in Thomsons „Annals of Philosophy" erschien. Fast alle hierin beschriebenen Versuche hatte er selbst angestellt, und dies verlieh ihm die vollkommene praktische Herrschaft über Alles, was damals über den Volta'schen Strom bekannt war. Es führte ihn aber auch das Studium dieser Erscheinungen dahin, alle gewöhnlichen Anziehungen und Abstoßungen der Magnetnadel durch den Leitungsdraht als Täuschungen zu betrachten, daß also die eintretenden Bewegungen weder Anziehungen noch Abstoßungen, noch auch die Wirkung von irgend welchen anziehenden oder abstoßenden Kräften seien, sondern vielmehr die Wirkung einer Kraft im Drahte, welche, anstatt den Pol der Nadel dem Drahte näher zu bringen oder ihn von demselben

Digitized by Google

zu entfernen, vielmehr ihn in einem niemals endenden Zirkel, so lange die Batterie thätig ist, um den Draht zu bewegen strebe, und zwar in der Weise, als ob um den im Schließungsdrahte einer Batterie fließenden positiven Strom sich fortwährend ein magnetischer Nordpol rechts herum bewege.

Eine Arbeit über „Magnetische Rotationen" folgte bald darauf. Am Weihnachtstage 1821 war es Faraday gelungen, einen Draht, durch welchen ein Volta'scher Strom geleitet war, in derselben Weise durch den Einfluß der magnetischen Pole der Erde in Bewegung zu setzen, wie es ihm bisher nur durch die Pole eines Magnetstabes möglich gewesen war. Sein Schwager, der Maler George Barnard, war gerade im Laboratorium. Dieser theilt mit, daß Faraday plötzlich ausgerufen habe: „Sehen Sie, sehen Sie, sehen Sie, George!" und daß er nie den Enthusiasmus, der in seinem Gesichte ausgedrückt war, und das Leuchten seiner Augen vergessen werde.

Faraday's Freude wurde bald getrübt. Wir haben gesehen, daß Wollastons Versuche ihn zu dem Studium des Elektromagnetismus angeregt hatten; es ist aber auch erwähnt worden, wie er selbständig in den Gegenstand sich hineinarbeitete und durch seine ihm eigenthümliche Auffassung zu seinen Entdeckungen geführt wurde. Vielleicht Neid, jedenfalls eine nicht wahrheitsgetreue Darstellung verwickelte ihn in Schwierigkeiten mit Wollaston und andern Mitgliedern der Royal Society, so daß seine Aufnahme in diese gelehrte Gesellschaft, die jedoch endlich am 8. Januar 1824 stattfand, auf Widerstand stieß. Wollaston selbst ließ Faraday, der unter Anderem erklärt hatte, seine Liebe für wissenschaftlichen Ruhm sei noch nicht so groß, daß sie ihn verleiten sollte, ihm auf Kosten der Ehre nachzustreben, Gerechtigkeit widerfahren.

Bereits im Jahre 1823 wurde Faraday zum korrespondirenden Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften und der Accademia de Georgofili di Firenze und ferner zum Ehrenmitgliede der Cambridge Philosophical Society und der British Institution gewählt. Das Amt des Sekretärs des Athenäum Club legte er 1824 nieder, da er diese Beschäftigung mit seinen sonstigen Bestrebungen unvereinbar fand.

Die Arbeit über „Elektromagnetische Rotation" wurde in dem „Royal Institution Journal" Bd. XV, S. 288 abgedruckt.

Untersuchungen über die Verdampfung des Quecksilbers bei gewöhnlichen Temperaturen, die er 1826 wieder aufnahm, und über die Zusammensetzung des Stahls im Jahre 1821 sind untergeordneter Art; wichtiger ist die Arbeit, mit welcher er 1823 aus eigenem Antriebe eine Substanz in Angriff nahm, welche lange Zeit als das chemische Element Chlor in fester Gestalt angesehen worden war, die aber schon 1810 Sir H. Davy für ein Hydrat von Chlor erklärt hatte. Faraday analysirte dies Hydrat zuerst, und als Davy bei der Durchsicht des darüber abgestatteten Berichtes die Erwärmung des Stoffes unter Druck in einer geschlossenen Glasröhre vorschlug, gelang es Faraday, das Chlor im flüssigen Zustande zu gewinnen. Das Gas war durch seinen eigenen Druck flüssig geworden, und nun verflüssigte man es auch durch Zusammenpressen mittelst einer Pumpe.

Faraday setzte diese Versuche, nachdem Davy auch das salzsaure Gas zur Flüssigkeit kondensirt hatte, selbständig fort, und so gelang es ihm, außer Chlor noch Kohlensäure, Cyan, Ammoniak, Schwefelwasserstoffgas, schweflige Säure, Stickstoffoxydul flüssig darzustellen, denen 1844 noch eine große Reihe anderer, bis dahin für permanent gehaltener Gase als koercible angereiht wurden, während es gleichzeitig — nach Thiloriers Vorgange (1836) mit der Kohlensäure — glückte, die meisten der als koercibel erwiesenen Luftarten sogar in den starren Zustand überzuführen.

Durch diese Untersuchungen wurde die wichtige Thatsache festgestellt, daß die Gase nur Dämpfe mit sehr niedrigem Siedepunkte sind und also das Auftreten der Körper nach den drei Aggregatzuständen nur durch die Temperatur bedingt ist, in welcher sie sich befinden.

Bis zum Jahre 1831 folgte eine große Anzahl kürzerer Notizen und Abhandlungen, meist chemischen Inhalts. Besonders wichtig ist unter diesen die 1825 gemachte Entdeckung des Benzols, welches namentlich unter den Händen Hofmanns zur Grundlage der herrlichen Anilinfarben geworden ist.

Auf dem Gebiete der Physik heben wir aus diesem Zeitabschnitte — da auch in neuester Zeit in Bezug auf diesen Gegenstand sich eine große Rührigkeit gezeigt hat — seine Abhandlung über „schwingende Platten" hervor, in welcher er nachwies, daß leichte Körper (z. B. Lycopodium) in die kleinen Wirbelwinde, welche sich in der Luft über den schwingenden Stellen einer tönenden Platte bilden, hineingezogen werden und sich hier ansammeln, während der schwerere Sand

Digitized by Google

von den Wirbeln nicht beeinflußt wird und sich auf den sogenannten Knotenlinien anhäuft.

Außerdem war Faraday von 1825 bis 1829 gemeinschaftlich mit Sir John Herschel und Herrn Dollond Mitglied eines Komités, welches von der Royal Society eingesetzt war, um die Fabrikation des Glases für optische Zwecke zu untersuchen und wo möglich zu verbessern. Ueber die hierauf bezüglichen Versuche und ihre Ergebnisse hielt er 1829 einen Baker-Vortrag*), welcher drei Sitzungen der Royal Society beanspruchte. Die Resultate der Kommission hatten zwar für die Praxis keine besondere Bedeutung erlangt, indessen führte die gewonnene Glassorte wegen ihres großen Brechungsexponenten — wie wir bald sehen werden — zu wichtigen Entdeckungen.

Dr. H. Emsmann.

*) Die sogenannten Baker-Vorträge waren eine Stiftung, worin eine jährliche Summe von 4 Pfund Sterling für eine Vorlesung ausgesetzt worden war, welche alle Jahr vor der Royal Society gehalten werden sollte. Diese Baker-Vorlesung ist längst aus einer Geldsache zu einer Ehrensache geworden, indem nur wichtige Abhandlungen für dieselbe von dem Vorstande der Gesellschaft zum Vortrag gewählt werden. — Tyndall a. a. O. S. 15.

Neue Bücher.

Faraday, M., Naturgeschichte einer Kerze. Uebersetzt von Lüdicke. Berlin, Oppenheim.

Helmholtz, H., Populäre wissenschaftliche Vorträge. 2. Heft. Braunschweig, Vieweg.

Wärmetheorie, Resultate der mechanischen, von F. Grashof. Heidelberg, Bassermann.

Physiologie und Medicin.

Ueber die Tollwuth. Im vergangenen Jahr kam in der Pariser Akademie der Wissenschaften die Frage nach der Tödtlichkeit der Bisse tollwüthiger Thiere und nach den dagegen mit Erfolg anzuwendenden Mittel auf Grund statistischer Angaben zur Erörterung.

Die vorliegenden französischen Berichte aus den Jahren 1863 — 68, welche Bouley verarbeitet hat, umfassen die Zahl von 320 Verwundungen von Menschen, sie stammen aber nur aus 49 Departements und sind zu unvollständig eingegangen, als daß daraus ein Urtheil über die geographische Verbreitung der Wuth und ihre Ursachen gezogen werden könnte. Dagegen gestatten sie interessante Vergleiche bezüglich des Verlaufs der Unfälle und ihrer näheren Umstände.

Von den 320 gebissenen Personen starben 40,3 % in Folge der Verwundung, 38 % blieben ohne Spuren von Wutherscheinungen, die übrigen Fälle sind in ihren Einzelheiten nicht beschrieben, und man darf annehmen, daß sie nicht tödtlich verliefen. Von den 320 gebissenen Personen gehörten 206 dem männlichen und nur 81 dem weiblichen Geschlecht an, was sich aus Beschäftigungsart, Kleidung und sonstigen Gründen leicht erklärt; in 33 Fällen war das Geschlecht nicht angegeben. Von den männlichen Personen waren 49 %, von den weiblichen nur 35 % an den Folgen gestorben.

Das Alter der Personen war nur in 274 Fällen angegeben. Von diesen kamen 97 auf Kinder von 5 — 15 Jahren, und von diesen starben 27 %. Diese Altersklasse wurde am häufigsten verwundet, aber am seltensten tödtlich, denn in den höheren Altersklassen stiegen die tödtlichen Fälle auf 48 und 61 %.

In der Regel erfolgten die Bisse durch Hunde, und zwar fast ausschließlich durch männliche; denn von den 320 Fällen kamen auf letztere 234; nur 26 geschahen durch Hündinnen, 5 durch Katzen und 5 durch Wölfe. In keinem der Berichte war von einem Biß durch ausschließlich Pflanzen fressende Thiere die Rede, indeß sind anderweit Erfahrungen über den Biß tollwüthiger Pferde bekannt.

Der Zeit nach fielen 89 Fälle in den März, April und Mai, 74 in den Juni, Juli und August, 64 in den September, Oktober, November, 75 in die drei übrigen Monate. Die Tollwuth trat also ebenso stark im Winter wie im Sommer auf, und alle Jahreszeiten erfordern dieselben Vorsichtsmaßregeln. Vielleicht aber ist die Zahl der Unglücksfälle gegenüber der Zahl der tollwüthigen Thiere durch die größere Aufmerksamkeit der Polizei und des Publikums im Sommer mehr verringert als im Winter.

Was die Frist betrifft, in der die Tollwuth bei den gebissenen Personen ausgebrochen ist, so wurde sie in 106 der 129 tödt-

Digitized by Google

lichen Fälle übereinstimmend mit älteren Beobachtungen zu 60 Tagen gefunden. Bei Personen im Alter von 3 — 20 Jahren aber betrug sie nur 44, bei Personen über 20 Jahre 75 Tage.

Von 90 Fällen, in denen man die Dauer der Krankheit selbst verzeichnet hat, ist der Tod in 74 innerhalb der ersten vier Tage erfolgt, nur in 16 verlängerte sie sich über den vierten Tag; die größte Zahl der Todesfälle fiel auf den dritten Tag.

Am gefährlichsten waren die Bisse ins Gesicht. Von 32 solchen Verwundungen waren 29 tödtlich, von 73 Bissen in die Hand 46, von 28 Bissen in die oberen Gliedmaßen nur 8, von 24 in die unteren nur 7, von den 19 meistentheils mehrfachen Verwundungen des Körpers waren dagegen 12 tödtlich.

Was die angewendeten Heilmittel betrifft, so erklärt Bouley das baldige und energische Ausbrennen der Wunde mit glühendem Eisen als das einzige Mittel, durch welches man der Krankheit zu entgehen hoffen könne. Von 134 ausgebrannten Wunden blieben 92 unschädlich, und vielleicht war in den übrigen Fällen das Brennen nicht mit der gehörigen Geschicklichkeit vorgenommen worden, so daß sich unter Umständen wohl eine noch größere Zahl ungefährlicher Fälle ergeben hätte. Ist das Brennen nicht sofort ausführbar, so soll die Wunde inzwischen mit Ammoniak oder Höllenstein geätzt und, wenn Aetzmittel fehlen, von dem Patienten selbst durch Aussaugen gereinigt werden. Dabei ist die ausgesogene Flüssigkeit auszuspucken, und so wird jedenfalls die Gefahr vermindert, immer aber muß das Brennen so bald als möglich und energisch vorgenommen werden. Zur Milderung der furchtbaren moralischen und physischen Leiden empfiehlt Bouley, die Unglücklichen fortgesetztem Gebrauch paralytischer Mittel zu unterwerfen, um bei ihnen Bewußtlosigkeit und physische Gefühllosigkeit hervorzubringen.

Polizeilich aber fordert Bouley vor Allem die strengste Aufsicht über die Hunde und ihre baldige Einsperrung und Tödtung in Krankheitsfällen, weil Nachgiebigkeit und Nachlässigkeit in dieser Richtung der Hauptgrund der Verbreitung ist. Dabei spricht sich Bouley entschieden gegen den Maulkorb aus, weil er geeignet scheine, die Hunde leichter zur Tollwuth zu disponiren. In Dijon sollen die Wuthfälle nach dem Verbot der Maulkörbe verschwunden und bei der Wiedereinführung der letzteren auch von Neuem wieder aufgetreten sein. Es steht aber fest, daß der Maulkorb, so unschön und unangenehm für die Hunde er auch ist, bei genügender Aufmerksamkeit doch so konstruirt und angepaßt werden kann, daß er nicht quälerisch wirkt. In der That bleibt er eins der sichersten Vorbeugungsmittel gegen die meist nur unter geringer Kraftentwicklung erfolgenden Bisse der tollwüthigen Hunde.

Dagegen dürften sich für die Hundesteuern erheblich niedrigere Sätze für Hündinnen gegenüber denen für männliche Hunde empfehlen, um dem von der Bequemlichkeit der Hundehalter immer mehr gesteigerten Mißverhältniß in der Zahl beider Geschlechter und damit derjenigen Ursache der Tollwuth so weit thunlich entgegenzuwirken, welche als die wesentlichste anerkannt und auch durch obige Angaben wieder bestätigt ist. Ueber die vollkommen ausreichenden Erfolge einer solchen verschiedenen Besteuerung haben die Erfahrungen in Baden unzweideutige Belege gegeben.

In Preußen findet seit 1844 besondere Berichterstattung über die durch Wasserscheu herbeigeführten Todesfälle Statt, und wenn man die Ergebnisse der 24 Jahre bis 1867 zusammenstellt, so ergeben sich nach der „Zeitschr. des preuß. statist. Bureaus" folgende Ziffern:

	männlich	weiblich	in Summa	jährlich
Preußen	66	32	98	4,1
Posen	23	13	36	1,5
Brandenburg . . .	34	12	46	1,9
Pommern	20	7	27	1,1
Schlesien	68	44	112	4,7
Sachsen	74	32	106	4,4
Westfalen	30	17	47	2,0
Rheinland	39	12	51	2,1
im ganzen Staat .	354	169	523	21,8

Also 1 von 806,037 Menschen im Durchschnitt der Bevölkerung von 1843 — 1867.

In Bayern wurden nach amtlichen Erhebungen in der Periode von 1863 — 67 4000 Hunde als wuthkrank oder wuthverdächtig erkannt. Von 836 durch tolle Hunde gebissenen Menschen sind 69 das Opfer der Tollwuth geworden. In Mittelfranken speciell steigert sich schon seit 1862, besonders aber seit 1868 die Zahl der tollen Hunde in erschreckendem Grad. Im Jahr 1868 hob sich dieselbe auf 73, wovon 16 an Wuth verendeten, 57 wegen konstatirter Erkrankung daran getödtet wurden, 1869 aber kamen 120 Fälle zur Anzeige, 31 Hunde verendeten an der Wuth und 89 wurden getödtet. Stadt und Land waren fast gleichmäßig betheiligt und beängstigt, und nur der Thätigkeit der Behörden war es zu danken, daß nur 5

Digitized by Google

Verletzungen von Menschen konstatirt wurden und 2 Todesfälle zu beklagen waren. Eine treffliche Unterlage für die Gesetzgebung über diese Materie bildet die Broschüre von Dr. Adolf Mair: „Die Frage der Besteuerung und des Haltens von Hunden in ihrer Beziehung zur Sanitätspolizei" (Ansbach, Karl Junge), aus welcher wir hier die Schlußworte anführen wollen: „Thatsache ist, daß die bisherigen Maßnahmen gegen die Tollwuth der Hunde, ihre Entstehung, Wiederkehr und Verbreitung nicht ausreichend waren; Thatsache ist auch, daß von allen Seiten die Anwendung allgemeiner Maßregeln als allein zur Erfüllung des Zweckes dienlich erkannt und empfohlen wird; auf Erfahrung ist begründet, daß der durch Bouley uns mitgetheilte Vorschlag der Akademie der Wissenschaften, zu diesem Zweck eine achtmonatliche Absperrung aller Hunde anzuordnen, an der Durchführbarkeit scheitert und scheitern muß; an der Hand der Wissenschaft und auf Grund der Statistik glaube ich die drohende Gefahr vor Augen geführt und erwiesen zu haben, daß als eine allgemeine Maßregel nur die Abminderung der Zahl der Hunde und ihre möglichste Begrenzung auf den Bedarf zu erkennen ist; ist dies aber anerkannt, dann muß auch anerkannt werden, daß das Hülfsmittel in keiner andern Form gefunden werden kann, als in der Form hoher Besteuerung des Hundehaltens".

Die Kaltwasserbehandlung des Typhus. Wie in allen früheren Kriegen hat sich auch in diesem Feldzuge gezeigt, daß es trotz der umfassendsten Maßregeln für die sanitäre Wohlfahrt der Truppen noch immer unmöglich ist, das Ausbrechen schwerer innerer Erkrankungen zu verhindern. Besonders haben auch diesmal wieder Ruhr und Typhus zur Füllung der Lazarethe beigetragen, und die Fortschritte, welche man in der Heilung dieser Krankheiten gemacht hat, verdienen deshalb höchste Beachtung. In Folgendem wollen wir versuchen, über die jetzt anerkannt beste Behandlung des Typhus zu berichten, von der eine Autorität ersten Ranges, Prof. Bartels, in einer bei Beginn des Krieges erschienenen Schrift „Rathschläge für die Behandlung des Typhus im Felde" die beherzigenswerthe Aussage macht: „Derjenige Arzt handelt gewissenlos und macht sich grober Pflichtversäumniß schuldig, welcher heut zu Tage bei der Behandlung von Typhuskranken nicht zur rechten Zeit Wärmeentziehungen durch kalte Bäder anwendet". Die in Rede stehende Behandlung ist keineswegs neu, hatte aber nicht das Glück zur Zeit ihrer Bekanntmachung eine vorurtheilslose Prüfung zu erfahren. Man war gewöhnt, den Typhuskranken im oft überheizten Zimmer, welches aus Furcht vor Zug nie gelüftet werden durfte, in demselben Bett, ja selbst in derselben Wäsche monatelang liegen zu lassen; jede Abwaschung war verpönt, für jedes Symptom gab es eine neue Mixtur; Blutentziehungen waren an der Tagesordnung, an Unschädlichmachung der Auswurfstoffe dachte Niemand, und so kam es, daß ein solcher Erkrankungsfall selten vereinzelt blieb, und das Auftreten von Epidemien geradezu die Regel war. — Es lag auf der Hand, daß man zu einer Zeit, wo derartige Anschauungen in der Medicin herrschten, von einem Werke nur in kleinen Kreisen Notiz nahm, mit welchem ein englischer Arzt, Currie*) am Ende vorigen Jahrhunderts, das Wasser als Hauptmittel gegen den Typhus in die Therapie einführte.

Man fuhr trotz der glaubhaften Darstellung der neuen Heilmethode fort, den Typhus in gewohnter Art zu behandeln, und erst durch den mächtigen Aufschwung, welchen die gesammte Medicin durch die Wiener Schule nahm, trat die Behandlung in ein ganz anderes Stadium. Ueberzeugt, daß auf medikamentösem Wege diese Krankheit nicht zu beseitigen sei, wagte man es, sie lediglich sich selbst zu überlassen, und sorgte nur durch eine Regelung in den äußeren Verhältnissen, namentlich durch die größte Reinlichkeit, frische Luft, zweckmäßige Ernährung für das Wohlsein des Kranken. Diese „zuwartende Methode" war die bis vor Kurzem herrschende. Da trat Dr. Ernst Brand in Stettin als Reformator auf, indem er durch zahlreiche Prüfungen und namentlich wissenschaftliche Begründung die Behandlungsweise Currie's wieder aufnahm und zu einer Vollkommenheit brachte, wie sie nie vorher für möglich gehalten wurde. Seine erste Veröffentlichung, die „Hydrotherapie des Typhus", erschien 1861. Kurz darauf traten fast sämmtliche Kliniker Deutschlands, die Gelegenheit genommen hatten, Brands Angaben zu prüfen, für die neue Heil-

*) Currie wurde 1756 in Kirkpatrik-Fleming in Dumfriesshire geboren. Anfangs Kaufmann, faßte er den Entschluß noch Medicin zu studiren und ließ sich in Liverpool als Arzt nieder. Die schweren Typhusepidemien unter dem Militär veranlaßten ihn, das Wasser zur Kur zu verwenden, und zahlreiche Menschenleben wurden durch diesen glücklichen Gedanken erhalten. Er starb 1805.

Digitized by Google

weise ein, und die Erfolge der Bekämpfung des Typhus, sowie anderer fieberhaften Krankheiten sind so glänzende, daß man es getrost aussprechen darf, daß nie ein größerer Fortschritt in der praktischen Medicin gemacht worden ist, als durch die Einführung der Kaltwasserbehandlung in dieselbe. Es ist erfreulich, daß, von diesem Gedanken geleitet, die klinischen Lehrer an fast allen Universitäten ihren Schülern Gelegenheit bieten, sich mit dem richtigen Gebrauche dieses mächtigen Mittels vertraut zu machen. Die Anforderungen an die Thätigkeit des Arztes und die Schwierigkeiten bei der Ueberwachung des Wärterpersonals sind dabei keine kleinen, und ein mächtiges Hemmniß ist noch immer das ungerechtfertigte Vorurtheil des Publikums. Es gehörte wahrlich die ganze Energie eines von der Richtigkeit seiner Handlungsweise überzeugten Mannes dazu, alle die unendlichen Einwände seitens der Patienten und der Angehörigen zu widerlegen, und dies ist Brand gelungen. — Die Grundzüge der Behandlung bestehen darin, daß durch die Einwirkung des kalten Wassers die Höhe der Fieberhitze herabgesetzt wird. Griesinger spricht es aus, daß beim Typhus das Fieber die Situation beherrsche, und es ist daher erstes Erforderniß der Behandlung, während der ganzen Krankheit die Höhe der Eigenwärme genau durch das Thermometer zu bestimmen. Diese Messungen werden, wenn hinreichende Zeit vorhanden, durch Einlegen der Quecksilberkugel in die Achselhöhle, besser und schneller jedoch in den Mastdarm erreicht. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Uebersteigung einer gewissen Temperatur mit dem Fortleben nicht vereinbar ist; aber auch alle sogenannten nervösen Erscheinungen: Schlaflosigkeit, Unbesinnlichkeit, theilnahmloses Daliegen, höchste Schwäche, wie sie beim Typhus Regel sind (daher der Name „Nervenfieber"), sind durch Ueberhitzung des Körpers bedingt. Sobald letztere durch die kalten Bäder gehoben, schwinden auch diese Erscheinungen, der Kranke ist bei Bewußtsein, schläft ruhig nach dem Bade und liegt nie herabgesunken im Bett, wie der nicht gebadete Typhöse. Man erreicht diesen Zustand am besten dadurch, daß man den Kranken, sobald er eine bestimmte Fieberhöhe erreicht hat (bei ca. 40° C), in ein Vollbad von ca. 12° bringt, ihn etwa 10—12 Minuten darin läßt, frottirt, zuletzt eiskalt übergießt und ihn dann ins Bett bringt. Die Füße werden in ein wollenes Tuch eingehüllt, der Körper bleibt mit einem naßkalten Tuche bedeckt. In der Regel haben die Kranken heftigen Schüttelfrost nach dem Bade, verlangen aber meist, so sehr sie sich auch beim ersten Male sträuben, nach der Wiederholung. Eine Anzahl von Umständen veranlassen Abänderungen in diesem Verfahren, ja es kann durch gewisse Erscheinungen geboten sein, dieselbe auf Zeit zu unterbrechen. Mehrere Symptome, die im Typhus oft sehr schwer auftreten, zeigen sich bei dieser Behandlung milder, namentlich die Diarrhöen, der Husten und der Auswurf. Auch über den brennenden Durst klagen die Kranken fast gar nicht. — Das Wichtigste liegt jedoch in der weit geringeren Lebensgefahr, denn nach Brands und vieler Anderer Ansicht hat man vom Typhus, sobald er von Anfang an mit Wasser behandelt wird, im Allgemeinen nichts zu fürchten, und selbst in schwierigen Fällen wird manchmal durch das Wasser die Heilung noch erfolgen. Die Wirkung des Wassers kann dem einmal ausgebrochenen Typhus zwar keinen Einhalt thun, der Krankheitsprozeß wird aber meistens bei genügender ärztlicher Umsicht auf einer Stufe erhalten werden können, daß für die vollkommene Wiederherstellung keine Bedenken entstehen. — Während frühere Zusammenstellungen eine Sterblichkeit von 10—50% ausweisen, ist es jetzt möglich geworden, dieselbe auf 3—5% herabzudrücken, und mit welch einfachen Mitteln! Es bedarf zunächst hinreichender Massen reinen kalten Wassers, und es wird dies für die Wahl des Ortes großer Typhuslazarethe maßgebend werden müssen. Gute Wasserleitungen, wie sie jetzt in großen Städten vorhanden, genügen vollkommen. Ist die Zahl der zu Behandelnden nicht zu groß, so werden einfache Badewannen unmittelbar neben das Bett gestellt. Für Massenbehandlung schlägt Bartels vor, mit Kiesboden und Bretauskleidung versehene Bassins anzulegen, und beruft sich dabei auf die vorzüglichen Resultate des Dr. Raabe, welcher 1866 seine im Feldlazareth zu Köslin behandelten Typhuskranken frei im Flusse baden ließ. — Tüchtige Wärter heranzubilden ist ein Haupterforderniß. Gewährt man dann noch durch hinreichend gute, luftige, kühle Räume den Kranken die nöthige frische Luft, sorgt man durch sofortige Entfernung und Desinfektion der Exkremente für Vernichtung aller Ansteckungsstoffe, und gewährt man den Patienten zu passender Zeit die nöthige Nahrung, so wird die vollkommene Wiederherstellung der großen Mehrzahl der Erkrankten nicht ausbleiben.

Dr. Otto Barth.

Digitized by Google

Nekrolog.

Horn, geheimer Obermedicinalrath, ärztlicher Direktor des Charité-Krankenhauses in Berlin, † daselbst am 19. Januar, 68 Jahre alt.

Munk, Philipp, seit 1865 Professor für innere Medicin, specielle Nosologie und Therapie in Bern, † daselbst am 22. Januar in der Mitte der dreißiger Jahre.

Neue Bücher.

Transfusion des Blutes, von W. Löwenthal. Heidelberg, C. Winter.

Zahnfußfüßer, Untersuchung über die Entwickelung derselben. Von E. Wenzel, Leipzig, O. Wigand.

Botanik.

Die Passionsblumen. Die eigenthümlich gestaltete Blüthe der Passifloren hat seit je die Aufmerksamkeit der Pflanzenfreunde erregt, und nachdem fromme Begeisterung in den wunderlich gestalteten Theilen der Blüthe die Marterwerkzeuge Christi entdeckt hatte, wurden diese Pflanzen ein Gegenstand besonderer Verehrung. Man fand in den beiden letzten Jahrhunderten und bis zu den drei oder vier ersten Jahrzehnten des jetzigen in Europa kaum ein Gewächshaus, worin nicht wenigstens eine Passionsblume enthalten war. Jetzt ist die Kultur der Passifloren wenigstens bei uns mehr in den Hintergrund getreten, in England dagegen wird sie oft sogar in eigenen Gewächshäusern betrieben, aber freilich nicht der Blüthen, sondern vielmehr der schönen genießbaren Früchte halber.

Die Passionsblumen kommen fast nur in den wärmeren und heißen Ländern Amerika's, vor Allem in dessen südlicher Hälfte vor, und sind am reichlichsten in Brasilien und Peru, besonders im ganzen Gebiet des Amazonenflusses vertreten. Eine große Monographie der Familie ist von Maxwell Masters für die von Martius begonnene und von Eichler fortgesetzte „Flora Brasiliensis" zu erwarten.

Ein vorläufiger Artikel in „Gardener's Chronicle" hat Koch veranlaßt, in der „Wochenschr. für Gärtnerei und Pflanzenkunde" eine eigene Arbeit über die Passifloren zu geben. Nach Koch wurden die Passifloren bei uns bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt; Pietro de Cieza erzählt im 18. Kapitel des 1. Bandes der Geschichte Peru's von den Früchten, welche ähnlich den Granaten gegessen und deshalb von den in Peru lebenden Spaniern Granadilla genannt wurden. Diese Bezeichnung wurde auch von den meisten Botanikern bis auf Tournefort als Genusname benutzt. Wer zuerst auf die Aehnlichkeit, besonders der Blüthentheile der Passionsblumen mit den Marterinstrumenten Christi kam, weiß man nicht. Wahrscheinlich war es ein Mönch, der im Vaterlande der Pflanze sich dieser Auslegung bediente, um desto mehr auf die abergläubischen Bewohner jener Länder bei ihrer Bekehrung zum Christenthum einzuwirken. Monardes, ein Arzt in Sevilla, sprach 1569 zuerst von dieser Deutung, und zwar in seinem Werke über die aus Indien eingeführten Arzneimittel. Daß auch die Priester in Europa die Sache acceptirten, kann man sich denken, und zwar geschah dies namentlich in Italien, wo zu Ende des 16. oder doch zu Anfang des 17. Jahrhunderts Passifloren kultivirt wurden. Die Pflanze ward wegen ihrer religiösen Bedeutung vielfach besungen, und in tiefster Ehrfurcht hörten die Gläubigen die Auseinandersetzungen ihrer Priester über die Pflanze an.

Simeon Palasca und Jakob Bosio sprachen zuerst ausführlich über die heilige Deutung, und der Jesuit Joh. Eus. Nieremberg, Professor der Physiologie in Madrid, wußte in seiner Naturgeschichte (1635) die unvollkommene Natur entsprechend zu korrigiren und lieferte eine Abbildung der Pflanze, wie sie sich die Jesuiten für ihre Zwecke nicht schöner wünschen konnten. Dagegen protestirte nun in seinem „Paradisus terrestris" der Direktor des botanischen Gartens in Hamptoncourt, Parkinson, und andere fromme Christen stritten bis in unsere Tage über die Deutung der einzelnen Theile der Blüthe.

Die Passifloren sind mit einigen Ausnahmen, wie schon gesagt, Bewohner des wärmeren Amerika, meist sind es Schlingpflanzen, die an Bäumen und Gebüsch schnell zu bedeutender Höhe heranklimmen. Nur bei wenigen Arten, welche in kühleren Ländern wachsen, erneuern sich die krautartigen Stengel alljährlich, andere sind einjährig. Man kultivirt die Passifloren bei uns meist in Gewächshäusern, einige halten im Zimmer aus und einzelne sogar, wenn sie im Winter gut bedeckt werden, im freien Lande. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß oft

Digitized by Google

tropische Gewächse, besonders Schlingpflanzen, welche in ihrem Vaterlande im Halb- oder vollen Schatten der Urwälder wachsen, im Norden eine größere Helligkeit zu ihrem Gedeihen verlangen. Erhalten sie diese nicht, so gehen sie zu Grunde. Zu diesen Pflanzen gehören auch die Passionsblumen. Wenige Pflanzen sind zu Kreuzungen so geneigt wie die Passifloren, und die Gärtnerkataloge enthalten daher zahlreiche und immer neue Blendlinge und Formen. Kultivirt werden aber namentlich die Arten mit eßbaren Früchten, wie Passiflora edulis, quadrangularis macrocarpa, maliformis und laurifolia. Jenseits des Kanals gibt es genug reiche Leute, welche hohe Preise zahlen für etwas, was nicht Jeder haben kann; besonders liebt man tropische Früchte auf der Tafel, selbst wenn sie an Feinheit des Geschmacks unserem Obst nachstehen sollten. Man baut zur Kultur solcher Früchte eigene Gewächshäuser, welche nach den Bananen, die besonders darin gezogen werden, Musenhäuser genannt werden. Nächst den Musen sind es aber die Passionsblumen und Mangostanen, welche mit Vorliebe kultivirt werden. Die am häufigsten benutzte Passiflora quadrangularis wächst ungemein schnell, ein im Mai ausgepflanzter Steckling bedeckte im Spätsommer 440 □′ und lieferte 6 Dutzend der schönsten und wohlschmeckendsten Früchte, ein anderer gab im Juli 80 und im Oktober 70 Früchte. Da diese nun gut bezahlt werden, so widmen sich auch Handelsgärtner der Kultur und machen gute Geschäfte.

Uebrigens haben keineswegs alle Passifloren wohlschmeckende Früchte, die meisten enthalten einen scharfen Stoff, welcher den Geschmack verdirbt. Großes Aufsehen erregt seit vier bis fünf Jahren eine von Wallis am obern Rio negro entdeckte und von Linden in den Handel gebrachte Passiflora, welche den ihr beigelegten Namen macrocarpa redlich verdient. Denn die eiförmige, von oben etwas zusammengedrückte und längsfurchige Frucht wird bis 7″ lang und kann unter Umständen ein Gewicht von 8—9 Pfund erreichen. In der Regel bleibt sie aber um ein Drittel kleiner. Sie ist wie eine Melone gebaut und hat eine fleischige Schale, welche ebenso aromatisch ist und ebenso gut schmeckt wie die Melone. Außerdem liegen aber die Samen in einer sehr saftigen und säuerlichen Schicht, die außerordentlich kühlend ist. In den Früchten der ebenfalls in England viel kultivirten Passiflora laurifolia ist der Saft am meisten säuerlich, ähnlich dem der Limonen, und man nennt die Früchte dieser Art deshalb Wasserlimonen. Uebrigens ist es noch streitig, ob die Passiflora macrocarpa eine gute Art ist; nach Spruce wächst sie weder am Rio negro, noch in Peru wild; man kennt ihr Vaterland nicht, und es wird behauptet, daß sie aus der antillischen Passiflora quadrangularis entstanden sei, deren Früchte in der That abändern sollen.

Volkswirthschaft.

Der Geldmarkt. Große Ereignisse sind seit unserm letzten Blick auf die Börsen in diesen Blättern im September vorigen Jahres an den Augen der erstaunten Welt vorübergezogen. Die völlige Niederlage der Napoleonischen Heere, die Gefangennahme des Kaisers, der klägliche Zusammensturz des Napoleonischen Regierungsgebäudes, die Einschließung von Paris, der von Fanatismus und grenzenloser Eitelkeit eingegebene Versuch der republikanischen Machthaber, die Folgen der verdienten Niederlagen von sich abzuwälzen und den Widerstand fortzusetzen, die unvermeidlichen neuen Schläge, der Fall von Metz, das krampfhafte Anklammern der Franzosen an die letzten Hoffnungen und die abermaligen Enttäuschungen, endlich die Kapitulation von Paris und mit dem Waffenstillstand die Aussicht auf den ersehnten Frieden, dazwischen das Auftauchen neuer Verwickelungen durch die Lossagung Rußlands von den Verträgen von 1856, die Anerkennung des deutschen Kaiserreichs — wahrlich in einem Zeitraum von fünf Monaten der bedeutungsvollen Vorgänge zu viele, als daß die Zeitgenossen über die Tragweite derselben zu richtiger Würdigung hätten gelangen können.

Es war natürlich, daß die für Deutschland überaus günstige Wendung der Dinge auf dem Kriegsschauplatz auch einen gewaltigen Umschwung in der Haltung der deutschen Börsen zur Folge hatte. Die zu Anfang des Krieges ausgebrochene Angst und Bestürzung machte einer überaus zuversichtlichen Stimmung Platz, und unter der Einwirkung derselben, die natürlich von der Spekulation mit großem Eifer ausge-

Digitized by Google

deutet wurde, erholten sich die Kurse der Werthpapiere rasch von ihrem niedrigen Stand, so daß bei vielen Gattungen Anfang September fast wieder der Stand von vor dem Kriege erreicht war. Wie immer bei solchen schroffen Gegensätzen, wurde in der Hast, die Chancen des Augenblicks auszubeuten, auch über das Ziel hinausgeschossen und es fehlte deshalb nicht an gezwungenen Ruhepunkten und nicht unerheblichen Rückschlägen; im Ganzen blieb jedoch die Tendenz der Börse auf eine normale Bewerthung der Effekten gerichtet.

Mit den früheren Lieblingen der Spekulation: Oesterreichische Kreditaktien, Staatsbahn und Lombarden beschäftigte sich die Börse nicht in gleichem Grade wie früher, und obwohl sie sich von der Juli-Deroute bedeutend wieder erholten, konnten sie doch den vor dem Kriege innegehabten Kurs nicht wieder erreichen. Bei den Kreditaktien war dies sehr natürlich, denn durch die Kriegszeit war der flotte Gang des Geschäfts und namentlich die Lancirung neuer Unternehmungen mit schönem Gewinn gestört und somit die Aussicht auf glänzende Erträgnisse, die der Spekulation als Lockspeise hätten dienen können, erheblich geschmälert. Auch fehlte es an der großen Vertrauensseligkeit, die der Spekulation durch billiges Geld ihre Operationen erleichtert hätte, wenn auch für solide Kreditbedürfnisse durchaus kein Mangel an Geld zu bemerken war. Oesterreichische Staatsbahn konnten in ihre frühere bevorzugte Stellung nicht wieder eintreten, obwohl sich die Einnahmen gegen Schluß des Jahres recht günstig gestalteten. Es fehlte die Lust zu der hohen Bewerthung, wozu namentlich wohl auch die Verschließung des Pariser Marktes beitrug. Lombarden blieben auch nach ihrer Erholung von den Kriegsschrecken tief unter Pari. Die kleine Abschlagszahlung auf die Dividende dieses Jahres im November rief die Erinnerung an den schlechten finanziellen Stand des Unternehmens wieder wach und hatte ein weiteres Herabgehen des Kurses zur Folge.

Die Bewegungen auf dem Gebiete der Deutschen Staatspapiere waren nach Lage der Dinge ganz befriedigend. Die unumgänglichen Anforderungen an den Staatskredit zur Beschaffung der Mittel für die Kriegführung sowie der den Börsenwerthen überhaupt nicht günstige Kriegszustand hatten zwar ein erhebliches Zurückbleiben der Kurse zur Folge, doch wurden die nöthigen Anleihen verhältnißmäßig leicht und mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Lage im Ganzen des Krieges unter nicht allzu lästigen Bedingungen beschafft. Die 5procentige Norddeutsche Bundesanleihe von 100 Millionen Thaler wurde Anfang August zum Preise von 88 zur Subskription aufgelegt und es wurden davon sofort 68 Millionen gezeichnet; von der nicht subskribirten Summe wurden Anfang Oktober noch 20 Mill. zum Kurse von 95¾ von einem Konsortium, dem die Diskontogesellschaft und S. Bleichröder in Berlin, sowie M. A. von Rothschild und Sohn in Frankfurt a/M. angehörten, übernommen und der Rest der Anleihe in der Form von Schatzanweisungen ausgegeben. Die 5procentige bayerische Militäranleihe von 15 Mill. Gulden kam erst in der zweiten Hälfte des August an den Markt, und der wesentlich höhere Emissionspreis derselben von 92 im Vergleich zur Bundesanleihe gab Zeugniß davon, wie sehr die gute Wendung der Dinge auf dem Kriegsschauplatz zur Besserung des Kapitalmarktes beigetragen. In der ersten Hälfte des December appellirte der Norddeutsche Bund nochmals an den Geldmarkt und es kamen die fünfjährigen 5procentigen Schatzanweisungen im Betrage von 51 Mill. Thaler oder 7,500,000 Pfd. Sterl. in Deutschland und gleichzeitig in London zur Subskription. Der Emissionspreis von 95¼ und die stattliche Ueberzeichnung des aufgelegten Betrags bewiesen abermals, daß das Vertrauen in die politischen und finanziellen Verhältnisse Deutschlands überall im Wachsen begriffen sei. Daß die zweite Emission der Schatzanweisungen von gleichem Betrage in der zweiten Hälfte des Januar d. J. zum Preise von 96⅛ aufgelegt werden konnte, zeigt, wie man das Vertrauen des Kapitalmarktes als dauernd und wachsend anzusehen Ursache hat. Von den übrigen deutschen Staaten, Württemberg, Baden und Hessen, gelangten keine Anlehen zur öffentlichen Subskription, Württemberg und Hessen begaben dieselben unter der Hand, Baden hatte von seiner Eisenbahnanleihe von Anfang des Jahres bereite Mittel zur Bestreitung der Ausgaben.

Nach dem Stande der deutschen Staatspapiere stellt sich das Erträgniß derselben gegenwärtig im Durchschnitt auf etwas über 5 %. Es ist dies ein verhältnißmäßig hoher Zinsfuß, wenn man erwägt, daß die deutschen Staaten, sowohl was die Ordnung ihrer Finanzen wie die Höhe ihrer Schulden betrifft, den ersten Rang unter den Staaten Europa's einnehmen. In früheren Jahren war wohl auch vorübergehend, wie in den Jahren 1849 und 1859, ein gleich hoher Zinsfuß für die deutschen Staatspapiere maßgebend, der durch die unruhigen

Digitized by Google

Zeiten und die großen Ansprüche an den Kredit bedingt war. Mehrfache Zinsfuß-Reduktionen, wie z. B. die der bayerischen Anleihe von 1849 im Jahre 1851 und der nassauischen Anleihe von 1859 im Jahre 1862 von 5 auf 4 %, wobei natürlich zwischen der Rückzahlung des Kapitals und der Annahme des reducirten Zinsfußes die Wahl gelassen wurde, bewiesen, daß unter normalen Verhältnissen der hohe Zinsfuß nicht gerechtfertigt war. Zwar ist seit 1866 wieder eine Aufwärtsbewegung des Zinsfußes zu bemerken, und dieselbe scheint durch die mangelnde Zuversicht in die politischen Zustände gerechtfertigt, es ist jedoch nicht anzunehmen, daß nach Herstellung des Friedens, von dem wohl zu hoffen ist, daß er sich als ein gesicherter erweisen werde, der Zinsfuß der unbedingt soliden Anlagewerthe dauernd auf gleicher Höhe bleiben werde. Wenn auch nach Beendigung des Krieges wohl noch eine große Vermehrung der Werthpapiere zur Begleichung der Kriegskosten zu erwarten steht und auch von Privatunternehmungen große Nachfrage nach Kapitalien ohne Zweifel erwachsen wird, so dürfte doch die Gattung der soliden Werthe, wozu die deutschen Staatspapiere vor allen gehören, am ehesten in definitiven Besitz übergehen und dann eine Kurssteigerung in Folge der fortdauernden Nachfrage eintreten, die eine Verminderung ihres Erträgnisses und damit die Möglichkeit der Herabsetzung des Zinsfußes in Aussicht stellt.

Von ausländischen Staatspapieren haben zunächst die Oesterreichischen Renten ihren Stand vor dem Kriege nicht wieder erreicht, Papierrente steht zu 47 etwa 2½, Silberrente zu circa 55 etwa 3 % schlechter. Die Finanzverhältnisse Oesterreichs erscheinen nicht gerade Vertrauen erweckend, da ein sehr erhebliches Deficit unleugbar vorhanden, dessen Beseitigung kaum anders als durch eine neue Anleihe geschehen kann, und da im Hinblick auf die in den nächsten Jahren an die Staatskasse herantretenden Opfer für die garantirten Eisenbahnen eine Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen kaum zu erwarten ist. Wenn aber Oesterreich gar durch einen etwaigen Versuch Rußlands, im Orient gegen die Türkei seine Herrschaft zu erweitern, gezwungen würde, sich an einem Kriege zu betheiligen, so würden seine Finanzen einen so harten Stoß erhalten, daß seine Staatsgläubiger wegen Erfüllung ihrer Ansprüche wohl Ursache hätten, besorgt zu sein. Russische Papiere stehen wesentlich höher als österreichische, und man kann zur Empfehlung Rußlands anführen, daß es seinen Verpflichtungen immer pünktlich nachgekommen, aber zu den unbedingt soliden Werthen sind seine Staatspapiere nicht zu zählen. Mit der Ordnung im Staatshaushalt scheint es trotz der pünktlich aufgestellten Budgets nicht zum Besten zu stehen, das Deficit ist eine chronische Institution, und wer weiß, was die Staatsgläubiger noch erleben müssen, bis die unerschöpflichen Hülfsquellen Rußlands erschlossen sein werden. Wenn man sich erinnert, daß die Anleihe von 1862 zu 92, die Anleihe von 1870 dagegen zu 80 an den Markt kam, so hat man den deutlichsten Beweis, daß es mit dem russischen Staatskredit abwärts geht. Zu den Glücklichen der Kurszettels gehören Italiener und Spanier jedenfalls auch nicht. Durch Versprechen und Hoffnungen sind von beiden Staaten schon Viele getäuscht worden. Italien hat jetzt durch die Besitznahme von Rom seine Einheit, Spanien den lange gesuchten König endlich erlangt, aber bis beide Länder im Innern vollständig konsolidirt und bis die Finanzen in Vertrauen einflößende Ordnung gebracht sein werden, dürfte wohl noch einige Zeit verstreichen, da zur Erreichung insbesondere des letzten Zieles bis jetzt noch nicht sehr viel versprechende Schritte gethan sind. Für den Besitzer Türkischer Effekten ist wieder ein Couponermin glücklich abgelaufen, der Januarcoupon ist bezahlt worden, was man jedoch von den Bedingungen vernimmt unter denen die Türkei die Mittel zur Bezahlung der Zinsen aufbrachte — es sollen Vorschüsse gegen 16 % Zinsen gemacht worden sein —, ist geeignet, über den Werth türkischer Fonds alle Illusionen zu vernichten.

Den genannten mehr oder weniger zweifelhaften Effekten gegenüber sind Amerikaner ehrend zu erwähnen, die sich ihrem Kurse vor dem Krieg wieder stark genähert haben und die ihren hohen Stand nach der finanziellen Lage der Vereinigten Staaten auch vollkommen verdienen. Nach neueren Nachrichten ist im Kongreß eine Modifikation der vorjährigen Konversionsbill durchgegangen, wonach die Summe der zur Einlösung der 6procentigen Schuldtitel auszugebenden 5procentigen Obligationen erhöht wurde. Praktische Gestalt dürfte jedoch die Konversion so bald noch nicht annehmen, denn für Unterbringung einer 5procentigen Anleihe zu Pari ist vorerst noch keine Aussicht vorhanden, da die 6procentigen Bonds noch unter Pari stehen.

Von den Eisenbahnpapieren zeigen die einheimischen einen sehr befriedigenden Stand.

Digitized by Google

Bergisch-Märkische, Köln-Mindener, Oberschlesische stehen im Kurse nur wenig tiefer als im Juli vorigen Jahres. Das Gleiche ist von Rheinischen, Thüringern und Hessische Ludwigsbahn zu sagen; Bayerische Ostbahn haben ihren Friedenskurs fast wieder erreicht. Wenn man erwägt, daß es nach einem Kriege in der Regel mehrere Jahre dauert, bis der normale Friedensverkehr wieder hergestellt ist, so drückt sich in dem Kurse dieser Papiere ein nicht geringer Grad von Zuversicht in die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands nach dem Kriege aus. In der festen Erwartung, daß der Friedensschluß durchaus im deutschen Interesse erfolgen und daß Handel und Industrie unter dem Schutze neuer besserer politischer Verhältnisse einem kräftigen Aufschwung entgegengehen, darf man wohl der Erfüllung dieser Hoffnungen entgegensehen. Unter den österreichischen Bahnen nehmen neben Staatsbahn und Lombarden Galizische Karl-Ludwig- und Elisabethbahn das Hauptinteresse in Anspruch. Galizier stellen sich ungefähr Pari, zu welchem Preis das Papier nicht zu hoch bezahlt wäre, wenn das vorjährige Erträgniß von 7 % als für die Zukunft gesichert angesehen werden könnte. Letzteres scheint jedoch bei der bedeutenden Kapitalvermehrung für die zu erbauenden neuen Strecken nicht der Fall zu sein. Elisabethbahn hält sich noch ziemlich vom Parikurse entfernt, die Verhältnisse des Unternehmens stellen sich aber als ganz günstig dar und es dürfte daher der jetzige Preis zum Kaufen einladen. Von den jungen Bahnen stehen Franz-Joseph und Nordwestbahn am meisten im Vordergrund und gelten allgemein als solche, die nach ihrer Vollendung am ehesten eine selbständige Rentabilität erzielen dürften. Für andere, wie Alfölder, Siebenbürger, Kronprinz-Rudolf ꝛc., ist die Stimmung weniger günstig, weil man dieselben als zu viel von der Staatssubvention abhängig ansieht.

Unter den in Deutschland eingeführten fremden Bahnpapieren nehmen die vom Staate garantirten Aktien und Obligationen von verschiedenen russischen Bahnen einen hervorragenden Platz ein, und man kann sagen, daß bis jetzt die mit denselben gemachten Erfahrungen im Allgemeinen nicht zu ihren Ungunsten sprechen. Das Gleiche läßt sich nicht von den amerikanischen Bahnpapieren sagen. Einige Papiere dieser Gattung scheinen von Bankhäusern bloß in der Absicht, um einen großen Verdienst an dem kommissionsweisen Verkauf zu machen, an den Markt gebracht worden zu sein, ohne Rücksicht darauf, ob irgend welche Garantien oder Aussichten vorhanden seien, daß die vom Publikum erworbenen Papiere auch einen wirklichen Werth repräsentiren und die zugesagten Zinsen tragen werden. Die bis jetzt nicht beseitigten Besorgnisse, daß von einzelnen Bahnen die Coupons nicht eingelöst werden, schaden natürlich dem Kredit der ganzen Gattung von Werthen, die keineswegs alle auf gleiche Stufe zu stellen sind. Es ist jedoch zu fürchten, daß von den in den letzten Jahren in großer Menge dem deutschen Kapitalisten angebotenen und leider auch vielfach gekauften amerikanischen Bahnpapieren manche in nicht zu ferner Zeit zu den nothleidenden Effekten gehören werden, deren Besitzer mit harten Verlusten an Zinsen und Kapital ihre allzu große Leichtgläubigkeit bei der Erwerbung dieser Werthe büßen müssen. Zu der Klasse der nothleidenden Effekten gehört jetzt schon ein anderes Eisenbahnpapier, nämlich die Rumänischen Eisenbahnobligationen, weil die Zahlung der Zinsen auf dieselben am 1. Januar nicht erfolgt ist. Die Papiere sind bekanntlich durch den Bauunternehmer der rumänischen Bahnen Dr. Strousberg an die Börse gebracht worden und haben besonders in Norddeutschland in großen Summen, man spricht von 60 Millionen, Eingang gefunden. Insbesondere war es wohl die den Obligationen zugesagte Garantie der rumänischen Regierung, die dem Papiere Kredit verschaffte. Bis jetzt ist allerdings bloß von einer Vertagung der Zinszahlung die Rede, aber diese Maßregel muß auch, wenn die Zinsen später bezahlt werden, mit Recht Besorgnisse wegen der künftigen Einhaltung der Verbindlichkeiten seitens der rumänischen Regierung erwecken.

Solchen Benachtheiligungen der Besitzer von Börsenpapieren gegenüber läßt sich nur dringend empfehlen, daß die Betroffenen ihren Verlust nicht ruhig hinnehmen. Eine Anzahl von Besitzern solcher nothleidenden Effekten sollte zusammentreten und die Interessenten zu einer Versammlung einladen, welche sich über die Mittel zur Wahrung der gefährdeten Ansprüche schlüssig zu machen hätte. Wenn dann ein Ausschuß gewählt wird, dem zur Ergreifung der nöthigen Schritte ein kleiner zusammengesteuerter Fonds zur Verfügung zu stellen ist, so braucht derselbe zunächst bloß am geeigneten Orte Erkundigungen über die Lage der Dinge einzuziehen, öffentlich Bericht zu erstatten und besonders das Benehmen der bei der Emission der betreffenden Effekten betheiligten Bankhäuser sowie ihrer Auf-

Digitized by Google

traggeber zu beleuchten. Die Wirkung eines solchen Vorgehens würde gewiß sein, daß die bei der Ausgabe der Papiere betheiligten Häuser ihren Einfluß aufbieten, um die Interessen der Beschädigten fördern zu helfen. Und wenn auch solche Untersuchungen nur geringe materielle Resultate ergeben, so wird es schon ein großer Vortheil sein, zu konstatiren, welche Firmen bei einem Unternehmen mitgewirkt haben, das zum Nachtheile des Publikums ausgeschlagen. Es wird dies eine heilsame Warnung für Bankhäuser sein, ihre Hülfe nicht Unternehmungen zu leihen, die keine oder nur schlechte Garantie ihres Erfolges bieten.

Von sonstigen Börsenwerthen haben namentlich die Bankpapiere im Allgemeinen trotz des Krieges an ihrem Werthe nicht nur Nichts verloren, sondern sogar vielfach gewonnen. Die Notenbanken haben von der vorübergehend schärferen Geldnachfrage jedenfalls profitirt, weil ihnen dadurch gute Verwendung für ihre Fonds geboten wurde. Für die Kreditbanken hat zwar das vortheilhafte Emissionsgeschäft fast ganz geruht, doch ist anzunehmen, daß sie sich dafür zur Zeit der arg danieder liegenden Kurse durch Erwerbung von Effekten entschädigt und dabei ansehnliche Gewinne erzielt haben.

Im Ganzen ist der deutsche Kapitalmarkt bis jetzt durch den Krieg im Verhältniß zu dessen kolossaler Ausdehnung nicht schwer geschädigt worden, da Frankreich der Schauplatz der zerstörenden Kriegsereignisse gewesen und die Verluste an reproduktivem Vermögen somit in geringerem Grade unser Vaterland getroffen haben. Freilich sind auch wir von solchen nicht verschont geblieben. Die Schädigung des deutschen Seehandels und die Störung der Friedensindustrie sind kaum zu ersetzen, auch wenn Frankreich in den Kriegskosten theilweisen Ersatz dafür zu leisten angehalten werden wird. Alle diese Verluste werden natürlich überragt durch die unersetzlichen und schmerzlichsten Opfer von Menschenleben, die der Krieg gefordert. Wir dürfen jedoch hoffen, daß alle die schweren Opfer nicht umsonst gebracht worden. Gewiß ist die definitive politische Neugestaltung Deutschlands, die der blutige Kampf herbeigeführt, nicht gering anzuschlagen. Möge der heiß ersehnte Friede nun nicht mehr lange auf sich warten lassen und auf lange Zeit hinaus den Völkern die Möglichkeit des einzig wahren Fortschritts auf dem Wege friedlicher Arbeit gewährleisten.

J. Minoprio.

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870. IV. Die Schlacht bei Vionville am 16. August. Die Dispositionen des Königs, die französische Armee auf ihrem begonnenen Abmarsch nach Verdun aufzuhalten und ihr die Rückzugslinien abzuschneiden, nahmen am 15. August ihren fernern Verlauf, während zugleich Maßregeln getroffen wurden, einer etwa noch beabsichtigten Offensive auf dem rechten Ufer kräftig zu begegnen. Von der I. Armee blieb das 1. Armeecorps östlich Metz in derselben Stellung, welche am vergangenen Schlachttage die ganze I. Armee eingenommen hatte; das 7. und 8. Armeecorps brachen mit Tagesanbruch aus ihren Bivouakstellungen vor Metz zum Linksabmarsch in die Linie Arry-Pommerieux auf, welche sie am 16. einnehmen sollten.

Von der II. Armee blieben das 2. Armeecorps bei Han-sur-Nied und das 9. bei Buchy stehen, um gleich dem 1. Armeecorps Metz von Osten her in Schach zu halten. Die Hessische (25.) Division vom 9. Armeecorps war bis zum Dorf und Schloß Mercy le Haut vorgeschoben.

Alle übrigen Corps setzten ihre Bewegungen zum Ueberschreiten der Mosel zwischen Metz und Frouard fort.

Auf dieser ganzen Strecke ist die vielfach gekrümmte Mosel von steilen und bewaldeten Höhenzügen eingefaßt, welche den Marschkolonnen so g er Heeresmassen bedeutende Hindernisse entg nsetzten. Der Fluß selbst, in engem Thale sich hinwindend, hatte nur zwei stehende Brücken, bei Pont-à-Mousson und bei Novéant.

Auf dem rechten Ufer sind die Moselberge von Metz bis Pont-à-Mousson nur schmal, bis über 1000′ ansteigend, mit wenigen engen schwierigen Querthälern bei Corny, Arry und Champey; südlich von Pont-à-Mousson werden sie breiter und höher; sie sind hier von Thälern durchschnitten, welche auf Dieulouard und Marbache zuführen.

Auf dem linken Ufer sind die Bergzüge noch um einige hundert Fuß höher und steiler und

Digitized by Google

von der durchschnittlichen Breite einer deutschen Meile. Sie senken sich nach Westen allmählig, während sie nach dem Flusse zu schroff abfallen. Nur wenige schmale Défilées führen von der Mosel aus nach Nordwesten gegen die Straße Metz-Verdun, welche von der deutschen Armee erreicht werden sollte. Nördlich von Pont-à-Mousson befinden sich nur die beiden Thäler, in welchen Gorze und Onville liegen.

So mußten die Armeecorps, welche gleichzeitig in Marsch gesetzt wurden, zum größern Theil, um Stockungen und Verwirrungen zu vermeiden, auf bedeutenden Umwegen erst nach Westen und Südwesten Terrain gewinnen, um dann in einer Schwenkung nach Norden zwischen den Mosel- und Maas-Bergen gegen die Rückzugslinie der französischen Armee vorzudringen. Je näher an Metz das Gebirge durchbrochen wurde, desto schneller erreichte das betreffende Corps seinen Bestimmungsort. Nur diejenigen Abtheilungen, welche am weitesten nördlich den kleinsten Bogen zu beschreiben hatten, konnten früh genug so weit vorrücken, daß ihr Marsch den des Feindes kreuzte und von ihrer Zähigkeit hing es demnach ab, ob der Feind lange genug aufgehalten ward, um die allmählige Ankunft der übrigen schwenkenden Corps in ausgiebige Wirkung zu bringen.

Pont-à-Mousson, wo sich das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der II. Armee während dieser ganzen Umgehung befand, war durch seine Lage der eigentliche Brennpunkt aller Operationen. Hier durchschneidet eine Chaussee in einem Zuge ungebrochen beide Höhenzüge, von hier aus führen an beiden Ufern des Flusses Chausseen nach Norden und Süden. Im Uebrigen waren die hauptsächlichsten Straßen für die Truppenbewegungen die von Dieulouard und Marbache über Les Saizerais kreuzweis führenden und alle diejenigen Chausseen, chaussirten Wege und Vicinalwege, welche parallel mit der Mosel in der ungefähren Richtung von Toul nach Conflans führen.

Schon die Anordnung und Ausführung dieser Märsche auf so vielen verschiedenen Wegen durch ein Terrain, welches die Verbindung der Corps untereinander im höchsten Grad erschwerte, ist ein taktisches Meisterwerk.

Die Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl, welche bereits am 15. August zu Operationen auf dem linken Ufer bestimmt waren, hatten an diesem Tage folgende Stellungen und führten folgende Bewegungen aus (s. die Uebersichtskarte):

Das 3. Armeecorps war im Marsch von Vigny auf Cheminot.

Die 6. Kavalleriedivision war in der rechten Flanke desselben gegen Metz vorgeschoben.

Das 12. Armeecorps (Sachsen) stand bei Solgne.

Das 10. Armeecorps passirte Pont-à-Mousson, die Avantgarde war darüber hinaus.

Die 5. Kavalleriedivision stand bei Thiaucourt auf dem linken Moselufer und gegen die Straße Metz-Verdun. Dieselbe war also am weitesten vorgerückt.

Das Gardecorps stand bei Dieulouard, mit der Avantgarde bei Les quatre Vents.

Das 4. Armeecorps war im Marsche von der Seille gegen Marbache.

Französischerseits begann mit dem Morgen dieses Tages der Abmarsch der gesammten Armee auf beiden Straßen nach Verdun. Die südliche Chaussee über Rezonville, Mars-la-Tour und Manheulles sollten das 2. und nach ihm das 6. Corps, die kaiserliche Garde, die Artillerieresserven und die Parks verfolgen, die nördliche über Conflans und Etain das 3. und 4. Corps. Die erste Kolonne hatte zur Bedeckung die Division der Kavallerieresserve unter General de Forton, bestehend aus zwei Dragoner- und zwei Kürassierregimentern, die zweite Kolonne die Division der Kavallerieresserve unter General du Barrail, bestehend aus vier Regimentern Chasseurs d'Afrique.

Die Punkte, welche am 15. August erreicht werden sollten, waren Bionville für das 2. Corps, Rezonville für das 6., Doncourt für das 4., St. Marcel und Berneville für das 3. Die Garde sollte als Reserve Gravelotte besetzen.

Die Division de Forton sollte, nachdem sie Bionville erreicht hätte, das Terrain im Südwesten aufklären, und die Division du Barrail Jarny behaupten und die Straße nach Conflans beobachten. Die Langsamkeit, welche sich in Entwicklung der Park- und Trainkolonnen zeigte, und die Verzögerung, welche für das 2., 3. und 4. Corps aus ihrer Theilnahme an der Schlacht bei Courcelles resultirte, erlaubten jedoch der von Beginn des Krieges an vom Unglück verfolgten, in ihrer Formation überraschten Armee nicht, diese beabsichtigte Koncentrirung um die Plateaus von Gravelotte und Bionville zeitig genug zu vollenden.

Das 3. Corps, welches dem 4. folgen sollte, hatte die Spitze genommen, während das 4. sich am 15. noch gar nicht in Marsch setzen konnte. Aber auch das 3. Corps hatte am Abend des 15. um 10 Uhr erst das Plateau von Gravelotte erreicht.

Digitized by Google

Nur das 2. und 6. Corps, sowie die Garde erreichten ungefähr die für sie bestimmten Punkte.

Das deutsche Oberkommando gewann im Laufe dieses Tages die Ueberzeugung, daß eine Offensive französischerseits nicht zu erwarten, sondern daß der Abmarsch Bazaine's nach Westen im Werke sei. Es wurde daher bereits um 7 Uhr Morgens der weitere Vormarsch der 5. Kavalleriedivision (Rheinbaben) in Verbindung mit der von Rogéville nach Norden herangezogenen Gardedragoner-Brigade (Graf Brandenburg II) gegen die Straße Metz-Verdun, ferner eine Unterstützung dieser Kavallerie durch Theile des 10. Armeecorps, welche auf Thiaucourt marschiren sollten, und endlich eine Rekognoscirung von Theilen des 10. Armeecorps auf dem linken Moselufer gegen Metz angeordnet.

Um 2 Uhr Nachmittags ward der Uebergang des 3. Armeecorps über die Mosel auf der bei Champey geschlagenen Brücke und Vormarsch des Corps am folgenden Tage über Gorze auf Mars-la-Tour befohlen, sowie Vormarsch des 12. Armeecorps bei Noméný.

Marschall Bazaine hatte an diesem Tage die Bewegungen des Feindes auf dem linken Moselufer in Erfahrung gebracht und schloß auf eine starke Koncentrirung desselben auf seiner linken Flanke. Er wollte einem etwaigen Angriff nachdrücklich begegnen können, der gegenseitigen Unterstützung seiner beiden großen Kolonnen sicher sein und ertheilte daher am Abend den Befehl, die Corps sollten die von ihnen eingenommenen Stellungen bis zum Mittag des 16. behaupten, um die Ankunft des 4. Corps zu erwarten.

Die Vermuthung eines Angriffs war allerdings begründet. Prinz Friedrich Karl erließ Abends 7 Uhr in Pont-à-Mousson folgenden Armeebefehl für den 16. August (s. die Uebersichtskarte):

Das 3. Armeecorps und die 6. Kavalleriedivision überschreiten die Mosel unterhalb Pont-à-Mousson und erreichen über Novéant-sur-Moselle und Gorze die Straße Metz-Verdun bei Mars-la-Tour und Bionville.

Das 10. Armeecorps und die 5. Kavalleriedivision setzen die Vorwärtsbewegung auf der Straße gegen Verdun, etwa bis St. Hilaire-Maizeray fort.

Das 12. Armeecorps marschirt von Noméný nach Pont-à-Mousson, mit der Avantgarde bis Regnéville-en-Haye.

Das Gardecorps marschirt nach Bernécourt, mit der Avantgarde bis Rambucourt.

Das 4. Armeecorps marschirt nach Les Saizerais und Marbache, Avantgarde nach Jaillon (Straße auf Toul).

Das 9. Armeecorps marschirt nach Sillegny, um am 17. dem 3. Corps über die Mosel und über Gorze zu folgen.

Das 2. Armeecorps marschirt mit der Tête bis Buchy und soll am 17. den Moselübergang bei Pont-à-Mousson beginnen.

Das Armeehauptquartier bleibt in Pont-à-Mousson.

Diese Befehle wurden am Abend noch modificirt, nachdem aus dem Großen Hauptquartier d. d. Herny 15. August 6½ Uhr Abends die Bestimmung eingegangen war, es sollten am 16. zwei Corps auf der Linie Arry-Pommerieux Aufstellung nehmen. Das 9. Armeecorps ward nun angewiesen, am 16. in Marsch zu bleiben, nahe an die Mosel heranzurücken und unmittelbar im Anschluß an das 3. Armeecorps auf dem von diesem hergestellten Uebergange die Mosel zu überschreiten, mit Theilen noch am 16. und am 17. auf Mars-la-Tour dem 3. Corps zu folgen.

Das 3. Armeecorps begann am 15. Abends den Uebergang über die Mosel an drei Punkten. Am weitesten nördlich ging die 5. Infanteriedivision (Stülpnagel) und die 6. Kavalleriedivision (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) bei Novéant über die stehende Brücke, bei Champey ging die 6. Infanteriedivision (Buddenbrock) über eine dort geschlagene Brücke, bei Pont-à-Mousson überschritt die Corpsartillerie den Fluß, um auf der Chaussee längs der Mosel ihren Marsch nach Norden im Anschluß an die 6. Infanteriedivision fortzusetzen.

Zum Durchbrechen der Moselberge hatten diese Truppen zwei Thäler vor sich. Der Corpskommandant, Generallieutenant von Alvensleben II bestimmte, daß die 6. Kavalleriedivision, nachdem sie am 16. Morgens 5 Uhr 30 Minuten die Brücke passirt hätte, über Gorze auf Bionville marschiren und die 5. Infanteriedivision ihr folgen solle, daß die 6. Infanteriedivision und die Corpsartillerie über Arnaville und Onville auf Mars-la-Tour ihren Marsch richteten. Die Têten der beiden Infanteriedivisionen wurden noch am 15. Abends bis Gorze einerseits und bis Onville anderseits vorgeschoben, welche Punkte von Mitternacht bis 3 Uhr Morgens am 16. erreicht wurden. Von Novéant aus hatte die eine Kolonne über Gorze einen Marsch von 1½ Meilen bis Bionville zurückzulegen,

Digitized by Google

die andere von Arnaville über Onville bis Mars-la-Tour einen solchen von etwa 2½ Meilen. Das 10. Armeecorps, diesen Abtheilungen zunächst, hatte von Pont-à-Mousson bis St. Hilaire 4½ Meilen zu marschiren. Der Aufmarsch dieser Truppenkörper gegen die Straße Metz-Verdun konnte also nur successive geschehen. Die Lage der Operationspunkte Vionville, Mars-la-Tour und St. Hilaire bot jedoch die Wahrscheinlichkeit, den Feind selbst dann noch aufhalten zu können, wenn er etwa seinen Marsch nach Westen mit unvorhergesehener Schnelligkeit fortgesetzt hätte und dadurch dem wirksamen Frontangriff der über Gorze vordringenden Kolonne entgangen wäre.

Es war am 16. Morgens um 9½ Uhr etwa, als die französischen Vedetten auf dem Plateau von Vionville das Herannahen des Feindes wahrnahmen. (S. die Uebersichtskarte.)

In diesem Augenblicke stand die Armee unter Kommando des Marschalls Bazaine mit dem 2. Corps westlich von Rezonville, mit dem 6. Corps in derselben Höhe rechts der Chaussee. Vom 3. Corps standen drei Divisionen und die Kavallerie zwischen Berneville und St. Marcel, aber die Division Metman war noch im Anmarsch zur Vereinigung mit dem Corps begriffen, das 4. Corps marschirte mit der Direktion auf Conflans, war aber noch weit zurück. Die Garde stand bei Gravelotte.

Kaum hatten die Vorposten den Anmarsch der Deutschen gemeldet, als sich schon zwei Regimenter der 6. Kavalleriedivision, aus Vionville debouchirend, begleitet von reitender Artillerie auf die Bivouaks der Kavalleriedivision de Forton und der Kavalleriedivision Valabrègue des 2. Corps stürzten und diese Truppen in schleuniger Flucht hinter die Bivouaks des 2. Corps bis Rezonville zurücktrieben.

Auf den Donner des Geschützes läßt General Frossard sein Corps die Waffen ergreifen und die Positionen besetzen, welche schon am Tage vorher zu diesem Zwecke rekognoscirt waren. Die Division Bataille entwickelt sich auf dem rechten Flügel auf dem Flavigny beherrschenden Plateau, die Division Vergé links auf derselben Terrainwelle. Vom 3. Corps schwenkt die Brigade Lapasset links rückwärts, um die großen Wälder südlich von Rezonville und Gravelotte zu beobachten und den Ausgang des Défilé's von Gorze zu decken.

Auch der Marschall Canrobert läßt sein Corps deployiren und besetzt das Terrain zwischen der Straße nach Verdun und dem Dorfe St. Marcel; die Division Tixier rechts, das 9. Linienregiment, das einzige, welches von der Division Bisson angelangt war, und die Division Lafont de Villiers links, mit dem linken Flügel bis zur Straße reichend. Rückwärts und parallel zu dieser Chaussee, über welche hinaus sie vorgegangen war, nimmt die Division Levasseur-Dorval (vormals Martimprey) Stellung. Sie hatte die Bestimmung, die Brigade Lapasset zu unterstützen und die zahlreichen Schluchten zu überwachen, welche von Novéant und Ars aus durch die Wälder in Flanke und Rücken der Armee führten. Marschall Leboeuf, welcher das 3. Corps kommandirte, erhält die Weisung, um seinen linken Flügel zu schwenken und den Angreifer in der Flanke zu fassen.

Die französische Stellung bot in dieser Weise große taktische Vortheile. Die Plateaus der schwer zu ersteigenden Höhen beherrschend, im Besitz der Mündungen aller Défilés, im Besitz der Chausseen, welche die Kommunikation der Truppen erleichterten, war die Armee des Marschalls Bazaine bedeutend im Vortheil gegen die deutsche Armee, deren Spitzen mühsam aus engen Thälern zu den Höhen emporstiegen. Zu dem war die Ueberzahl der Franzosen ganz bedeutend, sie waren fast vollständig vereinigt, während die Deutschen auf lange Stunden hin nur mit dem 3. und Theilen der zunächst heranrückenden Corps den Kampf durchführen mußten.

Dennoch war schon in diesem Augenblicke aller taktischen Vortheile ungeachtet die Lage der umgangenen Armee in strategischer Hinsicht eine verzweifelte zu nennen. Selbst wenn es ihr gelang, den augenblicklichen Angreifer vollständig zu schlagen und auf Gorze zurückzuwerfen, mußte sie im fernern Rückmarsch auf Verdun den Flankenangriffen der Corps ausgesetzt bleiben, welche in den Richtungen auf Mars-la-Tour und St. Hilaire marschirten, und war außerdem der Verfolgung seitens der zuerst etwa zurückgeworfenen Feinde unterworfen.

Aber selbst die Besiegung des ersten Feindes gelang ihr nicht; das Corps des Generals von Alvensleben genügte, sie aufzuhalten. Freilich gelang dies nur unter den größten Verlusten der mit unvergleichlicher Hartnäckigkeit angreifenden deutschen Regimenter.

Die Division Buddenbrock hatte ihren Marsch, nachdem die feindlichen Vorposten bei Tronville und Vionville rekognoscirt worden waren, über Onville in nördlicher Richtung bis an den Rand

Digitized by Google

des Plateaus südlich von Vionville fortgesetzt und dort in verdeckter Aufstellung das Herankommen der 6. Kavalleriedivision erwartet. Um 8 Uhr ließ eine zweite Meldung der Patrouillen den Abmarsch des Feindes in nördlicher Richtung vermuthen, und die Division erhielt nun den Befehl, ihren Marsch in der Richtung Mars-la-Tour-Jarny fortzusetzen. Bei Tronville angelangt, erhielt General v. Buddenbrock alsdann den Befehl, eine Rechtsschwenkung auszuführen und zum Angriff überzugehen.

Um dieselbe Zeit hatte die 6. Kavalleriedivision das Plateau erreicht und durch ihren überraschenden Angriff die feindliche Kavallerie auf Rezonville zurückgeworfen, wodurch Bazaine zur Entwickelung seiner Armee veranlaßt wurde.

Von deutscher Seite aus erkannte man, daß die Anhöhen um Vionville und Flavigny besetzt waren, während die Massen des Feindes nördlich und östlich von Vionville und bei Rezonville standen. Die Artillerie eröffnete den Kampf durch Feuer auf die französischen Positionen.

Durch den Marsch nach Tronville war die Division Buddenbrock in Verbindung getreten mit der Kavalleriedivision Rheinbaben. Dieselbe hatte bei Tonville bivouakirt, war um 8 Uhr aus dem Bivouak abgerückt und hatte bei Mars-la-Tour Fühlung mit der Division de Forton gewonnen. Um 9¼ Uhr trabte sie von Puxieux gegen Tronville vor, vier Batterien, von denen zwei ihr für diesen Tag von der Corpsartillerie zugeführt waren, mit sich führend. General v. Rheinbaben meldete, daß er den Angriff der Division Buddenbrock auf dem linken Flügel über Mars-la-Tour unterstützen und zugleich das im Marsche auf St. Hilaire befindliche 10. Armeecorps benachrichtigen werde. Zur Unterstützung war dieser Kavalleriedivision für den 16. noch ein Detachement unter Oberst Lehmann, Kommandeur der 37. Infanteriebrigade, bestehend aus dem Regiment Nr. 91, dem 1. Bataillon Regiments Nr. 78, der 2. und 4. Eskadron Dragonerregiments Nr. 9 und einer schweren Batterie, zugetheilt worden. Oberst Lehmann war um 4¼ Uhr von Thiaucourt aufgebrochen und bewegte sich über Dommartin und Chambley auf das Gefechtsfeld. Er hielt Verbindung mit einem anderen Detachement, des Obersten v. Lynker, welches sich der 5. Infanteriedivision (Stülpnagel) angeschlossen hatte. Dasselbe bestand aus dem 2. und dem Füsilierbataillon des Regiments Nr. 78, der 1. und 3. Eskadron Dragonerregiments Nr. 9 und einer leichten Batterie und war am 15. von Bandières auf Novéant vorgeschoben worden. Die Division Stülpnagel erstieg vor 10 Uhr das Plateau auf der Straße Gorze-Vionville, traf westlich des Gehölzes bei Vionville auf feindliche Infanterie, welche in der Richtung von Rezonville über Flavigny bemüht war, den Plateaurand zu erreichen und das Debouchiren der Division zu hindern. General v. Stülpnagel führte, unterstützt vom Detachement Lynker, hier mit dem Feinde ein lebhaftes Gefecht, welches nach einem Bajonnetkampf mit dem Rückzuge der Franzosen auf Rezonville endete und für kurze Zeit zum Stillstand kam. Zu derselben Zeit, um 10 Uhr 15 Minuten, war auch die Division Buddenbrock vorgegangen, hatte nach schwerem Kampfe die Anhöhen vor Vionville und Flavigny genommen und dann diese Dörfer selbst im ersten Anlauf dem Feinde entrissen.

Während dieser Gefechte war die Corpsartillerie auf dem Höhenrande vorwärts der Straße Gorze-Vionville, mit ihrem linken Flügel unweit Flavigny, aufgefahren.

Sobald der Marschall Bazaine die Angriffsrichtungen der beiden Divisionen des 3. Armeecorps, die eine von Süden, die andere von Westen, deutlich erkannt hatte, ergänzte er die bereits getroffenen Dispositionen dahin, daß er die Garde eine Reserveaufstellung vor Gravelotte, die Front nach Südwesten nehmen ließ, vorzüglich für seine linke Flanke besorgt und den Verlust der Rückzugslinie nach Metz befürchtend. Zugleich rechnete er auf die Hülfe des heranmarschirenden Corps Ladmirault für das 3. Corps, welches seine Schwenkung ausführte, um über Bruville den Deutschen in die linke Flanke zu kommen, und nahm zugleich Bedacht auf die Sicherung seiner rechten Flanke noch vor dem Eintreffen des 3. Corps in der Schlachtlinie, indem er die Division de Forton hinter dem 6. Corps mit dem Rücken gegen das Gehölz Villers-aux-Bois aufstellte. Zugleich wurden die 12-Pfünder-Batterien der Artillerieresерve vorgezogen, um die dem 2. Corps gegenüberstehende deutsche Artillerie zu bekämpfen.

Bis 11½ Uhr hatte allein General v. Alvensleben mit seinem Corps, den beiden Kavalleriedivisionen und dem Detachement Lynker den Kampf gegen so überlegene Kräfte zu führen, und dann traf erst eine numerisch unbedeutende Verstärkung, das Detachement Lehmann bei Tronville ein.

Das 10. Armeecorps, welches zunächst das 3. unterstützen mußte, war auf dem Terrain südlich der Straße Metz-Verdun weit vertheilt

Digitized by Google

Generallieutenant v. Schwarzkoppen, Kommandeur der 19. Infanteriedivision, hatte nach Abgabe der beiden Detachements Lehmann und Lynker noch die 38. Infanteriebrigade (v. Wedell) und zwei Batterien unter seinem unmittelbaren Kommando und hatte, in Verbindung mit der Gardedragonerbrigade, um 5 Uhr den Marsch von Thiaucourt über St. Benoit-en-Woëvre auf St. Hilaire angetreten. Die 20. Infanteriedivision (Kraatz) und die Corpsartillerie waren um 4½ Uhr von Pont-à-Mousson abgerückt. Letztere erhielten um 11½ Uhr bei Thiaucourt den Befehl, auf das Schlachtfeld zu marschiren, der Generallieutenant von Schwarzkoppen um 12 Uhr bei St. Hilaire. Oberst Lehmann aber, dem Schlachtfelde näher, schlug von Chambley aus die Richtung auf den hörbaren Kanonendonner ein, Graf Brandenburg II mit der Gardedragonerbrigade von St. Hilaire aus.

Das 3. Armeecorps behauptete sich um Mittag in den errungenen Stellungen von Flavigny und Vionville und wies mit Hülfe von Theilen der 6. Kavalleriedivision, welche um 1 Uhr Nachmittags, Flavigny links lassend, in der Richtung gegen die Chaussee attakirte, alle Versuche des Feindes, Vionville wieder zu nehmen, erfolgreich zurück. Der französische Divisionsgeneral Bataille ward um 12½ Uhr verwundet, seine Division begann zu weichen, und diese Bewegung zog einen Theil der Division Bergé mit zurück, deren linker Flügel nebst der Brigade Lapasset allein in Stellung blieb. Um diese Lücke für den Augenblick auszufüllen, ließ der Marschall Bazaine vom 3. Lanciersregiment und von den Kürassieren der Garde einen Choc gegen die feindliche Infanterie machen. Der Angriff der Lanciers ward abgeschlagen, und auch die Kürassiere, in drei Echelons anstürmend, vermochten die Quarrés nicht zu erschüttern. Eine Schwadron des Braunschweigschen Husarenregiments von der Division Rheinbaben gelangte bei der Verfolgung dieser zurückströmenden Kavallerie bis in eine Batterie der Garde, in deren Mitte sich der Marschall selbst befand, so daß derselbe gleich seinem Generalstabe den Degen ziehen und sich in einen Kampf mit der blanken Waffe einlassen mußte. General v. Buddenbrock erhielt nun Befehl, seinen weitern Angriff so zu dirigiren, daß er mit der Masse der Division nördlich Vionville vordringe, um in dem nördlich gelegenen Walde Terrain zu gewinnen, während sein rechter Flügel Vionville und Flavigny festhalten sollte. Das Regiment Nr. 24, unterstützt vom 2. Bataillon Regiments Nr. 91 (Brigade Lehmann), drang in den Wald ein und führte hier ein lebhaftes, hartnäckiges Gefecht mit wechselndem Glücke.

Wiederum gingen dann französischerseits frische Truppen vor. Die Division Picard, Gardegrenadiere, unter Führung des Generals Bourbaki, nahm die Division Bergé und Bataille auf und entwickelte sich zu beiden Seiten des Dorfes Rezonville, während eine Brigade der Division Levassor-Dorval vom 6. Corps sie auf dem linken Flügel unterstützte. Die Division Deligny, Gardevoltigeure, erhielt den Befehl, bis vor das Bois des Ognons vorzugehen, dasselbe mit einem Bataillon Jäger zu besetzen und die Débouchés zu beobachten, durch welche der Feind etwa zum Plateau von Gravelotte heransteigen könne.

Zu derselben Zeit kam das Manöver des Marschalls Leboeuf, welches schon bei Beginn des Kampfes angeordnet war, auf der linken deutschen Flanke zur Geltung. Der Marschall war mit dem 3. Corps im Marsch auf Doncourt begriffen, als er den Befehl zur Linksschwenkung bekam. Als er dieselbe ausgeführt hatte, war seine Front nach Süden gerichtet und brachte die Division Buddenbrock in Gefahr. Diesem neuen Feinde, welcher bemerkt ward, als er das Plateau südlich Bruville erstieg (es war gegen 2 Uhr), hatte General von Alvensleben nichts mehr entgegenzustellen, als zwei Bataillone des Regiments Nr. 20, die südwestlich Vionville in Reserve gehalten waren und nach dem Eintreffen des Infanterieregiments Nr. 91 jetzt dem General von Buddenbrock zur Verfügung gestellt wurden. Das Regiment Nr. 91, dessen 2. Bataillon schon engagirt war, wurde nach der westlichen Lisière des nördlich von Vionville gelegenen Holzes dirigirt. Das zur Brigade Lehmann gehörige 1. Bataillon Regiments Nr. 78 folgte dorthin. Diese Bataillone nahmen demnächst Antheil an dem schweren Gefechte, welches Bataillone der Division Buddenbrock nördlich Vionville zu bestehen hatten.

Das Waldgefecht kostete namentlich deshalb bedeutende Opfer, weil eine starke Artilleriestellung der Franzosen nördlich der Straße, gebildet durch die aus der Artilleriereserve herangezogenen Batterien, sowohl den Wald als die bei Vionville stehenden deutschen Batterien sehr wirksam beschoß. Gegen diese feindliche Stellung richteten sich Offensivstöße der Division Buddenbrock, welche den Erfolg hatten, die Batterien zeitweise aus ihrer guten Position zu vertreiben und ein Geschütz zu erobern.

Digitized by Google

Eine zweite Aufstellung der feindlichen Artillerie auf dem mehr östlich gelegenen Plateau, welche in Verbindung mit der die linke Flanke des Generals von Buddenbrock umfassenden Bewegung gefährlich werden mußte, wurde auf Befehl des Generals von Alvensleben durch die Kavalleriebrigade Bredow angegriffen. Es galt, um jeden Preis das gewonnene Terrain zu behaupten.

General von Bredow ging mit dem 7. Kürassier- und 16. Ulanenregiment vor. Vom heftigsten Feuer empfangen, durchbrachen dennoch die Ulanen den rechten Flügel des 6. Corps, Infanterie, und drangen die Kürassiere in die Batterien ein, deren Bedienung sie niederhieben. So gelangten sie auf das zweite Treffen des Feindes. Aber die Kavalleriedivision de Forton wirft sich auf ihre Flanke, das erste Infanterietreffen schließt sich hinter ihnen wieder zusammen, und nur mit den größten Verlusten eröffnen sie sich den Rückzug.

Die Division Stülpnagel auf dem rechten Flügel hatte während dieser Kämpfe ihrerseits ihre Stellung behauptet und alle Angriffe des Feindes zurückgewiesen.

Zwischen 2 und 3 Uhr war die Lage beider Heere im Vergleich zum Beginn des Kampfes dahin verändert, daß die französische Front nicht mehr gegen Westen, sondern gegen Süden gerichtet war und sich in der Linie Mars-la-Tour-Gravelotte immer vollständiger entwickelte; daß die Deutschen freilich die anfänglich genommenen Positionen um Vionville und Flavigny, sowie diese Orte selbst siegreich behaupteten, aber von den französischen Corps auf ihrer linken Flanke immer weiter umfaßt wurden.

Marschall Bazaine hatte dem Marschall Leboeuf, nachdem er um 2 Uhr dessen Kanonendonner von Bruville her vernommen hatte, den Befehl ertheilt, mit der Division Nayral seine Stellungen kräftig zu behaupten, mit der Division Aymard den Anschluß an das 6. Corps herzustellen und die Division Montaubon auf Gravelotte zu dirigiren zum Zweck der Besetzung des Débouché's von Ars-sur-Moselle. Auf denselben Punkt ließ Bazaine die Divisionen des 2. Corps marschiren, welche zu Anfang in Unordnung zurückgeworfen und nun wieder gesammelt waren, wie er außerdem vor dem Débouché 12-Pfünder-Batterien und Mitrailleusen auffahren ließ, um die feindlichen Kolonnen, welche dort versuchen würden heranzusteigen, nachdrücklich empfangen zu können.

Diese starke Besetzung war durch das Erscheinen der 16. Infanteriedivision vom 8. Armeecorps hervorgerufen, welche um 12 Uhr Mittags in Arry eingetroffen war, bei Novant die Mosel überschritten hatte und im weitern Vormarsch die äußerste linke Flanke und den Rücken der französischen Armee bedrohen mußte.

Das Corps Ladmirault hatte während dessen seinen Marsch bis auf das Schlachtfeld fortgesetzt und traf um 3 Uhr mit seinen ersten Truppen in der Linie ein. Die Division Grenier, vom General Ladmirault selbst geführt und unterstützt von der Division de Cisley, verstärkte zunächst den rechten Flügel des 6. Corps, ging mit demselben über St. Marcel vor und richtete dann ihren Angriff auf den Wald nördlich Vionville, welchen die Division Buddenbrock vertheidigte; die Division Clerambault rückte zur Rechten vor, begleitet vom 2. Regiment Chasseurs d'Afrique und von einer Brigade Gardekavallerie, Lanciers und Dragoner, welche soeben den Kaiser Napoleon bis Etain begleitet hatten und nun auf den Lärm der Schlacht umgekehrt waren.

Aber dieser ganzen Heeresmasse, den nunmehr vereinigten Corps Leboeuf, Ladmirault und Canrobert gelang es gleichwohl nicht, das 3. Armeecorps aus seiner Stellung um Vionville zu vertreiben.

Um $3^1/_2$ Uhr kam der Oberbefehlshaber der II. Armee, Prinz Friedrich Karl von Pont-à-Mousson aus auf dem Schlachtfelde an, und es begannen nach und nach vom 10., 8. und 9. Corps Verstärkungen einzutreffen.

Die Division Kraatz und die Corpsartillerie des 10. Corps hatten von Thiaucourt die Straße über Chambley eingeschlagen. Von hier eilten die Batterien der Corpsartillerie in der Richtung auf Tronville voraus und nahmen etwa $3^1/_2$ Uhr westlich dieses Ortes und nördlich der Straße Vionville-Mars-la-Tour Aufstellung gegen die von Bruville anrückenden Kolonnen des Corps Leboeuf. Gegen 4 Uhr trafen die Tête der Division Kraatz bei Tronville ein. Die Division engagirte, je nachdem ihre Bataillone anrückten, diese in dem noch immer heftigen Waldgefecht nördlich Vionville. Zwei Batterien unterstützten die vorgehenden Bataillone.

Die Division Kraatz focht hier mit acht Bataillonen, von denen drei in Reserve südlich des

Digitized by Google

Waldes zurückblieben, und jenen zwei Batterien, während drei Bataillone und zwei Batterien nach ihrem Eintreffen auf Flavigny dirigirt worden waren und von hier aus an den Gefechten der Division Stülpnagel Theil nahmen. Von der Division Schwarzkoppen war die Brigade Wedell, bei welcher sich der Divisionskommandeur befand, um 12 Uhr Mittags in St. Hilaire angekommen und von hier rechts abgebogen, der Schlacht zu. Sie traf nach 4 Uhr bei Mars-la-Tour auf die Corps Leboeuf und Ladmirault und griff dieselben an, indem das Regiment Nr. 16 über Mars-la-Tour, das 1. und Füsilierbataillon Regiments Nr. 57 nebst zwei Pionierkompagnien, Mars-la-Tour links lassend, gegen die französische Stellung auf den Anhöhen nordöstlich des genannten Dorfes vorgingen. Der Angriff wurde von den beiden Batterien der Division, welche vorwärts des Dorfes Aufstellung nahmen, unterstützt.

Sobald das Regiment Nr. 16 jedoch Mars-la-Tour passirt hatte, eröffnete der Feind ein heftiges Granatfeuer, durch welches das Dorf in Brand gerieth. Freilich blieben die Bataillone im Avanciren über die Höhen hinaus und durch den nordöstlich liegenden Grund gegen die jenseitigen Anhöhen, dort aber brach sich der Stoß an starken feindlichen Infanteriemassen, welche ihnen entgegentraten. Unter starkem Verlust mußte der Rückzug angetreten werden, unter dem Schutze der Corpsartillerie des 10. Corps, welche der Bewegung der Brigade Wedell gefolgt war und hart östlich Mars-la-Tour Aufstellung genommen hatte.

Die Brigade Wedell formirte sich bei Tronville, und ihr Weichen veranlaßte auch die Division Kraatz zu einer rückgängigen Bewegung. General von Voigts-Rhetz, Kommandirender des 10. Corps, befahl dem Divisionskommandeur, zur Aufnahme der Brigade Wedell bis auf die Höhe von Tronville zurückzugehen. Um die weichenden Bataillone von der verfolgenden französischen Infanterie zu degagiren, ging die Gardedragonerbrigade Graf Brandenburg II vor. Dieselbe hatte während des Avancirens der Brigade Wedell nördlich Mars-la-Tour Aufstellung genommen und darauf das 1. Gardedragonerregiment zum Schutze der vorgehenden Corpsartillerie nach rechts hin detachirt.

Als die Brigade Wedell zum Rückzuge gezwungen worden, versuchte dieses Regiment durch eine Attake gegen den rechten Flügel der heranmarschirenden feindlichen Infanterie die Verfolgung zu hemmen. Die energisch durchgeführte Attake war von schwerem Verlust begleitet. Das 2. Gardedragonerregiment hatte gleichfalls zu mehreren Malen Infanterieabtheilungen angegriffen. Weiter links war die Division Rheinbaben mit der Brigade Barby nebst dem Dragonerregiment Nr. 13 und dem Husarenregiment Nr. 10 um Mars-la-Tour herumgegangen. Sie traf hier auf die französische Gardekavalleriebrigade und das 2. Regiment Chasseurs d'Afrique und warf den Feind in glänzender Attake.

Die Infanteriedivisionen Buddenbrock und Stülpnagel hatten sich während dieser Gefechte noch immer in ihren Positionen behauptet, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, unter außerordentlichen Anstrengungen der Truppen, welche seit Beginn der Schlacht unausgesetzt im Feuer standen, und unter schweren Verlusten. Als der Feind nach vielen vergeblichen Offensivstößen in der Front dieser Truppen endlich versuchte sie zu umgehen, indem er durch die Wälder südlich Rezonville und Gravelotte vordrang, ward er hier von Theilen des 8. und 9. Armeecorps, welche am Spätnachmittage in das Gefecht eingriffen, und deren Heranmarsch über Novéant der Marschall Bazaine schon bald nach Mittag erfahren hatte, aufgehalten.

Generallieutenant v. Barnekow hatte seine Division, die 16., nach dem Marsche von Frontigny eine Stunde in Arry, wo auf Befehl des Generallieutenants v. Wrangel das Infanterieregiment Nr. 11. vom 9. Armeecorps zu ihm gestoßen war, bis 1 Uhr Nachmittags ruhen lassen und war dann mit seinen Spitzen über Novéant um 3½ Uhr in Gorze angekommen.

Von hier aus wurden nach Kommunikation mit Generallieutenant v. Stülpnagel drei Batterien und drei Eskadrons Husarenregiments Nr. 9 auf das Gefechtsfeld der 5. Division vorgeführt, während die Brigade Rex, aus den Infanterieregimentern Nr. 72 und Nr. 40 bestehend, im Verein mit dem Infanterieregiment Nr. 11 in Folge der Anordnungen des Oberbefehlshabers über Côte-Mousa durch den Wald von St. Arnould auf Rezonville dirigirt wurde, um den Feind in Flanke und Rücken anzugreifen.

Diese Regimenter waren des dichten Unterholzes wegen bei ihrem Vormarsch auf diese eine Straße angewiesen und erreichten erst gegen 5 Uhr mit der Tête die Lisière des Bois de St. Arnould. Das Regiment Nr. 72 erhielt Befehl, aus dem Walde in der Richtung auf Rezonville vorzudringen, das Regiment Nr. 40 sollte ihm zunächst folgen.

Digitized by Google

Der Angriff dieser Infanterie war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, welche theils in dem ansteigenden, waldigen und schluchtenreichen Terrain, theils in der starken Besetzung der gegenüberliegenden Stellungen begründet waren.

Wie oben erwähnt waren hier die Reserven des Gardecorps, das 2. Corps und eine bedeutende Artillerie aus der Reserve aufgestellt, und diesen überlegenen Massen gegenüber mußte die Entwicklung aus Débouchés bewerkstelligt werden. Der Kampf währte hier bis zur Dunkelheit, ohne daß ein erheblicher Terraingewinn auf deutscher Seite erfochten werden konnte, doch hatte er den großen Erfolg, daß Bazaine in seiner Besorgniß für Flanke und Rücken erhalten wurde und daher nicht noch stärkere Massen gegen die Division Stülpnagel zu verwenden wagte. Diese Division erhielt gegen 7 Uhr Abends etwa Verstärkungen auch vom 9. Armeecorps. Nachmittags 12½ Uhr hatte Prinz Friedrich Karl, als er in Pont-à-Mousson die ersten Meldungen vom 3. Armeecorps erhalten hatte, den General von Manstein angewiesen, dem 3. Corps die rechte Flanke zu decken und überhaupt das Corps nach Kräften zu unterstützen.

In Folge dessen überschritten von der Hessischen (25.) Division unter Führung des Divisionskommandeurs Generallieutenants Prinz Ludwig von Hessen die 49. Infanteriebrigade, drei Batterien und das 1. Reiterregiment Nachmittags 4 Uhr die Mosel bei Novéant und rückten auf Gorze vor. Von Gorze aus wurden zwei Batterien der Division Stülpnagel zugeführt, bei der sie gegen Abend rechts vorwärts der Divisionsartillerie sehr wirksam in das Gefecht eingriffen. Die 49. Infanteriebrigade, welcher eine Batterie folgte, ward durch das Bois des Ognons dirigirt. In diesem dichten Walde traf das 1. Hessische Infanterieregiment auf feindlichen Widerstand und führte hier, zunächst mit sechs Kompagnien, später von noch zwei Kompagnien und vom 2. Hessischen Infanterieregimeut unterstützt, ein anhaltendes Feuergefecht, welches erst die Nacht endete. Während so um Sonnenuntergang im rechten Centrum und auf dem rechten Flügel frische Kräfte auftraten, gingen auch der linke Flügel und das linke Centrum noch einmal wieder vor. Der Prinz-Oberbefehlshaber ließ Theile der Divisionen Kraatz und Buddenbrock in nordöstlicher Richtung avanciren, die Corpsartillerie des 3. Armeecorps nahm weiter vorwärts Position. Die Division Lafont de Villiers im französischen Centrum ward zum Weichen gebracht, dem 93. Linienregiment der Adler entrissen und ein Geschütz genommen. Der Feind ward zu erneuten Anstrengungen und Veränderungen seiner Stellung veranlaßt. Der Marschall Bazaine hielt den Marsch der Division Montaudon auf Gravelotte auf und ließ dieselbe zur Unterstützung des Corps Leboeuf zurückmarschiren, er ließ die Kavalleriedivision de Forton, welche zurückgezogen war, von neuem beim Gehölz von Villers nördlich Rezonville aufmarschiren. General Deligny verstärkte mit vier Bataillonen Voltigeure seine 2. Brigade, um auf den Höhen bei Rezonville die weichenden Grenadiere der Garde zu unterstützen und aufzunehmen. General Bourbaki vereinigte alle ihm zur Disposition stehenden Geschütze im Centrum zu einer Batterie von 54 Kanonen dem andringenden 3. Armeecorps gegenüber. Die Kavalleriedivision Valabrègue stürmt von den Höhen von Rezonville vor und entreißt den Deutschen den eroberten Adler und das Geschütz.

Es war gegen 8 Uhr, da ließ der Prinz-Oberbefehlshaber in der Richtung von Flavigny auf Rezonville die Brigaden der 6. Kavalleriedivision zum Angriff anreiten; das Zietensche Husarenregiment, dem das 16. Husarenregiment folgte, ritt hierbei französische Quarrés nieder. Auch die 5. Kavalleriedivision griff mit Erfolg an und suchte bei Mars-la-Tour den französischen rechten Flügel zu umgehen. Es waren die letzten Aktionen an diesem Tage. Die hereinbrechende Dunkelheit setzte der blutigen Schlacht ein Ziel. (S. die Karte.)

Beide Heere biwouakirten auf den vielbestrittenen Positionen. Der Verlust der Deutschen betrug etwa 17,000 Mann an Todten und Verwundeten, der Verlust der Franzosen wird noch höher geschätzt.

Das Ergebniß dieses von deutscher Seite mit bewunderungswürdiger Zähigkeit und Kühnheit geführten Kampfes war die Vereitelung des französischen Operationsplans. Die Armee des Marschalls Bazaine war auf ihrem Marsch nach Verdun aufgehalten, sie hatte die südliche Chaussee verloren und sah die nördliche stark bedroht; ihre Organisation war so erschüttert, daß von nun an die Sicherung der Verwundeten, die Kompletirung der Munition und die Behauptung der Rückzugslinie nach Metz sowie der Positionen westlich der Festung das höchste erreichbare Ziel für sie ward. Hatte sie am 16. August so geringen Kräften gegenüber den Weitermarsch nicht erzwingen können, so durfte sie am folgenden Tage noch weniger an die Möglichkeit desselben denken, denn mit jeder

Digitized by Google

Stunde trafen neue Abtheilungen der nachrückenden deutschen Corps zwischen Metz und Verdun ein.

Die einzelnen taktischen Vortheile in der Schlacht bei Vionville, deren die Franzosen sich rühmen können, sind daher ganz ohne Bedeutung. Es galt für den Marschall ganz allein die Fortsetzung des Rückzugs. Hätte er diese selbst mit Aufopferung eines Corps erkauft, so wäre ein Erfolg errungen worden; daß er aber gezwungen ward, seine ganze Armee zu entwickeln, und am Abend weniger Terrain besaß als am Morgen, ist eine strategische und taktische Niederlage für ihn. Trotzdem schreibt sich der Marschall, schreibt sich Frankreich den Sieg zu, weil die Armee nicht vollständig aus allen Positionen zurückgeworfen war.

A. Niemann.

Nekrolog.

Woldemar, Heinrich Karl, Prinz zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, preußischer General der Kavallerie, Gouverneur von Mainz, † in der Nacht zum 20. Januar. Er war geboren am 15. Oktober 1810, kämpfte 1848 als Major und Eskadronchef in Schleswig, wurde 1864 Vicegouverneur von Mainz, 1865 Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein und noch in demselben Jahr von Mainz.

Technologie.

Poppers Dampfkesseleinlagen gegen Kesselstein. Chemische und physikalische Mittel sind in großer Zahl angewandt worden, um die

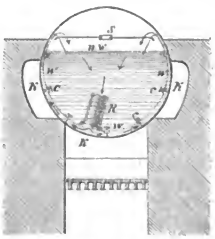


Fig. 1 (a).

Entstehung von Niederschlägen aus dem Wasser der Dampfkessel zu verhindern oder die entstandenen unschädlich zu machen. Für bestimmte Fälle ist durch manche Vorkehrungen Befriedigendes erreicht worden, aber im Allgemeinen ist die Frage noch eine offene, wie die Dampfindustrie am besten vor den Nachtheilen der aus den meisten Speisewässern im Kessel sich abscheidenden Substanzen zu schützen sei. Eine neue Erfindung von dem Wiener Ingenieur Popper hat nun seit einigen Jahren viel Aufsehen erregt, sie hat verhältnißmäßig sehr schnell Eingang in die Praxis gefunden, und nach den zahlreichen Erfahrungen, welche von vielen Seiten her gemeldet worden, muß man die Popperschen Kesseleinlagen nicht nur als eine der nützlichsten, sondern, wenn man ihre Einfachheit berücksichtigt, auch als eine der interessantesten Erfindungen der Neuzeit bezeichnen.

Die Geschichte dieser Erfindung ist zu interessant, als daß wir sie hier nicht kurz besprechen sollten. Es ist das um so nothwendiger, als es sich auch darum handelt, englische Anmaßungen zurückzuweisen und die Priorität einem Deutschen zu wahren. Popper

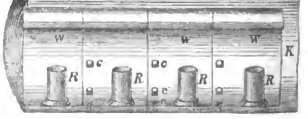


Fig. 1 (b). Längendurchschnitt.

war 1863 mit Untersuchungen über Haarröhrchenerscheinungen bei erwärmten Flüssigkeiten beschäftigt und stellte dabei folgendes Experiment an. Er ritzte in einem Kupferstreifen von 8" Länge und 1" Breite mehre feine parallele Furchen, erhitzte das eine Ende des Streifens über einer Spiritusflamme und tauchte es schnell vertikal in kaltes Wasser. Sofort schossen Wasserfäden in den Furchen bis ans andere Ende des Metallstreifens in die Höhe. Offenbar waren bei dieser Erscheinung Dampfblasen im Moment ihrer Entstehung thätig, und es zeigte sich also die Möglichkeit, solche motorisch zu verwerthen. Die praktische Verwendbarkeit dieses Princips für Dampfkessel leuchtete sofort ein, und Popper begann denn auch alsbald Verdampfungsversuche mit kleinen Dampf-

Digitized by Google

kesseln aus gefurchten Blechen. 1867 wurden diese Versuche wieder aufgenommen, und 1868 fand sich, daß eine den heißen Kesselplatten sehr nahe gestellte Blechwand gleichfalls einen Kanal herstellt, in welchem der Dampf genau wie in den erwähnten Furchen motorisch wirkt, d. h. Wasser zu heben im Stande ist. Noch in demselben Jahr wurde in Oesterreich ein Patent genommen. Von demselben Jahr datirt aber auch ein englisches Patent von Whittle, welcher nach denselben Konstruktionsprincipien arbeitete, indeß zu einer wesentlich andern Ausführung gelangte und wohl nicht leicht ähnliche Vortheile in der Praxis erzielen dürfte, wie sie mit der deutschen Erfindung erreicht worden sind.

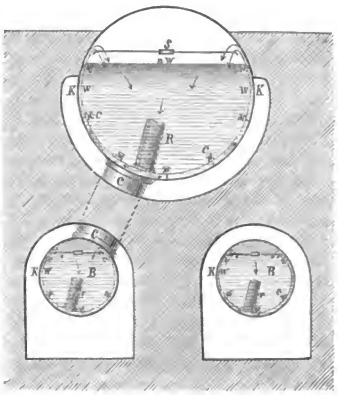


Fig. 2.

Nach der Beschreibung von Peschka (Zeitschrift d. Vereins Deutscher Ing.) sind die Popperschen Kesseleinlagen folgendermaßen konstruirt (Fig. 1—4). Zwei sehr nahe stehende Metallwände, von denen die eine das Kesselblech k die andere das eingelegte Blech W ist, bilden

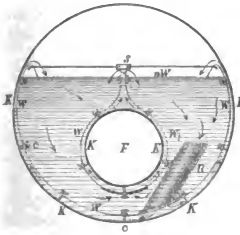


Fig. 3.

den nach oben sich verengenden Kanal, in welchem das Wasser in Bewegung gesetzt wird. Die Blechwand W, welche mit Leichtigkeit in jeden Kessel durch das Mannloch eingeführt werden kann, ist aus Schwarzbleichstreifen von 330 Millimeter Breite zusammengesetzt und am tiefsten Punkt mit einem oder in gleicher Entfernung von dieser Stelle mit 2 Cirkulationsröhren R und R_1 versehen. Der Kanal zwischen der Einlage und der Kesselwand ist an der tiefsten Stelle 40 bis 66 und oben 30—35 Millim. weit. Centrirungsschrauben c oder angenietete Füßchen sowie die Zuganker S halten die Blechwand in ihrer Lage. Wird unter dem Kessel Feuer gemacht, so drängen alle aus dem Wasser sich bildenden Dampfblasen nach oben und erlangen eine immer größere Geschwindigkeit, da der Querschnitt des Kanals immer kleiner wird. Hierdurch wird ein Mitreißen, ein Heben des Wassers weit über den normalen Wasserstand n W hinaus bewirkt, während durch die Cirkulationsrohre R, welche 160 Millim. Durchmesser haben und in Entfernungen von 660 Millim. an den tiefsten Punkten der Kesseleinlage angebracht sind, immer neues Wasser nach unten strömt.

Die Kesseleinlage ist übrigens für alle Kesselformen eine ähnliche, nur tritt bei Cornwallkesseln (Fig. 4) zu der Blechwand W noch ein oben und unten offener, die Feuerrohre umhüllender Mantel W_1, welcher ebenfalls einen nach oben sich verengenden Kanal bildet. Hier, sowie bei den gewöhnlichen Feuerrohrkesseln (Fig. 3) ist der das Feuerrohr umhüllende Mantel an den tiefsten Stellen mit mehren trichterförmigen Oeffnungen versehen.

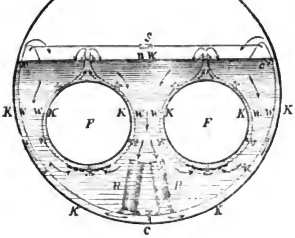


Fig. 4.

Digitized by Google

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Uebelstände, welche die Niederschläge aus dem Speisewasser überhaupt im Gefolge haben. Ein Theil derselben bleibt im Wasser suspendirt, trübt dasselbe, erschwert das Ablesen des Wasserstandes, verschlämmt die Ventile und gelangt mit dem Dampf in die Maschine, welche außerordentlich darunter leidet. Ein Theil des Niederschlags bleibt als Schlamm am Boden liegen, verursacht einen bedeutenden Aufwand an Brennmaterial und trägt zur Zerstörung der Kesselbleche bei. Ein anderer Theil verhärtet zu Kesselstein, verhindert als solcher die gute Wärmeübertragung und muß häufig durch gewaltsame Mittel entfernt werden, wobei das Kesselblech sehr leidet. Oft springt aber auch der Kesselstein während des Betriebes in kleinen Plättchen ab, diese schieben sich auf den Feuerplatten zusammen und bilden oft mächtige Klumpen, unter denen das Kesselblech durchbrennt oder Blasen zieht. Betrachtet man nun die Popperschen Kesseleinlagen und die Wirkung der durch sie herbeigeführten Strömungen des Wassers (s. die Pfeile in den Figuren), so ergibt sich, daß die größte Menge des suspendirten Schlammes nothwendig im Innern des Apparates abgelagert werden muß; zu gleicher Zeit ist jene Wasseroberfläche, von der der Dampf in den Dampfdom strömt, vollkommen ruhig, ein Schäumen und Platzen von Dampfbläschen findet nicht statt, und daher wird der entweichende Dampf trockner und bedeutend schlammfreier. Die klaren Wasserstandsgläser bei Kesseln mit Einlagen sprechen sehr deutlich für diese Wirkung. Selbstverständlich bleibt nun auch kein Schlamm auf dem Kesselbleche selbst liegen, und außerdem bewirkt die Reinheit des Wassers eine Reducirung des Kesselsteins auf $^1/_3$, $^1/_4$ und auch noch weniger. Man hat vielfach behauptet, daß eine sehr lebhafte Strömung die Bildung von Kesselstein vollständig verhindern müsse; dies ist aber keineswegs der Fall, sondern es findet nur eine wesentliche Reducirung derselben statt. Die dünne glatte und gleichförmige Lage von Kesselstein bringt aber auch keine Gefahr. Diese liegt vielmehr in der erwähnten Ablösung einzelner Plättchen des Kesselsteins und in der Anhäufung derselben zu größeren Massen. Nun ist es eine der vorzüglichsten Leistungen des Popperschen Apparates, daß er diese Kesselsteinfragmente hebt und ins Innere der Blechwand wirft; dort sammeln sie sich an und können weiter keinen Schaden anrichten*). Ihre Entfernung ist sehr leicht vorzunehmen, denn der ganze Apparat kann vermöge seiner einfachen Konstruktion im Kessel selbst auseinander genommen und wieder zusammengesetzt werden. Wie kräftig die Einlagen wirken, kann man an den längere Zeit benutzten Kesseln deutlich beobachten, denn überall hat das Wasser, so weit es gehoben wurde, weiße Spuren an der Kesselwand zurückgelassen. Diese Hebung beträgt oberhalb der Kesselplatte 10, 12 bis 15 Zoll und nimmt gegen das kältere Ende des Kessels stetig ab. Man sieht sogleich, daß hierin auch ein ausgiebiger Schutz gegen das Glühen oder Anbrennen der Kesselbleche bei niedrigem Wasserstand gegeben ist. Andererseits bewirken diese Einlagen stets und selbst während der Unterbrechung im Heizen eine genügend starke Strömung im Kesselwasser, welche so regulirt ist, daß eine immerwährende Ausgleichung der Temperatur in allen Wasserschichten stattfindet; hierdurch wird aber dem sogenannten Siedeverzuge vorgebeugt, welcher nach den neuesten Forschungen sehr wahrscheinlich häufig die Ursache von jenen Explosionen der Dampfkessel bildet, die während der Rastzeit der Dampfmaschine zu entstehen pflegen.

Nach allen den zahlreichen Erfahrungen, welche bereits vorliegen (s. Dinglers Polytechn. Journal 1869, Bd. CXCI, S. 263; 1870, Bd. CXCVIII, S. 97; Zeitschr. d. Vereins Deutscher Ing. 1869, Bd. XIII, S. 423; 1870, Bd. XIV, S. 238 und 299, 653) ermöglichen die Popperschen Kesseleinlagen eine bedeutende Verlängerung der Gangdauer der Dampfkessel, verhüten das Durchbrennen und Blasenziehen der Feuerplatten, ersparen Brennstoff (12—15%) und erhöhen die Betriebssicherheit.

*) Ein nicht unwesentlicher Vortheil liegt in der glasartigen Sprödigkeit dieses Kesselsteines, welche bewirkt, daß derselbe sich ungemein leicht, zum Theil schon mit dem Fingernagel ablösen läßt.

Nekrolog.

Evans, David, einer der angesehensten Industriellen Böhmens, hervorragender Maschinenbauer, † am 27. December 1870 in Prag im 66. Lebensjahre.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Geschichte.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. VII. Die Epoche von der Vereinigung Lothringens mit Frankreich bis zum Ausbruche der Revolution. Die Vereinigung Lothringens mit Frankreich schließt zunächst die lange Epoche der unmittelbaren Offensive Frankreichs gegen Deutschland ab, welcher der nicht verhehlte Zweck zu Grunde gelegen hatte, auf Kosten des deutschen Reichs die eigene Gränze möglichst weit nach Osten vorzuschieben und, darauf gestützt, fortan sich ebenso leicht vertheidigen wie einen Angriff ausführen zu können. Die Erwerbung Lothringens hatte allerdings das Eigenthümliche an sich, daß sie unendlich weniger den Stempel der Gewaltthätigkeit an sich trug als die vorausgegangenen Erfolge, weil die Gewandtheit der Unterhandlung und das Entgegenkommen des Wiener Hofes den Absichten des Pariser Kabinetes das Geschäft beträchtlich erleichtert hatte. Mit Recht nennt daher ein neuerer Geschichtschreiber jenen Vorgang, eben weil er vergleichungsweise so geringes Geräusch gemacht hat, keine große Handlung, aber ein großes Ereigniß. Er bildet aber nichtsdestoweniger den Schlußstein und die Krönung jener seit drei Jahrhunderten mit allen Mitteln und Künsten befolgten Politik.

Von der Verwirklichung der „natürlichen Gränzen" war Frankreich indeß immerhin noch ein gutes Stück Weges entfernt; von der Oberfläche aus besehen machte seine Stellung indeß gerade jetzt den Eindruck, daß es an weiteren Erfolgen in gedachter Richtung nicht zu verzagen brauchte. Meint doch selbst Friedrich der Große, seit dem Wiener Frieden (1738), der die lothringische Angelegenheit endgültig erledigte, sei Frankreich der Schiedsrichter von Europa gewesen. Daß die französische Politik seit der Zeit fester als je entschlossen war, ihren Einfluß in Deutschland zu erhalten und zu erweitern und die Schwächung des Reiches auf allen Wegen zu verfolgen, unterliegt keinem Zweifel. Und nicht minder gewiß ist es, daß der Ehrgeiz des französischen Volkes nach wie vor in dieser Frage gleichen Schritt mit den Absichten des Hofes hielt. Der Tod Kaiser Karls VI. ist es, der schon in der nächsten Zeit die verhängnißvolle Entscheidung herbeigeführt hat. Die große Frage wurde nun gestellt, ob die pragmatische Sanktion durchgeführt werden, d. h. ob der österreichische Länderkomplex ungetheilt nach wie vor fortbestehen und in dieser Gestalt auf Maria Theresia und ihren Gemahl übergehen solle? Wir wollen hier nicht untersuchen, was das deutsche Interesse an und für sich in diesem Falle etwa verlangte. Die Haltung Frankreichs ist es, mit der wir es zunächst zu thun haben. Kaiser Karl VI. hatte seiner Zeit zu der Ueberlassung Lothringens an Frankreich sich vor Allem zu dem Zwecke entschlossen, um sich der Zustimmung Ludwigs XV. zur pragmatischen Sanktion zu versichern: indeß hätte man in Wien die innerste Natur der französischen Politik doch hinlänglich kennen sollen, um sich nicht der Täuschung hinzugeben, daß dieselbe durch eine noch so feierlich eingegangene Verpflichtung sich würde binden lassen, sobald das eigene Staatsinteresse oder gar die Leidenschaft den Bruch derselben als vortheilhaft und wünschenswerth erscheinen lassen würden. Der jetzt vorliegende Fall legte der französischen Politik eine doppelte Versuchung nahe, deren Reiz sie unmöglich widerstehen konnte: einmal ergab sich nun die längst ersehnte Gelegenheit, die Kaiserwürde dem habsburgischen Hause abzunehmen und sie auf eine andere gefügigere Dynastie zu übertragen, die dann ganz von selbst in vollständiger Abhängigkeit von der Macht stehen würde, der sie die Erhebung zu verdanken hätte; und ferner, wenn Frankreich Partei gegen die pragmatische Sanktion nahm und die deutschen Fürsten unterstützte, die dieselbe anfochten,

Digitized by Google

so durfte es hoffen, die österreichische Macht in einem Grade zu schwächen, beziehungsweise zu zerstückeln, daß dieselbe ihren Plänen auf die Beherrschung Deutschlands und des Kontinentes nie mehr hinderlich zu werden vermochte. Außerdem, scheint es, ließ sich das Pariser Kabinet bei dem Entschlusse, die Erhebung des einstmaligen Herzogs von Lothringen auf den deutschen Thron zu vereiteln, zugleich durch die Befürchtung bestimmen, derselbe könnte, wenn er erst Kaiser geworden wäre, wohl einmal den Versuch machen, die Kräfte des deutschen Reichs zur Wiedergewinnung seines angestammten Herzogthums zu vereinigen.

Das Ergebniß ist bekannt; der französische Hof setzte zunächst seinen Willen durch. So bedenklich es bereits um die Finanzen Frankreichs stand, es wurde kein Aufwand gescheut, um für den Kurfürsten von Bayern, dem die Kaiserkrone bestimmt war, die nöthige Stimmenzahl zu erwerben, und ihn zugleich durch unmittelbare und mittelbare Hülfleistung in den Stand zu setzen, den Krieg gegen Maria Theresia, behufs der Geltendmachung seiner Erbansprüche, mit Erfolg zu führen. Es unterliegt keinem Zweifel, das deutsche Interesse verlangte keineswegs nothwendig, daß beim Hause Oesterreich nach wie vor die Kaiserkrone blieb; aber nicht minder klar ist, daß es unbedingt nicht deutsches Interesse war, daß ein ohnmächtiges Geschöpf der französischen Politik den deutschen Thron einnehme. Und wir geben zu, daß Maria Theresia in ihrem Sinne nicht deutsche Interessen verfocht, so wenig wie sie die Kaiserkrone für ihren Gemahl um Deutschlands willen suchte; aber wir haben schon erwähnt, daß die Franzosen doch vor Allem darum ihrerseits an diesem Kriege Theil nahmen, um durch die Zerstückelung der österreichischen Staaten ihre Stellung im Reiche zu befestigen, wie sie es zu verhindern wußten, daß ihr Schützling Karl Albert etwa einen vollständigen Erfolg über Maria Theresia erfocht und sich so in Stand gesetzt sah, sich von dem unwürdigen Verhältniß, in das er sich zu ihnen begeben hatte, zu befreien, was allerdings in seinen Wünschen und Absichten gelegen hat. Wir dürfen in diesem Zusammenhange nicht unberührt lassen, daß, wie bekannt, auch Friedrich der Große der Verbündete Frankreichs in diesem Kriege gewesen ist. Die Streitfrage, die er damals mit Maria Theresia ausgefochten hat, liegt auf einem anderen Wege und hat mit unserem Thema unmittelbar nichts zu thun. Daß es im deutschen Interesse lag, daß der junge preußische Staat sich ausdehnte, bedarf heut zu Tage wohl keines Beweises mehr, und daß die betreffenden Ansprüche Friedrichs nicht so kurzweg als rechtlos bezeichnet werden dürfen, ist schon oft bewiesen worden. Worauf es uns aber an dieser Stelle fast noch mehr ankommt, ist die Thatsache, daß Friedrich sich Frankreich gegenüber mit unverkennbarer Selbständigkeit benahm; er hat es ja auch ausgesprochen, daß er sich nicht französische Ketten schmieden wolle, indem er die österreichischen breche. So hat er denn seinen ersten Frieden mit Maria Theresia geschlossen, den ihm die Franzosen so sehr übel genommen haben. Indessen Friedrich kannte seine Leute und wußte, daß die Franzosen ihrerseits sich mit dem Gedanken beschäftigten, auf seine Kosten sich mit dem Wiener Hofe zu verständigen. So fanden sie an ihm ihren Meister, und der Marschall Belle-Isle mußte es hinnehmen, als der große König seine bezüglichen Remonstrationen mit den Worten abschnitt: Fallacem fallere non est fallacia! Aus eben demselben Gesichtspunkte hat Friedrich zum zweiten Male zum Schwert gegriffen, als er Grund hatte, zu glauben, daß sein dringendes Interesse und die Behauptung der erzielten Erfolge dies verlange. Genug, er hat sich der Franzosen wohl zu seinen Zwecken bedient, aber war himmelweit entfernt, ihnen gegenüber in eine unwürdige Haltung zu verfallen. Er war sicher auch jetzt der einzige deutsche Fürst, der ihnen imponirt und Achtung eingeflößt hat. Die traurige Rolle, die Kaiser Karl Albert spielte, wollen wir nicht weiter ausmalen; sie war gerade so, um jeden Andern gründlich abzuschrecken, aus solchen Händen eine Krone anzunehmen. Für ihn war der Tod die einzige Rettung aus einer unerträglich gewordenen Lage. Daß übrigens mancher deutsche Hof nach wie vor es nicht verschmähte, sich von Frankreich unter dem Namen von Subsidien vergoldete Ketten anlegen zu lassen, wird uns nach Allem, was wir wissen, nicht mehr befremden: der kurpfälzische, kurkölnische, kursächsische Hof mögen hervorgehoben werden.

Den Verlauf des Krieges im Einzelnen zu schildern, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Er nahm fortschreitend einen größeren Umfang an; England sehr bald, später auch Holland hat daran Theil genommen. Die österreichischen Niederlande sind damals von den französischen Waffen heimgesucht worden; zugleich ist am Wiener Hofe der Gedanke aufgetaucht, auf den man später mit mehr Nachdruck zurückgekommen ist, durch die Abtretung der wichtigsten Theile der-

Digitized by Google

selben sich mit Frankreich zu verständigen. Außerdem verdient ein anderer vorübergehend gemachter Vorschlag hier Erwähnung: wie bekannt, hat Karl Albert in Folge des zu den österreichischen Waffen zurückgekehrten Glückes aus seinen Erblanden flüchten müssen, und Maria Theresia hielt den Zeitpunkt für gekommen, sich mit den bayerischen Ländern schadlos zu halten, dagegen sollten Elsaß und Lothringen für ihn vereinigt und zu einem Königreiche erhoben werden, wobei aber vorausgesetzt wurde, daß die Franzosen, die im Augenblicke im Felde Unglück hatten, sich die Herausgabe ihres Raubes würden gefallen lassen müssen. Auch von Seite des englischen Hofes zog man dieses Projekt vorübergehend in Erwägung, der Wechsel des Kriegsglückes jedoch und noch mehr der Widerstreit der Interessen ließ es verschwinden, wie es aufgetaucht war. Bei Lichte besehen, hätte Frankreich doch noch unendlich tiefer gedemüthigt sein müssen, ehe ihm eine solche Zumuthung, so wünschenswerth für uns ein solcher Erfolg an sich auch gewesen wäre, im Ernste hätte gemacht werden dürfen.

Für den Ausgang des Krieges ist der Tod Kaiser Karl Alberts entscheidend gewesen. Es zeigte sich jetzt recht klar, wie schlecht sich die Voraussetzungen des französischen Hofes zu erfüllen im Begriffe standen. Umsonst waren alle seine Anstrengungen, die Wahl des Großherzogs Franz von Toskana zum zweiten Male zu vereiteln; er mußte jetzt sogar Anstrengungen machen, die Erklärung des Reichskrieges zu verhindern; denn Maria Theresia war entschlossen, jeden Vortheil oder jede Waffe, die ihr der Besitz der Kaiserkrone in die Hände gab, zum Besten ihrer dynastischen Zwecke zu verwenden. Denn daß die an sich ausgezeichnete Frau für das deutsche Interesse als solches besonderen Sinn gezeigt, oder je besondere Rücksicht darauf genommen hätte, könnte man nicht sagen. Für sie hat die Kaiserwürde stets nur die Bedeutung eines Stützpunktes für ihre allgemeinen politischen Zwecke gehabt. Frankreich war aber besonders auch durch den Umstand im Nachtheil, daß die Engländer ihren Angriff, und zwar mit entschiedenem Erfolg, zugleich auf seine Kolonien ausgedehnt hatten. Dies beschleunigte die Geneigtheit Ludwigs XV. zum Frieden, die durch die Kosten und Verluste des Landkrieges ohnedem bereits lebhaft genug geworden war. So kam (am 18. Oktober 1748) der Aachener Friede zu Stande, der mit beschämender Deutlichkeit die Niederlage Frankreichs verkündigte, ohne daß es formell besiegt gewesen wäre. Nichts von Allem, was die Franzosen zur Theilnahme am österreichischen Erbfolgekriege getrieben, hatte sich erfüllt, davon zu schweigen, daß von irgend einem unmittelbaren Gewinn noch viel weniger die Rede war. Die in den Niederlanden gemachten Eroberungen mußten wieder herausgegeben werden. Zum ersten Male seit Jahrhunderten also endigte ein Krieg zwischen Deutschland, resp. den deutschen Mächten und Frankreich, ohne daß das Reich mit einer Minderung seiner Gränze die Kosten bezahlen mußte. Und an England hat Frankreich sogar Zugeständnisse machen müssen, die mit der herkömmlichen, hochgespannten Empfindlichkeit dieses Volkes für seine nationale Ehre sich schlechterdings nicht in Einklang bringen ließen. Es wird uns daher nicht wundern, wenn dieser Friede bei den Franzosen durchaus nicht populär werden wollte, er hat sogar der Sache des Königthums in der Person Ludwigs XV. unmittelbar und recht empfindlich geschadet. Die Interessen und die Ehre der Nation zugleich fühlten sich in einer unerhörten Weise preisgegeben. Einen so bedenklichen Ausgang hat diese Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten genommen: es fragte sich nun, ob seine Staatsmänner die darin enthaltene Warnung sich auch zu Herzen nehmen würden?

In den eben geschilderten Verwickelungen hatte seit einiger Zeit König Ludwig XV. persönlich für die Haltung Frankreichs den Ton angegeben, nachdem der Kardinalminister Fleury gerade in einem Augenblicke, in dem das Kriegsglück den Franzosen am wenigsten lächelte, voll vernichtender Reue über seine letzte Unternehmung dahin gegangen war. Die größere Selbständigkeit in der Beeinflussung der Geschäfte, die sich der König jetzt vorbehielt, war übrigens offenbar kein Glück für Frankreich. An politischem Ehrgeiz fehlte es auch diesem Ludwig nicht, er fand das als selbstverständlich, daß unter den Fürsten Europa's die erste Rolle ihm gebühre; aber wie man auch über dieses Anrecht auf jene erste Rolle denken mag, dieser König war eben doch nicht der Mann dafür. Es gebrachen ihm die intellektuellen und noch mehr die moralischen Eigenschaften dazu; in der einen blieb er hinter Ludwig XIV. zurück, in der andern ließ er vollends alles Billige und Nöthige vermissen. Die maßlosen Aergernisse seines Privat- und Hoflebens sind bekannt; es war unmöglich, daß in einer solch vergifteten Atmosphäre das richtige Verständniß der Zeit und

Digitized by Google

Verhältniſſe gedieh. So iſt Ludwig XV. doch erſt recht ſpät — und als es zu ſpät war — eine Ahnung von den zerrüttenden Folgen ſeiner Politik und von der Umſtimmung der Geiſter in ſeinem Volke aufgegangen. Zur Zeit — nach dem Aachener Frieden — hätte die ſpäter eingetretene ſchlimme Wendung wohl noch vermieden werden können, aber es hätte ſchon jetzt das höchſte Maß der Energie und der Weisheit dazu gehört. Vor Allem durften nicht Hofkaktionen und Weiberleidenſchaften in den großen Fragen ein entſcheidendes Wort mitreden, ſonſt blieb es nicht aus, daß der Abſolutismus ſeine verderblichſten Seiten entwickelte. So iſt es in der That gekommen, und das Verhältniß Frankreichs zu Deutſchland in der nächſten Zeit hat ſich, wie das nicht anders ſein konnte, unter dieſen Konſtellationen geſtaltet.

Es iſt die Zeit des ſiebenjährigen Krieges, von der wir zunächſt zu reden haben.

Im Aachener Frieden hatte England über Frankreich den Sieg davon getragen. Aber einer der wichtigſten Punkte, die genaue Beſtimmung der Gränzen beider Staaten in Nordamerika (Canada) blieb unentſchieden, und ſo ließ ſich leicht vorausſehen, daß dieſer Frieden keinen langen Beſtand haben würde, und in der That iſt nach nicht vollen acht Jahren der Krieg zwiſchen England und Frankreich wieder ausgebrochen. Ludwig XV. war nicht der Meinung, ſich auf einen bloßen Seekrieg zu beſchränken, worin er doch am wenigſten Ausſicht auf Erfolg hatte; ſollte das Zerwürfniß aber auch zu Lande ausgefochten werden, dann wurde unvermeidlich wieder Deutſchland, ſchon Hannovers wegen, in den Strudel des Krieges hineingezogen. Ebenſo nahe lag, daß die franzöſiſche Politik ſich im Kreiſe der deutſchen Fürſten Verbündete ſuchen würde. Im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg war ſie bis auf einen gewiſſen Grad Hand in Hand mit Preußen gegangen; das Pariſer Kabinet ſoll auch jetzt zuerſt bei Friedrich dem Großen angepocht haben, indeß Ernſt iſt das im Grunde kaum geweſen. Ludwig XV. war kein Freund des Preußenkönigs; die unabhängige Haltung, die dieſer in dem letzten Kriege eingenommen, hatte ihn mit Unmuth erfüllt, der ſich zur Erbitterung ſteigerte, als Friedrich mit England einen Neutralitätsvertrag ſchloß, der die Beſtimmung hatte, zu verhüten, daß die drohenden engliſch-franzöſiſchen Feindſeligkeiten nicht etwa auf Deutſchland zurückwirkten. Dagegen ſprachen im Sinne Ludwigs mehrere Geſichtspunkte für eine Annäherung, ja für ein Bündniß mit Oeſterreich. Einmal die Möglichkeit, auf dieſem Wege in den Beſitz der Niederlande zu gelangen, wenn man Maria Thereſia das verlorene Schleſien zurückzuerobern hülfe. Um das gleich hier zu bemerken, eine ſolche Kombination wurde in Wien gar nicht ungern gehört, weil man dort längſt verlernt hatte, bei der ausſchließlichen Verfolgung des eigenen Intereſſes ſich auch noch zu fragen, ob nicht der Nutzen des Reichs etwas ganz Anderes verlangte? Und in dieſem Falle lag die Antwort auf der flachen Hand. Für das Reich war es zum mindeſten gleichgültig, ob das Haus Habsburg wieder in den Beſitz Schleſiens gelangte, es war aber vom Standpunkte der militäriſchen Vertheidigung der Rheinlande ꝛc. eine Lebensfrage, daß die Niederlande nicht franzöſiſch wurden. Ludwig XV. hätte es als den höchſten Triumph gefeiert, wenn ihm jene Vergrößerung gelungen wäre, aber es iſt kein Zweifel, daß dieſe Eroberung ein bleibend kriegeriſches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland begründet haben würde.

Für Ludwig XV. gab es indeß noch eine andere ſehr merkwürdige Erwägung, die ihn in die Arme Oeſterreichs führte. Er wähnte, ein König von Frankreich dürfe von der göttlichen Gnade die Verzeihung auch der ärgſten Sünden hoffen, wenn er nur die katholiſche Kirche ſchütze und mehre. Nun galt Preußen notoriſch als der Hort und die Burg des Proteſtantismus, — welch ein größeres Verdienſt im Himmel ließ ſich alſo erwerben, wenn es gelang, daſſelbe zu vernichten oder doch ein für alle Mal unſchädlich zu machen. Ob, wie man wohl gemeint hat, Ludwig XV. ſo viel Scharfſinn beſaß, in dem heranwachſenden preußiſchen Staat den zukünftigen gefährlichſten Gegner Frankreichs und ſeines Einfluſſes in Deutſchland zu erkennen, möge hier dahingeſtellt bleiben. Gewiß iſt aber, daß neben ſolchen Motiven immerhin idealer oder grundſätzlicher Art zugleich andere, ſehr trivialer und niedriger Natur auf den entſcheidenden Entſchluß, der den Vertrag von Verſailles (1. Mai 1756) im Gefolge gehabt hat, eingewirkt haben. Bekannt iſt, mit welchem Eifer, aber auch aus welchen mehr als zweideutigen Beweggründen die Marquiſe von Pompadour für das öſterreichiſche Bündniß gearbeitet hat. Nicht minder bekannt iſt, daß von Wien aus die urſprüngliche Anregung zu dieſer folgenreichen Umkehr der franzöſiſchen Politik gegeben worden war, die einen radikalen Bruch mit allen nationalen Ueberlieferungen in ſich begriff. Allerdings, dieſe Parteinahme für Oeſterreich erfreute

Digitized by Google

ſich auch am Hofe Ludwigs XV. keineswegs des allgemeinen Beifalls; es fehlte nicht an beachtungswerthen Stimmen, die das Unheil andeuteten, das ſie ahnten, und es liegt zu Tage, das Beſte des franzöſiſchen Staates — ſelbſt den Krieg mit England dabei im Auge — erheiſchte eine ſolche Betheiligung Frankreichs an dem Rachekrieg gegen Preußen in keiner Weiſe. Eine aufrichtige und kluge Neutralität hätte ſich bei nüchterner Erwägung aller zuſammentreffenden Umſtände ſicher am eheſten empfohlen. Aber zu allem Andern hin der unglückliche Wahn, daß man einmal in den deutſchen Dingen ſtets, ſei es nun ſo oder ſo, die Hände haben müſſe, hat zu jenem unzeitgemäßen Entſchluſſe gedrängt. Was nun die Bedeutung des ſiebenjährigen Krieges ſelbſt anlangt, ſo kann heut zu Tage kein Zweifel mehr darüber beſtehen, daß es ein im letzten Grunde gegen Deutſchland und die deutſche Zukunft gerichteter Krieg war. Der Sieg Oeſterreichs und die Niederwerfung Preußens hätten die deutſche Nationalität und die geiſtige Freiheit in das Herz getroffen. Von Oeſterreich konnte aus tauſend Gründen die Wiedergebnrt unſrer Nation nicht ausgehen. Wenn Preußen das Recht ſeines Daſeins gegen eine Welt von Feinden und in einem ſo furchtbaren Kriege erhärten mußte, ſo kann man das um des ſichern und großen Ergebniſſes willen hinnehmen. Mit die herrlichſte Frucht der Kämpfe und Siege Friedrichs des Großen war die Erweckung des ſo lange und ſo tief darnieder liegenden Nationalgefühles, das ſich zum erſten Male wieder regte. Wer wüßte nicht, wie treffend Goethe über die Bedeutung dieſer Siege für die Entwickelung unſerer nationalen Poeſie ſich ausgedrückt hat. Die Franzoſen haben, von dem vorübergehenden Wechſel des Kriegsglückes abgeſehen, im Ganzen wenig Freude an dieſem Kriege erlebt. Sie ſind allerdings gleich Anfangs in Deutſchland mit der Anmaßung und nach Umſtänden mit der Härte aufgetreten, die man von ihnen gewohnt war; an Anſtrengungen aller Art haben ſie es nicht fehlen laſſen, und es fanden ſich auch jetzt deutſche Fürſten, die gegen gutes Geld ihre Kontingente unter die franzöſiſchen Fahnen ſtellten; aber die Anforderungen dieſes (doppelten) Krieges an die ohnedem ſchon kranken Finanzen Frankreichs waren ſo enorm, daß nur der höchſte Leichtſinn oder die unverzeihlichſte Verblendung ſich darüber hinwegſetzen konnte. Und dazu kamen nun Niederlagen wie die bei Roßbach, Krefeld, Minden, die, bitter empfunden wie ſie es wurden, in das Schuldbuch des abſoluten Königthums eingeſchrieben worden ſind. Aber man konnte zugleich die bedenkliche Wahrnehmung machen, daß zumal in den höheren Schichten der Nation der kriegeriſche Geiſt tief geſunken war, das entnervende Beiſpiel des Hofes konnte eben nur ſolche Wirkungen haben. Es darf uns daher nicht wundern, wenn ſchon in den erſten Jahren des Krieges angeſichts beträchtlicher Unfälle und der ſich ankündigenden Erſchöpfung der nationalen Hülfsquellen ſich Stimmen für einen ehrenvollen Frieden, der damals möglich war, vernehmen ließen. Jedoch Ludwig XV., der in dem öſterreichiſchen Bündniſſe ſeinen eigenſten Gedanken erblickte und gleichſam ſeine Ehre dabei verpfändet hielt, ließ ſolche Meinungen nicht aufkommen. Der weitere Verlauf, mit ſteigenden Opfern verbunden, führte aber doch nur zu noch troſtloſeren Ergebniſſen. Der Seekrieg mit den Engländern endete (im Frieden des Jahres 1763) ganz und gar unglücklich und erſchütterte die maritime Stellung Frankreichs in den Grundveſten, und aus dem Landkrieg, den es bloß als Verbündeter Oeſterreichs geführt hatte, ging es ohne alle Entſchädigung für den ungeheuren Aufwand an Menſchen und Geld und mit noch bedenklicherem moraliſchen Verluſte hervor. Der ungemeſſene Einfluß, den es ſeit Jahrhunderten in Deutſchland geübt, erſchien in allem Ernſte in Frage geſtellt. Die Deutſchen waren allerdings noch keineswegs einträchtiger geſinnt, aber gegenüber dem neu erſtarkten Preußen — von Oeſterreich ganz abgeſehen — war für eine franzöſiſche Partei im Reiche der Raum nun doch ungemein eingeengt. Es mußten Ereigniſſe und Erſchütterungen ganz ungewöhnlicher Natur eintreten, ehe Frankreich zu einer Eroberungspolitik gegen Deutſchland und zu den Abſichten Ludwigs XIV. wieder zurückkehren konnte. In dem nächſten Menſchenalter war es durch die Nachwirkung der eben erſt gebrachten Opfer, durch die Koncentrirung der politiſchen Leidenſchaft auf England, durch die entſchiedenen Verſuche, die ſich häufenden eigenen Gebrechen und Schäden zu heilen, durch die wachſende Gährung und Unruhe der Gemüther vollſtändig in Anſpruch genommen. Die Allianz mit Oeſterreich wurde feſtgehalten und hat durch die Vermählung der Tochter der Maria Thereſia mit dem Dauphin im Jahre 1770 eine draſtiſche, ſcheinbar bedeutungsvolle Erneuerung erhalten, ohne daß dieſelbe indeß den beiden betreffenden Häuſern Glück gebracht hätte. Die Thronbeſteigung Ludwigs XVI. ſicherte dann vermöge der maß-

Digitized by Google

vollen Natur dieses Königs in ganz besonders hohem Grade die Fortsetzung des friedlichen Verhältnisses zum deutschen Reiche. Oesterreich, resp. die hochfliegenden Entwürfe Kaiser Josephs II. haben zwar nichts unterlassen, in dem bayerischen Erbfolgekriege Frankreich zu einer Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu verführen. Es war jedoch im Grunde eine sehr passive Haltung, über die das Pariser Kabinet trotz allem Drängen des Kaisers sich nicht hinaustreiben ließ. Indeß ist wenigstens durch russisch-französische Vermittelung der Streit zuletzt beigelegt worden. Kaiser Joseph hat bekanntlich nur den geringsten Theil seiner Absichten in Betreff der Auffaugung Bayerns erreicht, gleichwohl war es immerhin zu beklagen, daß zwei fremde Mächte, die es niemals gut mit dem Reiche gemeint haben, in diesem Falle als Vermittler und Bürgen des Friedens herbeigezogen wurden. Einige Jahre später ist Kaiser Joseph unter der friedlicheren Form eines Tauschprojektes auf seinen Lieblingsgedanken zurückgekommen. Karl Theodor von Pfalzbayern sollte durch die Niederlande, mit Ausnahme des Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Namur, für die Abtretung der bayerischen Kurlande und der Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach entschädigt, Luxemburg und Namur dagegen an Frankreich als Preis seiner Zustimmung zu diesem Handel überlassen werden. Bei diesem Projekt in seinem ganzen Umfange hätte Deutschland nur verlieren können; der Besitz Bayerns hätte das Wesen des österreichischen Staates nicht zu ändern vermocht, der Gewinn von Luxemburg für Frankreich wäre ein unschätzbarer gewesen, sowie der Verlust desselben für das deutsche Reich. Indeß Friedrich der Große ist zur rechten Zeit und so thatkräftig dazwischen getreten, daß es bei dem Versuche sein Verbleiben hatte. Jedoch den Gedanken, die österreichischen Niederlande bei passender Gelegenheit gegen eine geeignete Schadloshaltung an Frankreich zu überlassen, hat man in Wien festgehalten, und wir werden bald genug hören, unter welchen Umständen er ausgeführt worden ist. —

Wir haben oben davon geredet, daß die Kriege Friedrichs des Großen den Deutschen das verlorene Nationalgefühl zurückgegeben haben. Dieser Umschwung ist vor Allem vorläufig auf dem Gebiete der Literatur vor sich gegangen. Zwar, wer wüßte nicht, daß der Einfluß der französischen Literatur auch des 18. Jahrhunderts in Deutschland noch gewaltig genug gewesen ist? Das betreffende Verhältniß Friedrichs des Großen selbst ist übrigens schon so oft besprochen worden, daß eine weitere Erörterung desselben überflüssig ist. Er war trotz alledem ein deutscher Mann, der für Deutschland gekämpft, gelitten und gesiegt hat, und für den großen Gang der Entwicklung hat jene seine Vorliebe so geringen Schaden angerichtet, daß er im Vergleich mit den unermeßlichen Vortheilen, die er für eine freie geistige Bewegung für unsere Nation geschaffen hat, kaum in Anschlag kommen kann. Der offenbare Einfluß der französischen Literatur der Aufklärung, der Humanität und wie man sie sonst nennt, hat allerdings seine zwei Seiten gehabt, man wird aber nicht behaupten wollen, daß er einseitig bloß verderblich gewirkt hat. Hat jene Bewegung in Frankreich überhaupt ihre unläugbaren und großen Verdienste um die Befreiung des menschlichen Geistes von einer Reihe von veralteten und immerhin noch schädlichen Meinungen und Einrichtungen im Staate und in der Gesellschaft, und um die Verbreitung positiver nützlicher Kenntnisse und Anschauungen, so wird zugleich nicht geläugnet werden können, daß die dunkle Kehrseite derselben bei uns mit verhältnißmäßig geringer Kraft sich entwickelt hat und an der guten, besonnenen Natur unseres Volkes abgeprallt ist. Das Studium eines so positiven Kopfes wie Montesquieu konnte nur heilsam wirken; und Männer wie Herder, Johannes von Müller u. A. bekennen, daß sie selbst bei Voltaire, wenn auch mehr nur von seiner formellen Virtuosität gelernt haben. Dagegen in einer andern Richtung hat sich Deutschland eben in jener Zeit von der französischen Herrschaft vollständig emancipirt, nämlich auf dem Gebiete der schönen Literatur. Man sah jetzt die Franzosen in Deutschland überhaupt mit andern Augen an: der Zauber war gebrochen. Man schämte sich, daß man sich von den Ausgesandten der großen Nation auch der zweifelhaftesten Art so lange hatte mißbrauchen und mißhandeln lassen, man verspürte die Lust, sich dafür zu rächen. Die Rolle z. B., die Lessing den Riccaut de la Marliniere in der „Minna von Barnhelm" spielen läßt, kann nur aus diesem Zusammenhang heraus richtig verstanden werden. Gerade Lessing ist es nun gewesen, der jenen gedachten Befreiungskrieg gegen die französische Fremdherrschaft in Sachen der Poesie und des Geschmackes siegreich geführt hat. Dieses Verdienst des großen Mannes kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Begründung einer eigenen nationalen Literatur war nur auf den

Digitized by Google

Trümmern jener Herrschaft möglich. Mehr als eine Schlacht bei Roßbach hat er den Franzosen in seiner Art geliefert. Man sage nicht, er habe eine Fremdherrschaft an die Stelle der andern gesetzt, indem er dem Einflusse der englischen Literatur, vorab Shakespeare's, Thür und Thor öffnete. Einmal bildet die nähere Verwandtschaft beider germanischen Völker einen gewaltigen Unterschied, und dann war es Lessings Meinung in der That nicht, den Britten eine ausschließliche Gewalt einzuräumen; er stellte ihnen die ewig junge hellenische Welt gegenüber und lehrte auf diesem Wege seine Nation, unter dieser doppelten Führung ihre eigenthümliche nationale Dichtkunst zu gründen und so ihrer eigensten tiefsten Natur bewußt zu werden.

Prof. Wegele.

Nekrolog.

Bauer, das bekannte Mitglied der radikalen Partei in Frankreich, vordem Professor in Brüssel und 1869 Deputirter eines Pariser Wahlkreises zum gesetzgebenden Körper, † am 23. Januar zu Lamastre, 48 Jahre alt.

Barth, Gustav Adolf, königlich sächsischer Regierungsrath, Herausgeber eines Kommentars zum sächsischen Preßgesetz vom 24. März 1870, interimistischer Redakteur der „Leipziger Zeitung", † am 2. Februar zu Leipzig, 52 Jahre alt.

Cohn, Ludwig Adolf, Dr., Privatdocent für Geschichte, am 22. Mai 1834 zu Breslau geboren, durch namhafte Werke verdient, † am 13. Januar zu Göttingen.

Gerdorff, Ferdinand Wolf von, königlich preußischer Legationsrath, bis zum Kriege dienstleistend im auswärtigen Amt, † als Premierlieutenant im Königsgrenadierregiment (Nr. 7) am 19. Januar vor Paris bei der Vertheidigung der Höhe von Garches, 41 Jahre alt.

Loos, J. F., von 1845—63 liberaler belgischer Volksvertreter, von 1847—62 Bürgermeister von Antwerpen, um diese Stadt hochverdient, † daselbst in der letzten Januarwoche, 70 Jahre alt.

Rhalis, Athanasius, vielgenannt als griechischer Minister und Advokat, † am 20. Januar in Athen, 62 Jahre alt.

Saldapenna, Chevalier Dedranz de, der vielgenannte Redakteur des seit einigen Monaten eingegangenen „Mémorial diplomatique", das den Unterhändler zwischen Paris und Miramare in der Angelegenheit der mexikanischen Kaiserkrone machte, am 2. Juni 1811 in Triest geboren, † in Paris laut Nachricht vom 24. Januar.

Soutzo, Prinz Nikolaus, ein Sohn des letzten griechischen Hospodaren der Walachei Alexander Soutzo († 1821), und seiner Zeit eine sehr einflußreiche Persönlichkeit in den Donaufürstenthümern, † am 30. Januar in Fokschan (Walachei) im Alter von 72 Jahren. Von der Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Bildung gibt seine 1867 veröffentlichte Schrift „Observations statistiques sur la Roumanie" Kunde.

Benedey, Jakob, der bekannte rüstige Vorkämpfer für Deutschlands Einheit und Freiheit, † nach sechstägiger Krankheit in seinem „Rasthause" Oberweier bei Badenweiler im Großherzogthum Baden in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar. Er war am 24. Mai 1805 zu Köln geboren. Wegen seiner Schrift „Ueber Geschwornengerichte" mußte er 1832 Preußen verlassen, lebte dann in Frankreich und England, bis er im Februar 1848 wieder nach Deutschland zurückkehrte. In das deutsche Vorparlament gewählt, kämpfte er gegen die Sonderbestrebungen Heckers. Im Fünfzigerausschuß wie in der Frankfurter Nationalversammlung — als Deputirter von Hessen-Homburg — gehörte er zu den Führern der Linken und nahm an den Sitzungen des Stuttgarter Rumpfparlaments bis zu dessen Sprengung Theil. Er lebte dann, fleißig schriftstellerisch arbeitend, an verschiedenen Orten, in jüngster Zeit meist in Berlin. Sein letztes Werk ist die mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedey herausgegebene wichtige Schrift „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik".

Zellweger, Ulrich, Bankier in Trogen, der größte Wohlthäter des appenzeller Landes, durch großartige Stiftungen für wohlthätige und Bildungszwecke verdient, † am 19. Januar in Trogen.

Neue Bücher.

Hohenzollern, das Kaiserthum der, von R. Hocker. Cöln, Bädeker.

Literatur.

Fritz Reuter. Wer sich das Wesen und die Bedeutung eines zeitgenössischen Dichters klar machen will, der thut wohl daran, zunächst nach der Stellung desselben zu seiner Zeit, nach seinen äußeren Erfolgen zu fragen. Das gilt wenigstens für unsere Epoche. Mögen frühere Generationen Poeten besessen haben, deren vollen Werth erst die Zukunft erkannte, unser schnelllebendes Zeitalter ist darin anders gestellt. Die äußeren Mittel zur Verbreitung geistiger Produktionen sind so vervollkommnet, daß, wer als Poet nicht in der Gegenwart durchdringt, auch von der Zukunft selten Anerkennung zu erwarten haben wird, sogar die unpopulärsten Darstellungsformen sind von dieser Regel nicht ausgenommen. Die historische Tragödie und das heroische Epos werden von der Tagesrichtung gewiß nicht begünstigt, dennoch sind von H. Kruse's „Gräfin" und „Wullenwever" und von R. Hamerlings „Ahasver" und „König von Sion" wenige Wochen nach ihrem Erscheinen neue Auflagen zu verzeichnen gewesen.

Legen wir an Reuter zunächst diesen äußerlichen Maßstab an, so erscheint das Ergebniß als ein außerordentlich günstiges. Ein bloßer Dialektdichter*) ist in diesem Augenblicke der popu-

*) Es ist nach meinem Dafürhalten falsch, von einer „plattdeutschen Sprache" zu reden, wenigstens so lange

Digitized by Google

lärste Autor in Deutschland. Auch südlich der Linie des Mains und des Erzgebirges. Seit der Friedländer Herzog von Mecklenburg war und seinen böhmischen Bettern aus fremdem Leder reichlichen Lehnsbesitz zuschnitt, hat sich der österreichische Adel um das alte Obotritenland gewiß blutwenig bekümmert, heute lesen sich seine Frauen und Töchter mühselig in das breite und schwere Platt hinein, das der genialste aller dummen Jungen Fritz Triddelfitz redet, und ergötzen sich an dem „Missingsch“ des „Unkel Bräsig“, dieser Prachtfigur aus kernigstem niedersächsischen Holze. Selbst Altbayern mit seiner Unempfänglichkeit für alles Norddeutsche und dem starken Gegengewicht gegen fremde Dialektdichtung und fremden Humor, das es an seiner vortrefflichen Schnaderhüpfldichtung und seinem geistvollen Humoristen Ludwig Steub besitzt, verschließt sich der plattdeutschen Propaganda der Reuterschen Gestalten nicht völlig. Der selten begünstigte Fremde, der in einem Münchener Familienkreis Zutritt findet, trägt den Dankeszoll für diese Gunst durch eine mit Erklärung und Uebersetzung stark gemischte Vorlesung Reuters am angenehmsten ab.

Es ist versucht worden, diesen großartigen Erfolg aus der in Deutschland neuerdings vorherrschenden Vorliebe für Dialektdichtung und provinzielle Schilderung zu erklären, die übrigens bereits stark im Abnehmen begriffen ist. Aber diese Erklärung reicht nicht aus. Der einst hoch gefeierte Klaus Groth, den ungeschickte Freunde als größten lebenden Dichter proklamirten, ist nie über Norddeutschland hinaus bekannt geworden, jetzt auch dort schon ziemlich verschollen und kaum mehr in seiner schleswig-holsteinischen Heimat populär, und jüngere Talente wie der Ostholsteiner J. Mähl bemühen sich vergebens, mit der gleichen äußeren Methode wie Reuter auch nur annähernd ähnliche Erfolge zu erzielen. Die Ursachen dieser exceptionellen Stellung Reuters müssen tiefer, müssen in seinem dichterischen Naturell und der geschickten Verwendung desselben begründet sein.

Und in der That, wenn jemals eine theoretische Berechnung in der Praxis zutraf, so ist dies hier der Fall. Reuter ist das glücklichste dichterische Talent der deutschen Gegenwart, von einer Art der Begabung, wie sie gerade in Deutschland von jeher selten war. Wir haben, auch abgesehen von unsern Heroen ersten Ranges, größere Talente gehabt als Reuter und haben sie vielleicht auch unter den Lebenden, aber wenn man den Werth einer Sache nach ihrer Seltenheit taxirt, dann ist Reuter in der Gegenwart unser kostbarstes Talent. Geistvolle Poeten, welche Himmel und Erde, Weltgeschichte und Literatur, Wissenschaft und Philosophie in den Kreis ihrer Darstellung ziehen, haben wir von jeher genug gehabt; was uns immer fehlte, waren harmlose Dichter, wie etwa Fielding und Walter Scott, Leute, welche nur unterhalten, rühren und erheitern wollen und dennoch mit genialer Sicherheit die feine Linie innehalten, die das dichterische Kunstwerk von der bloßen Unterhaltungslektüre trennt. Und ein solcher Dichter ist Reuter, streng genommen der einzige unter seinen deutschen Zeitgenossen. An die Fragen, welche unter der bunten Decke des Lebens schlummern, wagt er sich selten, und wo er es thut, fast nie mit Glück, aber diese bunte Decke selbst, das äußerliche Dasein beherrscht er in ganz ungewöhnlicher Weise. Seine Charaktere sind mit wenigen Ausnahmen nicht eben tief koncipirt, und es gibt auch in der deutschen Gegenwart gewiß Poeten, die ein genialeres Auge für die Besonderheiten der menschlichen Natur haben, aber die Sicherheit der Hand, mit der er seine Figuren zu inscenieren versteht, ist geradezu einzig. Die heutzutage schwerste Dichterprobe, seine Charaktere nie aus der Rolle fallen, nie statt ihrer eigenen die Sprache ihres Schöpfers reden zu lassen, besteht Reuter wie kein andrer; wo seine Figuren in ihrer Haltung gelegentlich unsicher werden, schwanken sie nicht nach der sentimentalen, sondern nach der derb trivialen Seite hinüber. Es ist dies um so anerkennenswerther, als Reuter wie alle Humoristen einen starken sentimentalen Zug hat und denselben häufig in ziemlich unkünstlerischer Weise mitten in den Kontext hineingreifen läßt. Aber dann redet doch nur er selbst sentimentalen Schwulst und hält wenigstens seine Figuren davon frei. Ein anderer Vorzug der leltensten Art ist Reuters Erzählertalent. Unsere

man nicht eine gleiche Orthographie und eine annähernd gleiche Aussprache des Plattdeutschen hergestellt hat. Bis dahin kann man philologisch nur von einem ostfriesischen, holsteinischen, mecklenburgischen Dialekt reden. Wenigstens würde man dann auch von einer süd- oder oberdeutschen Sprache reden dürfen, deren einzelne Zweige, als schwäbisch, fränkisch, bayerisch gewiß nicht weiter auseinander gehen, als die plattdeutschen Mundarten von der Ems bis zur Weichsel und von der Schlei bis zum Harzgebirge. Denn bekanntlich ist unsere jetzige Schriftsprache von obersächsischem, nicht aber von süddeutschem Ursprunge. Der gemeinsamen niederdeutschen Literatur des Mittelalters aber steht eine gemeinsame oberdeutsche gleichzeitig und mehr als ebenbürtig gegenüber, jene „mittelhochdeutsche“, in deren Sprache die landläufige Redaktion des Nibelungenliedes abgefaßt ist. A. d. V.

übrigen zeitgenössischen Romanciers sind spannend, fesselnd, geistreich und im besten Falle angestrengt natürlich. Reuters Verdienst ist die völlige Naivetät und Unbefangenheit der Darstellung, er allein braucht sich nicht anzustrengen, um unangestrengt zu scheinen. Seine Erzählung rollt, abgesehen von gelegentlichen Störungen durch ein falsches Pathos, vorwärts wie ein breiter mächtiger Strom, gewaltig vorwärts drängend unter ruhiger, kaum gekräuselter Oberfläche. Seine einzelnen Scenen sind glänzend gedacht und ausgeführt und dennoch fast nur um ihrer selbst willen da. Die Romantiker machten aus einigen glücklich koncipirten und mit peinlicher Sorgfalt ausgeführten Situationen ein Buch, dessen übriger Inhalt keinen andern Zweck als die nothdürftige Verbindung dieser Einfälle hatte, Reuters dichterisches Auge sieht seine Gestalten früher als die Situationen, in denen er sie vorführt, und darum reihen sich diese Situationen so ungezwungen an einander. Mit andern Worten, die Vorzüge seiner Erzählungsweise erstrecken sich wenigstens in seinen besten Werken auch auf die Komposition. Es ist dies um so verdienstvoller, als dieser Vorzug offenbar weniger angeboren als mühsam erworben ist. Ueberhaupt ist Reuter schwerlich der unausgebildete Naturdichter, für den er häufig gehalten wird, schon seine verhältnißmäßig langsame Produktion zeugt von dem Gegentheil. Speciell den Mangel an energischer und leichter Kompositionsgabe theilt er mit den meisten humoristischen Talenten aller Zeiten. Die humoristische Weltanschauung richtet sich auf das Kleine, Momentane und Zufällige, in dessen ungestörter Fortdauer und Blüthe sie einen melancholisch-ironischen Trost für die Abwesenheit oder den Ruin des Ideales findet. Sie lebt sich demnach mit Vorliebe in diese Arten der Erscheinung hinein und gelangt nur schwer dazu, die große Fülle derselben zu einem gemeinsamen Bilde zu vereinigen, in ihre künstlerischen Produktionen einen großen fortreißenden Zug, eine geordnete Gliederung einzuführen. Dennoch hat Reuter nach langen Bemühungen diese Kunst, die Kunst der Komposition, gelernt. Er ist, wo er mit der ausreichenden Sorgfalt zu Werke geht, unter den deutschen Humoristen vielleicht der größte Künstler. Seine Komposition steht in seinen besten Werken völlig auf der Höhe des dichterischen Stoffes, und namentlich in den Ausgangsmomenten seiner Erzählung entfaltet er eine außerordentliche Feinheit. Expositionen, wie in dem „Hanne Nüte“ und der „Stromtid“, hat kein zeitgenössischer Erzähler aufzuweisen, namentlich die erstere setzt mit unübertrefflicher Einfachheit alle bestimmenden Charaktere sofort in Scene. Freilich hat diese Fähigkeit der Komposition bei Reuter eine bestimmte Gränze, sie geht selten über die erste Hälfte des jeweiligen Werkes hinaus. In der Mitte der Erzählung bekommt die Komposition gewöhnlich einen Sprung, einen Bruch, und alle Feinheit, mit welcher der neue Faden fortgesponnen wird, vermag nicht darüber hinwegzuhelfen, daß es eben ein neuer Faden, und daß der alte ziemlich brüsk abgebrochen ist. In dieser Hinsicht zeigt Reuter zuweilen eine merkwürdige Ungenirtheit. Die Sprechverwechslung des obersächsischen Konrektors in „Dörchläuchting“ mit „Bür“ und „Büß“ kann man sich noch gefallen lassen, obgleich für ihre Glaubwürdigkeit dadurch schlecht gesorgt ist, daß der in die plattdeutsche Sprache verliebte Obersachse in der ganzen Erzählung keinen andern Sprechfehler als diesen verhängnißvollen begeht. Dagegen gränzt die Art, in welcher in der „Stromtid“ und der „Franzosentid“ neue Wendungen der Erzählung an die Verpackung eines Rechnungsbuches unter Leihbibliothekenromane und einen Schreibfehler in einem Mühlenkontrakte angeknüpft werden, nahezu an das Armselige. Der Grund dieser lokalen Kompositionsschwäche dürfte darin liegen, daß Reuter mit jedem echten Epiker die Einsicht in die Nothwendigkeit eines retardirenden Elements, zugleich aber auch mit den meisten Humoristen eine starke Vorliebe für absurde Einfälle und einen fühlbaren Mangel an plötzlicher Erfindung theilt. Statt den Faden auf Umwegen weiter zu spinnen, bricht er ihn über dem Knie ab.

Wir sind mit dieser Bemerkung bei der Kehrseite seiner dichterischen Individualität, bei den Mängeln derselben angelangt. Glücklicherweise ist ihr Katalog ungleich kürzer. Reuters Hauptfehler besteht in einer Vorliebe für ästhetische Situationen, für welche sein Talent selten, sein sprachliches Material fast nie ausreicht. Der plattdeutsche Dialekt hat für die Darstellung des Humoristischen und des Idyllischen große Vorzüge vor dem Hochdeutschen, aber der Ausdruck der Leidenschaft trifft er in der Prosa selten und in der Versform so gut wie nie. In hervorragendem Grade gilt beides von der mecklenburgisch-vorpommerischen Mundart, in welcher Reuter schreibt. Unübertrefflich geeignet für den komischen wie für den traulich oder schalkhaft liebkosenden Ausdruck, erschwert sie dichterische Aufgaben auf dem Gebiete der feineren Seelenmalerei außerordentlich. Gerade dergleichen aber liebt Reuter. Mag

Digitized by Google

es das geheime Gefühl einer dichterischen Unzulänglichkeit in diesem Punkte, mag es Mangel an Geschmack sein, Reuter ist kaum im Stande, eine leidenschaftliche Gemüthsbewegung darzustellen, ohne sich dabei in einen wahren Knäuel unklarer und unplastischer Bilder zu verwickeln. So bei dem knirschenden Zorne des alten Hawermann über die ihm schuldgegebene Veruntreuung, so bei dem Wiedersehen zwischen Franz und Luise in der „Stromtid". Beide Beispiele sind für diesen Fehler Reuters um so bezeichnender, als das, was die betreffenden Personen in dem gegebenen Falle faktisch thun, Hawermanns Griff nach der Kehle seines Ehrabschneiders so gut wie die wortlose Umarmung des Liebespaares, vollkommen richtig empfunden und dargestellt ist. Statt sich aber mit diesem Erfolge zu begnügen, macht sich der Dichter an eine detaillirte Darlegung der von den handelnden Personen gehegten Empfindungen, und diese Darlegung mißlingt wie in diesem Falle so bei den meisten andern pathetischen Gelegenheiten. Ebenso versieht er es oft darin, daß er bei rührenden Scenen selbst mit gerührt wird und statt zu erzählen schluchzt, natürlich ebenfalls nicht zum Vortheil seiner Darstellung. Es ist, wie schon oben hervorgehoben wurde: Reuters Figuren zeigen die erstaunlichste Sicherheit der Sprache und Bewegung, aber er selbst redet zuweilen, und in pathetischen Scenen gewöhnlich, mitten in die Darstellung hinein. Eine Ausnahme von dieser leidigen Regel zeigt fast nur der Beginn der „Stromtid", Hawermann am Sarge seiner Frau, eine Scene, deren erschütternde Größe und Einfachheit ausreichen würde, Reuter in die erste Reihe der lebenden Dichter zu stellen. Wenn sich dieser Fehler trotz seiner Häufigkeit nicht allzu störend fühlbar macht, so liegt dies an der Persönlichkeit des Dichters. Zwar ist es immer ein künstlerischer Fehler, wenn ein Dichter statt seiner Figuren redet, indeß wo der Dichter so liebenswürdig ist wie Reuter, fällt der Fehler weniger unangenehm auf. Verdrießlicher, wenn auch seltener macht sich ein anderer Fehler Reuters geltend. Seine dichterische Entwicklung fiel in die Zeit der Lovelypoesie, der Redwitz und Roquette, und so paradox es klingen mag, diese Dichter sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Reuter zeigt hie und da eine Neigung zur abgeblaßten Romantik, zur Balladenform, die an ihm einen geradezu komischen Eindruck macht. So paßt es doch wirklich wie die Faust auf das Auge, wenn in der „Reis' nah Belligen" mitten in [illegible]r prachtvoll breiten und behaglichen Schilderung einer schläfrigen Bauerngesellschaft ein Paar Studenten im lyrischen Dreivierteltakt nach dem Recept der falschen Romantik ein Lied „von dem schönen Jägerkind und wie sich's ruht in seinem Arm" zum Besten geben. Noch ärger ist es freilich, wenn der Wanderbursch „Hanne Nüte" seine plattdeutschen Wandergesellen anfährt, weil sie kein plattdeutsches Lied wissen, und ihnen dann eine Reihe kunstvoll gebauter Strophen zum Lobe der plattdeutschen Sprache vorsingt, ein Lied, wie es weder ein plattdeutscher noch ein hochdeutscher Handwerksbursch jemals in den Mund nehmen würde, und das überdies so schief und schwülstig wie möglich ist. Glücklicherweise beschränkt sich dieser Fehler der Natur der Sache nach auf Reuters ohnehin weniger erfreuliche versificirte Werke. Endlich wirkt es hie und da verstimmend, daß Reuter sein großes Talent für das Derbkomische zur Darstellung des Niedrigkomischen mißbraucht. Es hängt dies mit der Neigung des Dichters zusammen, alle ihm bekannten komischen Vorfälle aus seinem vaterländischen Darstellungskreise dichterisch zu verwerthen, wobei es denn stellenweise nicht ohne große Derbheit abgeht. Auch in seinen reifsten Werken macht sich sein Ausgang von dem ersten Bande der „Läuschen und Rimels" manchmal unangenehm fühlbar.

Freilich bildet eben dieser Ausgang Reuters von der bescheidensten dichterischen Darstellungsform eine der glänzendsten Seiten seiner literarischen Individualität. Es ist einer der seltensten Fälle, daß Jemand vom Verfasser gereimter Anekdoten sich zur reinen und hohen Kunstform erhebt, die Entwicklung vom hochgestelzten Tragiker bis zum Theaterrecensenten ist in Deutschland leider gewöhnlicher. Reuter ist in seiner Jugend Maler gewesen, freilich, wie er selbst behauptet, ein schlechter, aber zweierlei hat er aus seiner Malerkarriere als Gewinn davon getragen, die sichere Hand, mit der er seine dichterischen Umrisse zieht, und den Grundsatz, nichts darzustellen, als was er selbst gesehen hat. Und er hatte den Vortheil, viel gesehen zu haben, als er zu dichten anfing. Nicht von der großen Welt, von ihr kannte er nichts als einige Hörsäle und Schenken in Jena und Heidelberg und das Innere unterschiedlicher preußischer Festungen, wohl aber von der kleinen Welt der Heimat, des Hauses und des Feldes. Er war, wie er selbst sagt, alles Mögliche gewesen, Maler und Landmann, und Schullehrer und Stadtverordneter, ehe er aus einer Art von Verzweiflung zum Dichter wurde. Die Folge davon war eine doppelte,

Digitized by Google

erstens die vollständige Beherrschung des zu behandelnden Kultur- und Menschenmaterials, zweitens eine gewisse Ungeschlachtheit seines literarischen Auftretens. In der That gränzt in dem ersten Bande der „Läuschen und Rimels“ die Harmlosigkeit hie und da an Tölpelei, die Derbheit an Rohheit. Auch die Erfindung ist durchweg ziemlich dürftig. Die erzählten Anekdoten sind entweder uralt, oder, wo sie erfunden, will trotz alles Zerrens die Pointe nicht recht herauskommen. Ebenso ist die Erzählung trotz großer Lebendigkeit manchmal ermüdend breit, und die Verse zeigen — das einzige Mal bei Reuter — einige technische Unbeholfenheit. Dennoch haben diese „Läuschen und Rimels“ ihren glänzenden Erfolg durchweg verdient. Die Gesprächsform ist in denselben nicht nur mit seltener Gewandtheit behandelt, sondern auch zu einer Charakteristik von Land und Leuten benutzt worden, die geradezu genial genannt werden muß. Man glaubt den niedersächsischen Bauern und Kleinbürger vor sich zu sehen und zu hören, wie er gegen die Ansprüche der Ganz- und Halbgötter seines irdischen Horizonts, der Edelleute, Beamten, Geistlichen, Juden und Schullehrer mit zähem Phlegma und schalkhafter Verschmitztheit sich seiner Haut wehrt oder sich schlimmsten Falles durch eine schlagende Bemerkung schadlos hält. Ungleich weniger erfreulich fiel Reuters Debut in der erzählenden Prosa aus. Seine beiden Kalendergeschichten „Bunt Pird up'n Esel“ und „Wat bi 'ne Aewerraschung herut kamen kann“ sind ohne alles charakteristische Element, und die erstere nicht einmal amüsant; seine hochdeutsche Erzählung „Hannefiken“ aber eine völlig verunglückte Arbeit in einem gewissen jeanpaulisirenden Stil, der Reuter ansteht wie einem derbwadigen Bauern das Seiltanzen. Reuter hat sich hier ausnahmsweise an ein fremdes Muster angelehnt und dabei gerade dasjenige getroffen, das sich für sein Naturell am wenigsten eignete. Ueberhaupt ist es eigenthümlich, daß er sich mit seinen versificirten Werken weit früher in sein eigentliches Terrain hineinfand als mit seinen Prosaschriften, freilich auf der andern Seite auch wieder früher heraus. Die „Reis' nah Belligen“ und die zweite Folge der „Läuschen und Rimels“ zeigen ihn bereits in voller Reife und Höhe. Der Grund dieser Erscheinung ist, daß das Wesen der versificirten Erzählung ihm das Hineinziehen von allerlei satirischen Allotrien und persönlichen Expektorationen unmöglich, dagegen seinen schwellenden Humor durch die Einengung in die Gränze des dichterischen Kunstwerkes nur noch schwellender machen mußte. Namentlich der zweite Band der „Läuschen und Rimels“ enthält neben derberen Sachen einzelne Stücke, in denen Reuter die vorher und nachher vergeblich angestrebte lyrisch-epische Form, diejenige der Ballade, wirklich getroffen hat. So „Wat wull de Kirl“, „Wat sit de Kauhstall vertellt“, „Grugliche Geschicht“ u. A. Nur daß diese Balladen weder pathetisch, noch sentimental, sondern neckisch zärtlich gehalten sind. Auch die tragische Erzählung „Kein Hülfung“ zeigt eine große Geschlossenheit der Kunstform und eine vortreffliche Komposition, vielleicht die einzige unter Reuters dichterischen Erfindungen, die von dem oben erwähnten Bruch oder Sprung in der Anlage frei geblieben ist. Leider ist nur ihr allgemeiner dichterischer Werth ziemlich schwach. Das Gedicht ist ein Tendenzstück gegen die mecklenburgischen Adelsmißbräuche und wie fast alle Tendenzpoesie einseitig, schief und karikirt. Statt der Leidenschaft herrscht durchweg die Phraseologie, die im Plattdeutschen natürlich noch weit unleidlicher ist als im Hochdeutschen. Nur an wenigen Stellen bricht ein wirkliches Pathos durch, freilich dann auch mit erschütternder Wirkung. So an der Stelle, wo der als Mörder seines unmenschlichen Herrn flüchtige Dienstknecht Johann bei der Rechtfertigung seiner That in die Worte ausbricht: „stünde er noch einmal vor mir, ich erschlüge ihn noch einmal!“ Auch die Charakteristik steht nicht auf der gewöhnlichen Höhe, die tendenziöse Zeichnung läßt keine lebensvolle Individualität aufkommen. Völlig entgegengesetzt geartet ist die bekannteste unter den versificirten Arbeiten Reuters, „Hanne Nüte un de lütte Pudel“. Hier ist der Inhalt zum Theil von wunderbarer Poesie, aber die Kunstform völlig gesprengt. Es ist das Gedicht der Einfälle, größtentheils köstlicher Einfälle allerdings, aber auf Einfällen läßt sich keine Komposition aufbauen. Nur die Exposition ist, wie schon oben erwähnt, musterhaft, von da an fliegt Alles auseinander. Es ist immerhin erlaubt, zum Zwecke humoristischer und satirischer Darstellung Thiere redend und handelnd auftreten zu lassen, und Reuter hat in dieser Richtung neben manchem zu breit Ausgesponnenen einige wahrhaft geniale Einfälle gehabt, aber dann soll man diese humoristischen Masken nicht zugleich als Werkzeuge der Vorsehung bei Entdeckung einer Mordthat, als neue Kraniche des Ibykus verwerthen und damit das ganze Kolorit verderben. Vollends Schilderungen wie diejenigen eines zunftmäßigen Handwerksfestes und einer Schwurgerichtsverhandlung

Digitized by Google

sprengen noch den letzten Rahmen. Es ist Schade um dieses Gedicht, in dem sich einige von Reuters besten dichterischen Eigenschaften, wie seine Stärke in Charakteristik, Humor und seelenvoller Innigkeit im günstigsten Lichte zeigen, daß seine Komposition auch den nothdürftigsten künstlerischen Ansprüchen nicht zu entsprechen vermag. Endlich sein „Ok ne lütte Gaw' för Dütschland", eine Frucht des letzten Sommers, zeigt bei lobenswerth einfacher und klarer Komposition eine starke Erschöpfung des Dichters, dem nicht einmal die frühere bewundernswerthe Herrschaft über Reim und Versmaß überall treu geblieben ist.

Langsamer, aber dauerhafter ist Reuter über die Technik der Prosaschriftstellerei Herr geworden. Er war schon mit seiner „Reis' nah Belligen" auf der Höhe seiner dichterischen Bedeutung angelangt, als er sich noch in einem bald wieder eingegangenen Unterhaltungsblatte mit den Anfangsgründen der humoristischen Prosadarstellung plagte. In diese Zeit fällt der hochdeutsche Aufsatz „Meine Vaterstadt Stavenhagen", eine wunderliche Arbeit, in der ein offenbar sehr bedeutendes humoristisches Talent mühsam nach dem rechten Ausdrucke ringt. Dieselbe enthält werthvolles kulturhistorisches Material in den köstlichsten Einzelschilderungen, aber ihr Ton ist in fast peinlicher Weise ungleich und unsicher, und das böse Muster aller angehenden Humoristen, Jean Paul, schaut aus jeder gequälten Wendung hervor. Reuter hat als Dichter spät sprechen gelernt, und durchweg zu seinem Vortheil, aber er hat auch schwer sprechen gelernt. Statt sich sofort an selbsterfundene Stoffe zu wagen, hat er geraume Zeit gegebene Stoffe behandelt. Was sich bei den meisten Humoristen nur mehr oder weniger unbestimmt vermuthen läßt, ihr Ausgang von dem selbstbiographischen Element, ist bei Reuter ganz offenkundig. So die „Vaterstadt Stavenhagen", so in einfach biographischer Form die „Festungstid", so endlich auch das angenehm erzählte, wenn auch ziemlich unbedeutende Idyll „Woans ik tau 'ne Fru kamm". Sogar in die „Franzosentid" greift das biographische Element hinüber, der Dichter selbst als kleiner Knabe, dann aber in bedeutenderen Rollen seine Eltern, Pathen und Jugendfreunde treten darin auf. Das Werk ist freilich im Uebrigen eine historische Novelle, und zwar eine der besten, die wir überhaupt besitzen, ohne den oben erwähnten Grundfehler seiner Komposition leicht das vollendetste von Reuters Werken. Die Meisterschaft des Dichters in der Charakterzeichnung steht hier im Zenith, seine Figuren sind nicht nur, wie bei ihm gewöhnlich, lebendige Individualitäten, sondern auch durchweg typische Charaktere. So namentlich sein „preußischer Friedrich", eine Gestalt, in der nicht nur Zeit und Verhältnisse, sondern auch ein ganzer Volksschlag gezeichnet ist, wie dies nur einem großen Dichter möglich, so sein neufchateller Uhrmacher Droz und seine Mamsell Westphalen. Vollständig von dem biographischen Element emancipirt hat sich Reuter erst in der „Stromtid", seinem umfangreichsten und reifsten Werke. Hier zieht er endlich den ganzen Reichthum seines dichterischen Registers auf, und alle Töne quellen voll und rein hervor, nur der pathetische versagt auch hier zuweilen. Dagegen ist das eigentlich humoristische Element hier am reichsten vertreten, einzelne Scenen, wie die Doppelverlobung unter dem Kirschbaum, gehören zu den bedeutendsten humoristischen Erfindungen aller Literaturen und würden sich, aus dem 19. in das 16. Jahrhundert und aus dem Mecklenburgischen in das Spanische übertragen, sogar in der Lebensbeschreibung des sinnreichen Junkers von der Mancha ebenbürtig ausnehmen. Der Hauptheld dieser Scene wie des ganzen Buches ist der unvergleichliche Bräsig, dessen naiv treffender Witz und kräftiges „Missingsch" schon der Separatstudie „Reise des Entspekter Bräsig nach Berlin" ein so herzerfreuendes Kolorit verliehen hatte. Auch in den übrigen Figuren wie dem „Windhund" Fritz Triddelsitz, dem würdigen Halsabschneider Pomuchelskopp und dem phlegmatischen Jochen Nüßler ist ein großartiges Talent der Charakteristik entfaltet, und namentlich in dem letzteren ein neuer humoristischer Typus geschaffen, oder doch wieder entdeckt worden. Auch die Komposition ist wenigstens in ihrer größeren Hälfte, ehe der übliche Bruch eintritt, mit ungewöhnlicher Sicherheit und Feinheit behandelt. Gegen dieses Hauptwerk Reuters fallen seine beiden späteren Romane ziemlich stark ab. Sein „Dörchläuchting" hat eine geschickte Anlage und einige sehr hübsche Scenen, zeigt aber im Uebrigen die beginnende Ermüdung des Dichters sehr deutlich, und vollends in der „Reis' nah Konstantinopel" ist diese Ermüdung zur Erschöpfung geworden. Hier ist nicht einmal der humoristische Grundzug mehr gewahrt, ein derb komisches und ein sentimentales Element laufen unvermittelt neben einander, das letztere durch antiquarisch elegische Schilderungen der hellenischen Ruinenherrlichkeit repräsentirt, die Reuter als Theilnehmer an einer Stangenschen Orientfahrt kurz zuvor gesehen hatte, deren

Digitized by Google

Reproduktion sich aber im mecklenburgischen Plattdeutsch natürlich höchst unglücklich ausnimmt. Reuter sollte die dichterische Produktion etwas ernster nehmen, oder sie aufgeben, ehe sie ihn aufgibt. Er hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein dichterisches Ansehen errungen, das zu gefährden wenig rathsam sein dürfte.

Freilich kann auch nur dieses Ansehen, diese literarhistorische Stellung gefährdet werden. Was nicht mehr gefährdet werden kann, ist die allgemeine warme Sympathie, die sich Reuter errungen hat, und die den werthvollsten und charakteristischesten Zug in seiner dichterischen Physiognomie bildet. Er macht es dem Leser schwer, ihm als Kritiker gegenüber zu stehn und auch die Schattenseite seiner dichterischen Individualität hervorzuheben, denn er macht aus seinen Lesern seine Freunde. Man kann über Einzelnes an ihm abfällig, über Manches zweifelhaft urtheilen, im Ganzen wird ihn kein deutscher Leser anders als mit dem Gefühl dankbarer Zuneigung betrachten. Denn gerade für uns Deutsche hat er einen Werth, den die fremden Völker nicht ganz begreifen können. Es ist bekannt, daß einzelne seiner Werke auszugsweise in englischen und französischen Revuen erschienen sind und dort einen ehrenvollen Erfolg, aber nicht eben mehr errungen haben. Aber die Fremden können auch nicht fühlen, was wir für Reuter empfinden. Ihnen ist er ein amüsanter Schriftsteller, nichts weiter, uns ist er in langen Jahren ein Freund, und mehr als ein Freund, ein Sorgenbrecher gewesen. Für die Fremden konnte er zu jeder Zeit kommen, für uns nur zu dieser Zeit. Und er ist sogar für uns andere Deutsche mehr gewesen als für seine engeren Landsleute. Mögen diese in ihm den treuen und liebevollen Darsteller ihrer provinziellen Eigenthümlichkeit verehren in einer Zeit, wo dieselbe vor der allgemeinen Nivellirung zu verschwinden im Begriffe steht, wir verehren ihn gerade wegen dieses Gegensatzes seiner dichterischen Figuren und Scenerien zur allgemeinen weniger nationalen als socialen Nivellirung. Was uns modernen Deutschen seine Werke so anziehend macht, ist eben, daß in ihnen von Allem, was uns drückt und plagt, von unsern schmerzlichen geistigen, politischen und socialen Kämpfen nichts enthalten ist, daß seine Darstellung einer vergnüglichen Unkultur eine Oase in der Wüste unserer unerquicklichen Kultur bildet. Reuter hat mit genialem Instinkte die Rolle ergriffen, die Gervinus dem Dichter der Humoreske und des Idylls vindicirt, einem Zeitalter, das an der Größe seiner Aufgaben schmerzlich trägt, den vollen Reiz des Unscheinbaren, Kleinen und Zufälligen in beruhigendem Gegensatze vorzuführen. Er hat uns die deutsche Natur mit allen ihren Mängeln wieder lieb gewinnen gelehrt mitten in dem jetzt beendigten schweren Zeitraum, wo wir mit getheiltem Herzen den furchtbaren Kampf um die Zukunft unserer Nation durchzufechten genöthigt waren. Für diese Epoche ist Reuter unser Dichter gewesen, der Dichter, dessen warme und gesunde, nur hie und da von einem leisen Zuge von Bitterkeit überflogene Fröhlichkeit uns Allen, hüben und drüben, die vom Parteigezänk ermüdeten Seelen wieder erfrischt hat. Und in diesem Sinne wollen wir ihn dankbar lieben und verehren, auch nach dem Abschlusse des markverzehrenden Kampfes, den seine milde Muse bisher so eigenthümlich kontrastirend und doch so theilnahmsvoll begleitete. Cajus Möller.

Nekrolog.

Eckardt, Ludwig, als Schriftsteller und Vorleser bekannt, † am 1. Februar zu Tetschen in Böhmen an der Gehirnentzündung. Er war 1827 zu Wien geboren; 1848 an der Revolution betheiligt, flüchtete er nach Bern und hielt hier als Privatdocent Vorlesungen über Aesthetik; 1860 wurde er als Professor der deutschen Sprache nach Luzern berufen. Durch die Jesuiten verdrängt, wandte er sich nach Berlin und ging 1862 als Hofbibliothekar nach Karlsruhe. Im Jahre 1864 entlassen, redigirte er in Mannheim das radikale „Deutsche Wochenblatt" und übersiedelte 1868 nach Wien. Hatte er in seiner Jugend das Fiasco eines dramatischen Versuches durch sein Auftreten als darstellender Künstler auszugleichen versucht, so ließ er sich durch das glänzende Mißlingen von damals nicht abschrecken, jene natürliche Begabung für glänzenden und pathetischen Vortrag nun auf einem minder gefährlichen Gebiete zu verwerthen, und er erntete durch seine „Wandervorträge" in verschiedenen Städten Deutschlands reichen Beifall. Er wußte seinen frappant formulirten kunst- und literarhistorischen Stoffen durch eine blendende, aber gehaltlose Rhetorik etwas Fesselndes für die Menge selbst des sogenannten gebildeten Publikums zu geben.

Eötvös, Joseph, Freiherr von, ungarischer Minister des Kultus und des Unterrichts, Präsident der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Dichter und Schriftsteller, am 13. September 1813 zu Ofen geboren, † am 3. Februar in Pest.

Pückler-Muskau, Hermann Ludwig Heinrich, Fürst von, geboren am 30. Oktober 1785 zu Muskau in der Lausitz, Mitglied des preußischen Herrenhauses und Generallieutenant à la suite der Armee, † am 4. Februar auf Schloß Branitz im Kreise Kottbus. Er studirte 1800 bis 1803 in Leipzig die Rechte und trat darauf ins Militär. Von Reisen zurückgekehrt, lebte er in anregendem Verkehr zu Muskau, bis die Freiheitskriege ihn (in russischen Diensten) ins Feld riefen. Nach dem Feldzuge und einer Reise in England ließ er in Muskau die mit Recht berühmt gewordenen Parkanlagen ausführen, die er später in dem Prachtwerke „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" beschrieben hat. Seit 1817 mit der verwittweten Gräfin Pappenheim, Tochter des Fürsten Hardenberg, vermählt und 1822 in den Fürstenstand erhoben, trennte er sich 1826 von seiner Gattin, ohne jedoch die freundschaftlichen Beziehungen zu ihr abzubrechen. Später führten ihn neue Reisen bis nach Aegypten. Nachdem er nach seiner Heimkehr 1845 Muskau verkauft, lebte er hie und da, zuletzt auf seiner Besitzung Branitz bei Kottbus, die er gleichfalls durch Parkanlagen verschönert hat. Seine Reiseschilderungen unter

Digitized by Google

verschiedenen Titeln, die in der Art zu sehen und aufzufassen den fein gebildeten, in der Art zu schildern und darzustellen den Mann von Welt mit allen seinen Vorzügen und capriciösen Mängeln erkennen lassen, haben seinen Namen in der Literatur weniger bekannt gemacht als sein erstes Werk, die „Briefe eines Verstorbenen" (1830), die in der eben charakterisirten Manier neu und epochemachend auftraten.

Robertson, Thomas William, bekannter englischer Dramendichter, † am 3. Februar nach langem Krankenlager zu London, 42 Jahre alt. Er hat besonders mehrere gute Familiendramen geschrieben, deren Stoffe meistentheils deutschen Novellen entnommen waren.

Saupe, Julius, der bekannte Literarhistoriker, † am 6. Februar zu Gera.

Neue Bücher.

Goethe zu Straßburg. Von J. Lehfer. Neustadt an der Hardt, Witter.

Musik.

Hector Berlioz*). I. Wieder ein Künstler, der für die Bewahrung seines Gedächtnisses schon bei Lebzeiten eifrig besorgt gewesen ist, und diesmal nicht in der Form einer bescheidenen und kurzen Uebersicht über die Hauptmomente seiner Entwicklung, sondern in breit angelegten Memoiren, welche den Gang seines Lebens und Strebens in ausführlicher Weise begleiten und in der vielfach romanhaften — wir meinen damit die Form, nicht den Inhalt — Ausschmückung des Details uns einerseits eine sehr unterhaltende und anziehende Lektüre darbieten, dann aber natürlich auch durch die Aufschlüsse, die wir über die eigenthümliche Laufbahn dieses Mannes und über das musikalische Leben von Paris während der Zeit seiner Entwicklung erhalten, von dem größten menschlichen und kunsthistorischen Interesse sind. Die Richtung, welche Hector Berlioz in seiner Produktion verfolgte, ist wohl allgemein bekannt, da sie ja manchen in Deutschland hervorgetretenen Bestrebungen sehr verwandt ist; wurde sie doch anfänglich, da man in ihr Orginelles, kühne Neuerung gegenüber der Schablone und der Verflachung zu gewahren glaubte, nicht ohne eine gewisse Hoffnung begrüßt. Es folgte freilich eine um so entschiedenere Verurtheilung, als man bei dem Wiederaufblühen der Produktion und des Geschmackes die eigentlich treibenden Motive dieser neuen Versuche nicht als künstlerische erkennen konnte. Als Mann von Geist und reger Phantasie erkannte Berlioz, wie es so manchen für Kunst begeisterten Männern unserer Zeit ergangen ist, in dem Kunsttreiben der Zeit viel Verfehltes; in dem Streben aber, dasselbe zu verbessern, verwechselte er seinen Enthusiasmus und man darf wohl auch sagen seinen Ehrgeiz zu schaffen mit wirklicher Schaffenskraft und suchte durch geistreiche, aber von außen her an die Musik herangebrachte Ideen und durch übertriebene Künstlichkeit in der Behandlung des äußeren Tonmaterials das zu ersetzen, was ihm an eigentlich musikalischen Gedanken, an „Spontaneität der Erfindung", wie es Hiller bezeichnete, abging.

In seiner Selbstbiographie hat er natürlich seinen Ideen Geltung zu verschaffen, die innere Bestimmung seines Strebens deutlich zu machen gesucht; und es ist ein guter Beweis der verhältnißmäßigen Unbefangenheit seiner Mittheilungen, daß wir die Spuren seiner eigenthümlichen und abnormen Entwicklung deutlich in seiner Darstellung verfolgen, daß alles Abweichende und Sonderbare, was er erstrebt und gethan, bestimmt hervortritt und nicht verdeckt ist. Insofern bietet das Buch auch über die anziehende und fesselnde Darstellung, über das kulturhistorische Interesse der Zeitschilderung hinaus den Vortheil der Belehrung, wir stehen nicht an zu sagen der warnenden Belehrung für jeden, der nach der reinen Höhe des wahren Kunstideals strebt. Wir wollen dies an dem Faden der uns vorliegenden Erzählung deutlich zu machen suchen.

Hector Berlioz wurde am 11. December 1803 in Côte-Saint-André, im Departement der Isère, geboren; sein Vater war ein thätiger und geachteter Arzt in jenem Orte. Er erinnert sich früher musikalischer Eindrücke; den ersten musikalischen Unterricht erhielt er von seinem Vater, der ihn auch, nach vorübergehendem Besuche des Seminars in der dortigen Stadt, in den Wissenschaften unterrichtete. Die klassischen Studien reizten ihn nicht, erst Virgils Dido gewann sein Herz; Geographie und Reisebeschreibungen übten größeren Einfluß auf sein

*) Mémoires de Hector Berlioz, membre de l'institut de France, comprenant ses voyages en Italie, en Allemagne, en Russie et en Angleterre, 1803—65. Paris, Michel Lévy frères, 1870.

Digitized by Google

Gemüth. Er selbst wurde bereits als Knabe, bei einem Besuche in Meylan bei Grenoble, von Liebe zu einem weit älteren weiblichen Wesen erfüllt. Eine schwärmende Neigung zu Unerreichbarem, ja Unmöglichem scheint also schon früh ihm eigen gewesen zu sein, welche, da ihr eine rechte Zügelung nicht zu Theil wurde, vielleicht manche seiner künstlerischen Bestrebungen erklärt. Der Unterricht seines Vaters bezog sich aufs Flötenspiel; schon vorher hat er ein Flageolet im Hause gefunden, welches ihn zu dem Versuche reizte dasselbe zu spielen — er kann es nicht unterlassen, darin einen Keim seiner späteren Kenntniß der Instrumentation zu erblicken. Dann ließ der Vater einen Musiklehrer aus Lyon Namens Imbert kommen, der ihn im Gesang und im Flötenspiel bald ziemlich weit brachte — Klavier wollte ihn sein Vater nicht lernen lassen, damit er nicht zu tief in die Musik hinein komme. Der harmonische Traktat Rameau's fiel in seine Hände, der ihm aber noch zu schwer war; bessere Dienste that ihm der von Catel; mit Hülfe dessen und unter Anregung Pleyelscher Quartette begann er zu komponiren und schrieb ein Sextett und zwei Quintette, die er bald nachher wieder verbrannte; Themen derselben kamen ihm später wieder ins Gedächtniß. Der Grundcharakter seiner früheren Kompositionen (unter denen sich auch Gesänge aus Florian befanden) war ein tief melancholischer, fast alle seine Motive standen in Moll. Nach Imberts Abgange kam ein gewisser Dorant in das Städtchen, durch welchen er Guitarre lernte.

Nach dem Willen des Vaters sollte er den medicinischen Beruf ergreifen, und wiewohl ein Leben von Männern wie Gluck und Haydn ihn mehr lockte, ging er darauf ein und erhielt auch hierin von seinem Vater die erste Unterweisung. Im Jahre 1822, im Alter von 19 Jahren, ging er nach Paris, um Medicin zu studiren. Mit gutem Muthe, wenn auch nicht ohne anfängliches heftiges Widerstreben, machte er den anatomischen Kursus bei dem Professor Amussat durch und faßte auch für andere Fächer ein gewisses Interesse, das nur eine bedenkliche Schmälerung erlitt durch den großen Eindruck der Pariser Oper und speciell der Danaiden Salieri's. Als er nun gar auf der Bibliothek des Conservatoire die Partituren der Gluckschen Opern fand und in ihr Studium sich vertiefte, war es mit der Medicin aus, und unter dem Widerspruche des Vaters beschloß er, Musiker zu werden.

Er schrieb damals eine Kantate „Le Cheval arabe", welche durch einen Bekannten von ihm Lesueur, dem geschätzten Komponisten und Lehrer an dem unter Cherubini's Oberleitung stehenden Conservatoire, vorgelegt wurde. Dieser fand in derselben viele Fehler, doch Feuer und dramatische Bewegung und entschloß sich ihn als Schüler anzunehmen. Berlioz hatte sein Lebenlang an ihm einen wohlwollenden Freund und spricht von seiner Persönlichkeit mit Liebe; mit desto größerem Mißbehagen von seiner Theorie und seinen Werken. Nun unternimmt er es eine Oper zu schreiben und wählt L'Estelle (der Name jener schwärmerischen Jugendliebe) von Florian, welches ihm Gerono dramatisirte; sie gelang ihm nicht, und man hat sie nie gehört. Ihr folgte eine Scene für Baß mit Orchester aus Saurins „Béverley ou le Joueur", und hierauf, aus Veranlassung Massons, des Kapellmeisters an S. Roch, eine Messe im Stile Lesueurs, die unter Valentino's Leitung aufgeführt werden sollte. Dieselbe machte schon in der Generalprobe völliges Fiasco, namentlich in Folge der unrichtig geschriebenen Stimmen. Berlioz arbeitete sie um (1824), verschaffte sich eine Geldsumme und erlangte ihre Aufführung, sowie auch eine Wiederholung derselben im Jahre 1827, wobei der Eindruck ein geringer war. Er verbrannte sie damals mit mehreren anderen seiner früheren Kompositionen. Diese Vernichtung von Erzeugnissen aus der Zeit seiner Entwicklung, ohne Rücksicht auf sein und wirklicher Kenner Urtheil, nur in Folge des äußeren Mißerfolges, berührt den Leser schon hier eigenthümlich und wirft ein ungünstiges Licht auf die eigentlichen Motive seines Schaffens: der Wunsch, bekannt zu werden und von sich reden zu machen, erscheint überall als eines der am meisten hervortretenden. Daß ihm äußerer Ruhm und Geltung von Jugend auf mehr gegolten hat als ein sicheres Fortschreiten auf fester künstlerischer Basis, das hat er auch in seiner eigenen Darstellung nicht verbergen können, und wir empfinden den peinlichen Eindruck dieser Wahrnehmung nur noch mehr, wenn wir ihn sein Zusammentreffen mit den ersten Meistern der Hauptstadt erzählen und sein Urtheil über dieselben äußern hören. Mit Einwilligung Cherubini's wurde er damals in Lesueurs Klasse am Konservatorium aufgenommen. Statt uns nun etwas über den Gang seiner Studien mitzutheilen, unterhält er uns mit der scherzhaften Erzählung seines ersten Rencontres mit Cherubini, wobei er dessen pedantisches Wesen zu persifflíren und sogar seine eigenthümliche Aussprache des Französischen zu parodiren sucht; ist dies gleich ganz unterhaltend zu lesen,

Digitized by Google

so verletzt doch hier und im Verlaufe der Erzählung der völlige Mangel an Pietät für einen der größten Meister, von dessen reiner und hoher Vollendung Berlioz immer weit entfernt geblieben ist. Es zeigt sich in diesem Verhältnisse ganz der Gegensatz der beiden heterogenen Naturen und Standpunkte, und wenn man aus Berlioz' Darstellung die Meinung gewinnen soll, als habe die Pedanterie und die Mißgunst der alten Herren den jungen aufstrebenden Künstler nicht aufkommen lassen, der sich an ihre Regeln nicht binde, so wird doch wohl Cherubini das Verhältniß richtiger bezeichnet haben, als er Berlioz einst auf die Erklärung: je n'aime pas la fugue einfach zur Antwort gab: et la fugue ne vous aime pas.

So betrifft nun auch das, was wir in der Erzählung — zu welcher wir zurückkehren — zunächst hören, nicht etwa ernste Studien in der Theorie und auf Instrumenten (weder auf dem Klaviere noch auf einem Saiteninstrumente suchte er sich auszubilden), sondern seine mehrfach wiederholten und nach vielen mißglückten Versuchen endlich von Erfolg gekrönten Bewerbungen um den Preis beim Konservatorium. Nach dem ersten Mißerfolge zog sein Vater seine Unterstützung zurück, was ihn veranlaßte in die Heimat zurückzukehren; erst nach langem Sträuben willigte der Vater in seine Wünsche, während seine Mutter, von religiösen Vorurtheilen befangen, ihn verwünscht. Nach seiner Rückkehr nach Paris erwarb er sich durch Lektionen weiteres Verdienst. Er wurde in die von A. Reicha geleitete Klasse des Kontrapunkts und der Fuge aufgenommen; sein Freund Humbert Ferrand schrieb ihm den Text zu einer Oper: Les Francjuges, die von der Akademie royale verworfen wurde; nur die Ouvertüre hat sich erhalten und ist vielfach aufgeführt worden. Eine ebenfalls von Ferrand gedichtete Scene: La Révolution grecque, wollte er in den Concerts spirituels aufführen, was ihm Rudolf Kreutzer, Musikdirektor der Oper, abschlug. Um sich eine Erwerbsquelle zu verschaffen, nahm er die Stelle eines Choristen am Théâtre des Nouveautés an und komponirte in dieser Eigenschaft seine ersten großen Orchesterstücke: die Ouvertüren zu den Franc-juges und zu Waverley, wenngleich noch ohne besondere Kenntniß der Instrumentation, worin ihn seine Lehrer Reicha und Lesueur nicht unterwiesen hatten, und wofür es am Konservatorium keine besondere Klasse gab. Seine besondere Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet, welches bekanntlich das seiner Virtuosität gewesen ist, beginnt in jener Zeit, und charakteristisch genug nehmen hier auch jene polemischen Bemerkungen gegen die kontrapunktische Schule, gegen die Fugen zu den Worten Amen, Kyrie eleison u. dgl. ihren Anfang, die mehr als alles Andere beweisen, wie wenig er die Gränzen der Künste zu sondern wußte. Das dilettantische Wesen kennzeichnet sich in keiner Sache deutlicher als in dem frühzeitigen Wunsche, Regeln zu durchbrechen, die man noch nicht einmal ordentlich beherrscht.

Bei einem neuen Konkurse zugelassen, komponirte er eine Kantate, die man für unausführbar erklärte; was natürlich seinen Zorn gegen die Preisrichter, zu denen Cherubini, Lesueur, Berton, Boieldieu u. A. gehörten, in hohem Grade erregte. Doch ermöglichte ihm die Wiedererlangung der väterlichen Pension, seine drückende und unwürdige Stellung aufzugeben, und er konnte sich nun wieder vollständig dem Studium der dramatischen Musik hingeben. Der eigentliche Brennpunkt desselben blieb Gluck, und während er für den Dovin du village Rousseau's nur Ironie hat, gegen Rossini die höchste sittliche Entrüstung empfindet, organisirt er mit seinen Freunden einen förmlichen phantastischen Gluck-Kultus, dessen Priester er ist, und der sich auch öffentlich in Theaterscenen bemerkbar macht. Alles dies liest sich ganz hübsch, wie sich denn der geschickte Feuilletonist durch das ganze Buch nicht verleugnet; aber dem ernsten deutschen Leser muß es doch auffallen, so viel Anekdoten und so wenig innere Entwicklungsgeschichte zu erfahren.

Freilich geht er von da an auf innere Erlebnisse ausführlich ein; nur ist es nicht die Fortbildung seines künstlerischen Vermögens, sondern eine Reihe tiefer, von außen kommender Eindrücke, welche seinen ohnehin zu phantastischer Schwärmerei neigenden Sinn aufwühlten und auch zum Schaffen anregten, dessen Mittel und Ziele freilich von denen des eigentlichen Musikers sehr weit ablagen. Eine verstümmelte Aufführung des Weberschen Freischütz (nach einer Bearbeitung von Castilblaze) weckt in ihm neue, bis dahin unbekannte Empfindungen. Bald nachher reiste Weber durch Paris (1826), doch gelang es Berlioz nicht, ihn zu sehen. Auch Spontini verehrte er neben Gluck, während er sich gegen die dramatischen Werke Mozarts kühler verhielt, dessen himmlisches Genie, wie es sich in seiner Kammermusik kund gab, in seiner Reinheit durch den Einfluß der Italiener und der pédagogues contre-pointistes — ein

Digitized by Google

Gräuel für Berlioz — einigermaßen getrübt worden sei.

Ueberwältigt wurde er dann durch die erste Erscheinung Shakespeare's auf der französischen Bühne, die von bleibendem Einflusse auf sein Leben war. In einer Hinsicht war sie es allerdings; die Begeisterung für die Kunst verschmolz bei ihm mit der Begeisterung für eine hervorragende Darstellerin der Shakespeare'schen Rollen, Miß Smithson, in die er sich verliebte und die er nach Ablauf mehrerer Jahre heiratete. Es drängte ihn schon damals, ihr bekannt zu werden, dem Publikum bekannt zu werden, sich zu gleichem Ruhme zu erheben: je veux lui montrer, sagt er, que moi aussi je suis peintre. So unternahm er es im Mai 1828 ein Koncert zu veranstalten, in welchem er nur eigene Kompositionen zur Darstellung brachte, darunter die beiden Ouvertüren zu den Behmrichtern und zu Waverley und seine für unausführbar erklärte Kantate. Das Koncert fand Beifall und machte ihn bekannt, wenngleich er die großen Schwierigkeiten des Aufkommens, wie er erzählt, dabei kennen lernte.

Ein neuer Stern an seinem Himmel ging ihm in Beethoven auf, dessen Symphonien in den von Habeneck geleiteten Konservatoriumskoncerten aufgeführt wurden; mit Genugthuung erzählt er, wie er dem Widerstreben der großen französischen Meister — Cherubini, Boieldieu, Berton, Lesueur — gegenüber die Größe jenes Meisters bewundert habe. Um dieselbe Zeit kam er auch zur musikalischen Kritik; die von seinem Freunde Humbert Ferrand und Anderen gegründete Revue Européenne brachte ihn dazu. Doch fügt er hinzu, daß er diese Beschäftigung immer nur mit Unlust getrieben.

Im Jahre 1828 erhielt er beim Konkurse den zweiten Preis, wiewohl, wie er erfahren haben wollte, Cherubini gegen ihn war. Dieser hatte nämlich gewissen Orchestereffekten in Berlioz' Werk eine wirkliche Bedeutung nicht zugestanden, während der letztere gerade auf dieses Gebiet sein ganz besonderes Studium richtete und in der Instrumentenbehandlung immer mehr den Mittelpunkt aller wahren Tonkunst erblickte. Auch 1829 bewarb er sich wieder, doch wurde zu seinem Schmerze ein Preis gar nicht ertheilt, und sein Ruhmdurst mußte sich noch beruhigen. Er hatte mit Bezug darauf eine Unterhaltung mit Boieldieu, in welcher die beiderseitigen Anschauungen recht klar werden; gegenüber dem Wunsche Boieldieu's, angenehm-einschmeichelnde Musik (musique qui berce) zu liefern und auch im Tragischen immer graziös zu sehen, versicht er seine Ansichten von dramatischer Wahrheit, welche auch ungewöhnliche Neuerungen rechtfertigt — beides in ihrer Weise berechtigte Standpunkte, die das Genie verschmilzt und aufhebt, deren einseitige Verfechtung aber nur einen Mangel der individuellen Organisation erkennen läßt; wobei wir wenigstens den Standpunkt Boieldieu's als den musikalischen anzuerkennen nicht umhin können werden.

Zu den tiefen geistigen Eindrücken, die er damals empfing, kam der des Göthe'schen Faust hinzu; er komponirte sogleich 8 Scenen aus Faust, über welche ihm Marx aus Berlin ein Lob zusandte, und die er später in seine Damnation de Faust wieder aufgenommen hat. Unter demselben Eindrucke schrieb er seine berühmte Symphonie fantastique, mit dem weiteren Titel Episodes de la vie d'un artiste; in ihr hat er das erste ausgedehntere Beispiel jener Programmenmusik geliefert (jeder Satz hat einen besonderen Gegenstand, den er darstellen will: Scène aux champs, Marche au supplice u. s. w.), mit welcher er auch für manche Bestrebungen in Deutschland ein verderbliches Beispiel gegeben hat. Sie wurde in Deutschland namentlich durch den Klavierauszug Liszts verhältnißmäßig früh bekannt. Robert Schumann, der in einer Zeit drohender Verflachung alle Erscheinungen mit Wärme begrüßte, die ihm, wenn auch in kühner Weise, eine Wiederbelebung des poetischen Elementes in der Musik zu verheißen schienen, widmete jener Symphonie eine eingehende, von Hoffnungen erfüllte Anzeige in seiner Zeitschrift; man kann dieselbe im 1. Bande seiner gesammelten Schriften nachlesen. Dabei kommt er auch auf das Programm; und nachdem er es zergliedert, fügt er hinzu: „So weit das Programm. Ganz Deutschland schenkt es ihm: solche Wegweiser haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges — — der zartsinnige Deutsche will in seinen Gedanken nicht so grob geleitet sein". Auch hat Schumann an anderen Stellen nicht verhehlen können, daß er weit von dem Glauben entfernt gewesen sei, in Berlioz sei der Vertreter seiner Hoffnungen und Wünsche erschienen.

Nachdem Berlioz um dieselbe Zeit eine Phantasie über Shakespeare's Sturm geschrieben, deren Aufführung verunglückte, und aus Anlaß der Julirevolution 1830 die Marseillaise für zwei Chöre arrangirt, erhielt er endlich von der Akademie den ersten Preis mit der Kantate La dernière nuit de Sardanapale. Bei der Be-

Digitized by Google

schreibung ihrer Aufführung verweilt er besonders bei einem den Brand darstellenden Instrumentaleffekte, welcher bei der Darstellung mißglückte. Bei einer nochmaligen Aufführung, in Verbindung mit der Symphonie fantastique, war Liszt zugegen, und aus dem Entzücken desselben entwickelte sich jene Freundschaft zwischen den beiden in ihren produktiven Bestrebungen so verwandten Männern. Zugleich lernte er F. Hiller kennen, dessen Rathes er sich bei Umarbeitung der Symphonie bediente. Es begann damals der Streit der Journale für und gegen ihn; Cherubini, gefragt, ob er die neue Komposition von Berlioz nicht hören wolle, antwortete: Je n'ai pas besoin d'aller savoir comment il ne faut pas faire.

Im Januar 1831 reiste er nach Rom, den für die mit dem Preise Gekrönten getroffenen Bestimmungen gemäß; er wohnte dort in der von Horace Vernet geleiteten Académie française und hatte die Verpflichtung, jährlich eine Partitur nach Paris zu schicken. Wir verfolgen hier nicht die Erlebnisse seiner Reise und seines römischen Aufenthaltes, so weit sie nicht die Musik betreffen, bemerken nur, daß er in der Erzählung derselben sein novellistisches Talent in ausgedehntem Maße zeigt; der ausgelassene Empfang seiner römischen Genossen, das Leben mit denselben in Rom, seine plötzliche Abreise in Folge des Ausbleibens von Nachrichten, sein Plan nach Paris zurückzukehren und dort als gekränkter Liebhaber Rache zu üben, sein Aufenthalt in Nizza, seine Rückkehr über Florenz nach Rom, seine Ausflüge in die Gebirge, seine Freundschaft mit einem Briganten, seine Reise nach Neapel — Alles zieht in einem lebendigen Bilde an uns vorüber und bietet in der pikanten, von französischem esprit durchwehten Darstellung eine sehr unterhaltende Lektüre. Auch das wunderlich exaltirte Wesen, welches in Allem hervortritt, was er unternimmt, entschuldigt man, wenn man sich seiner damaligen Jugend erinnert und sieht, wie er doch nun als gereifterer Mann diese Extravaganzen objektiv betrachtet. Nur über zwei Punkte wird sich der deutsche Leser, der zunächst aus Interesse für den Musiker Berlioz das Buch zur Hand nimmt, nicht genug wundern können. Er befindet sich in Rom, an einem Orte, wo wenigstens die geistliche Musik von Alters her eine wenn auch einseitige, doch reiche Blüthe entfaltet hatte, in Rom, wo rechte Künstler, wie Mozart und Mendelssohn, vielfältige Anregung geschöpft haben — und alle seine Gedanken sind doch nur in Paris, dem centre de la civilisation, wohin es ihn zurückzukehren drängt; Rom bietet ihm lediglich — Langeweile; auch der Eindruck des Alterthums kann ihn nicht entschädigen, wenngleich er für die Erzeugnisse der übrigen Künste nicht unempfänglich ist. Ein auswärtiger Musiker, meint er, sei in Rom übel berathen. Es bringt ihn das auf eine Betrachtung der Genüsse, die einem solchen in Rom geboten werden, und da müssen auch die Gesänge in der Sixtina natürlich zuerst genannt werden. Aber wie verschieden sich doch die Eindrücke nach den verschiedenen Naturen gestalten! Man weiß, mit welchem Interesse Mendelssohn und Andere diese Gesänge hörten; Berlioz findet auch, daß man durch diese Gesänge in ein angenehmes Träumen versetzt werde, das bewirke aber nur die Harmonie, nicht der Komponist, wenn man überhaupt diesen Namen hier anwenden dürfe; Kunst, Genie dürfe man hier nicht finden wollen. Mit den deutschen Kritikern erklärt er ausdrücklich, hier nicht übereinstimmen zu können. Was er sonst über italiänische Musik und Geschmack äußert: die frivole Musik in den Kirchen, die Art des musikalischen Genusses im Theater, die Unbekanntschaft mit deutscher Musik ꝛc. lieft man von dem geistreichen Beobachter natürlich mit Interesse, und es findet sich hier Manches durchaus richtig bemerkt. Um so mehr fällt es auf — und das ist die zweite Betrachtung, die wir hier zu machen haben —, daß wir während dieses ganzen römischen Aufenthalts nichts Ferneres von seinen Studien hören, nichts über die Art, wie er eigentlich die Intention derer, welche die Gekrönten dorthin senden, zu erfüllen bemüht ist; in seiner Weise war er eben fertig, seine Grundsätze der Komposition, poetische Zustände unmittelbar in Musik zu übertragen und dabei vorzugsweise instrumentale Kombinationen anzuwenden, war in ihrer Weise ausgebildet, konnte wenigstens in Rom keine Förderung finden, und was andere Muster zu lernen nöthig finden, war ihm ja eitel Zopf und Pedanterie. So ist es auch auffallend, daß er uns über seinen Umgang mit Mendelssohn, mit dem er gleichzeitig in Rom war, und den er kennen lernte, nichts Detaillirteres mitzutheilen hat und den Leser auf eine spätere Stelle vertröstet; in seinem ganzen römischen Leben bildet derselbe offenbar nur eine nebensächliche Episode. Nach Paris schickte er ein Resurrexit aus einer früher komponirten Messe; seine übrigen dortigen Kompositionen, gering an Zahl, waren: eine Ouvertüre zu Rob-Roy, in Paris schlecht aufgenommen und daher von ihm verbrannt;

Digitized by Google

Umarbeitung der Scène aux champs aus der phantastischen Symphonie; Le chant de bonheur aus dem Monodram Lelio, eine Melodie La captive nach einem Gedichte V. Hugo's, und eine Méditation religieuse nach Moore, sechsstimmig mit Orchester.

Im Mai 1832 kehrte Berlioz nach Frankreich zurück und gelangte nach kurzem Aufenthalte in seiner Heimat nach Paris. Dort gab er zu Ende des Jahres ein Koncert, worin die phantastische Symphonie mit einem neuen weiteren Satze (Le retour de ma vie) zur Aufführung kam. Ein nächster Erfolg — nicht ohne Zusammenhang mit den phantastischen Tendenzen dieses Werkes — war es, daß es zwischen ihm und der im Koncerte anwesenden Miß Smithson zur Aussprache der Empfindungen kam; er heiratete sie 1833 gegen den Willen seiner Eltern und hatte zuerst eine Zeit großer Entbehrungen mit ihr durchzumachen. Um dieselben zu erleichtern, müssen wieder Koncerte gegeben werden, in deren einem er Paganini kennen lernte, der von großem Entzücken an seinen Werken erfüllt wurde und sich in der Folge großes Verdienst um Berlioz erwarb. Auf seine Anregung unternahm er es, ein Koncert für Bratsche zu schreiben; die Komposition gelang in dieser Form nicht, wurde aber die Grundlage der Haroldsymphonie (Harold en Italie), im November 1834 mit Erfolg aufgeführt; seine Erinnerungen an italiänisches Leben leiteten ihn bei derselben.

1836 erhielt er durch den Minister Gasparin den Auftrag, ein Requiem für die in der Julirevolution Gefallenen zu schreiben; er erzählt von den großen Schwierigkeiten, welche ihm bei der Entwicklung dieser Angelegenheit durch seine Gegner, darunter auch wieder Cherubini, bereitet wurden, um junge aufstrebende Künstler vor allzu großem Vertrauen zu warnen. Denn daß es wirklich ernstliche Gegner seines Strebens aus anderen Gründen als bloßem Neide gegeben habe, das zu glauben verhinderte ihn sein unbegränztes Selbstvertrauen, welches ihm über die Dauer seiner Werke keinen Zweifel läßt — ce tableau musical du jugement dernier, qui restera, je l'espère, comme quelque chose de grand dans notre art, sagt er von dem Dies irae seines Requiem. Er versäumt es nicht uns von der Unzufriedenheit Cherubini's zu erzählen, bei einer öffentlichen Trauerfeier nicht eine seiner Trauermessen — car il en a fait deux —, sondern die eines jüngeren Mannes, der in seinen Augen musikalischer Ketzer war, aufgeführt zu sehen. Daß aber das Requiem Cherubini's eins der ersten Werke der kirchlichen Tonkunst ist, vor welchem die größten Meister bewundernd standen, welches sich Beethoven zum Muster nehmen wollte, aus dessen Studium Berlioz Alles und vor allem Bescheidenheit lernen konnte —, davon sucht man eine Andeutung vergebens.

Cherubini's entschiedenes Zureden brachte ihn dazu, seine Bewerbung um die Stelle eines Lehrers der Harmonie am Conservatoire zurückzuziehen; auch hierbei glaubte er sich von demselben hinters Licht geführt. Doch erhielt er später die Stellung eines Bibliothekars an demselben Institut, welche ihm ein bescheidenes Einkommen gewährte. Um dieselbe Zeit wurde er der Redaktion des Journal des Débats beigegeben, in dessen Feuilleton er von da an eine ausgedehnte, anerkannte und wohl auch einträgliche Thätigkeit entwickelt hat. Er versichert freilich, daß er gegen diese Thätigkeit immer die größte Abneigung gehabt habe; trotzdem darf an das Urtheil hervorragender Musiker erinnert werden, daß sein Ruf als Kritiker eigentlich unbestrittener als sein Ruf als Komponist gewesen sei. So hätte er denn eine seiner Natur und Anlage durchaus entsprechende Thätigkeit nur mit Unlust, eine andere hingegen, in welcher sein ursprünglicher Beruf keineswegs zweifellos ist, mit Eifer und Begeisterung betrieben. Es mag das auch sonst wohl vorkommen.

Von den Intriguen der Pariser Künstler gegen ihn erzählt er noch manchen Zug, und wenn auch seine Darstellung, als eine einseitige und subjektive, nur mit Vorsicht aufzunehmen ist, so leben wir doch mit Interesse bei der Lektüre in diesem Pariser Künstlerleben, und es ist ein hauptsächlicher Werth des Buches, daß es uns eine, wenn auch nur von einer Seite beleuchtete, doch durch die unmittelbare Kenntniß des Verfassers hochwichtige Quelle für die Geschichte der Pariser Musik in jenen Jahrzehnten ist. Keiner, der über Cherubini, die Konservatoriumskoncerte und Habeneck, über deutsche Musik in Paris ꝛc. sich gründlich unterrichten will, wird Berlioz' Darstellung umgehen können.

Eine weitere Komposition der nächsten Jahre war die Oper Benvenuto Cellini, Text von Wailly und Barbier, aufgeführt 1836, aber mit unglücklichem Erfolge. Um sich zu Gelde zu verhelfen, brachte er wieder in Koncerten seine Werke zur Darstellung. In einem solchen (16. December 1838) hörte Paganini (damals

Digitized by Google

schon ganz der Sprache beraubt) die Harold-symphonie und unter dem Eindrucke derselben überraschte er den Komponisten mit einem großen Geldgeschenke. Dies machte es ihm möglich sich Muße zu verschaffen, und er komponirte nunmehr die große dramatische Symphonie mit Chören Romeo und Julie, von Paganini gelobt, von einem Theile der Kritik schon damals aufs Entschiedenste getadelt — „das schlagendste Beispiel, zu welchen Monstrositäten auch ein denkender Mann gelangen kann, wenn er von einer Kunst erzwingen will, was ihrer Natur zuwider ist", wie O. Jahn (Ges. Schr. S. 100) sich nach ihrer Aufführung in Leipzig äußerte.

Auch 1840 erhielt er wieder den Auftrag, zur Jahresfeier der Julirevolution eine Festmusik zu schreiben; dieselbe wurde mit Erfolg gespielt und fand unter anderen auch das Lob Spontini's.

Dann begann für Berlioz eine neue Lebensepoche, die seiner Reisen ins Ausland, um dem durch seine Tonwerke sich einen Namen zu machen. Er hat diese Reisen zum Theil bereits in seinen früheren Werken beschrieben und deren Inhalt in diese Biographie wieder aufgenommen. Wir geben ihre Schilderung in unserem nächsten Artikel im Zusammenhang.

Dr. H. Deiters.

Nekrolog.

Anschütz, Karl, † am 6. Januar zu Newyork. Er war längere Zeit Theater- und Koncertkapellmeister daselbst, einer der populärsten und verdienstvollsten Musiker Amerika's. Man nannte ihn mit Recht den Pionier der klassischen Musik in der neuen Welt.

Frias, Herzogin von, Tochter des verstorbenen englischen Komponisten Balfe, früher als talentvolle Sängerin am Lyceumtheater in London, dann mit Sir John Crampton und seit 1868 mit dem Herzog von Frias vermählt, † am 21. Januar zu Madrid.

Grill, Moriz, pensionirter königlich bayerischer Hofopernsänger, einst berühmter Tenorist, † am 25. Januar in München.

Hill, als Orgelbauer in den weitesten Kreisen von Ruf, † im Januar zu London.

Ssjerow, Alexander Nikolajewitsch, bekannter russischer Tondichter, der noch bei der Beethovenfeier in Wien die nordischen Musiker würdig vertrat, † am 1. Februar in St. Petersburg, im Begriff, seine Oper „Feindliche Kraft" zu vollenden.

Bildende Kunst.

Nekrolog.

Haiter, Sir George, berühmter englischer Geschichts- und Bildnismaler, seit 1841 der Hofporträtmaler der königlichen Familie, † im Januar zu London, 78 Jahre alt.

Regnault, Henri Georges Alexandre, ein junger, sehr talentvoller Maler, Schüler von Lamothe und Cabanel, der 1866 den römischen Preis davontrug, geboren zu Paris, † beim letzten Massenausfall aus Paris am 19. Januar. Unter seinen Bildern erregten ein „Automedon" und 1869 ein Reiterporträt des Generals Prim Aufsehen. Auf dem Salon von 1870 trug ihm seine „Salome", eine originelle Leistung von bewundernswerther koloristischer Wirkung, die goldene Medaille ein.

Schwind, Moriz von, † am 9. Februar zu München. Er war am 21. Januar 1804 zu Wien geboren. Die deutsche Kunst hat seines Gleichen nicht mehr. Von seinen Werken sollen hier nur genannt werden: die Wandgemälde im Münchener Königsbau, in Hohenschwangau, in der Karlsruher Akademie, in der Wartburg, in der Loggia und dem Foyer des neuen Wiener Opernhauses. Unter den Illustrationen sei an den gestiefelten Kater, das Aschenbrödel, die sieben Raben, die schöne Melusine erinnert. Seiner zahllosen kleineren Werke und Entwürfe für kunstgewerbliche Arbeiten bleibt lediglich im Allgemeinen zu gedenken. Bezüglich des Genaueren über seine unsterblichen Werke und besonders über die Fakta seines Lebens ist der ihm gewidmete Aufsatz (VI. Bd, S. 90—97) der „Ergänzungsblätter" zu vergleichen.

Neue Bücher.

Kunst, die, in der heidnischen und christlichen Welt bis zum Tode des Michel Angelo Buonarotti. Von A. von Mollin. Leipzig, Dyk.

Unterrichtswesen.

Der gegenwärtige Stand der Schulfrage. Wenn es wahr ist, daß unsere staatlichen und gesellschaftlichen Zustände Grund und Dauer nur dann erhalten und ihren höchsten und letzten Zweck erfüllen können, wenn die Gesammtheit des Volkes auf eine solche Höhe geistiger und sittlicher Bildung erhoben wird, daß es vom Ersten bis zum Letzten nicht mehr in Folge äußerlichen Zwanges zur aufgestellten Ordnung sich bequemt, sondern aus innerer Anerkenntniß ihrer

Digitized by Google

Nothwendigkeit einer vernunftgemäßen Gesetzgebung mit freier Selbstbestimmung sich unterwirft, wenn ferner der alte Satz wahr ist, daß auf dem heranwachsenden Geschlecht die Hoffnung der Zukunft ruht, dann leuchtet ein, daß die Schulfrage die wichtigste im gegenwärtigen Moment ist, und daß uns die Stimme der Zeit gerade jetzt lauter und dringender denn je an die Erfüllung unserer Verpflichtung nach dieser Seite hin mahnt. Mit Bezug auf die Neugestaltung unseres Vaterlandes wird es sich jetzt darum handeln, ob das deutsche Volksschulwesen eine dem Bedürfnisse der Gegenwart entsprechende Umgestaltung von Grund aus, sowie eine für seine Fortbildung in der Zukunft völlig gesicherte Bürgschaft erhalten soll oder nicht.

Es kann nicht geleugnet werden, daß das deutsche Schulwesen an einer krankhaften Konstitution leidet. Die Mißstände reichen allerdings in die Vergangenheit zurück; sie sind historisch „berechtigt". Die Schule ist Tochter der Kirche, sie wurde von der Kirche gestiftet; aus den alten Klosterschulen, in welchen man nichts lehrte als den Glauben und das Vater Unser, wurden Kirchenschulen: die Kinder lernten in diesen Schulen lesen, sie lasen den Psalter, das Neue Testament, lernten Sprüche und Kirchenlieder und den Katechismus auswendig. Hierin bestand das Geschäft der Schulmeister der Reformationszeit und der folgenden Zeit. Naturgemäß war die Kirche wie die Stifterin, so die Patronin, Inspektorin und Mutter dieser Schule.

Es kam eine zweite Phase. Mit der weiteren Entwickelung des öffentlichen Lebens entstand neben und außer den kirchlichen Zwecken das Bedürfniß, daß die Kinder noch Anderes zu lernen hätten, was sie im Leben brauchten. Das Schreiben- und das Rechnenkönnen erschienen als nützliche Fertigkeiten. Was war natürlicher, als daß man die Anleitung dazu und die Uebung darin dem Manne übertrug, dem die Kinder schon in anderer Beziehung übergeben waren! Die Kirche behielt ihre Stellung gegen die Schule bei.

Da kam die neue Zeit, das Jahrhundert der Aufklärung. Fürsten und Regierungen dachten an allgemeine Volkskultur und Volksbildung, und die Schule wurde eine andere. Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß diejenigen, welche für die Reform der alten Schule wirkten, von den Theologen, die sich „rechtgläubig" nennen, als Neologen, Rationalisten ꝛc. verdächtigt wurden. Männer wie Rousseau, Basedow, von Rochow, Zedlitz bis zu Dinter, Pestalozzi und Diesterweg wurden mit den härtesten Urtheilen verfolgt. Die neue Schule will allerdings nicht die Erziehung zur „ewigen Seligkeit", sondern Menschenbildung, weil nach ihrer Auffassung der Mensch nichts Anderes werden kann und soll als Mensch im umfassenden, erhabenen und begeisternden Sinne des Wortes. Dazu soll in der Jugend der Grund gelegt werden. Die moderne Schule hat nicht mehr die alten Schulhalter, die ehemaligen Handwerker und Unteroffiziere, die Küster und Hirten — sie hat Lehrer, Männer, welche geistiger Bildung theilhaftig geworden sind, dem Beruf ausschließlich ihr Leben widmen und demselben mit pädagogischem Geiste obliegen. Dazu kommt, daß das ehemalige Schulhandwerk in theoretischer Beziehung eine selbständige freie Wissenschaft, in praktischer eine edle Kunst geworden ist. Die neue Schule hat mit der alten nur das Eine gemein, daß der sittlich-religiöse Unterricht als ein Moment in ihr fortdauert; aber wie himmelweit verschieden ist auch diese Kunst von der alten Abrichterei und äußeren Dressur! In allem Uebrigen ist sie ein neues Institut, neu ihre Tendenz, neu ihre Lehrmittel, neu ihre Verfahrungsweisen, neu ihr Geist. Ihr inneres Wesen aus der Kirche ableiten, verräth eine große Unkenntniß der Geschichte der deutschen Pädagogik. Die heutige Volksschule ist so wenig eine Tochter der Kirche, so wenig der Protestantismus ein Sohn des Papstthums ist, obgleich Schule und Protestantismus aus Kirche und Papstthum hervorgegangen sind. Und so gewiß die Schule des 19. Jahrhunderts eine ganz andere ist als die des 16. und 17., so gewiß wird auch ihre Stellung eine ganz andere werden, als sie früher war. Man kann dieses Streben aus böser, z. B. irreligiöser, unkirchlicher ꝛc. Quelle ableiten, aber solche Imputationen werden von den gebildeteren Zeitgenossen gerichtet werden.

So steht es mit der deutschen Volksschule im Allgemeinen. Nehmen wir, um das Allgemeine durch das Konkrete zu veranschaulichen und zu bewahrheiten, einen Zweig derselben, z. B. die preußische Volksschule; wann ist diese entstanden und wo liegt ihre Quelle?

Die preußische Volksschule, in wohl verstandener Auffassung, datirt aus der Zeit der Niederlage und der Schmach Preußens, welche aber durch den Geist unsterblicher Männer zu einer Zeit der inneren Erhebung und Wiedergeburt wurde. Stein und Fichte zeigten die Nothwendigkeit, daß das Volk geweckt, die Glieder der Nation zu Leben und Thätigkeit an-

Digitized by Google

geregt werden müßten. Man dachte und sprach von deutscher Nationalkraft, deutscher Nationalerziehung. Das Hauptinstitut, das zur Fixirung, Ausbildung und Verbreitung des neuen Geistes ins Leben gerufen wurde, waren die Schullehrerseminarien, mit deren Begründung man 1812 in Breslau den Anfang gemacht hatte. Seit jener Zeit wurde das preußische Schulwesen weltberühmt. Ein berühmter Engländer that den Ausspruch, daß er als die größte That Friedrich Wilhelms III. bewundere, daß es ihm gelungen sei, allen Kindern seines Volkes bildenden Unterricht zu verschaffen.

Die Volksschule des 19. Jahrhunderts ist also keine Kirchenanstalt, sie ist nach ihrer Bestimmung und Tendenz Bildungsanstalt fürs Leben, Staatsanstalt. Sie ist dieses nach ihrer wahren Auffassung, nach ihrer rechtlichen Stellung aber noch nicht. Es ist Zeit, daß der alte Streit ein Ende nehme, und die Stellung der Volksschule gesetzlich geregelt werde.

Die Geschichte bezeugt, daß der Unterricht dort allein, wo die Staatsregierung die Sorge und die Regierung über denselben übernommen, gedeiht und blüht. Dennoch hat die Idee des Staatsschulwesens in allen Ländern ihre Feinde. In England war die Nichtbetheiligung des Staates am Unterrichtswesen bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts vorherrschend, und hängt mit dem Widerwillen des englischen Volkes gegen eine große Ausdehnung der Regierungswirksamkeit, mit der eifersüchtigen Wahrung des Selfgovernment zusammen. Sie hatte und hat noch die größte Freiheit des Unterrichts, aber auch vom Unterrichte zur Folge. Diese Freiheit begünstigt die freiwilligen Bemühungen der Einzelnen und gibt insofern der selbsteigenen Bethätigung moralische Kraft, der freien Erfindung und jener Vielgestaltigkeit der Einrichtungen, womit am besten den verschiedenartigen Bedürfnissen genügt wird, den weitesten Spielraum. Der Unterricht ist aber damit auch sowohl hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung wie hinsichtlich seines inneren Gehaltes durchaus dem Zufall anheimgegeben. Wo taugliche Subjekte sich desselben annehmen, wird er gut sein; aber auch untaugliche werden sich hier und da desselben bemeistern und bessere durch unlautere Mittel verdrängen; an vielen Orten wird bloß für eine Gesellschaftsklasse oder für eine religiöse Partei durch eine Schule gesorgt sein; und in Gegenden, die mehr von der Kultur der Städte abliegen, wo also wissenschaftlich gebildete Leute weniger geneigt sind, einen Privatversuch im Unterrichten zu machen, sei es, weil sie überhaupt nicht gern in solche Gegenden gehen, sei es, weil sie sich von dem Mangel an Sinn für Bildung abschrecken lassen, wird es häufig an jeder Schulanstalt fehlen. Dazu bleiben die durch Privatvereine oder durch gesammelte Beiträge unterhaltenen Schulen ebenso wie diejenigen, welche nur aus den Mitteln eines Einzelnen bestritten werden, fortwährend den Wechselfällen der individuellen Vermögensverhältnisse und dem schwankenden guten Willen der Einzelnen Preis gegeben, so daß eine Menge solcher Anstalten nur ein ganz ephemeres Dasein haben oder nur unter fortwährendem Siechthume sich erhalten. Die Geschichte des englischen Schulwesens bis auf den heutigen Tag ist außerordentlich reich an Belegen für diese Uebelstände. Wäre nicht an vielen Orten durch Stiftungen auf eine dauernde Weise für den Volksunterricht gesorgt worden, so würde trotz des der Verbreitung desselben so günstig erscheinenden Freiwilligkeitsprincips fast die gesammte niedere Volksklasse in der bemitleidens wertheften Rohheit und Unwissenheit aufgewachsen sein. In Irland existirt seit 1834 ein gemischtes Schulsystem, indem theils schon früher bestandene oder ohne Mitwirkung der Regierung neu errichtete Schulen von dieser jährliche Unterstützungsgelder beziehen, theils die Regierung selbst neue Schulen in der Weise begründen läßt, daß durch Privatbeiträge mindestens ein Drittel aufgebracht und die übrigen zwei Drittel aus der Staatskasse geliefert werden. Beide Arten von Schulen stehen unter genauer Aufsicht der von der obersten Behörde eingesetzten Schulinspektoren und heißen, da sie grundsätzlich für alle christlichen Religionsparteien gemeinsam sind, Nationalschulen. In England selbst konnte es damals die Regierung, der protestantischen Opposition wegen, nicht durchsetzen, National-, d. h. allgemeine Volksschulen zu errichten; sie mußte sich daher auf die Unterstützung der von Privaten und von den einzelnen religiösen Korporationen begründeten und bis dahin unabhängig geleiteten Schulen beschränken. Sie setzte im Jahr 1839 trotz des heftigsten Widerstandes im Parlamente ein Comité des geheimen Rathes (Committee of Council on Education) ein zum Zwecke der Verwaltung der gleichmäßig an Schulen aller Konfessionen zu verabreichenden Unterstützungen. So hat die britische Regierung ihre Mitwirkung zur Hebung des Volksunterrichts mit der Selbständigkeit der einzelnen Schulen auf eine geschickte, dem Charakter des

Digitized by Google

Volkes und den historischen Traditionen entsprechende Weise zu vereinigen gewußt.

In Frankreich wurde dem Verlangen nach einer zweckmäßigeren Organisation des Schulwesens dadurch entsprochen, daß im Jahr 1827 das Ministerium des Unterrichtes von dem des Kultus getrennt wurde. In der am 5. Februar jenes Jahres vom Könige von Frankreich bei Eröffnung der Kammer gehaltenen Rede sagte derselbe: „Wie genau auch die Beziehungen sind, welche zwischen Religion und Erziehung des Menschen bestehen müssen, so scheint mir dennoch der öffentliche Unterricht sowie die kirchlichen Angelegenheiten eine getrennte Verwaltung zu erfordern, und ich habe befohlen, sie abzusondern". Trotz dieser Trennung ist aus bekannten Ursachen der Volksunterricht in Frankreich doch zurückgeblieben. Ob aber nicht z. B. ein gesondertes Unterrichtsministerium für das deutsche Reich von großem Segen für unseres Vaterlandes Zukunft werden würde, ist eine Frage, die jedenfalls aufgeworfen und meditirt zu werden verdient.

Das Schulwesen in England und Frankreich steht weit hinter dem deutschen zurück, aber an thatkräftigem Volksbewußtsein überragte bisher der Engländer sowohl wie der Franzose den Deutschen. Das hat sich durch die neuesten Ereignisse geändert, unser Volksbewußtsein hat sich bedeutend gehoben und wir sind an einem Wendepunkt angekommen, der uns die Frage der deutschen Nationalerziehung als die wichtigste vor Augen führt. Dahin ist die Schulfrage nunmehr gelangt. Die Kinder der Nation sollen zusammen erzogen werden in denselben Anstalten. Kein Unterschied mehr zwischen Vornehm und Gering, Arm und Reich; kein Unterschied, ob die Kinder dieser oder jener Konfession angehören. Alle sind Kinder des einen Vaterlandes, Alle sollen in der einen und gleichen Weise zu tüchtigen Menschen und Bürgern herangebildet werden. Die Einheit unseres Vaterlandes ruht weniger auf der Einheit der Verfassung, auf der Einheit in allen äußeren Dingen, als auf der Einheit im Geist, in der Gesinnung und im Leben. Darum ist dafür zu sorgen, daß sich jedes deutsche Kind eng an das Vaterland anschließe, mit Anhänglichkeit und Liebe allen übrigen Vaterlandsgenossen beigethan sei. Ein einiges und darum starkes Deutschland ist eine Chimäre, so lange die Bewohner desselben sich scheel und eifersüchtig anblicken, so lange die Kinder desselben Volkes in der Jugend nach untergeordneten Rücksichten von einander geschieden werden, so lange trennende Konfessions- oder Kirchenschulen bestehen, so lange nicht alle Kinder ohne Ausnahme die Nationalschulen besuchen. Eine einheitliche Staats- und Nationalerziehung das ist das wichtigste Ziel für die Zukunft. Dr. Wittstock.

Nekrolog.

Franke, Ludwig Gottlieb Friedrich, Professor, Dr., Rektor der Landesschule (Gymnasium) in Meißen, sehr verdienter Pädagog und Hellenist, den 20. Mai 1805 zu Weimar geboren, † den 23. Januar. Ueber vierzig Jahre in amtlicher Thätigkeit, hatte er vor Kurzem das 25jährige Jubiläum seines Rektorates gefeiert.

Neue Bücher.

Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen. Von A. W. Grube. Leipzig, Brandstetter.

Naturwissenschaft.

Die Entwickelungsgeschichte des Kosmos. Versuche, die Geschichte des Weltalls in seine Totalität, die genetische Entwickelung des unseren Sinnen wahrnehmbaren Theils des Universums zu enthüllen, sind seit Buffon und Kant häufig und mit sehr verschiedenem Erfolge angestellt worden. Das, was Buffon in dieser Beziehung geleistet, hat vor einer strengen Kritik ebenso wenig Stich gehalten wie seine Arbeiten in der Naturbeschreibung der organischen Wesen. Der Mann, welcher die Behauptung aufstellte „Der Stil ist der Mensch", wußte sehr genau, daß die große Menge seiner eleganten und glänzenden Darstellungsweise zujauchzte, daß man sich von der Phrase blenden ließ und nicht lange nach den eigentlichen Beweisgründen für das als wahr Hingestellte fragte. Zudem waren Buffons Kenntnisse, selbst für die damalige Zeit, sehr eingeschränkter Natur. Sein Name, damals vom Glanze der Wissenschaft umstrahlt, ist heute fast vergessen; keine einzige auch nur ein Jahrhundert überdauernde Entdeckung, kein einziger hervor-

Digitized by Google

ragender Fortschritt in der Wissenschaft knüpft sich an denselben.

Mit bedeutend weniger Eleganz in der Darstellungsweise als der französische Naturforscher, aber mit wenigstens ebenso viel Phantasie und von gründlicherem Wissen unterstützt wagte sich unser großer Immanuel Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ an die Behandlung desselben Gegenstandes wie Buffon. Freilich, wie im Jahre 1750 ein Versuch, die Entstehungsgeschichte des Universums zu entwickeln, ausfallen mußte, beantwortet sich heute Jeder ohne besondere Schwierigkeiten. In der That wimmelt auch die „Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ von Irrthümern aller Art, aber mitten durch erkennt man doch die mächtige Hand des großen Weltweisen von Königsberg. Ein großes Princip wird in dem Buche zur Geltung gebracht, jenes der einheitlichen Entstehung des Sonnensystems. Ja, gleich kühn wie glücklich, geht Kant noch weiter. Er überträgt seine Anschauungen von dem organischen Baue des Sonnensystems auf den unermeßlichen Komplex der leuchtenden Sonnen des Firmaments. „Es existirt“, sagt er, „eine bemerkenswerthe Analogie zwischen dem System der Milchstraße und dem der planetarischen Welt. Dieses letztere besitzt eine Hauptebene, die durch den Zodiakus geht und gegen welche die Ebenen der Planetenbahnen nur sehr wenig geneigt sind. Eine ähnliche Hauptebene findet sich auch für die Fixsterne. Diese sind keineswegs ohne Ordnung im Raume zerstreut, sondern vielmehr nach Analogie der Planeten unsres Systems. Man muß die Fixsterne mit Beziehung auf diese Hauptebene betrachten, indem sie sich einander in dem Maße nähern, als sie dieser Ebene genähert stehen. Durch diese Anhäufung wird der Anblick der hellen Zone hervorgebracht, welche man die Milchstraße nennt. Die nicht in die Milchstraße fallenden Regionen sind um so sternenreicher, je näher sie dieser stehen. Der größte Theil der 2000 Sterne, welche das unbewaffnete Auge unterscheidet, ist in eine wenig breite Zone zusammengedrängt, deren Mitte die Milchstraße einnimmt.“

Die Existenz einer analogen Hauptebene suchte Kant auch bei den Nebelflecken nachzuweisen. „An verschiedenen Punkten des Himmelsgewölbes“, sagt er, „erblickt man elliptische Nebelflecke, welche das Teleskop nicht in Sterne auflösen vermag. Das sind unserer Milchstraße ähnliche Sternsysteme, deren geringe scheinbare Durchmesser bloß eine Folge ihrer ungemeinen Entfernung sind. Die längliche Gestalt der meisten dieser Nebel beweist, daß in jenen Systemen ebenfalls eine Hauptebene existirt wie in unserer Milchstraße.“ Kant war geneigt, anzunehmen, daß diese einzelnen Milchstraßen zusammen ein System höherer Ordnung bildeten. „Wir erblicken hier die ersten Stufen einer Reihenfolge von Welten und Systemen.“

Diese hier erwähnten Entwickelungen Kants vermengen auf wundersame Weise Wahres mit Falschem, Wirklichkeit mit Dichtung. Der große Philosoph hat einen glücklichen Gedanken gehabt, jenen der gemeinsamen Entstehung der Planeten aus der mütterlichen Sonnenmasse, er sucht diesen Gedanken zu verfolgen und in dessen entlegensten Konsequenzen auszunutzen, allein seine Kenntnisse der höhern Mechanik und Mathematik, dann auch der beschränkte Zustand des astronomischen Wissens stellen sich hemmend in den Weg und trüben die Aussicht, welche sich von der Höhe des angenommenen Princips darbietet. In diese Fehler konnte Lambert, ein gleich konsequenter Denker wie Kant, aber diesem überlegen in mathematisch-physikalischem Wissen, nicht verfallen. In seinen 1761 erschienenen „Kosmologischen Briefen“ entwickelt er ein Weltsystem, das mit demjenigen, welches sich Kant vorgestellt hatte, theilweise zusammenfällt. Auch Lambert glaubt an eine mit der Milchstraße zusammenfallende Hauptebene im Reiche der Fixsterne. Die Sonne mit ihren Planeten und Kometen ist ihm ein System erster Ordnung, die Sternhaufen bilden Systeme zweiter Ordnung, die Milchstraße ist ein System dritter Ordnung und die Gesammtheit der Milchstraßen bildet ein System vierter Ordnung. Die Analogie führt noch weiter zu Systemen der fünften und höherer Ordnungen. Das gemeinsame Band aller dieser Systeme ist nach Lambert die Gravitation, die allgemeine Anziehung, welche allenthalben Centralbewegungen erzeugt. Auf welche scharfsinnige Weise Lambert das Wenige, was man damals von der Fixsternastronomie wußte, verwerthete, erhellt schon daraus, daß er von dem Planetensysteme sofort zu den Sternhaufen gelangt und keine zwischen beiden den Uebergang vermittelnden Systeme anerkennen will. Seit dem Jahre 1761 hat man nun zwar die Doppelsterne und das Kreisen der beiden verbundenen Sonnen um den gemeinsamen Schwerpunkt kennen gelernt. Allein damit würde noch immer nicht die Lambert'sche Eintheilung alterirt. Die Doppelsternsysteme sind keineswegs so bedeutend von unserm Sonnensystem im Princip

Digitized by Google

verschieden, um sie unter den großen Gesichtspunkten Lamberts zwischen den einfachen Sonnen und den Sternhaufen als Systeme einer besondern Ordnung einzurangiren. In den Doppelsternen kreisen zwei leuchtende und wahrscheinlich mehrere dunkle Körper um einen bloß virtuellen (nicht mit Masse erfüllten) Schwerpunkt. In unserm Sonnensystem kreist ein leuchtender Körper mit einer Anzahl dunkler ebenfalls um den gemeinsamen Schwerpunkt und dieser selbst liegt stets nahe bei, aber nur in wenigen Fällen (welche durch die Stellungen der Planeten bedingt sind) in dem leuchtenden Körper, also in der Sonnenkugel; mit dem Mittelpunkte derselben fällt er vollends nie zusammen. — Unsern Sternhaufen hielt Lambert für isolirt von den übrigen Theilen der Milchstraße, und zwar weil sich dies schon dem bloßen Auge in der scharfen Abzeichnung der Milchstraße am Himmelsgewölbe offenbare. Eine ähnliche Isolirung gelte auch für alle andern Sterne der Milchstraße. Das System unserer Milchstraße wird mit großem Scharfsinn aus dem Grunde nicht als unbegrenzt oder unendlich groß betrachtet, weil sich die Milchstraße nicht als größter Kreis, sondern vielmehr als Parallelkreis zeige, wenngleich allerdings nur wenig von einem größten Kreise abweichend. Diese Anschauungen Lamberts vom Baue des Himmels, denen man lange Zeit hindurch nicht die gehörige Beachtung geschenkt hat, haben sich in den Untersuchungen der neuesten Zeit auf eine merkwürdige Weise bestätigt. Die Arbeiten Herschels über den Bau des Himmels haben, trotzdem der große Astronom über ein Drittel Jahrhundert sich damit beschäftigte, unser Wissen in Bezug auf die Stellung der Milchstraße zu unserer Fixsternschicht in keiner Weise gefördert. H. J. Klein bemerkt in seinen Untersuchungen über den Bau der Milchstraße und des Himmels: „Trotzdem daß von den verschiedensten Seiten immer wieder auf die Arbeiten Herschels über den Bau des Himmels Bezug genommen wird, scheinen diese selbst doch nur Wenigen bekannt zu sein, denn man behandelt sie gewissermaßen analog einem Kaleidoskop, das die verschiedenartigsten, kontrastirenden Bilder zeigt. Bald soll unser Fixsternkomplex eine linsenförmige Schicht sein und die Milchstraße durch das optische Zusammentreten der Sterne gegen die Ränder der Linse hin hervorgebracht werden; bald soll unser Sternhaufen von einem Sternenringe umgeben werden und dieser die Milchstraße bilden, bald sollen der Ringe mehrere existiren ꝛc. Für alle diese Behauptungen aber wird Herschel angerufen und jede soll in seinen Beobachtungen ihre Grundlage besitzen. Eine Blumenlese solcher Widersprüche kann man sich mit geringer Mühe aus dem 1. und 2. Bd. von Humboldts „Kosmos" zusammenstellen. Der Grund aller dieser Inkongruenzen aber liegt darin, daß Herschel seine Ansichten über den Bau des Himmels im Verlaufe seiner Beobachtungen mehrfach und sehr beträchtlich geändert hat; ja man darf mit Recht behaupten, daß der große Forscher am Ende seines Lebens seine bisherigen Anschauungen über den Bau der Milchstraße sämmtlich verwarf, denn in seiner wichtigen Abhandlung von 1818 bemerkt er: „„Wenn unsere Aichungen die Milchstraße nicht mehr in Sterne auflösen, so muß man daraus schließen, daß nicht ihr Wesen zweifelhaft, sondern vielmehr, daß sie für unsere Teleskope unergründlich ist"". Aus dieser und einer andern Bemerkung Herschels muß man, wie F. W. Struve schon vor 23 Jahren hervorgehoben hat, mit Recht folgern, daß Herschel selbst kurz vor seinem Tode seine früheren Anschauungen über den Bau der Milchstraße definitiv aufgegeben hat". Aber die Resultate, welche später Struve aus seinen Untersuchungen über den Bau der Milchstraße gezogen hat und wonach die „Sterndichtigkeit" (d. h. die mittlere Distanz zweier benachbarter Sterne) eine Funktion des Abstandes von der Milchstraße sei, der Art, daß mit wachsendem Abstande von dieser die mittlere Entfernung je zweier Sterne von einander größer werde, haben sich in den neuesten Untersuchungen von Hermann J. Klein ebenfalls nicht bestätigt. Hiernach ist die Ansicht Lamberts, nach welcher unser Fixsternhaufen von der Milchstraße isolirt ist und dies auch für alle andern Sternhaufen der Milchstraße gilt, die richtigere.

In der Ebene, welche durch die Milchstraße geht, befinden sich, durch große Räume von einander getrennt, eine große Menge von Sternsystemen, vergleichbar den schwimmenden Eisschollen auf der Oberfläche des Wassers. Einem dieser Sternsysteme gehört mit der Sonne auch unsere Erde zu. Die Fixsterne dieses im Ganzen kugelförmigen Systems bilden für unsern Anblick den gestirnten Himmel, der nächtlich über uns ausgespannt ist. Die übrigen Sternsysteme erscheinen dazwischen nahezu auf einem größten Kreise perspektivisch angeordnet und bilden so die Milchstraße. Ob noch eine zweite Grundebene existirt oder ob die Zone der Welteninseln bei unergründlicher Tiefe, und verhältnißmäßig geringer Dicke oder Mächtigkeit, lateral, vereinzelt

Digitized by Google

von Fixsternsystemen begleitet wird, muß unentschieden bleiben. Die neuere Zeit hat nachgewiesen, daß sehr viele Nebelflecke keineswegs Sternanhäufungen sind, welche in solchen Distanzen stehen, daß selbst unsere größten Teleskope die einzelnen Sternpunkte nicht mehr zeigen können, sondern daß wir in der That hier wahre Nebelmassen vor uns haben. Dadurch haben die Ideen des ältern Herschel über die Bildung von Sternen aus Nebelmassen ein erneuetes Interesse gefunden. In seiner großen Abhandlung von 1811 behandelte sie William Herschel ganz nach seinen theoretischen Anschauungen klassificirt. Er beginnt mit den ausgedehnten und verbreiteten Nebeln, untersucht die Nebelmassen in Verbindung mit Nebeln, von denen er 14 Objekte aufzählt, geht dann nach einigen Uebergängen zu den mehrfachen Nebeln über, deren Ursprung er dem Aufbrechen einer frühern, ausgedehnten Nebelmasse zuschreibt, und kommt nach Besprechung der unregelmäßigen zu den runden Nebeln. Er findet, daß diese kugelförmig sein müssen, und erkennt die Anziehung der Gravitation als das Princip, welches die Nebelmaterie gegen ein Centrum zog und zur Kugelgestalt vereinigte. Drei Klassen werden hier unterschieden, von denen die letzte — Nebel, welche sehr viel heller in der Mitte als am Rande sind — alle diejenigen Objekte in sich begreift, bei welchen die sehr lange Zeit hindurch wirkende (anziehende) Kraft den größten Erfolg hervorgerufen hat. Bei Nebeln, die einen Kern haben, glaubt Herschel die Erscheinung einer längern Dauer ihrer Wirkung, die eine Konsolidation hervorzubringen scheine, zuschreiben zu müssen. Bei der Besprechung „von ausgedehnten Nebeln, die einen Fortschritt der Verdichtung zeigen", bemerkt Herschel: „Wenn die Nebelmaterie sehr ausgedehnt ist, so findet sich bei denjenigen Nebeln, die einen vollkommen ausgebildeten Kern haben, das Nebelichte zu beiden Seiten desselben vergleichsweise in einem weit feinern (lichtschwächern) Zustande als bei den Nebeln, deren Kerne scheinbar in einem Zustande des Entstehens begriffen sind. Diese zarten, entgegengesetzten Anhänge an den Kern habe ich Zweige genannt. Bei einigen Nebeln zeigt sich auch eine kleine zarte Neblichkeit von runder Gestalt um den Kern herum, diese nannte ich Mähne. — Sollte die Lichtschwäche der Zweige von einer allmählichen Abnahme der in ihnen enthaltenen Nebelmaterie in Länge und Dichtigkeit herrühren, veranlaßt durch die Anziehung des Kerns, auf welchen sie sich wahrscheinlich niedersenkt? — Deutet die Mähne etwa darauf hin, daß vielleicht ein Theil der Nebelmaterie, ehe sie sich auf den Kern niederläßt, anfängt, eine sphärische Gestalt anzunehmen und so das Aussehen einer feinen Mähne gewinnt, die den Kern in koncentrischer Anordnung umgibt? Und — wenn wir es wagen dürfen, diese Fragen noch weiter auszudehnen — wird nicht die Materie dieser Zweige, indem sie während ihres Herabstürzens gegen den Kern ihre Substanz in die Mähne entladet, eine Art Wirbel oder umschwingende Bewegung hervorbringen? Muß nicht solch eine Wirkung eintreten, außer, wenn wir im Widerspruch mit der Beobachtung annehmen, ein Zweig sei genau gleich dem andern; daß beide genau in einer geraden Linie liegen, die durch den Mittelpunkt des Kerns geht, dadurch, daß sie genau einen gleichen Stern verursachen, der in die Mähne an entgegengesetzten Seiten eintritt; und da dies nicht wahrscheinlich ist: sehen wir nicht eine natürliche Ursache, die einem Weltkörper gleich bei seiner Bildung umwälzende Bewegung ertheilen kann?"

Herschel ist hier, ohne es zu ahnen, offenbar sehr nahe an der Laplace'schen Theorie der Weltenbildung, obgleich man gestehen muß und auch bestätigt findet, daß seine weiteren Schlüsse keineswegs zu dieser hinführen. In den meisten kosmologischen Werken wird mit Unrecht der Herschelschen Spekulationen über Sternbildung aus Nebelmasse nicht gedacht; vielmehr beginnt man hier regelmäßig mit der Laplace'schen Theorie, der zufolge die Sonne ursprünglich den centralen Kern eines sehr großen von West nach Ost um seine Axe rotirenden Nebelflecks von beträchtlicher Temperatur bildete. Dieser Nebelfleck strahlte seine Wärme gegen den kalten Weltraum aus. Daraus erfolgte allmähliche Zusammenziehung und gleichzeitig, nach bekannten Gesetzen der Mechanik, Beschleunigung der Rotation. Sobald diese eine bestimmte Grenze überschritt, mußte sich die Masse trennen, es bildete sich ein centraler Kern umgeben von einem freischwebenden Nebelringe. Letzterer riß bei nicht genau regelmäßiger Zusammensetzung und Erkaltung mit der Zeit ebenfalls und die gasförmigen oder flüssigen Trümmer ballten sich zu Kugeln. Aus diesen Embryonalzuständen entwickelten sich in Wiederholung des soeben geschilderten Vorgangs unter den geeigneten Umständen die Monde der Planeten und die Saturnsringe. Letztere bieten heute noch einen nicht zu verkennenden Hinweis auf unvollendete Zustände.

Wie bereits bemerkt, beginnen mit dieser

Digitized by Google

Laplace'schen Theorie fast alle neuen Kosmologien. Daneben haben dieselben mehr oder weniger aber auch die eigenthümliche Uebereinstimmung, daß ihre Verfasser in ihrem Generalisiren nicht leicht Maß halten und es ihnen häufig passirt, daß ihre Behauptungen ganz bedeutend über das wirkliche Terrain der Wissenschaft hinausgehen, ja auch wohl mitunter ganz aus der Luft gegriffen sind. Von diesen großen und bedauerlichen Mängeln hat sich der Verfasser der soeben erschienenen „Entwickelungsgeschichte des Kosmos*)" frei zu halten gesucht. Sein Werk trägt den Wahlspruch an der Stirne: „Es kommt nicht darauf an möglichst weit, sondern vielmehr möglichst sicher vorwärts zu schreiten, um dauernde Spuren dieses Vordringens zu hinterlassen". Diesem gewiß begründeten Wahlspruche ist der Verfasser überall mit unbeugsamer Konsequenz treu geblieben; keine einzige positive Schlußfolgerung findet sich in dem Buche, die nicht durch wissenschaftliche Thatsachen ihre volle logische Begründung fände. „Die physische Weltgeschichte", bemerkt Klein, „mehr noch als die physische Weltbeschreibung, verläuft, ähnlich wie die allgemeine Menschengeschichte, in ihren Anfängen in einem ungewissen Dämmerscheine, wo es schwer hält, den schwankenden Gestalten Dauer und festen Umriß zu verleihen. Dem ernsten Forscher, der es unternimmt, auf einsamen Pfaden in ein entlegenes Gebiet einzudringen, geziemt es, an die Schwierigkeit zu erinnern, die nur eine flüchtige Betrachtung, den Knoten zerhauend statt ihn lösend, zu unterschätzen vermag."

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, konnte der Verfasser natürlich nicht ohne Weiteres mit der Laplace'schen Entstehungstheorie des Sonnensystems beginnen und die Beweisgründe für die Richtigkeit dieser Theorie, wie es bis jetzt Gebrauch gewesen, mit ein paar Worten abfertigen. „Wenn die Beschreibung des Kosmos", heißt es in der Einleitung, „mit den fernsten Nebelflecken anhebt und stufenweise bis zu unserm alten Erdballe herabsteigt, so verfolgt hingegen die Geschichte des Kosmos, die Naturgeschichte des Seienden, im allgemeinen den entgegengesetzten Weg. Nicht innere Gründe sind es, die dies bedingen, sondern nur äußere, hervorgerufen durch den dermaligen Zustand unseres empirisch erlangten Wissens. — Von dem Zustande, von den durchlaufenen Phasen des Erdkörpers, von der Geschichte unsers Planeten steigen wir, geleitet durch Beobachtung, Analogie und Ideenverbindung, zu den übrigen Wandelsternen und dem Centralkörper unseres Sonnengebietes auf, um von hier, wie von einer hohen Warte aus, einen raschen, kühnen Blick zu thun in den ungemessenen Ocean des Seienden, die Fixsternwelt und ihre Entstehung. Wäre es erlaubt hier Vergleiche anzustellen, so möchte ich die Resultate, welche sich aus dem Bau und der Bildung des Erdsphäroids ziehen lassen, vergleichen mit den historischen Forschungen in den Original-Urkunden eines reichhaltigen Archivs; jene Schlüsse hingegen, welche sich aus den Beziehungen der Erde zu den übrigen Planeten und unserer Sonne für den Ursprung und die Entwickelungsgeschichte der ganzen planetarischen Welt ergeben, mit den überkommenen Geschichtsdarstellungen des Alterthums, die wir bei einem Herodot, einem Thucydides, einem Sueton bewundern; die Blicke hingegen in die Geschichte des ganzen, sternerfüllten Weltraumes fänden schließlich ihr Analogon in den Legenden von den Großthaten der Vorfahren, wie sie bei den Alten nach einfachen Weisen zum Festmahle gesungen wurden. — Unabhängig nicht von der Entwickelung unseres Erdballes, als vielmehr von der Darstellung und Begründung dieser Entwickelung, werden wir in einem zweiten Theile unserer Untersuchungen das Auftreten vitaler Erscheinungen am Grunde des Luftmeeres sowohl, als des Wasseroceans bis zu seinen ersten Keimen zu verfolgen haben: ein unsicherer und gefahrdrohender Weg, nicht allein wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes an sich, sondern auch wegen eines empfindlichen Mangels zahlreicher, unter einander vergleichbarer und für den gegenwärtigen Zweck anzuwendender Beobachtungen. Bei solchen Zuständen ist es geboten, doppelt vorsichtig zu prüfen, zu sichten und zu sondern, um nicht durch vielleicht unbedachtsames Voreilen die Verknüpfungspunkte des sicher Erkannten mit dem bloß Geahnten zu verwirren, die leitenden Fäden zu zerreißen. Es kommt nicht darauf an möglichst weit, sondern vielmehr möglichst sicher vorwärts zu schreiten und dauernde Spuren dieses Vordringens zu hinterlassen. Späteren Tagen mag es dann überlassen bleiben, mit erweitertem Wissen, gleichsam mit überlegenen Waffen von diesem Punkte aus abermals weiter zu dringen. — „Diesen Principien folgend zerfällt die „Entwickelungsgeschichte des

*) Entwickelungsgeschichte des Kosmos, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der gesammten Naturwissenschaften, mit wissenschaftlichen Anmerkungen, von Hermann J. Klein. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn.

Digitized by Google

Kosmos" in zwei Abschnitte. Aber während der erste den Generaltitel führt „Entwickelungsgeschichte der Erde als eines kosmischen Organismus, Grundzüge der Kosmogonie", wird der zweite Abschnitt vom Verfasser vorsichtig bezeichnet als bloß umfassend „kritische Untersuchungen der gegenwärtig herrschenden Ansichten über die Entwickelungsgeschichte der die Erde bewohnenden Organismen, oder Organogenie". Der erste, uranologische Abschnitt ist knapp und gedrängt gehalten, er gibt das Thatsächliche nur da, wo es in der Entwickelungsgeschichte als nothwendig gefordert wird. Der eigentliche astronomische Theil, so weit er sich auf den gegenwärtigen Zustand des Universums bezieht, ist von dem Verfasser in einem besonderen Werke: „Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung. Erster Band: Das Sonnensystem" (Braunschweig 1869, 2. Aufl. 1871), behandelt worden, dessen zweiter Band, die Stellar-Astronomie betreffend, noch erscheinen wird. In der vorliegenden „Entwickelungsgeschichte" untersucht der Verfasser zuerst den frühesten Zustand der Erde. Er weist darin mit Gründen, welche bis jetzt noch niemals zugezogen wurden, nach, daß die Form der Erde ihre Geschichte ausspricht. Bischof und Mohr haben in neuerer Zeit Einwände gegen die Theorie eines heiß-flüssigen Ursprungs der Erde vorgebracht. Bischof stützte sich dabei auf Tiefenlothungen und sprach die Erde auf Grund derselben als stets fest gewesen und von vollkommener Kugelform an. Klein diskutirt die Tiefenlothungen, welche Bischof anführt, genauer und bestimmt durch eine exakte Rechnung aus denselben die Gestalt des Seebodens. Diese würde hiernach einem Umdrehungsellipsoid (einem Rotationskörper mit größerer Polar- als Aequatorealaxe) angehören, was mechanisch unmöglich ist. Die Tiefenlothungen sind demnach unzuverlässig. Nach Bischof soll die Erde ein Aggregat einzelner Massen sein, die bloß in ihrer Gesammtheit die Form einer Kugel bilden. Der hochberühmte Chemiker hat hierbei freilich nicht bedacht, daß in diesem Falle nicht wohl eine koncentrische Schichtung um einen einzigen Anziehungsmittelpunkt stattfinden konnte, sondern daß, je nach der specifischen Schwere der einzelnen Massen, eine Mehrzahl von Anziehungsmittelpunkten resultiren mußten. Was aber würde das Resultat hiervon sein? Bei einem einzigen Anziehungscentrum im Mittelpunkt der Kugel steht die Oberfläche des ruhigen Wassers allenthalben senkrecht zu der Richtung der Schwere; das herabhängende Bleiloth bezeichnet überall die Vertikale, die Wasserwage die Horizontale. Bei einer Anzahl von gleich mächtigen Anziehungsmittelpunkten würde dies nicht der Fall sein. Durch das Bleiloth würde der Scheitelpunkt ebenso wenig bestimmt werden können als durch die Wasserwage die wahre Horizontalebene. Wir würden kein Mittel besitzen, wie jetzt mit Leichtigkeit Horizont und Zenith bestimmen zu können; die Menschen an der Erdoberfläche würden schief stehen und gehen müssen, um sich im Gleichgewichte zu erhalten ꝛc. Mit Recht sagt daher Klein: „Wäre die Erde nicht aus einem flüssigen Urzustande erstarrt, wäre also die Massenvertheilung im Innern eine durchaus willkürliche, was nothwendig auf eine Vielzahl verschiedener Anziehungscentra führen müßte: so würden wir heute nicht einmal ihre wahre Gestalt und Größe finden können, es wären keine astronomischen Beobachtungen, keine Ortsbestimmungen auf dem Meere, keine oceanische Schifffahrt, kein Welthandel endlich möglich. So Vieles liegt daran, daß das Umdrehungssphäroid, dessen Oberfläche wir bewohnen, aus einer flüssigen Masse erstarrte . . ."

An den Nachweis des flüssigen Urzustandes und die speciellere Untersuchung, ob derselbe wässeriger oder feuriger Natur war, knüpft Klein erst die weiteren Untersuchungen über die Entstehung der Erde und des Sonnensystems. „Wenn es unbestreitbar bleibt", heißt es dort, „daß wir uns in unserer Vorstellung niemals bis zu einem Begreifen des Anfangs der Dinge, der Entwickelung eines ersten Seins aus dem Nichtsein zu erheben vermögen, so liegt es doch in der Natur des menschlichen Geistes, rastlos bis zu einem Punkte vordringen zu wollen, von wo aus das Gewordene nicht als ein Bruchstück, sondern als ein harmonisch Entwickeltes sich darstellt. Abgesehen von der Möglichkeit einer Realisirung dieses ächt menschlichen Strebens im allgemeinen, darf man gestehen, daß es im vorliegenden Falle zu glücklichen Resultaten geführt hat." Es wird nun dazu geschritten, die Gründe für die Richtigkeit der Laplace'schen Theorie der Entstehung des Sonnensystems nachzuweisen. „Der Nerv der Laplace'schen Darstellung ist das Princip der Einheit des ganzen Sonnensystems. Noch ehe die Spektralanalyse den Beweis antreten konnte, daß dieselben Stoffe, welche unsern alten Erdball bilden, auch in der Sonne enthalten sind; noch ehe die Analyse des Chemikers in dem donnernd

Digitized by Google

herabstürzenden Meteoriten neben vielen anderen Elementen auch Wasserstoff und Kohlenstoff entdeckt hatte, sprach es der französische Geometer aus, daß das ganze Planetensystem einer einheitlichen Entstehung sein Dasein verdanke." Es ist wahr, Laplace wurde auf seine oben skizzirte Theorie geführt, als er die 43 damals bekannten Bewegungen im Sonnensysteme mit einander verglich und eine Wahrscheinlichkeit von 4000 Millionen gegen Eins fand, daß die Uebereinstimmung in der Richtung derselben keine Wirkung des Zufalls sein könne; allein diese Wahrscheinlichkeit ist erheblich zu groß, indem, worauf von Klein aufmerksam gemacht wird, wegen der Stabilitätsbedingungen unseres Planetensystems, die übereinstimmende Richtung der Bahnbewegungen der Planeten nur mit der Bedeutung von Einer Bewegungsrichtung in Rechnung gebracht werden durfte. Die wichtigsten und entscheidensten Beweise für die Richtigkeit der Laplace'schen Theorie hat erst die neueste Zeit geliefert. Sie werden an dem genannten Orte im Einzelnen aufgezählt und geprüft. Das Resultat ist, daß die Sonne allein noch einen nennenswerthen Ueberrest der ehemaligen Gluth bis auf den heutigen Tag gerettet hat. Aber auch sie verliert ununterbrochen an Wärme. Die Frage nach dem Ersatze dieser Gluth als Aequivalent für die stetige Ausstrahlung beantwortet Klein im Sinne von Helmholtz. „Nur derselbe Prozeß", sagt er, „kann es sein, der heute die Sonnenwärme unterhält, welcher einst in der grauen Vorzeit die belebende Wärme aus dem Schlummer rief, in welchem sie träge gefesselt lag." Aber der Verfasser verhehlt es sich keineswegs, daß dieser Prozeß (nämlich die stetige Zusammenziehung des Sonnenballes) dereinst sein Ende erreichen wird. „Einst muß die Zeit kommen, wo die unerschöpflich scheinenden Kraftvorräthe der Sonne erschöpft sein werden; die Sonne muß erlöschen, so will es als nothwendige Konsequenz der wissenschaftliche Gedankengang. Was wir als etwas in der dunkelsten Vergangenheit bei den Planeten Eingetretenes vollzogen vor uns sehen: Licht und Wärme beraubte Weltenorganismen, das wird im Laufe zukünftiger Jahrtausende auch für das leuchtende Tagesgestirn eintreten, das nicht mit Unrecht der Bewohner des alten Heliadenreiches von Peru als der Erde Mutter verehrte. Die Sonne wird erlöschen und mit ihr die Sonne des menschlichen Geistes, des organischen Lebens." Bezüglich des Alters der Erde theilt der Verfasser die Untersuchungen von Helmholtz und die eigenen Rechnungen mit. Erstere gehen freilich von sehr hypothetischen Grundlagen aus. Was die Rechnungen des Verfassers anbelangt, so stützen sie sich zum Theil auf die Untersuchungen von Delaunay und Adams über die Säkularvariation der mittlern Mondbewegung. Die gewonnenen Resultate werden um so genauer, je schärfer der Werth für diese Variation ist. Die genannten Mathematiker haben diesen Werth in einer unendlichen Reihe entwickelt, deren Konvergenz, wie Hansen richtig hervorhebt, allerdings noch nicht bewiesen ist, allein dieser Einwurf ist mehr formaler Natur. Nachdem bewiesen worden, daß das gegenwärtige Alter unseres Erdballs nur ein zeitlich begrenztes sein kann, geht der Verfasser dazu über nachzuweisen, daß auch die zukünftige Dauer nicht über ein gewisses endliches Maß hinausgehen wird. Es kann hier nicht specieller auf die Gründe und Beweise für diese Behauptung eingegangen werden, dagegen mögen die Worte hier folgen, mit denen das Kapitel über die Entstehung des Sonnensystems und der Erde geschlossen wird:

„In dem Umstande, daß die physikalischen Zustände der Sonne, welche wir im Vorhergehenden behandelt haben, von der Vergangenheit in die Zukunft eine kontinuirliche Folge bilden, die von einem Maximum gegen ein Minimum konvergirt, von einem Zustand ungemein hoher Licht- und Wärme-Intensität bis zu dem entgegengesetzten, glauben wir die Andeutung eines Beweises sehen zu dürfen, daß alle Zustände der Weltenbildung, wie wir sie kennen gelernt haben, periodisch durchlaufen werden. Wenn der denkende Mensch niedergeschlagen den raschen Flug seines Verstandes hemmt bei dem Gedanken, daß mit zwingender Nothwendigkeit dereinst alle Gebilde der lebendigen Natur und die herrlichsten Blüthen des menschlichen Geistes untergehen müssen in Nacht und Tod: so erhebt ihn fröhlich wieder das Bewußtsein, daß solche Zustände nur periodische sein dürften, wie dem Schlafe der Pflanzenwelt unter dem eisigen Hauche des Winters ein fröhliches Erwachen folgt zu neuem Leben. Freilich, jede solche Weltenära muß bezüglich ihrer Entwickelung ein Ganzes bilden für sich, durch unübersteigliche Klüfte geschieden von dem, was ihr vorausging und was ihr folgt. Wie die Geschlechter der Menschen dahinsterben und die rühmliche Kunde der Völker verhallt, so werden die Zustände verschwinden, die uns als etwas

Digitized by Google

ewig Dauerndes aus der planetarischen Welt entgegenzutreten schienen und es wird keine Erinnerung ihres Seins übrig bleiben. Unbekümmert um solchen Wechsel aber wird der unermeßliche Mechanismus der Fixsternwelt seinen Gang vorwärts gehen. Wer wagt es zu sagen, ob auch er, ob der Kosmos, das „Geschaffene" in seiner Totalität eben solchen Metamorphosen unterliegt? Und wenn dies der Fall ist, wie oftmal der Kosmos schon seinen Kreislauf vollendet hat, wie oft noch er ihn vollbringen wird! Hier senkt die Wissenschaft die Flügel und schweift nicht hinüber in das Nebelland der Träume."

Von der Zukunft wenden wir unsere Blicke zur Gegenwart und steigen von den Kindern des Uranus zu den Kindern der Gäa hinab, indem wir dem Verfasser auf das Gebiet der Organogenie, der Entwickelungsgeschichte der die Erde bewohnenden Organismen folgen. Wir betreten das Gebiet der Darwinschen Theorie und untersuchen die Abänderung der Arten. Hier macht Klein gleich anfangs darauf aufmerksam, daß bereits 1845 W. v. Bruchhausen in einer kleinen Schrift „Die periodisch wiederkehrenden Eiszeiten ꝛc." Ideen geäußert und zu begründen gesucht hat, welche mit den später von Unger, V. Carus, Schaafhausen und Anderen ausgesprochenen und von Darwin konsequent weiter verfolgten Anschauungen die größte Aehnlichkeit besitzen. In dem Kapitel über die Abänderung der Arten nimmt es der Verfasser mit der Widerlegung der vorgebrachten Einwürfe ernster, als dies von anderer Seite bis jetzt meist geschah. Das Irrthümliche in den Einwürfen von Kölliker, Schmarda und Murray wird nachgewiesen, besonders aber die Frohschammersche Kritik der Darwinschen Theorie, welche der gelehrte Rudolf Wagner einmal als den bedeutendsten aller Angriffe gegen Darwin bezeichnete, wird in ihrer gänzlichen Haltlosigkeit dargestellt. Hierüber wird bei keinem denkenden Leser ein Zweifel bleiben können. Frohschammer kommt am Ende seiner Kritik zu dem Ergebnisse, daß das Grundprincip der Darwinschen Theorie eigentlich der Zufall sei, und zwar Zufall, „indem wir darunter Ereignisse verstehen, deren Eintritt wir nicht aus dem bekannten gesetzmäßigen Gange der Natur heraus begreifen, die wir nicht zu berechnen und vorauszusehen und nicht aus bestimmter Ursache abzuleiten vermögen ꝛc." Bei der Darwinschen Theorie, meint Frohschammer, hätten wir ein Grundprincip, das wir in seinem Grunde, seiner Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, also in seinem eigentlichen Wesen gar nicht kennen und demnach auch nicht wohl zum sicheren Erkenntniß- oder Erklärungsprincip machen können. Daß diese Art von philosophischer Kritik nur Worte liefert, zeigt sich evident in der Widerlegung von Klein, der spöttisch fragt: „Wer kann die Nothwendigkeit eines Nordlichtes demonstriren oder das Eintreten eines Hagelschlages voraus berechnen? Wer hat die Berührungs-Elektricität vorausgesehen, oder wer kennt heute, von Hypothesen frei, deren Wesen? Wer vermag endlich die Nothwendigkeit der ganzen Erde, des Sonnensystems oder des ganzen Seins zu demonstriren?" Diese Fragen scheinen uns geradezu vernichtend für die ganzen Ergebnisse der Frohschammerschen Kritik zu sein. Der abstrakten Philosophie gebührt allein durchaus kein Urtheil über Darwin; wer das nicht zugeben wollte, den könnte man leicht auf die Geschichte der neueren Naturwissenschaft verweisen, in der sich Belege dafür finden, daß da, wo ohne genügende Kenntnisse der betreffenden Disciplinen in den exakten Wissenschaften herumphilosophirt wird, nur Unsinn zu Tage kommt.

Das schwierige Kapitel über den Instinkt, welches Darwin so überaus große Mühe machte, ist vom Verfasser in einer eigenthümlichen Weise behandelt worden. Die Art und Weise, wie er die Vererbung der Instinkte erklärt, scheint uns weitere Aufmerksamkeit zu verdienen, doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden.

In der wichtigen Frage nach der geologischen Aufeinanderfolge und der wechselseitigen Verwandtschaft der organischen Wesen ist der Verfasser bestrebt, mit größter Ruhe und Vorsicht die Thatsachen zu gruppiren und Schlüsse zu ziehen. Daraus entspringt die Verschiedenheit seiner Auffassung von derjenigen, welche Häckel vertritt. In der schließlichen Zusammenfassung und bei der Ziehung eines Schlußfacit bezüglich der Descendenztheorie wird die Darwinsche Lehre groß und erhaben wie die Natur selbst genannt. „Der Versuch Darwins", sagt der Verfasser, „den Schöpfungsplan, die Entwickelungen der mit Leben begabten Organisationen an der Erdoberfläche zu enthüllen, ist dem vorschwebenden Ideale näher gekommen als alle frühern Bestrebungen dieser Art; aber es ist ungerechtfertigt, zu behaupten, daß er es ganz erreiche. Darwin hat einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan, aber das Ziel ist hiermit noch nicht erreicht worden." Der Verfasser gesteht, daß Darwin

Digitized by Google

theoretisch bei dem Ergebnisse, daß die Thiere von höchstens vier oder fünf, die Pflanzen von ebenso vielen oder noch weniger Stammarten herrühren, eigentlich nicht stehen bleiben konnte, sondern daß der weitere Schluß, daß in erster Instanz alle Organismen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von einer Urform abstammen, streng genommen von der Selektionstheorie verlangt werde. Aber er macht dieser Konsequenz den gewichtigen Einwurf, daß die Zeit, während deren unser Erdball existirt, nicht ausreichen kann, um alle Entwickelungen aus dieser untersten neutralen Form, wenn sie auch in zahllosen Individuen vertreten war, hervorzubringen. „Wir sind uns recht wohl bewußt", heißt es am Schlusse des betreffenden Kapitels, „daß gerade durch das Infragestellen der letzten Konsequenzen Darwins der ganzen Theorie die Spitze abgebrochen wird; aber die angeführten Gründe, welche sich auf das Alter der Erde beziehen, erscheinen uns belangreich genug, um dieses Verfahren zu rechtfertigen. Dahingegen steht diejenige Annahme mit keiner naturwissenschaftlichen Thatsache im Widerspruch, welche die Entwickelung des Thierreichs aus vier oder fünf, diejenige des Pflanzenreichs aus einer noch geringern Anzahl von Stammformen behauptet; aber es muß der Zukunft anheimgestellt bleiben, zu zeigen, daß diese Annahme eine ebenso nothwendige ist als die Annahme Laplace's über die Entstehung des Sonnensystems und unsers Erdballes."

Wenn der Verfasser sonach der Darwinschen Artenentstehungstheorie eine hohe und reale Bedeutung beilegt, so verwahrt er sich hingegen mit aller Entschiedenheit vor Darwins Theorie der Pangenesis, d. h. derjenigen Hypothese, welche erklären soll, wie es möglich ist, daß beispielsweise ein in einem Vorfahren aufgetretener und wieder erloschener Charakter plötzlich bei irgend einem Nachkommen wieder erscheinen kann; wie es kommt, daß die Wirkung des vermehrten oder verminderten Gebrauchs eines Gliedes sich auf das Kind forterbt ꝛc. Darwin nennt seine Hypothese eine vorläufige, aber es ist nicht schwer zu zeigen, daß sie eine ganz verfehlte ist, und man muß sich wundern, daß ein Mann wie Darwin sich dabei beruhigen konnte. Der britische Naturforscher läßt die Vererbung durch Keimchen, welche der elterliche Körper einschließt, stattfinden, aber er verfährt dabei so, daß er alles, was ihm von den Gesetzen der Vererbung bekannt ist, in seine Keimchen hineinlegt, dadurch kommt es natürlich auf der andern Seite in seiner Theorie wieder heraus. Für die ursächliche Erkenntniß der Thatsachen wird damit nichts gewonnen.

Das letzte Kapitel von Kleins „Entwickelungsgeschichte des Kosmos" behandelt die Urzeugung. Daß dieselbe gegenwärtig nicht nachzuweisen ist, folgt mit Evidenz aus den Zusammenstellungen und Erörterungen in dieser Abhandlung. Pasteurs Versuche vor allen sind entscheidend, besonders seine Experimente mit den offenen Glasballons. „Niemals", sagt dieser Chemiker, „wird die Lehre von der Urzeugung sich von dem tödtlichen Schlage erholen, den dieser einfache Versuch ihr versetzt."

So sind wir von den fernsten Nebelflecken an der Hand des Verfassers bis zu den Infusorien im Wassertropfen herabgestiegen; beiderseits finden sich hier die Grenzmarken der heutigen Wissenschaft.

Neue Bücher.

Darwins Lehre, kritisch betrachtet von J. Huber. München, Lentner.

Kosmos, Entwickelungsgeschichte des. Von H. J. Klein. Braunschweig, Vieweg.

Wallace, A. R., Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsche Ausgabe von A. B. Meyer. Erlangen, Besold.

Physik.

Michael Faraday. II. Faraday pflegte zu sagen, es bedürfe 20 Jahre Arbeit, ehe man in physikalischen Dingen zum Mann heranreife; bis dahin befinde man sich im Zustande der Kindheit. Im Jahre 1831 war er 40 Jahre alt und 18 Jahre in der Royal Institution und da führte er den glänzendsten Beweis, daß er auf dem Gebiet der Physik zum Manne herangereift sei, durch seine großartige Entdeckung der elektrischen Induktion.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt auch an dieser Stelle eine etwas ausführlichere

Digitized by Google

Mittheilung, bei welcher wir im Wesentlichen ebenfalls Herrn Tyndall folgen.

Faraday wußte, daß in gewöhnlichen Verhältnissen die Gegenwart eines elektrisirten Körpers hinreicht, um durch Induktion (Vertheilung) einen unelektrischen Körper zu elektrisiren. Er wußte ferner, daß der Draht, welcher einen elektrischen Strom leitet, ein elektrisirter Körper ist, und daß trotzdem alle Versuche, mittelst desselben in anderen Drähten einen ähnlichen Zustand zu erregen, mißlungen waren. Woher kam dies Mißlingen? Da er keinem Experiment traute, welches er nicht selbst gesehen hatte, so begann er im Herbst 1831 die auf die elektrischen Ströme bezüglichen Versuche, welche bis dahin zu keinem Resultate geführt hatten, zu wiederholen. Er begann damit, daß er ein Gewinde von zwei mit Seide übersponnenen und deshalb von einander isolirten Drähten bildete. Sie wurden neben einander um dieselbe hölzerne Rolle gewunden. Den einen derselben verband er mit einer Batterie von 10 Elementen, den anderen mit einem empfindlichen Galvanometer. Nach hergestellter Verbindung mit der Batterie und während der Dauer des Stromes war keinerlei Wirkung auf das Galvanometer ersichtlich. Er verstärkte die Batterie von 10 auf 120 Elemente; jedoch ohne Erfolg. Der Strom floß ruhig durch den Draht der Batterie, ohne während seines Durchganges eine bemerkliche Wirkung auf das Galvanometer auszuüben. Während des Durchganges wurde eine Wirkung erwartet, und davon war nichts zu spüren. Da bemerkte Faraday, daß jedesmal, wenn er die Verbindung mit der Batterie herstellte, eine schwache Bewegung der Galvanometernadel sichtbar wurde, und daß dieselbe alsdann zu ihrer früheren Stellung zurückkehrte und in derselben verblieb, ohne von dem konstant fließenden Strome weiter beeinflußt zu werden; in dem Augenblicke jedoch, wo der Strom unterbrochen wurde, bewegte sich die Nadel von Neuem, und zwar in einer Richtung, welche der im Anfange bei Herstellung des Stromes beobachteten entgegengesetzt war.

Dieses und andere Resultate, die er im weiteren Verlaufe der Forschung gewann, führten Faraday zu dem Schlusse, daß der durch die Batterie in dem einen Drahte erzeugte Strom in Wahrheit einen ähnlichen Strom im anderen Drahte erzeuge; daß derselbe jedoch nur einen Augenblick andauere, und seiner Natur nach eher einer elektrischen Welle aus einer Leydener Flasche als dem elektrischen Strome aus einer Volta'schen Batterie gleichkomme.

Die so erzeugten momentanen Strömungen wurden inducirte Ströme genannt, während der Strom, welcher sie erzeugte, den Namen des inducirenden Stromes erhielt. Es stellte sich sofort heraus, daß der Strom, welcher bei Schließung des inducirenden erzeugt wurde, in seiner Richtung immer dem letzteren entgegengesetzt war, während der durch die Unterbrechung des inducirenden Stromes erzeugte stets mit der Richtung desselben übereinstimmte. Es schien, als ob der Strom bei seinem ersten Anlaufe durch den ersten Draht einen Widerhalt im zweiten finde und durch eine Art von Ruck in diesem eine elektrische Welle zurückdränge, welche aufhörte, sobald der ursprüngliche Strom gleichmäßig hergestellt war.

Faraday entdeckte ferner, daß die bloße Annäherung eines Drahtes, der zu einer geschlossenen Kurve gebogen war, an einen anderen Draht, durch welchen ein Volta'scher Strom floß, genügte, um in dem neutralen Drahte einen inducirten Strom hervorzubringen, dessen Richtung der des inducirenden Stromes entgegengesetzt war; daß das Entfernen desselben abermals einen Strom erzeugte, dessen Richtung der des inducirenden gleich war; daß diese Ströme nur während der Annäherung oder Entfernung bestanden, und daß kein Strom ohne diese Bewegung erzeugt wurde, die Drähte mochten einander noch so nahe gekommen sein.

Oersted hatte eine Einwirkung des Volta'schen Stromes auf die Magnetnadel nachgewiesen; man hatte Magnetismus durch Elektricität hervorgerufen. Faraday versuchte nun die Entwickelung von Elektricität aus Magnetismus.

Es gelang ihm auch dies, indem er jede der entgegengesetzten Hälften eines Eisenringes mit übersponnenem Drahte umwickelte; die Enden der einen Spirale mit dem Galvanometer in Verbindung setzte und durch die andern einen elektrischen Strom leitete, welcher das Eisen magnetisirte. Im Augenblick der Magnetisirung oder Entmagnetisirung zeigte sich der inducirte Strom in der anderen Spirale, welcher also nur durch das Auftreten oder Verschwinden des Magnetismus entstanden sein konnte.

Hieran schloß sich folgerecht, inducirte Ströme durch permanente stählerne Magnete hervorzurufen, indem diese in ein mit dem Galvanometer in Verbindung stehendes Draht-

Digitized by Google

gewinde theilweis hineingesteckt und wieder herausgezogen wurden.

Mit diesen Resultaten, zu welchen später noch der Nachweis des Extracurrent (Extrastrom), d. h. der elektrischen Strömung, welche in dem inducirenden Drahte selbst in dem Augenblicke der (Schließung oder) Unterbrechung der Leitung inducirt wird, kam, begnügte sich Faraday nicht. Er bearbeitete Jahre lang das elektrische Feld nach allen Richtungen, wie seine zahlreichen Reihen elektrischer Untersuchungen belegen, und führte namentlich den Beweis, daß die inducirte Elektricität, ebenso wie die Thermoelektricität alle Eigenschaften besitzt, welche der Reibungselektricität und dem Volta'schen Strome zukommen. Ja, es gelang ihm, das allgemein überraschende Experiment, bloß mittelst eines Magnets einen elektrischen Funken hervorzurufen*).

Daß die mannichfachen Induktionsmaschinen, welche zu verschiedenen Zwecken, namentlich in der Heilkunde und bei dem Militär zum Minensprengen Verwendung finden und von denen hier nur des Neefschen Hammers, des Ruhmkorffschen Funkeninduktors und der Stöhrer'schen Maschine Erwähnung geschehen möge, aus Faraday's Entdeckung hervorgegangen sind, führen wir hier nur an, um die Bedeutung derselben noch mehr hervorzuheben und ins Licht zu stellen.

Aber abgesehen von diesen praktischen Verwerthungen hatte die Entdeckung der inducirten Ströme auch noch ein besonderes wissenschaftliches Interesse, indem Faraday das Licht derselben auf das räthselhafteste physikalische Phänomen jener Zeit scheinen ließ.

Arago hatte 1825 den Einfluß einer Metallscheibe auf eine Magnetnadel beobachtet, als er die Scheibe unter dieser in Rotation versetzte, und nannte dies Phänomen Rotationsmagnetismus. Es erleidet hier der Magnetpol die Einwirkung einer tangentialen Kraft im Sinne der Drehung der Scheibe; erfolgt die Drehung langsam, aber konstant, so stellt sich eine bestimmte Ablenkung der Nadel ein; bei schneller Drehung geräth die Nadel in vollständige Rotation. Im darauf folgenden Jahre (1826) machte Seebeck die Beobachtung, daß eine schwingende Magnetnadel über einer Metallmasse (z. B. Kupfer) schneller zur Ruhe kommt als über einer nicht metallischen Masse (z. B. Marmor). Die Erscheinung ist mit dem Namen Dämpfung bezeichnet worden.

Beide Erscheinungen blieben räthselhaft, ungeachtet Arago selbst, Ampère und Poisson, ferner in England Babbage und Sir John Herschel sich viel mit denselben beschäftigten. Faraday löste das Räthsel mittelst seiner inducirten Ströme. Die Magnetnadel repräsentirt einen elektrischen Strom und ein bewegter Leiter muß in der Induktionssphäre dieses Stromes durch seine Bewegung auf den inducirenden Strom einwirken und umgekehrt. Seitdem spricht man nicht mehr von Rotationsmagnetismus, sondern bezeichnet die Erscheinung als eine Rotationsinduktion. Ebenso werden bei der Dämpfung durch Annäherung der schwingenden Magnetnadel an die einen und Entfernung von den andern Theilen der Metallplatte Induktionsströme erzeugt, nicht aber innerhalb einer nicht leitenden Masse.

Die vorher angedeuteten Untersuchungen Faraday's in Betreff der Identität der verschiedenen Elektricitäten führten ihn in das Studium der chemischen Erscheinungen der Volta'schen Säule.

Eine Folge hiervon ist erstens eine neue von Faraday vorgeschlagene und immer mehr zur Geltung kommende Terminologie. Er wollte die Bezeichnung „Pole" für die Enden einer Zersetzungszelle vermeiden, weil sie den Begriff von Anziehung mit sich führt, und setzte dafür die Benennung „Elektroden" (Elektricitätswege). Jede Substanz, welche durch den elektrischen Strom zersetzt werden kann, nennt er „Elektrolyt" und die Zersetzung selbst „Elektrolysis". Die positive Elektrode wurde mit Anode (der aufwärts führende Weg), die negative mit Kathode (der abwärts führende Weg) bezeichnet und dem entsprechend wurden für die Bestandtheile des zersetzten Elektrolyts die Namen Anion und Kation oder ohne Rücksicht auf die verschiedenen Elektroden überhaupt Jon gewählt.

Wichtiger ist zweitens das von ihm angegebene, so zuverlässige Voltameter oder Voltaelektrometer (Meßapparat für Volta'sche Elektricität). Es gründet sich dies Instrument auf die Zersetzung des Wassers durch den elek-

*) Welch großes Aufsehen namentlich das letztere Experiment erregte, dessen erinnere ich mich noch besonders lebhaft. Ich studirte damals in Bonn. Der Versuch sollte wiederholt werden; aber er gelang nicht. Da reiste Egen, damals Direktor der Realschule zu Elberfeld, nach England, ließ nach seiner Rückkehr bei dem Universitäts-Mechanikus in Bonn einen Apparat anfertigen, wie er solchen bei Faraday gesehen hatte, und dadurch erhielten wir ebenfalls Gelegenheit, den durch Magnetismus erregten elektrischen Funken zu erblicken. H. E.

Digitized by Google

trischen Strom und dient zur quantitativen Bestimmung des Verhältnisses zwischen Strom und elektrochemischem Prozesse. Faraday fand nämlich, daß die Menge der in einer bestimmten Zeit zersetzten Flüssigkeit der Stärke des hindurchgehenden elektrischen Stromes proportional ist. Bleibt also die Elektricitätsmenge dieselbe, so ist auch die Menge der zersetzten Flüssigkeit dieselbe, mag der Strom schwach oder stark sein. Bei verschiedenen Elektrolyten verhalten sich die Mengen der zersetzten Stoffe wie die chemischen Aequivalente.

Als drittes Ergebniß ist zu verzeichnen, daß sich Faraday in Bezug auf die Gültigkeit von Volta's Kontakttheorie auf die Seite der Gegner derselben stellte. Volta glaubte, daß der Ursprung und die Erhaltung der Kraft in der nach ihm benannten Säule in der Berührung verschiedener Metalle zu suchen sei. Spätere Untersuchungen haben allerdings erwiesen, daß die Elektromotoren nicht lediglich auf die Metalle beschränkt sind, sondern daß auch bei Berührung von Metallen mit tropfbaren Flüssigkeiten und ebenfalls mit Gasen eine Elektricitätserregung eintritt. Die Volta'sche Kontakttheorie bedarf daher jedenfalls der Erweiterung, daß der Kontakt verschiedener Körper überhaupt Quelle der Elektricität sei. Noch ehe man zu dieser Erweiterung schritt, wurden die chemischen Wirkungen der Säule Veranlassung, daß sich Zweifel an Volta's Auffassung rege machten und Vermuthungen und Andeutungen auftauchten, dahin gehend, daß die wirkliche Quelle der Volta'schen Elektricität in der chemischen Wirkung, namentlich in dem Spiele der chemischen Affinitäten und dem Fortgange chemischer Veränderungen liegen möge. Fabroni in Italien, Wollaston in England sprechen sich in diesem Sinne aus; Becquerel in Paris und de la Rive in Genf schlossen sich an: in Deutschland hielt man an der Kontakttheorie fest. Faraday trat 1834 in den Kampf ein mit der Schrift „Ueber die Elektricität der Volta'schen Säule". Seinen Angriff wiederholte er 1840, in welches Jahr auch seine Untersuchungen über die elektrische Kraft des Zitteraales (Gymnotus) fallen.

Da hier nicht der Ort ist, weiter in diese streitige Sache einzugehen, so möge die Bemerkung genügen, daß es gewiß nicht überraschen kann, daß sich Faraday gegen die Kontakttheorie, wie sie damals formulirt war, aussprach. Der Streit hat nach beiden Seiten hin sein Gutes gehabt.

In das Jahr 1833 fällt Faraday's Untersuchung über die „Fähigkeit der Metalle und anderer fester Körper, die Verbindung gasförmiger Körper herbeizuführen". Es steht dieser Gegenstand in Verbindung mit der 1823 von Döbereiner in Jena gemachten Entdeckung über die Fähigkeit des Platinschwammes, die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff hervorzurufen, worauf sich das wieder aus der Mode gekommene Platinschwammfeuerzeug gründete.

Der Zeitraum von 1835 bis 1840 ist außer dem Nachweise des Extracurrent vorzugsweise mit elektrischen Spekulationen, namentlich über Kraftlinien und darauf bezüglichen Experimenten ausgefüllt. Aber die jahrelange übermäßige geistige Anstrengung begann sich in Faraday's körperlichem Befinden bemerkbar zu machen. Er ging daher 1841 in Begleitung seiner Frau und des bereits genannten Schwagers George Barnard nach der Schweiz. Wie wohlthuend diese Reise auf ihn gewirkt, wie sie ihn wieder gestärkt und gekräftigt hatte, dafür sollte die wissenschaftliche Welt bald einen erfreulichen Beweis erhalten.

Trotzdem, daß Faraday sich gegen alle Theorien auflehnte, theoretisirte er doch im Grunde selbst beständig. Seine Spekulationen führten ihn zu gewissen Ansichten über die Einheit und Verwandlungsfähigkeit der Naturkräfte. Eine Einwirkung der Magnete auf das Licht ergab sich mehr als wahrscheinlich. Hierauf bezügliche Versuche waren resultatlos, trieben aber auf neue Wege und zu neuen Mitteln. Endlich benutzte er ein Stück des Glases, welches bei den bereits angeführten Glasversuchen in den Jahren 1825 bis 1829 gewonnen worden war.

Das etwa 2 Quadratzoll im Querschnitt haltende und ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll dicke Glas hatte polirte ebene Flächen, wurde zwischen die Pole eines noch nicht durch den elektrischen Strom magnetisirten Elektromagneten gebracht und so in einen Polarisationsapparat gestellt, daß der polarisirte Lichtstrahl durch die Länge desselben laufen konnte. Faraday beschreibt nun den Versuch selbst in folgender Weise:

„Das Glas wirkte, wie Luft, Wasser oder eine andere durchsichtige Substanz gewirkt haben würde; und wenn man das Okular in eine solche Lage brachte, daß der polarisirte Strahl erlosch, oder vielmehr, daß das durch denselben hervorgebrachte Bild unsichtbar wurde, so brachte die Einführung des Glases keine Aenderung in dieser Beziehung hervor. Entwickelte man aber nun die Kraft des Elektromagneten, indem man

Digitized by Google

einen elektrischen Strom durch seine Drahtwindungen leitete, so wurde das Bild der Lampenflamme sofort sichtbar und blieb es auch, so lange der Magnetismus unterhalten wurde. Sobald man den elektrischen Strom unterbrach und dadurch die magnetische Kraft aufhob, verschwand das Licht augenblicklich. Diese Erscheinungen konnten jeden Augenblick wiederholt werden und zeigten bei jeder Gelegenheit und in jedem Augenblicke dieselbe Abhängigkeit von Ursache und Wirkung" (Poggend. Ann. Bd. 68, S. 105).

Hiermit hatte Faraday eine Drehung der Polarisationsebene des Lichtstrahles unter Einfluß des Magnetismus nachgewiesen, eine Erscheinung, die allerdings manche Substanzen, z. B. Bergkrystall, Terpentinöl, auch ohne Mitwirkung des Magnetismus besitzen; indessen während sie bei diesen Substanzen konstant, bei den einen stets rechts und bei den andern stets links ist, zeigt sich die Drehung durch Magnetisirung von der Lage der magnetischen Pole abhängig und erfolgt in der entgegengesetzten Richtung, wenn diese Pole durch entgegengesetzte Richtung des magnetisirenden elektrischen Stromes umgekehrt werden.

Nachdem die Thatsache festgestellt war, daß durch Magnetismus die Lage der Polarisationsebene eines Lichtstrahls eine Aenderung erleidet, verfolgte Faraday die Erscheinung nach den verschiedensten Richtungen. Flüssigkeiten und Lösungen, nicht aber Gase, erwiesen sich wie das gebrauchte Glas; statt eines Magnets konnten elektrische Spiralen, in welche die Substanzen eingeschlossen waren, benutzt werden ꝛc.

Die eben besprochene Entdeckung wurde 1845 unter dem Titel „Magnetisation des Lichts und Erleuchtung der magnetischen Kraftlinien" bekannt gemacht.

Unmittelbar hierauf folgte die Entdeckung des Diamagnetismus, über welche im December 1845 der Royal Society Mittheilung gemacht wurde.

Außer dem Eisen und Stahl kannte man bis dahin nur einige wenige Körper, welche dem Einflusse des Magnetismus zugänglich sind, namentlich Nickel, Kobalt, noch schwächer Chrom und Mangan. Faraday gelang der Nachweis, daß alle Körper unter diesem Einflusse stehen, daß sich aber die Wirkung auf zweierlei Art äußert. Bringt man nämlich einen Körper zwischen die Pole eines kräftigen Magnets — und Faraday standen in dieser Hinsicht die besten Hülfsmittel zu Gebote —, so wird derselbe entweder — wie ein Stückchen Eisendraht — von beiden Polen angezogen und stellt sich längs der Verbindungslinie derselben, d. h. axial, oder er wird abgestoßen und nimmt eine zu der Verbindungslinie normale Lage an, d. h. er stellt sich äquatorial. Körper, welche sich axial stellen, also die gewöhnlich magnetisch genannten, bezeichnete Faraday als paramagnetisch, die anderen als diamagnetisch, und demnach unterschied er Paramagnetismus und Diamagnetismus, während er unter magnetisch Beides begriff.

Der erste Versuch, welchem die Entdeckung zu danken war, wurde mit einem Stückchen desselben schweren Glases ausgeführt, welches zur Entdeckung der Magnetisation des Lichts die Veranlassung gegeben hatte. Das Glas nahm eine äquatoriale Stellung an; zeigte sich also diamagnetisch. Faraday verfolgte dann die neue Thatsache weiter. Kein bekannter fester oder flüssiger Körper erwies sich bei gehöriger Stärke der magnetischen Kraft unempfindlich.

Den Gedanken, welche sich für Faraday an die Entdeckung des Diamagnetismus knüpften, und den vielfachen Versuchen, zu welchen er veranlaßt wurde, können wir hier nicht folgen. Erwähnt möge hier nur werden, daß er auch den Erscheinungen an Krystallen, welche dem magnetischen Einflusse unterworfen wurden und die von Plücker in Bonn entdeckt worden waren, seine eingehende Beachtung schenkte. Tyndall sagt, Faraday habe diese Erscheinungen, welche er mit der neuen Benennung „der magnet-krystallinischen Kraft" bezeichnete, so genau bearbeitet, daß das Feld ganz rein gefegt sei und für den Lehrenleser kaum noch ein Experiment übrig blieb*). Faraday selbst aber fand sich nach allen diesen Resultaten zu folgender Bemerkung veranlaßt:

„Noch vor wenigen Jahren war der Magnetismus für uns eine verborgene Kraft, welche nur auf wenige Körper wirkte; jetzt hat sich gezeigt, daß er alle Körper beeinflußt, mit Elektricität, Wärme, chemischer Wirkung, Licht und Krystallisationskraft, und durch diese mit den

*) An dieser Stelle müssen wir auch des Hrn. Tyndall hervorhebend erwähnen als desjenigen, welcher in neuerer Zeit den Beweis führte, daß Diamagnetismus ebenso wie Paramagnetismus auf Polarität beruhe. Er hat namentlich erwiesen, daß in diamagnetischen Krystallen die Linie, in deren Richtung die Abstoßung ein Maximum ist, sich äquatorial im magnetischen Felde einstellt, während in den paramagnetischen Krystallen die Linie, entlang welcher die Anziehung ein Maximum ist, sich von Pol zu Pol stellt.

Digitized by Google

Kräften, welche den Zusammenhang der Körper bestimmen, in genauester Verbindung steht".

Hieran knüpft er die Hoffnung, daß es noch gelingen werde, ein Band der Vereinigung zwischen Magnetismus und Schwerkraft aufzufinden.

Bancalari, Professor der Physik zu Genua, hatte den Magnetismus der Flamme entdeckt*). Faraday wiederholte die Versuche, ging aber dann weiter zu der Untersuchung der Gase und wies auch in diesen paramagnetische und diamagnetische Kräfte nach. Besonders wichtig für Faraday wurde das Resultat, daß der Sauerstoff allein sich paramagnetisch, Stickstoff hingegen wie die übrigen Gase diamagnetisch verhielt. Neue Gedanken drängten sich hierdurch auf. Kann der Sauerstoff bei seiner hohen magnetischen Kraft in der Atmosphäre bestehen, ohne einen sehr wichtigen Einfluß auf die Disposition des Magnetismus unseres Planeten auszuüben? — Faraday glaubte in diesem Verhalten des Sauerstoffs in der That die wirkliche Ursache von den vielen Veränderungen, welche an dem Erdmagnetismus beobachtet sind, zu erkennen. Sowohl die täglichen als die jährlichen Veränderungen schienen ihm hierdurch bedingt; neue Beziehungen erwartete er zwischen dem Nordlichte und dem Erdmagnetismus zu finden; ganz neue magnetische Verhältnisse und Veränderungen in Bezug auf den von ihm vorzugsweise genannten atmosphärischen Magnetismus schwebten seinem Geiste vor, so daß ihm selbst seine Erwartungen zu sanguinisch vorkamen.

Schon früher hatte Faraday sich eine eigenthümliche Vorstellung über die Wirkung der magnetischen Kraft in die Ferne gebildet, die ihn zu der Annahme magnetischer Kraftlinien führte. Im Jahre 1831 spricht er zum ersten Male von diesen Linien, und 1845 stellt er seine große Entdeckung der Magnetisation des Lichtes mit der Erleuchtung der magnetischen Kraftlinien zusammen. Wir glauben auf diese Ideen hier um so weniger eingehen zu brauchen, als dieselben wenig Anklang gefunden haben; mit den neuesten Untersuchungen über die Wechselbeziehung der Naturkräfte, zu welcher namentlich die mechanische Wärmetheorie geführt hat, nicht recht in Einklang zu bringen sind und überdies Faraday selbst derartige Spekulationen eigentlich nur als Hülfsmittel brauchte, die ihm als Richtschnur für Untersuchungen dienen sollten. Im Jahre 1851 veröffentlichte er eine besondere Abhandlung, die sich auf diesen Gegenstand bezog und den Titel führte „Ueber magnetische Kraftlinien, ihren bestimmten Charakter und ihre Vertheilung in einem Magnete und durch den Raum"**). Hieran schließt sich die am letzten Tage desselben Jahres der Royal Society eingeschickte Abhandlung: „Die Anwendung des inducirten elektromagnetischen Stroms als Prüfungsmittel und Maß der magnetischen Kraft"**). Er grübelte über magnetische Media und Kraftlinien bis an sein Ende. So betraf seine letzte Untersuchung die Entscheidung der Frage, ob die magnetische Kraft Zeit bedürfe zu ihrer Vorbereitung, doch hat er diese Arbeit nicht zu Ende geführt.

Wir mögen uns wundern, daß Faraday, dem Thatsachen über Alles gingen, dennoch fortwährend spekulirte. Wir müssen aber bedenken, daß Thatsachen allein den Geist nicht befriedigen können. Die Theorie ist der Rückschluß von der Thatsache auf das Princip, die Vermuthung oder Ahnung in Bezug auf Etwas, das hinter den Thatsachen liegt und woraus diese in nothwendiger Folge entspringen. So war es mit Faraday auch. Er spekulirte, um einen Halt für neue experimentelle Ergebnisse zu gewinnen; er errieth stets nach Hypothesen; er war aber auch sofort bereit, seine hypothetischen Gedanken fallen zu lassen, sobald seine Experimente den Ungrund derselben darlegten. Nur in Bezug auf seine Kraftlinien zeigte er eine große Hartnäckigkeit, die ihn sogar dahin führte, daß er die Wirkung der Schwerkraft auf dieselben zurückführen zu können hoffte, und die Hypothese vom Aether, welcher der Naturforschung mit seinen Schwingungen die größten Dienste geleistet hat, für entbehrlich hielt. Ueberhaupt gelangte er in Bezug auf Kraft und Stoff zu Ansichten, welche von denjenigen anderer Gelehrten sich ganz und gar unterschieden, und dies war jedenfalls eine Folge davon, daß er Autodidakt war, und daß ihm namentlich eine mathematische Erziehung abging, weshalb unstreitig auch seine rein spekulativen Schlüsse oft der Genauigkeit des Ausdrucks entbehren. Tyndall freilich sagt in Bezug auf Letzteres, daß er vielleicht, wenn er mathematisch geschult gewesen wäre, dadurch entmuthigt und verhindert worden sein könnte, seine Schachte an solchen Orten zu graben, wo keine Theorie ihm eine Erzader in Aussicht stellte, und fügt hinzu: „Wenn dem so ist, so

*) Poggend. Annal. Bd. 73. S. 257 u. 286.

*) Poggend. Annal. Erg.-Bd. 3. S. 535.

**) Ebendas. S. 542.

Digitized by Google

dürfen wir uns freuen, daß dieser kühne Schatzgräber an dem Bergwerke der Naturwissenschaften sich selbst überlassen war, um seine Hacke nach seiner Weise zu schwingen". Den Ruhm, welcher Faraday gebührt, zu schmälern, wird gewiß Niemandem einfallen; im Gegentheil werden Alle darin übereinstimmen, daß er der größte Forscher im Gebiete des Experimentirens, welchen die Welt jemals besessen hat, gewesen ist; und dies ist mehr denn ausreichend, seinen Namen zu verewigen.

Die große Thätigkeit, welche Faraday stets bewies, die ihn bereits 1841 übermäßig angegriffen hatte, von der er aber nicht lassen konnte, als er von seiner Schweizerreise gekräftigt zurückkehrte, mattete ihn in vorgerückten Jahren mehr und mehr ab. Er überschritt oft die Grenzen seiner Arbeitskraft und suchte dann Erholung durch zeitweise Entfernung von London. Ausgangs 1865 trat ein heftiger Krankheitsanfall ein, von dem er sich nie wieder völlig erholte, obgleich er auch da noch die Abendvorlesungen in der Institution besuchte. Völlige Ruhe wurde ihm schließlich zur Nothwendigkeit; die Kräfte nahmen immer mehr ab; alle Funktionen des Körpers fanden nur mit größter Mühe statt; er war kaum im Stande, sich zu bewegen; zuweilen konnte er kaum sprechen und nur mühsam einen Bissen Nahrung zu sich nehmen. Dennoch interessirte er sich noch für naturwissenschaftliche Gegenstände, z. B. für die Holtzsche Elektrisirmaschine, und sogar sein Irrereden hatte einen naturwissenschaftlichen Charakter. Endlich im Frühlinge 1867 wurde er nach Hamptoncourt gebracht. Er verlor mehr und mehr das Bewußtsein und starb dort am 25. August 1867.

Hr. Tyndall, Faraday's Nachfolger als Professor an der Royal Institution und demselben 15 Jahre nahe stehend wie kein Anderer, hat in seiner Gedenkschrift noch so manche zur Charakteristik des edlen Mannes dienende Züge verzeichnet, obgleich er sagt, daß er Anderen es überlassen müsse, die Pflicht zu erfüllen, der Welt ein Bild des Menschen Faraday zu geben. Wir heben hier Einzelnes heraus.

Faraday gehörte, wie seine Vorfahren, zu der Sekte der Sandemanianer, die den extremsten Ansichten zu Gunsten der Duldung und Trennung der Kirche vom Staate huldigt. Der offenbarte Wille Christi gilt als das höchste und einzige Gesetz, nicht nur in Kirchenfragen, sondern in jedem Gedanken, jedem Worte und jeder That. Faraday hielt an diesem Glauben lebenslang fest, als sei er eine ihm persönlich kund gethane Offenbarung, und sagte einmal: „Unsere Hoffnung ist gegründet auf den Glauben, der da ist in Christus". Er glaubte, daß das menschliche Herz von einer höheren Macht regiert wird, zu der weder die Wissenschaft noch die Logik einen Zugang öffnet, und dieser Glaube, er mochte nun wahr oder falsch sein, den er mit der vollkommensten Duldung für Andersgläubige verband, stärkte und verschönte sein Leben. Sein religiöses Gefühl und seine wissenschaftliche Denkweise konnten nicht getrennt werden; es fand ein beständiges gegenseitiges Ueberfließen beider bei ihm statt. Als er einmal einen Brief an den Dekan von St.-Pauls unterzeichnete „In Demuth der Ihrige" und Tyndall hiergegen opponirte, sagte er: „Gut, Tyndall! ich bin aber demüthig, und doch wäre es ein großer Irrthum, zu denken, ich sei nicht auch zugleich stolz". Diese Doppelnatur, setzt Tyndall hinzu, zeigte sich überall in seinem Charakter. Er war ein Demokrat in seinem Mißtrauen gegen jede Autorität, welche seine Gedankenfreiheit zu beschränken suchte, und dennoch war er stets bereit, sich in Ehrerbietung zu beugen vor Allem, was der Ehrerbietung werth war, sei es in den Sitten der Welt oder im Charakter der Menschen.

Als er mit Davy auf die Reise ging, dachte er zuerst daran, daß er seine Mutter verlassen müsse; aus Rom schrieb er an diese: „Jetzt bin ich froh, Jemanden hinterlassen zu haben, an den ich denken und dessen Handlungen und Beschäftigungen ich mir im Geiste ausmalen kann. Jede freie Stunde benutze ich dazu, um an die Meinigen zu Hause zu denken. Die Erinnerung an die Daheimgebliebenen ist meinem Herzen ein beruhigender und erfrischender Balsam trotz Krankheit, Kälte oder Müdigkeit. Mögen Diejenigen, die solche Gefühle nutzlos, leer und armselig finden, immerhin so denken. Ich beneide ihnen ihre verfeinerten und unnatürlichen Gefühle nicht. Mögen sie sich in der Welt, befreit von solchen Fesseln und Herzensbanden, umsehen und über Diejenigen lachen, die sich, mehr durch die Natur geleitet, noch solchen Gefühlen hingeben. Was mich betrifft, so schätze ich sie, trotz der Vorschriften moderner Ueberbildung, als das Erste und Beste im menschlichen Leben".

Seine Verheirathung bezeichnet er als ein Ereigniß, welches mehr als alle übrigen eine Quelle von Ehre und Glück für ihn geworden sei. Als er 28 Jahre verheirathet war, schreibt er, das Verhältniß zu seiner Gattin habe sich in keiner Weise verändert, es sei denn, daß es

Digitized by Google

an Tiefe und Stärke gewonnen hätte. Charakteristisch ist besonders, daß er seinen Hochzeitstag gerade wie jeden anderen Tag betrachtet zu sehen wünschte. Er schrieb an die Schwester seiner Frau vor der Hochzeit: „Auch nicht durch die Vorgänge eines einzelnen Tages soll Unruhe, Lärm oder Hast veranlaßt werden. Aeußerlich wird der Tag wie alle anderen vergehen; denn es genügt, daß wir im Herzen Freude erwarten und suchen".

Die Liebe und Theilnahme der Menschen schätzte er und schlug sie fast höher an als den Ruhm, den ihm die Wissenschaft brachte. Zu Tyndall sagte er einmal: „Der süßeste Lohn für meine Arbeit ist die Sympathie und die Anerkennung, welche mir aus allen Theilen der Welt zufließen". Er war mit wissenschaftlichen Ehren überhäuft worden, legte aber auf die äußeren sichtbaren Zeichen der Berühmtheit geringeren Werth als die meisten Menschen. — Nach dem Tode des Herzogs von Northumberland wünschte das geschäftführende Komité der Royal Institution, daß Faraday seine Laufbahn als Präsident der Anstalt beschließen möchte, in welche er vor mehr als einem halben Jahrhundert gegen wöchentliche Löhnung eingetreten war. Allein er lehnte ab. Er sehnte sich nach Ruhe, und die verehrungsvolle Liebe seiner Freunde war ihm unendlich mehr werth als alle Ehren einer officiellen Stellung. Ebenso konnte er sich nicht entschließen zur Annahme des Präsidentenstuhles der Royal Society, der ihm angetragen wurde, als Lord Wrottesley diese Stelle niederlegte. Alles Zureden half nichts, und schließlich sagte er zu Tyndall: „Ich muß einfach Michael Faraday bleiben, und ich will Ihnen nur sagen, daß, wenn ich die Ehre, welche die Royal Society mir zu übertragen wünscht, annähme, ich nicht dafür stehen könnte, daß mir meine Geisteskraft auch nur ein Jahr lang ungeschmälert erhalten bliebe".

Die Wissenschaft betrachtete er als eine Republik, weil sie dadurch gewinne, und sagte einmal: „Obwohl ich in anderen Beziehungen kein Republikaner bin, hier bin ich es". — Daher stammte seine Freude über jeden Zuwachs an Thatsachen, ohne zu fragen: „Wozu nützt dies Alles?" In Bezug auf diese Frage erinnerte er an Franklins Gegenfrage: „Wozu nützt ein kleines Kind?" mit der Antwort: „Bemüht Euch, es nützlich zu machen!" Er war der Meinung, daß, wenn der Geist eines Menschen nach Wissen dürstet, so ist das Wissen nützlich, weil es diesen Durst befriedigt.

Und nun zum Schluß noch einen liebenswürdigen Zug Faraday's, welchen Hr. Helmholtz (S. 17) mittheilt. In der Royal Institution war ein Diener, Namens Anderson, angestellt. Dieser war ein sehr achtbarer, aber auch sehr origineller Charakter und blieb fast 40 Jahre Faraday's ehrerbietiger. Gehülfe. Dieser sagte wohl gelegentlich von sich, daß er in den Vorlesungen die Versuche und Faraday die Redensarten dazu mache, und Faraday behandelte den alten Mann in seiner liebenswürdigen und heiteren Weise auch immer so, als sei dies wirklich ihre gegenseitige Stellung.

Dr. H. Emsmann.

Chemie.

Die Aufgaben der modernen Chemie. Nichts überrascht den Anfänger in der modernen Chemie mehr als die überwältigende Zahl von Substanzen, welche ihm hier zum ersten Mal begegnen und die, wie ein Blick in die Fachjournale lehrt, noch täglich vermehrt werden. Der Zoologe, der Botaniker und der Mineraloge mögen getrost in ihrem Reiche sich umschauen und darauf bedacht sein, wie sie die Schätze, welche bis jetzt bekannt sind, ordnen, durchforschen und beschreiben; neue Entdeckungsreisen bringen auch ihnen willkommenen Zuwachs, welcher sich an passender Stelle im System einreihen läßt. Und erfordert auch die Beherrschung des großen Materials einen eisernen Fleiß und unermüdliche Anstrengung, so hält dies doch Alles keinen Vergleich aus mit der wunderbaren Erscheinung, welche die neuere Chemie darbietet. Eine neue Welt thut sich dem erstaunten Blicke auf! Mochte man noch vor nicht langer Zeit den Chemiker bemüht sehen, die Eigenschaften der auch dem Laien allenfalls bekannten Körper zu studiren und ihr gegenseitiges Verhalten zu prüfen, so sehen wir jetzt tausend Hände bemüht, immer neue Verbindungen herzustellen. Es ist ein schöpferisches

Digitized by Google

Beginnen: Körper, die nie auf der Erde, weder in ihrem Schooße, noch in den Pflanzen, noch in Thieren existirt haben, werden in den Bechergläsern und Retorten zusammengesetzt; das Vorhandene ist so wunderbar groß, hier wird es vergrößert. Wir sind erstaunt gewesen, als zuerst bekannt wurde, welche Fülle von Körpern z. B. im Mohnsaft, im Opium, neben einander vorkommen. Die Zahl der dort gefundenen Alkaloïde wuchs immer mehr und man bewunderte die Gestaltungskraft der Natur. Aber wie geringfügig erscheint dieselbe dem Vermögen des Chemikers gegenüber, der aus jedem dieser Alkaloïde Dutzende von Derivaten herstellt, und an wie manchen Pflanzenbestandtheil schließt sich in solcher Weise ein unabsehbarer Schwarm abgeleiteter Verbindungen. Dem Laien, welcher zufällig einen Blick in diese Welt wirft, kommen schon die Namen der neuen Körper wohl noch krauser vor als die schwierigsten mathematischen Formeln und er wird geneigt sein, dem Professor Karmarsch Recht zu geben, welcher in seiner Begrüßungsrede der deutschen Naturforscher in Hannover die Chemie scherzweise als einen entarteten Zweig an dem großen und schönen Baum der Naturforschung bezeichnete, weil die Chemiker sich nicht damit begnügen, die Natur zu nehmen wie sie ist, sondern die Weltverbesserer spielen wollen und Substanzen und Körper produciren, die der Schöpfer entweder für überflüssig erachtet hat, oder zu deren Schöpfung er sich nicht die Zeit hat nehmen wollen.

Lassen wir den Scherz als solchen gelten, so ist nun doch die Frage berechtigt, *welchen Zweck* diese Herstellung immer neuer Verbindungen hat. Als man anfing, die Eigenschaften der bekannten Körper zu studiren, war es ein sehr begreifliches Streben, von ihnen aus nach allen Richtungen zu tasten, sie mit diesem und mit jenem Körper zu verbinden, um zu erfahren, wohin man auf solche Weise gelangen werde. Dies Streben führte nebenbei zu mancher hübschen Entdeckung, die sich praktisch verwerthen ließ, und so stand sich auch die Technologie gut genug, ja sehr oft fiel der größte Gewinn ihr zu. Vor Allem mußte man bald erkennen, daß man an ein Endziel nicht gelangen, wohl aber das Feld mit jedem Schritt sich mehr erweitern sehen würde. Es kann keine Rede davon sein, die Zahl der *möglichen* Verbindungen zu erschöpfen. Diese Erkenntniß ist jedenfalls gewonnen worden, aber man hat auch positive Resultate errungen. Früher fand man in den Lehrbüchern die Körper gruppirt nach oft sehr äußerlichen Verhältnissen. Man stellte zusammen, was dem Harze sehr ähnlich war, andrerseits ätherische Oele, die Riechstoffe der Pflanzen, dann wieder die Farbstoffe u. s. f. Das ist nun ganz anders geworden. Indem man die Eigenschaften der Körper genau studirte, fand man z. B., daß die bei Destillationen von Pflanzentheilen ölartig sich abscheidenden Flüssigkeiten von starkem Geruch (ätherische Oele) grundverschieden von einander sein können, daß die Glieder der Farbstoffgruppe außer der intensiven Farbe auch gar nichts mit einander gemein haben und schon bei einfachen Zersetzungen nach völlig verschiedenen Richtungen deuten. Andrerseits ergaben sich Beziehungen von Gliedern einer Gruppe zu denen einer andern, die im Laboratorium neu dargestellten Körper kamen hinzu, das Band knüpfte sich enger und enger und bald ließen sich dann wirkliche *natürliche Gruppen* aufstellen. So lernte man z. B. Körper kennen, die gewisse Grundeigenschaften mit dem Weingeist oder Alkohol theilen: das gab die Familie der Alkohole. Bei gewissen Prozessen geht der Alkohol in Aldehyd über, die andern Alkohole erlitten ganz analoge Zersetzungen und es schloß sich also der ersten Familie die parallele der Aldehyde an. Dann fand man gewisse Alkohole, welche in ihrer Zusammensetzung von einander nur durch ganz bestimmte Atomgruppen abweichen, andere Alkohole standen unter einander in ähnlichen Beziehungen, und man erhielt nun die homologen Reihen, wie solche z. B. zuerst zwischen den zahlreichen Säuren der natürlichen Fette aufgefunden wurden. Diesen Säuren entsprachen Alkohole, Aldehyde, Acetone, Amide und alle gruppiren sich in derselben Weise, so daß also eine förmliche Systematik sich ausbildete. Zuerst gab es freilich arge Lücken, man hatte z. B. eine bestimmte Säure aufgefunden, kannte aber nicht den dazu gehörigen Alkohol oder umgekehrt. Da wurde nun experimentirt, addirt und substituirt, bis dann endlich der betreffende Körper zusammengesetzt war. Oft fand man ihn später schon von der Natur gebildet und konnte dann vielleicht so große Quantitäten herstellen, um sofort alle Eigenschaften des Körpers genau zu studiren. Und hier kam nun ein weiterer Vortheil zu Tage. Manche Eigenschaften eines gesuchten Körpers, der also noch niemals auf der Erde existirt hat, ließen sich geradezu *berechnen*. Siedet in einer homologen Reihe der eine Körper bei einer bestimmten Temperatur und der ihm folgende um eine gewisse Anzahl Grade schwerer, so wiederholte sich diese

Digitized by Google

Zahl zwischen je zwei andern Gliedern derselben Reihe ganz genau und man kann daher schon den Siedepunkt der neuen Verbindung berechnen. Auch die Zersetzungen sind analoge, und es ist daher gar nicht selten, daß der Chemiker sagt: ich suche den Körper von dieser Zusammensetzung, mit diesen Eigenschaften, der sich gegen Säuren so, gegen Alkalien so verhält.

Von diesem Streben hatten die alten Chemiker keine Vorstellung. Es ist lange Zeit Chemie getrieben worden, ehe die Chemie als Wissenschaft existirte. Die Alchemisten haben sehr viel destillirt und sublimirt, sie haben alles, was sie erreichen konnten, in ihre Retorten und Schmelztiegel gethan, und manche schöne Entdeckung ist ihnen zu verdanken. Aber für die Chemie als Wissenschaft haben sie nichts geleistet. Sie strebten ganz bestimmten praktischen Zielen nach, und ohne sich klar darüber zu sein, ob und auf welche Weise dieselben erreichbar sein möchten, begannen sie ihre Arbeiten. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Chemie um ihrer selbst willen in Angriff genommen, aber noch bis heute haben nur sehr Wenige eine Vorstellung davon, was wissenschaftliche Chemie ist. Ein eigenthümlicher Umstand verschuldet dies. Die Chemie ist für das praktische Leben von eminenter Bedeutung, sie lehrt den Menschen zahllose Bedürfnisse befriedigen, sie begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe, sie schafft ihm Kleidung und Nahrungsmittel, Licht und Wärme und bereitet ihm wirksame Arzneimittel, die das Leben verlängern und den Schmerz aus der Welt schaffen. Die Chemie regelt den Verkehr durch ihre analytischen Untersuchungen, sie ist wachsam und untersucht unermüdet, um die Schätze der Natur immer mehr auszubeuten. Dann kommen andere Wissenschaften und bedienen sich der Chemie zu ihrer eigenen Förderung, und wir sehen, wie die Geologie und die Botanik und Zoologie sich auf ungeahnte Höhe geschwungen haben, indem sie die Chemie als Hülfswissenschaft heranzogen. So sehen wir überall den Nutzen der Chemie, auf Schritt und Tritt begegnen uns Anwendungen dieser Wissenschaft, aber sie selbst treffen wir nirgend. Der Laie weiß nicht, was Chemie ist und ob und was sie sonst noch will, als ihm zu dienen.

Da mag wohl der ernstere Mann nachdenken über die chemische Wissenschaft, und vielleicht kommt er wie schon so mancher sehr gelehrte Herr zu dem Resultat: die Chemie ist gar keine Wissenschaft, sie ist ein Handwerk! Wie dem Lehrling in der Werkstatt die Eigenschaften der Dinge gesagt werden, mit denen er arbeiten lernen soll, so trägt der Lehrer der Chemie die Eigenschaften der Schwefel- und Salpetersäure, des Eisens und des Kali's vor, und dann geht der Schüler an die Kolben und Trichter und lernt diese geschickt benutzen. Und je reiner die Destillation gelingt, je schärfer die Analyse stimmt, um so größer ist der Chemiker! Das ist nun freilich Handwerk, und wer diese Ansicht von der Chemie als Wissenschaft hegt, der — beweist damit, daß er keine Ahnung von derselben hat. Andere gehen weiter, sie verlangen, daß der Chemiker nach neuen Körpern suchen soll, und rühmen Hoffmann, der die Theerfarben, und Liebig, der das Chloral entdeckt hat. Das Chloral wurde vor zwanzig Jahren zuerst dargestellt und Niemand hatte eine Ahnung von seinen hypnotischen Eigenschaften, bis ein Arzt sie vor Kurzem entdeckte. Er also gab der Liebigschen Arbeit erst ihren Werth und verhalf der Chemie zu neuem Ruhm.

Man sieht aber schon aus diesem Verhältniß, daß die Chemie bei solcher Auffassung immer nur die dienende Magd bleibt, und daß es demnach doch wohl mit der Chemie als Wissenschaft eine andere Bewandtniß haben muß.

Der Laie ist allen wissenschaftlichen Arbeiten gegenüber nur gar zu gern mit der Frage nach ihrem Nutzen bereit, aber es würde schlecht um wissenschaftliche Erkenntniß und folgeweise auch um unsere praktische Befähigung stehen, wenn die Forscher ihre Arbeiten lediglich mit dem Hintergedanken der praktischen Verwendbarkeit beginnen wollten. Liebig hat seine Untersuchungen über die Einwirkung des Chlors auf Alkohol, bei welchen er zu der Entdeckung des Chlorals gelangte, ohne Aussicht auf praktische Nützlichkeit ausgeführt, und für die Chemie hatten diese Arbeiten von Anfang an denselben Werth, den ihnen heute größere Kreise beizumessen bereit sind, nachdem die medicinischen Eigenschaften des Chlorals aufgefunden wurden. Ebenso bemißt sich der wissenschaftliche Werth der Hoffmannschen Untersuchungen keineswegs nach der Verwendbarkeit der Anilinfarben. Goethe sagt: „Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück". Bei der Chemie ist dieser Umweg in der Regel sehr kurz, aber man muß seiner gedenken, um zu dem Begriff der wissenschaftlichen Chemie, den so viele „Gelehrte", ja selbst manche „Chemiker" nicht kennen, zu gelangen. Die Chemie ist ein Zweig der Natur-

Digitized by Google

wissenschaft und sie hat die Aufgabe, die Zusammensetzung der Körper und alle bei der Aenderung dieser Zusammensetzung auftretenden Naturerscheinungen zu erforschen, um daraus den gesetzmäßigen Zusammenhang und die Ursache dieser Erscheinungen, d. h. die Naturgesetze abzuleiten, welche die Bildung und die Zersetzung der Körper beherrschen. Sie geht Hand in Hand mit der Schwesterwissenschaft, der Physik, von der sie lange ein integrirender und untergeordneter Theil war, und von deren Leitung sie sich erst emancipirte, als sie lebenskräftig genug geworden war, um auf eigenen Füßen zu stehen. Beiden Wissenschaften ist die Erforschung der Naturgesetze die gemeinsame Aufgabe, aber während die Physik nur die Naturerscheinungen in ihr Bereich zieht, welche Statt finden, ohne daß die Zusammensetzung der Materie sich zu ändern braucht, ist es der Chemie vorbehalten, alle diejenigen Erscheinungen zu erforschen, welche eintreten, sobald ein Körper aufhört, das zu sein, was er bis dahin war und in einen andern übergeht.

Das ist eine gewaltige, eine inhaltsschwere Aufgabe, denn überall in der Natur finden chemische Erscheinungen, Neubildungen und Zersetzungen Statt, in der todten, unorganischen Natur sowohl, wie ganz besonders in der lebendigen organischen. Was ist denn das Wachsthum der Pflanze, das Leben des Thieres Anderes als eine innige Verkettung von unaufhörlich sich erneuernden chemischen Prozessen. Die Erforschung des gesetzmäßigen Zusammenhanges dieser chemischen Naturerscheinungen ist aber nur auf einem Umwege möglich. Die in der Natur ohne unser Zuthun vor unsern Augen Statt findenden Neubildungen und Zersetzungen sind für uns bei weitem nicht ausreichend zur Ergründung der sie beherrschenden Gesetze. Zum Theil sind sie auch zu komplicirt, zum Theil aber entziehen sie sich der scharfen Beobachtung und Verfolgung. Wir müssen deshalb, um unsern Zweck zu erreichen, die Natur nachahmen. Wir sind gezwungen, um uns das Studium zu erleichtern und so viel als möglich alle Komplikationen fern zu halten, chemische Erscheinungen selbst hervorzurufen, bekannte Körper zu zerlegen und neue Körper zu erzeugen.

Hier ist also der Zweck des Suchens nach neuen Verbindungen klar gelegt. Ein Chemiker, welcher lediglich darauf ausgeht, aus irgend einer Substanz neue Substanzen abzuleiten, um vielleicht an diese seinen Namen zu knüpfen, fördert die Wissenschaft nicht; die neuen Körper sind nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, und man sieht nun auch sofort, wie gleichgültig es für die wissenschaftliche Chemie ist, ob einer dieser Körper in der Technik, in der Heilkunst oder sonstwie Verwendung findet. Der wissenschaftlich strebende Chemiker hat sich vor Beginn seiner praktischen Thätigkeit vollkommene Klarheit über die Frage zu verschaffen, welche er durch seine Versuche zu lösen gedenkt. Es handelt sich meist um die Feststellung der Beziehungen zweier Stoffe zu einander, und nachdem er so die Verhältnisse gesichtet, wird er durch einige wenige Versuche mehr erreichen, als ein anderer, der weniger klar die Frage stellt, durch den mühsamsten eisernsten Fleiß. Diese Forschungen führen dann vor Allem auf die exakte Bestimmung der Zusammensetzung der Körper. Es ist nun durchaus nicht schwierig festzustellen, welche Grundstoffe und in welchem quantitativen Verhältniß sie in einem bestimmten Körper vorhanden sind; allein diese Kenntniß genügt bei weitem nicht, denn es gibt eine große Anzahl ganz verschiedener Körper, welche trotzdem dieselben Elemente und genau dieselbe Menge von jedem einzelnen enthalten. Die Natur eines Körpers hängt offenbar nicht allein von den darin enthaltenen Grundstoffen und ihrem quantitativen Verhältniß, sondern ganz wesentlich auch davon ab, auf welche Weise diese Grundstoffe mit einander verbunden sind, wie die kleinsten Theilchen derselben, die Atome, gruppirt sind. Dies zu erforschen ist ganz besonders das Streben der Neuzeit, und die Methode besteht darin, denselben Körper auf sehr verschiedene Weise aus möglichst vielen Körpern darzustellen und andererseits denselben Körper wieder durch glatt verlaufende chemische Prozesse in einfachere bekannte Körper zu zerlegen. Durch das eifrige gemeinsame Streben vieler Forscher ist in dieser Richtung schon manches schöne Resultat erzielt worden, aber wir haben dadurch nur um so deutlicher erkennen müssen, wie unendlich weit wir noch von der genauen Kenntniß der wahren Zusammensetzung der Körper entfernt sind.

Haben wir nun die Aufgabe der wissenschaftlichen Chemie gekennzeichnet, so zeigt sich, daß von allen zum chemischen Studium sich Herandrängenden nur wenige die Absicht haben, diesem Zwecke zu dienen. Es tritt hier sofort wieder die eminente Bedeutung der Chemie für alle andern Disciplinen und für die Praxis hervor. Man studirt meistens Chemie nur, um die gewonnenen Kenntnisse anderweitig, sei es in der Heilkunde, sei es in der Technik oder zur

Digitized by Google

Förderung einer andern Wissenschaft zu verwerthen. Diesem Umstande fügt sich nun auch die Lehrmethode. Die Universitäten, die Pflegstätten der Wissenschaft, werden bei richtiger Erkennung ihrer Aufgabe immer dahin streben müssen, die Studirenden in die Wissenschaft elbst einzuführen, sie haben die reine Chemie in den Vordergrund zu stellen und die praktischen Anwendungen, wenn auch keineswegs als etwas Unwesentliches zu übergehen, doch als von sekundärer Bedeutung zu behandeln. Dagegen verfolgen die polytechnischen Schulen nicht den Zweck, wissenschaftliche Forscher und Gelehrte im eigentlichen Sinne des Wortes zu bilden, sie sollen vielmehr ihre Schüler mit den Kenntnissen und den Fertigkeiten ausrüsten und vertraut machen, welche die Technik und das praktische Leben verlangen. Sie sind bestimmt, die Resultate und Ergebnisse der streng wissenschaftlichen Forschung auf ihre Brauchbarkeit fürs Leben zu prüfen und deren Anwendung zu vermitteln. Deshalb lehren sie auch von der theoretischen Chemie nur so viel, als zum Verständniß chemischer Erscheinungen unerläßlich ist, und ziehen die Entscheidung theoretischer Fragen nicht in ihr Gebiet.

Einer Gefahr sind die Studirenden der Chemie hier wie dort ausgesetzt. Die Chemie gewinnt ihre Resultate nicht am Schreibtisch, sondern durch zeitraubende mühsame Arbeiten im Laboratorium. Nun gelingen diese Arbeiten nur, wenn man sich in der Handhabung der Apparate eine große Geschicklichkeit angeeignet hat, und Viele sind daher sehr geneigt, als großen Chemiker denjenigen zu bewundern, welcher mit vollendeter Virtuosität Tiegel und Retorte handhabt. Aber dann hätte mancher Laboratoriumsdiener Anspruch auf den Namen eines Chemikers, denn viele dieser Leute haben sich sehr bedeutende manuelle Fertigkeit erworben und beschämen oft jüngere Gelehrte. Man sieht also, mit wie geringem Verständniß jene urtheilen, welche der Chemie Handwerksmäßigkeit vorwerfen und sie als ebenbürtig der Philologie oder sonstigen Wissenschaften nicht anerkennen wollen. Aber wie das Wesen der Astronomie nicht darin besteht, mit Fernrohren geschickt umzugehen, ebenso wenig kennzeichnet die Geschicklichkeit in der Ausführung des Experiments den Chemiker. Das Experiment ist nur Mittel zum Zweck; der wissenschaftliche Gedanke, welcher es leitet, gibt ihm erst seinen Werth und erhebt die mechanische Thätigkeit über das Handwerk*).

Pepsin. Dannecy weist auf die große Quantität Nahrungsmittel hin, welche von den Vögeln verdaut werden können, und auf die Schnelligkeit, mit welcher sich diese Verdauung vollzieht. Er hält sogar das Pepsin in der innern Haut des Kropfes nicht für analog dem der Pepsine aus dem Magen der Wiederkäuer und empfiehlt jenes besonders für den medicinischen Gebrauch. Er fand, daß die Schleimhaut des Kropfes an der Luft sehr schnell trocknet, sich dann leicht pulvern läßt und in dieser Form die Eigenschaft hat, ein gleiches Gewicht Käsestoff zu koaguliren und zu lösen, überhaupt eine größere Menge Fibrin zu lösen als die verschiedenen Pepsine des Handels.

Nach Hager ist die Beobachtung von Dannecy richtig, aber nicht neu, Schering hat die Darstellung von Pepsin aus Kröpfen der Truthähne längst versucht, mußte aber davon abstehen, weil die Beschaffung einer ausreichenden Menge dieser Kröpfe ein wesentliches Hinderniß für die Fabrikation blieb.

*) Weitere Ausführungen dieser Ideen und Grundsätze bietet die treffliche Antrittsrede von Prof. Rud. Fittig: Das Wesen und die Ziele der chemischen Forschung und des chemischen Studiums. Leipzig 1870.

Zoologie.

Die Flughaut der Fledermäuse, namentlich die Endigung ihrer Nerven. Unter diesem Titel erschien soeben eine Arbeit von Dr. Jos. Schöbl*), welche außer einer genauen Schilderung des feineren Baus der gesammten Flughaut insbesondere die doppelte Endigungsweise ihrer sensitiven Nerven darstellt und hierdurch den anatomischen Nachweis des bereits lange bekannten überaus feinen Tastvermögens der Fledermäuse liefert.

Diese Arbeit verdient in doppelter Hinsicht allgemeine Beachtung, einerseits wegen der be-

*) Separatabdruck aus Max Schultze's „Archiv für mikroskop. Anatomie".

Digitized by Google

kannten Versuche Spallanzani's mit geblendeten Fledermäusen, welche zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten, so daß man nicht nur von einem feinen Tastvermögen, sondern sogar von einem eigenen neuen Sinnesorgan der Fledermäuse schrieb und sprach; andererseits, weil die doppelte Endigungsweise sensitiver Nerven in eigenthümlichen regelmäßig vertheilten Tastgebilden und in einem blassen, über die gesammte Oberfläche verbreiteten Endnetz Schlüsse auf eine Differenzirung von Gefühl und Tastvermögen erlaubt, welche vielleicht von größerer Tragweite sein dürften.

Spallanzani ließ bekanntlich seine Fledermäuse, nachdem er sie zunächst durch Ausstechen der Augen geblendet hatte, in einem Versuchslokale fliegen, in welchem Fäden in den verschiedensten Richtungen ausgespannt waren. Die Fledermäuse wichen trotz ihrer Blindheit jedem Faden mit der größten Geschicklichkeit und Sicherheit aus, und Spallanzani zog aus diesen Versuchen den Schluß, daß die Flughaut der Fledermäuse ein äußerst feines Tastvermögen besitzen müsse, welches im Stande sei, den Widerstand, den jeder einzelne Faden dem Luftstrom entgegensetzt, auf die Entfernung von wenigstens einigen Zollen wahrzunehmen.

Schöbl wiederholte diese Versuche zu verschiedenen Malen mit Fledermäusen, die er Jahre hindurch im gezähmten Zustande hielt, auf minder grausame Weise, indem er ihnen die Augen vorsichtig zuklebte, und gelangte stets zu denselben Resultaten. Um nun den Sitz dieses feinen Tastvermögens objektiv nachzuweisen, nahm er eine genaue histologische Untersuchung der Flughaut vor und erlangte nach fast zweijähriger mühevoller Forschung Ergebnisse, welche wir hier als ein Beispiel mittheilen wollen, wie ungemein zarte Verhältnisse durch das Mikroskop aufzuklären sind.

Die Flughaut der Fledermäuse ist eine Hautduplikatur, gebildet durch die Verlängerung sowohl der Rücken- als der Bauchhaut des Thieres. Dabei sind die beiden Lederhäute zu einer einzigen Membran verschmolzen, welche beiderseitig von der Malpighi'schen Schicht und der Oberhaut bedeckt ist. In der einfachen, zarten, durchsichtigen, aus welligem Bindegewebe mit zahlreichen eingestreuten Bindegewebskörperchen bestehenden Membran liegen elastische Balken, quergestreifte Muskeln, Blutgefäße, Haarbälge und deren Anhangsdrüsen, Nerven und deren Endigungen eingebettet.

Die Oberhaut besteht aus einer einfachen Lage schöner hexagonaler Plättchen und erscheint im natürlichen Zustand vielfach und zierlich sowohl der Länge als der Quere nach gefaltet und gefältelt. Jedes Oberhautplättchen enthält braungelbe glänzende Pigmentkörnchen, welche so abgelagert sind, daß Centrum und Ränder der Plättchen von ihnen frei bleiben.

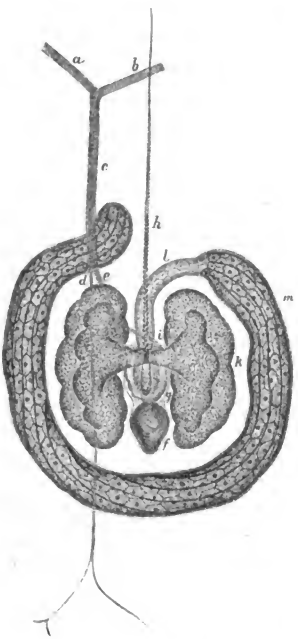
Die Malpighi'sche Schicht besteht aus zwei Zellenlagen, von denen die obere viel Pigment und sehr große gleichfalls pigmentirte Kerne enthält, während die untere meist pigmentlos ist und etwa dem Mundepithel gleicht.

Die eigentliche Lederhaut besteht, wie bereits erwähnt, aus welligem Bindegewebe und enthält im innern Drittheil der Flankenflughaut riesige sternförmige Pigmentzellen mit vielfach verästelten Fortsätzen. Eingebettet in der Lederhaut liegen alle folgenden Gebilde. Zunächst die elastischen Fasern, welche in der Flughaut zu mächtigen Strängen oder Balken angehäuft sind und in allen Abtheilungen derselben, namentlich aber in der Flankenflughaut ein komplicirtes Netzwerk bilden. Jeder elastische Balken gibt längs seines ganzen Verlaufs zahllose elastische Fasern von unmeßbarer Feinheit an die Lederhaut ab, und diesem Umstande verdankt die Flughaut ihre so große Zusammenziehungsfähigkeit. Außerdem vertreten elastische Balken bei einzelnen Muskeln der Flughaut die Stelle von Sehnen. Quergestreifte Muskeln finden sich hauptsächlich in der Flanken- und Schenkelflughaut und bilden namentlich in der ersteren ein sehr schönes und komplicirtes System, indem sie nach den verschiedensten Richtungen verlaufen, theils die Wirkungen der elastischen Balken verstärken, bald als deren Antagonisten wirken, bald untereinander im Antagonismus stehen. Die starken Blutgefäßstämme der Flughaut liegen in der mittelsten Schicht derselben, die feineren Stämmchen nähern sich mehr den beiden Flughautoberflächen, woselbst die Kapillargefäße unmittelbar unter der Malpighi'schen Schicht Netze bilden. Die ganze Flughaut erscheint an ihrer Oberfläche mit äußerst feinen, sparsamen, regelmäßig längs der elastischen Balken vertheilten Härchen bedeckt. In jeden Haarbalg münden 2—5 rosettenförmig gruppirte Talgdrüsen k und eine kolossale Schweißdrüse m. Die Zahl der Härchen beträgt auf der gesammten Flughaut 8—10,000. Die Faserhäute des Haarbalges sind vom umgebenden Bindegewebe nicht deutlich abgeschieden, die Glashaut ist stark entwickelt, oben der Länge nach gestreift mit ker-

Digitized by Google

bigem Rande. Die Zellen der Wurzelscheide bilden unter der Haarzwiebel g einen soliden Zellfortsatz, welcher von Nerven umwickelt und von Glashaut bedeckt das später zu beschreibende Terminalkörperchen f bildet.

Wir kommen nun zum Schluß zu den Nerven und Nervenenden, an denen die Flughaut sehr reich ist und von welchen 5



Schichten zu unterscheiden sind. Eine derselben, und zwar die innerste, ist unpaarig, zu beiden Seiten derselben liegen die 4 übrigen Schichten, welche also paarig sind. Die innerste Schicht enthält die stärksten, aus markhaltigen Fasern bestehenden Nervenstämme, welche in ihrem Verlauf stets die größeren Blutgefäße begleiten. Die zweite Schicht enthält schon schwächere aus dunkelrandigen Fasern bestehende Stämmchen, welche aus den Nervenzweigen der vorigen Schicht entspringen und deren Verlauf und Veräſtelung zum Theil noch baumförmig dichotomisch ist, während daneben schon direkte und indirekte Maschen und Netzbildungen vorkommen. Auch die Terminalkörperchen gehören dieser Schicht an. Analoge Veräſtelungen zeigen die aus den feinen und feinsten Nerven der zweiten entspringenden Nervenstämmchen der dritten Schicht, welche nur 2, seltener 4 blasse marklose Fasern enthalten. Die vierte Schicht besteht durchweg aus einem unregelmäßigen Netz einzelner blasser Nervenfasern, in dessen Knotenpunkten sich Anschwellungen von fein granulirtem Ansehen, jedoch ohne deutliche Kerne finden, und bildet mit den bis zur Unmeßbarkeit feinen Nervenfasern der fünften von Schöbl als terminale bezeichneten Schicht ein völlig geschlossenes Endnetz.

Die schon erwähnten und das hauptsächlichste Interesse in Anspruch nehmenden terminalen Tastgebilde haben die Gestalt eines kurzen Tannenzapfens und liegen von der Glashaut des Haarbalges umschlossen unter je einer Haarzwiebel, so daß also ihre Zahl und Anordnung vollständig mit der der Härchen übereinstimmt. Die um den Kern geschlungenen Nerven f stammen aus der zweiten Nervenschicht, indem je eines der feinsten Stämmchen derselben, bestehend aus 4—6 markhaltigen Fasern, sich zu je einem Haarbalge begibt, den Schaft des Haares umschlingt und dann das betreffende Körperchen bildet. Die Abbildung zeigt, daß das Nervenstämmchen c, bevor es zum Haarbalg tritt, sich in 2 Zweigchen d und e spaltet, von denen nur e das Terminalkörperchen bildet, während die Fasern von d weiter streichen und in das Netz blasser Nervenfasern übergehen. Das Stämmchen e spaltet sich später abermals und die beiden Hälften desselben begeben sich von verschiedenen Seiten zu dem Terminalkörperchen.

Es enden also, wie gezeigt worden ist, die sensitiven Nerven der Flughaut in doppelter Weise: markhaltige Nerven in eigenthümlichen, an die Haare gebundenen Tastapparaten, blasse Nerven in einem subepidermoidalen Terminalnetz. Was aber die Bedeutung dieser beiden Endigungsweisen betrifft, so liegt es nahe, daß die terminalen Körperchen wegen ihrer Analogie mit andern Tastorganen, ihrer regelmäßigen Vertheilung und ihres Zusammenhangs mit Haaren das überaus feine Tastvermögen der Flughaut vermitteln, während die blassen Terminalnetze das Gefühl für Temperatur, Schmerz ꝛc. ermöglichen.

Zum Schluß seiner Arbeit bemerkt Schöbl, daß er eine ähnliche doppelte Endigungsweise sensitiver Nerven auch an besonders empfind-

Digitized by Google

lichen Stellen anderer Säugethiere gefunden zu haben glaubt, worüber er in nächster Zukunft berichten will.

Die Einschleppung der Trichinen. Man war bisher ziemlich allgemein der Ansicht, daß die aus Asien stammende Wanderratte die Trichinen mitgebracht habe. Dafür sprach der Umstand, daß an den Orten, wo die Trichinenkrankheit auftrat, sich auch die Ratten von dem Wurm inficirt zeigten, ja daß auch in solchen Städten, wo bei Menschen sich nie Erkrankungen von Trichinen zeigten, doch trichinenhaltige Ratten nachgewiesen wurden, wie z. B. in Wien. Gerlach hebt nun im „Jahresbericht der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover" mit Recht hervor, daß gegen die Einschleppung mit der Wanderratte der Umstand spricht, daß die Wanderratte bereits 1770 von Osten her, von Polen aus in Deutschland eingewandert ist, während man die Trichinen erst seit 1832 in Europa kennt. Nach Gerlach ist die am nächsten liegende Möglichkeit die Einschleppung durch die kleinen chinesischen Schweine. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts begann die Einfuhr der letzteren zuerst nach England und demnächst nach Norddeutschland, und zwar hauptsächlich in die Gegenden, die heute den rechten Mittelpunkt des Verbreitungsherdes der Trichinen bilden (Prov. Sachsen). Mit diesen Chinesen sind die heutigen feineren Schweineracen in England und Deutschland theils durch Kreuzung, theils durch Reinzucht erzeugt, mit dem Beginn ihrer Einfuhr fallen die ersten Nachweisungen von Trichinen in menschlichen Leichen zusammen, und in China selbst soll die Trichinenkrankheit unter den Eingebornen eine häufige Erscheinung sein.

Botanik.

Der Einfluß des Lichtes und der Wärme auf die Stärkeerzeugung im Blattgrün. Schon lange wußte man durch Sachs, daß das Blattgrün oder Chlorophyll derjenige Stoff ist, durch dessen Vermittlung die Kohlensäure der Atmosphäre dem organischen Leben dienstbar gemacht wird. Indem nämlich jener meist zu Körnchen geballte, oft auch zu Bändern gestaltete Stoff die in die Zellen eingedrungene Kohlensäure zerlegt, ermöglicht und bedingt er die Vereinigung des auf diese Weise freigewordenen Kohlenstoffes mit anderen Elementen. So ist das Blattgrün der einzige und ausschließliche Ort, wo Stärke aus unorganischem Materiale erzeugt wird. Dabei zeigt sich noch insbesondere der Umstand, daß in der Dunkelheit die gebildete Stärke wieder verschwindet, so daß in den grünen Pflanzentheilen ein periodischer Wechsel stattfindet, indem sich am Tage Stärke bildet, welche sich des Nachts ganz oder theilweise wieder auflöst, oder doch in verwandte, lösliche Stoffe, in Zucker, Dextrin, Inulin ꝛc. verwandelt. Diese Stoffe werden in andere Zellen übergeführt und gelangen endlich an die Orte, wo sie zur Neubildung sofort verbraucht oder zur späteren Verwendung aufbewahrt werden sollen. Da nun die Stärke und deren Umwandlungsprodukte Hauptbaumaterialien für den Aufbau neuer Organe sind, so ergibt sich daraus die äußerste Wichtigkeit der erwähnten Prozesse für alles pflanzliche, mithin auch thierische Leben; Grund genug zu oft wiederholten und erweiterten Untersuchungen der dabei stattfindenden Vorgänge. Sehr wichtige Resultate erzielte insbesondere Famintzin (Die Wirkung des Keratin-Lampenlichtes auf Spirogyra orthospira, in Pringsheims Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik, Bd. VI, Heft 1, 1867), welcher u. A. die vollständige Uebereinstimmung der betreffenden Prozesse bei jener Alge und den bis dahin hauptsächlich untersuchten Phanerogamen zeigte. Unter den von ihm aufgestellten Sätzen waren aber zwei so überraschende und unerwartete, daß sie wohl zu einer neuen und allseitigeren Aufnahme der Versuche auffordern konnten.

„Wenn man Spirogyrazellen, die im Dunkeln ihren ganzen Stärkevorrath eingebüßt haben, wieder ans Licht bringt, so erzeugt sich in den Chlorophyllbändern Stärke binnen kurzer Zeit aufs Neue. Es genügte, die Spirogyrafäden eine halbe Stunde lang zu beleuchten, um in den Zellen Stärke zu erzeugen. Binnen 24 Stunden waren die Chlorophyllbänder ganz mit Stärke erfüllt."

„Die Erzeugung von Stärkemehl geht nur

Digitized by Google

unter dem vollen Lampenlichte und im gelben (Lichte) vor sich; im blauen wird dagegen nicht nur keine Stärke gebildet, sondern die schon vorhandene wird wie im Dunkeln aufgelöst."

Dr. G. Kraus (Einige Beobachtungen über den Einfluß des Lichtes und der Wärme auf die Stärkeerzeugung im Chlorophyll, Pringsheims Jahrbücher, Bd. VII, Heft 4, 1870) stellte sich daher die Fragen: Ist die Spirogyra auch unter normalen Lichtverhältnissen (im Sonnen- und gewöhnlichen Tageslichte) im Stande, so rapide Stärke zu erzeugen, und kommt diese merkwürdige Fähigkeit auch anderen und höheren Pflanzen zu? Bildet sich im blauen Lichte nicht etwa auch Stärke, wenn jenes nur die gehörige Intensität besitzt? Welches ist der Einfluß niederer Temperaturgrade auf die Stärkeerzeugung? Endlich, ist die bei derartigen Versuchen im Chlorophyll auftretende Stärke auch als ein wirkliches, aus unorganischen Stoffen neu erzeugtes Assimilationsprodukt zu betrachten, oder ist sie durch bloße Translokation und Umwandlung von organischen Stoffen entstanden, welche in der Pflanze bereits vorhanden waren?

Das erste Erforderniß für alle hierher gehörenden Versuche, die Herstellung vollständig stärkefreier Blattgrünkörner gelingt leicht; es genügt die Pflanzen ins Dunkle zu setzen, wo sich nach längerem oder kürzerem Verweilen die Stärke auflöst. Dabei findet zwar ganz allgemein auch eine allmählige Zerstörung und mithin Funktionsänderung der Blattgrünkörner statt; wenn man indessen lebenskräftiges und vor Allem recht jugendliches Material zur Entstärkung benutzt, so tritt diese vor einer allzu beträchtlichen Veränderung des Blattgrüns ein. — Bei den Versuchen wurden die Pflanzen unmittelbar dem Finstern entnommen und entweder dem direkten Sonnenlichte, dem diffusen Tageslichte, oder einem farbigen Lichte ausgesetzt; letzteres in der Weise, daß man sie mit doppelwandigen Glasglocken überdeckte, zwischen deren beide Wände eine farbige Flüssigkeit gegossen war. Leider ist man nicht im Stande die Form des ersten Auftretens der Stärke im Blattgrün ausfindig zu machen. Es wäre wünschenswerth gewesen, zu erfahren, ob die Stärkemoleküle anfänglich zerstreut in der Chlorophyllsubstanz auftreten und sich erst allmählig zu Körnchen sammeln, oder ob sie sich sofort zu Körnchen gestalten. Gewöhnlich erschien die erste Stärke indessen in Form einiger winzig kleinen Körnchen im Mittelpunkte des Blattgrünkörpers. Mit der Zeit der Beleuchtung wuchs Zahl und Größe der Stärkekörnchen, und nach vielstündiger Beleuchtung füllten sie das ganze Chlorophyll aus. Als specielles Resultat ergab sich z. B., daß eine Spirogyra im direkten Sonnenlichte bereits binnen fünf Minuten und im diffusen Tageslichte nach zwei Stunden neu gebildete Stärke erkennen ließ. Bei halbirtem Spektrum bildete das rothe, durch doppeltchromsaures Kali hindurchgegangene Licht sowohl nach Menge als nach Geschwindigkeit Stärke wie das volle Licht, während das blaue, durch schwefelsaures Kupferoxydammoniak hindurchgegangene Licht beträchtlich weniger und langsamer wirkte, aber keineswegs wirkungslos war. Letzteres, allen bisherigen Erfahrungen diametral gegenüberstehende Resultat zeigte sich auch bei anderen Pflanzen verschiedenster Art, so daß seine allgemeine Gültigkeit kaum zu bezweifeln sein dürfte.

Einige Versuche, welche über den Einfluß der Wärme auf die Stärkebildung angestellt wurden, reichen hin, um zu zeigen, daß auch bei sehr niederen Wärmegraden noch Stärke erzeugt wird, bei Temperaturen, bei welchen andere vegetative Prozesse, z. B. Keimung und Ergrünung, nicht mehr vor sich gehen. Das mag vielleicht auffallend erscheinen, man wird aber bei näherer Betrachtung eine solche Einrichtung nicht allein nützlich, sondern sogar nothwendig finden müssen. Denn so allein wird für die verschiedenen höheren Funktionen des Pflanzenlebens, für Zellbildung, Athmung ꝛc. der Fall eines Mangels an nöthigem Materiale vermieden; wäre es für die Pflanze doch offenbar sehr mißlich, z. B. bei 2° noch zu athmen oder zu wachsen, wenn nicht gleichzeitig bei dieser Temperatur das Material für diese Prozesse geschaffen werden könnte. Als allgemeines Resultat fand Kraus, daß die Energie der Stärkeerzeugung mit der Temperatur abnimmt, daß indessen selbst bei auffallend niederen Wärmegraden, bei der Kresse z. B. bei cirka 4° noch Stärkebildung stattfindet.

Endlich stellte Kraus seine Versuche mehrfach in der Weise an, daß sie das Auftreten von Stärke in Folge eines Assimilationsprozesses direkt beweisen. Zunächst überzeugte er sich von der Abwesenheit des Zuckers in den chlorophyllhaltigen Theilen, so daß also von einer Umwandlung eines im Blatte befindlichen Kohlehydrats nicht die Rede sein kann. Auch die Voraussetzung der Herbeileitung eines sonst wo vorhandenen Zuckers mußte wegfallen, da z. B. bei der Wasserpest (Elodea canadensis) der Stengel häufig in seine einzelnen Blattquirle zerlegt und an

Digitized by Google

jedem der letzteren nur eine dünne, das Ganze zusammenhaltende Scheibe des Stengels gelassen wurde. Der beste Beweis dafür, daß die im Chlorophyll auftretende Stärke Assimilationsprodukt ist, wurde aber durch den Nachweis beigebracht, daß, während im Chlorophyll Stärke auftrat, die betreffenden Theile beträchtlich an Trockensubstanz zunahmen.

„Vielleicht", so schließt Kraus, „sind meine Leser über diese Resultate ebenso erstaunt, als ich es gewesen bin; es klingt in der That beinahe fabelhaft (nach unserer bisherigen Vorstellungsweise), daß die grünen Pflanzentheile in dem Moment, wo sie vom Lichtstrahl getroffen werden, mit solcher Energie Stärke als Assimilationsprodukt erzeugen sollen. Und doch, meine ich, sollte man diese Thatsachen um so weniger auffallend finden, als das ganze Pflanzenleben im Großen und Einzelnen ein Wunder wäre, wenn sich die Resultate anders gelagert hätten, als es wirklich der Fall ist. Wie wäre es erklärlich, daß eine Alge innerhalb weniger Wochen ganze Teiche mit ihrer Vegetation erfüllte, wie sollten unsere einjährigen Pflanzen, ein Kürbis, eine Tabakpflanze während der kurzen Sommermonate die kolossale Blatt-, Stengel- und Fruchtmasse erzeugen, und ihre kohlehaltige Substanz um das Vieltausendfache vermehren, wenn der Pflanze nicht eine solche Assimilationskraft zu Gebote stände?"

„Nur aus einer solchen Assimilationskraft läßt sich die überaus mächtige, allbekannte „Vegetationskraft" der Pflanzenwelt verstehen."

Dr. Thomé.

Volkswirthschaft.

Zur Schilderung der Sitten in Paris und Berlin*). „Wir haben jüngst Vieles an einem fremden Volke mißachten gelernt; es wird gut sein, wenn wir, die stolzen Sieger, auch der eigenen Mängel ehrlich gedenken." Dieser bemerkenswerthen Mahnung in dem Programme einer vielversprechenden neuen deutschen Zeitschrift**) eingedenk und die untengenannten, ungefähr gleichzeitig entstandenen Abhandlungen vor Augen, von denen die eine einen Beitrag zur Sittenschilderung von Paris, die andere einen solchen zur Schilderung analoger Zustände in unserer Reichshauptstadt liefert, fühlt man sich zu abwägender Betrachtung geradezu versucht.

Der Gegenstand, auf welchen sich beide Schriften beziehen, und mit dem ich mich an dieser Stelle zu beschäftigen gedenke, ist abstoßend und spröde. In die Tiefen der menschlichen Entartung hinabzusteigen — das ist ein beschwerlicher und freudloser Gang. Aber das Amt des Publizisten stellt nun einmal neben den anmuthigen auch abstoßende Aufgaben. Auch diese dürfen nicht versäumt werden. Was man aber aus jenem finsteren Schacht heraufördert — man möge sich prüfen, ob man's der Welt, der Welt, für die man den Gang unternahm, so vorzuführen vermag, daß der Anblick nicht lüsterne Neugier, sondern tiefinnige Theilnahme, nicht müßigen Schauder, sondern entschlossene Thatkraft wecke. Denn Niemand steht so hoch und rein da, daß er nicht, wie unbewußt immer, seinen Theil trage an der allgemeinen Schuld, und Niemand ist so unbetheiligt und einflußlos, daß er nicht sein Scherflein zur Sühne beitragen könnte und müßte.

Die Prostitution hat in beiden Großstädten erschreckend breiten Boden gewonnen; hier wie dort spottet sie beinahe jedem Versuche der Eindämmung. Aber der Charakter des Uebels ist doch ein völlig anderer dort wie hier. „Der eigenen Mängel ehrlich gedenken" — damit kann nicht gefordert sein, daß wir ungerecht gegen uns selbst werden. Und, man mag noch so fest entschlossen sein, die Gebrechen der deutschen Reichshauptstadt schonungslos ans Licht zu ziehen — sie erscheinen weder so tief eingewurzelt, noch so weit verzweigt wie die gleichen Gebrechen in Paris. Was aber mehr sagen will: dort wird von der öffentlichen Meinung das Uebel erkannt als das, was es ist, und gefürchtet und

*) Maxime Ducamp, Les plaies sociales. La prostitution à Paris. Journal des économistes, Mai und Juni 1870. — Dr. S. E. Huppé, Das soziale Defizit von Berlin in seinem Hauptbestandtheil, Berlin 1870. Separatabdruck aus dem 4. Jahrgange des vom statistischen Bureau der Stadt Berlin herausgegebenen „Jahrbuchs für Volkswirthschaft und Statistik".

**) Vergl. das Programm zu der seit dem 1. Jan. d. J. erscheinenden Zeitschrift „Im neuen Reiche".

Digitized by Google

bekämpft mit allen Mitteln; hier erscheint es den Besten selbst als ein unabwendbares Verhängniß. Dort wehrt ihm die gute Gesellschaft den Eingang und verschließt sie sich gegen seine Verführungen; hier gehört es zum guten Tone, in seine Netze verstrickt zu sein. Auch ganz abgesehen von den Ursachen, auf welche Ducamp die in den letzten zwanzig Jahren beobachtete furchtbare Ausbreitung des Uebels zurückführt — es wäre unmöglich, die nachstehende Schilderung ohne Weiteres auf Berlin zu übertragen.

„Die politische Epoche — sagt Maxime Ducamp —, welche für Frankreich mit dem berüchtigten 2. December begann, um erst im Jahre 1869 einen gewissen Abschluß zu finden, hat der Sittenverderbniß mächtigen Vorschub geleistet. In der psychologischen Berechnung, daß die Menschen, wenn die Vergnügungssucht sie erfaßt, am wenigsten geneigt sind, die Thätigkeit der Regierung zu überwachen und zu stören, hat man Paris zu einer Art Venedig des 17. Jahrhunderts gemacht, wo Alles erlaubt war, außer die Einmischung in öffentliche Angelegenheiten. Es galt, Paris zu einer Stadt des Vergnügens zu gestalten, und man hat dieses Ziel nur allzu sicher erreicht. Es hat in dieser Epoche unsere Hauptstadt ein Geist erfüllt, der die edelsten Entschließungen gebeugt, alle Zurückhaltung hinweggefegt und die frischesten Keime vernichtet hat. Wenn die Seele ihre Rechte verliert, vergeudet die Materie die ihrigen. Der Mangel der politischen Freiheit hat eine Ungebundenheit der Sitten erzeugt, die sich heute dem Auge als ein wahrer Augiasstall darstellt. Welcher Herkules wird den Muth haben, diesen Stall auszufegen? Will man in unserer Geschichte eine Epoche auffinden, gleich verderbt wie die heutige, — so muß man in die Zeiten der Invasion zurücksteigen. An den Börsen, in den Cercles spielt man ein verruchtes Spiel. Ueberall entstehen neue geheime Spielhöllen und sie werden alsbald besetzt. Das Studium der Pari-Kurse ist geradezu ein Geschäft geworden, und dieses Geschäft nährt seine Leute. Die hehre Kunst wird zur Sklavin der gemeinsten Leidenschaften herabgewürdigt. Unsere Straßen starren von Vergnügungsorten: von der Madeleine bis zur Bastille — Alles ein einziges großes Kaffeehaus, wo der das Gehirn erweichende Absynth sein schnellwirkendes Gift verbreitet. Unter den Ursachen unserer Erniedrigung hat die allezeit gefährlichste und wirksamste ihre schreckliche Macht gerade in dieser Epoche zügellos entfaltet und sie [illegible] Alles mit sich fortgerissen; vordem eingeschränkt durch die Einfalt der Sitten, welche doch noch in manchen und großen Kreisen zu Hause war, hat sie jetzt in allen Kreisen der Gesellschaft ihre Wurzeln ausgebreitet; sie dringt vor mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Wucherbildung; sie wuchert nicht nur im Geheimen; am hellen Tage und auf der offenen Straße macht sie sich breit, die freie, polizeilich nicht überwachte Prostitution.

Der Euphemismus der Polizeisprache bezeichnet sie als die „geheime Prostitution"; aber sie treibt ihr Wesen nur allzu offen, „palam ... sine dilectu .... pecunia accepta", ganz offen, ohne Wahl, für Geld, wie die Pandekten (XXIII, 2) sie schildern; sie erfüllt die Boulevards, die elysäischen Felder, das Wäldchen von Boulogne; im Assisensaale macht sie sich breit, wenn aufregende Verhandlungen da gepflogen werden; sie füllt die Theater und nicht nur die Logen, sondern auch die Bühnen, wo sie sich einnistet, um sich da, wie auf dem Auktionstische, dem Meistbietenden vorzustellen; es ist ihr nichts heilig; sie scheut vor Nichts zurück; sie zwingt Kassenführer zur Veruntreuung; sie fährt mit Vieren; sie schmückt sich mit weltberühmten Diamanten; wollte man über dem Portal ihres Hôtels eine Inschrift anbringen, man müßte darüber schreiben: „Ainsi que la vertue le vice a ses degrés". Es ist keine Schönheit so winzig, es ist kein Verstand so stumpf: sie erträumen sich das Glück der Aspasia. Das Beispiel Der oder Jener, welche ohne Verstand und Grazie es zu hohen Lebensstellungen brachte, beweist, daß auf diesem Felde jeder Ehrgeiz berechtigt ist. Der größte Theil freilich bleibt in der Gosse stecken; sie haben sich kaum bis zu einem niederen Beamten erheben können; sie bleiben stets nur deae minorum gentium; mit Neid und Haß blicken sie auf, wenn jene ihre Genossin von ehemals, einst Näherin oder Wäscherin wie sie, in glänzender Karosse vorüberfährt und sich stolz nach ihren galonnirten Dienern auf dem Tritt des Wagens umschaut. — — —

Alles scheint sich zusammengefunden zu haben — fährt Ducamp fort —, um das Uebel maßlos zu vergrößern. Selbst die Weltausstellung von 1867 hat ihren Antheil daran. Die Zahl vermehrte sich plötzlich um ein Drittel und sie hat sich seitdem nicht wieder verringert ..... Die Prostituirten beherrschen heutzutage die Mode und man weiß nicht mehr, ob es ehrbare Frauen sind, die sich kleiden wie die Dirnen, oder Dirnen, die sich kleiden wie die ehrbaren Frauen.....

Digitized by Google

Daß junge Leute aus den höchsten Ständen in solcher Gesellschaft verkehren — das begreift man allenfalls; sie machen die Mode mit. Gehen sie unter in Ausschweifungen — nun, ihr Name hilft ihnen immer wieder heraus, wenn nicht aus der Sünde, so doch aus dem Ruin ihrer wirthschaftlichen Existenz; sie machen „eine gute Partie" und so ist ihnen geholfen. Aber daß Söhne des sonst so ehrbaren Mittelstandes jene reichen Wüstlinge sich zum Muster nehmen, ja ihre Lehrmeister weit übertreffen — das ist's, was man kaum begreifen mag. Sie wollen nicht mehr arbeiten. Alles spielt; Alles will rasch reich werden, und das schmählich Gewonnene wird schmählich wieder verpraßt. „Als endlich Frankreich wieder auf die Bahn der politischen Freiheit geführt wurde, welche allein die Größe und den Bestand einer Nation sichern kann — da suchte es in seiner Mitte die Männer, deren es bedurfte; aber es fand sie nicht; Alles war öde und wüst"!! (diese Worte sind zwei Monate vor dem Kriege geschrieben und beziehen sich auf die vom Kaiser eingeleitete „neue Aera").

„In unserer gänzlichen gesellschaftlichen Zerrüttung spielt die Prostitution eine Hauptrolle ..... namentlich in den Finanz-Spekulationen unserer Geldaristokratie. Die Prostituirten haben in gar manchen Schwindel-Unternehmungen die „allumeuses" gemacht. Sie haben die Aktionäre geködert. Ihre einflußreichen Verbindungen ließen sie als bequeme Werkzeuge der Reklame erscheinen. Man betheiligte sie gern mit hohen Beträgen, um sie sich dienstbar zu machen. Hatten sie große Zeichnungen bei ihren Gönnern und Günstlingen vermittelt, so machte man sie zu Theilnehmerinnen der Agiogewinne; vor Verlusten verschonte man sie mit aller Vorsicht. Einige dieser Personen haben sich so zu Guthaben in den Banken und Kredit-Instituten verholfen, deren sich große Bankiers nicht zu schämen brauchten..... Jeder will seine Maitresse haben, wie Jeder auf die Jagd geht, in die Bäder reisen und der ersten Aufführung eines vielverheißenden neuen Stückes im Theater beiwohnen will. Es gehört zum guten Tone, mit der Prostitution auf vertraulichem Fuße zu stehn — in den unteren wie in den mittleren und den oberen Schichten der Gesellschaft....." —

Solche Schilderungen fürwahr würde man auf Berlin nicht anwenden können, und wenn man sich auch von jeder Spur pharisäischen Hochmuths gänzlich befreite. Es ist vielleicht die Berliner Prostitution nur um so widerlicher, weil sie sich in ihrer jetzigen Dargebung zum großen Theile als ein willig aufgenommener Importartikel aus Paris, als eine schlechte Kopie eines schlechten Originals erweiset. Aber man wird nicht behaupten können, daß sie auch nur annähernd so tiefe Wurzeln geschlagen, auch nur annähernd so tief in alle Lebensverhältnisse sich eingedrängt, oder in ähnlichem Grade alle Kreise der Gesellschaft vergiftet hätte. Sie ist in Berlin die, nicht unvermeidliche, aber gewöhnliche Krankheit der großen Städte; in Paris ist sie eine verheerende, endemische Seuche. In Berlin ist Hoffnung, das Uebel einzudämmen und seiner einigermaßen Herr zu werden, weil hier das Gegengewicht Derer, die das Uebel verabscheuen, und Derer, die wenigstens nicht indifferent dagegen sind, noch sehr mächtig ist. In Paris, wenn man den Worten Ducamps vollen Glauben schenken darf, ist gar kein Halt und keine Hoffnung mehr. „So sind wir Franzosen nun einmal" — sagt er an der Stelle, wo er den Widerstand schildert, welchen das Publikum den Bemühungen der Polizei entgegensetzt —, „ich weiß nicht, welche Hitze des Blutes uns das Herz mit einem solchen Uebermaß von Ritterlichkeit ausstattet. Das ist nun einmal unsere Race. Wir sind lauter Don Quichotes und kämpfen gegen die Polizei für die von ihr Verfolgten, ohne uns zu fragen, ob nicht etwa Saint-Lazare ein gutes Recht hat, sie von uns zu fordern."

Die beiden oben genannten Schriften behandeln ihren Gegenstand sehr verschiedenartig. Huppé strebt nach zahlenstatistischer Bewältigung und greift zu dem Mittel der nicht zahlenmäßigen Zustandsschilderung nur da, wo ihn die Zahl im Stiche läßt, in Ermangelung eines Besseren. Seine Schilderung ist geistvoll, aber nicht blendend. Der Statistiker behandelt auch was er nicht mit der Zahl erfassen kann mindestens so exakt, als es mit Worten möglich ist. Ducamp operirt viel kärglicher mit der Zahl, als es ihm die Dürftigkeit der Tabellen in den Akten der Polizeipräfektur gebieten mag; er malt mit Vorliebe und erzählt; die Zahl ist ihm nur, überdies sehr spärlich verwandte, Staffage. Wie alle Franzosen schreibt er farbenreich, mitunter nicht ohne Uebertreibung; aber es gelingen ihm plastische Bilder.

Wie die Darstellungsart beider Schriftsteller, den Sprachen, in denen sie schreiben, entsprechend, sehr von einander abweicht, so beleuchten sie auch ihren Stoff von verschiedenen Seiten und in verschiedener Ordnung.

Nichtsdestoweniger bieten sie genügendes

Digitized by Google

Material zu einer einigermaßen vollständigen Parallele.

In beiden Großstädten ist das Uebel alt und reicht weit zurück hinter die Anfänge ihrer jetzigen Weltbedeutung. Schon Karl VIII. ging mit Gewaltmaßregeln gegen die Prostitution in Paris vor. Louis IX. versuchte, sie durch Kleiderordnungen zu bannen. Aber schon im 14. Jahrhundert war le Glatigny ein bekannter Schlupfwinkel der Ausschweifung gewesen. Im Jahr 1518 kamen die ehrbaren Umwohner jenes Stadttheils einer Ordre Franz' I. zuvor, welche ihn der Zerstörung weihete; sie machten sich selbst mit Art und Brecheisen an die Arbeit und brachen die verrufensten Häuser ab. Als aber die Ermittirten nach le Hueleu übersiedelten, halfen alle Bitten der Bürger nichts. Der König war einer der Bewohnerinnen dieses Viertels, Jeanne Belle-Fille mit Namen, zu sehr geneigt, um auch an diese Stätte des Lasters die Art legen zu lassen. Erst Charles IX., sein Nachfolger, ließ den Hueleu räumen. Von Louis XIV. datiren die ersten systematischen Versuche, des Uebels Herr zu werden, welches er zuerst nicht sowohl vom sitten- als vom gesundheitspolizeilichen Standpunkte zu bekämpfen suchte. Louis XV. führte das unerhörte Mittel der zwangsweisen Exportation nach den französischen Kolonien ein. Aber man weiß, daß die maßloseste Strenge so wenig wie irgend eine vernünftige und wohlberechnete polizeiliche Ueberwachung das Mindeste fruchten konnte, in einer Zeit, wo die höchsten Stände in allen Orgien der Ausschweifung schwelgten und das Laster längst das Privileg der Hoffähigkeit erlangt hatte. Die Revolution reagirte zwar gegen die Gewalt, nicht aber gegen die Ausschweifungen der Monarchie. Im Gegentheile — jetzt erst triumphirte die entsetzlichste sittliche Verwilderung. In Ausschweifungen der rohesten Art überbot man die Zeiten des entarteten Königthums. Die Gärten, die öffentlichen Straßen, die Promenaden starrten davon. Bilder, die man an den Schaufenstern aushing, waren so schamlos, daß kein anständiger Mann sie ansehen konnte; unzüchtiger war die französische Literatur nie vorher gewesen, als sie in den ersten Jahren der Revolution wurde. Endlich entschloß sich die Pariser Kommüne zu einem Akte der Restriktion. Aber der öffentliche Erlaß vom 4. Oktober 1793 konnte das Laster nicht von den Straßen vertreiben, an deren Ecken er angeheftet wurde. Aus den letzten Jahren der Republik und den ersten des Kaiserreiches datiren die gesetzlichen Bestimmungen, welche im Wesentlichen noch heute für die polizeiliche Bekämpfung des Uebels maßgebend sind, und die wir uns weiterhin etwas genauer ansehn müssen.

Auch die älteste Kunde der Berliner Prostitution knüpft an polizeiliche Maßregeln an, die auf ihre Bekämpfung gerichtet waren. Diese Maßregeln tragen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert ganz das Gepräge der damaligen Polizei. Ein als gefährlich erkanntes Uebel wird mit Feuer und Schwert, mit Galgen und Rad auszutilgen versucht; man meint so des Feindes rasch Herr zu werden, und es bedarf erst der Erfahrung vieler Generationen, um zu lernen, daß die Exzesse der Polizei-Gesetzgebung und Handhabung von wachsender Rohheit der Sitte begleitet werden. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts scheint in den beiden Städten an der Spree die Prostitution furchtbar überhand genommen zu haben. „Burgemeister und Rathmanne" der Stadt haben, wie es scheint, dazu still schweigen müssen, als eine ihnen vorgeführte Prostituirte alle polizeilichen Bemühungen als aussichtslos hinstellte, da in Berlin und Köln an der Spree kein Haus von dem Uebel frei sei. Man machte damals schon längst den Unterschied zwischen einer tolerirten und nicht tolerirten Prostitution. Die erstere war auf die öffentlichen Häuser beschränkt, deren es in Berlin und Köln bereits im Jahre 1780 100 gegeben haben soll. Das Uebel war damals viel größer als heute. Huppé berechnet, daß im Jahre 1789 die notorische Prostitution von Berlin 1 %, 1867 aber noch nicht ¼ % der Bevölkerung betrug.

Zu einem genauen statistischen Vergleiche des heutigen Zustandes in Paris und Berlin fehlt es theils an Zahlen, theils sind die für beide Städte vorhandenen Zahlen nicht äquivalent, weil die polizeilichen Rubriken nicht gleichbedeutend sind.

Ducamp gibt folgende Zahlen:

Am 1. Jan. 1852:	Filles soumises überhaupt	?
	Maisons de tolérance	217
	Darin wohnend: Filles soumises .	4,448
	Filles soumises et insoumises . . .	?
Am 1. Jan. 1870:	Filles soumises überhaupt	3,656
	Darunter: Isolées	2,590
	In Maisons de tolérance	1,066
	Zahl dieser Häuser	52
	Filles soumises et insoumises . . .	120,000*)

*) Diese Zahl beruht auf einer Schätzung. Die Zahl Derer, welche „durch ihre ausschweifende leichtsinnige Existenz der öffentlichen Sittlichkeit und Gesundheit wirkliche Gefahr bereiten", schätzt Ducamp nur auf 30,000. Die obige Zahl umfaßt z. B. die Grisetten mit. Huppé gibt die Zahl aller Prostituirten für Paris nur auf 50,000 an. So schwanken die Angaben!

Digitized by Google

Von, zur Vergleichung mit diesen Angaben allenfalls geeigneten Zahlen kann man aus Huppé's an sich viel reicherem und detaillirterem Zahlenmaterial für Berlin höchstens die folgenden verwenden:

Am 1. Juli 1870: Notorisch Prostituirte . . .	4,000
Davon unter ständiger polizeilicher Aufsicht .	1,646
Prostitutionsverdächtige	12,000
„Filles soumises et insoumises" im Pariser Sinne	16,000

Allenfalls vergleichbar sind die Angaben für die „Filles soumises" in Paris und die unter steter Aufsicht stehenden notorisch Prostituirten in Berlin. Dann die Gesammtzahlen. Wir haben also

	Paris	Berlin
bei einer weiblichen Bevölkerung von ca.	975,000*)	400,000
1) Filles soumises oder beaufsichtigte notorisch Prostituirte . . .	3,656	1,646
2) In Procenten der weiblichen Bevölkerung	0,37	0,41
3) Prostituirte überhaupt:		
a) nach Huppé	50,000	16,000
b) nach Ducamp . . .	120,000	
4) In Procenten der weiblichen Bevölkerung a)	5,10	4,0
b)	12,24	

Die Zahlenvergleichung fällt also unbedingt zu Gunsten Berlins aus. Aber, wenn sich auch hinsichtlich der extensiven Entwickelung des Uebels beide Großstädte die Wage hielten, so wäre damit noch nichts für die Aehnlichkeit der sittlichen Zustände beider bewiesen, welche natürlich je nach der intensiven Entwickelung des Uebels bei größerer Zahl der Prostituirten immer noch günstiger, bei minderer aber ungünstiger sein können. Die nicht zahlenmäßige Darstellung läßt jedoch erkennen, daß die ausgedehntere Pariser Prostitution auch wirklich die gefährlichere ist.

Ueber die physischen Wirkungen der Prostitution stellt Huppé im dritten Abschnitt seiner Abhandlung eingehende Betrachtungen an, aus denen wir ersehen, daß diese Wirkungen in der gewöhnlichen Krankheitsform in der Regel wenig mehr als 1% der Berliner Bevölkerung ergreifen, und daß in der Jahreureihe von 1854 bis 1869 die Zahl solcher Erkrankungen weder im Verhältniß zur Bevölkerung, noch auch nur an sich zugenommen hat (die Polizei sandte 1856 z. B. 1382, 1869 aber nur 1077 erkrankte Frauenzimmer nach der Charité; die Zahlen schwanken zwischen 698 — im Jahre 1854 — und 1592 — im Jahre 1867 —; erkrankte Männer wurden 1866 im Ganzen 779 aus dem Polizeigewahrsam nach der Charité befördert, im Jahre 1869 dagegen nur 384, also in jenem Jahre mehr als doppelt so viele als in diesem). Bei Ducamp erhalten wir für Paris auch in diesem Betreff nur sehr dürftige Notizen.

Das Krankenhaus von Saint-Lazare ist zur Aufnahme von 360 Kranken eingerichtet. Es ist stets voll; es hat im Jahr 1869 1790 weibliche Patienten gepflegt. Die Aerzte, welche die Polizeipräfektur für den hier fraglichen Zweig der Gesundheitspflege beschäftigt, haben im Ganzen im Jahr 1869 106,479 vorschriftsmäßige Untersuchungen vorgenommen. In demselben Jahre kam durchschnittlich auf 116 Filles soumises 1 Kranke, dagegen auf 100 Filles insoumises 49, im Januar 1870 gar 61 Kranke. Das ist Alles, was man in diesem Betreff aus Ducamp erfährt, wenn man etwa noch die Notiz hinzunehmen will, daß im 3. Quartal 1865 die Krankenlisten der zu Paris garnisonirenden kaiserlichen Garde 20,000 Hospitaltage nur in dem eigens für Krankheiten der hier fraglichen Art eingerichteten Hospital aufwiesen.

Die bestehenden gesetzlichen Einrichtungen zur Eindämmung und Ueberwachung des Uebels und deren Handhabung sind in einigen Punkten in Paris wesentlich anders beschaffen als in Berlin.

In Paris unterscheidet die Polizei zwischen „Filles soumises" und „insoumises". Minderjährige werden, wenn ihnen Fälle von Prostitution nachgewiesen, und diese Fälle so zahlreich und schwer sind, daß sie eine vollkommene Verderbniß dokumentiren und jede Hoffnung auf Besserung aufgegeben werden muß, auch ohne daß sie sich melden, auf der Polizeipräfektur in die dort geführte Liste eingetragen und bekommen eine Karte mit Namen, Alter, Wohnung und den aufgedruckten Polizeivorschriften, welche sie zu beobachten haben. Volljährige werden in das fragliche Buch eingetragen und mit der gleichen Karte versehn, wenn sie beides verlangen. Die so Eingetragenen bilden die Klasse der „Filles soumises". Die Eintragung gibt ihnen eine Art von Privileg, unterwirft sie aber zugleich der eingehendsten polizeilichen Ueberwachung. Sie können isolirt wohnen, oder aber in ein „maison de tolérance" eintreten. Im ersteren Falle muß die Karte monatlich zweimal, im anderen muß sie allwöchentlich zur Visirung vorgelegt, sie muß überdies jederzeit jedem Polizei-Offizianten, der sie fordert, vorgezeigt

*) Diese Zahl, obwohl sie scheinbar zuverlässigen und unter sich im Wesentlichen übereinstimmenden Angaben entnommen ist, dünkt uns doch zu hoch.

Digitized by Google

werden. Die „Filles soumises“ dürfen nie auf offener Straße stehn bleiben; sie dürfen sich überhaupt nicht vor 7 Uhr und nach 11 Uhr des Abends auf der Straße blicken lassen. Sie dürfen außerm Hause nie Kleider von auffallender Farbe, nie auffallenden Haarschmuck oder Kopfputz tragen; sie dürfen sich nie an den Fenstern ihrer Wohnungen zeigen; die ersteren müssen stets fest verschlossen und mit Gardinen verwahrt sein. Die Zugänge zu den Kirchen, zu den Palais, zu den öffentlichen Gärten, den Boulevards, den Champs Elysées sind ihnen verschlossen. Sie dürfen nicht in der Nähe eines Pensionats wohnen; sie dürfen nie Zemandem Asyl geben; die Polizeiinspektoren sind befugt, in ihren Wohnungen jederzeit, bei Tag und bei Nacht, Einlaß zu fordern.

Man unterscheidet zwischen „Filles soumises isolées“ und solchen, welche in den „maisons de tolérance“ zusammen leben. Diese letzteren Häuser sind aufs Strengste überwacht. Die „Dames de maisons“, früher „Femmes du monde tenant académie“ genannt, erlangen gegen ein Entgeld polizeiliche Konzession, aber sie haben sich beim Betriebe ihres verruchten Gewerbes sehr weit gehenden Beschränkungen zu unterwerfen. Man verfährt gegen sie bei dem geringsten Skandal, oder wenn sie Minderjährige aufgenommen, oder wenn man in ihren Räumen die Fensterläden nicht dicht verschlossen findet, oder wenn das Treiben in diesen Häusern einmal in wilde Orgie ausartet, mit großer Strenge. Zeitweilige oder dauernde Entziehung der Konzession ist die gewöhnliche Strafe. (Die meisten dieser „Dames de maisons“ sind selbst Prostituirte, die, wenn sie einige Francs ersparen konnten, sich das Recht erkaufen, Ihresgleichen auszubeuten. Es sind meist gänzlich entartete Personen, aber nicht selten rührig, unternehmend, bewandert in allen Thorheiten und Nichtigkeiten der Welt. Oft beschäftigen sie sich nebenbei mit allerhand „geheimen Künsten“; sie verstehen sich auf Geisterbeschwörung, Wahrsagen, Traum- und Zeichendeutung, sympathetische Kuren ꝛc. Wenn sie reich geworden sind, was den Schlaueren leicht glückt, ziehen sie sich wohl aufs Land, auf „ihre Besitzungen“ zurück. Sie verbergen dann sorgfältig ihre Vergangenheit, werden Schutzherrinnen der Armuth, veranstalten Sammlungen zu milden Zwecken, errichten milde Stiftungen, statten arme junge Mädchen aus, verrichten allerhand fromme Werke, bisweilen wirklich aus reiner Absicht, meist jedoch weil sie sich sehnen nach dem Ansehen, an dem es ihnen während ihres ganzen Lebens gemangelt hat.)

Ducamp enthält sich einer Kritik der die Einzeichnung und also die Privilegirung der „Filles soumises“ anordnenden und gestattenden Gesetzgebung. Aber man sieht deutlich, daß er sie für ein nothwendiges Uebel hält. Offenbar würde ihm die Beseitigung derjenigen Bestimmung erwünscht sein, welche die Einzeichnung in die Bücher und also die strenge polizeiliche Ueberwachung von dem Antrage der Betheiligten abhängig macht. Denn in den Legionen der „Filles insoumises“ erblickt er die eigentliche Gefahr der Prostitution. Wie dieser Gefahr zu begegnen sei, das — meint er — sei jetzt das wichtigste Problem der fraglichen Gesetzgebung. Er hält zu diesem Zwecke eine Ergänzung des Code pénal nicht für erforderlich. Der internationale medicinische Kongreß, welcher während der Ausstellung von 1867 in Paris tagte, hatte, auf Dr. Mangeots Antrag, vorgeschlagen, dem Art. 384 des Code pénal folgenden Satz hinzuzufügen: „Frauenspersonen, welche, ohne vorgängige Konzession, die öffentliche Sittlichkeit gefährden durch ausschweifenden Lebenswandel, werden mit Gefängniß von 2 Monaten bis zu 2 Jahren und mit 50 — 500 Francs an Geld bestraft“. Ducamp weiset nun darauf hin, daß dieser Zusatz schon wegen der Klausel: „ohne vorgängige Konzession“ unmöglich, daß er aber auch, gegenüber den bestehenden gesetzlichen Befugnissen der Polizei, unnöthig sei. Es fehle der Polizei keineswegs an der nöthigen Kompetenz, um dem Ueberhandnehmen der unüberwachten Prostitution zu steuern. Denn die Gesetze vom 14. December 1789, vom 16. — 24. August 1790, vom 19. — 12. Juli 1791 bestimmen, daß die Munizipalbehörde den Bürgern die Wohlthat einer guten Polizei zu verschaffen habe; der Konsularbeschluß vom 12. Messidor An VIII verleihe in Sect. I Art. 2 dem Polizeipräfekten das Recht, die zur Aufrechterhaltung guter Ordnung nöthigen Verordnungen zu erlassen, und im Art. 9 daselbst sei ihm die Verpflichtung übertragen, die Orte der Ausschweifung, die Personen, welche da wohnen, und die, welche sich dahin begeben, zu überwachen; Sect. III Art. 23 bestimme, der Polizeipräfekt habe den Gesundheitszustand der Stadt zu sichern und alle Maßregeln zu ergreifen, um dem Ausbruch und der Ausbreitung ansteckender Krankheiten vorzubeugen; allen diesen Befugnissen und Verpflichtungen sei die Anwendbarkeit auf die Prostitution, in welchen Formen

Digitized by Google

dieselbe auch auftreten möge, durch vorliegende unzweideutige Präjudizien vollkommen gesichert; nicht irgend ein Mangel der Gesetzgebung oder der Kompetenz hindere die Polizei, der unüberwachten Prostitution entgegenzutreten. Es fehle nur an energischer Handhabung der zur Verfügung stehenden Machtmittel. Und dieser Mangel erklärt sich zur Genüge aus dem Widerstand, welchen das Pariser Publikum jedem entschiedenen Auftreten der Polizei nach dieser Richtung hin entgegensetzt. Was Ducamp will, ist die Beseitigung der Unterscheidung zwischen den „Filles soumises“ und „insoumises“. Die Polizei müsse eben die Maßregeln, welche sie gegen die ersteren anwende, auf alle Personen erstrecken, welche nachweislich der Prostitution ergeben seien — einerlei, ob diese selbst mit der Ueberwachung auch die Duldung seitens der Polizei für sich verlangen oder nicht. Und mit dieser Forderung steht er vor dem Kardinalpunkt der ganzen, so unendlich vielseitigen und schwierigen Frage.

Die Abtheilung der Pariser Polizei, welche den fraglichen Gegenstand bearbeitet, das „Bureau des moeurs“, beschäftigt sich mit den Einzeichnungen der „Filles soumises“ und handhabt die gesammte Gesetzgebung im Betreff der Prostitution. Das Bureau handhabt die Disziplin energisch, aber nicht willkürlich oder überstreng. Es waltet in diesem Geschäftszweige eine gewisse väterliche Nachsicht und Geduld. Man straft nicht gleich; man warnt erst und vermahnt; man versetzt sich in die trostlose Lage der unglücklichen Geschöpfe, mit denen man es meist zu thun hat; man unterläßt nie den Versuch, sie zu retten, so lange es noch Zeit ist. So hat das Bureau während eines Zeitraumes von 5 Jahren 5217 Prostituirte einem geordneten Lebenswandel wieder zugeführt. Man behandelt diese Personen eher wie Patienten als wie Verbrecher. Den auswärtigen Dienst besorgen 45 Inspektoren, welche ein Officier de paix kommandirt. Dieser ist allein dem Chef der städtischen Polizei verantwortlich. Dieses Personal hat die Ausführung der bestehenden Polizeiverordnungen zu überwachen, beobachtete Uebertretungen zu rügen, oder zur Anzeige zu bringen, die Orte, wo sich die Prostituirten vorzugsweise aufzuhalten pflegen, streng zu kontroliren, die letzteren anzuhalten und nach dem Bureau zu führen, wenn sie dahin bestellt sind, verhängte Strafen zu vollziehen und endlich Bericht zu erstatten über Alles, was sie im Betreff der öffentlichen Sittlichkeit beobachten.

Das Berliner System der Prostitutions-Ueberwachung basirt — wie Huppé uns darlegt — darauf, daß prostitutionsverdächtige Frauenspersonen verwarnt werden und das betreffende Protokoll unterzeichnen. Um jedoch eine Person unter Kontrole zu stellen, d. h. sie als notorisch prostituirt (die „Filles soumises“ der französischen Gesetzgebung) zu erklären, ist erforderlich entweder 1) eine gerichtliche Verurtheilung aus § 146 des Preußischen Strafgesetzbuches, oder 2) die Ueberführung des Prostitutionsverdachtes in Gewißheit durch mehrmalige Verhaftungen wegen nächtlichen Umhertreibens, oder 3) ein eigenes offenes Geständniß, wie es oft von Personen abgelegt wird, welche bisher noch nie mit der Polizei in Berührung gestanden haben, sondern freiwillig kommen, um sich zu stellen.

Auch dieses System anerkennt die Prostitution und duldet sie in gewissen Formen, indem es die Inskription, die Ueberwachung und ärztliche Untersuchung eingeführt hat. Wenn Nichtinskribirte wegen derselben Handlung bestraft werden, welche den Inskribirten nachgesehen wird, so scheint hierin ein Widerspruch zu liegen.

Huppé antwortet auf diesen, dem System gemachten Vorwurf: „Die Prostituirten werden kontrolirt, nicht damit sie sich preisgeben dürfen, sondern weil sie gegen die Sittlichkeit verstoßen“. Die Straffälligkeit der nichtinskribirten Prostituirten hat ihren Grund darin, daß sie sich der vom sitten- und gesundheitspolizeilichen Standpunkte gebotenen Inskription entzogen, oder diese Inskription nicht vorher veranlaßt haben. Das Uebel, ob überwacht, oder nicht überwacht, bleibt immer ein Uebel; aber die Ueberwachung mindert die Gefahr, vor der die Gesellschaft durch die Polizei geschützt werden muß, da diese die erstere vor dem Uebel selbst nicht zu bewahren vermag.

Das Berliner System unterscheidet sich, wie uns dünkt zu seinen Gunsten, von dem Pariser dadurch, daß es, auch nicht bloß Minderjährigen gegenüber, dem erwiesenen Verdachte der Prostitution die Einzeichnung und Ueberwachung auf dem Fuße folgen läßt, also Aussicht gibt auf fortwährende Verminderung der unüberwachten Prostitution. Aber es unterscheidet sich von dem Pariser System auch noch in einem anderen, wichtigeren Punkte. Es kennt nämlich nicht die privilegirten Häuser. Dieser Fortschritt datirt vom Jahre 1856 und hat sich bis jetzt vollkommen bewährt. Huppé's Vertheidigung dieser Berliner Maßregel gehört vielleicht zu dem Besten, was über diesen heiklen Gegenstand geschrieben ist. Der Fülle von Gründen gegen das Bordell-System, welche hier auf wenigen Seiten zu-

Digitized by Google

sammengedrängt sind, läßt sich kaum etwas Tristiges entgegenhalten.

Die Prostitution entsteht in Berlin etwas anders und sie rekrutirt sich anders als in Paris. Sie würde heutzutage in Berlin vielleicht in viel engere Grenzen eingedämmt sein, wenn Paris sie weniger vergiftet hätte, und wenn wir nicht lange genug so thöricht gewesen wären, auch ihre dort gereiften Früchte neben anderen Modeartikeln von Paris einzuführen. „Das Kennzeichnende für die Prostitutionszustände von 1852—1869" — sagt Huppé — „ist jene geistige Art des Kuppelns, welches sich von Paris aus während des zweiten Kaiserreichs über die Welt verbreitet hat. Da sind die Nuditäten, welche seit dem 2. December in erschreckender Fülle die Pariser Kunstausstellung jährlich überschwemmten und von deutschen Künstlern nachgeahmt wurden; da sind die Romane eines Dumas, Houssaye, Roqueplan und andere derartige Produktionen auf belletristischem Gebiet, die Librettos und die Musik zu Offenbachs Operetten, die Chansonnetten von Theresa, durch Finette und Antoinette nach Berlin verpflanzt und wohl nicht am wenigsten der Cancan, der zuletzt vor Ausbruch des französischen Krieges dem Berliner Volke fast auf zwanzig Bühnen geboten wurde, nachdem sein erstes vielfach perhorreszirtes Auftreten in einem Berliner Theater 1864 erfolgt war. Diese geistige Kuppelei ist eine Hauptursache für die Berliner Prostitution gewesen, mögen deren Ziffern in den letzten 18 Jahren nun verhältnißmäßig größer oder geringer als früher in Berlin gewesen sein .... Die Beschäftigung mit geschlechtlichen Gedanken auf ein Minimum zu reduziren, wie es doch im Sinne der wahrhaft moralischen Kultur liegt, ist von jenen Afterkunstgebilden, die sich seit 1852 von Paris aus nach hier verbreiten, stark vereitelt worden."

Neben dieser erst neueren Ursache der Entwickelung der Prostitution wirken selbstverständlich ältere mit. Ich zweifle, ob Huppé [illegible] hat, wenn er für Berlin als eine solche Ursache das Heranziehen der Frauen zur Fabrika[illegible]arbeit aufführt. Anderwärts — man denke nur an das amerikanische Manchester, Lowell, — hat diese Ursache gerade die entgegengesetzte Wirkung. Wären wirklich die Berliner Fabriken Brutstätten der Prostitution, so müßte man die Betriebseinrichtungen und die Sorglosigkeit der Unternehmer, nicht aber die fabrikative Beschäftigung von Frauen dafür verantwortlich machen. Und wenn der genannte Schriftsteller den „Individualismus, dieses Kennzeichen des 19. Jahrhunderts, und die schrankenlos gesteigerte Leichtigkeit der Kommunikation, welche dazu beiträgt, alljährlich eine steigende Summe alleinstehender Frauenzimmer von allen Gegenden Deutschlands nach Berlin zu führen", ferner aber „die atomisirende Richtung unserer Zeit" als Entstehungsgründe des Uebels aufführt, so ist man versucht, ihn, gelinde gesprochen, einer Undeutlichkeit des Ausdruckes zu zeihn, wie er sie sich sonst in dieser Abhandlung nicht zu Schulden kommen läßt. Es hält schwer, sich unter dieser individualisirenden und atomisirenden Richtung der Zeit etwas Rechtes zu denken. Man wird annehmen müssen, daß, abgesehen von dem besonderen Einflusse, der, wie richtig hervorgehoben, erst seit neuerer Zeit wirksam geworden ist, das Uebel in Berlin sich erzeugt, wie sich alle ähnlichen sittlichen Gebrechen großer Städte erzeugen, nämlich aus der durch das nahe Beisammenwohnen vergrößerten Wirksamkeit des bösen Beispiels, von welchem sich verführen zu lassen andererseits wieder hier nicht so aufsehenerregend ist wie an kleinen Plätzen. Das Laster wirkt auf weitere Kreise und verbirgt sich doch wieder vor Denen, deren Kontrole unbequem ist, leichter in dem Gewühl einer großen Stadt als in den einfachen, offenkundigen Verhältnissen einer kleinen.

In Paris wirken jedenfalls die spezifisch großstädtischen Ursachen auf die Verbreitung des Uebels in gleicher Weise, vielleicht nur mit größerer Gewalt ein als in Berlin. Es kommen aber gewiß dort noch spezifische Pariser Ursachen hinzu. Dahin wird man die großen Mängel des französischen Elementarschul-Unterrichts und das böse Beispiel, welches die höheren Stände in der Lockerheit ihres Familienlebens geben, man wird dahin aber auch den entgeistigenden und verdummenden, oder frivolisirenden Einfluß des Ultramontanismus rechnen müssen. Endlich ist die in Paris gerade hervortretende allgemeine Sucht der Bevölkerung, auf leichte Manier rasch reich zu werden und die vielfach gebotene Gelegenheit dazu gewiß als eine der mitwirkenden Ursachen aufzufassen.

Die genaue Bekanntschaft mit den Kreisen, aus denen sich das Personal der Prostitution rekrutirt, würde gewiß die Lösung der Frage, wie das Uebel selbst entsteht und sich fortpflanzt, wesentlich erleichtern. Aber jene Kenntniß ist schwer zu erlangen, und wüßte man auch, welchen Schichten der Gesellschaft die Prostituirten größtentheils entstammen — um aus der Zu-

Digitized by Google

sammensetzung des Gesammtpersonals der Prostitution mit einiger Zuverlässigkeit auf die Entstehung und Fortpflanzung der letzteren schließen zu können, müßte man auch wissen, welche Schichten der männlichen Gesellschaft dem Laster vorzugsweise ergeben sind. Ueber diesen Punkt aber dürfte man aus naheliegenden Gründen statistische Aufklärung schwer zu erwarten haben.

Anlangend die Herkunft der Prostituirten, so behauptet Huppé für Berlin, daß sich diese gefährliche Klasse aus allen Ständen und Konfessionen rekrutire. Unter den im Jahre 1855 neu unter Kontrole gestellten 296 Prostituirten waren 242 Kinder von Männern aus dem sogenannten Arbeiterstande, es entstammten also doch 54 anderen Ständen; 242 waren ehelich geboren; 182 waren von den Eltern, 59 nur von der Mutter, 26 von Fremden, 29 im Waisenhaus erzogen; 241 waren nicht in Berlin geboren; 252 waren unverheirathet; es waren: 73 Fabrikarbeiterinnen, 62 Näherinnen, 16 Wäscherinnen, Plätterinnen ꝛc., 23 sogenannte Handarbeiterinnen, 32 Hausarbeiterinnen, 22 Dienstmädchen. Daß die ärmeren Klassen der Bevölkerung auch in Berlin der Prostitution den größten Theil des Personals zuführen, wird, wie es im Jahre 1855 der Fall war, immer im Wesentlichen zutreffen, wenn auch der diesen Klassen nicht entstammende Rest immer noch sehr beträchtlich ist und in der neuesten Zeit durch die Verbreitung schlüpfriger Unterhaltungsmittel noch erheblich gewachsen sein mag.

In Paris stammen, nach Ducamp, diese unglücklichen Geschöpfe mit ganz seltenen Ausnahmen aus den allerunterſten Schichten der Gesellschaft; hier rekrutirt sich dieses beklagenswerthe Geschlecht fort und fort „aus der Armuth, der Faulheit, der Unwissenheit“. Die meisten — sagt unser Gewährsmann — sind Töchter von Handarbeitern, von Kindheit auf verdorben durch den Umgang. Ihre natürliche Schamlosigkeit ist so schrecklich, daß man, wenn man sie beobachtet, an der Menschennatur verzweifeln könnte. Man findet darunter Kinder von 12 Jahren, ja jüngere. Die meisten kommen aus der Provinz und vom Lande. Sie haben gehört, daß man in Paris viel Geld verdiene. Sie haben das Beispiel von Der oder Jener vor Augen, die man mit Schätzen aus der Hauptstadt zurückkehren sah. Sie sind vielleicht in aller Unschuld und ohne jede Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr ausgezogen. Sie treten als Köchinnen, als Bonnen, als Gehülfinnen der Hauswirthschaft in Dienst. Die Freundinnen bereden sie zum Besuche von Bällen. Da knüpfen sie Verhältnisse an. Die Herrschaft kommt hinter ihre Geheimnisse; sie werden fortgejagt ohne Zeugniß, ohne Geld; sie leben eine Zeit lang von zufälligem Verdienst; sie schämen sich nach Hause zurückzukehren; sie leiden bitteren Mangel; endlich ist es mit dem Muth und der Widerstandskraft zu Ende; sie schließen die Augen und stürzen sich in den Abgrund. — Es gibt ihrer, welche, jung, schön, geschickt zu jedem guten Werke, sich vor der Arbeit fürchten, vor dem Gedanken zurückschrecken, das Weib eines Arbeiters werden, geringe Kleider tragen, für die Küche sorgen und Kinder warten zu müssen. Sie erträumen sich die Lage irgend einer Prinzessin aus „Tausend und eine Nacht“; sie hassen die niedrige Stellung, die ihrer wartet. Diese sind wild im Laster; sie gleiten nicht, sie stürzen sich kopfüber in den Abgrund ..... Aus dem Elend vornehmlich rekrutiren sie sich. Denn das Loos unserer Arbeiterinnen ist in der That vielfach entsetzlich hart. Die Löhne, welche sie für übermäßig anstrengende Arbeit beziehen, reichen für das Nothwendigste nicht aus. Die Männer haben ihnen die meisten Geschäfte, wofür weibliche Kräfte taugen, vorweg genommen: die Druckerei, den Ladenverkauf, den Platz an der Kasse. Die Mode ist dazu gekommen, welche den Damen von Stand befiehlt, ihre Kleider von Schneidern statt von Schneiderinnen fertigen zu lassen. In gewissen öffentlichen Dienstzweigen, wo sie sich sehr nützlich erweisen könnten, z. B. im Telegraphendienst, nimmt man sie nur, wenn sie das Geschäft bereits einigermaßen verstehen. Das Beispiel einiger Eisenbahnverwaltungen, welche Frauenkräfte beschäftigen, ist leider ohne Nachahmung geblieben. Sie mögen lange gezaudert haben, ob sie die ehrbare Armuth, oder das einträgliche Verbrechen wählen sollen; endlich ist die Kraft erlahmt und sie sind dem Verbrechen anheimgefallen ..... Die Unwissenheit auch der nicht mehr ganz Jungen unter diesen Geschöpfen übersteigt alle Begriffe. Viele von ihnen, im Alter von 14—15 Jahren, haben nicht nur niemals eine Kirche oder eine Schule betreten, sondern sie kennen auch den Namen Gottes nicht und wissen nicht, wie der erste Buchstabe des Alphabetes aussieht; sie haben nicht einmal die Zahl von Worten zur Verfügung, um einen einfachen Gedanken verständlich auszudrücken. Auf alle Fragen, die man ihnen vorlegt, antworten sie bisweilen nur mit einer thierischen Bewegung, einem Kopfschütteln oder Nicken ..... Häufig sind die Prostituirten Stiefkinder aus

Digitized by Google

den niedrigsten Klassen der Bevölkerung. Brachte sie die Frau zu, so wurden sie verstoßen aus Eifersucht; brachte sie der Mann zu, so wurden sie von der Frau hinter ihre eigenen Kinder zurückgesetzt und endlich verstoßen aus Eigennutz ..... Es ist nicht wahr, wenn man sagt, daß die reichen Leute die Kinder der Armen zu Grunde richten. Die Wahrheit ist, daß die Mädchen aus dem Volke verdorben werden durch das Volk selbst. In den großen Miethkasernen, in denen sich zahlreiche arme Familien zusammendrängen, in den Werkstätten, welche die Mädchen besuchen, auf den Matrosenbällen oder in den Kneipen, wohin man sie führt, haben sie nur allzu viele schlechte Beispiele vor Augen, haben sie nur zu viele Versuchungen zu bestehn, zu viel Hinterlist abzuwehren, zu viele Angriffe abzuweisen. Die Männer, die in solchen Beeinträchtigungen nur einen Spaß erblicken, unterstützen sich darin, ja sie verbünden sich bisweilen dazu. In diesen Kreisen, wo von Erziehung, Unterricht und Moral keine Rede ist, wo die Nothwendigkeit, von Kindheit an zu verdienen, eine große Frühreife und eine bemerkenswerthe Freiheit des Benehmens erzeugt, wo das Vergehen nicht gebrandmarkt wird, außer wenn es zum öffentlichen Skandal führt, läuft die Tugend eines weiblichen Wesens um so mehr Gefahr, je weniger sie von irgend Jemandem geachtet wird, und je mehr Jedermann glaubt, damit nach Belieben schalten zu können. Unter 100 Verbrechen gegen die Sittlichkeit kommen jedenfalls 95 auf die sogenannte Arbeiterklasse. Zu Louis Philipps Zeiten schlug einmal in einer Sitzung der geheimen Gesellschaft „les Saisons" ein Redner vor, es möge eine Art von Konskription über die reichen Verführer verhängt werden; das sei das einzige Mittel, um damit ein Ende zu machen, daß die Töchter der Armen als Werkzeuge des Vergnügens der Reichen dienen. Einer der Anwesenden bekämpfte den Vorschlag und sagte: „Die Reichen bekommen nur die Brocken, die vom Tische der Armen fallen; das wissen wir alle". Nichts ist wahrer. Und wenn die reichen Roués wüßten, woher meistentheils jene Geschöpfe stammen, mit denen sie geheime Beziehungen pflegen, wenn sie ihre Vergangenheit kennten, wenn sie nachrechnen könnten, wie oft sie wegen Diebstahls, wie oft wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit oder wegen Vagabondage bestraft, wie oft sie wegen Krankheit in Saint-Lazare gewesen sind — sie würden sich mit Entsetzen von ihnen abwenden ....

So Maxime Ducamp, nach dessen Annahme also das Personal der Pariser Prostitution der Herkunft nach viel gleichartiger zu sein scheint als das der Berliner. Sollte nicht diese Rekrutirung aus den allerunterſten Schichten der Gesellschaft in Paris damit zusammenhängen, daß eben dort ein kleiner Fond von Mitteln und von Bildung viel eher als z. B. in Berlin hinreicht, einer Frau eine leidliche Existenz zu verschaffen, da ja die Pariser Industrie vielfach qualifizirte weibliche Arbeit beansprucht und gut lohnt und ganz unleugbar auch andere Berufszweige der weiblichen Arbeitskraft ein viel weiteres und freieres Gebiet erschließen als anderwärts? Ducamp findet dieses Gebiet viel zu eng, und die Einschränkung, welche er beklagt, erscheint ihm gerade als eine der Ursachen der Prostitution. Er vergißt nur, daß nirgends in der Welt verhältnißmäßig so viele weibliche Arbeitskräfte in so mannichfachen Berufszweigen beschäftigt werden wie in Paris, daß aber freilich jene Klasse, die weder lesen, noch schreiben, ja nicht einmal einen einfachen Gedanken verständlich aussprechen kann, aus sehr nahe liegenden Gründen nirgends in der Welt eine gewerbliche Verwendung findet.

Daß das Uebel ziemlich in den gleichen Formen auftritt in Paris wie in Berlin — das ist nicht zu verwundern. Es ist eben die gleiche Krankheit, im Wesentlichen den nämlichen Ursachen entsprungen, im Wesentlichen die gleichen Symptome und den gleichen Verlauf zeigend. Hier wie dort stehen neben den leichtfertigen, wechselnden, den verschiedensten Ständen angehörigen männlichen Komplicen ständige Zuhälter, welche von den materiell emporgekommenen Prostituirten wohl wegen der Gleichheit des Bildungsgrades oder der Entartung insgeheim vor allen anderen begünstigt werden, welche aber die noch nicht Emporgekommenen oder nie Emporkommenden ihrerseits schamlos ausbeuten und in niedriger Knechtschaft halten. Die Berliner zugleich gern frivole und doch charakteristische Ausdrucksweise hat diesen Zuhältern ja einen allbekannten Namen gegeben. Daß in Paris ganz das gleiche Verhältniß die Regel ist, geht aus folgenden Aeußerungen Ducamps hervor: „Wenn es in Paris, wie weiter oben gezeigt wurde, 120,000 Frauenzimmer gibt, welche der Prostitution verfallen sind, so steht hinter ihnen eine gleiche Zahl von Männern, welche von der Prostitution leben. In dieser verkehrten Welt lebt der Mann von der Frau, welche ihrerseits von der Prostitution lebt. Und es gibt sehr verschiedene Kategorien solcher Männer; von dem Stutzer

Digitized by Google

an, der im Maison d'Or speist und seine Zugänge zu den Kulissen der großen Oper hat, bis zu dem abgefeimten Lumpen, der seine Abende in der „Guillotine" der Rue Galande oder auf dem Bal Emile verbringt. Die Verschiedenheit der Mittel bringt eine große Verschiedenheit der Erscheinung zu Wege. Aber im Grunde sind alle dieselben verruchten Menschen. Der Erstere sagt: „meine Herrin", der Andere, cynischer in seiner Ausdrucksweise, sagt: „mein Fleischtopf", oder „meine Arbeiterin". Das sind überaus gefährliche Menschen, und wenn ihre „Arbeiterin" sich in Saint-Lazare befindet, und sie also von Geld entblößt sind, so werden sie leicht Diebe und selbst Raubmörder. Sie beschützen die Prostituirten, sie vertheidigen sie gegen Angriffe, sie geben ihnen Winke, wenn die Inspektoren in Sicht sind, sie führen ihre Prozesse; aber dafür lassen sie ihnen auch keinen Heller. Sie sind zu einer bestimmten Taxe angeschlagen, welche der Zuhälter den Preis nennt, und welche sie ihm jeden Abend aushändigen müssen, falls sie nicht Schläge gewärtigen wollen. Man versuchte einmal eine solche arme Kreatur, welche noch nicht gänzlich entartet war, den Klauen solch eines Banditen, der sie bei lebendigem Leibe zerfleischte, zu entreißen. Man sagte ihr, mit welchem Schurken sie sich eingelassen, und daß sein Handwerk wo möglich noch schrecklicher sei als das ihrige. Aber sie erwiderte nichts als das rührende Wort: „Ich weiß es; aber wenn ich nichts lieben soll, bin ich auch nichts mehr".

Man braucht nur die Schilderungen auf Seite 23 der Huppé'schen Abhandlung zu lesen, um alsbald zu finden, daß, wenn die Pariser von der Berliner Prostitution sich in manchem Punkte unterscheidet, diese Art von Betheiligung verächtlicher Männer der niedrigsten Sorte an dem schändlichen Gewerbe hier wie dort die gleiche ist.

Weder in Paris, noch in Berlin ist man sonderlich erfinderisch in Mitteln, dem Uebel durch spontane, insbesondere Vereins-Thätigkeit zu steuern; weder dort, noch hier werden solche Mittel reichlich und in einem dem Umfange und der Gefahr der Verderbniß irgend entsprechenden Verhältnisse angewendet. Klagt doch Huppé selbst über den Mangel eines Krankenhauses nach Art des Pariser Saint-Lazare, und daß dieses einzige Pariser Krankenhaus für seinen Zweck viel zu beschränkt ist, geht aus Ducamps Schilderungen zur Genüge hervor. Von unmittelbar gegen die Prostitution gerichteten Bestrebungen der Gesellschaft weiß Huppé für Berlin nichts zu berichten. Der indirekt auf die Verminderung des Uebels gerichteten Anstalten und Vereine, welche in Berlin in großer Zahl bestehen und deren mit jedem Jahre neue dort ins Leben treten, gedenkt er nur ganz flüchtig. Es scheint fast, als lege er zu wenig Gewicht auf diese mittelbare Hülfe, welche doch der spontanen Thätigkeit das größte Feld eröffnet und ihr die besten Erfolge in Aussicht stellt. Der Berliner Lette-Verein mit seinen Zweig-Instituten, der vaterländische Frauenverein, der Frauenverein zur Beförderung Fröbelscher Kindergärten, der Verein für Familien- und Volks-Erziehung, der Arbeiterinnen- und der Arbeits-Verein — das sind lauter Verbindungen, die, wenn sie auch keineswegs zunächst auf die Beseitigung jenes Uebels gerichtet sind, durch ihre Bemühungen doch Hunderte und Tausende vor jenem Abgrunde retten, der ja in Berlin wie in jeder gleich großen Stadt so viele Opfer fordert. Indeß allzu viel Rühmens darf man von dieser Wirksamkeit solcher Vereine allerdings nicht machen. Es könnte sonst scheinen, als bliebe wirklich nur wenig zu thun übrig.

Hoffen wir, daß die Huppé'sche Schrift und ähnliche, indem sie dem Berliner Publikum einen deutlichen Einblick gewähren in jene finstere Tiefe menschlicher Entartung, wie sie das fröhlich pulsirende Leben und der strahlende Glanz der Großstadt so vielen Augen verbirgt, auch als wirksame Mahnung sich darstellen mögen an Das, was zu thun bleibt, um der Gemeingefahr feste Dämme entgegenzusetzen.

Ducamp erörtert die in Paris angewandten spontanen Präservativ- und Repressiv-Mittel in dem letzten Abschnitte seiner Abhandlung, welcher mit der Frage beginnt: „Comment finissent-elles ces femmes?" Diese Frage beantwortet er zuvörderst mit der trostlosen Behauptung, daß auf tausend, die im tiefsten Elende verkommen, höchstens Eine in äußerlich guten Verhältnissen ihr Leben beschließt. Dann folgen einige historische Notizen über die, besonders im Namen der Religion in früherer Zeit gemachten Bemühungen, der Prostitution Abbruch zu thun. Schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts nahm die Abtei St. Antoine des Camps (jetzt Hôpital St. Antoine) gefallene Mädchen auf; 1226 gründete Saint Louis das Kloster des Filles-Dieu; im Jahre 1494 ward Le réfuge des Filles de Paris eröffnet, im Jahre 1629 les Madelonnettes, 1660 Sainte Pelagie, endlich im Jahre 1698 Le Bon Pasteur, ein Werk der Madame de Combé, welches die Frau von Maintenon und Louis XIV. in ihren besonderen Schutz nahmen. Die Revolution zerstörte alle

Digitized by Google

diese Anstalten. Nachher lebten mehrere wieder auf. Der Geist der konfessionellen Ausschließlichkeit beherrscht sie alle. Das Institut des dames Diaconesses, welches ein Pastor Vermeuil im Jahre 1841 gründete, ist nur für Protestantinnen bestimmt; für Katholikinnen gibt es mehrere solche Institute; im Jahre 1866 wurde auch eines für jüdische Prostituirte errichtet.

Das Institut des dames Diaconesses ist zugleich Schule, Krankenhaus, Korrektionshaus und Asyl. Alles athmet hier protestantischen Geist, Alles ist einfach, klar, reinlich. Die Schlafzimmer sind bis aufs Einzelnste vollständig und zierlich ausgestattet. Die Gebesserten schlafen für sich, je in einem besonderen Zimmer. Alle werden im Schreiben, Lesen, Rechnen, im Nähen und Waschen unterrichtet. Die Erziehung geht darauf aus, die Zöglinge zur Selbsterkenntniß zu führen und ihnen zu zeigen, daß Sittsamkeit nicht nur eine Tugend, sondern auch Gewinn ist. Von 36 Mädchen, von denen jede seit 1866 2½ Jahre im Hause gewesen war, und welche dann in geeigneten Stellungen untergebracht wurden, haben sich 21 gut geführt, 7 sind rückfällig geworden, von den übrigen hat die Anstalt nichts mehr erfahren.

Unter den katholischen Anstalten sind zwei besonders bemerkenswerth, nämlich das „Ouvroir de Notre-Dame de la Miséricorde" und das Haus „du Nouveau Bon Pasteur".

Die erstere gehört den Schwestern von Marie Joseph und wurde von Damen, welche die Gefängnisse für weibliche Verbrecher in regelmäßigem Dienst zu besuchen pflegten, im Jahre 1843 gegründet. Die Anstalt hat sehr mangelhafte Räumlichkeiten und ist schlecht dotirt. Beinahe alle Zöglinge kommen aus Saint-Lazare. Sie werden mit Nähereien für Pariser Magazine beschäftigt und erlangen, unter der Aufsicht von 10 Schwestern, eine ziemliche Geschicklichkeit in dieser Arbeit. Mit Mühe und Noth werden ihrer 90 hier untergebracht. Nach drei- oder vierjähriger guter Führung bringt man sie mit Vorliebe auf dem Lande unter. Die Hausmutter pflegt sie zu begleiten und ihnen beim Abschiede zu eröffnen, daß ihnen das Haus offen stehe, wenn sie wieder dahin zurückkehren wollten. Seit 1862 sind 57 Zöglinge des Ouvroirs ihren Familien zurückgegeben worden, 62 haben Dienste angenommen, 19 haben sich verheirathet, 7 sind gestorben. Die Räumlichkeiten und die Mittel des Hauses sind zu beschränkt, um regelmäßigen Schulunterricht einzuführen. Wegen Mangels an Raum und an Mitteln müssen auch fortwährend Meldungen zurückgewiesen werden. So im Jahr 1869 mehr als 400!

Die beiden eben geschilderten Anstalten nehmen Verwahrloste aller Art auf, das Haus du Bon Pasteur nur Prostituirte. Im Jahre 1819 wurde die alte Stiftung erneuert, ganz im alten strengen Geiste der Selbstentäußerung, der ewigen Pönitenz, mit der man dem Satan die Seele entreißt, um sie Gott wiederzugeben. Wer hier eintritt, für den ist die Welt abgestorben. Die Hausordnung ist streng, aber nicht übermäßig hart. Zuwiderhandlungen kommen sehr selten vor. Auch diese Anstalt ist beschränkt in den Räumlichkeiten und Mitteln. Nur 134 Zöglinge haben Platz. Könnte man die Zahl der Stellen verfünffachen — es wären alle stets besetzt! Man nimmt in der Regel nur Prostituirte im Alter zwischen 16 und 23 Jahren auf. Die Thür ist stets offen für Alle, die eintreten wollen und Platz finden; sie können bis zu ihrem Ende da bleiben. Wer einmal entlassen wurde, darf nie zurückkehren. Die Pfleglinge verdienen ihren Unterhalt durch Näherei und Stickerei und sie arbeiten vorzüglich. Sie sind in drei streng isolirte Klassen eingetheilt und müssen, bevor sie in die unterste eintreten, ein Noviziat bestehen. Die Damen du Bon Pasteur leiten dieses Institut. Das sind meist verheirathete Frauen aus den besten Ständen, erfüllt von aufopfernder, hingebender Liebe für die Menschheit, der sie die verlorensten Glieder retten und erhalten möchten. Aber, um die Aufgabe vollständig zu lösen, fehlt es an Mitteln — in dem reichen Paris an Mitteln für solch einen Zweck!

Ducamp hat gewiß Recht, wenn er als sicherstes Mittel, der Prostitution Einhalt zu thun, gerade solche Asyle betrachtet, wo die Lebensordnung streng geregelt ist und der Segen der Arbeit waltet; es wird auch dagegen nichts zu erinnern sein, daß er die Verlegung solcher Anstalten aufs Land, wo die klösterliche Strenge gemildert und der erziehliche Einfluß der Natur verwerthet werden kann, empfiehlt. Bei seiner Kenntniß der Pariser Zustände aber gibt er sich keineswegs der Hoffnung hin, daß für derartige Zwecke die erforderlichen Mittel aufgebracht werden könnten. Die Kosten eines einzigen Abends im Bal Mabille reichten hin, um ein solches Asyl ein Jahr lang zu erhalten. Aber bis zum Kriege gab es in Paris Wenige genug, die diesen Gewinn höher geschätzt hätten als das Vergnügen, welches sie ihm hätten opfern müssen. Ob es seitdem anders geworden ist?

Wenn eine Epoche der Art, wie wir sie jetzt

Digitized by Google

erleben, die Herzen der Menschen nicht läuterte und mit tiefem sittlichen Ernst erfüllte — dann in der That gälte uns der Glanz des neuen Deutschen Reiches nichts und nichts die Hinwegfegung jener Dynastie, die, um sich zu erhalten, Europa zwei Jahrzehnte hindurch beunruhigt hat. Aber die Läuterung thut Noth diesseits so gut wie jenseits. Zwar ist der Sieg Deutschlands über Frankreich ein Sieg der sittlichen Kraft über die sittliche Verkommenheit und Barbarei. Aber es sind auch bei uns der Schäden noch genug auszutilgen, und je mächtiger unsere künftige Weltstellung sein wird, desto verantwortlicher ist sie auch; wollen wir den Kulturvölkern Europa's, wie es unsere Mission ist, die Wege des Fortschrittes bahnen, so müssen wir nicht ablassen, in unserem eignen Hause zu kämpfen gegen allen Schmutz, der auch ihm noch anhaftet, zu kämpfen gegen die Niedrigkeit und Gemeinheit, die auch hier sich noch breit macht.

Das Ergebniß der abwägenden Betrachtung, welche im Vorstehenden angestellt wurde, ist im Wesentlichen zu unseren Gunsten ausgefallen. Aber wie der Einzelne so darf auch ein Volk seinen sittlichen Werth nicht am Anderen, sondern allein am Ideale messen. A. E.

Neue Bücher.

Gesellschaft, Geschichte der. IV. Thl. Die Mittelklassen in der Kulturzeit der Völker. Von J. J. Roßbach. Würzburg, Stuber.

Landwirthschaft.

Holländer- und Shorthornkühe. Der ökonomische Werth dieser beiden Rindviehracen wird in Norddeutschland im Verhältniß zu den anderen sehr hoch gestellt, und wenn es sich um Beschaffung neuen Rindviehes für eine Wirthschaft handelt, so werden sie am meisten in Betracht gezogen. Indeß sind die Eigenschaften beider Racen in Bezug auf Milchnutzung bis jetzt noch nicht genügend gegenseitig abgewogen, und es werden in der Praxis sehr verschiedene Urtheile darüber ausgesprochen. Kommt es allerdings nur auf die Produktion größtmöglicher Quantitäten von Milch an, so kann nach vielen Erfahrungen nicht mehr geleugnet werden, daß im Großen und Ganzen die Holländer mehr befriedigen als viele andere Racen. Allein mit diesem Resultat kann man sich nicht begnügen. Von der in einem Lande überhaupt producirten Milch findet der bei weitem größere Theil seine Verwendung nicht als solche, sondern in der Form von Butter und Käse. Es kann daher in allen Wirthschaften, in welchen ein solches Verhältniß obwaltet, für Beurtheilung der einzelnen Rindviehracen die Frage nach der vom Haupt in 365 Tagen im Durchschnitt erhaltenen Menge von Milch allein nicht maßgebend sein, es muß vielmehr diejenige nach den Quantitäten des Butterfettes und Käsestoffes, welche im Mittel von den Kühen der einen oder der anderen Race mit der Milch zur Ausscheidung gelangen, zur Kardinalfrage werden. Nicht weniger wichtig ist es hierbei, über die Quantitäten von Futtermitteln Aufschluß zu erhalten, welche zur Erzeugung der Milch und der darin enthaltenen Stoffe von den Thieren verbraucht werden. Denn viele Erscheinungen deuten darauf hin, und aus manchen Untersuchungen läßt sich jetzt schon der Schluß ziehen, daß sich die Racen nicht allein durch ihren Körperbau, sondern auch, was für den Landwirth von besonderer Bedeutung ist, durch eine verschiedenartige Ausnutzung einer bestimmten Qualität und Quantität von Futter unterscheiden. Um einen Beitrag zur Beantwortung dieser einzelnen Fragen zu geben, hat Lehmann (Zeitschr. d. landw. Vereins in Bayern) eine Reihe von Versuchen auf der landwirthschaftlichen Station Pomritz, woselbst sich schöne Vollblutthiere von Shorthorns und Holländern unter sorgsamster Pflege befanden, angestellt und theilt die daraus hervorgegangenen Resultate mit.

Um den Einfluß der Race auf die Güte der Milch zu bestimmen, wurden von jeder Race 9 Kühe ausgewählt, welche pro Haupt 40 Pfund Runkelrüben, 2 Pfd. Rapskuchen, 2 Pfd. Roggenkleie, 5 Pfd. Wiesenheu und 9 Pfd. Häckerling und Spreu, im Sommer dagegen Grünklee nach Belieben und dazu täglich 2 Pfd. Roggenkleie erhielten. Die Milchanalysen ergaben nun als Bestandtheile in 100 Pfd. Milch im Durchschnitt

Digitized by Google

	Winter		Sommer	
	Short-horns	Holländer	Short-horns	Holländer
Butterfett	3,85	3,21	4,01	3,24
Käsestoff	3,47	3,27	3,84	2,95
Milchzucker	4,91	4,62	4,93	4,83
Mineralstoffe	0,75	0,73	0,74	0,68
Wasser	87,02	88,17	86,48	88,30

Diese Zahlen zeigen, daß, wenn die Faktoren der Ernährung und Pflege der beiden Racen genau dieselben sind, die Milch der Shorthorns ohne Ausnahme eine gehaltreichere ist, besonders nicht unbeträchtlich mehr Butterfett und Käsestoff enthält als die der Holländer, und daß demnach die Race als ein wesentlicher Faktor auf die Zusammensetzung der Milch einwirkt.

Bei den Untersuchungen über die Milchmengen wurden nur solche Thiere berücksichtigt, welche bereits das 6. Lebensjahr überschritten hatten, jedoch nicht in dem Grade, daß zu hohes Alter die Milcherträge bereits wieder beeinträchtigt hätte. Es ergab sich hierbei im Jahr:

	niedrigster Milchertrag	höchster Milchertrag
bei Shorthorns	5262 Pfund	6941 Pfund
bei Holländern	5972 „	8556 „

und es betrug der durchschnittliche Ertrag an Milch vom Haupt in 365 Tagen

von Shorthorns . . . . . 6172 Pfund,
von Holländern . . . . . 7308 „

Bei gleicher Fütterung und Pflege gaben demnach die Holländer 118,4 Pfd. Milch, wenn die Shorthorns 100 Pfd. producirten, und das Resultat dieser Untersuchungen ist also bisher, daß in Bezug auf Gehalt der Milch an werthvollen Bestandtheilen den Shorthorns, in Bezug auf Milchmengen den Holländern der Vorzug gebührt.

Nachdem diese Verhältnisse festgestellt waren, konnte man zur Beantwortung der Frage schreiten, welche der beiden Racen jährlich bei gleicher Fütterung und Pflege die größte Menge von werthvollen Bestandtheilen in der Milch liefere.

Nimmt man an, daß, wie es in Deutschland in der That zumeist der Fall ist, die Grünfütterung 138 Tage, die Winterfütterung 227 Tage dauert, und legt man der Berechnung die obigen Zahlen über Ertrag und Beschaffenheit der Milch zu Grunde, so erhält man folgendes Resultat:

Bei gleicher Fütterung und Pflege werden vom Haupt jährlich in der Milch ausgeschieden:

	von Holländern Pfund	von Shorthorns Pfund
Butter	235,4	240,3
Käsestoff	230,1	222,4
Milchzucker	343,3	303,4
Mineralstoffe	52,0	46,0
Wasser	6447,7	5359,5

Daraus ergibt sich eine Mehrproduktion auf das Haupt:

	von Holländern Pfund	von Shorthorns Pfund
Butter	—	4,9
Käsestoff	7,7	—
Milchzucker	39,9	—
Mineralstoffe	6,0	—
Wasser	1088,2	—

Die 1136 Pfd. Milch, welche die Holländerkuh hiernach mehr gibt als die Shorthornkuh, haben für Wirthschaften, in denen Molkereiwesen betrieben wird, kaum eine Bedeutung, da sie meist aus Wasser bestehen, ihr Mehrgehalt von 7,7 Pfd. Käsestoff durch die 4,9 Pfd. Butter der Shorthornmilch reichlich aufgewogen wird und der Ueberschuß von 39,9 Pfd. Milchzucker als stickstofffreier Bestandtheil der meist als Viehfutter benutzten Buttermilch nur einen geringen Werth repräsentirt. Ja, wenn man gleichzeitig den Aufwand von Arbeit berechnen wollte, welche das Plus von 1136 Pfd. Milch — welches eigentlich nur eine verdünnte Molke repräsentirt — beim Abrahmen, Buttern, Käsen ꝛc. verursacht, so kann man in Betreff der beiden Racen für Güter, auf welchen hauptsächlich Molkereiwesen betrieben wird, nur den Shorthorns (und gewiß auch deren Kreuzungen) den Vorzug geben. Dagegen repräsentiren die 1136 Pfd. Milch in einem landwirthschaftlichen Betrieb in der Nähe volkreicher Ortschaften, wo die Milch als solche verwerthet wird, allerdings einen hohen Werth. Denn das Publikum unterscheidet nicht so scharf zwischen besserer und schlechterer Milch und acceptirt die unverdünnte Milch der Holländerkühe jedenfalls als ebenso preiswürdig wie die der Shorthorns.

Nach allem diesem bleibt nun aber noch die Frage zu beantworten, wie sich die Größe der Produktion zu dem erforderlichen Aufwand an Futter stellt. Zwei in dieser Richtung angestellte Versuche wurden 40 Tage lang mit geschnittenem Grünklee mit und ohne Zusatz von 3 Pfd. Roggenkleie derartig durchgeführt, daß einer jeden Kuh so viel genau abgewogener Grünklee gereicht wurde, als sie

Digitized by Google

täglich davon aufnahm. Die tägliche Aufnahme von Grünklee wechselte je nach dem Zustande desselben im Verlauf der 40 Tage bei den Shorthorns beim Haupt von 80 bis 165 Pfd., bei den Holländern von 110 bis 200 Pfd. Im Durchschnitt stellten sich folgende Verhältnisse heraus:

Kuh	Shorthorns		Holländer	
	I.	II.	I.	II.
Alter zu Anfang des Versuchs	36½	36½	95	83 Monate
mittleres Lebendgewicht während des Versuches	1040	991	1166	1066 Pfund
tägliche Aufnahme von Grünklee im Mittel	139	119	168	171 „
Grünklee auf 1000 Pfund Lebendgewicht	133,6	120	144	160,4 „
Mittel	126,8		152,2 Pfund.	

Die mittlere tägliche Aufnahme von Grünklee auf den durchschnittlichen Gehalt an Trockensubstanz berechnet ergibt bei den Shorthorns 25 Pfd., bei den Holländern 30 Pfd., die Futteraufnahme würde demnach bei letzteren eine um 20 % höhere, aber auch kostspieligere sein, sobald die Produktion von werthvollen Bestandtheilen in den Milcherträgen nicht in gleichem Maße gestiegen, was den ersteren Versuchen gemäß in der That nicht der Fall ist. Jedoch werden noch weitere gründliche Versuche nothwendig sein, um diese Frage genügend zu beantworten und das verschiedene Verhältniß der Futterverwerthung der einzelnen Racen genauer feststellen zu können. Sie gehören gewiß zu den werthvollsten Arbeiten für die praktische Landwirthschaft, sobald man an die Spitze der Thierproduktion die Forderung stellt: mit dem geringsten Aufwand von Nährstoffen die größt mögliche Menge von Fleisch, Fett, Milch ꝛc. zu erzeugen. Derartige Untersuchungen werden gleichzeitig geeignet sein, den Charakter der einzelnen Racen auch in Bezug auf Leistungsfähigkeit ihrer Organe für die Zwecke der Ernährung feststellen zu können.

Haben die obigen Untersuchungen und Berechnungen ergeben, daß die Shorthorns (und jedenfalls auch deren Kreuzungen) als Milchproducenten für Güter mit Molkereiwesen sehr empfehlenswerth sind, so ist hierbei hinsichtlich ihres Werthes gleichzeitig noch zu berücksichtigen, daß sie stets ein höheres Kapital in der Form ihres Fleisches und Fettes im Verlauf der Zeit in sich anhäufen und konserviren als die Holländer. Nach dieser Seite hin wird überhaupt das englische Vieh von keiner Race des Binnenlandes übertroffen, kaum erreicht. Während an dem Ort, wo obige Versuche ausgeführt worden sind, für 100 Pfund Lebendgewicht sehr gut ernährter Holländerkühe 14 Gulden 45 Kreuzer geboten wurden, zahlte man für dasselbe Gewicht Shorthornkühe, welche in völlig gleicher Ernährung und Pflege gestanden hatten, 20 Gulden 45 Kreuzer, somit 22—23 % mehr. Man sieht also, daß die Shorthornrace zur Veredlung mangelhafter Rindviehstämme jedenfalls die größte Beachtung verdient.

Unterschiede in Verwerthung der Nahrung. Die voranstehende Untersuchung von Lehmann zeigt in sehr schöner Weise die ungleiche Verwerthung der Nahrungsstoffe bei zwei verschiedenen Rindviehracen; im Folgenden wollen wir nun an der Hand von Roloff (Zeitschr. des landw. Centralvereins der Prov. Sachsen) einen Schritt weiter gehen und den Zusammenhang zwischen der auch sonst deutlich hervortretenden Verschiedenheit in der Verwerthung der Nahrung und dem Körperbau besprechen. Unzweifelhaft beruhen jene Eigenthümlichkeiten der Racen zum Theil auf einer Verschiedenheit der Verdauungsorgane, sowie der Organe, welche die Blutkörperchen bilden, zum großen Theil aber auf der Eigenthümlichkeit der Cirkulations- und der Athmungsorgane. Beide Vorgänge im Körper, Cirkulation des Blutes und Athmung greifen innig ineinander. Je mehr Blut ein Thier besitzt und je schneller das Blut cirkulirt, um so besser ist unter übrigens gleichen Verhältnissen auch die Athmung. Eine größere Blutmenge kann in jeder Zeiteinheit mehr Sauerstoff aufnehmen und mehr Kohlensäure abscheiden als eine kleinere, und je schneller die Cirkulation ist, um so mehr wird das Bedürfniß des Lungenblutes, Sauerstoff aufzunehmen, auf der Höhe erhalten, indem das mit der Luft in Berührung stehende Quantum Blut immer rasch durch ein anderes sauerstoffbedürftiges verdrängt wird. In Folge dessen können gerade die Funktionen, welche viel Sauerstoff gebrauchen und viel Kohlensäure produciren, namentlich die Muskelkontraktionen, lebhaft von Statten gehen. Pferde, die sich im Schnell- und Dauerlauf auszeichnen, werden ganz passend Vollblut genannt. Sie haben viel Blut, ein

Digitized by Google

großes kräftiges Herz und weite Blutgefäße. In wie hohem Maß die Größe und Stärke des Herzens beim Pferde differirt, hat Collin durch zahlreiche Wägungen erwiesen. Ein kleines Vollblutpferd kann ein schwereres Herz haben als ein großer Karrengaul. Je größer und kräftiger aber das Herz ist, um so schneller ist die Cirkulation des Blutes, denn deren Schnelligkeit hängt nicht sowohl von der Häufigkeit der Herzkontraktionen in einer gewissen Zeit, als vielmehr von der Größe der Blutmenge ab, welche das Herz bei einer Zusammenziehung in die Gefäße überführt.

Ferner und ganz besonders wird aber die Güte der Athmung durch die Größe und die Form des Brustraums, beziehungsweise des Brustkastens bedingt. Je größer der Brustraum ist, um so größer sind die Lungen, die ja nebst dem Herzen und den großen Gefäßen und einigen andern sehr wenig umfangreichen Organen den Brustraum völlig ausfüllen. In großen Lungen muß aber die Athmung besser sein als in kleinen. Thiere, welche sich zum Schnell- und Dauerlauf eignen, haben einen großen Brustraum. Die Unterschiede in der Größe des Brustraums und der Lungen bei den einzelnen Thieren und namentlich bei den einzelnen Racen, die als verschiedene Futterverwerther bekannt sind, stellen sich noch weit beträchtlicher heraus, als man bisher angenommen hat, wenn die Messungen in der richtigen Weise ausgeführt werden und wenn dabei die Form des Brustkastens gebührend berücksichtigt wird. Messungen an lebenden Thieren führen zu keinen richtigen Ergebnissen wegen der Fleisch- und Fettlagen auf den Rippen, die oft gerade um so bedeutender sind, je kleiner der innere Brustraum ist. Die wahre Größe des letzteren hängt hauptsächlich von der Länge des Brustbeins und von der Höhe des Brustkastens ab, und gerade in dieser Beziehung finden sich bei den einzelnen Thierracen, die sich durch Futterverwerthung und Leistung bedeutend von einander unterscheiden, sehr erhebliche Differenzen. Bei genauen vergleichenden Messungen, welche Roloff in der Skeletsammlung des landwirthschaftlichen Instituts in Halle an Schafen vornahm, stellte sich nun heraus, daß die sogenannten Fettschafe, u. a. Southdowns, gegenüber den Racen, die sich schlecht füttern und sehr schwer mästen, den friesischen, Bergamaskerschafen ꝛc. ein sehr kurzes Brustbein und eine geringe Brusthöhe besitzen. Bei den Southdowns ist das Brustbein von der Spitze bis zur Ansatzstelle des Schaufelknorpels geradeüber gemessen 19,5—20,5 Centimeter, bei den andern Racen 24,5—28,2 Centim. lang. Im Verhältniß zur Körperlänge ist das Brustbein bei Southdowns im Vergleich mit den magern Racen 3—4 Centim. zu kurz. In Folge dessen zeigt sich bei den Southdowns und andern Fettschafen auch die anatomische Abweichung, daß sie nur 7 wahre Rippen haben, und zwar gelangt die siebente nur noch bei starker Krümmung an das Brustbein heran. Die Brustwirbelsäule hat im Verhältniß zur Länge des ganzen Thieres im Vergleich mit den übrigen Racen die richtige Länge. Die Lendenwirbel sind aber in der Zahl von 7 vorhanden, während bei Wiederkäuern die Zahl 6 als die regelmäßige gilt. Der Umfang der Brust ist bei den lebenden Fettschafen in Folge bedeutender Fettanhäufung unter der Schulter und auf den Rippen sehr beträchtlich. Die Thiere erscheinen daher auch in der Vorbrust ungemein breit, während die andern genannten Racen eine mehr oder weniger spitze Vorbrust zeigen. Die bedeutende Breite der Fettschafe zwischen den Schultern hängt zum Theil auch davon ab, daß das Brustbein am vordern Ende stark aufwärts steigt, so daß es nicht mit der Spitze, sondern mit einem Theil seiner untern Fläche und den daran gelagerten Fleisch- und Fettmassen in der Vorbrustfläche steht. Bei den Messungen an den Skeleten stellte sich heraus, daß der Raum im Lichten zwischen dem ersten Rippenpaar bei den Southdowns 1,0—1,5 Centim. weniger beträgt als bei Marschschafen und Bergamaskern. Der Umfang des trocknen Brustkastens hinter den Schultern ist im Verhältniß zur Länge des Körpers bei den Fettschafen geringer als bei den anscheinend schmalbrüstigen Racen; die größte Höhe des Brustraums, nämlich die senkrechte Entfernung des hinteren Brustbeinendes von der Wirbelsäule beträgt bei ersteren nur 18—20 Centim., bei letzteren 23,5—25 Centim. Der Brustkasten der Fettschafe besitzt eine stark ausgeprägte Keilform; er ist hinten, so weit er Baucheingeweide umschließt, weit und wird nach vorn, über dem eigentlichen Brustraum, sehr enge.

Wenn nun schon der geringe Umfang des Brustkastens und die Kürze des Brustbeins eine verhältnißmäßig geringe Geräumigkeit der Brusthöhle anzeigen, indem an dem hintern Ende des Brustbeins rückwärts der Tiefendurchmesser bedeutend abnimmt und der mittlere Tiefendurchmesser um so geringer sein muß, je weiter vorn die Abnahme beginnt, so tritt dies noch mehr hervor, wenn man sich die Lage des Zwerchfells vergegenwärtigt. Dasselbe befestigt sich

Digitized by Google

oben an der Grenze der Brustwirbelsäule, unten am hintern Ende des Brustbeins und an den Seiten an der innern Fläche der untern Enden sämmtlicher falschen und der letzten wahren Rippen. Die Seitentheile des Zwerchfells müssen natürlich den Rippen um so näher stehen, je stärker die Wölbung desselben ist, und diese muß um so stärker sein, je kürzer das Brustbein ist.

Der Beschaffenheit des Brustkastens entspricht auch die Größe sowie die Form der Lungen. Diese sind bei Fettschafen verhältnißmäßig kleiner als bei den fettarmen Racen. Sie laufen in Folge der stärkeren Schrägstellung und der stärkern Wölbung des Zwerchfells nach hinten spitzer und zugleich flacher aus. Auch das Herz ist, entsprechend der geringen Breite und Tiefe des Brustraums, verhältnißmäßig klein. Von der Form des Brustkastens ist die Erweiterungsfähigkeit desselben hauptsächlich abhängig. Diese ist von sehr großer Bedeutung, weil die Güte des Athmens nicht sowohl durch die Schnelligkeit, als vielmehr durch die Tiefe der Athemzüge bedingt wird. Auch bei der kräftigsten Inspiration bleibt noch das 4—5fache Volumen der in einem Athemzuge eingesogenen und wieder ausgestoßenen Luft in den Lungen zurück, um zwischen den einzelnen Athemzügen den Gasaustausch zu unterhalten. Bei tiefer Inspiration findet eine Vermischung der eingeathmeten frischen mit der Residualluft bis in die Luftbläschen hinein statt, wohingegen bei oberflächlichem Athmen die Vermischung zunächst bloß in den größeren Luftröhrenästen geschieht und die Residualluft erst durch die verhältnißmäßig langsame Diffusion nach und nach erneuert wird. Der Gasaustausch zwischen Luft und Blut wird aber um so geringer, je länger die Berührung zwischen beiden andauert. — Die Erweiterung des Brustkastens findet bei Wiederkäuern, deren Zwerchfell stark vorgewölbt ist, fast ausschließlich im Längendurchmesser statt, indem das Zwerchfell sich bis zu einem gewissen Grade abflacht und von den Rippen, an denen es im erschlafften Zustande bis weit nach vorn lag, sich abhebt. Die Erweiterung im Querdurchmesser durch eine Bewegung der Rippen ist beim ruhig athmenden Wiederkäuer fast null. Wenn nun das Brustbein kurz ist, so ist die Vergrößerung des Brustraumes bei der Einathmung im Verhältniß zu einem gleich geräumigen Brustkasten mit langem Brustbein gering. Das Zwerchfell im Ganzen mag sich in dem einen und in dem andern Fall in demselben Grade abflachen und die Brusthöhle im gleichen Maße verlängern, so muß doch dabei das bei langem Brustbein weiter rückwärts stehende Zwerchfell verhältnißmäßig mehr Brustraum schaffen, weil dieser weiter rückwärts in der Leibeshöhle beträchtlich breiter und tiefer und folglich bei gleicher Länge beträchtlich größer wird. Die Fettschafe haben also nicht nur einen verhältnißmäßig kleinen, sondern einen verhältnißmäßig wenig erweiterungsfähigen Brustraum; sie sind zu recht tiefem und gutem Athmen nicht befähigt, und wenn in ihrem Blut auch die gleiche Quantität von sauerstoffbedürftigen Stoffen vorhanden ist, wie bei Marschschafen oder Bergamaskern, so können die Stoffe ihren Bedarf nicht in dem Maß wie bei diesen befriedigen. Die Beschaffenheit des Brustkastens ist bei den Fettschafen gewiß nicht der geringste Grund ihrer Mastfähigkeit. Zum Schnell- und Dauerlauf würden sie sich nicht eignen; bei Thieren, die sich in dieser Beziehung auszeichnen, bei Hirschen, Antilopen, Rennpferden und Windhunden ist das Brustbein verhältnißmäßig sehr lang.

Fledermausguano. Aegypten ist sehr reich an Fledermäusen, und ihre Extremente finden sich in vielen unterirdischen Gewölben und Höhlungen massenhaft abgelagert. Derartiger Guano kommt gegenwärtig bereits in den Handel. Popp (Ann. d. Chemie u. Pharm.) beschreibt ihn als höckrige, stellenweise lavernöse Masse von schwach wachsgelber Farbe und ausgesprochen krystallinischer Structur. Er ist leicht und fast vollständig in Wasser löslich, enthält 37,2 % Stickstoff und verhält sich gegen Reagentien fast wie reiner Harnstoff. Die Analyse ergab als nähere Bestandtheile:

Harnstoff	77,80
Harnsäure	1,25
Kreatin	2,55
phosphorsaures Natron	13,45
Wasser	3,66
unlöslicher Rückstand	0,57

Der unlösliche Rückstand besteht aus Sand und einer organischen Materie, welche Xanthin zu sein scheint.

Digitized by Google

Kriegswesen.

Nekrolog.

Blanckensee, Adolf von, preußischer Generalmajor und Kommandeur der kombinirten Infanteriebrigade der 3. Reservedivision, † am 11. Januar zu Amiens. Er war geboren am 29. November 1812 und kämpfte 1866 als Oberst des 3. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 66 bei Münchengrätz, Königgrätz und Blumenau.

Bossé-Haake, Joseph von, General, fiel bei Dijon in der Nacht vom 20.—21. Januar. Geboren 1834 in Warschau als Sohn des Generals, Grafen J. von Haake, war Page des Kaisers, kämpfte mit Auszeichnung in den Kaukasuskriegen, entfloh 1863 nach Polen und kommandirte als General über die Insurrektionstruppen aus den Provinzen Krakau und Sandomir. Hier erwarb er sich den Kriegsnamen Bossak (der Barfüßige). Später lebte er in Italien und in der Schweiz und war ein thätiges Mitglied des Centralkomités der Friedens- und Freiheitsliga. Auf den Ruf Garibaldi's schloß er sich dessen Kampf für die Republik an.

Linger, Hans Ludwig Karl Wilhelm von, preußischer Generallieutenant a. D., zuletzt Inspecteur der 3. Artillerieinspektion, Ritter des eisernen Kreuzes von 1813 und 1814, † am 20. Januar in Berlin, 76 Jahre alt.

Mandon, Jacques Louis Cesar Alexandre, Graf, Marschall von Frankreich, † am 16. Januar in Genf. Er war geboren am 25. März 1795 in Grenoble, kämpfte 1812 bis 1814, später gegen die Araber und rückte zum Generallieutenant auf. Im Januar 1851 erhielt er das Portefeuille des Krieges, im December desselben Jahres ward er Generalgouverneur von Algerien, kämpfte gegen die Kabylen und förderte die Kolonisation. 1859 erhielt er abermals das Portefeuille des Krieges, gab dasselbe aber in Folge des Dekrets vom 19. Januar 1867 wieder ab. Zuletzt war er Präsident der Untersuchungskommission über die Kapitulationen von Sedan und Metz.

Technologie.

Darstellung des Chlors. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß eine Mischung von atmosphärischer Luft mit Salzsäure beim Durchleiten durch glühende Röhren in Wasserdampf und Chlorgas sich zerlegt. Wenn man bei Ausführung des Versuches nur eine sehr geringe Ausbeute erhält, so liegt das wohl daran, daß die Temperatur, bei welcher Chlorwasserstoff durch Sauerstoff zersetzt wird, sehr nahe der Temperatur liegt, bei welcher wiederum das Wasser durch Chlor zersetzt wird. Eine Mischung von Salzsäure und Luft entweicht in den Sodafabriken aus den Sulfatöfen, und mithin würde es sehr bequem sein, wenn man diese Mischung in der angedeuteten Weise zersetzen könnte. Nach Deacon (Engineer) gelingt das nun, wenn man die Röhren mit grobem Ziegelsteinpulver füllt, welches mit Kupfervitriol imprägnirt ist. Wird dann eine Mischung von 5 Th. Luft und 4 Th Chlorwasserstoff hinreichend erwärmt, langsam durch die auf 370—400° C. erhitzten Röhren geleitet, so wird alles Chlor gewonnen und entweicht mit Stickstoffgas gemengt. Es ist in diesem Zustande zur Chlorkalkbereitung sehr gut verwendbar, wenn man es sofort über fast schon gesättigten Chlorkalk leitet, während die schon benutzten Gase über frisches Kalkhydrat streichen. Der Zersetzungsapparat besteht in einer gußeisernen weiten Röhre, die von einem als Wärmereservoir dienenden Mantel aus Ziegelsteinen umgeben ist. Die zur Zersetzung nöthige Temperatur wird zum Theil durch die bei der Oxydation des Wasserstoffs frei werdende Wärme geliefert. Von dieser, welche 34,462 Einheiten beträgt, gehen 23,783 als Verbindungswärme des Chlors und Wasserstoffs ab, so daß 10,679 Einheiten frei übrig bleiben. Die Temperaturen des Vorwärm- und Zersetzungsapparates werden durch ein Pyrometer kontrolirt. Das Kupfersalz braucht nicht ersetzt zu werden, man kann mit einer kleinen Menge desselben beliebig große Mengen Chlor gewinnen. —

Die praktische Ausführung des Deaconschen Verfahrens soll ein bedeutendes Hinderniß in der Höhe der Arbeitskosten finden.

Neue Bücher.

Bauführung, von C. Busch. Leipzig, Spamer.

Baumechanik, Vorträge von K. E. Ott. 1. Thl. Prag, Dominicus.

Destillirkunst der geistigen Getränke. Von A. L. Möcoes. Berlin, Schröder.

Eisenhütten-Technik im Jahre 1868, Bericht von A. L. Kerpely. Leipzig, Felix.

Lokomobilen, Einrichtung und Betrieb derf., von G. Kosak. Wien, Lehmann.

Technische Literatur, Repertorium derselben. Neue Folge. 1851—68. Von B. Kerl. Leipzig, Felix.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 5. März 1871. Alles, was die Welt bewegt, tritt heute zurück vor dem Ereigniß, daß der große Krieg, welcher unsern Welttheil seit länger als sieben Monaten in Spannung erhielt, sein Ende erreicht hat, durch den am 2. März in Versailles erfolgten Austausch der Ratifikationen der am 26. Februar abgeschlossenen und am 1. März von der Nationalversammlung zu Bordeaux genehmigten Friedenspräliminarien.

So steigt über dem vielfach zertretenen Boden des besiegten Frankreichs die Friedenssonne wieder auf, und unsre Heere ziehen von ihrem blutigen Tagewerke im vollsten Siegesglanze zurück in die ersehnte Heimat. Sieben Monate nur und wenige Tage sind verstrichen, seit sie diese Heimat verließen, durch die frevelhafte Herausforderung Frankreichs in den gerechtesten aller Kriege getrieben. Voll Zuversicht folgte das Auge des Vaterlandes damals ihren Fahnen an den Rhein und über den Rhein. Aber ein feierlicher Ernst ging dieser Zuversicht zur Seite. Wäre Frankreich, wie es sich bei dem ersten Kriegsruf das Ansehen gab, uns in der Kriegsbereitschaft wirklich voraus gewesen, hätte es die ersten Erfolge für sich gehabt, wie nahe hätte es dann gelegen, daß im Norden Dänemark, im Süden Italien gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht hätten. Für Oesterreich wäre die Versuchung, sich in den Krieg zu mischen, oder durch eine große Heeresaufstellung an den Gränzen Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen, unermeßlich gewachsen. Eine Theilung der deutschen Kräfte wäre fast gewiß, ein allgemeiner europäischer Krieg höchst wahrscheinlich, ein durchschlagender Erfolg, eine reine Abrechnung zwischen Frankreich und Deutschland, selbst wenn in den Hauptschlachten unsre Fahnen siegreich geweht hätten, zweifelhaft geworden. Diese Gefahr ward beschworen, weil die deutschen Heereseinrichtungen und die über alles Lob erhabene oberste Leitung des Heeres es ermöglichten, daß wir schon beim Beginn des Feldzuges dem Gegner rascher gesammelt, zahlreicher und in größerer Ordnung entgegentreten konnten. Von da an war der Krieg, von den ersten Erfolgen bis zu den letzten, welche Frankreich zwangen, das Gesetz des Siegers anzuerkennen, eine zusammenhängende Reihe von Ereignissen, die sich fast mit mathematischer Nothwendigkeit eines aus dem andern entwickelten. Die durchdachtesten Kriegspläne hatten eine feste Grundlage in der durchgebildeten Organisation aller Zweige des Heerwesens, vornehmlich im norddeutschen Heere, in der Tapferkeit und Disciplin der Truppen, in der höchsten Leistungsfähigkeit und Ausdauer bei den Märschen, in der Einsicht und Umsicht des gesammten Offizierstandes. Alles, was nöthig war, geschah immer zur rechten Zeit und am rechten Orte. An dem pflichtmäßigen Zusammenwirken dieser Kräfte zerschellten die Napoleonischen Heere und die der Massenaufgebote der Republik, welche den entgegengestellten deutschen Armeecorps der Zahl nach oft um das Doppelte oder Dreifache überlegen waren.

Die Thränen, welche um unsre Todten und Verwundeten in diesem Kriege flossen, in welchem große Heeresmassen wie nie zuvor aus Frankreich und Deutschland auf einander stürmten, in welchem Schlag auf Schlag, Schlacht auf Schlacht folgte, haben bisweilen die Klage angeregt, ob denn dieser furchtbare Krieg nie enden wolle. Und doch ist nichts bemerkenswerther, als daß ein solcher Krieg, ein Krieg mit solchen Erfolgen in so kurzer Zeit beendigt werden konnte. Als am 28. Januar d. J. Paris sich ergab und der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, der das Ende der Kämpfe und den werdenden Frieden bedeutete, da waren nicht mehr als sechs Monate verstrichen, seitdem die ersten Kugeln gewechselt waren. Und auf was

Digitized by Google

blicken die deutschen Heere zurück, die jetzt den Boden Frankreichs verlassen, den sie vor sieben Monaten betraten? Nach ungezählten siegreichen Gefechten, Treffen und großen Schlachten drei große Heere vollständig gefangen genommen, ein viertes auf die Schweiz hinübergedrängt, die französische Nordarmee und Westarmee zertrümmert und die Reste in halb aufgelöstem Zustande weit zurückgeworfen, fast 7000 Geschütze, mehr als 800,000 Handfeuerwaffen nebst Fahnen und Standarten erbeutet, 400,000 Gefangene nach Deutschland gesendet, 300,000 in Paris, in Belgien und in der Schweiz internirt, 25 Festungen belagert und bezwungen, darunter Straßburg, Belfort, Metz und die Riesenfestung Paris, den französischen Kaiserthron, welcher in seinem Falle die weltliche Papstherrschaft mit sich riß, umgestürzt, ein anderes Kaiserreich wieder aufgerichtet, das deutsche unter dem Scepter der mächtigsten protestantischen Dynastie unsres Kontinents, im Süden die politische Einheit Deutschlands bis an die Marken Deutschösterreichs vorgerückt, im Westen durch den ehrenvollsten Frieden die Schmach vergangener Jahrhunderte ausgelöscht und nebst einer sehr reichlichen Kriegsentschädigung die gewaltigsten strategischen Garantien gegen fernere Unbill von Seiten eines unruhigen Nachbarvolkes gewonnen!

Als mit dem Fall von Paris und dem abgeschlossenen Waffenstillstand der Wendepunkt zwischen Krieg und Frieden gekommen war, da machte Gambetta einen letzten verwegenen Versuch, sich und sein System des Kampfes bis aufs Messer auch für die Zukunft noch möglich zu machen. Er bäumte sich knirschend vor Wuth gegen die Beschlüsse der Regierung der Nationalvertheidigung zu Paris. Dieser merkwürdige Mensch war, seit seine berühmte Luftschifffahrt ihn den Mauern von Paris entrückt hatte, die Seele der durch die Regierung vom 4. September bestellten Delegation geworden. Die bisherigen Mitglieder dieser Delegation traten seiner gewaltigen Energie gegenüber vollkommen in den Schatten. Der Drang der Umstände verlangte das rascheste und kräftigste Handeln, während die Verbindung mit Paris allmählig immer unregelmäßiger und unsicherer geworden war. Die Luftballon- und Taubenpost bot fast den einzigen Ersatz, selten vermochte noch ein waghalsiger Bote durch die feindlichen Linien zu schlüpfen. Dadurch hatte die zuerst in Tours und nach der Vertreibung von da in Bordeaux versammelte Delegation mehr und mehr den Charakter einer Delegation verloren und war thatsächlich fast zu einer zweiten selbständigen Regierung geworden. Das revolutionäre Regiment Frankreichs war in Wahrheit ein doppelköpfiges geworden; der eine Kopf lebte in Paris und regierte Paris, der andere lebte auswärts und regierte das ganze übrige Frankreich, so weit es nicht in Feindes Hand war. Beide Häupter dieses zweiköpfigen Wesens suchten sich, so gut oder so schlecht es eben gehen wollte, zu verständigen.

So hatte sich allmählig eine faktische Diktatur Gambetta's gebildet. Als Diktator und Kriegsminister zugleich ward er die Seele aller Anstrengungen und aller Kämpfe, welche Frankreich während der Monate November, December und Januar machte, um Paris die Hand zu reichen, den eisernen Ring, der um die Hauptstadt gezogen war, zu durchbrechen und sich mit den befreiten Heeren zu einem letzten großen Kampfe zu vereinigen. Blicken wir auf diese Anstrengungen, auf diese Kämpfe und auf die zuletzt von allen Seiten hereinbrechenden Niederlagen zurück, um Verdienst und Schuld Gambetta's in diesem Nationalkampfe zu würdigen, so sehen wir beides, Verdienst und Schuld, aus der innersten geistigen Natur des Mannes hervorgehen, auf dessen Haupt nunmehr eine so schwere Verantwortung ruht. Fürwahr nur der südlichen Leidenschaft Gambetta's und der ihm eignen wilden Energie konnte es gelingen, nach der vollständigen Vernichtung der kaiserlichen Rheinarmee und nach der Zusammenraffung von Mobilgarden und einigen Reserven für die Pariser Armee außerhalb Paris noch solche Heeresmassen auf die Beine zu bringen, wie sie im Spätherbst des vorigen Jahres plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, da standen. Der größere Theil dieser Massen war mit nichten freiwillig zu den Fahnen geeilt; nicht die Begeisterung, sondern der stärkste äußere Druck hatte ihn in Bewegung gesetzt, hatte ihn gezwungen, widerwillig Haus und Hof und Familie zu verlassen. Aber wie so oft der Mensch die Fehler seiner Tugenden hat, so stand auch in Gambetta hart neben dem Feuereifer, welcher so Außerordentliches geschaffen, jene Ungeduld und jene Hast, welche von dem selbstgeschaffenen Werkzeug keineswegs den weisesten, oft einen sehr unbesonnenen Gebrauch machte. Unbelehrt durch die Folgen des von Paris aus der Mac Mahonschen Armee aufgedrängten Zuges nach Sedan griff er, der Civilist, selbst mit verwegener Hand in die Kriegsoperationen ein, und er that es in verhängnißvoller Weise.

Digitized by Google

Von dem Augenblick an, wo es durch den Fall von Metz feststand, daß die neu aufgestellten französischen Truppenmassen nicht vor der deutschen Belagerungsarmee von Metz vor Paris ankommen konnten, da wäre eine zögernde die allein verständige Strategie gewesen. Die schwache Seite der der Zahl nach so gewaltigen neuen Heere war, daß nur der kleinere Theil derselben aus alten geübten Soldaten (Marinetruppen, Depots, ausgedienten und nun wieder eingestellten Soldaten) bestand, und daß das Verpflegungswesen, die Ambulancen und andere wichtige Zweige des Militärwesens nur höchst mangelhaft organisirt sein konnten, daß es an tüchtigen Offizieren und Chargen und an der rechten Verbindung derselben mit der Mannschaft gebrach. Man hatte ein Mittelding zwischen wirklichen, fest gefügten Heeren und haufenweise zusammengerafften bewaffneten Menschen vor sich. Vollständig wären freilich diese Mängel in drei, vier oder sechs Wochen der Ruhe nach Vollendung der großen Aufstellungen auch nicht beseitigt worden. Aber es war doch klar, daß jede Woche, um welche die entscheidenden Kämpfe, auf deren Ausgang das letzte Hoffen Frankreichs ruhte, verschoben werden konnten, von dem größten Werthe sein mußte, um die Qualität der neuen Heere zu verbessern, sie kriegstüchtiger zu machen, ihnen eine festere Fügung zu geben. Dazu hatte nun in der That Gambetta einige Zeit vor sich. Im Allgemeinen bestand die Meinung, daß Paris für eine kürzere Zeit mit Lebensmitteln versehen sei, als es in der That war. Gambetta aber konnte diesen Irrthum nicht theilen, er mußte wissen, daß die Hauptstadt Frankreichs sich bis gegen Ende Januar halten könne. Es lag also die Möglichkeit vor, die kostbare Zeit von Ende November bis Anfang oder Mitte Januar ganz auf die Vorbereitung des entscheidenden Schlages, der beabsichtigt wurde, zu verwenden. Es hätte sich darum gehandelt, in dieser Zeit entscheidenden Kämpfen auszuweichen, im Nothfall mit den aufgestellten Heeren weiter zurückzugehen und im Norden sowohl wie im Westen und Süden den Feind, wenn er weiter vorgehen wollte, zu einer Schwächung durch seine verlängerten Etappenstraßen zu nöthigen. Es hätte sich darum gehandelt, aus den aufgegebenen Departements alles, was waffenfähig war, mit sich zu nehmen, auf diese Weise nicht nur noch überlegener an Zahl zu werden, sondern die neu eingestellten Soldaten möglichst zu disciplinieren, zu üben, das System der Verpflegung zu verbessern und zuletzt, wenn das Gefüge der Heere wenigstens einigermaßen solide geworden war, gleichzeitig von allen Seiten den entscheidenden Schlag zu wagen. Statt dessen haben wir gesehen, wie von Mitte November bis gegen Ende Januar die in der Eile zusammengerafften Heere, sobald sie nur in großer Zahl vereinigt waren, ohne Rast und Ruhe, den Befehlen Gambetta's zufolge, vorgeschoben und in den Kampf gehetzt wurden. Wenn ihr Anprall an den zwar der Zahl nach schwächeren, aber vortrefflich organisirten deutschen Kerntruppen zerschellt war, oder wenn sie gar blutige Niederlagen erlitten hatten, wurde den entmuthigten, oft halb aufgelösten Heereshaufen kaum die Zeit gelassen, sich wieder gehörig zu organisiren. An die Stelle der Todten, Verwundeten und Gefangenen wurden neue ungeübte Massen eingereiht, und in noch schlechterer Verfassung, in noch loserer Fügung wie vorher wurden die Heere von Neuem in den Kampf gehetzt.

Und als ob Frankreich nicht schon schwer genug an den Folgen dieser Uebereilung zu tragen gehabt hätte, beraubte der feurige Advokat, der die Stelle eines Kriegsministers übernommen hatte, die Heere Frankreichs gelegentlich auch noch ihrer besten Führer oder ihrer tüchtigsten organisatorischen Kräfte, wenn dieselben entweder einer kaltblütigeren Strategie das Wort redeten, oder in Befolgung seiner unbesonnenen Anordnungen statt glänzender Erfolge nur Mißerfolge aufweisen konnten. Zum Beleg mag nur an das Zerwürfniß mit Cambriels und mit Kératry, dem Organisator der Streitkräfte der Bretagne, an die Entlassung Sols, Marandy's und vor Allem an die Entlassung des ausgezeichneten Generals Aurelles de Paladine erinnert werden. Es ist immerhin bemerkenswerth, in welcher Weise sich in diesem in den Armen der Revolution liegenden Frankreich die französischen Generale fügten und von einem Manne wie Gambetta oft gleich Schulbuben meistern ließen. Man weiß nicht, soll man diese Erscheinung erklären aus der dem centralisirten Frankreich tief eingeprägten Gewohnheit, sich jedem mächtigen Einflusse von oben zu überlassen, oder soll man darin den Ausdruck der patriotischen Hingebung erblicken, welche sich sagt, daß man im Angesicht des siegreichen Feindes der einzigen thatsächlich gegebenen einheitlichen Heeresleitung sich unbedingt fügen müsse, und wäre sie auch die willkürlichste und unverständigste zugleich.

Es wird Niemand behaupten wollen, daß

Digitized by Google

eine der Gambetta'schen entgegengesetzte Strategie schließlich zu einem entscheidenden Sieg der französischen und zu einer Niederlage der deutschen Waffen geführt haben würde. Aber, wenn es überhaupt ein Mittel gab, Paris zu entsetzen, nach weiteren großen Schlachten den Krieg einigermaßen zum Stehen zu bringen, wenn es ein Mittel gab, durch einen Frieden ohne namhafte Opfer den Krieg zu beendigen, weil ein unter so veränderten Verhältnissen fortzuführender Krieg auch die deutschen Kräfte allmählig mehr oder minder erschöpft, auswärtigen Einmischungsgelüsten Nahrung gegeben und die vollständige Niederwerfung Frankreichs unwahrscheinlich gemacht hätte: wenn es ein solches Mittel überhaupt gab, so lag es nur darin, daß die im Sturme der Revolution von einer ungewöhnlichen Energie in überraschender Fülle angehäuften Vertheidigungsmittel während der Zeit von Mitte November bis Mitte Januar im Geiste eines Fabius Cunctator benutzt worden wären. Was namentlich im Oktober und November von Gambetta mit bewundernswürdiger Kraft und rastloser Thätigkeit für die Fortführung des Krieges aufgebracht worden war, wurde dann durch die sich überstürzende Kriegsführung wieder vergeudet. So ward in der zweiten Epoche des Krieges derselbe Mann, der sich als ein ungewöhnlicher „organisateur de la défense nationale“ erwiesen hatte, indem er sich dem Sturme der Zeit und seinen eigenthümlichen geistigen Trieben ganz überließ, fast gleichzeitig zum „organisateur de la défaite nationale“.

Es hat nichts Ueberraschendes, daß Gambetta auf diesem Wege von einer Stufe der Eigenmacht und der Willkür zur anderen fortgetrieben wurde. An den zuerst in Ferrières und später zu Versailles statt gehabten Versuchen, zu einer Anbahnung des Friedens zu gelangen, nahm er zwar nicht selbst Theil, aber er war die Seele der Politik, die diese Versuche scheitern machte und dadurch die zuletzt durch den Frieden zu bringenden Opfer Frankreichs steigerte. Er war es vor Allem, welcher sich dem Zusammentritt einer freigewählten Nationalversammlung widersetzte, so oft Graf Bismarck, lange vor Abschluß des Waffenstillstandes, dazu die Hand bot, sei es, daß ihre Wahl von einer Waffenruhe begleitet würde oder nicht. Nicht ohne Grund befürchtete er, daß, sobald die Nation, sobald namentlich die Landbevölkerung zum Wort komme, der Ruf nach Frieden den Ruf nach Fortführung des Krieges bis aufs Messer übertönen und den von ihm getragenen Republikanismus erschüttern würde. Mit dem Sturze Napoleons III. schien auch das gegen die Orléans geschleuderte Verbannungsdekret seine Bedeutung verloren zu haben. Gleichwohl ward dem Prinzen von Joinville nicht gestattet, sich in das französische Heer einzureihen, ja er wurde mit Gewalt von dem Boden Frankreichs entfernt. Die gründliche Aufräumung unter den Präfekten und anderen Beamten kann weniger befremden als die schon berührte Willkür in der Entlassung tüchtiger Generale. Das Stärkste aber war, daß in den ersten Tagen dieses Jahres die Generalräthe der Departements aufgelöst wurden, aufgelöst nicht um durch Neuwahlen ersetzt zu werden, sondern durch Departemental-Kommissäre, deren Ernennung von Gambetta abhing. Diese Maßregel ward bereits das Signal für eine in verschiedenen Departements sich offen aussprechende Opposition gegen das Gambetta'sche Willkürregiment.

Als Paris kapitulirt hatte, der Waffenstillstand vom 28. Januar abgeschlossen und eine Nationalversammlung, um über Krieg und Frieden zu entscheiden, nach dem Wahlgesetz von 1848 durch die Regierung der Nationalvertheidigung zu Paris einberufen war, da schien es einige Tage, als ob über Frankreich außer den Leiden des Krieges auch noch innere Kämpfe kommen sollten, jenen vielleicht zu vergleichen, die zu Sulla's und Marius' Zeiten im alten Rom wütheten. Gambetta war durch die Pariser Nachrichten einen Augenblick betroffen, dann erhob er kühn das Haupt und versuchte das, was man in Paris festgestellt hatte, in sein Gegentheil zu verkehren. Er ließ überall öffentlich erklären, daß der Krieg bis aufs äußerste fortgesetzt werden müsse, und daß der Waffenstillstand, weit entfernt als erster Schritt zum Frieden zu gelten, nur eine Pause des Krieges sei, in welcher neue Streitkräfte zu sammeln seien, um ihn bald wieder aufzunehmen. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden zwar, wie von Paris aus befohlen, auf den 8. Februar ausgeschrieben, aber unter vollkommen willkürlicher Feststellung einer langen Reihe von Ausschließungsgründen rücksichtlich der zu wählenden Abgeordneten. Vielleicht ist die Vermuthung erlaubt, daß Gambetta durch den auf solche Weise hervorgerufenen Gegensatz und durch die folgeweise entstehende Ungewißheit über die Grundlage der zu wählenden Versammlung deren Zusammentritt während des Krieges überhaupt zu vereiteln meinte. Denn es wäre doch in der That allzu kurzsichtig gewesen, wenn er

Digitized by Google

gehofft hätte, dadurch, daß er den imperialistisch, legitimistisch, Orleanistisch gesinnten Wahlkreisen verbot, die in dieser Richtung am meisten hervorgetretenen Parteimänner zu wählen, aus diesen Kreisen nicht bloß republikanisch, sondern extrem republikanisch gesinnte Abgeordnete zu erhalten.

Als die Pariser Regierung sich gegen dieses Vorgehen Gambetta's aussprach und J. Simon nach Bordeaux sendete, um ihn zur Zurückziehung seines Wahldekrets zu bestimmen, da verkehrte er die Rollen, machte die Delegation zur Hauptregierung und letztere zu einer abhängigen Nebenregierung, unter dem Vorwande, daß sie, in Paris eingeschlossen, nicht frei sei, auch die Zustände Frankreichs nicht kenne. Die revolutionären Klubs verschiedener großen Städte ergriffen diesen Zwischenfall mit Begierde und drängten sich an Gambetta heran, um ihn zur Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses zu bestimmen. Während er sich diesen Anträgen gegenüber noch ablehnend verhielt und erklärte, daß er mit der Berathung weiterer kriegerischen Maßregeln beschäftigt sei, war die Pariser Regierung, von Gambetta dazu gedrängt, zu der formellen Annullirung seines Wahldekrets und zur Bekanntmachung dieses Beschlusses vorgeschritten. Graf Bismarck hatte erklärt, daß dasselbe der Bestimmung der Waffenstillstandskonvention in Betreff der festgestellten frei zu wählenden Nationalversammlung zuwiderlaufe, daß seine Befolgung den zu wählenden Abgeordneten die auf dieser Konvention beruhenden Rechte entziehe und diese Konvention selbst sowie den Fortgang der Proviantirung von Paris in Frage stelle. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Gambetta sein begonnenes Spiel wegen dieses doppelten Widerspruches oder wegen der Mahnungen der neutralen Mächte durch ihre in Bordeaux weilenden Gesandten, oder aus dem Grunde aufgegeben hat, weil die übrigen Mitglieder der Delegation, welche er bis dahin mit sich fortgerissen hatte, nicht geneigt waren, mit ihm bis zur offenen Rebellion gegen ihre Vollmachtgeber zu gehen. Hätte er geglaubt, in den großen Massen des Volkes im Süden und Westen von Frankreich noch festen Fuß zu haben, so würde er wahrscheinlich durch seinen ungestümen Geist bis zu den äußersten revolutionären Konsequenzen gedrängt worden sein. Statt den Regierungsmitgliedern, die ihm die Aufhebung seines Wahldekrets verkündigten, zu gehorchen, würde er sie — was er in der That einen Augenblick beabsichtigt haben soll — festgesetzt haben, der Wohlfahrtsausschuß hätte nicht lange auf sich warten lassen, die Köpfe der Hauptgegner Gambetta's würden gefallen sein und zuletzt sein eigner. Aber die Wahlen in Bordeaux haben schon wenige Tage später bewiesen, daß der Zauber, den Gambetta durch seine Energie, seine Beredsamkeit und seine planmäßigen Täuschungen über die Kriegsführung um sich verbreitet hatte, selbst im Mittelpunkt seines Wirkens nur noch in kleinen Kreisen blendete. Das über alle Beschreibung traurige Ende der Bourbaki'schen Armee, welches schon in dem Selbstmordversuch ihres Führers sich schauerlich ankündigte, hatte dem Glauben an ihn gerade im entscheidenden Augenblicke noch einen argen Stoß gegeben. Unter diesem Drucke gab und erhielt Gambetta seine Entlassung. Damit war die größte Gefahr, die nach dem Waffenstillstand noch dem Abschluß des Friedens drohte, beseitigt.

Wenige Tage noch, und die Mehrzahl der Abgeordneten, welche die Geschicke Frankreichs in einer der düstersten Epochen seiner langen wechselvollen Geschichte in die Hand nehmen sollen, waren in Bordeaux vereinigt. Im Hinblick auf diesen Tag hatte sich bereits Alles, was ein Recht oder ein Anrecht auf den Thron Frankreichs zu haben glaubte, demselben öffentlich und feierlich in die Erinnerung zurückgerufen. Schon vor Monaten hatte es der Graf von Chambord gethan in Gestalt eines ihm durch die Belagerung von Paris ausgepreßten Schmerzensschreies. Er war darin erinnert an das, was seine Vorfahren, die lange Reihe Bourbonischer Könige, für „ihre gute Stadt Paris" und für die von ihnen gegründete Größe Frankreichs gethan hätten. Von den Orléans hielt sich der Graf von Paris noch im Hintergrund. Aber das Wahlmanifest vom 1. Februar, durch welches der Herzog von Aumale als Wahlkandidat für die Nationalversammlung auftrat, enthielt folgende bezeichnende Stelle: „Wenn ich die Lage von Frankreich, seine Geschichte, seine Ueberlieferungen, die Ereignisse der letzten Jahre betrachte, so bleibe ich erstaunt vor den Vortheilen, welche die konstitutionelle Monarchie bietet. . . . Mit einer Mischung von kindlichem Stolz und patriotischem Schmerz vergleiche ich Frankreich in seinem gegenwärtigen Zustand mit dem, wie es unter der Regierung meines Vaters war. . . . Ich glaube heute als Bürger die Pflicht zu haben, diese Ansicht auszusprechen; aber ich mische keinen Parteigeist, kein ausschließliches Bestreben hinein. In meiner Gesinnung, in

Digitized by Google

meiner Vergangenheit, in den Traditionen meiner Familie finde ich nichts, das mich von der Republik trennt. Wenn Frankreich unter dieser Form frei und endgültig seine Regierung einrichten will, so bin ich bereit, mich vor seiner Souveränetät zu beugen, und ich werde sein ergebener Diener bleiben". Der Gefangene von Wilhelmshöhe endlich, Napoleon III., der von dem ihm unmittelbar durch das französische Volk überwiesenen Kaiserthron bisher nur thatsächlich entfernt war, ohne daß eine Volksabstimmung oder ein Parlamentsbeschluß den revolutionären Akt eines Theiles der Pariser Bevölkerung vom 4. September bestätigt hatte, suchte in seiner Proklamation vom 4. Februar die Vergangenheit in seiner Weise zurecht zu legen und die schwerste Schuld auf die Regierung der Nationalvertheidigung zu wälzen. Er fügte aber hinzu: „Was mich anbelangt, gebeugt durch so viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuschungen, so will ich nicht jene Rechte in Anspruch nehmen, welche ihr viermal in zwanzig Jahren mir freiwillig übertraget. Angesichts unsres Unglücks ist kein Raum für persönlichen Ehrgeiz; aber so lange nicht das Volk, in regelmäßigen Wahlen versammelt, seinen Willen kund gegeben hat, wird es meine Pflicht sein, als wahrhafter Repräsentant der Nation mich an dieselbe zu wenden und zu sagen: alles, was ohne eure direkte Betheiligung geschieht, ist ungesetzlich". . . . . Dies ist das Gegentheil einer Abdankung. Es bedeutet der Sache nach nur: Bis dahin, wo etwa Frankreich durch Plebiscit sich eine andere Regierung endgültig gibt, bin ich, Napoleon III., der allein berechtigte Souverän desselben. Im Augenblick kann ich an die Geltendmachung und Ausübung dieses Rechts nicht denken, aber ich werde es thun, sobald andere Verhältnisse es gestatten.

Verschiedenen Mitgliedern der bisherigen Dynastien schien durch die Wahlen der Weg in die Nationalversammlung geöffnet, ein Weg, den sie wohl nur als die Stufe zu höherer Macht ansahen. Trotz der ihrer Wählbarkeit entgegenstehenden Dekrete war Murat im Lot-Departement gewählt worden, Prinz Napoleon in Korsika, wovon die entschiedenen Republikaner sagen, es sei „jenes verfluchte Departement, welches Frankreich die Bonapartes gegeben", ferner Prinz Joinville zweimal und der Herzog von Aumale im Oise-Departement (mit 50,000 unter 60,000 abgegebenen Stimmen). Die beiden letzteren hatten sich auch rasch auf den Weg gemacht, um ihre Sitze in der Nationalversammlung zu Bordeaux einzunehmen. Diese aber hatte dringendere Sorgen, als schon jetzt zu der Frankreich endgültig zu gebenden Regierungsform Stellung zu nehmen. Ja sie enthielt sich jeder Entscheidung, welche präjudicirlich werden oder später ihre freie Bewegung stören könnte. Nachdem sie daher am 13. Februar unter einem Alterspräsidenten ihr erstes Geschäft, die Wahlprüfungen im Allgemeinen, begonnen hatte, behielt sie sich doch die Prüfung der Wahlen jener Prinzen und damit die Entscheidung über die Frage vor, ob sie die ihre Nichtwählbarkeit aussprechenden Dekrete noch für wirksam oder für aufgehoben erklären wolle. Die Orléansschen Prinzen, welche nach einigen Mittheilungen schon bis nach Bordeaux gekommen sein sollten, oder welche wenigstens sehr nahe waren, befolgten daher den Rath, der ihnen, wie es scheint von Thiers selbst, gegeben wurde: sie nahmen eine ruhig abwartende Stellung ein, gingen nicht bis Bordeaux, oder verließen es, wenn sie wirklich schon bis dahin gekommen waren, in der Stille wieder. Es heißt, daß sie jetzt in Biarritz verweilen.

Die Mitglieder der Regierung der Nationalvertheidigung hatten sich beeilt, in der ersten ordentlichen Sitzung der Nationalversammlung ihre Funktionen für erloschen und wegen der Ausübung derselben sich der Versammlung verantwortlich zu erklären. Sie hatten sich natürlich zugleich bereit erklärt, bis zur Bildung einer neuen Exekutivgewalt die dringendsten Geschäfte fortzuführen. Für Favre insbesondere handelte es sich darum, nach Versailles zu eilen, um wegen Verlängerung des in wenig Tagen (am 19. Februar) zu Ende gehenden Waffenstillstandes zu verhandeln.

Thiers sprach nur aus, was Alle auf das lebhafteste fühlten, als er die erschütternde Lage Frankreichs mit wenigen kräftigen Zügen zeichnete und darlegte, daß es jetzt unmöglich sei, sich mit Verfassungsfragen zu beschäftigen, daß es nur einen Gegenstand gebe, auf welchen jetzt die Nationalversammlung ihre Gedanken richten könne, die Friedensfrage. Aber die Versammlung kann nicht selbst verhandeln. Es war sofort eine der Nationalversammlung verantwortliche, von ihrer Kontrole abhängige und deshalb widerrufliche Exekutivgewalt durch dieselbe zu ernennen. In den Augen der weit überwiegenden Majorität galt Thiers als der einzige Mann, welcher die Situation beherrsche. Die Entschiedenheit, womit er im Juli der Regierung und der öffentlichen Meinung Trotz geboten und

Digitized by Google

ſich lebhaft gegen den verhängnißvollen Krieg erklärt, laut vor demſelben gewarnt hatte, war nie vergeſſen. Die Erinnerung daran lebte jetzt in voller Friſche wieder auf. Er hatte zwar, ſo lange die Regierung vom 4. September am Ruder war, Frankreich mit Hingebung Dienſte geleiſtet, aber er hatte ſich an der Niederſetzung dieſes revolutionären Regiments nicht betheiligt, er war auch ſpäter nicht in daſſelbe eingetreten. Der Schatten der Mißerfolge deſſelben fiel daher nicht auf ihn. Dagegen war ſein Namen zwanzigmal aus der Wahlurne mit großer Majorität hervorgegangen. Nicht etwa eine einzelne Schicht der Bevölkerung, wie das konſervative Landvolk, oder der leidenſchaftlichſte Theil der Bevölkerungen großer Städte (der noch Namen wie Gambetta, Garibaldi, Rochefort, Louis Blanc und ähnliche ausrief), ſondern die Maſſe, der konſervative Landmann ſowohl, wie der freiſinnige Bewohner der Städte hatte ſich gleichmäßig um ſeinen Namen geſchaart. So war es faſt von ſelbſt gegeben, daß er am 17. Februar zum „Chef der Exekutivgewalt der franzöſiſchen Republik“ von der Nationalverſammlung mit großer Majorität erwählt und ihm überlaſſen wurde, ſein Miniſterium ſelbſt zu bilden. Zwei Tage darauf nannte er der Verſammlung die Namen der von ihm ernannten Miniſter. Es waren J. Favre für das Auswärtige, Dufaure für Juſtiz, Picard für Inneres, J. Simon für öffentlichen Unterricht, Leſlo für Krieg, Pothuau für Marine, de Larcy für öffentliche Arbeiten und Lambert (Schutzzöllner) für Handel. Für das Finanzminiſterium hatte Thiers Buffet im Auge. Er lehnte ab, und es iſt ſpäter Puyer-Quertier ernannt worden. Auch er iſt ausgeſprochener Schutzzöllner.

Mag man in Deutſchland Thiers wegen einer früheren Wirkſamkeit grollen, oder mag man ihm wegen der Stellung, die er zu dem Kriege nahm, wohlwollen, mag man glauben, daß er bei ſeinen Bemühungen um den Frieden nur an das Unglück ſeines Landes denkt und an die Schonung ſeiner natürlichen Hülfsquellen, aus denen es ſich ſpäter wieder in friedlichem Geiſte verjüngen ſoll, oder mag man ihm den Hintergedanken beimeſſen, daß er vor Allem für einen ſpäteren Rachekrieg dieſe Hülfsquellen geſchont wiſſen will: Freund und Feind wird anerkennen müſſen, daß er, der ſiebzigjährige Mann, Frankreich einen Beweis ſeltener Vaterlandsliebe gibt, indem er dem an ihn ergangenen Ruf freiwillig folgt. Für die ungewöhnlichen Sorgen und Mühen fällt dies Mal die Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes nicht als Gegengewicht in die Wagſchale. Ein gerechtes Urtheil wird dem, was er gethan hat und noch zu thun hat, die Nachwelt nicht vorenthalten. Aber während der wenigen Jahre, die er noch zu leben hat, wird er — wenn er erſt das Unvermeidliche zum Beſten Aller gethan — dieſer Gerechtigkeit nur in kleinen Kreiſen begegnen. Bei der Maſſe der Franzoſen, bei denen, die am lauteſten die öffentliche Meinung bearbeiten, wird er ſie nicht finden. Wem konnte es ſchwerer ſein als ihm, mit einem neu erſtandenen, durch franzöſiſche Departements zu vergrößernden deutſchen Kaiſerreich Frieden zu ſchließen, dieſem Frieden ſeine Unterſchrift zu geben mit dem Bewußtſein, daß in dem Gedächtniß Frankreichs ſein Namen in engſter Verbindung mit dieſem Frieden fortleben, daß Mit- und Nachwelt ihn als den vornehmſten Träger und Urheber deſſelben nennen wird? Gibt es ja doch in ganz Frankreich keinen zweiten Mann, der mit gleichem Erfolge wie Thiers bis zum Jahre 1870 als Schriftſteller, Miniſter und Parlamentsredner dafür gewirkt hat, daß die Leidenſchaft des franzöſiſchen Volkes für Ruhm, für eine glänzende und bevorrechtete Weltſtellung ſich nicht abſchwäche, ſondern kräftige? Hat nicht er vor Allem in der Art und Weiſe, wie er die Thaten Napoleons I. und ſein Kaiſerreich verherrlichte, das beſte Holz zu finden geglaubt, mit welchem dieſe Leidenſchaft als das ächte, heilige und unvergängliche Feuer des franzöſiſchen Volkes zu ſchüren ſei? Hat er nicht dadurch, ohne es zu wollen, an dem Sturz der Orléans gearbeitet und der Möglichkeit eines zweiten Napoleoniſchen Kaiſerreichs beſſer vorgearbeitet als Napoleon III. ſelbſt? War es nicht Thiers, der die alte Tradition, nach welcher die Größe Frankreichs und die Schwäche, die Zerſtückelung der Nachbarvölker zuſammengehörige Begriffe ſind, mit beſonderer Zähigkeit aufrecht erhalten hat? Es iſt eine eigene Ironie des Schickſals, daß es Thiers auserkoren hat, um an der Beſtattung der Napoleoniſchen Legende mit zu arbeiten und den Frieden zu ſchließen, unter deſſen Präliminarien er am 26. Februar ſeinen Namen geſetzt hat. Sie ſind gewaltig, dieſe geſchichtlichen Nothwendigkeiten, dieſe Schickſalsmächte, von denen die Alten ſagten: volentem ducunt, nolentem trahunt.

Auch Garibaldi gehört zu den Perſonen, an welchen das Völkerſchickſal in dieſem großen Wendepunkt der Geſchichte ſeine Ironie übte, wenn auch in einem etwas andern Stile als

Digitized by Google

an Thiers. Sobald der Waffenstillstand abgeschlossen war, fingen einzelne Sturmvögel, welche von den auflodernden republikanischen Kämpfen auf den Boden Frankreichs gelockt worden waren, an, denselben zu verlassen, ohne den Friedensschluß abzuwarten. Garibaldi selbst hatte seine Entlassung als Oberbefehlshaber der Vogesenarmee gegeben, nachdem er zuletzt noch den Beweis geliefert, daß sein für den kleinen Krieg so vortrefflich geschultes Auge für die großen Verhältnisse einer über das Schicksal großer Heere entscheidenden Strategie weniger gemacht zu sein scheint. Er hatte, in Dijon stehen bleibend, sich an dem billigen Ruhme erfreut, daß er einige Tage die Scheinangriffe eines kleinen deutschen Corps zurückweisen konnte. Darüber hatte er die große Aufgabe versäumt, in eben dieser Zeit die Truppen zu beschäftigen und — wenn auch nur um ganz kurze Frist — aufzuhalten, welche in Eilmärschen vorrückten, um dem Bourbaki'schen Heere den Rückzug abzuschneiden. Nachdem er dies versäumt, mußte er sich dann, um nicht selbst gefangen zu werden, eiligst nach Macon zurückziehen. Der Rückkehr nach seiner Ziegeninsel ging aber noch ein bizarres politisches Intermezzo voraus. Er, der als italienischer Patriot gegen die Losreißung seiner Vaterstadt Nizza von Italien gewüthet hatte, kehrte nach dem 4. September ganz den kosmopolitischen Republikaner hervor und suchte Nizza bei der französischen Republik zu halten. Trotz alle dem blieb aber in den Augen der italienischen Partei zu Nizza Garibaldi der alte, wohlbekannte Garibaldi. Diese Partei hatte allmählig wieder die Oberhand erhalten, die Secessionsbestrebungen waren, als der Wahltag für die Nationalversammlung herankam, lebhafter hervorgetreten; gegen stürmische Volksauftritte hatte die republikanische Regierung Truppen herangezogen und einschreiten lassen. Es war Blut geflossen, aber unter vier Wahlen, welche Nizza und seine Umgebung vorzunehmen hatten, waren dennoch drei im italienisch-secessionistischen und nur eine im französischen Sinne ausgefallen. Garibaldi war von seiner Vaterstadt als einer der Abgeordneten gewählt worden, welche in der Nationalversammlung für die Aufhebung der Annexion wirken sollten. Aus dieser falschen Stellung suchte er sich zu befreien, indem er der Niederlegung seines Militärkommando's auch die Niederlegung seines Abgeordnetenmandats folgen ließ. Doch ging er nicht nur nach Bordeaux, sondern auch in die Nationalversammlung, ja er erhob sich auch, um sie anzureden, doch nicht früher, als die Annahme der Niederlegung seines Mandats beschlossen war. Er hatte kein Recht mehr, in der Versammlung zu sprechen, das Wort konnte ihm natürlich nicht gegeben werden. Nachdem sein Auftreten eine stürmische Scene in der Versammlung und auf den Gallerien hervorgerufen und ihm vor derselben den jubelnden Zuruf einiger Volkshaufen eingetragen hatte, suchte er ein Schiff, welches ihn wieder in seine ferne Heimat trug.

Lenken wir nunmehr den Blick zurück auf die Nationalversammlung zu Bordeaux. Den Grundstein zu ihrer Hauptaufgabe, Frankreich den Frieden zurückzugeben, hat sie bereits gelegt, indem sie am 1. März mit 546 Stimmen gegen 107 die Friedenspräliminarien genehmigte, mit welchen Tags zuvor Thiers unmittelbar von der Eisenbahn in ihre Bureaux und zwei Stunden darauf in die Plenarversammlung geeilt war. Bei ihrer Vorlesung hatten ihn unter dem Druck körperlicher Ermüdung und geistiger Erregung die Kräfte verlassen, so daß er auf einige Zeit die Versammlung verlassen mußte. Nicht bloß durch die Ernennung von Thiers zum Chef der Exekutivgewalt hatte diese Versammlung die Garantie gegeben, daß sie, um den Frieden zu erlangen, große Opfer zu bringen bereit sei. Eine ebenso große Garantie lag in der Wahl Grévy's, des ehemaligen Vicepräsidenten der Nationalversammlung von 1848, zum Präsidenten der gegenwärtigen Nationalversammlung. Er hatte sich vor der Wahl als Abgeordneter in seinem Wahlprogramm unbedingt für den Frieden ausgesprochen, und seine Präsidentenwahl war mit der ganz außerordentlichen Majorität von 519 unter 529 Abstimmenden erfolgt. Es gab, bevor Thiers zu den Friedensverhandlungen abreiste, einen Augenblick, wo die Gefahr nahe trat, daß der Rath des Pflichtgefühls und besonnener Ueberlegung verweht werden könnte von dem Sturm jählings aufbrausender Begeisterung. Dieser Augenblick war gekommen, als die Abgeordneten der Departements, deren Abtretung in Frage stand, den Elsässer Keller an der Spitze die Versammlung beschworen, auf jede Gefahr hin zu ihnen zu stehen, ihre Abtrennung von Frankreich nun und nimmermehr zu gestatten. Als dieser Antrag eingebracht wurde, war die Versammlung natürlich stürmisch erregt. Aber Thiers setzte dem Ruf unüberlegter Begeisterung und Leidenschaft die Stimme der Vernunft entgegen. Er erinnerte daran, daß man seit drei Monaten Zeit gehabt, mit sich über die Frage

Digitized by Google

der Gebietsabtretung ins Reine zu kommen, daß er Frankreich mit seinen letzten Kräften dienen wolle, aber nur unter der Bedingung, daß er sich edelmüthigen Aufwallungen widersetze, wenn sie das Unglück Frankreichs bedeuteten, und daß er wissen müsse, ob ihm die Versammlung, in Beziehung auf Gebietsabtretungen, ein seine Verhandlungen im Voraus einschränkendes imperatives Mandat geben wolle oder nicht. Die Gefahr war abgewendet, die Versammlung nahm einfach Akt von dem Antrag und faßte darüber gar keinen Beschluß.

Die Sache lag nun, als Thiers nebst Favre von Bordeaux nach Versailles abreisten, begleitet von einer durch die Versammlung gewählten, die Vermittelung mit ihr unterhaltenden Kommission, so. Der Friede konnte als gesichert gelten, es müßte denn sein, daß der Sieger den Bogen über alle Erwartung stramm anspannte. In diesem Falle war es immer noch möglich, daß die Versammlung zu einem Akt der Verzweiflung sich treiben und von der Hoffnung tragen ließ, daß beim Fortgang des Krieges zuletzt ein deus ex machina Frankreich zu Hülfe kommen könne. Auf ein gewisses Maß bei den zu bringenden Opfern zielte auch wohl das von Thiers an die Versammlung gerichtete, übrigens nicht gerade bezeichnende Wort: der Friede müsse ein ehrenvoller sein. Uebersehen wir diese Sachlage, so können wir es nur als sehr weise bezeichnen, daß man im deutschen Hauptquartier lieber auf die Erwerbung von Belfort verzichtete, als es zu dem in der letzten Stunde ganz nahe gerückten Abbruch der Friedensverhandlungen kommen ließ. Sollte Deutschland, was auch ohne Belfort für jeden künftigen Krieg mit Frankreich eine herrliche strategische Position erhält, noch 100,000 seiner Söhne opfern, nur um Frankreich dieses wichtige Vertheidigungsbollwerk und einen von Franzosen bewohnten Gebirgswinkel zu nehmen? Sollte es noch eine Milliarde Franken auf den wieder beginnenden Krieg verwenden, um im günstigsten Fall von dem gänzlich ruinirten Frankreich nur eine geringere Kriegsentschädigung als jetzt zu erhalten, da die Leistungsfähigkeit und nicht eine bloße Vertragsklausel zuletzt für die wirklich zu erhebenden Summen entscheidend wird? Wir sagen im günstigsten Fall, denn in dem ganzen beim Kriege nicht betheiligten Europa würde der Eindruck ein peinlicher gewesen sein, wenn der Krieg wieder aufgenommen worden wäre, nachdem Frankreich die Abtretung von Elsaß außer Belfort, die Abtretung eines Theiles von Lothringen mit Metz, 5 Milliarden Kriegsentschädigung und Garantien bis zur vollständigen Aufbringung dieser Summe vergeblich als Friedenspreis angeboten hätte. England war bereits sehr gereizt, weil Bismarck in einem ihm und Deutschland zur Ehre gereichenden Selbstgefühl kein Ohr gehabt hatte für den Wunsch, Kenntniß zu erhalten von den zu stellenden Friedensbedingungen. Wäre nun, trotz der Opfer, wozu Frankreich sich bereit erklärte, der Krieg zu einem bis an den Fuß der Pyrenäen und bis an die Küsten des mittelländischen Meeres vorzuschiebenden Vernichtungskampfe gesteigert worden, gewiß es hätte sich ein Schrei der äußersten Entrüstung in London erhoben. In Florenz und in Wien würde man das Echo desselben laut vernommen haben. Auch die Stimmung der nordamerikanischen Union, wo eben eine Präsidentenbotschaft die Erhöhung der Berliner Gesandtschaft zu einer Gesandtschaft ersten Ranges vorgeschlagen und sich dabei sehr wohlwollend über Deutschland und die Gründung der Reichsverfassung ausgesprochen hatte, würde sich für das republikanische Frankreich in diesem Falle sehr erwärmt und gegen uns verbittert haben. Selbst die russische Freundschaft durfte nicht auf eine allzu harte Probe gestellt werden. Sie konnte durch den Abbruch der Friedensverhandlungen einen Stoß bekommen, namentlich wenn etwa England in der Pontusfrage sich sehr entgegenkommend gegen Rußland gezeigt hätte. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß der deutsche Kaiser der telegraphischen Mittheilung der abgeschlossenen Friedenspräliminarien an den Kaiser von Rußland hinzufügte: „nie wird Preußen vergessen, daß es Ihnen verdankt, daß der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen. Gott segne Sie dafür. Ihr für's Leben dankbarer Freund Wilhelm". Der Kaiser von Rußland sagt in der Antwort, daß er die Freude des deutschen Kaisers theile, und erklärt: „ich bin glücklich, daß ich Ihnen meine Sympathien als ergebener Freund beweisen konnte. Möge die Freundschaft, welche uns verbindet, Glück und Ruhm beider Länder sichern". Diese kurzen Telegramme sagen viel, sie geben nach verschiedenen Seiten hin zu denken und führen uns unwillkürlich aus der Gegenwart in die Zeit zurück, da sich die beiden Herrscher, kaum zwei Monate vor Ausbruch des Krieges, in Ems begegneten. Man mag aber nicht vergessen, daß die preußen- und deutschfreundliche Politik des Kaisers von Rußland noch andere Gegr- hat als die Person des

Digitized by Google

Thronfolgers. Er schwimmt damit gegen die vorherrschende national-russische Strömung. —

Wer möchte nun unbedingt dafür einstehen, daß bei Fortführung des Krieges unter wesentlich veränderten Verhältnissen die neutralen Mächte sich lange innerhalb der Gränzen thatenloser Entrüstung gehalten haben würden? Konnte nicht auch eine antideutsche Koalition der letzte Akt des großen Drama's werden? Es durfte an dieser Seite der Friedensverhandlungen nicht vorübergegangen werden, weil wir innerhalb und außerhalb der Presse nur allzu häufig einem Tadel darüber begegnet sind, daß man in Versailles nicht unbedingt auf der Abtretung Belforts bestanden hat. Das Wahre ist, man hat daselbst den Bogen stramm angezogen, aber man hat ihn nicht überspannt.

Frankreich den Frieden wiederzugeben, ihm die Rückkehr zu regelmäßigen Lebensbedingungen möglich zu machen, dies und nicht die Berathung über seine endgültige Staatsform hat die Nationalversammlung als die ihr zunächst obliegende Aufgabe erkannt. Nichtsdestoweniger haben ihre bisherigen Berathungen und Beschlüsse hier und da eine Tragweite, welche mittelbar bereits über die Beschäftigung mit der Noth des Augenblicks hinausreicht. Wir heben drei Punkte hervor:

1) Es ist von Anfang an als eine Streitfrage angesehen worden, ob die jetzt gewählte Nationalversammlung überhaupt kompetent sei, die zukünftige Staatsform Frankreichs endgültig festzustellen, oder ob sich ihr Mandat darauf beschränke, über die Kriegs- und Friedensfrage zu entscheiden und wegen einer provisorischen Regierung Frankreichs Fürsorge zu treffen. Die Versammlung hat sich über diese Kompetenzfrage nicht derart ausgesprochen, sie ist noch eine offene. Aber daraus, daß sie „in Erwartung der Entscheidung, welche Frankreich über die endgültig anzunehmende Regierungsform treffen wird", Thiers zum „Chef der ausführenden Gewalt der französischen Republik" ernannte, ist zu schließen, daß sie nicht die Absicht hat, für sich selbst das letzte Wort in der Verfassungsfrage in Anspruch zu nehmen. Es ist anzunehmen, daß sie entweder nach Erledigung der dringendsten Fragen eine besondere verfassunggebende Versammlung wählen lassen oder, wenn sie selbst die Verfassung ausarbeitet, die Genehmigung ihrer Arbeit einem Plebiscit unterbreiten will.

2) Man hat in Republiken bekanntlich zwei verschiedene Systeme, welche das Verhältniß zwischen der gesetzgebenden zur vollziehenden Gewalt und die Wechselbeziehung beider Gewalten zu dem souveränen Volk regeln. In der Schweiz ist die Bundesregierung das Geschöpf der Bundesversammlung, welche dieselbe wählt. In den Vereinigten Staaten Nordamerika's wählt das Volk der Union das Repräsentantenhaus, es wählt ebenfalls (durch besonders zu diesem Zweck gewählte Mittelspersonen) den Präsidenten. Beide Gewalten, die gesetzgebende und die vollziehende, stehen nebeneinander, jede mit dem Anspruch, der personificirte Ausdruck des souveränen Volkswillens zu sein. Die französische Republik von 1848 folgte dem Beispiel der Union, ja sie gab der unmittelbaren Ernennung der obersten Regierungsgewalt durch das Volk noch einen reineren Ausdruck. Man hat daraus den bald folgenden Konflikt zwischen dem gesetzgebenden Körper und dem Präsidenten der Republik und den gewaltsamen Umsturz der letzteren abgeleitet. Dies ist vielleicht einseitig, jeden Falles aber wurde der Sturz der Republik durch jenes System beschleunigt, und auch in den Vereinigten Staaten haben wir nach dem Tode Lincolns den bekannten gefährlichen Gegensatz zwischen Gesetzgebungs- und Regierungsgewalt daraus hervorgehen sehen. Im Jahre 1848 war es nun ganz besonders der jetzige Präsident der Nationalversammlung — der damalige Vicepräsident — Grévy, welcher der Annahme des erwähnten Systems entgegentrat. Es ist immerhin bezeichnend und kann für die Folge bedeutungsvoll werden, daß in der jetzigen Uebergangszeit die Exekutivgewalt ganz nach den Grundsätzen eingesetzt worden ist, welche Grévy damals als bleibende Verfassungsbestimmungen empfahl.

3) Wichtig ist es auch, daß die Nationalversammlung nicht einfach einen „Chef der ausführenden Gewalt", sondern einen „Chef der ausführenden Gewalt der französischen Republik" ernannt hat. Dieser Zusatz ward bekanntlich nicht ohne Widerstreben eines großen Theiles der Versammlung angenommen, und daran, daß sich eine starke Majorität dafür fand, hat gewiß der Einfluß von Thiers einen großen Theil. Auch beeilten sich die Mächte, die förmliche Anerkennung der neuen Regierung, welche sich Frankreich gesetzt, ihrer Einsetzung auf den Fuß nachfolgen zu lassen, ohne im geringsten an der republikanischen Signatur Anstoß zu nehmen. Thiers als Präsident des Ministerraths und Chef der ausführenden Gewalt der französischen Republik erscheint nun im abge-

Digitized by Google

kürzten Stile kurzweg als Präsident der französischen Republik.

Läßt dieser kleine Zusatz auch die Wahl, ob sich Frankreich endgültig als Monarchie oder als Republik konstituiren will, formell noch ganz frei, so ist er doch weit mehr als ein leeres Wort. Er hat eine doppelte sachliche Bedeutung. Zum ersten Male ward dadurch von einer aus allgemeiner Volkswahl hervorgegangenen Vertretung anerkannt, daß Frankreich das Kaiserreich als nicht mehr zu Recht bestehend ansieht. Wenn am 1. März in Folge der Vertheidigung des Kaiserreichs durch den in Korsika gewählten Kabinetschef des Kaisers, Conti, die Nationalversammlung die Absetzung Napoleons III. förmlich dekretirte, so hat sie damit in der That nur einen Beschluß wiederholt, welchen sie früher in andere Form gekleidet hatte. Sodann ist durch jene Bezeichnung nicht bloß ausgesprochen, welche Staatsform die gesetzgebende Gewalt nicht mehr als bestehend anerkennt, sondern welche sie Frankreich bis dahin zuerkennt, wo dasselbe einen endgültigen Beschluß darüber faßt. Also die Republik ist einstweilen in den Besitz von Frankreich gesetzt. Bis dahin aber, wo ein anderes Recht festgestellt und zur Anerkennung gebracht werden kann — gewiß eine schwierige Sache im heutigen Frankreich —, gilt der Besitz so viel wie ein förmlicher Rechtstitel. Spanien war, in der Zeit, die zwischen der Absetzung der Bourbonischen Dynastie und der Wahl König Amadeo's I. liegt, thatsächlich ebenso vollständig eine Republik wie das heutige Frankreich. Aber die Cortes hüteten sich, die von ihnen einstweilen eingesetzte Regierungsgewalt eine provisorische Regierung der Republik Spanien zu nennen. Sie vermieden dies, weil eine sehr überwiegende Majorität unter dem Einfluß ihrer Führer im Voraus fest entschlossen war, daß Spanien wieder eine Monarchie werden, daß nur ein Dynastiewechsel stattfinden solle. Bestände in Bordeaux dieselbe zweifellose Entschiedenheit darüber, wohin man Frankreich steuern wolle, wohin man es steuern könne, bestände diese Entschiedenheit nicht bloß bei der Masse der Abgeordneten, sondern auch bei den Führern, man wäre wohl auch dort mit dem Namen Republik für die nächste Zeit zurückhaltend gewesen.

Die Zeit einer zutreffenden Statistik und Charakteristik der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung ist kaum noch gekommen. Am besten kann man noch das Ergebniß der Pariser Wahlen übersehen und würdigen. Sie bilden eine Specialität für sich, und zwar eine wenig beruhigende. Daß sie den antiimperialistischen Charakter in der schroffsten Weise ausprägen würden, lag in der Natur der Sache. Aber man konnte allenfalls hoffen, daß, nachdem die Hand des Schicksals sich so schwer auf Frankreich und auf Paris insbesondere gelegt hatte, dieses bei den Wahlen sich an die Stirne greifen und mit Ernst und Gewissenhaftigkeit nach den rechten Aerzten in so schwerer Krankheit suchen werde. Statt dessen spricht sich in den Wahlen der Sieg taumelnder Leidenschaft aus. Unter den 43 Gewählten sind allerdings einige sehr gemäßigte Elemente, namentlich die Admirale Saisset und Pothuau, und der General Frébault. Stark Orleanistische Färbung hat, wenn man Thiers selbst eine solche nicht mehr zuschreiben will, Léon Say vom „Journal des Débats". Auch einige gemäßigte Republikaner, namentlich Favre, wurden gewählt. Aber die Wahl dieser Abgeordneten konnte nur mit schwachen Stimmenmehrheiten durchgesetzt werden. Die große Mehrzahl der Gewählten besteht aus Männern, die noch mehr durch ihr unpraktisches Wesen, durch ihren Mangel an allem Rechtssinn, durch ausschweifende Phantasie oder Frivolität als durch ihren politischen Radikalismus ausgezeichnet sind, und dann aus einer Reihe von Männern, die den radikalsten Republikanern näher stehen als den gemäßigten; ferner aus zwei Vertretern specifisch socialistischer Arbeiterideen (Millière und Tolain). Gerade auf die unbesonnensten und gefährlichsten Elemente häusten sich ungeheure Majoritäten. Louis Blanc, Ledru Rollin, Rochefort, Garibaldi, Victor Hugo, Gambetta erhielten gegen 200,000 Stimmen oder mehr. Dann folgten Felix Pyat, Quinet, Dorian, Delecluze u. A., ein Beweis, daß unter den Pariser Stimmberechtigten entweder die Unbesonnenen zur Zeit die Mehrheit bilden, oder daß unter letzteren die Disciplin ebenso stark ist als unter den Besonnenen und Gemäßigten die Zerfahrenheit. Fast muß man sich wundern, daß bei der vorherrschenden Stimmung nicht Flourens selbst gewählt wurde, welchen der Aufstand vom 22. Januar aus dem Gefängniß befreite, und jene Aufrührer, welche durch einen Volkshaufen später, am 28. Februar, aus dem mit Gewalt genommenen Gefängniß St. Pelagie entführt wurden.

Was die Nationalversammlung im Ganzen betrifft, so zählt sie viele neue Namen. Die Reihe der Advokaten hat sich gelichtet, die der großen, namentlich der altadeligen Grundbesitzer

Digitized by Google

hat sich verhältnißmäßig vermehrt. Dies begreift sich, denn die letzteren haben in dem Nationalkampf weder ihr Gut, noch ihr Blut geschont. Es mag etwas Wahres in der Behauptung liegen, daß die Versammlung einen ähnlichen Charakter trägt wie der gesetzgebende Körper von 1849. In diesem waren und in jener sind die reagirenden Triebe gegen die jüngste politische Vergangenheit stark vertreten. Aber das Aehnliche ist noch nicht das Gleiche, und der weitere Verlauf der Dinge kann eine ganz andere Richtung nehmen wie 1849. Die Reaktion gegen die Art von Republikanismus, welche durch die Regierung vom 4. September, welche namentlich durch Gambetta vertreten war, wird allerdings durchgreifend sein. Aber es bleibt die Frage, ob, wann und unter welchen Voraussetzungen sich diese Reaktion gegen die Republik als solche kehren wird. Die Tage ernster Prüfung für die Republik werden freilich nur allzu schnell kommen.

Abgesehen von der schwachen Vertretung der Kirche in der Versammlung durch drei hohe Würdenträger (darunter Dupanloup), steht dieselbe an ihren äußersten Enden zwei schwache Fraktionen, die imperialistische, welche man bis jetzt auf 30—40, und die radikalrepublikanische, welche man auf etwa 50 Stimmen veranschlagt. Dann steht die entschieden monarchische Partei der Legitimisten der ebenso unbedingt republikanischen Partei der gemäßigten Republikaner entgegen. Die erstere Partei scheint bis jetzt über 200, die letztere nicht ganz 150 zu zählen. Zwischen beiden steht nun das zahlreichste Corps von Allen, dasjenige, welches man nach den früheren politischen Bestrebungen seiner Mitglieder als das der Orleanisten bezeichnet. Aber es scheint, daß die Mehrzahl dieser Fraktion durch die veränderten Verhältnisse geneigt geworden ist, unter Umständen sich mit der republikanischen Lösung ebenso zu befreunden, wie sie sie unter andern Umständen nach der Orleanistischen Restauration hindrängen wird. Daß die Versammlung fast einstimmig als Präsidenten Grévy angenommen hat, der ihr zwar durch sein Friedensprogramm und seinen unbefleckten Ruf als Mensch und Politiker, sowie durch seinen Widerwillen gegen alle Gewaltakte empfohlen war, der aber auch als unbeugsamer Republikaner gilt, beweist immerhin, daß nur bei wenigen Mitgliedern der Antirepublikanismus den entscheidensten Einfluß auf die zunächst zu thuenden Schritte übt. Es steht auch fest, daß Thiers selbst, welcher 1848 sagte, die Republik trenne die Franzosen am wenigsten, und welcher auf seiner nach der Schlacht von Sedan unternommenen europäischen Rundreise die Republik als die Staatsform erklärte, welche in Frankreich allein noch Aussicht auf Bestand habe, sich sorgsam davor gehütet hat, von den Monarchisten eingefädelt zu werden. Nicht er unterliegt ihrem, sondern sie unterliegen vorerst seinem Einfluß. Er scheint an den konservativen Parteien und dem Centrum eine Art Erziehungskunst zu üben, wie einst Disraeli an seinen Tories. Wenn daher das „Journal des Débats“ vom 2. Februar sagte, die Republik sei nicht lebensfähig, die einzige Hoffnung des Landes beruhe auf der Familie Orléans, so war dies mindestens eine zu früh ausgesteckte Fahne*).

Wir haben heute noch nicht von den ungewöhnlich schweren politischen, volkswirthschaftlichen, socialen und Kulturaufgaben zu sprechen, vor welche sich Frankreich und seine Nationalversammlung gestellt sieht. Frankreich tritt in die Schule des Unglücks, an uns treten vielleicht die Versuchungen und Tücken des Glückes heran. Für Frankreich gilt es, sich zu erheben von dem innerlichen Fall, in welchen es Unglück und eigne Schuld gestürzt. Für uns gilt es, mit dem rechten Sinne das, was uns Glück, eigne Tüchtigkeit und eine ungewöhnlich sichere und umsichtige Leitung gebracht hat, würdig zu verwerthen.

v. Wydenbrugk.

Ferdinand Gregorovius. Seit der Zeit, wo in Immanuel Kant der Begründer einer neuen Aera in der Entwickelung der Philosophie dort erstanden ist, nennt man Königsberg wohl die Stadt der reinen Vernunft. Und nicht mit Unrecht: denn einmal wird dadurch sehr treffend eine Eigenthümlichkeit hervorgehoben, welche für das leidenschaftslose und logisch klare, ja nach mancher Meinung kalte und allzu wenig von dem erwärmenden Hauche eines lebhafter erregten Gefühls beeinflußte Denken wenn nicht gerade der Königsberger überhaupt, so doch der hervorragenden und für das gesammte geistige Leben der Stadt so zu sagen typischen Größen in Wahrheit bis auf die Gegenwart besonders charakteristisch erscheint; dann aber mag man der Hauptstadt Preußens diesen Beinamen auch insofern gönnen, als dadurch zugleich auf diejenige Richtung hingewiesen wird, in welcher man im

*) Bekanntlich hat sich die Berliner öffentliche Presse sehr entschieden gegen die Restauration der Orléans ausgesprochen.

Digitized by Google

Vergleich mit andern Stämmen den Ostpreußen eine ganz besondere Begabung nicht wird absprechen können. Wie die Landschaft des östlichen Preußen sich hier und da wohl zu einer der Lieblichkeit entbehrenden, rauhen Großartigkeit erhebt, im Allgemeinen aber unmalerisch und reizlos, dabei jedoch klar und einfach, von einer so zu sagen soliden Härte oder harten Solidität ist, wie der Boden dieses von keinem milden Klima begünstigten Landes nichts freiwillig darbietet, sondern nur harter, angestrengter Arbeit reicheren Lohn gewährt — und auch das nicht immer —, so ist auch der Menschenschlag, der in diesem reizlosen Lande, in diesem rauhen Klima, bei dieser harten, nicht immer gelohnten Arbeit aufwächst, schlicht und rauh, ja in einem gewissen Sinne und bis zu einem gewissen Grade hart. Leichte Entfaltung des Gemüths, sprossende Schaffenskraft einer reichen Phantasie, die spielende Lust heiteren Lebensgenusses gedeihen nicht so leicht in diesem Lande, wo es zuerst immer den Kampf um die Existenz gilt. Im Einzelnen wie im Ganzen wird durch die Verhältnisse eben hingedrängt auf die Entwickelung und die vorzugsweise Thätigkeit des Verstandes. Dem entspricht es denn auch durchaus, daß Ostpreußen nur wenig Künstler und Dichter von wirklicher Bedeutung hervorgebracht hat, daß dagegen die Zahl der Gelehrten, namentlich der Koryphäen der exakten Wissenschaften, deren Heimat oder doch Bildungsstätte dieser äußerste Winkel Deutschlands gewesen ist, auffallend groß ist: ja, wo eine poetische Regung vorhanden ist und sich Bahn zu brechen sucht, da wird dieselbe leicht — wir erinnern nur an Fanny Lewald, deren literarischer Entwickelungsgang den schlagendsten Beweis für unsere Behauptung liefert, — durch den nüchternen und durchaus praktischen ostpreußischen Verstand niedergehalten, und in Folge dessen die poetische Form oft zu etwas rein Aeußerlichem und durchaus realen Interessen dienstbar gemacht. Wer daher aus der Fremde einwandert, wird sich in Ostpreußen, ohne gerade sein Gefühl, sein Gemüthsleben durch seine neuen Landsleute angeregt zu sehen, doch inmitten dieser kalt überlegenden, verständigen und besonnenen Bevölkerung bald wohl fühlen; ebenso wird der Ostpreuße seinerseits auch in der Fremde Alles, was ihn umgibt, zuerst mit der Schärfe seines zur Kritik neigenden Verstandes erfassen und prüfen, er wird niemals auf einen flüchtigen Eindruck hin in Schwärmerei gerathen und sich durch den ersten bestechenden Anblick auch nicht auf Minuten gewinnen lassen. Um jedoch den Charakter und die gesammte geistige Richtung des Ostpreußen recht zu verstehen, muß man neben der Natur auch noch die geschichtliche Vergangenheit seiner Heimat mit in Betracht ziehen. In einem Lande, das in blutigen Kämpfen seinen heidnischen Ureinwohnern entrissen wurde, hat sich ein starkes und stolzes, seiner Kraft sich jederzeit bewußtes Kolonistenvolk eingebürgert, welches tüchtig und strebsam unter der Leitung des modern staatsklugen deutschen Ordens einen Staat bilden half, so wohl geordnet, so innerlich gefestigt, so reich blühend, wie es in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters keinen zweiten gab, dessen Regenten und Einwohner daher in stolzer Selbstgenügsamkeit auf das mehr und mehr zerfallende, innerlich ungeordnete und nach außen machtlose deutsche Reich doch nicht ohne eine Art von Mitleid blicken konnten. Ein wohlhabender Bauernstand, ein strebsames und schnell erblühendes Bürgerthum, ein mit beiden innig verwachsener, reich begüterter Adel, welcher der seinem höheren Range entsprechenden höheren Pflichten immer gewissenhaft eingedenk blieb, wirkten getreulich zusammen, und ihrer Gemeinschaft gelang es denn auch, als der Ordensstaat, auf Ostpreußen beschränkt, in polnische Lehnsabhängigkeit gerieth und seitdem von dem allem Deutschen feindlichen nationalen Eifer der Polen schwer bedroht wurde, während das benachbarte Westpreußen der polnischen Reaktion in Religion, Sprache und Sitte erlag und damit auch seine politische Selbständigkeit einbüßte, an der östlichsten Grenzmark Deutschlands, ringsum von Polen und Polenfreunden umlagert, siegreich das Deutschthum ungeschmälert aufrecht zu erhalten. So blieb es auch zur Zeit des aus dem Ordensstaat hervorgegangenen preußischen Herzogthums. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß später, als nach der Vereinigung mit Brandenburg die preußischen Stände ihre Privilegien nach heftiger Gegenwehr der despotischen, aber dem Heile der Gesammtheit dienlichen Politik der hohenzollernschen Herrscher preisgeben mußten, die Ostpreußen sich doch nach wie vor immer ansahen als die eigentlichen Preußen. Und dieses Gefühl ist bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig geschwunden: der Ostpreußen Land hat dem preußischen Staat den Namen gegeben, Farben und Wappen hat derselbe eben daher entlehnt, von Ostpreußen ging 1812 und 1813 der rettende Anstoß aus zur Befreiung Preußens und damit Deutschlands von dem Joche Napoleonischer Zwingherrschaft, Ostpreußen stand bei dem Wiederbeginn politischen Lebens in Preußen

Digitized by Google

seit Anfang der vierziger Jahre an der Spitze desselben.

Ein nüchterner und klarer, Alles vorurtheilsfrei prüfender Verstand, ein stark ausgeprägtes, aber nicht leicht zur Begeisterung aufwallendes Nationalgefühl, eine entschiedene Richtung auf das praktisch Politische und eine besondere Begabung dafür, das sind die hervorstechenden Charakterzüge, welche im Vergleich mit ihren näheren und ferneren Stammesgenossen die Ostpreußen besonders kennzeichnen. So leicht werden wir dieselben an keinem gebildeten Ostpreußen vergebens suchen, und wenn er auch im Laufe der Jahre alle ihm sonst anhaftenden provinziellen Eigenthümlichkeiten abstreifen mag, diese wird der ächte Ostpreuße auch in weiter Ferne von seiner Heimat, inmitten fremder Völker wohl niemals ganz zu verleugnen im Stande sein: welches auch das Gebiet seiner geistigen Thätigkeit sein, wie weit er auch über die Schranken des provinziellen, ja des nationalen Lebens hinausstreben mag, in diesen Hinsichten und in diesem Sinne wird er immer ein Ostpreuße bleiben. Italien und Ostpreußen — ein schrofferer, ein unausgleichbarerer Gegensatz kann doch kaum gedacht werden: aber selbst aus seiner nordischen Heimat, dem rauhen, arbeitsvollen Lande des nüchternen Verstandes versetzt in das Land des herrlich milden, ohne Arbeit die reichsten Früchte spendenden Südens, der mit seiner Poesie unwiderstehlich wirkt und namentlich die Phantasie mächtig anregt, wird der geistig bedeutende Ostpreuße, so groß die Wandelung ist, die er durchmacht, jene seine vorzüglichen Stammeseigenthümlichkeiten niemals einbüßen, sondern nur in einer neuen, doppelt eigenartigen und daher auch doppelt wirksamen Weise erst recht zur Geltung bringen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt die Persönlichkeit und die weit umfassende literarische Thätigkeit des ganz in Italien, und zwar in Rom selbst eingebürgerten Ostpreußen Ferdinand Gregorovius eine besondere Bedeutung und ist geeignet, ein lebhafteres Interesse zu erregen. Wer einmal an der Hand dieses unübertroffenen Führers im Geiste die wilden Berge Korsika's durchstreifte oder mit ihm von der Höhe des Aetna auf die Wunder Siciliens hinabblickte, am Golfe von Neapel und auf Capri schwärmte oder die trümmerreichen Städte Latiums und die sonnige Pracht des latinischen Gebirges durchwanderte, der wird nicht bloß dankbar des ihm gewährten Genusses gedenken, sondern auch immer wieder und wieder zu dem Manne zurückkehren, welcher mehr kann als der vollendetste Maler, indem er uns eine Landschaft nicht bloß in herrlicher Farbenlebendigkeit mit zauberhafter Klarheit vor das Auge malt, sondern dieselbe zugleich belebt, ja das Leben, das in ihr vor Jahrhunderten herrschte, und die allmählichen Wandelungen desselben bis auf die Gegenwart hin mit fesselnder Treue an uns vorübergehen läßt. Damit ist gleich in einem Worte das bezeichnet, was für Ferdinand Gregorovius besonders charakteristisch ist, was die Leistungen desselben nicht sowohl zu einer Specialität in unserer Literatur macht, sondern ihn, der zugleich Geograph, Historiker, Tourist und Philosoph ist, zum Repräsentanten einer ganz neuen, von ihm erst geschaffenen, aber auch zugleich zur Vollendung ausgebildeten besonderen Gattung der geschichtlichen Literatur erhebt.

Ferdinand Gregorovius ist am 19. Januar 1821 geboren in dem im Süden Ostpreußens, nicht fern der polnischen Gränze gelegenen Städtchen Neidenburg. Der Sinn für geschichtliche Größe, das Verständniß für historische Denkmäler, Eigenschaften, in denen die Bedeutung und der literarische Ruhm Gregorovius' jetzt nach einem halben Jahrhundert zumeist beruhen, mögen schon in dem Knaben in der engen Heimat angeregt worden sein, die einen weiten Blick rückwärts in eine große Vergangenheit öffnete. Die Wohnung des Vaters, welcher Direktor des Kreisgerichts zu Neidenburg war, befand sich in den Räumen des alterthümlichen Schlosses, in dem einst die Komthure des deutschen Ordens ihren Sitz gehabt hatten; Städte und Dörfer ringsum sind reich an Denkmälern, welche in die große Zeit des Ordensstaates zurückreichen; nicht allzu fern liegt das Tannenberger Schlachtfeld, wo einst durch eine entsetzliche Katastrophe die Macht des deutschen Ordens gebrochen wurde und das innerlich erschlaffende Deutschthum dem kraftlosen, aber sich machtvoll aufblähenden Polenthum erlag. Weiter hinauf nach dem Nordosten, in ein Gebiet, wo man physisch und geistig den erstarrenden und ertödtenden Hauch des benachbarten Rußland schon spürt, führte den Knaben seine Gymnasialzeit, die er in Gumbinnen, der ächten preußischen Beamtenstadt, verbrachte. Gewisse Eindrücke, welche die empfängliche Seele des lebhaften Knaben in diesen Umgebungen während der Knaben- und der ersten Jünglingsjahre trafen, haben sich dort so fest eingeprägt, daß sie, die Phantasie beherrschend, später zu poetischen Gestaltungen sich verdichteten:

Digitized by Google

„Da kamen sie daher, die Polenschaaren,
Unsel'ge, die des Schicksals Fessel band,
Zur Gränz' geführt von preußischen Husaren,
Zur Russenschlachtbank in das Vaterland".

Solche und ähnliche Bilder, welche zu Beginn der dreißiger Jahre während des polnischen Aufstands den Nachbarn der russischen Grenze sich nur allzu oft darboten, mußten einen jugendlich feurigen Geist auf das Tiefste erregen und in ihm einen noch unklaren, aber edlen und begeisterten Zorn gegen die Knechtschaft, ein lebhaftes und erhebendes Gefühl für Freiheit und nationales Leben erwecken. Die Sympathien, welche jene Eindrücke in dem Knaben für die unglücklichen Polen erweckten, sind später auch für die literarische und politische Richtung des Mannes nicht ohne bestimmenden Einfluß geblieben. Siebzehnjährig bezog Gregorovius dann die Universität Königsberg, um Theologie und Philosophie zu studiren. Der vorherrschenden Neigung seines durch und durch poetisch angelegten Wesens, das daneben aber vorzugsweise auf das in der Wirklichkeit real Gegebene gerichtet war, entsprach jedoch dieser Studienkreis wenig; noch weniger wäre demselben in der früher beabsichtigten theologischen Laufbahn irgend eine Art von Befriedigung beschieden gewesen. Einem innern, gewiß aber noch keineswegs klaren Drange folgend, wandte sich Gregorovius, der Praxis, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge auf seine Studien hätte folgen müssen, gleich zum Voraus den Rücken kehrend, einer zwanglosen literarischen Wirksamkeit zu. Noch überwiegt dabei das freie poetische Schaffen. Von alle dem aber, was seit 1841 von meist belletristischen Arbeiten aus Gregorovius' Feder bekannt wurde, war eigentlich nichts geeignet, gerade bedeutende Erwartungen zu erregen; auch scheint nur Vereinzeltes davon über den kleinen Kreis der für den jungen Dichter persönlich oder landsmannschaftlich Interessirten hinaus bekannt geworden zu sein; was etwa weiter bekannt wurde, ist dann schnell wieder der Vergessenheit verfallen und auch für uns ohne Werth, da die charakteristische und bedeutende Eigenart von Gregorovius darin noch nirgends deutlicher ausgeprägt erscheint.

Unverkennbar haben die politischen und socialen Bewegungen der vierziger Jahre auf Gregorovius einen tiefen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt; in jener Zeit wandte er der Belletristik den Rücken und wurde durch die Beschäftigung mit den politischen und socialen Problemen der Gegenwart zu gründlichen philosophischen Studien und zu einer eindringenden Beschäftigung mit der Geschichte hingeführt; noch sucht er allerdings seine Ideen zum Theil in poetischer Form mitzutheilen. Hier findet zunächst die Studie über „die Idee des Polenthums" (Königsberg 1848) ihren Platz. Jugendliche Begeisterung für die polnischen Revolutionshelden, welche dem Verfasser noch in dem idealen Glanze, der die Eindrücke seiner Jugend umschwebte, erscheinen mochten, hat diese Apologie des Polenthums entstehen lassen, an welcher man jene sichere und tiefe Erfassung und Beurtheilung großer historischer Fragen, welche die historischen Studien von Gregorovius in späterer Zeit ganz besonders auszeichnet, noch vergeblich sucht. Das poetische Seitenstück dazu bilden die dasselbe Thema variirenden „Polen- und Magyarenlieder" (Königsberg 1849), welche dem damals schon in der Nacht unheilbaren Wahnsinns befangenen Nikolaus Lenau gewidmet waren. Den poetischen Werth derselben vermögen wir nicht hoch anzuschlagen; für uns sind diese Gesänge nur insofern von Interesse, als wir aus denselben die Stellung des Dichters zu den politischen Kämpfen seiner Zeit kennen lernen. Das Unterliegen Polens und der unglückliche Ausgang der ungarischen Erhebung gegen Oesterreich werden als Niederlagen beklagt, welche die Sache der Freiheit für alle Zeiten zu Grunde gerichtet haben. Ein Ton tiefen Mißmuths und trüber Hoffnungslosigkeit klingt durch diese Gesänge, welche uns stellenweise den Dichter noch ganz unter dem Banne der sein Gemüth tief ergreifenden Eindrücke seiner Jugend befangen zeigen. Der Dichter spricht das selbst aus:

„Neu kehren sie, die Kindheitsklänge, wieder
Und sind nicht worden, wie ich, selber alt,
Entströmen mir als junge Freiheitslieder,
Geweckt von Mannesschmerzen Allgewalt".

Wenn es dann in dem Schlußgedicht an Nikolaus Lenau heißt:

„Geh' hinab denn, trauernder Sohn des Aethers,
Lenau, wo dein Bruder Hyperion lange
Dich erwartet unter den Griechengöttern,
Trinkend Genesung, —
Aber wir, wir Kämpfenden stehn verschmachtet
In der Zeiten Woge, der endlos wüsten,
Tantalus gleich, taumelnd auf wüsten Pfaden,
Schicksalgeblendet", —

und die glücklich gepriesen werden, denen die Götter des Grames Fessel schon gelöst, kühlende Lethe in des Herzens lodernde Flammen gießend, so möchte man meinen, daß die Kraft des Dichters gebrochen, und der Muth zu neuem Hoffen und Streben demselben genommen sei. Gleichzeitig

Digitized by Google

aber mit seinen „Polen- und Magyarenliedern" ließ Gregorovius ein Werk erscheinen, welches den Beweis lieferte, wie er in steigender Kraft und Frische den Kreis seines Denkens und Forschens auf neue Gebiete ausdehnte und sich an die Lösung von Fragen wagte, die trotz ihrer idealen Höhe doch mit der Wirklichkeit des socialen Lebens, den Forderungen und Widersprüchen desselben auf das Innigste verbunden waren. Denn noch im Jahre 1849 erschien eine neue, sehr eigenthümliche, aber in ihrer Art auch sehr bedeutende Arbeit von Gregorovius: „Goethe's Wilhelm Meisterin seinen socialistischen Elementen entwickelt" (Königsberg 1849). In derselben wird der Versuch gemacht, den großen, in seiner Anlage wenig durchsichtigen und namentlich in dem zweiten Theile vielfach räthselhaften und daher verschiedenartig gedeuteten Roman Goethe's aufzufassen und im Einzelnen darzulegen als die poetische Darstellung eines neuen Systems der menschlichen Gesellschaft. Eine unmittelbar praktische Bedeutung wird derselben insofern beigemessen, als darin der Weg vorgezeichnet sein soll, welcher das lebende Geschlecht aus der Zeit des Sturmes und Dranges, des politischen Zerfalls und der socialen Anarchie zu einer neuen vollkommeneren Ordnung der Familie, der Gesellschaft und des Staats führen könne. In Wilhelm Meister hat Goethe nach dieser Meinung das ideale Bild einer gesellschaftlichen Ordnung gezeichnet, das nicht seiner Zeit, sondern erst kommenden Geschlechtern verständlich sein und erst in einer fernen vollkommeneren Zukunft verwirklicht werden wird; in dem Helden des Romans soll der Mensch unserer Zeit mit seinem Streben und Irren, seiner allmählichen Läuterung und dem kampfvollen Durchdringen zur Klarheit dargestellt sein. Mit der innigsten Versenkung in das Kunstwerk wird dieser Satz scharf und geistvoll durchgeführt und im Einzelnen entwickelt. Die Charaktere des Romans werden zu Vertretern ganz bestimmter Klassen und Richtungen in der menschlichen Gesellschaft, deren Kampf, deren Neben- und Gegeneinanderwirken die allmähliche, fortschreitende Entwickelung der socialen Probleme darstellt. In den „Lehrjahren" will Gregorovius vor Allem die Idee der Entsagung dargestellt sehen, und zwar in dem zweifachen Sinne, einmal in der Richtung auf das Ethische und Innerliche, dann in der auf das Praktische und Gesellschaftliche. Das in der letzteren liegende Problem erkennt er als gelöst in den „Wanderjahren": nach der vollendeten Ausbildung des Subjekts, welches innerlich fertig sich nun einer bestimmten Weltthätigkeit widmen soll, handelt es sich in dem zweiten Theile des Romans um die Umgestaltung des bürgerlichen Lebens im Wege der Association, der Kolonisation und eines als endlicher Abschluß gedachten Weltbundes. Von diesem Grundgedanken ausgehend, konstruirt Gregorovius nun das System der Familie, der Erziehung und der Gesellschaft, welches nach seiner Ansicht Goethe in den Wanderjahren als das von ihm für eine bessere Zukunft und ein edleres, geläutertes Menschengeschlecht zu hoffende entworfen haben soll. Wenn er dann aber den plötzlich abbrechenden Schluß des Romans, der doch in Wahrheit eben kein Schluß ist, als durchaus angemessen und der tiefsinnigen Idee desselben entsprechend hinstellt aus dem Grunde, weil Dichtungen der Art, da sie endlos aus sich herausgehen, immer auf eine Progression, ein Werdendes, Fortstrebendes, auf die Unendlichkeit selbst deuten, formell überhaupt nicht zu begränzen sind, und dann die Dialektik der Idee weiter verfolgend die letzten Ziele, auf welche der Genius des großen Gedichtes hindeute, aufdecken will, indem er als den endlichen Abschluß des socialen Gebäudes, das er geschildert hat, den Weltbund hinstellt und dabei auf die Gegenwart Bezug nimmt, welche diese Idee einer allgemeinen Völkerverbrüderung mit glühender Begeisterung ergriffen habe, wenn er, um das zu erweisen, neben Schillers „Seid umschlungen Millionen" die hohlen pathetischen, aber gewaltig klingenden Phrasen stellt, mit denen Victor Hugo auf dem im August 1849 zu Paris gehaltenen Friedenskongresse eine von konfuser Schwärmerei berauschte, leicht entzündbare Versammlung ächt französischer Wortheiden in enthusiastische Verzückungen versetzte, — so übt er damit, unbewußt freilich, aber doch sehr nachdrücklich, selbst die entscheidende Kritik an seiner socialistischen Auslegung des Wilhelm Meister. Denn nicht die in dem Roman enthaltenen Ideen sind durch dieselbe zum Nutzen des socialen Strebens der Gegenwart entwickelt, sondern die socialen Ideen, welche Gregorovius unter dem Einflusse der Kämpfe seiner Zeit zu einem Systeme gestaltet, sind in die Goethe'sche Dichtung hineinerklärt worden. Die Bedeutung dieser Schrift von Gregorovius liegt demnach nicht in der Auffindung eines neuen, alle Räthsel lösenden Schlüssels zu dem unvollendeten Romane des Altmeisters der deutschen Dichtung, der es ja in seinen späteren Werken geradezu liebte, den Lesern Räthsel aufzugeben und sich an den verzweifelten Lösungsversuchen erlustigte, sondern

Digitized by Google

darin, daß wir daraus die Erkenntniß gewinnen, wie selbständig und frei von aller hergebrachten Schulweisheit, wie tief und wie konsequent Gregorovius über die Aufgaben der menschlichen Gesellschaft und den geschichtlichen Gang der Entwickelung derselben nachgedacht hatte, zu einer wie eigenartigen und originalen, aber tiefen und geistvollen Auffassung er dadurch geführt worden war. Wandte sich dieser Geist mit seiner großen und freien Auffassung von der abstrakten Konstruktion idealer Gesellschaftslehren zu einer Erforschung des thatsächlich Gegebenen und einer geschichtlichen Erklärung seines Werdens und Vergehens, so konnte man schon nach dieser ja einem ganz anderen Gebiete angehörigen Leistung sich jedenfalls hervorragender und schon durch ihre geistvolle Eigenartigkeit bedeutender Erfolge davon versehen. Für seine ganze geistige Entwickelung und seine künftige literarische Bedeutung war es entscheidend, daß Gregorovius diesen Schritt that und, statt sich in das Ideale zu vertiefen und in ihm der Gegenwart entfremdet zu werden, sich dem thatsächlich Gegebenen zuwandte und als Historiker den verschiedenen, mehr oder weniger unvollkommenen Gestaltungen des Ideals in dem Wechsel und Wandel der Zeiten nachging.

Ob und wie weit hierbei der Eindruck maßgebend und entscheidend mitwirkte, welchen der Ausgang der politischen Bewegungen der Jahre 1848 bis 1850, an denen, wie seine literarische Thätigkeit bewies, Gregorovius einen lebhaften und wirklich aus der Tiefe des Herzens hervorquellenden Antheil genommen hatte, auf ihn machte, ob der Dichter und Philosoph, durch die dabei gemachten Erfahrungen enttäuscht, seine Ideale im Busen zu verschließen und erst den Gang der menschlichen Entwickelung kennen zu lernen und nach seinen treibenden Kräften hindurchzudringen beschloß, vermögen wir nicht zu sagen. Daß es sich damit jedoch in der That so verhalten habe, möchte man annehmen nach der eigenthümlichen, so zu sagen pathologischen Neigung, welche an den ersten historischen Studien von Gregorovius unverkennbar hervortritt: ja, wenn man bedenkt, daß die Thätigkeit Gregorovius' als Historiker völlig auf die römische Kaiserzeit und auf das Papstthum gravitirt, Phasen der Geschichte also, welche jedenfalls dem normalen Entwickelungsgange der Menschheit völlig feind sind und uns dieselbe in sittlicher wie in geistiger, in politischer wie socialer Hinsicht gleich sehr auf Ab- und Irrwegen befangen zeigen, so wird man sich versucht fühlen, diese pathologische Neigung überhaupt als einen hervorstechenden Charakterzug unseres Schriftstellers geltend zu machen.

Nur in der Form der Behandlung, nicht aber sachlich brachte Gregorovius der ersten, poetisch-philosophischen Periode seiner literarischen Laufbahn noch einen Tribut dar in seiner 1851 erschienenen Tragödie „Der Tod des Tiberius". Auf der Bühne dargestellt zu werden ist diese Tragödie von vorn herein augenscheinlich niemals bestimmt gewesen; auch kann die Dichtung auf die Bezeichnung als Tragödie eigentlich keinen Anspruch machen, wir möchten sie vielmehr eine in dramatischer Form vorgetragene psychologisch-historische Studie nennen und sie mit den zahlreichen historisch-kritischen Arbeiten über Tiberius, die freilich seit Adolph Stahr meistens zugleich auf eine Rettung desselben hinauslaufen, wenigstens insofern in Parallele stellen, als sie das Räthsel, welches in dem Charakter des Tiberius liegt, zu lösen und so zu der sonst unbegreiflichen, unerklärlichen, mit Greuelthaten überladenen Geschichte des zweiten julischen Kaisers einen Schlüssel zu geben versuchte. Mag das nun auch insofern nicht völlig gelungen sein, als wir hier, trotz der Treue in einzelnem historischen Detail, doch keineswegs den historischen Tiberius vor uns sehen, so ist das Werk doch psychologisch ebenso wie historisch von dem höchsten Interesse, weil es aus tiefer Menschenkenntniß und aus eindringendem, geistvoll kombinirendem Sichversenken in die geschichtlich überlieferte Persönlichkeit des menschenscheuen Tyrannen heraus uns ein wunderbar lebendiges und wahrhaft ergreifendes Seelengemälde entwirft, welches, wenn es auch niemand für den historischen Tiberius nehmen wird, diesen doch einem jeden näher rücken und begreiflicher machen wird. Denn die hie und da unverkennbar hervortretenden modernen Züge, die dem Tiberius hier zuweilen eine gewisse Verwandtschaft mit einem Narciß geben, stehen mit den gewissenhaft und vollzählig in das Bild aufgenommenen geschichtlichen nirgends in Widerspruch, sondern dienen nur zur Ergänzung und Erläuterung desselben. Eine wirkliche Handlung hat die sogenannte Tragödie ihrer ganzen Absicht entsprechend nicht; wir sehen den „sterbenden Tiger" in den verschiedenen Stadien des Todeskampfes, wie er nicht sterben kann und, voll cynischer Verachtung gegen Götter und Menschen, voll schneidenden Hohns gegen alles Hohe und Edle, doch in der Erkenntniß des sein ganzes Wesen zerreißenden Widerspruches sich unter selbstquälendem Grübeln abmüht, das Räthsel

Digitized by Google

des Lebens, das Räthsel, das er sich selbst ist, zu lösen, wie er dann aber in dem Augenblicke sterbend zusammenbricht, wo ein edles Weib, das er schnöde wie so viele andere seinen Lüsten dienstbar zu machen gedacht hatte, und dem gegenüber dann zum ersten Male ein wahres Gefühl sich in ihm zu regen beginnt, ihm in flammenden Worten dieses Räthsel löst, ihm zeigt, wie er trotz allen äußeren Prunks arm, trotz aller ihn umdrängenden Schmeichler allein, trotz der scheinbaren Herrschaft über die Welt doch nur ein Sklave sei, und wo er dann selbst den Muth gewinnt, sein Inneres aufzu decken und in den ihm entgegengähnenden Abgrund zu blicken, aber dennoch in wahrhaft titanischem Trotze daraus, daß er so ist und daß er, sich dessen bewußt Kraft und Muth hat zu leben, den Beweis für seine Größe herleiten will.

Mit dem „Tode des Tiberius" hatte Gregorovius den entscheidenden Uebergang von der Poesie zur Geschichte gemacht; der letzteren ist er von da an treu geblieben und in den von ihm gewählten Gebieten einer ihrer vorzüglichsten Jünger geworden, ohne — setzen wir das gleich hinzu — den Dichter und den Philosophen jemals zu verleugnen. Vielmehr ist seine Geschichtschreibung jeder Zeit von ernsten philosophischen Ideen durchdrungen und in Auffassung und Darstellung von einem reizenden poetischen Hauche umgeben. In geringerem Grade treten diese Eigenschaften freilich in seiner ersten historischen Arbeit hervor, der noch 1851 erschienenen „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit". Der Stoff hat kein so eminent psychologisches Interesse wie die Geschichte des Tiberius, auch liegt er nicht an einem scharf bezeichneten und nach zwei Seiten hin eine weite Perspektive öffnenden, epochemachenden Wendepunkte, — gerade solche Stoffe aber sind es, in deren Behandlung die Vorzüge der Gregorovius'schen Geschichtschreibung besonders klar hervortreten. Der Natur dieses universellen und dabei doch in den Grund der Dinge eindringenden Geistes, der das Gewordene in seiner Totalität aufzufassen suchte, widerstrebte es, das Zusammengehörige und auch in der geschichtlichen Entwickelung Zusammenwirkende zu trennen und die nur in ihrer Beziehung auf einander wahrhaft existirenden Faktoren gesondert und einzeln zu betrachten. Wahrhaft erfassen und völlig ergründen läßt sich die Geschichte eines Volkes aber bloß in dem Lande desselben, denn dieses gibt ja die ersten und fundamentalsten Bedingungen für die geschichtliche Entwickelung ab. Dies war es, was — irren wir uns nicht — Gregorovius nach Italien zog, denn freier von aller Romantik, die unklarere Köpfe nach dem Süden zieht, als Gregorovius kann ein zu poetischem Aufschwunge befähigter Geist wohl kaum sein.

Im Frühjahr 1852 ging Gregorovius nach Italien. Dort hat er sich seitdem, von einigen kürzeren oder längeren Besuchen in Deutschland und in seiner nordischen Heimat abgesehen, dauernd aufgehalten, hat er mit frischem und offenem Sinn und sicherem, durch kein Vorurtheil, durch keine Schwärmerei getrübtem Blick Land und Leute studirt und so von Grund aus kennen gelernt, wie wenige sie kennen werden. Aber nicht der Genuß, welchen die zauberische Natur des wunderbaren Landes darbot, nicht die Erhebung, welche das Anschauen der herrlichsten Kunstdenkmäler aller Zeiten dem Kunstfreunde gewährt, waren Ziel und Zweck des Jahre langen Wanderlebens, welches Gregorovius durch alle Theile Italiens von den Alpen bis in die Gebirge Siciliens führte. Ihm galt es vielmehr, ernste Forscheraufgaben zu lösen. Und bei der Richtung, in welcher Gregorovius sich diese stellt, begegnet uns nun vielfach wieder jene pathologische Neigung, die wir schon oben als charakteristisch für ihn anführten. Nicht die sonnig klaren Gebilde der antiken Kunst ziehen diesen philosophischen, dialektischen und skeptischen Geist zumeist an: mit unverkennbarer Vorliebe vertieft er sich vielmehr in die dunkleren, aber pathologisch für den Werdeprozeß der Menschheit besonders interessanten Zeiten des Mittelalters, und als Resultat der ausgebreitetsten, auf alle Gebiete der politischen, der Kirchen-, der Kulturgeschichte sich erweiternden Studien liegt nun die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, ein Riesenwerk, beinahe vollendet vor uns.

Als erstes Ergebniß seiner italienischen Wanderstudien veröffentlichte Gregorovius 1854 ein zweibändiges Werk über „Korsika" (Stuttgart und Tübingen, Cotta). Dasselbe ist geschichtlich und geographisch zugleich: an eine Geschichte der Korsen, die graniten sind wie ihre Berge und wunderbar eins mit ihrer Natur, schließt sich eine Reihe lebensvoller Schilderungen von Land und Leuten, wie Gregorovius sie während seiner die ganze Insel durchstreifenden Kreuz- und Querzüge im Sommer 1852 kennen gelernt hat; in lebendiger Anschaulichkeit werden Sitten und Gebräuche des wunderbaren Inselvolkes geschildert, und geschmackvolle Uebertragungen führen den Leser in die noch frisch

Digitized by Google

sprudelnde Volksdichtung ein; weiterhin treten selbstverständlich die korsischen Größen, Pascal Paoli und Napoleon Bonaparte, besonders in den Vordergrund. So lehrreich und fesselnd dies Buch ist, so erscheint es dennoch im Vergleich mit den späteren Leistungen Gregorovius' in der hier von ihm zuerst kultivirten Gattung eben als ein Anfang und ein erster Versuch: die geschichtliche und die geographische, die landschaftlich schildernde Seite stehen noch ohne rechte Verbindung, auch formell auseinanderfallend, bloß äußerlich neben einander. Einen unendlichen Fortschritt in dieser Hinsicht machte Gregorovius gleich mit seinen nächsten gleichartigen Studien, ja, dieselben zeigen ihn uns sofort als den vollendeten Meister in der Kunst anschaulicher und geradezu malerisch schöner historischer und kulturhistorischer Gemälde auf farbenreichem landschaftlichen Grunde. Diese Arbeiten, welche jetzt zum Theil schon in dritter Auflage unter dem Titel „Wanderjahre in Italien" vereinigt vorliegen, nehmen unbestritten unter den zahlreichen verwandten Werken über Italien den ersten Platz ein. Durchweg wird in ihnen die Geschichte an ihren Lokalen gestaltet und diese durch jene belebt, eine Weise der Anschauung von Gegenden und von Städten, die, wie Gregorovius selbst mit Recht bemerkt, immer die bildendste und genußreichste sein wird. Kein Theil des eigentlichen Italien bleibt dabei unvertreten, und mit bewundernswerthem Takte weiß Gregorovius die für ganze historische Gruppen maßgebenden, zuweilen geradezu typischen Lokale aufzufinden, und in harmonischer Vereinigung stellt er dann neben und in der Schilderung der Landschaft zugleich die Geschichte, deren Schauplatz dieselbe war, dar mit jenem sicheren und weiten historischen Blick, der jedes Einzelne mit dem großen Ganzen der Kulturentwickelung der Menschheit in organischen Zusammenhang zu bringen weiß. Dabei kommt die Gegenwart nicht zu kurz gegen das Alterthum und das Mittelalter, die politische Geschichte nicht gegen die Kultur- und Kunstgeschichte; gleich meisterhaft schildert er in den „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie in Italien" die Eigenthümlichkeiten des modernen römischen Lebens, die unterirdischen Gottesdienste, die Puppentheater, die Kinderpredigten, das Leben und Treiben der „Modelle", wie den Ghetto und die Jahrhunderte dauernde niedere Knechtschaft der Juden in Rom; gleich lebhaft stellt er uns das Ufer Latiums dar mit seiner von wilden Rinderheerden durchschweiften Wildniß und seinen mittelalterlichen, zu melancholischen Ruinen zusammengesunkenen Adelsthürmen, wie er uns die Räume des San-Marcoklosters durchwandernd den großen Meister Fra Angelico da Fiesole und den schwärmenden Savonarola in ihrer Wirksamkeit und ihrer Bedeutung vor Augen stellt. Er schildert uns Capri in seinen zauberischen Reizen und läßt uns dabei doch zugleich in der Insel das Grab des Tiberius sehen, einen Sarkophag mit schlangenhaarigen Eumeniden an den Seiten. Ganz gleich sind in den „Siciliana" die Schilderungen Neapels und Siciliens gehalten: ergriffen von der Größe der historischen Tragödien, die sich hier abgespielt haben, stehen wir mit Gregorovius auf dem Trümmerfelde des antiken Syrakus und Agrigent. Den Preis aber möchten wir den als „Lateinische Sommer" vereinigten Bildern zuerkennen: nirgends hat Gregorovius der Landschaft die Farben so voll und frisch und saftig zu geben gewußt, nirgends finden wir diesen bezaubernden Hauch voll wonniger Poesie wieder, wie er hier von der Hand eines vollendeten Malers um Subiaco, die Wiege des abendländischen Mönchthums, um die wunderbaren, jetzt todten und stillen und einst so lebhaften Städte der römischen Campagna, um die malerischen Berge der Herniker und Volsker und die üppigen Landschaften an den Ufern des Liris geschlungen worden ist, ohne daß dieser Hauch die klar und scharf und nach ihrem Zusammenhange mit dem großen Gange der Weltgeschichte und nach ihrer Bedeutung für dieselbe auf das Deutlichste hervortretenden geschichtlichen Ereignisse, deren Schauplatz dort war, auch nur einen Augenblick verschleierte und weniger kenntlich sein ließe. Aber auch die Gegenwart verliert Gregorovius nicht aus dem Auge: in scharf umrissenen Zügen, mit sicherem politischen Takte erzählt er die Geschichte Neapels und Siciliens von 1830 bis 1852; mit Vorliebe geht er, der Dichter, auch der italiänischen Poesie nach: als „Toskanische Melodien" theilt er Lieder mit, die nach Texten aus dem Munde des Volkes gedichtet sind; anknüpfend an das Erscheinen des neuen römischen Musenalmanachs (Strenna romana) lehrt er uns die junge Poetengeneration der heiligen Stadt kennen; ein besonderes Verdienst endlich hat er sich in derselben Richtung erworben durch die Uebersetzung der „Lieder des Giovanni Meli von Salerno" (Leipzig 1856). Ja, inmitten der ernsten Studien zu dem gewaltigen Werke, dessen Plan im Laufe der Jahre in ihm

Digitized by Google

entstanden war, kehrte Gregorovius noch einmal selbst schaffend auf das Gebiet der früher mit Vorliebe gepflegten Poesie zurück. Aber auch dieses Werk „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen“ (Leipzig 1858) wurzelt nach Inhalt und Form ganz in dem klassischen Boden Italiens. Der Anblick des prächtigen Kandelabers, der, im Hause des Arrius Diomedes in Pompeji ausgegraben, sich im Museum zu Neapel befindet, hat in dem Dichter die Idee dieses Werkes angeregt, dessen Held der angebliche Meister jenes Kandelabers, ein griechischer Sklave Euphorion ist, und dessen einfache Fabel sich um die Liebe desselben zu der Tochter seines Herren dreht, wobei der in der Liebe des Sklaven zur Herrin liegende Konflikt gelöst wird durch den Untergang Pompeji's, dem die beiden Liebenden wie durch ein Wunder entgehen. Die plastische Anschaulichkeit des antiken Lebens fesselt hier ebenso sehr wie der poetische Duft, der die beiden reizend gezeichneten Hauptgestalten umschwebt, während der Ausbruch des Vesuvs den furchtbaren Hintergrund für die reizende Idylle bildet, und der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an das Aufgehen einer neuen Welt aus der zu Grunde gegangenen die Dichtung mit den geschichtsphilosophischen Ideen verknüpft und durchdringt, welche Gregorovius niemals aus dem Auge verliert.

Alle jene Wanderungen durch Rom und Latium waren aber nur Vorbereitungen, jene klassischen Wanderbilder nur Vorstudien zu dem gewaltigen Werke, dessen Vollendung sich Gregorovius recht eigentlich als Lebensaufgabe gewählt hat, nämlich zu der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom fünften Jahrhundert bis zum sechszehnten Jahrhundert“. Nachdem 1857 als letzte Vorstudie dazu die geistvolle und kunsthistorisch werthvolle Schrift über „Die Grabmäler der römischen Päpste“ (Leipzig 1857) erschienen war, hat Gregorovius' ganze Kraft jenem Lebenswerke gehört. Mit staunenswerther Ausdauer hat sich derselbe in die umfassendsten Quellenstudien vertieft und aus den römischen Bibliotheken und Privatarchiven — denn das päpstliche Archiv blieb selbstverständlich auch für eine solche, Rom und das Papstthum so nahe angehende Arbeit, da der Verfasser ein Ketzer ist, unzugänglich! — eine reiche Fülle neuer Aufschlüsse gewonnen. Aber nicht bloß wissenschaftlich ist die Geschichte Roms Gregorovius' bedeutendstes Werk, sondern auch in Betreff der geistigen Durchdringung des gewaltigen Stoffes und der formellen Abrundung der Darstellung nimmt es den gleichen Rang ein. Bewundern wir auf der einen Seite die Arbeitskraft, welche in wenig mehr als einem Jahrzehnt (1859—71) ein solches Werk in sieben Bänden seinem Abschlusse nahe bringen konnte, so erquickt und erhebt uns auf der anderen die großartige und tiefsinnige Auffassung der Geschichte, die allerdings bei diesem Stoffe mehr als einem anderen zur Entfaltung kommen kann, und wir folgen mit stets gleich regem Interesse einer Darstellung, die, frei von jeder Breite, von jedem gelehrten Notenkram, nur das Nothwendige und Wesentliche, das aber auch in plastischer Lebendigkeit gibt und die Geschichte so zu sagen im Lapidarstil schreibt, — Eigenschaften, welche man bekanntlich bei dem deutschen Historiker nicht allzu oft, am wenigsten vollends in dieser Vereinigung findet, deren Besitz aber Gregorovius, mögen die zünftigen Forscher auch auf ihn als außerhalb ihres geweihten Kreises stehend, mit einer gewissen Geringschätzung herabzublicken lieben, und mag man ihm in Einzelheiten auch wirklich einen Irrthum, ein Uebersehen oder Mißdeuten nachweisen können, in der geschichtlichen Literatur Deutschlands für alle Zeiten einen hervorragenden Platz sichern wird.

Eins aber verdient doch noch besonders hervorgehoben zu werden: seit Jahren lebt Gregorovius in Italien, hat in Rom sich eingebürgert und gleichsam eine zweite Heimat dort gefunden, seit Jahren hat er seine ganze Kraft an die Erforschung der italiänischen Geschichte gesetzt, ist dabei aber jeder Zeit und bis heute so durch und durch deutsch geblieben, hat mit seiner festbegründeten und abgeschlossenen ostpreußischen Natur das deutsche Wesen, Dichten und Trachten so unverbrüchlich und ungetrübt festgehalten, daß unser Volk über den Dank, den es ihm als Dichter und Geschichtschreiber schuldet, auch den nicht vergessen mag, den er in nicht minder hohem Grade verdient als einer der freimüthigsten und glücklichsten Vertreter deutschen Denkens, deutscher Bildung und deutschen Ernstes gegenüber italiänischer Gedankenlosigkeit, italiänischer Halbbildung und italiänischer Haltlosigkeit. —

Hans Prutz.

Nekrolog.

Behr, Johann August Heinrich von, Dr., 1849—58 königlich sächsischer Finanzminister und von 1859—66 Justizminister, geboren 1793, † am 20. Februar in Dresden.

Cappelmans, Victor, langjähriger Redakteur des „Journal de St. Petersbourg“, † am 12. Februar zu Lüttich im Alter von 47 Jahren.

Digitized by Google

Dietrichstein zu Nikolsburg, Fürst Alexander von, Graf von Mensdorff-Pouilly, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und Reichsrathes — in den Reihen der konservativen Partei —, Großkreuz verschiedener Orden, zuletzt Statthalter in Böhmen, † am 15. Februar zu Prag. Graf Mensdorff war am 4. August 1813 geboren, mit Alexandrine, Tochter des letzten Fürsten Dietrichstein, vermählt und erhielt auf den ihm durch Erbschaft zugefallenen Theil der Dietrichsteinischen Besitzungen am 20. März 1869 den erblichen Titel eines Fürsten Dietrichstein zu Nikolsburg. Mitglied der aktiven Armee und zuletzt General der Kavallerie, machte er doch seine Carrière im Civilstaatsdienste: bis nach den Verwicklungen des Jahres 1854 als Attaché und Gesandter in St. Petersburg, dann während des polnischen Aufstandes 1863 als Statthalter in Galizien, wo er eine glücklich vermittelnde Stellung einnahm. Nach dem Rücktritt des Grafen Rechberg erhielt er das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums, das ihm auch nach der Entlassung Schmerlings verblieb. 1866 soll er und der damalige Kriegsminister als die Einzigen im Kabinet entschieden gegen den Krieg gewesen sein; und nach der Schlacht von Königgrätz wurde er zum Heere entsandt, dessen Zustand festzustellen. Als Graf Beust das Ministerium des Aeußeren übernahm, zog er sich aus dem Staatsdienste zurück und nahm nur ungern vom Ministerium Potocki den bis zu seinem Tode bekleideten Statthalterposten in Böhmen an. Sein Charakter und seine Fähigkeiten wurden stets hochgeschätzt.

Gerlache, Baron von, belgischer Staatsmann, vor und nach der Revolution von 1830 viel genannt, dann bis 1869 Präsident des Kassationshofes, Autor einer Sallust-Uebersetzung, eines Essay über den Lütticher Musiker Grétry, einer Geschichte des Königreichs der Niederlande von 1814 bis 1830 und einer umfassenden Geschichte Lüttichs von Cäsar bis auf Maximilian von Bayern, † am 11. Februar in Brüssel, 85 Jahre alt.

Grande, Vincenzio Andrea, Erzbischof von Otranto, am 18. Februar 1785 in Lecce geboren, † am 13. Februar in Otranto.

Maucke auf Duggenkoppel, Hans Karl Peter, das bekannte freisinnige Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft, † am 18. Februar in Schwerin, im 73. Jahre.

Paur, A., früherer Notar und lange Jahre bayerischer Abgeordneter, seiner Zeit Mitglied des Frankfurter Parlaments, wo er zur Erbkaiserpartei gehörte, † zu Anfang der zweiten Februarwoche zu Augsburg, 69 Jahre alt.

Pfeuffer, Heinrich von, königlich bayerischer Staatsrath im außerordentlichen Dienst, vormaliger Staatsminister der Finanzen, † am 10. Februar in München, 66 Jahre alt.

Rumigny, Marquis von, ehemaliger Pair von Frankreich und zu wiederholten Malen mit hervorragenden diplomatischen Missionen betraut, † am 14. Februar in Brüssel.

Sagredo, Graf, italienischer Senator und Verfasser mehrerer bedeutender Werke über venetianische Geschichte, † am 8. Februar in Venedig.

Neue Bücher.

Cromwell, Oliver. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts, von B. T. M. Sträter. Leipzig, Frohberg.

Deutschen Rächte, die, und der Fürstenbund, von L. v. Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot.

Europa und der deutsch-französische Krieg 1870—71, von W. Schneidler. 1. Bd. Leipzig, Grunow.

Friedrich I., Kaiser, von H. Prutz. 1. Bd. Danzig, Kafemann.

Gieſebrecht, W., Deutsche Reden. Leipzig, Duncker und Humblot.

Ungarischer Freiheitskampf 1848—49, Geschichte desselben, von A. Vargyas. Pest, Heckenast.

Literatur.

Der transatlantisch-exotische Roman und seine Hauptvertreter in der modernen deutschen Literatur. I. Zu den mannichfachen Unterarten und Abzweigungen des Romans, der nun einmal in unserer Zeit den Haupttummelplatz alles dichterischen Wirkens bildet und die eigentliche Epik, die Lyrik und das Drama so sehr in den Schatten gestellt hat, daß selbst die tüchtigsten und berufensten unserer Poeten ihre künstlerischen Gebilde in seinen Rahmen zu fassen keinen Anstand nehmen, ist in den letzten Jahrzehnten eine neue, ganz besonders reich bedachte und von den Schriftstellern wie von dem Lesepublikum mit gleicher Vorliebe gepflegte Gattung gekommen, auf die der Literarhistoriker seine besondere Aufmerksamkeit zu richten alle Ursache hat. Neben dem historischen Roman, dem socialen, politischen, und wie die einzelnen Species alle heißen mögen, besitzen wir nun auch, vertreten durch eine selbst den gewandtesten und schnellsten Leser etwas in Verwirrung setzende Anzahl von Werken, den transatlantisch-exotischen, hauptsächlich in der Form des deutsch-amerikanischen Auswanderer- und Abenteuerromans, wie Kreyßig in seinen jüngst erschienenen, höchst interessanten „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart“ diese Gattung treffend betitelt hat. Ein specifisch eigenthümliches Gepräge ist im Allgemeinen dadurch unserer Literatur nicht aufgedrückt worden, denn wohl jedem Menschen ist schon von Natur aus ein mehr oder minder großes Interesse an wunderbaren, überraschenden, die Phantasie aufs Höchste reizenden Begebenheiten angeboren, und wo böte sich ein reicherer, unerschöpflicherer Stoff für derartige Schilderungen als in der neuen Welt jenseit des Oceans, der schon so viel durchforschten, die uns am Althergebrachten klebenden und an die Scholle des mütterlichen Bodens gefesselten Erdensöhnen doch immer noch wie ein Wunderland in geheimnißvoller, märchenhafter Ferne erscheint, und die durch ihre großartige Natur, ihre Indianer- und Negerromantik, ihre tausend Schrecken und Gefahren, und,

Digitized by Google

wie Kreyßig sehr bezeichnend bemerkt, ihren entfesselten Individualismus auf jedes empfängliche und vorurtheilsfreie Gemüth im höchsten Grade anziehend, ja vielfach begeisternd und berauschend wirken muß? Daher denn bei den Engländern und Franzosen ebenfalls, wenn auch vielleicht nicht in gleich hohem Maße, diese Art des Romans beliebt und gepflegt ist, wie ja auch die Engländer, und nach ihnen die Amerikaner, so zu sagen die Begründer derselben gewesen sind. Wenigstens sind in Defoe's „Robinson Crusoe" die Grundzüge des Abenteuerlichen und Gefahrvollen, des, wie Vilmar es in seiner Literaturgeschichte nennt, „gleichsam auf eigene Hand gestellten menschlichen Lebens" dieselben wie in unseren modernen amerikanischen Erzählungen, und das in jenem ausgeprägte Streben nach dem Sinnlich-Natürlichen, dem Derben, Frischen und Lebenswahren, gegenüber dem steifen Herkommen und dem verkünstelten Leben der Gesellschaft, bildet ja auch ein Hauptmerkmal unserer transatlantisch-exotischen Romane. Und wenn sich unter diesen, wie überhaupt unter der Fluth der heutigen Romane und Novellen, auch nur wenige ächte und völlig abgerundete Kunstwerke finden, ja vielleicht gar keins, das den höchsten und strengsten Anforderungen genügen kann, sobald wir den Maßstab unserer klassischen Meisterwerke in erzählender Prosa anlegen, — wenn auch durch sie nur allzu oft das harte Wort bewahrheitet wird, daß der Romanschriftsteller nichts als der Halbbruder des Dichters sei, so hat doch eben diese selbe Richtung unserer Literatur auf der anderen Seite einen keineswegs zu unterschätzenden Werth und hat sicher eine ungemein heilsame Wirkung auf die gesunde Weiterbildung und Fortentwickelung unserer Romandichtung ausgeübt, dadurch gerade, daß sie der Realität und Naturwahrheit mehr als jede andere nachgeeifert. Mit Recht sagt daher Kreyßig in dem oben angeführten Werke: „Es sind diese Schilderungen transatlantischen Lebens für unsere, aus den Studirstuben armer Professoren, Schulmeister und Pastoren hervorgegangene, dann langsam genug im Salon akklimatisirte Literatur ganz kostbare Errungenschaften", und fügt den beherzigenswerthen Wunsch hinzu: „möge der Geist der Wahrheit und Natürlichkeit unsere der Abbildung des Lebens sich zuwendende erzählende Dichtung auf diesem guten Wege erhalten und stärken!" —

Den Hauptanstoß nun zu unsern modernen transatlantischen, speciell amerikanischen Lebensbildern und Skizzen hat entschieden Amerika's berühmtester Romandichter, James Fenimore Cooper gegeben. Seine Jedem von Jugend auf geläufigen und bekannten „Lederstrumpf-Erzählungen": „Der Wildtödter", „Der Letzte der Mohikaner", „Der Pfadfinder", „Die Ansiedler" und „Die Steppe", sowie nicht minder: „Die Verweinte von Wish-Ton-Wish oder die Puritaner in Connecticut", „Der Spion" und mehrere seiner bedeutendsten Seeromane schildern das amerikanische Leben, Denken und Fühlen, vor Allem aber die Urwaldpoesie mit ihren Reizen und Schrecken so meisterhaft, daß sie für alle Zeiten neben den historischen Romanen Walter Scotts als unerreichte Muster dastehen und fort und fort nicht nur die schwärmerische Jugend, sondern auch den reiferen, nüchternen Mann trotz mancher ermüdenden Breiten und Weitschweifigkeiten durch ihre vorzügliche Charakterzeichnung, ihre grandiosen Naturschilderungen und die in ihnen niedergelegte Fülle trefflicher und geistreicher Gedanken entzücken werden. Die Figur des alten Waldläufers und Trappers Nathanael insbesondere, die sich durch die fünf erstgenannten Romane Coopers fortwährend hindurchzieht, ist eine so vollendete, bis in die kleinsten Details hinein trefflich ausgearbeitete, daß sie sich jedem Leser fest und unverwischbar mit allen ihren Zügen ins Gedächtniß einprägt und auch immer wieder und wieder von den späteren Schriftstellern dieser Richtung, bald mehr, bald minder glücklich, kopirt ist bis auf die neuesten Vertreter derselben, Armand und Möllhausen, herab. Neben Cooper hat dann besonders Washington Irving das Interesse an amerikanischen Sittenschilderungen rege zu machen gewußt, und so sehen wir denn neben und nach diesen beiden großen Schriftstellern alsbald in Amerika, England, Frankreich und Deutschland eine immer sich mehrende Reihe von Nachahmern und selbständig schaffenden Jüngern auftreten; und wenn wir aus diesen hier nur die Deutschen herausgreifen und eingehender zu charakterisiren versuchen, so geschieht dies nicht nur, weil sie uns am nächsten stehen und sich uns am verwandtesten zeigen, sondern noch mehr deshalb, weil sie — wie schon einmal betont ist — ein ganz bestimmtes Gepräge an sich tragen, unsere Romandichtung in eine neue, gesunde Strömung gebracht und durch deutsche Gründlichkeit und Gemüthstiefe die mitstrebenden Schriftsteller der übrigen Nationen bedeutend überragen, weil endlich unter den Deutschen allein ein in mancher Beziehung wirklich ebenbürtiger Rivale Coopers aufgetreten ist, Charles Sealsfield, der Jenen

Digitized by Google

an packender Lebendigkeit und erschütternder Gewalt der Leidenschaft sogar übertrifft, so sehr er auch hinsichtlich der künstlerischen Komposition hinter ihm zurücksteht. Wir können daher die transatlantischen Romandichter englischer und französischer Zunge, Paulding, Southworth, Beecher Stowe, Wetherell, Capt. Mayne Reid, Bird (dessen „Waldteufel" eins der besten Erzeugnisse dieser Gattung ist), Gabriel Ferry (dessen „Waldläufer" jedes jugendliche Herz entzückt, — wer hätte das als Gymnasiast nicht an sich selber erfahren!), Aimard, mit seinen bandwurmartig sich durch Dutzende von Romanen hindurchziehenden Helden und Heldinnen, und Andere mehr hier nur kurz registriren, trotz ihrer vielfachen Vorzüge und interessanten Einzelheiten, und wenden uns sofort zur Betrachtung unserer deutsch-amerikanischen und der diesen verwandten Poeten. —

Ehe wir jedoch auf diejenigen unter ihnen näher eingehen, deren Werke ganz oder wenigstens zum größten Theile der in Rede stehenden Romangattung angehören, und die, jeder für sich, als ein besonderer Typus einer mehr oder minder bestimmt ausgeprägten Richtung in dieser Hinsicht anzusehen sind, haben wir zunächst eine Reihe von Dichtern aufzuführen, welche unter vielen anderen belletristischen Erzeugnissen auch eins oder mehrere aus dem Gebiete des Transatlantisch-exotischen verfaßt, sei es durch eigene Erlebnisse und Beobachtungen auf Reisen in der neuen Welt dazu angetrieben, sei es einzig und allein durch einen interessanten Stoff aus der älteren oder neueren Geschichte Amerika's gereizt und durch eingehende Studien einschlägiger Werke und eine reiche schöpferische Phantasie zur Gestaltung desselben befähigt. Solcher Schriftsteller, die also nicht als eigentliche Vertreter dieser Gattung anzusehen sind, gibt es in unserer modernen Romanliteratur eine große Anzahl, und wir wollen mit Uebergehung der unbedeutenderen, zu denen beispielsweise der sehr fruchtbare und seit langer Zeit nur noch für das Bedürfniß des allergewöhnlichsten Leihbibliothekenrubrikums producirende August Schrader mit mehreren jenseits des Weltmeers spielenden bändereichen Erzählungen gehört, hier nur die wenigen, wirklich hervorragenden namhaft machen. Hier tritt uns zunächst Theodor Mügge mit seinem 1840 erschienenen historischen Roman „Toussaint" entgegen, der dem Autor rasch und mit Recht einen bedeutenden Ruf erwarb. Ergreift uns schon in seinen beiden viel später in den fünfziger Jahren erschienenen Hauptwerken „Afraja" und „Erich Randal" die Kunst der Schilderung von Land und Leuten des hohen Nordens, die Meisterschaft in der Detailmalerei jener gewaltigen, an erhabener, ergreifender Poesie so reichen Welt mit ihrer kräftigen, naturwüchsigen, zum Lieben wie zum Hassen gleich leicht erregbaren Bevölkerung, die er doch an Ort und Stelle zu studiren reiche Gelegenheit hatte, aufs Höchste, — wie viel mehr müssen wir in diesem seinen Erstlingswerke das eminente Talent des Autors bewundern, mit welchem er es vermocht, uns die nie von ihm geschaute Tropenwelt Centralamerika's mit ihren Bewohnern so naturgetreu und lebenswahr, in so glühenden Farben vor's Auge zu zaubern! Er hat darin ein ähnliches Meisterstück geliefert, wie Schiller durch seine treffliche Zeichnung der Alpenscenerie im „Tell". Ebenso vorzüglich, freilich in ganz anderer Beziehung, ist das in Meidingers deutscher Romanbibliothek erschienene Kulturbild „Der Amerikamüde" von Ferdinand Kürnberger, dem Verfasser mehrerer reizender Novellen sowie zweier Trauerspiele: „Catilina" und „Firdusi". Es ist dies keine Unterhaltungslektüre gewöhnlichen Schlages, kein bloßes Zerstreuungsmittel für einige langweilige Stunden, wie so viele unserer heutigen Erzählungen, sondern ein wirklich künstlerisch gestaltetes Werk, durch seine tiefen Ideen zum fortgesetzten Nachdenken anregend, den ganzen geistigen Menschen in Bewegung setzend und somit in vielfacher Hinsicht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen unserer modernen Romanliteratur zu betrachten. Die amerikanischen Kulturbestrebungen in allen ihren Richtungen und Ausstrahlungen werden hier mit schonungsloser Schärfe beleuchtet; die Figuren sind konsequent und charakteristisch gezeichnet, und die Entwickelung der Handlung ist, so vielfach sie auch zum Schaden der äußeren Kompositionseinheit durch längere geistvolle Exkurse unterbrochen wird, doch eine packende und hie und da ächt tragisch erschütternde. Ein junger Europamüder kommt mit den überschwänglichsten Hoffnungen, den ausschweifendsten Erwartungen nach Amerika, dem Lande der Verheißung, dem Boden der Freiheit und Gleichheit, dem heiligsten Asyl der Menschenrechte — aber von dem Augenblicke an, da er diese in seinen Augen geweihte Erde betritt, beginnt der Rückschlag, um so furchtbarer, je überspannter seine phantastischen Luftschlösser waren; jeder Schritt macht ihn um eine Illusion ärmer, jede neue Erscheinung des kommerciellen, des socialen Lebens ernüchtert ihn mehr, — in nichts ver-

Digitized by Google

mag er sich zu finden, die geträumten vorzüglichen Staatsinstitutionen schrumpfen bei näherer Betrachtung zu erbärmlichen Einrichtungen zusammen; „we are in a free country", diesen berühmten Yankeespruch muß er sich mit immer höhnischerer Selbstironie wiederholen; aus dem Gewirr der Städte flieht er in die Stille des Urwaldes, aber auch dort dieselben Leiden und Erbärmlichkeiten, und so endlich physisch wie geistig gebrochen, die Keime des Wahnsinns im Herzen, flieht Moorfeld heim zum mütterlichen Europa. In diesem Helden, dessen zu hoch gespannte Ideale die rauhe Welt der Wirklichkeit nicht zu ertragen vermögen, ist unschwer Nikolaus Lenau, der unglückliche Dichter, wiederzuerkennen, der bekanntlich tiefsinnig und von Ueberdruß an der alten Welt befallen im Jahr 1832 sich in die Wildnisse Amerika's flüchtete, um dort — leider vergebens — Ruhe und Erquickung, Heilung seiner Seelenleiden zu finden, und nur um so trübsinniger und melancholischer nach den alten Gestaden zurückkehrte, wo ihn später die Nacht des finstersten Irrsinns für immer mit ihren schaurigen Flügeln deckte. Etwas schroff und herbe zwar, oft mit übertriebenem Sarkasmus, hat der Verfasser das Yankeethum bis in die feinsten Details hinein gezeichnet, aber auch so viele, durch Autopsie gewonnene unwiderlegliche Beweise für die meisten seiner Behauptungen beigebracht, daß die innere Wahrheit nicht zu bezweifeln ist. Um den Helden sind dann eine Menge trefflich charakterisirter Personen gruppirt, der eigenthümlich interessante, vielfach das Gegenstück zu Moorfeld bildende Benthal, dessen Ideen freilich nicht alle heutzutage mehr stichhaltig und nach manchen Seiten hin besonders durch den letzten amerikanischen Krieg annullirt sind, seine später von ihm schnöde aufgeopferte Pauline und die stolze, herrliche Cöleste, die lieber die Herrin eines Narren als die Sklavin eines Genies sein will, zwei vorzügliche Mädchengestalten, dann der feinsinnige Bennet, der Gründer einer neuen Sitte, der barocke und doch oft geistvolle Lord Ormond mit seiner Perfektibilitätsphilosophie, die Typen des Hinterwäldlers, des Trappers und viele andere mehr. Ueberhaupt gibt sich in dem ganzen Buche eine Seelenanatomie kund, die ihres Gleichen sucht, und die weitläufig ausgesponnenen Gedanken des Verfassers über die verschiedenartigsten Probleme, über Sklaventhum, Deutschthum in Amerika, Methodistenhumbug, Volkserziehung, Gerechtigkeitspflege, sowie seine beiläufigen Aphorismen, z. B. über das Glück, über die Poesie, „die Sprache des Wunsches", ꝛc. sind meist tief und schön empfunden und verleihen dem Ganzen noch einen besonderen Werth. —

Eine ähnliche Absicht, wie hier, alle Seiten des amerikanischen Lebens, oder doch wenigstens die bedeutendsten zu schildern, liegt dem Roman „Die Auswanderer" von Talvj (pseudonym für Therese Albertine Louise Robinson, geb. von Jakob) zum Grunde. Aber die Ausführung ist doch nur schwach, und die etwas einseitig religiöse Richtung der Verfasserin macht sich überall nicht gerade zum Vortheil des Buches bemerklich. Auch ist die Fabel eine etwas gesuchte und künstlich gemachte, wie denn auch die Schlußkatastrophe des Brudermordes nicht eben angenehm berührt. Einzelne Strömungen der Gesellschaft, einzelne Typen sind freilich recht fein ausgearbeitet und können unbedingt auf Treue und Wahrheit Anspruch machen. Im Ganzen aber lassen sich auf den Roman nicht mit Unrecht die Worte anwenden, welche die Verfasserin, die sich besonders durch eine Reihe meisterhafter Nachbildungen altenglischer, altschottischer, niederländischer, skandinavischer, serbischer, afghanischer, armenischer, kalmückischer, turkomannischer, kurdischer, javanesischer, malayischer, makassarischer und anderer Volkslieder und Volksballaden einen hervorragenden Platz in der Uebersetzungsliteratur errungen hat, mit Bezug auf ihre eigene Heldin Clotilde ausspricht: „Der mehr anschmiegende Geist des Weibes scheint zu derjenigen Reproduktion, die das eigentliche Wesen einer poetischen Uebersetzung ist, besonders und mehr als die selbständigere Erzeugungskraft des Mannes befähigt!" —

Ein sehr anschauliches Bild dagegen von den Zuständen Nordamerika's und der Lage der deutschen Emigranten daselbst kurz nach der Revolution von 48 liefern die auf mehr oder minder historischen Thatsachen beruhenden „Emigrantengeschichten" von Theodor Griesinger, dem bekannten Verfasser einer „Geschichte der Jesuiten" und vieler anderer Werke, auch eines vielgelesenen amerikanischen Sittenromans „Die alte Brauerei", der aber bei aller seiner Volksthümlichkeit und spannenden Handlung denn doch, ähnlich wie Georg Lippards „Quäkerstadt und ihre Geheimnisse", zu sehr in das von Kreyßig mit Recht als die bedenklichste Bastardgattung der erzählenden Dichtung bezeichnete Genre des Verbrecher- und Mysterienromans gehört, als daß er einen ästhetischen Genuß gewähren könnte. Diese „Emigrantengeschichten" jedoch sind höchst anmuthige, lebenswahre Bilder,

Digitized by Google

schlicht und einfach, aber treuherzig und mit ächter Gemüthswärme erzählt, von gutem Humor getragen und im ächten Volkston gehalten, so daß sie vielfach an die bekannten trefflichen Volks- und Dorfgeschichten des wackeren W. O. von Horn erinnern. Auf der anderen Seite mahnt die Schilderung der eingewanderten, mit den neuen Verhältnissen noch unbekannten Deutschen und ihrer Schicksale nicht selten an den weiter unten zu besprechenden Ruppius, ebenso wie die meist recht hübsche psychologische Entwickelung. Unter den sechs Erzählungen, die jede in ihrer Weise das bekannte amerikanische Sprüchwort: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!“ recht drastisch illustriren, sind die besten wohl die drei: „Zwei Weiber und falsch Geld“, „French Louis der Loaferkönig“ und „Germania in Amerika“. In der ersten ist besonders die Charakteristik des berühmten Detektivoffiziers William Hayes, dessen lebensgroßes Bild in einem Saale des gewaltigen Marmorrathhauses zu Newyork aufgestellt ist, eine gelungene zu nennen; in der zweiten ungemein frischen und lebendigen fesselt vor Allem die anschauliche Darstellung des gesetzlosen und doch in mancher Beziehung höchst interessanten Newyorker Lebens im Anfang der fünfziger Jahre mit seinen Banden von Runners (Fremdenausbeutern und Kundenzuführern), Loafers (Tagedieben und Stehlern) und Rowdies (Wühlern und Faustschlägern bei Wahlen), unter denen French Louis selbst wie eine Art moderner Rinaldo oder Karl Moor mit seiner kühnen Silly im Vordergrunde steht; in der dritten Erzählung endlich sind die Leiden und Freuden einer deutschen Kolonie in Amerika mit ihrer Uneinigkeit, ihrem Idealismus, ihrem Mangel an praktischem Organisationstalent recht charakteristisch gezeichnet; und alle guten wie schlechten Schattirungen des deutschen Naturells, Gemüthlichkeit und Herzenstiefe, Bescheidenheit und Fleiß, Redlichkeit und Wahrheitsliebe, wie auch nicht minder Schwindelei, Scheinheiligkeit und rohe Brutalität sind durch wirksame Figuren vertreten, so daß sich das Ganze zu einem ächten Lebens- und Charakterbilde abrundet. —

Vielfach haben auch die Anfangsversuche englischer und deutscher Kolonisation in Amerika und die langwierigen Kämpfe der Ansiedler mit den Eingeborenen, sowie die Entstehungsgeschichte der Union deutschen Dichtern Stoffe zu größeren historischen Romanen und Novellen geliefert, und wir wollen unter diesen besonders drei hervorheben: „Die Pilger der Wildniß“ von Johannes Scherr, „Freier Boden“ von Karl Frenzel und Spielhagens soeben in der Romanzeitung abgedruckte Erzählung „Deutsche Pioniere“. Scherrs Roman ist um so interessanter, als der Autor sich einen Vorwurf gewählt, den auch Cooper in einem seiner trefflichsten, schon oben erwähnten Werke: „Die Beweinte von Wish-Ton-Wish“ dichterisch gestaltet hat, den großen Vernichtungskrieg des unter dem Namen „König Philipp“ bekannten mächtigen Indianerhäuptlings Metacom gegen die weißen Eindringlinge, vorzugsweise die Puritaner in Connecticut. An Cooper reicht Scherr nun freilich nicht heran — auch der Reiz der Originalität in Erfindung der Figuren geht ihm ab, da man in den meisten derselben mehr oder minder gelungene Kopien bekannter Typen wiedererkennt, vor Allem in dem Indianermädchen Hih-lah-dich und dem alten Trapper Groot Willem, aber Ton und Lokalfarbe sind so richtig getroffen, die Durchführung der Handlung zeugt von so viel dichterischer Gestaltungskraft, und die Sprache ist durchweg eine so edle, gehobene und poesievolle, daß das Buch den Leser wohl zu fesseln vermag. Sehr geschickt ist in dasselbe auch die Geschichte eines der Hauptvertreter jener bekannten Flibustier oder Bukkanier hineinverwebt, die mit unbändiger Ruhmsucht und trotziger Piratenwildheit denn doch vielfach edlen, ritterlichen Sinn und ächten, der höchsten Ziele würdigen Heldenmuth verbanden. Ueber Frenzels mit liebevoller Vertiefung und warmer Hingabe an den Stoff abgefaßten Roman hat Kreyßig kurz und treffend sich dahin ausgesprochen: „Unter dem Eindrucke des amerikanischen Bürgerkrieges entstanden bringt er in der Anfangsgeschichte der amerikanischen Union Gegensätze zur Anschauung, die unter unseren Augen, durch eine unerhört günstige materielle Entwickelung großgezogen, ihren welthistorischen Kampf ausfechten“. Was endlich Spielhagens neueste Erzählung anlangt, so ist sie gerade im gegenwärtigen Moment, wo der alte Erbfeind Deutschlands unter den wuchtigen Streichen unserer Schwerter bis ins Mark getroffen todesmatt dahinsinkt, von besonderer Bedeutung. Sie gibt ein lebensvolles Bild von den mannhaften Kämpfen der deutschen Einwanderer am Mohawk, Creek und Schoharie mit den Franzosen und ihren Verbündeten, den Indianern, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu derselben Zeit, wo Preußens großer Heldenkönig Fritz bei Roßbach den Franzmännern eine hübsche Probe von den Hieben zu kosten gab, die sie jetzt in so reichem Maße seit Monden zu schmecken bekommen. Dieselben

Digitized by Google

vielgerühmten Eigenschaften, die des Autors bisher veröffentlichte größere und kleinere Werke auszeichnen und ihn unbedingt zum ersten Romandichter der Neuzeit stempeln, die Meisterschaft der Charakteristik, die Kunst der Natur- und Sittenschilderung, der Adel der Sprache — sie alle finden sich in dieser höchst schlichten, einfachen und bescheidenen Novelle wieder, die neben der Herzensentwickelung dreier ächt deutscher Naturen, Katharinens, Lamberts und seines wilden, stolzen und doch weichen und guten Bruders Konrad stets den großen geschichtlichen Hintergrund festzuhalten und dadurch dem Ganzen einen höheren Reiz zu verleihen weiß. Besonders einige Stimmungsbilder sind von wunderſamem poetischen Duft, und überall spiegelt sich in dieser kleinen deutschen Gemeinde auf fremder Erde das vaterländische Naturell mit allen seinen Vorzügen und Schwächen treu und deutlich wieder. — Zum Schluß möge hier beiläufig auch noch der durch seine historisch-politischen Romane aus der Gegenwart zu einer in mancher Beziehung berühmten oder — wenn man lieber will — berüchtigten Persönlichkeit gewordene pseudonyme Sir John Retcliffe eine Erwähnung finden, der mit unermüdlichem Fleiß die großen Zeitereignisse zu romantischen Erzählungen verarbeitet. So sehr man auch von künstlerischem und ästhetischem, häufig auch von moralischem Standpunkt aus die Komposition seiner Schriften verurtheilen muß, Eleganz und schwungvolle Lebendigkeit des Stils sowie ein reiches Talent der Zeichnung fremder Länder, Sitten und Volkstypen ist ihm durchaus nicht abzusprechen, und vorzugsweise bewährt sich dasselbe in den Episoden seiner Romane, die auf amerikanischem Boden spielen, wohin Nena Sahibs Auftreten in Kalifornien in dem gleichnamigen Buche, Garibaldi's Freiheitskämpfe auf dem La Plata und in den Pampas Südamerika's in „Villafranca" und der ganze erste Theil von „Puebla" gehören, der den Separattitel „Der Schatz der Yncas" führt. Letzterer schildert in großartig phantastischen Zügen die abenteuerliche Argonautenfahrt des bekannten, aus dem königlichen Geschlecht der Bourbons entsprossenen Grafen Raouffet Boulbon in die Sonora und zu dem angeblichen Schatz der Azteken am Rio Gila im Jahre 1852, ein Stoff, der auch Aimard zu einer ganzen Reihe von Romanen Anlaß gegeben hat. —

Wenden wir uns nun zu der zweiten Gruppe der hier zu berücksichtigenden Poeten, zu denjenigen nämlich, deren Leistungen fast ausnahmslos auf dem Gebiet des transatlantisch-exotischen Romans liegen, und die daher als Hauptrepräsentanten dieser Gattung anzusehen sind, Sealsfield, Gerstäcker, Bibra, Ruppius, Armand und Möllhausen. Der Meister dieser ganzen Reihe ist unstreitig Charles Sealsfield (pseudonym für Karl Postel), den man auch mit vollem Recht den eigentlichen Begründer des transatlantischen Romans speciell für die deutsche Literatur nennen kann. Dieser seltsame, außerordentliche Mann, über dessen Lebensschicksalen von jeher ein geheimnißvolles Dunkel geschwebt, und von dem man nur weiß, daß er, der Sohn eines ausgewanderten Amerikaners und einer Deutschen, in der Schweiz geboren ist, lange Zeit die neue Welt nach allen Richtungen hin durchstreift hat, dann bald in London und Paris, bald wieder in der Schweiz, bald in den entlegensten Theilen Europa's seinen Wohnsitz aufgeschlagen und sich starr jedem Umgang mit Menschen verschlossen, steht als eine unerreichbare Größe von ganz immenser Begabung auf diesem Gebiete da, „als einer unserer größten Dichter und Schriftsteller auf dem Felde der Natur- und Kulturschilderungen, der Zeichnung von Sitten- und Menschentypen", wie es vollkommen wahr und treffend über ihn im 22. Bande der im Verlage dieser Blätter erschienenen „Bibliothek deutscher Klassiker" heißt. Keiner hat es so wie er verstanden, alle charakteristischen Seiten des amerikanischen Lebens in einem Brennpunkte zusammenzufassen, überall bis in die feinsten Züge hinein getreu ausgeführte Typen des Volkes hinzustellen, mit wenigen Pinselstrichen das innerste Wesen der verschiedenartigsten Stände und Racen plastisch anschaulich hinzuwerfen; keiner insbesondere kommt ihm gleich in der wahrhaft packenden, ja vielfach dämonischen Gewalt der Naturschilderungen. Alle Erscheinungen zwischen Himmel und Erde, von den lieblichsten bis zu den furchtbarsten, von den unscheinbarsten bis zu den gewaltigsten und erhabensten, werden von ihm unseren staunenden Blicken in so grandiosen Bildern entrollt, daß man immer wieder und wieder sich wie mit magischer Gewalt zu ihnen hingerissen fühlt, sie immer aufs Neue genießen und bewundern muß. Dazu eine Feinheit psychologischer Beobachtung, ein Bloßlegen der innersten Fäden menschlicher Handlungen und Leidenschaften, eine Fülle der interessantesten Ideen und Urtheile über das sociale und politische Leben der Völker überhaupt, wie insbesondere über das des deutschen, englischen und

Digitized by Google

amerikanischen, daß in dieser Beziehung selbst Walter Scott und Cooper weit von ihm übertroffen werden. Freilich die einheitliche, künstlerische Komposition fehlt fast allen seinen Sittenbildern; es sind keine Romane im höchsten Sinne des Wortes, keine abgerundeten, eine bestimmte Handlung strikt und konsequent durchführenden Erzählungen, sondern mehr eine Reihe von lose miteinander verknüpften Scenen, oft von epischer Breite, dann wieder von wahrhaft dramatischer Lebendigkeit, bald behäbig beschreibend, bald in kurzen, raschen Sprüngen von einer ergreifenden Katastrophe zur anderen übergehend, hier uns eine Idylle in den lieblichsten Zügen malend, dort eine Lustspielscene mit köstlichem Humor, dort endlich einen Akt der erschütterndsten Tragödie. Mit Scott und Cooper gemein hat er die vielfach zu ausführlichen und durch ihre Länge ermüdenden Gespräche und Auseinandersetzungen über Theorien aller Art, die er seinen Personen in den Mund legt und die unserem modernen Geschmacke wenig entsprechen; aber diese geringen Schattenseiten vermögen im Großen und Ganzen dem glänzenden Werthe seiner Leistungen keinen Abbruch zu thun, und wer nur eins seiner vorzüglichsten Werke gelesen, wird dem Verfasser das volle Anrecht auf den Namen eines Poeten ersten Ranges nicht absprechen können. Am abgerundetsten im künstlerischen Organismus sind wohl seine Erzählung aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege: „Der Legitime und die Republikaner" und sein Lebensbild aus Mexiko im Jahre 1812: „Der Virey und die Aristokraten". Erstere ist, wie der Autor selbst in der Vorrede zu der in 15 Bänden 1845 erschienenen Gesammtausgabe seiner Werke bemerkt, die einzige seiner Schriften, die ursprünglich englisch unter dem Titel „Tokeah or the white Rose" in Philadelphia von ihm erschienen und dann erst vielfach umgearbeitet in unserer Sprache herausgegeben ist, wie er denn auch vor seiner eigentlichen Laufbahn als deutscher Poet in Amerika und England eine ganze Reihe von Novellen, Skizzen und Schilderungen englisch veröffentlicht hat, und wie nicht minder auch alle seine späteren deutschen Werke gerade in den Vereinigten Staaten die meisten Auflagen erlebt haben, von Hunderttausenden gelesen worden sind und noch werden und ihn daselbst zum Lieblingsschriftsteller im höchsten Sinne des Wortes gemacht haben. Im „Legitimen" sind nun die letzten Kämpfe der indianischen Urbevölkerung, für deren unglückliche Schicksale und unverdiente Leiden Sealsfield überall die wärmste Theilnahme kund gibt, in einer ungemein fesselnden Form geschildert, und die Kontraste des legitimen Miko oder Häuptlings von Louisiana, der nach langem vergeblichen Ringen gegen die Uebermacht der Weißen sich an die Gränze von Texas geflüchtet, und der republikanischen Amerikaner, als deren Hauptvertreter am Schluß der General Jackson erscheint, scharf und hervorstechend ausgeprägt. In dem zweiten Buche: „Der Virey und die Aristokraten" werden wir in die gährenden Verhältnisse Mexiko's im Anfang dieses Jahrhunderts vor und nach der Revolution eingeführt, und in dem die Gegensätze zwischen dem letzten neuspanischen Vicekönig und dem kreolischen Adel behandelnden Hauptrahmen der Erzählung entrollt sich uns ein an Farbenpracht und Mannichfaltigkeit der Situationen reiches Bild des ganzen damaligen inneren wie äußeren Zustandes von Mexiko. Der größte Reiz beider Werke liegt, wie eben überall bei Sealsfield, in der meisterhaften Schilderung von Land und Leuten — jeder Zug darin ist der Natur abgelauscht, und eine fast erdrückende Fülle herrlicher Landschaftsbilder und typischer Figuren tritt uns daraus entgegen. Wie trefflich durchgeführt sind im „Legitimen" die Gestalten des alten Häuptlings Tokeah, seiner Tochter Canondah und der geraubten weißen Rose — welcher Duft der Poesie ruht über den Zeichnungen indianischer Sitten und Gebräuche, indianischer Anschauungen und Begriffe, wie nicht minder über denen des amerikanischen Lebens! Welch ein Panorama des mexikanischen Landes, „des poetischesten der Erde", wie der Autor selbst es nennt, mit seinen Urwäldern, Vulkanen und Seen, seinen Felsenklüften und Abgründen, seinen Städten und Dörfern, Palästen und Klöstern und den niederen, schilfbedeckten Hütten der Eingeborenen ist im „Virey" entworfen, wie trefflich versteht der Verfasser es, uns alle Stände und Klassen der Gesellschaft, vom Altkastilier, vom kreolischen Edelmann herab bis zum Mestizen, Mulatten und Zambo klar und deutlich vor das geistige Auge zu rücken! —

Eine Art Seitenstück zu diesem zweiten bildet Sealsfields letztes Werk: „Süden und Norden", eine Schilderung der politischen und socialen Verhältnisse im Süden Mexiko's im Jahre 1824 bald nach Beendigung jenes zweifelhaften Kampfes, der endlich doch noch Mexiko von der spanischen Botmäßigkeit losriß. In seiner Komposition ist es das verworrenste und unharmonischeste von allen Schriften Sealsfields,

Digitized by Google

das in der Form von abgerissenen Fragmenten eines Reisetagebuches uns eine unabsehbare Reihe der mannichfachsten Bilder von glühendem Kolorit und berauschender Farbenpracht vorführt. Oft will es uns, wie Sealsfield selbst am Schlusse des Buches bemerkt, „wie Träume einer krankhaften Phantasie, wie bis zur Verzerrung ausschweifende Gestaltungen, wie heftige Fieberträume" anmuthen, und doch ist wohl niemals die wundervolle Natur des südlichen Mexiko's mit seinem Menschenschlage treffender und wahrer gezeichnet als hier. Wie in einem wollüstigen Paroxysmus liest man das Buch zu Ende und könnte es immer wieder von vorne anfangen — die Beschreibung der Mistecca, des Paradieses der westlichen Welt, mit ihrem ewigen, wonnig frischen Frühling, ihren strahlenden Sternennächten, ihrer gutmüthigen, leichtblütigen, bigotten Bevölkerung, ihren himmlisch schönen Jünglingen und Mädchen, in denen unnennbare Liebessehnsucht in stetem Kampfe liegt mit schlichternem jungfräulichen Zartgefühl — des prachtvollen Guatemala mit seinem Kranze von tausend Bergen, des Sonnenunterganges im stillen Ocean, des flammenden südlichen Kreuzes, der Tropenwetter und Orkane, der versengenden Hitze und mephitischen Schwüle in den Sümpfen — sie ist so vollendet, daß man selbst den Pinsel eines Sealsfield haben müßte, um auch nur ein annähernd getreues Bild davon geben zu können. Dazwischen finden sich manche, von jetzt an hoffentlich — Dank Gott und unsrem guten Schwerte! — nicht mehr zutreffende Satiren auf die kuriosen Deutschen mit ihrem unpraktischen Idealismus und beißende Hiebe auf den verdummenden Einfluß des orthodoxen Katholicismus. Letzteren geißelt er auch vielfach in dem „Kajütenbuch oder den nationalen Charakteristiken", in dem ebenfalls, wie in allen übrigen Werken Sealsfields, ein Stück Zeitgeschichte in lebendigen, plastischen Bildern dargestellt ist. Sein Hauptthema bildet nämlich die Losreißung des Staates Texas von Mexiko, die Gründung eines neuen anglo-amerikanischen Staates auf mexikanischem Grund und Boden. Eine Reihe interessanter, scharf gezeichneter Skizzen sind mit großem Geschick durch einen äußeren Faden aneinandergereiht, und die Tonfärbung ist durchweg eine excellente zu nennen, so z. B. in der Schilderung des wundersamen Oceans von Gräsern und Inseln, der die texanische Prairie bildet, in der ersten Erzählung: „Die Prairie am Jacinto". Bewundernswerth sind hier vor Allem die feinen psychologischen Bemerkungen, die tiefen Blicke ins Menschenherz, besonders in seine Nachtseiten, wie es die Charakterzeichnung Bobs, dieser wilden zügellosen Verbrechernatur, die endlich von ihren eigenen Gewissensbissen aufs Aeußerste gefoltert sich selbst dem Richter überliefert, am glänzendsten beweist. Neben diesem fesselt am meisten die Gestalt des Squire mit seiner eigenthümlich paradoxen und doch oft so wahren Geschichtsauffassung, der die verwickeltsten politischen und historischen Probleme gleichsam in Holzschnitten der gemeinsten Fassungskraft darzulegen versteht. Im „Fluch Kishogue's" ist das wild Launige, der desperate Humor des irischen Nationalcharakters mit wenig Strichen erschöpfend ausgeführt, in dem ergreifenden Lebensbilde „Callao" der Unterschied des britischen und amerikanischen Volksstammes geistreich gezeichnet. Das Ganze wird abgeschlossen durch eine reizende Liebesidylle von zarter Anmuth und Lieblichkeit. —

Nicht minder glänzend, als in den genannten Werken, bekunden sich Sealsfields Vorzüge in den „Transatlantischen Reiseskizzen" und den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären". In die höchst einfache Geschichte von dem Ausfluge eines jungen Hagestolzen aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten nach dem Norden in Heirathsangelegenheiten sind in ersterem die mannichfachsten Sittenschilderungen aus dem amerikanischen Leben verflochten, und der ausgelassenste Humor wechselt mit dem tiefsten Ernste in ungezwungener Weise. Ein Gleiches läßt sich von den Fortsetzungen desselben: „Ralph Doughby's Brautfahrt", „Pflanzerleben", „Die Farbigen" und „Nathan der Squatter-Regulator" sagen, die sich überdies durch imposante Landschaftsbilder vom Mississippi und Red River auszeichnen, z. B. in dem Kapitel „Nachtgedanken". Vortrefflich gelungen ist die Figur des wilden, tollen und doch so braven Kentuckiers Ralph, nicht minder die des Kreolen, seiner Töchter und des alten Hinterwäldlers Nathan. Zwischen diesen sehen wir die verschiedensten Typen der Gesellschaft sich bewegen, bis herab zu den Farbigen in den reizenden Kapiteln „Unser Sonntag" und „Des Pflanzers Woche". Oft nur mit ein paar kurzen Worten weiß Sealsfield ein anschauliches Totalbild eines Menschen, einer Gegend zu liefern und ganze Massen von Personen so geschickt zu gruppiren, daß wir mit einem Schlage das Ganze übersehen und doch zugleich auch von jedem Einzelnen eine getreue Vorstellung gewinnen. Das zeigt sich besonders auch in seinem großen vierbändig-

Digitized by Google

Werke „Neue Land- und Seebilder", dessen Hauptstoff das Problem der deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften bildet. Speciell dem Leben und Treiben, dem Elend und Mißgeschick sowie nicht minder dem allen Leiden trotzenden Muthe der deutschen Ansiedler in den Vereinigten Staaten hat der Verfasser eine ausführliche Schilderung gewidmet in den „Lebensbildern", die später den Titel „Morton oder die große Tour" erhalten haben. Leider ist dieser Roman nicht abgeschlossen und kann es seinem Stoffe nach überhaupt im Augenblick noch nicht sein, sonst würde er sicherlich durch die Tiefe seiner Idee und die unvergleichliche Plastik seiner Figuren unter allen Werken Sealsfields den ersten Rang einnehmen. Es ist dies Buch ein großer, origineller Wurf, ein Zeitgemälde im höchsten Sinne des Wortes, indem es die furchtbare Macht der Geldaristokratie in unserer modernen Zeit mit gewaltigen Zügen schildert. Meisterhaft sind die Gestalten der beiden Hauptvertreter dieser Richtung, der alte Stephy (der berühmte Banquier Stephan Girard, der in einem Zeitraum von 50 Jahren wahrscheinlich das größte Vermögen erwarb, das je von einem Privatmanne gesammelt wurde), eine bizarre, starr auf ihrem einmal ausgesprochenen Worte beharrende, äußerlich harte und schroffe und doch mit tiefem Gefühl begabte Persönlichkeit, und der geheimnißvolle Mammonsfürst Lomond in London, diese Verkörperung des absolutesten krassesten Egoismus mit der Hölle im Auge und dem Dämon im Busen, eine Figur, wie sie so abstoßend und doch zugleich so imponirend außer von Shakespeare im „Gloster" wohl kaum je von einem Dichter geschaffen worden ist. Daneben dann der ehrenwerthe, biedere deutsche Oberst und der jugendlich leidenschaftliche Morton, dem auf der einen Seite ein heiteres tugendhaftes Familienpaar mit einer reinen idealischen Jungfrau zulächelt und auf der anderen der Höllengott in seiner ganzen Herrlichkeit verlockend winkt und der sich endlich berauscht dem letzteren ergibt. In der Vorrede zu diesem Buche hat Sealsfield seine Ansichten über den Roman im Allgemeinen und über Scott, Cooper, Irving, Bulwer, Goethe u. A. insbesondere ausgesprochen, auch seine eigenen Ziele und Zwecke klar dargelegt. Seine Urtheile sind höchst geistvoll und gediegen, wenn auch nicht selten etwas bizarr, in mancher Beziehung denjenigen ähnlich, wie sie Adalbert Stifter in seinen Briefen niedergelegt hat. Sollen wir nun zum Schluß noch eines besonders charakteristischen Zuges gedenken, der alle Sealsfieldschen Schriften gleichmäßig auszeichnet, so ist es die glühende Vorliebe, die Begeisterung für den nordamerikanischen Freistaat und seine Institutionen, überhaupt für das republikanische System, und am trefflichsten markirt er diese wohl durch die schönen Worte in den „Transatlantischen Reiseskizzen": „Ach, wie manche Königs- und Fürstenenkel, vielleicht Söhne, werden sich einst in dem Schatten dieser Freiheit laben, sie segnen, diese unsere göttliche Freiheit, die ihren Vätern jetzt ein Gräuel ist!" —

Dr. Hermann Ethé.

Nekrolog.

Auriol-Bourgeois, Auguste, einer der fruchtbarsten französischen Schriftsteller, der theils allein, theils in Verbindung mit Andern 2—300 Theaterstücke geschrieben, † im Februar zu Pau.

Barta, Emerich, bekannter ungarischer Schriftsteller, † am 14. Februar in Pest.

Hengel, W. A. von, ehemaliger Professor der Theologie an der Universität Leyden, † laut Nachricht aus dem Haag vom 14. Februar, im Alter von 91 Jahren.

Hillebrand, Joseph, Dr., früher Professor der Philosophie in Gießen und vorher in Heidelberg, allgemein bekannt und geschätzt als Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit Lessing" und anderer literaturgeschichtlicher Werke, † am 25. Januar zu Soden a. T., 83 Jahre alt.

Palm, Friedrich, Professor, Dr., seit 1861 Rektor des Gymnasiums in Bautzen, früher Lehrer an der Nikolaischule in Leipzig und an der Landesschule zu Grimma, dann von 1850 an Rektor des Gymnasiums in Plauen i. V., Ritter des Verdienst- und des Albrechtsordens, ein Pädagog ersten Ranges, geboren am 2. Oktober 1813 in Prettin, † am 14. Februar zu Bautzen.

Snethlage, Dr. theol., Oberhofprediger in Berlin und Oberkonsistorialrath, † daselbst am 17. Februar, 78 Jahre alt.

Ticknor, George, einer der berühmtesten amerikanischen Gelehrten, früher Professor der schönen Wissenschaften und neueren Sprachen am Harvard College, durch öftere Reisen in Europa mit den größten Geistern des alten Welttheils in Verbindung gekommen, Verfasser einer allgem in bekannten „Geschichte der spanischen Literatur", ein Verehrer deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit, am 1. August 1791 zu Boston geboren, † daselbst am 26. Januar.

Neue Bücher.

Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter, von H. Oesterley. Dresden, Ehlermann.

Schmidt, Julian, Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig, Duncker und Humblot.

Spanisches Drama, 1. Bd. (Geschichte des Drama's, 8. Thl.) Von J. L. Klein. Leipzig, T. O. Weigel.

Digitized by Google

Musik und Theater.

Nekrolog.

Brandes, Wilhelm, großherzoglich badischer Kammersänger und pensionirter königlich bayerischer Hofopernsänger, früher ein vortrefflicher Tenorist, † in der letzten Februarwoche in der Heilanstalt Klingenmünster bei Landau, 46 Jahre alt.

Didier, Rosa, bekannte Pariser Schauspielerin, † in Paris.

Gaudelius, Karl, der in der Kunstwelt wohlbekannte Direktor des Stadttheaters in Lübeck, † daselbst laut Meldung vom 16. Februar.

Günther, Franz Hermann, Dr. med., vortrefflicher Kenner der Musik und Komponist der — unter dem Autornamen „Herther" — mehrfach aufgeführten Oper „Der Abt von St.-Gallen", † am 13. Februar zu Leipzig ziemlich plötzlich, erst 47 Jahre alt.

Steinway (oder Steneway, ursprünglich Steinweg), Heinrich, Chef und Gründer der berühmten Pianofortefabrik von Steinway und Söhnen, geboren am 15. Februar 1797 zu Seesen im Herzogthum Braunschweig, † in der Nacht zum 6. Februar in Newyork.

Taglioni, Philipp, früher berühmter Tänzer, auch lange Zeit Direktor des Theaters in Warschau, Vater des Berliner Balletdirektors Paul Taglioni und Autor mehrerer Ballette, † am 11. Februar in seiner Villa zu Como, 76 Jahre alt.

Bildende Kunst.

Die Erhaltung von Oelgemälden und das Regenerationsverfahren*). Etwa neun Jahre nach den ersten Versuchen mit seinem Verfahren spricht Pettenkofer sich zum ersten Male im Zusammenhang über die Frage der Regeneration von Oelgemälden aus. Die wissenschaftlichen Grundsätze, auf welche er sein Verfahren gründet, hatte schon früher Dr. Kuhn in einer Broschüre von 1864 entwickelt. Jetzt geschieht das aber ausführlicher, das Verfahren selbst hat sich ausgebildet, die Zahl der gemachten Experimente hat sich wesentlich vermehrt. Pettenkofer hat das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, worin die Krankheit der Oelbilder, deren Symptome Trübung, Undurchsichtigkeit, Sprödigkeit, Reißen sind, besteht. Das ist keine chemische Veränderung der Farbe, sondern nur — wie Pettenkofer es nennt — ein Verlust des molekularen Zusammenhangs, welchen das Bindemittel erfährt. Dieser tritt durch die Einwirkungen der Luft, sowohl durch diejenigen des Sauerstoffes als auch durch Aufnahme von Wasser aus der Luft und Wiederabgabe desselben ein, zunächst schon beim Trocknen des frisch gemalten Bildes. Alsdann bildet das Auftragen des Firnisses gewissermaßen die erste Restauration, welche dem sogenannten Einschlagen der Bilder abhilft. Der Firniß stellt die Kontinuität des Bindemittels wieder her und beseitigt die optischen Störungen. Aus denselben Gründen wie in diesem Falle die Oelfarbe verliert dann aber auch der Firniß allmählig seinen molekulaten Zusammenhang, wird undurchsichtig, hart, erhält Sprünge. Pettenkofer machte nun Versuche, um zu ermitteln, ob für ein Bild, das sich selbst an der Luft trübt, nicht Bedingungen zu finden seien, unter denen es sich selbst wieder klar mache, zur Herstellung des molekularen Zusammenhangs gelange. Er setzte erst Theile von Gemälden, dann ganze Gemälde den Ausdünstungen von Alkohol aus, und es fand sich, daß bei der Anwendung auf Harzfirniß das Harz im Stande war, Alkohol aus der damit gesättigten Luft zu kondensiren und dadurch den molekularen Zusammenhang, zwar nicht der Farbe, wohl aber des Firnisses wiederherzustellen. Nur bei Harzfirniß, der allerdings der gebräuchlichste ist, nicht bei Oelfirniß und andern Firnißarten, ist das Verfahren anwendbar. Den bisher gewöhnlichen Procedueren zur Klärung des Firnisses, der Anwendung von Terpentin, besonders auch dem gefährlichen Abnehmen des Firnisses, in Fällen, wo das nicht unbedingt nöthig ist, erweist sich das Pettenkofersche Verfahren als weit überlegen.

Nun aber haben andere Restauratoren schon ähnliche Verfahren gekannt. Konservator Eigner in Augsburg († 1870) hatte schon vor den Experimenten Pettenkofers eine Procedur ausgebildet, die zu demselben Ergebniß führte. Statt der Ausdünstungen von kaltem Alkohol wandte

*) Max von Pettenkofer, Ueber Oelfarbe und Konservirung der Gemälde-Gallerien durch das Regenerationsverfahren. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1870.

Digitized by Google

er aber die Dämpfe siedenden Alkohols an, die aus einer kleinen dazu konstruirten Dampfmaschine gegen das aufrechtstehende Bild ausströmen. Sachlich ist dies ganz dasselbe. Die Wirkung ist die nämliche, der Harzfirniß wird erweicht, er quillt, nach dem Ausdruck Pettenkofers; der molekulare Zusammenhang ist hergestellt. Pettenkofer ist auf sein Verfahren unabhängig von Eigner gekommen, dieser ist zu seiner Procedur durch Experimentiren gelangt, ohne daß er sich die Gründe vollständig wissenschaftlich klar machen konnte, und erst Pettenkofer hat die Frage wissenschaftlich formulirt. Dennoch müßte der Lebhaftigkeit gegenüber, mit welcher das Pettenkofersche Verfahren in Scene gesetzt worden ist, die Priorität immerhin dem verdienten Restaurator gewahrt werden, der schon früher praktisch ausführte, was jener in der Folge theoretisch motivirte.

Die Wirkung des Eignerschen Verfahrens ist intensiver, weil die Wärme hinzutritt, die einen stark erweichenden Einfluß übt. Der Dampf hat eine Temperatur von durchschnittlich 35° C., wenn er die Bildfläche berührt. Aus diesem Grunde verlangt dies schnell zum Ziele führende Verfahren in noch höherem Grade als das Pettenkofersche eine sichere und kundige Hand, die sofort Einhalt thut, wenn die Wirkung, auf die es ankommt, erreicht ist. Es hat aber vor dem Pettenkoferschen wieder den großen Vorzug voraus, daß man es besser reguliren kann. Das Bild steht aufrecht und sichtbar da, während bei dem Pettenkoferschen Verfahren diejenige Stelle, welche regenerirt werden soll, mit dem Kasten, in welchem sich die mit Alkohol getränkten Läppchen befinden, bedeckt ist. Will man nachsehen und den Fortgang prüfen, so muß erst der Kasten abgehoben werden. Ferner konnte Eigner die ausströmenden warmen Dämpfe auf diese oder jene Stelle des Bildes bald stärker, bald schwächer, bald wärmer, bald kälter, je nach dem Abstand des Apparats vom Bilde, leiten, eine jede nur so weit regeneriren, als ihr zukommt. Dies läßt sich allerdings beim Pettenkoferschen Verfahren dadurch erreichen, daß man kleinere Kästen mit Zeugstücken, welche von Alkohol durchtränkt sind, auf einzelne Theile des Bildes stellt, aber es werden sich alsdann scharfe Ränder bemerklich machen.

Jedenfalls ist jedes der beiden Verfahren mit großer Vorsicht anzuwenden, das Eignersche wegen der schnellen Wirkung und der stärkeren Erweichung, das Pettenkofersche wegen des Mangels, daß die Ausdünstungen nicht in genügender Weise auf bestimmte Punkte zu leiten, nicht abzustufen sind. Pettenkofer führt aus, daß die Harze von selbst aufhören, Alkohol aus der Luft zu kondensiren, wenn sie eine bestimmte Menge aufgenommen haben, daß sie also einen natürlichen Sättigungspunkt haben. Damit, meint er, fallen von selbst alle Gefahren weg, die sonst entstehen können, wenn die hinreichende Dauer der Einwirkung überschritten wird. Nun kann aber dieser Sättigungspunkt kaum niedrig genug liegen, um jeden Mißerfolg anzuwenden. Experimente haben uns gelehrt, daß bei jedem der beiden Verfahren, wenn es zu lange angewendet wird, die erweichte Firnißmasse völlig sich löst und an einigen Punkten gerinnt. Außerdem sind beide gefährlich, wenn den Farben, besonders den Lasuren, Harze beigemischt sind, die dann ebenfalls gelöst werden. Endlich ist es auch durch Experimente festzustellen, daß bei zu starkem Regeneriren das Bild, übermäßig erweicht und schnell trocknend, spröde wird und Sprünge erhält. Eigner, um dem Bilde größere Geschmeidigkeit zu geben, ließ mit den Alkoholdämpfen zugleich Dämpfe von ätherischem Oel ausströmen, indem er beide Flüssigkeiten gemischt zum Sieden brachte. Pettenkofer leugnete die Möglichkeit, daß der Dampf des ätherischen Oeles mitausströmen könne, da dieses einen weit höher gelegenen Siedepunkt hat; aber es ist eine bekannte physikalische Thatsache, daß in einem solchen Fall der niedrigere der beiden Siedepunkte bereits die Mischung der beiden Flüssigkeiten zu gemeinschaftlichem Sieden bringt, und daß ätherisches Oel mit verdunstet, lehrt bei diesem Verfahren schon der Geruch des Dampfs.

Zu weiterer Ausbildung des Regenerationsverfahrens hat Pettenkofer den Copaivabalsam herangezogen, ein Harz, dessen ätherisches Oel ein äußerst geringes Bestreben zu verdampfen hat und sich dadurch empfiehlt. Der Copaivabalsam ist nun vorher längst den Malern und Restauratoren bekannt gewesen, als Bindemittel beim Malen benutzt, als Firniß aufgetragen worden, aber allerdings ist die Verbindung mit dem Regenerationsverfahren eigenthümlich, das vor demselben oder nach demselben Einreiben mit Copaivabalsam, das wiederholte Abwechseln zwischen beiden Behandlungsarten, welches in manchen hartnäckigen Fällen der molekularen Trennung zum Ziele geführt hat. Indeß ist in dieser Beziehung sehr empfehlenswerth weiter zu prüfen und abzuwarten. Und namentlich bleibt der Vorwurf, daß dieser Balsam den

Digitized by Google

Gemälden einen gelblichen Schimmer verleihe, bestehen, trotz der Behauptung Pettenkofers, daß er schnell bleiche. Das nicht angenehme gläserne Aussehen ferner, das ein mit Copaiva überstrichenes Bild annimmt, sahen wir nicht in der Folge verschwinden. Die Anwendung dieses Stoffs ist aber eine Sache für sich; wir kommen auf den Hauptpunkt zurück.

Die Regeneration würde sehr an Anwendbarkeit gewinnen, wenn sich die Vorzüge des Pettenkoferschen und des Eignerschen Verfahrens kombiniren, die Uebelstände derselben fern halten ließen. Bei den Experimenten, welche hier in Karlsruhe neuerdings durch zusammenwirkende Vertreter der Naturwissenschaft und der Kunst gemacht worden sind, versuchte der Kustos der permanenten Ausstellung landwirthschaftlicher Lehrmittel, Herr Dr. Weigelt, über die Fläche eines zuvor mäßig erwärmten, mit ätherischem Oel gemischten Alkohols einen Luftstrom zu leiten und damit die Ausdünstung des Alkohols auf das Gemälde zu führen. Die Temperatur betrug beim Erreichen der Bildfläche 22°, die Wirkung war höchst erfolgreich. Sie war nicht so schnell und nicht so stark erweichend wie bei dem Eignerschen Verfahren, daher minder bedenklich, auch die Gefahr, daß sich etwa der Dampf entzünden könnte, ist hier ausgeschlossen. An diese zu denken kann man nämlich beim Eignerschen Verfahren nicht unterlassen, obwohl ihm etwas dieser Art unseres Wissens nie begegnet ist, und obwohl die zahlreichen Regenerationen, welche hier in Karlsruhe durch Herrn von Huber, den ehemaligen Ateliergenossen und jetzigen Nachfolger des Verstorbenen, vorgenommen worden sind, ohne Ausnahme von vorzüglichem Erfolg gekrönt waren. So ist dies neue Verfahren weit sicherer, dabei hat es aber auch nicht den Mißstand der Pettenkoferschen Procedur, es wirkt nicht in dieser todten, maschinenartigen Gleichartigkeit, deren Resultat unter Umständen Ungleichartigkeit, hier ein Zuviel, dort ein Zuwenig, sein kann, sondern die Wirkung liegt in der Hand des Kundigen, der während dessen das Gemälde vor Augen hat. Die einzelnen Theile lassen sich durch den ausströmenden Dunst wie mit dem Pinsel behandeln, die hier stärkere, dort zartere Anwendung, die feinsten Uebergänge sind möglich. Ein besonderer Vorzug ist ferner, daß die Luftströmung den überflüssigen Alkohol gleich mit fort nimmt und keine Kondensirung desselben auf der Bildfläche zuläßt. Bis jetzt wurde diese Methode nur mit improvisirten Hülfsmitteln gemacht, ohne Zweifel aber gelingt auch noch die Herstellung eines Apparats, den jeder Restaurator mit Leichtigkeit sich beschaffen kann, und Herr Dr. Weigelt wird dann hoffentlich, nach erneuerten Versuchen und weiterer Ausbildung dieser Methode, Bericht über sie erstatten.

Es ist zu bedauern, daß zu der Zeit, als das Pettenkofersche Verfahren zuerst auftrat, der Ton, in welchem davon gesprochen wurde, nicht richtig gegriffen war. Pettenkofer verwahrt sich jetzt dagegen, als sei das Regenerationsverfahren als ein Universalmittel angepriesen worden, das die sonstige Restauration überflüssig mache. Und doch fehlte daran nicht viel bei der Art, mit welcher Reklame gemacht ward, bei der Heftigkeit, mit welcher gegen jedes Bedenken zu Felde gezogen wurde, und zwar zu einer Zeit, als das Verfahren noch nicht sehr ausgebildet war, als es ziemlich roh gehandhabt wurde und nicht immer glänzende Ergebnisse hatte. Es kam in die Stellung Pettenkofers dadurch etwas Schiefes, daß er nicht nur Mitglied der Kommission war, welche über die Konservirung der Staatsgallerien berathen sollte, sondern daß er zugleich seine Erfindung auf diesem Gebiete dem Staate gegenüber als Geschäftsmann zu verwerthen strebte. Wenn man die Gelegenheit hat, die Zeitungsliteratur über dies Thema, besonders aus den Jahren 1864 und 1865, wieder durchzusehen, so wird man die Folge jenes Verhältnisses im Ton der Erörterungen finden. Wenn Bedenken ausgesprochen wurden, so hieß es nur gar zu oft, das sei nur eine auf persönlichen Interessen beruhende Gegnerschaft von den Restauratoren, die da fürchteten, das neue Verfahren möge ihnen in das Gehege kommen. Die Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit des Tons auf der einen Seite rief Aehnliches auf der andern Seite hervor. Noch jetzt aber geht aus zahlreichen Stellen der Pettenkoferschen Schrift hervor, daß er das Verhältniß der Regeneration zur Restauration überhaupt nicht richtig auffaßt. Jene ist ein sehr berechtigtes und gegen eine gewisse Krankheit mit Vorsicht verwendbares Mittel der Gemälderestauration, aber die Art und Weise, wie der Verfasser auch in dieser neuen Schrift immer noch gegen die Restauratoren insgesammt, gegen das, was er als „das alte System der Restauration" schildert, Front macht, zeigt immer noch ein Verkennen desjenigen, was die Restauration zu leisten hat. Dies kommt einfach daher, daß der Verfasser der Kunst und namentlich den Fragen der Erhaltung und Herstellung von Gemälden bisher

Digitized by Google

fern gestanden hatte. Er verschaffte sich seine Begriffe davon nach den Beispielen, die ihm zunächst lagen, und der Betrieb der Restauration unter der früheren Galeriedirektion war in der Münchener Pinakothek allerdings bedenklich, war ein Schrecken der kunstliebenden Welt. Aber nicht weit von München, in Augsburg, besteht z. B. ein Restaurationsatelier, dessen Begründer der verstorbene Eigner ist, und das als das ausgesprochene Gegentheil der früheren Münchener Wirthschaft, als ein Muster seiner Art gelten kann. Wenn man die Thätigkeit dieser Werkstätte verfolgte, so konnte man inne werden, daß die Arbeit des ächten Restaurators wesentlich eine konservirende ist, daß es ihm darauf ankommt, möglichst den ursprünglichen Zustand eines Gemäldes wieder herzustellen. Es ist wahr, daß nicht bloß in München, sondern auch an andern Orten unglaublich viel durch schlechte Restauration gesündigt worden ist; aber daneben hat unsere Zeit auch bewiesen, daß die wahren Grundsätze über die Restauration von Kunstwerken sich zu bilden beginnen. Jenen Restaurationssünden wird die allgemeine Einführung eines Regenerationsverfahrens keineswegs ein Ziel setzen, denn wo die Restauratoren, deren man sich bedienen muß, ihre Sache nicht verstehen, da werden sie mit dem Verfahren und neben demselben immer noch Unglück genug anrichten können. Das Abnehmen des Firnisses ist und bleibt in vielen Fällen unvermeidlich, da sind kleine fehlende Stellen auszufüllen, dort aufgestandene Farbe niederzulegen. Manchmal sind sogar größere Ergänzungen unvermeidlich, und wenn ein Restaurator gelegentlich eine Stelle, die früher durch Verputzen gelitten hat, durch eine leichte Lasur in die richtige Haltung bringt, so ist das noch immer keine verwerfliche Uebermalung. Häufig handelt es sich um Operationen auf der Rückseite des Gemäldes, z. B. neu Fourniren von Bildern, die auf Holz gemalt sind, endlich um das Abnehmen von störenden Retuschen, was eins der mühsamsten Verfahren ist und die größte Sachkenntniß erfordert. Als dies, ohne Wissen und Willen des gerade beurlaubten Galeriedirektors, in Berlin an dem Bilde von Andrea del Sarto durch einen Unkundigen vorgenommen ward, ging ja dieses Meisterwerk zu Grunde. Was dem Restaurator, der auf der Höhe seines Berufes steht, heutzutage das Mühsamste ist und ihm die größten Schwierigkeiten bereitet, ist gerade diese Procedur. Frühere Zeiten haben uns eben die Bilder nicht im ursprünglichen Zustande überliefert, haben sie durch eigne Zuthaten bereichert. Weswegen geschah das so häufig und in so großem Maßstab, bis zu ganz unnützen, groben Uebermalungen? Weil eben die Restauration von Oelgemälden als ein für sich bestehender Zweig der Malerei nicht hinreichend ausgebildet war, weil so viele Künstler, die sonst den Pinsel führen konnten, nun auch glaubten, restauriren zu können, und doch auf diesem Gebiet bloße Dilettanten waren. Weil sie nichts anders als das waren, weil sie keine wahre Kenntniß älterer Kunst hatten, weil sie von Gemälderestauration nichts verstanden, übermalten die Brüder Boisserée die Schätze ihrer eignen Sammlung und versetzten sie in einen Zustand, der nichts von Ursprünglichkeit mehr zeigt. Wenn Pettenkofer sagt: „Was wäre das für ein Archiv, in dem die Theile, welche in den Urkunden defekt geworden sind, von der Hand eines Nachgeborenen wieder erneuert und eingeschaltet werden wollten", und nun die Parallele mit den Gemälden zieht, die ja für die kunstgeschichtliche Forschung auch Urkunden seien, so ist dies ein sophistischer Vergleich. Die Kunstwerke sind nicht bloß Dokumente, sie sind in erster Linie Objekte des ästhetischen Genusses. Es kann Fälle geben, wo sie in dieser letzten Eigenschaft nicht mehr vollständig zu retten sind, wo der Grad der Zerstörung so hoch ist, daß man nicht herstellt und ergänzt, sondern sich begnügt, das noch Vorhandene zu reinigen und so zu bewahren, wie es eben ist. So steht es mit der früher Raphael zugeschriebenen, von Spagna herrührenden Anbetung der Könige aus dem Hause Ancajani in Berlin, und hier war dies eben so richtig, wie es andrerseits richtig war, bei Correggio's Jo und Leda in derselben Gallerie die beiden ausgeschnittenen und verlorenen Köpfe wieder zu ergänzen; wenn dies nun in einer Weise geschah, welche sich dem Geiste und der Technik des Meisters selbst zu nähern sucht, so ist das mit Dank und Freude zu begrüßen und sicherlich nichts weniger als „Urkundenfälschung". So versteht man sich auch heutzutage seltener dazu, als noch vor wenigen Jahrzehnten, neu aufgefundene Antiken zu restauriren. Wo man hierauf verzichtet, geschieht das eben aus Rücksicht auf den Grad der Erhaltung, der nicht ausreichend ist, um die Kunstwerke in harmonischen Zustand kommen zu lassen und die Willkür bei der Ergänzung auszuschließen. Wir sind zufrieden damit, die Skulpturen vom Parthenon, die Venus von Melos ohne Restauration zu sehen, aber ebenso glücklich sind wir z. B. darüber, daß der borghesische Fechter sich

Digitized by Google

so vorzüglich und mit solcher Sicherheit ergänzen ließ und nun als harmonisches Ganzes vor uns steht.

Um einem falschen Princip der Restauration gegenüberzutreten und es zu verdammen, brauchte nicht erst Pettenkofer zu kommen, und schwerlich wird er auch der Kunst nahe genug stehen, um gute und schlechte Restauration in jedem Falle unterscheiden zu können. Um Zustände im Restaurationswesen zu bessern, muß man nicht den Restauratoren überhaupt den Krieg erklären, sondern man muß im Gegentheil fortgesetzt und entschieden darauf dringen, daß nur der wirklich durchgebildete Restaurator Arbeiten dieser Art auszuführen erhalte, daß für Schulung von Restauratoren mehr geschehe als bisher, daß solche auch in den naturwissenschaftlichen Begriffen und Kenntnissen, deren sie bedürfen, konsequenter unterrichtet werden als früher. Daß in dieser Hinsicht Pettenkofer nicht den richtigen Weg erwählt und in seinen Auseinandersetzungen einen Ton anschlägt, der nicht angenehm berührt, daß er dabei gleichzeitig den unerschöpflichen Redestrom eines Münchener Malers und Kunstfeuilletonisten zu Hülfe ruft, der sich stets in Wirbeln paradoxer Wendungen und Uebertreibungen bewegt, und der mit derselben leidenschaftlichen Aufgeregtheit das heute weiß nennt, was er gestern für schwarz hielt, muß bedauert werden. Es schadet dem Eindruck dessen, was in Pettenkofers Untersuchungen und Ergebnissen unzweifelhaft von Werth ist. Solche Mißgriffe sind eben noch immer die leidige Folge davon, daß gleich Anfangs in dieser Sache, im Zusammenhang mit ihrer geschäftlichen Seite, der Ton der Reklame angeschlagen worden ist.

Eben zur selben Zeit, in welcher Pettenkofers Beschäftigung mit Oelgemälden begann, war ein anderes Mittel zur Konservirung von Oelgemälden aus dem Eignerschen Atelier hervorgegangen, das gerade von München her völlig unbeachtet blieb: Eigners Wachsfirniß, von dem wir jetzt schon hinreichende Proben gesehen haben, um zu wissen, daß er sich ausgezeichnet bewährt, daß er die Mängel des Harzfirnisses, welche Grund zum Regenerationsverfahren geben, nicht hat, die Erhaltung der Oelgemälde außerordentlich fördert. Wäre in München das Geschäftliche in minderem Grade bestimmend gewesen, so hätte man über dem Heilmittel einer bestimmten Krankheit von Gemälden doch nicht das Mittel vergessen, welches eben dieser Krankheit vorbeugt.

Ueberhaupt müssen überall da, wo es sich um Konservirung von Kunstwerken handelt, noch vor den Bestrebungen, herzustellen, die Bestrebungen, zu schützen und vorzubeugen, eintreten. Daß der Wechsel der Temperatur, daß die feuchten Niederschläge der wesentliche Grund für das Verderben der Bilder sind, hat Pettenkofer durch Versuche aufs Neue bestätigt gefunden. Diese Thatsache war freilich längst bekannt, wie häufig hat Waagen in seinen verschiedenen Schriften gerade auf diese Gefahren hingewiesen. Eine Heizeinrichtung, welche eine mäßige, sich gleichbleibende Wärme erzeugt, ist in unserm Klima unumgänglich, nicht bloß wegen der Benutzung, auch wegen der Erhaltung einer Galerie. Ferner beweisen gerade mehrere von Pettenkofer gemachte Wahrnehmungen, wie Recht Schinkel hatte, in dem Berliner Museum alle Gemälde an hölzernen Zwischenwänden oder an Wänden mit Holzbekleidung aufzuhängen, was sich daselbst auch vorzüglich bewährt hat. Pettenkofer findet die Vorrichtung, welche namentlich in der Dresdner Gallerie beliebt ist, Gemälde durch Glas vor dem ungehinderten Zutritt der Luft zu schützen, sehr rationell. Erstens wird aber dadurch die Betrachtung zu sehr beeinträchtigt, zweitens ist solcher Schutz, der ja stets nur vereinzelten besonders werthvollen Bildern gewährt wird, nicht umfassend genug, drittens ist die Abschließung gegen die Luft nicht hinreichend hermetisch. Aufhängen gegen Holz, passende Heizung, welche starke Temperaturwechsel beseitigt, und Eignerscher Firniß gewähren in ihrer Vereinigung den wichtigsten und erfolgreichsten Schutz. Hoffentlich wird die Einführung dieser drei Konservationsmittel immer allgemeiner werden. Da bis jetzt aber diese Bedingungen nicht immer in den Sammlungen geboten waren, wird die Regeneration von Oelgemälden noch eine bedeutende Rolle zu spielen haben; aber es ist sehr zu wünschen, daß man dafür nicht bei dem ziemlich unentwickelten Verfahren Pettenkofers stehen bleibt. Alfred Woltmann.

Nekrolog.

Bree, Philipp van, belgischer Landschaftsmaler, † am 16. Februar in Brüssel.

Kaltenmoser, begabter Genremaler in München, Sohn des verstorbenen Historienmalers Kaspar Kaltenmoser, † zu München gegen Ende Februar, erst 27 Jahre alt.

Kirchhoffer, Rudolf, trefflicher Kupferstecher, † am 5. Februar in Wien im 53. Jahre.

Manueri, Advokat, Redakteur des „Giornale delle arti e delle industrie", † am 20. Februar in Florenz.

Schwenk, Friedrich Wilhelm, Bildhauer, Schüler

Digitized by Google

Ernst Rietschels, durch Anfertigung zahlreicher Standbilder ehrenvoll bekannt, † am 23. Februar in Dresden, seinem Geburtsorte, 41 Jahre alt.

Striebel, Franz, ein Münchener Genremaler von bescheidenem, aber schätzbarem Verdienst, 1822 in Mindelheim geboren, † vor Kurzem in München.

Geographie.

Sekten in Rußland, insbesondere die Skopzen. In allen Ländern, in welchen die griechisch-orthodoxe Kirche herrschend ist, sind die Völker an Kultur hinter den andern Nationen Europa's weit zurückgeblieben. Bei Romanen und Germanen, bei Katholiken wie bei Protestanten, finden wir Leben, Forschung, Streit, Polemik, wissenschaftliche Erörterung und eine theologische Literatur; — in der morgenländischen Kirche fehlt das Alles. Sie ist verknöchert und in Formeln erstarrt; ihre Geistlichkeit steht in Bezug auf intellektuelle Ausbildung zum größten Theil auf einer sehr niedrigen Stufe und in Betreff der Moral nicht allzu hoch. Von wissenschaftlichem Streben wird nur bei Einzelnen eine Spur angetroffen, die Masse des Klerus ist ungebildet. Der orientalischen Kirche ist selbst die theologische Spitzfindigkeit und die knifflichе Kasuistik abhanden gekommen, welche in früheren Jahrhunderten für die byzantinischen Theologen kennzeichnend war und die, obwohl sie sich sehr häufig ins Abgeschmackte und Widersinnige verlor, doch wenigstens ein Zeugniß für geistige Regsamkeit ablegte.

Diese morgenländische Kirche liegt wie ein drückender Bleimantel auf dem nordöstlichen und südöstlichen Europa. Sie lastet auf einem großen Theile der slavischen Völker, auf den Moldowalachen, die sich jetzt Rumänen nennen, und auf den modernen Gräken, welche sich als Hellenen bezeichnen. Ueberall haben in den Ländern, in denen diese orthodoxe Kirche herrscht, die höher gebildeten Leute sich von derselben innerlich abgewandt; sie kehren ihr völlig den Rücken, wenn sie auch äußerlich mit ihr nicht brechen. Sie denken und leben im Kreise europäischer Ideen und überlassen das Volk dem alten Glauben, der Kirche und der Geistlichkeit. Sie werden theilweise Fanatiker der Negation, wie die Nihilisten in Rußland; aus der Masse des Volks aber tritt vielfach ein religiöser Fanatismus zu Tage, so wild, grausenhaft und abscheulich, wie wir ihn sonst nur noch in Ostindien finden.

Wir sind daran gewöhnt, fast in jedem Monate in den Berichten aus dem russischen Reiche zu lesen, daß man wieder einer „Sekte" auf die Spur gekommen sei, daß man abermals „ein Nest von Fanatikern" ausfindig gemacht habe.

Die russische Staatskirche ist selbständig, sie ist vom byzantinischen Patriarchen durchaus unabhängig. Peter der Große war dessen, was er als Anmaßungen der Geistlichkeit bezeichnete, überdrüssig und hob die Patriarchenwürde auf; seitdem ist der Czar auch Papst. Die Motivirung jenes Schrittes ist eigenthümlich und gut moskowitisch. Das gemeine Volk, so sagte er, weiß nichts von dem Unterschiede zwischen der höchsten geistlichen und weltlichen Macht. Es staunet über die große Würde und Ehre des Oberhirten und achtet diesen für gleich mächtig oder mächtiger noch als den Herrscher, und die geistliche Obermacht für eine andere und gewichtvollere Monarchie. Aber welche Nachtheile gehen nicht daraus hervor durch nichtsnutzige Reden herrschsüchtiger Geistlichen, die das dürre Reis in Flammen setzen? Einfältige Herzen werden dadurch bethört, so daß sie mehr auf den Oberhirten als auf den Oberherrscher sehen, und hören sie gar, daß Zweifel zwischen beiden obwaltet, so halten es alle mehr mit dem geistlichen als mit dem weltlichen Haupte und beginnen Aufruhr, in der Meinung, daß sie für Gott selbst fechten. —

Der Czar war von da ab auch Oberherr der Kirche; unter ihm steht der heilige Synod, er gebietet über die höhere wie über die niedere Geistlichkeit. Der Klerus zerfällt in den schwarzen, welcher aus der Klostergeistlichkeit und den aus dieser hervorgegangenen höheren Würdenträgern besteht, und in den weißen. Diese violett, gelb ꝛc., aber nicht schwarz gekleideten Geistlichen waren bis 1867 eine erbliche, privilegirte Klasse, welche zwei Abtheilungen bildete, den eigentlichen Priesterstand und die Kirchendienerschaft; die Erblichkeit der Pfarrstellen ist erst in dem genannten Jahr aufgehoben worden. Die „weiße" Geistlichkeit befindet sich im Allgemeinen in einer ärmlichen Lage, und auch ihre sittlichen Zustände sind keineswegs erfreulich; sie hegt Neid und Abneigung gegen die Schwarzen, und von wissenschaftlicher Ausbildung ist bei ihr keine Rede. Predigten werden nur selten gehalten. Kanzelredner von Bedeutung fehlen.

Digitized by Google

Die orthodoxe czaropapistische Kirche will, weil sie „orthodox“ sei, keine Abweichungen von ihrer Lehre und von ihren Gebräuchen dulden; sie ist, wie jede herrschende Kirche, zum Verfolgen Andersgläubiger geneigt. Aber sie hat nun schon volle zweihundert Jahre lang ihre große Noth gehabt, um die Heerde bei der Rechtgläubigkeit zu erhalten, und alle ihre darauf gerichteten Bestrebungen sind dermaßen fruchtlos gewesen, daß heute mindestens ein volles Drittel aller Moskowiter, der sogenannten Großrussen, sich von der Staatskirche getrennt haben und Sektirer sind, theils offen, theils insgeheim.

Es ist kennzeichnend für die geistige Anlage dieser moskowitischen Ketzer, daß ihre Abweichungen von der orthodoxen Kirche sich vielfach nur auf äußerliche Bräuche beziehen und daß sie den höchsten Werth auf gleichgiltige, manchmal alberne Ceremonien legen. Der sogenannte Raskol begreift alle nicht zur Staatskirche bekennenden Dissenters, die Raskolniks, zu welchen die sogenannten Altgläubigen gehören, „welche teuflischen Neuerungen abhold sind“. Schon 1666, als in Moskau ein Koncil gehalten wurde, fehlte es nicht an Klagen über die immer mehr um sich greifenden „Irrlehren der Sektirer“, welche dann blutig verfolgt wurden. Und was waren diese Irrlehren? Von einer Doktrin, von einem Glaubensgesetze war nichts darin enthalten, die Ketzerei lag nur in Abweichungen einzelner Gebräuche, welche den Orthodoxen als „Todsünde“ erschien. Die Sünden, Verbrechen und verdammenswerthen Irrlehren bestanden und bestehen noch heute in folgenden haarsträubenden Dingen, welche für Gott und die Kirche ein Greuel sind. —

Die Ketzer schlagen das Kreuz nicht mit den drei ersten Fingern, sondern mit dem Zeige- und Mittelfinger. Das ist Gotteslästerung. — Sie sagen das Halleluja nur zweimal und fügen noch hinzu: Lob sei dir, Gott! — Im Gebete: „Jesus Christus“ sagen sie statt „Unser Gott, erbarme dich unser“ — Gottes Sohn, erbarme dich unser. — Bei kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien, z. B. Taufe, Abendmahl und dergleichen, gehen sie nicht, wie die orthodoxen Russen, zur Linken um den Taufstein ꝛc., sondern von der linken Seite zur rechten, nach dem scheinbaren Laufe der Sonne. — Ihr Meßopfer verrichten sie nicht wie die Orthodoxen mit fünf, sondern mit sieben Weizenbroten. — Den Namen Jissus sprechen und schreiben sie Issus.

Für solche ungeheuerlichen Frevel und Gotteslästerungen haben dann die Ketzer Schweres erlitten, und es ist gewiß nicht fehlgegriffen, wenn man sagt, daß die russische Geistlichkeit sich viel besser auf das Verfolgen als auf das Belehren und Aufklären verstanden hat. Zwar die Raskolniken läßt man seit längerer Zeit mehr oder weniger ungestört; ihre Zahl ist zu beträchtlich, als daß man extrem gegen sie verfahren dürfte, aber anders verhält es sich mit der Unzahl von Sekten, welche sich von der orthodoxen Kirche in ganzen Schaaren losgesagt haben und derselben feindlich sind. Religionsfreiheit für die Ketzer ist in Rußland nicht vorhanden, deshalb halten die Sekten ihre Lehren so geheim als nur immer möglich und verrichten ihre Ceremonien beim Dunkel der Nacht: einige haben Geistliche und sind „Priestersekten“, Popopowskije, andere sind ohne Priester, Bespopowschtschine. Aber alle ohne Ausnahme treiben die wunderlichsten psychischen Blasen auf, und während bei manchen sich wenigstens eine Spur von geistiger Spekulation und von Folgerichtigkeit im Denken zeigt, haben sich andere in Abspuriglkeiten der schauderhaftesten Art verloren und sind dem tollsten Wahnwitz anheimgefallen. Hier gilt so recht der Ausspruch des Lucretius: Tantum religio potuit suadere malorum!

In Bezug auf dieses Sektenwesen in Rußland tritt eine interessante ethnologische Erscheinung scharf hervor. Wir wissen, daß die Lehren der verschiedenen Religionen bei verschiedenen Racen ein eigenartiges psychisches Gepräge annehmen. Es ist keineswegs Zufall, daß die romanischen Völker vorzugsweise katholisch, die germanischen dagegen protestantisch sind; von den Slaven gehört die bei weitem überwiegende Mehrheit der morgenländischen Kirche an und nur jene, welche mit dem Abendland in nähere geistige Beziehung kamen, haben sich der katholischen oder protestantischen Kirche angeschlossen. Bei solchen Slaven, welche dem morgenländischen Ritus folgen, also bei dem großen serbischen Stamme, den Ruthenen, Klein- und Weißrussen fehlt die Sektenbildung, gerade wie bei den Walachen und Gräken auch; sie unterwerfen sich ohne alles weitere Forschen, Grübeln oder Spekuliren den Lehren, welche die Kirche aufstellt, und den Gebräuchen, die sie vorschreibt. Als Ausnahme will ich nur hervorheben, daß in der jüngsten Zeit (September 1867) im Lande der donischen Kosaken, welche Kleinrussen sind, ein Prophet aufgetreten ist, Sylvester Konstantinow; ob er ein Moskowiter oder ein Kleinrusse war (beide sind wesentlich auch in ihren Anlagen ver-

Digitized by Google

schieden), habe ich nicht gefunden. Er galt für einen Heiligen, predigte und sang mit wohltönender Stimme religiöse Lieder, er konnte Regen und Schnee voraussagen und erklärte sich selbst für einen Liebling Gottes, welcher ihm befohlen habe, bei lebendigem Leibe in den Himmel zu fahren. Das Volk versammelte sich, um die Himmelfahrt mit anzusehen; der Prophet hielt im Bethaus einen Gottesdienst ab und band sich die Flügel an, vermittelst welcher er „in die Arme Jehova's" emporsteigen wollte. Er verkündete, daß nun das „Wunder" vor sich gehen werde, kletterte auf das Dach, zupfte die Federn an den Flügeln zurecht, stampfte mit den Füßen und sprang, jedoch nicht in den „Himmel", dessen geographische oder kosmische Lokalität immer noch nicht entdeckt worden ist, sondern fiel kopfüber zu Boden und wurde dann besinnungslos fortgetragen. Als er wieder zu sich kam, erklärte er schlau genug, es habe von seiner Seite ein Irrthum obgewaltet, denn er habe mit dem unrechten Fuße zuerst auf die Wolke getreten!

Unter den Kleinrussen sind, wie bekannt, religiöse Fanatiker selten; Konstantinows Auftreten würde sich leicht erklären, wenn er ein Moskowiter ist. Diese sogenannten Großrussen, insbesondere jene in der Wolgaregion, sind dermaßen stark von Elementen finnisch-uralischen Blutes durchdrungen, daß mehr als ein ethnologischer Forscher sie nicht für berechtigt erkennt, sich als Slaven zu bezeichnen; so z. B. Viquesnel und Duchinski. Es ist hier nicht der Ort, auf diese interessante Kontroverse näher einzugehen; nur so viel möge hervorgehoben werden, daß jene Moskowiter, welchen überhaupt ja erst seit dem vorigen Jahrhundert die Bezeichnung Russen allgemeiner beigelegt wurde, ungemein stark mit finnisch-uralischem Blute gemischt sind. Daraus erklärt sich auch die nomadische Rastlosigkeit des Moskowiters, namentlich des Landvolkes, und ein Rückschlag in der Neigung zum Schamanenthum.

Die Sektirerei der moskowitischen Fanatiker hat ein wildes, grimmiges Gepräge, sie ist abstoßend, schauderhaft, unmenschlich, einfältig geistlos und empörend. So viel wissen wir. Doch über Lehrsätze und Gebräuche mancher Sekten sind wir auch heute noch auf eine dürftige Kunde beschränkt, und es ist noch keineswegs ausgemacht, ob selbst die wachsame russische Polizei allen vorhandenen Sekten auch nur auf die Spur gekommen ist, geschweige denn Genaueres über sie weiß. Manche Ketzergenossenschaften, wie die Geistkämpfer (Duchoborzen) und die Milchesser (Malakanen, welche während der Fastenzeit Milch genießen, was bei der orthodoxen Kirche für sündhaft galt), haben eine Art von theologischem System, auf das wir hier nicht näher einzugehen brauchen. Viele von ihnen leben jetzt im Kaukasus, wohin sie verbannt worden sind. Die Strigolnicks verwerfen jede Autorität der Bischöfe und erklären, daß sie lieber „der Erde als unreinen Priestern beichten wollen". Die Sabbatniken, welche in Südrußland und Sibirien zahlreiche Anhänger haben, bekennen sich zu einer Art von Judenthum, in welches sie gnostische Lehren hineingetragen haben. Diese Sekten sind, gleich einigen andern, als unschädlich zu bezeichnen, sie treiben weder Greuel noch Unfug und haben nichts gemein mit den extrem fanatischen Sektirern, von welchen wir einige kurz charakterisiren wollen. Es möge vorher noch bemerkt sein, daß manche Sekten die Ehe und das Gebet für den Czar verwerfen, z. B. die Theodosianer, Philipponen, Danieliten und andere.

Die Sekte der rettenden Uebereinkunft, Spassow Sogolassie, will nichts von orthodoxen Geistlichen und von Sakramenten wissen; sie verschmäht die göttliche Gnade, hofft aber auf Erlösung. Diese erwartet sie von dem Heiland, welcher am besten wisse, wie jene zu retten seien, welche sich zu ihm flüchten. Doch „Opfer" sind dem Heiland wohlgefällig, weil man durch dieselben „Seelen retten" könne.

Im Jahre 1867 schritt das Gericht in Wladimir gegen einen Mann Namens Kurtin ein, welcher seinen eignen Sohn zum Opfer gebracht hatte. Seine Aussagen sind kennzeichnend für den Fanatismus jener Sekte. Eines Nachts erwacht er und kann den Schlaf nicht wieder finden, weil es ihn tief bekümmert, „daß jetzt alle Menschen zu Grunde gehen müssen". Er zündet Kerzen vor dem Heiligenbilde an und betet unter Thränen und auf den Knieen um seine und seiner Familie Rettung. Dabei kommt ihm der Gedanke, seinen muntern, aufgeweckten Sohn vom ewigen Verderben zu retten, denn er besorgt, daß derselbe „im Glauben umschlagen und in alle Ewigkeit der Hölle verfallen könne". Deshalb beschließt er, ihn zu tödten. Gegen Tagesanbruch geht er an seine Hausthür und betet zum Erlöser, daß derselbe ihm ein Zeichen geben möge, „so daß, wenn mir nach dem Gebete derselbe Gedanke von der rechten Seite käme, ich meinen Sohn Gott zum Opfer bringen würde, denn nach unserer (— der Sekte —) Ansicht

Digitized by Google

rühren die Gedanken, welche von der rechten Seite herkommen, vom Engel, die von der linken Seite vom Teufel". Als nun der Gedanke von rechts herkommt, ist er „hocherfreut im Herzen". Er geht ins Haus zurück, wo Frau und Knabe noch auf der Bank schlafen. Er weckt die erstere und schickt sie, um sein Vorhaben nicht gestört zu sehen, in das Dorf Perowo, von wo sie Schaffelle holen soll. Dem Knaben zieht er dann ein weißes Hemd an und sagt ihm: „Nun will ich mich an dir ergötzen". Nach der Lehre der Spassowo ist es Sünde, in einem bunten Gewande zu sterben. Kurtin legt dann den Knaben auf die Bank, schiebt ihm einen Pelz unter den Kopf und versetzt ihm mehrere Stiche in den Leib, welchen er hinterher von oben bis unten aufschlitzt. „Hocherfreut im Herzen" fällt er dann vor einem Heiligenbild auf die Kniee, bittet Gott, das Opfer gnädig aufzunehmen, und wendet sich wieder zu dem noch röchelnden Knaben, welchen er sprechen läßt: „Gott verzeihe dir Vater". Dann stimmt er einen Gesang zu Ehren der Mutter Gottes an und betet wiederum; als seine Frau heimkommt, spricht er ruhig: „Geh zum Dorfältesten und sage ihm, daß ich den Heiligen einen Feiertag bereitet habe". Im Gefängniß tödtete er sich durch Hunger; er war fest überzeugt, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben.

Wer das ewige Leben gewinnen will, muß die Seele durch Feuer reinigen. Das ist die Lehre der Selbstverbrenner, Soschigateti; sie geben sich deshalb die Feuertaufe. Diese Sekte ist namentlich in Sibirien weit verbreitet. In Zwischenräumen wird aus den Gegenden jenseit des Ural gemeldet, daß wieder eine große Selbstverbrennung stattgefunden habe. Manchmal ziehen Hunderte von Fanatikern geschaart unter Gesang und Gebet aus, werfen unter allerlei Feierlichkeiten eine große und tiefe Grube aus, füllen dieselbe mit Stroh, Reisig und Holz an, bilden innerhalb des brennbaren Stoffes einen Kreis, stimmen wilde Gesänge an und lassen sich von den Flammen verzehren. Das Vorhaben wird geheim gehalten, und deshalb sind die Behörden nicht im Stande, das „Opfer" zu verhindern. Aber es kommt vor, daß ein Selbstverbrenner sich demselben entzieht. Im Jahre 1868 hält sich der dreißigjährige Bauer J. Wassilewski im Dorfe Wodlowi für einen Sünder; seine Seele kann er nur retten, wenn er seinem irdischen Leben durch Selbstverbrennung ein Ende macht. Also geht er in den Wald und errichtet einen Scheiterhaufen, auf welchen er sich legt, nachdem er seine Kleider abgeworfen hat. Als die Flamme ihn berührt, erscheinen zwei Engel in weißen Gewändern; sie tragen ein Kreuz und ziehen ihn aus dem Feuer, weil seine Zeit noch nicht gekommen sei. Sie sagen ihm: „Geh nach Haus, trage deine Knochen heim und stirb dort".

Auch die Morelschtschikis halten den Feuertod für seelenreinigend und seligmachend; sie sind vielleicht die schauderhafteste unter allen Sekten. In den letztverflossenen Jahren hat man wieder von mehreren Barbareien erfahren, welche sie unter sich und an sich verübt haben, theils im nördlichen Rußland, theils im Gouvernement Saratow und auch in Sibirien. Auch sie graben große Löcher, in welchen sie sich unter Todtengesängen verbrennen, ohne auch nur einen einzigen Laut des Schmerzes hören zu lassen. Manchmal bringen sie das dem Himmel wohlgefällige Opfer in der Art, daß sie eine Isba, d. h. ein aus Holz aufgeführtes Bauernhaus, mit Reisig umgeben und sich in demselben verbrennen. Das Dorf hat sich versammelt, Alle sehen staunend zu und Niemand stört die „Heiligen", welche, wie sie sagen, eine religiöse Pflicht ausüben; sie geben sich ja die „Feuertaufe!"

Petersburger Zeitungen haben gemeldet, daß im Jahre 1868 die Bauern auf den Gütern eines Herrn von Gurieff, am linken Ufer der Wolga, zu dem Entschlusse kamen, der himmlischen Seligkeit halber, als echte Morelschtschikis (d. h. Leute, welche sich theilweise oder ganz opfern), einander abzuschlachten. Sie trafen mit aller möglichen Seelenruhe die Vorbereitungen zu dem heiligen Werke und stachen sich gegenseitig todt. Eine junge Frau, in welcher die Liebe zum Dasein den Fanatismus überwog und die eine der letzten war, an welche die Reihe kommen sollte, entriß ihrem Manne das Messer und entlief. Als dann der Dorfälteste an Ort und Stelle kam, fand er unter 47 Leichen nur noch zwei Menschen am Leben! Diese wurden gefangen abgeführt; als sie die vom Gericht ihnen zuerkannten Knutenhiebe erhielten, jubelten sie bei jedem Schlage laut auf, denn sie waren Märtyrer und dem Herrn wohlgefällig.

Wenn Morelschtschikis zu der Ueberzeugung gekommen sind, den Zustand vollkommener Reinheit erlangt zu haben, dann halten sie es für religiöse Pflicht, sich „ganz zu opfern". Aus gerichtlichen Protokollen ergibt sich Folgendes. Vierzig Fanatiker wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, bei längerem Leben ihren Zustand vollkommener Reinheit einzubüßen, und kamen überein, sich gegenseitig zu tödten. Nach

Digitized by Google

einer vom Dorf etwas entfernt liegenden Scheune brachten sie einen großen Hackeklotz und nahmen einen Strick und scharfgeschliffene Beile mit. Nach einem feierlichen Gebet an den Herrn der Gnaden trat Einer vor, legte den Hals auf den Block und ein Zweiter hieb den Kopf vom Rumpfe; dieser Zweite wurde vom Dritten enthauptet und so fort, bis 39 ohne einen Laut gefallen waren. Für den vierzigsten, einen Kaufmann, dessen beide Söhne todt am Boden lagen, war der Strick da, mit welchem er sich selber erdrosseln sollte. Als er sich denselben schon um den Hals geschlungen hatte, stiegen Gewissensbisse in ihm auf, — weil er von seiner Frau keinen Abschied genommen hatte. Er ging ins Dorf zurück und brachte sie in die Scheune, wo sie ein Jammergeschrei über ihre todten Söhne erhob. Dadurch wurden einige in der Nähe vorübergehende Männer aufmerksam; der Kaufmann wurde eingezogen, legte ein Geständniß ab und mußte in die Verbannung nach Sibirien gehen.

Der Feuertod gilt überhaupt bei mehreren Sekten als das einzige Mittel, die Seligkeit zu erlangen. Die Tschowtschewennik, d. h. die, welche empfindlich sind, bezeichnen sich aus Ironie mit diesem Namen; sie wollen andeuten, daß sie gegen alle Schmerzen durchaus unempfindlich seien. Sie verwerfen die Ehe, und bei Tumen an der Ostseite des Ural haben sich vor einigen Jahren nicht weniger als siebenzehnhundert Angehörige dieser Sekte gleichzeitig die Feuertaufe gegeben!

Im August 1869 zogen etwa 400 Sektirer aus Balaschow ins Freie, um zu beten und sich zu geißeln. Unterwegs zersetzten sie ihre Kleider, und als sie auf den Betplatz kamen, wo die eigentliche Geißelung, das wahre Opfer für den Herrn, vollzogen werden sollte, waren sie schon Alle mit Wunden und Blut bedeckt. Auf dem Rückwege steigerte sich ihr wilder Fanatismus auf das Höchste. Ein Bauer trat als gottgesandter Christus auf, und viele andere erklärten, daß sie nun Heilige geworden seien und daß die Offenbarung sie antreibe, Menschenopfer zu bringen. Diese Heiligen stürmten in die Menge hinein, rissen sich Leute aus derselben heraus, warfen sie zwischen mehrere übereinander gestürzte Holzkarren und zündeten diese an. Eine Frau rief sich zur heiligen Paraskina aus, zerrte eine Magd hervor und geißelte dieselbe zu Tode; eine andere Frau wurde von den Heiligen so lange mit Füßen getreten, bis sie, förmlich zerquetscht, ihren Geist aufgegeben hatte.

Diese Fanatiker werden wohl zur Sekte der Chlysti, d. h. derer, welche sich geißeln, gehört haben; dieselbe ist insbesondere im Gouvernement Wladimir sehr zahlreich. Dort war ein mehr als vierzig Jahre altes Bauernmädchen, Akulina Timofejew, aus dem Dorfe Lubenkina, die „Mutter Gottes". Sie predigte, daß die Chlysti nicht verpflichtet seien, Abgaben zu zahlen. Damit war der Bauer Iwan Wukolow als „Apostel Petrus" vollkommen einverstanden. Die Behörden schritten gegen Leute ein, welche das Steuerzahlen für eine Todsünde erklärten; sie zogen den Apostel ein. Beim Verhör antwortete derselbe auf alle Fragen des Untersuchungsrichters mit einem infernalischen Gebrüll; er wurde in ein Irrenhaus gesperrt, und die Mutter Gottes lebt nun als Verbannte irgendwo im Kaukasus. Diese Sekte der Geißler ist schon seit 1717 bekannt; ihre Anhänger glauben, daß der Antichrist bald erscheinen und dann die Welt untergehen werde. Sie verwerfen das Abendmahl der orthodoxen Kirche und genießen nur einfache Brotstückchen als Leib des Herrn. Bei ihren Andachtsübungen werden die Gebete abgesungen; man tanzt, geißelt sich gegenseitig, die Begeisterten predigen und prophezeien. Da die Chlysti keine gesetzliche Ehe anerkennen, so ist es wohl möglich, daß sie, wie behauptet wird, in ihrem exaltirten Zustande arger Ausschweifungen sich schuldig machen.

Wir haben schon angedeutet, daß fortwährend neue Sekten auftauchen und der „Abfall von der rechtgläubigen Kirche" gar kein Ende nimmt. Im Herbste des Jahres 1868 erklärten im Kreise Sarapul, Gouvernement Wiätka, die Bauern in Masse, daß sie mit der Staatskirche nichts mehr zu schaffen haben möchten. Sie wollten Niemand anerkennen außer dem himmlischen Vater; nur an ihn glauben sie, nur von ihm erwarten sie etwas, er allein beschützt sie. Diese Bauern gingen in keine Kirche mehr, zerstörten alle Heiligenbilder, deren sie habhaft werden konnten, und bezeichneten sich als Nichtbeter; denn das Gebet verwerfen sie als überflüssig. Sie fanden rasch weit und breit bei den Bauern anderer Dörfer so starken Anhang, daß die Staatsgewalt einschritt und die Führer gefangen nahm; dann aber kamen die Nichtbeter in Schaaren, weil alle ohne Ausnahme eingesperrt sein wollten, denn Alle ständen für Einen und umgekehrt. Man konnte in den verfügbaren Räumen nur etwa 170 unterbringen und wies die Uebrigen ab. Alle Versuche, sie in

Digitized by Google

Masse von ihren Irrlehren abzulenken, fruchteten nichts, doch gelang es, Einzelne durch Hausandachten zur Buße zu bewegen. Ob sie aber innerlich zur Orthodoxie sich bekehrt haben, bleibt zweifelhaft, denn es ist auch in Rußland so, daß die Sektirer um so zäher an ihren Lehren und Gebräuchen festhalten, je mehr sie verfolgt werden und „um des Herrn willen" leiden müssen.

Gegenüber solchen „gefährlichen" Sekten erscheint es harmlos, daß die Neuen Schaloputen im Gouvernement Charkow um keinen Preis sich dazu verstehen würden, Fleisch oder Krebse zu genießen, weil ihnen das als eine unverzeihliche Sünde erscheint.

In unseren Tagen hat ein großer Prozeß gegen Angehörige einer der bemerkenswerthesten Sekten ein europäisches Aufsehen erregt; wir meinen jene der Selbstverstümmler, Skopzi (skopit, verschneiden; skopets, ein Eunuch, Hämmling; in der Mehrzahl skoptsi). Während der gerichtlichen Verhandlungen ist mancher Lichtstrahl auf einen bisher dunkeln Gegenstand gefallen. Aus den verschiedenen vor uns liegenden Berichten ergibt sich im Wesentlichen Folgendes.

Die Sekte der Selbstverstümmler scheint bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaufzureichen, und ihr Dasein war weder dem Publikum noch den Behörden unbekannt. Dann und wann wurde ein Skopze vor Gericht gezogen, überführt und nach Sibirien verbannt, im Allgemeinen jedoch wußten die Skopzi, zu welchen viele reiche Kaufleute und Juweliere in den großen Städten gehören, sich der Verfolgung zu entziehen; sie sparten das Geld nicht, und die Polizei drückte ein Auge zu, auch wenn sie Proselyten machten. Ein Vertuschen war aber nicht mehr thunlich, als folgendes Ereigniß sich begab.

In der Kreisstadt Morschansk, Gouvernement Tambow, waren in der Neujahrsnacht 1869 bei dem Stabskapitän Scott mehrere Gäste versammelt, unter ihnen auch der Polizeiminister Trischatny. Zu diesem kommt in der Mitternachtsstunde ein Diener des reichen Kaufmanns Plotizyn und übergibt demselben einen Brief, in welchem 10,000 Rubel Banknoten lagen. In dem Schreiben war die Bitte ausgesprochen, daß drei im Gefängnisse befindliche Frauen sofort bis zum Morgen aus demselben entlassen werden möchten; sie würden bei Tagesanbruch sich wieder einfinden. Der Polizeiminister ging dann in das Zimmer, in welchem sich die Gäste befanden, zeigte diesen die Banknoten, übergab dieselben der Behörde und verhaftete den Kaufmann. Plotizyn war das Oberhaupt aller Selbstverstümmler im russischen Reiche.

Er war Millionär, die Häuser, welche er in Morschansk besaß, bilden einen großen Komplex; die Fenster waren verrammelt, die inneren Räume glichen einem Labyrinthe, in welchem man vier unterirdische Gemächer entdeckte. In dem letzten derselben, zu welchem ein geheimer Eingang führte, fand man unter den Steinplatten mehrere mit Goldmünzen angefüllte Säcke; viele dieser Münzen trugen das Gepräge aus dem vorigen Jahrhundert. Mehrere Koffer waren mit Banknoten und Werthpapieren angefüllt. Somit gelangte die Behörde in den Besitz des Schatzes, über welchen die Sekte verfügte, und nun wurde klar, woher sie die Geldmittel nahm, um alle gegen sie gerichteten Untersuchungen zu vereiteln. Aus der mit Beschlag belegten Korrespondenz Plotizyns ergab sich die weite Verzweigung der Sekte; man fand Briefe ihrer einflußreichsten Leute, namentlich eines Millionärs in St. Petersburg, des Kaufmanns Tretjakoff. Es verlautete, die Skopzen hätten jenen Schatz angehäuft, um mit Hülfe desselben ein neues Reich zu gründen, das gegenwärtige zu stürzen. In Plotizyns Gemächern fand man Porträts einer früheren Mutter Gottes, der Anna Safanow. Unter den neun verstümmelten Frauen, welche man im Hause ausfindig machte, war auch Plotizyns eigene Schwester.

Die Untersuchung begann und Folgendes wurde ermittelt. Die Frauen erleiden verschiedene Arten der Verstümmelung, doch scheint im Allgemeinen das Entfernen der Brüste hinreichend zur Abtödtung des Geschlechtstriebes. Der Messias ist schon zum zweiten und letzten Mal erschienen in der Person Kaiser Peters III., welcher unter dem Namen Seliwanow und als Märtyrer nach Sibirien verbannt wurde. Auch dort erlitt er Verfolgungen, welchen er durch die Treue seiner Anhänger entzogen wurde. Er lebte lange Jahre unter denselben als Erlöser, ging auf einige Zeit nach Susdal und von dort freiwillig nach Sibirien zurück, wo er sich in der Gegend von Irkutsk insgeheim aufhält, bis die Zeit des Gerichts anbricht. Dann erscheint er in Pracht und Herrlichkeit, wird die große Glocke läuten, die Gläubigen um sich sammeln, den Thron einnehmen und in St. Petersburg das Gericht halten. Und von dem Tage an ist die Welt erlöst, denn alle Menschen werden Skopzen sein. Die Sünde hat aufgehört und die Erde ist wieder ein Paradies wie vor dem Sündenfalle. Die

Digitized by Google

Menschen sterben nicht, sondern leben ewiglich in einem Zustande der Glückseligkeit.

Es ist geschichtlich, daß der Bauer Kondraty Seliwanow aus dem Dorfe Stolbowo im Gouvernement Orel als fanatischer Skopze wegen Proselytenmachens mit der Knute bestraft und nach Sibirien verbannt wurde. Die Selbstverstümmler halten ihn für Peter III.; ein aus Sibirien zurückberufener moskauer Kaufmann, der Skopze Kolesnikow, der sich den Namen Matsonow beigelegt hatte, wollte jenen Peter III. in Sibirien gesehen haben, und theilte das dem Kaiser Paul mit. Dieser ließ jenen Seliwanow zurückkommen und sperrte denselben als einen entlarvten Betrüger ins Irrenhaus, bis Kaiser Alexander im Jahre 1802 ihn in einem Armenhaus unterbrachte. Die Skopzen aber blieben dabei, daß es Peter III. und ihr Erlöser sei; sie wußten ihn frei zu machen, und von da an lebte er in den Häusern der reichsten Petersburger Kaufleute als Messias, welchem man göttliche Ehren erwies. Im Jahre 1820 griff ihn dann die Behörde auf und ließ ihn in ein Kloster bringen, in welchem er auch gestorben ist.

Noch ein anderer Bauer gilt für den Johannes; er heißt Schilow und wird für einen Begleiter Peters, den Fürsten Daschkow gehalten. Kaiserin Katharina hatte ihn in Riga und Dünaburg einsperren lassen, und Paul schickte ihn nach Schlüsselburg, wo er 1799 starb. Sein Grab gilt für heilig; manche Skopzen haben sich auf demselben das große Siegel (s. weiter unten) geben lassen, und Schilow wird als Heiliger hoch verehrt.

Als Prophetin steht noch immer die schon erwähnte Anna Safanow in hohen Ehren; sie war noch 1844 in Morschansk, 90 Jahre alt, am Leben. Akulina Iwanowna aber ist die wahre Mutter Gottes und wird auch mit der Kaiserin Elisabeth (s. weiter unten) für identisch gehalten. Auch ihr Porträt wurde in Plotizyns Hause gefunden.

Die gerichtlichen Nachforschungen bestätigten, daß „Haufen von Gold, nach Zehnen von Puden zu berechnen, in Kästen gefunden wurden; daß ferner Gold und Silber im Betrage von Millionen hinter eisernen Thüren, unter den Steinplatten, in Kästen und Fässern entdeckt wurde; vieles lag auch in halbverfaulten Säcken. An Reichsbankbilletten fand man 100 Billette, jedes zu 100,000 Rubel, also 10 Millionen". Dieser Schatz bildet ein Kapital der Skopzengemeinde; vielleicht befinden sich an anderen Orten auch noch Geldniederlagen.

Unter den neun Frauen in Polizyns Hause, welchen die Brüste verschnitten waren, befand sich auch eine Morschansker Ehrenbürgerin. Morschansk gilt für das Jerusalem der Skopzen, das Dorf Sosnowska, in welchem viele ihrer Heiligen das Licht der Welt erblickten, gleichsam für ein Mekka.

Wir wissen nicht einmal annähernd, wie hoch sich die Anzahl der Skopzi beläuft, jedenfalls ist sie nicht ganz unbeträchtlich, und die Gemeinschaft hat eine weite Verbreitung. Aus der Bibel kann man bekanntlich alles nur Denkbare und Mögliche oder Unmögliche beweisen, und alle Orthodoxen wie alle Ketzer, alle Kirchen und Sekten berufen sich für ihre Lehren und Bräuche auf irgend ein Kapitel oder einen Vers, der in den alten jüdischen Büchern oder im Neuen Testament enthalten ist.

„Ihr sagt", so sprechen die Skopzi zu den Anhängern der russischen Kirche, die sich bekanntlich als eine orthodoxe bezeichnet, „die Bibel sei Gottes Wort und Alles, was in derselben enthalten ist, sei göttliche Offenbarung, der man folgen müsse. Das ist auch unsere Ueberzeugung. Wir unsererseits folgen den Worten, Offenbarungen und Geboten Gottes und seiner Bibel, ihr aber, die ihr euch rechtgläubig nennt, thut das nicht. Denn richtet ihr euch auch nach dem, was Jesus, der Herr und Heiland, sagt, Matthäus 19, Vers 12? Wir thun es. Die Worte des Herrn lauten: „Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es". Das sind des Herrn Jesu Christi Worte und denen folgen wir, um das Himmelreich zu erlangen. Und sagt nicht ferner die heilige Schrift, das Wort Gottes: „Aergert dich ein Glied, so haue es ab?" Und heißt es nicht auch: „Es ist besser, daß eines deiner Glieder verloren gehe, als daß dein ganzer Leib zur Hölle fahre?" Wir folgen dem Worte Gottes und den Geboten des Herrn, thut ihr das? Wir sind fromm, christlich, rechtgläubig; seid ihr das? Und ihr verfolgt uns, weil wir Jesu Christo gehorchen!"

Das ist die Logik der Skopzi, welche sich rühmen, fest auf dem Boden der Bibel zu stehen. Unter Czar Nikolaus wurden sie allerdings stark verfolgt. Manche verstanden es, die russischen Beamten zu bestechen, und sie durften dann in ihren bisherigen Wohnorten bleiben; viele da-

Digitized by Google

gegen, welche weniger bemittelt waren, wurden verbannt. Ein Theil derselben fand in der Moldau und Walachei Aufnahme, und die Skopzi sind nun zahlreich in Jassy, Bucharest und Galatz; vereinzelt kommen sie auch in andern Städten Rumäniens vor. In jenen drei Städten sind sie vorzugsweise Besitzer von Lohnfuhrwerken, und Wagen und Pferde spielen bei ihrer Proselytenmacherei dort eine wichtige Rolle. Wer sich ihrer Sekte anschließt, bekommt gewöhnlich zwei Pferde, eine Kutsche und 50 bis 100 Dukaten. Sie wohnen in gewissen Stadtvierteln neben einander und treiben es mit dem, was sie als ihren Gottesdienst bezeichnen, so geheim, daß kein Uneingeweihter von ihren Versammlungen Kunde erhält. Doktor Kopernicky in Bucharest hat sich vergeblich die größte Mühe gegeben, die Stelle ausfindig zu machen, an welcher sie ihre Todten beerdigen; niemals senden sie einen kranken Skopzen ins Spital, denn ihnen liegt aus sehr begreiflichen Gründen Alles daran, daß keine Körperbesichtigung stattfinde. Eine solche konnte der eben genannte Arzt nur in Folge eines günstigen Zufalles wahrnehmen, als ein Skopze todt auf der Landstraße bei Bucharest gefunden wurde. Es ergab sich, daß die Skopzi nicht bloß die Testikeln auslösen und daß sie sich in manchen Fällen auch nicht damit begnügen, den Hodensack völlig zu entfernen, sondern daß sie auch das männliche Glied dicht am Leibe abschneiden. Bei den Entmannten hat in höheren Jahren der Kehlkopf dieselbe Form wie bei den Frauen, es zeigt sich bei ihnen also genau dasselbe wie bei den Eunuchen in Aegypten und der Türkei.

Doktor Kopernicky hat der anthropologischen Gesellschaft in London ein anatomisches Präparat zugeschickt, welches die Ergebnisse der Leichenschau an jenem ebenerwähnten Skopzen genau darstellt. Es ist ihm auch gelungen, durch einen günstigen Zufall den Photographen in Bucharest ausfindig zu machen, welcher allein und insgeheim für die dortigen Skopzen arbeitet; die verschiedenen Porträts haben ohne Ausnahme einen weichlichen Gesichtsausdruck und der Typus Aller ist der moskowitische oder sogenannte großrussische. Kopernicky bemerkt, daß derselbe ganz und gar verschieden sei von den aufs Höchste idealisirten Porträts der Großrussen, welche der Panslavistenkongreß zu Moskau im Jahre 1867 anfertigen und vertheilen ließ.

Im Jahre 1865 wurde ermittelt, daß in der Nähe des asowschen Meeres in den dortigen moskowitischen Ansiedelungen, namentlich in den Distrikten Berdiansk und Militopol die Skopzi das Proselytenmachen in großem Style betrieben. Im April des genannten Jahres richteten mehrere Landgemeinden Eingaben an die Behörden, in welchen sie Klage über die Schaloputen führten. Diese sind Skopzi des ersten Grades und noch nicht verschnitten; wenn sie dann die Kastrirung vornahmen, geschah es am hellen Tag und im Beisein ihrer Familie. Ein bejahrter Mann wies nach, daß sie hinter seinem Rücken seine hübsche junge Tochter verstümmelt hätten. Die Nachforschungen, welche mit großem Eifer angestellt und gründlich durchgeführt wurden, ergaben, den amtlichen Berichten zufolge, die nachstehenden, in hohem Grade charakteristischen Resultate.

Die Schaloputen beobachteten alle Gebräuche der russischen orthodoxen Kirche, um ihre Nachbarn zu täuschen und ihre nächtlichen Mysterien unbeachtet feiern zu können. Sie verwerfen und verachten alle Familienbande und bezeichnen ihre eigenen Väter und Mütter als Hurer und Huren. Die Proselyten müssen einen Eid der Verschwiegenheit leisten und dürfen nicht das Allermindeste über die Sekte verlauten lassen. Während der Einweihung, welche allemal in der Nacht stattfindet, muß der Neubekehrte ein Stück Geld russischen Gepräges, das vor ihm hingeworfen wird, mit Füßen treten; dadurch gibt man zu erkennen, daß man die Staatsgewalt verachte. Außerdem muß er gleichfalls mit Füßen treten einen Zettel, auf welchem der Name seines Vaters und seiner Mutter geschrieben steht, und ein Gleiches muß mit dem Bild irgend eines Heiligen geschehen, um den Haß gegen die Staatskirche symbolisch auszudrücken. Während solcher nächtlichen Orgien werden auch oftmals Kastrationen vorgenommen.

Schaloputen und Skopzen haben ihre Wohnungen nahe bei einander, möglichst weit abgesondert von orthodoxen Bauern. So war es schon im vorigen Jahrhunderte im Dorfe Michailowka, wo man 66 Leute der Sekte ausfindig machte; unter denselben wurden 9 Frauen und 3 Männer gefunden, die verstümmelt waren. In einem andern Dorfe lebten zwei zusammen aus 9 Personen bestehende Skopzenfamilien; unter ihnen waren 5 kastrirt, darunter ein vierzehnjähriger Knabe. In einem dritten Dorfe fand man unter 23 Sektirern 11 erwachsene Verstümmelte (3 männlich, 8 weiblich) und 3 kastrirte Knaben von 15, 14 und 9 Jahren. In einem vierten Dorfe wurde ein 35 Jahre altes verstümmeltes Frauenzimmer gefunden, das von der Geburt

Digitized by Google

an blind gewesen ist. Unter 147 verhafteten Personen waren 47 völlig verschnitten (30 weiblich, 17 männlich). Von diesen letzteren hatten mehrere „das große Siegel", d. h. ihr männliches Glied war mit allem Zubehör ganz und gar ausgeschnitten worden.

Es war kaiserlicher Befehl, die Skopzen nach Sibirien zu verbannen, sie suchten sich aber auf alle mögliche Weise der Strafe zu entziehen. Die Frauen z. B. leugneten kurzweg, daß sie überhaupt verstümmelt worden seien, was bei ihnen durch Narben in den Brüsten oder Ausschneiden der letzteren geschieht, oder sie behaupteten, daß die Narben von früheren Geschwülsten herkämen. Von den Männern beriefen sich manche direkt und geradezu auf Gottes Gebote, wie es im Apostel Matthäus verkündet worden sei; wieder andere sagten aus, sie seien von einem Unbekannten durch narkotische Tränke in tiefen Rausch und Schlaf versetzt und dann verstümmelt worden. In manchen Fällen halfen derlei Ausreden. Das russische Strafgesetz spricht solche Skopzen, welche in Folge von List oder Gewalt verstümmelt worden sind, straffrei; und sie erhielten dann einen Specialschein, der sie vor weiteren Behelligungen sicher stellt. Man begreift, wie viel ihnen daran liegen mußte, jede Kastrirung für eine gewaltthätig vorgenommene auszugeben. Wenn nun einer der Leute, welche mit dem Verstümmeln beauftragt waren, in Haft gerieth, dann wurde sofort davon weit und breit allen Skopzengemeinden Kunde gegeben. Diese ließen in aller Eile eine möglichst große Anzahl Schaloputen verstümmeln und jede Kastrirung wurde dem Gefangenen zur Last gelegt. Von allen Seiten her liefen Klagen gegen ihn ein und er leugnete auch die Beschuldigung nicht. Er bekam ja, wenn er einmal überführt war, so wie so Strafe, aber die angeblichen Opfer seiner Barbarei gingen frei aus und erhielten obendrein Specialscheine. Durch diese waren sie, wie bemerkt, vor jeder Verfolgung geschützt und konnten unbehelligt ihre Proselytenmacherei weiter treiben.

Bei den gerichtlichen Verhören antworten die Schaloputen wie die Skopzen gern mit allerlei dunkeln Redensarten oder mit Sprüchwörtern, z. B.: „Das Gebäude der Kirche besteht nicht aus Balken, sondern aus Rippen"; damit wollen sie andeuten, daß sie ihrerseits eine unsichtbare Kirche haben. — „Verbrenne keinen Weihrauch vor einem Bilde, denn dadurch wird es angeräuchert." — „Die Diebe haben es abgeschnitten und das Vieh ist fort." — „Wer weite Aermel (wie die Popen) trägt, hat eine verdammte Seele."

Unter den Skopzen von Militopol spielte ein Weib, die Babanin, eine hervorragende Rolle; sie übte mächtigen Einfluß, ging aber bei der Untersuchung frei aus. Diese Frau war in hohem Grade fanatisch, hatte eine ungemein geläufige Zunge, sprach eindringlich und galt für eine Prophetin. Aus den amtlichen Berichten ergibt sich, daß sie mit den Skopzen in Bucharest und Galatz in enger Verbindung stand; diese sandten ihrerseits denen in Militopol viele Segenswünsche zu. Die Sektirer im Bezirke von Berdiansk standen in einer geheimnißvollen Verbindung mit der schon erwähnten Akulina Iwanowna, welche längere Zeit ganz zurückgezogen in Bielgorod im Gouvernement Kursk sich aufhielt; sie wird von den Skopzen als Himmelskönigin und Mutter Gottes verehrt. Zu ihr machen sowohl Schaloputen wie Skopzen Wallfahrten und richten Gebete an sie. Ihren Aussagen zufolge wohnt Akulina hinter einer „Mauer von Gold" und wird nicht sichtbar. So viel ist gewiß, daß die Polizei trotz aller Bemühungen ihrer nicht habhaft werden konnte; — vielleicht hat die goldene Mauer einige Schuld daran.

Durch die in Berdiansk angestellten Untersuchungen sind viele früher nicht bekannt gewordene Einzelnheiten über die Dogmen und religiösen Gebräuche dieser Sekte ans Licht gekommen. Die Lehren (falls der Ausdruck erlaubt ist) der Babanin laufen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus:

Ein Mann kann unmöglich ins Himmelreich gelangen und des göttlichen Geistes theilhaftig werden, wenn er nicht verstümmelt worden ist; die Kastrirung ist das allerhöchste gute Werk, ist das Siegel Gottes, welches den Auserwählten des Herrn kennzeichnet, wie das geschrieben steht im 6. Kapitel der Offenbarung Johannis. Wer mit einem Weibe lebt, begeht Unzucht und ruft Gottes Strafgericht auf sich herab, wie das weiland der Fall war mit König David, nachdem er die Frau des Urias berührt hatte. Die Babanin befahl die Anbetung Czar Peters III., der ein zweiter Christus sei, denn auch Peter sei Eunuch gewesen und habe zwölf Apostel gehabt, welche die Lehren der Skopzen predigten. Die zwölf Apostel Christi und die zwölf Apostel Peters sind die vierundzwanzig Aeltesten, von welchen die Apokalypse spricht, und die da saßen auf den vierundzwanzig Thronen; die Seelen

Digitized by Google

aller zu ihren Füßen Gemordeten sind die Gläubigen und Getreuen, sind Skopzen.

Zu den Heiligen rechnen sie neben Peter III. auch die Kaiserin Elisabeth Petrowna, Czar Paul und Alexander I., als welcher Beschützer ihrer Sekte gewesen; dazu kommten dann noch die obenerwähnte Akulina Iwanowna als Himmelskönigin und Elisabeth, Peters des Großen Tochter, welche zwanzig Jahre lang mit Milde Rußland regierte und noch jetzt vom Volke nicht vergessen worden ist.

Die orthodoxe Kirche gilt den Skopzen für die babylonische Hure. Sie verwerfen das Abendmahl und die Taufe ist, wenn von einem Priester der orthodoxen Kirche ausgegangen, werthlos und ohne Wirkung. Wer dieselbe von solch einem Priester erhalten hat, muß, wie die Babanin will, im Geiste wiedergetauft werden. Solch eine Wiedertaufe wird an jedem Proselyten unter folgenden Ceremonien vollzogen, und allemal in der Nacht. Die Halle ist durch eine Menge Kerzen glänzend beleuchtet. Der Neubekehrte wird beim Eintreten von den Versammelten mit den Worten begrüßt: „Du, der Du im Namen Christi dich selber taufest, ziehe den Christus an!“ Der Proselyt wiederholt diese Worte und fügt hinzu: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen! O Herr, erbarme dich meiner Seele, nimm sie auf unter die Zahl der Gerechten und schreibe meine Seele ein in das Buch des Lebens, in das Buch des siebenten Himmels!“ Die Babanin und der Proselyt sprechen dann das Glaubensbekenntniß, und der letztere sagt feierlich und mit Nachdruck folgende Eidesformel her: „Nun, o Herr, da ich dein Gesetz empfangen habe, will ich von demselben niemals reden, weder zu meinen Eltern, noch zu den Leuten, noch zu denen, welche im Besitze sind der Finsterniß dieses Zeitalters (d. h. der Geistlichkeit und den Behörden, welche die Sekte verfolgen); und sollte ich darüber ein Wort verlauten lassen, o Herr, das vergib und verzeihe mir niemals, o Herr, und erbarme dich meiner nicht. Das Kreuz möge mich zu Boden schlagen, o du Gekreuzigter, Amen!“

Nach dieser Eidleistung wird ein Loblied auf die Maria gesungen und der Wiedergetaufte spricht der Babanin die Worte nach: „Erbarme dich meiner!“ Diese Formel wird der Reihe nach gerichtet an die „Herren Gottes“, nämlich Peter III. und die übrigen schon oben genannten Kaiser, Elisabeth und Akulina nicht zu vergessen. Schlusse richtet die Babanin an den Bekehrten die Frage: „Hat die Taufe dir Vergnügen gemacht?“

Man hat für die nächtlichen Versammlungen keine festbestimmten Tage; sie werden etwa eine Woche vorher angesagt, beginnen um 10 Uhr Abends und dauern bis zum Morgen. Wer müde wird, geht auf den Boden unter das Dach und schläft; er macht somit andern Platz, die spät in der Nacht ankommen. Beim Fortgehen wird darauf geachtet, daß immer nur kleine Gruppen oder nur Einzelne das Haus verlassen, und Manche bleiben in demselben bis zum nächsten Abend, damit die Aufmerksamkeit der Polizei getäuscht werde.

Jede nächtliche Versammlung wird mit Gesängen eröffnet, die von irgend einem ihrer vom Herrn inspirirten „Psalmisten“ herrühren; auch die Babanin hat solche Psalmen geliefert. Zuerst singen die Männer und schlagen den Takt mit den Händen auf die Kniee; denn im Psalm heißt es: „Alle Völker, klatscht mit den Händen!“ Die Frauen tanzen im Reigen, wobei manche sich rundum drehen; sie stampfen den Takt mit den Füßen. Dieser Tanz dauert, bis Alle, die ihn aufführen, ganz matt und erschöpft sind; bei Manchen hat die Aufregung Zuckungen und Erbrechen zur Folge. Nach einer Pause beginnen dann die Weiber ihren Gesang, schlagen den Takt, springen in die Höhe und drehen sich rund um. Das bezeichnet man als „für Gott arbeiten“ und es gilt, nächst der Verstümmelung, für dasjenige Werk, welches Gott am liebsten hat. Weshalb auch nicht? Weiß doch die Babanin und verkündet es ihren Gläubigen, daß genau in derselben Weise der Heiland und Erlöser im Garten zu Gethsemane gebetet habe, daß der Tanz, welchen die Skopzi aufführen, derselbe ist, welchen die Engel um den Thron Gottes herum aufführten, nachdem Satan vertrieben worden war. Und der Herr selber hat ja den Menschen befohlen, sich zu drehen auf dem Berge Tabor, wo er seine Herrlichkeit offenbar werden ließ und drehend gen Himmel fuhr.

Im höchsten Grad albern sind die Gesänge, welche die Skopzen bei ihren Versammlungen anstimmen, einfältige, barbarische Absurditäten, ohne Sinn und Verstand, schlecht gereimt und voll von Komplimenten für die Sekte. Die Untersuchungskommission hat eine Anzahl derselben ermittelt; es ist kaum möglich, sie in eine menschliche Sprache zu übersetzen. Hier sind einige Proben: „Segen, o heiliger Synod! Deine gläubigen Waisen wollen Ruhm verleihen dem Herrn

Digitized by Google

vermittelst der göttlichen Raube! Die Versammlung ruft den Geist an, damit er auf uns herabkäche. Unser Herr und unser Leben! Steige herab aus dem siebenten Himmel. Er schreitet durch alle Dörfer. Licht wohnt in ihm. Das Wort ist ausgegangen, das Wort von den Propheten, daß wir kein Böses thun sollen. O, ihr meine Theuren, ich will euch etwas Ernsthaftes verkündigen: der Schatz soll vorbereitet werden. Die geheime und unsichtbare Mauer fällt auf uns vom Himmel herab und das Wasser des Lebens fließt uns auch zu. Verschiebe die Zeit nicht, denn ich will die Saat einsammeln. Alle Erzbischöfe und Senatoren werden sein großes Leiden bewundern. Unser Vater, der Kaiser, Peter III., leidet sein letztes Leiden und neigt sich im Gebete vor Zebaoth. O, mein himmlischer Vater, ich thue deinen Willen. Deinen Willen thue ich, ich lehre ihn meinen kleinen Kindern und befehle ihnen, das Gesetz zu halten. Führe du das himmlische Wort und bitte für uns Alle bei Zebaoth, o du, unser theurer Vogel! Unser Licht, o Herr, wird bald herrschen im Himmel und auf Erden. Gott sei Ruhm, Preis und Ehre in alle Ewigkeit, Amen!"

Nach den Gesängen und den ermüdenden Tänzen, welche die innere Aufregung auf das Höchste gesteigert haben, kommen dann die Weissagungen. Die Babanin tritt als Prophetin auf, mit weißen Strümpfen, die aufgeschlagene Bibel in den Händen und stellt sich auf einen in Mitte der Halle ausgebreiteten Teppich. Ringsum knieen die Gläubigen und sie beginnt: „Laßt uns inbrünstig beten, auf daß der zweite Christus wieder ins Leben gerufen werde. — Nun ist er unter uns! Oeffnet eure Ohren, denn jetzt will ich Wunder thun. Sehet hier das Buch der Zeugung, die schriftgelehrte Theologin (sic!) will euch daraus vorlesen". Nachdem sie das gethan, beginnen ihre Prophezeiungen, d. h. sie spricht allerlei Unsinn in schlechten Reimen. Zuerst wendet sie sich damit an die ganze Versammlung, nachher an einzelne Schaloputen. Sie sagt z. B. dem Einen: „Du sollst, gleich dem Propheten Abakum, Gast in allen Städten sein; du selber bist weiß wie eine Taube und du sollst die weißen Tauben füttern". Einem Zweiten, der eben zur Verstümmelung vorbereitet wird, ruft sie zu: „O, du vielgeliebte Seele, du sollst vom Himmel Zeichen erhalten, über welche die ganze Familie Israel in Staunen gerathen wird. Der Vater unterläßt nicht, dir die siebeneckige Krone zu geben. Dazu ist nichts weiter erforderlich, als daß du dir vornimmst, dein Blut für Christus zu vergießen". Alle Anwesenden sind von solchen erhabenen Worten dermaßen ergriffen, daß sie schluchzen und weinen.

Wer das Geheimniß verräth, macht sich, wie die Babanin behauptet, einer ähnlichen Sünde schuldig wie Judas, als er seinen Herrn und Meister verrieth. Mit großem Eifer deutet sie die Apokalypse aus, insbesondere das 6. Kapitel. Vers 2 lautet: „Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus, zu überwinden, daß er siegete". Das bezieht sie auf Peter III., welcher, weil er verstümmelt war, den Feind besiegte. Der 4. Vers wird auf Alexander I. gedeutet: „Und es ging heraus ein ander Pferd, das war roth, und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde und daß sie sich untereinander erwürgeten; und ihm ward ein groß Schwert gegeben". Der 5. und 6. Vers werden auf die Skopzi und deren Ausbreitung gedeutet: „Und da es (das Lamm) das dritte Siegel aufthat, hörete ich das dritte Thier sagen: Komm und siehe zu. Und ich sahe, und siehe, ein schwarzes Pferd, und der darauf saß, hatte eine Waage in der Hand. — Und ich hörete eine Stimme unter den vier Thieren sagen: „Eine Maaß Weizen um einen Groschen und drei Maaß Gerste um einen Groschen und dem Oel und Wein thue kein Leid". Die Maaß Weizen bedeutet die Kastrirung, die drei Maaß Gerste wollen besagen, daß ein Nichtverstümmelter, um die Seligkeit zu erlangen, dreimal mehr arbeiten müsse wie ein Verschnittener. Das Oel bedeutet Gnade, der Wein die Freude, zwei Dinge, welche dem Skopzen vorbehalten sind. — Der 8. Vers lautet: „Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd; und der darauf saß, daß Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben, zu tödten das vierte Theil auf der Erde mit dem Schwert und Hunger, und mit dem Tod und durch die Thiere auf Erden". Diesen Vers beziehen sie auf Czar Nikolaus, als welcher das Volk Gottes, nämlich die Skopzi, als Beute den wilden Bestien der Erde überantwortete, — den Bischöfen und den unreinen Behörden. Im 9. Kapitel bedeutet „das Siegel" Gottes die Kastration; die Heuschrecken der Apokalypse werden auf Krieg und Verbrechen bezogen. —

So viel ist bisher über die Lehren und das Treiben dieser merkwürdigen Sekte bekannt ge-

Digitized by Google

worden; es unterliegt jedoch kaum einem Zweifel, daß sie auch noch einige andere Doktrinen und Gebräuche hat.

Was Plotizyns Prozeß betrifft, so hat derselbe einen eigenthümlichen Verlauf genommen. Von der ungeheuern Summe Geldes, welche bei der Verhaftung dieses Oberhauptes der Sekte in Beschlag genommen wurde, verschwanden viele Millionen auf geheimnißvolle Weise. Die Moskauer und Petersburger Zeitungen haben diese Thatsache kurz und bündig bekannt gemacht; Nachforschungen, wohin die Millionen gekommen seien und in wessen Hände dieselben übergegangen sind, durften nicht angestellt werden. In dem Urtheile, welches der Gerichtshof zu Tambow über die Morschansker Skopzen fällte, lautet der 8. und letzte Artikel: „Der Angelegenheit in Betreff der verschwundenen Kapitalien wird keine weitere Folge gegeben". Wer mag nun jene Millionen an sich genommen haben? Darüber ruhet moskowitisch-kimmerisches Dunkel!

Maxim Kusmin Plotizyn, Kaufmann erster Gilde und Ehrenbürger, wurde „für seine Angehörigkeit zur Skopzensekte, Beschützung der Skopzen und Verbreitung der ketzerischen Lehre dieser Sekte" zum Verlust aller Standesrechte, seiner drei Medaillen und des St. Annenordens und zur Verbannung in die entferntesten Gegenden Sibiriens verurtheilt, wo strenge Aufsicht über ihn geführt werden soll. Dieselbe Strafe wurde seiner Schwester zuerkannt. Neunzehn weibliche Skopzen und mehrere männliche wurden, als Angehörige der Sekte und wegen Verheimlichung der Verstümmler, gleichfalls nach Ostsibirien verbannt; doch hat der Gerichtshof, in Bezug auf einige, welche sich in sehr vorgerücktem Alter befinden und „auf Grund der Verjährung des Verbrechens", beim dirigirenden Senat um Erlaß der Strafe nachgesucht. Der Bauer Kusnezow wurde für Verstümmelung seiner selbst und elf anderer Personen, darunter seine Familienangehörigen, zu vierjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Einige Personen sind „im Verdacht belassen worden". „Das vorgefundene (!!) Kapital übergibt der Gerichtshof den rechtmäßigen Erben Plotizyns; die in der Bankabtheilung deponirten 10,000 Rubel, welche dem Polizeimeister Trischatny angeboten wurden, fallen dem Reichsschatze zu." Solch ein gerichtliches Urtheil ist in Rußland allerdings möglich.

Durch Plotizyns Mißgeschick hat die Sekte sich weiter nicht beirren lassen; sie treibt ihr Wesen fort und weiß recht gut, daß das Verfahren gegen den Morschansker Kaufmann gewissermaßen als eine ausnahmsweise Strenge dasteht. Bald nach jener Untersuchung wurde wieder ein „Skopzennest ausgenommen". Mit erstaunlicher Naivetät meldete die „Moskauer Zeitung", daß die Polizei „schon mehrfach mit den Angelegenheiten des Selbstverstümmlers Kudrin beschäftigt gewesen ist; doch ist unbekannt geblieben, was sich daraus ergeben hat". Die früher erwähnte „goldene Mauer" wird wohl der Moskauer Polizei die Augen geblendet haben. Endlich wurde sie zu nachdrücklichem Einschreiten gedrängt. Sie hatte, ganz und gar unbeachtet lassend, daß die Skopzen, laut gesetzlicher Vorschrift, unter strengster Aufsicht gehalten werden sollen, den Gebrüdern Kudrin erlaubt, eine photographische Anstalt zu errichten. In dieser wurden dann Nachforschungen gehalten, und es stellte sich heraus, daß in derselben die Bildnisse der Götter und der Gottesmutter der Skopzen in großer Menge angefertigt und dann über ganz Rußland verbreitet wurden. Die Arbeiter sagten aus, im Hause Kudrins würden nächtliche Skopzenandachten abgehalten, und in demselben habe sich ein Frauenkloster befunden; die dort befindlichen Personen hätten sich scheinbar mit dem Flechten von Gürteln beschäftigt. Andrej Kudrin wurde von Aerzten untersucht; 1855 war an ihm der erste Grad der Verstümmelung vollzogen worden; später hatte er das „große czarische Siegel" erhalten und war also ein vollkommener Heiliger. Er hatte jahraus, jahrein Soldatenknaben, angeblich um sie zu erziehen, in sein Haus aufgenommen; es sollte deshalb untersucht werden, woher dieselben gekommen und wo sie geblieben seien. Kudrins Bruder Fedossei hat gleichfalls das große kaiserliche Siegel; auch zwei andere Brüder sind Skopzen. Nicht weniger als 48 Frauen sind in diese Untersuchung hineingezogen worden, und auch der Mutter Gottes der Moskauer Skopzen wurde nachgespürt.

Bisher haben die Skopzen nur unter ihren moskowitischen, großrussischen, Stammgenossen Anhänger gefunden und waren lediglich auf diese beschränkt. Sie sind jedoch so eifrig im Proselytenmachen, daß sie sich auch das vermeintliche Seelenheil anderer Nationalitäten angelegen sein ließen. Es erregte im Herbst 1869 kein geringes Aufsehen, als man ausfindig machte, daß im Gouvernement St. Petersburg,

Digitized by Google

in den Kreisen Peterhof und Schlüsselburg, die Skopzen besonders unter den finnischen Lutheranern einen beträchtlichen Anhang gewonnen haben*).

Karl Andree.

Nekrolog.

Faulkner, Kapitän, der Führer der von Dublin zur Aufsuchung Livingstone's nach dem Zambesi ausgegangenen Expedition, ist von den Eingeborenen ermordet worden.

*) Die russische Regierung hat eine Sammlung von Dokumenten über sämmtliche „Schismatiker" zusammenstellen und drucken lassen: sie durfte jedoch nicht ins Publikum gelangen, erschien aber 1863 in 6 Bänden bei N. Trübner in London unter dem französischen Titel „Recueil de Documents officiels sur les Dissidents russes". Das Werk enthält mancherlei Mittheilungen über die Skopzen und ein photographisches Album, in welchem unter Anderem auch in fünf Darstellungen die geheimen Bräuche dieser Sekte veranschaulicht werden. Die erste dieser Photographien stellt die Ceremonie der Einweihung dar, die letzte, wie ein Novize in feierlicher Versammlung aufgenommen wird. Die übrigen geben eine Veranschaulichung der wilden Tänze, welche als Radzeniga (radyenie bedeutet Eifer) bezeichnet werden. Der Rundtanz, dessen oben im Text erwähnt worden ist, heißt Baat, Radzenie, denn die Skopzen bezeichnen ihre Sekte als das Boot (Kapablt), die Angehörigen derselben als Bootsleute. Wer zwölf Proselyten gewonnen hat, wird dadurch zum Apostel. — Die Nachrichten über die Skopzen in der Walachei verdanken wir dem Dr. Kopernicky in Bucharest (Journal of the Anthropological society, Juli 1870, p. CXXII, 599); jene über den Anhang der Prophetin Babanin wurden in der Moskauer russischen Zeitung (Moskowskia Viedomosti) veröffentlicht. Die Mittheilungen über die neueren Vorgänge und über die verschiedenen anderen Sekten sind nach den Mittheilungen verschiedener russischer Blätter zusammengestellt worden.

Astronomie.

Karl Ludwig Hencke. Zu den Wissenschaften, welche als Liebhaberei betrieben werden, gehört namentlich die Astronomie. Erinnern wir nur an einige der bedeutendsten Astronomen, welche den Beruf, dem sie sich zuerst gewidmet hatten, aufgaben, um ganz der Himmelsbeobachtung obzuliegen, oder welche neben ihren Berufsgeschäften ihren Beobachtungseifer mit Erfolg befriedigten, so stoßen wir auf den großen William Herschel, der eigentlich Musiker und Organist war, auf Friedrich Wilhelm Bessel, welcher ursprünglich dem Kaufmannsstande angehörte, auf den Bürgermeister Johann Hevel zu Danzig, auf den praktischen Arzt Heinrich Wilhelm Olbers in Bremen. Doch wir brechen an dieser Stelle die lange Reihe, welche wir aufstellen könnten, ab und erwähnen nur noch, daß selbst fürstliche Häupter, z. B. Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen-Kassel, und sogar Frauen, z. B. Marie Cunitz, aufzuführen wären.

Zu diesen Liebhabern gehört nun auch Karl Ludwig Hencke, den man den Vater der so erfolgreichen Planetoïdenentdeckungen der letzten 25 Jahre nennen kann*).

Um Hencke's Verdienst recht zu würdigen, müssen wir aus der Geschichte der Astronomie einige Zeilen vorausschicken.

Die Planeten Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus zeigen nach der bekannten Titius'schen oder Bode'schen Regel eine Lücke zwischen Mars und Jupiter. Obgleich diese Regel nicht einmal auf Richtigkeit Anspruch machen kann, hegte man doch die Hoffnung, einen — wenn auch nur teleskopischen — Planeten zu entdecken, welcher die unterbrochene Reihe vervollständigte. Da entdeckte am 1. Januar 1801, also gerade mit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts, Piazzi in Palermo die Ceres, welche ihre Bahn zwischen Mars und Jupiter beschreibt. Bei dieser Entdeckung blieb es nicht lange, denn es folgte 1802 durch Olbers die Entdeckung der Pallas, 1804 durch Harding in Lilienthal die der Juno und 1807 wiederum durch Olbers die der Vesta, alle mit der Ceres in nahe gleichem Abstande um die Sonne kreisend, so daß die Zahl der Planeten auf 11 gestiegen war.

Statt eines Planeten zwischen Mars und Jupiter hatte man vier kleinere, deshalb Planetoïden genannte, gefunden. Man vermuthete nun der Planetoïden noch mehrere in demselben Zwischenraume; aber vergeblich war alles Bemühen. Da erscholl in den Zeitungen des December 1845 die Kunde, ein früherer Postbeamter Hencke in Driesen an der Netze in der Neumark habe einen neuen Planetoïden entdeckt,

*) Die folgenden Mittheilungen verdanke ich namentlich der freundlichen und zu innigem Danke verpflichtenden Auskunft der Frau Reg.-Sekret. Orsliczka, einer Tochter Hencke's, und außerdem bemerke ich, daß ich selbst zweimal Hencke besucht habe. D. Verf.

Digitized by Google

und noch nicht zwei Jahre vergingen, da wurde von ebendemselben nochmals ein solcher angemeldet. Der erstere hat den Namen Asträa, der andere Hebe erhalten.

Hätte man auch die erste Hencke'sche Entdeckung für eine zufällige ansehen können, so stand doch die Sache anders, als die zweite erfolgte. Hencke's astronomischer Ruf war jetzt entschieden, und damit rechtfertigt sich auch das Interesse für die Lebensverhältnisse desselben.

Karl Ludwig Hencke war am 8. April 1793 zu Driesen geboren, wo sein Vater, der früher in der Artillerie gedient, aber in Folge einer Verwundung seinen Abschied erhalten hatte, zuerst als Senator, dann als städtischer Kämmerer angestellt war. Mit den Kenntnissen, welche die Stadtschule bieten konnte, ausgerüstet trat der vierzehnjährige Knabe bei dem dortigen Postamte als Schreiber ein, fand aber dann Verwendung als Amtsactuarius in Reetz bei Arenswalde. In dieser Stellung befand sich Hencke, als der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk erging. Hencke trat als freiwilliger Jäger in die Reihen der Krieger; aber zwei in der Schlacht bei Lützen erhaltene Wunden zwangen ihn den Kriegsdienst zu verlassen. Nach erhaltenem Abschiede kehrte er zu dem Postdienste zurück, wurde Postschreiber zu Hohenziatz bei Magdeburg, dann in Goslar, darauf 1814 Postsekretär in Driesen, 1830 Administrator und Kassirer des dortigen Postamtes, war 1834 bis 1837 mit der Verwaltung des Postamtes in Schneidemühl betraut und wurde in gleicher Eigenschaft 1837 nach Friedeberg versetzt. Aus Gesundheitsrücksichten bat er jedoch bald darauf um seine Dienstentlassung, die ihm auch auf ehrenvolle Weise mit einer Pension von 225 Thalern bewilligt wurde. Von da an lebte er in seiner Vaterstadt, wo er sich der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger erfreute, die ihn nicht nur zum Rathmann wählten, sondern unter denen er auch mehrere Jahre als Schiedsmann gewirkt hat.

Schon früh war in Hencke durch Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels Interesse für Astronomie angeregt worden und ein unwiderstehlicher Trieb, sich unter den Sternen heimisch zu machen, erwacht. Obgleich ihm nur geringe Mittel zu Gebote standen, machte er es dennoch schon 1822 möglich, sich für 105 Thaler aus der Utzschneider-Fraunhoferschen Anstalt zu München ein Fernrohr von 42 Zoll Brennweite mit einer Objektivlinse von 32½ pariser Linien Durchmesser anzuschaffen, dessen Gesichtsfeld er später durch ein Kellnersches orthoskopisches Okular noch erweiterte. Bei einer Reise nach Berlin wußte er sich bei Bode Zutritt zu verschaffen und erhielt dadurch Gelegenheit die dortige Sternwarte zu sehen. Die Beobachtungsmittel, welche sich hier seinen Augen boten, überstiegen seine Vorstellungen; aber sein Eifer wurde dadurch keineswegs abgekühlt, er verfolgte trotzdem seinen Weg und suchte mit den einfachen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, eine möglichst große Genauigkeit bei seinen Beobachtungen zu erzielen. Außer seinem Fernrohre besaß er noch einen Proportionalzirkel und eine Uhr, welche Stern- sowie mittlere Zeit angab, und welche er sich von einem Uhrmacher in Driesen unter seiner eigenen Leitung hatte anfertigen lassen. Bei meinem ersten Besuche bedauerte er noch den Mangel eines Chronometers, sprach davon, wie er ein solches sich herstellen lassen wolle, und zeigte mir, wie er ein Quecksilberkompensationspendel zu Stande zu bringen bemüht gewesen war.

Als 1825 von Seiten der Berliner Akademie eine Aufforderung zur Bearbeitung genauer Sternkarten erging, begann Hencke ganz im Stillen mit dem Entwurfe solcher Karten in dem Maßstabe einer Kugel von 14' Durchmesser. Von den Sternen, welche er in Driesen mit seinem Fernrohre bemerken konnte, sollte keiner fehlen.

Wie Hencke's Sternwarte eingerichtet war, weiß ich aus eigener Anschauung. Sein Wohnhaus bestand wie die meisten Häuser Driesens nur aus einer Parterrewohnung und oben nordwärts nach der Straße zu befand sich noch eine Giebelstube. Wir stiegen eine Treppe hoch auf den geräumigen und saubern Boden, wo ich nichts als einen Tisch und einen Stuhl bemerkte, aber von einer Warte nichts wahrnahm. „Hier", sagte Hencke, indem er am östlichen Giebel eine Bretterluke öffnete, „ist die Stelle, von der aus ich die Hebe entdeckt habe, und wo ich die Asträa gefunden, das sollen Sie sogleich sehen." — In einer Höhe von 4 bis 5' zog Hencke auf der südlichen Dachseite ungefähr 5 Dachziegel heraus, so daß eine Latte frei wurde und eine entsprechende Oeffnung entstand; auf der Latte war eine Nuß eingeschraubt, welche eine etwa 1' lange hölzerne Rinne trug; in diese Rinne wurde das Fernrohr gelegt und einfach mit Band festgebunden. — Das Observatorium war in wenigen Minuten zu meiner nicht geringen Ueberraschung fertig. — Auf dem Tische wurde eine Sternkarte ausgebreitet, die mir ihres großen Maßstabes wegen besonders auffiel. Die Karte enthielt den dem Fernrohre gegenüber-

Digitized by Google

liegenden Theil des Fixsternhimmels; ich mußte selbst durch das Rohr sehen und die Karte vergleichen, so daß ich Gelegenheit erhielt, mich von der großen Genauigkeit, mit welcher dieselbe ausgeführt war, zu überzeugen. Neben den einzelnen Sternen bemerkte ich Vermerke, die sich auf die Zeit bezogen, zu welcher der Stern eingetragen war. Er hatte im Netze seiner vierzehnfüßigen Kugel erst die Sterne höherer Größen eingetragen und dann die kleineren hinzugefügt, indem er die Abstände derselben von den bereits eingetragenen genau festzustellen suchte. Die fertige Karte revidirte er fortwährend, und gerade aus diesem Umstande sind seine Entdeckungen hervorgegangen.

Ich verglich seine Methode mit der des Botanikers, welcher die beste Flora seiner Gegend anschafft und sich nun durch fleißiges Botanisiren überzeugen will, ob auch alle in dieser Gegend vorkommenden Pflanzen wirklich Aufnahme gefunden haben. Werde hierbei eine Pflanze gefunden, welche nicht verzeichnet sei, so sei dies entweder ein Fehler in der Flora, oder eine neue Entdeckung. „Ja", sagte Hencke, „in diesem Sinne botanisire ich auf der Sternenflur, und diese Art zu botanisiren hat in der Entdeckung der Planetoïden Früchte getragen."

Diese Entdeckungsmethode haben auch Hencke's Nachfolger befolgt, nur daß die Entdeckung neuer Planetoïden immer schwieriger wird, weil die jezeitige Stellung der bereits entdeckten berücksichtigt werden muß. Seit 1847 ist kein Jahr ohne Planetoïdenentdeckung vergangen, so daß deren Zahl im Jahre 1870 auf 112 gestiegen ist und wir jetzt mit Einschluß des Neptun 120 Planeten zählen. Hencke erlebte noch die Entdeckung des 89. Planetoïden, die am 6. August 1866 gemacht wurde.

Die Entdeckung der Asträa geschah am 8. December 1845. Hencke bemerkte einen Stern an einer Stelle, an welcher er auf seiner Karte noch keinen verzeichnet hatte; am 9. December wurde der Stern wieder beobachtet, aber sein Abstand von den benachbarten Sternen hatte sich geändert. Die hiervon gemachte Mittheilung an Encke in Berlin bestätigte den neuen Fund und Encke taufte den Neuling Asträa. Der König Friedrich Wilhelm IV. verlieh Hencke den rothen Adlerorden 4. Klasse — Stern für Stern; die französische Akademie sprach ihm die von Lalande gestiftete goldene Medaille für 1845 zu; der König von Dänemark Christian VIII. ertheilte ihm die Medaille ingenio et arti; auch das Doktordiplom blieb nicht aus.

Die Hebe wurde am 1. Juli 1847 bei einer Vergleichung der Berliner Sternkarte mit dem Himmel in gleicher Weise entdeckt. Gauß in Göttingen gab dem Sterne den Namen. Friedrich Wilhelm IV. erhöhte jetzt die Pension des im Stillen arbeitenden Astronomen durch eine jährliche Zulage von 300 Thalern; der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife folgte; die große Medaille für Kunst und Wissenschaft traf ein, ebenso von der französischen Akademie der Lalande'sche Preis für 1847.

Hencke's astronomisches Ansehen stand nun so fest, daß selbst Anträge an ihn gerichtet wurden, eine feste Stelle an einer ordentlichen Sternwarte anzunehmen — so schlug ihm Encke vor, die Leitung der Sternwarte bei Leipzig zu übernehmen —; aber er lehnte alle diese Anträge, so ehrenvoll sie auch waren, ab, um ungestört seinen Studien zu leben. Seine Sternkarten lagen ihm am Herzen und auf diese verwendete er alle seine Zeit. Er hinterließ 349 Sternkarten in dem oben angegebenen Maßstabe; 12 von ihnen bezogen sich auf die Gegend des Aequators, 241 betrafen die nördliche und 96 die südliche Halbkugel. Diese Karten befinden sich jetzt im Besitze der Berliner Akademie der Wissenschaften, welche sie für 1000 Thaler angekauft hat. Außerdem ist zu bemerken, daß Hencke von den Berliner akademischen Karten 1852 die hora 22 bearbeitet hat.

So lebte Hencke still in seiner lieben Vaterstadt. Neben der Astronomie liebte er noch Musik, phantasirte gern auf dem Piano und ebenso mit besonderer Vorliebe auf der Harfe. Ich erinnere mich noch, wie er bei meinem ersten Besuche das Gespräch darauf lenkte, daß ein Klavier durch reine Quinten nicht rein gestimmt werden könne. An den Naturforscherversammlungen hat er nur Einmal Theil genommen, und zwar in Königsberg.

Im Jahre 1866 war in Driesen die Cholera ausgebrochen. Hencke ging deshalb mit seiner Familie nach Marienwerder, wo die eine von seinen drei noch lebenden Töchtern an den Oberpostkommissarius Buske verheirathet ist. Hier zog er sich — wie es scheint bei der Besteigung des Domthurmes, wo er die Inschrift einer Glocke studiren wollte — eine Erkältung zu, die ein heftiges Magenleiden zur Folge hatte und in ein gastrisches Fieber ausartete. Dieser Krankheit erlag er am 21. September 1866.

In der Geschichte der Astronomie wird Hencke's Name stets eine hervorragende Stelle einnehmen.

Dr. H. Emsmann.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Astronomie, theoretische, von W. Klinkerfues. 1. Abth. Braunschweig, Vieweg.

Meteoriten, über die chemische Natur derselben, von C. Rammelsberg. Berlin, Dümmler.

Nautische Astronomie, Vorlesungen über, von G. T. E. Weyer. Kiel, Schwers.

Sonnenflecken, die, von A. Frauenholz. Breslau, Gosohorsky.

Volkswirthschaft.

Das norddeutsche Bundesgesetz, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften. In einem völkerrechtlichen Verbande souveräner Staaten eine einheitliche Gesetzgebung, wenn auch nur für einzelne Theile des Rechtes, herbeizuführen, macht erfahrungsmäßig selbst dann die größten Schwierigkeiten, wenn die Innigkeit der Verkehrsbeziehungen zwischen den Bundesstaaten und die Gemeinsamkeit der Rechtsanschauungen innerhalb der Bevölkerung jener Staaten solche Einheitlichkeit als ein dringendes Bedürfniß erscheinen läßt. Man weiß, mit welchen unsäglichen Hindernissen Preußen bei der Begründung des Zollvereines zu kämpfen hatte, und man weiß, daß fast jeder Fortschritt in der Tarifgesetzgebung dieses Vereines nur durch Kündigungsdrohungen erzwungen werden konnte. Man kennt die Geburtswehen der Münzkonvention von 1857. In frischem Gedächtniß stehen die vergeblichen Anstrengungen, ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem, ein einheitliches Civil- und Strafgesetz, ein neues Patentgesetz ꝛc. für ganz Deutschland zu begründen, und es muß als eine erstaunliche Leistung betrachtet werden, daß die Allgemeine deutsche Wechselordnung und das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, wenn auch nach jahrelangen vergeblichen Bemühungen, endlich doch zu Stande gekommen sind.

Das ist seit 1866 mit einem Male anders geworden, zunächst und unmittelbar für die Staaten des Norddeutschen Bundes; seit dem 1. Januar des laufenden Jahres aber für das gesammte Deutsche Reich. Man hat wohl die unermüdliche rechtsschöpferische Arbeit der gesetzgebenden Organe des Norddeutschen Bundes während der letzten vier Jahre wegwerfend und tadelnd als Gesetzesfabrikation bezeichnet. Aber die so urtheilten, vergaßen oder wollten vergessen, daß diese bisweilen allerdings scheinbar sich überstürzende Arbeit nur die reifen Früchte längst gethaner Arbeit einzuheimsen hatte, daß es nur galt, längst und dringend empfundenen Bedürfnissen Befriedigung zu verschaffen, Bedürfnissen, deren Befriedigung bereits reiflich erwogen war, aber bisher aus lediglich formalen Gründen nicht hatte erfolgen können.

Unter den Gesetzen dieser schöpferischen Periode sind einige, welche trotz ihrer bedeutenden Tragweite und trotz der tief eingreifenden Reformen, die sie herbeiführen, viel weniger, als man hätte erwarten sollen, von sich reden gemacht haben. Auch diese Erscheinung ist erklärlich genug. Die reifende Frucht ist der Gegenstand reichlicher Sorgen und Wünsche für den Landmann. Ist sie gereift und bei guter Witterung eingebracht, so vergißt er nur zu leicht, daß das Ergebniß auch ganz anders hätte ausfallen können, als es nun — Dank der besonderen Gunst der Verhältnisse — ausgefallen ist.

Wenn wir zu den neueren Gesetzen von tief eingreifender Bedeutung, deren Verkündigung wider Erwarten wenig Aufsehen gemacht hat, auch das in der Ueberschrift genannte Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften, zählen, so vergessen wir dabei nicht, daß seiner Publikation schon nach Monatsfrist Ereignisse folgten, wohl dazu angethan, jedes Interesse für die Arbeiten des Friedens zu verdrängen.

Auch jetzt, wo in dem kriegführenden, aber vor den Schrecknissen des Krieges auf eigenem Boden glücklich behüteten Vaterlande das Weberschiffchen der wirthschaftlichen Arbeit wieder in rascherem Takte hin und her eilt, hört man selbst da, wo davon die Rede sein sollte, immer noch selten die unverkennbar bedeutsamen Reformen erwähnen, welche jenes Gesetz in unser Gesellschaftsrecht einführt. Vielleicht, daß man sich im Stillen um so eifriger der neuen Wege bedient, welche es für gesellschaftliche Unternehmungen eröffnet hat.

An dieser Stelle aber dürfen wir es nicht versäumen, die Aenderungen des bisherigen Gesellschaftsrechtes zu registriren, welche wir

Digitized by Google

jenem Gesetze verdanken. Seinen Inhalt kritisch zu beleuchten, liegt außerhalb der Aufgaben dieser Zeitschrift, welche ja lediglich ein Repertorium der Zeitgeschichte sein will.

Das Gesetz, durch die Bundesverträge mit Würtemberg, Baden und Hessen auch in diesen Theilen des Reiches eingeführt, stellt sich dar als ein Abänderungsgesetz zu Buch 2, Titel 2, Abschnitt 2 und Titel 3, 1. — 5. Abschnitt des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches.

Abgesehen von den bloß redaktionellen Aenderungen, lassen sich die durch das Gesetz eingeführten Neuerungen unter folgende drei Gesichtspunkte bringen:

1) Die Kommandit-Aktien- und die Aktiengesellschaften werden auch solchen Unternehmungen zugänglich gemacht, welche nicht Handelsgeschäfte im Sinne des Handelsgesetzbuchs sind;

2) sie werden von der Vorbedingung der staatlichen Genehmigung und von der staatlichen Beaufsichtigung befreit;

3) die schon im Handelsgesetzbuche enthaltenen Normativ-Bestimmungen werden ergänzt und bezüglich verschärft.

Ad 1. Diese Aenderung wird eingeführt in dem neuen Artikel 174 und in dem neuen Art. 208. Dort heißt es: „die Kommanditgesellschaft auf Aktien", hier „die Aktiengesellschaft" „gilt als Handelsgesellschaft, auch wenn der Gegenstand des Unternehmens nicht in Handelsgeschäften besteht".

Daß diese Aenderung eine Reform von der größten Bedeutung enthält, liegt auf der Hand. Die Erwerbs- oder Handelsgesellschaftsformen sind allmählig aus dem wirthschaftlichen Bedürfnisse hervorgewachsen. Gewisse wirthschaftliche Aufgaben eignen sich nicht nur zu gesellschaftlichem Betriebe, sondern erheischen solchen Betrieb zu ihrer Lösung. Nicht jede Form der Gesellschaft aber paßt für jede Unternehmung. Manche Unternehmungen können ohne eigenes Gesellschaftsvermögen nicht gedeihen; manchen wäre ein solches hinderlich; manche ertragen eine komplizirte Verfassung der Gesellschaft, manche erfordern sie, andere können nur bei sehr einfacher Verfassung gedeihen. Für manche Unternehmungen ist es erwünscht, daß einige, für manche, daß alle Gesellschafter mit ihrem ganzen Vermögen für die Verbindlichkeiten des Unternehmens einstehen; für andere genügt die Haftung sämmtlicher Gesellschafter mit nur daran gewagten Vermögenstheilen. Diesen verschiedenartigen Bedürfnissen müssen verschiedene Formen der Erwerbsgesellschaften entsprechen. Aber diese Formen müssen auch anwendbar sein auf solche gesellschaftliche Unternehmungen, bei welchen der wirthschaftliche hinter anderen Zwecken zurücktritt.

Diesen Anforderungen nun entsprach unser lediglich im Handelsgesetzbuche und in dem neuen Genossenschaftsgesetze ausgebildetes Gesellschaftsrecht bisher nur unvollständig. Das Handelsgesetzbuch bot zwar eine Reihe von Gesellschaftsformen dar, welche nach den oben angedeuteten drei Richtungen hin verschiedenen wirthschaftlichen Bedürfnissen zu entsprechen geeignet waren; aber es verhieß den Unternehmungen, welche die eine oder die andere Form wählten, Rechtsfähigkeit und Rechtsschutz nur dann, wenn sie sich darstellen als Handelsgeschäfte. Und der Inhalt dieses Begriffes ist im Handelsgesetzbuch selbst eng und künstlich umschrieben. Das Genossenschaftsgesetz fügte zwar den im Handelsrecht ausgebildeten Gesellschaftsformen eine neue hinzu, aber erklärte dieselbe ebenfalls nur für gewisse, einzeln namhaft gemachte wirthschaftliche Zwecke anwendbar. Unumgänglich war es, den Gesellschaftsbetrieb auch da in den verschiedenen, einmal ausgebildeten Formen zu legalisiren, wo er sich nicht mit Handelsgeschäften, ja wo er sich nicht einmal mit Unternehmungen befaßte, die in erster Linie und ihrem Hauptzwecke nach als wirthschaftliche Unternehmungen zu betrachten sind. Mit andern Worten: der Betrieb der Land- und Forstwirthschaft, die Fischerei, der Bergbau ꝛc. — kurz, Unternehmungen, welche nach dem Handelsgesetzbuche nicht zu den Handelsgeschäften gerechnet werden, müssen, wenn sie gesellschaftsweise betrieben werden wollen, jede beliebige Gesellschaftsform wählen können und in dieser Form betrieben des Rechtsschutzes theilhaftig werden. Aber auch eine Gesellschaft mit vorzugsweise geselligem oder kulturlichem Zwecke muß, wenn sie nur überhaupt gewärtigen darf, in mannichfaltige Verkehrs- und Rechtsbeziehungen zu kommen, eine bestimmte, für sie passende, rechtlich ausgebildete Gesellschaftsform wählen und dann der Rechtsfähigkeit und des Rechtsschutzes sicher sein können.

Das Gesetz vom 11. Juni 1870 bringt uns auf dem Wege nach diesem Ziele um ein gutes Stück weiter. Es führt uns noch nicht ganz ans Ziel. Denn es macht nur zwei der bisher ausgebildeten Gesellschaftsformen, eben die Kommandit-Aktien- und die Aktiengesellschaft, solchen Unternehmungen zugänglich, deren Gegenstand nicht in Handelsunternehmungen besteht.

Digitized by Google

Es entscheidet die Frage nicht, ob z. B. eine Kommandit- oder eine offene Gesellschaft vor Gericht als Kommandit- oder offene Gesellschaft anerkannt wird, wenn sie sich mit dem Betriebe der Landwirthschaft, oder mit der Häuserspekulation beschäftigt. Es wird die Wirkung haben, daß Unternehmungen, deren Gegenstand nicht in Handelsgeschäften im Sinne des Handelsgesetzbuches besteht, wenn sie den Gesellschaftsbetrieb wählen, sich lediglich der Kommandit-Aktien- oder der Aktiengesellschaft zuwenden werden, wenn auch eine andere Form passender für sie wäre.

Und doch ist mit diesem Gesetze ein erheblicher Fortschritt gemacht. Denn die beiden Gesellschaftsformen, von denen es handelt, eignen sich gerade besonders gut für eine große Zahl von Unternehmungen der gedachten Art. Wo die eine nicht zweckmäßig gewählt werden kann, wird die andere gewiß leidlich entsprechen. Und — was besonders hoch anzuschlagen ist — es wird mit diesem Gesetze einmal ernstlich Bresche gelegt in die Auffassung des Handelsrechtes als eines eng umgrenzten Standesrechtes.

Die praktische Bedeutung dieses Gesetzes wird sehr bald zur Geltung kommen. Denn es haben auf den Fortschritt, den es anbahnt, auf die Oeffnung der Pforte, die es aufschließt, viele Unternehmungen gewartet, welche die Unmöglichkeit des Gesellschaftsbetriebes in engeren Grenzen hielt, als dem Bedürfniß entsprach, oder welche sich in eine Art von Gesellschaft eingekleidet hatten, aber in dieser Gestalt auf sicheren Rechtsschutz bisher nicht rechnen durften.

Ad 2. Die Befreiung der Kommandit-Aktien- und der Aktiengesellschaft von der vorgängigen staatlichen Genehmigung und von der staatlichen Aufsicht wird durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 durch eine Neuredaktion aller der Artikel des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches eingeführt, welche jene Beschränkungen enthalten. So z. B. ist an die Stelle des Artikel 174 des Handelsgesetzbuches, welcher lautet: „Kommanditgesellschaften auf Aktien können nur mit staatlicher Genehmigung errichtet werden. Ueber die Errichtung und den Inhalt des Gesellschaftsvertrages muß eine gerichtliche oder notarielle Urkunde aufgenommen werden. Zur Aktienzeichnung genügt eine schriftliche Erklärung", der folgende Artikel getreten: „Eine Kommanditgesellschaft auf Aktien gilt als Handelsgesellschaft, auch wenn der Gegenstand des Unternehmens nicht in Handelsgeschäften besteht. Ueber die Errichtung und den Inhalt des Gesellschaftsvertrages muß ꝛc." wie oben. In dieser Weise sind im § 1 des neuen Gesetzes die Artikel 174, 175, 176, 178, 198, 199, 203, 208, 209, 210, 211, 214, 240, 242, 247, 248 des Handelsgesetzbuches entsprechend abgeändert worden. Nach § 2 des genannten Gesetzes werden „die Landesgesetze, welche zur Einrichtung von Kommanditgesellschaften auf Aktien oder Aktiengesellschaften die staatliche Genehmigung vorschreiben oder eine staatliche Beaufsichtigung dieser Gesellschaften anordnen, aufgehoben". Auch sollen „für die bereits bestehenden Kommanditgesellschaften auf Aktien und Aktiengesellschaften diejenigen Bestimmungen der Gesellschaftsverträge außer Kraft treten, welche die staatliche Genehmigung und Beaufsichtigung betreffen".

Dagegen sollen nach § 3 eod. „die landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen der Gegenstand des Unternehmens der staatlichen Genehmigung bedarf, und das Unternehmen der staatlichen Beaufsichtigung unterliegt, durch den § 2 nicht berührt werden".

Wenn also landesgesetzlich die Errichtung einer Gastwirthschaft, einer Badeanstalt ꝛc. nicht ohne staatliche Genehmigung erfolgen kann, so muß eine Gesellschaft, die ein solches Unternehmen beginnen will, zuerst die Konzession erlangen. Ist dieselbe aber ertheilt, so kann für den Geschäftsbetrieb eine Aktiengesellschaft oder eine Kommandit-Aktiengesellschaft errichtet werden, ohne daß die Wahl dieser Form noch von der Genehmigung der Staatsbehörden abhängig wäre. Unterliegt das Unternehmen landesgesetzlich der dauernden Aufsicht der Staatsbehörde, so darf sich diese Aufsicht doch auf den formellen Theil des Betriebes nicht erstrecken, hat sie die Einhaltung der Vorschriften des Gesellschaftsvertrages und die ganze Geschäftsführung innerhalb der Gesellschaft nicht zu berücksichtigen.

Auch das ist ohne Zweifel ein Fortschritt von nicht geringer Tragweite. War es schon eine durch nichts gerechtfertigte Singularität, daß man für zwei legalisirte Erwerbsgesellschaftsformen die staatliche Genehmigung vorbehielt und die fortwährende Mitwirkung der Staatsbehörden bei verschiedenen Gesellschaftshandlungen vorschrieb, während alle anderen Erwerbsgesellschaftsformen an solche Genehmigung und Beaufsichtigung nicht gebunden waren, so mußte auch jene Mitwirkung der staatlichen Autorität bei der Gründung und Verwaltung der ihr unterstellten Gesellschaften die verderbliche Wirkung haben, den letzteren ein besonderes Ansehen,

Digitized by Google

eine besondere Würde und einen künstlichen Kredit zu verleihen, die Verwalter selbst nachlässiger, das Publikum aber kritikloser zu machen, und oft genug, wenn die Staatsbehörden innere Schäden der ihrer Aufsicht unterstellten Institute nicht rechtzeitig bemerkten und die letzteren zum Schaden der Gesellschafter und der Gläubiger in Verfall geriethen, das Ansehen der Staatsgewalt selbst geschädigt werden. Durch die Beseitigung der staatlichen Genehmigung und des staatlichen Aufsichtsrechtes werden die Gesellschafter und wird das Publikum ernstlich gemahnt, jene, die Geschäftsführung strenger zu kontroliren, dieses, selbst zu prüfen, bevor es sich mit der Gesellschaft in gewagte Geschäfte einläßt.

Daß in einem Abänderungsgesetze zum Handelsgesetzbuche mit der Befreiung der Gesellschaften als solcher von der staatlichen Genehmigung und Beaufsichtigung nicht auch die Befreiung der Unternehmungen, welche den Gegenstand der Gesellschaft bilden, von der Konzession und der Staatsaufsicht, wo beide landesgesetzlich erforderlich sind, ausgesprochen werden konnte, versteht sich von selbst. Die Handelsrechtsgesetzgebung durfte in die Gewerbegesetzgebung nicht übergreifen.

Ad 3. Mit der Beseitigung der Staatsgenehmigung und Aufsicht hängt die Verschärfung der sogenannten Normativbestimmungen zusammen. Bei Gesellschaften, deren Theilnehmer entweder nur zum Theil oder gar nicht für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft mit ihrem ganzen Vermögen haften, liegt für die Gesellschafter selbst, insbesondere aber für die Gläubiger, die Gefahr nicht genügend sorgfältiger Wahrung ihrer Interessen nahe. Zum Behufe der Verringerung solcher Gefahr hatte schon das Handelsgesetzbuch durch sogenannte Normativbestimmungen die Befugnisse und Verpflichtungen der geschäftsführenden Organe der Kommandit-Actien- und der Actiengesellschaften sorgfältiger begrenzt und schärfer umschrieben als die der geschäftsführenden Organe der anderen Erwerbsgesellschaften. Das Gesetz vom 11. Juni 1870 fügt nun den im Handelsgesetzbuche enthaltenen noch neue solche Normativbestimmungen hinzu. Es konnte aber selbstverständlich gegenüber der Kommandit-Actiengesellschaft in dieser Beziehung mit geringerer Rigorosität verfahren als gegenüber der Actiengesellschaft. Denn dort schützt schon das Vorhandensein eines oder einiger persönlich haftender Gesellschafter, welche die Verwaltung in Händen haben, einigermaßen vor leichtfertiger Gefährdung der Gesellschaftsinteressen.

Es beschränken sich daher in der hier fraglichen Beziehung die Aenderungen des neuen Gesetzes in Betreff der Kommandit-Actiengesellschaft auf den Artikel 206. Der Art. 206 des Handelsgesetzbuches, welcher den Landesgesetzgebungen die Befreiung von der staatlichen Genehmigung zur Errichtung von Kommandit-Actiengesellschaften vorbehält, wird ersetzt durch einen neuen Artikel mit der gleichen Zifferzahl, dem zufolge die persönlich haftenden Mitglieder und die Mitglieder des Aufsichtsrathes mit Gefängniß bis zu 3 Monaten, und falls mildernde Umstände vorhanden sind, mit Geldstrafe bis zu 1000 Thalern bestraft werden sollen, wenn sie vorsätzlich behufs der Eintragung des Gesellschaftsvertrages in das Handelsregister falsche Angaben über die Zeichnung oder Einzahlung des Kapitals der Kommanditisten machen; wenn durch ihre Schuld die Gesellschaft länger als 3 Monate ohne Aufsichtsrath geblieben ist, oder in dem letzteren die zur Beschlußfähigkeit erforderliche Zahl von Mitgliedern gefehlt hat; wenn sie in ihren Darstellungen, in ihren Uebersichten über den Vermögensstand der Gesellschaft, oder in den in der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen wissentlich den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft unwahr darstellen oder verschleiern.

Ganz analoge Strafbestimmungen enthält der neue Art. 249 gegen die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrathes der Actiengesellschaft. Auch gegen sie soll wegen der nämlichen Versäumnisse und Versehen mit den nämlichen Strafen vorgegangen werden.

Aber, wie gesagt, die Actiengesellschaften werden durch das neue Gesetz noch an eine Reihe anderer Normativbestimmungen gebunden.

So sollen nach Art. 207a auf Namen lautende Actien mindestens 50, auf Inhaber lautende und alle Actien einer Versicherungsgesellschaft mindestens 100 Thlr. groß sein. Der Nominalbetrag darf während des Bestehens der Gesellschaft nicht verändert werden. Was von Actien gilt, soll auch von Promessen und Interimsscheinen gelten.

So soll nach Art. 209 Z. 6 im Gesellschaftsvertrage die Bestellung eines Aufsichtsrathes von mindestens 3 aus der Zahl der Actionäre zu wählenden Mitgliedern vorgeschrieben sein.

So soll nach Art. 209a unter gewissen Bedingungen nach der Zeichnung des Grundkapitals eine Generalversammlung der Actionäre auf

Digitized by Google

Grund der ihr vorzulegenden Bescheinigungen durch Beschluß feststellen, daß das Grundkapital vollständig gezeichnet, und daß mindestens 10, bei Versicherungsgesellschaften mindestens 20% auf jede Aktie eingezahlt sind. Ueber diesen Beschluß soll eine gerichtliche oder notarielle Urkunde aufgenommen werden.

Die hier erwähnten Bescheinigungen müssen der Anmeldung behufs Eintragung ins Handelsregister beigefügt werden (Art. 210a). Aktien und Aktienantheile, welche vor erfolgter Eintragung der Gesellschaft ausgegeben wurden, sollen nichtig sein (Art. 211). Nach dem neuen Art. 215 darf die Aktiengesellschaft eigene Aktien nicht erwerben; sie darf auch, sofern dies nicht durch den Gesellschaftsvertrag oder durch einen den letzteren abändernden, vor Ausgabe der Aktien gefaßten Beschluß zugelassen ist, eigene Aktien nicht amortisiren.

Der neue Artikel 217 verbietet, unter Beibehaltung der im alten Artikel 27 wegen der Zinsvertheilung an Aktionäre enthaltenen Bestimmungen, die Vertheilung der Dividenden dann, wenn und so lange der durch Verlust verminderte Gesammtbetrag der Einlagen nicht wieder voll ergänzt ist.

Im Artikel 225b werden die Mitglieder des Aufsichtsrathes persönlich und solidarisch zum Schadenersatz verpflichtet, wenn mit ihrem Wissen und ohne ihr Einschreiten Einlagen an die Aktionäre zurückgezahlt, oder eigene Aktien von der Gesellschaft erworben oder amortisirt werden; wenn Zinsen oder Dividenden gezahlt werden, welche nach Maßgabe des Artikels 217 nicht gezahlt werden durften; wenn die Vertheilung des Gesellschaftsvermögens oder eine theilweise Zurückzahlung oder eine Herabsetzung des Grundkapitales ohne Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen erfolgt ist.

Der neue Artikel 239 führt als neue Verpflichtung des Vorstandes die ein, spätestens innerhalb der ersten 6 Monate jedes Geschäftsjahres eine Bilanz vorzulegen und zu veröffentlichen. Der darauf folgende Artikel 239a stellt die Grundsätze fest, nach denen die Bilanz aufgestellt werden muß. Kurshabende Papiere dürfen höchstens zu dem Kurswerthe, welchen sie zur Zeit der Bilanz-Aufstellung haben, angesetzt werden. Die Kosten der Organisation und Verwaltung dürfen nicht unter die Aktiva aufgeführt werden, müssen vielmehr ihrem vollen Betrage nach in der Jahresrechnung als Ausgabe erscheinen. Der Betrag des Grundkapitales und des etwa im Gesellschaftsvertrage vorgeschriebenen Reserve- oder Erneuerungsfonds ist unter die Passiva aufzunehmen. Der aus der Vergleichung sämmtlicher Aktiva und sämmtlicher Passiva sich ergebende Gewinn oder Verlust muß am Schlusse der Bilanz besonders angegeben werden.

Nach Artikel 249a endlich werden die Mitglieder des Vorstandes mit Gefängnißstrafe bis zu 3 Monaten bedroht, wenn sie, der Vorschrift des Artikels 240 zuwider, dem Gericht die Anzeige zu machen unterlassen, daß das Vermögen der Gesellschaft nicht mehr die Schulden deckt, und wenn sie nicht nachweisen können, daß diese Anzeige ohne ihr Verschulden unterblieben ist.

Wir enthalten uns einer kritischen Beleuchtung dieser Normativbestimmungen. Dieselbe würde ergeben, daß sie in einigen Punkten über das nothwendige Maß der Einschränkung der Handlungsfreiheit hinausgehen, in anderen nicht präzis genug sind, in wieder anderen die konsequente Durchführung des ihnen zum Grunde liegenden Gedankens vermissen lassen.

Im Großen und Ganzen aber wird man das Gesetz vom 11. Juni 1870 als eine wesentliche Verbesserung unseres Gesellschaftsrechtes erkennen und Angesichts seiner sich dankbar der Segnungen erinnern müssen, welche die politische Neugestaltung Deutschlands auch für die Fortbildung unseres Verkehrswesens im Gefolge hat.

A. Emminghaus.

Die Lebensmittelversorgung von Paris vor der Belagerung. Von dem „Heroismus", welchen die Pariser während ihrer mehr als viermonatlichen Belagerung an den Tag gelegt haben wollen, wird die Geschichte dieser Epoche — von der französischen Geschichtschreibung natürlich abgesehen — dermaleinst nicht allzu viel zu erzählen wissen. Die Besatzung und Zivilbevölkerung beinahe jeder anderen in diesem Kriege belagert gewesenen Stadt hat sich größeren Anspruch auf den Ruhm des Heroismus erworben als die von Paris. Denn Paris war ja in den Augen der Pariser uneinnehmbar, unbeschießbar selbst, und Entsatz konnte gar nicht ausbleiben; es war für die Pariser eine gänzlich ausgemachte Sache, daß die Opfer und Entbehrungen mancherlei Art, welche ihnen eine so lange Einschließung allerdings in steigendem Maße auferlegte, einen demnächstigen Abschluß finden mußten durch einen glorreichen Befreiungs-Akt, den man entweder selbst jederzeit hätte vornehmen können, wenn man nur gewollt hätte, oder zu dessen Voll-

Digitized by Google

bringung jeden Augenblick eine der unüberwindlichen Feldarmeen der Republik erwartet werden durfte. Die Verlogenheit der Führer und die Selbstverblendung des Volkes machten in Paris das Ausharren, welches unter anderen Umständen und anderwärts als etwas an Heroismus Streifendes hätte erscheinen können, zu einer Art von pikantem Genuß.

Wenn man so nicht staunen kann über heldenmäßiges Dulden oder heldenmäßige Vertheidigung — staunen in der That muß man über die Leistungen der Vorsorge, welche der Einschließung vorhergegangen sind.

Es hält ziemlich schwer, sich ein genaues Bild von dem täglichen Lebensmittelbedarf einer Stadt wie Paris zu machen. Was man an neueren statistischen Angaben in diesem Betreff besitzt, ist meist nichts weniger als vollständig, weil meist jede Handhabe fehlt für die Ermittelung des Gesammtverbrauches. Für Paris speziell ist höchstens der Verbrauch der oktroipflichtigen Artikel genau zu ermitteln, und deren sind nicht viele. Ueberdies fehlt jeder Maßstab für die Beurtheilung der, jedenfalls steigenden Einschränkungen, welche sich Besatzung und Zivilbevölkerung haben auferlegen müssen. Und endlich ist es noch heute durchaus nicht zu sagen, wie hoch sich die Zahl der durch die eiserne Ringmauer der deutschen Belagerung während der Zeit vom 26. September bis Ende Januar von aller Welt abgeschlossenen Pariser Konsumenten belaufen hat.

Da aber die Beantwortung der Frage, welche Anstrengungen gemacht werden mußten, um Paris vor der Einschließung auf 4 Monate zu verproviantiren, unverkennbar großes Interesse bietet, soll im Nachstehenden der Versuch gemacht werden, wenigstens schätzungsweise diese Frage in Betreff derjenigen Artikel zu beantworten, für welche einiges brauchbare Material aus der neueren Zeit vorliegt.

Man wird annehmen dürfen, daß während der Belagerung das ganze belagerte Gebiet eine Zivil- und Militärbevölkerung von mindestens 2,400,000 Köpfen in sich faßte.

Nach Husson („La consommation de Paris", 1856) ist dort auf den Kopf der Bevölkerung täglich ½ Kilogramm Brod aller Sorten zu rechnen. Da nun zu 1 Pfund 9 Loth Brod 1 Pfund Mehl gehört, so müssen in Paris pro Kopf der Bevölkerung täglich ungefähr 0,37 Kilogr. Mehl gerechnet werden. Hierzu nun noch 0,13 Kilogr. für Suppen, Mehlspeisen ꝛc, etwa zugleich als Aequivalent für Reis, Hülsenfrüchte ꝛc., worüber wir keine Angaben zu machen wissen, genommen, ergäbe einen Mehlbedarf von 0,50 Kilogr. pro Kopf und Tag, also für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe einen Bedarf von insgesammt ..... 156,000,000 Kilogr.

Ueber den Fleischverbrauch in Paris schwanken die Angaben bedeutend. Nach dem „Preuß. Staatsanzeiger" vom 14. Januar 1869 soll der Fleischverbrauch aller Sorten 82 Kilogr. pro Kopf im Jahre 1867 betragen haben. Nach einem Artikel über Oktroi und Verbrauch in Paris im März- und Maiheft des Jahrgangs 1870 des „Journal des Économistes" wurden in dem nämlichen Jahre (1867) verbraucht: 56,27 Kilogr. des abattoirs, 11,27 Kilogr. de l'extérieur, 10,97 Kilogr. Fleisch, gekauft à la criée, 10,21 Kilogr. Schweinefleisch. Das ergäbe insgesammt einen Kopfverbrauch von 88,72 Kilogr. aller Sorten. Husson a. a. O. nimmt pro 1856 nur einen Konsum von 59,49 Kilogr. und Kolb für 1860 einen gleich hohen Verbrauch an. Ziehen wir aus den drei differirenden Angaben, allerdings nach einer für streng wissenschaftliche Berechnungen nicht zu rechtfertigenden Methode, das Mittel, so kommen wir zu einem Fleischverbrauch von 76,73 Kilogr. pro Kopf und Jahr. Das ergäbe für eine Bevölkerung von 2,4 Millionen für 130 Tage 65,592,000 Kilogr.

Da indeß, wie man weiß, Fleisch schon mindestens zu Anfang November, und zwar sehr niedrig, rationirt wurde, wird man für die ganze Dauer der Belagerung doch wohl höchstens die Hälfte des gewöhnlichen Kopfbedarfes annehmen dürfen. Also 32,796,000 Kilogr. Die Annahme wird wohl richtig sein, daß von diesem Quantum nur ein kleiner Theil, sagen wir ¼, vor der Einschließung von Paris in der Form von ausgeschlachtetem, gesalzenem, geräuchertem ꝛc. Fleisch, in der Form von Fleischkonserven ꝛc. in die Stadt geführt wurde. Also ausgeschlachtetes Fleisch 8,189,000 Kilogr.

Der Rest von 24,607,000 Kilogr. würde dann in der Gestalt von lebendem Vieh vor der Einschließung zugeführt worden sein. Oder wenigstens ein Theil des Restes; der andere Theil mag bereits in der Stadt gewesen sein (Pferde).

Jene 24,607,000 Kilogr. sind jedenfalls als Schlachtgewicht anzusehen. Nehmen wir das Verhältniß von Schlachtgewicht zu Lebendgewicht wie 50 : 100, so repräsentiren jene 24,607,000 Kilogr. lebendes Vieh ein Gesammtgewicht von 49,194,000 Kilogr. Nach der obenerwähnten Aufstellung des „Journ. des Économ." betrüge

Digitized by Google

der Schweinefleisch-Konsum 11,50 % des Gesammt-Fleisch-Konsums von Paris. Hald so viel soll der Konsum von Schaffleisch in der eingeschlossenen Stadt betragen haben. Dann würden 82,75 % aus anderen Fleischgattungen bestanden haben. Sagen wir 37 % aus Rindfleisch, 45,75 % aus Pferdefleisch. Also:

11,50%	= 5,657,310 Kilogr.	Lebendgewicht	Schweinefleisch,
5,75 "	= 2,828,655 "	"	Schaffleisch,
37,00 "	= 18,201,780 "	"	Rindfleisch,
45,75 "	= 22,506,255 "	"	Pferdefleisch.

Das Schwein zu 75 Kilogr., das Schaf zu 19 Kilogr., das Rind zu 300 und das Pferd zu 300 Kilogr. (es sollen allerdings namentlich viele schwere Lastpferde in Paris geschlachtet worden sein) angesetzt, hätten beim Beginne der Einschließung vorhanden gewesen sein müssen:

75,431 Schweine,
148,876 Schafe,
60,672 Rinder,
75,021 Pferde.

Von diesen Heerden wäre täglich $^1/_{130}$ aufgezehrt worden. Um sie zu ernähren, hätten also im Anfang der 130tägigen Periode folgende Futtermengen vorhanden gewesen sein müssen*):

63,636,365	Kilogr.	Heu,
21,943,642	"	Hafer,
44,062,330	"	Stroh,
12,257,537	"	Kartoffeln,

oder insgesammt:

133,764,708 Kilogr. Heuwerth.

Paris wird beim Beginne der Belagerung aber jedenfalls Alles in Allem erheblich mehr als 75,000 Pferde besessen haben; und es hätte sich also auch mit den nöthigen Futtervorräthen für dieses Plus versorgen müssen.

Von anderen Lebensmitteln soll die Berechnung nur noch für Salz, Butter, Milch, Eier, Zucker, Kaffee, Olivenöl, Bier, Wein und Sprit aufgestellt werden.

Der gewöhnliche Salzbedarf beträgt in Paris 7,10 Kilogr. pro Kopf. Also für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe 6,072,000 Kilogr.

Der gewöhnliche Butterbedarf beträgt 8,10 Kilogr. Dieser Bedarf wird während der Belagerung weitaus nicht gedeckt worden sein. Aber neben der Butter werden Surrogate — Schmalz ꝛc. — aufgespeichert worden sein. Lassen wir jenes Kopfbetreffniß von 8,10 Kilogr. für Butter und andere Speisefette valediren, so ergibt sich für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe ein Bedarf von .... 6,912,000 Kilogr.

Frische Milch brauchte Paris nach Huffon im Jahre 1856: 103,66 Litres pro Kopf. Selbst angenommen, daß vor der Einschließung alles Milchvieh der Umgegend nach Paris gebracht, und daß dasselbe so lange wie möglich vor dem Schlachtbeil verschont wurde — es wird, da der bisherige Milchbedarf von Paris zum Theil auch aus weiter Ferne befriedigt wurde, und jene Schonung während der Belagerung doch nicht lange beobachtet werden konnte, auch an gutem Milchfutter gewiß bald Mangel eintrat, schwerlich mehr als etwa der fünfte Theil des gewöhnlichen Bedarfes in der Belagerungszeit durchschnittlich haben gedeckt werden können. Man weiß ja, daß frühzeitig gerade über den Mangel an Milch geklagt wurde. $^1/_5$ des gewöhnlichen Jahresbedarfes ergäbe für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe ..... 17,712,000 Litres.

Wenn man den Preis eines Eies in Paris zu 15 Centimes annimmt, so beziffert sich der Eierverbrauch nach dem „Journ. des Econ." (1867 für 9,30 Francs pro Kopf) auf 62 Stück. Der Verbrauch wird sich während der Einschließung aber gewiß mindestens auf $^1/_3$ reduzirt haben. Er hätte dann für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe betragen .... 17,659,200 Stück.

An Zucker- und Kaffee-Verbrauch nur das Doppelte des französischen Durchschnitts-Konsums für Paris angenommen, würde man für 130 Tage und 2,4 Millionen Köpfe zu folgenden Quantitäten gelangen:

Zucker	. . .	8,786,400 Kilogr.,
Kaffee	. . .	1,342,000 "

Der Artikel Olivenöl ist zwar ein solcher, der für die Ernährung weit weniger in Betracht kommt als viele andere, von denen hier nicht die Rede ist. Aber da er octroipflichtig ist, kennt man seinen Gesammtverbrauch. Derselbe beträgt 0,5 Liter pro Kopf und Jahr. Also für 130 Tage und 2,4 Millionen Einwohner 127,200 Liter.

Für Bier, Wein und Sprit wird man füglich den Verbrauch des Jahres 1867 der Berechnung des Verbrauches während der Einschließung zu Grunde legen dürfen. An Wein wenigstens war ja nie Mangel. Man kommt dann zu folgenden Zahlen:

*) Wenn man rechnet:

täglich	für	das	Pferd	5	Kilogr.	Heu,	4,5	Kilogr.	Hafer,	4	Kilogr. Roggenstroh	= 15,5 Kilogr. Heuwerth,
"	"	"	Rind	7,5	"	"	—	"	"	5	" "	= 9,92 " "
"	"	"	Schaf	1,0	"	"	—	"	"	0,5	" "	= 1,24 " "
"	"	"	Schwein	2,5	"	Kartoffeln						= 1,44 " "

Digitized by Google

1867 Jahresverbrauch pro Kopf.			Gesammtverbrauch während der Belagerung.
Bier	19 Liter,		16,240,800 Liter,
Wein, im Faß .	192 „	192,12 L.	164,208,000 „
„ in Flaschen	0,12 „		
Sprit	6,60 „		5,640,000 „

Aus dem erwähnten Aufsatz des „Journal des Économistes" ersieht man noch den Verbrauch von Eis, Geflügel, gesalzenem Fisch, Austern, Süßwasserfischen im Jahr 1867. Allein man würde auf allzu unsicheres Gebiet gerathen, wenn man auch den Verbrauch an diesen Verzehrungsgegenständen während der Belagerung veranschlagen wollte.

Stellen wir die bisher gewonnenen Resultate zusammen, so ergeben sich folgende Quantitäten von Lebensmitteln, mit denen sich Paris (von Pferden und Milch abgesehen) vor seiner Einschließung wahrscheinlich versorgen mußte:

Mehl	156,000,000	Kilogr.
Fleisch	32,796,000	„
und zwar: aufgeschlachtet ꝛc. .	8,189,000	„
Schweine	75,431	Stück
Schafe	148,876	„
Rinder	60,672	„
Pferde	75,921	„
Futter, und zwar Heu	63,636,365	Kilogr.
Hafer . . .	21,343,642	„
Stroh . . .	44,062,330	„
Kartoffeln . .	12,257,537	„
oder insgesammt Heuwerth . .	133,764,708	„
Salz	6,072,000	„
Butter	6,912,000	„
Eier	17,659,200	Stück
Zucker	8,786,400	Kilogr.
Kaffee	1,342,000	„
Olivenöl	427,200	Liter
Bier	16,240,800	„
Wein	164,208,000	„
Sprit	5,640,000	„

Um diese Quantitäten, von Pferden und Milch wie gesagt abgesehen, nach Paris zu transportiren, mußten, angenommen, daß auf einem Güterzuge mit einer Maschine 600 Tonnen à 1000 Kilogr. fortbewegt werden, mindestens 1012 solcher Eisenbahnzüge, jeder zu 60 Wagen, benutzt werden. Hätte wirklich jenes Quantum ganz mit der Eisenbahn herbeigeschafft werden müssen — bekanntlich hat Paris aber auch vorzügliche Wasserverbindungen —, so hätte jeder der 8 Pariser Bahnhöfe durchschnittlich 126 Proviantzüge, oder, die Zeit der Verproviantirung zu 10 Tagen angenommen, täglich 12,6 Proviantzüge je zu 60 Wagen vor der Einschließung empfangen müssen. Nun weiß man zwar, daß eine Stadt wie Paris von den meisten Lebensmitteln auch in gewöhnlichen Zeiten auf 14 Tage bis 3 Wochen Vorrath hat. Aber man muß bedenken, daß die obigen Artikel auch nur einen Theil des täglichen Nothbedarfs der Bevölkerung einer großen Stadt bilden. Sehr voluminöse unentbehrliche Artikel, wie Gemüse, Kartoffeln (oben sind nur Kartoffeln zur Ernährung von Thieren veranschlagt), vor Allem aber Brennmaterialien fehlen in der Aufstellung gänzlich.

Es wird auch aus dem Vorstehenden bereits zur Genüge erhellen, daß die Anstrengungen, welche Paris gemacht hat, um sich für 130 Tage zu verproviantiren, ganz gewaltige gewesen sein müssen. Und man wird zugleich auf der Grundlage des Vorstehenden sich eine Vorstellung machen können, welche Anstrengungen Anfang Februar, nach der Kapitulation der Forts, erforderlich gewesen sind, um der Riesenstadt das Leben von einem Tage zum anderen zu fristen. Es wird dazu mindestens der Ankunft von 10—12 beladenen Eisenbahnzügen, je zu 60 Wagen, täglich bedurft haben. Und bekanntlich konnten zum Zweck der Verproviantirung nur einige wenige der großen Eisenbahnlinien benutzt werden, welche in Paris zusammentreffen.

Welche Speicherräume bloß für jene obenangeführten Quantitäten von Nahrungsmitteln ꝛc. erforderlich waren, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn wir anführen, daß

50 Kil. Heu	einen Kub.-Inhalt	haben v.	14—16	Kub.-Fuß.
50 „ Stroh	„	„	16—18	„
50 „ Hafer	„	„	3½— 4	„
50 „ Kartoffeln	„	„	2¼— 2½	„

und daß

1 Pferd	einen Stallraum	braucht von	ca. 4	□Meter,
1 Rind	„	„	3,38	„
1 Schaf	„	„	2,50	„
1 Schwein	„	„	2,90	„

Die oben angeführten Getränk-Massen allein brauchen einen Raum von 186,088,800 Kubikdecimeter. Sie würden, zusammengegossen, ein Bassin, 1 Decimeter tief und 1,860,888 □Meter groß, füllen, also, da der Stadtraum von Paris 70,880,000 □Meter groß ist, ein Bassin, welches etwa $^1/_{38}$ des Flächenraumes von Paris einnähme. Ein nicht sehr viel kleinerer Raum wäre ferner nöthig gewesen, um die für die Tage der Einschließung erforderlichen Mehlvorräthe zu speichern, falls man das Mehl nur $^1/_{10}$ Meter hoch aufgeschüttet hätte. Ein ganz erheblicher Theil der Gebäuderäume und mancher öffentlichen Plätze von Paris muß im Anfange der Einschließung zu Speicher- und Aufbewahrungsraum für die Lebensmittel- und Futtervorräthe, sowie für die lebenden Thiere in Anspruch genommen worden sein, welche vorsorglich, aber jedenfalls in überstürzender Eile, herangebracht wurden, um der großen Stadt das Leben zu fristen. A. Emminghaus.

Digitized by Google

Nekrolog.

Weitling, Wilhelm, kommunistischer Schriftsteller und Führer von Arbeiterbewegungen, † am 25. Januar in Newyork. Er war 1808 in Magdeburg geboren und seines Zeichens ein Schneider. Nach 1848 in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz verfolgt, ging er nach Nordamerika und rief hier eine Arbeiterbewegung hervor, welche sich über die ganzen Vereinigten Staaten ausbreitete. Dann war er Präsident einer in Dayton County (Iowa) gegründeten Kommunistenkolonie, kehrte aber bald wieder nach Newyork zurück. Mehrere Jahre verwaltete er eine Schreiberstelle in Castle Garden, und in der letzten Zeit wurde er mehrfach wegen neuer Erfindungen an Näh- und Stickereimaschinen genannt. Von seinen Schriften sind die „Garantien der Harmonie und Freiheit“ (1842) besonders beachtenswerth.

Tauberth, Volkmar, Betriebsinspektor und Oberingenieur bei der königlich sächsischen Staatseisenbahn in Zwickau, wirkte zuletzt als Oberinspektor der Eisenbahnbetriebskommission in Rheims und † daselbst am 3. Februar, 55 Jahre alt.

Neue Bücher.

Deutschland nach dem Kriege, von A. Lammers. Leipzig, Duncker und Humblot.

Englische Gewerk-Vereine, zur Geschichte derselben, von L. Brentano. Leipzig, Duncker und Humblot.

Handelspolitische Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des Generalgouvernements Elsaß, von H. Cras. Berlin, Korkampf.

Nationalökonomie und Socialismus, kritische Geschichte derselben. Von E. Duhring. Berlin, Grieben.

Kriegswesen.

Das russische Heer. Wir haben schon in unsern Artikeln über die Uebungslager (Ergänzungsblätter Bd. V, S. 130), über die gegenwärtige Bewaffnung der europäischen Heere (Ergänz. Bd. V, S. 659) und über die Organisation der europäischen Heere (Ergänz. Bd. VI, S. 187) verschiedene Notizen über die russische Armee gebracht, ohne doch ein vollständiges Bild derselben zu liefern. Indem wir der Ueberzeugung leben, daß ein solches, wegen der Unkenntniß, die im Allgemeinen über die russischen Heerverhältnisse herrscht, und wegen der hohen Bedeutung, welche der Streitmacht Rußland grade in der Gegenwart zugeschrieben werden muß, von mehr als gewöhnlichem Interesse sein dürfte, wollen wir im Nachfolgenden versuchen das Wesen der russischen Kriegsmacht, so wie wir es aus eigner Anschauung kennen gelernt haben, dem Leser vor Augen zu führen.

Vor dem Krimkriege erfreute sich das russische Heer eines hohen Rufes wegen seiner festen Gliederung, seiner Disciplin und der unerschütterlichen Tapferkeit seiner Soldaten. Man mußte bis in die Zeit des siebenjährigen Krieges zurückgehen, um Niederlagen zu finden, welche die Russen auf dem Schlachtfelde erlitten. Am Pruth, an der Donau, am Schwarzen Meer, in Persien waren die russischen Waffen stets siegreich gewesen, und selbst Napoleon durfte sich keiner entschiedenen Siege über dieselben rühmen, wo die Russen allein gegen ihn aufgetreten waren. Glaubte doch Napoleon selbst nach der Schlacht an der Moskwa, daß der Kampf am nächsten Tage von Neuem beginnen werde. Rußlands Streitkräfte schienen überhaupt bis zum Krimkriege ebenso unerschöpflich zu sein wie die Hülfsmittel zu ihrer Ausrüstung und Erhaltung.

Der Krimkrieg deckte die Mängel und Blößen, die dem russischen Heerwesen anklebten, schonungslos auf; es hatte die ungeheure Probe, auf welche es gestellt wurde, nicht bestehen können. Die Mängel zeigten sich sowohl bei der Organisation selbst, als auch bei den innern Verhältnissen. Und doch hatte diese Organisation so lange als ein wahres Muster einer solchen gegolten. Obgleich dieselbe nur noch ein historisches Interesse hat, glauben wir doch, daß es nicht uninteressant sein dürfte, noch jetzt einen kurzen Blick auf jene Organisation zu werfen, wohingegen wir in unserer Darstellung die jetzige Heeresordnung, welche wir S. 187 f. im VI. Bande der „Ergänzungsblätter“ ausführlich geschildert haben, nicht wieder mit aufzunehmen gedenken.

Bis zum Anfang der sechziger Jahre war das russische Heer in 8 wesentlich gleich formirte Infanterie- und 3 Kavalleriecorps getheilt, wozu dann noch selbständige Truppencorps in Finnland, Orenburg und Sibirien zu rechnen waren. Jedes der Infanteriecorps zählte 3 Divisionen zu 4 Regimentern à 3 Bataillonen, deren jedes ungefähr 1000 Mann stark war. Außerdem hatte jedes Corps noch 1 Schützenbataillon, das Gardecorps deren 2. Dies machte zusammen 297 Bataillone oder 297,000 Mann aus.

An Kavallerie hatte jedes Corps 1 Division von 4 Regimentern, das Gardecorps aber deren 12 in 2 Divisionen, während die eigentlichen

Digitized by Google

Kavalleriecorps aus je 8 Regimentern bestanden. Die Stärke eines Regiments konnte durchschnittlich zu 800 Mann angenommen werden, und die 64 Kavallerieregimenter beliefen sich zusammen also auf etwas über 50,000 Mann.

An Artillerie hatte jedes der 8 Corps eine Division, welche aus einer reitenden und 3 Fußbrigaden bestand. Die Stärke dieser Brigaden war verschieden und schwankte zwischen 2 bis 4 Batterien. Im Ganzen gab es solcher 107 zu 8 Geschützen, so daß die Gesammtstärke der Artillerie sich also auf 856 Geschütze belief.

An Kombattanten betrug die aktive russische Armee damals also ungefähr 375,000 Mann und die Stärke eines Infanteriecorps konnte zu 45,000 Mann angeschlagen werden.

Außer dieser aktiven Armee hatte nun Rußland damals noch eine fast ebenso starke Reservearmee, allein von dieser war im Frieden so gut wie Nichts vorhanden. Das Gardecorps und das Grenadiercorps hatten durchaus keine Reserveabtheilungen, jedes Regiment der anderen Corps aber ein Reservebataillon, aus welchem im Fall einer Mobilisirung ein neues Regiment zu 3 Bataillonen zu errichten war. Daß Solches namentlich im Punkt der zu beschaffenden Chargen mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten und Uebelständen verknüpft war, liegt auf der Hand. Es wurden alle Offiziercorps der regulären Armee dadurch zerrissen und die Truppen erhielten grade im entscheidenden Moment Führer, die ihnen völlig fremd waren.

Die Stärke der Reservearmee kann zu etwa 300,000 Mann angeschlagen werden, und die russische Streitmacht belief sich demnach zur Zeit des Krimkrieges auf 675,000 Mann.

Wir haben in unserer Uebersicht über die Organisation der europäischen Heere die jetzige Stärke des russischen Heeres ohne die irreguläre Kavallerie zu 692,000 Mann angegeben, woraus also erhellt, daß gegenwärtig die aktive Armee Rußlands stärker ist, als früher die aktive und die Reservearmee zusammen. Es ist demnach durch die neue Organisation des russischen Heeres ein ganz bedeutender Fortschritt in der Kraftentwickelung Rußlands gethan. Allein wenn man einerseits die ungeheure Größe des Reichs und seine Volksmenge, welche die der andern Großmächte fast um das Doppelte übersteigt, andererseits die Ziffern betrachtet, welche die Feldheere dieser letzteren erreichen, wozu dann noch ihre Reservetruppen zu rechnen sind — Rußland besitzt gegenwärtig keine solchen —, so ist es klar, daß Rußland von den anderen Mächten, namentlich von seinen Nachbarn, Deutschland und Oesterreich in Ansehung der Zahl der Streitkräfte überflügelt ist und daß diese selbst auch nicht mit der ihm innewohnenden Kraft in einem richtigen Verhältniß stehen.

Grade diese Erwägungen sind es, welche die russische Regierung zu dem sehr bedeutsamen Schritt veranlaßt haben, jetzt die geeigneten Mittel zur Bildung eines großen Reserveheeres zu ergreifen, wobei man natürlich die Mängel, welche mit der unzureichenden Ordnung der früheren Reserve verbunden waren, zu vermeiden streben wird. Wie die Organisation selbst, zu deren Feststellung eine Kommission niedergesetzt ist, ausfallen wird, darüber kann man im jetzigen Augenblick auch nicht einmal eine Vermuthung haben*). Da aber auch die Rekrutenaushebung jetzt um die Hälfte erhöht worden ist, so daß das jährlich der Armee zufließende Kontingent in Zukunft 150,000 Mann betragen wird, wodurch bei einer gesetzlichen Dienstpflicht von 15 Jahren die für das Heer disponible Mannschaft sich auf 2,250,000 belaufen würde, so kann man wohl annehmen, daß die russische Regierung es sich wird angelegen sein lassen, den bei weitem größten Theil jener Leute in feste Rahmen einzufassen und also neben dem aktiven Heere ein Reserveheer von ungefähr derselben Größe als jenes aufzustellen. Man würde auf diese Weise eine Streitmacht von 1,500,000 Mann (ohne Nonkombattanten und irreguläre Truppen) erreichen, welche also die deutsche noch ziemlich erheblich übersteigen würde.

Die russische Regierung bezweckt aber gegenwärtig noch einen andern ungeheuren Fortschritt im Heerwesen, nämlich die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Gleichzeitig mit

*) In einem Bericht des russischen Kriegsministers an den Kaiser werden die Grundzüge der Ordnung des Reserveheeres, die der betreffenden Kommission wohl mitgetheilt, aber nicht bindend für dieselbe sind, angegeben. Danach sollen die jetzigen Lokaltruppen, die einer neuen Organisation unterworfen würden, im Kriegsfall die Bildung von Reservetruppentheilen der Infanterie und Fußartillerie übernehmen. Jede Kompagnie eines Lokalbataillons soll die Kadres eines Reservebataillons, jeder Zug einer Lokalbatterie die Kadres einer Reservebatterie aufstellen. Die Mannschaften sind den im beurlaubten Stande befindlichen, vollständig ausgebildeten Soldaten zu entnehmen. Die Gardetruppen sollen besondere Kadres unterhalten, woraus im Kriegsfall je ein Bataillon auf jedes Infanterieregiment und jede Schützenbrigade, sowie je eine Batterie auf jede Artilleriebrigade formirt werden soll.

Digitized by Google

der zur Ausarbeitung eines Entwurfs für die Organisation von Reservetruppen niedergesetzten Kommission ist eine zweite Kommission berufen worden, um Vorschläge zur Ausdehnung der Militärpflicht auf diejenigen Klassen der Bevölkerung zu machen, welche bisher davon befreit waren. Wenn, woran man wohl nicht zweifeln darf, die strikte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht die Folge davon sein wird, so erwächst dem russischen Heere dadurch nicht allein in quantitativer Beziehung ein bedeutender Zuschuß, sondern es wird ihm auch eine solche Menge intelligenter Kräfte zugeführt, daß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, es werde dadurch ein nachhaltiger Einfluß auf die ganze Armee ausgeübt werden.

Schon bei der im Anfange des Jahres 1871 auszuführenden Rekrutirung wird eine ganze Reihe von Begünstigungen, die bisher bei den der Militärpflicht unterworfenen Klassen der Bevölkerung eingeräumt waren, nicht mehr zur Anwendung kommen, und es sind überhaupt in dem kaiserlichen Rekrutirungsmanifest vielfach Schritte behufs der Ausübung der Rekrutirung vorgezeichnet, die einen Uebergang zu einer neuen Ordnung in diesen Verhältnissen enthalten.

Als eine der wichtigsten der in dieser Beziehung gebotenen Maßregeln wollen wir die Bestimmung hervorheben, daß die sehr bedeutenden Ausgaben für die Einkleidung und die Verpflegung der Wehrpflichtigen bis zu ihrer Annahme seitens der Militärbehörden, welche Ausgaben bisher von den Heimatsorten der Rekruten getragen werden mußten, jetzt zum allergrößten Theil der Staatskasse zur Last fallen sollen. Früher mußten die Kosten, welche durch die Stellung der Rekruten erwuchsen, von den einzelnen Städten und Landdistrikten aufgebracht werden, und da manche von diesen, namentlich in Folge der Mißernten der letzten Jahre, in sehr schlechten finanziellen Umständen sich befanden, war dies für dieselben eine gradezu unerträgliche Bürde.

Mit einer russischen Rekrutirung verband man ehedem schreckliche Vorstellungen. Wir sind nicht in der Lage ein Urtheil darüber abzugeben, ob die haarsträubenden Erzählungen von den russischen Rekrutentransporten jemals etwas Wahres enthalten haben. Wir wissen nur so viel, daß sie sich jetzt in Nichts von militärischen Reisemärschen unterscheiden. In den Rekrutirungsorten wird die junge Mannschaft je nach ihren Bestimmungsorten in Kommandos zusammengestellt, und sie begibt sich sodann auf den Weg unter Führung eines Offiziers und einiger wenigen Unteroffiziere. Es werden den Leuten Marschregeln gegeben und man macht ihnen begreiflich, daß je ordentlicher sie sich aufführen, ihnen eine um so größere Freiheit eingeräumt werden könne. Da also Alle ein Interesse haben an der Aufrechthaltung der Marschordnung, üben sie gegenseitig eine genügende Kontrole unter einander aus. Meistens überläßt der Führer ihnen auch für ihre Verpflegung selbst Sorge zu tragen, zu welchem Behuf er den von den Leuten aus ihrer Mitte gewählten Obmännern für einige Tage im Voraus die Jedem zukommende Verpflegungsvergütung ausbezahlt. Daß diese Menageevorsteher das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen sollten, ist ein Fall, der äußerst selten eintritt, wie denn überhaupt Desertionen von den Rekrutenkommandos nur ganz ausnahmsweise vorkommen.

Der größte Theil der Rekruten geht zunächst zu den Truppentheilen der Reserve, wo die jungen Leute ihre erste Ausbildung erhalten, und zwar sowohl die reine militärische als auch die geistige, denn bis jetzt gelangt allerdings noch die große Mehrzahl der Rekruten in einem geistig völlig rohen Zustande zu der Armee. Darin wird nun freilich nach und nach, wenn auch vorerst nur langsam eine Aenderung eintreten, da jetzt in dem ganzen unermeßlichen Reiche, überall sowohl in Asien wie in Europa, von Seiten des Volkes selbst die lobenswerthesten Anstrengungen zur Gründung von Elementarschulen gemacht werden. Nur Derjenige, welcher die russischen Verhältnisse kennt, kann sich eine Vorstellung von den kolossalen Schwierigkeiten machen, welche dabei zu überwinden sind, und deren hauptsächlichste in dem fast gänzlichen Mangel an geeigneten Lehrern besteht, da die Geistlichkeit dieser Aufgabe entweder noch nicht gewachsen ist, oder noch keinen Sinn dafür hat. Allein auch hier fängt das Volk an, sich selbst zu helfen, indem es auf seine Kosten Lehrerseminarien gründet. Es vergeht fast keine Woche, welche nicht die Nachricht von der Anlage eines solchen brächte.

Es wird indessen, wie gesagt, noch eine geraume Zeit vergehen, ehe der geistige Aufschwung, der sich mit gewaltiger Kraft im russischen Volk kund thut, alle Schichten desselben durchdrungen hat. So lange aber wird die Armee, indem sie die geistige Erziehung der Rekruten in die Hand nimmt, im wahrsten Sinne des Worts als eine Bildungsanstalt des Volkes gelten.

In den Truppentheilen der Reserve, welche

Digitized by Google

bis jetzt einzig und allein für die Ausbildung der Rekruten bestimmt sind, bleiben diese ungefähr ein halbes Jahr, in den Monaten März bis September. Dann werden sie in die Truppentheile der Armee eingereiht, wo man ihre Ausbildung, die noch nicht als abgeschlossen angesehen wird, in durchaus rationeller Weise vollendet. Im nächsten Frühjahr ist der junge Soldat dann so weit, daß er vollkommen seinen Platz beim Truppentheil ausfüllen kann, und es beginnen jetzt die Uebungen in größeren Abtheilungen im Terrain, welche in Rußland mit um so mehr Eifer und Energie betrieben werden, als die Witterungsverhältnisse in dem größten Theil des russischen Reichs nur in der kleineren Hälfte des Jahres die Anstellung derselben gestatten. Aus diesem Grunde haben auch die Uebungslager, wie wir dies schon in unserem Artikel über diesen Gegenstand (s. Ergänzungbl. Bd. V, S. 138 ff.) des Breiteren nachgewiesen haben, in Rußland, wo sie eine größere Ausdehnung haben als in irgend einem anderen Lande, eine ganz besondere Bedeutung.

Nach Beendigung der Uebungslager tritt eine Zeit der Ruhe ein für die russischen Soldaten. Es wird dann der größte Theil von ihnen 1 — 2 Monate beurlaubt, aber nicht in die Heimat, da diese für die Meisten zu weit entfernt liegt, sondern in die Umgegend der Garnisonsorte, oder auch in diese selber, um der Bevölkerung bei ihren Arbeiten, namentlich den ländlichen zu helfen. Da in Rußland großer Mangel an Arbeitskräften herrscht, muß diese Maßregel als sehr zweckmäßig bezeichnet werden. Sie ist dies auch noch aus einem andern Grunde. Der Sold des russischen Soldaten ist ausnehmend gering und beträgt jährlich nur einige Rubel, auch die Verpflegung kann nicht immer durch die vom Staate gewährte Vergütung in zureichendem Maße beschafft werden. Es ist daher bei diesen Herbstbeurlaubungen als Regel aufgestellt, daß die Leute einen Theil ihres Arbeitslohns, der meistens sehr ansehnlich ist, zum Besten des sogenannten Speisefonds, der dadurch eine genügende Höhe erreicht, herausgeben, wobei ihnen denn doch noch so viel verbleibt, daß sie ihre kleinen Bedürfnisse an Tabak, Obst — welches die Russen leidenschaftlich lieben — u. s. w. in dem übrigen Theil des Jahres bestreiten können. Manche ersparen sich während ihrer Dienstjahre ein nicht unbedeutendes Kapital, zumal wenn sie auch während des Winters ihre Freistunden zur Besorgung von Privatarbeiten anwenden konnten.

Im Herbst finden auch die größeren Beurlaubungen von den Truppentheilen Statt. Diese sind besonders in den letzten Jahren sehr umfassend gewesen. Die zwanzigjährige Dienstzeit, die bis 1859 bestand, ward in diesem Jahre auf 15 Jahre herabgesetzt, allein faktisch dient der russische Soldat bei weitem nicht so lange. Nach 12 Jahren hat er das Recht auf den sogenannten unbeschränkten Urlaub, und er tritt dann in ein Reserveverhältniß über, dem zufolge er sich in Friedenszeiten als vollkommen verabschiedet betrachten kann. Es ist ihm sogar freigestellt, seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er will, wobei er sich dann nur bei dem Militärchef des betreffenden Guberniums zu melden hat. Allein auch diese 12 Jahre dient kein russischer Soldat mehr aus, sondern gewöhnlich schon nach 7 Jahren tritt für ihn der sogenannte zeitweilige Urlaub ein, der im Grunde genommen nur dem Namen nach vom unbeschränkten Urlaub verschieden ist, denn nur höchst selten wird der einmal vom Truppentheil entlassene Mann wieder eingezogen. Rechnet man nun also nur die wirkliche Dienstzeit des russischen Soldaten und berücksichtigt man zugleich den ein- bis zweimonatlichen Urlaub, der ihm jedes Jahr zu Theil wird, so ersieht man daraus, daß der Soldat in Rußland nur um ein Geringes länger dient als der französische. Bei der in Rußland aber bevorstehenden Neuordnung der Rekrutirungsverhältnisse wird zugleich auf eine noch viel bedeutendere Einschränkung der faktischen Dienstzeit Bedacht genommen werden, was bei der so bedeutend erhöhten Aushebungsquote sehr wohl ausführbar ist, ohne den Friedensetat des Heeres zu schwächen, und der russische Soldat wird danach in Zukunft höchstens 5 Jahre bei den Fahnen bleiben. Diese Zeit aber wird auf das Trefflichste benutzt, seine Geistes- und Körperkräfte auszubilden, und da die große Masse des russischen Volks vor der Hand wenigstens kein Aequivalent dafür in einem guten Schulunterricht in der Heimat wird erhalten können, so muß der Militärdienst mindestens noch in einigen Decennien als ein wahrer Segen für das russische Volk betrachtet werden.

Die enormen Truppenzüge, welche im Herbst jeden Jahres in Rußland Statt fanden durch das Zurückkehren der Truppentheile in ihre Garnisonen, ferner durch das Eintreffen der jungen Mannschaft daselbst nach ihrer Ausbildung bei den Truppentheilen der Reserve, endlich die Beurlaubungen, die um dieselbe

Digitized by Google

Zeit massenweise vorgenommen werden, wobei die Leute in Kommandos nach den von ihnen zum Aufenthalt gewählten Gubernien geführt werden, gibt jedes Jahr einem Theil der Zeitungspresse erwünschten Stoff zu Betrachtungen über die ungeheuren Truppenmassen, welche Rußland an seinen Grenzen zusammenhäufe. Die Sache liegt aber durchaus nicht so, vielmehr werden jene großartigen Truppenbewegungen durch die von uns angeführten militärischen Maßregeln bewirkt.

Von dem höchst eigenthümlichen innern Leben der russischen Soldaten haben wir in dem Artikel über die Uebungslager in Europa einen wichtigen Theil, nämlich die Verpflegung ausführlich geschildert, und können wir also in dieser Beziehung auf das dort Gesagte uns beziehen. Wir wollen in dem vorliegenden Aufsatz bei | der Schilderung der russischen Armee zur Vervollständigung des von derselben entworfenen Bildes nur drei Punkte noch hervorheben, nämlich das Bekleidungswesen, das Gesundheitswesen und die Disciplin.

Das Bekleidungswesen ist in der russischen Armee fast durchaus in die Hände der Truppentheile selbst gelegt. Die Intendantur liefert denselben jährlich auf eine von ihnen nach dem Mannschaftstande bemessene Requisition gewisse Quantitäten Tuch, Leder, Leinwand ꝛc., und es ist nun der Sorge der Kompagnien, Eskadronen und Batterien anheimgestellt, die nöthigen Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände für die Mannschaft daraus verfertigen zu lassen. Zu dem Ende sind bei den Kompagnien ꝛc. förmliche Schneider-, Schuster- ꝛc. Werkstätten errichtet, welche fortwährend beschäftigt sind, sowohl die Kleidungsstücke der dienstthuenden Mannschaften anzufertigen oder auszubessern, als auch die für die Reservegarnitur nöthigen Gegenstände herzustellen. Letzteres ist indessen für die meistens auf dem Friedensfuß stehenden Truppentheile der Linieninfanterie, wegen ungenügender Arbeitskraft, nicht vollständig zu machen, und die Truppentheile der Reserve, welchen die Ausbildung der Rekruten obliegt, können sich auch mit solchen Arbeiten nicht befassen, weshalb nun in letzterer Zeit sechs große Montirungswerkstätten auf verschiedenen Punkten des Reichs eingerichtet sind, welche den Reservebedarf an Ausrüstungsgegenständen für die Linieninfanterie und Alles, was zur Bekleidung der Rekruten erforderlich ist, herstellen.

Die Bekleidung des russischen Soldaten ist einfach, aber gut und praktisch. Die dunkelgrüne Farbe der Uniform fällt nicht sehr ins Auge, dennoch aber ist das Aussehen der russischen Soldaten, namentlich im Sommer, wo stets weiße Hosen getragen werden, mit der kleinen flotten Mütze mit schwarzem Roßschweif und den langen Stiefeln ein recht stattliches, und besonders in Massen gesehen macht das russische Militär einen kriegerischen Eindruck. Wenn gleich die Farbe der Montirung leicht verschießt, so sieht man doch niemals unanständig gekleidete russische Soldaten, und die Leute scheinen selbst auf ihr Aussehen auch außer Dienst zu halten. Eine Ausnahme findet dabei jedoch während des Arbeitsurlaubs im Herbste Statt. Bei dieser Gelegenheit tragen die Leute alte ausrangirte Uniformstücke, die ihr Eigenthum geworden sind, um den Dienstanzug zu schonen. Es mag sein, daß die Berichte über die schlechte Bekleidung des russischen Militärs Wahrnehmungen entsprossen sind, welche man in einer solchen Zeitperiode machte; im Allgemeinen aber wären derartige Berichte durchaus nicht zutreffend.

Zu den vielen falschen Vorstellungen, welche man sich namentlich früher über das russische Heerwesen machte, gehört auch die Meinung von dem schlechten Gesundheitszustande und der großen Sterblichkeit, welche in der russischen Armee herrschten. Es mag ehedem, wo die Verpflegung des Soldaten allerdings Manches zu wünschen übrig ließ, damit schlechter bestellt gewesen sein als jetzt, jedoch haben wir darüber keine zuverlässige Kunde. Jetzt aber ist der sanitäre Zustand der russischen Armee durchaus nicht schlechter als der irgend einer andern, und die Sterblichkeitsquote stellt sich im Allgemeinen auf 1 — 2 Procent der Stärke des Heeres, meistens aber 1 Proc. nur wenig übersteigend: ein Verhältniß, welches auch bei der österreichischen und englischen Armee das gewöhnliche ist. Die ärztliche Behandlung der kranken russischen Soldaten ist, wie wir uns persönlich sehr oft davon überzeugt haben, eine sehr sorgfältige, und um Krankheitsfälle möglichst zu verhüten, sind die Militärärzte gehalten, häufig ärztliche Besichtigungen bei ihrem Truppentheil anzustellen. Eine große Verbreitung haben in Rußland die Seelenkrankheiten, welche wesentlich ihren Ursprung in der Entfernung der Leute von ihrem Heimatsort, also im Heimweh haben. Nach Möglichkeit suchen nun die Truppentheile diesem

Digitized by Google

Uebel abzuhelfen oder vorzubeugen. Sowie die jungen Leute bei den Regimentern eintreffen, sorgt man dafür, daß Jedem von ihnen ein älterer Kamerad, der wo möglich derselben Familie oder demselben Orte, jedenfalls aber derselben Provinz angehört wie Jener, beigegeben wird, um ihn zurechtzuweisen und in seinen neuen Pflichten zu unterweisen, sowie überhaupt mit Rath und That beizustehen. Sehr bezeichnend werden diese Führer der jungen Leute Ammen genannt.

Auch sonst ist die Behandlung, welche den bei den Truppentheilen neu Eintretenden zu Theil wird, eine sehr humane und nachsichtige. Ueberhaupt hat das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen bei den russischen Truppentheilen etwas Patriarchalisches, wie man solches an andern Orten selten wieder findet. Wir glauben kaum, daß es außer der russischen und vielleicht der preußischen Armee irgend eine andere gibt, in welcher sich die Offiziere so viel mit ihren Leuten abgeben wie dort. Namentlich ist der Kompagniechef ihnen wie ein Vater, er sorgt unablässig für das Wohl seiner Mannschaft. Wir haben die mannichfachsten Beispiele davon erlebt und sind davon überzeugt, daß dies Verhältniß, so wie wir es an vielen verschiedenen Stellen gesehen haben, im russischen Heere die Regel bildet.

Man hat viel von der Grausamkeit der russischen Disciplin gesprochen, und es gab auch im russischen Heere früher eine Reihe von barbarischen Strafen, ganz ebenso, wie sie noch vor kurzer Zeit z. B. in der österreichischen und englischen Armee bestanden. Die Knute ist um nichts fürchterlicher als die schauderhafte Peitsche, welche an den Soldaten des hochcivilisirten Englands in so reichem Maße zur Anwendung gebracht wurde. Jetzt sind Körperstrafen in Rußland, wie wohl überall in Europa, beim Militär — mit Ausnahme der Strafabtheilungen —, ganz abgeschafft, und man befürchtete in Folge dessen ein Sinken der Disciplin im Heere. Allein man hat sich vollständig darin getäuscht, obgleich die russischen Offiziere selber dieserhalb sehr in Sorgen waren. Die gute Mannszucht, eine der schönsten Zierden des russischen Heeres, ist nicht schwächer geworden durch Abschaffung der strengen Strafen, wenn auch die Vergehen, die früher so hart bestraft wurden, eben nicht wesentlich abgenommen haben. Es haben aber diese Vergehen, meistens Trunkfälligkeit und das Vergreifen an fremdem Eigenthum, auch nur wenig mit der eigentlichen Disciplin zu schaffen, die in der treuen Erfüllung der militärischen Pflichten und dem unbedingten Gehorsam gegen die Vorgesetzten besteht. Diese trefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten, die ihm stets eigen waren, sind ihm auch jetzt noch geblieben, trotz der humanen Richtung, die das ganze russische Militärwesen seit dem letzten Jahrzehnt durchdrungen hat.

Die russische Armee geht einer großen Zukunft entgegen. An Stärke wird sie binnen einigen Jahren die bedeutendste unseres Erdballs sein, und ihre Ausrüstung wird dann auch vollkommen auf der Höhe der Zeit stehen. Die Kommunikationen im ungeheuren Reich entwickeln sich in einer Weise wie nirgends sonst in der ganzen Welt, und der Hauptgrund, weshalb russische Armeen nicht zahlreich und frühzeitig genug auf dem Kampfplatze erscheinen konnten, ist weggefallen. Daß Rußlands Stimme im Rath Europa's demnach von ganz anderem Gewichte sein wird als früher, wo sie sich nicht auf ein schlagfertiges, in jeder Beziehung vorzügliches Heer, das nach Millionen zählt, stützen konnte, liegt auf der Hand. Ch. v. Saranw.

Nekrolog.

Konstantinow, russischer Generallieutenant, Leiter der Fabrikation und Verwendung der Kriegsraketen, † am 2. Februar in Petersburg.

Gansauge, Hermann von, preußischer Generallieutenant z. D., Veteran aus den Befreiungskriegen, beschloß seine militärische Laufbahn 1861 als Kommandant von Köln, vorher mehrere Jahre Lehrer an der Kriegsakademie und Verfasser einer geachteten Schrift über den Großen Kurfürsten, † am 15. Februar in Berlin.

Neue Bücher.

Krieg um die Rheingrenze 1870, politisch und militärisch dargestellt, von W. Rustow. 2. und 3. Abth. Zürich, Schultheß.

Straßburgs Belagerung, von Meier. Berlin, Militär-Blätter.

Digitized by Google

Technologie.

Balata. Seit einigen Jahren kommt unter diesem Namen ein Produkt im Handel vor, welches seinen Eigenschaften nach zwischen Kautschuk und Gutta-Pertscha einzureihen ist und auch in der Industrie eine ähnliche Verwendung findet wie diese Stoffe. Dieser Handelsartikel wird nach Sperlich (Sitzungsberichte der österreich. Akad. d. Wissensch.) aus dem eingetrockneten Milchsaft des sogenannten Bullytree, Sapota Muelleri, einer über ganz Guyana verbreiteten Sapotacee, gewonnen und hauptsächlich über Berbice nach Europa gebracht. Sperlich konnte aus der zerschnittenen Balata mit kochendem angesäuerten Wasser wenig gelblichbraunen Farbstoff, dann mit absolutem Alkohol farbloses Harz extrahiren, während sich der Rückstand bis auf sehr wenig holzige Substanz in einem großen Ueberschuß von Schwefelkohlenstoff löste. Die farblose Lösung hinterließ bei der Destillation eine durchscheinende farblose Haut, welche nach der Analyse 88,49% Kohlenstoff und 11,37% Wasserstoff enthielt. Diese Zahlen kommen jenen, welche Adriani bei der Untersuchung der reinen Gutta-Pertscha erhielt, ziemlich nahe, denn derselbe gibt an, daß dieser Körper 87,91% Kohlenstoff und 11,94% Wasserstoff enthält.

Der eingetrocknete Milchsaft des Bully-tree, aus welchem die Balata dargestellt wird, ist ebenso wie derjenige der Gutta-Pertscha und des Kautschuks sauerstofffhaltig.

Manganlegirungen. Legirungen von Kupfer, Zink und andern Metallen mit Mangan sind den Metallurgen schon seit wenigstens 40 Jahren mehr oder weniger bekannt, man hat ihre schätzbaren Eigenschaften beschrieben, aber es ist bisher noch Niemand gelungen, das Mangan-metall für technische Verwendung zu reduciren, ausgenommen in Verbindung mit Eisen. (Vergl. übrigens Ergänzungsbl. Bd. VI, S. 127.) Allen (Chemical News) erhielt nun eine Kupferlegirung, indem er aus Chlorbereitungsrückständen dargestelltes Manganoxyd mit Kupferoxyd und Kohle im Graphittiegel erhitzte. Dieselbe, bestehend aus 75% Kupfer und 25% Mangan, war heiß sehr hart und sehr spröde; nach dem Erkalten war sie zwar noch hart, ließ sich aber leicht auswalzen und zeigte einen hohen Grad von Elasticität. Durch Zusatz von Zink wurden dreifache Legirungen erhalten, welche sich vor dem Neusilber und Messing dadurch auszeichneten, daß sie sich sowohl im heißen als im kalten Zustande auswalzen ließen.

Bei Versuchen im Großen fand Allen, daß die 5—30% Mangan enthaltende Legirung von Kupfer mit Mangan sowohl hämmerbar als geschmeidig ist und eine bedeutend größere Zähigkeit als Kupfer besitzt. Eine Kupferzinkmanganlegirung steht in manchen ihrer Eigenschaften dem Neusilber sehr nahe. Blei- und zinnhaltige Legirungen wurden zu Zapfenlagern verarbeitet. Bei der Darstellung aller dieser Legirungen war der Abgang an Mangan bedeutend, da über 10% desselben nicht reducirt werden; allein nach Ueberwindung der andern Schwierigkeiten dürfte dieser Abgang bei dem Handelswerth des Rohmaterials nicht in Betracht kommen.

Nekrolog.

Applegath, Augustus, Erfinder mehrerer Buchdruckerpressen, besonders der vierfachen Schnellpresse, auf welcher die „Times" von Ende der zwanziger Jahre bis gegen 1848 gedruckt wurde, und der Cylinderdruckmaschine, welche 12—14,000 Abdrücke der „Times" in 1 Stunde lieferte, † am 10. Februar in Dartford, 84 Jahre alt.

Neue Bücher.

Arbeiterwohnungen, die Anlage von, vom wirthschaftlichen, sanitären und technischen Standpunkte aus, von R. Manega. Weimar, Voigt.

Baumwollenspinner, der Führer des. Von B. Nieß. Weimar, Voigt.

Zündwaarenfabrikation, die, in ihrer gegenwärtigen Ausbildung. Mit Berücksichtigung der wichtigsten Maschinen zum Hobeln der Hölzer, zum Einlegen und Ausnehmen, zur Spanschachtel- und Salonbüchsen-Fabrikation und der Recepte zum Zusammensetzen der Zündmassen, von Wladimir Jettel. (Bolley's Handbuch der chem. Technologie VI. Bd., 3. Gruppe, 3. Abth.) Braunschweig, Bieweg und Sohn.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Geschichte.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. VIII. Die Epoche der Revolution und Napoleons I. Während in dem Menschenalter, das auf den siebenjährigen Krieg gefolgt ist, das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich, aus den bereits angeführten Gründen, ein in der Hauptsache friedliches war, nimmt es bald nach dem Ausbruche der Revolution wieder einen entschieden feindseligen, kriegerischen Charakter an, der sich mit den einzelnen Stadien derselben steigert und seit der Gründung des Napoleonischen Kaiserreichs den möglichst hohen Grad erreicht. Und zwar ist es Deutschland, das hiebei fast zwei Jahrzehnte hindurch mit wenigen Ausnahmen die leidende Rolle spielt, das von der bewaffneten Revolution das Schlimmste über sich ergehen lassen muß und die Erneuerung der Politik Ludwigs XIV. in erhöhter Gestalt erlebt, bis es endlich sich selbst wiederfindet und sich erhebt, den Schänder seiner Ehre in den Staub zu werfen.

Bekanntlich ist die französische Revolution unmittelbar nach ihrem Ausbruche mit lebhaften Sympathien in Deutschland begrüßt worden. Männer wie Klopstock und Johannes von Müller haben ihr als dem Anfange eines neuen, Glück verheißenden Zeitalters zugejubelt, ernste Denker wie Kant und Fichte sich zustimmend ausgesprochen. Wer die Strömung der Geister im 18. Jahrhundert beachtete, konnte von dieser Erscheinung nicht überrascht werden, wer die, bei aller Verschiedenheit unverkennbare Verwandtschaft der geschichtlichen Entwickelung und auch der politischen Einrichtungen beider Nationen in Erwägung zog, durfte nichts Anderes erwarten. Es hat sogar an einzelnen Deutschen, zum Theil hervorragender Art, nicht gefehlt, die, jeder in seiner Art, im weiteren Verlaufe unmittelbaren Antheil an der Revolution genommen haben, und es wäre vielleicht der Mühe werth, der Vollständigkeit wegen einmal jene Antheilnahme in einem anschaulichen zusammenfassenden Bilde darzustellen*). Indeß jene sympathisirende Stimmung hat sich nicht lange behauptet und ist in den Verbrechen der Revolution erstickt worden. Die herrschenden Kreise hatten vom Anfange an ein Mißtrauen gezeigt, das mit dem Fortschreiten der Bewegung wuchs, wenn auch in Deutschland selbst nur ziemlich bedeutungslose Versuche gemacht wurden, das, was in Frankreich geschah, nachzuahmen. Aber gerade jener Beschluß der Nationalversammlung, welcher der Revolution ihre bleibende geschichtliche Bedeutung anwies, und der durch kein späteres Ereigniß mehr ungeschehen gemacht werden konnte, hat zu den ersten officiellen Reibungen zwischen dem alten Deutschland und dem neuen Frankreich Veranlassung gegeben. Das betreffende Dekret vom 4. Aug. 1789, das mit einem Federzug alle Feudalrechte vernichtete, wurde nämlich zugleich auf alle Besitzungen der deutschen Reichsstände in den ehedem zum deutschen Reich gehörigen Gebieten, vornehmlich des Elsasses angewendet, und alle daran haftenden lehensherrlichen, ausdrücklich verbürgten Rechte und Verbindlichkeiten, wie sonst überall in Frankreich, aufgehoben. Weitere Verletzungen der Rechte deutscher (geistlicher) Reichsstände wurden durch die Beschlüsse der Nationalversammlung über die Kirche, die Abschaffung der geistlichen Zehnten, die Neubildung der Diöcesen, die Einziehung der Kirchengüter, die Aufhebung aller fremden geistlichen Gerichtsbarkeit und die Einführung einer neuen („bürgerlichen") Kirchenverfassung veranlaßt. Eine Zeit lang erhielt sich allerdings die Aussicht auf eine friedliche Beileguug des Streites, da von Seite der Nationalversammlung eine gütliche Abfindung, wo diese anwendbar war, nicht von der Hand gewiesen wurde, aber die strenge Durchführung der neuen Kirchenverfassung erschwerte

*) Ist zum größten Theil durch Venedey's „Deutsche Republikaner" geleistet. A. d. Red.

Digitized by Google

jede Verständigung, und die betroffenen geistlichen Fürsten deutscher Seits sträubten sich vor jeder Nachgiebigkeit, denn in diesen Kreisen war man ja himmelweit davon entfernt, den eigentlichen Sinn jener Bewegung zu verstehen, und gab sich darum gerne dem Wahne hin, sie würde vor ihrem ohnmächtigen Widerstande Halt machen. Der Reichstag zu Regensburg behandelte auch diese Angelegenheit mit seiner bekannten Gründlichkeit, die dann wirklich auch in diesem Falle von den Ereignissen überholt und schließlich überflüssig gemacht wurde. Merkwürdig bleibt es indeß immerhin, daß gerade die uns seiner Zeit mit solcher Gewaltthätigkeit entrissene Provinz Elsaß die erste Veranlassung zu einem in seinen Folgen für alle Betheiligten so verhängnißvollen Zusammenstoß gegeben hat.

Das gedachte Zerwürfniß hätte indeß, so weit dies von dem Reiche und seinem Oberhaupte (K. Leopold II.) abhing, kaum je ernstere Folgen gehabt. Man hat, wenn auch bis auf einen gewissen Grad in Berlin, so doch zuverlässig in Wien sich im Ernste mit Angriffsgedanken gegen die Revolution nicht getragen.

Wer schließlich zum Kriege getrieben hat, ist Frankreich einzig allein, voran die Girondisten mit ihren propagandistischen Absichten und ihrem „Völkerfrühling"; es ist das seit der meisterhaften Darlegung Heinrichs von Sybel (Geschichte des Revolutionszeitalters) für jeden Unbefangenen eine ausgemachte Sache. In der vielbesprochenen Zusammenkunft zu Pillnitz sind keine gegen Frankreich feindseligen und bindenden Verabredungen getroffen worden. Gerade der Kaiser ließ sich am wenigsten zu solchen drängen. Dagegen war es die herrschende Partei in Paris, die jetzt der Aufnahme der Ausgewanderten an verschiedenen Höfen in Deutschland sich bemächtigte, indem sie daraus einen Kriegsfall machte, und zwar mit einer Leidenschaft und mit einem Leichtsinn, die ohne Beispiel in der Geschichte sind. Die französische Kriegserklärung vom 20. April 1792 war zunächst nur an Oesterreich gerichtet, es ließ sich aber voraussehen, daß nach der ganzen Lage der Dinge der Krieg sich nicht lokalisiren lassen würde, zumal es kein Geheimniß war, daß der Berliner Hof kriegerischer gestimmt war als der Wiener, und daß eventuelle Abmachungen zwischen beiden zum Behufe eines gemeinsamen Handelns bestanden. So kam es — im Herbst 1792 — zu jenem Feldzug in der Champagne, der zwar Frankreich zunächst der Invasion öffnete, zuletzt aber doch ohne jeden Erfolg für die Deutschen endigte; sie sahen sich genöthigt, an den Höhen des Argonnerwaldes wieder umzuwenden. Von einem Erdrücken der Revolution und der jungen Republik war von dem Augenblicke an keine Rede mehr; die eben noch zaghaften Soldaten derselben hatten ihre Feuerprobe bestanden, und der kriegerische Geist der Franzosen erhob sich Unheil verkündend aus den Tiefen, in die er sich geflüchtet zu haben schien. Und während die Deutschen den Rückzug antraten, hatte an einer anderen Stelle die Revolution bereits einen ersten Angriff auf das deutsche Reich selbst ausgeführt. Wir meinen den bekannten Einbruch Custine's in die Hochstifter von Speyer und Worms, an welchen sich die Ueberrumpelung von Mainz und die Umwälzung dieses geistlichen Staates anschloß. Französischer Seits wirkten hierbei zwei Triebfedern mit, die Politik der republikanischen und der erobernden, räuberischen Propaganda zugleich: „Friede den Hütten, Krieg den Palästen!" In Mainz gab es eine französische Partei, entschieden jedoch die Minderzahl, die jetzt unter dem Schutze der Eroberer die Herrschaft an sich riß und, von den Lockungen der neuen Freiheit verführt, das vereinigte Gebiet von Speyer, Worms und Mainz (auf dem linken Rheinufer) der französischen Republik zu Füßen warf. Das Treiben der „Klubbisten" zu Mainz ist bekannt. Indem sie ihr Vaterland an den Erbfeind verriethen, können sie höchstens durch die Erwägung in etwas entschuldigt werden, daß die deutschen Zustände damals fast überall so beschaffen waren, daß sie auch ein bescheidenes Verlangen nach einem ehrenvollen nationalen und politischen Dasein nicht im geringsten zu befriedigen vermochten. Und so war es denn mit der Beruf der Revolution, den Abgrund aufzudecken, an dem wir standen, und jene furchtbare Kritik über die Nichtswürdigkeit der öffentlichen Verhältnisse im deutschen Reiche auszuüben, die den Inhalt der nun folgenden zwanzig Jahre unserer Geschichte bildet; denn der wahre Grund all der Niederlagen, die wir in dieser Zeit erlitten haben, lag zum allerwenigsten in der etwa mangelnden Kraft und Tüchtigkeit des Volkes, er lag vielmehr und fast ausschließlich in der durchaus fehlerhaften Organisation desselben, die wie darauf angelegt war, jene Kraft und Tüchtigkeit zu fesseln und lahm zu legen. Die deutsche, d. h. die Reichsverfassung entsprach ihrer Bestimmung ganz und gar nicht mehr, so wenig wie die französische der ihrigen entsprochen hatte, sie hielt die Nation darnieder und hatte seit

Digitized by Google

Jahrhunderten Alles gethan, ein lebendiges thatkräftiges Nationalgefühl zu ersticken und zu unterdrücken. Namentlich die so zahlreichen geistlichen Staaten, aber auch die vielen kleinen weltlichen, die Reichsstädte, die Reichsritterschaft ꝛc. hatten sich vollends überlebt und trugen an der Wehrlosigkeit des Reiches mit die erste Schuld. Ein Versuch der Erneuerung war, wenn er ja noch möglich war, zur rechten Stunde nicht gemacht worden, und so wurde das Reich in dem vollen Zustande der Ohnmacht und inneren Auflösung von der Krisis überrascht, wie man eine gewaltigere in der Weltgeschichte kaum kennt. Unter diesen Umständen wird uns, die propagandistische, erobernde Natur der Revolution im Auge behalten, nichts von dem allen, was weiter erfolgt, verwundern können.

Eine große Gefahr für Deutschland lag, zu allem Andern hinzu, der Angriffslust der Republik gegenüber in dem wieder erwachenden Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich. Der Dualismus im Reiche war eine Thatsache, und es ließ sich voraussehen, daß Deutschland so lange nicht zur wirklichen Wiederherstellung gelangen könne, ehe es dieses Uebel in irgend einer Weise überwunden haben würde. Im Augenblicke war es die polnische Frage, die beide Mächte innerlich entzweite, während sie äußerlich noch verbündet waren. Gegenüber den jüngsten Erfolgen der französischen Republik konnten sie freilich der im Stillen lauernden Verstimmung nicht nachgeben, sie einigten sich sogar noch einmal zur Fortsetzung des Krieges, in den jetzt auch das deutsche Reich als solches eintrat, während bisher bloß seine beiden Hauptmächte ihn geführt hatten. Mainz und Frankfurt wurden dann wirklich wieder genommen und die Franzosen auf das linke Rheinufer gedrängt. Indeß hätte unendlich mehr erreicht werden können, wenn Oesterreich und Preußen kräftig und aufrichtig zusammengewirkt hätten. Aber die innere Entzweiung derselben fraß immer weiter, und das Berliner Kabinet, das seine polnischen Erwerbungen gegenüber den wühlenden Intriguen des Wiener Hofes um jeden Preis zu sichern entschlossen war, verlor am Ende alle Lust am Kriege am Mittelrhein; die meisten kleinen und kleineren Reichsstände benahmen sich ohnedem so unpatriotisch und gleichgültig wie möglich; Oesterreich war allerdings noch am eifrigsten für die Fortsetzung des Kampfes gegen Frankreich, hatte jedoch das ursprüngliche uneigennützige Ziel desselben längst vergessen und sich dafür mit dem Gedanken befreundet, auf Kosten Frankreichs Eroberungen zu machen. Diese Verhältnisse wirkten zugleich auf die Führung des Krieges in Belgien zurück, wo die Franzosen gleich Anfangs eingebrochen waren und die Oesterreicher zurückgedrängt hatten. Nach dem Rückzug aus der Champagne hatten die letzteren die Wiedereroberung Belgiens beschlossen und zum größten Theile ausgeführt. Zuletzt aber schwankte das Kriegsglück wieder, die Franzosen erfochten neue Erfolge, und die Oesterreicher führten Bewegungen aus, die keinen Sinn mehr hatten, wenn nicht die Räumung, die Preisgebung Belgiens eine beschlossene Sache war. Und so verhielt es sich in der That. Unter dem Einflusse Thuguts, der damals die österreichische Politik leitete, hatte am Wiener Hofe der Vorschlag Beifall gefunden, sich gegen die Preisgebung Belgiens mit Frankreich zu verständigen, und dafür anderswo, in Bayern oder Polen, eine geeignete Entschädigung zu suchen. Der Gedanke, die niederländischen Provinzen gegen entsprechenden Ersatz hinzugeben, war in den Ueberlieferungen der österreichischen Politik ja keineswegs neu, und darnach hat man dort ohnedem nie gefragt, wie sich etwa der Nutzen des Reiches zu einem solchen Projekte verhalte. Die Antwort hätte in diesem Falle wenigstens nur geringen Scharfsinn erfordert.

Indeß ist es vor der Hand noch nicht so weit gekommen, und gleichwohl ist das Schlimmste geschehen, was hätte kommen können, wenn es auch nicht unerwartet kam: nämlich die Koalition ist gesprengt worden, Preußen hat sich vom Kriege gegen Frankreich losgesagt und (zu Basel) seinen Frieden mit der Republik gemacht. Die mehr als zweideutige, ja böswillige Haltung Oesterreichs in der polnischen Verwickelung — es war inzwischen die polnische Erhebung ausgebrochen — gibt eine Erklärung, bis auf einen gewissen Grad eine Entschuldigung dieses Schrittes des preußischen Kabinets, eine Rechtfertigung kann freilich nicht für ihn gefunden werden. Um seiner Vergangenheit und Zukunft willen durfte Preußen seine Sache nicht von der des übrigen Deutschlands trennen. Unter dem Eindrucke jenes Zerwürfnisses war der Krieg am Rhein zuletzt so lau und verkehrt geführt worden, daß die Franzosen noch im Herbst 1794 in den Besitz des ganzen linken Rheinufers gelangten: die Theorie der „natürlichen Gränzen" war bei ihrer thatsächlichen Verwirklichung angelangt, und Preußen hatte in den Stipulationen von Basel bereits für den Fall, daß ein allgemeiner Friede den Franzosen das linke Rheinufer über-

Digitized by Google

lassen würde, sich anderweitige Entschädigungen zusagen lassen.

Das war das klägliche und höchst bedenkliche Ergebniß des Bündnisses Oesterreichs und Preußens gegen die Revolution. Die Verbündeten standen sich jetzt in verschärfter Verbitterung gegenüber, die Ohnmacht und Zerrissenheit des Reiches lag vor aller Welt aufgedeckt, und Frankreich war im Besitze des linken Rheinufers, auf das nicht wieder zu verzichten es fest entschlossen war. Und diesen seinen Erfolg verdankte dieses nicht etwa unzweifelhaften Siegen seiner Waffen oder seiner kriegerischen Ueberlegenheit überhaupt, sondern unendlich mehr dem Zwiespalte und der verkehrten Selbstsucht der Verbündeten und dem trennenden Gegensatze ihrer politischen Ziele, während es ausgemacht ist, daß die deutschen Heere auch jetzt noch bei weitem tüchtiger und ausdauernder waren als die der Republik. Erst in der letzten Zeit hatte sich in dieser Beziehung ein Umschwung angekündigt, der in seiner ungehinderten Entwickelung für Deutschland, wenn es nicht rechtzeitig in dieser Richtung reformirte, freilich nur Verderben bringen konnte. —

Oesterreich setzte also im Bunde mit England den Krieg fort, da die Republik keine Neigung verrieth, auf seine bekannten Tausch- und Abrundungsentwürfe sich einzulassen, und zudem die Hoffnung auf die definitive Erwerbung der natürlichen Gränzen alle besonneneren Erwägungen schweigen hieß. Der Feldzug des Jahres 1796—97 soll hier nicht weiter verfolgt werden. Bekanntlich ist er durch die italiänische Armee entschieden worden, während diesseits der Alpen die französischen Waffen unter Jourdan und Moreau den Kürzern zogen und sich veranlaßt sahen, in möglichster Eile auf das linke Rheinufer zurückzugehen. Es zeigte sich hier noch einmal, daß der deutsche Soldat, wie Goethe vielleicht im Hinblick auf diese Vorgänge einmal sagt, der tüchtigste ist, wenn er gut geführt wird. Aber leider ist die Ausbeutung dieser Erfolge durch die Siege Bonaparte's in der Lombardei vereitelt worden. Dieses erste Auftreten des genialen Korsen auf der großen Bühne der Geschichte ist für die fernere Gestaltung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich bekanntlich geradezu maßgebend und verhängnißvoll geworden. Zu verkennen ist nicht, daß durch Bonaparte's Art und Weise, Politik zu treiben und neben dem wirklichen oder vermeinten Nutzen Frankreichs zugleich die früh gefaßten Pläne seines persönlichen Ehrgeizes zu verfolgen ein neues verschärfendes Ferment in die weiteren Beziehungen beider Nationen und Reiche getreten ist. Die unsäglich tiefe Zerrüttung des deutschen Staatswesens hat er zuerst noch nicht einmal im ganzen Umfange erkannt; es hat aber nicht lange gedauert, so durchschaute sein Adlerblick das ganze Elend, und er begriff, daß nächst Italien es kein Volk gebe, das ihm bei der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Entwürfe mehr nützen könne als das deutsche. „Wenn der deutsche Reichskörper nicht existirte, müßte man ihn erfinden." Vorläufig, im Frieden von Campo Formio, ließ er es sich an der Verzichtleistung des deutschen Kaisers auf die achthundertjährige, theuer erkaufte Oberherrlichkeit des Reiches in Italien und, was freilich beträchtlich schwerer wog, an der Abtretung Belgiens und fast des ganzen linken Rheinufers genügen. Eine fernere Bestimmung jenes Friedens trägt zugleich einerseits den Stempel der durch die Revolution in Schwung gekommenen, alles völkerrechtliche Herkommen verhöhnenden Praxis und stimmt andererseits ganz und gar mit dem innersten Wesen bonapartistischer Staatskunst überein: so wie Oesterreich sich für das abgetretene Belgien seinen Ersatz an der Republik Venedig anweisen und sich überdies noch ein Stück Bayerns und des Erzstifts Salzburg versprechen ließ, so sollten alle deutschen Fürsten, die durch die Preisgebung des linken Rheinufers Verluste erlitten, auf dem rechten entsprechende Entschädigungen erhalten, die im gemeinsamen Einverständniß mit Frankreich zu suchen und festzustellen wären. Daß die österreichische Politik durch diese Bestimmungen entschieden in die Bahn revolutionärer Politik einlenkte, mag nebenher erwähnt werden; daß es durch die Abmachungen von Campo Formio für sich nur gewonnen, ist bekannt; daß es aber damit zugleich die Zukunft des deutschen Reiches an den Erbfeind verrieth, ist eine nicht weniger ausgemachte Sache. Das Oberhaupt des deutschen Reiches konnte in Ehren nimmermehr das linke Rheinufer preisgeben; es durfte aber ebenso wenig, wenn es einmal so weit kam, die Ordnung der Entschädigungsfrage in das Belieben der französisch-bonapartistischen Politik stellen. Nicht das war zu beklagen, daß es den geistlichen Staaten an das Leben gehen sollte — sie hatten sich überlebt, und das Wohl der Nation gebot es —, sondern daß diese beschlossene territoriale Umwälzung Deutschlands unter Mitwirkung Frankreichs geschehen sollte. Das war doch vorauszusehen, auf diesem Wege war keine fruchtbare und wohlthätige Neugestaltung des

Digitized by Google

Reiches zu erwarten, und nur eine solche konnte mit den Nachtheilen, die unvermeidlich mit einem solchen gewaltsamen Vorgehen verbunden waren, versöhnen und sie gewissermaßen rechtfertigen. Endlich spricht auch jener viel geübte Kunstgriff, Oesterreich und Preußen auf einander zu hetzen und den überlieferten Gegensatz beider Staaten nach Kräften zu verschärfen, deutlich aus den Bestimmungen des Friedens von Campo Formio; derselbe bildet bekanntlich auch in der Folgezeit einen wesentlichen Hebel der bonapartistischen Politik.

Der Rastatter Kongreß, der die geheimen, das deutsche Reich betreffenden Stipulationen von Campo Formio erledigen sollte, ist, wie man weiß, mitten in der halsbrechenden Arbeit unterbrochen worden und hat mit einer neuen Koalition und einem neuen Krieg von dem größten Umfange geendet. Oesterreich im Bunde mit England und Rußland und einer Anzahl kleiner deutscher Staaten ist zum zweiten Male in den Kampf gegen Frankreich eingetreten. Das gewaltthätige, rücksichtslose und räuberische Vorgehen der französischen Republik nach allen Seiten ließ dem alten Europa keine andere Wahl übrig. An dem Kriege des Jahres 1799 hat Bonaparte allerdings keinen Antheil genommen, — er hat ja mittlerweile seinen berühmten Zug gegen Aegypten ausgeführt —, aber es soll das Eine doch nicht verschwiegen werden, daß die vorausgegangenen Raubzüge nach Rom und Bern nicht ohne seine Eingebung beschlossen worden sind. Den Krieg selbst anlangend, so waren die Waffen der Koalition bekanntlich Anfangs von so großen Erfolgen begleitet, daß, wenn dieselbe einig blieb, die Republik einer ernsten Gefahr kaum entgangen wäre; das wachsende Zerwürfniß Rußlands und Oesterreichs jedoch, das in einer abweichenden Auffassung vom Endziele des Krieges wurzelte, hat dieser Gefahr bald genug die Spitze abgebrochen. Im Südwesten Deutschlands hat man indeß auch jetzt wiederum die Erfahrung gemacht, wo die eigentliche Rettung vor der ränderischen Vergewaltigung durch die Franzosen lag, nämlich in der Erweckung und Organisation der im Volke selbst ruhenden, jedoch von jeher niedergehaltenen Kräfte. Aber vereinzelte Erhebungen konnten zuletzt doch nur vorübergehende Wirkungen erzeugen, und zu umfassenden und durchgreifenden Maßregeln vermochte man in den maßgebenden Kreisen sich nicht zu erheben. Indessen ging aber in Frankreich jene verhängnißschwere Aenderung vor sich, welche die Regierung des Direktoriums stürzte und den heimgekehrten Bonaparte unter dem Titel eines Konsuls, aber mit diktatorischer Gewalt, an die Spitze des Staates stellte. Ob diese eigentliche Katastrophe der Revolution unvermeidlich war, haben wir hier nicht zu untersuchen; unsere Aufgabe ist es, an die Folgen, die dieselbe zunächst für Deutschland und dessen Beziehungen zu Frankreich entwickelt hat, zu erinnern. Zu glauben, der erste Konsul würde, so viel an ihm, der Welt den Frieden zurückgeben, dazu gehörte nach allen Anzeichen, die bereits vorlagen, allerdings eine absichtliche Verblendung. Der Friede, den Bonaparte anbot, kam einer Knechtschaft und Entehrung aller Uebrigen gleich, und konnte daher niemals von Bestand sein. Die Natur des Bonapartismus war vom Anfange an der Krieg, der Krieg um der Selbsterhaltung, der Krieg um der unbeschränkten Herrschaft, der Krieg um des Krieges willen. In diesem Gesichtspunkt allein liegt der Schlüssel zu der richtigen Beurtheilung dieser in Deutschland nicht immer zutreffend erkannten geschichtlichen Erscheinung. Aber nicht minder gewiß ist, daß nur auf einem Boden, wie ihn das französische Volk jetzt bot, das volle und wahre Wesen des Bonapartismus sich ungehemmt entfalten konnte. Bonaparte, so wenig er selbst ein Franzose war, hat im Princip doch viel weniger Neues in die französische Politik hineingetragen, als man häufig zuzugeben geneigt ist. Er hat sich eben all der Seiten des französischen Nationalcharakters, welche die ihm am verwandtesten und zugleich die an sich am wenigsten löblichen, ja die gefährlichsten desselben sind, mit der ihm eigenen Meisterschaft bemächtigt und sie nach Möglichkeit gesteigert. Er hat all die Ueberlieferungen der französischen Vergangenheit, die seinen Neigungen und seinen Zwecken am nächsten kamen, aufgegriffen, mit Gewalt erweitert und ihnen den Stempel seines eigenen gewaltthätigen Geistes aufgedrückt. Er ist ein ins Ungemessene vergrößerter, in dem Hexenkessel der Revolution gebildeter und gewachsener, mit einem Zusatz von Heroenthum versetzter Ludwig XIV. Alle Versuche, Napoleon und Frankreich zu trennen, das französische Volk von der Mitschuld an seinen Sünden und Verbrechen gegen Europa freisprechen zu wollen, müssen daher als durchaus unzulässig und verfehlt zurückgewiesen werden. Das französische Volk in Masse hat sich fast anderthalb Jahrzehnte hindurch zum willigen Werkzeug seiner Entwürfe und Gewaltthaten hergegeben; und mehr als dies, es hatte in der äußeren revolu-

Digitized by Google

tionären Politik bereits die Wege vorgezeichnet und geebnet, die er selbst dann hinterdrein mit jener ruchlosen Virtuosität gewandelt ist.

Was Deutschland von Napoleon zu erwarten hatte, wurde in den Bestimmungen des Friedens von Luneville und in dem daraus hervorgehenden Reichsdeputationshauptschluß auch für diejenigen klar, welche der Geist der Abmachungen von Campo Formio etwa noch nicht zur Genüge aufgeklärt hatte. Die Abtretung des ganzen linken Rheinufers und die Entschädigung der durch dieselbe verlierenden weltlichen deutschen Fürsten auf dem rechten wurde nun definitiv und ohne weitere Umstände in das Werk gesetzt. Es war dies die Arbeit, die ursprünglich dem Rastatter Kongreß zugedacht war und nun wirklich durchgeführt wurde. Der Form und dem Geschäftsgange nach wäre dies Sache des Regensburger Reichstags gewesen; da jedoch Napoleon sich ausdrücklich vorbehalten hatte, bei der territorialen Neugestaltung des Reiches mitreden zu dürfen, und Oesterreich und Preußen ohnedem stets sich im Gegensatze bewegten, so fiel ihm um so sicherer die Entscheidung zu. Allerdings hat er hierbei auch dem Einfluß Rußlands absichtlich die Thüre geöffnet; indeß wurde seinen Plänen von dieser Seite her nichts in den Weg gelegt, nachdem er die gewünschte Berücksichtigung der russischen Verwandtschaft in Deutschland zugesagt hatte, was ihm um so leichter wurde, als diese mit seinen rein politischen Dispositionen zufälliger Weise ganz und gar zusammentraf. So fiel die maßgebende Entscheidung dieser Frage an Paris. Es ist schon oft genug geschildert worden, welches unwürdige Wettrennen von Seite der deutschen Fürsten um die Gunst des ersten Konsuls und seiner Diener bei dieser Gelegenheit stattgefunden hat. Wenn Napoleon das Maß der Achtung, das er fortan den Deutschen zugestand, nach diesen Wahrnehmungen nahm — es war dies freilich für ihn kaum mehr nöthig —, so hatten sich diese allerdings über seine jetzige und spätere Haltung ihnen gegenüber nicht zu beklagen; für die Unterscheidung zwischen der Nation als solcher und ihren Lenkern und Diplomaten, die immerhin noch zu machen war, hatte ein Mann seiner Art ohnedem keinen Sinn. Der leitende Gedanke, nach welchem der erste Konsul das neue Deutschland konstruirte, liegt klar am Tage. Er gab ihm eine solche Gestalt, daß es sich unmöglich so bald wieder konsolidiren konnte, und daß es eine feste Stütze seiner Herrschaft auf dem Festlande abzugeben im Stande war. Demgemäß wurde keine der beiden Großmächte in dem Grade begünstigt, daß sie etwa so mächtig wurde, die andere zu überflügeln und die Herrschaft im Reiche an sich zu reißen. Dem gemäß wurden jene Mittelstaaten geschaffen, die den Krystallisationskern des Rheinbundes zu bilden bestimmt waren, und die schon um ihrer Selbsterhaltung willen für immer auf den französischen Schutz angewiesen erschienen. Die Auflösung des Reiches, die ein paar Jahre später auch formell erfolgte, verstand sich nach den jüngsten Vorgängen und nach der wirklichen Schöpfung des Rheinbundes von selbst. Gutmüthige Thoren, an denen es bei uns ja nie fehlt, hatten wohl dem albernen Wahne gehuldigt, Napoleon trage sich mit einer neuen Verfassung für ganz Deutschland, während doch auch der Blinde hätte sehen müssen, daß die Absichten des „neuen Cäsar" nicht auf eine Reorganisation, sondern auf die Desorganisation des deutschen Reiches von jeher gerichtet waren. Und unzweifelhaft, nachdem er im Jahre 1805 Oesterreich zum dritten Male besiegt hatte, war er Herr und Meister in Deutschland. Die Zeit der „tiefsten Erniedrigung" hatte begonnen. Die deutsche Nation sollte den Becher der Entehrung und Vergewaltigung bis auf die Neige leeren, sie hatte es im Grunde nicht anders haben wollen. In der Fülle des Unglücks und der Schmach, die Napoleon und seine Werkzeuge über sie verhängten, sollte sie endlich wieder zu sich selber kommen und das im Schlummer liegende Nationalgefühl erwachen. Es scheint, daß es die Mission des Mannes, der die verschiedenen Nationalitäten in eine große unterschiedslose, von ihm beherrschte Masse verwandeln wollte, gewesen ist, das Princip, das die Geschichte des 19. Jahrhunderts wie kein anderes zu bestimmen berufen war, das Nationalitätsprincip, in der Tiefe der zur Nothwehr getriebenen Völker zu erwecken und es mit unüberwindlicher Kraft auszustatten. Jeder Schlag, den er, um bei Deutschland stehen zu bleiben, seit dem Jahre 1806 mit steigender Maßlosigkeit führte, wirkte hier mit nicht mehr versagender Sicherheit. Die Niederwerfung und Zerstückelung Preußens, die beispiellose Mißhandlung des Staates und Volkes, die absichtliche Mißachtung aller Rechte haben in dieser Richtung mit das Beste gethan. Der Gedanke der Selbsthülfe gewann Gestalt und leuchtete im Norden in den verschiedenen Versuchen eines Dörnberg, Schill, des Herzogs von Braunschweig, und im Süden in dem heldenmüthigen Aufstand der Tyroler flammend auf. Die Opfer,

Digitized by Google

welche dem Zorn des Gewaltigen fielen, verriethen nur seine eigene Furcht vor dem neuen Geiste und wurden der wuchernde „Same der Kirche". An Verblendeten hat es zwar in Deutschland auch jetzt nicht gefehlt, aber im Ganzen hat der gesunde Sinn des Volkes — die Rheinbundsstaaten ausgenommen — doch schnell den richtigen Standpunkt gefunden. Wenn ein Mann wie Johannes von Müller, von sehr gemischten Beweggründen getrieben, sich noch die Rolle des Vermittlers aufdringen ließ, so war das eben ein bedauerlicher Streich, den ihm sein Ehrgeiz und seine Haltungslosigkeit spielte: zwischen Deutschland und Frankreich gab es seit dem Jahr 1808 nichts mehr zu vermitteln, hier konnte nur mehr von einem Krieg auf Tod und Leben die Rede sein.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle die verschiedenen Stadien, die das Verhältniß zwischen Deutschland und Napoleon seit dem Falle des Staates Friedrichs des Großen noch durchlaufen hat, näher zu berühren. Wir setzen sie als bekannt voraus. Ausdrücklich erwähnt sei nur, daß er Preußen, Staat und Dynastie, mit einer Härte und einem Hasse verfolgte, als könne er sich des Gefühls nicht erwehren, daß ihm von hieraus einmal Unheil drohen würde, und ferner, daß er unter den Franzosen so vollendete Werkzeuge seiner Tyrannei gefunden hat, daß kein Zweifel aufkommen kann, der Herr und der Diener waren einander würdig und aus gleichem Holze geschnitzt. Lächerlich noch einmal, daß man je so thöricht sein mochte, sie von einander zu trennen und die große Nation von der Mitschuld an den Unthaten des großen „Kaisers" freizusprechen.

Was Napoleon zuletzt gestürzt hat, ist bekannt. Es war am Ende doch nur der erwachte Geist der Nationen, der deutschen wieder voran; die Geduld war ungemein groß gewesen, um so kräftiger nun der Rückschlag. Die Kabinette wurden mit fortgerissen, und bis tief in die Staaten des Rheinbundes hinein war das Wehen des neuen Geistes fühlbar. Wie hoch die Hoffnungen in Deutschland damals gingen, wer wußte es nicht; aber wer wüßte auch nicht, welche bittere Enttäuschung ihrer geharrt hat? Wir reden hier zunächst nur von den Erwartungen, welche die deutschen Patrioten auf eine, wenigstens unserer Sicherheit entsprechende Feststellung der Gränze zwischen Deutschland und Frankreich mit Recht gehegt haben. Die Gelegenheit, hätte man denken mögen, war fürwahr günstig genug. Bekanntlich hat der erste Pariser Friede Frankreich in den Gränzen vom Jahre 1792, d. h. vor dem Ausbruche des Revolutionskrieges, gelassen, Landau mit eingeschlossen. Wir sind zwar über die innere Geschichte dieses Friedens noch immer nicht authentisch unterrichtet, aber es zwingt Alles zu der Vermuthung, daß die deutschen Mächte damals eine Zurückforderung des Elsaß und Lothringens gar nicht versucht haben. Begreiflich, die Sieger hatten ja nur gegen den Störefried Napoleon, aber nicht gegen das lammfromme, an allem Vorgefallenen schuldlose französische Volk Krieg geführt! Und wie hätte man den Nachkommen Ludwigs XIV., die jetzt durch die Waffen und die Entscheidung der erhabenen Verbündeten auf den Thron ihrer Väter wieder eingesetzt wurden, die Verlegenheit, die eine solche Zurücknahme für dieselben vielleicht im Gefolge gehabt hätte, bereiten dürfen! Mochte doch Deutschland immerhin schutzlos bleiben, dafür war der großen Nation ein Grund der Verstimmung erspart, und sie blieb bei guter Laune.

Nun wurde aber nicht gar lange nach dem ersten Pariser Frieden ein zweiter nöthig und abgeschlossen. Die dazwischen liegenden Vorgänge haben die Politik der Entfagung denn doch auf andere Gedanken gebracht, die öffentliche Stimme in Deutschland stellte mit verdoppelter Kraft jene Forderung; Preußen war es, das sich zuerst dieselbe aneignete, Bayern und Würtemberg haben sich ihm angeschlossen. Oesterreich schien Anfangs in dieser Frage Hand in Hand mit Preußen gehen zu wollen, zog sich aber wieder zurück, als es nicht mehr sicher war, daß für seine eigene Dynastie dabei etwas zu gewinnen sei. Preußen allein aber, so wenig es sich dabei von selbstsüchtigen Triebfedern leiten ließ, vermochte nicht durchzudringen, und alleinstehend, wie es war, konnte es die Gränze der diplomatischen Verhandlung zu diesem Zwecke nicht überschreiten. Die übrigen Großmächte, um uns gelinde auszudrücken, fanden ihrerseits keinen Grund, die deutsche Sache zu begünstigen, nachdem die eigenen Wünsche befriedigt waren, und auf Frankreich nahmen sie nach wie vor die schon berührten rührenden Rücksichten. War es doch schon viel, daß uns dieses Mal Landau zurückgegeben wurde — Metz und Straßburg blieben bei Frankreich. So wiederholten sich die alten Geschichten vom Ryswicker und Utrechter Frieden, nur daß Deutschland dieses Mal einen unendlich höheren Preis eingesetzt hatte. Aber freilich, warum war Deutschland auch jetzt nicht in einer andern Verfassung? Thorheit, zu glauben,

Digitized by Google

daß, so lange seine Sache nicht einheitlich und folglich nachdrücklich vertreten wurde, ihm ein Wunsch wie dieser gewährt werden würde. So wie man an die Frage rührte, was denn aus den zurückgeforderten Landschaften werden solle, hatten die Schwierigkeiten begonnen, und es ist schwer zu sagen, wie man sie überwunden hätte, wenn dieselben wirklich zurückgegeben worden wären. Das bundestägliche Deutschland hätte einen solchen Zuwachs kaum verdauen können. Lothringen und vielleicht noch mehr das Elsaß war gerade durch die Revolution erst recht französisch geworden; in Deutschland aber mußten noch gewaltige Veränderungen vor sich gehen, ehe es sich zutrauen durfte, einen Assimilationsprozeß wie den in Rede stehenden siegreich durchzuführen. Und doch lag zugleich zu Tage, daß, je länger der einmal gegebene Zustand sich ungestört fortsetzte, die Wiedergewinnung, beziehungsweise die Verschmelzung der verlornen und entfremdeten Provinzen um so schwieriger werden würde.

Auf dem Wiener Kongreß war auch das den Bourbonen zurückgegebene Frankreich, und zwar durch Talleyrand, vertreten. Es würde eine Lücke in unsrer, wenn auch nur skizzenhaften Darstellung sein, wenn wir in diesem Zusammenhange nicht an die Rolle erinnerten, die der Abgesandte Ludwigs XVIII. auf dem Kongresse gespielt hat. Zweckmäßig an sich mochte es sein, aber es war gewiß auch seltsam, gerade aus dem Munde des Staatsmannes, der so tief in den Strudel der Revolution untergetaucht und Jahre lang ein höchst brauchbares Werkzeug Napoleons gewesen war, das Princip der Legitimität verkündigt zu hören. Freilich war es nur der Fuchs, der den Hühnern predigte. Die Haltung Talleyrands in der deutschen Frage entsprach vollständig den Ueberlieferungen der Rheinbundspolitik. An der damit wie unvermeidlich verknüpften Frechheit und Ueberhebung ließ der Vertreter der Bourbonen nichts vermissen. Die Kunst, die Verhältnisse zu verdunkeln und Verwickelungen zu schaffen oder gegebene auszubeuten, übte er mit vollendeter Meisterschaft. Oesterreich und Preußen auf einander zu hetzen verstand er und betrieb er unübertrefflich. Es war zuletzt nahe daran und vorab Talleyrands Werk, daß der Friedenskongreß mit einem neuen Kriege zwischen Frankreich, England und Oesterreich einerseits und Rußland und Preußen andererseits endigte. In diesem Geiste hat sich die Politik des königlichen legitimen Frankreich eingeführt; es kam nun darauf an, ob sie auf dieser Bahn weiter schreiten würde?

Prof. Wegele.

Die Polen in Preußen. Wie früher bei Gelegenheit der Abstimmung über die Verfassung des Norddeutschen Bundes, so haben auch jetzt in dem preußischen Abgeordnetenhause, als es sich darum handelte, nach Konstituirung des neuen deutschen Reiches dem Könige von Preußen zu der ihm übertragenen Kaiserkrone die Glückwünsche des preußischen Volkes in einer Adresse auszusprechen, die Polen noch einmal ihre Stimme erhoben, um die Rechte ihrer Nation Preußen und Deutschland gegenüber zu wahren. Ihr Wortführer — bezeichnend genug verrieth schon sein Name, daß er, wie die eifrigsten Vertreter des Polenthums so häufig, seiner Abstammung nach jener leider nicht geringen Zahl von Familien angehört, welche, ursprünglich deutsch, sich erst polonisirt haben, — wünschte zwar den Deutschen zu ihrer sich nun endlich vollziehenden nationalen Wiedergeburt freundlicher Weise alles Gute und Schöne, leitete aber aus eben dieser Thatsache für die Polen Preußens das Recht und die Pflicht her, im Kampfe gegen diese neue Ordnung der Dinge auch ihrerseits eine solche politische und nationale Regeneration aus allen Kräften und mit allen Mitteln zu erstreben. Es war gewiß taktvoll, wenn es niemand in der großen, zur Zurückweisung solcher Reden doch wahrlich befähigten Versammlung für der Mühe werth hielt, gegen dieses nachgerade zur Ermüdung wiederholte ceterum censeo der Polen und Polenfreunde seine Stimme zu erheben. Für diejenigen aber, welche den hierbei in Frage kommenden Verhältnissen ferner stehen, ist es wohl nicht ganz überflüssig, diejenigen Punkte in aller Kürze hervorzuheben, welche für eine unparteiische Beurtheilung gerade dieser Frage besonders wichtig sind; es scheint das um so nöthiger, als aus der hier waltenden Unkenntniß Sympathien und Antipathien hervorgehen, die auch in weiteren Kreisen leicht in störender Weise maßgebend werden können.

Wird man es den Polen auch immer vergeblich vorhalten, daß ihre Zurückdrängung und ihre allmähliche Ueberwältigung in den östlichen Gränzlandschaften des deutschen Reiches eben nur den nothwendigen Abschluß bilden des durch Jahrhunderte sich hinziehenden Kampfes zwischen Deutschen und Slawen, der, ehemals mit den Waffen geführt, jetzt zu einem Ringen auf dem Gebiete der Kultur geworden ist, und daß es nach dem bisherigen Verlauf dieses

Digitized by Google

Kampfes keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, daß gerade so, wie die einst rein slawischen Landschaften an Saale, Elbe und Oder deutsch geworden sind, auch die jetzt noch mehr oder weniger polnischen Gebiete im Osten Preußens deutsch werden werden, so sollte man doch meinen, daß sich dieselben wenigstens mit der Geschichte derjenigen Länder einigermaßen bekannt gemacht hätten, um welche sich der Kampf der beiden Nationalitäten gerade in seinem gegenwärtigen Stadium am meisten dreht. Was man da aber von polnischer Seite hört, zeugt eben nur von einer absichtlichen Vernachlässigung des historischen Thatbestandes: nicht die Vergangenheit, wie sie sich thatsächlich gestaltet hat, geben die Polen zur geschichtlichen Begründung ihrer ungemessenen Ansprüche, sondern ein wunderbares, aus Selbsttäuschung und absichtlicher Verdrehung hervorgegangenes Phantasiegebilde, das seine letzte Quelle nur in ihren Wünschen und Hoffnungen hat und gänzlich absieht von dem doch schon so deutlich gefällten Urtheile der Geschichte. Wenn die polnischen „Patrioten" — wir sprechen von denen Preußens und sehen von den wesentlich anders zu beurtheilenden Verhältnissen Rußlands, wo Slawen gegen Slawen stehen und echt slawisch verfahren, ganz ab — die Gränzen des von ihnen erträumten wiederherzustellenden polnischen Reiches ziehen, so nehmen sie von dem Gebiete des preußischen Staats einmal Posen, dann aber nicht bloß Westpreußen, sondern auch die litthauischen und masurischen Distrikte Ostpreußens und Oberschlesien in Anspruch. Von all den zuletzt genannten Gebieten ist aber auch nicht eines jemals im wahren Sinne des Wortes polnisch gewesen. Litthauer und Masuren nämlich sind zwar den Polen nahe verwandte Slawen, jedoch keineswegs wirklich Polen, und haben sich außerdem, wenn bei ihnen auch mit großer Zähigkeit an alten Sitten und Gebräuchen festgehalten wurde und wird, trotz des noch bewahrten polnischen Dialektes nach ihrer ganzen Gesinnung zu Deutschen umgebildet und durchaus als solche bewährt. Noch schwächer steht es mit der Begründung der Ansprüche auf Oberschlesien: politisch ist dieses allerdings wie einst ganz Schlesien ein Theil des polnischen Reiches gewesen; heute aber finden wir dort als Vertreter des Polenthums doch nur die ungefähr 650,000 zählenden sogenannten Wasserpolaken im Regierungsbezirk Oppeln, welche allerdings in ihrer Verkommenheit einen durch und durch polnischen Zug nicht verleugnen; von einer polnischen Nationalität aber kann da wahrlich nicht die Rede sein. Am keckſten jedoch setzen sich die Polen mit der Geschichte, die sie freilich nicht kennen wollen, in Widerspruch, wenn sie Westpreußen als ein polnisches Land beanspruchen. Der östliche Theil Westpreußens, auf dem rechten Weichselufer, ist im Laufe des 13. Jahrhunderts den Preußen durch die Schwerter der deutschen Ordensritter entrissen und gleichzeitig durch eine Kolonisation, wie sie planmäßiger und erfolgreicher kaum gedacht werden kann, zu einem deutschen Lande gemacht worden, in welchem deutsche Bauern, deutsche Städte, deutsche Edelleute Träger einer reich blühenden Kultur waren, deutsche Sitte und Sprache und deutsches Recht herrschten; der westliche Theil, Pommerellen, auf dem linken Weichselufer, ist allerdings aus einem polnischen Theilfürstenthum zum Ordenslande geworden (1309); was aber dort vor der Ordensherrschaft an Kultur vorhanden war, war nicht geschaffen durch die Polen, sondern durch die von den einsichtigen Herzogen ins Land gerufenen Deutschen, wie denn z. B. Danzig schon damals eine deutsche Stadt war. Unter der Ordensherrschaft ist auch dieses Gebiet, wo es noch nicht deutsch war, völlig germanisirt worden. Erst als die Herrschaft des deutschen Ordens zusammengestürzt war, und die westpreußischen Stände, um sich von dem ihnen aufgelegten Joche der Knechtschaft zu befreien, zu den Waffen gegriffen und sich unter polnischen Schutz gestellt hatten (1454 — 1466), erst da gewann das Polenthum dort wieder einigen Einfluß. In Westpreußen hatte man bald Grund, die Verbindung mit Polen als einen verhängnißvollen Fehler zu bereuen; obgleich das Land mit der polnischen Krone bloß durch Personalunion verbunden sein sollte und die ungeschmälerte Aufrechterhaltung aller seiner deutschen Rechte und Gesetze feierlichst zugesichert erhalten hatte, begannen doch die Polonisirungsversuche sofort; schon 1569 wurde Westpreußen der ihm durch die heiligſten Eide verbrieften Sonderstellung beraubt und förmlich zur polnischen Provinz gemacht; und erst in den nun folgenden zwei Jahrhunderten wurde, zum Theil durch die rohesten und gewaltsamsten Maßregeln das Land aus einem deutschen zu einem wenigstens theilweise polnischen gemacht. Wir müssen es uns selbstverständlich versagen, an diesem Orte auf diesen Gegenstand näher einzugehen und unsere Behauptung im Einzelnen zu beweisen: so viel aber steht fest, daß in demselben Grade, wie das Polenthum sich ausbreitete, auch die Kultur

Digitized by Google

des Landes zurückging, daß in demselben Grade an Stelle der strebsamen und intelligenten deutschen Bauern die auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur stehenden polnischen Bauern sich in dem Lande festsetzten. Und mit ihnen kam in das reformirte Land die von den Jesuiten siegreich getragene katholische Reaktion und ward dem Polenthum eine treue, bis auf den heutigen Tag von ihm unzertrennliche Bundesgenossin. Was die Polen in dem ehemals deutschen Lande gewannen — das ist keinem Zweifel unterworfen —, verdanken sie zuerst und beinahe ausschließlich der Unterstützung der katholischen Kirche, welche sich ihrer als Werkzeuge für ihre kirchliche Propaganda bediente. Hiermit aber berühren wir schon einen Punkt, welcher auch noch heutzutage für die Stellung des Polenthums in Westpreußen nicht allein, sondern in ganz Preußen von der höchsten Bedeutung ist. Was Westpreußen angeht, so gehört jedenfalls eine ganz absonderliche Logik dazu, um aus den historisch feststehenden Thatsachen, daß das einst durch den deutschen Orden vollständig germanisirte Land durch eine traurige Verkettung von Umständen unter polnischen Schutz zu gehen genöthigt wurde, daß es von Polen wortbrüchig um die ihm zugesicherten Sonderrechte, die sein Deutschthum garantirten, betrogen, zur Provinz gemacht und als solche so echt polnisch verwaltet und bewirthschaftet wurde, daß die Kultur fast dreier Jahrhunderte wieder zu Grunde ging und in einzelnen am stärksten polonisirten Theilen bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder sich auf die Stufe heben konnte, welche sie vor 400 Jahren eingenommen hatte, sondern in wirthschaftlicher, in geistiger und socialer Bildung unendlich tief steht, — wenn man aus alledem dieses Land als ein von Rechts wegen polnisches in Anspruch nehmen und die mühsame Kulturarbeit, in welcher seit der Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staate (1772) darum gerungen worden ist, die gegen das deutsche Land verübten polnischen Sünden allmählich wieder gut zu machen, als einen frevelhaften Eingriff in die geheiligten Rechte der polnischen Nationalität verschreit! Das ist eben polnische Logik! — Anders liegen die Dinge in Posen: das ist zweifellos polnisches Land, das obenein besonders denkwürdige Stätten der polnischen Geschichte enthält. Um so mehr aber muß man sich hüten, das beliebte Nationalitätsprincip, das so leicht zu den wunderlichsten Resultaten führen würde, wie eine überall passende Schablone anzuwenden. Was war Posen, ehe es preußisch wurde? Die noch heute zu Tage tretende Unkultur eines nicht unbedeutenden Theils der Provinz gibt, denken wir, deutlich genug davon Zeugniß. Es wiederholt sich da eben die alte und doch stets neue Geschichte vom Kampfe des Deutschthums und des Slawenthums, dessen begabteste und doch zugleich in gewissem Sinne unfähigste Vertreter die Polen sind. Auf nationale und historische Rechte pochend, zeigen sie sich doch zugleich unfähig zu einem Kulturleben und einer Kulturarbeit, welche die Bedingung ist für das geschichtlich berechtigte Dasein einer Nation. Wie das die Geschichte Polens in den letzten Jahrhunderten seiner selbständigen Existenz zeigte, so hat das Verhalten der Polen in der Provinz Posen nur noch einen neuen Beleg dafür gegeben. Der friedlichen, auf dem Wege einer überlegenen Kultur vorschreitenden Eroberung der Deutschen haben auch die Polen Posens keinen Widerstand leisten können; wo er versucht wurde, lief er auf die bekannten polnischen Deklamationen hinaus. Nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande gewinnt das deutsche Element von Jahr zu Jahr mehr Boden; Posen selbst kann als beinahe ganz deutsche Stadt bezeichnet werden. Ebenso ist die Zahl der deutschen Gutsbesitzer und Bauern in stetigem Steigen begriffen, während das Polenthum, wie die statistischen Ausweise genugsam zeigen, in gleichmäßigem Sinken sich befindet. Wie ein großer Theil der geborenen Polen selbst die Vergeblichkeit längeren Widerstands einsieht und sich der deutschen Kultur williger zu fügen beginnt, geht aus der auffallenden Vermehrung der deutsch und polnisch redenden Einwohner hervor, welcher auf der anderen Seite eine gleiche Verminderung der bloß polnisch redenden entspricht. Indem sich die Polen so auch in Posen unfähig zeigen, eine eigene nationale Kultur zu behaupten, ist zugleich über die dort erhobenen Ansprüche auf eine besondere nationale Existenz das Urtheil gesprochen.

So viel über das Verhältniß der von den Polen erhobenen Ansprüche zu dem geschichtlichen Thatbestande und zu dem, was sie selbst bisher der Kultur geleistet haben. Ein ganz absonderliches Licht aber fällt auf die nationalen polnischen Forderungen, wenn man einmal zusieht, wer dieselben denn eigentlich stellt und immer wieder und wieder mit Emphase vorträgt; das Ergebniß ist insofern ein sehr lehrreiches und für manche wohl beruhigendes, als sich zeigt, daß es um den Rückhalt, welchen diese polnischen Nationalitätsbestrebungen für

Digitized by Google

den etwaigen Versuch einer entschlossenen Weiterführung haben, durchaus nicht besser steht als um die geschichtliche und kulturhistorische Begründung derselben. Es ist nämlich eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die große Menge der preußischen Unterthanen polnischer Nationalität überall da, wo sie sich selbst überlassen bleibt und nicht gewissen agitatorischen Einflüssen ausgesetzt ist, keineswegs den Deutschen feindlich und in dem Sinne der polnischen „Patrioten" nach der Herstellung eines selbständigen Polens begierig ist, vielmehr ist dieselbe da meistens in gemeinsamer Arbeit mit den Deutschen zu der Einsicht gekommen, wie sehr sie sich gegen früher verbessert und wie viel sie in jeder Hinsicht für ihre Zukunft gewonnen hat. Ja, in diesen Kreisen hat, wie die jüngste Vergangenheit es zur Genüge gezeigt hat, trotz der noch herrschenden polnischen Sprache wahre Vaterlandsliebe und ein gut deutscher Patriotismus Wurzel geschlagen. Wir wollen kein Gewicht weiter darauf legen, aber bezeichnend ist es gewiß in dieser Hinsicht, daß die preußischen Soldaten und Landwehrleute polnischer Nationalität in nichts ihren deutschen Waffenbrüdern nachgestanden haben. In dem polnischen Landvolke haben die nationalen Tendenzen gar keinen Boden, und niemand wird bei den polnischen Bauern Westpreußens oder Posens Nationalgefühl finden. Wo sich bei ihnen Feindschaft gegen die Deutschen zeigt, da ist ihnen dieselbe künstlich, durch Agitation von außen her beigebracht. Die Hindernisse, welche sich einer schnellen vollständigen Germanisirung der preußischen Polen entgegensetzen, liegen ganz anderswo und haben einen ganz anderen Ursprung. Nicht bei dem indifferenten Landvolke — polnische Bürger gibt es bekanntlich heute so wenig, wie es deren jemals gegeben hat —, welches dem Deutschen, wenn sein materielles Wohl durch denselben gefördert wird, sich niemals als eifriger Nationalpole feindlich entgegenstellen wird, sondern in den Reihen des polnischen Adels ist die Quelle des Hasses gegen die Deutschen zu suchen. Der polnische Adel Preußens ist allein noch als Träger des Polenthums anzusehen, er steht in dieser Hinsicht ganz unter dem Einflusse der polnischen Adelsemigration, die in der Schweiz, in Frankreich ꝛc. ihren Sitz hat und von da aus ohne jede Aussicht auf Erfolg doch unermüdlich an Intriguen und Aufständen arbeitet, welche das Unvermeidliche doch niemals abwenden werden, wohl aber die Lage ihrer daheim gebliebenen Landsleute verschlechtern und dieselben in schweres Unglück stürzen können. Wie unbedingt unter dem Adel diese Richtung herrscht, geht aus der einen Thatsache hervor, daß eine Anzahl anders gesinnter Edelleute polnischer Nationalität in der Provinz Posen es nicht wagen durften, den bei dem Ausbruche des Kriegs in ihren Kreisen angeregten Gedanken, eine Ergebenheitsadresse an den König von Preußen zu richten, auch wirklich auszuführen. Ganz besonders muß zur Beurtheilung dieser Haltung des Adels noch darauf hingewiesen werden, daß der Adel Westpreußens zu einem sehr bedeutenden Theile gar kein national polnischer, sondern erst ein polonisirter Adel ist, dessen Vorfahren zur Zeit der polnischen Herrschaft in Westpreußen um äußerer Vortheile willen von ihrer Nation abfielen und ihren guten deutschen Geschlechtsnamen in das Polnische zu übersetzen eilten. Wohl hätten manche von diesen Familien, als Westpreußen deutsch wurde, wieder zu ihrer alten Nationalität zurückkehren mögen; aber die straffe preußische Zucht machte den Privilegien der adeligen Herren, die nach oben unabhängig, nach unten unumschränkte Gewalthaber waren, schnell ein Ende, und so war es bequem und angenehm, den Unwillen darüber und den Kampf für die alte Adelsherrschaft hinter dem scheinbaren Kampfe für die Bewahrung einer alten edlen Nationalität zu verstecken.

Gefährlicher aber noch und gemeinschädlicher als diese polnische Agitation des Adels ist die entschiedene Parteinahme der katholischen Kirche für die sogenannten nationalen Rechte der Polen, und hier liegt die erste und wichtigste Quelle der immer wieder geäußerten Unzufriedenheit der preußischen Polen. Nicht weil sie Polen sind, tritt die katholische Kirche entschieden für sie ein, sondern weil sie Katholiken sind. Die nationalen Ansprüche der Polen sind dem Klerus nur ein erwünschtes Mittel zum Kampfe gegen das Lutherthum. Gerade so wie in dem einst deutschen und lutherischen Westpreußen zugleich mit dem Polenthum und von diesem in der rohesten Weise und auf das Gewaltsamste gefördert der Katholicismus wieder zur Herrschaft kam, gerade so wird die Germanisirung der preußischen Polen erst dann gelingen, wenn man die katholische Kirche in ihre Schranken zurückweist. Denn sie ist es, welche die ungebildete Masse des polnischen Landvolks zum Haß gegen die Lutheraner aufreizt und in den Deutschen das Lutherthum, die Ketzerei bekämpfen lehrt. So kommt es,

Digitized by Google

daß in Distrikten, wo ein polnischer Adel ganz fehlt, die Landbewohner dennoch leidenschaftlich deutschfeindlich, d. h. leidenschaftliche Hasser des Lutherthums sind. Wo aber erst religiöser Fanatismus ins Spiel kommt, da ist es mit der Vernunft so gut wie mit jeder Kultur zu Ende. Mit Recht triumphiren daher die Polen über die ungeheure Vermehrung der Klöster und klösterlichen Stiftungen, namentlich in Posen; jeder Geistliche, jeder Mönch ist als Katholik Todfeind der Ketzer, d. h. zu jeder Hülfe bereiter Bundesgenosse des katholischen Polen. Die Begünstigung, welche man der katholischen Geistlichkeit zu Theil werden läßt, ist ein unverzeihlicher Fehler der Regierung, der vielleicht einst noch traurige Früchte tragen wird. Wenn die Nahrung und Mehrung des konfessionellen Hasses, die von dem Klerus und den Klöstern (auch in Westpreußen duldet man rechtlich längst aufgehobene und sieht dem Unheil, das sie anrichten, ruhig zu) ausgeht, abgeschnitten und unmöglich gemacht wird, dann ist auch der national polnischen Agitation ihre stärkste, ja eigentlich ihre einzige Stütze entzogen, der Adel wird seinen Einfluß verlieren, und die Landbevölkerung sich ruhig in deutsche Sitte und deutsches Staatsleben fügen!

Hans Prutz.

Nekrolog.

Audlaw-Birseck, Heinrich, Freiherr von, großherzoglich badischer Kammerherr, ein eifriger Vorkämpfer der katholischen Kirche, † am 4. März auf seiner Besitzung Hugstetten bei Freiburg.

Bonaparte, Prinzessin Lätitia, geboren am 1. December 1804, Tochter des Prinzen Lucian Bonaparte, Fürsten von Canino, Wittwe von Thomas Wyse, Mutter der Frau Marie Ratazzi und Großmutter der Generalin Türr, † laut Nachricht aus Florenz am 15. März.

Dozat, Lewis, einer der ältesten Mitglieder der Londoner Presse, im Anfang dieses Jahrhunderts Redakteur des „Morning Chronicle" und 50 Jahre lang Redakteur des „Observer", † in der zweiten Märzwoche in London, 98 Jahre alt.

Friesen, Friedrich, Freiherr von, auf Rotha, königlich sächsischer wirklicher Geheimrath und Kammerherr, Präsident der ersten Kammer des sächsischen Landtages, † am 21. März in Dresden.

Germiny, de, ehemaliger französischer Finanzminister und Gouverneur der Bank bis zum Anfang der sechsziger Jahre, zuletzt mit Regelung der Geschäfte des Crédit mobilier und der merikanischen Anleihe beschäftigt, † laut Meldung am 6. März in Paris.

Knittel, A., Hofbuchhändler, Verleger der „Karlsruher Zeitung", ein Mann von vielseitigem Wissen, früher politisch sehr thätig und lange Jahre Abgeordneter der Stadt Karlsruhe in der badischen zweiten Kammer, † in der zweiten Märzwoche daselbst.

Kroßigk, Friedrich von, Dr., preußischer wirklicher Geheimrath, Regierungspräsident a. D., Dompropst des Hochstifts Merseburg, lebenslänglicher Vertreter desselben im preußischen Herrenhause, dessen ältestes Mitglied der Verstorbene war, 1784 geboren, † am 7. März in Berlin.

Küß, Professor, während der Belagerung ernannter Maire von Straßburg und Abgeordneter des Departements Niederrhein zur französischen Nationalversammlung in Bordeaux, † am 1. März in Bordeaux. Die furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen des aufreibenden Dienstes in seiner Vaterstadt hatten wohl seine Gesundheit erschüttert. Der Schmerz über die Abstimmung der Nationalversammlung vom 1. März, welche die Abtretung des Elsasses bestätigte, brach sein Herz. Am 3. März wurde unter ungeheurem Andrange in Bordeaux seine Leiche zum Bahnhofe begleitet; am 8. fand unter zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung und der deutschen Behörden die Bestattung in Straßburg Statt.

Märcker, Appellationsgerichtspräsident, 1848 im Ministerium Auerswald-Hansemann Justizminister, † am 11. März in Halberstadt.

Nar, C. von, Rath im bayerischen Ministerium des Innern, bis zum Beginn des gegenwärtigen Landtages lange Jahre Mitglied der Kammer der Abgeordneten, bekannt durch seine literarischen Leistungen im Gebiete der Administration, † am 8. März in München, 64 Jahre alt.

Oettingen-Wallerstein, Prinz Karl Anselm Krafft von, Besitzer der Herrschaft Seyfriedsberg in Bayern, früher als Vormund seines am 16. September 1840 geborenen Neffen, des Fürsten Karl Friedrich von Oettingen-Wallerstein, längere Jahre hindurch Mitglied der württembergischen Kammer der Standesherren, geboren am 6. Mai 1786, † am 4. März in München.

San Luis, Graf von, 1854 spanischer Ministerpräsident und noch mehrmals Minister unter der Königin Isabella, † im März in Sevilla.

Schottmüller, Gustav Adolf, Dr., Professor in Berlin, durch seine Schriften über vaterländische Geschichte von literarischem Ruf, seit seinen Jünglingsjahren erblindet, † am 1. März zu Berlin, im Alter von 73 Jahren.

Thüngen, Wilhelm, Freiherr von, auf Thüngen und Roßbach, königlich bayerischer Kammerherr, Reichsrath der Krone Bayern und zweiter Präsident der Kammer der Reichsräthe, † am 1. März in Thüngen.

Neue Bücher.

Böhmische Geschichtsschreibung. Von F. Palacky. Prag, Tempsky.

Elsaß. Wieder unser. Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage, von B. Auerbach. Stuttgart, Cotta.

Fontane, Th., Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Berlin, Decker.

Schriftwesen, das, im Mittelalter. Von W. Wattenbach. Leipzig, Hirzel.

Strodtmann, Ad., Altdeutschland in Frankreich hinein. 1. Hälfte. Berlin, Duncker.

Thüringens Geschichte zur Zeit des ersten Landgrafenhauses. (1039—1247.) Von Th. Knochenhauer. Gotha, Perthes.

Digitized by Google

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus. I. In gebildeter Gesellschaft gehörte es bis vor nicht langer Zeit zum guten Ton, die neuen Regungen und Bewegungen in der kirchlichen Welt als nichtige Vorgänge in der Welt der Träumer und Betrüger einfach todtzuschweigen. Diese Sitte fängt an wankend zu werden. In den Gemüthern der Einfältigsten meldet sich eine dunkle Ahnung davon, daß Ignoranz und Grundsatzlosigkeit selbst auf kirchlichem Gebiete nicht viel Respekt und Ruhm einträgt.

Klarsehende aber haben nachgerade begriffen, daß die inneren Geschicke unseres nach außen so glanzvoll strahlenden Vaterlandes mit der Lösung der religiösen Frage unauflöslich verknüpft sind. Einen Hauptantheil an der Verbreitung solcher Einsichten haben die maßlosen Ansprüche des Ultramontanismus jüngster Aera. Die tyrannische Unterjochung des menschlichen Denkens durch ein Dogma vom Papste, welches für alle freie Regung des Geistes ein Medusenhaupt ist, die jesuitische Lehre von der „freien Kirche", welche die zertretene Freiheit des Einzelnen zu ersetzen gedenkt durch desto größere Unabhängigkeit des kirchlichen Gesammtorganismus von der Oberaufsicht des Staates und dann doch wieder die Hilfe des Staates für ihre Zwecke frech verlangt — beides hat sich als unerträglich erwiesen. Und dennoch unvertilglich? Unvertilglich in einer Zeit, welche über alle Mittel humaner Bildung und rationeller Aufklärung unumschränkt gebietet? Und noch mehr. Gerade den Gipfel der römischen Anmaßung muß gerade die Zeit sich gefallen lassen, wo endlich die autonome Forschung von der Mehrheit der Denkenden als absolut schrankenlos proklamirt ward? Ausgetrieben wurden die Jesuiten zu Zeiten, welche dem Bildungsgrad der unsrigen gegenüber als kindliche bezeichnet werden dürfen. In Ketten legen sie Millionen Herzen in der Epoche des jagenden Fortschritts auf allen Gebieten, wo schon der Kinder Denken nichts annehmen will, als was es selbst verstehen und begreifen kann?

Solche Gedanken erzwangen die Aufmerksamkeit des Liberalismus für die religiöse Tagesfrage. Es war daher billig, nicht nur, daß auch die „Ergänzungsblätter" überhaupt die kirchliche Frage in den Bereich ihrer Mittheilungen zogen, sondern auch billig, daß dem liberalen Katholicismus das Wort über diese Angelegenheiten zuerst ertheilt wurde. Und nicht viele deutsche Männer waren diesem Theile der Aufgabe so gewachsen wie Herr Dr. Zirngiebl, dessen „Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu" (Leipzig 1870, Fues) zu den interessantesten Erinnerungen aus dem Anfang des vorigen Jahres gehören*). Wenn nun aber auch ein Protestant das Wort ergreift, von der Noth seiner Kirche und den Mitteln zu ihrer Befreiung zu reden, so ist sein Zweck nicht der, den protestirenden Katholiken etwa die gegenwärtige protestantische Kirche als das gelobte Land ihrer Hoffnungen und Wünsche anzupreisen, sondern vielmehr der: den Protestirenden aus beiden großen Konfessionen klar zu machen, daß die Feinde, denen unser beiderseitiger Freiheitskampf gilt, thatsächlich die gleichen, die Ziele, denen unsere beiderseitige Freiheitsarbeit zustrebt, nothwendig dieselben sind, daß aber die religiöse und kirchliche Neugestaltung Deutschlands nur von der Energie derjenigen Forderungen zu erwarten ist, welche der liberale Protestantismus seit Jahrzehnten auf seine Fahne schrieb.

Der freie Protestantismus — der alleinige Retter für die religiöse Einheit unseres Vaterlandes — diesem Satz soll die Beweisführung der folgenden Artikel dienen. Der Beweis soll ein geschichtlicher sein. Wir wollen an der Urgeschichte des Protestantismus nachweisen, wie die Großthat der Reformation nicht ein Werk humanistischer Bildung, sondern ein Werk protestantischen Glaubens war. Wir wollen an der schiefen Entwickelung des Protestantismus im 17. Jahrhundert und an den Verbesserungsanträgen des Pietismus und des Rationalismus darthun, wie eine Fortbildung auch des geschichtlich-reformatorischen Protestantismus sich als geschichtliche Nothwendigkeit herausstellte. Wir wollen drittens zeigen, wie in den drei großen protestantischen Theologen dieses Jahrhunderts, Schleiermacher, Baur und Strauß, die letzten Hindernisse eines vollen Einvernehmens zwischen Theologie und

*) S. Protest. k. Kirchenzeitung 1870, S. 21 ff.

Digitized by Google

exakter Wissenschaft aus dem Wege geräumt wurden, um endlich viertens an der gewaltigen Erscheinung des deutschen Protestantenvereins zu zeigen, daß auch auf dem Gebiet der kirchlichen Verfassung der liberale Protestantismus zu gewähren gedenkt, was jene drei gewaltigen Männer auf dem Gebiet des Glaubens auf den Schild erhoben: das Recht des Individuums gegen die Autorität.

1) Reuchlin und Erasmus in ihrem Verhältniß zu den Reformatoren. Die tyrannischen Ansprüche des Papstthums, welche einst von den drei größten Päpsten, Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. gleichsam in ein System gebracht worden waren, hatten insbesondere seit der Zeit den Unwillen der Kirche selber geweckt, wo das majestätische Centralisationssystem Hildebrands, wo der päpstliche Theokratiegedanke durch das Päpsteschisma zu einer Unwahrheit geworden war. Von dem Momente an, wo es gleichzeitig zwei Päpste gab, einen zu Rom, einen zu Avignon, von da an gab es keinen mehr, und es mußte ein Neues an die Stelle des Alten treten. Das Neue kam: es war die Kirchentheorie Gersons, des pariser Universitätskanzlers. An die Stelle des untergegangenen päpstlichen Absolutismus sollte die Herrschaft des kirchlichen Konstitutionalismus treten. Der Papst in Rom, ernannt von einer allgemeinen kirchlichen Repräsentation, soll die Exekutive behalten. Die gesetzgebende Gewalt aber soll beruhen in den allgemeinen Koncilien, welche zusammenzusetzen sind aus den Vertretern der weltlichen Macht, der Hierarchie und — der Wissenschaft. Auf dem allgemeinen Koncil zu Pisa 1409 erschienen 120 Magistri der Theologie und 300 Promovirte des kanonischen oder römischen Rechtes, um an den Reformationsbeschlüssen der „allgemeinen katholischen" Kirche, welche der „römisch-apostolischen" übergeordnet ward, beschließend Theil zu nehmen. — Aber in vier Jahrzehnten, für Deutschland mit dem Aschaffenburger Konkordat 1449, ist die gesammte französische Ekklesiastik zu Grabe getragen. Noch einmal feiert der schon so oft vernichtet geglaubte päpstliche Absolutismus seine menschheitschändenden Triumphe. Da übernimmt die Wissenschaft allein den Reformationsversuch, welchen sie in Gemeinschaft mit Fürstenthum und Priesterthum so unglücklich in Scene gesetzt hatte.

Bereits im 14. Jahrhundert hatten die Petrarca und Boccaccio das Kommen der Götter Griechenlands verkündigt, nachdem Dante's göttliche Komödie, „das den Besten unter den Alten ebenbürtige Werk des neuen Geistes, den Sinn und das Vertrauen auch für die Alten geweckt hatte, für welche das Zeitalter reif war". Das 15. Jahrhundert begrüßte zu Ferrara und Florenz die persönlichen Boten des Griechenthums. Zwar ursprünglich waren es kirchliche Zwecke, welche Johannes VII. Paläologus zum Kaiserzuge nach Italien bewogen. Ein Unionsdekret „für die morgen- und abendländische Kirche" ging aus den Berathungen zu Florenz als erste Frucht hervor*). Aber aus Griechenland bringt man mehr als eine Hand voll Dekretalen als Reisegeschenk. Seit der Synode von Florenz „ward die Kenntniß des griechischen Alterthums durch Griechen, die als Gesandte oder Flüchtige kamen, in Italien verbreitet, „mittelmäßige Köpfe, aber sie brachten das Erbe der schönen Vorzeit in lebendiger Ueberlieferung; im Hause der Medici und im Vatikan wurden sie gleich Aposteln empfangen. Der einheimische Reichthum ward offenbar, die Klöster thaten ihre Gräber auf, die Auferstehung des klassischen Alterthums war eine Nationalsache Italiens, eine Feier der großen Ahnenwelt, deren Trümmer man jetzt nicht bloß unter dem Schutt der Jahrhunderte und unter der Asche des Vesuv, sondern auch in des Volkes Sitten und Gesinnung erkannte"**). Der Süden bestimmte auch noch dies Mal den Norden. Aus Rom und Florenz, Bologna und Ferrara zog das klassische Alterthum über die Alpen. Froher Willkomm empfing es; vor allen bereiteten ihm Reuchlin und Erasmus auch hier eine Heimat. Nirgends ward demselben das Opfer solchen Fleißes und solcher gelehrten Erfolge geweiht wie bei diesen beiden. Aber mit dem wachsenden Ernst der Studien zerrann auch allmählich der Traum von dem Frieden der Kirche und dieser neuen „alten" Wissenschaft. Reuchlin sollte zuerst im Kampf mit der dominikanischen Inquisition zu Köln die Unverträglichkeit des kirchlichen Mittelalters mit dem neuerstandenen klassischen Alterthum erfahren.

Ein Schrei der Verwünschung aus katholisch-

*) Ueber dieses Florentiner Unionsdekret des Jahres 1439, kraft dessen der Papst Eugenius IV. eine Vereinigung der occidentalischen und orientalischen Kirche auf Grund des römischen Primats zu Stande gebracht zu haben glaubte, ist bekanntlich unter den Gelehrten des letzten ökumenischen Koncils ein lebhafter Streit ausgebrochen, betreffend das Maß der in der Unionsformel festgesetzten römisch-bischöflichen Suprematie. — Freunde historischer Forschung seien hiermit auf die Schrift von Theodor Frommann hingewiesen, welche während der Dauer des vatikan. Koncils erschien: „Zur Kritik des Flor. Unionsdekrets", Leipzig 1870.

**) S. Hase, Kirchengeschichte, S. 273.

Digitized by Google

kirchlichem Lager tobt gegen Reuchlin schon im Jahre 1512. „Maria, Jesu erhabene Mutter, weint", so heißt es, „und Jesus schmerzen seine Wunden aufs Neue. Möge sammt den jüdischen Büchern, die er vertheidigt, der Urheber einer so grausigen Verwirrung, Reuchlin, untergehen*)". Wer spricht so? Arnold von Tungern ist es, der im Auftrage der Kölner seine „Artikel oder Propositionen über die gar zu verdächtige Judenfreundschaft des Dominus Johannes Reuchlinus" herausgibt. Und was ist es, das den Streit der katholischen Zeloten gegen den so besonnenen Gelehrten zu einem so leidenschaftlichen macht? Ist es thatsächlich nur eine Differenz über den Talmud, den Hogstraten und Pfefferkorn sammt den übrigen heiligen Schriften der Juden vom Erdboden vertilgen wollen, Reuchlin aber in seinem „Augenspiegel" laut und kühn in Schutz nimmt? Geschichtliche Kurzsichtigkeit hat diese Frage bejahen können. Man lese aber das neueste ausführliche Werk über Reuchlin aus der Feder des Dr. Ludwig Geiger (Leipz., Duncker und Humblot), um sich für immer zu überzeugen, daß der Gegenstand des Streites, den Pfefferkorns „Judenspiegel" und „Judenbeichte" begonnen und sein „Handspiegel" fortgesetzt hatte, kein geringerer war als die Frage der modernen Zeit überhaupt: Autorität der objektiven Gewalten oder Freiheit des Denkens und Freiheit der Meinungsäußerung? Die öffentliche Meinung erklärt sich für Reuchlin (s. Geiger, a. a. O., S. 331 — 370). Zu Mainz und Speyer wird sein Prozeß geführt, nachdem die kölner theologische Fakultät, deren Dekan Hogstraten war, Reuchlins „Augenspiegel" verdammt hatte. Zu Mainz und Speyer nimmt Reuchlins Sache eine gute Wendung. Doch dies war nur vorläufig. Die letzte Entscheidung kann nur von Rom aus gefällt werden — und am 23. Juni 1520 wurde durch einen päpstlichen Beschluß die Entscheidung von Speyer aufgehoben, der „Augenspiegel" verdammt, Reuchlin mit dem Gebot des Schweigens bestraft. Reuchlin ward nicht mehr fröhlich. Zwei Jahre noch Unterricht in der griechischen und hebräischen Sprache in Ingolstadt, viel Trauer um die Niederlage seiner Sache, oft wehmüthiges Citherspiel — dann starb er.

Ist es nicht im höchsten Grade befremdlich, daß ein Mann von der Bedeutung Reuchlins das Schwert so bald aus den Händen legte, zu der Zeit, wo andere gerade anfingen, es gegen denselben Feind mit unerhörter Kraft zu schwingen, befremdlich, daß er zum Anschluß an die Reformatoren das Herz nicht fand? Fast ironisch oder doch mitleidig klingt, was Luther, zu einer Meinungsäußerung über die streitige Angelegenheit aufgefordert, in einem Schreiben an Georg Spalatin äußert: er müsse bekennen, daß er in Reuchlins Auftreten nichts Gefährliches gefunden habe; habe sich doch Reuchlin jeden Angriffes auf kirchliche Glaubensartikel enthalten, nur „Meinungen" vorgetragen und stets versichert, das Gesagte dem Urtheil der Kirche zu unterwerfen. Ja selbst wenn Reuchlin alle Ketzereien in seinem Rathschlag vereinigt hätte, er würde ihn für treu und unbescholten halten (Luther an Spalatin, undatirt). — Und dennoch erhoffte Luther noch zwei Jahre vor der Entscheidung des Streites gerade von Reuchlins gelehrter Aussaat eine große Ernte für die evangelische Kirche. Man erinnere sich aus dem bekannten Brief Luthers an Reuchlin vom 14. December 1518 an folgende originelle Stelle (nach der Uebersetzung Lamey's): „An Deiner Kraft sind schon die Hörner dieser Thiere nicht wenig gebrochen ..., so daß Deutschland wieder zu athmen begann, nachdem es durch die Schultheologie so viele Jahre hindurch nicht allein gedrückt, nein, fast vernichtet war. Der Anfang einer besseren Erkenntniß konnte nur durch einen Mann von nicht geringen Gaben gemacht werden, denn sowie Gott den größten aller Berge, unsern Herrn Christus, zu Staub zertrat — wenn es erlaubt ist, diesen Vergleich aufzustellen — und aus diesem Staube hernach so viele Berge entstehen ließ, so würdest auch Du wenig Früchte gebracht haben, wenn Du nicht gleichsam getödtet und in den Staub getreten wärest, aus dem sich nun so viele Vertheidigungen der heiligen Schrift erheben". Reuchlin ist die Antwort schuldig geblieben! Anlaß aber zu Luthers Briefe war ein Dritter gewesen, — Philipp Melanchthon. Er hat die ganze Bitterkeit von des Reuchlinus schließlicher Schwäche auskosten müssen. Als sein Schüler und naher Verwandter, hat er „seinem Vater eine unbegränzte Liebe gezollt, und es muß Hartes vorgefallen sein, da Melanchthon bei des Lehrers Tode kein Wort der Theilnahme und des Schmerzes für ihn übrig zu haben scheint und ein Jahr nach dem Tode Reuchlins an Spalatin schreiben kann: „Ich habe mir von Reuchlin niemals mehr als gewöhnliche Dienste versprochen". Dreißig Jahre sind verflossen, ehe

*) Ah pereat tantae cladis nequissimus auctor
Scriptaque gens narrat quae recutita suis.
Dispereant tua nunc stygiis, Reuchline, sub undis
Quae maternus habet verba nefanda liber.

Digitized by Google

er mit seinem „Leben Reuchlins“ seine Schuld an den berühmten Todten abtrug.

Und in der That, der Reuchlin, der bei dem Herannahen seines Todes sich in den Augustinerorden hat aufnehmen lassen, der die jungen Mönche schelten konnte, welche dem Rufe der Reformation folgend das Kloster verließen, der Reuchlin, bei dem ein Oekolampad seinen Abschied aus dem Kloster in einer besonderen Rechtfertigung entschuldigen mußte, ein solcher Reuchlin konnte auch an der milden Besonnenheit eines Melanchthon nur Anstoß nehmen von dem Augenblick an, wo dieser der Fahne Luthers bescheiden sich anschloß.

In Ingolstadt, so wünschte es Reuchlin, sollte sein Großneffe Melanchthon seinen Wohnsitz aufschlagen, nachdem in Wittenberg der Sturm sich gemeldet. Zwar hatte er selbst, Reuchlin, Meister Philipp Schwarzerd 1518 an Kurfürst Friedrich von Sachsen als Lehrer des Griechischen und Hebräischen für seine Universität herzlich empfohlen. Und ein Verhältniß von seltener Innigkeit spiegelt sich noch damals in den gegenseitigen Anreden ab: „Sei mir gegrüßt, theuerster Capnio*), mein Vater; beschlossen ist Dir zu folgen, Dir zu gehorchen; wohin Du mich nur schickst, ich bin fertig zu gehen“ — und Reuchlin an den Scheidenden: „Ziehe aus Deinem Lande, aus dem Hause Deines Vaters und gehe in ein fremdes Land ..., da will ich Dich segnen und Deinen Namen erhöhen“.

Aber in Wittenberg blieb es für Melanchthon nicht bei Griechisch und Hebräisch. Die Genossenschaft mit dem Thesensteller von 1517 hat auch praktisch-kirchliche Gedanken in ihm lebendig gemacht. Reuchlin, der zu Ingolstadt im Hause von Johann Eck (!) wohnte, will seinen Philipp aus der schwülen Atmosphäre des nahenden kirchlichen Ungewitters zu sich hinüber retten. Es ist zu spät. Er könne nicht kommen, antwortet Melanchthon. Er werde zurückgehalten durch ein gegebenes Wort. Auch glaube er in Wittenberg zum Nutzen der Wissenschaft und zum Heile des Christenthums wirken zu können (Melanchthon an Reuchlin, 18. März 1520). Der Schluß war verständlich. Reuchlin bittet Melanchthon nicht mehr an ihn zu schreiben. Er entzieht demselben seine ihm bereits früher versprochene Bibliothek.

Zwar widersetzte er sich dem Ansinnen seines ingolstadter Hausgenossen, welcher auf Verbrennen von Luthers Schriften drang. Aber mit Recht weist L. Geiger eine jede Auffassung dieses Schrittes zurück, welche in Reuchlins Weigerung auch nur das geringste Zeichen von Sympathie für Luther erblicken möchte. Sympathie für die Freiheit der Ueberzeugung und die Freiheit der Rede — Antipathie gegen die unduldsame Verketzerungssucht, welcher auch sein „Augenspiegel“ zum Opfer gefallen war, — das waren die einzigen Beweggründe gewesen. — Auch in Tübingen, wo Reuchlin im Winter 1521 — 22 für das Griechische die Grammatik des Chrysoloras, für das Hebräische die des Moses Kimchi las, hat sich seine Arbeit mit ängstlicher Scheu die Gränze des rein wissenschaftlichen Gebietes mehr denn zu eng vorgezeichnet. Er sagte, er wolle besonders die letzte Zeit seines Lebens in voller Stille verleben, nach dem Schlafe des Epimenides sehne er sich. Das Gesammtbild aber seines Lebens und Charakters schildern zwei Selbstaussagen Reuchlins. An Th. Anshelm schreibt er am 13. Januar 1522: „Von den Hassern der Wissenschaft, von meinen Neidern und Bücherverbrennern bin ich genug und übergenug geplagt, von jener schlechten Pharisäerkaste als Märtyrer der hebräischen Sprache gegeopfert, gehetzt und zerfleischt worden. Einige haben dazu Beifall geklatscht, Menschen, welche das Unglück gebar, Schlechtigkeit groß zog, Schmeichelei erhielt. Ich verachte die Menge, ich verachte die Einzelnen, der Gelehrte lebt am besten in stiller Ruhe, das will auch ich thun“. Das war eine traurige Ausführung der kurzen Aeußerung, welche er schon 1519 in einem Brief an Pirkheimer von Ingolstadt ausgethan: „Ich bin nur noch ein halber Mensch; das Kleinod meiner Seele, meine Bibliothek habe ich (in Stuttgart) zurücklassen müssen“.

„Das Pergament ist das der heil'ge Brennen?“ — so fragten die Helden der Reformation, auch gelehrt, aber niemals durch die Gelehrsamkeit „halbe Menschen“ geworden; ganze Männer waren sie auch abgesehen von Kimchi und Chrysoloras und ihren Grammatiken. Dagegen sollte die volle Schwächlichkeit des Humanismus im Verhältniß zu den inhumanen Mächten der römischen Gedanken- und Willensknechtung noch in einem anderen Manne zum ewig denkwürdigen Ausdruck kommen.

Desiderius Erasmus von Rotterdam und sein Verhältniß zu Zwingli wie zu Luther bildet eine auffallende Parallele zur Geschichte von Reuchlins Beziehungen zu Philipp Melanchthon. Zwar nicht das wollen wir ihm

*) Uebersetzung des Namens Reuchlin.

Digitized by Google

zum obersten Vorwurf machen, daß die „Briefe der Dunkelmänner", jene etwas massive Verhöhnung der „tölpischen, genußsüchtigen, von dummer Bewunderung und fanatischem Haß beschränkten deutschen Pfaffen", ihm keine Freude gemacht haben. Auch Luther hieß den Verfasser der Briefe einen Hanswurst. Selbst das mag dem Erasmus hingehen, daß er in einem Brief an Cäsarins von Heisterbach die falsche Ironik auf den Schild erhob, welche in Kriegszeiten, die Personen schonend, nur die Sache vertreten will.

Aber sehr bemerkenswerth ist schon die allmähliche Abschwächung der freundschaftlichen Gesinnungen, welche eine kurze Zeit lang Zwingli mit Erasmus verbanden. Man sollte meinen, hier, wo der Ausgangspunkt der Reformation sehr viel weniger als in Deutschland die Welt des inneren und innersten religiösen Gefühlslebens, dagegen viel mehr die Welt der neu aufgeschlossenen theologischen und außertheologischen Erkenntniß war, hier sei ein inniger Zusammenschluß des Humanismus mit den kirchlichen Reformbestrebungen gleichsam nothwendig gewesen. Und in der That hören wir bereits im Jahre 1515 Ulrich Zwingli in Ekstase über den einzigartigen Mann, den er nicht lange vorher in Basel hatte aufsuchen dürfen, also reden: „Ohne Schmeichelei, Du bist mein Geliebter, mit dem ich mich unterhalten muß, bevor ich einschlafe. Wahrlich die Reise zu Dir gereut mich so wenig — einst gingen Spanier und Gallier nach Rom, den Livius zu sehen, wie der heilige Hieronymus erzählt —, daß ich mir einbilde, mir einen großen Namen gemacht zu haben, weil ich mich rühmen kann, daß ich den Erasmus gesehen, den um die Wissenschaften und die Erforschung der heiligen Schrift verdientesten Gelehrten, den von Liebe zu Gott und Menschen begeisterten Mann, der, was für die Wissenschaft verwendet wird, für sich verwendet glaubt; für den Alle beten sollten, daß ihn Gott gesund erhalte, auf daß die durch ihn aus Barbarei und Schulweisheit befreiten heiligen Wissenschaften erstarken und sich vervollkommnen und nicht in ihrem Aufkeimen schon ihres Vaters beraubt eine holde und sorgfältige Pflege vermissen. Habe ich Dir ja, dem Menschenbeglücker, um mit der Tragödie zu Ende zu kommen, spät freilich, aber doch schon längst geschenkt, was Aeschines dem Sokrates (obgleich ich mich ihm nicht gleichstelle). Aber nimmst Du dieses Geschenk, als Deiner nicht würdig, etwa nicht an, dann thue ich ein anderes hinzu — mehr als die von Alexander verschmähten Korinthier —, das ich nie Jemandem gab, noch einem Andern geben werde. Wenn Du es auch so nicht annimmst, so ist mir's genug, von Dir abgewiesen zu sein: denn nichts bessert das Leben gründlicher, als das Mißfallen solcher Männer. Denn Du magst wollen oder nicht, so wirst Du doch (wie ich hoffe) mich besser machen. Kurz, sieh mich als Deinen Diener an, brauche mich, wie Du willst, — und lebe wohl! — Aus Glarus den 29. April 1515".

Aber der edle Rausch des ersten Freundschaftsenthusiasmus verflog bald. Wenn Zwingli im Jahre 1522 seine „Ermahnung an die Landgemeinde von Schwyz" in die Oeffentlichkeit entläßt, um den Eigensinn der Treue gegen Rom in diesem Urkanton des Eigensinns zu brechen, so schreibt Erasmus ein Jahr darauf an Sylvester Prierias: „Des Sinnes bin ich allezeit gewesen, daß ich in meinen Schriften nichts habe dulden wollen, was mit der orthodoxen Lehre im Widerstreit wäre. Tausende sind aus Haß gegen den römischen Stuhl Luther geneigt und möchten gern einen Anführer haben, mich wird kein Engel und kein Mensch abfällig machen.... Ich bitte um die Erlaubniß orthodox sein zu dürfen". Und das Unglaubliche an Glaubensunterthänigkeit leistet Erasmus in einer Zuschrift an Willibald Pirkheimer vom Jahre 1527: „Bei mir gilt die Autorität der Kirche so viel, daß ich mit Arianern und Pelagianern stimmen könnte, wenn die Kirche deren Lehre gebilligt hätte. Vielleicht haben Andere mehr Geistesstärke, ich für meine Person finde nirgends Ruhe als in den zuverlässigen Aussprüchen der Kirche". Wie Reuchlin in Ludwig Geiger, so hat Erasmus in Stichart *) während des Jahres 1870 einen neuen Biographen gefunden, des Jahres, welches auch an der weiteren Verbreitung von Morikofers „Zwingli" und Heinrich Langs „Luther" wie auch des katholischen Historikers Kampschulte „Calvin" sich erfreuen durfte. Sticharts Buch ist hervorragend besonders durch die genaue Darstellung von der allmählichen Entwickelung oder vielmehr Verwickelung der Beziehungen zwischen Erasmus und Luther. Der Verfasser unterscheidet in feiniger Weise vier Stadien dieses vielleicht wichtigsten persönlichen Verhältnisses aus der Reformationszeit: die Zeit der „Uneingenommenheit" (1517—19), die Zeit der „zweideutigen Stellung" (1520—23), die Zeit des völligen Zwiespaltes (1524—28) und die Zeit bis zu des Erasmus Tode (1528—36), d. i. die Zeit

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1870.

Digitized by Google

seiner rückhaltslosen Ergebenheit gegen Rom. — Eine solche Devotion an die päpstliche Kirche, mit der er sich nach einer brieflichen Aeußerung an Papst Clemens VI. so verwachsen fühlt, daß „er lieber sterben will, als von ihrer Gemeinschaft abfallen" —, eine solche Devotion war dem Erasmus nicht natürlich und innerhalb seiner reiferen Mannesansichten nicht ursprünglich. Aristoteles, Euripides, Xenophon, Demosthenes, Isokrates, Plutarch, Lucian unter den Griechen, Cicero, Cato, Livius, Ovid, Suetonius, Seneca, Plinius unter den Lateinern, diese alten Meister alle, von deren Werken er kritische Ausgaben besorgte, hatten durch alle Textrecension hindurch in dem Geiste ihres neuen Herausgebers viel zu viel auch von ihrem klassischen Gehalte fruchtbar machen müssen, als daß die zerfahrene Weltanschauung eines demoralisirten Priesterthums vor dem Tribunal eines solchen Mannes hätte Gnade finden sollen. Seine satirischen Schriften, das „Lob der Narrheit", seine „Vertrauten Gespräche" werfen dieser geweihten und gesalbten Demoralisation und Ignoranz mit aller Offenheit den Fehdehandschuh hin, und an Stelle derselben empfehlen seine praktisch theologischen Schriften*) die Freiheit der persönlichen Religiosität, in welcher er die Vollendung des geistigen Individuums sieht.

Seine Ausgabe des Neuen Testamentes endlich, das Werk vieler Jahre emsigen unbeugsamen Fleißes, hat ihn mit den treibenden urchristlichen Ideen des reformatorischen Christenthums in so innige Berührung gebracht, daß Luther im März 1519 in der Hoffnung auf die Gewinnung dieses enthusiastisch verehrten Humanisten ihn also anredet: „Du unsere Zierde und unsere Hoffnung — wen gibt es, dessen Innerstes Erasmus nicht ganz und gar einnähme, den Erasmus nicht belehrte, in welchem Erasmus nicht herrschte? . . . Verzeihe, mein Erasmus, auch diesem Deinem geringen Bruder in Christo, der Dir in größter Liebe ergeben ist, übrigens aber bei seiner Unwissenheit nichts anderes verdiente, als daß er in einem Winkel begraben läge". Und Erasmus, obgleich er einige der heftigsten Angriffe aus Luthers Sendschreiben an den Adel deutscher Nation, insbesondere die gegen das Universitätswesen gerichteten, gestissentlich mildert, schließt dennoch seinen Antwortsbrief nach einigen Mahnungen zur Mäßigung und Besonnenheit mit den Worten: „Das erinnere ich nicht, daß Du es thust, sondern daß Du, was Du gethan, fort und fort thuest". So im Jahre 1519. Aber schon ein Jahr darauf nennt er solche Aeußerungen in einem Briefe an Thomas Morus „eine bloße rhetorische Höflichkeit". „Exsurge domine" so beginnt 1520 die Bannbulle Leo's X. gegen Luther — Erasmus hat dazu nichts zu bemerken, als daß es besser gewesen wäre, den Renitenten mit Liebe zu versöhnen. Er wünscht der „ganzen Tragödie" möglichst fern zu bleiben. Warum? Die neukirchliche Bewegung ist ihm zu sehr religiös und darum gleichgültig. Aus der Gleichgültigkeit aber erhebt sich der Kampf. Bereits 1524—27 sehen wir Luther und Erasmus im Streit über den freien oder den knechtischen Willen. Aus religiösem Motiv schreibt Luther über den unfreien Willen; der göttlichen Gnade soll Alles überlassen bleiben, dem menschlich-geistlichen Vermögen möglichst früh selbst das Bewußtsein der Widerstandsfähigkeit gegen Gott genommen werden. Ueber den freien Willen aber schreibt Erasmus — er ist der wissenschaftlich weit bedeutendere. Und doch so wenig Erfolg des Humanismus? Die Ursachen der humanistischen Unfruchtbarkeit sind diese:

1) Es fehlt dem Humanismus das leitende religiöse Motiv, welches allein geeignet war, eine auf Religionsentstellung beruhende Geistestyrannei zu brechen.

2) Es fehlt dem Humanismus von der Feder jener volksthümliche Sinn, welcher die gleichzeitigen Humanisten vom Schwerte beseelte — „ich hasse, ich verachte das Volk".

3) Es fehlt dem Humanismus jedes intensive Interesse an den praktischen Reformbestrebungen einer Zeit, welche gerade in diese ihren Schwerpunkt verlegt hatte. Aus diesem praktisch-kirchlichen Interesse heraus hat die religiöse Glut eines Luther in ihrer wahrhaft volksthümlichen Beredtsamkeit Wunder der Neugestaltung vollbracht, die er am wenigsten von sich selbst erwartet hatte.

Ein Humanismus dagegen, der ohne die Bibliotheken, sein „wichtigstes Kleinod", sich selbst nur als ein „halbes Wesen" erkannte, ein Humanismus, der sich sogar zu seiner Selbstvertheidigung impotent erwies, war weder geschickt noch würdig, an der religiösen Neugestaltung des Menschengeschlechtes thätig mitzuwirken.

Aus dem Staub der Bibliotheken gehen wohl „Märtyrer der hebräischen Sprache", aber keine Reformatoren hervor.

*) „Handbuch eines Christen", „Anweisung zum Gebet", „Anleitung zum Beichten", „Anweisung zur wahren Theologie", „Anweisung zum Predigen".

Digitized by Google

Literatur.

Der transatlantisch-exotische Roman und seine Hauptvertreter in der modernen deutschen Literatur. II. Kürzer können wir uns über den zweiten Hauptvertreter dieser Richtung, über Friedrich Gerstäcker fassen, der augenblicklich in diesem Fache wohl unbestritten dominirt und in dem die transatlantisch-exotische Romandichtung ihren umfassendsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden hat, wie er denn auch an Fruchtbarkeit von Keinem übertroffen wird. Kreyßig hat über diesen unermüdlichen Völkerwanderer und Länderdurchpilgerer, den er mit Recht den nie verlegenen und nie langweiligen Sindbad dieser ganzen Reise-, Jagd- und Abenteuerliteratur nennt, sein Urtheil dahin motivirt: „Seine nicht gering anzuschlagende Stärke liegt in den unerschöpflichen Combinationen, der immer spannenden Handlung, den ganz vortrefflichen Naturschilderungen und in der frischen Farbe der Autopsie", und wir unterschreiben dasselbe vollkommen. Seit dem Jahre 1837 fort und fort auf abenteuerlichen Fahrten um die ganze Welt und vorzugsweise durch Nord- und Südamerika begriffen, hat er eine so immense Fülle von Beobachtungen, Skizzen und Studien gemacht, daß es ihm möglich geworden, auf Grund derselben und mit Hülfe seiner regen, produktiven Phantasie in fast ununterbrochener Reihenfolge einen Roman nach dem anderen und Band auf Band von kleineren Erzählungen, Schilderungen und Mittheilungen erscheinen zu lassen. Was er an interessanten Gegenden, an merkwürdigen Sitten und Gebräuchen, an hervorstechenden Charakteren auf seinen Wanderungen gesehen und kennen gelernt, verwebt sich ihm im Nu mit ein paar Zuthaten seiner eigenen schöpferischen Kraft zu einer spannenden Geschichte — er illustrirt, könnte man sagen, seine merkwürdigen Fahrten durch Romane, und diese wieder finden in geographischer und ethnographischer Beziehung ihre Ergänzung durch seine ausführlicheren Reisebeschreibungen. Es ist etwas Eigenes um Gerstäckers Schriften; — sie sind nie tief, setzen nie das ganze innere Wesen des Lesers in Wallung und Erregung, aber sie fesseln vom Anfang bis zum Ende und hinterlassen einen ungemein wohlthuenden Eindruck durch reizende Landschaftsskizzen, anregende Daten über das Leben und Treiben in den fernen, fremden Ländern, durch ungekünstelte, lebenswahre Figuren und eine stets geschickt erfundene, naturgemäß durchgeführte Fabel — kurzum, sie bilden die angenehmste Unterhaltungslektüre für Alle, die nicht gerade in der Stimmung sind, sich in die tiefsten poetischen und psychologischen Probleme zu versenken, zumal sie stets von sittlichem Ernst getragen sind und gleichsam spielend den Geist durch eine Menge Wissensstoff bereichern. Am besten gelungen unter seinen amerikanischen Romanen sind wohl „Die Regulatoren in Arkansas" mit ihrer Fortsetzung: „Die Flußpiraten des Mississippi". Eine lebendige Handlung, getreu der Natur abgelauschte Züge in der Charakterzeichnung der auftretenden Personen, duftige Stimmungsbilder aus den fernen Regionen des Westens mit ihren schweigenden Urwäldern und ein gewissermaßen historischer Hintergrund zeichnen dieselben aus, und auch die psychologische Entwickelung, z. B. in dem heuchlerischen Methodistenprediger und der trefflichen Marion, ist eine fesselnde und wahre. Nicht minder glückliche Würfe hat er in den drei Lebensbildern aus Kalifornien, Java und Brasilien, „Gold", „Unter dem Aequator" und „Die Kolonie" — an welches letztere sich der in Deutschland spielende Roman „Eine Mutter" anschließt — gethan. Anschauliche Bilder aus Australien liefern die beiden dort spielenden Romane „Die beiden Sträflinge" und „Im Busch", in denen es Gerstäcker gelungen, selbst der monotonen Scenerie der australischen Wildnisse mit ihren endlosen, tristen Malleybüschen und Gumbäumen ein poetisches Gepräge zu leihen. Die früheren Zustände des Landes werden uns klar vorgeführt und alle Klassen der Gesellschaft, bis zu den Schwarzen und Buschkrähndschern herab, sind durch gelungene Typen fixirt. Der magische Reiz des Goldes vor Allem und die wahnsinnige Gier des Menschen danach findet in der zuletzt genannten Erzählung einen ergreifenden Ausdruck. Ein erschütterndes Charakterbild aus der Südsee gibt uns sein „Tahiti", und die beiden Gestalten der eingeborenen Mädchen, Sadie und Aumama, sind schöne poetische Gebilde. Ein besonderes Interesse gewinnt dasselbe und ebenso sein zweiter in der Südsee spielender Roman „Die Missionäre" noch dadurch, daß der Autor mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und vernich-

Digitized by Google

tender Kritik die vielen Schäden und Mängel des christlichen Bekehrungswesens auf jenen göttlich schönen Inseln mit ihrer kindlich harmlosen Bevölkerung bloßlegt. Die oft verkehrte, ja geradezu verwerfliche Art und Weise, mit der jene primitiven Naturmenschen ihren altehrwürdigen Gebräuchen abspänstig gemacht werden, und nicht selten Haß und Zwietracht in ganze Familien und Stämme gesäet wird, ist von ihm aufs Bitterste gegeißelt, und wir theilen ganz seine Ansicht, daß es weit vernünftiger wäre, jene armen und doch wieder so reichen Tropenkinder erst durch allmähliche, geschickte Leitung und Unterweisung auf eine höhere Kultur- und Bildungsstufe zu heben, als ihnen bei ihrer harmlosen Unbefangenheit und rührenden Unwissenheit gleich zum Beginn mit Gewalt eine neue, unverständliche, ihrer glühenden Phantasie gar nichts bietende Religion aufzwingen zu wollen, die sie allenfalls zu Heuchlern und frömmelnden Duckmäusern, schwerlich aber zu wahren Christen machen kann. — Besondere Hervorhebung verdient ferner unter Gerstäckers Werken sein „Nach Amerika", ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes mit einer glänzenden Reihe vorzüglicher Auswanderer-Typen. Auch seine „Reisen um die Welt" sind ein hübsches Familienbuch, das, ohne tiefere wissenschaftliche Forschungen zu bieten, am Faden einer einfachen Erzählung den Leser mit dem Neuesten und Wissenswerthesten aller fremden Länder bekannt macht. In diesem Genre hat unser Autor übrigens eine ganze Menge Schriften veröffentlicht, so die „Jagd- und Streifzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's", sein Erstlingswerk, die „Mississippibilder", „Amerikanische Wald- und Strombilder", „Kalifornische Skizzen", „Inselwelt" und viele andere. In seinen neuesten Werken, wie „Unter den Penchuenchen" und „Die Blauen und die Gelben" wird er etwas breit und läßt sich hie und da zu sehr gehen, so Anerkennenswerthes er auch immer noch leistet; und der gesunde Mutterwitz, der ihm innewohnt und der ihm besonders derbe Biedermänner und orginelle Käuze köstlich gelingen läßt — ich erinnere nur beispielsweise an den wunderlichen Jeremias in der „Kolonie", den Kapitän Bucker in „Im Busch", den Zachäus Maulbeere in „Nach Amerika", den Klempner Lischke und Dr. Spiegel in den „Sträflingen" — verirrt sich manchmal in ein Gebiet des Humors, dem er denn doch nicht ganz gewachsen ist. Soeben ist ein neuer vierbändiger Roman „In Mexiko" von ihm erschienen, der den tragischen Untergang des Kaisers Max zum Vorwurf hat. —

Einige Berührungspunkte mit Gerstäcker gemein hat Ernst Freiherr von Bibra, der aber sonst in jeder Beziehung weit unter ihm steht und überhaupt nie recht über den Dilettantismus in seinen Schriften hinausgekommen ist. Auch er verarbeitet seit längerer Zeit den reichen Schatz seiner Reiseerlebnisse zu Erzählungen, Novellen und größeren Romanen — aber von künstlerischer Anlage und Durchführung ist wenig zu bemerken, alles ist abgerissen und fragmentär; und wenn er einmal an einer Stelle die Bemerkung macht, eine gewisse Vielseitigkeit sei unerläßlich, wenn man Erzählungen schreiben wolle, so ist das zwar richtig, aber jedenfalls darf man darin nicht so weit gehen, durch allerlei Exkurse den eigentlichen Faden der Handlung fort und fort zu unterbrechen, und muß sich vor Allem Zeit nehmen, die vorgeführten Personen uns in Herz und Gemüth, in ihrem innersten Wesen anschaulich zu machen, sie wirklich psychologisch zu vertiefen, was bei ihm sehr selten der Fall ist. Auch ist der Stil nicht immer korrekt und die Satzfügung oft schleppend. Wir wollen aber durch diese Ausstellungen durchaus den Bibra'schen Schriften ihren Werth nicht absprechen — nur liegt dieser nicht in dem poetischen und ästhetischen Gehalt derselben, sondern lediglich in dem äußerlich verarbeiteten Rohstoff, in der Menge von Detailschilderungen, Kulturbildern und Skizzen aller Art aus Südamerika, die der Wirklichkeit nachgeschrieben sind und daher auch durchweg das Gepräge der Naturwahrheit tragen, gerade wie bei Gerstäcker. So vielseitig wie dieser ist er nun freilich nicht, da er sich immer in demselben Kreise bewegt, in Chili, Peru und Brasilien, aber diese relative Beschränktheit hat auch wieder manches Gute — sie hat dem Autor wenigstens auf diesem Gebiete Anlaß zu größerer Gründlichkeit und zu genauerem Studium des Volkscharakters wie der nationalen Institutionen gegeben. Am besten, auch nach der Seite der poetischen Komposition, weil am schlichtesten, einfachsten und natürlichsten, sind seine „Erinnerungen aus Süd-Amerika" und „Aus Chili, Peru und Brasilien", Sammlungen kleinerer Novellen kulturhistorischer Art, die uns mit allen Seiten des südamerikanischen Naturells bekannt machen und mannichfache Belehrungen bieten. So ist die Erzählung „Juana" gerade durch ihre schmucklose Ausführung ansprechend, „Die büßende Magdalena" auch psychologisch nicht ohne einigen Reiz.

Digitized by Google

„Ein muthiges Herz" und „Die Geschichte von der schönen Melusine" von hübscher humoristischer Färbung. Besonders in Schmuggler- und Gaunergeschichten — einem ästhetisch freilich sehr niedrig stehenden Genre — leistet Bibra viel, wie gleich die erste Erzählung „Contrebando" in den „Erinnerungen" zeigt. Seine größeren, hauptsächlich auf amerikanischem Boden spielenden Romane, wie „Ein Juwel", „Hoffnungen in Peru" und andere, haben am meisten von den oben gerügten Mängeln, obwohl der Autor hie und da ganz gute Anläufe zur Charakterzeichnung macht, einzelne ganz reizende Stimmungsbilder liefert und oft nicht ohne treffenden Humor ist. Fast durchgängig behandeln seine südamerikanischen Lebensbilder Stoffe aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, aus der Zeit der Unabhängigkeitskriege Chili's und Peru's gegen das Mutterland Spanien, und diese Epoche der Geschichte ist denn auch recht klar und lebendig gestaltet. Wie vielfach Gerstäcker, hat auch Bibra neben seinen eigentlichen transatlantischen Schriften manche rein auf deutschem Boden spielende Erzählungen geschrieben, so mehrere Novellen in „Erlebtes und Geträumtes" und den dreibändigen Roman „Die Schatzgräber" mit einigen gut erfundenen Figuren, z. B. dem alten Geizhals Spianter, der aufgeklärten Jungfrau Käsinger ꝛc., und geschickter Benutzung der Volkssagen und des Volksaberglaubens in Bezug auf verborgene Schätze, Wünschelruthen und ähnliche Dinge. Aber im Ganzen machen doch die meisten seiner schriftstellerischen Erzeugnisse ungefähr den Eindruck wie Garibaldi's Romane — sie lassen bedauern, daß der Verfasser nicht einfach in Memoirenform seine reichen Erfahrungen niedergelegt hat, statt sich auf das etwas gefährliche Gebiet dichterischer Komposition zu wagen. —

Eine ganz eigenthümliche Stellung in dieser Gruppe nimmt Otto Ruppius ein, dessen Schriften von ihrem ersten Erscheinen an ein ungewöhnliches Interesse wachgerufen und sich rasch zu einer Lieblingslektüre in deutschen Familienkreisen aufgeschwungen haben. Und das aus guten Gründen! Er hat unter allen Autoren dieser Richtung in seinen amerikanischen Erzählungen, vielleicht mit Ausnahme des „Prairieteufels", am wenigsten spezifisch Transatlantisches und Exotisches — überall spielt ächt deutsches Leben, Kämpfen und Ringen um das Dasein auf fremdem Boden die Hauptrolle; deutsches Herz und Gemüth mit allen seinen Liebenswürdigkeiten und Wunderlichkeiten bildet stets den Mittelpunkt, um den sich die anmuthig erfundene Handlung dreht. Ein warmer, treuherziger, Jeden ansprechender Ton geht durch alle seine Schilderungen hindurch, seine Darstellung ist volksthümlich und, wenn auch ohne glänzende Farbenpracht, doch von treuer Lokalfarbe. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, und den ihm besonders Kreysig mit scharfen Worten gemacht, ist die etwas übertriebene Deutschthümelei, die allzu große, einseitige Bevorzugung seiner jungen deutschen Helden mit ihrer liebenswürdigen Unwiderstehlichkeit gegenüber den Yankees und die vielfache Wiederkehr ähnlicher Motive und Situationen. Seine beiden besten Erzählungen sind „Ein Deutscher" und „Der Pedlar", allerliebst geschriebene Bilder aus dem amerikanischen Gesellschaftsleben, die durch ihre Gemüthstiefe ungemein fesseln. Neben den reizenden Mädchenfiguren, den verschiedenen Typen deutscher und amerikanischer Männer ist es vor Allem die Gestalt des alten jüdischen Hausirers, die als wohlgelungen zu bezeichnen ist, wenn sie auch etwas an den Schewa in Cumberlands „Juden" und den wackeren Sohn Israels in Iffland's „Dienstpflicht" erinnert. Höchst anziehend sind seine „Genrebilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben", in denen die Leiden und Freuden deutscher Einwanderer durch die mannichfachsten Lebenslagen hindurch geschildert werden; ebenso seine Erzählungen: „Im Westen", Skizzen aus dem Hinterwäldlerleben, unter denen „Mary Kreuzer" und „Buschlerche" den ersten Rang einnehmen. „Geld und Geist" behandelt den schon vielfach poetisch verwertheten Gegensatz in neuer und spannender Weise, und ein ähnliches Motiv liegt der halb in Deutschland, halb in den Vereinigten Staaten spielenden Erzählung „Zwei Welten" zum Grunde. Am meisten glänzendes Kolorit und romantische, vielfach freilich auch im schlechten Sinne romanhafte Verwickelungen hat sein „Prairieteufel", in welchem die nach Coopers Lederstrumpf gezeichnete Figur des alten derben Trappers Eisenfaust das Hauptinteresse für sich in Anspruch nimmt. — Dieselben Vorzüge nun, die sich in diesen amerikanischen Schilderungen geltend machen, bekunden sich auch und vielleicht in noch höherem Maße in seinen könig geschriebenen Bildern „Aus dem deutschen Volksleben", sowie in der jüngst in Schönleins „Illustrirter Familienzeitung" aus seinem Nachlaß veröffentlichten norddeutschen Dorfgeschichte „Lebenskämpfe". Das ist ächtes gediegenes Gold, wie es sich in wenigen Erzählungen gleichen Genres findet, und nur Wenige haben es ver-

Digitized by Google

standen, so tiefe Blicke ins Volksleben, in das Denken und Fühlen des Handwerkers, Bauern, Schulmeisters, Landpfarrers ꝛc., in den Trotz und Hochmuth wie in die Demuth und Herzensgüte des niederen Mannes zu thun und allen seinen guten und bösen Eigenschaften einen so klaren und glänzenden Spiegel vorzuhalten wie Ruppius. Es ist dies Buch wohl sein bedeutendstes, und dasselbe gewinnt noch an Werth durch den Geist der Freisinnigkeit, des heiligen Eifers gegen Pietismus und Heuchelei, der das Ganze durchweht. —

Neuerdings sind nun endlich noch zwei Poeten auf dem Gebiete des transatlantischen, specifisch nordamerikanischen Romans aufgetreten, die an Produktivität den bis jetzt genannten keineswegs nachstehen, Armand und Balduin Möllhausen. Beide sind vollkommen in sich fertige und originelle Schriftsteller von ausgeprägt charakteristischer Färbung und beide kennen ebenfalls den Grund und Boden, auf dem die Gebilde ihrer Phantasie sich bewegen, die Menschen, die sie vorführen, die Landschaftsscenerie, die sie zur Staffage wählen, aus langjähriger eigener Beobachtung. Beide haben auch das mit einander gemeinsam, daß sie sich in ihren Hauptwerken so ziemlich auf ein bestimmt abgegränztes Terrain beschränken, Armand auf die texanische Frontière, auf die äußersten von Weißen betretenen Gebiete an der Indianergränze, Möllhausen auf die Region der Felsengebirge und das Plateau von Neu-Mexiko. Im Uebrigen aber weichen sie sehr entschieden von einander ab und haben jeder bestimmte individuelle Eigenthümlichkeiten. Was zunächst Armand (pseudonym für Strubberg) betrifft, so leistet er das Bedeutendste auf ethnographischem Gebiet, und hierin wird er wohl nur von Sealsfield übertroffen. Weit schwächer steht es um die eigentlich künstlerische Seite seiner zahlreichen Romane — sie sind, wenn auch poetisch denen Bibra's überlegen, doch nicht selten gleich diesen etwas dilettantenmäßig komponirt. Zwar weiß er tragische Konflikte hie und da recht geschickt zuzuspitzen und zum richtigen Austrag zu bringen, aber ebenso oft ist die Tragik, besonders der tragische Ausgang seiner Erzählungen keineswegs genugsam motivirt und hinterläßt im Leser einen unbefriedigenden, unharmonischen Eindruck, zumal wenn Alles auf einen glücklichen Abschluß hinweist, und am Ende doch ganz schuldlose Personen dem Schicksal erliegen und untergehen, ungefähr in ähnlicher Weise, wie es in dem genialen, aber wunderlichen Erstlingsdrama Heinrichs von Kleist, in der „Familie Schroffenstein" der Fall ist. Es ist leider in vielfacher Beziehung lebenswahr, aber den poetischen und ästhetischen Gesetzen nicht konform. Wahrscheinlich rührt es hier von der sich oft geltend machenden pessimistischen Weltanschauung des Autors her, der, durch schwere Schicksale mit der Welt zerfallen, aus Ueberdruß an der Menschheit in die Wildniß sich geflüchtet, in welcher er bekanntlich viele Jahre hindurch als ächter Pionier und Frontiermann gelebt und gewirkt, wie er denn auch häufig — nicht gerade zum Vortheil für die Illusion des Lesers — sich selbst in der dritten Person redend und handelnd einführt. Wirklich abgerundet und auch von poetischer Bedeutsamkeit sind seine drei Novellen: „Die Quadrone", „Die Mulattin" und „Die Negerin", die unter dem Gesammttitel „Schwarzes Blut oder Sklaverei in Amerika" erschienen sind und in höchstem Grade das Mitgefühl für die unglücklichen Sklaven und vor Allem diejenigen unter ihnen wachrufen, die, wie die Quadronen fast immer, durch äußere Schönheit, inneren Geistesadel und ausgezeichnete Bildung den Weißen nicht nur ebenbürtig zur Seite stehen, sondern sie nicht selten sogar bedeutend in den Schatten stellen. Alle drei Novellen zeichnen sich durch gesunde Exposition, richtige Entwickelung und naturgemäßen Abschluß aus — in der letzten wird außerdem noch ein lebendiges Bild von den Kämpfen der verschiedenen Negerstaaten untereinander im Inneren Afrika's entworfen. Ein Gleiches läßt sich dem vierbändigen Roman „An der Indianergränze" nachrühmen, einem seiner besten und farbenreichsten Gemälde. Der Held Farnwald ist ein Seitenstück zu Armand selbst, auch er hat sich von der Welt in behagliche Ruhe und Wunschlosigkeit zurückgezogen, aber der Strudel des civilisirten Lebens erfaßt ihn doch wieder gegen seinen Willen und er muß mit diesen Wogen schwimmen, wie es denn ja auch dem wahren Manne weit mehr geziemt, mit dem Geschick unerschütterlich bis zum letzten Athemzug zu ringen, als sich resignirt in der Blüthe seiner Kraft der Welt und dem Leben zu entziehen. Das Poesievollste, das Armand je geschaffen, ist die kleine, Farnwalds Liebesidyll mit der Indianerin Owaja und deren tragisches Ende schildernde Episode im Anfang dieses Buches, die ein reizendes Epos für sich bildet und mit der übrigen Erzählung in fast gar keinem Zusammenhange steht. Der Ton darin ist gut getroffen und das liebliche Naturkind meisterhaft

Digitized by Google

gezeichnet, wie denn Armand überhaupt unter seinen Personen die weiblichen und zwar vorzugsweise diejenigen am besten gelingen, die auf der Gränzscheide der reinen Natur und der „übertünchten Höflichkeit" moderner Civilisation stehen oder geradezu ihrer Abstammung nach Mischlinge sind, die halbcivilisirten Urwaldssprößlinge, die Halbindianerinnen, Quadronen und Mulattinnen. Eine weitere Ausführung dieser Owaja bildet die ebenfalls durch Indianer ihres eigenen Stammes den Tod findende Kionata und noch mehr die Leonide in dem dreibändigen Werke des Autors „Aus Armands Frontierleben", in welchem er seine eigenen Schicksale an den schönen Ufern der Leonte, wo er sich mit zwei deutschen Leidensgenossen ein Blockhaus errichtet, in romantischer Färbung erzählt. Die Halbindianerin Leonide, die trotz aller ihrer Bildung sich doch nicht ganz von dem alten Indianerglauben losfagen und den Widerspruch, den die Natur in sie gelegt, nicht überwinden kann, ist trefflich durchgeführt, nur Schade, daß ihr Tod ganz unmotivirt durch einen Blitzstrahl erfolgt und somit einen sprechenden Beleg für das obige Urtheil über Armands oft unkünstlerische Komposition liefert, wie das noch stärker in seinem ganz barocken „Sprung vom Niagarafalle" hervortritt. Was aber am meisten an diesen letztgenannten Werken fesselt und entzückt, das ist die Fülle von Kultur- und Sittenbildern aus dem Farmer- und Frontierleben, wie nicht minder aus dem der angränzenden Indianerstämme, und die berauschende Pracht seiner Naturschilderungen, in denen er mit Sealsfield wetteifert. Darin liegt, wie schon oben angedeutet, sein eigentliches Talent, und wie durch einen Zauber fühlen wir uns bei dem Lesen seiner Schriften mittenhinein versetzt in jene paradiesischen Himmelsstriche mit ihrer tropischen Vegetation, wo die üppigsten, von den buntesten Blumen überfäeten unabsehbaren Prairien, durchzogen von riesenhaften prächtigen Waldstrichen, ihre saftig grüne Decke ausbreiten — wo in wildem unbändigen Lauf die krystallklaren Gewässer von den Bergen herab durch sie hinlaufen und ihre schäumenden Fluthen den gewaltigen Strömen zurollen, die sich in den Golf von Mexiko ergießen, — wo die Cordilleren ihre eisgekrönten sonnigen Häupter erheben, Riesenhirsche und flüchtige Gazellen, Büffel, Jaguare und Bären allein die majestätische Ruhe des schweigenden Urwaldes unterbrechen, und der Mensch, der kühne Pionier der Wildniß, Herr der Welt um sich her ist, so weit das Auge reicht, ohne Sorge, Schmerz, Unruhe und Leidenschaften! Sein Roman „In Mexiko" führt uns ein in die hartnäckigen Kämpfe Mexiko's unter dem verschmitzten Santa Anna gegen die Vereinigten Staaten im Jahre 1846 und den folgenden. Die Handlung ist etwas stark durch überraschende Knalleffekte gewürzt, aber im Uebrigen bekunden sich auch hier Armands eben gerühmte Vorzüge in der schönsten Weise; und jene herrlichen Landschaftsskizzen, jene duftigen Stimmungsbilder aus den wunderbaren Tropennächten, jene Typen der mexikanischen Bevölkerung, die eine Art Ergänzung zu denen Sealsfields im „Virey" und im „Süden und Norden" bilden, vergißt man so leicht nicht wieder. Angehängt sind diesem Buche eine Anzahl Gedichte aus den Cordilleren, die unter dem begeisternden Eindrucke jener Gegenden entstanden sind und im Kolorit etwas an Freiligrath erinnern, wenn sie in der Form auch oft vernachlässigt sind. Recht anziehend ist „Saat und Ernte"; weniger dagegen „Ralph Norwood", der zwar zu seinen an Abwechselung und Menge der vorgeführten Scenen aus dem amerikanischen Leben reichsten Produkten gehört, aber durch allzu gehäufte Schändlichkeiten und Gräuel auf der einen und unverschuldete Leiden auf der anderen Seite abstoßend wirkt. Das Beste darin sind die Episoden, in denen die Seminolen und ihr gewaltiger Häuptling Tallihadjo auftreten, und die glanzvolle Beschreibung des Triumphzuges, den der berühmte Lafayette noch am Abend seines Lebens durch ganz Nordamerika gehalten. Eine noch ganz subjektive Schilderung seiner eigenen Erlebnisse und Abenteuer bis zur verzweifelten Flucht an die äußersten Enden von Texas gibt Armand in seinem größeren Erstlingswerk „Bis in die Wildniß", das Philipp Hoffmeister in seiner Vorrede dazu ein in seiner Art einzig dastehendes Werk von bleibendem Werthe für die Literatur nennt. Die wahrhaft staunenerregende Fülle des darin verarbeiteten Materials läßt sehr gut die Anwendung des bekannten, auch von Hoffmeister citirten Goetheschen Spruches: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant!" auf dieses mit Recht vom Autor „Reiseroman" betitelte Werk zu. Etwas Reiseroman sind überhaupt alle Armandschen Schriften, an einer bestimmten Stelle der Handlung einsetzen und das Vorhergehende in die Exposition verweben — das versteht er nicht recht. Er erzählt von vorn an, unbekümmert darum, ob das Uninteressante und Unwesentliche gerade

Digitized by Google

so viel Raum einnimmt wie das wirklich Bemerkenswerthe. Das zeigt sich auch in „Alte und neue Heimat“ und in dem sehr zerfahrenen „Crösus von Philadelphia“, in welchem die beredte Feier des schönen, warmen, ewig grünen Louisiana noch das meiste Interesse wachruft. Eine unterhaltende und belehrende Lektüre besonders für die Jugend bilden seine „Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer“. —

Ein weit bedeutenderer Künstler nun und ein Poet im vollen Sinne des Wortes ist Möllhausen, der auch in zwei großen Reisewerken: „Tagebuch einer Reise vom Missisippi nach den Küsten der Südsee“ und „Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's bis zum Hochplateau von Neu-Mexiko“ die wissenschaftlichen Errungenschaften niedergelegt hat, die er als Topograph und Zeichner bei verschiedenen vom Gouvernement der Vereinigten Staaten ausgerüsteten Expeditionen gemacht. Die große Reihe seiner Romane zerfällt nun in zwei scharf von einander getrennte Gruppen — in solche nämlich, und das sind die früheren, die rein auf amerikanischem Boden spielen, und in die späteren, die alle dasselbe gemeinschaftliche Merkmal haben, daß sie die Fäden zweier, in der alten und der neuen Welt gleichzeitig spielender Handlungen allmählich ineinander verflechten und zu einem Gesammtabschluß bringen. Beide Gruppen aber legen in gleicher Weise für die Hauptverdienste des Autors, brillante Darstellung, farbengesättigte, aber nie phantastisch übertriebene Zeichnung der Scenerie und ächt psychologische Vertiefung, Zeugniß ab, und die Romane der letzteren sind in mancher Beziehung poetisch noch bedeutender als die der ersteren, wenngleich die eigentliche Erfindung, Schürzung und Lösung des Knotens, der einheitliche Gang der Handlung oft nicht so konsequent ist in ihnen wie in den früheren Werken, eben weil sie auf räumlich so weit von einander getrennten Gebieten gleichzeitig fortgeführt werden. Die erste Reihe umfaßt die größeren Romane: „Das Mormonenmädchen“ und „Der Halbindianer“ mit seinen beiden Fortsetzungen, „Der Flüchtling“ und „Der Mayordomo“, die Erzählungen aus dem westlichen Nordamerika: „Nord und Süd“, sowie die beiden Novellen, Schilderungen und Skizzen enthaltenden Schriften: „Palmblätter und Schneeflocken“ und „Reliquien“. Poetisch weitaus das hervorragendste und überhaupt eines der gelungensten Erzeugnisse unserer modernen Romanliteratur ist das „Mormonenmädchen“, ein prächtiges Bild aus dem Kriegszuge der Vereinigten Staaten gegen die wunderlichen „Heiligen der letzten Tage“ am Salzsee im Jahre 1857—58. Licht und Schatten sind darin in das rechte Verhältniß gesetzt, und die Durchführung der Repräsentanten amerikanischer wie indianischer Race, der Typen des fanatischen Mormonenpriesterthums, sowie vor Allem der beiden Schwestern Hertha und Editha läßt überall die Hand des ächten Künstlers erkennen. Und wenn Möllhausen in der Einleitung erklärt, daß ihn bei Abfassung dieser und anderer Erzählungen der Wunsch geleitet habe, das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, die Natur nebst Allem, was sie belebt, mit Vorliebe zu schildern, und hinzufügt: „Das Ehrfurchtgebietende und Grausige der Natur empfinden wir mit andächtigerer Verehrung und tieferem Schrecken, weil wir das menschliche Geschick wie ein schwaches Rohr davon erdrückt zu sehen fürchten; das Lächeln der Natur dagegen dringt inniger zum Herzen, weil es einen erhabenen Gegensatz bildet zu den empörten Leidenschaften der Menschen“, so hat er darin wohl selbst am richtigsten seinen Standpunkt gekennzeichnet, und die Totalwirkung seines „Mormonenmädchens“, sowie der in den Felsengebirgen und Neu-Mexiko spielenden Romane „Halbindianer, Flüchtling und Mayordomo“ ist eine noch weit größere, als er selbst geahnt. In „Nord und Süd“ ist die bedeutendste Erzählung „Alice Ludlow“, die den fanatischen Haß zwischen Nord und Süd während des großen amerikanischen Krieges mit brennenden Farben malt. In den „Reliquien“ hat Möllhausen, ähnlich wie Armand, das freie Trapper- und Jägerleben in der herrlichen Natur, im Grün der Steppe, in der reinen Gebirgsluft, am frischen Quellwasser, im Schneesturm und Prairiebrand gefeiert und jenen kühnen Pionieren der Wildniß ein Denkmal gesetzt, „die trotz ihrer zahlreichen Fehler, ihrer vielen Kontraste und Widersprüche noch lange glanzvolle Gestalten zu romantischen Schilderungen liefern werden“. Tief und wahr ist auch seine Klage über die unselige systematische Ausrottung des edlen Wildes sowohl als auch der unglücklichen Rothhäute, mit denen die letzte Poesie des amerikanischen Kontinents schwindet, eine Poesie, „die nicht durch Eisenbahnen, nicht durch Brennereien und Fabriken, nicht durch eine gewissenlose innere Politik, noch durch salbungsvolle Lehren fanatischer Priester ersetzt werden kann“. —

Das Eigenthümliche der zweiten Gruppe von Möllhausens Romanen haben wir schon oben charakterisirt, und wir wollen hier nur

Digitized by Google

noch einmal das Bedenken geltend machen, daß denn doch in der Verknüpfung von so entlegenen Orten etwas allzu stark Romanhaftes auch in noch so geschickt erfundene Stoffe hinein kommt, ein Bedenken, das der Autor selbst gefühlt, da er sich im „Meerkönig" zu rechtfertigen sucht durch die Bemerkung: „Durch das Wachsthum der Verkehrsmittel hören aber die Entfernungen auf, und in Zwischenräumen von vielen hundert Meilen finden Ereignisse statt, welche durch die an denselben betheiligten Personen in naher Beziehung zu einander stehen. Freilich erhalten dadurch ihre Erlebnisse einen die Begriffe des Alltäglichen weit überschreitenden, scharf hervortretenden Charakter des Romantischen. Erleichtert wird aber die Bearbeitung solcher Stoffe, wenn der Erzähler durch eigene Anschauung hinlängliche Ortskenntniß sich erworben hat, um die Scenerie jedesmal mit der Handlung in Einklang bringen zu können". Daß er das Letztere in hohem Maße verstanden, wird man dem Autor nicht absprechen können, und so mag man denn über das angeregte Bedenken leichter hinweggehen. Es gehören nun zu dieser Kategorie seiner Romane die halb am Rhein, halb im Stromgebiet des Missouri spielende Erzählung „Die Mandanenwaise", ferner „Der Meerkönig", „Der Hochlandspfeifer", „Der Patenlieutenant" und das „Hundertguldenblatt". In allen zeigt Möllhausen sich gleich stark als Charakteristiker; er hat eine Reihe von Charakterköpfen geschaffen, die nur den englischen von Dickens und den deutschen von Spielhagen zu vergleichen sind, in jedem Zuge originell und lebenswahr. Hervorzuheben unter ihnen sind der Oberstlieutenant, der Krüppel Anton, das närrische Fräulein Brüsselbach in der „Mandanenwaise"; der köstliche Doktor Bergmann mit seinem probaten Beruhigungsmittel für alle Aufwallungen, die Gräfin Renata, der wilde Strandräuber Stephens mit seiner holden Tochter Jessie, der Armenvorsteher mit seinem würdigen Sproß im „Meerkönig"; der Förster und Schulmeister, der Major Hainfeld, der sogenannte Patriarch, mit seiner neckischen Gabriele, der Bremse, wie er sie scherzhaft nennt, der alte Hochlandspfeifer im Roman gleichen Namens; der Kärrner Braun mit seinem Weibe und der Professor im „Pirateulieutenant"; endlich die verschiedenen Hinterwäldler, die leidenschaftliche Südländerin Flora, der von Leibes- und Seelenschmerzen gefolterte Horst und seine Jugendgeliebte, der alte Leonhard, bei dem die Sammelwuth zur Manie geworden, und das prächtige Ehepaar Sandel im „Hundertguldenblatt". Ein weiteres Hauptfeld der Möllhausenschen Muse ist das Zeichnen von reizenden Genrebildern, wie sie sich besonders im „Hochlandspfeifer" in den Dorf- und Waldscenen finden, und das Ausmalen von Geistes- und Seelenqualen, wie in demselben Roman die Figur des von Furien gehetzten, von Reue gefolterten Mörders Mac Leary aufs Schlagendste beweist, ein Seitenstück übrigens zum Bob in Sealsfields „Kajütenbuch". Endlich steht ihm hin und wieder ein wahrhaft Dickensscher Humor mit jener eigenthümlichen Mischung von heiterem Scherz und tiefernster Wehmuth zu Gebote, und in dieser Beziehung sind z. B. die Beobachtungen und Bemerkungen des „Wettermännchens" im „Hochlandspfeifer" ein kleines Kabinetsstückchen. Als Ganzes betrachtet ist der „Meerkönig" unter diesen Romanen wohl die beste Leistung Möllhausens, deren Motive auch in den späteren sich vielfach wiederholen. Wir wünschen dem Autor noch eine lange Produktionsfähigkeit und hoffen die an ihm gerühmten Vorzüge auch in seinem neuesten, kürzlich in Wachenhusens „Hausfreund" angefangenen Roman „Der Kesselflicker" wieder anzutreffen. — Dr. Hermann Ethé.

Nekrolog.

Baden, August, Hofrath, Schriftsteller, namentlich im Fache der Publicistik, vorzugsweise durch Schriften über Lessing und Goethe bekannt, † am 10. März in Erlangen.

Gervinus, Georg Gottfried, Dr., einer der vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber, besonders im Gebiete der Literaturgeschichte, † am 18. März zu Heidelberg. Am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren, hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet; aber mit eiserner Energie ermöglichte er es noch, zu studiren. Er ging 1826 nach Gießen, 1827 nach Heidelberg, woselbst Schlossers Vorlesungen für ihn entscheidend wurden. Nachdem er kurze Zeit in Frankfurt a. M. als Lehrer thätig gewesen und sich dann in Heidelberg habilitirt hatte, bereiste er 1832 Italien, wurde 1835 außerordentlicher Professor und im Jahre darauf zu einer ordentlichen Professur für Geschichte und Literatur nach Göttingen berufen. Als einer der berühmten „Göttinger Sieben", die gegen den Verfassungsbruch Ernst Augusts 1837 protestirten, seines Amtes enthoben und des Landes verwiesen, lebte er in Darmstadt, dann in Heidelberg und ging im Frühjahr 1838 wieder nach Italien. Nach seiner Rückkehr ließ er sich dauernd in Heidelberg nieder, wo er 1844 als Honorarprofessor an der Universität angestellt wurde und bis Mitte der fünfziger Jahre in dieser Stellung blieb. Im Jahre 1848 wurde er von den Hansestädten zu Vertrauensmann in den Bundestag berufen und arbeitete als solcher mit an dem neuen Bundesverfassungsentwurf der „Siebzehn". Als Abgeordneter eines preußischen Wahlbezirks gehörte er der Frankfurter Nationalversammlung an und hielt sich zu der Gagernschen Partei, die durch Zahl und Kapacität ihrer Mitglieder fast überall den Ausschlag gab. War er auch als Redner zurückhaltend, so wirkte er um so tiefer und nachhaltiger durch die Leitartikel seiner im Juli 1847 in Heidelberg begründeten „Deutschen Zeitung". — Verstimmt durch den Gang der Dinge und krank trat er im August 1848 aus der Nationalversammlung und zog sich mißmuthig bald ganz von der politischen Thätigkeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück. Im Jahre 1850 versuchte er noch in London, doch ohne Erfolg, im Auftrage der holsteinischen Statthalterschaft zu Gunsten der Gtherzogthümer zu wirken. Seitdem lebte er gänzlich seinen Studien

Digitized by Google

und Liebhabereien in Heidelberg. — Von seinen zahlreichen Schriften können hier nur einige der wichtigsten hervorgehoben werden. Seinen Ruf begründete er 1835 durch den ersten Band seines Hauptwerkes: „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", dem bis 1838 noch zwei Bände folgten. Eine Fortsetzung dieses Werkes bildete dann (1840—42 ebenfalls in Leipzig erschienen) die zweibändige „Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen". Beide Werke wurden in der vierten Auflage (1853) zu der fünfbändigen „Geschichte der deutschen Dichtung" vereinigt, in deren Wiederherausgabe der Verfasser durch den Tod unterbrochen ist. — Dieses große Werk steht absolut sonder gleichen da, es hat die umfassende, wissenschaftliche Literaturgeschichtschreibung begründet und speciell für die deutsche Literatur ein ungeheures, weit zerstreutes Material vereinigt, durch Gruppirung nach großen Gesichtspunkten nach vielen neuen Seiten hin fruchtbar und anregend gemacht und an manchen Stellen endgültig in seinem Werthe bestimmt. Es ist eins jener Werke, die zugleich von der Wissenschaft als feste Marksteine betrachtet und von der gebildeten Gesammtheit als Norm angenommen sind. Es ist ein Nationalwerk in dem vollsten Verstande des Wortes; und was dem Buche von den Vertretern der literarhistorischen Wissenschaft öfter als Fehler angerechnet ist, daß es bei der Schilderung des gesammten geschichtlichen Verlaufes immer die neuere klassische Periode im Auge behält, ist für seine maßgebende Einwirkung auf die Vorstellung der Nation unbedingt das fördersamste Mittel gewesen. Es hat dabei in allen Stadien der Entwickelung das Wesen des deutschen Geistes und der deutschen Kultur so klar zu erkennen und so scharf zu zeichnen vermocht, wie wenige andere, und so sicher und richtig, daß seine Ergebnisse bleibenden und unumstößlichen Werth haben. — In dem „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur" (4. Aufl., Leipzig 1849) lieferte er selbst einen Auszug aus seinem großen Werk. — Seine zweite Hauptarbeit ist sein „Shakespeare" in 4 Bänden (Leipzig 1849—50; bereits 1850 in 2., 1862 aber in 3. Auflage). Er zeigte darin, was vom Standpunkte der neubegründeten wissenschaftlichen Darstellung literargeschichtlicher Erscheinungen in der Schilderung des großen Briten zu leisten war, indem er zum ersten Male eine umfassende Analyse seines dichterischen Schaffens gab, basirt auf eine genaue Kenntniß der Zeit- und Kulturverhältnisse, und so ein Totalbild jener gewaltigen Erscheinung entrollte, das ein fester Mittel- und Ausgangspunkt für die Shakespeare-Forschung sein und bleiben kann. England, das sich im Shakespeare-Studium überhaupt von Deutschland nicht nur hat überflügeln, sondern ins Schlepptau nehmen lassen, hat nichts annähernd Gründliches, Umfassendes und Bedeutendes über seinen größten Künstler aufzuweisen. — Nach diesem nahm Gervinus sein drittes Kapitalstück in Angriff, die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen", deren erster Band in Leipzig 1855 erschien, und die in dem 1866 ausgegebenen 8. Bande bis auf die Ereignisse des Jahres 1860 herabgeführt ist. — Bevor er das Werk selbst hinausgehen ließ, veröffentlichte er (Leipzig 1853) eine „Einleitung in die Geschichte des XIX. Jahrhunderts", in welcher er seine Gesichtspunkte und Grundanschauungen darlegte. Dieselbe wurde konfiscirt und er deshalb in Preßprozesse verwickelt, aus denen er zwar schließlich, da die Sache in zweiter Instanz vor ein Geschworenengericht verwiesen wurde, und die Behörde da keinen günstigen Erfolg absah, unangefochten, aber doch verbittert und theilweise in zweifelhaftem Lichte hervorging. — Die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts" bewältigt ein ungeheures Material sachlich mit erstaunlicher Freiheit und Klarheit; in der Auffassung und Beurtheilung verräth sich freilich, zumal je mehr die Darstellung sich den Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart nähert, die Schwierigkeit einer wahrhaft historischen Behandlung des noch Wirkenden und kaum relativ Abgeschlossenen, sowie die schiefe Stellung, in welche leider Einseitigkeit und Eigensinn, man möchte fast sagen, persönliche Empfindlichkeit und Rechthaberei den Verfasser zu den neuesten Phasen der politischen Entwickelung Preußens und Deutschlands gebracht hat. — Als Dilettant beschäftigte sich Gervinus seit längerer Zeit eifrig mit der Musik, und es entwickelte sich bei ihm eine immer glühendere Begeisterung für Händel, den er für den größten Musiker hielt. Er gab die erste Anregung zur Gründung der Händelgesellschaft, und unter seiner Mitwirkung erschien die schöne Gesammtausgabe der Händelschen Tondichtungen. Mit der Ausschließlichkeit aber, die ihm mit dem Alter immer mehr eigen wurde und ihn in schroffsten Gegensatz zu den modernen Strebungen in Politik und Kunst hineintrieb, steigerte er seinen Händelenthusiasmus zu einer entschiedenen Feindseligkeit gegen die reine Instrumentalmusik, in deren Ausbildung er eine Art von nationaler Krankheit erkannte. Diese seine Ansichten entwickelte er in dem überall (und mit Recht) sehr ungünstig aufgenommenen Buche „Händel und Shakespeare. Zur Aesthetik der Tonkunst" (Leipzig 1868). — Seine letzte literarische Thätigkeit gab bedauerlicher Weise Veranlassung zu einem ziemlich lebhaften Skandal, der seine letzten Tage mit Kummer und Aerger vergällte. Dem vor wenigen Monaten erschienenen ersten Bande der fünften Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" hatte er ein Vorwort mitgegeben, worin er sich gewissermaßen entschuldigt, daß er ein älteres Werk umarbeitet, anstatt die Geschichte des XIX. Jahrhunderts weiter zu schreiben, und als Grund seiner tiefinnerliche Abneigung gegen Alles, was seit sechs bis sieben Jahren in Deutschland, insbesondere durch die preußische Politik geschehen, angibt. War für ein solches Bekenntniß, selbst wenn es objektiv ganz unzweifelhaft vor der historischen Wissenschaft als Aeußerung der reichsten und richtigsten Einsicht bestehen könnte, zum Mindesten doch der Zeitpunkt höchst unglücklich gewählt, so machte Gervinus seine Sache vollends anfechtbar dadurch, daß er die Schatten Dahlmanns und der Gebrüder Grimm zu Befürwortern seiner Ansichten herbeirief und ihnen ohne Weiteres die eigenen Anschauungen imputirte. Der ausgebrochene Zeitungsstreit konnte für ihn nur mit einer totalen Niederlage enden, und es ist ein Jammer, daß die Ausgabe letzter Hand eines Werkes, auf das Deutschland ewig stolz bleiben wird, mit dem Zeugniß einer so engherzigen und unduldsamen Gesinnung seines Autors verunziert ist. Später Geschlechter werden aber billig denken und es dem hochverdienten Manne nicht zu schlimm, unserer Epoche aber sehr hoch anrechnen, daß die Entwickelung der deutschen Einheit für sein Verständniß zu schnell von Statten gegangen ist.

Hawthorne, Frau, amerikanische Schriftstellerin und Gattin des Schriftstellers Nathaniel Hawthorne, die seit dem Tode desselben erst in Dresden, dann in London lebte, † daselbst am 26. Februar.

Hugo, Charles, Sohn von Victor Hugo, als Schriftsteller und Publicist zur radikalen Partei gehörend, 1826 geboren, † am Schlagfluß den 14. März in Bordeaux.

Lewald, August, Dr., königlich würtembergischer Theaterregisseur a. D., bekannter Schriftsteller, dessen letztes Werk der 1866 erschienene Roman „Moderne Familiengeschichten" ist, Gründer der Zeitschrift „Europa, Chronik der gebildeten Welt", geboren am 14. Oktober 1792 zu Königsberg, † am 10. März in München.

Neue Bücher.

Dante. Die Idee der Göttlichen Komödie, von H. K. H. Delff. Leipzig, Teubner.

Varnhagen von Ense, K. A., Ausgewählte Schriften. 1. Bd. 1. Hälfte. Leipzig, Brockhaus.

Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung, von K. Buchner. Berlin, Weidmann.

Musik und Theater.

Nekrolog.

Eberle, Karl Ludwig, ehemaliger Theaterkapellmeister in Augsburg und an andern Orten, zuletzt (zum Einstudiren der „Meistersinger" berufen) Solorepetitor am königlichen Opernhause zu Berlin, † am 19. Februar zu München im 45. Jahre. Er war ein enragirter Parteigänger der Wagnerschen Musik, deren unablässiges Studium aber „allmählich seine geistige Gesundheit vollständig zerrüttet" und so den frühzeitigen Tod des außergewöhnlich begabten Mannes herbeigeführt haben soll.

Digitized by Google

Kempter, Karl, Domkapellmeister in Augsburg, bekannter Kirchenkomponist, † daselbst am 12. März.

Löwe, Ludwig, k. k. Hofschauspieler und Regisseur am Burgtheater in Wien, seit 1826 im Verbande dieser Bühne, berühmter Helden- und Charakterspieler, geboren am 23. Januar 1795 zu Rinteln in Kurhessen, † am 7. März in Wien.

Schlesinger, Moritz, der Begründer der bedeutendsten Musikalienhandlung in Paris, † im März in Baden-Baden, im Alter von 72 Jahren.

Werner, Frau Wilhelmine, geb. Franz, königlich preußische pensionirte Hofschauspielerin, † am 11. März in Berlin in hohem Alter. Sie hat über 50 Jahre der Bühne angehört und zeichnete sich durch ebenso gediegene Schule wie natürliches Darstellertalent aus. Auch als Lehrerin der Schauspielkunst hat sie große Anerkennung erworben, und viele tüchtige jüngere Kräfte, namentlich am Berliner Theater, verdanken ihr ihre Ausbildung.

Bildende Kunst.

Die norditalische Skulptur*). „Anlage und Tradition des italiänischen Volkes drängen zum Idealismus hin.“ „Aber die ideale Richtung bedarf einer noch strengeru Zucht als der Realismus, wo die Nothwendigkeit, den Spuren der Natur nachzugehen, die Phantasie vor Ausschreitungen über das Einfache und Maßvolle leicht bewahrt. Im Kreise der idealen Kunst wird dies nur durch die Unterordnung unter die Architektur bewirkt.“

Wenn man sich dieser unzweifelhaft richtigen Aussprüche A. Springers erinnert und damit die moderne Plastik besonders Oberitaliens vergleicht, so springt die tiefere Begründung für den unerfreulichen Eindruck derselben sofort in die Augen. Statt dem Idealismus zeit- und volkbewegender Gedanken zu folgen, steuert sie auf den Realismus der nichts bedeutenden äußeren Form zu; monumentale Aufgaben hat sie nicht und sucht sie nicht, und begnügt sich, Zier- — um nicht zu sagen Nippes- — Plastik zu sein. Die Ueberwucherung und Verschlechterung der Kunst durch die handwerkliche Routine des Marmorarbeiters, von der früher an dieser Stelle die Rede war, die Herabwürdigung des Kunstwerks zu einer den Markt suchenden Waare tritt uns namentlich in der norditalischen Skulptur entgegen; doch hat diese ihre Ausartung auch andere Künstler, namentlich in Rom, auch in ihren Strudel gerissen, die darum hier mit in die Betrachtung gezogen werden. Der Hauptsitz der Schule ist Mailand; doch auch Turin, Genua und andere Städte weisen Bildhauer von bekannterem Namen auf.

Da die Werke dieser Künstler zumeist als Dutzendwaare des Kunsthandels existiren, so ist auf allen größeren Ausstellungen kein Mangel daran, und um Namen ist man daher auch nicht verlegen. Da jedoch Qualität und Charakter der einzelnen bekannt gewordenen Arbeiten mehr von der ausführenden Hand als von dem Urheber des Werkes abhängig ist, so verbindet sich mit dem Namen selten der Begriff einer festen, erkennbaren Künstlerindividualität. Und da zudem die Filiationsverhältnisse, die Uebertragung der Kunst vom Meister auf den Schüler, die Bedingtheit der Kunstart gegenwärtiger Generation durch einen bahnbrechenden Geist — wenn man sich nicht mit dem Gemeinplatz begnügen will, mit sehr bedingtem Rechte die Mailänder Schule auf Canova zurückzuführen, — keinen Anhalt gewähren, die bedeutenderen von den minder wichtigen Künstlern zu sondern, so ist man meistentheils auf den zufälligen Erfolg eines Namens und eines Werkes als Leitfaden angewiesen.

So ist es vielleicht noch das Geeignetste, von einer großen Kollektivarbeit der Mailänder auszugehen, die zugleich einen etwas monumentalen Anstrich — wenigstens in dem Zusammengehen mit einer architektonischen Schöpfung, — wie es scheint aber einen ziemlich flüchtigen und dekorativen Charakter hat. Auch gehören die Hälfte der betheiligten Künstler nichts weniger als zu den namhaften. Wir reden von der neuen Victor-Emanuel-Galerie zu Mailand, die, nach den Plänen des Architekten Giuseppe Mengoni von Bologna erbaut, am 16. September 1867 eingeweiht worden ist. Von einem Achteck mit Kuppel in der Mitte gehen in rechten Winkeln zu einander vier Gänge zu den benachbarten Straßen und Plätzen. Der Mittelraum und die Portaleingänge aber sind mit 24 Statuen italiänischer Berühmtheiten ersten Ranges in Kunst, Wissenschaft und Politik geschmückt. Die ausführenden Künstler sind: Amiconi, Argenti, Barzaghi, Boninsegna, Calvi,

*) Diese Skizze ergänzt die Schilderung der modernen Plastik in Italien, welche sich im VI. Bande der „Ergänzungsblätter“, S. 112 f., befindet, und deren Fortsetzung nach dem ursprünglichen Plane aus verschiedenen Gründen bisher unmöglich war.

Digitized by Google

Corti, Crippa, Guarnieri, Manfredini, Magni, Pagani, Pandiani, Pierotti, Romano, Rossi, Selleroni, Tabacchi und Tantardini. Eine ausführliche und zuverlässige kritische Würdigung dieser Arbeiten ist uns nicht bekannt geworden. Wir werden uns daher nach anderen Werken der hervorragenderen unter diesen Künstlern umthun müssen. Der letzte von ihnen steht gegenwärtig weitaus in erster Linie.

Antonio Tantardini hat auch in Deutschland viel Glück gehabt. Auch ist er ein Künstler von feiner Grazie und einschmeichelnder Schönheit, und man kann vielleicht sagen, daß er — mit dem älteren und später zu besprechenden Fraccaroli — den höchsten Punkt bezeichnet, den die Schule von Mailand erstiegen hat und ersteigen kann. Diese Beschränkung aber sagt unendlich viel und negirt noch mehr, vor Allem die wirklich plastische Empfindungsweise. Seine „Bescheidenheit" ist eine klassisch langweilige Büste. Seine „Lesende", eine elegante Dame, stehend, von kleiner Dimension, einen entfalteten Brief in der Hand, ein recht nettes, sauberes Figürchen, hat die Pointe in dem dünn aus dem Marmor herausgeschliffenen Blatt Papier; dafür hat es denn auch an Bewunderern nicht gefehlt. Am Meisten schlug bei uns wohl seine „Badende" durch, vielmehr ein sitzendes Mädchen, vor dem Eintritt in das Bad in die Ferne schauend. Die kräftig schönen Körperformen sind nur noch wenig durch ein aller Poesie der Plastik Hohn sprechendes, bis auf die Stiche der Nähte streng naturalistisches Hemde verhüllt. In dem schweifenden Blick liegt etwas Fesselndes.

Gelegentlich deutet er die Nacktheit, die an sich für die Plastik natürlich und wesentlich ist, in dem Sinne der modernen französischen Demimondekunst aus und arbeitet durch ideelose Schaustellung nackter Reize und zweideutigen (d. h. eigentlich unzweideutigen) Ausdruck auf einfachen Sinnenkitzel hin. Der Art ist z. B. seine „Eitelkeit" und seine „Sklavin". Jene sehr eitel, mehr als eitel, gefallsüchtig, herausfordernd, beleidigt noch durch das Mißverhältniß des klumpigen Zopfes. Diese, auf ein Lager gestreckt, genügt weder im Kopf noch in der Rückseite des Körpers irgend ernsten Anforderungen. Die Nacktheit als solche ist in beiden Werken Selbstzweck.

Eine Kraft, die sich in solchen Motiven aufbraucht, ist dann natürlich nicht fähig, eine geistige Größe in monumentaler Art hinzustellen: sein Arnold von Brescia ist lediglich ein polternder Volksredner ohne Weihe und Schwung, ohne den sittlichen Ernst und die natürliche Würde, die einem solchen begeisterten Vorkämpfer für Geistesfreiheit zukommt. Um so mehr überrascht es, daß ihm vor Jahren eine kolossale Mosesstatue gut im Motiv und energisch im Charakter gerathen konnte.

Sein eigenthümlichstes Gebilde aber bleibt die Gruppe, die nach „Faust und Gretchen" benannt wird. Als schlichtes Liebespaar in „romantischem" Kostüm betrachtet könnten die Dargestellten Mann und Weib mit Neid erfüllen, so reizend schön und graziös lieblich sind beide Gestalten, und so wonnevoll scheinen sie im seligen Umfangen beglückt. Die Detailarbeit, namentlich die Stoffbehandlung, ist hier nicht bloß virtuos, sondern stupende. Aber so romantisch ist doch das gültigste und genußsüchtigste Publikum nicht immer gestimmt, um diesen Maßstab anzulegen. Ab und zu fragt doch einmal Jemand, und verlangt von der Kritik, daß sie fragt, wie denn der vorgebliche Gegenstand verkörpert ist, und wie sich das Gebilde als plastische Schöpfung genommen hält. Nun, daß dies ebenso gut Francesca da Rimini oder — die vage Unbestimmtheit des Kostüms gestattete auch dies — Bianca Capello oder Gott weiß welche andere Hälfte eines der weltberühmten Liebespaare — oder auch vielleicht eines ganz unberühmten — mit ihrem Heißgeliebten sein könnte, ja, daß die sichtbare Charakteristik auf kein Pärchen und dessen specifische Art weniger paßt als gerade auf Faust und Gretchen, das braucht kaum noch hervorgehoben zu werden. Und vom Gesichtspunkte der Plastik betrachtet ist das Werk eine Ungeheuerlichkeit. Der sogenannte Faust sitzt auf einem gothischen Tabouret, welches er, um der Geliebten näher zu kommen, — so ungalant und bequem ist er nun einmal, daß ihm das des Aufstehens nicht verlohnt, da das zarte Mädchen doch steht! — aufkippt, so daß zwei Füße desselben frei in der Luft endigen. Man braucht wahrlich nicht tief in die Geheimnisse der Stilistik eingeweiht zu sein, um eine Anwandlung von Seekrankheit zu verspüren, wenn man ein solches Gegaukle und Geschaukle in einer Kunst sieht, die schon durch ihr Material darauf angewiesen ist, eine feste statische Basis ihrer Gebilde aufzusuchen.

Eine gleichfalls reizende, aber nicht gerade gedankenschwere Gruppe ist Ruth mit Naemi, von L. Guglielmi. Die Ruth hat ein ausnehmend niedliches Köpfchen und ist sehr lieblich in der Bewegung; aber wie rechtfertigt sich ihre Nacktheit bis zum Gürtel? — Eine Ruth des

Digitized by Google

Roberto Bompiani in Rom (der zugleich, wenn nicht in erster Linie, Maler ist) hat einen zu ängstlichen Ausdruck. In einer Sappho, die im Begriff ist, sich ins Meer zu stürzen, hat derselbe den ernsten Ton mit Glück angeschlagen, wiewohl ihm stilvolle plastische Durchbildung nicht gelingt. — Dies ist schon in weit höherem Grade mit einigen Figuren des Giovanni Battista Lombardi in Rom der Fall. Der „Frühling", ein laufendes nacktes Mädchen, das an einer Blume riecht, hat nur etwas allzu Hastiges. Eine Susanna aber ist sehr gut bewegt und hat einen trefflichen Kopf. Es sei von ihm noch eine hübsche Gruppe von Kindern bei der Weinlese erwähnt.

Tantardini's „Lesende" erinnert an ein Hauptwerk von Angelo Bienaimé in Rom: die Tochter Potowski's, nach einem Roman. Die Figur — in Marmor — ist dargestellt, wie sie einen Brief erbricht, ist aber schwach und außer allen Verhältnissen. Daß er ein ander Mal die „Unschuld" mit einer Schlange abbildet, ist doch zum Mindesten eine gedankenlose Anwendung und mißverständliche Abkürzung des „Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben".

Auch ein Anderer der vorstehend aufgezählten Mailänder, Pietro Magni, hat eine „Leserin" als einen seiner besten Trümpfe ausgespielt. Im ganz gewöhnlichen Hemde, natürlich von äußerster Treue, sitzt ein ganz gewöhnliches Mädchen auf einem ganz gewöhnlichen binsenbeflochtenen Stuhle und liest. Das einzige Ungewöhnliche daran ist die Situation, in der das Mädchen, vermuthlich vor dem Schlafengehen, sich von seitwärts her auf den Stuhl gesetzt hat, so daß sie mit einer halben Wendung des Oberkörpers die Lehne vor sich hat und als Lesepult benutzen kann. Die Natur ist auch ganz gewöhnlich, der Kopf desgleichen und ganz ohne Ausdruck. Man denke diesen plastischen Vorwurf: auf ungleichen Dielen jede einzeln im Marmor nachgebildet, ein solcher Stuhl, auch mit der exaktesten Treue in Marmor nachgeahmt, wie wenn das Original versteinert wäre, und zwischen seinen Beinen unter der Figur ein großes viereckiges Loch, zu dessen Seiten die geraden Falten von einigen Stücken Zeug herabfallen; und das Alles lebensgroß! — Seine Sappho auf ihrem künstlichen Felsen kann im Entferntesten nicht den Vergleich mit Dupré's Werke gleichen Gegenstandes aushalten. — Eine Statuette des David mit der Schleuder ist gut bewegt, hat aber den Kopf eines jungen Stutzers. Dieselbe Stutzerhaftigkeit in griechischer Verkleidung zeigt in seiner ganzen Manier und Haltung sein lebensgroßer Sokrates, und beweist damit die absolute Unfähigkeit dieses Künstlers, irgend einmal tiefer zu gehen. Das soll den Moment vergegenwärtigen, wo Sokrates bei den Spöttereien des Aristophanes in den „Wolken" sich im Theater erhebt, um sich dem Gelächter des Volkes darzubieten! Wenn man die Griechen so versteht, so ist es freilich nicht zu verwundern, daß man auch die Plastik mißkennt.

In der Person hat mit Magni's Leserin die Charlotte Corday des Pasquale Miglioretti große Aehnlichkeit: sie sitzt ähnlich und stützt sich mit beiden Armen auf die Stuhllehne. Wenn das Motiv in einer Genrefigur bloß unplastisch ist, so wird es in einer heroischen unwürdig. Der gut gemachte Kopf der schönen politischen Märtyrin hilft über Manches hinweg, aber doch nicht auf die Dauer. — Seine sonstigen Arbeiten nehmen keinen so hohen Flug. Eine „Virgo virginum" verdient ihrer Einfachheit und Schlichtheit wegen Auszeichnung, wenn sie auch eine schwächliche und süßliche Schönheit ist. Ein sitzender Lazzaroniknabe mit Klappern in beiden Händen ist ein zierliches und elegantes Figürchen, ein Jüngchen, weinend über den todten Vogel in seiner Hand („Der erste Schmerz", mit der Unterschrift „È morta!"), nicht bedeutend, aber recht leidlich. Ein sterbender Abel, ganze Figur weit unter Lebensgröße, ist eigentlich nur um des ganz unnatürlichen gebohrten Schafvließes willen da, mit dem er bekleidet ist.

Solche und noch unwesentlichere Nebendinge sind oft das Beste und Wichtigste, was sich an Bildwerken mit klangvollen und prunkenden Titeln auffinden läßt. So hat Lodovico Pagani den Fornaretto (Bäckerjungen) von Venedig dargestellt, der zum Tode verurtheilt wurde, weil er im Besitz der Scheide zu dem Dolche gefunden worden, mit welchem ein edler Venezianer ermordet war; der junge Mensch hatte sie, nichts Böses ahnend, beim Morgengrauen auf der Straße aufgehoben und behalten. Da nun dieses Auffinden einer Dolchscheide, deren verhängnißvolle Bedeutung man weder ihr noch ihrem harmlosen Träger ansehen kann, natürlich noch nicht einmal ein so gutes und verständliches plastisches Motiv abgibt, wie der erste beste simple Schusterjunge, der ein paar neue Stiefel austrägt, so hat der Künstler den Schwerpunkt seiner Kunst in die täuschend genaue Darstellung der gestreiften Hosen jenes Unglücklichen verlegt, und das genügt ihm dann.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit der Charlotte Corday gedenkt man gern und fast unwillkürlich eines verwandten Werkes von Odoardo Tabacchi: Ugo Foscolo, der freiheitglühende italiänische Dichter, umarmt Teresa, die über den Frieden von Campo Formio untröstlich ist. Der Stoff schießt über die Gränzen der Plastik hinaus, das Kostüm ist nicht recht bewältigt. Doch spricht sich eine sehr lebhafte Empfindung und ein treffliches Formgefühl in der schön gebauten und sorgsam ausgeführten Gruppe aus, und der Sinn, der einem solchen Werke zu Grunde liegt, sticht sehr zu seinem Vortheil von dem gewöhnlichen Schlendrian der Schule ab.

Auch ein anderer „erster Schmerz" von G. Cinifelli in Rom mag hier gleich angeführt werden. Ein ziemlich großes Mädchen im bloßen Hemde hat sitzend einen todten Vogel im Schooß. Die steife Attitüde hat etwas Bedenkliches. — In einer Büste der Cleopatra — von demselben Künstler — ist — neben dem dürftigen Ausdruck des vorigen Werkes auffallender Weise — das Ersterben vorzüglich gegeben.

In dem Hinarbeiten auf sinnlichen Reiz wird Tantardini noch weit übertroffen durch Giosua Argenti. Wenn wir von einer Büste des kleinen Johannes und einer Erminia (nach Tasso's Befreitem Jerusalem), zwei unbedeutenden Sachen, absehen, kommen wir zu einer Büste der Thamar, die zu der Kategorie der verdeckten Gerichte und verschleierten Schönheiten gehört. Das ist natürlich malerisch, aber da die kokette Verhüllung ebenso prickelnd wirkt wie die Nacktheit, läßt man sich ein solches Motiv nicht gern entgehen. Mit der Nacktheit selber versucht er es in einer übrigens recht hübschen Gruppe überraschter badender Mädchen. Auch sein „Frühling" ist weiter nichts als ein nacktes Mädchen von tänzerhafter Grazie, mit ein paar Blumen in den Händen, und erinnert an das Horazische „Desinit in piscem mulier formosa superne": die Formen von den Hüften abwärts taugen nichts. — Sein „Traum der Unschuld" stellt ein schlafendes nacktes Mädchen in dem kritischen Moment des Schwankens zwischen Backfisch und Jungfrau dar. Ob es dieser „Unschuld" nicht recht lieb wäre, wenn sie auf gute Weise aus dem „Traum" geweckt würde? „Elle respire", sagte ein Pariser Kritiker bei Gelegenheit der Weltausstellung von dieser Träumerin, „ce parfum d'amour qui, ainsi que Parny chantait:

Ressemble au souffle de zéphyr
Quand il passe de fleur en fleur." —

Es seien von ihm noch zwei nicht üble Büsten „Hoffnung" und „Bescheidenheit" erwähnt.

Auch Francesco Barzaghi arbeitet in dem bedenklichen Felde der Nacktheiten. Durch seine Marmorstatue der Phryne fühlte man sich an Gérôme's berüchtigtes Bild gemahnt, was bekanntlich viel sagen will. Sonst liebt er Genremotive, wie „der erste Freund", ein kleines Mädchen mit einem Hündchen im Arm, welches letztere wie eine Probe aus einem Wollsack aussieht; im Allgemeinen recht liebenswürdig, natürlich leer im Ausdruck; viel besser ein rauchender italiänischer Fischerknabe, in dem etwas von wirklichem Humor ist. — Darüber hinaus reicht seine Sphäre nicht: seine Sylvia, die sich in der Quelle spiegelt, um die Farbe ihrer Wangen mit der der Rosen zu vergleichen (nach dem Aminta des Tasso), wird durch ihre militärisch „stramme" Haltung lächerlich; auch abgesehen von dem unplastischen Vorwurf (Spiegelung und Farbenvergleichung in Marmor!).

Wenn eine Kunst die Besinnung auf sich selbst verliert, so kommt sie auf so etwas. Daß jedoch ein fühlender Künstler selbst unter solchen Umständen noch etwas Ansprechendes hervorbringen kann, wenn er nur recht ausbeutet, was in den Stoffen seiner Kunst gemäß ist, zeigt ein Werk des gleichen Gegenstandes von Angelo Biella, um dessen zarte Anmuth und beseelte Schönheit man gern einmal den stillosen Vorwurf vergißt. Diese Sylvia gehört zu dem Erfreulichsten und Befriedigendsten, auch in technischer Hinsicht zu dem Stilgemäßesten und künstlerisch Durchgebildetsten, was in den Ausstellungen der letzten Jahre von Mailändischer Skulptur bekannt geworden, so daß sie eine wahre Oase in dieser Wüste von „Sand in die Augen" ist.

Gleich Biella hat auch Quintilio Corbellini eine hübsche Büste der „Bescheidenheit" gearbeitet, wie überhaupt derartige „Idealbüsten" ein Lieblingsthema dieser Bildhauer sind. In einer Thamar hat sich der Letztere auf das Kunststück der Verschleierung mit gleichem Erfolge wie Argenti und nur mit mehr Sinnlichkeit eingelassen, doch in einer „Schamhaftigkeit" — gleich seiner Thamar einer ganzen sitzenden weiblichen Figur — mit der Personifikation kein Glück gehabt. — Eine „Jugend" von Giuseppe Dini, eine Galatea von Giovanni Selleroni, u. a. sind bloß konventionelle Arbeiten jenes heikelen Genres.

Der „Frühling" von Vincenzo Bela in Turin, unbekleidetes Mädchen, mit den Füßen

Digitized by Google

zwischen Blumenstauden, ist auch kaum etwas mehr. — Der Künstler hat indessen zwei bemerkenswerthe Anläufe zu monumentalen Gebilden genommen, die das Interesse an seinen Namen fesseln. Der äußere Erfolg, den er in Paris mit seinem lebensgroßen Marmorwerke „die letzten Augenblicke Napoleons I." hatte, ist geradezu berauschend zu nennen, und gab wenigstens vor, zum guten Theil nicht materiell (durch den Gegenstand), sondern ideell (durch die Art der Darstellung) bedingt zu sein. Der entthronte Kaiser sitzt im Lehnstuhl, den Unterkörper mit Decken eingehüllt, eine Landkarte auf dem Schoß, zurückgesunken, den brechenden Blick geradeaus gerichtet, mit allen Anzeichen des ruhig ausklingenden Lebens.

Jedermann weiß zu viel Geschichte, um dem Tode des einstigen Weltgebieters nicht eine ergreifende Tragik abzufühlen. Es ist aber wohl sehr die Frage, was an solcher Wirkung das Verdienst des Künstlers ist, ob und was er mehr gethan hat, als was sich mit einem halben Dutzend Worten ohne Anstrengung ebenso gut erreichen läßt (an die bekannte Tragik jenes Ausganges zu erinnern). Ein negatives Verdienst wird durch die Wirkung indessen doch konstatirt: ungeziemend und unwürdig kann die Darstellung nicht wohl sein; das würde beleidigen. Anders ist es mit dem positiven. Lohnt es den Aufwand einer umfangreichen Bildhauerarbeit, um Gedankenreihen in dem Beschauer lebendig zu machen, die anders viel leichter zu erregen sind, wenn das Werk diese Gedanken nicht wenigstens theilweise mitmacht? wohl kaum. Das ist aber der Fall mit Bela's Napoleon. Wenn es dem bildenden Künstler nicht gelingt, in dem Moment des Verscheidens die frühere Größe mit zur Anschauung zu bringen, wenn er das Licht des gewaltigen Geistes nicht noch einmal aufflackern oder seinen Reflex uns in die Augen scheinen lassen kann, so hat er kein Recht, für seine Darstellung Interesse zu fordern und sie mit monumentalem Aplomb in Scene zu setzen. Das simple Sterben eines Menschen ist ein würdiger Gegenstand für die Illustration eines biologischen Lehrbuches; nur das individuell Unterscheidende, das charakteristisch Besondere an dem einzelnen Fall kann ein künstlerisches Interesse haben. Ueber Jenes ist aber Bela bei seinem Napoleon nicht zu diesem hindurchgedrungen, und sein Erfolg beruht auf der geschickten Spekulation auf die Disposition eines gewissen Publikums und auf der geschickten Behandlung, die die Phantasie des Beschauers in ihren selbständigen Exkursionen und Kombinationen nicht durch Störendes beschränkt.

Noch viel weniger genügt sein Monument des Columbus, wo der Entdecker der neuen Welt mit einer scheu sich duckenden Indianerfrau zur Seite erscheint. Dieses quasi Attribut paßt nicht zu dem Realismus der Gestaltung, dieser nicht zu dem kühnen Zuge des Ganzen, und die Linien laufen unruhig und verworren durch einander, die Massen gliedern sich nicht wohl. — Es ist übrigens gewiß bezeichnend, daß gerade in der Hauptstadt des Landes, das sich in wenig mehr als einem Jahrzehnt zu dem Italien „frei bis zur Adria" entfaltet und erweitert hat, ein Künstler von so ernstem und gediegenem Streben aufsteht, dessen Richtung im Norden Italiens fast ganz vereinzelt ist.

Als ernster Strebender kann von den Mailändern Costantino Corti hervorgehoben werden. Sein Conradino, den Handschuh vom Schaffot werfend, ist zwar nicht großartig, aber edel. In seinem Lucifer, der auf der Spitze eines Felsens sitzt, beweist er Phantasie und Hingabe, wenngleich die Kraft zur Bewältigung der Aufgabe noch nicht ganz genügt.

In ähnliche Untiefen — der heil. Michael schlägt den Lucifer zu Boden — wagt sich Abbondio Sangiorgio, ganz mit demselben Erfolge.

Doch wenn auch hier nur von bedingtem Gelingen die Rede sein kann, wie jämmerlich nehmen sich dagegen solche Leute aus wie L. v. Majoli in Rom, dessen „siegende Schönheit" offenbar durch Koketterie siegt — oder zu siegen glaubt; oder z. B. G. Biggi. Daß er für seine Absicht, nämlich durch unbedeutende, aber niedliche Formen einen leicht erregten sinnlichen Kitzel zu bewirken, nichts Anderes brauchen konnte als ein sehr triviales junges Frauenzimmer, gelegentlich etwas entblößt, wollen wir gern glauben; aber er hätte nicht wähnen sollen, dadurch, daß er die Gestalt eine Hand gegen die andere reiben läßt, eine „Lady Macbeth" daraus machen zu können, und sich nicht durch einen unbezeichnenden trüben Ausdruck des Kopfes die einzige Wirkung, deren das Werk darohne fähig wäre, zu zerstören brauchen.

Aehnlich hat sich das Ergreifen eines zu hohen Stoffes an Pietro (oder Pompeo?) Calvi gerächt: über dessen „Hamlet" und „Ophelia" ist keine ernsthafte Kritik möglich. Aber auch außerdem hat der Künstler auf den Ausstellungen viel Verwirrung angerichtet. Eine Bacchantin — Büste — ist der Superlativ von

Digitized by Google

widerlichster Sinnlichkeit und Lüsternheit und nicht einmal reizvoll. Ganz böse aber hat er es mit seiner Halbfigur des Othello gemacht, deren Wirkung auf unser deutsches Publikum wir zu dessen Ehre einer momentanen und sehr verzeihlichen Verblüffung zuschreiben wollen. Das garstigste Mohrengesicht aus dunkel geätzter Bronze stiert aus einem gestreiften Burnus von Marmor auf ein ebenfalls weißmarmornes Taschentuch in seiner Hand. An den Vorärmeln ist die Bronze oxydirt, und was dergleichen Kunststückchen mehr sind. Von der plastisch unbehülflichen Form der großen Büste mit Armen wollen wir absehen, ebenso davon, daß Othello das Taschentuch in der Tragödie nach erwachter Eifersucht nicht in die Hand bekommt. Diese rohe Zusammenfügung heterogener Materialien zur Erzwingung eines malerischen, vielmehr aber grausigen Eindrucks ist durch eine Allianz mit der französischen Bronzeindustrie zu Stande gekommen, die diese Brutalität des gesunkenen Imperialismus — auch die römische Kaiserzeit liebte ähnliche Barbareien — in der großen und kleinen Kunst zur Geltung gebracht hat, um einen krankhaften haut-goût durch raffinirte neue Reize zu kirren.

In Büsten lasciven Ausdrucks sündigen auch noch Andere: so Carlo Arlati in seinem „Frühling". Antonio Bottinelli's „junge Bacchantin" hat gleichfalls etwas ungemein Sensitives im Ausdruck und wirkt besonders frappant durch die leicht grünlich tingirten Weinblätter, mit denen sie bekränzt ist. Seine „antike Toilette" in der bewußten koketten Halbgröße liegt auch nicht weit davon. — Größeres versucht er in der etruskischen Heldin Camilla, doch wird er an kühner Auffassung und glänzender Behandlung dieses Vorwurfs durch Giovanni Pandiani weit übertroffen.

Gleich Bottinelli umfaßt auch Vincenzo Luccardi in Rom ein weites und in sich sehr ungleiches Stoffgebiet. Vier Büsten der Jahreszeiten sind sehr individuell in der Form und meist gewöhnlich, am Besten noch der Sommer. Einen höchst bemerkenswerthen Aufschwung aber hat seine Kunst in der großen Episode aus der Sindfluth auf einem mit Reliefs geschmückten Piedestal genommen. Die Darstellung hat etwas Großartiges und Ergreifendes und verdiente vollkommen die Auszeichnung, die ihr auf der Pariser Weltausstellung zu Theil wurde. Mann, Weib und Kind im vergeblichen Kampfe gegen das Verderben sind zu einer in den Linien freilich schwachen, aber gut und fleißig durchgeführten Gruppe vereinigt. Die Reliefs stellen den Zorn Gottes, den Bau der Arche, das Ende der Sindfluth und das Opfer Noahs dar. — Eine Susanna im Bade zeigt nur ein hübsches, sehr junges Modell von etwas gedrungenen Formen; die Ueberraschung ist gut ausgedrückt.

Costantino Pandiani, namentlich in einer Eva mit hübschem Kopf, ist steif und unbezeichnend im Ausdruck. Eine wunderliche Eva rührt von dem früher schon erwähnten Innocenzo Fraccaroli her. Mit ihren in des Wortes eigenster Bedeutung „verbohrten" Locken, dem nichtssagenden Ausdruck, der langweiligen Pose hat sie nur das eine Gute, daß sie an den höheren Flug des Gedankens erinnert, durch den sich der Künstler früher hervorgethan. Seine Scene aus dem Bethlehemitischen Kindermorde, sein Dädalus, sein Achill gebieten Achtung vor seinem Namen, doch rechte Befriedigung erweckt er nicht. — Das letztgenannte Hauptwerk seines Lebens war auf der Münchener Ausstellung. Ein großartiger Anlauf, eine respektable Anspannung der Kräfte und eine innerhalb seines Kreises ungewöhnliche Vertiefung lobt den Meister; aber zu gutem Ende kommt er doch nicht. Der Flug erlahmt, die Kräfte sinken, und statt des lebenskräftigen Gedankens bleibt die trockene Grübelei. Sein Achill sieht sich erschreckt nach der Wunde um, aus der ein langer (hölzerner) Pfeil hervorragt. Dabei verliert er nicht nur den kompositionellen Zusammenhang mit dem Altar, sondern es wird auch unmöglich, den letzteren für die Motivirung auszunutzen: er steht überflüssig und nichtssagend dabei. Die Durchbildung der Figur ist tüchtig, geht aber nirgend über das ganz Gewöhnliche hinaus. — Dieses Preisstück der norditalischen Skulptur wurde in München durch das Erstlingswerk eines jungen Wieners (Edmund Hellmer) zur Nichtigkeit herabgedrückt; wie würde Fraccaroli's Dädalus der Gruppe Bruggers gegenüber gestanden und bestanden haben? — In einer Kolossalbüste der Venezia bringt er einen stattlichen, feierlichen Charakter auf, trotz der Kleinlichkeit der Ausführung an manchen Stellen.

Durch dergleichen solide gearbeitete große Büsten haben sich auch Pietro della Vedova in Turin (Columbus) und Vincenzo Giani (Galilei) bemerkbar gemacht, doch steht das Geistige zurück.

Gleich dem Othello Calvi's verdankt auch ein Theil der Arbeiten einer unter dem Pseudonym Marcello auftretenden hocharistokratischen Künstlerin Roms einer Allianz mit der

Digitized by Google

französischen Bronzetechnik ihren eigenthümlichen Charakter. Aber auch in ihren Marmorwerken herrscht ein ganz französisches phrasenhaftes und hochgesteltztes Pathos, zu dem die Hinneigung sich schon in der Wahl der Sujets bekundet. Den Mittelpunkt der geschickt und wirkungsvoll zusammengebauten Gruppe ihrer Werke in der Pariser Ausstellung bildete die düster blickende Statue der Hecate. Unter den um diese herum angeordneten Charakterbüsten in kolossalem Maßstabe befand sich eine Ananke (Göttin des ehernen unabwendlichen Schicksals) in Marmor, und eine Meduſa in Bronze. Die berühmte und berüchtigte schöne venezianische Giftmischerin Bianca Capello und die Pendants der Marie Antoinette in Versailles und in der Conciergerie fügen sich in den Ideenkreis ein. Was dies nicht thut, wie z. B. ein „Gretchen Goethe's", das bleibt auch empfindlich hinter dem zurück, was es sein sollte und müßte. Man wird indessen diese forcirte und gespreizte Manier im Ganzen wohl nachsichtig zu beurtheilen geneigt sein, wenn man erwägt, wie hoch sich die Künstlerin über den gewöhnlichen Kreis ihres Geschlechtes erheben mußte, um sich der Mittel der Skulptur in dem Grade zu bemeistern, daß der Versuch zur Gestaltung so bedeutender Vorwürfe ungestraft unternommen werden durfte, und welche seltene geistige Kraft für eine Frau in der Erhebung zu derartigen Stoffen an und für sich schon bewiesen ist.

Jedenfalls steht es übel um viele Männer, wenn man sie in Rücksicht auf sittlichen und künstlerischen Ernst mit einer solchen Frau vergleicht. Da denken wir z. B. an Pietro Bernasconi. Seine Tochter Jephtha's ist im höchsten Grade unbezeichnend, d. h. ganz deutsch ausgedrückt: charakterlos. In seiner ungleich besseren knieenden „Ehebrecherin vor Christus" verletzt eine gewisse oberflächliche Modernität, bei der der seelische Ausdruck nicht tief gehen kann, selbst wenn er, wie hier, vorhanden ist. Zudem sind die Beine schlecht gelegt und die Falten konfus. — Daß der arme Giotto, als Kind seine Schafe zeichnend, noch immer ideelosen Köpfen als Vorwand ihrer Stümpereien dienen muß, ist gewiß ein hartes Geschick; und dieses Urtheil ist auch über Bernasconi's Bildwerk nicht zu strenge.

In Egesippo Norchi's Hagar und Ismael hätte die erstere wohl ernster und schwerer aufgefaßt sein sollen; auch Giovanni Turini hat in den Köpfen seiner im Ganzen ansprechenden Gruppe Angelica und Medoro zu viel Konventionelles, es fehlt der Ausdruck, welcher aus der Seele des Motivs heraus gefühlt und entwickelt werden muß. — Reizvoll und liebenswürdig durchgestaltet ist dagegen die Gruppe des Giovanni Strazza: Sylvia saugt von den Lippen des Amyntas das Blut, welches aus einer Wunde fließt. Das ist wunderbar geschickt und lieblich behandelt: man sieht deutlich, daß es sich nicht um einen Kuß, wohl aber um einen Beweis der Liebe handelt.

Ganz unheimlich wird einem aber bei der „Liebe der Engel" von Giulio Bergonzoli. An schwebende Einzelfiguren haben die bekannten Werke Pradiers ein bischen gewöhnt. Aber fliegende Gruppen in der Plastik sind doch wohl kaum zu ertragen und zu rechtfertigen. Ein frei in der Luft flatternder Engel küßt von oben herübergebeugt ein aufwärts schwebendes weibliches Wesen, dessen nachschleppendes Gewand sich mit etwas kompakten Rosenbüschen zu einer ausreichend starken und leidlich unbemerkten Stütze der Gruppe verbindet. Mit solchem fundamentalen Unsinn kann nichts mehr in der Ausführung versöhnen, so daß das Zugeständniß, der Engel sei wirklich recht schön in Form und Bewegung, — von dem weiblichen Wesen kann man das nicht sagen —, dem Verdikt über den Künstler keinen Einhalt thun kann.

Dasselbe riskante Motiv des Aufschwebens, aber bei einer Einzelfigur und überhaupt anspruchsloser und deswegen nicht so abstoßend, findet sich in der „Nacht" von Leopoldo Anfiglioni in Rom; es ist eine hübsche halbnackte schlafende Gestalt. — Sein Amor, der einen springenden Hund zurückhält, sei hierbei angeführt als eine gute Arbeit, wenngleich ohne die nöthige Beigabe frischen Humors.

Von Einzelfiguren nennen wir noch eine in diesem Umkreise hervorragende Arbeit von Pietro Mancini, Angelica. Das Entsetzen im Kopf und in der Figur beim Herannahen des Ungeheuers ist vortrefflich ausgedrückt und ganz innerhalb der rechten Gränzen. — Auch Achille Bianchi's sitzende Armide ist in der That recht schön, nur etwas zu flüchtig und vorübergehend in der Pose. — Bei der Marmortechnik in den reichlich gespendeten Blumen an einer Flora von E. Amadori mag wohl manchem des Handwerks auch nicht Unkundigen der Verstand etwas stille stehen; dann ist es aber auch zu Ende. — Eine große Brunnenfigur von Renato Peluzzi in Como verdient als Dekorationswerk wohl Lob, und ihr naturalistisch

Digitized by Google

in jeder einzelnen Masche ausgeführtes Netz als Probe solcher Behandlung Beachtung.

Eine sehr schöne Sklavin auf dem Markte, auf den Knieen kauernd, weitaus das beste Exemplar unter den vielen Werken, die auf der Pariser Weltausstellung diesen Gegenstand, so oder so modificirt, behandelten, von trefflicher Wirkung auf dem Piedestal von grauem Marmor mit vier bezüglichen weißen Reliefs, ist von Antonio Rossetti in Rom gearbeitet; und ein solcher Künstler enthlödet sich nicht, — es gibt kein stärkeres Zeugniß für die innere Auflösung einer Kunst! — daneben jenes Prachtstück von höherer Komik zu fabriciren, das er „Tempo prezioso“ (warum nicht lieber gleich „Time is money“?) nennt, und welches mehr als alle Thatsachen und Redensarten beweist, daß diese ganze Kunst auf reisende Engländer berechnet ist. Die biedere Schöne, — das letztere Wort nicht streng zu nehmen! — die wir vor uns sehen, benutzt die „kostbare Zeit“ beim Einflechten ihres Zopfes zur Lektüre und liest gar eifrig ein englisches Buch auf ihrem Schooß über „Self-culture“! Dabei machen die übergeschlagenen Beine noch abscheuliche Linien.

Kaum minder hört aller Spaß auf bei der „Italiänischen Braut“ Giovanni Spertini's, die, an einem Tischchen sitzend, eine Herzensergießung an ihren Schatz schreibt. Das nach dem besten Briefsteller stilisirte Briefchen ist sehr kalligraphisch und sehr erbaulich zu lesen.

Ein viel ansprechenderes Stück Genreplastik, wennschon in derselben malerisch stillosen Weise komponirt, hat G. Monteverde geliefert: ein kleines Mädchen zieht dem noch kleineren Brüderchen die Schuhe an; die Katze spielt unter dem Stuhl mit dem herabhängenden Hemde. Als technische Leistung überraschend im höchsten Grade und auch von recht liebenswürdigem Humor und großer Natürlichkeit, gibt die Komposition doch für die Plastik einen Wirrwarr von Linien und Durchsichten, der unerträglich wird.

Ob der vorerwähnte Rossetti identisch ist mit dem Urheber zweier allegorischer Kinderfiguren „Telegraph“ und „Eisenbahn“, vermögen wir nicht festzustellen. Die letzteren sind als solche recht gut, frisch und bezeichnend. Noch geschickter und ansprechender wird von Eugenio Castellani die Vaterlandsliebe nicht großartig zwar, doch wirkungsvoll und anmuthig durch einen kleinen muntern und strammen Buben mit Fahne und Schwert versinnlicht, dessen Ausdruck und Bewegungen sehr fest und bezeichnend sind.

Wie viel interessanter und künstlerisch werthvoller ist eine solche „Allegorie“ als solche spießbürgerliche Genrekunst, wie in des Römers F. Andrei Knaben mit Vogelnest und Aehnlichem! Allen Respekt dagegen vor einer in ihrer Art so ausgezeichneten Gruppe, wie sie Enrico Braga aus der Darstellung eines „Kinderspiels“ gemacht! Ein Knabe ist im Begriff, einen Stein zu werfen, dem ein kleiner Hund zu seiner Seite nachlaufen soll. Ein genrehaftes Motiv dieser Art streift hart an die äußerste Gränze des plastisch Darstellbaren. Die Frische und Lebendigkeit aber und die sorglose Natürlichkeit, die Abrundung der Gruppe in sich und die ideegemäße Durchbildung des Einzelnen bringen den trefflichsten Eindruck hervor.

Im Anschluß hieran sei denn auch noch von einigen Werken der Thierplastik die Rede, Arbeiten von Giovita Lombardi in Rom. Ein Hahnenkampf ist in der technischen Behandlung wahrhaft erstaunlich. Die einzelnen kühn geschwungenen Hahnenfedern frei im Marmor auszumeißeln, das mag ein reiner Eiertanz für den Marmorarbeiter sein. Dabei ist, was mehr ins Gewicht fällt, die Gruppe höchst lebendig und erinnert an Hondekoeter, selbst an Snyders. Eine Henne mit Küchlein steht, obwohl als Pendant dazu gedacht, dem ersteren Werke nicht gleich. Ein drittes hübsches und meisterlich gearbeitetes Marmorwerk stellt eine Ziege mit ihrem Zicklein dar und ist von einer Natürlichkeit und Frische und dabei von einem so geschickten Arrangement, daß es geradezu als musterhaft bezeichnet werden muß.

Zum Schluß mag noch — gewissermaßen nachtragsweise zu Früherem — des Mazeppa auf dem wilden Pferde, einer kühnen und tüchtigen Gruppe des Florentiner Bildhauers Giuseppe Somaini ehrend gedacht werden.

Man wird den Eindruck gewonnen haben, daß es dieser langen Aufzählung von Namen und Werken nicht bedurft hätte, um eine so halt- und werthlose Kunstrichtung zu charakterisiren; aber eben dieses abfällige Urtheil als richtig zu begründen, wäre nicht wohl anders möglich gewesen als durch eine Aufzählung des Besten, was aus diesem Künstlerkreise hervorgegangen. Wenn man dieses Verzeichniß allerdings nun übersieht, ist es unwidersprechlich, daß es sich hier um eine geistlose, stoffhungrige, handwerkstüchtige, aber durchaus oberflächliche Kunstübung handelt, der, wenn je etwas Ordentliches aus ihr werden sollte, wieder ebenso ganz von vorn der Ernst der Plastik zu Sinne geführt werden

Digitized by Google

mußte, wie ihr durch Canova der neu entdeckte wahre Stil der Skulptur bekannt gemacht worden. Das wird wohl nicht von einem Einzelnen unter gewöhnlichen Verhältnissen, sondern nur durch einen wirklichen Aufschwung des nationalen Lebens zu bewirken sein. Von der Epoche des rè galantuomo aber wird das Niemand erwarten.

Bruno Meyer.

Nekrolog.

Aligny, Claude Felix Théodore Caruelle d', namhafter französischer Landschaftsmaler, korrespondirendes Mitglied des Institut de France, Direktor der Lyoner Schule der schönen Künste, Schüler von Regnault und Watelet, geboren 1798 zu Chaumes (Rhône), † neuerdings in Lyon. Er gehörte der Richtung der klassischen oder historischen Landschaft an, mit fast architektonisch strengem Aufbau der Linien und mit mythologischer oder ähnlicher Staffage. Seine grelle und hölzerne Farbe stand seiner mitunter wirklich großartigen Zeichnung nicht gleich. Eins seiner Hauptwerke, der gefesselte Prometheus, befindet sich in der Galerie des Luxembourg zu Paris.

Einsle, Anton, Hofmaler in Wien, einer der besten Künstler Oesterreichs, als Porträtmaler von Ruf, † am 10. März daselbst, 69 Jahre alt.

Eser, Ferdinand Joseph, geheimer Justizrath und Advokatanwalt, Präsident des Centraldombau-Vereinsvorstandes zu Köln, † am 5. März daselbst nach kurzem Krankenlager, im Alter von 63 Jahren. Seit 1848 in der letzterwähnten Stellung, hat er sich um die Wiederherstellung und Vollendung des Kölner Domes unvergeßliche Verdienste erworben, insbesondere durch die Einrichtung der Dombau-Lotterie auf eine Reihe von Jahren dem Dombau-Fonds ansehnliche Einnahmen gesichert, die auch indirekt — durch Ankäufe von Kunstwerken zur Verlosung — der Kunst noch zu Gute kommen. Bei seiner Hingabe, Sachlenntniß und Unermüdlichkeit wird er schwer ganz zu ersetzen sein.

Fatio, Morel, Marinemaler und Konservator des Louvre, † in Paris.

Hagen, Hugo, Professor, sehr geschätzter Bildhauer aus der unmittelbaren Schule Rauchs, Mitglied der königlichen Akademie der Künste, Konservator des Rauchmuseums in Berlin, † am 14. März daselbst noch im rüstigen Mannesalter. In Berlin sind von seinen Werken öffentlich ausgestellt: die Statue des Ministers Grafen Brandenburg in Bronze auf dem Leipziger Platze und die Statue Gottfried Schadows in Marmor in der Vorhalle des Museums.

Hecker, E. W., zuletzt Schloßbauinspektor zu Königsberg in Preußen, † am 23. Februar daselbst. Er war 1803 zu Potsdam geboren und gehörte, ein Studiengenosse Schülers und Stracks, noch zu dem Kreise unmittelbarer Schüler und Gehilfen Schinkels.

Stammann, Franz Georg, Architekt, Vorsitzender des architektonischen Vereins zu Hamburg und Vorstandsmitglied der allgemeinen Wanderversammlung deutscher Architekten und Ingenieure, geboren am 15. April 1799 zu Hamburg, † am 11. März ebendaselbst. Nachdem er in Kopenhagen und Wien studirt und sehr weit ausgedehnte Studienreisen gemacht, kehrte er 1828 in die Vaterstadt zurück, wo eine große Anzahl von Privatgebäuden von seiner baukünstlerischen Thätigkeit rühmliches Zeugniß ablegen. Nach dem großen Hamburger Brande von 1842 wirkte er als Mitglied der Rath- und Bürgerkommission, welcher die wichtigsten Fragen der Umgestaltung und Einrichtung Hamburgs unterbreitet wurden, in hervorragender Weise. Die seit 1842 eingerichtete Wanderversammlung, zu deren Vorstand er von Anfang an gehörte, und die er vor drei Jahren in Hamburg begrüßen durfte, ist wesentlich mit seinen Bemühungen, ein einträchtiges Zusammenwirken unter den deutschen Fachgenossen anzubahnen, zu verdanken.

Thonet, Michael, Chef der Firma „Gebrüder Thonet" in Wien, bekannt durch seine Erfindung, Holz massiv auf chemisch-mechanischem Wege in jede beliebige Form zu bringen, geboren am 2. Juli 1796 zu Boppard am Rhein, † am 3. März in Wien. Obgleich G. Semper in seinem „Stil" sich abfällig über die Fabrikate Thonets ausspricht, wird man nicht umhin können, seine Erfindung und die Anwendung, die er von derselben in seinen Möbeln gemacht hat, als eine fruchtbare Bereicherung der Technik und eine auch künstlerisch wertvolle Errungenschaft der deutschen Industrie, die sich auch bereits den Weltmarkt erobert hat, anzuerkennen.

Neue Bücher.

Kunstgewerbliche Ornamentik, von C. Heitwig. 1. Lief. Berlin, Grieben.

Kunstindustrie, Museum der modernen. In Lieferungen. Leipzig, Brockhaus.

Oesterreichische Kunstindustrie und die heutige Weltlage, von R. Eitelberger von Edelberg. Wien, Braumüller.

Geographie.

Geographische Umschau. I. Afrika. Zwischen die britischen Besitzungen in Südafrika und den Oranjefreistaat der holländischen Boers eingeschoben fanden wir bisher auf den Karten noch das Bassutoland verzeichnet, dessen Selbständigkeit nun aufgehört hat. Es ist von der Karte zu streichen. Mehr als vierzig Jahre hat über dieses Ländchen von 360 Quadratmeilen mit 60,000 bis 100,000 Einwohnern der Fürst Moschesch geherrscht, der am 11. März 1870 mit dem Tode abgegangen ist. Moschesch spielte in Südafrika eine hervorragende Rolle, er war ein interessanter Halbbarbar und in seiner Weise der europäischen Civilisation nicht abgeneigt, deren Ueberlegenheit er anerkannte. War er es doch, der seine Bassuto zum Ackerbau anhielt und „Männer des Gebets" herbeirief; aus den reinen Viehzüchtern versuchte er Ackerbauer zu machen. Im übrigen erfüllte ein fortwährendes Kriegen und Beutesuchen das Leben des streitbaren Häuptlings. Bald waren es die holländischen Boers, bald die Engländer, bald Kaffern- und Betschuanenstämme, mit denen er in Fehde lag, die ihm aber wenig anhaben konnten. Auf einem hohen fünfeckigen Tafelberge lag seine Residenz, Thaba-Bosiu, ein Felsgebilde, das von der Natur selbst zu einer uneinnehmbaren Festung ge-

Digitized by Google

schaffen war, vor dessen bloßem Anblick die holländischen Boers sich zurückzogen. Dieser hohe, oft genannte Fürstensitz brachte seinem Inhaber Moschesch den Beinamen des „Herrn vom Gebirge“ ein. Er hat nie anderswo wohnen mögen und nannte den Berg seine Mutter. Fast das ganze Bassutoland gleicht diesem Thaba-Bosiu, und die Beschaffenheit des Landes macht es erklärlich, daß sich seine Bevölkerung in Unabhängigkeit erhalten konnte, während rings umher Alles eine andere Gestalt erhielt. Freilich gehörte auch ein so thatkräftiger, schlauer Führer dazu wie Moschesch, der eigentliche Begründer dieses Afrikanerstaates, einst ein ganz untergeordneter Häuptling, der, einen geschwächten Stamm um sich versammelnd, ihm eine neue Heimat gründete, sich selbst aber zum unumschränkten, berühmten Häuptling aufschwang.

Mit Moschesch und seinem Reiche ist es aber ergangen wie mit den anderen großen afrikanischen Herrschern und ihren „Staaten“ allen. Meteorgleich aufsteigend, eine Zeitlang glänzend, ist das Reich dann mit seinem Begründer verschwunden und die europäischen Nachbarn haben sich in den Besitz getheilt. Schon im Jahre 1866 hatte der Oranjefreistaat nach heftigen Kämpfen, in welchen Moschesch mit Kanonen gegen ihn gestritten und Thaba-Bosiu erfolglos belagert worden war (Der Rassenkampf zwischen den Bassuto und den holländischen Bauern von Th. Hahn, Globus XV, 13 f.), einen Theil des Bassutolandes annektirt. Moschesch war alt geworden; er mochte wohl einsehen, daß auf die Dauer ein Widerstand gegen die Europäer nichts nutzen konnte. Jammer, Elend, Hungersnoth herrschten in dem sonst so reichen Lande, die Viehheerden waren durch die ewigen Kriege decimirt und selbst der Kannibalismus war eingerissen. Der Augenblick für die Engländer war günstig und es gelang ihnen, Moschesch zu vermögen, sich unter ihren Schutz zu stellen; d. h. sie annektirten nun ihrerseits das Land. In der Proklamation des Gouverneurs der Kapkolonie, Wodehouse, vom 12. März 1868 heißt es: „Da zur Herstellung des Friedens und zur künftigen Aufrechterhaltung der Ruhe und einer guten Regierung an der Nordostgrenze der Kapkolonie Ihre Majestät die Königin sich in Gnaden bewogen gefunden hat, das Gesuch des obersten Häuptlings Moschesch und anderer Häuptlinge des Bassutostammes, daß dieser Stamm in den Unterthanenverband Ihrer Majestät aufgenommen werden möchte, zu bewilligen, so proklamire ich hiermit, daß die Bassuto britische Unterthanen sind und in jeder Hinsicht als solche betrachtet werden müssen, sowie daß das Gebiet des genannten Stammes britisches Gebiet ist ꝛc.“ So ist denn, nachdem die Engländer und der Oranjefreistaat sich auseinandergesetzt haben, das alte selbständige und ruhmreiche Bassutoland verschwunden. Der Vertrag zwischen den beiderseitigen Mächten wurde am 12. Febr. 1869 zu Aliwal North abgeschlossen, aber erst später ratificirt. Die neue Grenzlinie zwischen den englischen Besitzungen und dem Oranjefreistaat findet sich verzeichnet in Behms „Geographischem Jahrbuch“ 1870, S. 69.

Haben hier die beiden einander nicht wohlgesinnten Nachbarn, England und der Oranjefreistaat sich auseinandergesetzt, so ist anderseits ein Konflikt zwischen ihnen ausgebrochen, der mit den Diamantfunden zusammenhängt (Ergänzungsblätter, Bd. V, S. 120). Die Diamanten werden nachhaltig in Südafrika gefunden, und zwar kommen sie in großer Ausdehnung am Oranje- und Vaalfluß, im Nordosten der Kapkolonie, im Griqualande, dem Oranjefreistaat und der Transvaalrepublik vor (A. Wilmot, Diamonds and the South African diamond fields, Capetown 1869). Hauptfundort der Diamanten ist die Berliner Missionsstation Pniel am Vaalfluß, wo 1870 über 500 Diamantgräber beschäftigt waren; im Ganzen sollen sich 6000 Menschen mit dem Suchen dieser edelsten aller Steine beschäftigen. Das Territorium war schon 1861 von dem vielgenannten Griquahäuptling „Kapitän“ Adam Kock an den Oranjefreistaat übergegangen. Seit aber die Diamanten gefunden wurden, erhob ein anderer Griquahäuptling Waterboer Anspruch auf das Territorium und trat in Verhandlungen mit dem Oranjefreistaat, die sich zerschlugen. Am 29. August 1870 hat Brand, der Präsident des Freistaats, Waterboers Ansprüche durch eine Proklamation zurückgewiesen, die englische Regierung hat sich indessen am 19. September gleichfalls durch eine Proklamation auf Waterboers Seite gestellt, der sein Territorium an die Engländer abtreten will.

Unsere Kunde Südafrika's erweitert sich fortwährend derart, daß sie förmlich im Rollen begriffen ist und schon die allerneuesten geographischen Publikationen binnen kurzem Berichtigungen erhalten. So beansprucht die Transvaalrepublik jetzt ein Gebiet fast noch einmal so groß als ihr bisheriges, das namentlich nach Norden und Nordwesten (bis an den Ngami-See) ausgedehnt ist, von ihr de facto aber

Digitized by Google

keineswegs behauptet werden kann (Grenze in Behms Jahrbuch 1870, S. 70, theilweise eingetragen auf Tafel I in Petermanns Mittheilungen 1870). Was die durch Karl Mauch entdeckten Goldfelder im Maschonalande zwischen dem 17. und 19. Grad südl. Br. anbetrifft, so lauten die Nachrichten darüber keineswegs günstig. Schon früher hatte C. Mohrs geognostischer Begleiter Adolf Hübner nachgewiesen, daß die am Tatin (Nebenflüßchen des oberen Schaschin, eines periodischen Nebenflusses des Limpopo), zwischen 21 und 22° südl. Br. und 27 und 28° östl. L. von Gr. aufgefundenen goldhaltigen Quarze zu arm seien, um eine Förderung zu lohnen. Jetzt geht Hübner (Berliner Zeitschrift für Erdkunde 1870, V, S. 198) näher darauf ein und bespricht die bis 30′ tiefen alten Baue der Maschona, welche diese Gegend bewohnten, ehe sie von den Matabele vertrieben wurden.

Von Livingstone sind immer noch keine Berichte eingegangen, und er ist abermals verschollen. Dagegen erfreute uns Dr. Georg Schweinfurth, der kühne Erforscher der Niam-Niamländer, durch neue Nachrichten, die außerordentlich wichtig sind und unsere Kunde Innerafrika's um ein gutes Stück vorwärts bringen. Schweinfurth reiht sich jetzt den tüchtigsten Erforschern Afrika's ebenbürtig an (Petermanns Mittheilungen 1871, S. 11). Der Ausgangspunkt Schweinfurths war die Seriba des Kopten Ghattas an der Grenze der Dinka, Djur, und Dor (Ergänzungsbl., Bd. VI, S. 218). Von da brach er zu Anfang dieses Jahres mit einer Handelskarawane nach Süden auf, in Länder, die vor ihm nur in ungenügender Weise der italienische Handwerker Carlo Piaggia durchstreift hatte. Er durchzog das ganze östliche Niam-Niamland bis 3° 35′ nördl. und 27° 5′ östl. L. v. Gr., wo er die Residenz des Monbuttuherrschers Munsa erreichte. Die Meereshöhe daselbst betrug 2500 bis 2600′. Das Land bildet einen Theil der unermeßlichen Sandsteinplatte, welche am Gazellenfluß beginnend sich bis zum unteren Niger erstreckt. Nur hier und da treten aus ihm Granithügel von 1000′ relativer Höhe inselartig hervor. Die allgemeine Abdachung ist nach Nordwesten hin, und nach dieser Richtung strömen auch die Flüsse ab. Nach seinem Vegetationscharakter zerfällt das Land fast an jeder Stelle für sich in zwei scharf gesonderte Theile, nämlich in die Bäche und Flüsse mit ihren dichten und hohen Waldgallerieen und die Steppe, welche durch jene in zahllose Parcellen von höchstens einer halben Stunde Breite zertheilt erscheint. — Sehr wichtig sind die Aufklärungen Schweinfurths über die Hydrographie des Niam-Niamlandes. Der Jei, Rohl, Noah, Tondj und der gewaltige Djur sind es, die ihre Wasser dem Gazellenfluß zuführen. Sie entstehen aus einer großen Anzahl eigenthümlicher kleiner Gewässer, welche das ganze Jahr hindurch fließen und tief in die Sandsteindecke des Landes eingesenkt sind. Die oft 80′ tiefen Bachspalten vergleicht Schweinfurth mit Drainageröhren. „Bei der Unzahl solcher Bäche, die das Land mit einem dichtmaschigen Adernetze überziehen, kann man sich leicht vorstellen, wie hier wenige Quadratmeilen Landes ausreichen, um bedeutende Flüsse zu erzeugen, und man braucht nicht die Beihilfe angenommener Quellberge, um ihr starkes Anschwellen in der Regenzeit zu erklären.“ Schweinfurth überschritt die Wasserscheide zwischen dem Nil- und Tsadbecken, die äußerlich keine wesentliche Unterbrechung in der Landschaft hervorbringt und nördlich vom 3. Breitengrade liegt. Der Reisende fand nun den großen, schon von Heuglin angedeuteten, nach Westen strömenden Fluß, der Uelle genannt wird, und den er für den oberen Schari hält. Es zeigte die Wasserfülle des blauen Nil im Sommer bei Chartum und entsteht unter 28° östl. L. v. Gr. aus der Vereinigung zweier wasserreicher Ströme, des Kipali und Gadda. Auf dem Uelle gehen 30′ lange und 6′ breite Kanoes der Eingeborenen. Er strömt nach Nordwesten und soll, nach Aussage der Eingeborenen, diese Richtung auf eine weite Strecke beibehalten. Ins Land der „bekleideten Leute, die auf dem Boden beten“ käme man, sagten sie, nach einer Wanderung von einem halben Monat. Der Schari, uns näher bekannt durch Heinrich Barth, mündet bekanntlich von Süden her in den Tsadsee. Bestätigt sich Schweinfurths Annahme, so hätten wir im Uelle-Schari einen Fluß von etwa 250 Meilen Länge, somit ein Gewässer, das zu den bedeutendsten Afrika's gezählt werden müßte und fast dem Niger an Länge gleich käme. Piaggia hatte von einem großen See im Süden berichtet, und auch Heuglin hatte von einem solchen gehört und ihn auf seiner Karte eingezeichnet; dieser See sollte westlich von Bakers Albert-Nyanza liegen und diesen wo möglich an Ausdehnung noch übertreffen. Schweinfurth hatte vom Anfang seiner Reise an das Vorhandensein dieses Sees bezweifelt und eine Verwechselung mit Bakers See an-

Digitized by Google

genommen; diese Voraussetzung hat sich jetzt bestätigt; er konnte nichts von dem See Piaggia's in Erfahrung bringen. In ethnographischer Beziehung ist die Reise gleichfalls von großem Erfolg begleitet gewesen. Die Niam-Niam sind durchweg Menschenfresser; Heuglin hatte dieses bezweifelt; Piaggia dagegen war Augenzeuge gewesen, und Schweinfurth fand reichen Stoff für seine kraniologische Sammlung in den Ueberbleibseln der großen Kannibalenschmäuse. Völlig neu ist die Entdeckung einer Pygmäenrasse in jenen Gegenden; von diesem bisher für fabelhaft gehaltenen Volke der Acka brachte Schweinfurth sogar ein Individuum, das ihn als Diener begleitete, in die Seriba des Ghattas zurück. Hierdurch wird wieder eine Bestätigung für Du Chaillu's Angaben gewonnen. Dieser Reisende hatte bekanntlich (Journey to Ashango Land 1867) von einer nur 5' hohen Zwergnation, den Obongos, berichtet, die er im Aschango-Lande als wanderndes Fischer- und Jägervolk angetroffen. Wie viele von Du Chaillu's Angaben, war auch diese sehr in Zweifel gezogen worden; aber durch Schweinfurths Entdeckung eines ähnlichen, wiewohl viel weiter östlich wohnenden afrikanischen Zwergvolks gewinnt Du Chaillu's Bericht sehr an Glaubwürdigkeit. Schweinfurths Acka haben eine mittlere Höhe von $1^1/_2$ Meter, doch gibt es zahlreiche Individuen, welche dieses Maß nicht erreichen. Bei ihren Nachbarn heißen die Acka Tidi-Tidi. Südlich von den Niam-Niam wohnen zwei Völker, jenen an Kultur weit überlegen, aber gleich ihnen Kannibalen der schrecklichsten Art: die Monbuttu und Abanga. Sie sind durch hellere Hautfarbe vor den Niam-Niam ausgezeichnet und Albinoismus ist unter ihnen nicht selten. Diese Völker bauen vortreffliche Wohnungen; die Paläste des Monbuttuherrschers Munsa sind mittelgroßen Bahnhöfen an Gestalt und Bauart gleich und aus Palmstielen errichtet. Vortrefflich geübt sind sie in der Bearbeitung des Eisens; Verkehrsmittel im Handel bildet bei ihnen das Kupfer. Beide Völker, ebenso die Acka, üben die Beschneidung zur Zeit der Pubertät. Ihre Sprache besitzt einen Ausdruck für die Gottheit (Noro), welche als Einheit im Himmel thront. Ein eigentlicher Kultus war nicht wahrzunehmen; ebenso wenig auffallende Zeichen religiöser Scheu oder abergläubiger Furcht. Diese Völker sind, wie die Niam-Niam, keine eigentlichen Neger. Aber mehr nach Westen von den letzteren wohnen die Ackerbau und Viehzucht treibenden Babuckr, die im hohen Grade den Negertypus zeigen; sie sind Kannibalen ersten Ranges. Mit den echten Negerstämmen im Südosten von den Monbuttu scheinen sie nahe verwandt zu sein, letztere werden Monnu genannt und bilden die Vorrathskammer für die Kannibalmahlzeiten der Monbuttu. — Piaggia hat uns von einem anthropoiden Affen (Nanja) erzählt, in dem Antinori, der Herausgeber von Piaggia's Bericht, den Troglodytes calvus oder niger, wohl gar den Gorilla vermuthete. Schweinfurth hat nun das Vorhandensein eines solchen Vierhänders bestätigt und eine große Anzahl von Schädeln desselben gesammelt. Unter den botanischen Entdeckungen sei ein Riesenbaum aus der Familie der Brodfruchtbäume mit kürbisgroßen Früchten erwähnt. Die Reise verlief nicht ohne große Gefahren; Ende Juli 1870 hatte Schweinfurth indessen gesund sein Hauptquartier, die Seriba des Ghattas, wieder erreicht, von wo aus er eine neue große Reise durch die westlichen Niam-Niamländer unternehmen wollte. Das Klima der durchreisten Landstriche fand Schweinfurth ausnahmslos gesund.

Ueber die wichtige Reise Dr. Nachtigals von Mursuk nach Tibesti und dessen glückliche Rückkehr von dort ist früher berichtet worden. Dr. Petermann erließ dann einen Aufruf, um den muthigen Forscher weiter zu unterstützen, ihn mit Geld zu versehen und wo möglich ihm ein bewaffnetes Geleit zu bereiten, damit er sicher durch die von den räuberischen Tuaregs durchschwärmten Landschaften der Sahara nach Kuka zum Sultan Omar von Bornu gelangen könne. Monate waren darüber vergangen, und Dr. Nachtigal, der bekanntlich Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan überbringen sollte, harrte noch immer auf Erlösung. Er beabsichtigte mit einer Gesandtschaft des Pascha's von Tripoli (Ali Rifa), die gleichfalls Geschenke an den Sultan von Bornu überbringen sollte, aufzubrechen. Allein der Pascha weigerte sich, den Deutschen an dieser Gesandtschaft, unter deren Schutz er sicher gereist wäre, Theil nehmen zu lassen. Der Grund dafür war, daß die Gegenwart des Europäers dem Pascha höchst unbequem war. Dr. Nachtigal wäre unvermuthet Zeuge des Sklavenhandels geworden, den der Pascha betrieb, und dieser wollte keinen Mitwisser seines ungesetzlichen Treibens haben; war doch der Sklavenhandel durch die Verträge abgeschafft, und hätte die Pforte den Pascha selbst bestrafen müssen, wenn er auf Abwegen entdeckt worden wäre. Der Pascha trieb übrigens lange schon auf eigene Rechnung Sklavenhandel

Digitized by Google

mit Bornu, und die Geschenke für Sultan Omar sollten nun dazu dienen, um dessen Geschäftseifer zu belohnen. Uebrigens wurden die Intriguen Ali Riza Pascha's durch den norddeutschen Gesandten in Konstantinopel zu nichte gemacht; der Pascha wurde von seinem Posten entfernt, und Nachtigal konnte mit der Karawane nach Kuka aufbrechen. Dort ist er am 6. Juni wohlbehalten eingetroffen und vom Sultan Omar freundlich aufgenommen worden. Er hat eine Basis für größere Reisen gewonnen.

Unterdessen fließen die Berichte über die frühere Reise Nachtigals nach Tu oder Tibesti noch immer reichlich fort. Eine Originalkarte des von ihm gleichsam entdeckten Landes veröffentlichen Petermanns „Mittheilungen" 1870, Taf. 15. Das Centralgebirge des Landes ist eine von Nordwesten nach Südosten streichende Kette, welche im Tarso, einem breiten Dolomitrücken, ihren Hauptstock hat. Die höchsten Kegel desselben sind der Tussidde (8000'), der Timi, Boto und Bomo. An den Seiten dieses Hauptgebirges, in den nach Westen hinabziehenden Thälern, sowie im Thale Bardai, welches im Osten des Gebirges verläuft, haust die elende Bevölkerung, deren Loos Armuth und Noth ist. Eine ethnographische Schilderung dieser Tibu Reschade hat Dr. Nachtigal im „Globus" XVIII, S. 7, und in der „Berliner Zeitschr. f. Erdk." 1870, V, 216, f. gegeben. Trotz der Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Kanuri hält Nachtigal die Tibbu den Berbern für näher stehend als den Negern. Das Bild, was von dem Volke entworfen wird, ist eines der unvortheilhaftesten, das wir nur empfangen können, und doch hat Dr. Nachtigal schwerlich übertrieben. Die armselige Vegetation der Bergschichten und Flußthäler ist es, welche den Tibbu Reschade mittelbar zur Existenz verhilft. Ohne sie würde das Land unbewohnbar sein, denn keinerlei Gartenbau, kein Getreide, keine Dattelzucht, kein künstliches Bodenprodukt gewährleistet ihnen das Leben. Und auch die natürlichen Produkte sind nicht zahlreich, oft kaum hinreichend zum Kameel- und Ziegenfutter. Ziegenmilch ist das Hauptnahrungsmittel des Volkes, dazu kommen die Körner des wildwachsenden Panicum colonum, die wie Getreide behandelt werden. Fleisch wird selten genossen. In Kunst und Industrie stehen die Tibbu Reschade auf einer sehr niedrigen Stufe; sie gerben Ziegenhäute zu Wasserschläuchen und Kleidung, verfertigen einige Waffen, Matten, Sättel und Stricke, das ist alles. Trotz des Reichthums ihrer Thäler an Gazellen und Antilopen sind sie nicht der Jagd ergeben; zur Befriedigung ihrer Rastlosigkeit haben sie nur Raubzüge und Reisen. Als Verkehrs- und Tauschmittel dient der aus Tripoli eingeführte Baumwollenstoff (Cham), in neuester Zeit auch der Maria-Theresiathaler, der bei Abwesenheit kleiner Münze halbirt oder geviertheilt wird. Die Tibbu Reschade bekennen sich alle zum Islam und sind dieser Religion, die noch nicht lange bei ihnen herrscht, mit Fanatismus zugethan, obgleich die eigentlichen Lehren wie die Sprache des Koran ihnen unbekannt sind. Von den religiösen Ideen ihrer Väter scheint keine Erinnerung übrig geblieben zu sein; doch dürften die häufigen Opferfeste zur Erflehung von Regen und Fruchtbarkeit, die mit Schlachtung von Ziegen gefeiert werden, ein Ueberbleibsel der heidnischen Zeit sein. Die Beschneidung wird sehr spät vorgenommen; die Todten werden in Gruben beerdigt; der Glaube an Talismane ist weit verbreitet, und eine Unmasse Koransprüche werden in Ledertäschchen am Körper getragen. Von der Erlaubniß der Polygamie machen sie mäßigen Gebrauch. Sklaven tauschen sie nach Bedarf in Kanar gegen Kameele ein. Lebt schon der Tibbu Reschade in einer Mäßigkeit, die oft dem Hunger nahe kommt, so ist der unglückliche Sklave stets zu letzterem verurtheilt. „Nicht selten", schreibt Nachtigal, „führten Herren mir ihre Sklaven als krank zu, während die Bedauernswürdigen in der That nur auf dem Wege des Verhungerns waren." Diese Grausamkeit paßt ganz zur egoistischen, abgeschlossenen Natur der Reschade, deren Charakterbild ein abscheuliches ist. „Gegenseitiges Mißtrauen regiert alle ihre Schritte, charakterisirt ihren Verkehr untereinander. Jeder schlägt seine Hütte, so zu sagen, außer Schußweite des Nachbars auf, zwischen Felsen verborgen, und macht die Nacht zum Tage. Da ist keine Spur von gemüthlichem Gemeinleben, das Vergnügen findet an gemeinsamen Erholungen und Ergötzungen, an Musik, Tanz, Spiel und Scherz. — — Gefühlseigenschaften treten diesem Egoismus gegenüber gänzlich in den Hintergrund. Nie hoffe ich wieder eine Nation zu besuchen, die sich durch eine so allgemeine Abwesenheit aller Gutmüthigkeit auszeichnet. Jeder Appell an ihr Herz ist für sie unverständlich und ohne Widerhall. — Zur milderen Beurtheilung dieses unvortheilhaften Bildes kann man jedoch außer der Armuth ihres Landes die Thatsache nicht vergessen, daß die Einwohner des Landes Tibesti stets die unglücklichen Opfer ihrer stärkeren Nachbarn waren."

Seit Heinrich Barth in Timbuktu sich unter

Digitized by Google

Lebensgefahr sieben Monate lang (1853—54) im Schutze des edlen Scheichs El Bakay aufgehalten hatte, war diese Stadt wieder zu erreichen keinem Europäer gelungen; nur vom Senegal aus war 1859 ein mohammedanischer französischer Offizier Aliun Sal dorthin gelangt. Jetzt erfahren wir durch Beaumier, den französischen Konsul in Mogador (Bulletin de la soc. d. géogr. de Paris 1870, 345 f.; Auszug in Petermanns Mittheilungen 1870, S. 335), daß in Timbuktu eine kleine Kolonie marokkanischer Juden entstanden ist, und daß ein Mitglied derselben, der Rabbi Mordochai, genauen Bericht über seine Reise aus dem südlichen Marokko nach Timbuktu und über die Zustände daselbst während der letzten zehn Jahre abgestattet hat.

Von Akka im Wadi Draa, dem Geburtsorte des Mordochai, begab dieser sich 1858, um Handelsgeschäfte zu treiben, auf den Weg nach der berühmten Stadt. Die Route führte ihn fast stets in südöstlicher Richtung mitten durch die große Sahara hindurch, und zwar im ganzen ohne wesentliche Beschwerden; wenigstens erscheint dieser Weg aus dem südlichen Marokko nach Timbuktu im ganzen sicherer, als der viel weitere von Tripoli auf der Bilmastraße nach Kuka und dann durch den Sudan, wie Barth ihn gemacht. Nach sechs Kameelmärschen war Mordochai in Tindut, einem erst 1852 gegründeten wichtigen Sammelpunkte der Karawanen, von dem aus die große Karawane im September nach Timbuktu zieht, um im April dorthin zurückzukehren, erreicht. Nach abermals zehn Tagemärschen durch die Sahara gelangte man in die Region der Igidi oder rothen Sandhügel, die in einer Breite von drei Tagereisen sich vom atlantischen Ocean bis zur algerischen Sahara hinziehen. Hier findet man Dattelpalmen und 3—6' unter der Oberfläche Wasser. Es folgt eine zehn Tagereisen breite Wüste, dann abermals eine Sandhügelregion, doch mit wenig Wasser, die Ergeschasch genannt wird. Von da aus brauchte die Karawane sieben Tagereisen bis zur Hochebene Sefya, welche gleichsam mit großen grünen, marmorharten Steinen gepflastert ist. Drei Tagereisen über Ebenen mit Dünen und Gerölle bringen von Sefya nach Telyg, wo man 140 Brunnen zählt, und noch eine halbe Tagereise nach den Salzminen von Taudeni, wo viele alte verlassene Gebäude stehen.

Nun folgt eine ungeheure, vollkommen todte Wüstenfläche, in der man vergebens das kleinste Steinchen sucht und zu deren Passirung man zwölf Tagemärsche braucht; in Arauan haben die Strapazen dieser Reise ein Ende, dafür treten aber dort die räuberischen Berabisch-Araber auf, deren Scheich den Mordochai arg brandschatzte und ihn, nahe am Ziel, ein Jahr lang aufhielt. Indessen mit Geld ist dort Alles zu machen, Mordochai kaufte sich los und gelangte 1859 nach Timbuktu. Bis dahin sind von Arauan nur noch fünf Tagemärsche. Hiernach hatte die Reise im ganzen 57 Tagemärsche in Anspruch genommen, doch kann sie in 23 zurückgelegt werden, wenn man ohne Waaren zieht und keinen Aufenthalt durch Räuber hat.

Die unsichern Zustände in Timbuktu, die wechselnden politischen Verhältnisse daselbst mußten natürlich ihren Einfluß auch auf Mordochai und seine Handelsgeschäfte ausüben. Er ward anfangs ins Gefängniß geworfen, kam jedoch wieder frei und brachte sein Geschäft in Schwung, so daß er 1863 nach seinem Geburtsorte zurückgehen und von dort 28 Kameelladungen mit Waaren nach Timbuktu führen konnte; das wiederholte sich; die aus dem Innern nach Marokko gebrachten Waaren fanden dort guten Absatz, und Mordochai reiste selbst nach Venedig und Genua, um dort Glasperlen für den innerafrikanischen Handel einzukaufen. Durch diesen Juden wurde also ein direkter Handel zwischen Timbuktu und den italienischen Städten vermittelt! Mordochai war durch das Glücken seiner Spekulation, durch den Gewinn, welchen ihm Elfenbein, Straußenfedern ꝛc. abwarfen, zum reichen Manne geworden; doch sollte er die Unsicherheit jener Gegenden bitter empfinden, mehrere seiner Karawanen wurden ausgeplündert und er verlor Alles, so daß er 1869 als armer Mann nach Akka zurückkehrte. In seinem Gefolge und durch seine glücklichen Spekulationen angelockt hat sich in Timbuktu nun eine Kolonie marokkanischer Juden niedergelassen; auch Mordochai beabsichtigte dorthin zurückzukehren und versprach europäischen Reisenden, die Timbuktu als ihr Ziel betrachteten, bereitwillige Aufnahme. Möglicherweise kann aus dieser Judenkolonie der Wissenschaft ein Dienst erwachsen; merkwürdig aber bleibt sie immerhin als neues Zeugniß für das zähe Vordringen des auserwählten Volkes selbst nach den gefahrvollsten Gegenden, wenn nur dort Handelsvortheile winken.

Aus dem Nordosten der großen afrikanischen Wüste erhalten wir durch die Mittheilungen von Gerhard Rohlfs nähere Kunde über die große Depression oder Bodeneinsenkung, die bedeutendste, die bisher auf unserm Planeten bekannt wurde (Land und Volk in Afrika.

Digitized by Google

Berichte aus den Jahren 1865—70, Bremen 1870, S. 230 f.). Von Osten nach Westen gerechnet erstreckt sich diese Depression über etwa zehn geographische Grade. Was zunächst die Lage und Oertlichkeit der Einsenkung betrifft, so finden wir dieselbe, im Westen beginnend, südlich von der inselartigen Cyrenaica, unfern vom Ufer des Mittelmeers, welches hier an der afrikanischen Nordküste eine weite Bucht, die große Syrte bildet. Die erste merkliche Depression wurde beim Bir-Ressam beobachtet, der unter 30° nördl. Br. liegt, nur 15 Meilen vom Mittelmeere entfernt. Hier wurde die Tiefe von 104 Meter unter der Oberfläche des Meeres festgestellt, die bedeutendste, welche überhaupt bemerkt worden ist. Diese zieht sich gleichmäßig noch einige Stunden nach Südsüdosten weiter. Erst das Harudj-Gebirge scheint die eigentliche Grenze, das Ufer des afrikanischen Kontinents hier zu sein. Mehrere Tagereisen südsüdöstlich stößt man auf die ersten Oasen, Audjila und Djalo, und auch hier befindet man sich unter dem Spiegel des Meeres; erstere ist etwa 52, letztere 31 Meter unter dem Mittelmeerspiegel gelegen. Einen Tagemarsch weiter von Djalo nach Nordosten zu kommt man nach Wadi (ausgetrocknetes Rinnsal), für welches Rohlfs noch eine Depression von 31 Meter annimmt. Von hier bis zur Jupiter-Ammonsoase sind noch zehn bis zwölf Tagemärsche, die zum großen Theile durch die trostloseste Wüste, vorbei an den Rhartdünen und der Gerdobaebene führen. Beide dürften eine Tiefe von 10 Meter haben, doch gibt es Dünen, die relativ bedeutend höher, aber auch ebenso viele eigenthümliche kesselartige Einsenkungen, die 20 oder 30 Meter relativ tiefer als die eben angegebene allgemeine Tiefe sind. Bei dem Brunnen Tarfaya tritt man dicht an das libysche Wüstenplateau heran, das im allgemeinen die geringe Höhe von 100—150 Meter absolut hat. Gleich südlich von diesem Plateau, das mit einem steilen Kalksteinufer abfällt, zieht sich eine Reihe von Seen bis zur Jupiter-Ammonsoase hin. Diese von salzigem Sandboden oft eingeschlossenen Seen liegen 40—50 Meter tiefer als der Meeresspiegel; die hauptsächlichsten von Westen nach Osten sind: der Faredga oder Sarabub, der Lueschka, der Rokta Sanja, der Araschieh und Schiatafsee. Es folgt noch Osten Siwah, die bekannte Ammonsoase, für welche Rohlfs eine Depression von etwa 52 Meter angibt; noch zehn Tagemärsche weiter, bis zum Brunnen von Morhaha, wurde die Depression verfolgt, und überall zeigte sie hier eine gleichmäßige Tiefe von etwa 50 Meter. Nördlich davon trennt das libysche Wüstenplateau die Einsenkung vom Mittelmeere. Vergl. Karte der Ammonsoase von Rohlfs in der „Berliner Zeitschr. f. Erdk." 1869, IV, Taf. VII. Wie weit sie sich nach Süden erstrecke, ist nicht anzugeben, da die libysche Wüste südlich von der Strecke Audjila-Siwah unbekannt ist. Südlich von Siwah sind selbst keine Eingeborenen vorgedrungen; südlich von Audjila führt die Karawanenstraße durch die Oase Kufarah nach Wadai; die genannte Oase soll noch zur Bodeneinsenkung gehören.

Daß übrigens den Alten, obschon ihnen keine Meßinstrumente zu Gebote standen, der Umstand nicht unbekannt war, daß die Ammonsoase tiefer als das Meer liege, wissen wir aus Aristoteles, der aussagt, daß die Oase durch Austrocknung des Meeres entstanden und niedriger als Unterägypten gelegen sei. In der Neuzeit hat der Franzose Caillaud zuerst auf die Einsenkung dieser Oase aufmerksam gemacht, der er eine Tiefe von 40 Meter, 10 weniger als Rohlfs, gab. Auf der ganzen Strecke beobachtet man auch heute noch zahlreiche Spuren des Meeres; die genannten Seen enthalten auch heute noch Cardium- und Crithium-Muscheln, die im Mittelmeer heimisch sind; der Boden ist überall mit Ostrea-Arten wie bedeckt.

Bekanntlich ist in einer Zeit der Plan — durch Franzosen — aufgetaucht, die Dämme zu durchstechen, welche jetzt das Mittelmeer von dieser großen Einsenkung trennen, und am leichtesten könnte dieses von der großen Syrte ausgeschehen. Man denke sich Cyrenaica als Halbinsel, mit Aegypten nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängend und südlich davon einen Meerbusen, auf dem die Schiffe der handeltreibenden Völker sich tummelten, Innerafrika erschließend. Welche Umwälzung! Bis zur Vollführung eines solchen Planes dürfte allerdings noch Zeit vergehen, wenn er auch durchführbar wäre, ganz abgesehen von der finanziellen Seite. Rohlfs meint, daß auch ohne Zuthun der Menschen mit der Zeit die Depression wieder unter Wasser sein würde, wofür die Bodensenkung zwischen Tripoli und Bengasi den Beweis liefere.

Die mehrfach erwähnte Oase Audjila oder Udschila ist 1798 von Hornemann, 1852 von Hamilton, 1862 von v. Beurmann, schließlich 1869 von Rohlfs besucht worden (Ausland 1869, 1153). Der letztere berichtet am ausführlichsten und bringt besonders werthvolle

Digitized by Google

Nachrichten über die Verschiedenartigkeit der Stämme, die in diesem kleinen Raume sich angesiedelt haben. Die bunte Völkermischung, welche so vielfach die Wüste charakterisirt, ist hier namentlich gut zu beobachten. In den ältesten Zeiten scheint „Augila" (τὰ Αὔγιλα) keine festen Bewohner gehabt zu haben. Herodot berichtet, daß die Nasamonen von der Syrte dorthin zogen, um Datteln zu holen. Später scheinen sich libysche Stämme in Audjila festgesetzt zu haben, obgleich der Kultus der Sterne dort nicht eingebürgert gewesen zu sein scheint. Unter den Römern stand hier ein Kastell zum Schutze der Karawanen; Leo im 15. Jahrhundert will dort noch Schlösser gesehen haben. Die heutigen Bewohner zerfallen in drei Hauptstämme, die Uadjili, seßhaft in der Oase Audjila und einem Theile der Oase Djalo, besonders im Hauptorte Lebba, die Modjabra, besonders in Djalo und ihrem Hauptorte l'Areg, und die Suaya in Leschkerreh. In Batosl sind die Bewohner gemischt von allen drei Stämmen. Von diesen sind die Uadjili libyscher Abkunft, reden auch heute noch einen Dialekt des Tamasirht und ist ihre Sprache eng verwandt mit der von Rhadames, Sokna, Siwah. Ob die Madjabra auch berberischen Stammes sind, ist zweifelhaft; sie reden arabisch, wollen aber keine Araber sein; die Suaya sind echte Araber. Nach Rohlfs' Ueberschlage und den Aussagen der Eingebornen hat Audjila 4000, Djalo 6000, Leschkerreh 500 und Batosl 1000 Einwohner; im ganzen 11,000—12,000 Einwohner. Im Aeußern ist zwischen Berbern und Arabern kein Unterschied wahrzunehmen, die Beschäftigung der Stämme ist in dessen verschieden.

Die Modjabra sind als vorzügliche Handelsleute in der ganzen Wüste bekannt, haben überall Kredit, sowohl in Aegypten, Bengasi und Tripoli, als in Wadai, Bornu und Haussa. Sie bringen ihr ganzes Leben auf langen gefahrvollen Reisen zu. Die Eröffnung der direkten Route mit Wadai über Kufara und Wadjanga im Jahre 1811 ist ihr Werk. — Die Uadjili beschäftigen sich mit Gartenzucht und dem Vermiethen von Kameelen. Ohne sich direkt am Handel zu betheiligen, vermitteln sie hauptsächlich den Verkehr mit Bengasi und den zunächst liegenden Oasen; jeder Erwachsene ist Führer. — Die arabischen Suaga von Leschkerreh leben von ihren Palmen und Kameelen.

Vom Liva Bengasi abhängig werden alle Oasen von einem Mudir regiert, der seinen Sitz in Djalo hat, aber meist seine Zeit in Bengasi zubringt; während seiner Abwesenheit regiert jeder Stamm sich selbst. Für die Gerechtigkeit sorgt ein von Bengasi aus eingesetzter Kadi. Von jeder Palme, deren man officiell 100,000 rechnet, müssen 2½ Piaster Steuern nach Bengasi entrichtet werden. Die in der Oase cirkulirenden Münzsorten sind die türkischen, doch ist der Maria-Theresiathaler das häufigste große Silbergeld.

Was die afrikanischen Inseln betrifft, so haben wir nur eine Neuigkeit zu melden, die für die Pflanzen- und Thiergeographie jedoch von Wichtigkeit ist. Im Norden von Mauritius liegt Ronde- oder Round-Island, das nur wenige englische Acker groß ist und aus einem 990' hohen vulkanischen Kegel besteht. Die Insel wurde kürzlich von dem Gouverneur Barkly von Mauritius und dem Naturforscher Vandermeersch besucht, die zu ihrem Erstaunen Eidechsen und sechs Arten von Schlangen dort entdeckten. Die Entdeckung ist um so wichtiger, als auf Mauritius und Réunion keine Schlangen vorkommen. Schwerlich sind diese Reptilien als eingeboren auf der kleinen Insel zu betrachten, sie können nur eingewandert sein. Wichtig ist auch, daß die Gargoulettepalme und der rothschwänzige Tropikvogel (Phaëton phoenicurus) auf Round-Island vorkommen. Unähnlich den Galapagos-Inseln, welche eine so eigenthümliche Fauna zeigen, aber außerhalb der großen Wind- und Meeresströmungen liegen, sind die Maskarenen der Mittelpunkt der Südostpassate, die den größeren Theil des Jahres im südlichen indischen Ocean vorherrschen und nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung von Pflanzen und Thieren geblieben sein können.

Richard Andree.

Nekrolog.

Lejean, Guillaume, bekannter Geograph, einer der Gefangenen des Kaisers Theodor von Abessinien, † kürzlich in Plougégat-Guérande bei Morlaix.

Neue Bücher.

Britischen Kolonien, die, von Fr. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz.

Sprachgrenze zwischen Deutschland und Frankreich. Von K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt.

Völkerkunde, Forschungen im Gebiete der alten, von J. G. Cuno. 1. Theil. Berlin, Borntträger.

Digitized by Google

Astronomie.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Spektralanalyse. Das 19. Jahrhundert hat eine so große Reihe von neuen wichtigen Errungenschaften des menschlichen Geistes aufzuweisen, daß es schwer hält, in dieser Beziehung das Wichtigste unter dem Wichtigen herauszusuchen, besonders auch aus dem Grunde, weil jeder Fortschritt der Wissenschaft zu immer weiteren Fortschritten Veranlassung bietet und es gar nicht abzusehen ist, wie und wo ein, wenn auch nur vorläufiger Ruhepunkt sich ergeben könnte. So viel ist aber heute bereits mit Sicherheit zu behaupten, daß unter den Errungenschaften unseres Jahrhunderts die Spektralanalyse eine der ersten Stellen einnehmen wird. Gleich der Astronomie ist die Spektralanalyse eigentlich ein Theil der allgemeinen Physik; aber wie jene auch, wird sie mit Recht als eine ganz besondere Wissenschaft betrachtet, die einen eigenthümlichen und ganz unermeßlichen Wirkungskreis besitzt. Astronomie, Physik, Chemie, Technologie haben gleichzeitig gewonnen durch die mächtige Hülfe, welche ihnen die junge prismatische Lichtanalyse angedeihen ließ. Kein Wunder, daß sich unter solchen Verhältnissen die allgemeine Aufmerksamkeit dieser vielversprechenden und in ihren ersten Anfängen so überaus einfachen und leicht faßlichen Wissenschaft zuwandte. Selbst Derjenige, welcher sich sonst weniger um wissenschaftliche Fragen und ihre Lösung kümmerte, fühlte sich doch veranlaßt, Kenntniß zu nehmen von den Principien eines neuen Zweiges der Naturwissenschaften, wodurch in weniger als einem Jahrzehnt vier neue chemische Elemente entdeckt, die Physik der Sonne endlich klar gelegt und die Welt der Nebelflecke in ihrer wahren Natur ergründet wurde. Eine große Anzahl von Schriften ist im Laufe der letzten Jahre über die Spektralanalyse erschienen mit der ausgesprochenen Absicht, dieselbe in populärer Darstellung dem Publikum vorzuführen. Rechnet man einige wenige verdienstvolle Werke ab, so sind viele dieser Bücher mit großer Unkenntniß dessen, was man heutzutage unter einer populären Schrift versteht, geschrieben. Glücklicher Weise sind gegenwärtig die Zeiten vorüber, in welchen populär und oberflächlich so ziemlich identische Begriffe waren. Populäre Schriften dürfen sich heute von streng wissenschaftlichen nur dadurch unterscheiden, daß in jenen der Leser durch voraufgehende Erläuterungen möglichst auf die zum Verständniß der vorgetragenen Disciplinen erforderliche Höhe der Situation gebracht wird, während die streng wissenschaftliche Darstellung alle diese Vorkenntnisse als bereits gegeben voraussetzt. Manche der wichtigsten wissenschaftlichen Untersuchungen sind durch die Art und Weise, wie sie ausgeführt und erläutert wurde, im besten Sinn des Wortes zugleich populär; dies gilt z. B. von sehr vielen Arbeiten Arago's, Faraday's, Tyndalls, Dove's ꝛc. Auf dem Gebiete der Spektralanalyse sind es gegenwärtig nun hauptsächlich zwei Werke, welche, indem sie im besten Sinne des Wortes populär erscheinen, gleichzeitig doch auch den Fachmann im höchsten Grade interessiren. Wir meinen Schellens „Spektralanalyse" (Braunschweig 1870; 2. Aufl., 1. Abth. 1871) und H. E. Roscoe, Die Spektralanalyse, deutsch von C. Schorlemmer (Braunschweig 1870). Beide Bücher sind hervorgegangen aus einer Reihe von durch Experimente erläuterten Vorlesungen, welche ihre Verfasser an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gehalten haben, Roscoe im Sommer 1868 zu London und Schellen im Winter 1869 zu Köln.

Beide Werke sind in ihrer Art vorzüglich, sie geben vollständige Darstellungen der Spektralanalyse in ihrer Gesammtheit, in populärer Form; aber dennoch sind beide Bücher in ihrer ganzen Anlage für ein wesentlich verschiedenes Publikum berechnet.

Schellen setzt gar keine Vorkenntnisse voraus, seine Absicht ist, Alles so vollständig und allgemein verständlich mitzutheilen, daß der Leser oder Zuhörer sich bei jedem Vorkommnisse vollkommen Rechenschaft über alle bedingenden Momente zu geben vermag, daß er bis ins Detail hinein weiß, warum eine gewisse Erscheinung so auftritt und nicht anders. Wer das Buch liest und gleichzeitig Gelegenheit gehabt hatte, den Vorträgen seines Verfassers beizuwohnen, fühlt sich augenblicklich in diese Vorträge zurückversetzt. Dieselbe Klarheit, dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe minutiöse Sorgfalt in Erklärung aller, auch der kleinsten und unscheinbarsten Theilchen der benutzten Instrumente.

Digitized by Google

Anders Roscoe. Auch er gibt eine vollständige Entwicklung des dermaligen Standes der Spektralanalyse, ja, er ist in manchen Einzelheiten vollständiger als Schellen; allein er setzt durchgängig mehr Vorkenntnisse voraus, „die Vorlesungen" geben eine eingehende Anleitung und Darstellung, aber nach jeder wird gewissermaßen noch ein eigentliches Nachstudium erwartet. Dazu bietet denn auch Roscoe durch Quellenangaben im Buche selbst sowohl als im Anhange reichlich Gelegenheit.

Der britische Physiker beginnt seine „Vorlesungen" damit, daß er auf die ersten Keime der heutigen Spektralanalyse zurückgeht. Diese wurzeln in der denkwürdigen Abhandlung, welche Sir Isaak Newton im Jahre 1675 der Royal Society vorlegte. Unter der großen Anzahl von experimentellen und theoretischen Untersuchungen findet sich dort auch die Entdeckung der Zerlegung des weißen Lichtes durch das Prisma. Indeß das Spektrum, welches Newton erhielt, als er das Sonnenlicht durch eine kreisförmige Oeffnung auf sein Prisma fallen ließ, war kein reines Spektrum, sondern bestand aus einer Reihe von solchen, welche sich gegenseitig überdeckten, und zwar deshalb, weil das Licht von verschiedenen Punkten der runden Oeffnung auf das Prisma fiel. Diesen Einfluß der Spaltöffnung auf die Reinheit des Spektrums hat Schellen im 22. Kapitel seines Werkes sehr klar nachgewiesen. Newton gelang es aus den hier angedeuteten Gründen nicht, die dunklen Linien des Sonnenspektrums zu sehen. Hätte er das Sonnenlicht durch einen feinen, senkrechten Spalt gehen und dann auf das Prisma fallen lassen, so würde er jene dunklen Querlinien gefunden haben. Dies war vielmehr Wollaston vorbehalten; allein dieser berühmte Physiker hatte so wenig eine Ahnung von der wahren Bedeutung der schwarzen Spektrallinien, daß er in seiner bezüglichen Abhandlung aussprach, jene bezeichneten die Trennungen der einzelnen Farben im Sonnenspektrum. Etwa zwölf Jahre später (1814) kam Fraunhofer bei seinen Untersuchungen über die Brechungsexponenten der verschiedenen Strahlen des Spektrums auf die dunklen Querstreifen desselben zurück. Er beobachtete das Spektrum durch ein achromatisches Fernrohr und erkannte 600 bis 700 dunkle Linien, von denen er 8 als Hauptfixpunkte wählte, mit den Buchstaben A bis H bezeichnete und ihre relative Lage genau feststellte. Fraunhofer gelangte durch seine Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Lage der dunklen Streifen von dem brechenden Winkel des Prismas unabhängig wäre, und daß ebenso die Natur der brechenden Substanz auf dieselben ohne Einfluß sei. Der scharfsinnige Optiker blieb übrigens bei der Beobachtung des normalen Sonnenspektrums nicht stehen, er untersuchte — freilich mit unvollkommenen Apparaten — das Licht der Venus und des Sirius und fand letzteres rücksichtlich der dunklen Linien vom Sonnenlicht verschieden, ferner ging er über zur Beobachtung des Lichtes des elektrischen Funkens und des gewöhnlichen Lampenlichtes und fand in beiden zu seiner Verwunderung helle Linien. Seine berühmte Abhandlung schließt damit, daß die unbekannte Ursache der dunklen Linien des Sonnenspektrums nicht innerhalb, sondern außerhalb unserer Atmosphäre zu suchen sei.

Schon einen bedeutenden Schritt weiter kam 1826 Fox Talbot, dessen Name so innig mit der Entdeckung der Photographie verknüpft ist. Er sprach, gestützt auf seine Spektralbeobachtungen, deutlich aus, daß gewisse Körper bestimmte eigenthümliche Linien geben, und kommt hiernach zu dem Schlusse, daß, wenn sich diese Behauptung als richtig erweisen sollte, ein Blick auf das prismatische Spektrum einer Flamme genügen werde, um das Vorhandensein von Substanzen darzuthun, welche sonst nur durch mühsame chemische Analyse nachweisbar sind. Im Jahre 1834 ging derselbe Forscher schon weiter und wies die charakteristischen Linien des Lithion und Strontian nach. „Ich zögere nicht", sagt er zum Schlusse seiner Untersuchung, „zu sagen, daß man durch die optische Analyse die geringsten Mengen dieser zwei Substanzen mit derselben Gewißheit unterscheiden kann, vielleicht sogar noch mit größerer, als durch irgend eine der bekannten chemischen Methoden."

Die Beobachtungen der Flammenspektra der Erdalkalimetalle, welche 1845 W. A. Miller anstellte, führten freilich zur Abbildung der Flammenspektra; allein bei diesen Untersuchungen wurde eine leuchtende Flamme benutzt, und die Abbildungen ergaben sich nicht charakteristisch genug. Die ersten exakten Arbeiten lieferte 1857 Swan; er wies nach, daß die fast immer auftretende gelbe Linie durch Natrinmverbindungen hervorgebracht wird, und daß die Quantität Kochsalz, welche genügt, diese Linien deutlich zu zeigen, über alle Vorstellung klein ist. Auf diese Untersuchung wurde übrigens der genannte Forscher nur beiläufig durch das häufige Auftreten der gelben Linie geführt, seine anfänglichen

Digitized by Google

Untersuchungen bezogen sich bloß auf die Spektren der Kohlenwasserstoffflammen.

Bunsen und Kirchhoff sind die Ersten gewesen, welche die Frage nach der Abhängigkeit der hellen Linien des Spektrums eines glühenden Gases von den einzelnen chemischen Bestandtheilen desselben durch neue und mannichfach abgeänderte Versuche beantworteten und dadurch die Grundbedingungen für die chemische Analyse durch Spektralbeobachtung klarstellten.

Die überraschende Schärfe der neuen optischen Analyse, die Feinheit der spektralanalytischen Reaktion ermöglichte es, mittels derselben in kurzer Zeit vier neue chemische Elemente aufzufinden, Cäsium und Rubidium durch Bunsen in den Mineralwässern von Dürkheim und Baden, Thallium, 1861 von Crookes im selenhaltigen Schlamme der Schwefelsäurefabrik zu Tilkerode am Harze und Indium 1864 von Reich und Richter in gewissen Zinkblenden.

Die in ihren Konsequenzen weitreichendste Anwendung hat jedoch die Spektralanalyse auf dem Gebiete der Astronomie gefunden; sie hat uns hier Aufschlüsse gegeben, die jemals zu erwarten früher mit Recht als Thorheit hätte erscheinen müssen; dann hat sie dadurch, daß die so überaus fruchtbare Experimentalmethode in die Sternkunde eingeführt werden konnte, dieser Wissenschaft einen kräftigern Pulsschlag verliehen.

Die beiden Werke, an die wir hier unsere Uebersicht des heutigen Zustandes der Spektralanalyse anschließen, haben natürlich der Anwendung derselben auf die Astronomie eine eingehende Darstellung gewidmet. Hier tritt nun besonders die Verschiedenheit in der Anlage beider Werke charakteristisch hervor. Der Gang der Darstellung bei Roscoe nähert sich mehr demjenigen eines wissenschaftlichen Lehrbuchs; in gedrängter Darstellung werden die Hauptresultate, welche bezüglich der physikalischen Konstitution der Sonne bis jetzt gefunden worden sind, entwickelt, Specielleres unter Wiedergabe der Originalabhandlungen in Anhängen. Schellen seinerseits geht näher auf das Einzelne ein, er bringt nicht die Originalabhandlungen, aber entwickelt in klarer, leicht faßlicher Darstellung sämmtliche Resultate, welche in denselben enthalten sind. Die Arbeiten Kirchhoffs werden hier zuerst mit der gebührenden Ausführlichkeit in das richtige Licht gesetzt. Wie dieselben zuerst von der überwiegenden Mehrzahl der Astronomen aufgefaßt worden sind, ist bekannt. Was Lalande einst von den Schlüssen W. Herschels über die Doppelsternsysteme gesagt hatte: „Wir glauben nicht an dergleichen Dinge"; das war seiner Zeit auch von mehr als einer Seite den Kirchhoffschen Entwicklungen entgegengehalten worden. Und doch muß jedem Denkenden, der aufmerksam den Entwicklungen folgt, wie sie Schellen bezüglich der Kirchhoffschen Theorie gibt, die principielle Richtigkeit dieser letztern einleuchten, gegenüber den physikalischen Unmöglichkeiten, wie sie Wilson, Herschel und Arago bezüglich der Sonnenkonstitution in die Astronomie eingeführt hatten. Sehr richtig bemerkt Schellen: „Welche Ansicht auch über die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers im Laufe der Zeit sich Bahn brechen möge, sie wird stets die Kirchhoffschen Entdeckungen zur Grundlage haben und in ihren Einzelheiten, der Erklärung der Sonnenflecke, der Fackeln ꝛc. mit den von Kirchhoff nachgewiesenen Erscheinungen der Absorption der Farben und der Umkehrung der Spektra im Einklang stehen müssen". Während Roscoe nur vorübergehend der wichtigen Arbeiten von Secchi bezüglich der Spektralanalyse der Sonne gedenkt, ist deren Bedeutung von Schellen dagegen richtig erkannt und sind dieselben mit der gebührenden Ausführlichkeit behandelt worden. Mit sehr großer, durchaus gerechtfertigter Ausführlichkeit verweilt Schellen bei den Sonnenfinsternissen, besonders bei der für alle späteren Zeiten in der Geschichte der Wissenschaft Epoche machenden Erscheinung vom 18. August 1868. Die Darstellung der Ergebnisse derselben ist fast geradezu erschöpfend, und zwar nicht bloß bezüglich der erlangten Resultate, sondern vor Allem auch der detaillirten Beschreibung der Mittel, durch welche sie erlangt wurden. Der verdienstvolle Physiker berichtigt hier auch einen Irrthum, auf den er unseres Wissens zuerst aufmerksam macht und in welchen gewisse Leute verfallen sind, die aus einer bloßen Uebereinanderlegung der an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Bilder der Totalität ein recht genaues und vollständiges Bild sämmtlicher Protuberanzen zusammenzustellen meinten. „Wir besitzen gegenwärtig", sagt er, „von den meisten Beobachtern mehr oder weniger sorgfältig ausgeführte Abbildungen der Totalität, auf denen die Protuberanzen verschieden an Größe und Lage eingezeichnet sind. Wenn wir absehen von solchen Bildern, die unter dem Aushängeschild photographischer Kopien in den Handel gebracht, in der That aber nach der Phantasie des Zeichners angefertigt und bloß auf Effekt berechnet sind, so liegt der Grund zu der großen Ver-

Digitized by Google

schiedenheit dieser Bilder größtentheils darin, daß die Sonnenscheibe selbst eine andere Lage zum Horizonte des Beobachters hat, wenn sie aufgeht, als zur Mittagszeit oder am Abend. Eine und dieselbe Protuberanz erscheint daher in einem Bilde, welches in der Frühe des Morgens zu Aden aufgenommen wurde, in Bezug auf den Horizont anders als in einem Bilde, welches um die Mittagszeit etwa auf Celebes gezeichnet wurde. Außerdem aber liegt eine erhebliche Zeitdifferenz (circa sieben Stunden) zwischen dem Mittelpunkte der Totalität an dem einen Ende der Beobachtungszone in Aden und dem andern auf Celebes, und in dieser Zeit treten erwiesenermaßen große Veränderungen in der Lage und Größe der Protuberanzen ein. Nimmt man noch dazu, daß das Bild der Totalität, im astronomischen Fernrohre gesehen, sowohl in Bezug auf Rechts und Links, als auf Oben und Unten umgekehrt erscheint, so begreift man leicht, daß die einzelnen Bilder der Finsterniß, je nachdem sie an dem einen oder dem andern Orte mit dem bloßen Auge oder mit einem umkehrenden Fernrohre beobachtet worden ist, sehr von einander abweichende Ansichten darbieten." —

Die merkwürdige, auf dem Gebiete wissenschaftlicher Entdeckungen sich mehrfach wiederholende Thatsache, daß ein wichtiger neuer Fortschritt unabhängig von zwei verschiedenen Forschern angebahnt wurde, hat sich bekanntlich auch bezüglich der Entdeckung der Methode, die Protuberanzen bei vollem Sonnenscheine zu sehen, ereignet. Die Frage, wem die Priorität in dieser Beziehung gebühre, ist von den Franzosen mit Eifer diskutirt und natürlich zu Gunsten ihres Landsmanns Janssen entschieden worden. Roscoe geht auf den Gegenstand nicht specieller ein, aber Schellen bemerkt mit Recht: „Lockyer hat unzweifelhaft die Idee, die Protuberanzen zu jeder Tageszeit, wo die Sonne scheint, zu beobachten, zuerst ausgesprochen und eine Methode dazu angegeben. Janssen, dem die Methode Lockyers hätte bekannt sein müssen, hat dieselbe zuerst in Ausführung gebracht. Unter solchen Umständen läßt sich nicht darüber streiten, wem das Recht der Priorität dieser wichtigen Entdeckung zur Seite steht; der Ruhm, der sich daran anknüpft, ist übrigens groß genug, daß sich die beiden Gelehrten darein theilen können". Im vorliegenden Fall hat sich wiederum einmal die Selbstüberhebung der Franzosen geschadet, die es wenig oder gar nicht für nothwendig halten, von den Arbeiten auswärtiger Forscher Notiz zu nehmen. Als Janssen am 18. August 1868 bei der Totalität, betroffen von dem intensiven Glanze derselben Linien des Protuberanzenspektrums austrief: „Je reverrai ces lignes là!" hatte er von dem Princip der Methode, auf der dieses Wiedersehen der hellen Linien beruht, keine Ahnung; dieses Princip aber war damals längst von Lockyer erkannt worden; und nur der Mangel geeigneter Instrumente hielt diesen scharfsinnigen Forscher ab, die Protuberanzenspektra, die sein geistiges Auge am Sonnenrande klar erblickte, auch mit dem leiblichen wahrzunehmen. Aber sobald die Royal Society ein geeignetes Spektroskop hatte herstellen lassen, erblickte er am 20. Oktober 1868 das Spektrum einer Protuberanz und zeigte dies dem Sekretär der königlichen Gesellschaft, Dr. Sharpey, noch am nämlichen Tage an; sechs Tage früher, als Janssens bezügliche Mittheilung in der französischen Akademie vorgelegt wurde. Uebrigens ist Lockyer im Verfolge seiner Untersuchung zu ferneren wichtigen Resultaten gelangt, über die von Zeit zu Zeit auch in dieser Zeitschrift berichtet wurde und die man in Schellens oder Roscoe's Werken nachlesen kann. Janssens weitere Beobachtungen sind unbedeutend.

Während das Spektroskop zuerst dazu diente, die Zusammensetzung des glühenden Sonnenballs zu erforschen, darauf angewandt wurde, die Protuberanzen jederzeit beobachten zu können, hat es sich zuletzt von der größten Wichtigkeit gezeigt für die Messung der Richtung und Geschwindigkeit der Gasströme auf der Sonne. Das mathematisch bewiesene Princip dieser letztern Methode spricht sich kurz darin aus, daß bei Entfernung einer Lichtquelle vom Beobachter eine Verschiebung der Spektrallinien nach dem Roth hin, bei Annäherung der Lichtquelle an den Beobachter eine Verschiebung nach dem Violett hin aus derjenigen Lage eintritt, welche diese Linien bei der ruhenden Lichtquelle einnehmen. Schellen gibt eine sehr klare und instruktive Erläuterung dieser Verhältnisse und theilt die gewonnenen einzelnen Resultate mit. Die Originalmittheilungen Lockyers über diesen Gegenstand finden sich im Anhange zur fünften Vorlesung von Roscoe. Derselbe Anhang enthält auch die Abhandlung Zöllners über dessen Methode, die Protuberanzen selbst zu sehen, nebst den Zeichnungen, welche dieser Physiker von jenen merkwürdigen Gebilden erhalten hat.

Von besonderm Interesse ist die Anwendung der Spektralanalyse auf die Planeten und

Digitized by Google

kometen, sowie auf die Fixsternwelt. Hier sind s besonders zwei Männer, die, mit mächtigen pparaten ausgerüstet, die wichtigsten Resultate u erringen wußten: Pater Antonio Secchi, Direktor der Sternwarte des Collegio Romano, nd William Huggins, Grundbesitzer in pper-Tulse-Hill. Schellen gibt eine sehr eutliche Beschreibung der komplicirten Instrumente, mittels deren diese Forscher die chemische usammensetzung von mächtigen Weltkörpern rforschen, die als Fixsterne selbst in den größten eleskopen nur in Gestalt von untheilbaren unkten erscheinen, oder als schwach schimmernde ebelflecke, in kraftvollen Refraktoren als kleine nichte Scheiben sich darstellen. „Bei den rößten Forschern", sagt Schellen, „wiederolt sich ein Zug sehnsüchtigen Verlangens nach iner näheren Bekanntschaft mit diesen glänzenen Körpern, das in den beiden Zeilen des nglischen Volksliedchens

Twinkle, twinkle, pretty Star,
How I wonder, what you are!
(Funkle, funkle, schöner Stern,
Was Du bist, wie wußt' ich's gern!)

inen so schönen Ausdruck findet."

Die Spektralanalyse hat auf diesem Gebiete ereits sehr reichhaltiges Material gesammelt. oscoe's und Schellens Werk, besonders ersteres, sind in dieser Beziehung ungemein eichhaltig und höchst interessant. Von Wichtigkeit werden fernere spektralanalytische Beobachtungen besonders bei den veränderlichen Sternen sein, bei jenen Sternen, die in gewissen Zeitperioden ihre Helligkeit verändern. Zöllner erklärt nach seiner neuen Theorie diesen Helligkeitswechsel dadurch, daß auf der Oberfläche jener Sterne eine ungleiche Vertheilung von feurigflüssiger leuchtender und von erstarrter nicht leuchtender (Schlacken-) Materie Statt finde und durch die Rotation der Sterne um ihre Axen das Verhältniß der leuchtenden und dunklen Theile der Oberfläche für unsern Anblick periodisch ein anderes werde. Diese Theorie ist freilich sehr sinnreich, aber sie steht mit den Thatsachen der Beobachtung im Widerspruche. Hiernach nehmen nämlich fast alle Veränderlichen rasch schneller an Licht zu als ab. Es sieht aber jeder ohne Schwierigkeit ein, daß es nicht zufällig sein würde, für alle diese, weit durch den Weltraum zerstreuten und ganz unabhängig von einander dastehenden Sterne übereinstimmend eine solche Lage der dunklen Schlackenmassen anzunehmen, daß der Erscheinung der schnelleren Lichtzu- als -abnahme genügt würde. Diese Thatsache zeigt sich vielmehr als eine kosmische Eigenthümlichkeit des Typus der veränderlichen Sterne, und jede Erklärung, welche ihr nicht genügt, kann nicht den Anspruch auf allgemeine Richtigkeit machen.

Das höchst interessante Kapitel in Schellens Werk „Spectra der Nebelflecke und Sternhaufen" ist bereits früher in dieser Zeitschrift wiedergegeben worden und kann daher füglich übergangen werden, dagegen muß hier noch der interessanten Untersuchungen über die Bewegung der Sterne im Weltraume gedacht werden. Diese Untersuchungen basiren auf den nämlichen Principien wie die bereits oben erwähnten über die Bewegungen der glühenden Gaseruptionen auf der Sonne, nämlich auf der Verschiebung gewisser Spektrallinien. Secchi scheint sich zuerst bezüglich der Fixsterne mit solchen Untersuchungen beschäftigt zu haben. Allein seine Betrachtungen des Sirius führten zu keinem Resultate. Glücklicher war Huggins. Sein Apparat besteht aus 13 Prismen, von denen je 5 zu zwei von Hofmann in Paris angefertigten Amici'schen Systemen kombinirt und durch 3 weitere Prismen aus schwerem Flintglase mit einander verbunden sind. Bei dieser Anordnung findet natürlich eine sehr bedeutende Lichtschwächung Statt, und es gelang Huggins auch nur beim Sirius eine geringe Verschiebung der mit der Wasserstofflinie F coincidirenden dunklen Linie gegen die helle im Spektrum einer Geißlerschen Röhre wahrzunehmen. Die Größe dieser Verschiebung konnte nicht gemessen, sondern blos in einer einzigen Nacht geschätzt werden, obgleich allerdings auch in andern Nächten die Verschiebung selbst unzweifelhaft konstatirt wurde. Die geschätzte Veränderung der Wellenlänge führt darauf, daß sich zur Zeit der Beobachtung Sirius und Erde mit einer Geschwindigkeit von 41,4 englischen Meilen von einander entfernten. Von dieser Geschwindigkeit kommen 12 engl. Meilen auf die eigene Bewegung der Erde, so daß also 29,4 engl. Meilen als Eigenbewegung des Sirius in der Richtung der Gesichtslinie von der Erde übrig bleiben. Dieses ist freilich nicht genau die wahre eigene Bewegung des Sirius, indem unsere Sonne sammt den Planeten sich gegen das Sternbild des Herkules bewegt, also vom Sirius entfernt und daher dazu beiträgt, dessen scheinbare Eigenbewegung zu vergrößern.

Man muß sich übrigens wohl hüten, den Werth für die Bewegung des Sirius von 29,4 engl. oder nahe 6 geogr. Meilen für mehr zu nehmen, als eine sehr rohe Annäherung an die

Digitized by Google

Wahrheit. Denn nicht allein ist die Größe der Verschiebung der beobachteten Linie bloß geschätzt worden, sondern auch ihre Breite stimmt weder mit derjenigen der hellen Wasserstofflinie in einer Geißlerschen Röhre, noch mit der bei gewöhnlichem Drucke der Atmosphäre erzeugten Wasserstofflinie, noch mit der Breite der Linie F im normalen Sonnenspektrum überein. Die Zukunft muß in dieser Hinsicht Genaueres bringen; jedenfalls aber kann man der überraschend schnellen und hohen Ausbildung eines Zweiges der Wissenschaft seine Anerkennung nicht versagen, der uns Blicke auf die Entstehung, Bewegung und Zusammensetzung von Weltkörpern gestattet, welche von unserer engen, kleinen Erde durch Räume geschieden sind, die zu durchlaufen das Licht viele Jahre, die Erde mit ihrer Geschwindigkeit Jahrhunderttausende, eine Kanonenkugel Millionen von Jahren gebrauchen würde. Hermann J. Klein.

Physiologie und Medicin.

Nekrolog.

Mitscherlich, Karl Gustav, geheimer Medicinalrath, Professor an der Berliner Universität, bekannt durch sein bedeutendes Lehrbuch der Arzneimittellehre, † am 19. März in Berlin im 66. Lebensjahre.

Niemeyer, Felix von, Professor der Medicin und Direktor der medicinischen Klinik in Tübingen, königlicher Leibarzt, Verfasser eines berühmten Lehrbuchs der Pathologie, † am 14. März in Tübingen, 54 Jahre alt.

Schultz-Schultzenstein, Karl Heinrich, Professor der Medicin in Berlin, bekannt durch seine Lehren von der Verjüngung, ebenso verdient um die Pflanzen- als Thierphysiologie und eifriger Pfleger der Gartenkultur, † am 22. März in Berlin.

Botanik.

Die natürliche Richtung der Pflanzentheile. Die auffallende Erscheinung, daß die Richtung vieler Pflanzentheile in einer bestimmten Beziehung zum Horizonte steht, zumal daß die Stämme und Wurzeln der allermeisten höheren Pflanzen bis herab zu den Stengeln vieler Moose und zu den Stielen der Pilzhüte an allen Orten ungefähr der Lothlinie folgen, hat schon seit dem vorigen Jahrhunderte Anlaß zu wissenschaftlichen Erörterungen über ihre Ursache gegeben. Man mußte sich zunächst fragen, wofür denn eigentlich hierbei die Pflanze einen Sinn an den Tag lege, und da wurde dann zuerst durch Knight (1806) nachgewiesen, daß es unter allen denjenigen auf die Pflanzen wirkenden Agentien, welche unter den gewöhnlichen Verhältnissen in einer gewissen Beziehung zur Lothlinie stehen, vorzüglich die Anziehungskraft der Erde ist, auf welche die Pflanze reagirt, daß diese Kraft es ist, mittelst deren den Stengeln und Wurzeln die jedesmalige Auffindung ihrer natürlichen Stellung ermöglicht wird (Geotropismus). Ja, es zeigt sich sogar, daß manche Pflanzenglieder, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen in keiner gesetzmäßigen Beziehung zur Vertikalen sich zu befinden scheinen, eine streng lothrechte Stellung einnehmen, wenn alles Licht von ihnen ferngehalten wird. Es haben nämlich viele Stengel und Blattstiele auch einen Sinn für diejenige Richtung, in welcher Lichtstrahlen durch sie hindurchgehen, was ihnen die weitere Fähigkeit vermittelt, sich, wenn sie von einer Seite her vorwiegend beleuchtet werden, nach dieser Seite hin zu richten (positiver Heliotropismus) oder auch von ihr hinweg zu kehren (negativer Heliotropismus). Durch die Wirkung der Gravitation und des Lichtes werden also, wenn man die verhältnißmäßig wenigen Fälle des negativen Heliotropismus ausnimmt, die oberhalb des Bodens in der Luft lebenden Stengel immer zu vertikal aufrechter Stellung gebracht. Diese Richtung ist denn auch ein allgemeiner und charakteristischer Zug in der Erscheinung der ganzen Vegetation, daß die hergebrachte gewöhnliche Ansicht es den über den Boden stehenden Pflanzentheilen als ein allgemeines Gesetz vindicirt, eine vertikale aufsteigende Richtung anzunehmen, in

Digitized by Google

Gegensatze zu den Wurzeln und manchen unterirdischen Stengeln, welche sich bei ihrem Wachsthume abwärts zu wenden suchen. Eine weitere Folge dieser Ansicht ist die Annahme, daß, wenn Pflanzenglieder von der vermeintlich ihnen gesetzmäßig zukommenden Richtung abweichen, wenn sie statt vertikal zu stehen eine schräge, wagerechte oder gar abwärts geneigte Stellung einhalten, dies einfach daher rühre, daß die Anlagerichtung, in welcher dieselben hervorwuchsen, von der Lothlinie abwich, und daß ihr Bestreben, sich geotropisch und heliotropisch zu krümmen, nicht so energisch wie das anderer Theile, auch wohl der Last des zu hebenden Gliedes selbst nicht gewachsen war. — Es gibt jedoch eine nicht geringe Anzahl verschiedener Pflanzenglieder, Stengel und Blätter, denen eine andere, zumal horizontale Stellung ebenso gesetzmäßig zukommt, wie den übrigen die vertikal aufrechte, indem wir sie regelmäßig in dieser oder in einer derselben genäherten Lage antreffen, ebenso wie die anderen augenscheinlich alle nicht lothrechten Stellungen vermeiden. — Diese Betrachtungen veranlaßten den Dr. A. B. Frank, Untersuchungen anzustellen über „Die natürliche wagerechte Richtung von Pflanzentheilen und ihre Abhängigkeit vom Lichte und von der Gravitation" (Leipzig 1870), deren Resultate wir hier kurz mittheilen wollen.

Einen sehr einfachen Fall horizontaler Stengel bieten die Laubsprossen mancher Arten der Maiblume (Convallaria). Während dieselben bei einigen (C. verticillata) bis zum Ende gerade aufrecht stehen, haben sie bei andern (C. multiflora) nur in dem unteren Theile eine vertikale Richtung; der folgende, mit Blättern besetzte, neigt so weit über, daß er eine nahezu oder völlig horizontale Richtung einnimmt, und der Sproß neigt sich so, daß die Insertionsebene, d. h. diejenige Ebene, in welcher die Axe des Stengels und die Anheftung eines Blattes liegen, wagerecht wird, daß also die Blätter an der rechten und linken Kante des geneigten Sprosses stehen. — Der charakteristische Habitus gewisser Nadelholzpflanzen, namentlich jener der Fichte (Picea vulgaris), der Balsamtanne (Pinus balsamea) und der Schierlingstanne (Pinus canadensis), kommt dadurch zu Stande, daß der Hauptstamm in senkrechter Richtung emporwächst, während sich die aus ihm hervorgehenden Aeste sowie alle weiteren Verzweigungen in völlig oder doch nahezu horizontaler Richtung befinden; es hängen zwar an ausgewachsenen Bäumen die älteren Aeste in Folge ihrer Schwere mehr oder weniger abwärts, allein dann suchen sich die jüngeren beblätterten Zweige immer wieder horizontal zu stellen, indem sie an der oberen Kante etwas konkav werden. Aehnlich verhält es sich auch bei der gemeinen Kiefer (Pinus silvestris). Wie gewaltig gar oft bei einzelnen Pflanzentheilen das Bestreben, sich wagerecht zu stellen, sein muß, läßt sich sehr schön an Spiraea hypericifolia, deren aufrechte Sprossen nach oben horizontal werden, beobachten. So weit die Blätter den ungefähr senkrechten Theil ihrer Stengel bedecken, sind sie genau nach der $^2/_5$-Stellung geordnet, es kommen also, wenn man auf dem kürzesten Wege die Anheftungspunkte der Blätter durch eine um den Stengel laufende Spirale verbindet, auf je zwei Umläufe der Spirale fünf, unter sich gleich weit divergirende Blätter zu stehen. An dem horizontal überneigenden Stücke nehmen sie dagegen eine zweizeilige Stellung ein, sie sitzen abwechselnd rechts und links an den Seitenkanten. Es handelt sich dabei indessen nicht um eine wirkliche Aenderung der $^2/_5$- in die $^1/_2$-Stellung, es wird nur jede Divergenz durch Drehung der einzelnen Stengelglieder von $^2/_5$ auf $^1/_2$ vergrößert. Davon, daß Letzteres der Fall sei, kann man sich sehr leicht überzeugen, denn die Längsriefen des Stengels, die für gewöhnlich eine gerade Richtung haben, zeigen in diesem Falle einen spiraligen Verlauf.

Alle Versuche, welche nun angestellt wurden, um die Ursachen dieser und vieler anderer ähnlicher Stellungen aufzuklären, haben ergeben, daß auch diese Richtungen auf den Wirkungen des Lichtes und der Schwerkraft beruhen, wie dies bei den senkrechten Stengeltheilen bereits länger bekannt war. Ein in ganz Deutschland gemeines Unkraut ist der Vogelknöterich (Polygonum aviculare). Wächst diese Pflanze auf ebenem Boden, so liegt sie flach darnieder, aber nicht weil ihr Stengel etwa zu schwach wäre, sich aufrecht zu halten, denn wo sich unsere Pflanze hart am oberen Rande eines senkrechten oder steil abschüssigen Terrains, z. B. von Hohlwegen oder Flußufern, vorfindet, da sieht man stets die über den Rand ragenden Stengel in nahezu horizontaler Richtung ins Freie hinauswachsen; nur wenn sie sehr lang werden, senken sie sich etwas in Folge ihrer Schlaffheit; aber auch dann wird man doch die im Längenwachsthume begriffenen Enden etwas erhoben sehen: sie sind bestrebt, sich immer wieder in horizontale Richtung zu setzen. Fixirt man einen auf

Digitized by Google

horizontalem Boden hingestreckten Stengel in vertikal aufrechter Stellung, so findet man nach Verlauf einiger Tage, daß er nicht in dieser Richtung fortgewachsen ist, sondern daß sich sein Endtheil in einem Bogen gekrümmt hat, dessen Konkavität nach unten gekehrt ist und die frühere Unterseite des Stengels einnimmt. Dadurch wird das freie Endtheil gesenkt, jedoch nur so weit, bis es ungefähr die horizontale Richtung erreicht hat; ist dies geschehen, so steht die Bewegung stille und der Stengel wächst horizontal weiter. Befestigt man solche Stengel in umgekehrter Weise in senkrecht abwärts gehender Stellung, so erheben sich die jungen Enden in nach oben geöffneten Bogen, bis sie sich wieder in der früheren wagerechten Lage befinden; dann hört die Krümmung wiederum auf und das weitere Wachsthum geht in der wagerechten Richtung fort. Um über die Kräfte klar zu werden, welche diese Bewegungen verursachen, bedarf es jetzt nur noch eines Experimentes. Was geschieht mit den Stengeln, wenn sie in völliger Finsterniß wachsen? Der Erfolg dieserhalb angestellter Versuche war überraschend, alle so behandelten Pflanzen richteten ihre sämmtlichen horizontalen Zweige senkrecht auf und ließen sie in dieser Richtung fortwachsen. — Daraus folgt, daß auch diese Stengel geotropisch sind, daß aber das Licht die Wirkung der Schwerkraft aufzuheben vermag und Bewegungen veranlaßt, welche bei gewöhnlicher Beleuchtung die horizontale Richtung des Stengels zum Ziele haben. — Unter andern wurde auch die bereits erwähnte Convallaria multiflora im Dunkeln kultivirt. Auch ihre Stengel wuchsen schnurgerade in senkrechter Richtung bis zu beträchtlicher Höhe empor und blieben fortdauernd in dieser Richtung stehen, auch nachdem im Lichte erwachsene, gleich alte Pflanzen längst ihre beblätterten Theile horizontal gestellt hatten. Die Blätter blieben indessen bei diesen Exemplaren dem Stengel ziemlich angedrückt und mehr oder weniger zusammengerollt, so daß nicht nur der Stengel, sondern auch die Blätter erst durch die Wirkung des allseitig von oben kommenden Lichtes in die wagerechte Stellung versetzt werden.

Die Lagen, in welchen sich Blätter mit organisch verschiedener Ober- und Unterseite zur Lothlinie und zur Richtung intensivster Beleuchtung versetzen, sind den Stellungen, welche wagerechte Stengel annehmen, auf das Innigste verwandt. Bei den meisten flächenförmigen Blättern, und von solchen kann hier nur allein die Rede sein, spricht sich der Unterschied in der Organisation beider Seiten im Allgemeinen darin aus, daß auf der einen Seite, in der Regel der morphologischen Oberseite, die Spaltöffnungen fehlen oder doch seltener sind, daß die unter ihrer Epidermis liegenden Zellen palisadenförmige Gestalt haben, reichliches Blattgrün enthalten, engere Zwischenzellgänge bilden ꝛc. Es kommt nun in allen Fällen dahin, daß diese Blattseite zenithwärts, eventuell gegen die Quelle des intensivsten Lichtes, die entgegengesetzte also erdmittelpunktwärts, beziehentlich schattenwärts gekehrt wird; so daß man, unabhängig von der morphologischen Dignität der Seiten, die eine kurz als Licht-, die andere als Schattenseite bezeichnen kann. Befindet sich ein Blatt in einer von der erwähnten natürlichen Lage abweichenden Stellung, so bewegt es sich selbstständig in der Weise, daß schließlich seine Lichtseite der Quelle der Beleuchtung ungefähr rechtwinklig zugewendet ist. Bemerkenswerth ist, daß diese Bewegung auf dem kürzesten Wege ausgeführt wird. Zu dem Ende wendet das Blatt der Lichtquelle bald seine konkav, bald seine konvex gekrümmte Lichtseite zu, bald dreht es sich rechts, bald links, bald hebt, bald senkt es sich, wie es gerade nöthig ist. Der respektive Antheil, welchen Licht und Schwerkraft dabei haben, ist nach den Pflanzenarten verschieden. In manchen Fällen reicht die Gravitation allein aus, dem Blatte eine horizontale Stellung zu geben; wie dies daraus hervorgeht, daß bei manchen, z. B. dem Ahorn, die Blätter auch dann ihre natürliche Lage annahmen, wenn Frank dieselben sich in völliger Dunkelheit aus dem Knospenzustande entwickeln ließ.

Bei Beantwortung der Frage, wie Licht und Gravitation jene Bewegung zu Stande bringen, ist vorzüglich hervorzuheben, daß wir es hier nicht mit Biegungen, sondern mit Wachsthumserscheinungen zu thun haben, daß diejenige Drehung der einen Seite oder Kante des Organes, welche die Krümmung des letzteren herbeiführt, auf einem Wachsthum der Zellhäute jener Seite beruht. Daher sind auch alle diejenigen Pflanzentheile, welche ihr Wachsthum definitiv vollendet haben, nicht mehr beweglich; und die Bewegungsfähigkeit ist überall in derjenigen Periode am größten, in welcher auch die stärkste Streckung des Organes in die Länge oder in die Fläche erfolgt. Ganz besonders beachtenswerth sind in dieser Hinsicht die Blätter. Es ist bekannt, daß ihre basalen Theile und ihre Stiele sehr lange, wenn auch nur in geringem

Digitized by Google

Grade zu wachsen fortfahren; und damit steht in auffallender Weise die Thatsache im Einklange, daß sich Blätter, die anscheinend schon ihre vollständige Ausbildung erlangt haben, noch gegen das Licht zu richten vermögen. Nur ganz alte Blätter haben mit ihrem Wachsthum auch ihre Beweglichkeit verloren. Andere Blätter haben am Grunde ihres Stieles eine polsterartige Anschwellung, welche zu jeder späteren Zeit, sobald sie aus ihrer natürlichen Stellung zum Lichte gekommen ist, ihr Wachsthum wieder aufnehmen und so die erforderlichen Krümmungen und Drehungen ausführen kann.

Hier begegnen wir indessen einer Schwierigkeit in der Thatsache, daß ein und dasselbe Organ, z. B. ein Blatt, die gerade entgegengesetzten Bewegungen machen kann, je nach der Seite, von welcher zufällig die Beleuchtung kommt. Das Wachsthum muß also ein Vorn und Hinten, ein Links und Rechts, ein Oben und Unten unterscheiden, und diese Unterschiede müßten nicht nur in der Gestaltung der ganzen Organe, sondern auch in jedem kleinsten Theilchen der Zellmembranen zum Ausdrucke gebracht sein. Nur unter Annahme einer solchen Polarität der Zellmembran wird es möglich, die verschiedenen Wachsthumsprozesse als gesetzmäßige Folgen bestimmter Durchleuchtungsrichtungen und bestimmter Lagen zur Richtung der Schwerewirkung darzustellen. Diese schon in die jugendlichen Entwicklungszustände der Organe inducirte Polarität hat große Aehnlichkeit mit allen anderen Arten polaren Verhaltens. In den Krystallen gibt es feststehende polare Axen, die sich in jedem kleinsten Stücke ausgeprägt finden. Bezüglich der vegetabilischen Zellhäute kennen wir auch schon eine nach den drei Richtungen des Raumes gehende Polarität, die sich in der Vertheilung des aufgesogenen Wassers und den daraus entspringenden Erscheinungen der Schichtung und Streifung dokumentirt. Während indessen die letztere Polarität gewissermaßen ein Ausfluß des selbstthätigen Lebens der Zelle ist, zeigt die hier erörterte dazu gar keine Beziehungen; bei ihr ist die Individualität der Zelle verwischt und nur eine solche der ganzen Zellkolonie, d. h. des ganzen Organes erforderlich.

Bei den hier uns vorzugsweise beschäftigenden Eigenschaften der Pflanzen war das Ziel ihrer Bewegung diejenige Stellung, in welcher ein bestimmter, kleinerer, transversaler Durchmesser des Organes mit der Richtung, in welcher Licht und Gravitation wirken, zusammenfällt; sie mögen daher die Namen Transversal-Heliotropismus und Transversal-Geotropismus führen, im Gegensatze zu den bisher allein bekannten, jetzt als Longitudinal-Heliotropismus, resp. Longitudinal-Geotropismus zu bezeichnenden.

Dr. O. W. Thomé.

Die Mannasorten des Orients. Wir haben vor längerer Zeit (Bd. VI, S. 232) nach einer sehr verdienstvollen Arbeit von Haußknecht einen Bericht über verschiedene eigenthümliche Produkte des Orients gebracht, welche dort eine nicht unbedeutende Rolle spielen und sowohl ihrer Entstehungsweise als der Beziehungen halber, welche sich zur biblischen Manna ergeben, Interesse darbieten. Ludwig hat diese Produkte einer genauen chemischen Untersuchung unterworfen, und wir wollen im Folgenden, unseren ersten Bericht ergänzend, die hauptsächlichsten Resultate seiner Arbeit mittheilen.

Die Eichen- oder Wallonenmanna wird schon von Curtius Rufus und Diodorus Siculus erwähnt. Sie sprechen von einem Eichenbaum in Hyrkanien (am kaspischen Meer), aus dessen Blättern Honigtropfen herabflössen, die man in der Frühe vor Sonnenaufgang sammele. Nach Frederick ist die in den bergigen Gegenden von Luristan (Westpersien) Manna liefernde Eiche höchst wahrscheinlich Quercus infectoria *Olivier*. Burckhardt und Niebuhr leiten die Manna von der Galläpfel liefernden Eiche ab. Nach Berthelot enthält die Manna von Kurdistan, nach Abzug des Wassers und der vegetabilischen Reste:

61,0 gemeinen Zucker,
16,5 umgewandelten Zucker (Glykose und Lävulose),
22,5 Dextrin ꝛc.

Ludwig fand in der von Haußknecht erhaltenen Manna, einer mit fein zerschnittenen Blättern durchsetzten, auf dem Bruch glänzenden, spröden, äußerlich etwas zähen Masse, viel Schleim, geringe Mengen Stärke, gegen 48% Traubenzucker und kleine Mengen von Gerbsäure und Chlorophyll. Dextrin fehlte, aber es fand sich 1% einer Substanz, welche Quercit sein dürfte.

Gesengebin, ein Konfekt von lieblichem Geschmack, fehlt nicht leicht bei persischen Gastmählern. Der Hauptbestandtheil desselben ist eine weiße gummiartige Substanz, das Gez. Dies wird mit Rosenwasser, Muskatnuß und Blumen vermischt und in runde Kuchen geformt. Bei Khonsar sah Frederick das Gez von den Spitzen der Büsche sammeln, es erschien als weiße klebrige Substanz, zerfloß in der Wärme und

Digitized by Google

glich dann dem weißen Honig. Der Gezstrauch heißt Gavan, bildet einen niedrigen, dem Ginster ähnlichen Busch, mit kleinen schmalen Blättern, deren Unterseite mit Gezkörnern bedeckt ist. Auf letzteren kriechen unzählige sehr kleine Insekten herum. Der Strauch findet sich auch auf den Gebirgen, welche Kurdistan durchziehen und Persien von Kleinasien und Mesopotamien trennen. Die Armenier nennen es Manna und bringen es in Menge über Erzerum und Konstantinopel nach Europa. — Die von Haußknecht aus Astragalus-Zweigen mit warmem Wasser ausgezogene Manna war gelbbraun, von Honigkonsistenz und im Wesentlichen ein Gemenge von Syrupzucker und Dextrin. Eine zweite, nicht durch Auskochen gewonnene, sondern unmittelbar gesammelte Probe des Gesengebin glich einem gelbbräunlichen Extrakt und enthielt:

30,95 Dextrin,
17,93 Invertzucker mit überschüssigem Fruchtzucker,
10,71 Gemenge aus Dextrin und Invertzucker,
5,78 mechanische Verunreinigungen,
16,80 Wasser,
17,83 organische Säuren und Verlust.

Ueber die Tamariskenmanna sagt Burckhardt: Das Thal Scheikh fand ich an vielen Stellen mit Tarfabäumen oder Tamariskenstauden bewachsen; von ihnen wird Manna gewonnen. Es ist das einzige Thal Arabiens, wo dieser Baum jetzt in Menge wächst. Im Monat Juni tröpfelt es aus den Stacheln der Tamariskten auf die herabgefallenen Zweige und Blätter. Es wird vor Sonnenaufgang gesammelt, wenn es geronnen ist, schmilzt aber, wenn die Sonne darauf scheint. Die Araber kochen es, seihen es durch ein Stück Zeug und thun es in lederne Schläuche; sie brauchen es dann wie Honig. Im Kloster auf dem Berge Sinai erhielt ich ein kleines Stück desselben. Es ist schmutzig gelb, schmeckt angenehm süß wie Honig und etwas gewürzhaft. In etwas größerer Menge genossen soll es gelinde abführen. Zu der Zeit, wo es die Araber sammeln, wird es nie so hart, daß es gestoßen werden könnte, wie die Israeliten damit thaten. — Die Manna vom Sinai fließt in Folge des Stiches eines Insekts, des Coccus manniparus, aus Tamarix mannifera *Ehrenberg*. Sie bildet einen dicken gelblichen Syrup und enthält nach Berthelot 55% gemeinen Zucker, 25% Invertzucker (Glykose und Lävulose) und 20% Dextrin ꝛc. Nach Flückiger soll diese Manna, wie schon Ritter erörtert und Tischendorf bestätigt hat, die Manna der Bibel sein. Der Tarfastrauch ist etwa 20′ hoch und kommt auch anderwärts im Orient vor (z. B. nach Polak in Persien und gibt hier höchstens bei Ispahan und in der Provinz Kerman etwas Manna); er gibt aber nur in der sinaitischen Wüste Manna und auch hier gerade nur an der von den Israeliten berührten Stelle. Die Leute des St. Katharinenklosters sammeln die im Juni und Juli sich ausscheidende Manna, um sie zu genießen und zum Theil auch den Sinaipilgern theuer zu verkaufen. Die ganze Ernte beträgt im günstigsten Jahr nur 500 — 600 Pfund. Auf Brod schmeckt diese Manna vortrefflich.

Alhagimanna, Tergengebin, Fruchthonig, von Alhagi Maurorum, enthält Rohrzucker in Form hohler Thränchen und rissiger Körnchen, Dextrin, eine süße schleimige Substanz, sehr wenig Stärke, eine riechende Substanz und etwas Phosphorsäure. Alhagi Maurorum wächst übrigens auch in Aegypten, auf den griechischen Inseln Syra, Tino, in Armenien, Georgien, Persien, Kurdistan, Mosul.

Bidschischt (Weidenexsudat). Die mannaartigen Ausscheidungen an Weiden beobachtete schon Treviranus, auch beschreibt derselbe ähnliche Exsudate des Ahorn, der Lärchen, Linden und Nußbäume, des Oelbaums, der Hainbuche, der Pappeln und Ulmen. Dierbach erwähnt eine flüssige schwarze Manna, die sich in Italien in großer Menge auf den Blättern kürbisartiger Pflanzen zeigte und sehr süß schmeckte. Weiße brüchige zuckerartige Manna auf einer Art Cyperus oder Scirpus wird von den Neapolitanern Baula oder Chio duro genannt. Die Weidenmanna von Teheran bildet braune, erbsen- bis haselnußgroße Stücke von süßem, etwas mehligem Geschmack und enthält unkrystallisirbaren rechtsdrehenden Zucker (wohl ein Gemenge von Traubenzucker mit wenig Fruchtzucker), Dextrin, Stärkemehl und Zellgewebe, von den beiden letztern nur wenig.

Schirschischt, Manna von Atraphaxis spinosa in Teheran, bildet trockne, mehligweiße Körner, von mehligsüßem, wenig säuerlich bitterem Geschmack, untermischt mit weichen gelben, süßschmeckenden Klümpchen, einzelnen tragantähnlichen Gummistücken, Stengelstückchen ꝛc. mit dem mehligsüßen Ueberzug bedeckt. Sie besteht aus:

17,8 linksdrehendem amorphen Zucker,
28,1 linksdrehendem Gummi,
8,1 durch Bleiessig fällbarem Gummi,
23,5 Stärkemehl, Bassorin, Cellulose,
23,5 Wasser und Verlust.

Scheker-tighal, Thierzucker, Nesterzucker, wird von der Larve des Larinus subrugosus *Chevrolat*, L. nidificans *Guibourt*, eines Käfers

Digitized by Google

aus der Familie der Curculioniden, erzeugt. Die Larve benagt die Zweige einer Echinops-Art, um sich von dem Zucker, Gummi und Stärkemehl, welches sie enthalten, zu nähren, der größte Theil dieser Stoffe aber wird wieder zur Verfertigung der Cocons benutzt. 100 Th. derselben enthalten:

66,54 Stärkemehl,
4,66 wenig lösliches Gummi,
28,80 Trehalose und bittere Substanz,

und es müssen hiervon noch 4,6 % Aschenbestandtheile und Sand abgezogen werden. Eine ähnliche Substanz kommt in Indien als Schukhurool Aschur oder Schukhur Pregal vor, und zwar auf Calotropis gigantea. Sie ist das Gehäuse von Larinus Ursus *Fabr.*

Die biblische Manna, die Mannaflechte der tatarischen Wüste, der Kirgisensteppe, Persiens, Kleinasiens, der Krim, bei Konstantinopel und der Sahara, ist Lichen esculentus *Pall.*, Parmelia, Lecanora esc. *Pall.*, Kúdret bogdhasi der Türken, d. i. Wundergetreide. Sie enthält nach Göbel:

23 Flechtengallerte,
65,91 oxalsauren Kalk,
1,73 Chlorophyll und kratzend schmeckendes Harz,
2,5 Inulin,
3,25 Flechtensäuren,
1,75 geschmackloses Harz,
1,0 bittere Substanz.

Ludwig bestätigte die Geschmacklosigkeit der Flechten, Reichthum derselben an Eiweißsubstanzen, Gehalt an oxalsaurem Kalk und Abwesenheit von Stärkemehl.

Nekrolog.

Henkel, Johann Baptist, Professor der Pharmacie in Tübingen, bekannt durch mehre werthvolle Untersuchungen und sein treffliches Waarenlexikon, † am 2. März in Tübingen im 46. Lebensjahre.

Lantzius-Beninga, Scato, Professor der Botanik in Göttingen, Adjunkt der Leopold-Karolinischen Akademie, † am 6. März daselbst.

Mineralogie und Geologie.

Nekrolog.

Haidinger, Wilhelm Karl von, berühmter Geologe, seit 1840 Bergrath in Wien, 1849 Direktor der geologischen Reichsanstalt, wurde 1865 in den erblichen Ritterstand erhoben, trat 1866 in Ruhestand und † am 19. März in Wien. Er hat sich große Verdienste erworben durch seine geognostischen Untersuchungen, durch seine eifrigen Bemühungen um die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und durch die trefflichen geognostischen Kartenwerke, welche unter seiner Leitung angefertigt wurden.

Volkswirthschaft.

Ein neues Lohnsystem. Notorisch fällt es uns ungemein schwer, in einem hochwichtigen Zweige der Industrie, in der Maschinenfabrikation, die auswärtige Konkurrenz auf dem heimischen Markte aus dem Felde zu schlagen. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieser für uns beschämenden Thatsache zu erörtern. Die Thatsache ist nicht hinwegzuleugnen, und beschämend ist sie für uns, weil unsere natürlichen Produktionsbedingungen für diesen Industriezweig durchaus günstig, günstiger als die mancher anderer, glücklich mit uns konkurrirender Länder und Gegenden sind. Nur in einigen Branchen jener ausgedehnten Industrie werden wir allmählig immer konkurrenzfähiger — Lokomotiven und Werkzeugmaschinen —; in einer stehen wenigstens die Leistungen einer deutschen Fabrik unübertroffen da. Wem, wenn er einigermaßen auf dem Gebiete der Industriestatistik zu Hause ist, wäre nicht die Schnellpressenfabrik der Herren König und Bauer in Kloster-Oberzell bei Würzburg bekannt? Zeichnet sie sich doch seit geraumer Zeit in ihrer Spezialität durch Leistungen aus, denen auch sonst in der Maschinen-Industrie uns überragende Länder kaum Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben! Darf doch bei der großen und wohlverdienten Verbreitung, welche ihre Fabrikate gefunden haben, beinahe jeder deutsche Schriftsteller, dessen Arbeiten in größeren Offizinen für die Oeffentlichkeit vervielfältigt werden, mit einiger Sicherheit annehmen, daß eins oder das andere seiner

Digitized by Google

Werke einem „König und Bauer“ seine Vervielfältigung verdankt!

Der Techniker, den man befragt, worin die Stärke und Leistungsfähigkeit dieser Fabrik beruhe, wird schnell bei der Hand sein, ihren Ruf auf irgend eine glückliche Erfindung, auf irgend einen besonders geschickten und genialen Konstrukteur zurückzuführen. Uns Anderen liegt es näher, nicht nur die technischen, sondern auch die ökonomischen Grundlagen dieses Unternehmens zu untersuchen, zumal wir gewahren, daß auch manche andere ähnliche Fabriken glückliche Erfindungen auszubeuten und die Dienste genialer Konstrukteurs sich zu sichern wissen, und daß sie doch mit der genannten Fabrik nicht zu konkurriren vermögen. Nur zu oft vergißt man, daß das Gedeihen einer industriellen Unternehmung zwar auch von der technischen, in viel höherem Maße aber noch von der wirthschaftlichen Durchbildung des Unternehmers abhängig ist, und daß die in technischer Beziehung tadellosefte Einrichtung einer Fabrik, daß die vollkommensten Materialen, Maschinen, Werkzeuge und Geräthe und die unzweifelhafteste technische Einsicht der Leiter todtes Kapital bleiben, wenn nicht zugleich der wirthschaftliche Organismus des Ganzen von kundiger, sicherer Hand geleitet und darin jene Harmonie hergestellt und erhalten wird, welche die Gesammtthätigkeit der Unternehmung mehr als einen natürlichen Prozeß wie als eine Summe von künstlichen Anstrengungen erscheinen läßt.

Selbst ein flüchtiger Einblick in die Geschichte der genannten Fabrik belehrt uns alsbald, daß hier die leitenden Kräfte seit genauer Zeit bestrebt gewesen sind, ihrer Schöpfung den durch nichts zu ersetzenden Vortheil jener ökonomischen Harmonie zu verschaffen und zu erhalten. Und daher kommt es denn, daß die Fabrik über vorzügliche Arbeiter verfügt, welche sich Eins fühlen mit der Unternehmung, der sie ihre Kräfte und ihre Intelligenz widmen, daß der Stamm der Arbeiterzahl ansässig ist und sich in seiner Stellung sicher und behaglich fühlt, daß von ernsten und störenden Mißhelligkeiten zwischen den Unternehmern und ihren Gehülfen hier nie die Rede war.

Was anderwärts die Unternehmer so oft nur „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, widerwillig und durch die Umstände gedrängt gethan haben, um das Loos ihrer Gehülfen zu verbessern, und was dort als ein der Existenz der Unternehmung gebrachtes Opfer angesehen ward — das ist hier ohne jeden Zwang, aus verständiger ökonomischer Entschließung und im wohlverstandenen eigenen Interesse geschehen, nicht wie ein nothgedrungenes Opfer, sondern wie eine dem Fortschrittsstreben entsprungene freiwillige Reform. So sind die seit geraumer Zeit in der Fabrik der Herren König und Bauer bestehenden Spar-, Hülfs- und Bildungsanstalten, so ist die neuerdings begonnene Häuserbau-Unternehmung aufzufassen. Solchen weisen Berechnungen entsprang auch das eigenthümliche in jener Fabrik eingeführte Lohnsystem.

Nur mit dem letzteren beabsichtigen wir uns heute einen Augenblick zu beschäftigen.

Bis zum Jahre 1860 war in Kloster-Oberzell nur im Tagelohn gearbeitet worden. Da aber gingen die Unternehmer allmählig zur Stücklohnung über. Aber sie erkannten, daß theils die Vortheile der Stücklohnung in ihrer Unternehmung nicht voll zur Geltung kommen konnten, theils die Anwendung dieser Lohnart in dem fraglichen Geschäft große Nachtheile im Gefolge haben mußte, wenn man sich auf Akkordlohnzahlung an jeden einzelnen Arbeiter beschränken wollte. Es handelt sich hier immer um gruppenweises Hand-in-Hand- und Zusammenarbeiten Mehrerer. Nur vereinzelt erscheint das „Werk“ des Einzelnen als eine selbständige deutlich unterscheidbare Leistungseinheit, die er allein zu Stande gebracht hat; in dieser Unternehmung — und ganz ähnlich verhält es sich bei den meisten und wichtigsten Verrichtungen im Gebiete des Maschinenbaues überhaupt — ist meistens das „Werk“ des Einzelnen nur ein Beitrag zu der Schöpfung der Arbeitergruppe, der er angehört. Behandelt man die deutlich unterscheidbaren, selbständigen Leistungseinheiten der verschiedenen Arbeitergruppen als Akkord-Einheiten, so wird das Lohnsystem wirklich der Eigenthümlichkeit des Geschäftes angepaßt. Man gelangt so zu dem Gruppenakkord an Stelle des Einzelakkordes. Dieser Gruppenakkord, für viele Verrichtungen in den Landbaugewerben sowie beim Wasser- und Straßenbau bereits bewährt befunden, ist gewiß auch in der fabrikativen Industrie in großer Ausdehnung anwendbar. Hier wie dort muß er, falls die Art der Verrichtung ihn angezeigt erscheinen läßt, die Wirkung haben, das Interesse jedes einzelnen betheiligten Arbeiters an dem gemeinsamen Werke zu steigern, die zweckmäßigste Arbeitstheilung herbeizuführen, dem Unternehmer Aufsichtskosten zu sparen, den Verdienst jedes Betheiligten zu erhöhen, und wenn die Gruppe bis zu einem

Digitized by Google

gewissen Grade auch für die Erhaltung der Werkzeuge und sonstigen Arbeitsgeräthe verantwortlich gemacht wird, die Ausgaben für diese Gegenstände zu ermäßigen. Das sind sehr einfache und natürliche Folgerungen. Aber unseres Wissens ist in der fabrikativen Großindustrie, eben weil hier den ökonomischen Vorgängen und Thatsachen nur leider viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird, nur noch sehr selten davon die entsprechende Nutzanwendung gemacht worden.

Die Herren König und Bauer, als sie das Zeitlohnsystem verließen und da, wo sie es zuerst verließen, gingen alsbald zum Gruppenakkord über. Sie verakkordirten die Arbeit jeder Werkstätte an die Gesammtheit der Arbeiter jeder Werkstätte. So wurden mit den Eisengießern, den Schreinern, den Façon-Stückschmieden, den Schrauben- ꝛc. Schmieden, den Messinggießern Akkorde abgeschlossen. Es wurde ermittelt, was die Werkstätte an selbständigen Leistungseinheiten bisher in einem bestimmten Zeitraum geleistet und wie viel dafür bisher an Zeitlohn für alle Arbeiter der Werkstätte verausgabt worden war. Die so gefundene Lohnquote für die Leistungseinheit bildete fortan den Akkordlohnsatz, welchen die Werkstätte, die Gruppe, für die Leistungseinheit bezieht. Jede Gruppe arbeitet für sich auf gemeinsame Rechnung. Der im Akkord von den Mitgliedern der Gruppe erzielte Gesammtverdienst wird vierteljährlich unter die Ersteren vertheilt. Jedes Mitglied partizipirt nach einem im Voraus festgestellten Maßstabe, welcher jedoch von Zeit zu Zeit seitens der Unternehmer und unter Mitberathung der Werkführer entsprechend geändert wird.

Noch aber war das neue Lohnsystem nicht in die eigentliche Hauptwerkstätte eingedrungen. Die große Zahl der hier beschäftigten Arbeiter in Gruppen einzutheilen hatte seine Schwierigkeiten. Zuvörderst bildete man Gruppen für die Vorarbeiter, z. B. die sogenannten „Abrichter", welche die Gerippe der Schnellpressen bis zum Einpassen einzelner Theile fertig stellen, die sogenannten „Transporteurs", die Farbebehälterfertiger, die Rahmenarbeiter. Diese Gruppen sind sehr verschieden groß. Sie zählen von 4 bis 20 Mitglieder.

Nun handelte es sich darum, auch den großen Rest der Arbeiter der Hauptwerkstätte der Segnungen des Gruppenakkordsystems theilhaftig zu machen. Ihre Verrichtungen — Herstellung der einzelnen eigentlichen Maschinentheile, Einpassen derselben, Montirung der Pressen — sind sehr mannigfaltig und greifen sehr ineinander. Sie in einzelne Gruppen zu scheiden ging nicht an. Man mußte aus ihnen eine ganze Gruppe bilden. Das geschah im Herbst 1869, also neun Jahre nachdem die Fabrik überhaupt zum ersten Male das Zeitlohnsystem verlassen hatte. Bei der großen Zahl der Schnellpressen-Nummern, welche aus der Hauptwerkstätte hervorgehen (die Fabrik fertigt überhaupt nur Schnellpressen, aber etliche dreißig verschiedene Nummern, wofür die nur in der Hauptwerkstätte verdienten Lohnbeträge zwischen 270 und 1000 Fl. schwanken), und bei der großen Mannigfaltigkeit der Betheiligung der einzelnen Arbeiter an den Hauptarbeiten war es natürlich besonders schwierig, die richtigen Akkordlohnsätze für die einzelnen Nummern und den richtigen Maßstab für die Berechnung der Antheile der Einzelnen am Gesammtverdienst der Gruppe zu ermitteln. Indeß glückte Beides im Einverständniß mit den Arbeitern. Konnte man doch aus den Büchern ersehen, wie viel jede Maschine in der Hauptwerkstätte Lohn gekostet, und wie viel jeder Arbeiter bisher in dieser Werkstätte Lohn verdient hatte. Man bildete 15 Antheilsklassen und sicherte den Arbeitern der ersten Klasse je 100, denen der zweiten je 95 u. s. f. denen der fünfzehnten Klasse je 30 Antheile am Gesammtverdienst der Gruppe zu. Diejenigen Arbeiter (Lehrlinge), welche bisher noch nicht 30 Kreuzer per Tag verdient hatten, ließ man am Akkord nicht Theil nehmen. Sie stehen noch im Tagelohn; aber nicht die Fabrik, sondern die Gruppe bezahlt sie. Damit sie der Gruppe Tüchtiges leisten, müssen sie natürlich auch streng zur Arbeit angehalten und verständig unterwiesen werden. Es kostet der Fabrik keine Mühe, sich tüchtigen Arbeiternachwuchs zu erziehen. (Sie bethätigt überdies ihre Sorge für das geistige und leibliche Wohl der jüngeren Arbeiter in ausgezeichneter Weise.)

Mit der Einführung des Gruppenakkords in die Hauptwerkstatt ward zugleich die weise Bestimmung getroffen, daß die Gruppe für die Unterhaltung der Werkzeugmaschinen und für die Ergänzung der Werkzeuge selbst zu sorgen habe. So wurde natürlich nicht nur eine erhebliche Ersparung an diesen Kapitalien herbeigeführt, sondern auch eine Verminderung der Arbeitsstockungen, wie sie in Folge von nöthigen Maschinenreparaturen dann häufig vorkommen, wenn die Arbeiter kein Interesse haben, mit den Maschinen höchst sorgfältig umzugehen.

Gleichzeitig, aber unabhängig von der Ein-

Digitized by Google

führung des neuen Lohnsystems, und gänzlich freiwillig, erhöhten die Unternehmer die Löhne der Hauptwerkstätte um 16%, d. h. die Arbeiter der Hauptwerkstätte wurden in diejenige Antheilsklasse versetzt, in welche sie nach ihrem bisherigen Tagesverdienst, zuzüglich 16%, einzurangiren waren.

Für den Fall, daß ganz neue Nummern und Modelle von Schnellpressen in Arbeit genommen werden sollten, wurden wegen der Lohnansätze besondere Bestimmungen getroffen. Für mangelhafte Arbeit ist jeder Einzelne haftbar, d. h. er hat den nachweislichen Schaden zu tragen. Im Laufe des Vierteljahres Austretende erhalten nur Tagelohn nach dem sie treffenden Klassensatze; ihr Akkordantheil verfällt ihrer Gruppe. Es wird vierteljährlich abgerechnet; aber jeder Arbeiter kann wöchentlich auf sein Lohnguthaben Vorschüsse nehmen. Bei der vierteljährlichen Vertheilung des Lohnes unter die Gruppe wird auf die Stundenzahl Rücksicht genommen, welche jeder Betheiligte während des fraglichen Quartals wirklich gearbeitet hat.

Dies im Wesentlichen die Bestimmungen des Regulativs, durch welches am 1. Oktober 1869 in der Hauptwerkstätte der Gruppenakkord eingeführt wurde.

Mit dieser Neuerung, aber unabhängig von ihr, trat eine andere, und zwar für die ganze Fabrik, ins Leben. Die Unternehmer, welche niemals zu irgend welchen Konzessionen sich hatten drängen lassen, niemals in Mißhelligkeiten mit ihren Gehülfen gerathen waren, stets im besten Einvernehmen mit ihnen gestanden hatten, überließen ihnen mit vollkommener Ruhe und Sicherheit die Entscheidung in einer für beide Theile sehr wichtigen Angelegenheit; sie stellten ihnen frei, *ihre tägliche Arbeitszeit durch Mehrheitsbeschluß festzustellen*. Und dieser Beschluß fiel zu Gunsten einer erheblichen Ermäßigung aus. Bisher hatte die tägliche Arbeitszeit 12 Stunden betragen. Die Arbeiter beschlossen, fortan nur 10½ Stunden zu arbeiten — trotzdem jetzt also durchweg nur Stücklohnung eingeführt war. Dieser Beschluß ehrt gewiß die Arbeiter der Herren König und Bauer ebenso sehr, wie diese letzteren glücklich zu preisen sind, daß sie diese Angelegenheit der Entscheidung ihrer Gehülfen so vertrauensvoll anheimstellen durften. Die getroffene Entscheidung hat bereits ihre guten Früchte getragen. Es ist in der kürzeren Arbeitszeit mehr fertig geworden als in der früheren längeren; es sind weniger Arbeitsversäumnisse vorgekommen; es ist an Feuerung und Beleuchtung, an Maschinenabnutzung ꝛc. gespart worden.

Ueber die Ergebnisse der Einführung des Gruppenakkordes in der *Hauptwerkstätte* liegen Zahlenangaben für die Zeit vom 1. Okt. 1869 bis 30. Juni 1870, verglichen mit der Periode vom 1. April bis 31. Dec. 1868, vor.

Die Gesammtzahl der für den neuen Gruppenakkord in Betracht kommenden Arbeiter betrug 163 in der früheren, 179 in der späteren Periode. Diese Arbeiter hatten insgesammt früher 376,359, später 383,490 Stunden gearbeitet, *ein* Arbeiter durchschnittlich 2310 und beziehungsweise 2130 Stunden. Der Gesammtverdienst hatte früher 33,745 Fl. betragen und betrug später 46,295 Fl., oder für *einen* Arbeiter:

	in der 1. Periode	in der 2. Periode
für die Stunde . .	5,4 Kr.	8 Kr.,
für den Tag à 10½ St.	57 „	84 „
„ „ „ „ 12 „	65 „	96 „

Es waren früher nur 93, später 112 Stück Schnellpressen (auf Normalmaschinen reduzirt) aus der Hauptwerkstätte abgeliefert worden. Der Lohn der Arbeiter der neuen Gruppe hatte früher 363 Fl. für die Normalmaschine betragen; er betrug jetzt 410 Fl. *Eine* Normalmaschine hatte früher 4047 Stunden Arbeit in den Händen der nachmals neuen Gruppe gefordert, sie erforderte später nur 3423 Stunden.

Also Vortheile in jeder Richtung; Vortheile für die Arbeiter wie für die Unternehmung.

Ohne Nachdenken, ohne sorgfältige Ueberlegung, ohne genaue Kenntniß der wirthschaftlichen Bedingungen der größtmöglichen Arbeitserfolge läßt sich weder die Frage beantworten, ob im einzelnen Falle der Gruppenakkord angezeigt sei oder nicht, noch die Einführung da, wo er zweckmäßig ist, bewerkstelligen. Aber daß solche Arbeit und Ueberlegung sich wohl bezahlt macht, geht aus den vorstehenden Zahlen deutlich genug hervor. A. Emminghaus.

„Rußlands kommerzielle Mission in Mittelasien" ist der Titel einer jüngst in Leipzig herausgegebenen Schrift, welche in prägnanter Zusammenstellung die großen, sowohl durch kluge Berechnung wie auch durch Waffenglück errungenen Erfolge Rußlands im mittleren Asien uns vor Augen führt. Schon mehrfach haben die „Ergänzungsblätter" über das unaufhaltsame Vorschreiten der Russen in jenem Welttheil höchst interessante Aufsätze enthalten, welche Autoritäten wie Karl Andree (Bd. I, S. 213), Emil Schlagintweit (Bd. II, S. 537) und Th. Bern-

Digitized by Google

hardt (Bd. IV, S. 135) zu Verfassern hatten, und wir könnten uns daher hier damit begnügen, aus obiger Schrift diejenigen Gesichtspunkte herauszunehmen, welche sich in den angeführten Artikeln nicht finden. Allein die Schrift legt so treffend die Konsequenz und Ausdauer, durch welche die Russen schon so viel erreicht haben, dar, daß es wohl sein Interesse haben kann, die Erzählung des Verfassers hier kurz in den Hauptzügen wiederzugeben.

Die erste Spur von Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Mittelasien finden wir im 16. Jahrhundert, als Fischer aus Astrachan mit Turkomanen am Ostufer des kaspischen Meeres in Verbindung traten. Daraus entwickelte sich ein reger Verkehr, der aber wegen der Raubanfälle auf die Karawanen seitens der Nomadenvölker, durch deren Gebiet sie zogen, bald wieder aufhörte, und bis zu Peters des Großen Zeit hatten die Russen hier keine Anknüpfungspunkte mehr. Peter dachte an nichts Geringeres als die Begründung eines Handelsweges von Rußland nach Indien. Zu diesem Behuf sendete er zwei Expeditionen aus, die eine von Tobolsk in südlicher Richtung nach dem Syr-Darja (Jaxartes), die andere vom Ostufer des kaspischen Meeres aus, um zunächst Chiwa zu erreichen und dann dem Lauf des Amu-Darja (Oxus) folgend bis Indien vorzudringen. Im Jahre 1716 wurden beide Expeditionen begonnen, und die nördliche langte nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, längs des Irtysch vorrückend, beim Saisansee an. Zwar war der Syr-Darja noch lange nicht erreicht, allein es war die russische Grenze um 1000 Werst nach Süden vorgeschoben und ein Verbindungsweg zwischen der alten und neuen Grenze gesichert.

Die andere Unternehmung, welche der Fürst Bekowitsch leitete, errichtete sich am Ostufer des kaspischen Meeres eine Operationsbasis durch Anlage mehrerer Forts, von denen wir das von Krasnowodsk, welchem Punkt von dem Verfasser unserer Schrift eine ganz besondere Wichtigkeit beigelegt wird, hervorheben wollen, und begann im Frühjahr 1717 den Vormarsch gegen Chiwa. Der Beherrscher dieses Landes glaubte darin eine gegen ihn gerichtete Feindseligkeit sehen zu müssen, rückte Bekowitsch mit einem großen Heere entgegen, konnte ihm aber in offner Feldschlacht nichts anhaben. Er bediente sich daher der List und wußte den russischen Heerführer durch Vorspiegelungen verschiedener Art so sicher zu machen, daß er sein Detachement sich in weitläufige Kantonnements zerstreuen ließ. In diesen wurden die Russen von den Chiwenzen niedergemacht, und die Expedition war also gänzlich mißlungen.

Mehr als ein Jahrhundert verging nun, ehe die Russen ihre Versuche, sich in Asien auszubreiten, wieder aufnahmen. Im Jahre 1819 sendete der Höchstkommandirende der Kaukasusarmee, General Jermoloff, ein Detachement ans Ostufer des kaspischen Meeres, um von da aus den Versuch zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Chiwa zu machen. Der Führer des Unternehmens wählte wiederum Krasnowodsk zum Ausgangspunkt, allein da der Chan von Chiwa sich auch jetzt wieder feindselig zeigte, mußte die ganze Sache aufgegeben werden.

Ungefähr 20 Jahre später machte man russischerseits einen neuen Versuch, vom Ostufer des kaspischen Meeres vorzudringen, wobei man dieses Mal von einem nördlicheren Punkte ausging, nämlich vom Vorgebirge Tiuk-Karagan, wo jetzt das Fort Alexandrowsk liegt. Da aber die hier hausenden Nomadenstämme der Turkomanen den Russen feindlich gegenübertraten, konnten diese hier keine dauernden Verbindungen anknüpfen.

Um dieselbe Zeit nahmen die Russen nun auch den Plan, von Norden her nach Mittelasien vorzudringen, wieder auf, wobei es zunächst auf Chiwa abgesehen war. Allein die Expedition, die von Perowski geleitet wurde, mißlang gänzlich, weil den örtlichen Schwierigkeiten zu wenig Rechnung getragen war. Man begnügte sich daher jetzt vor der Hand damit, die südlich von der russischen Grenze wohnenden Kirgisenstämme einen nach dem andern zu unterwerfen und das also eroberte Terrain durch Anlegung von Festungen zu sichern. So hatte man nun endlich den Syr-Darja erreicht, was Peter der Große schon vor mehr als einem Jahrhundert erstrebt hatte. Die Russen waren dabei zum ersten Mal mit Chokand in Konflikt gerathen.

Im Jahre 1859 ward russischerseits der dritte Versuch gemacht, in Krasnowodsk eine Niederlassung zur Belebung des asiatischen Handels zu gründen. Indessen war das Verhältniß zu den mittelasiatischen Chanaten noch ein zu feindseliges, und die Karawanen konnten vor den Raubanfällen der Turkomanen nicht genügend geschützt werden, so daß auch diesmal noch die Russen hier sich nicht behaupten konnten.

Nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes nahmen die Russen mit großer Energie ihre Operationen von Norden her wieder auf,

Digitized by Google

zunächst gegen Chokand, später gegen Buchara, und im Laufe von vier kurzen Jahren wurden die Heere beider Chanate durch verhältnißmäßig sehr geringe russische Streitkräfte vollständig besiegt. Die Russen erwarben bedeutende Gebietstheile, welche unter dem Namen der Provinz Turkestan zusammengefaßt wurden. Wenn auch der Rest von Chokand und Buchara nominell seine Selbständigkeit behalten hat, so sind doch die Russen faktisch die Herrscher in diesen Landen, und namentlich darf ihren Maßregeln zur Förderung der Verkehrsverhältnisse kein Widerstand entgegengesetzt werden. Diese Maßregeln aber sind ebenso großartig wie bedeutungsvoll. Unsere Schrift sagt S. 22 darüber Folgendes: Es werden Straßen und Telegraphen angelegt, Brücken gebaut und regelmäßige Postverbindungen zwischen den wichtigsten Punkten hergestellt, so ganz neuerdings zwischen Taschkend und Samarkand durch die dazwischen liegende Steppe. Von Orenburg und Omsk gedenkt man eine Eisenbahnverbindung einerseits mit dem Irtysch, andererseits mit Taschkend und Chodschend herzustellen, und eine weitere Fortführung dieser Verbindung nach Samarkand und Buchara wird nicht ausbleiben. Schon jetzt ist man mit dem Bau einer Straße längs des Amu-Darja stromaufwärts bis an die Grenze von Afghanistan beschäftigt, und damit ist Peters des Großen Plan einer Handelsverbindung mit Indien der Ausführung nahe gebracht. Ob sich die Verhältnisse Rußlands zu Afghanistan, die augenblicklich freundschaftlicher Natur sind, auf die Länge so günstig erhalten werden, daß daraus ein lebhafter Handelsverkehr sich entwickeln, daß Afghanistan das Verbindungsglied mit Indien in dieser Beziehung werden kann, ist eine Frage der Zukunft. Jedenfalls werden die Russen, wenn ihre Stellung in Centralasien Festigkeit genug gewonnen hat und namentlich das Verhältniß zu Chiwa, das gegenwärtig wieder sich zu verschlimmern scheint, in derselben Weise wie die Beziehungen zu Buchara und Chokand geordnet ist, nicht durch eine widerstrebende Haltung Afghanistans von der Wegräumung des letzten Hindernisses der Annäherung an Indien sich abhalten lassen.

Aber auch am Ostufer des kaspischen Meeres sind die Russen in letzterer Zeit nicht müßig gewesen, und Ende 1869 haben sie wieder Krasnowodsk besetzt, diesmal, wie es scheint, um den Punkt nicht wieder aufzugeben. Von da ist der nächste Weg nach dem Amu-Darja, nach Buchara, Samarkand, Taschkend und überhaupt nach Centralasien zu erreichen, von da geht auch der nächste Weg nach Indien. Wir können der Schrift nicht in ihrer interessanten Ausführung aller Vortheile des von den Russen an dem Ostufer des kaspischen Meeres gewählten Punktes folgen und wollen hier nur bemerken, daß von Krasnowodsk in einem halben Tage Baku in Kaukasien zu erreichen ist, von wo wiederum in kurzer Zeit eine Eisenbahn nach Poti am Ostufer des schwarzen Meeres führen wird, daß überhaupt von Krasnowodsk aus über jene Kaukasusbahn der geradeste Weg nach den Donaumündungen, nach dem Herzen von Deutschland, nach London und Paris geht, daß also auf diese Weise der geradeste Weg zwischen Mitteleuropa und Indien hergestellt ist. Die Schrift macht also mit großem Recht auf die Bedeutung von Krasnowodsk für den Welthandel aufmerksam.

Die Schrift tritt damit in ganz entschiedenen Widerspruch zu Bambery's Anschauungen, die der bekannte Reisende in einigen Artikeln in der „Augsb. Allg. Zeitg." am Schluß des Jahres 1869 und nun neuerdings in seiner Schrift „Die Machtstellung Rußlands" ausspricht. Bambery, der jene Gegenden aus eigner Anschauung kennt, muß allerdings für eine bedeutende Autorität gelten, allein man muß sich doch hüten, unbedingt seinem Urtheil zu folgen, weil sich dieses oftmals als ein sehr einseitiges, durch fanatischen Russenhaß geblendetes herausstellt. Dabei ist auch Bambery in seiner Beweisführung keineswegs immer überzeugend, namentlich nicht immer konsequent und nicht frei von Widersprüchen. Wir dürfen ein so herbes Urtheil nicht aussprechen, ohne Beweise dafür anzuführen. So sagt Bambery in den angeführten Artikeln der „Augsb. Allg. Zeitg.", daß die im Jahre 1869 von den Russen nach Krasnowodsk unternommene Expedition es auf Herat abgesehen habe, während er sich in seiner neuen Schrift S. 56 also vernehmen läßt: „Es ist wahrscheinlich, daß man nun zur Besetzung Chiwa's von Westen aus schreiten wird, nachdem der Scheinangriff von Osten aus — denn nur als einen solchen können wir die Besitznahme der Krasnowodsker Bucht und der damit in Verbindung gesetzten Handelsstraße nach Chiwa bezeichnen — inszenirt ward". Entweder hat also Hr. Bambery seine Meinung sehr schnell geändert, oder die Russen hätten seiner Ansicht nach durch die Besetzung von Krasnowodsk sowohl einen wirklichen Angriff auf Herat als auch einen Scheinangriff auf Chiwa im Sinne gehabt, gewiß eine recht

Digitized by Google

bedeutende Aufgabe für 1000 Mann, aber wenig wahrscheinlich. Daß die Russen jenen Punkt jetzt wieder, wie schon dreimal früher, aus Handelsrücksichten besetzt haben, liegt doch ungemein viel näher. Und obgleich Hr. Bambery dies nicht unerwähnt lassen kann, wehrt er sich doch gegen eine solche Annahme, weil er nun einmal bei allen von den Russen in Asien unternommenen Schritten kriegerische Hintergedanken voraussetzt. Herr Bambery spricht sich ferner in seinen Schriften wiederholt über das große Talent der Russen aus, die barbarischen Völkerschaften Asiens sich zu assimiliren und so doch jedenfalls der Kultur näher zu bringen. Statt nun aber diese Thatsache im Interesse des allgemeinen Fortschritts der Menschheit freudig zu begrüßen, hat Hr. Bambery nur Worte, um die Gefahren, die aus der Ausbreitung der russischen Macht für das angloindische Reich entstehen könnten, zu schildern. Wir wollen auf diese Gefahren, die für eine lange Reihe von Jahren wenigstens noch mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit existiren, hier nicht weiter eingehen, sondern nur so viel konstatiren, daß diejenigen Gegenden, welche von den Russen jetzt der Kultur zugänglich gemacht werden, von den Engländern niemals erreicht worden und also ohne das Zuthun der Russen für ewig in Barbarei versunken geblieben wären. Und man sollte den Russen für ihre wunderbare Beharrlichkeit und Ausdauer nicht dankbar sein, auch wenn ihre Machtstellung im Osten dadurch wirklich eine imponirende geworden wäre? Gefahrdrohend für europäische Interessen ist sie sicherlich nicht, sondern denselben eher förderlich, da die Russen mehr für den Verkehr mit Asien thun können, als alle übrigen europäischen Großmächte zusammengenommen.

Zwei Dinge stellen sich dem Verkehr von Centralasien und Indien nach Krasnowodsk noch entgegen, zwei sehr erhebliche Schwierigkeiten, nämlich die Wüste von Charasm und die räuberischen Horden der Turkomanen, welche einen Theil der Bevölkerung von Chiwa bilden.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist jene Wüste indessen nicht von größerer Ausdehnung als die zwischen Orenburg und Turkestan liegenden Wüsten Kara-Kum und Kisil-Kum, durch welche die Russen sich doch auch ihren Weg gebahnt haben. Dies wird also auch hier geschehen, wenn auch das heißere Klima die Schwierigkeiten größer machen sollte als dort. Wird, wie wir es nicht bezweifeln, der Verkehr auf dieser Linie einen großartigen Aufschwung nehmen, so werden durch die Anlage einer Eisenbahn die Beschwerden eines Transports durch die Wüste gehoben werden; es wäre nicht der einzige Fall, wo ein fünfzig Meilen langer Schienenweg durch eine ganz unwirthbare Gegend führt. In Rußland wird dies bald an mehreren Punkten der Fall sein.

Durch die räuberischen Turkomanen wird sich Rußland aber sicher nicht von seinen Bestrebungen zur Förderung des Verkehrs und, wenn man will, zur Erhöhung seiner Machtstellung im Osten abhalten lassen. Herr Bambery gibt die streitbare Mannschaft jener Räuberstämme zu 100,000 Mann an und meint, daß ihre Bezwingung eine unmögliche Aufgabe für die Russen sei, wobei er sich auf das Zeugniß eines asiatischen Weisen beruft, der gesagt haben soll, daß es ebenso leicht wäre, jedes Sandkorn der Wüste an den Boden zu nageln, wie die Turkomanen zur Ruhe zu bringen.

Nun, wir dächten, daß, wenn Rußland mit den Bewohnern des Kaukasus fertig werden konnte, es auch vor 100,000 Turkomanen nicht zurückschrecken wird, und wir vermeinen, daß, wenn es Rußland einmal mit der Pazifizirung der Ostküste des kaspischen Meeres Ernst sein sollte, diese dann in überraschend kurzer Zeit geschehen würde. Wir glauben allerdings, daß sich etwas Derartiges in nächster Zukunft ereignen wird, und daß damit auch die Besetzung von Krasnowodsk in Verbindung steht. Der Hauptstoß aber wird unserer Meinung nach von der Halbinsel Mangüschlak ausgehen, wo schon im vorigen Frühjahr verschiedene Kirgisenstämme, welche das Fort Alexandrowsk angegriffen hatten, die Schwere des russischen Armes fühlen mußten.

Die von uns besprochene Schrift beschränkt sich nun nicht bloß auf die Schilderung der kulturfreundlichen Bestrebungen Rußlands in Mittelasien, sondern sie zeigt, noch weiter über die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, hinausgehend, wie die Russen von drei Seiten immer weiter gegen China vordringen und daher auch dieses Land mit der Zeit näher und kräftiger in den Weltverkehr mit hineinziehen werden, als dies bis jetzt wegen der Abgeschlossenheit des himmlischen Reiches und auf dem umständlichen und beschwerlichen Seewege hat geschehen können. Wir erhalten vielleicht einmal später Gelegenheit, auch über diese höchst interessanten Verhältnisse, wie sie in unserer Schrift entwickelt werden, einen kurzen Bericht zu erstatten. N.

Digitized by Google

Nekrolog.

Knepper, Wilhelm, einer der größten Industriellen Oesterreichs, Begründer der Buntpapier- und Cigarettenpapierfabrikation, † den 17. März in Wien.

Kühnel, Frau Marie, Gründerin der ersten Handelslehranstalt für Mädchen und Frauen in Wien, überhaupt des ersten derartigen Instituts, welches in Oesterreich ins Leben gerufen wurde, † Anfang März in Wien.

Mirès, Jules, französischer Bankier, geboren 1809 zu Bordeaux, gründete 1850 die „Caisse d'actionnaires réunis", 1857 den spanischen „Crédit mobilier", wurde 1861 in einen skandalösen Prozeß verwickelt, welcher aber mit seiner Freisprechung endete, und † Anfang März in Marseille.

Morgan, Augustus de, seit mehr als 30 Jahren Professor der Mathematik in London, besonders verdient durch seine Arbeiten über Wahrscheinlichkeiten und deren Anwendung auf Lebenszufälligkeiten und Versicherungsgesellschaften, † am 18. März in London im 62. Lebensjahre.

Regenhart, Aloys, Chef der Firma „Gebrüder Regenhart" in Wien, Begründer der Leinwandindustrie in Oesterreichisch-Schlesien, früher Vicepräsident der Wiener Handelskammer, † am 15. März in Freiwaldau, 56 Jahre alt.

Wiegand, August, technischer Direktor der Lebensversicherungsgesellschaft „Iduna", früher Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaft an höheren Lehranstalten, † am 14. März in Halle im 57. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Industrie Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, Handbuch der gesammten, von Chr. Sandler. Berlin, Sandler.

Telegraphen-Recht, von F. Meili. Zürich, Hanke.

Versicherungswesen, das, und seine gesetzliche Regelung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in England und Frankreich, mit Hinblick auf Deutschland. Von H. Brämer. Berlin, Statist. Bureau.

Volkswirthschaft, das Lehrgebäude der, von C. W. Zöllner. 1. Buch. Kottbus, Heine.

Kriegswesen.

Die Festungs- und Belagerungsartillerie. Es besteht bei uns zwischen Festungs- und Belagerungsartillerie als Truppe kein Unterschied. Wir haben nur eine Festungsartillerie, welcher sowohl die Vertheidigung, als die Belagerung der Festungen obliegt. Jede Artilleriebrigade besteht aus einem Feld- und einem Festungsartillerieregiment. Die kleinste taktische Einheit jenes ist die Batterie, dieses die Kompagnie. Wie im Feldartillerieregiment vier Batterien eine Fußabtheilung bilden (die reitende Abtheilung hat nur drei reitende Batterien), so bilden im Festungsartillerieregiment im Frieden vier, im Kriege acht Kompagnien eine Festungsabtheilung. Die Artilleriebrigaden 1 bis 8 und Garde haben Festungsartillerieregimenter à zwei Abtheilungen, die übrigen vier Brigaden nur eine Festungsabtheilung, so daß wir augenblicklich 176 Festungsartilleriekompagnien auf dem Kriegsfuße haben.

Die Unteroffiziere und Mannschaften der Artillerie sind entweder als Feld- oder als Festungsartilleristen ausgebildet; deshalb finden Versetzungen derselben vom Feld- zum Festungsregimente, und umgekehrt, wie dies früher noch geschah, jetzt principiell nicht mehr statt. In gleicher Weise werden die Artilleristen des Reserve- und Landwehrverhältnisses entweder zu den Feld- oder Festungsregimentern, je nach ihrer Ausbildung, eingezogen.

Die konsequente Trennung, welche noch im vorigen Jahrzehnte nicht bestand, wurde durch die Einführung der gezogenen Geschütze im Interesse einer gründlichen artilleristischen Durchbildung der Mannschaften geboten. Nur das Offiziercorps macht von dieser Einrichtung eine Ausnahme. Die Artillerieoffiziere müssen sowohl Feld- als Festungsartilleristen sein, und zwar sollen sie in der Regel das erste oder die ersten Jahre jeder Charge in der Festungsartillerie dienen; der Hauptmann ist z. B. erst zwei Jahre Kompagnie-, dann Batteriechef. Diese Einrichtung ist bei den Artillerieoffizieren, namentlich den jüngeren, nichts weniger als beliebt, und zwar der Festungsartillerie wegen! Alle wollen sie nur bei der Feldartillerie stehen, bei der sie doch in jedem Kriege vor den Feind kommen müssen! wo sie stolz zu Rosse dahinsausen können über den Exercirplatz, über das Manöver- und Schlachtfeld, wo sich die Gelegenheit zu kühnem Handeln die Fülle bietet. — Wie anders der von ihnen bemitleidete Festungsartillerist! Wann hat die preußische Festungsartillerie den Feind gesehen? 1864 vor Düppel! Wohl; das war ja aber nach ihrer Meinung nur eine große Schießübung! Das ruhmvolle Jahr 1866 ist weit außerhalb ihres Schußbereiches an ihr vorübergegangen. Während der Feldartillerist sein Pferd tummelt, sitzt der Festungsartillerist daheim, studirt Artilleriematerial, berechnet Flugbahnen und das erforderliche Batterie-Baumaterial und Schanzzeug zum Bau einer Belagerungsbatterie.

Es muß anerkannt werden, daß das Berufsstudium, soll es ein gründliches sein, dem Feld-

Digitized by Google

artillerieoffizier nicht gestattet, auch noch das der Festungsartillerie mit zu betreiben. Daher wird ein Offizier bei der Versetzung vom Feld- zum Festungsregimente immer mehr oder weniger in eine neue Welt treten, in der sich zurecht zu finden es einer langen Zeit anhaltenden Studiums bedarf. Denn man kann fast ohne Uebertreibung sagen, daß seit Einführung der gezogenen Geschütze beinahe jeder Tag der Festungsartillerie etwas Neues brachte. Innerhalb zehn Jahre ist das gesammte Material der Festungsartillerie bis auf wenige Stücke ein anderes geworden. Doch dies nicht allein. Es ist unvermeidlich, daß nicht jede neue Einrichtung auch zugleich eine gute sei. So haben manche Dinge für sich innerhalb dieses Zeitraumes eine Reihe von Verwandlungen durchlaufen, die allerdings für den, der sie mit erlebt, und dem, der an diesen Entwickelungen studiren will, höchst interessant sein mögen, die aber dem ferner Stehenden und dem, der zu verschiedenen Zeiten nur immer das augenblicklich Bestehende erlernen will, eine kaum zu bewältigende Arbeit entgegenstellen.

Es ist darum wohl kaum zu bezweifeln, daß die in militärischen Kreisen und Zeitschriften schon seit längerer Zeit so vielfach besprochene Trennung der Offiziere der Feld- und Festungsartillerie in nicht zu ferner Zukunft auch wirklich zur Ausführung kommen wird.

Dagegen ist eine Trennung unserer jetzigen Festungsartillerie*truppe* in Festungs- und Belagerungsartillerie aus mancherlei Gründen wohl nicht zu erwarten. Die dienstliche Ausbildung wird stets dieselbe sein müssen, da derjenige, welcher eine Festung angreifen will, nothwendig wissen muß, wie man eine solche vertheidigt, und umgekehrt. Führen wir einen Angriffskrieg, wie den jetzigen, so wird unsere Festungsartillerie auch eine angreifende sein, indem sie die feindlichen Festungen belagert. Ist eine feindliche Armee in unser Land eingedrungen, so werden wir keine feindlichen Festungen zu belagern, sondern unsere eigenen gegen die feindlichen Angriffe und Belagerungen zu vertheidigen haben.

Wie in jeder unserer Festungen im Frieden alle die Geschütze bereit stehen, welche zur Vertheidigung derselben erforderlich sind, so ist auch alles Material im Frieden vorräthig, welches bei Belagerungen feindlicher Festungen zur Verwendung kommen soll, und wird als solches in unseren Festungen (Magdeburg, Koblenz, Wesel) aufbewahrt. Zu dieser Maßregel ist man keineswegs durch die Verschiedenheit des Materials gezwungen. Wenn auch in früheren Jahren, als die glatten Geschütze noch die Herren waren, die Lafseten der Belagerungsgeschütze sich insofern wesentlich von denen der Festungsartillerie unterschieden, als sie für die nothwendig größeren Transporte fahrbarer konstruirt waren, so ist doch dieser Unterschied in neuerer Zeit durch die Konstruktion der Lafseten von 1864, welche sowohl Belagerungs- als Festungslafseten sind, fortgefallen. Sämmtliche Geschützrohre der Belagerungsartillerie sind auch die der Festungsartillerie. Wohl aber muß für die Belagerungsartillerie der Grundsatz gelten, dem außerordentlichen Aufwand von Zeit und Kräften zum Transporte des Belagerungstrains nach den zu belagernden Plätzen entsprechend nur solches Material zu verwenden, das in seiner Konstruktion als das vorzüglichste des bestehenden anerkannt ist, von dem also der sicherste Erfolg erwartet werden darf.

Bei den zur Vertheidigung der Festung bestimmten Geschützen kann von der Strenge dieser Grundsätze ohne Schaden oft viel nachgelassen werden. Es ist z. B. die Kartätschwirkung glatter Geschütze derjenigen der gezogenen von gleichem Kaliber erfahrungsgemäß überlegen. Daher wird man auf den Flanken der Festung zur Vertheidigung der Gräben gegen den stürmenden Feind nicht gezogene, sondern glatte Geschütze aufstellen.

Nach den Zielen, die ihnen gegenübertreten, muß man von den Belagerungsgeschützen im Allgemeinen eine kräftigere Wirkung fordern als von denen der Festungsartillerie, denn jede Festung ist widerstandsfähiger gebaut, als der Belagerer seine ihn deckenden Werke herrichten kann. Gegen die Festungswerke würden nun allerdings auch die *größten* Kaliber die *wirksamsten* sein. Es ist jedoch keineswegs ein Leichtes, jedwede beliebig große Last durch die Laufgräben auf große Strecken zu transportiren. Bekannt ist ja, daß vor Düppel unser gezogener langer 24-Pfünder, dessen Rohr ca. 50 Centner wiegt, nur durch eine halbe Kompagnie Soldaten gezogen werden konnte. Und man denke, daß dies von den Annäherungswegen zur ersten Parallele bis zu den im Kouronnement erbauten Breschbatterien geschehen soll, wenn der wachsame Vertheidiger ein nächtliches Armiren der Batterien nicht gestattet. Der direkte Abstand beider ist zwar nur etwa 800 bis 1000 Schritt, aber er wird in der Wirklichkeit durch die im Zickzack geführten Verbindungswege zwischen den Parallelen fast

Digitized by Google

ein doppelt so großer. Hierdurch wird der Verwendung schwerer Kaliber eine Schranke gesetzt.

Die gezogenen Geschütze sind uns auch hier trefflich zur Hand gegangen und haben eine wesentliche Vereinfachung des Belagerungstrains bewirkt. Noch vor wenigen Jahren waren in demselben Kanonen, Bombenkanonen, Haubitzen und Mörser vertreten; heute sind es nur noch gezogene Kanonen und Mörser.

Die Natur der Ziele in der Festung, sowie die Entfernung, auf welche der Belagerer dieselben zerstören will, bedingen sowohl verschiedene Geschützarten, wie Kaliber.

Sind die Ziele *sichtbar*, so können sie *direkt* beschossen werden, z. B. die hinter Scharten oder auf Geschützbänken stehenden Geschütze, die Brustwehren, Scharten ꝛc. Nicht *sichtbare Ziele* aber können nur *indirekt* beschossen werden; steht der Belagerer z. B. in der Verlängerung eines Walles, der mit Geschützen besetzt ist, so werden ihm diese sowohl durch die vorliegende Brustwehr des anstoßenden Walles, wie auch durch die zwischen den Geschützen liegenden Traversen verdeckt. Ebenso sind die in den Gräben liegenden Kaponnièren, die Reduits im Innern von Lünetten, Waffenplätzen, Bastionen ꝛc., die Eskarpenbekleidung der Wälle gegen den direkten Schuß durch vorliegende Brustwehren gedeckt.

Eine andere Art Ziele sind die überwölbten Hohlräume, Reduits, Pulvermagazine, Kasematten, Hohltraversen ꝛc., die entweder bedeckte Vertheidigungsräume bilden, oder in denen Vertheidigungsmaterial lagert. Diese Hohlräume können zwar häufig durch den indirekten Schuß zerstört werden, aber man sucht ihre Eindeckung auch durch von oben auf dieselben niederfallenden Geschosse (Vertikalfeuer) zu durchschlagen.

Danach haben wir für das direkte und indirekte Schießen: gezogene Kanonen, und zwar den 6- und 12-Pfünder, den kurzen und langen 24-Pfünder; für das Einwerfen von Eindeckungen: Mörser, und zwar den 25pfündigen glatten und den gezogenen 8zölligen Mörser; für das Bewerfen von Wallgängen, Waffenplätzen ꝛc. auf nahe Entfernungen den glatten 7pfündigen Mörser.

Noch vor wenigen Jahren zählten hierher auch die 7- und 25pfündigen Haubitzen für den indirekten Schuß (Ricochetschuß); die 25pfündigen Bombenkanonen für den indirekten Bresche- oder Demolitionsschuß; der 50pfündige Mörser zum Einwerfen von Eindeckungen. Diese glatten Geschütze mußten verschwinden, weil ihre Treffsicherheit neben den gezogenen Geschützen zu gering war, und weil man auch mit gezogenen Geschützen bei Anwendung von geringeren Ladungen stark gekrümmte Flugbahnen, ähnlich denen der Haubitzen, bei größerer Treffsicherheit und größerer Wirkung der Geschosse erreicht.

Von den obengenannten Geschützen kamen in den Belagerungen des letzten Krieges zum ersten Male der gezogene kurze 24-Pfünder und der gezogene 8zöllige (72pfündige) Mörser zur Verwendung. Mit beiden Geschützen waren die Versuche noch nicht abgeschlossen und daher nur die Versuchsrohre gefertigt. Der plötzlich begonnene Krieg mit den großartigen Belagerungen von Straßburg und Paris forderte schnelle Entscheidung. So sind diese Geschütze unter Berücksichtigung der bei den Versuchen gemachten besten Erfahrungen erst während dieses Krieges in Spandau gefertigt worden.

Wenn früher noch vielfach Vollgeschosse bei den Belagerungen verschossen wurden, kommen jetzt *nur* noch *Hohlgeschosse* zur Verwendung; auch die Mauern der Wälle und Hohlräume werden durch *Granaten* breschirt, wie man die Geschütze durch Granaten demontirt. Die Granaten sind jedoch nicht alle gleicher Konstruktion. Die für den 6-, 12- und langen 24-Pfünder haben analog der auf S. 573 Bd. I der „Ergänzungsbl." abgebildeten 4pfündigen Granate den dicken Bleimantel; die Granate des kurzen 24-Pfünders dagegen ist eine sogenannte Langgranate. Dieses Geschoß, welches auch für den langen 24-Pfünder nur noch gefertigt und dessen allgemeine Einführung für alle gezogenen Geschütze angestrebt wird, hat eine Länge von über $2^1/_2$ Kalibern (die andern Granaten sind nur 2 Kaliber lang), eine nahezu halbkugelförmige Spitze und einen dünnen Bleimantel. Das längere Geschoß ergibt eine rasantere und geringeren Schwankungen unterworfene Flugbahn, daher größere Treffwahrscheinlichkeit als das kurze. Der dünne Bleimantel (zwischen den Wulsten 0,06" stark) hat bei gleicher Stärke der Geschoßwände eine größere Höhlung zur Folge. Somit wird die Sprengladung und Sprengwirkung dieser Granaten, sowohl in der Erde als Mine, wie über derselben gegen Mannschaften, Geschütze ꝛc., eine wesentlich größere sein.

Die Sprengladung beträgt z. B. bei der 24pfündigen Granate mit dickem Bleimantel 2 Pfund, bei der 24pfündigen Langgranate 4 Pfd. Kernpulver. Die Fertigung dieser Granaten ist jedoch eine weit schwierigere als die der

Digitized by Google

andern und läßt sich nur mit Hülfe von Maschinen in der Geschützgießerei zu Spandau ausführen, während der dicke Bleimantel in den Laboratorien durch Umgießen der Eisenkerne in Gußformen aus diesen sofort fertig hervorgeht.

Das bisherige Verfahren der Herstellung des dünnen Bleimantels ist folgendes: Die Eisenkerne werden auf der ganzen Länge ihres Mantels cylindrisch abgedreht, stark erwärmt in ein Salmiakbad (1 Theil Salmiak, 8 Theile Wasser) und gleich darauf in ein Zinkbad von 400° R. getaucht. Das so verzinkte Geschoß taucht man in flüssiges Blei, welches sich mit dem Zink verbindet und nun das Umgießen des Geschosses in einer Umgußform derart ermöglicht, daß der Bleimantel fest am Geschosse haftet, dem darauf seine äußere Form durch genaues Abdrehen auf der Drehbank mit einem Façonstahl gegeben wird.

Das starke Erwärmen der Geschosse bei diesem Umgußverfahren hat ein ziemlich häufig vorkommendes Springen derselben zur Folge. Bei den von Gruson gefertigten Hartgußgeschossen verbot sich diese Art des Umgusses von selbst, weil bei der Erwärmung der Hartguß seine Eigenschaften als solcher verlieren würde. Gruson erfand eine Art, das Geschoß zu umbleien, welche frei von dem beregten Uebelstande ist, zuerst geheim gehalten, aber vor Kurzem dem Kriegsministerium zum freien Gebrauche mitgetheilt worden ist. Dieses Vorfahren soll künftig angewendet werden.

Wenn die Zeitungen von vor Straßburg verwendeten Hartgußgranaten berichteten, so ist das ein Irrthum. Sämmtliche Hartgußgranaten erhalten wohl eine Sprengladung, aber keine Zündvorrichtung. Die Entzündung soll durch das Eindringen in das Ziel bewirkt werden (s. Ergänzungsbl., Bd. IV, S. 507). Daß dies beim Beschießen von Eisenpanzern geschieht, ist durch Versuche festgestellt. Ein Breschversuch mit 6pfündigen Eisenhartgußgranaten ohne Zündvorrichtung gegen hartes Bruchsteinmauerwerk (röthliche Grauwacke), welcher 1864 bei Magdeburg stattfand, hat zwar die Möglichkeit der Selbstentzündung erwiesen, aber immerhin so ungünstige Resultate geliefert, daß von der Einführung der Hartgußgranaten zum Breschiren von Mauerwerk Abstand genommen wurde*).

Hartgußgranaten würden bei Belagerungen nur gegen gepanzerte Geschützstände aus dem neukonstruirten (aber noch nicht eingeführten?) 24-Pfünder für 16 Pfd. Ladung — dem schwersten Belagerungsgeschütz — zur Verwendung kommen. Im Uebrigen werden sie nur aus Küsten- und Schiffsgeschützen gegen Panzerschiffe und Panzerstände geschossen.

Der gezogene kurze 24-Pfünder ist bis jetzt nur aus Gußeisen gefertigt und hat einen Doppelkeilverschluß nach Kreiner mit Kupferliderung.

Der 8zöllige gezogene Mörser ist ein kurzer 72-Pfünder aus Bronze. Die beiden ersten Mörserrohre hatten ein Gewicht von 63 Ctnr. und waren für eine Ladung von 8 Pfd. konstruirt. Die nach diesen gefertigten Rohre wiegen, obgleich sie vom Bodenstück bis zur Mündung außen, wegen Mangels an Zeit, noch nicht abgedreht sind*), nur wenige Pfd. über 31 Ctnr. Sie sollen für die größte Gebrauchsladung von 4 Pfd. konstruirt sein, mit der man eine Wurfweite von gegen 5000 Schritt erreicht. Die Geschosse sind gleich den 72pfündigen Granaten, welche in der Küsten- und Schiffsartillerie gegen Holzschiffe verwandt werden, aus gewöhnlichem Gußeisen. (Die Hartgußgranaten, ohne Zündvorrichtung, würden hier, des ungenügenden Widerstandes wegen, nicht krepiren.) Sie haben einen dünnen Bleimantel und eine ogivale Spitze, durch welche das Mundloch zur Aufnahme der Perkussionszündvorrichtung geht, die zwar aus denselben Theilen wie die für alle übrigen Granaten besteht, aber wesentlich andere Abmessungen hat. Die Mundlochschraube ist mehr denn noch einmal so lang als die gewöhnliche und hat an der unteren Fläche nur eine geringe Ausdrehung für den dünnen cylindrischen Nadelbolzen. Durch diese Konstruktion wird dem schiefen Hineindrücken der Mundlochschraube in das Mundloch, welches bei der gewöhnlichen Zündvorrichtung fast stets die Ursache der Versager ist, wenn die Granaten in Erde eindringen oder einen Aufschlag machen, vorgebeugt. Durch diese lange Mundlochschraube geht auch eine entsprechend lange Zündschraube. — Es ist bekannt, daß bei unsern Granaten die volle Ausbeute der lebendigen Kraft bei dem Eindringen in tiefe Ziele (ausgenommen Truppen) durch das zu frühe Funktioniren der Zündung verhindert wird. Da es aber bei den Mörserwürfen darauf ankommt, die ganze Eindringungskraft der Granaten zu verwerthen, weil mit der tieferen Lage des Sprengpunktes auch die Wirkung der Sprengladung auf das Gewölbe wächst, so hat

*) Ob noch anderweitige Versuche in dieser Richtung stattgefunden haben, ist uns nicht bekannt.

*) Sie sind deshalb mit schwarzem Eisenlack angestrichen.

Digitized by Google

man einen verlangsamten Perkussionszünder eingeführt. Die Verlangsamung wird durch einen in den Boden der Bolzenkapsel eingeschraubten, mit Satz vollgepreßten Messingcylinder bewirkt. Dieser Satzcylinder wird durch die Zündschraube und durch ihn wiederum die Sprengladung entzündet. Die Bolzenkapsel hat eine Wandstärke von 0,05″ und eine Länge von ca. 2″.

Die Granate des Mörsers wiegt durchschnittlich 154 Pfd., die Sprengladung 10 Pfd., die geladene Granate mithin etwa 164 Pfd. Von einer so bedeutenden Sprengladung darf eine gewaltige Wirkung erwartet werden, und man ist der Ansicht, daß unsere jetzigen fortifikatorischen Wölbungen und sogenannten bombensicheren Eindeckungen ihren Erschütterungen nicht lange werden widerstehen können, während es früher nicht gelang, sie durch unsern größten glatten Mörser, den 50pfündigen, mit Bomben von 90 Pfund Gewicht und höchstens 5 Pfund Sprengladung einzuwerfen. Ueber die wirklichen Schießergebnisse unserer gezogenen Mörser sind uns noch keine officiellen Angaben bekannt.

Bei den Schießversuchen mit dem gezogenen Mörser, wie dem kurzen 24-Pfünder krepirte eine Anzahl der scharf geladenen Granaten in Entfernungen von über 100 Schritt vor der Mündung des Rohres in der Luft. Diese Erscheinung hatte etwas Räthselhaftes, da sie so wenig durch die Zünddorrichtung, als durch mangelhaften Verschluß des Bodenloches veranlaßt sein konnte: denn in beiden Fällen hätte ein Krepiren im Rohre stattfinden müssen. Die Ursache derselben darf mit Sicherheit jetzt darin angenommen werden, daß die durch die Rotation der Geschosse hervorgerufene Reibung des Pulvers (der Sprengladung) an den rauhen Höhlungswänden die Selbstentzündung veranlaßte*). Als man daher die Reibung dadurch verminderte, daß man den Höhlungswänden durch Auspichen eine glatte Oberfläche gab, fand ein Krepiren der Granaten in der Luft nicht mehr statt. Jetzt werden sämmtliche Lang- und Mörsergranaten bereits in der Geschoßgießerei zu Spandau ausgepicht.

Auf eine ähnliche Ursache ist auch wohl das häufige Krepiren in der Luft der in den Belagerungsbatterien vor Straßburg aus gezogenen Geschützen verschossenen Brandgranaten zurückzuführen; es wurden dadurch vorliegende Batterien und Laufgräben derart gefährdet, daß dieselben beim Feuern der hinten liegenden Batterien von den Mannschaften nicht betreten werden durften. Brandgranaten sind bekanntlich gewöhnliche Granaten, in welche eine Anzahl (5, 8, 12 bei den beziehungsweise 6-, 12- und 24pfündigen Granaten) Brander gesteckt sind. Der übrig bleibende Raum wird durch die Sprengladung ausgefüllt. Die Brander sind mit einem Brandsatz vollgepreßte kupferne Röhren von ca. 2″ Länge und 0,60″ Durchmesser. Die Reibung der Brander sammt dem Pulver an den Höhlungswänden der Granaten bei der Rotation ist wohl als die Ursache des Krepirens der Granaten in der Luft anzusehen. J. Castner.

*) Reibung erzeugt Wärme. Feinkörniges Pulver, schnell erhitzt, entzündet sich bei einer Temperatur von 350° C.

Nekrolog.

Thomas, Clement, französischer General, geboren 1809 zu Libourne bei Bordeaux, war 1835 bei den republikanischen Komplotten zu Luneville betheiligt, 1848 Obergeneral der Pariser Nationalgarde, lebte nach dem Staatsstreich sehr zurückgezogen, wurde am 4. September 1870 zum Oberbefehlshaber der gesammten Nationalgarde ernannt, fungirte als solcher während der Belagerung, wurde im Februar durch Aurelles de Paladine ersetzt und am 18. März mit General Lecomte von den Insurgenten in Paris erschossen.

Neue Bücher.

Dorf- und Waldgefecht, das, in den Kriegen der letzten Jahre 1859—1866, von A. Riese. Mainz, Zabern.

Feldzug von 1859. Das Vorspiel zu den Ereignissen von 1866 bis 1870. Berlin, Mittler.

Preußische und süddeutsche Kriegführung im Mainfeldzuge. Kritische Beleuchtung desselben von Biedrach. Mainz, Zabern.

Technologie.

Nekrolog.

Weisbach, Julius, Oberbergrath, einer der ersten Autoritäten im Gebiet der Ingenieur- und Maschinenmechanik, geboren am 10. August 1806 zu Mittelschmiedeberg bei Annaberg, seit 1836 Professor an der Bergakademie zu Freiberg, † am 24. Februar daselbst. Er war gleich bedeutend als Lehrer wie als Schriftsteller (besonders bekannt ist sein großes vortreffliches Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik), Reformator der Markscheidekunst und der Hydraulik.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

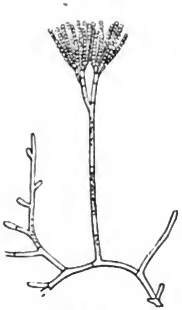


Fig. 1.

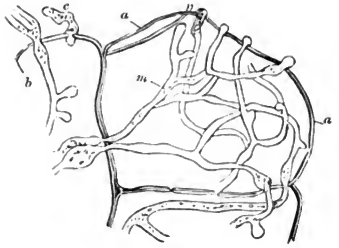


Fig. 5.

Fig. 2.

Fig. 3. *I.*

Fig. 3. *III.*

Fig. 3. *II.*

Fig 3. *IV.*

Fig. 7. *A.*

Fig. 7. *B.*

Fig. 10.

Fig. 1. Penicillium glaucum, ca. 60fach vergrössert. — Fig. 2. Ascophora Mucedo, ganze Pflanze mit 6 Sporangien in
fault und von welcher nach allen Seiten hin die Pilzfäden von Saprolegnia ferax ausstrahlen. *II.* Ende eines solc
zwei Wimpern erhalten und treten als Schwärmsporen aus der Zelle aus. *II* bis *IV* Vergrösserung 300. — Fig. 4. Sap
r und *r'* Mycelfäden. — Fig. 5. *a* Parenchymzelle aus einer nassfaulen Zuckerrübe; *m* Pilzfäden, welche dieselbe di
des Oidium Tuckeri. *a* die sich ablösenden Oidiumsporen; *z* das Haftorgan des Pilzes; *b* keimende Spore. *B.* c
B 450. — Fig. 7. Das Mutterkorn. *A* mit vier Fruchtkörpern. Natürliche Grösse. *B* Längsschnitt durch einen Fru
zwei ausgewachsenen Fruchtkörpern, deren Fruchtlamellen man sieht. — Fig 9. Tuber melanosporum (Trüffel). *I.* I
stadien; nach unten die äussere Rindenschicht. *III.* Sporangium mit zwei Sporen, noch stärker vergrössert.

Digitized by Google

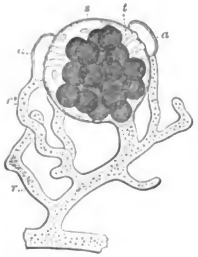


Fig. 4.

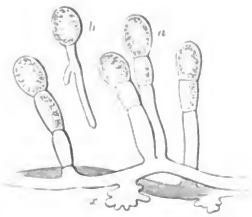


Fig. 6. *A*.

Fig. 6. *B*

Fig. 11.

Fig. 9. *III.*

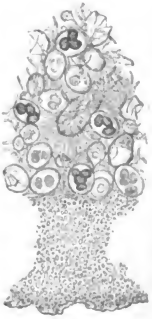


Fig. 9. *II.*

Fig. 8

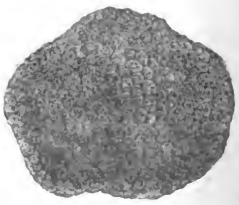


Fig. 9. *I.*

erschiedenen Entwicklungszuständen, stark vergrössert. — Fig. 5. *I.* Fliege, welche in einer wässerigen Flüssigkeit n Pilzfadens. *III.* Das Protoplasma des Fadenendes hat sich zu Kugeln zusammengeballt. *IV.* Die Kugeln haben egnia monoica. Befruchtungsvorgang. *a* Antheriden; *t* Befruchtungsschläuche, welche in das Oogonium *s* eindringen; haften; *b* benachbarte Zelle, in welche ein Keimling *c* eindringt. — Fig. 6. Der Traubenpilz. *A* unter der Form sogenannte Cicinobolusfrucht, eine spätere Fruchtform des Traubenpilzes; *d* deren Sporen. Vergrösserung *A* 400, ikörper mit seinen Perithecien. — Fig. 8. Agaricus campestris (Champignon) mit einem jungen kugelförmigen und chtkörper wie er gegessen wird. *II.* Partie aus demselben, stark vergrössert, mit Sporen in verschiedenen Reife- Fig. 10. Morchella esculenta (Morchel). — Fig. 11. Bierhefe (Hormiscium cerevisiae), 450fach vergrössert.

Google

Digitized by Google

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 7. April 1871. Der deutsch-französische Krieg und was mit demselben unmittelbar zusammenhängt, der Sturz Napoleons und des neufranzösischen Kaiserthums, der Sturz der weltlichen Papstherrschaft, die Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches stand seit dem vorigen Sommer mit einer solchen Fülle von Thatsachen in dem Vordergrund, daß es dem ferner Liegenden oft den Raum beengte. Auch diesmal kann eine Umschau nicht niedergeschrieben werden, ohne daß man bei dem tollen Aufruhr verweilt, der in Paris und anderen Städten Frankreichs sein struppiges Haupt gerade in der Zeit erhob, die zwischen den abgeschlossenen Friedenspräliminarien und dem noch zu vereinbarenden endgültigen Frieden mitten inne liegt. Zuvor aber soll, da wir seit einem Jahre das englische Staatsleben nur nebenbei berührten konnten, wenigstens an die hervorragendsten Erscheinungen desselben zu dem Zweck erinnert werden, um ihren Zusammenhang unter sich und mit der Vergangenheit hervortreten zu lassen. Der Umschau des nächsten Monats bleibt dieselbe Aufgabe rücksichtlich der Vereinigten Staaten Nordamerika's und des Verhältnisses derselben zu England und dessen nordamerikanischen Kolonien überlassen.

Gemessenen Schrittes ist das reiche und immer noch mächtige **England** in seiner Bahn fortgeschritten, während der Hauptstock unseres Welttheils einem stürmisch bewegten Völkermeere glich, dessen steigende und fallende Woge die Geschicke der Staaten und Länder hier jählings senkte, dort mächtig hob. Aber es ist von hohem Interesse, zu sehen, mit welcher Folgerichtigkeit sich in England langsam, stetig, aber sicher Eines an das Andere reiht, um sein öffentliches Leben allmählig des Gepräges zu entkleiden, welches lange Zeit entschieden vorherrschte. England hatte sich, wenn man nach dem Wesen der Sache fragt, seit der Vertreibung der Stuarts allmählig mehr und mehr als aristokratische Republik ausgewachsen; die monarchische Zuthat reichte gerade noch aus, um das Reich vor den gewöhnlichen Fieberkrankheiten der Republiken zu bewahren, und die demokratische Beigabe genügte, um die Aristokratie nicht zur Kaste, um sie nicht einer erstarrenden Isolirung zur Beute werden zu lassen. Die agrarischen, die kirchlichen, die Kulturzustände, Gesetze und Staatseinrichtungen, Sitten und Gewohnheiten vereinigten sich, um dieser Richtung eine starke Grundlage, eine zusammenhängende, in sich geschlossene innere Fügung zu geben. Die durchgebildete Parteiregierung, die streng parlamentarische, Gesetzgebung und Staatsverwaltung gleichmäßig beherrschende Regierungsform war nur die Spitze einer nach unten sehr breit auslaufenden Pyramide. Der Höhepunkt dieser Entwickelung war erreicht kurz vor der Katholiken-Emancipation und vor der Abschaffung der Kornzölle. Mit diesen Neuerungen war er überschritten. Erst in langsamerer, dann in schnellerer Folge drangen Reformen durch, welche einen Ring nach dem anderen aus der fest geschlossenen Kette des einseitig aristokratischen Staats- und Gesellschaftsbaues brachen und noch brechen. Für den ferner Stehenden traten diese Reformen und ihre Wirkungen erkennbarer hervor, als eine durchgreifende Aenderung der ziemlich abgeschlossenen englischen Gedankenwelt, welche doch sonst der Vorläufer und Träger großer politischer und gesellschaftlicher Umgestaltungsprozesse zu sein pflegt. Auch wurden in der That die leitenden Staatsmänner oft nur durch den Druck äußerer Verhältnisse und durch bestimmte Zweckmäßigkeitsgründe zu Geburtshelfern von Reformen, welche für die grundsätzliche Umgestaltung des Staatswesens entscheidend werden müssen, indem sie wie Gewicht sich an Gewicht hängen. Man war oft bei vielen Neuerungen weit entfernt, selbstbewußt als Zweck zu erstreben,

Digitized by Google

was eine unausbleibliche Folge derselben ward und wird. Selbst Anregungen, die von Außen kommen, die aus dem Völkerverkehr oder aus gewaltigen Ereignissen außerhalb Englands entspringen, greifen wie Räder einer Maschine in die heimatlichen Verhältnisse ein, um jene Umgestaltung zu fördern. Der eben beendigte deutsch-französische Krieg, die beginnende Rückwirkung desselben auf die Heeresverfassung Englands, auf die Bildung und Zusammensetzung des Offizierstandes insbesondere ist der nächste und sprechendste Beleg hierfür.

Die negative Seite dieser Umgestaltung tritt deutlicher vor unsere Blicke als das positive, noch in fernerer Zukunft liegende Endziel. Im Unterbau des Staats-, Gesellschafts- und kirchlichen Lebens löst sich jener Zusammenhang aller Einrichtungen und Zustände, worauf das vorherrschend aristokratische Gepräge Englands ruhte. Für die Spitze ist die Folge, daß die aristokratische Parlamentsregierung altert und allmählig abstirbt. Aber die vielen neuen Verhältnisse, welche geschaffen werden aus den Bausteinen, deren aristokratischer Kitt zerbröckelt, können einen verschiedenen Oberbau tragen. Sie können sich, je nachdem der Gang der Ereignisse es mit sich bringt, mit einer konstitutionellen Monarchie vertragen, in welcher das Königthum wieder ein zweiter wirklich mit entscheidender Faktor wird, neben einem sich mehr und mehr demokratisirenden Parlament. Aber nothwendig ist es nicht, daß die sich auslebende bisherige Parlamentsregierung durch etwas abgelöst wird, was dem festländischen Dualismus des konstitutionellen Lebens ähnelt. Die Magnetnadel kann auch nach der demokratischen Republik zeigen. Man hat dabei mehr an das Wesen der Kräfte, die den Staat führen, zu denken, als an die Form, in welcher sie sich krystalliren. Man kann sich in gewissem Sinne eine demokratische Republik auch unter monarchischer Firma denken, ein Scheinkönigthum, ein demokratisirtes Land und ein ganz demokratisches Parlament, in welchem allein der Schwerpunkt nicht nur der Gesetzgebung, sondern auch der Regierung liegt. Daneben übersehe man nicht, daß keinem Land größere sociale Gefahren drohen als England, wenn einmal der schwarze Tag anbricht, wo seine mächtige Weltindustrie dauernd brach gelegt werden würde. Nicht bloß der so hoch gestiegene Gegensatz zwischen arm und reich, nicht bloß die unverhältnißmäßig große Zahl der Fabrikarbeiter würde alsdann die socialen Gefahren mächtig anschwellen. In solch dauernder Noth könnte auch leicht das städtische und Fabrikproletariat mit der Masse der ländlichen Lohnarbeiter zu einer gemeinsamen Umsturzmasse zusammenschmelzen; denn an der Stelle unsrer ihren Boden selbst bebauenden Bauern stehen in England fast nur besitzlose ländliche Lohnarbeiter.

Wir sehen mit Augen, wie die Zeit den aristokratischen Staatsbau Englands in seinen inneren Verhältnissen annagt. Bevor diese Arbeit vollendet ist, wird wahrscheinlich die aristokratische Weltstellung Englands, welche so lange der Blüthe aristokratischer Selbstverwaltung und aristokratischer Parlamentsregierung zur Seite ging, auch dahin gegangen sein. Ueber größere Machtmittel gebietend als zur Zeit seines höchsten politischen Einflusses nach Außen, ist dennoch England schon heute, an der übrigen Staatenwelt diesseits und jenseits des Oceans gemessen, schwächer als damals. Sein Einfluß auf die übrige Staatenwelt ist ein sinkender.

Ein Jahr ist eine gar kurze Spanne Zeit im Völkerleben. Aber wenn wir nur das letzte Jahr überblicken, so stoßen wir auf eine Reihe thatsächlicher Belege für die allgemeinen Betrachtungen, welche wir eben vorausschickten. Wir gedenken zunächst des neuen Schulgesetzes, welches noch in der vorjährigen Parlamentssession zum Abschluß kam und nunmehr eingeführt worden ist. Die konfessionelle Abgeschlossenheit der Schule in ihren verschiedenen Graden stand in einer nahen Beziehung zu den besonderen aristokratischen Zuständen Englands, und der Bildungsgrad der Massen hängt in jedem Volkskörper auf das innigste zusammen mit dem durch die Gesellschaft gehenden demokratischen oder aristokratischen Zug. Eine demokratische Gesellschaft kann im Ganzen auf einem niedrigeren Niveau des Wissens und der Bildung stehen, aber eine nach unten ins Breite gehende geistige Kultur ist ihr durchaus eigenthümlich. Umgekehrt ist für einen aristokratischen Bau der Boden da am besten vorbereitet, wo der große Besitz, namentlich der Landbesitz, in der Hand Weniger ist, und wo zugleich neben der höheren und feineren Bildung der Wenigen die Unwissenheit und die geistige Trägheit ohne Schulbildung heranwachsender Massen steht, deren Hand willig und geschickt ist für tüchtige Arbeit. Nun schreibt zwar das neue Schulgesetz weder die Konfessionslosigkeit, noch den Schulzwang im Allgemeinen positiv vor, aber es fördert doch mittelbar durch eine Reihe von Einrichtungen

Digitized by Google

den Schulbesuch in solchen Kreisen, die sich demselben bisher verschlossen, in kräftiger Weise. Mehr noch, es legt in die Hände der in den einzelnen Schuldistrikten zu ernennenden Kommissionen (School-Boards) das Recht, für diesen Distrikt die Konfessionslosigkeit der Schule oder auch den Schulzwang einzuführen. Diese Kommission hat zu untersuchen, in wie weit die vorhandenen Schulen dem Bedürfniß entsprechen, und das Fehlende nach eignem Ermessen zu ergänzen. Sie hat deshalb auch darüber zu entscheiden, ob und in welcher Weise der Schulzwang zur Anwendung kommen, ob die Schule frei für die Armen sein, wie der Religionsunterricht ertheilt, oder ob er ganz vom Schulplan wegbleiben soll. Dies hängt mit dem allgemeinsten Grundsatz des Gesetzes zusammen, welches die Leitung der Schulangelegenheiten in die Hände der Gemeinde legt und der Regierung nur die Oberaufsicht vorbehält.

Das Schulgesetz hat noch nach zwei anderen Seiten hin eine große principielle Bedeutung. Es hat rücksichtlich der Bildung der Schulkommissionen (School-Boards) eine Wahlart eingeführt, welche auch den Minoritäten eine Vertretung sichert. Dies ist besonders wichtig für die größeren Städte, überhaupt überall, wo die gebildeten Schuldistrikte weit über die bisherigen Kommunal-Abgrenzungen hinausreichen. Auch in dieser letzteren Beziehung bezeichnet das Gesetz eine bedeutende Neuerung. So wird es z. B. für London, wo noch fortwährend Hunderttausende aufwachsen, ohne nur lesen und schreiben zu lernen, gewissermaßen zum Bahnbrecher für eine einheitliche städtische Verwaltung der Riesenmetropole. Dieselbe hat jetzt durch den aus 41 Mitgliedern bestehenden School-Board vorläufig ein kleines einheitliches Schulparlament erhalten. Die im December vorigen Jahres stattgehabte Wahl der Schulkommissionen erregte daher auch allgemeine Theilnahme, brachte den öffentlichen Geist Englands, wohlwollende, rein menschliche Bestrebungen, aber zugleich auch die um die Konfessionslosigkeit der Schule sich bewegenden Partei-Gegensätze in Wallung. Es war das erste Mal seit Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, daß ein Gegenstand des öffentlichen Lebens im eignen Lande wieder die Theilnahme des Volks lebhaft auf sich zog. Bis dahin hatte sich dieselbe fast ganz von den heimatlichen Angelegenheiten hinweg auf die großen Ereignisse gewendet, deren Weltbühne der Boden Frankreichs geworden war.

Gleichzeitig mit dieser Reform des Volksunterrichtes ist auf der obersten Stufe der Nationalerziehung die Emancipation der Universitäten Oxford und Cambridge aus den konfessionellen Banden, welche dieselben noch umfangen, einer endlichen Lösung entgegengereift. Nach lebhaften Kämpfen ward am 5. Juli im Unterhaus ein auf Verwerfung der Universitäts-Eid-Bill gerichteter Antrag mit der großen Mehrheit von 247 gegen 113 Stimmen beseitigt und die dritte Lesung der Bill beschlossen. Das Oberhaus gab allerdings seinen Widerstand gegen diese Reform noch nicht auf, es verwarf am 14. Juli die zweite Lesung der Bill, aber nur noch mit der schwachen Mehrheit von 97 gegen 83 Stimmen. Es läßt sich hiernach mit Bestimmtheit voraussagen, daß der Kampf der englischen Aristokratie gegen die principiell wichtige Reform zu Ende geht, und daß die Tage gezählt sind, während welcher die beiden alten Universitäten Englands in einem ausschließlichen Verhältniß zu der Hochkirche stehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Ende dieser konfessionellen Beschränkung noch während der gegenwärtigen Parlamentssession eintritt, da die Thronrede, mit welcher die Königin am 9. Februar das Parlament eröffnete, „auf die Vorlagen über die religiösen Beschränkungen an den Universitäten Oxford und Cambridge" zurückgreift.

Die Lösung des Bandes zwischen der Staatskirche und Anstalten, die ihrem Wesen nach nicht kirchlicher Natur sind, ist allerdings noch nicht gleichbedeutend mit der Aufhebung der Staatskirche selbst. Auch protestirten, als in dem überwiegend katholischen Irland die englische Staatskirche aufgehoben wurde, die Meisten, welche dafür stimmten, gegen den Gedanken, daß damit der Sturz der Staatskirche auch in dem protestantischen England vorbereitet werden solle, oder daß ihm dadurch doch vorgearbeitet werden würde. Sie betheuerten, daß die Maßregel nur durch die besonderen Verhältnisse des katholischen Irlands bedingt und gerechtfertigt sei, daß sie niemals auf der anderen Seite des St. Georg-Kanals Nachahmung finden werde. Man darf aber vielleicht zweifeln, ob diese Weissagung für lange Zeit zutreffen wird, wenn man erwägt, daß schon in der letzten Parlamentssession, als die Aufhebung der Staatskirche in Wales beantragt war, unter 374 Abstimmenden 161, also fast die Hälfte für diese Aufhebung stimmten.

Nicht minder wichtig als diese Reformen der Gesetzgebung ist eine andere, welche im Verwaltungswege (durch Order in Concil)

Digitized by Google

eingeführt worden ist und welche die Grundsätze der Stellenbesetzung im Civilstaatsdienste betrifft. Abgesehen von einer Reihe höherer Stellen, welche nach dem Sturze eines Kabinets von dem neuen Premierminister an hervorragende politische Persönlichkeiten seiner Partei vergeben zu werden pflegten, war überhaupt der Eintritt und die Beförderung im Staatsdienst nicht von festen Grundsätzen und gleichmäßiger Handhabung derselben, sondern vorzugsweise von persönlicher Protektion, von persönlichem Ermessen und Begünstigung abhängig. Prüfungen wurden theils gar nicht erfordert, theils waren sie von geringer sachlicher Bedeutung, oft nur leere Form. Was sich bei uns hier und da gegen den besseren Geist und gegen die öffentlich anerkannten Grundsätze unserer Staatsverwaltung durch ein Hinterpförtchen bei der Stellenbesetzung einschleicht, der „Nepotismus“ und das Protektionswesen, das war in England der normale Zustand, durch Gewohnheit begründet und durch die allgemeine Rechtsanschauung kaum mißbilligt. Jedermann sieht ein, welch wichtiges Werkzeug eine solche Art der Staatsstellen-Besetzung für eine Parteiregierung und für die einflußreiche Stellung einer weitverzweigten Aristokratie war. Jedermann sieht aber auch ein, was es umgekehrt nach dieser Richtung hin bedeutet, wenn nunmehr der Eintritt in alle Regierungsbureaux (mit alleiniger Ausnahme des auswärtigen Amtes) von einer Prüfung abhängig gemacht wird, und zwar in der Weise, daß unter verschiedenen Bewerbern die durch die Prüfung erwiesene höhere Befähigung entscheidet (competitive examination, Konkurs). Außerdem soll in Zukunft der Neuangestellte eine Probezeit von sechs Monaten bestehen, und erst wenn er sich in derselben tüchtig erwiesen hat, unter die Zahl des ständigen Personals aufgenommen werden.

Der Armee-Reform-Bill, welche am 17. Februar von Cardwell im Unterhaus ausführlich entwickelt wurde, werden wir erst später, wenn dieselbe zu einem völligen parlamentarischen Abschluß gekommen sein wird, eingehend gedenken. Aber einen Grundsatz derselben heben wir schon jetzt hervor, weil er eine ähnliche Tragweite hat wie die oben erwähnte Reform in der Besetzung des Civilstaatsdienstes, welche von Engländern bisweilen geradezu als revolution in the Civil Service bezeichnet wird. Die Armee-Reform-Bill läßt Vieles, was von unseren Einrichtungen abweicht, beim Alten, sie bricht namentlich nicht mit dem Werbesystem, aber sie will den Offizierstellenkauf abgeschafft wissen. Auch dies ist ebenso wie die Reform des Civilstaatsdienstes ein Einbruch in den alten, ehedem wohlgefügten aristokratischen Bau, eine Bewegung nach der demokratischen Gleichheit hin und geht in gewissem Sinne parallel mit der allmähligen Umbildung des Wahlsystems.

Auch auf diesem letzteren Gebiete verfolgt die englische Gesetzgebung die Richtung, welche durch die Wahlreform von 1831 betreten, seitdem von Zeit zu Zeit in Form von Gesetzgebungskompromissen weiter verfolgt worden ist, und welche erst dann an ihr Ziel gelangt sein wird, wenn das vollkommene Gegentheil der alten aristokratischen Wahlgesetze und Wahlgewohnheiten zum Durchbruch gekommen ist. Es gibt auf diesem Wege kürzere oder längere Ruhepunkte, es gibt keine Umkehr und auch kein dauerndes Stillestehen mehr; dazu ist man bereits zu weit gegangen. Die am 20. Februar eingebrachte Forstersche Bill für Reform der Parlamentswahlen, deren Mittelpunkt die geheime Abstimmung (Ballot) bildet, bezeichnet einen der Marksteine für die stetige, auf Umgestaltung des aristokratisch-parlamentarischen Systems gerichtete Bewegung. Der bereits in der Thronrede vom 9. Februar angekündigten Bill ist die Untersuchung eines Unterhaus-Ausschusses über geheime Wahlabstimmung vorausgegangen, und sie hat jetzt bereits die zweite Lesung im Unterhause bestanden.

Durch den kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, am 27. Juni 1870 erfolgten Tod des siebzigjährigen Grafen von Clarendon hat das auswärtige Amt in der Person von Lord Granville einen neuen Minister, die auswärtige Politik Großbritanniens aber hat keinen Anstoß erhalten, das bisher befahrene Geleise zu verlassen.

Zu den Rückwirkungen des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich auf England und seine auswärtigen Besitzungen darf man auch die Thatsache zählen, daß die öffentliche Meinung rücksichtlich der sich umgestaltenden Kolonialpolitik mehr und mehr mit sich ins Reine kommt. Dafür, daß schon seit längerer Zeit die Neigung Englands, das Machtverhältniß über seine Kolonien in der früheren Weise aufrecht zu erhalten, abnimmt, kann man einen bestimmten Ausdruck in Zahlen finden. 1866 unterhielt England 114,641 Mann Truppen in seinen Kolonien, 1869 nur noch 98,145. Die Zahl derselben hat in allen Kolonien abgenommen, mit alleiniger — durch vorübergehende Verhältnisse bedingter —

Digitized by Google

Ausnahme von Neuschottland, Neubraunschweig, Neufundland und Canada. In Canada standen 1860 etwas über 2200, im Jahre 1869 gegen 8000 Mann englische Truppen. Im Jahre 1870 beabsichtigte England seine Truppen ganz aus Canada zurückzuziehen, änderte aber dann seinen Entschluß und ließ sie dort. Als nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges es den Kolonien zweifelhaft schien, ob derselbe nicht zu einem allgemeinen Krieg ausarten und ob das britische Reich nicht in denselben verwickelt werden würde, ward daselbst, namentlich in Australien, die Frage über das Verhältniß der Kolonien zum Mutterland von Vereinen vielfach und lebhaft erörtert. Es wurde insbesondere erwogen, ob dieses Verhältniß nicht wesentlich umzubilden sei. Man erinnerte an die früher zwischen Großbritannien und Hannover bestandene staatsrechtliche Verbindung und meinte, es sei zweckmäßig, daß in einem Kriege Englands jede Kolonie sich selbstständig zu entscheiden habe, ob sie an einem von England geführten Krieg sich betheiligen oder neutral bleiben wolle. Da jedoch die Besorgniß, daß England in den ausgebrocheneu Krieg hineingezogen werden würde, bald zurücktrat, so kam es in den Gesetzgebungskörpern der Kolonien selbst zu keiner Berathung und Beschlußfassung über jene Frage. Immerhin hatte indessen diese politische Bewegung in verschiedenen Kolonien eine gewisse Rückwirkung auf die öffentliche Meinung im Mutterlande. Sie verstärkte die Neigung, das Verhältniß zu den Kolonien möglichst kühl aufzufassen. Man kann es heutzutage als eine feststehende Richtschnur der englischen Politik ansehen, daß sie — so weit es irgend möglich ist — es den Kolonien überläßt, Verwickelungen, in welche sie mit benachbarten Gebieten gerathen, selbst auszutragen, und daß sie nicht mehr solchen Werth auf den Kolonialbesitz legt, um denselben gegen den eignen Wunsch der Kolonien zu bewahren. Das Gebot der Nationalehre wird England es allerdings nicht ruhig hinnehmen lassen, daß eine fremde Macht eine englische Kolonie sich mit Gewalt aneignet. Es wird in einem solchen Falle mit den Waffen zum Schutze derselben eintreten. Aber es wird es ruhig geschehen lassen, wenn eine Kolonie sich entschließt, sich vom Mutterlande zu trennen, sei es um ganz auf eigne Füße zu treten, sei es um durch völkerrechtlichen Vertrag sich einem anderen Staate anzuschließen. Nur in Beziehung auf das große indische Reich läßt man sich noch und wird sich noch längere Zeit von andern Gesichtspunkten leiten lassen als denjenigen, welche die Kolonialpolitik im Allgemeinen bestimmen.

Die Neutralität, welche England in dem großen Kriege bewahrt hat, den uns Frankreich aufgenöthigt, muß ihm jeder Menschenfreund danken. Auch kann darin nimmermehr ein Grund zur Schädigung seines Ansehens gefunden werden. Wohl aber hat es dieses Ansehen als Weltmacht einigermaßen geschädigt durch die Art und Weise, in welcher es die Neutralität ausübte. Wir reden nicht davon, daß England keine Maßregeln traf, um zu verhindern, daß Frankreich während des Krieges Pferde, Waffen, andern Kriegsbedarf und Kohlen aus England bezog. Eine unparteiische Prüfung hat anzuerkennen, daß es seinen Gesetzen und dem bisher in den meisten Kriegen von ihm beobachteten Gebrauche gemäß handelte. Es ist wahr, daß ihm sein Gesetz die Möglichkeit ließ, im Verwaltungswege einige nicht getroffene Beschränkungen rücksichtlich des fraglichen Verkehrs vorzuschreiben, ohne daß es deshalb die Rolle einer neutralen Macht aufgegeben hätte. Ob es von dieser Befugniß aus einer weitgetriebenen Hochachtung vor dem Grundsatz der Verkehrsfreiheit keinen Gebrauch machte, oder weil es der Gewinnsucht seiner Fabrikanten und Kaufleute nicht entgegentreten wollte, mag auf sich beruhen. Es kann auch noch ein anderes Motiv entscheidend oder mit bestimmend gewesen sein. Die Behinderung des fraglichen Verkehrs im Verwaltungswege wäre jeden Falles gegenüber der bisher von England beobachteten Praxis etwas Ungewöhnliches gewesen. Es würde deshalb auch nach dem Kriege, wenn die durch ihn erzeugte Reizbarkeit einer ruhigen Auffassung gewichen wäre, von Frankreich noch als eine gegen dasselbe gerichtete besondere Unfreundlichkeit aufgefaßt und vielleicht nachgetragen worden sein durch eine für England ungünstige Wendung seiner Handelspolitik oder in anderer Weise. Denn daß die Maßregel, wenn auch gegen beide kriegführende Theile in Kraft gesetzt, thatsächlich nur gegen Frankreich seine Spitze gekehrt hätte, ist klar, da der Verkehr der deutschen Schiffe unterbrochen war. In Wahrheit hat während des Krieges Frankreich sowohl wie Deutschland größere Rücksichten von dem neutralen England verlangt, und von beiden Seiten hat es Klagen und Beschwerden zu hören bekommen. Es pflegt dies immer der Fall zu sein, so lange der Sturm des Krieges tobt, die Gemüther erhitzt und das ruhige Urtheil erschwert.

Digitized by Google

Also von dieser Seite wird kaum ein begründeter Tadel auf die Art und Weise, in welcher England die Neutralität handhabte, fallen, wie oft und wie lebhaft derselbe auch von der deutschen Presse ausgesprochen worden ist und bisweilen noch ausgesprochen wird. Aber dadurch hat sich England unzweifelhaft geschadet, daß es am Ende des Krieges noch einen schüchternen, aber völlig unnützen Versuch machte, einen Einfluß auf die Frankreich zu stellenden Friedensbedingungen zu gewinnen, nachdem es bis dahin sich einer scharf ausgeprägten Zurückhaltung befleißigt hatte. Es war in den ersten Stadien des Krieges mehrmals ein Augenblick gekommen, wo sich andere Mächte um England geschaart hätten, wenn es als Friedensvermittler zwischen die Kämpfenden getreten wäre; ja wo diese Mächte gewissermaßen auf ein von England zu gebendes Signal warteten. Es war weise, daß es dieser Versuchung widerstanden hat; denn der Erfolg wäre doch nur entweder die Erweiterung des Krieges zu einem großen europäischen Brande, oder das Abziehen mit einer langen Nase gewesen. Warum aber, so muß man fragen, blieb England dieser Rolle nicht bis zu Ende treu? Warum schwankte es in dem Augenblicke zwischen der völligen Zurückhaltung und der Friedensvermittelung, als auch die Republik Frankreich am Ende ihrer letzten Hülfsquellen angekommen war, und im Gefühl dieser Thatsache die früher zu einer gemeinschaftlichen Vermittelung geneigten Mächte (Oesterreich und Italien) an eine solche nicht mehr dachten. Die Antwort auf diese nur halb aus dem Ei gekrochene Friedensvermittelungspolitik war, daß Bismarck nicht einmal zu einer Mittheilung der Bedingungen zu bewegen war, die er gleichzeitig Frankreich stellte, viel weniger also noch zu einer Diskussion darüber, und daß England auf das französische Anrufen hin zu spät mit einer Art von Vorstellung ankam. Der Eindruck bleibt, daß Großbritannien sich auf diese Weise in ähnlicher Weise — wenn auch nur in homöopathischer Dosis — bloßstellte, wie 1862 und 1863 in der polnischen, 1864 in der schleswig-holsteinschen Frage. Zuletzt doch noch ein gewisser Anlauf, aber kein Nachdruck! Die Manchestermänner mögen diese Politik ruhig hinnehmen, aber das Volksgefühl von John Bull in seinen breiten Schichten könnte dagegen gelegentlich doch stark reagiren, vielleicht gerade in einer für England ungelegenen Sache und Stunde. Zudem hat die Stellung des Kabinets durch den Rücktritt Brights in der öffentlichen Meinung ohnehin etwas verloren, und daß Gladstone durch die Verhältnisse genöthigt wird, seiner Ersparungspolitik einen Stoß zu geben und selbst der Fürsprecher eines bedeutend erhöhten Militärbudgets zu werden, befestigt seine Stellung auch nicht. — Zwischen Neutralität und Neutralität ist eben ein weiter Spielraum. England hat einige Male mit einer gewissen Art von Neutralität sehr unglücklich debütirt. Dies trug viel dazu bei, daß das Volksgefühl in den Massen anfing, sehr reizbar gegen die Neutralität selbst zu werden, nachdem der Krieg eine Zeit lang gedauert hatte, und zwar zu einer Zeit, als das auswärtige Amt diese Neutralität noch ganz rein hielt und sie noch nicht durch einen nachdruckslosen Vermittelungskitzel versetzte. Ein Beweis dafür liegt in dem außerordentlichen Anklang, welchen das Pamphlet „The Fight in Dame Europa's School“ machte, welches im Januar kurz vor dem Abschluß des Waffenstillstands erschien. Die Tories suchten natürlich aus dieser gereizten Stimmung Waffen gegen die Politik ihrer Gegner zu schmieden, ohne indessen selbst zu einer kriegerischen Politik irgendwie entschlossen zu sein.

Wenn übrigens die Neutralitätspolitik des englischen Kabinets die Fühlhörner einzog, wo sie allenfalls hätten ausgestreckt werden können, und sie ausstreckte, wo sie besser eingezogen geblieben wären, so hat das englische Volk selbst dies Mal wenig Grund, sich zu ereifern. Denn, abgesehen von einer kleinen Zahl fester Charaktere, hat es mit seinen Neigungen und Abneigungen in Beziehung auf den Krieg und die Kämpfenden in kürzester Frist die ganze politische Windrose durchlaufen. Zuerst überwog das Gefühl, daß Deutschland in frevelhafter Weise zum Kriege herausgefordert und daß eine Erstarkung desselben ein nützliches Gegengewicht gegen Frankreich sei. Nach Sedan fühlte man schon die aufsteigende Größe Deutschlands und suchte instinktiv für die Zukunft ein Gegengewicht nicht in Deutschland gegen Frankreich, sondern in Frankreich gegen Deutschland. Als Schlag auf Schlag auf die sogenannten Volksheere der Republik fiel, gesellte sich zu jenem Gefühl auch wohl die natürliche Theilnahme, die der unbetheiligte Dritte für den zu Boden geworfenen Kämpfer empfindet. Die Schuld, durch welche er den Kampf herbeiführte, wird dabei leicht vergessen. Aus beiden Empfindungen entquollen die sich plötzlich mächtig ausbreitenden französischen Sympathien, die Mißgunst gegen die deutsche Rückforderung einst geraubten deutschen Landes, gegen eine unsere Zukunft sichernde Grenze und

Digitized by Google

jene ächt britische Grobheit, mit der man gegen die „brutale Eroberungslust“ des deutschen „Feudalismus“ deklamirte. Und nun, nachdem die Saat der nach Sedan begonnenen wilden französischen Politik, des von England bewunderten Heroismus, so herrlich aufgegangen, nachdem Frankreich desorganisirt ist und Paris sich politisch im Kothe wälzt, beginnt man, sich der Sympathien, die man eben noch zu Markte trug, gründlich zu schämen.

Die Verhandlungen mit China in Folge des Gemetzels in Tientsin und die mit Griechenland, in Folge der Mordthaten in Dilessi, haben den Einfluß Englands entschieden hervortreten lassen. Doch fällt beides nicht besonders schwer ins Gewicht, da es sich um schwache Gegner handelte, die keinen kräftigen Widerstand leisten konnten. Anders verhält es sich mit der im diplomatischen Wege erfolgten Beilegung der **Pontusfrage**, welche durch das bekannte Gortschakoffsche Schreiben, womit sich Rußland von der ihm durch den Pariser Frieden auferlegten Beschränkung rücksichtlich der freien Benutzung des schwarzen Meeres lossagte, in beunruhigender Weise aufgeworfen worden war. Sachlich war ein Einverständniß bereits erzielt, bevor Frankreich in der Lage war, sich an der zur Beilegung der Streitfrage in London zusammengetretenen Konferenz zu betheiligen. Sobald die Nationalversammlung in Bordeaux Frankreich wieder eine ordnungsmäßige Regierung gegeben hatte, welcher sofort eine allgemeine völkerrechtliche Anerkennung zu Theil ward, folgte auch der formelle Abschluß unter Mitwirkung Frankreichs.

Der Inhalt des Pontusvertrags vom 13. März d. J. ist die goldene Brücke, welche man Rußland schlug, damit es seine Zustimmung zu dem Grundsatz ertheilte, welcher in der ersten Sitzung der Konferenz vom 17. Januar zu Protokoll genommen wurde. Es wurde damit von allen Betheiligten, also auch von Rußland anerkannt, daß eine Macht sich niemals von den Bedingungen eines Vertrags befreien dürfe, es sei denn mit Zustimmung der kontrahirenden Parteien und vermittelst eines freundschaftlichen Abkommens. Rußland gab diese Zustimmung ab, weil es bereits gewiß war, daß man ihm in der Sache selbst im Wesentlichen Das zugestehen würde, was es verlangte, wofür es sich im anderen Falle auch über das formelle Vertragsrecht hinweggesetzt hätte, im Vertrauen auf die durch den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland geschaffene Lage und auf sein inniges Verhältniß zu Preußen. Was den Inhalt des Pontusvertrags angeht, so hebt derselbe die Bestimmungen des Vertrags vom 30. März 1856 hinsichtlich der Neutralisirung des schwarzen Meeres auf. Andererseits modificirt er die der Pforte in früheren Verträgen bezüglich der Schließung der Dardanellen und der Bosporusstraße auferlegten Beschränkungen dahin, daß ihr gestattet wird, dieselben selbst im Frieden befreundeten und verbündeten Mächten zu öffnen, falls sie es für nöthig achtet, um die Ausführung der Bestimmungen des Pariser Vertrags vom 30. März 1856 zu sichern. Der Bestand der europäischen Donaukommission ist ferner für weitere 12 Jahre verlängert, und die dauernde Neutralität der von dieser Kommission zu Stande gebrachten oder noch zu schaffenden Arbeiten anerkannt, wobei der Pforte als Territorialmacht das Recht vorbehalten ist, Kriegsschiffe in die Donau einlaufen zu lassen. Auch die Kommission der Flußuferstaaten soll fortbestehen und nach Befinden von den Betheiligten modificirt werden. Gerade jetzt schwebt noch die Frage, ob Serbien und Rumänien, wie sie beanspruchen, eine entscheidende Stimme in der Kommission haben, oder nur mit berathender Stimme neben der Pforte zugezogen werden sollen. Auch die Frage erhebt sich, ob, was die deutschen Donauuferstaaten betrifft, die Vertretung lediglich dem Reiche anheimfällt, oder ob jene Staaten besonders vertreten sein werden.

Wir haben die Rußland auferlegte Beschränkung, im schwarzen Meere keine Flotte und keine Secarsenale zu haben, allezeit für etwas auf die Dauer Unhaltbares angesehen. Wir billigen es daher, daß England zur Beseitigung derselben die Hand geboten hat. Aber es bleibt nicht minder wahr, daß es gerade dieser Punkt war, den England zur Zeit des Krimkrieges und der damals wiederholt stattgehabten diplomatischen Verhandlungen immer und immer wieder in den Vordergrund gestellt, an dem es zäh festgehalten hat. Es sah darin — mit Grund oder ohne Grund — die eigentliche englische Errungenschaft jenes großen Krieges und glaubte damals sein Staatsinteresse bei demselben wesentlich betheiligt. Wenn es nun jetzt denselben fallen ließ, sei es aus Friedensliebe, sei es weil sich ihm sein Interesse unter einem anderen Lichte darstellte als vor 15 Jahren, so hätte es wenigstens wohl gethan, gleich nach der durch die Gortschakoffsche Note geschaffenen Verwickelung und auch in den Besprechungen, welche Odo Russell in Versailles mit Graf Bis-

Digitized by Google

marck hatte, den Ton etwas weniger hoch anzuschlagen. Die friedliche Beilegung der Frage würde dann für das englische Kabinet weniger den Charakter eines diplomatischen Rückzuges angenommen und seinen Gegnern weniger Stoff zu Angriffen gegeben haben. Wie die Dinge verlaufen sind, bestätigt auch die Behandlung der Pontusfrage durch England das, was im Allgemeinen über den Charakter der gegenwärtigen auswärtigen Politik Großbritanniens gesagt wurde.

In der letzten Umschau erwähnten wir den unheilverkündenden Charakter der Pariser Wahlen, wir kennzeichneten auch den in der Nationalversammlung vorherrschenden politischen Zug und sagten, daß die Thatsachen entscheiden würden, ob daraus eine Reaktion gegen die Republik selbst oder nur ein Kampf gegen Auswüchse derselben entstehen würde. Wir setzten hinzu: „Die Tage ernster Prüfung für die Republik werden freilich nur allzu schnell kommen". Wie schnell, wie furchtbar ernst sind sie gekommen! Fürwahr die Prüfung Frankreichs ist eine grausame. Wie segelte noch vor wenigen Jahren sein Staatsschiff in stolzer Ruhe auf der politischen See, und mit welchem Schiffbruch ringt heute der Staat und die Gesellschaft! Nach einer unerhörten Niederlage gegen den äußeren Feind enthüllte sich die innere Auflösung in unheimlicher Gestalt, der Montmartre von Paris ward, was der mons Aventinus so oft im alten Rom war. Gegen den Aufruhr geführt, vergaß der Soldat seine Pflicht, und Frankreich stand und steht vielleicht noch (denn die Kämpfe sind im Augenblick, wo wir schreiben, noch nicht beendigt) nur noch um eines Haares Breite entfernt vor einem Abgrund, aus welchem ein dreiköpfiges Ungeheuer drohend hervorblickt: der Bürgerkrieg zwischen Frankreich und Paris, der Kampf zwischen den Freunden des Rechts, staates und den Schwarmgeistern eines falschen Socialismus, der Kampf zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden. Ein Glück im Unglück ist es für Frankreich, daß die beiden Katastrophen, die äußere und die innere, so nahe an einander liegen, daß den Catilinas von Paris der Sieg in dem Augenblick ward, wo aus einer Reihe von Forts die Kanonen der Deutschen noch auf die Hauptstadt Frankreichs gerichtet sind, wo dieselbe binnen 24 Stunden wieder von 200,000 Mann Kerntruppen eingeschlossen und, wenn es sein muß, besetzt und entwaffnet werden kann. Hoffentlich werden wir nicht durch die Gefährdung der Friedenspräliminarien gezwungen, uns in die inneren Wirren Frankreichs zu mischen. Aber wenn auch nur in diesem Falle von deutscher Seite ein Angriff beabsichtigt wird, so war doch von der ersten Stunde des siegreichen Aufruhrs an von diesem die unmittelbare Nähe einer überwältigenden Armee, die sofort in der Räumung des Landes einhielt und sich wieder sammelte, als ein höchst lästiger Hemmschuh empfunden. Ein Regiment, wie das in Paris am 18. und 26. März zur Welt gekommene, stürzt freilich nach einiger Zeit immer in das selbst geschaufelte Grab. Aber wo die Zustände so sind, wie jetzt in Frankreich, wo das alte Heer in der Ferne, neugebildete Truppenkörper und Nationalgarden zum Theil unsicher, zum Theil die Stützen des Aufruhrs selbst waren, da kann, wenn der Aufruhr ohne Besinnen fesselloses feine Gewalt nach Außen wirft, das Uebel leicht die äußersten Verhältnisse annehmen, und das Lösegeld, was die Nation zu zahlen hat, bis sie von der Anarchie befreit wird, furchtbar anwachsen. Die Aktion des in Paris siegreichen Aufstandes nach Außen würde gewiß sehr erleichtert worden und sofort nach dem 18. März erfolgt sein, wenn nicht die Nähe des deutschen Heeres denselben bestimmt hätte, vorerst die Maske vorzunehmen, daß es sich nur um eine Pariser Angelegenheit, nur um volle Municipalfreiheit handle.

Wir werden ein anderes Mal Gelegenheit haben, auf die Ereignisse, welche sich in Frankreich seit dem Abschluß der Friedenspräliminarien und ihrer Genehmigung durch die Nationalversammlung zugetragen haben, ausführlicher zurückzukommen und sie in ihrem Zusammenhang mit der ganzen geschichtlichen Entwickelung unserer Zeit, so wie sie es verdienen, zu würdigen. Heute sind manche im Tiefsten wirkende Ursachen und Beweggründe noch nicht völlig klar, und mit Thatsachen, welche vollkommen festgestellt sind, mischen sich hier und da noch Berichte, deren thatsächliche Begründung vielleicht nicht erhärtet werden kann. Aber es mag am Schlusse der gegenwärtigen Umschau wenigstens an die Hauptmomente, wie sie der Reihe nach hervorgetreten sind, erinnert werden. So wirr und kraus sind die Verhältnisse, daß man außerdem leicht den Faden der Orientirung verliert und nur den Eindruck eines ganz verwischten Bildes von dem heutigen Zustand Frankreichs behält.

Unmittelbar nach der Genehmigung der Friedenspräliminarien durch die Nationalversammlung am 1. März waren die Abgeordneten der abgetretenen Gebietstheile unter Protest

Digitized by Google

gegen den gefaßten Beschluß aus der Versammlung ausgeschieden. Unter ihnen war Gambetta, der, mehrmals gewählt, das Mandat für Straßburg angenommen hatte. Damit trat dieser Mann vorläufig von der öffentlichen politischen Bühne Frankreichs zurück, er, der sechs Monate hindurch am gewaltigsten und verhängnißvollsten in die Geschicke Frankreichs eingegriffen hatte. Andere revolutionäre Naturen, so Rochefort, so Ledru-Rollin, thaten denselben Schritt, wahrscheinlich nur durch die richtige Einsicht bestimmt, daß sie für ihre Ziele anderswo einen dankbareren Boden finden würden als in der gesetzlichen Vertretung Frankreichs. Wenige Tage darauf ging auch Victor Hugo denselben Weg. Als er zum Lobe Garibaldi's am 8. März in der Nationalversammlung sagte: „Garibaldi ist der einzige der Generale, welche für Frankreich gekämpft haben, der nicht besiegt worden ist", ward er durch einen allgemeinen Sturm der Entrüstung an weiteren Ergüssen seiner Gefühle verhindert. Erzürnt darüber erklärte er seinen Austritt und war durch keine Vorstellungen zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bestimmen.

Noch während die Nationalversammlung in Bordeaux tagte, hatte Napoleon den Absetzungsbeschluß derselben von Wilhelmshöhe aus durch eine an ihren Präsidenten gerichtete Protestation vom 6. März erwiedert. Der Schwerpunkt des Protestes liegt in dem Satz: „Die politische Leidenschaft kann nicht das Recht überwiegen, und das französische öffentliche Recht für die Gründung jeder legitimen Regierung ist das Plebiscit. Außerhalb von diesem besteht nur Usurpation für die Einen, Unterdrückung für die Andern".

Hatte sich die Nationalversammlung durch Annahme der Friedenspräliminarien mit dem Sieger abgefunden, so stand sie nun vor der drängenden Aufgabe, das durch den Krieg vielfach aus den Fugen gerissene Land wieder einzurichten, ihm die Bedingungen eines regelmäßigen Lebens zurückzugeben. Wo revolutionäre Willkür in die Verwaltung, in den Bestand der Generalräthe eingegriffen, selbst die Unabsetzbarkeit der Richter angetastet hatte, da war zu einer festen Ordnung zurückzukehren. Die brennendsten Wunden des Krieges sollten in manchen Landestheilen rasch gelindert, die verwilderten und erschöpften Finanzen nothdürftig geordnet, wo Anarchie drohte, das Gefühl der Sicherheit verbreitet werden. Nur so war ein mächtiger Anstoß für eine durchgreifende Wiederaufnahme der Arbeit, das Aufblühen der Geschäfte möglich. Nur so konnten die Hunderttausende, die, ohne eigentliche Soldaten zu sein, noch in Mobilgarden- oder Nationalgardenuniform aus städtischen oder Staatskassen ernährt wurden, bald wieder allgemein auf die Selbsthülfe verwiesen werden. Nur so endlich war es möglich, im Wege des Kredits bald einen so großen Theil der Kriegsentschädigung aufzubringen, als nöthig ist, damit nur noch die östlichsten Departements von unserm Heere als Pfand besetzt bleiben.

Indem die Nationalversammlung an diese zweite ihrer Aufgaben gehen wollte, drängte sich von Tag zu Tag mehr die Nothwendigkeit auf, den Sitz derselben von Bordeaux weg zu verlegen, wenn nicht nach Paris selbst, doch in die Nähe von Paris. Die Regierung, namentlich Thiers, das Haupt derselben, konnte sich unmöglich fern von der Nationalversammlung halten. Sie bedurfte unbedingt seine geistige Leitung inmitten der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche sie umgaben. Ohne diesen stetigen Einfluß konnte die vielfach verbreitete Neigung, die Schwierigkeiten durch Uebernahme der Rolle eines reaktionären Konvents zu beherrschen, plötzlich in der Versammlung übermächtig werden und sie auf eine abschüssige Bahn gerathen. Umgekehrt erforderte die Lage von Paris dringend, daß die Regierung dem Mittelpunkt Frankreichs nahe war. Die Regierung, wie in den ersten Wochen nach ihrer Einsetzung, in gespaltener Weise halb von Bordeaux, halb von Paris aus fortzuführen, genügte nach keiner Seite hin. Solche Schwerfälligkeit der Staatsmaschine konnte sehr schnell gefährlich werden in einer Zeit, die rasche und kräftige Entschlüsse erheischte, wo dem Entschluß rasch die That folgen mußte. Die Mehrheit der Versammlung, von der Nothwendigkeit überzeugt, nicht länger in dem äußersten südwestlichen Winkel Frankreichs zu verweilen, vereinigte sich in der Ansicht, nach Fontainebleau überzusiedeln. Sie meinte, damit komme man Paris nahe genug, aber doch auch nicht zu nahe. Ein Ausschußantrag wurde in diesem Sinne gestellt. Aber bei der Berathung in der Versammlung selbst drang die Ansicht von Thiers durch, welcher entschieden für die Verlegung nach Versailles war. Mit 461 Stimmen gegen 104 ward am 10. März beschlossen, daß die Versammlung ihre nächste Sitzung am 20. März in Versailles halten sollte. Der Antrag, die Versammlung nach Paris selbst zu verlegen, ward mit 427 gegen 154 Stimmen verworfen.

Warum beschloß man nicht, nach Paris

Digitized by Google

selbst zu gehen? Thiers hat in der großen Rede, welche er am 10. März hielt, sich auch diese Frage vorgelegt. Aber bemerkenswerther Weise ist die Antwort, die er darauf gibt, eine Antwort auf manches Andere, nur nicht auf diese Frage. Er sagte im Wesentlichen: deshalb schlagen wir der Versammlung nicht vor, nach Paris selbst zu gehen, weil dieselbe die Weisheit gehabt hat, trotz ihrer wirklichen Souveränetät es unentschieden zu lassen, ob sie sich als konstituirende Versammlung betrachten will, weil sie, was augenblicklich zur Rettung und zum Heil Frankreichs noth thut, unter der gegebenen republikanischen Form thun und sich, bis dies geschehen, über die trennenden Fragen der endgültigen Konstituirung Frankreichs vollständige Reserve auflegen will. Es wird, so scheint es mir, auch Andern schwer werden, den Zusammenhang zwischen Frage und Antwort zu finden.

Daß die auf dem rechten Seineufer gelegenen Pariser Forts noch von den deutschen Truppen besetzt waren, konnte nicht als Grund gelten, zum Zweck der Einheit der Regierung nur bis vor Paris, nicht nach Paris selbst zu gehen. Nach Zahlung der ersten 500 Millionen Francs sollten diese Forts geräumt werden. Am 10. März konnte Thiers noch sagen und sagte es wirklich, daß das Ausland Frankreich Geld in Fülle anbiete, unter Frankreich seien aber hierbei vornehmlich die in Paris vereinigten großen Kapitalkräfte zu verstehen. Thiers mußte also annehmen, daß er es in der Hand habe, die Räumung der Forts zu einer Sache von wenigen Tagen zu machen.

Die tiefe Abneigung der Mehrheit der Versammlung gegen die im Allgemeinen in Paris vorherrschende politische Atmosphäre hätte an sich auch schwerlich genügt, Thiers für die Umgehung von Paris eintreten zu lassen. Dafür bedurfte es einer eindringlicher redenden Thatsache. Und diese Thatsache lag vor Aller Augen, wenn sie auch am 10. März in der Nationalversammlung nicht offen anerkannt wurde. Paris war bereits eine dem Aufruhr verfallene Stadt. Zur Herrschaft über ganz Paris gelangte er erst am 18. März. Aber drei Wochen vorher stand er organisirt und bewaffnet neben der Regierungsgewalt und theilte sich mit dieser thatsächlich in die Herrschaft über die Hauptstadt Frankreichs. Beide Mächte standen sich beobachtend gegenüber.

Am 1. März ward bekanntlich ein Theil von Paris durch die deutschen Truppen besetzt, nur 48 Stunden lang, da vertragsmäßig mit dem Austausch der Ratifikationen des Präliminarfriedens diese Besatzung aufzuhören hatte. Die gewaltige Aufregung, welche diesem seit einiger Zeit gefürchteten, bald von der Presse angekündigten, bald in Abrede gestellten Ereigniß vorausging, hatte schaurige Pöbelhetzen gegen einige Polizeiagenten und willkürlich verdächtigte Privatpersonen veranlaßt. Sie hatte aber auch einige Bataillone der Nationalgarde aus Belleville, Montmartre und La Villette bestimmt, plötzlich, am 26. Februar, aus dem Artilleriepark vom Wagramplatz 27 oder 30 Kanonen eigenmächtig wegzuführen und auf den Höhen der Montmartrevorstadt aufzustellen und zu bewachen. Die Unterordnung unter die Befehle des Generals Vinoy, Oberkommandanten der Armee von Paris und Befehlshabers der Nationalgarde, hörte bald auf. Die Nationalgarde aus den gedachten Stadttheilen, längst vom bedenklichsten Geiste erfüllt, stellte sich in großer Zahl unter ein eignes Komité, die Mündungen der Kanonen wurden gegen die Stadt gekehrt, der Zugang zu denselben verwehrt, Vertheidigungswerke aufgeworfen. Am 2. März hatte das sogenannte republikanische Centralkomité der Nationalgarde unbedingten Gehorsam von allen Offizieren derselben bei Strafe der Absetzung gefordert und in der Proklamation hinzugefügt: „wenn Widerspruch zwischen den Befehlen des Platzes und denen des Komités besteht, so werden die ersteren als null und nichtig betrachtet". Dies war klar. Einzelne Bataillone hatten dagegen protestirt, daß sie, als sie sich Munition und Waffen (die Kanonen) genommen, den Eingebungen eines geheimen Komités gefolgt seien und innere Unruhen hätten erzeugen wollen. Es sei nur geschehen, um die Munition und die Waffen nicht in die Hände der Preußen fallen zu lassen. Die Regierung versuchte durch Berufung an das Ehrgefühl der Nationalgarde zu wirken. Sie beglückwünschte die Nationalgarde öffentlich zu jenem Ausdruck ihrer Gesinnung. Die Lage ward nicht geändert. Die Deutschen hatten längst Paris verlassen, die Aufrührer behielten die weggenommenen Kanonen, ihre eigene rebellische Organisation, ihre drohende Haltung. Alle Versuche, durch gütliche Vorstellung die Rückkehr zur Ordnung zu bewirken, blieben vergeblich. Ebenso die Befehle und die Proklamation des Generals Aurelles de Paladine, welcher am 1. März zum Befehlshaber der Pariser Nationalgarde ernannt war und am 7. März sein Amt antrat. Am 11. März suspendirte endlich der Kommandant der Armee von Paris, General Vinoy, sechs Blätter, die

Digitized by Google

täglich offen den Aufruhr predigten, darunter den „Vengeur“, das Rochefortsche „Mot d'Ordre“ und ein in Erinnerung an den Hébertschen Père Duchesne erstaunendes Blatt, gleichen Namens, welches aber sein Vorbild von 1793 an Unfläthigkeit noch weit übertrifft. Auch diese, kraft des noch nicht aufgehobenen Belagerungsstandes getroffene Maßregel blieb wirkungslos. Wie hätte es auch anders sein können, hatte man doch eine planmäßige, weit verzweigte bewaffnete Insurrektion gegen sich. Die Leiter waren dieselben Männer, welche schon am 31. Oktober und am 22. Januar die Waffen ergriffen hatten, um noch während des Kampfes mit dem äußeren Feinde jene berüchtigte Pariser „Commune“ von 1793 wieder aufleben zu lassen, welche ihre unheimlichen Dekrete durch den Konvent für ganz Frankreich vollziehen ließ. Die Gelegenheit, dies Ziel zu erreichen, schien diesmal günstiger als an jenen Tagen.

Die Erregung, welche der bevorstehende Einzug der deutschen Truppen in Paris mit sich brachte, war, wie wir sahen, die erste Veranlassung der Absonderung des den socialen Umsturz wollenden Theiles der Pariser Nationalgarde von dem numerisch zahlreicheren Theil derselben, welche für die Ordnung und die bestehende Regierung war. Sie war die Veranlassung, aber nicht die Ursache. Hätte sich diese Veranlassung nicht gefunden, so würde eine andere benutzt worden sein. Seit lange hatte sich eine solche Masse socialen Krankheitsstoffes in Paris aufgehäuft, er war durch die Ereignisse in einer Weise genährt und groß gezogen worden, daß sich nicht absehen ließ, wie ohne eine gewaltsame Krisis eine sichere Grundlage für geordnete Zustände wieder gewonnen werden konnte.

Diese Zustände lange sich selbst zu überlassen, schien der Regierung im höchsten Grad bedenklich. Nicht nur, daß, so lange sie dauerten, das Wiederaufleben der Geschäfte unter einem Banne lag, der offen aufgetretene von der Regierung geduldete, organisirte Aufruhr konnte auch von einem Tage zum andern unübersehbares Unglück über Paris verbreiten. Die Regierung entschloß sich daher, obgleich sie vertragsmäßig nicht mehr als 40,000 Truppen in und um Paris zur Zeit vereinigen durfte, zum Angriff. Der verhängnißvolle 18. März, an welchem dieser Angriff unternommen wurde, begann damit, daß den überraschten aufrührerischen Nationalgarden die Kanonen am Montmartre weggenommen wurden, er schloß damit, daß sie nicht fortgebracht wurden, daß sie den Aufrührern wieder in die Hände fielen und daß diese sich (an diesem und am folgenden Tage) zum Herrn von ganz Paris und von einigen Südforts machten. Zwei Dinge tragen die Schuld dieser Schmach: die gelockerte Disciplin der Truppen und die Erschlaffung der Besitzenden, des ordnungsliebenden Theils der Nationalgarde, welcher die Mehrzahl bildete. Die Truppen, als es Ernst ward, fraternisirten mit den Aufrührern, statt sie zu bekämpfen, und der nicht im Dienste des Aufruhrs stehende Theil der bewaffneten Pariser war durch alles Vorausgegangene entnervt. Er scheute einen ernstlichen Kampf für die staatliche Ordnung und für seine im höchsten Grade bedrohten eignen Interessen. Dies offenbarte sich nicht nur am 18. März, sondern auch an den folgenden Tagen. Einzelne wichtige Punkte, z. B. das Bankgebäude, die Mairien einiger Arrondissements, hielten die nicht abgefallenen Nationalgarden wohl noch besetzt, als aber der neu ernannte Befehlshaber der Nationalgarde, Admiral Saisset (zugleich Abgeordneter für Paris), den Versuch machte, die Nationalgarde in Masse zum Angriff um sich zu schaaren, fanden sich nur einige Hunderte, welche zu folgen bereit waren.

Wir erzählen hier nicht die Pariser Ereignisse des 18. März und der folgenden Tage, die Ermordung der Generale Thomas und Lecomte, das Blutbad, welches gegen die unbewaffnete Prozession der Ordnungspartei angestiftet wurde, die Willkürakte gegen Personen und gegen Besitz, die Verdrängung der Maires in den meisten Arrondissements. Paris war sich ganz selbst überlassen. Für die Regierung war es ein Gebot der Nothwendigkeit geworden, dasselbe zu verlassen, die unzuverlässig gewordenen Truppen schnell aus jedem Kontakt mit den Aufrührern zu bringen, sie nach Versailles zu ziehen, dort überhaupt die noch vorhandenen konservativen Kräfte zu sammeln und zu organisiren und so wenigstens zu verhindern, daß das Unglück von Paris nicht zu einem allgemeinen Unglück Frankreichs ausarte. Es wurde zunächst wenigstens so viel erreicht, daß das Beispiel von Paris nur in wenigen Städten Nachahmung fand, daß die Versuche eines ähnlichen Umsturzes entweder mißlangen, oder nur ganz kurze Zeit Erfolg hatten. — Der 18. März ist zufällig auch der Tag, an welchem Napoleon Wilhelmshöhe verließ, um seine Tage zunächst in Chiselhurst im Schooße seiner Familie zu verleben. Von Paris war vor Jahren die politische Bewegung gegen sein Regierungssystem ausgegangen, zu

Digitized by Google

einer Zeit, da die Nation im Ganzen noch zu demselben stand. Ob wohl auch der Theil der besitzenden Pariser Bürgerschaft, der von da an mit leichtem Sinne an der Entwurzelung des Kaiserthums mitarbeitete, am 18. März, da er in dem aufgewühlten Paris die Hände in den Schooß legte, geneigt war, sich zu dem Satze zu bekennen, daß er die Gefahren der Freiheit einer sorglosen Unterwürfigkeit vorziehe („malo periculosam libertatem quam otiosum servitium")?

Wenn ein großes Unglück plötzlich sich vor den Augen der Menschen auftürmt, da pflegen die Massen, einer tief eingepflanzten menschlichen Schwachheit nachgebend, nach einem Sündenbock zu suchen, auf den sie alle Verantwortung legen können. Es ist dies jeden Falles bequemer, als der ursachlichen Verkettung der inneren Verhältnisse nachzuspüren. Frankreich hat immer für seine Niederlagen nach Verräthern gesucht, die die Schuld derselben tragen. Auffallender ist es, daß man jetzt in dem kühleren Deutschland so oft hört, nur die Unfähigkeit von Thiers und zugleich die schlechte militärische Ausführung des am 18. März Unternommenen trage die Schuld für die Katastrophe dieses Tages. Man habe ja nur die genommenen Kanonen rasch im gestreckten Trabe wegzufahren gebraucht und der Erfolg der Regierung wäre gesichert gewesen: dies und Aehnliches hört und liest man oft. Und doch übersieht man noch gar nicht, was in den entscheidenden Stunden jenes Tages möglich war, was nicht. Vor allen Dingen aber sollte man nicht vergessen, daß es ein innerer Widerspruch ist, zu gleicher Zeit die Unfähigkeit von Thiers und die des ausführenden Generals anzuklagen. Lag der Mißerfolg nur an der schlechten militärischen Leitung des von Thiers Angeordneten, so ist wenigstens Thiers, der nicht berufen war, den General zu spielen, gerechtfertigt. In Wahrheit wird weder Thiers, noch das Militärkommando erwartet haben, daß im entscheidenden Moment ein Regiment statt anzulegen die Gewehrkolben in die Luft hielt wurund dadurch ein böses ansteckendes Beispiel gab. HerMan warte also weitere thatsächliche Aufklärung 18. ab, bevor man darüber urtheilt, wohin die Schuld org für den verhängnißvollen 18. März fällt.

gew Bisher hat eine in Paris siegreiche Revodie lution sich stets für ganz Frankreich an die BeibStelle der vertriebenen Regierung gesetzt. Es war wohl nur die Rücksicht auf den vor den Thoren von Paris stehenden äußeren Feind, nur 4- für den mit der Parlamentsregierung abdem Abschlossenen Frieden einzutreten nicht gezögert hätte, welcher das Komité der Nationalgarde abhielt, auch diesmal dasselbe zu thun. Dieser Weg schien ihm verschlossen. Es ging daher von einem innerhalb gewisser Grenzen berechtigten Gedanken, von der für Paris wieder in Anspruch zu nehmenden vollkommenen Gemeindefreiheit und Selbstregierung aus. Aber dieser Gedanken ward sofort karikirt und durch wahrwitzige Uebertreibung in den vollsten Unsinn verkehrt. Aller Unterschied zwischen dem Leben des Staates und der Stadtverwaltung verschwand. Letztere sollte Alles allein regeln. Ja mehr noch, man ging weit über die Grenzen alles Staatslebens hinaus durch kommunistische Maßregeln, durch Willkürakte gegen Personen und Eigenthum. Eine föderalistische Vereinigung von Municipien und Gemeinden, auf solcher Grundlage errichtet — und davon träumte, darüber deklamirte man —, hätte, den im äußersten Grad decentralisirten Staat weit hinter sich lassend, gar keinen zusammenhängenden Staat mehr gebildet, kaum den Schatten eines solchen. Immerhin ist es bezeichnend, daß eine siegreiche Revolution in Paris, wenn sie nicht die Herrschaft über Frankreich bedeuten kann, sofort nach dem entgegengesetzten Extrem gravitirt, nach einer Unabhängigkeit von Paris, welche keinen wirklichen Staat über sich dulden will.

Die Berathungen der Nationalversammlung, deren erste Sitzung zu Versailles noch am 20. März Abends stattfand, nahmen begreiflicher Weise sofort den stürmischsten Charakter an. Sie drehten sich zunächst um sogenannte Ausgleichs- und Vermittelungsversuche, zumal in den ersten Tagen es jeden Falles an ausreichenden Mitteln zur Bewältigung des Aufstandes fehlte. Diese Versuche gingen zum Theil von der Linken der Versammlung, ganz besonders aber von den nach Versailles eilenden, größtentheils von ihrem Amte entfernten Maires von Paris aus. Ihre Sache ward durch diejenigen unter ihnen, welche zugleich Mitglieder der Nationalversammlung waren, in derselben vertreten. Die Spitze dieser Ausgleichsversuche lief immer darauf hinaus, daß die Nationalversammlung die von dem Revolutionskomité ausgeschriebenen Wahlen zur Einsetzung der Commune gut heißen möge. Damit, so faselte man in der Angst seines Herzens und unter dem Druck der über Paris liegenden Gefahren, werde Alles von selbst wieder ins Gleiche kommen. Da die Versammlung sich dazu nicht hinreißen ließ, so thaten die Maires, was sie von der Versammlung verlangten, ihrerseits. Sie stimmten den auszu-

Digitized by Google

schreibenden Wahlen zu, wogegen sie für einige Tage (bis zum 26., dem Wahltage für die neue Gemeindevertretung) wieder von ihren Mairien Besitz nehmen durften.

Unter den Beschlüssen, welche die Nationalversammlung in diesen sturmbewegten Tagen faßte, ist hervorzuheben: die Adoption der Familie des Generals Lecomte durch Frankreich und die Erklärung des Todes von General Thomas für eine öffentliche Trauer auf Anregung Trochu's, ein auf dem Grundsatz der Gemeindefreiheit beruhendes Municipalgesetz für Paris und die Departements, ein Gesetz über Verlängerung der Frist zur Wechselzahlung.

Uebrigens lag der Schwerpunkt für die kommenden Ereignisse weniger in der Nationalversammlung als in der Regierung. War sie auch nicht, was Frankreich im Ganzen betrifft, von der Revolution für abgesetzt erklärt, so war sie doch aus Paris verjagt und ihr jede Gewalt über Paris abgesprochen worden, von dem Centralkomité sowohl als von der an dessen Stelle tretenden Commune. Die erste Proklamation derselben vom 29. März sagte mit anderen Worten, was schon die Meinung des Centralkomités gewesen war: „eine Regierung, die euch auf feige Weise überfiel, hatte euch bei der Kehle genommen; ihr habt sie — — aus euren Mauern gewiesen ꝛc." Der Ausbruch des Kampfes war gewiß, es fragte sich nur, wie viel Tage noch von demselben trennten, ob man den Besuch der Aufrührer in Versailles zu erwarten oder zu ihnen nach Paris zu gehen, oder zwischen Versailles und Paris mit ihnen zusammenzustoßen hatte. Es kam darauf an, das Heer zu verstärken und das Gefühl militärischer Pflicht in demselben wieder lebendig werden zu lassen. Thiers erlangte von deutscher Seite eine Frist für die fällig gewordenen Zahlungen und die Erlaubniß, sich rücksichtlich der Truppenansammlung um Paris nicht an die vertragsmäßige Zahl von höchstens 40,000 Mann zu binden. Wir führen unsere heutige Umschau nur bis zu den am 2. April begonnenen Kämpfen. Dieselben haben bewiesen, daß man in Versailles die kurz zubemessene Zeit gut benutzt hat.

An den Commune-Wahlen des 26. März hatte sich nicht ganz die Hälfte der Wähler betheiligt. Die Ordnungspartei enthielt sich größtentheils der Abstimmung; doch nicht allgemein. Ein Theil derselben stimmte, dem Rathe einiger Zeitungen folgend, für die bisherigen Maires. Die ganze Pariser Presse, mit Ausnahme der entschieden socialistischen Umsturzblätter, hatte sich am 18. März in der stärksten Weise gegen das Centralkomité, gegen jede Gemeinschaft mit demselben, gegen jede Anerkennung seiner Akte ausgesprochen. Der von diesem Tage an sich entfaltende rücksichtslose revolutionäre Terrorismus hatte sie aber genöthigt, ihre Sprache zu mäßigen, sie einigermaßen den Umständen anzupassen oder zu verstummen. Durch die theilweise Betheiligung der Ordnungspartei war es gekommen, daß die aus 90 Mitgliedern bestehende Commune auch einen Bruchtheil etwas gemäßigter Elemente enthielt. Es folgten aber bald Mandatsniederlegungen, zumal einer der ersten Beschlüsse der Commune war, daß kein Mitglied derselben zugleich Mitglied der Nationalversammlung sein dürfe. Auch Victor Hugo war berufen, neben Flourens, dem Erzmeuterer, und Assy, dem Erzkommunisten (Mitglied der Internationalen), auf den Bänken der Commune Platz zu nehmen. Ob er diesen Ehrenplatz thatsächlich auch wirklich eingenommen hat, ist uns nicht bekannt geworden. Flourens soll mittlerweile im Kampf gefallen, Assy von seinen Genossen eingekerkert sein.

Als die Seele der Bewegung waren, so weit man die Verhältnisse übersieht, Blanqui, Flourens, Pyat, Delescluze, Assy und Vermorel zu betrachten. Durch sie, die auch Mitglieder der Commune wurden, beherrschte das Centralkomité der Nationalgarde, auch nach Einsetzung der Commune, noch die Verhältnisse. Es trat mit Einsetzung derselben nur zum Scheine zurück, thatsächlich nicht. In jenen sechs Mitgliedern bestellte es vor seiner Auflösung noch eine Art von Ueberwachungsausschuß über der Commune. Dieser nahm in letzterer die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten in die Hand; bald versammelte sich auch das Centralkomité selbst wieder und betrachtete sich wenigstens rücksichtlich der Nationalgarde noch als regierungsberechtigt. Schon in jenen sechs Persönlichkeiten spiegelt sich die doppelte Strömung, welche sich durch die neueste Pariser Revolution zieht. Während Blanqui und Pyat in schroffer Weise den über alle Staatsformen erhabenen Kommunismus vertreten, kann z. B. Delescluze mehr als Ausdruck des politischen Elementes, nämlich des auf die Spitze getriebenen kommunalen Föderalismus in republikanischer Form gelten.

Ein Register über die socialen und politischen Missethaten, die ausgeführten und die vorbereiteten, über die inneren Spaltungen und Zerwürfnisse, über die Finanznoth und die Er-

Digitized by Google

pressungen rücksichtlich des Centralkomités und der Commune (deren Sturz hoffentlich sehr nahe ist) soll hier nicht aufgestellt werden. Theils verdienen manche dieser wüsten Eintagsmaßregeln wirklich kaum der Erwähnung, theils läßt sich das Begründete noch nicht gehörig von dem Unbegründeten scheiden.

Es ist eine Freude, zu sehen, mit welcher ruhigen Sicherheit das geniale Deutschland, Volk wie Regierungen, auf diesen revolutionären Hexensabbath in Frankreich blickt und blicken darf, ohne den Antrieb zu ungestümem Freiheitsdrange oder zu unverständiger Reaktion zu empfangen. Liegt doch die Zeit nicht so fern, wo jede Pariser Revolution auch als ein gewaltiges Ereigniß in Deutschland galt. Wenige Tage nach der traurigen Pariser Revolution vom 18. März, am 21. März, fand die Eröffnung unseres ersten deutschen Reichstags statt.

v. Wydenbrugk.

Nekrolog.

Auguste Friederike, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Wittwe des 1819 verstorbenen Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, Stiefmutter der verstorbenen Herzogin Helene von Orléans, geboren am 28. November 1776, † am 1. April in Ludwigslust.

Louise Wilhelmine Friederike Alexandra Anna, Königin von Schweden, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande, geboren am 5. August 1828, seit dem 19. Juni 1850 vermählt, Mutter der Kronprinzessin Louise von Dänemark, † am 30. März zu Stockholm.

Neue Bücher.

Deutsche Reich, das neue, und seine Verfassung. Von L. Auerbach. Berlin, Springer.

Deutscher Krieg 1866, von Th. Fontane. 2. Bd. Berlin, Decker.

Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Fr. Kapp. Leipzig, Quandt und Händel.

Preußen und Frankreich zur Zeit der Juli-Revolution. Vertraute Briefe des preußischen Generals von Rochow an den preußischen Generalpostmeister von Nagler. Herausgegeben von E. Kelchner und K. Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Brockhaus.

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus. II. 2) Die religiöse Reaktion des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein neuer Reformantrag.

„Luther, großer, verkannter Mann, vom Joch der Tradition hast Du uns erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglicheren Joch des Buchstabens?“ In diesen Worten eines Protestanten des 18. Jahrhunderts liegt Luthers ganze weltgeschichtliche Bedeutsamkeit, aber auch ihre geschichtliche Gränze theilweis ausgesprochen.

Seine weltgeschichtliche Bedeutsamkeit. In der That, die „Erlösung vom Joche der Tradition“, wie Luther sie in dem ersten Theile seiner reformatorischen Führerschaft vollzog, war nichts Geringeres als die Zerstörung der mittelalterlichen Weltanschauung. Er hat sie gründlich vollzogen, gründlicher, als unsere „Lutheraner“ es uns zu verrathen lieben. Daß er die Autorität der Päpste und Koncilien gebrochen, erzählen sie gern, aber sie betonen zugleich seinen principiellen Gehorsam gegen die Schrift. Was es damit für ein Bewenden hat, kann jeder bequem in H. Lang's „Luther“ (1871, S. 73 ff.) nachlesen. In den Erklärungen zur Leipziger Disputation spricht er nicht nur dem 2. Maccabäerbuch im Alten, sondern auch dem Jakobusbrief im Neuen Testament die kanonische Geltung ab. Der Stil dieses Briefes sei weit unter der apostolischen Würde und halte mit dem des Apostels Paulus auch nicht von fern einen Vergleich aus; sein Inhalt aber mache ihn geradezu zu einer „strohernen Epistel“, wer sie zusammenreimen könne mit Paulus, dem wolle er sein Doktorbarett aufsetzen und sich einen Narren schelten lassen. Selbst Pauli Argumente erklärt er stellenweis für „zu schwach zum Stich“. Der sogenannte Brief an die Hebräer könne weder von Paulus, noch von irgend einem Apostel sein. Die „Epistel St. Judä“, ein Auszug aus St. Petri Schriften, sei eine „unnöthige Epistel“. Ueber die „Offenbarung Johannis“ sagt er: „Mir mangelt an diesem Buche mehr als eines, daß ich es weder für apostolisch noch prophetisch halte. Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, und das ist mir Ursache genug, daß ich sein nicht hoch achte“. Wer so zu dem christlichen Urkundenkreise steht, von dem kann es uns dann nicht mehr Wunder nehmen, daß er dem Inhalt des israelitischen Schriftthums gegenüber dasselbe Maß persönlicher Urtheilsfreiheit beansprucht

Digitized by Google

und nicht nur von dem „Prediger Salomo“ urtheilt, er „habe weder Stiefel noch Sporn, reite nur in Socken“, gleich wie er, Luther selbst, da er noch im Kloster war, — sondern sich auch über das alttestamentliche Prophetenthum, das heiligste Stück der jüdischen Klassicität, in Bausch und Bogen also ausspricht: „Die Propheten haben in Moses studirt, sind sehr heilige, fleißige Leute gewest, haben göttlichen Sachen mit Ernst nachgedacht, darum hat Gott in ihrem Gewissen mit ihnen geredet, das haben sie für eine gewisse Offenbarung angenommen, sie haben aber nicht immer mit Gold und Silber gebaut, sind auch Heu und Stoppeln mitunter gefallen“.

Mit einem Worte: die Stellung Luthers zur Bibel ist von Hause aus nicht die eines biblischen Fetischismus gewesen, sondern wesentlich eine vernünftig kritische, allerdings in des Wortes bescheidenster Bedeutung. Die heilige Schrift ist ihm eine Offenbarung des göttlichen Geistes, aber er kennt noch eine andere Offenbarung desselben: die Vernunft. Demgemäß werden denn Schrift und Vernunft als die beiden wesentlichsten Erkenntnißquellen stets einander beigeordnet, nicht einander über- und untergeordnet. Jedes Kind kennt seine Erklärung vor dem Reichstag zu Worms: daß er nicht widerrufe, es sei denn, daß man ihn widerlege durch Zeugnisse der Schrift oder klare Vernunft. So stand er im Princip, und eine ganze Reihe von anderen Aeußerungen, schriftlichen und mündlichen, bestätigen es (s. Lang, a. a. O., S. 75, 76). Seine Praxis aber ist über dieses Princip noch manchmal im fortgeschrittenen Geiste der individuellen Freiheit hinausgegangen. Schon oben sahen wir, daß im Einzelnen seine Vernunft nicht nur den Aberglauben von der inneren Einheit aller der in unserer Bibel gesammelten Schriften von sich wies, sondern neben der entschiedenen Verurtheilung einzelner biblischer Stücke auch in den ihm liebsten Schrifttheilen zwischen reiner Wahrheit und menschlich-irdischem Beiwerk sonderte.

Wie sollte es auch anders sein bei einem Manne, welcher zum vollen Bruch mit der Autorität die Kraft hernahm aus dem Gebiete der vollendeten Freiheit, aus dem Gebiete der Frömmigkeit? Was Luther als Reformator „Glauben“ nannte, das war jene rückhaltslose Hingabe des Herzens an Gott allein, welche die Lossagung von jeder anderen Autorität zu ihrer Voraussetzung wie zu ihrer stets erneuerten Folge hat. Und wenn er eben von hier aus bis zu der feindseligen Glut jener Worte an Prierias kommen konnte: „Nun fahre hin, du unseliges, verdammtes und lästerliches Rom! Der Zorn Gottes ist endlich über dich gekommen, wie du verdient hast“, — so mußte er von demselben Quellpunkte seines ganzen inneren Lebens aus auch dahin getrieben werden, die Freiheit des frommen Subjekts von allem geistigen Rom, auch von der Knechtschaft des biblischen Buchstabens zu emancipiren.

Durch zweierlei ward diese Konsequenz allmählich in ihm zurückgedrängt: erstens durch die Abneigung gegen die bald unter seinen eigenen Augen und dann auch anderwärts auftauchende Schwarmgeisterei und das Bestreben, der Gewaltsamkeit ihres Vorwärtsstürmens den Hemmschuh einer sichtbaren Autorität anzulegen, und zweitens durch die Neigung, sich auch dogmatisch nicht nur als Zerstörer des mittelalterlichen Lehrgebäudes, sondern als der Begründer eines neuen zu erweisen, sich auch dogmatisch als Reformator, d. i. als Neubildner zu legitimiren. Hieraus entstand denn neben dem sogenannten Materialprincip der Reformation — Rechtfertigung aus dem Glauben allein — das Formalprincip derselben; die Bibel als alleinige Quelle und Richtschnur unseres Glaubens. Dieses Formalprincip, eine Verfälschung dessen, was wir von Luther aus der klassischen Zeit seiner Reformanträge über seine Stellung zur heiligen Schrift berichtet haben, hat bereits acht Jahre nach dem großen Ereigniß von Worms in Luther selbst seinen Triumph gefeiert. Zu Marburg kam er 1529 mit Zwingli und Oekolampad zusammen, um die Unterwerfung der Schweizer unter seine dogmatische Abendmahlsauffassung entgegenzunehmen. Diese aber dachten an religiöse Einigung, nicht an dogmatische Uniformität. Drei Tage dauerten die Debatten. „Da steht's, dies ist mein Leib, das Uebrige befehl' ich Gott“ — das war der Inhalt von Luthers Reden, mit anderen Worten nicht mehr Bibel oder Vernunft, sondern Bibel gegen Vernunft. Und als Zwingli, um Luthers Starrheit zu brechen, auf das sechste Kapitel des Johannesevangeliums hinweist mit den Worten: „Die Stelle bricht Euch den Hals, Herr Doktor“, da erwidert Luther herrisch: „Sparet die stolzen und trotzigen Worte, bis Ihr heim zu Euren Schweizern kommt, wo nicht, so will ich Euch auch über die Schnauze fahren, daß es Euch gereuen wird“. Und zum Schluß: „Ich weiß kein Mittel der Einigung, als daß sie Gottes Wort die Ehre geben und glauben, was wir

Digitized by Google

glauben". Mit Thränen in den Augen, so bezeugt Osiander, ein lutherischer Augenzeuge, zog Zwingli von dannen. Die Beschränkung des religiösen Individualismus durch den heiligen Buchstaben ist vollzogen.

Hierin liegt die eine geschichtliche Schranke von Luthers reformatorischer Bedeutsamkeit. Die andere liegt auf dem Kirchenverfassungsgebiet. Das kirchliche Episkopat war durch die Lossagung von Rom für die Evangelischen Deutschlands beseitigt. Man brauchte nun ein Organ, welches theils die Initiative der Reformation und Neuorganisirung der kirchlichen Sprengel und Ortsgemeinden in die Hand nahm, theils die Oberleitung und Aufsicht des neukirchlichen Lebens nach innen, sowie hauptsächlich seine Vertheidigung nach außen übernahm. Den „katholischen Reichsständen" und ihrer gewaltigen Macht gegenüber bedurfte es eben auch einer schützenden evangelischen Macht. Und so wandte sich denn Luther an die evangelischen Machthaber und sagt darüber in seinem „Unterricht der Visitatoren": „Weil unser keiner dazu berufen ist (das Bischofsamt wieder aufzurichten), haben wir zur Liebe Amt uns gehalten und demüthiglich mit Bitten angelangt den durchlauchtigsten Herren, als den Landesfürsten und unsere gewisse weltliche Oberkeit von Gott geordnet: daß S. K. F. G. aus christlicher Liebe (denn sie nach weltlicher Oberkeit nicht schuldig sind) und um Gottes Willen dem Evangelium zu gut und den elenden Christen zu Nutz und Heil gnädiglich wollten etliche tüchtige Leut zu solchem Amt fordern und ordnen". In der That, die Rechte der einzelnen Gemeinden und Gemeindeglieder waren so lange nur von untergeordneter Wichtigkeit, wie es galt, das Recht der evangelischen Kirchengemeinschaft überhaupt dem katholischen Kaiserreiche gegenüber zu erringen. Und dieser Kampf dauerte bekanntlich bis tief in das 17. Jahrhundert hinein. Hier blieb der Zukunft viel nachzuholen.

Luther starb. Die sein Werk überkamen, hatten mit wenigen Ausnahmen nur den späteren Luther, den alternden, den zurücktreibenden, in sich aufgenommen. Melanchthon, der eine, welcher den Geist der Jahre 1518—21 in sich trug, ward die Zielscheibe ihrer brutalen Angriffe. Sein Verbrechen aber bestand in der Hinneigung zu Calvins Abendmahlslehre (Kryptocalvinismus), welche bekanntlich sich von der Zwingli'schen durch eine viel größere Verwandtschaft mit derjenigen Luthers unterschied. Der Eifer um die neue Orthodoxie schuf Anfangs der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts das berühmte Konkordienbuch, den großen Wahrheitskäfig der Lutheraner, und was hier der Freiheit des Glaubens abgezogen wurde, dafür gab auch nicht ein Schatten von Verfassungsfreiheit irgend einen Ersatz.

So beginnt denn auch das 17. Jahrhundert lutherischerseits als eine klassische Zeit der starren, objektiven Autoritäten. Die des Pfarrerthums oder der Geistlichkeit mochte noch hingehen, die des weltlichen Kirchenregiments war nothwendig — unerträglich aber war die des Schriftbuchstabens, wie sie in den dogmatischen Werken der vier ersten Theologen des 17. Jahrhunderts, des Leonh. Hutter, Joh. Gerhard, Abrah. Calov und J. A. Quenstedt, ihren Triumph feierte.

Die Bibel ist diesen Männern, welche sich auf den späteren Luther nicht ganz mit Unrecht berufen durften, mit dem „Worte Gottes" oder der „ewigen Offenbarung" absolut gleichbedeutend. Motiv: die absolute Inspiration, d. i. die willenlose Unterworfenheit der heiligen Schriftsteller an den sie beherrschenden heiligen Gottesgeist. Und zwar ist ihnen jedes einzelne biblische Buch vollständig aus göttlichem Diktat und Antrieb hervorgegangen, wenn auch auf menschlicher Absicht und geschichtlich-irdischen Anlässen beruhend. Zwar verlieren die heiligen Schriftsteller beim Aufzeichnen des göttlichen Wortes nicht ihr menschliches Selbstbewußtsein, aber sie sind und bleiben nur die Sekretäre des heiligen Geistes, mit einem Bilde: die „Federstiele", mit denen er schreibt, oder die „Flöten", auf denen er spielt. Bei solcher wahnwitzigen Betonung des Formalprincips, einer Betonung, auf welcher allerdings noch heut das religiöse Leben von Tausenden und aber Tausenden beruht, zog sich denn bald das ächt reformatorische Interesse an dem „Glauben", d. i. an der lebendigen Religiosität, vor dem Interesse an der aus „Gottes Wort" zu schöpfenden Lehre schüchtern zurück. Das Materialprincip ward vom Formalprincip verschlungen. Der „Glaube" Luthers entleerte sich bis zum Fürwahrhalten der Heilslehre, die Freiheit von der Autorität ward zur Sklaverei. Der Pietismus forderte zum ersten Male den Reformationsgeist des Jahres 1520 zurück und schrieb die erste Fortführung der Reformation im Sinne der Freiheit — auch nach Seiten der Gemeinderechte — auf seine Fahne.

Wenige geschichtliche Erscheinungen der neueren Zeit haben so viel verkehrte, so alberne Auffassungen und Beurtheilungen gefunden, wie gerade der Pietismus und sein Begründer

Digitized by Google

Philipp Jakob Spener. In diesem Jahrhundert ist es der Prediger Wilhelm Hoßbach gewesen, welcher durch sein Zeitbild Ph. J. Speners zum ersten Male eine gesunde Betrachtungsweise dieser großartigen Erscheinung anbahnte (Berlin 1828, 2 Theile).

Spener war nichts weniger als ein Feind der freien Wissenschaft. Was wir im modernen Sinne „Pietisten" nennen, d. i. jene renommistische Afterfrömmigkeit, welche für die „Weisheit dieser Welt" aus Einfalt oder aus Trägheit kein Verständniß hat und kein Verständniß sucht, das schmückt sich ganz ungerechter Weise mit dem Namen eines Theologen, der schon als jüngerer Mann den Kreis seiner Studien weiter steckte, als die Studirenden irgend einer Fakultät nach heutigem Stil es zu thun gewohnt sind, und der als Mann und als Greis die rastloseste Arbeit so sehr zu seinem eigentlichen Lebenselemente machte, daß er verbürgtermaßen es in den 14 Jahren seiner Berliner Propsteiarbeit es zweimal dahin gebracht hat, sich in dem hinter seinem Pfarrhause liegenden Garten zu ergehen. Logik und Metaphysik, Geschichte und Geographie hat er als Straßburger Student neben seinen theologischen Studien mit einem Eifer und Erfolge betrieben, welcher angehenden jungen Philosophen und Historikern Ehre gemacht hätte. Und als er im Jahre 1663 als 28jähriger Doktor der Theologie zu Straßburg akademische Vorlesungen begann, da zählten Geschichte, Geographie und Politik zu den Lehrobjekten des Mannes, der als Schüler des Baseler Burtorf im Alten Testamente und den darin einschlägigen orientalischen Sprachen nicht geringere Kenntnisse entfaltete als im Neuen Testamente, in welches der berühmte Straßburger Exeget Sebastian Schmidt ihn eingeweiht hatte.

Was war es denn nun aber, worauf der Feuergeist dieses gelehrten und doch so schlichten Mannes hinzielte? Was hat ihm die begeisterte Nachfolge eines August Hermann Francke, eines Paul Anton und Kaspar Schade, was den glühenden Haß der lutherischen Orthodoxie eingebracht? Antwort: Es war die Rückforderung der Reformation und die theilweise Nachforderung dessen, was ihre Begründer selbst zu fordern unterlassen.

Die Rückforderung der Reformation. „Pia desideria", so heißt das Buch, in welchem er dieselbe aussprach, „oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen" (1675). Der Kern dieses Buches (welches ursprünglich nur als Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Johann Arnd erschienen, aber auf das stürmische Verlangen von Hunderten besonders abgedruckt und dann von Tausenden verschlungen wurde) liegt in dem dritten „Wunsche" enthalten: „daß man den Leuten wohl einbilde und sie bald dahin gewöhne, daß es mit dem Wissen im Christenthum durchaus nicht genug sei, sondern daß es vielmehr in der praxi bestehe". Zwar auch an die heilige Schrift soll sich diese christliche Praxis anlehnen, ja aus ihr hervorquellen. Aber die dogmatische Schriftauslegung soll unbarmherzig von ihrem Thron gestoßen werden, und die religiöse Schriftauslegung an ihre Stelle treten. Nicht ein Lehrgebäude mit scholastischer Terminologie soll daraus entnommen, oder vielmehr nicht die fertigen Lehrmeinungen der Bekenntnißschriften sollen in die heiligen Schriften hineingelegt werden, — die Beziehungen des Menschen zu Gott und den Menschen sollen danach umgestaltet, das innere und äußere Leben mit den Idealen angefüllt und ihrer Verwirklichung zugeführt werden, welche das religiös-sittliche Denken der christlichen Urzeit ausgemacht haben. Und in der That, wenn klassische Literaturzeiten, wenn die reinen Blüthezeiten der Tonkunst auch den spätesten Geschlechtern nicht verloren gehen dürfen, wenn sie den Neugehalt einer anderen Denk- und Gefühlsweise in neuen Liedern und Sängen würdig niederlegen sollen, was kann es auf religiösem Gebiete Natürlicheres und Wirksameres geben, als auf die klassische Zeit der Frömmigkeit zurückzuweisen, zu den urchristlichen Denkmalen derselben zurückzuführen, um auch die weitverzweigten und abgeleiteten Ströme frommer Welt- und Gottesansicht mit den Quellen in Verbindung zu halten, vor Versandung auf dürrem Brachfeld zu hüten? So erklärt sich Speners Erfolg. Versandet war der Glaube Luthers, welcher eine neue Welt geschaffen, versandet in der Welt der trockenen Definitionen und der unbarmherzigen, wenn auch gesalbten Trugschlüsse des dogmatischen Schematismus. Auch die Quellenschriften des Christenthums waren in die Knechtschaft der bekenntnißtreuen neulutherischen Scholastik gerathen. Spener und seine Freunde machten sie dieser Fesseln ledig, und der Geist des Urchristenthums ward lebendig, an dem schon einst die Weisheit der Schriftgelehrten närrisch und die Gewaltthat der Blutdürstigen ohnmächtig geworden war.

Digitized by Google

Die Reform der Kanzelrede hatte Spener selbst in dem sechsten (und letzten) seiner „Pia desideria“ in dem angedeuteten Sinne beantragt. Er hatte die herrschende Sitte gebrandmarkt, auf der Kanzel die Gelehrsamkeit oder dialektische Gewandtheit glänzen zu lassen, zu prunksüchtigen Citaten fremde Sprachen heranzuziehen oder die Stärke der Predigt in einer künstlichen und gesuchten Eintheilung und Anordnung zu suchen*). Die Kanzel sei ein Ort der religiösen Volksrede, die Kirche der Ort, wo auch die Vorzüge der Bildung aufhören sollen, eine Scheidewand zwischen den Menschen zu sein, wo alle sich im Verhältniß zu dem Unendlichen gleich klein und gleich groß fühlen sollen.

Auf das Katheder aber brachten zuerst Speners obengenannte drei junge Freunde die neue Bibelerklärung. Nicht als ob sie die grammatisch-buchstäbliche Auslegung vernachlässigt hätten. Aber auf die religiöse, nicht auf die dialektisch-dogmatische Ausbeute richteten sie ihr Augenmerk. Und das war etwas zur Zeit so Neues und Unerhörtes, daß ihnen auch ein Erfolg sondergleichen und seitens der Orthodoxie ein Haß sondergleichen daraus emporwuchs. Sieg und Verfolgung dieser jungen Gelehrten erreichten in den Jahren 1689 und 1690 an der Universität Leipzig ihren Höhepunkt. Francke hält zu der Zeit exegetisch-praktische Vorlesungen über einige paulinische Briefe, und der Privatdocent hatte einen Zulauf von Zuhörern, wie ihn kein Professor in Amt und Würden für sich je geahnt hatte. Vor der gesperrten Thür, an den offenen Fenstern standen unzählige Zuhörer, die befreite heilige Schrift ihre erhabenen Schönheiten selber erzählen zu hören.

Paul Anton und Kaspar Schade, ebenfalls Privatdocenten in Leipzig, theilen die Erfolge ihres sie führenden Freundes. Die logischen und metaphysischen Kollegien leeren sich, die Homiletik oder die Theorie der Predigt zu hören hält man für überflüssig. Die vernachlässigten Schriftgelehrten, obenan der rauhe, oft unsläthige Joh. Benedikt Carpzov, grollen den jungen Parvenüs. Carpzov schämt sich nicht, bei der Beerdigung eines von Francke's Zuhörern über seinen Lehrer und die Bestrebungen seiner Genossen die eigene Wuth am offenen Grabe auszulassen. Die Gelahrtheit wird kindisch. Es wird gegen die drei Docenten ein förmlicher Prozeß eingeleitet auf Grund eines weitläufigen Inquisitionsschemas, welches an albernen Fragen nicht minder reich als an ernsten ist. Art. 56 der protokollarischen Fragen lautet: „ob nicht selbigen Tages auch ein Schalmeyenpfeifer in solchem Collegio gewesen und einen Auditorem mitabgegeben?“ — und der Vertheidiger Francke's, der berühmte Christian Thomasius, darf in seinem „gerichtlichen Leipziger Gutachten“ dazu ironisch bemerken: „Ein Schalmeyenpfeifer, wenn er täglich zum Fressen und Saufen aufbläst, das ist gar löblich; aber wenn er einmal ein collegium pietatis besucht, da erfordert es der geruhige Zustand der Kirchen, daß man mit ernstlicher Inquisition hinterdrein ist“. Die Anklage verunglückte — aber sie ward bald geschickter wieder aufgenommen, 1690 mußten Speners Freunde aus Leipzig fliehen; die Verfolgung der Carpzove und Consorten ward das Siegel ihres guten evangelischen Rechts.

Daß ein solches der von Spener ausgehenden kirchlichen Bewegung wirklich zustand, beweist die zweite grundlegende Eigenthümlichkeit seines kirchlichen Reformantrags: die Betonung „des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen“, d. h. die Bekämpfung des geistlichen Amtsbegriffes. Das war eine reformatorische Nachforderung. Das Priesterthum war durch das Lutherthum verdrängt, aber nicht das Priesterthum. Das heißt: die Herrschaft über die Gemeinden war dem pastoralen Amte genommen worden, aber die Vermittlung des Heiles war sein legitimes Geschäft geblieben — doppelt unprotestantisch bei fortdauernder Verbindung der kirchlichen Herrschaft mit der landesherrlichen. Diesem Pastoralismus kündigt Spener den Krieg an. Schon in seinen Piis desideriis, deren erstes die gemeinsame Lektüre der Bibel mit gemeinsamer Besprechung und gegenseitiger Belehrung anempfiehlt. Viel entschiedener aber in seiner 9 Jahre später erschienenen Schrift: „Der Klagen über das verdorbene Christenthum rechter Gebrauch und Mißbrauch“ (1684). Hier wird dem „beiderlei Papstthum“, d. i. der kirchlichen Herrschaft des Landesherrn und der Geistlichkeit, ihr ganzes Unrecht dringlich vorgehalten und das Kirchenregierungsrecht der „gesammten Kirche“ mit Begeisterung proklamirt. „Ich habe oft gedacht“, sagt Spener, „und werde mehr und mehr darin gestärkt, daß eine sehr große Hauptursache des Verderbens der ganzen Christenheit hierinnen stecke, daß die beiden oberen Stände unter sich etlichermaßen austheilen, was doch einmal der ganzen Kirche ist;

*) S. Hoßbach, a. a. O.

Digitized by Google

auch dürfte wenig oder gar kein Segen zu erwarten sein, so lange wir solche ungerechte Unterdrücker fremder Rechte sind." „Ach wäre nur noch ein ziemlicher Theil der Verfassung der ersten Kirche übrig, wie wollten wir so bald wiederum ziemlich viele, den ersten gleiche Christen sehen..! In Entstehung dessen aber dürfte der Herr in dem Zorn beiderlei Papstthum zu Boden schmeißen und seine Gemeinde von ihren Treibern auf eine diesen empfindliche und harte Weise erlösen." Demgemäß verlangt Spener eine Kirchenvertretung zur Uebernahme des Kirchenregiments und die Lossösung der kirchlichen Handlungen von den ausschließenden Befugnissen der geistlich Beamteten. Es sind wesentlich demokratische Gedanken in dem edelsten Sinne des Wortes, welche er hier aus tiefer Versenkung in das urchristliche Leben hervorschöpft.

Es war ein gewaltiges Herz, das am 5. Februar 1705 in der Propstei von Berlin zu schlagen aufhörte — aber nicht ein glückliches. Einen schwarzen Sarg zwar verbat sich Spener noch kurz vor seinem Abscheiden — aber Lichtes-helle gab es eben für ihn nur jenseit des Todes. Die Vergangenheit seiner letzten Lebensjahre bot eigentlich nur Trübes dar, und seine Pia desideria blieben ihrer Grundtendenz nach, was sie waren: fromme Wünsche. Woher das? Wir wissen nur zwei geschichtlich entscheidende Gründe anzugeben.

Erstens: Speners Reformantrag drang nicht durch, weil er an Stelle der einseitig-dogmatischen Richtung die einseitig-religiöse setzte und daher die sittliche Lebensidee nicht in der Weltgestaltung, sondern gleichsam in der Weltflucht gipfeln ließ. Ascetische Weltanschauung ist noch niemals eigentlich reformatorisch gewesen und konnte es niemals sein, da sie die Welt stets fürchtet, statt ihr zu trotzen und ihr die Ideale eines schöpferischen Geistes einzuprägen. Und von ascetischer Beschränktheit ist denn allerdings auch Spener nicht freizusprechen. Er, der allerdings in mehr als edler Selbstenthaltung seine ganze Lebens- und Arbeitskraft auf die religiöse Erneuerung des tiefgeschädigten Volkslebens koncentrirte, hatte in dem Ernst seines verzehrenden Eifers für Alles, was die Anmuth und Fröhlichkeit des Lebens ausmacht, das entgegenkommende Verständniß verloren. Und so gestaltet sich in ihm eine Lebensansicht, welche mit ethischer Produktivität und mit der Lust an dem „organisirenden und symbolisirenden" Handeln auf die Welt auch die Legitimation zur Propaganda in der Welt verlor. Wenn er nun persönlich angesichts des Ernstes der Zeit nur dazu rieth, „auch sonst erlaubte Ergötzlichkeit billig zu mäßigen", — so thaten ungeschickte Freunde in unklugem Eifer das Ihrige, solchen herzlich wohlwollenden, ja rührenden Zuspruch durch unfeine und aufdringliche Frommthuerei lächerlich oder verhaßt zu machen. Hiermit aber war des Pietismus Wirksamkeit von einer Seite untergraben.

Dazu kam ein zweiter Mangel. Speners Reformantrag blieb seiner Grundtendenz nach fruchtlos, weil er sich nur auf Vermeidung oder Zurückstellung, nicht auf Neugestaltung der Glaubenslehre erstreckte — oder aber auf den völligen Umsturz derselben. Speners ganze religiöse Denkart sah in dem Lehrgebäude der Kirche nicht das Wesentliche an ihr, aber hatte dasselbe zu seiner stillschweigenden Voraussetzung, bewegte sich vollständig in den Gränzen desselben. Von dem Wesen Gottes, von seinem Verhältnisse zur Welt, von Jesu Christi Person und seinem Werk, von der heiligen Beschaffenheit der biblischen Bücher, von dem Wege des persönlichen Heils dachte er genau wie die Konkordienformel der lutherischen Kirche aus dem Jahre 1577, nur ohne die rechten Ueberzeugungen hierüber für das Entscheidende auszugeben. Mit solcher Stellung zu den Glaubensmeinungen eines vergangenen Jahrhunderts war aber der Anspruch auf reformatorische Erfolge nicht verträglich. Schon hatte der dritte große Philosoph der Welt, schon hatte Spinoza auf Grund — und auch trotz — cartesianischer Gedanken in die Kreise der Denkenden eine neue Gottes- und Weltansicht eingeführt, zu der man mindestens eine innere Stellung haben mußte, um derselben entgegenzutreten. Schon trat mit Speners kirchlichen Reformgedanken ein Mann in Verbindung, der bei mancherlei gefälliger Anlehnung an christliche Grundanschauungen doch erst durch Spinoza zum Philosophen geworden war und bald in Chr. Wolf seinen Dolmetscher für die Menge der Gebildeten finden sollte: Leibniz. Und zugleich mit der immer kleinlicheren Verengung der pietistischen Ansicht nach Speners Tode wuchert westlich von Deutschland diesseit und jenseit des Kanals ein philosophischer Skepticismus und praktischer Materialismus auf, zu dessen Ueberwältigung kirchlicherseits in den Reformanträgen Speners kein Material vorlag. Es begann die Mission des Rationalismus. Sie war zunächst allerdings eine umstürzende. Aufbauend ward sie, als die drei größten Theologen des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts, die zugleich auch unter seine größten geistigen Helden zu zählen sind, in ihren Dienst traten: Schleiermacher, Strauß, Baur. Darüber in einem dritten Artikel.

Nekrolog.

Schreck, Adam, Dr. theol., Propst und Abt des laterranensischen Chorherrenstiftes Klosterneuburg, Landtagsabgeordneter, Oberst-Erblandhofkaplan im Erherzogthum Oesterreich unter der Enns, Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften, † am 29. März in Wien, im 75. Lebensjahre.

Sedlnitzky, Graf Leopold von, Dr. theol., wirklicher geheimer Rath, früher Fürstbischof von Breslau, † am 25. März nach kurzem Krankenlager zu Berlin, im 84. Lebensjahre. Er legte im Jahre 1840 sein hohes Kirchenamt nieder und trat in den fünfziger Jahren zur evangelischen Kirche über, was damals großes Aufsehen erregte. Die Stiftung des Paulinums, eines Pensionats für Gymnasiasten, und des Johanneums, eines Wohn- und Kosthauses für Studirende, sind Zeugnisse seiner regen und fürsorgenden Theilnahme an dem Werke der evangelischen Jugenderziehung. Beide Anstalten haben in ihm ihren Gründer und Wohlthäter verloren.

Literatur.

Nekrolog.

Baudissin, Graf Adalbert von, durch novellistische Arbeiten bekannt, † am 26. März in Wiesbaden, 50 Jahre alt.

Chambers, Robert, Chef der wohlbekannten Verlagsbuchhandlung William and Robert Chambers in Edinburgh, Gründer und Herausgeber von „Chambers' Journal", für welches er zahlreiche Essays geschrieben hat, † am 17. März in St.-Andrews, 69 Jahre alt.

Chodzko, Bernhard, namhafter polnischer Literat, † im März zu Paris.

Dudevant, Baron Kasimir, der 1836 geschiedene Gatte von Georges Sand, † am 8. März auf seinem Landgute Barbaste bei Nérac, Departement Lot et Garonne, im Alter von 76 Jahren.

Mone, Franz Joseph, Dr., ehemaliger Professor in Heidelberg und Löwen, seit 1835 großherzoglich badischer geheimer Archivrath und Director des Generallandesarchivs, einer der gründlichsten und eifrigsten Erforscher des deutschen Alterthums, geboren am 12. Mai 1792 in Mingolsheim bei Bruchsal, † am 12. März zu Karlsruhe.

Musik und Theater.

Hector Berlioz. II. (Vgl. Ergänzungsbl. Bd. VII., S. 334.) Mit dem Jahre 1840 begann in dem Leben von Berlioz insofern eine neue Epoche, als er von jener Zeit an die Sorge für die Verbreitung seines Namens, an welche sich dann gleichzeitig die für den äußeren Gewinn anschloß, selbständig in die Hand nahm. Paris, ehemals auch ihm das Centrum der Civilisation, konnte ihm wenig mehr bieten, und seine künstlerische Stellung daselbst muß für ihn eine immer schwierigere geworden sein. Abgesehen von einer Zahl eifriger Anhänger sah er in den maßgebendsten Persönlichkeiten Gegner seiner Bestrebungen und machte die Erfahrung, daß die Aufführungen seiner Werke neben den außerordentlichen Kosten, die sie verursachten, einen im Allgemeinen nur zweifelhaften Erfolg hatten. Durch keine Virtuosität auf einem Instrumente, durch keine in technischen Voraussetzungen begründete Stellung übte er eine regelmäßige Wirksamkeit aus; seine journalistische Thätigkeit konnte ihm keine bestimmte künstlerische Stellung geben; sein ganzes bisheriges Trachten und Streben, wenngleich nicht ohne tiefere Impulse, hatte doch Anerkennung und Einwirkung nach Außen zu seinem ausgesprochenen Endziele. So war es denn völlig erklärlich, daß er diese und zugleich einen neuen Aufschwung seiner produktiven Thätigkeit auswärts suchte.

Die Reisen, die er in den folgenden Jahren unternahm, unterscheiden sich von denen anderer Virtuosen und Künstler durchaus; es ist in der That ein in der Musikgeschichte fast einzig dastehendes Beispiel, daß ein Musiker mit den Partituren und Stimmen seiner Werke herumreist, um vermittelst der Orchesterkräfte, die ihm in den betreffenden Städten zur Verfügung gestellt werden, seine Werke ihrer Intention nach vorzuführen. Er selbst klagt einmal über die Last des Reisens mit so vielen Musikalien, und manches Mal erwiesen sich seine Wünsche in Folge anderweitig bevorstehender Leistungen oder mangelhaften Orchesters als unausführbar. Er ließ sich aber durch kein Mißlingen abschrecken, Alles zu versuchen, um, was ihm die Mitwelt nicht von selbst gewähren wollte, von ihr zu erzwingen. Wir begleiten den reisenden Kom-

Digitized by Google

poniſten zu den verſchiedenen Stätten ſeiner Schickſale, indem wir voraus bemerken, daß die Selbſtbiographie an dieſer Stelle die früher von Berlioz ſelbſtändig herausgegebenen Beſchreibungen reproducirt.

Seine erſte Kunſtreiſe hatte Brüſſel zum Ziel, wohin er 1840 in Folge einer an ihn ergangenen Einladung ſich begab. Er mußte die Reiſe vor ſeiner Frau, welche dieſes Reiſen überhaupt mißbilligte, verheimlichen, und ſo wurden ſeine Kunſtreiſen auch für ſein perſönliches und häusliches Leben von eingreifender Bedeutung; er hat ſich ſeit jener Zeit von ſeiner Frau in Freundſchaft und Achtung getrennt, und ſein Leben gewann eine völlig veränderte Geſtalt. Nachdem er in Brüſſel zwei Concerte gegeben und auch dort den Streit ſeiner Freunde und Gegner entzündet hatte, kehrte er noch einmal nach Paris zurück, um ſich zur deutſchen Reiſe vorzubereiten. Vorher veranſtaltete er noch ein großartiges Abſchiedsconcert, in welchem vorzugsweiſe ſeine Kompoſitionen vorkamen. Seine Reiſe in Deutſchland (1841—42) beſchrieb er in Briefen an ſeine Pariſer Freunde und Genoſſen (Morel, Girard, Heller, Mademoiſelle Bertin ꝛc.), die im Journal des Débats gedruckt wurden und ſpäter ſelbſtändig unter dem Titel „Voyage musical en Allemagne“ herauskamen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Berichte, wenngleich wir die volle Unbefangenheit der Beobachtung nicht immer erwarten werden, für uns von dem höchſten Intereſſe, daß die Schilderungen des geiſtreichen Mannes, die Vergleichungen deutſcher und franzöſiſcher (beſſer geſagt Pariſer) Muſikzuſtände von dem entſchiedenſten Werthe auch für uns ſind, um ſo mehr, als es uns ja keineswegs an den Mitteln fehlt, bei der Lektüre zu korrigiren, was befangener Blick in unrichtigem Lichte ſah. Und mit Genugthuung wird man wahrnehmen, wie ſo manches Lobenswerthe in unſerem Kunſtleben, die allgemein verbreitete Liebe zur Kunſt, die Selbſtverleugnung der Kapellmeiſter und Muſiker im Intereſſe derſelben, die Tüchtigkeit der Chöre ꝛc. ihren Eindruck auf den Beſucher nicht verfehlte.

Wieder wandte er ſich zuerſt nach Brüſſel, wo aber diesmal in Folge ungünſtiger Umſtände kein Concert zu Stande kam. Dann fuhr er rheinaufwärts nach Mainz, und da man ihm auch hier keine Hoffnungen erregen konnte, alsbald weiter nach Frankfurt, wohin er zu kommen eingeladen war. Unglücklicherweiſe für ihn concertirten dort gerade die Schweſtern Milanollo unter großem Beifall des Publikums; der Kapellmeiſter Guhr, den uns Berlioz in humoriſtiſcher Weiſe ſchildert, konnte ihm daher keine Ausſicht auf den Erfolg eines eigenen Concertes machen. Einen Erſatz für dieſe Enttäuſchung bot ihm eine Aufführung des Fidelio, bei deren Beſchreibung er namentlich das Orcheſter berückſichtigt; wie denn überhaupt die detaillirte Beſchreibung der Orcheſterkräfte an den verſchiedenen Orten einen Hauptbeſtandtheil dieſer Berichte bildet. Große Befriedigung gewährte ihm die Sängerin des Fidelio, Mademoiſelle Capitaine; die Kälte des deutſchen Publikums dem Klaſſiſchen gegenüber erſchien ihm hier und an anderen Orten auffallend. Mit den übrigen muſikaliſchen Inſtituten Frankfurts wurde er nicht näher bekannt.

Das nächſte Ziel ſeiner Reiſe war Stuttgart. Dort lernte er zuerſt Dr. Schilling kennen, den Verfaſſer verſchiedener muſikaliſcher Schriften. Trotz eines anfänglichen ungünſtigen Vorurtheils — ce titre de docteur, que presque tout le monde porte en Allemagne, m'avait fait assez mal augurer de lui — fand er in ihm keineswegs den erwarteten Pedanten mit Brille und Perrücke, ſondern einen lebhaften und noch jungen Mann, der weder über Fugen mit ihm ſprach, noch ein Vorurtheil gegen ſeine Werke hatte, ehe er ſie gehört. Durch Lindpaintner erhielt er die Dispoſition über das Orcheſter, welches er nach einer Aufführung des Freiſchütz ſehr lobenswerth fand und im Detail beſchreibt. Er führte nunmehr in einem Concert u. a. ſeine Symphonie fantastique und die Ouvertüre zu den Behmrichtern mit Erfolg auf und wurde von dem anweſenden Könige und anderen hohen Perſonen ſehr belobt; über das Urtheil der Muſiker, namentlich Lindpaintners und Molique's, war er ſeiner Sache weniger ſicher. Er folgte hierauf einer Einladung nach Hechingen, deſſen Fürſt bekanntlich die Muſik eifrig pflegte und ſelbſt eine kleine Kapelle unter Täglichsbecks Leitung unterhielt. Die Schilderung dieſes Beſuches iſt ſehr anziehend. Berlioz führte einige Theile ſeiner Werke mit dieſer kleinen Kapelle auf. Für kurze Zeit kehrte er nach Stuttgart zurück und begab ſich dann über Karlsruhe nach Mannheim, wo ihm die Unterſtützung B. Lachners ein Concert zu Stande bringen half. Von da reiſte er, der Einladung Lobe's folgend, nach Weimar. Welchen Enthuſiasmus erregte in ihm der Aufenthaltsort Goethe's und Schillers! Nur der Gedanke an — Hummel vermag ſeine Aufregung wieder zu

Digitized by Google

beruhigen. Seine Kompositionen machten hier großen Eindruck, auch, was er nie hervorzuheben versäumt, an höchster Stelle. Nun war Leipzig der nächste Ort, wohin ihn seine Wünsche zogen. Hier stand damals Mendelssohn auf der Höhe seines Wirkens. Schon in Rom hatte ihn Berlioz kennen gelernt und manche Erlebnisse mit ihm getheilt, deren Erzählung er hier nachholt. Wir können die einzelnen Züge hier des Raumes wegen nicht wiedergeben; sie fügen sich ganz in das bekannte Bild des geistvollen und liebenswürdigen Künstlers ein, für dessen Charakter Berlioz volles Verständniß zeigt, und dessen Werke er auch, so weit er sie anführt (die Walpurgisnacht, die Ouvertüre zur Fingalshöhle), mit Bewunderung preist. Nur scheint er mit dem Grade der Schätzung, die Mendelssohn ihm angedeihen ließ, nicht völlig zufrieden zu sein (wenngleich er ihm eine sehr bittere Aeußerung in einem der aus Rom geschriebenen Briefe, die er auf sich bezieht, verziehen hat); Mendelssohn, sagt er S. 263, a toujours eu une certaine estime pour mes ... chansonnettes. Und wenn er ihn auch nach vielen Jahren, bei aller Festigkeit seiner Grundsätze, milder in seinem Urtheile fand, so unterläßt er doch nicht, den leisen Vorwurf hinzuzusetzen: seulement il aime toujours un peu trop les morts. Kurz, wenn er sich auch bewußt war, daß sie beide seit den Jugendjahren sehr verschiedene Wege in ihrer Kunst eingeschlagen hatten, unternahm er es doch, an ihn zu schreiben, und auf die sofortige, herzliche Erwiederung begab er sich nach Leipzig. Er wurde ebenso herzlich bewillkommnet, machte alsbald Bekanntschaft mit dem Orchester, dem leider, wie an so manchen andern Orten des armen Deutschland, — die Harfe, das englische Horn und die Ophikleide fehlten! mit welchem er aber trotzdem ein erfolgreiches Concert zu Stande brachte. Nur entbrannte jetzt auch hier sofort der heftigste Streit für und gegen ihn. Außer seinem eigenen Concerte lieh er auch einem Wohlthätigkeitsconcerte noch seine Mitwirkung; das Offertorium aus seinem Requiem machte großen Eindruck, unter andern auf Robert Schumann; cet offertorium surpasse tout, sagte ihm dieser in der Probe*). Gern und mit Genugthuung lesen wir die hübschen Bemerkungen, welche Berlioz über Mendelssohns Art zu dirigiren macht, und übersehen dafür die theilweise etwas bissigen Fragen, die er am Schlusse seines an Heller gerichteten Briefes von diesem sich über Leipziger Musikzustände stellen läßt. —

Von Leipzig machte Berlioz einen Abstecher nach Dresden, wo er ein schönes Ensemble von Kräften fand (auch ein englisches Horn, aber keine Ophikleide!) und wo ihn sein Freund Lipinski besonders förderte. Sein Concert war von Erfolg — nur der Hof bezeigte ein mäßiges Gefallen; die Vorliebe des deutschen Publikums für sein Requiem begann hier. Auch erlebte er hier die Anfänge Richard Wagners, über dessen Rienzi und Fliegenden Holländer er seine Meinung abgibt, die er freilich nicht tiefer begründet. Noch erwähnen wir seine Mittheilung, daß seine Kantate du Cinq Mai in Dresden ganz besonders wohl gefiel, was er darauf zurückführte, daß — die Erinnerung an Napoleon I., wie den Franzosen, so auch den Deutschen noch immer theuer sei.

Großen Beifall erntete Berlioz in Braunschweig, wo ihm durch die Unterstützung der Brüder Müller ein vorzügliches Orchester zur Verfügung gestellt wurde —, hätte demselben nur nicht die Ophikleide und das englische Horn gefehlt! Zu dem großen Lobe des gesammten Publikums gesellte sich noch insbesondere Griepenkerls kräftige kritische Unterstützung. Auch in Hamburg kam ein besuchtes Concert zu Stande.

Von dort begab sich Berlioz nach Berlin. Wieder wird uns hier zunächst das Orchester eingehend beschrieben; es imponirten ihm besonders die gewaltigen Baßposaunen — les poumons prussiens, meint der aufrichtige Franzose S. 292, sont apparemment plus robustes que les nôtres: überhaupt fand er namentlich unter den Blasinstrumenten viele Vorzüge vor den französischen. Dann läßt er das Opernpersonal Revue passiren und zeigt sich dabei keineswegs als besonderer Verehrer der Frau Schröder-Devrient, deren Parlando ihm nicht gefällt, und die überhaupt die Aufmerksamkeit allzu ausschließlich auf sich ziehe. Den in Berlin herrschenden Sinn für Musik bewundert er, nur ist ihm die religion de S. Bach, welche Norddeutschland eigenthümlich sei, einigermaßen unverständlich. Gewaltig imponirten ihm die Schaaren Wieprechts, die in einer Matinée beim Prinzen von Preußen seine Ouvertüre zu den Behmrichtern spielten. Bei seinen Concerten ging ihm Meyerbeer eifrig zur Hand. Er führte die gewöhnlichen Stücke auch hier auf — die Haroldsymphonie, Theile des Requiems und

*) In seinen kritischen Aufsätzen hat Schumann, der damals noch Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik war, dieses Auftreten von Berlioz in Leipzig nicht besprochen.

Digitized by Google

Stücke aus Romeo und Julie. Das letztere Werk hatte in besonderem Grade das Interesse des Königs erregt. Noch besuchte er Hannover, wo er mit Marschner wenig Verkehr hatte (Berlioz sprach nicht deutsch), desto lebhafteren mit dem Concertmeister Bohrer. Sein Concert war nicht sehr besucht; dafür entschädigte ihn ein Zusammentreffen mit dem blinden Kronprinzen, welcher dasselbe hörte, und zu dem er die lebhafteste Verehrung faßte. Nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt und Darmstadt kehrte er nach Frankreich zurück, mit dem Gefühle lebhaftester Dankbarkeit und höchster Bewunderung für Deutschland, dessen Besuch ihm einer Reise zum delphischen Orakel vergleichbar erschien.

Bei seiner Rückkehr nach Paris war Pillet, Direktor der Oper, grade mit der Aufführung des Freischütz beschäftigt; da gesprochene Scenen an der Oper nicht vorkommen durften, übernahm es Berlioz, die Recitative dazu zu schreiben; und als man ein Ballet im Freischütz anzubringen wünschte, verhinderte er, in löblichem Streben nach Reinerhaltung des Kunstwerks, die Einmischung fremder Musik. Dann kehrte er zu seiner feuilletonistischen Thätigkeit zurück und empfand von Neuem die herben Qualen derselben, die ihn einst so peinigten, daß er drei Tage lang den Anfang eines Artikels nicht finden konnte. Freilich sehr peinlich: zum Trotze aber zeigen uns die Briefe, daß in der Regel seine Phantasie reich genug war, um vom Entlegensten beginnen zu können und doch in naturgemäßer Weise allmählich seinem Thema sich zu nähern.

Im Jahre 1844 wurde auf seine erste Anregung nach der großen Industrieausstellung in dem Palaste derselben ein großes Concert mit sehr gemischtem Programme veranstaltet, worin hauptsächlich Werke von Pariser Komponisten aufgeführt wurden, darunter von ihm selbst drei Stücke. Nach den Anstrengungen dieses Unternehmens brachte er, auf ärztliches Anrathen, kurze Zeit in Nizza zu, und begann bald nachher auch in anderen Städten Frankreichs, wie Lyon und Marseille, seine Werke zur Aufführung zu bringen. Ueber diese verschiedenen Reisen berichtete er in Briefen an Monnais in der Gazette musicale, welche später in seinem Buche „Grotesques de la musique“ wieder Aufnahme fanden. In diese Jahre fällt auch, was wir hier einschieben, da er es nicht selbst berichtet hat, die Herausgabe seiner theoretischen Schrift über die Kunst der Instrumentation (Traité de l'instrumentation et orchestration moderne), des Werkes, mit welchem er sich wohl am ehesten Anspruch und Hoffnung auf eine länger dauernde Erinnerung in der Kunstgeschichte erworben hat. Auf Grund seiner vieljährigen, genauen Beobachtung der Klangfarben und Effekte der verschiedenen Orchesterinstrumente gibt er hier über den Gebrauch derselben Vorschrift und Belehrung, wobei natürlich die Rücksicht auf die Fähigkeit derselben, dem Ausdrucke bestimmter Empfindungen zu dienen, im Vordergrunde steht; aber es wird ja niemand leugnen wollen, daß diese Rücksicht die Komponisten von Orchesterstücken leiten muß, woferu man nur nicht, wie es von Berlioz vielfach geschehen ist, die Idee selbst in dem findet, was nur Einkleidung derselben sein kann.

In die folgende Zeit (1845) fiel seine zweite Reise nach Deutschland, speciell Oesterreich und Ungarn, über welche er in Briefen an seinen Freund Humbert Ferraud berichtete, die im Journal des Débats gedruckt wurden. Was zunächst diese Berichte betrifft, so unterscheiden sie sich in einer Beziehung, man kann wohl sagen zu ihren Gunsten, von den früheren; er spricht in denselben viel weniger von sich selbst, und während er nur kurz und ohne weiteres Detail angibt, daß er Concerte veranstaltet, berichtet er hauptsächlich über seine sonstigen Erlebnisse.

Seine Reise ging zunächst über Regensburg nach Wien, wo er alsbald einem großen Concerte mit ganz klassischem Programme beiwohnte und zu dem Bassisten Staudigl große Bewunderung faßte. Anerkennung erweckten ihm auch die Darstellungen im Kärnthnerthortheater; doch machte er die Beobachtung, daß bei allem Reichthum an schönen Stimmen die Zahl der dramatischen Sängerinnen immer seltener werde. Großen Enthusiasmus erweckte ihm, bei Gelegenheit eines Concertes im Redoutensaale, der Gedanke an den Ort, wo Beethoven gewirkt. Mit Bewunderung hörte er Pischek, der auch in seinem Concerte sang. Das Hören der Strauß'schen Walzer mit ihren oft verschlungenen Rhythmen führt ihn zu einer Vergleichung der Verbindung von verschiedenartigen Rhythmen mit der Harmonie in ihrem Verhältniß zum Einzelgesange; auch ein Lieblingsgegenstand seiner theoretischen Betrachtungen, über welchen er bereits in früheren Jahren sich schriftlich geäußert. Nun spricht er noch von den Violinspielern Wiens, unter denen er bereits den jungen Joachim nennt, lobt die kaiserliche

Digitized by Google

Kapelle, vermag aber seine Verwunderung darüber nicht zu unterdrücken, daß Glucks Werke in Wien völlig unbekannt seien. Hierauf besuchte er Pesth, wo er eine sehr warme Aufnahme fand und namentlich durch die Bearbeitung des Rakoczymarsches zu einem großen Musikstücke (später in seinen Faust aufgenommen) sich dem Publikum sehr empfahl. Aber auch die dritte Hauptstadt des österreichischen Staates, Prag, drängte es ihn zu besuchen, wiewohl man ihn durch die Mittheilung abgeschreckt hatte, daß dort nur das Alte, nur Mozart gelte. Eine Kritik seines König Lear in der Prager Musikzeitung, von Ambros' Hand, sowie eine briefliche Einladung dieses Schriftstellers ließ ihn sein Vorurtheil überwinden. Sein Empfang war ein herzlicher, und der Eindruck, welchen die Stadt auf ihn machte, ein günstiger. Der Aufenthalt in ihr konnte ihn wohl einladen, geschichtlich-musikalische Betrachtungen anzustellen; mit einer gewissen Ironie entschlägt er sich dieser Aufgabe und wendet sich der Schilderung der musikalischen Institute Prags zu, welche wiederum des Interessanten viel enthält, auch in den Reflexionen, die er in die Beschreibung verwebt. So gibt ihm die Erwähnung des Theaters Gelegenheit, zu klagen über den schlechten Geschmack der Direktoren, wenngleich er die unerhörte Unwissenheit vieler französischer Direktoren in Deutschland nicht gefunden hat. Bei der Beschreibung des unter Kittls Leitung stehenden Konservatoriums spricht er Wünsche hinsichtlich des Geistes des Unterrichts aus, in denen er nun freilich den Schwerpunkt wieder aus der musikalischen Technik heraus zu verlegen in Gefahr ist. Für den Unterricht auf Instrumenten hat er eine Menge unerfüllter Wünsche, worunter wir das Vermissen einer besonderen Klasse für — die Ophikleïde als Beispiel nennen. Die Singakademie, — welche im Unterschiede von der Berliner nicht bloß die Werke der Verstorbenen aufführte —, die Prager Künstler und Komponisten (darunter der würdige Tomaschek), das Publikum sind fernere Gegenstände seiner Mittheilungen; dem in Böhmen verbreiteten musikalischen Sinne zollt er vollste Anerkennung. Er selbst gab daselbst sechs Concerte und wurde sehr gefeiert.

Auf der Reise — die ihn außerdem noch nach Breslau führte — begann er die Komposition der Faustlegende, zu welcher er sich den Text größtentheils selbst dichtete. Er vertheidigt sich, nicht ohne Bitterkeit, gegen die deutschen Kritiker, welche ihm die Mißhandlung des Goethe'schen Faust zum Vorwurfe machten und namentlich die Versetzung Fausts nach Ungarn — um den Rakoczymarsch anzubringen — tadelten*); er will im Gegentheil das Werk, welches er nach seiner Rückkehr zu Paris vollendete, für eins seiner besten halten. Gegen Ende des Jahres 1846 brachte er es zu Paris zur Aufführung, jedoch ohne Erfolg und daher mit großem materiellen Schaden.

Von Mitteln entblößt, beschloß er eine Reise nach Rußland zu unternehmen, wozu ihm sofort von befreundeter Seite reichliche Unterstützung zufloß. Im Februar 1847 reiste er ab, erhielt vom Könige von Preußen Empfehlungen an die Kaiserin von Rußland und langte nach einer beschwerlichen Reise in Petersburg an. Durch Lenz beim Grafen Wielhorski eingeführt, kam er sogleich in den Mittelpunkt der musikalischen Bestrebungen. Seine Stütze war namentlich der Orchesterdirigent H. Romberg. Seine beiden Concerte (in denen auch Theile seines Faust zur Aufführung kamen) hatten den erwünschtesten Erfolg; er war in pekuniärer Hinsicht aus seiner peinlichen Lage errettet und hatte sich eifrige Bewunderer und die Anerkennung der Kaiserin erworben. Gleiche Begeisterung kam ihm in Moskau entgegen, wohin er sich nunmehr begab, wiewohl man ihm anfangs Schwierigkeiten bereitete, da er kein Instrument spielte; er spricht hier selbst mit Ironie von den vielen Leuten, die sich nicht genug über den herumreisenden Komponisten wundern konnten, der seine Werke bekannt zu machen strebte. Er kehrte noch einmal nach Petersburg zurück (wo er auch mit dem Violinspieler Ernst zusammentraf) und reiste dann über Riga nach Berlin. Auch dort führte er seinen Faust auf; aber, wie er mit Entrüstung berichtet, ein Theil des Parterres, unmuthig, weil ein Franzose es wagte, eine Bearbeitung des großen deutschen Kunstwerkes in Musik zu setzen, zischte ihn aus. Je n'ai rien vu dans ma vie d'aussi burlesquement farouche que l'intolérance de certains idolâtres de la nationalité allemande, ruft er S. 423 aus. Für diese und ähnliche Erlebnisse entschädigte ihn reichlich die Einladung nach Sanssouci zum Könige, der ihm auch durch Meyerbeer den rothen Adlerorden übersendet hatte.

Er kehrte nunmehr nach Paris zurück, wo er von Neuem die Intriguen anderer Kunstgenossen zu erfahren hatte. Er hatte zwei Akte eines Operntextes von Scribe „Die blutende

*) Vgl. O. Jahn, Die Verdammniß des Faust, von H. Berlioz. Ges. Sch. S. 87 fg.

Nonne" komponirt; die beiden Direktoren der Oper (Roqueplan und Duponchel), die ihre Stellen zum Theil seiner Verwendung verdankten und ihm Versprechungen wegen einer Stellung am Theater gemacht hatten, wußten ihm deshalb den Text wieder zu entziehen und hielten ihm ihre Versprechungen trotzdem nicht. Um diese Zeit war er nach London gereist, wo er kurze Zeit das Orchester bei Opernaufführungen dirigirte, aus denen nach Julliens Wunsch sich eine große Oper entwickeln sollte. Es wurde nichts aus dem Projekte, und er kehrte nach Paris zurück, mitten in den Unruhen der Revolution (1848). Um dieselbe Zeit starb sein Vater, was ihn zu einer Reise in seine Heimat veranlaßte; dort und in Meylan sah er die Stätten seiner Jugenderinnerungen, und auch jene Stella, die Angebetete des zwölfjährigen Knaben, hatte er nicht vergessen und forschte nach ihren Spuren. Ja noch mehr — er schrieb ihr (6. December 1848 von Grenoble aus), nachdem er ihren Aufenthaltsort ausfindig gemacht.

Ueber den übrigen Theil seines Lebens bis 1865, bis wohin diese Memoiren reichen, spricht Berlioz mit größerer Kürze; unter manchen anderen Unglücksfällen hatte er auch 1854 seine Frau nach längeren Leiden verloren. Die Schmerzen, die ihm dieser Fall verursacht, trafen, wie er sagt, alle zusammen in dem einen Gefühle des Mitleids; dies zu erklären, wirft er noch einmal einen kurzen Rückblick auf die vielen Leiden, die sie durchgemacht. Reisen nach England, nach Deutschland fallen noch in diese späteren Jahre, die außerdem noch ausgefüllt sind durch die Komposition einer großen musikalischen Trilogie: „L'Enfance du Christ", über deren Charakter und Verlauf der deutsche Leser sich am einfachsten aus der Analyse von Hiller (Aus dem Tonl. II, S. 158) wird unterrichten können. Das Mißlingen der Aufführung dieses Werkes bei dem Aachener Musikfeste des Jahres 1857 wird den Theilnehmern in deutlicher Erinnerung sein. Ueberhaupt mußte Berlioz in seinen letzten Jahren die immer wachsende Gleichgültigkeit der Pariser gegen seine Produktionen erfahren, während die Sympathien im Auslande, zumal in Deutschland (Weimar, Hannover) ihm einigen Ersatz dafür boten. Doch wurde er (1856) zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste ernannt. Der Versuchung, eine Oper zu komponiren, hatte er lange widerstanden, namentlich da bei der Herrschaft Meyerbeers auf Erfolg nicht zu rechnen war; doch entschloß er sich 1858, die Oper „Les Troyens" zu komponiren. Ein Theil dieser Oper, die „Troyens en Carthage", gelangte zur Aufführung, freilich einer ungenügenden (1863); doch sprach sich die Kritik mit Wärme über die Oper aus. Vom Repertoire verschwand sie sehr bald. Gleichzeitig hatte er die komische Oper „Beatrice und Benedict" komponirt, mit Erfolg 1862 zu Baden unter seiner Direktion aufgeführt, und nach einer von R. Pohl besorgten deutschen Uebersetzung in Weimar, wo er sie ebenfalls selbst leitete. Um dieselbe Zeit erneuerte der Fürst von Hohenzollern-Hechingen die alten Beziehungen, indem er ihn an seinen damaligen Aufenthaltsort Löwenberg einlud, um wieder einige seine Werke dort spielen zu lassen.

Er hatte sich zum zweiten Male verheirathet (von den näheren Umständen schweigt er), verlor aber auch seine zweite Gattin durch einen plötzlichen Tod. Sein unterdessen herangewachsener Sohn war in französische Seedienste getreten. Nachdem ihn derselbe 1864 auf kurze Zeit besucht und bald wieder verlassen hatte, fühlte der alternde Mann von Neuem das lebhafte Verlangen, die heimatlichen Gegenden wieder zu sehen; er reiste hin, und wie vor etwa 20 Jahren, so erwachte auch jetzt wieder die glühende Sehnsucht (man lese seine Ausdrücke und wird das Wort gerechtfertigt finden) nach der ehedem geliebten, jetzt über siebzigjährigen Stelle. Wir sehen ihn in die mystisch-schwärmerische Gemüthsverfassung seiner Kindheit zurückkehren; er ruht nicht, bis er sie gefunden (in Lyon), besucht und einen freundschaftlichen Verkehr mit ihr erneuert; die Briefe, die Beide nunmehr noch miteinander gewechselt, bilden den Schluß des Buches.

Man könnte zum Schluß noch eine Aufzählung der Werke von Berlioz von uns erwarten; doch haben wir die wichtigsten und die, auf welche er selbst den größten Werth legte, an ihrer Stelle genannt und können auf eine Aufzeichnung der übrigen, die man leicht finden wird, verzichten. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die, abgesehen von seiner ausgedehnten feuilletonistischen Thätigkeit, selbständig erschienen sind, haben wir die Reisen und das Handbuch der Instrumentation bereits genannt. Wir fügen noch hinzu die „Soirées d'orchestre", eine Reihe von Erzählungen meist in novellistischer Form, an Opernaufführungen sich anschließend, und die Schrift: „A travers chant", eine Reihe von Bemerkungen über Werke Beethovens (vorzugsweise), Mozarts, Glucks ꝛc. in freier Form. Diese und einige andere Arbeiten von Berlioz

Digitized by Google

hat R. Pohl im Jahre 1865 in 4 Bänden deutsch herausgegeben.

Zwei Jahre vor seinem Tode verlor er seinen Sohn, der Kapitän bei der Marine geworden war, durch den Tod. Seitdem hatte er fortwährend gekränkelt; er starb am 9. März 1869.

Mit den letzten Bemerkungen haben wir schon den Hauptinhalt unseres Artikels überschritten, der vorzugsweise ein Bericht über Berlioz' eigene Memoiren sein wollte; wir können um so weniger hier eine Charakteristik seiner Hauptwerke versuchen und seine künstlerische Stellung darauf begründen wollen: dies wäre Gegenstand einer selbständigen Darstellung und muß anderer Gelegenheit, wohl auch anderen Händen überlassen bleiben. Eine genaue Erkenntniß der Mittel, durch die Berlioz jene Wirkungen erzielte, welche bei aller Verschiedenheit der Urtheile das Interesse der Zeitgenossen so lebhaft erregten, wird zu einer solchen Charakteristik unerläßliche Bedingung sein; dieselbe wird ihre Wichtigkeit alsdann vorwiegend dadurch gewinnen, daß es nicht die einzelne Person ist, die beurtheilt und betrachtet wird, sondern daß Berlioz der Vertreter der Ansichten und Bestrebungen einer ganzen Klasse von Künstlern und Kunstfreunden gewesen ist, und daß seine Entwicklung und die Rolle, die er gespielt, dadurch gewissermaßen etwas Typisches erhalten hat. Und wenn auch die Zahl der Freunde seiner Bestrebungen und der Kenner seiner Arbeiten in Deutschland klein, ja vielleicht noch immer mehr im Abnehmen begriffen ist; jedenfalls wird die Anschauung eines lebendig gezeichneten Bildes dieser eigenthümlich gestalteten Natur ihr Interessantes, ihr Belehrendes und Aufklärendes, ja vielleicht auch ihr Warnendes nicht entbehren. Zu einer solchen Darstellung aber wird diese Selbstbiographie in ihrem reichen Inhalte und ihrer geistreichen, fesselnden Form eine unentbehrliche Grundlage bilden.

Dr. H. Deiters.

Nekrolog.

Beck, Emil, Buch- und Musikalienhändler in Berlin, † daselbst am 31. März.

Fétis, François Joseph, berufener Komponist und Musikschriftsteller, † am 26. März zu Brüssel nach kurzem Krankenlager. Er war am 25. März 1784 zu Mons in Belgien geboren. Nachdem er in Paris seine Studien gemacht und Deutschland und Italien bereist hatte, ließ er sich in Paris nieder, machte 1806 eine reiche Heirath und zog sich 1811, nachdem er ohne sein Verschulden sein Vermögen verloren, in die Einsamkeit zurück, bis er 1813 zum Organisten und Professor an der Musikschule zu Douai berufen wurde. Seit 1818 Professor am Pariser Konservatorium, reorganisirte er den Unterricht und wirkte erfolgreich für Verbreitung guten Geschmacks und tieferen Verständnisses der Musik. 1833 wurde er Kapellmeister des Königs von Belgien und Direktor des Brüsseler Konservatoriums. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bedeutendste (wiewohl sehr der kritischen Sichtung und Ergänzung bedürftige) seine „Biographie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique" in 8 Bänden. Sein letztes Werk war eine treffliche geschriebene Biographie de Bériots, im „Annuaire de l'Académie royale de Belgique" für 1871 (abgedruckt im Journal des beaux-arts).

Gerstorfer, August, seit 13 Jahren Regisseur am königlich sächsischen Hoftheater zu Dresden, seit 29 Jahren Hofschauspieler und Kirchensänger, ein geschätzter Künstler, † am 21. März zu Dresden.

Streicher, J. B., Chef der bekannten Klavierfabrik Streicher und Sohn in Wien, k. k. Kammer- und Hofpianofortefabrikant, Vicepräsident der Handels- und Gewerbekammer, † am 28. März zu Wien, 75 Jahre alt.

Bildende Kunst.

Nekrolog.

Gertner, J. B., Professor, vorzüglicher dänischer Porträtmaler, † am 30. März zu Kopenhagen, im Alter von 52 Jahren. Er hatte sich auf einem Besuche in Schweden, wo er zahlreiche Arbeiten, besonders auch für den königlichen Hof, auszuführen gehabt, eine Lungenkrankheit zugezogen, die seinen Tod herbeiführte.

Heß, Peter von, berühmter Schlachten- und Genremaler, geboren 1792 in Düsseldorf, † am 4. April zu München. Er machte im Stabe Wrede's die Befreiungskriege mit, ging mit König Otto 1833 nach Griechenland, später an den Hof von Petersburg, überall mit größeren künstlerischen Aufträgen beschäftigt. Besonders bekannt sind seine Bilder im Banketsaale des (Münchener) neuen Saalbaues und der Einzug des Königs Otto in Nauplia, in der neuen Pinakothek. — Er war Mitglied mehrerer Akademien.

Horschelt, Theodor, Professor, einer der ausgezeichnetsten Schlachtenmaler, † am 5. April zu München, laut Meldung von dort. Er wußte sich seinen Weg ganz unabhängig von der Münchener Manier zu bahnen und empfing seine Richtung hauptsächlich durch seinen mehrjährigen Aufenthalt im Lager der Russen während der Feldzüge im Kaukasus. Kampfscenen und Sittenbilder von dort sind der Stoff seiner Bilder, in denen die markige und charaktervolle Zeichnung und die Lebendigkeit der Komposition das Verdienst des Kolorits übertrifft. Besonders berühmt ist sein umfangreiches Gemälde des Sturms der Russen auf den Berg Gounib, die letzte Zuflucht Schamyls, am 6. September 1859, das ihm auf der Pariser Ausstellung die goldene Medaille eintrug. Mehrere große Zeichnungen sind durch photographische und photolithographische Reproduktion bekannter geworden. — Er war Mitglied der Akademien zu Petersburg, München und Berlin.

Kälbl, Aloys, geschätzter Maler in München, † daselbst am 28. März.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Cranach, Lucas, des Aelteren Leben und Werke. Von Chr. Schuchardt. 3. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Hals, Franz, und seine Schule. Von W. Bode. Leipzig, Seemann.

Hildebrandt und Schirmer. Von G. Freiberg. Berlin, Duncker.

Kunstgeschichte des Alterthums, von Fr. Reber. Leipzig, T. O. Weigel.

Rom- und Mittel-Italien, Reisehandbuch für. Von Th. Gsell-Fels. 2 Bde. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

Geographie.

Geographische Umschau. II. Amerika. Der Flußlauf des Jukon, des „Missisippi von Alaska", war bisher nur durch Kompaßpeilungen und Distanzschätzungen von Whymper und Dall aufgenommen worden (Ergänzungsbl. Bd. V, S. 484). Astronomische Ortsbestimmungen lagen ihren Karten nicht zu Grunde. Um so wichtiger ist es jetzt, daß von Kapitän Charles W. Raymond Fort Jukon am mittleren Laufe des gleichnamigen Flusses genau seiner Lage nach bestimmt wurde (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 304). Raymond ermittelte dafür 66° 34′ nördl. Br. und 144° 25′ westl. L., die Lage ist also südwestlicher, als Dall sie angegeben, aber weit nordöstlicher als Whympers Position. Auf Grund dieser Bestimmung weist Kapitän Raymond im Auftrage des Finanzministeriums die Agenten der Hudsonsbai-Kompagnie an, ihren Handel zu Fort Jukon einzustellen, da dessen Lage auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten dargethan sei. Die Grenze zwischen beiden Territorien verläuft längs dem 141. Längengrade; alles Land westlich von demselben gehört zu Alaska. Im ganzen klingt Raymonds Bericht über die neue amerikanische Besitzung nicht sehr tröstlich; es bleiben der Pelzhandel und der Lachsfang als wichtigste Erwerbsquellen, da von Ackerbau keine Rede sein kann, Nutzholz am Jukon nur in schlechter Beschaffenheit vorkommt und an diesem Flusse auch keine nutzbaren Mineralien bisher entdeckt worden sind. Anders liegen bekanntlich die Verhältnisse im pacifischen Küstenstriche.

Nach Raymond ist die Sterblichkeit unter den eingeborenen Indianern Alaska's gegenwärtig eine sehr beunruhigende. Nach einem Berichte (Globus XVIII, S. 16) des Kommissärs Parker lebten 1869 im Territorium Alaska noch 75,000 Indianer; im übrigen Gebiete der Vereinigten Staaten überhaupt nur noch 300,000 Rothhäute. 31,290 entfallen auf Kalifornien und 4991 lebten in einer Reserve im Staate Newyork. Demnach ist die Zahl sämmtlicher Indianer westlich vom Missisippi bis zur Sierra Nevada auf etwa 277,000 zusammengeschmolzen. Nach einer Zusammenstellung im „Indian office" zu Washington vom November 1863 in „The National Almanac and annual record 1864" betrug die Summe der Indianer in den Vereinigten Staaten, die noch selbständige Stämme bildeten und im Census von 1860 nicht inbegriffen waren, nur noch 268,079. Die einzelnen Stämme und ihre Seelenzahl finden wir verzeichnet in Behms „Geographischem Jahrbuche 1866", S. 111. Seitdem ist allerdings Alaska hinzugekommen. Zu demselben Jahrbuche 1870, S. 79 finden wir für 1866 die Summe aller Indianer, Alaska ausgenommen, auf 307,842 angegeben, eine Zahl, die mit der obenangeführten übereinstimmt.

Ueber die so wenig bekannte Königin-Charlotten-Inseln hat R. Brown (Proceedings XIII, 1869, S. 381; Auszug in Petermanns Mittheilungen 1870, S. 293) eine sehr wichtige Arbeit geliefert. Diese zu Britisch-Columbia gehörige Inselgruppe an der Küste des Stillen Oceans wurde 1774 von dem Spanier Juan Perez entdeckt und erhielt 1787 von dem englischen Kapitän Dixon nach seinem Schiffe Queen Charlotte ihren Namen. Sie liegt zwischen 51° 55′ und 54° 20′ nördl. Br. und 130° 35′ und 133° westl. L. v. Gr. Die Entfernung vom Festlande schwankt zwischen 20 und 80 englischen Meilen. Zwei Kanäle trennen die drei Hauptinseln der Gruppe: Graham-Insel, Moresby-Insel und Prevost-Insel. Die Westküsten sind viel zerrissener und steiler als die östlichen, und die südlichen Inseln weit niedriger als die nördlichen. Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so kommen Konglomerate, Schiefer, Kohle und metamorphischer Sandstein vor, letzterer auf „Trapp" ruhend. Die Kohle ist anthracitischer Natur; Abbauversuche haben kein günstiges Ergebniß geliefert; dasselbe war mit Versuchen auf Kupfererze der Fall; Gold findet sich in Quarzadern.

Digitized by Google

Vulkane gibt es nicht, obgleich sie irrthümlich dort verzeichnet wurden. Trotz der nördlichen Lage ist das Klima mild, die Temperatur ist gemäßigt, es fällt wenig Schnee, aber viel Regen. Am 1. April war der Schnee schon aus den Niederungen verschwunden, Moskitos waren häufig und Ende April zeigten sich Kolibris (die bekanntlich bis zur Halbinsel Alaska hinaufgehen). Bewohner sind die Hydahs-Indianer, die nicht ethnographisch, wohl aber politisch in verschiedene Stämme zerfallen. Nach Brown sind sie physisch der schönste eingeborene Menschenschlag Nordamerika's, doch entstellen sich die Frauen durch Einfügung eines Knochenschmuckes in die Unterlippe. Hände und Füße sind klein und wohlgeformt, die Hautfarbe ist sehr hell, und besonders haben die Frauen im Gesichte eine Mischung aus Weiß und Roth, wie man sie sonst nirgends bei der amerikanischen Rasse findet. Das Tätowiren ist nicht allgemein. Die Hydahs sind kühne, aber grausame und rachsüchtige Krieger; der Trunk ist allgemein, und die Frauen sind durch den Umgang mit Weißen sehr liederlich geworden. Eine Folge davon ist die Verbreitung der Syphilis. Fast jede Familie hat ihr Wappen (Totem der Tschippewäs), und Heirathen zwischen Inhabern desselben Totems sind verboten. Die Totems sind auf Kupfertafeln eingravirt. Die Hydahs haben eine und dieselbe Sprache, die von allen übrigen Indianersprachen Nordwestamerika's verschieden ist und nur wenig dialektische Verschiedenheiten aufweist. Während man 1839 noch 8500 Hydahs annahm, schätzt Brown deren Zahl jetzt nur auf 5000. — Sämmtliche Inseln sind bis dicht ans Meer mit Coniferen und sommergrünen Bäumen bewaldet; am gewöhnlichsten ist Abies Menziezii *Dougl.*, die an manchen Stellen riesige Dimensionen erreicht. Das Unterholz ist meistens Gaultheria shallon *Pursh*. Außer großen Quantitäten Kartoffeln bauen die Hydahs keine Kulturpflanze. Die Fauna ist jene der nordpacifischen Küstenländer; es fehlen Hirsche, der Wolf, der Waschbär. Bären (Ursus americanus) sind häufig; der Biber, der Seeotter, die Bärenrobbe kommen vor; im Mai ist ein Lachs häufig, Seefische sind in Menge vorhanden. Brown rieth von Kolonisationsversuchen ab.

Wir wollen aufmerksam machen auf einen amerikanischen Bericht (Globus XVII, S. 174), welcher eine Aenderung in den meteorologischen Verhältnissen des fernen Westens der Vereinigten Staaten darthun will, der jedoch wohl mit einiger Vorsicht aufzufassen ist. Danach ist die Feuchtigkeit in den als dürr und todt verschrieenen Salzplateaus zwischen Sierra Nevada und Felsengebirge, ebenso in der wüsten Gegend am Ostabhange der Felsengebirge entschieden in der Zunahme begriffen. „Die trockenen Flußbetten füllen sich mit Wasser, und zwar nicht bloß nach den Schneeschmelzen im Gebirge, sondern das ganze Jahr hindurch, die Vegetation wird frischer und weniger vereinzelt. Diesseit und jenseit der Felsengebirge nimmt offenbar der Boden an Feuchtigkeit zu und damit auch die sonst so trockene Atmosphäre." Ein genügender Grund wird allerdings nicht angeführt, aber einige specielle Beispiele scheinen die Sache zu bestätigen. Die Laramieebene, sonst ohne alles Wasser, ist nicht mehr ganz wasserarm. Das Arkansasflußbett war noch 1862 eine weite Strecke trocken, ebenso der Pecos. Jetzt haben sie Wasser. Im Morothal gab es keine Vegetation, jetzt bringt es vorzüglichen Weizen hervor. Denver (Colorado) wurde an einem ausgetrockneten Flußbette erbaut; einige Zeit nach Gründung der Stadt stellte sich Wasser ein, und jetzt kann man nur vermittels Brücken über das Wasser gelangen.

Im Zusammenhange hiermit scheint zu stehen, was Theodor Kirchhoff über den Wechsel des Klimas im nördlichen Texas berichtet (Globus XVIII, S. 70). Das Klima ist dort ein gemäßigtes südliches. Selten steigt im Sommer die Hitze über 90° F., in Ausnahmefällen über 100° F. im Schatten. Die Winter dagegen sind seit den letzten Jahren bedeutend strenger geworden. Eis, früher eine Seltenheit, gibt es jetzt in jedem Winter, und es wird mitunter sehr kalt. Der Regenfall hat sich bedeutend vermehrt; heftige Gewitter, sonst nicht häufig, gibt es jetzt im Frühjahre fast jeden Tag. „In früheren Jahren waren die hiesigen Farmer stets in Angst vor einer Dürre; jetzt fällt eher zu viel als zu wenig Regen. Die Zunahme des Waldstandes und der neue Baumwuchs auf den Prärieen scheinen mir mit dieser klimatischen Veränderung in enger Wechselwirkung zu stehen."

Im Südwesten der Union sind es die Territorien Neu-Mexiko und Arizona, welche als zukunftreiche Gebiete einmal von der großen südlichen Pacificbahn durchzogen sein und jetzt vielfach durchforscht werden. Mit ihnen (sowie mit der mexikanischen Provinz Sonora) beschäftigt sich ein erwähnenswerthes Werk von W. A. Bell: New Tracks in North-America (London 1869). Die Indianerstämme, die physische Geographie des Coloradobeckens werden dort ein-

Digitized by Google

gehend geschildert. Was die Bevölkerung von Arizona angeht, so ist sie in diesem 5358 deutsche Q.-Meilen großen Territorium nach Dr. Semig (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 111) nur eine sehr geringe. Es sind nämlich nur 7000 Amerikaner und Mexikaner angesiedelt; die Hauptstadt Tucson zählt erst 2500 Einwohner; dagegen beträgt die Zahl der Indianer noch fast 30,000. Unter diesen haben die Moquis und Papagos feste Wohnsitze, sie treiben Ackerbau und leben ohne Unterstützung der Regierung ausschließlich von ihrer eigenen Arbeit; andere, wie die Chemehuevis, Mojaves, Yumas, Cocopas, Maricopas, erhalten Unterstützung von der Regierung und sind meistens Viehzüchter; die verschiedenen Apachestämme, Räuber ohne feste Wohnsitze, leben in Feindschaft mit den Weißen. Der Hauptfluß Arizona's ist der Colorado; sein oberer Lauf wie der Green-River wurden von Powell erforscht (Ergänzungsbl. Bd. V, S. 485); den unteren, bis zum Einfluß in den kalifornischen Busen, schildert nach fünfjähriger mühevoller Arbeit Kapitän Samuel Adams (Globus XVII, S. 78). Er fuhr in einem Boote den Strom aufwärts und fand auf den ersten 115 englischen Meilen von der Mündung an aufwärts zu beiden Seiten reiche Thäler von 5 bis 15 Meilen Breite. Hier wohnen ackerbautreibende Cocopah- und Yumaindianer. Oberhalb Fort Yuma, 140 engl. Meilen von der Mündung, bis zu einem Punkte 430 engl. Meilen aufwärts, laufen mehrere kleine Thäler ab, welche von den Mohave, Chomawawa- und Pahwatleindianern bewohnt werden, die dort Getreide und Melonen ziehen und Holz für die Dampfer schlagen. Auf einer Strecke von 650 engl. Meilen trifft man fast überall auf die Anzeichen von Erzadern, Gold und Silber. Blei und Kupfer liegen reichlich in jenen Felsenufern verborgen. Die Uferscenerie von Chomawawa-, Mohave-, Black-, Long- und Pointed Cañon ist über alle Beschreibung großartig. In Pointed Cañon z. B. enthüllen sich bei jeder neuen Wendung des Flusses neue großartige Schönheiten. Bald glaubt man alte Ruinen zu sehen, Festungswerke und Schlösser, von Felsen gebildet, welche hoch oben auf den Steilwänden emporragen. An anderen Stellen scheint es, als wenn ungeheure Felsblöcke, welche weit über den Cañon hinausragen, bei der leisesten Berührung hinabstürzen müßten. Oberhalb Colville erstreckt sich der Black- oder Big-cañon auf eine Strecke von 13 engl. Meilen, ohne weder rechts noch links einen Ausweg darzubieten. Hier ist auch nicht die Spur von Vegetation zu sehen; keine Quellen rieseln die Felswände herunter; zu beiden Seiten heben sich senkrechte Felsen bis zu 800 und 1500' empor, welche das Ansehen von polirtem Eisen haben. So weit das Auge reichen kann, sieht man nur den Strom, eingeengt zwischen diesen mächtigen Felswänden.

Die ethnographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten befinden sich in einem fortwährenden Flusse. Wie wir gesehen haben, ist die Zahl der eingeborenen Indianer bereits außerordentlich zusammengeschmolzen; dazu gesellt sich nun, daß nach verschiedenen unverdächtigen Beobachtungen ein starkes Hinwegsterben der emancipirten Neger in den Südstaaten wahrzunehmen ist, wenn auch mit statistischen Daten dieses noch nicht belegt wird. Als Gründe dafür werden angegeben, daß der befreite Neger im Durchschnitte arbeitsscheu sei, im Schmutze lebe, schlechte Nahrung zu sich nehme, und daß hierdurch die Sterblichkeit unter den Farbigen eine ganz ungewöhnliche geworden sei; dazu geselle sich der Kindermord. Die Listen z. B. in Südcarolina weisen nach, daß dort unverhältnißmäßig wenig Negerkinder geboren werden. Statt der Schwarzen verbreitet sich nun das mongolische Element. Die Chinesen eilen mehr und mehr nach den Vereinigten Staaten, namentlich nach der pacifischen Küstengruppe, und da sie jetzt auch Frauen nachkommen lassen, so ist kaum noch daran zu zweifeln, daß sie als ein konstituirendes Element der neuen Bevölkerung der Union zu betrachten sind. Nach dem mit Schluß 1869 von dem Specialkommissär D. A. Wells abgestatteten Bericht an die Regierung in Washington stieg die Einwanderung der Chinesen von 4733 im Jahre 1856 auf 12,847 im Jahre 1869; für 1856 — 1869 beträgt sie 78,817 Personen, von denen viele allerdings wieder ihre alte Heimat aufsuchten. Von weit größerem Belang ist indessen die Einwanderung aus Europa, und hier ist es namentlich Deutschland, welches allen übrigen Ländern den Rang abgelaufen hat und einen ununterbrochenen Menschenstrom nach den Vereinigten Staaten sendet. Gegenüber dem Eindringen der Irländer, die nächst den Deutschen mit dem höchsten Procentsatz der Einwanderung vertreten sind, wird so der germanische oder vorwiegend germanische Charakter der Union gewahrt. Wie stark dieser Einwanderungsstrom ist und wie er sich geschichtlich gestaltete, hat in einem außerordentlich gründlichen Werke der jetzt nach Deutschland zurückgekehrte frühere Einwanderungskommissär

Digitized by Google

Friedrich Kapp nachgewiesen (Immigration and the Commissioners of Emigration, Newyork 1870). Danach wanderten von 1784 bis 1794 durchschnittlich nicht mehr als 3000 Personen ein. Von da an bis 1810 schon 4000 Personen. Die große Hungersnoth von 1816 und 1817 trieb viele Tausende über den Ocean. Materielles Elend einerseits und politische Unzufriedenheit anderseits übten stets einen vorwiegenden Einfluß auf die Auswanderung. Nach der Handelskrisis in England und der Noth in Irland im Jahre 1826 hob sich die Einwanderung von dort von 7709 im Jahre 1826 auf 11,952 im Jahre 1827 und auf 17,840 im Jahre 1828. Die Einwanderung von Irland erreichte im Jahrzehnt von 1846 bis 1854 ihren Höhepunkt nach der großen Hungersnoth des Jahres 1846. Von Deutschland ergossen sich größere Massen von Auswanderern nach den fehlgeschlagenen Revolutionsversuchen von 1830 bis 1833, auf welche die politischen Verfolgungen und die Reaktionspolitik des Bundes folgten. Während 1831 nur 2395 Deutsche in den Vereinigten Staaten ankamen, war die Zahl der eingewanderten Deutschen 1832 schon 10,618, 1837 aber 23,036. So auch nach dem Fehlschlagen der Revolutionen von 1848 und 1849. Vom 1. Januar 1845 bis 31. December 1854 kamen 1,226,392 Deutsche in den Vereinigten Staaten an. 1866 ließ sich abermals ein Steigen bemerken, da viele mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedene Familien auswanderten. Kurz, schlechte Zeiten in Europa vermehren regelmäßig, und schlechte Zeiten in Amerika vermindern in gleichem Maße die Einwanderung. So nach den großen amerikanischen Handelskrisen 1837, 1857 und nach dem Bürgerkriege. Der oben angezogene Bericht des Specialsteuerkommissärs Wells stellt amtlich die Zahl der Einwanderer von 1856 bis 1869 zusammen; es wanderten ein im ganzen 2,918,213 Personen, die auf die einzelnen Jahre folgendermaßen sich vertheilen:

1856:	200,436 Personen,	1863:	176,282 Personen,
1857:	251,306 "	1864:	193,418 "
1858:	123,126 "	1865:	248,120 "
1859:	121,282 "	1866:	318,554 "
1860:	153,640 "	1867:	298,358 "
1861:	91,920 "	1868:	297,215 "
1862:	91,987 "	1869:	352,569 "

Was die Zahl der Deutschen betrifft, so stellt ein amtlicher Bericht sie folgendermaßen zusammen. Es wanderten Deutsche ein:

1830—1840	152,585
1840—1850	434,626
1850—1860	951,667
1860—1868	607,032

Also in 38 Jahren weit über 2 Millionen! Mit der Abrechnung des Durchschnittsprocents der Todesfälle (1,40) und der Hinzurechnung des Durchschnittsprocents der Geburten (2,80) ergibt sich — ohne dem Exempel arithmetische Progressionen zu geben —, daß die Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig über 7 Millionen beträgt, daß sie etwa den fünften Theil der Bevölkerung ausmachen. Der officielle Census, welcher nach Nationalitäten nicht rechnet, wohl aber das Geburtsland berücksichtigt, erkennt allerdings diese große Anzahl der Deutschen nicht an, da die in Amerika geborenen deutschen Kinder auch als Amerikaner gerechnet werden. Deutsche Stimmen nahmen, gestützt auf die Thatsache, daß die deutschen Eben ungemein viel fruchtbarer als die angloamerikanischen sind, an, daß in Zukunft ein Ueberwiegen des deutschen Elementes in der Union stattfinden werde — vorausgesetzt, was jedoch im großen bisher nicht der Fall war, daß der deutsche Nachwuchs nicht seine Muttersprache mit der englischen vertausche. Die Haupteingangspforte für Einwanderer ist der Hafen von Newyork. Die Zahl der dort vom 5. Mai 1847 bis zum 1. Januar 1870 gelandeten Einwanderer ist nach Kapps Werke 4,297,980. Fügt man dem Kapitalwerth an Arbeits- und Produktionskraft von 1125 Dollars, den jeder Einwanderer nach Kapps Schätzung repräsentirt, 150 Dollars per Kopf für den Werth des von ihm mitgebrachten persönlichen Eigenthums hinzu, so findet man, daß die Einwanderung den Nationalreichthum der Vereinigten Staaten in obiger Periode um mehr als 5 Milliarden Dollars vermehrte oder um mehr als doppelt so viel, als die jetzige amerikanische Bundesschuld beträgt. Da die Einwanderung jetzt durchschnittlich 300,000 Seelen beträgt, so gewinnt das Land durchschnittlich nahezu 400 Millionen Dollars jährlich, oder mehr als 1 Million per Tag. Die Gründe, weshalb der Union von den Europamüden der Vorzug gegeben wird, sind einleuchtend: moralische und physische Ursachen wirken hier zusammen, wie in keinem zweiten Lande der Erde.

Aus Mexiko berichtet der norddeutsche Konsul Kuhardt in Guadalajara über die Entstehung eines neuen Vulkans (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 426), oder vielmehr über die wieder eingetretene Thätigkeit eines bisher für erloschen gehaltenen Kraters. Der Cerboruco liegt im Staate Jalisco in der Nähe von Tepic, südlich vom Rio Grande de Santiago und nicht weit von dessen Mündung.

Der Krater auf dem Gipfel des kegelförmigen Berges besitzt eine kreisrunde Gestalt und hat 80—100 Meter Durchmesser; die Höhe des Vulkans über dem Meeresspiegel beträgt 1358 Meter. Am 21. Februar 1870 erfolgte unerwartet der Ausbruch, und eine 80—90 Meter tiefe Schlucht wurde von einem Lavastrome erfüllt, unterirdische Detonationen waren häufig und eine 400 Meter hohe Dampfsäule erhob sich senkrecht über dem einstürzenden Krater.

Aus Britisch-Honduras mit der Hauptstadt Belize erhält man selten Nachrichten. Die dünnbevölkerte Kolonie (635 QMeilen mit 25,600 Einwohnern) befindet sich in einem keineswegs blühenden Zustande. Ihr Gedeihen beruht auf dem Handel mit Mahagonyholz, das von indianischen Arbeitern in den Wäldern gehauen wurde; dieser Erwerbszweig hat nun fast gänzlich aufgehört; die Arbeiter sind fortgezogen. Nicht wenig mögen hierzu die Feindseligkeiten der Indianer gegen die Engländer beigetragen haben; es besteht ein fortgesetzter Krieg zwischen beiden Theilen, da die Engländer den Indianern ohne weiteres Ländereien weggenommen hatten. Was die Zahl und Stämme der Indianer anbetrifft, so gibt ein in deren Gefangenschaft gerathener und wieder ausgelöster englischer Offizier sie folgendermaßen an: Santa-Cruzindianer, starke, kräftige Menschen, 6000 Köpfe; Lotschaus 5000 Köpfe; Ekitscha mit einigen kleineren Horden 600 Köpfe. (Globus XVIII, S. 64, 240).

Bekanntlich wurde, als Napoleon III. das unglückliche mexikanische Kaiserreich in Scene setzte, auch eine Commission scientifique du Méxique ernannt, die mit der wissenschaftlichen Erforschung des Landes betraut wurde. Die Früchte dieser Arbeiten treten zu Tage und bilden das einzige versöhnende Element in einer Geschichte voll Unglück, Intriguen und Abenteuer. Die Geologen A. Dollfus und E. de Montserrat, welchen der politische Zustand Mexiko's es nicht erlaubte, dort ihre Forschungen zu unternehmen, begaben sich nach Guatemala und San Salvador, welche von ihnen geologisch und geographisch untersucht wurden. Die Frucht ihrer mühsamen Arbeiten ist das bedeutende Werk „Voyage géologique dans les républiques de Guatemala et de Salvador" (Paris 1868), welches wir hier eingehender erwähnen müssen. Der reich mit Karten, Profilen und Ansichten geschmückte Band enthält den Reisebericht der beiden Autoren, dann Abschnitte über die physische Geographie, die Klimatologie und Meteorologie neben der Geologie jener vulkanischen Länder. Die Axe dieses Abschnittes von Centralamerika besteht aus Granit, an den sich metamorphische und sedimentäre Gesteine anlehnen, Glimmer- und Talkschiefer, mit einzelnen Jurakalkvorkommnissen, die letzteren namentlich an den östlichen Abhängen dem atlantischen Ocean zu, die weniger steil und breiter sich verflachen als die Abdachung nach dem Stillen Ocean. Die Wasserscheide zwischen beiden wird durch eine Felsart gebildet, welcher Dollfus und Montserrat den Namen „trachytischer Porphyr" geben, und die sich in ausgedehntem Maße von Nordwesten nach Südosten erstreckt. Die jüngste Formation, welche angetroffen wird, war die Juraformation, woraus hervorgeht, daß die beiden Länder in einer vergleichsweise alten Zeit sich aus dem Ocean erhoben. Daß die große Masse trachytischen Porphyrs, welche als die Basis des ganzen Landes im Süden der Scheidekette geschildert wird, und welche die vulkanischen Kegelberge trägt, selbst vulkanischen Ursprungs ist, etwa ein Ausfluß oder eine Reihe von Ausflüssen aus einer großen eruptiven Spalte, läßt wenig Zweifel zu.

Der hervorragendste geologische Zug des Landes besteht indessen aus der langen Reihe vulkanischer Kegelberge, welche sich alle nahe dem Küstensaume des Stillen Oceans erheben und von denen manche erloschen, andere in voller Thätigkeit sind. Die mitgetheilte Ansicht dieser Kegelberge Guatemala's von der See her erscheint durch die außerordentliche Regelmäßigkeit der dem Gebirge aufgesetzten Zuckerhüte fast unnatürlich. Mehrere der Vulkane wurden von den beiden Franzosen erstiegen; gewöhnlich fanden sie auf den Gipfeln große Krater, einige davon in vollkommener Ruhe, andere und namentlich solche, aus denen vor kurzem Ausbrüche stattgefunden hatten, saure und schwefelige Dünste ausstoßend. Die wichtigsten von den Verfassern erforschten Vulkane sind folgende, bei deren Aufzählung wir von der Fonsecabai nach Westen hin fortschreiten. Zunächst am östlichen Eingange dieser schönen Bai, noch auf dem Gebiete Nicaragua's, der zerstörte Kegel des Coseguina, welcher während der fürchterlichen Eruption des Jahres 1835 fast die Hälfte seiner Höhe einbüßte, da der obere Theil durch eine Reihe von Explosionen, welche vom 20. Januar bis Ende Februar dauerten, förmlich in die Luft gesprengt wurde. Die Explosionen waren in 3000 Kilometer Entfernung hörbar, und auf dem Raume von Jamaika im Norden

Digitized by Google

bis Santa Fé de Bogota im Süden wurden Land und Meer von einem dichten Aschenregen bedeckt. Der ungeheure Krater, welcher bei diesem Ausbruche entstand, mißt wenigstens 10 Kilometer (etwa anderthalb deutsche Meilen) im Durchmesser; er ist einer der größten bekannten Krater überhaupt, in Mittelamerika sicher der größte. Die Abhänge des Vulkans, die fast unmittelbar aus dem Ocean aufsteigen, da der Coseguina auf einer Halbinsel liegt, sind aus großen Lavablöcken und Schlacken zusammengesetzt, welche von der Eruption herrühren. — Innerhalb der Fonsecabai trägt die Insel Tigre einen außerordentlich regelmäßigen Vulkankegel, der aus basaltischer Lava und Schlacken besteht. — Am westlichen Vorsprunge der Bai erhebt sich als Gegenüber des Coseguina der Vulkankegel des Conchagua, gleichfalls basaltischer Natur. Zur Zeit, als Dollfus und Montserrat ihn besuchten, besaß er keinen Krater; seitdem aber hat (Februar 1868) eine große Eruption stattgefunden. — Einige Meilen weiter westlich liegt der 7000′ hohe Vulkan San Miguel, der während einer Eruption im Jahre 1849 nahe von seinem Gipfel einen Strom basaltischer Lava ergoß. Seine früheren Eruptionen waren sehr häufig; er zeigt einen sehr tiefen kreisrunden Krater von etwa 5 Kilometer Umfang mit senkrechten Wänden, die aus festem basaltischen Gestein bestehen. Die umherliegenden Schlacken sind reich an kleinen Feldspathkrystallen. — Westlich vom San Miguel liegen verschiedene kleinere vulkanische Kegel und viele sehr thätige Schlammvulkane, die heiße Dämpfe ausstoßen; das Volk bezeichnet sie als Infernillos. — Es folgt der scheinbar erloschene Vulkan von San Salvador, der in seinem Krater einen See von 2 Kilometer Durchmesser birgt, er ist von ungeheuren Bimssteinanhäufungen umgeben. — Wieder weiter westlich erhebt sich der bekannte Kegel des Isalco, der durch Schlacken- und Lavaeruptionen, die im Jahre 1770 begonnen, auf einer Ebene gebildet wurde. Die Anhäufung derselben dauert ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage fort, und der Kegel hatte, als die beiden Franzosen 1864 ihn besuchten, bereits eine Höhe von 10,000′ erreicht. Die Laven des Isalco sind basaltisch (pyroxenisch), von tief schwarzer Farbe und sehr glasig, mit zahlreichen Feldspathkrystallen und Olivinkörnern. Die beiden Franzosen erstiegen den Vulkan und fanden auf dem Gipfel einen elliptischen Krater, oder eigentlich drei Krater zusammen in einer Linie, die in der Richtung der allgemeinen vulkanischen Axe des Landes verlief. Aus dem mittleren Krater drangen Wasserdämpfe, die etwas mit Salz- und Schwefelsäure geschwängert waren, empor; auch hörte man fortdauernde Detonationen im Innern. — Abermals weiter westwärts gelangt man an verschiedenen kleinen erloschenen Vulkanen und zahlreichen Schlammvulkanen vorüber nach der bemerkenswerthen Gruppe des Pacaya und den beiden Vulkanen Fuego und Agua (Feuer und Wasser), in der Nähe des Amatitlansees. Der erstere besteht aus Trachytmassen, welche eine Anzahl Schlackenkegel und Krater umschließen. Der höchste derselben erreicht etwa 8500′ über dem Meere. In der Mitte dehnt sich eine weite halbkreisförmige Area aus, augenscheinlich der noch übrig gebliebene Theil eines kolossalen Kraters, während zwei beträchtliche Kegel, von denen jeder auf seinem Gipfel einen kreisrunden Krater trägt, gleich Schildwachen auf der alten Kraterfläche sich erheben. Einer dieser Kegelkrater birgt einen See. Vom Fuße des andern Kegels ergoß sich 1755 ein ungeheurer Lavastrom weit über die umgebende Hochebene. — Vom Gipfel des Pacaya hat man einen prächtigen Ueberblick über den 11,000′ hohen, vollkommen regelmäßigen Kegel des Agua, von dem im Jahre 1541 ein Schlamm- und Wasserstrom herniederstürzte, welcher die alte Stadt Guatemala zerstörte. Man hat, und dieses thun auch Dollfus und Montserrat, dabei an den Durchbruch eines Kratersees gedacht; dagegen ist nun neuerdings Dr. G. Bernoulli in Mazatenango aufgetreten (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 461). Humboldt dachte an Schneeschmelzen, da aber der Vulkan nicht in die Region des ewigen Schnees reicht, so sind diese ausgeschlossen. Nach Bernoulli sind aber anhaltende starke Regengüsse allein schon im Stande, noch heftigere Zerstörungen hervorzubringen, wie er durch neuere, aus dem Jahre 1869 datirende Thatsachen bewiesen. Er schiebt den Untergang Guatemala's auf eine solche Wasserfluth, bei der allerdings auch gleichzeitig die beiden Vulkane Agua und Fuego thätig waren. — Der Fuego ist von fast gleicher Höhe wie der Agua und stößt noch fortwährend heiße Dämpfe aus. Der Kegel desselben ist nach drei Seiten hin vollkommen regelmäßig, zeigt aber an der vierten einen weiten Seitenkrater; ein zweiter, kreisrunder und 1500′ tiefer Krater befindet sich auf dem 12,000′ hohen Gipfel. Die Laven der beiden zuletzt erwähnten Vulkane scheinen trachytischer Natur zu sein. — In einer kurzen Entfernung weiter westlich in 14° 50′

Digitized by Google

erreichen wir die Gruppe von Quelzaltenango, die aus zwei Hauptkegeln, dem Cerro Quemado und Santa Maria besteht. Der letztere scheint erloschen und ist 10,500′ hoch; der erstere, etwa 2000′ niedriger, hatte 1785 eine Eruption und stößt gegenwärtig noch Rauch aus. Diese Eruption hat einen weiten, vieleckigen Krater zurückgelassen, der von steilen Klippen und Zacken aus Trachyt umgeben ist; an einer Seite sind dieselben durchbrochen, hier hat sich ein mächtiger Lavastrom über die benachbarte Ebene ergossen. Dieses war der letzte von den beiden Franzosen untersuchte Vulkan.

Die Zahl der verschiedenen Projekte zur Kanalisirung des mittelamerikanischen Isthmus vom Atratosstusse an bis zur Landenge von Tehuantepec ist kaum noch zu übersehen; mehr oder minder ernst gemeint, werden sie seit langem verfolgt, ohne eine Aussicht auf günstigen Erfolg zu geben. Auch die großartig im Jahre 1869 geplante und 1870 unternommene amerikanische Expedition nach dem Isthmus von Darien ist als gescheitert anzusehen. Der in Newyork bestehenden Darienkanal-Kompagnie war 1869 von der Republik Colombia das ausschließliche Recht eines Kanalbaues durch den Isthmus gesichert worden. In Folge dessen verließ eine vortrefflich ausgerüstete Expedition unter Lieutenant Th. O. Sefridge mit zwei Dampfern Newyork, ging nach der Caledoniabai, von wo sie einen von Dr. Cullen angedeuteten Paß aufsuchen und weiter bis nach der San-Miguel-Bai (Stiller Ocean) vordringen sollte (Globus XVII, S. 46; Petermanns Mittheilungen 1870, S. 306). Leider ist die Expedition, sofern sie den projektirten Kanal betrifft, erfolglos geblieben. Es war keine praktikable Route aufzufinden, und es stellte sich heraus, daß ein Kanal, mit ganz ungeheurem Kostenaufwande, nur dann zu ermöglichen sei, wenn man ihn mittels eines Tunnels von mehr als einer deutschen Meile Länge unter dem Gebirge wegführe. Von der Expedition wird nur die Wissenschaft Gewinn haben (Globus XVIII, S. 48).

Kaum glaublich erscheint es, daß von einer so gut bekannten, seit langer Zeit im britischen Besitze befindlichen Insel wie Jamaika der Flächeninhalt nicht genau bekannt war. Die gewöhnlichen Angaben schwankten zwischen 258 und 302 deutschen QMeilen; eine officielle Angabe hatte gar nur 152,9, eine andere dagegen 301 deutsche QMeilen. Nach einer auf Grundlage der neuen geologischen Karte von Sawkins und Brown von F. Hanemann vorgenommenen planimetrischen Berechnung hat Jamaika in runder Summe 200 deutsche QMeilen (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 345).

Richard Andree.

Neue Bücher.

Elsaß und Lothringen, aus Natur und Geschichte von, Von F. v. Löher. Leipzig, Duncker und Humblot.

Rohlfs, Gerh. Von Tripolis nach Alexandrien. 2. Bde. Bremen, Kühtmann.

Schwarzburgische Landeskunde, von K. Helmrich. Sondershausen, Eupel.

Naturwissenschaft.

Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Es ist ein charakteristisches Zeichen der neuern Naturforschung, daß sie die Erscheinungen, welche sich unsern Sinnen darbieten, auf die Wirkung einiger wenigen, allenthalben thätigen Kräfte zurückzuführen strebt. Dieses Bestreben entsteht bei einem gewissen Zustande erlangter Ausbildung des Wissens von selbst, mit natürlicher Nothwendigkeit; es wird weder durch die Bemühungen irgend eines, wenn auch noch so hervorragenden Forschers hervorgerufen, noch kann es durch erste, unausbleibliche Mißgriffe und Irrthümer im Einzelnen gehemmt werden. Es ist ein großer und vielverbreiteter Irrthum, anzunehmen, daß es hauptsächlich Humboldts „Kosmos" gewesen sei, der die ersten besonderen Anregungen zur wissenschaftlichen Erkenntniß der Einheit der Natur in dem hier angedeuteten Sinne gegeben habe. In dieser Beziehung hat Humboldts Werk wenig oder gar nichts geleistet. Zwar stellt sein Verfasser als Hauptabsicht dar, die Natur in ihrer Einheit als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes vorzuführen, allein dieses Hauptprincip wird nur ziemlich oberflächlich durchgeführt. Mit staunenswerthem Wissen ausgerüstet und unterstützt von einer glänzenden Darstellungsweise, hebt der Verfasser des „Kosmos" an mit den fernsten Nebelflecken

Digitized by Google

und steigt von hier stufenweise herab zu den Sternschwärmen, den Doppelsternen und dem Sonnensysteme; er betrachtet die physikalischen und meteorologischen Prozesse an der Oberfläche unseres Erdballs und in den Regionen des Luftmeeres, die geognostischen Lagerungsverhältnisse und die geologische Vergangenheit; aber alles ist wenig mehr als eine kunstreiche, von ungeheurer Belesenheit zeugende Aneinanderreihung der bekannten einzelnen Thatsachen, hier und da von einzelnen, behutsamen Reflexionen allgemeinerer Natur unterbrochen. Was man so lange und immer wiederholt an Humboldt rühmend hervorgehoben: das ruhige Emporragen und Hinausblicken über die Einzelheiten der einzelnen Disciplinen, das Zusammenfassen des Individuellen von einem hohen Gesichtspunkte aus, gerade das ist es, was ihm abgeht und was ihn in dem Maße, als die Zeit weiter vorangeschreitet, immer mehr zurückstellen wird gegen einige andere Forscher, z. B. gegen Robert Mayer, den man zur Zeit, als Humboldt mit der Ausarbeitung seines „Kosmos" beschäftigt war, für einen Narren erklärte! Was Humboldt suchte, war damals längst gefunden, in Journalartikeln von Friedrich Mohr und Robert Mayer war es deutlich ausgesprochen, was heute die Welt stolz als eine ihrer kostbarsten wissenschaftlichen Errungenschaften bezeichnet. Die große und wichtige Entdeckung der Umwandlung der Kraft lag gewissermaßen in der Luft, ein kühner Forscher brauchte nur zuzugreifen. Wir sehen daher auch, daß nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England intelligente, mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstete Männer sich mit der Frage nach dem Wechselverhältnisse der Naturkräfte, mit der Verwandtschaft derselben unter sich beschäftigen. Unter ihnen nimmt Grove, der Erfinder des nach ihm benannten galvanischen Elements, nicht den letzten Rang ein. Er ist nicht gerade Physiker von Fach, d. h. Lehrer der Physik an einer Hochschule, dennoch oder vielleicht auch zum Theil gerade deshalb hat er kühn in seinen Vorlesungen über die Verwandtschaft der Naturkräfte schon im Jahre 1842 Ansichten geäußert und zu begründen versucht, deren Wichtigkeit heute von jedem Physiker begriffen wird, die aber vor dreißig Jahren Manchem bedenklich erschienen, ja unter Umständen einen Fachphysiker in Mißkredit bringen konnten. Grove hat seine zuerst in einer Vorlesung in der Royal Society geäußerten Ansichten ausführlicher und systematischer später in einem besondern Werke veröffentlicht, dessen deutsche Uebersetzung nach der 5. Auflage des englischen Originals soeben erschienen ist*).

Es ist merkwürdig und charakteristisch, daß Grove, dem sein Werk geraume Zeit hindurch von verschiedenen Seiten nicht eben zu besonderem Ruhme angerechnet wurde, sich zuletzt gegen die Ansichten Mancher vertheidigen mußte, welche ihn eher für einen Historiker der Fortschritte auf diesem Gebiete des Denkens, wie als Jemand, der selbst mit dem Gegenstande vertraut sei, betrachten wollten.

Grove gesteht freimüthig, daß zwar Jeder in seiner eignen Angelegenheit ein schlechter Richter sei, „ich müßte aber", fährt er fort, „eine Gleichgültigkeit heucheln, die ich nicht besitze, wollte ich hier nicht meine feste Ueberzeugung aussprechen, daß ich es zuerst gewesen bin, der diesen Gegenstand als ein allgemeines philosophisches System vorgebracht hat, und daß ich denselben während einer Reihe von Jahren beständig in meinen Vorlesungen und Schriften geltend gemacht habe, trotz des, neuen Ideen gemeinlich entgegengesetzten Widerstandes".

Grove erläutert in der Einleitung des Buches mit großer Klarheit und logischer Schärfe den Standpunkt, den er in seinem Werke vertreten will. Er untersucht vor allem von einem hohen, möglichst freien Standpunkte aus, was man als den eigentlichen Zweck der Naturwissenschaften zu betrachten habe. Als solchen betrachtet er nicht, wie dies häufig geschieht, das Nachspüren nach den wesentlichen Ursachen, sondern behauptet, dasselbe müsse in einem Suchen nach Thatsachen und deren Beziehungen bestehen. Allerdings, sagt er, ist das Wort „Ursache" in untergeordnetem und bestimmtem Sinne als Bezeichnung vorangegangener Kräfte wohl statthaft, allein es wird total unzulässig, sobald man ihm einen allgemeinen Sinn unterlegt. Das ist sehr richtig und bisher nur allzu wenig beachtet worden. Doch Grove bleibt bei dieser Hervorhebung nicht stehen, sondern zieht, indem er sie folgerichtig auf eine Reihe von Naturerscheinungen anwendet, Konsequenzen, die zu überraschenden Schlüssen bezüglich des kausalen Zusammenhangs der Naturerscheinungen oder vielmehr der Kräfte, welche sie bewirken,

*) Die Verwandtschaft der Naturkräfte, von Dr. W. R. Grove. Deutsche autorisirte Ausgabe, herausgegeben durch E. von Schaper. Mit einem Anhange, enthaltend die Rede des Autors „über den ununterbrochenen Zusammenhang in der Natur" nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von R. Clausius. Braunschweig 1871. Verlag von F. Vieweg und Sohn.

Digitized by Google

hinüberführen. Der Mißbrauch oder, wenn man lieber will, der verschiedene Gebrauch des Ausdrucks „Ursache“ ist eine Quelle großer Verwirrung in den physikalischen Theorien geworden, während man anderseits noch nicht einmal einig über die Auffassung der Lehre von der Ursache ist. Hume's ziemlich allgemein angenommene Definition bezeichnet dasjenige als Ursache, was unveränderlich vorausgehen muß, damit unausbleiblich eine bestimmte Wirkung eintrete. Wie wenig hierdurch das richtige Verhältniß von Ursache und Wirkung wiedergegeben wird, ergibt sich, wie Reid und Brown bemerken, wenn wir beispielsweise daran denken, daß der Tag unabänderlich der Nacht vorausgeht, während man ihn doch nicht wohl als Ursache der Nacht ansprechen kann. Uebrigens kann man auch sagen, daß die Nacht unabänderlich dem Tage vorausgeht, aber es wäre unsinnig zu behaupten, die Nacht sei die Ursache des Tages. Während wir niemals zu etwas wie einer reinen Ursache gelangen können, pflegt man doch aus Gewohnheit und der Einfachheit halber in jedem besondern Falle von einer Ursache zu sprechen und dieselbe gewöhnlich auf irgend eine vorherige Kraft oder Gewalt zu beziehen; aber „es scheint fraglich, nicht bloß ob Ursache und Wirkung gleichbedeutende Ausdrücke mit Vorhergehend und Folgend sind, sondern auch, ob in Wirklichkeit die Ursache der Wirkung vorausgeht, d. h. ob die Kraft, welche als Ursache einen Wechsel in der Materie hervorruft, diesem vorhergeht. Vernunftgründe sprechen für die Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung. Eisen wird vom Magnete angezogen; diese Anziehung ist gleichzeitig mit und stets begleitet von der Bewegung des Eisens. Die Bewegung ist der Beweis der gleichzeitig bestehenden Ursache oder Kraft; von einem Zeitintervalle zwischen der einen und der andern ist keine Spur“.

Grove hat sich in seinem Werke das Ziel gesetzt, nachzuweisen, „daß die verschiedenen Thätigkeitszustände der Materie, welche den Hauptgegenstand der Experimentalphysik bilden, also Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, chemische Verwandtschaft und Bewegung, alle innig mit einander verwandt sind, d. h. in gegenseitiger Abhängigkeit von einander stehen, so daß keine von ihnen, für sich allein betrachtet, als die wesentliche Ursache der anderen betrachtet werden kann, vielmehr eine jede von ihnen jede andere hervorzurufen oder in dieselbe sich zu verwandeln vermag. So kann Wärme mittelbar oder unmittelbar Elektricität hervorrufen, Elektricität aber wieder Wärme und so alle übrigen. Eine jede von ihnen, als Kraft verschwindend, ruft andere als Produkt hervor, und das Nämliche gilt für die anderen Kräfte, so daß es für eine unvermeidliche Schlußfolgerung gelten muß, daß keine Kraft anders entstehen kann, als durch das Ablaufen einer vorher bestehenden Kraft oder von Kräften“. Grove erläutert hierauf, in welchem Sinne er das Wort Kraft gebraucht. Es bedeutet hiernach bei ihm das von der Materie unzertrennliche Thätigkeitsprincip, von dem man annimmt, daß es der Grund der verschiedenen Veränderungen ist. Der Ausdruck Kraft wird nicht gebraucht, um die Wirkung zu bezeichnen, sondern dasjenige, was dieselbe hervorbringt. Grove gelangt noch zu einer andern Betrachtungsweise der Kraft. Wenn man ein Stück Glas durch ein angehängtes Gewicht in Spannung versetzt, so wird hierdurch die ganze Struktur des Glases verändert. Von dieser Veränderung kann sich das Auge überzeugen, wenn man einen Strahl polarisirten Lichtes durch das Glas hindurch schickt. Man gelangt auf diese Weise zu einer Beziehung zwischen dem Molekularzustande der Körper und der Massenbewegung. Jedes Theilchen des Glases muß wirksam sein und Theil nehmen an dem Widerstande oder dem Hemmen der Bewegung der an dasselbe gehängten Masse. „Es ist schwierig“, bemerkt Grove, „in solchen Fällen nicht an die Realität der Kraft zu glauben. Wir bedürfen irgend eines Wortes, um diesen Spannungszustand zu bezeichnen, und wissen auch, daß er eine Wirkung hat, wenngleich dieselbe in ihrer Aeußerung negativ bleibt; dennoch können wir bei diesem Wirken auf die bloße Materie die Art und Weise, wie sie auf deren letzte Theilchen stattfindet, ebenso wenig ausfindig machen, als wir den Zusammenhang unserer eignen Muskeln mit dem Willen, der sie zur Thätigkeit ruft, zu ergründen vermögen. Der Versuch gibt uns den unumstößlichen Beweis, daß die Materie ihren Zustand durch die Einwirkung anderer Materie ändert, und diese Thätigkeit wollen wir „„Kraft““ nennen.“

Die Thätigkeit einer Kraft äußert sich durch Bewegung und nur durch diese. In manchen Fällen läßt sich dies gegenwärtig durch den Versuch nachweisen; daß die Behauptung aber für jeden Fall Gültigkeit besitzt, dazu zwingen die Gesetze unseres Denkens. Bewegung ist

Digitized by Google

überall in der Natur, in den fernsten Himmelskörpern wie in den innersten Strukturen der irdischen Materie. Es ist noch sehr fraglich, ob nicht Bewegung als eine der allgemeinen physikalischen Eigenschaften der Körper gedacht werden muß. Es ist ein sehr großer, aber weit verbreiteter und durch unsere physikalischen Schriften gestützter Irrthum, alle Bewegung als Wirkung einer Ursache anzusehen. Es ist, wie Cornelius richtig hervorhebt, auch eine ursprüngliche Bewegung denkbar. Man gibt sich einem Vorurtheile hin, das meist in einer falschen oder unvollständigen Induktion begründet ist, wenn man die Ruhe als den ursprünglichen, gewissermaßen natürlichen Zustand der im Raume befindlichen Objekte ansieht. Ein einmal ruhender Körper kann allerdings nicht mehr von sich selbst in Bewegung übergehen, und ebenso wenig kann eine vorhandene Bewegung aus sich selbst heraus modificirt werden, diese Wahrheiten sind es, die sich im Gesetze der Trägheit aussprechen, aber die Möglichkeit einer ursprünglichen Bewegung wird durch dasselbe nicht ausgeschlossen. Eine solche Bewegung kann allerdings nur als eine geradlinigte und gleichförmige gedacht werden. Denkt man sich eine Menge ursprünglicher, von einander unabhängiger Körper im Raume zerstreut, so ist, abgesehen von einem besonderen Kausalverhältniß, wie Cornelius richtig hervorhebt, eine Bewegung derselben nach ursprünglich mannichfaltigen Richtungen bei weitem eher zu erwarten als gegenseitige Ruhe, da diese im Hinblick auf zahllose mögliche größere oder kleinere Geschwindigkeiten nur den einen Fall betrifft, wo die Geschwindigkeit gerade gleich Null ist. Die Annahme einer ursprünglichen Bewegung der Materie als einer allgemeinen Eigenschaft derselben scheint den Schlüssel zur Erklärung vieler Erscheinungen, welche sich auf die Umwandlung der Kraft beziehen, zu bieten. Auch ist sie viel berechtigter als z. B. die physikalische Behauptung, daß allgemein alle Körper sich gegenseitig anziehen. Die gegenseitige Anziehung ist nicht sowohl eine allgemeine Eigenschaft der Materie als solcher, als vielmehr ein sekundärer Effekt. Zwei Körper in einem völlig leeren Raume allein gedacht würden sich wahrscheinlich gar nicht anziehen, wenigstens zwingt nichts auf dem ganzen Gebiete der Physik zu dieser Annahme oder macht sie auch nur im geringsten wahrscheinlich. Die Anziehung findet statt durch den mit irgend einem Medium erfüllten Raum; die Art und Weise, wie sie sich offenbart, kennen wir in den Gesetzen der Massenattraktion; die Art und Weise, wie sie zu Stande kommt, ist unserm physischen Sehen entrückt. Wenn man aber beachtet, daß, wie ganz unlängst Karl Puschl in der Wiener Akademie nachgewiesen hat, die Sonne durch ihre Strahlung eine kosmische Anziehung bewirkt, indem in jeder transversal schwingenden Aetherschicht nach der Richtung des Strahles eine longitudinale Drehung herrscht, deren eine Komponente eine wahre Anziehung repräsentirt: so scheint es, als wenn wir wenigstens auf der Spur eines Weges wären, der dazu lenkt, die physikalische Art und Weise der Anziehung dereinst zu erklären.

Unter den Bewegungen ist die Massenbewegung, d. h. die Ortsveränderung eines Körpers ohne Veränderung der gegenseitigen Lage seiner Theile, die bekannteste. Diese Massenbewegung ist unvernichtbar. Der mechanische Theil der Physik spricht allerdings von der Vernichtung der Bewegung beim centralen Zusammentreffen zweier Massen ꝛc., allein hier handelt es sich nur um Gewinnung elementarer dynamischer Grundlagen, und heute weiß man sehr wohl, daß die Massenbewegung nicht vernichtet, sondern verwandelt, und zwar in Molekularbewegung verwandelt wird. Die Thatsache der Unzerstörbarkeit der Bewegung erscheint als logische Nothwendigkeit, wenn Bewegung zu den allgemeinen Eigenschaften der Materie gerechnet wird.

Der Nachweis der Uebertragung einer Kraft und ihres Wiedererscheinens unter veränderten Verhältnissen ist sehr interessant, und Grove gibt einzelne Beispiele davon. Doch muß man sich in dieser Beziehung sehr wohl hüten, in Irrthümer zu verfallen. Grove ist selbst zu einem Fehlschluß gelangt. „Um eine Uhr aufzuziehen", sagt er, „bedarf es eines bestimmten Kraftaufwandes des Armes; diese Kraft kommt wieder zum Vorscheine durch das Herabsinken des Gewichtes, die Räder bewegen sich, das Pendel wird in Schwingung erhalten; an jeder Reibungsstelle wird Wärme erzeugt, und die umgebende Luft wird in Bewegung versetzt, wovon ein Theil sich uns als tickender Ton bemerkbar macht. Doch könnte man vielleicht sagen, wenn man, statt das Gewicht auf das Werk wirken zu lassen, die Schnur, mittels deren es aufgehangen ist, durchschnitte, so fiele das Gewicht herab und die Kraft wäre zu Ende! Mit Nichten! Denn in diesem Fall wird das Gehäuse durch den Stoß erschüttert und so die Kraft und Bewegung fortgepflanzt, während im

Digitized by Google

vorigen Falle das Gewicht den Boden langsam erreichte und kein Zeichen von Kraft oder Bewegung sich bei ihrem Zusammentreffen merkbar machte, da sich dieselbe zuvor gänzlich zerstreut hatte." Es leuchtet ein, daß diese Ausführung eine total unrichtige ist. Wenn von zwei gleichen Uhren mit gleichen Gewichten die eine in einer Höhe von 10 Fuß über dem Boden, die andere aber in 300 Fuß Höhe auf der Spitze eines Kirchthurms aufgehängt wird, so ist in beiden Fällen die Erschütterung des Gehäuses beim Durchschneiden der Schnur die gleiche, und doch war die Kraft, welche ursprünglich auf Hebung der Gewichte verwandt wurde, eine sehr ungleiche für beide Uhren. Nicht das Gehäuse, sondern die Erde wird erschüttert und hier die Kraft und Bewegung fortgepflanzt.

Von der Umsetzung der Bewegung in Wärme geht Grove über zur Entwicklung der Elektricität. „Bisher", sagt er, „ist von mir die physische Beschaffenheit der aufeinander einwirkenden Körper außer Betracht gelassen worden. Indessen bietet uns die Natur einen merkbaren Unterschied im Wesen der durch den Prozeß der Reibung in das Bereich unserer Wahrnehmung getretenen Kraft, je nachdem die zur Wirkung kommenden Körper gleichartiger oder ungleichartiger Natur sind: im ersteren Falle wird nur Wärme, im letzteren Elektricität erzeugt." Grove hebt ganz besonders hervor, daß die Versuche, in denen angeblich durch Reiben gleichartiger Stoffe Elektricität entstanden sei, sich weder bei seinen Experimenten, noch bei denjenigen des Professor Erman bestätigt gefunden hätten. Solche Versuche, sagt er, werden in Wirklichkeit selten frei von ganz schwachen elektrischen Strömen bleiben, in Anbetracht der praktischen Schwierigkeit, alle Bedingungen vollständiger Gleichartigkeit, als Größe, Temperatur ꝛc., in ein und derselben Substanz zu erfüllen. Die Wirkungen davon sind aber höchst gering und ändern außerdem ihre Richtung, so daß die schließliche Wirkung Null ist. In der That wäre es schwierig, das Gegentheil zu verstehen. Denn wie wäre es dem Verstande möglich, sich einen Strom von demselben Körper zu demselben gerichtet vorzustellen oder dies zu beschreiben, oder aber eine Anleitung zur Wiederholung des Versuches zu geben? Es wäre doch absolut unverständlich, wollte man sagen, daß, wenn man zwei Stücke Wismuth, Eisen oder Glas an einander reibe, ein elektrischer Strom vom Wismuth zum Wismuthe, oder von Eisen zu Eisen, oder von Glas zu Glas umlaufe, da sofort die Frage entstände: von welchem Wismuth zu welchem hin läuft derselbe um? Und sollte die Frage damit beantwortet werden, daß man das eine Stück A, das andere B nennte, so ließe sich das doch nur betreffs der einzelnen besonderen Proben thun, da eine Unterscheidung in der Benennung einen thatsächlichen Unterschied bezeichnet, weil sonst A für B gesetzt werden könnte, und das Stück, von dem der positive Strom ausgeht, umgekehrt zu dem Stücke würde, von dem die negative Elektricität strömt. Wir können aber wohl sagen, sie geht von rauhem Glase zu polirtem, von Guß- zu Schmiedeeisen, weil hier keine Gleichartigkeit ist. Es ist ferner denkbar, daß, wenn die Bewegung gleichmäßig in einer bestimmten Richtung andauert, Elektricität ebenfalls durch die Reibung gleichartiger Körper zu entstehen vermöge. Wird aber A gegen B gerieben, und zwar, indem man sie stets in entgegengesetzter Richtung dreht, so begreift man, daß innerhalb der Metalle sowohl positive wie negative Kreisströme entstehen werden, und kann man sie auch bezüglich ihrer Bewegungsrichtung beschreiben. Dies würde aber eine von der vorher betrachteten verschiedene Erscheinung sein, und ohne jeglichen Unterschied in der Beschaffenheit und Bewegungsrichtung beider Substanzen würden die elektrischen Effekte unbeschreibbar, wenn nicht gar unbegreifbar sein. Die vorstehenden Entwickelungen Grove's sind von besonderem Interesse dadurch, weil sie eine wichtige physikalische Thatsache durch bloße Vernunftschlüsse als feststehend nachweisen, während das Experiment hier nur in untergeordnetem Maße beweiskräftig aufzutreten im Stande ist. Die Erscheinung eines Blitzes oder einer Lichtlinie, welche gewisse gleichförmige Körper (z. B. Zucker) beim Zerbrechen im Dunkeln zeigen, hält Grove mit Recht nicht für elektrischer Natur, sondern bringt sie in Zusammenhang mit den Erscheinungen von Wärme und Licht. Bei der gewöhnlichen Elektrisirmaschine wird Elektricität entwickelt durch die Trennung oder den Bruch des Zusammenhangs ungleicher Körper. Eine metallische Fläche (das Amalgam auf dem Reibkissen) steht in Berührung mit dem Glase und beide Körper wirken auf einander vermöge der Kohäsionskraft. Wird diese durch eine äußere mechanische Kraft unterbrochen, wie dies bei der Bewegung der Glasplatte jeden Augenblick geschieht, so entwickelt sich auf jedem der beiden Theile Elektricität. Wären es gleichartige Körper, so würde Wärme

Digitized by Google

entstehen. Während bei Reibung oder Stoß gleichartiger Körper nur Wärme als Folge auftritt, ist die Entwickelung von Elektricität bei der Reibung oder dem Stoße ungleichartiger Körper doch stets von Wärme in verschiedenen bedeutendem Grade begleitet. Die Menge der Elektricitätsentwickelung je nach der Verschiedenheit der angewandten Stoffe läßt sich gegenwärtig noch keineswegs an ein einfaches Gesetz binden, nur so viel ist sicher, daß die Elektricitätsentwickelung eine um so größere ist, je verschiedener die angewandten Stoffe in ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften sind, ganz besonders aber, wo sich Verschiedenheiten in ihren Leitungsfähigkeiten zeigen.

Von der Bewegung geht Grove zur Wärme über als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. Zu was dient, so fragt er, der Verbrauch der Wärme? Und indem er diese Frage dahin beantwortet, jener Verbrauch diene dazu, der Materie eine Kraft sich auszudehnen beizulegen, welche an berührende oder benachbarte Körper mittheilbar ist, gelangt er sofort zu dem Schlusse: „Von diesem Gesichtspunkte aus ist Wärme Bewegung und diese molekulare Bewegung vermögen wir unmittelbar in Massenbewegung überzuführen, d. h. in Bewegung in ihrer gewöhnlichsten und fühlbarsten Form“. Der Nachweis der Wärme durch unsere gewöhnlichen Methoden beruht auf den rein dynamischen Wirkungen derselben, indem bei den betreffenden Instrumenten flüssige oder feste Körper ausgedehnt werden und diese Ausdehnung unseren Sinnen entweder direkt oder mittels eines Zeigers vorgeführt wird. In einigen sehr feinen Versuchen erkennt man die durch Wärme hervorgerufene abstoßende Wirkung zwischen zwei getrennten Massen. So fand Fresnel, daß bewegliche Körper, die unter dem entleerten Recipienten einer Luftpumpe erhitzt wurden, einander abstießen, und Baden-Powell sah die sogenannten Newtonschen Farbenringe ihre Breite und Lage verändern, wenn die Gläser, zwischen welchen sie erschienen, erhitzt wurden, und zwar in einer Weise, die bewies, daß die Gläser sich gegenseitig abstießen.

Im Allgemeinen gibt sich die Wärme stets durch Ausdehnung zu erkennen; der Ausnahmen von dieser Regel sind nur wenige. Abgesehen von einigen scheinbaren Ausnahmen (feuchter Thon, Thier- und Pflanzenfaser ꝛc.) dehnen sich Wasser, geschmolzenes Wismuth und vielleicht auch noch ein paar andere Körper, sobald sie sich ihrem Gefrierpunkte nähern, aus. Diese Thatsache bildet eine große Schwierigkeit für die mechanische Wärmetheorie; allein diese Schwierigkeit ist doch nicht so bedeutend, daß sie einige Bedenklichkeiten gegen die Richtigkeit dieser Theorie überhaupt zulassen könnte. Nach Grove ist die wahrscheinlichste Erklärung dieser Ausnahmen die, daß auf dem Punkte der größten Dichtigkeit die kleinsten Theilchen solcher Körper eine polare oder krystallinische Anordnung annehmen und daß durch eine derartige lineare Anordnung der Theilchen leere Zwischenräume zwischen denselben zurückbleiben, welche nur Materie in äußerster Verdünnung enthalten, so daß das specifische Gewicht der gesammten Masse dadurch verringert wird. Nachdem Grove noch an einer Reihe von Beispielen die Anwendbarkeit, ja die Nothwendigkeit der Theorie, nach welcher die Wärme ein Bewegungszustand der kleinsten Theilchen ist, gezeigt hat, bemerkt er schließend: „Wärme, wie wir sie gegenwärtig ansehen, kann nicht isolirt werden; wir vermögen nicht die Wärme von einem Stoffe zu entfernen und sie als Wärme zurückzubehalten; wir vermögen einzig sie auf andere Stoffe zu übertragen, entweder wieder als Wärme oder in irgend einer anderen Kraftform. Wir kennen nichts als bestimmte Veränderungen der Materie, für welche Wärme die allgemeine Bezeichnung ist; das Ding Wärme ist uns unbekannt“. Weiter geht nun der britische Gelehrte dazu über, die Fähigkeit der Wärme, andere Kraftarten hervorzurufen, nachzuweisen. Er erinnert bezüglich ihrer Fähigkeit, Elektricität hervorzurufen, an die schönen Versuche Seebecks, in welchen, sobald die Berührungsstelle ungleichartiger Metalle erwärmt wird, ein elektrischer Strom in den Metallen entsteht, dessen Richtung von den angewandten Metallen abhängt. „Dieser Strom dauert so lange, als eine Temperaturzunahme allmählich die Metalle durchschreitet; er endet, wenn die Temperatur stationär wird, und fließt in der entgegengesetzten Richtung, wenn die Temperatur abnimmt.“

Bei Besprechung der Umwandlung der Wärme im Licht läßt es Grove dahingestellt sein, ob dieser Vorgang als eine faktische Umwandlung oder nur als eine Koncentrirung durch die in die heiße Gasflamme eingeführte feste Materie zu betrachten sei. Die Thatsache, daß feste Körper, wenn sie durch die Oxyhydrogenflamme zum Glühen gebracht sind, Wasser zersetzen, scheint dem britischen Gelehrten darauf

Digitized by Google

hinzudeuten, daß die Wärme durch Verdichtung in dem festen Stoffe an Intensität gewonnen habe, da Wasser in diesem Falle durch einen erhitzten Körper, dessen Hitze selbst erst aus der durch die Verbindung der Elemente des Wassers entstanden sei, zersetzt werde. Die sichtbare Wirkung aber der Einführung eines festen, unverbrennlichen Stoffes in das heiße Gas sei die Verwandlung von Wärme in Licht. — Mit Beziehung auf den Magnetismus und die chemische Affinität hebt Grove hervor, daß die Kraft der Wärme nur vermittels der Elektricität jene hervorzurufen vermöge. Der durch Erhitzen ungleichartiger Metalle entstandene thermoelektrische Strom ist fähig, die Magnetnadel abzulenken, Eisen zu magnetisiren und andere magnetische Wirkungen auszuüben, wie auch chemische Verbindungen zu bilden und zu zersetzen, und dies in dem Maße, als die Wärme sich steigert. Durch direkte Einwirkung beeinflußt und verändert die Wärme sowohl den Magneten, wie auch chemische Verbindungen. Während aber in gewissen Fällen die Verbindung bestimmter chemischer Stoffe, z. B. die Bildung von Wasser aus der Vereinigung von Sauerstoff und Wasserstoff durch die Wärme herbeigeführt wird, erscheint sie in anderen Fällen, wie beim Ammonium und seinen Salzen geschwächt und gehindert.

Zur Elektricität übergehend bemerkt Grove, daß sie „denjenigen Thätigkeitszustand der Materie oder diejenige Kraftart bildet, welche die schönste und bestimmteste Beziehung zwischen den übrigen Arten der Kraft herstellt und in ausgedehnter Weise das Quantitative ihres eigenen Verhältnisses zu ihnen und die Wechselbeziehungen derselben mit sich selbst und untereinander aufweist". Mit dem Ausdruck „Strom" in der Theorie der Elektricität, nach der Art und Weise, wie diese Kraft sich scheinbar durch gewisse Körper fortpflanzt, kann sich Grove nicht wohl befreunden; doch hebt er hervor, daß es sehr schwer sei, sich in Gedanken eine Theorie vorzustellen, welche im Stande wäre, einen bestimmten Begriff von der Art und Weise ihres Wirkens zu geben. Mit Recht verwirft Grove die Hypothese, nach welcher die elektrischen Erscheinungen Wirkungen zweier Fluida sein sollen; aber wenn er dieselben als „Polarisirung der Moleküle der gemeinen Materie, oder als Materie selbst, welche in einer bestimmten Richtung anziehend und abstoßend wirkt" betrachtet, so ist man hiermit doch auch eigentlich um keinen Schritt vorangerückt. Diese Hypothese von Grove hat mit der von Faraday aufgestellten eine ungemeine Aehnlichkeit, aber ebenso wie diese scheint sie nicht im Stande, eine klare Uebersicht der elektrischen Erscheinungen zu geben. Allerdings stehen die Erscheinungen der elektrischen Induktion mit der Hypothese der elektrischen Fluida, welche in der gegenwärtigen Elektricitätslehre noch immer adoptirt wird, nicht wohl in Einklang; auch scheint Grove auf dem richtigen Wege zu sein, wenn er die elektrischen Funken und Büschel (welche die älteren Theorien als wirkliche Ausströmungen des elektrischen Fluidums betrachteten) für erzeugt durch eine Ausströmung der Materie selbst, von der sie stammen, erklärt, sowie herrührend von einer molekularen Einwirkung des Gases oder Zwischenmittels, durch welches hindurch sie entsandt werden; allein einen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie kann man hierin doch nicht ohne Weiteres erkennen. Die Theorie der elektrischen Fluida ist gewiß ebenso wie jene der magnetischen Flüssigkeiten keine Tangente an den Kreis der Wahrheit, allein sie genügt, um die meisten Erscheinungen übersichtlich in der Vorstellung verbinden zu können, und mehr verlangt von ihr gegenwärtig kein Physiker.

Elektricität ruft unmittelbar Wärme hervor, wie dies der glühende Draht, der elektrische Funken und der Volta'sche Bogen beweisen; bei letzterem ist die Wärme die intensivste, die wir kennen, in Wirklichkeit so intensiv, daß wir sie nicht zu messen vermögen, da jede Art von Materie durch sie verflüchtigt wird. Hier erzeugt Elektricität zugleich auch Licht, und zwar von der größten künstlich zu erreichenden Intensität. Ebenso direkt erzeugt sie Magnetismus, wie dies Oerstedt gezeigt hat, der zuerst in bestimmter Weise den Zusammenhang zwischen Elektricität und Magnetismus nachwies. Diese beiden Kräfte wirken auf einander nicht wie die übrigen in geraden Linien, sondern rechtwinklig zu einander, d. h. Körper, die unter dem Einflusse der Elektricität stehen, oder Leiter eines elektrischen Stromes sind, haben das Streben, Magnete im rechten Winkel zu sich zu stellen; und umgekehrt streben Magnete Körper, während diese Elektricität fortleiten, rechtwinklig zu sich zu richten. Die Vorstellung von den quer zu ihrer Richtung aufeinander wirkenden Kräften Magnetismus und Elektricität scheint Colridge dazu verleitet zu haben, sie mit der Flächenausdehnung der Materie oder mit Länge und Breite zu parallelisiren. Dieser sinnreiche Ver-

Digitized by Google

gleich schlägt aber sofort in eine Absurdität um dadurch, daß Coleridge den Galvanismus als Tiefe hinzufügt! Die Betrachtungen von Grove haben eine große Aehnlichkeit mit den Aufstellungen von Mohr in seinem Buche „Allgemeine Theorie der Bewegung und Kraft". Der gelehrte Verfasser sagt hier: „Die Elektricität hat zwei Formen der Existenz: die strömende und die statische. Die strömende ist eine fortschreitende, die statische eine in sich zurückkehrende Molekularbewegung. Letztere wirkt nach außen als Kraft. Der elektrische Strom besteht nur im Augenblicke seines Entstehens, im folgenden setzt er sich in Wärme um. Will man einen kontinuirlichen Strom haben, so muß man eine ununterbrochene Erregung desselben bewirken. Diese Eigenschaft hat er mit dem Licht gemein. Beide Bewegungen sterben sofort in Wärme ab. Die statische Elektricität hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der gemeinen, geleiteten Wärme, jedoch unterscheidet sie sich von dieser durch eine Fernwirkung, Induktion. Sobald die statische Elektricität in strömende übergeht, setzt sie sich sogleich in Wärme um. Das einzige Maß der Elektricität ist deshalb auch die Wärmeeinheit. — Der Strom aus der Elektrisirmaschine ist aus Massenbewegung entstanden. Wenn sich die Scheibe erhitzt, erhält man keine Elektricität. Der hydroelektrische Strom, den man auch vorzugsweise galvanischen Strom nennt, ist aus der chemischen Bewegung entstanden".

Licht. Dieses Kapitel seines Werkes beginnt Grove damit, daß er in einer von jeder Theorie möglichst freien Weise diejenigen Wirkungen anführt, welche in der Physik mit dem Namen Polarisation bezeichnet werden. Die Beziehungen des Lichtes zu den übrigen Kräften sind erst neuerdings nachgewiesen worden. Ohne die Entdeckungen von Niepce, Daguerre und Talbot könnte man nur sehr wenig Bestimmtes über die Thätigkeit des Lichtes in der Erzeugung der übrigen Kraftarten aussagen. Es ist hierdurch mit Evidenz nachgewiesen, daß das Licht die Materie chemisch oder molekular zu beeinflussen vermag, und zwar ist die Zahl der Substanzen, auf welche das Licht umändernd einzuwirken vermag, so groß, daß man vielleicht nicht mit Unrecht behaupten darf, jeder Stoff werde bei der Aussetzung an das Licht verändert. Die Wirkung des Lichtes auf chemische Verbindungen bietet uns ein Beispiel, bis zu welcher Ausdehnung eine ewig thätige Kraft durch die gesammten aufeinander folgenden Zeitalter der Philosophie ignorirt zu werden vermag. „Man darf voraussetzen", hebt Grove mit Nachdruck hervor, „daß alles Licht durch den größern oder geringern bleibenden Wechsel in der wägbaren Materie seine eigne Geschichte aufzeichne." Der verstorbene George Stephenson hatte eine Lieblingsidee, die man jetzt für vernunftgemäßer als zu seiner Zeit erkennt, nämlich, daß das Licht, welches wir allabendlich von den Kohlen und anderm Heizmaterial erhalten, nichts als eine Wiederholung desjenigen sei, was seiner Zeit durch die Pflanzen aus dem Sonnenlichte aufgesaugt worden ist. Die Ueberzeugung, daß ein vorübergehender Schein seine bleibende Spur in der Geschichte der Welt zurücklasse, führt mithin den Geist zum Nachdenken, wie manche Agentien noch möglich sind, über die wir heutzutage in gleichem Maße in Unkenntniß sind, als es die Alten über die chemische Thätigkeit des Lichtes waren. Grove macht darauf aufmerksam, daß von einigen Naturforschern die Meinung geäußert worden, ob nicht die Erscheinungen der Photographie hauptsächlich von einem besondern, das Licht begleitenden Agens statt vom Lichte selbst abhängen möchten. Indem er diese Hypothese mit vollem Rechte vorerst zur Seite stellt, gewinnt er den hohen Standpunkt, das Licht als eine Urkraft zu erkennen, die fähig ist, mittel- oder unmittelbar die übrigen Arten von Kraft hervorzurufen. So bringt sie unmittelbar die chemische Thätigkeit hervor, und mit dieser erhalten wir sofort ein Mittel, die übrigen zu erzeugen. Schon im Jahre 1843 hat Grove bei seinen Vorlesungen einen Versuch angestellt, bei welchem die übrigen Kraftarten durch das Licht hervorgerufen wurden. Er beschreibt ihn kurz in folgender Weise. Eine präparirte Daguerreotypplatte wird in einem mit Wasser gefüllten Kasten, der vorn ein Glas mit einem Schieberladen darüber besitzt, eingeschlossen. Zwischen dem Glase in der Platte befindet sich ein rostförmiges Silberdrahtgeflecht und die Platte ist mit dem einen Ende der Umwicklungen eines Galvanometers und der Drahtrost mit einem Ende einer Breguetschen Spirale — einem zierlichen Instrumente, bestehend aus zwei zu einer Spirale geformten zusammengelötheten Metallen, deren Ungleichheit in der Ausdehnung die geringsten Temperaturwechsel erkennbar macht — verbunden, während ein Draht die beiden anderen Enden des Galvanometers in der Spirale vereinigt. Die Nadeln sind auf Null gebracht. Sobald nun einem Strahle, sei es Tageslicht

Digitized by Google

oder Oxyhydrogenlicht, durch Heben des Schiebladens verstattet wird, auf die Platte zu fallen, werden die Nadeln sofort abgelenkt. So erhalten wir aus dem Lichte als anfänglicher Kraft chemische Thätigkeit auf der Platte, Elektricität durch die Drähte fließend, Magnetismus in den Umwindungen des Galvanometers, Wärme in der Spirale und Bewegung bei den Nadeln.

Wo Licht verschluckt wird, entsteht Wärme, was uns, wie Grove hervorhebt, ein Beispiel offenbarer Verwandlung von Licht in Wärme bietet und die Thatsache zeigt, daß die Kraft des Lichtes in Wirklichkeit nicht verschluckt oder vernichtet worden ist, vielmehr bloß im Charakter geändert wurde, indem es in diesem Falle durch das Treffen auf feste Materie in Wärme verwandelt wird, ähnlich wie in dem bei der Wärme erwähnten Beispiele diese in Licht umgeändert wurde, als sie auf festen Stoff stieß. Gewisse neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß der Körper, auf welchen das Licht fällt, von eben so großem Einflusse auf unsere Lichtwahrnehmungen zu sein scheint wie der, von welchem das Licht ursprünglich ausgeht. Aus Versuchen von Herschel und Stokes ergibt sich, daß strahlende Schwingungen, die beim Fallen auf bestimmte Körper keine Lichtwirkungen geben, Licht hervorbringen, wenn sie auf andere Körper fallen.

Die Emanationstheorie des Lichtes ist im Laufe der Zeit dem Fortschritte der Wissenschaft zum Opfer gefallen, sie wich der Undulationstheorie, welche das Licht als das Resultat der Schwingungen eines besondern Fluidums, des Aethers ansieht. Von diesem Fluidum wird angenommen, daß es durch das ganze Weltall verbreitet sei und die Poren aller Körper durchdringe. Schon im Jahre 1842 hat Grove in einer Vorlesung, welche die Keime seines gegenwärtigen Buches enthält, auseinanderzusetzen versucht, daß es mehr mit den bekannten Thatsachen übereinzustimmen scheine, wenn man das Licht als ein Resultat des Schwingens oder der Bewegung der Moleküle der Materie selbst ansehe, als von einem sie durchdringenden besondern Aether herleite; gerade so, wie ein Ton durch Schwingungen von Holz fortgepflanzt wird, oder Wellen im Wasser. „Die Thatsache der Verwandtschaft der verschiedenen Arten von Kraft", sagt Grove, „ist für mich ein völlig zwingender Beweis zu Gunsten der Ansicht, daß sie alle nur Zustände derselben Materie sind; und obwohl man sich Elektricität, Magnetismus und Wärme recht gut als erzeugt durch Schwingungen desselben Aethers, vermittels dessen man sich das Licht entstanden denkt, vorzustellen vermag, so bietet diese Annahme doch gerade betreffs der übrigen Zustände der Materie größere Schwierigkeiten als bei dem Lichte." Die Analogien zwischen der Fortpflanzung von Schall und Licht sind äußerst zahlreich; beide schreiten, ohne daß sie eine Unterbrechung erleiden, in geraden Linien fort; beide werden auf dieselbe Weise zurückgeworfen, indem Einfalls- und Reflexionswinkel gleich sind; beide werden durch Interferenz abwechselnd in ihrer Stärke vernichtet und verdoppelt, beide sind der Brechung fähig, wenn sie aus einem Mittel in ein anderes von verschiedener Dichte übergehen. Diese letztere Wirkung, die für den Schall theoretisch längst schon fest stand, ist durch Sandhaus auch mittels des Versuchs nachgewiesen worden. Er verfertigte eine Linse aus Collodiumhäutchen, die, mit Kohlensäure erfüllt, ihn befähigte, das Ticken einer Uhr in einem Brennpunkte der Linse zu hören, wenn sich das Ohr des Experimentators in dem entgegengesetzten Brennpunkte befand. Das Ticken ward nicht gehört, wenn die Uhr seitwärts aus dem Brennpunkte fortbewegt wurde, obwohl die Entfernung vom Ohre dieselbe blieb. Ein Versuch Dove's scheint schließlich auch eine Polarisirung der Schallwellen zu beweisen. Die mechanische (dynamische) Wärmetheorie reicht mit dem Aether zur Darstellung der Erscheinungen nicht aus, während die molekulare Thätigkeit der gemeinen Materie alle Phänomene erklärt. Da die Analogien zwischen Wärme und Licht einander aber so nahe liegen, so glaubt Grove, daß kein stichhaltiger Grund vorgebracht werden könne, weshalb eine auf das eine Agens angewandte Theorie nicht auch auf das andere passen sollte. Diese Ansicht hat in der That Vieles für sich. Wenn Wärme fortgeleitet, zurückgeworfen, gebrochen oder polarisirt wird, so dürfen wir dieses als einen Zustand der gemeinen Materie ansehen; finden dieselben Wirkungen beim Lichte statt: weshalb sollen wir sie hier als durch einen unwägbaren Aether, und zwar ganz allein als durch ihn verursacht ansehen? Dabei bietet sich in Bezug auf die Aetherhypothese des Lichtes unmittelbar der Einwand, daß gerade die porösesten Körper undurchsichtig sind! Grove geht noch specieller auf die Thatsachen ein und zeigt, daß Nichts seiner Theorie absolut im Wege stehe, er führt eine Reihe von Erscheinungen an, welche darauf hinauslaufen, Licht und Bewegung gewöhnlicher Materie mit einander zu verknüpfen und

Digitized by Google

den Beweis zu liefern, daß verschiedene der Zeugnisse, welche unsere Sinne über die Existenz des Lichtes erhalten, von Aenderungen in der Materie selbst herrühren. Nach der Lichttheorie Grove's muß man die Existenz eines Aethers, d. h. eines gewichtlosen, der Schwerkraft entzogenen Mediums fallen lassen, aber sie fordert keineswegs, daß die himmlischen Räume leer seien; im Gegentheile muß man auch jetzt noch annehmen, daß dieselben von einer äußerst feinen Materie erfüllt sind, in der die Schwingungen des Lichtes und der strahlenden Wärme vor sich gehen. Diese feine, elastische Materie muß aber vor allen Dingen Schwere besitzen. Ist diese Materie vielleicht identisch mit unserer Atmosphäre und von dieser bloß durch vielfach geringere Dichte unterschieden? Diese Frage läßt sich mit positiver Sicherheit heute noch keineswegs bejahen, viel weniger jedoch verneinen. Wenn man als Erdatmosphäre diejenige Luftshülle bezeichnet, welche dem täglichen Umschwunge unsres Planeten um seine Axe gehorcht, so hat dieselbe eine obere Grenze, weil in einer gewissen Entfernung von der Erdoberfläche die Schwungkraft das Uebergewicht über die Schwere erhält. Ob aber über diese Grenze hinaus nicht auch noch unendlich verdünnte Luft in den Himmelsräumen existire, ist eine Frage, die nach den Untersuchungen von Wollaston zu verneinen, aber nach Whewell, Wilson und J. Herschel bejahend zu beantworten ist.

Magnetismus. Grove bemerkt vorab, daß derselbe eine richtende, aber keine bewegende Kraft sei, weshalb es schwierig erscheine, Jemandem eine richtige Vorstellung von der magnetischen Kraft und der Weise, wie sie die anderen Kräfte beeinflusse, beizubringen. Er gibt folgende Erläuterung zur Vorstellung magnetischer Polarität. Man denke sich eine Anzahl Windfahnen von pfeilförmiger Gestalt und die Spindeln, um die sie sich drehen, alle in einer Reihe geordnet, die Fahnen jedoch nach allen Richtungen hinweisend. Dann wird ein aus derselben Richtung mit gleichartiger Geschwindigkeit wehender Wind augenblicklich diese Fahnen nach einer ganz bestimmten Richtung drehen; auch werden sie beim Aufhören des Windes, wenn sie ursprünglich unter dem Einflusse anderer Kräfte standen, wieder in ihre unregelmäßigen Stellungen zurückkehren und hierbei selbst einen geringen Wind hervorrufen. Dieser Zustand der Dinge veranschaulicht in der That den Zustand der Moleküle in dem Eisen und die Einwirkung der Elektricität auf dieselben. Durch Faraday's große Entdeckung ist das Gebiet der magnetischen Erscheinungen sehr erweitert worden; ob ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Klassen der magnetischen und diamagnetischen Körper besteht, ist noch nicht sicher ausgemacht, wenn auch unwahrscheinlich. Die Behauptung Grove's, daß der Magnetismus gelegentlich auch unmittelbar die übrigen Kräfte oder mindestens die ihnen unterworfene Materie beeinflussen könne, ist durch Faraday's Entdeckung der Magnetisirung des Lichtes bestätigt worden. In sehr vielen Beziehungen ist das Gebiet des Magnetismus gegenwärtig noch dunkel, aber Dasjenige, was man heute hierüber weiß, scheint die Behauptung Grove's zu rechtfertigen: „Es sind somit dieselben Gründe, welche wir dem Leser bei den übrigen Zuständen der Materie dafür geboten haben, daß dieselben Arten der molekularen Bewegung seien, in ganz gleicher Weise auch auf den Magnetismus anwendbar".

Die chemische Affinität ist gegenwärtig noch in das größte Dunkel gehüllt. In neuester Zeit hat Fr. Mohr zuerst versucht, eine umfassende mechanische Theorie der chemischen Affinität aufzustellen. „Der angenäherte Begriff", sagt Grove, „welchen wir uns überhaupt über die chemische Thätigkeit zu bilden vermögen, besteht in der (allerdings etwas unbestimmten) Vorstellung einer molekularen Anziehung oder Bewegung." Die Möglichkeit der Ueberführung der chemischen Affinität in andere Kraftarten ist durch ihre unmittelbare Verwandlung in Elektricität nachgewiesen. Es gibt überhaupt nur wenig chemische Thätigkeiten, welche nicht beim Versuche Elektricität zu entwickeln vermöchten. Die Oxydation der Metalle, die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff ꝛc. können alle zu Quellen von Elektricität werden. „In der galvanischen Kette", sagt Fr. Mohr, „nimmt die chemische Affinität zuerst die Form des elektrischen Stromes, dann die der Wärme und des Lichtes an. Massenbewegung kann nicht unmittelbar, sondern nur vermittels der Wärme durch Ausdehnung oder mittels des elektrischen Stromes durch Induktion hervorgebracht werden." Die Katalyse, oder die durch die bloße Anwesenheit eines fremden Körpers veranlaßte chemische Thätigkeit in zur Zeit noch wenig erforscht, und möglicherweise faßt man, wie Grove bemerkt, gegenwärtig noch ganz verschiedene molekulare Thätigkeiten

unter einem und demselben Namen zusammen. Auf keinen Fall aber, so glaubt der genannte Forscher, ist die Katalyse für uns eine neue Macht- oder Kraftquelle, vielmehr bedingt oder erleichtert sie lediglich die Thätigkeit der chemischen Kraft, und es ist deswegen durch den Kontakt keine Kraft geschaffen.

So haben wir denn mit Grove das Gebiet der Thätigkeitszustände der Materie durchwandert und haben gesehen, daß sie alle in einander überführbar sind. Ob mit der Zeit noch andere Kräfte entdeckt werden und ob auch diese sich unter die Gesichtspunkte werden einreihen lassen, unter welchen wir die bisher bekannten zusammengefaßt haben? Beides ist wahrscheinlich. Man darf gegenwärtig ohne Anmaßung behaupten, daß alle im Universum thätigen Kräfte, mögen sie uns bekannt oder noch unbekannt sein, nach ganz bestimmten Werthverhältnissen in einander verwandelbar sind. Die Feststellung der einzelnen Kraftäquivalente nach einer gegebenen Einheit ist die Aufgabe der Zukunft, das Erkennen der Einheit in der Natur die große Errungenschaft der Gegenwart.

Neue Bücher.

Verwandtschaft der Naturkräfte, von W. R. Grove. Deutsche Ausgabe von F. v. Schaper. Braunschweig, Vieweg.

Botanik.

Die Pilze*). Was Pilze sind, das glaubt ein Jeder zu wissen, er braucht ja nur an Champignons, Morcheln und Trüffeln zu denken, Leckerbissen, die ihm, wenn auch nicht in allen Details und ganz genau, doch sattsam aus den wohllautenden Namen hochfeiner Speisen bekannt sind. Vielleicht kennt er auch den Fliegenschwamm, das gefürchtete Gift unheimlicher Wälder, dazu bestimmt, frechen Fliegen durch süßen Genuß jähen Tod zu bereiten.

Ja, wenn alle Pilze jenen Fürsten der Pilzwelt glichen, dann wäre man rasch mit ihnen fertig; es schließt sich ihnen indessen ein unabsehbares Heer der merkwürdigsten und unscheinbarsten Gestalten an, unter denen man bei oberflächlicher Betrachtung nicht immer Pflanzen vermuthen sollte. Durch das Mikroskop belehrt erkennt man nämlich, daß die meisten jener rothen, braunen, schwarzen, gelben und weißen Flecken und Pünktchen, die sich auf Blättern und Rinden vorfinden, daß alle jene mißfarbenen Schimmel, die unsere Speisen bedecken, daß jene Hefearten, die unsere Weine und Biere erst zur Gährung bringen und später verderben, Pilze sind. Am schönsten und reichsten entwickeln sie sich aber, wo in einem dichten Humusboden bedeutende Mengen von Nahrungsstoffen aufgespeichert sind; deshalb ist der Wald ihr eigentlicher Standort. In der Ukraine, wo diese Bedingungen vornehmlich erfüllt sind, zeigt sich denn auch eine Pilzvegetation wie sonst nirgends. Drei Fuß breite Hüte des Löcherpilzes und fußhohe Morcheln sind nicht selten; das sonderbarste Bild bietet aber ein Bovist, eine Kugel von 3' Durchmesser, welche weiß oder braun gefärbt wie ein lauerndes Ungeheuer im Dunkel des Waldes den Wanderer erschreckt.

Den Uebergang von den früher (Bd. VII, S. 111) besprochenen Algen zu den Pilzen bildet die Gruppe der Algenpilze oder Phycomyceten, deren vegetativer Körper aus nur einer einzigen, ungetheilten Zelle besteht*). Höher entwickelt sind schon die Fadenpilze, die Hyphomyceten oder Haplomyceten, welche aus einer einzigen, oft reich verzweigten Zellinie bestehen; sie sind indessen nur als Entwicklungszustände höherer Formen aufzufassen, wenngleich es noch nicht gelungen ist, eines jeden Fadenpilzes ganze Entwicklungsreihe in allen Details zu verfolgen. Das Formelement, aus welchem sich die massigeren Pilzkörper aufbauen, sind eben solche Zellinien oder Zellfäden. Letztere sind chlorophyllfrei, wachsen fast ausschließlich durch Fortbildung ihrer Scheitelzelle und durch Quertheilung, verzweigen sich endlich gewöhnlich durch seitliche Sprossung und nur selten durch Gabelung an ihrer Spitze. Diese charakteristischen Elementarorgane der Pilze heißen Hyphen. Die größeren Pilze sind ohne Ausnahme Kolonien oder Vergesellschaftungen zahlreicher, gemeinsam

*) Hierzu die Tafel Abbildungen „Pilze".

*) Die ebenfalls einzelligen sogenannten Spaltpilze, d. h. die Bibrionen, Bakterien ꝛc., sollen hier, als Organismen gar zu zweifelhafter Natur, übergangen werden, desgl. die Schleimpilze.

Digitized by Google

fortwachsender Hyphen, welche bald parallel neben einander dahin ziehen, bald sich in regelloser Weise untereinander verschlingen, so daß der Pilzkörper dann einem wirren Fadenknäuel nicht unähnlich erscheint. Zuweilen sind auch die einzelnen Zellen parallel verlaufender Hyphen kurz, dick und durch gegenseitigen Druck polyedrisch gestaltet, so daß man auf Querschnitten ein parenchymatisches Gewebe vor sich zu haben vermeint; derartige vorzüglich an der Oberfläche als Hautsystem befindliche Bildungen bezeichnet man als Scheinparenchym, da die Entwicklungsgeschichte und der ganze Verlauf der Vegetation es verbieten, sie den gewöhnlichen Zellgeweben beizugesellen. Obgleich auf diese Weise in sehr vielen Fällen ein nach Außen hin bestimmt gestalteter, für die betreffende Art charakteristischer Zellkörper resultirt, so wird man es doch natürlich finden, daß so einfache Organismen wenig Neigung zur Verzweigung zeigen werden, und daß man Gegensätze von Blatt und Stengel vergeblich bei ihnen suchen wird.

Die Membranen der Zellen bestehen aus Cellulose; dieselbe färbt sich jedoch nach Zusatz von Jod und Schwefelsäure nur äußerst selten blau und wird daher als besondere Modifikation, als Pilzcellulose betrachtet. Sehr häufig gehen die äußeren Schichten der Zellhäute durch Erweichen und Quellen in Gallerte und Schleim über; oft verflüssigen sich auch ganze Partieen des Körpers, nachträgliche Streckungen benachbarter Gewebemassen treten ein, äußere Schichten werden zerrissen und höchst auffallende Gestalten treten ins Dasein, so bei dem Erdstern (Geaster) und anderen Balgpilzen.

In den Zellen der Pilze hat man bis jetzt noch keine Zellkerne, Stärkekörner und Blattgrün gefunden. Fette oder fette Oele, welche oft, z. B. bei dem Fliegenschwamm, noch in besonderen, Milchsaft führenden Zellen zusammengehäuft sind, fehlen dagegen wohl keinem Pilze. Häufig ist auf der Oberfläche der Zellen oxalsaurer Kalk abgelagert, selten in deren Innern. An den Bäumen finden wir die Pilze oft korkig, lederartig, im Alter holzig, auf der Erde weich, schwammig, im Alter zerfließend. Erstere haben eine längere Lebensdauer, letztere sind dagegen oft von ephemerem Dasein; nach einem Regen sprossen sie plötzlich aus der Erde hervor, entwickeln sich innerhalb einiger Tage so vollständig, daß sie ihre Fortpflanzungszellen ausstreuen können, verändern ihre Farbe und sterben dann, oft zerfließend, ab.

Der gesammte Entwicklungsgang eines Pilzes, mag er gebaut sein wie er will, zerfällt in zwei Perioden, indem sich aus der Fortpflanzungszelle, der Spore, zuerst ein vegetatives Mycelium entwickelt, aus welchem später der Fruchtträger hervorgeht.

Das Mycelium geht entweder direkt aus der Spore hervor, oder es entsteht aus einem vorläufigen Gebilde, einem Promycelium. Es kriecht vielfach verzweigt auf oder in seinem Substrate herum, von demselben sich ernährend und dessen vielleicht bereits abgestorbene organische Materie zu neuem lebendigem Kreislaufe zwingend. Bald ist es einfach fadenartig, bald bildet es lockere, flockige Massen, oder ästige Stränge (Fig. 2, 5), oft hautartige Ausbreitungen, endlich auch kompakte, knollenförmige Massen, sogenannte Sklerotien (Fig. 7). Sein Leben ist von verschiedener Dauer, bei manchen Gattungen nur kurz, bei anderen oft Jahre lang, es kann nur einmal, oder zu wiederholten Malen Fruchtträger erzeugen (monokarpisch oder polykarpisch sein).

Die Fruchtträger (Stromata oder Receptacula) sind in der Regel der auffallendste Theil des Pilzkörpers und werden im gewöhnlichen Leben oft für den ganzen Pilz genommen, wie z. B. bei den schirmförmigen, sogenannten Schwämmen (Fig. 8). Wenn der Fruchtträger aus einer einzelnen, einfachen oder verzweigten Hyphe besteht (Fig. 1), also ein eigentlicher Fruchtfaden ist, dann trägt er an den Spitzen seiner Verzweigungen die Sporen oder die Geschlechtsorgane. Damit hört in der Regel sein Wachsthum auf; nicht ganz selten beginnt indessen nach dem Reifen der ersten Sporen ein neues Wachsthum des Trägers, welches bald durch eine neue Fruchtbildung beendigt wird, um zuweilen nach kurzer Zeit wieder von Neuem anzufangen. Wenn sich der Fruchtträger aus vielen Hyphen zu einem Fruchtkörper zusammensetzt, dann ist die Bildung der Sporen auf bestimmte Stellen, auf das Sporen- oder Fruchtlager (Hymenium) beschränkt. So finden sich z. B. die Sporen bei den schirmartigen Hutpilzen nur auf den zarten Platten der Unterseite des Hutes (Fig. 8). Je nachdem sich das Sporenlager auf der Oberfläche oder im Innern des Fruchtkörpers bildet, heißt dieser nackt- oder bedecktfrüchtig (gymnokarp oder angiokarp). In den Hymenien bilden sich stets nur ungeschlechtliche Fortpflanzungszellen, sogenannte Sporen, wodurch indessen nicht ausgeschlossen ist, daß sie selbst das Produkt eines geschlechtlichen Vorganges seien.

Die Fortpflanzung der Pilze ist noch

Digitized by Google

mannigfaltiger als die der Algen. Es war eine längst bekannte Thatsache, daß gewisse Pilzformen konstant gesellig miteinander und in bestimmter Reihenfolge auftreten; so hielten die Landwirthe schon seit mehr als 100 Jahren trotz des Widerspruches der Botaniker, die Behauptung aufrecht, Getreide, das in der Nähe von Aecidien tragenden Berberitzensträuchen wachse, werde vom Roste, d. h. dem Pilze Puccinia graminis befallen; aber erst Tulasne zeigte 1854, daß ein und dieselbe Pilzspecies mehrerlei Fortpflanzungsorgane besitzen könne, und daß die erwähnte Erscheinung auf das Innigste mit dem Entwicklungsgange der Pilze zusammenhänge. Auch jetzt kennen wir nur bei verhältnißmäßig wenig Pilzen die ganze Entwicklungsgeschichte; bei ihnen allen wechseln indessen geschlechtliche Generationen und ungeschlechtliche in mannigfachster Weise ab; und bei allen Arten, bei denen bis heran Befruchtungsvorgänge noch nicht beobachtet wurden, dürfen wir wohl annehmen, daß sie nur die sterilen Formen eines noch unbekannten Generationswechsels sind. Danach erscheint es fast natürlich, daß man Hunderte von Formen als selbstständige Gattungen und Arten beschrieb, deren Zusammengehörigkeit später erkannt wurde. So bildet z. B. Mucor mucedo aus seinem Mycelium zuerst starke Fruchtträger mit endständigen Sporenbehältern, Sporangien (Fig. 2). Dasselbe Mycel entsendet später häufig Fruchtträger mit viel kleineren Sporangien, sogenannte Sporangiolen, welche nur 2 bis 3 Sporen entwickeln; diese Form wurde denn auch früher als Thamnidium elegans und als Ascophora elegans beschrieben. Bei dem auf Mist wachsenden Mucor tritt endlich eine Sporenform auf, die durch ihren eigenthümlichen Habitus die Annahme einer neuen Art zu rechtfertigen schien, und Botrytis Jonesii oder Chaetocladium genannt wurde. An diesen einfachen Schimmelpilz knüpfen sich mithin bereits mannigfaltige Irrthümer menschlicher Forschung, und er wird vielleicht nochmals zum Stein des Anstoßes, da wir kaum vermuthen dürfen, in jenen drei Entwicklungsphasen das ganze Leben des Pilzes vor uns zu haben. — Das Eingreifen der verschiedenen Fortpflanzungskarten in den Entwicklungsgang und die ganze Lebensweise der einzelnen Pilze ist so verschiedenartig, daß es, bei unserer im Ganzen noch geringen Kenntniß, einstweilen unmöglich ist, diese Vorgänge in allgemeinen Darstellungen zu charakterisiren. Doch kann hervorgehoben werden, daß bereits in einigen Fällen festgestellt wurde, daß die großen Fruchtkörper aus einem Befruchtungsvorgange entsprossen, welcher am Mycelium stattfand, daß also hier das Mycelium die erste geschlechtliche, der Fruchtkörper dagegen die zweite ungeschlechtliche Generation darstellt, so bei Peziza und Erysiphe. Bei den einzelligen Algenpilzen dagegen ist das Produkt der geschlechtlichen Zeugung eine Spore, wie sich das bei den meisten Algen in ähnlicher Weise findet, während jene Fortpflanzung der Pezizen und Erysiphen an die der Florideen erinnert.

Die Fortpflanzung durch Sporen, d. h. also durch Fortbildungszellen, welche auf ungeschlechtlichem Wege entstanden sind, ist bei den Pilzen weitaus die allgemeinste Art. Die Spore selbst ist nach ihrer Entstehung und Form sehr verschieden, und bei vielen Pilzarten, z. B. bei Mucor mucedo, sind mehrere Sporenformen innerhalb eines Entwicklungskreises beobachtet worden. Ihre Entstehung findet in dreierlei verschiedenen Formen statt, durch Theilung, auf Basidien, oder in Sporenschläuchen. Bei der Theilung zerfällt der ganze Inhalt der Sporenmutterzelle, des Sporangiums, in Sporen. Basidien sind meist fadenförmige oder pfriemliche, stielartige Ausstülpungen (Sterigmen) bestimmter Zellen, auf deren Gipfel die Sporen (Basidosporen) erscheinen; nacheinander abgeschnürte Sporen bilden dabei häufig Ketten (Fig. 1 und 6A). In den Sporenschläuchen (Asci) bildet sich meist gleichzeitig und ohne die Mutterzelle ganz auszufüllen durch freie Zellbildung eine bestimmte Anzahl von Sporen (Ascosporen, Fig. 9 III). Besondere Behälter, in denen Sporenschläuche entstehen, heißen Perithecien (Fig. 7 B). — Auch das weitere Verhalten der Sporen bietet mannigfache Unterschiede dar. Bei einigen Algenpilzen entwickeln sich Schwärmsporen, oder Zoosporen, welche die Wand ihrer Mutterzelle durchbohren und dann, anscheinend mit willkürlicher Bewegung begabt, umherschwimmen. Abgesehen von dem chlorophyllhaltigen Pigmente sind sie den gleichartigen Organen der Algen gleich gebaut: nackte, einer deutlich abgegrenzten Zellstoffhaut entbehrende Protoplasmazellen, als deren Lokomotionsorgane in der Regel zwei schwingende Fädchen, Wimpern oder Cilien fungiren. Nach einer Bewegung, welche einige Stunden bis mehrere Tage andauerte, kommen sie zur Ruhe und beginnen dann sofort zu keimen. Die übrigen Sporenarten zeigen indessen in der Regel keine derartige Bewegung. Manche keimen wie die Zoosporen sofort, andere, dickwandigere erst nach bestimmter, längerer Zeit,

Digitized by Google

so daß sie besonders zur Ueberwinterung geeignet erscheinen und ruhende oder Dauersporen genannt werden. Auch bei der Keimung finden noch Unterschiede statt, indem manche Sporen sofort zur neuen Pflanze heranwachsen, während andere erst Sporen zweiter Ordnung, Sporidien, entwickeln, welche dann Schläuche (Promycelien) austreiben, die entweder denselben Prozeß wiederholen, oder sich zur vollständigen Pflanze ausbilden. Hierher gehört auch die hefeartige Sprossung, d. h. eine unter bestimmten Umständen fortdauernde Sporidienbildung, wie wir sie bei der Hefe finden (Fig. 11). Verwandt mit der Fortpflanzung durch Sporen ist jene durch Brutzellen oder Brutkörner: einzelne Hyphenzweige zerfallen durch wiederholte Quertheilung in eine Reihe keimfähiger Zellen, welche gleichsam als Multiplikationsorgane des mütterlichen Organismus diesen in enormer Weise vervielfältigen.

Im Gegensatze zu allen diesen Fortpflanzungsweisen steht nun die geschlechtliche Fortpflanzung, wozu wir, ebenso wie bei den Algen, die Kopulationsvorgänge rechnen. Sie schließt sich so enge an die einzelnen Pilzgruppen an, daß sie mit jenen betrachtet werden möge.

Alle Pilze sind chlorophyllfrei, und diese Thatsache beherrscht deren ganze Lebensweise. Durch den Mangel an Blattgrün sind sie nämlich außer Stand gesetzt, aufgenommene anorganische Nährstoffe zu assimiliren, d. h. gleichsam zu verdauen und so in Stoffe umzuwandeln, welche direkt dem Leben dienen können. So sind sie denn auf bereits vorbereitete Nahrung angewiesen und zu der Rolle von Parasiten verurtheilt. Dieser Parasitismus durchläuft alle Stadien bis zu den äußersten Extremen. Viele Pilze sind nur Fäulnißbewohner (Saprophyten), welche sich auf todten, in Zersetzung begriffenen Substanzen einfinden; andere sind echte Schmarotzer, die auf lebende Thiere oder Pflanzen, selbst andere Pilze angewiesen sind. Dort leben sie bald nur auf der Oberfläche (die Epiphyten), bald (die Endophyten, Fig. 5) fristen sie ihr Dasein im Innern der Zellen ihres Wirthes, dem sie oft genug die größten Unannehmlichkeiten, selbst den Tod bereiten können. Oft genug ist auch der Mensch Gegenstand ihrer Angriffe. Schon der Säugling hat von ihnen zu leiden, indem Oidium albicans, angelockt von seiner Nahrung, der Milch, sich in seiner Mundhöhle einfindet, dort basten bleibt, sich rasch vermehrt und einen weißen Schimmel bildet, der als Mundschwämmchen oder Soor bekannt und Ursache mannigfachster Störungen ist. Eine andere, durch Achorion Schoenleinii herbeigeführte und Favus genannte Krankheit befällt meistens die behaarten Theile des Kopfes des Menschen, erzeugt daselbst charakteristische, strohgelbe, krebsaugenförmige Krusten und endet, weil die Pilzsporen in die Haare hineinwachsen, mit deren gänzlichem und dauerndem Verluste. Aehnlich verhält es sich mit dem Herpes tonsurans oder tondens. Doch genug von diesem wenig angenehmen Thema, zu dem noch hinzugefügt sei, daß die genannten Krankheiten ansteckend sind. — Auch von Pilzen, welche den Körper lebender Thiere bewohnen und mit deren Entwicklung bestimmte Krankheiten und Todesarten ihrer Träger verbunden sind, kennt man zahlreiche Formen. Die Bemerkung mag genügen, daß der Herpes von Menschen auf Thiere und umgekehrt übertragbar ist, und daß ein anderer Pilz, Botrytis Bassiana, die Ursache der den Seidenraupen so verderblichen Muskardinekrankheit ist. Viel größer als an Thieren ist aber die an Pflanzen durch Pilze hervorgerufene Schädigung menschlicher Interessen. Wer kennte nicht wenigstens dem Namen nach jene Krankheiten der Kulturpflanzen, die wir mit dem Namen Rost, Brand, Mutterkorn, Rußthau, Mehlthau, Traubenkrankheit, Kartoffelkrankheit, Zuckerrübenfäule, Ringelkrankheit der Zwiebeln ꝛc. belegen? Bei allen spielen Pilze die verderbliche Rolle Tod und Verderben bringender Feinde unserer Kulturen. So ist der Mehlthau ein ausschlagartiger Ueberzug auf Pflanzentheilen, welcher von verschiedenen Arten der Gattung Erysiphe herrührt. Unter dem Namen Rußthau werden verschiedene, noch wenig bekannte Krankheiten vereinigt, welche als schwarze, sammtartige Ueberzüge besonders auf der Oberseite von Blättern erscheinen und durch Torula- und Cladosporium-Arten hervorgerufen werden. Bei der Traubenkrankheit werden die Weinstöcke von Oidium Tuckeri heimgesucht; bei ihr erblickt man in der Regel bald nach der Blüthezeit der Trauben, und zuerst auf der untern Seite der Blätter, dann auf allen jugendlichen Theilen des Weinstockes zarte, weißliche Schimmelanflüge, welche allmählig alle Theile fester umspinnen und, ohne in die Pflanze selbst tiefer einzudringen, nur hier und da kurze Haftorgane treiben. Diese saugen die Oberhaut aus, umspinnen die Beeren mit unzerreißbarem Netze und bewirken so deren Aufplatzen, wobei das Fleisch aus einem oder mehreren sich kreuzweise

Digitized by Google

schneidenden Rissen hervorgepreßt wird. — Alle die genannten Pflanzenkrankheiten sind ansteckende, und die Ansteckung erfolgt durch die sich vermehrenden und verbreitenden und in gesunde Individuen eindringenden Sporen. Diese Kontagiosität erklärt das epidemische Auftreten vieler Krankheiten, welche gesellig wachsende Pflanzen befallen. Je rascher sich eine Pilzspecies entwickelt und je weniger ihre eindringenden Keime zwischen den verschiedenen Organen der Nährspecies eine Wahl treffen, desto rascher wird sich die Epidemie ausbreiten und desto vollständiger wird sie alle Individuen befallen. Daher die rapide Ausbreitung der Kartoffelkrankheit, des Rostes der Gräser ꝛc. Man glaube nicht, daß dabei eine „krankhafte Prädisposition" des Wirthes vorausgesetzt werden müsse, obgleich es wohl sein mag, daß Gewächse, zumal Kulturpflanzen, in Folge von naturwidriger Ernährung der Vegetation des Parasiten mehr zusagen, als es bei ihrem gewöhnlichen Zustande der Fall sein würde. Gesellig wachsende wilde Pflanzen sind daher eben solchen Pilzkrankheiten ausgesetzt, so z. B. Gräser den Rostkrankheiten. — Manche Pilze ernähren sich bloß auf Kosten ihrer Wirthe, andere erregen indessen auch typische Zersetzungserscheinungen; so ist es z. B. von dem Pilze der Kartoffelkrankheit, Peronospora infestans, nachgewiesen, daß jene Zersetzungen an den Berührungspunkten des Myceliums mit den Gewebetheilen des Wirthes beginnen und sich von dort aus über die nicht direkt berührten Organe fortpflanzen können. So unheilvoll diese Krankheits- und Zersetzungserscheinungen zuweilen für den Menschen werden können, so nutzenbringend sind sie in andern Fällen. Schon mehrfach sind Pilze als werthvolle Verbündete mit uns in den Kampf gegen forstverheerende Raupen eingetreten und haben gewaltig unter diesen aufgeräumt. Geradezu unschätzbar werden aber die Pilze als Gährungs- und Fäulnißerreger. Selbst höchst zersetzbare organische Körper wie Eiweiß, Blut und Milch zeigen in reiner Luft und bei einer der Zersetzung günstigen Temperatur nur eine äußerst langsame Oxydation, wenn man sie vor dem Zutritte organischer, speciell pilzlicher Keime (denen sich in dieser Beziehung die sogenannten Spaltpilze, Bakterien, Vibrionen u. s. f. anschließen) bewahrt. Säet man aber diese Organismen in den zersetzbaren Körper, oder gestattet man ihnen den Zutritt, indem man letztern der freien Luft aussetzt, so erfolgt mit der Entwicklung der Pilze sofort rasche und lebhafte Zersetzung. Daß diese letztere eine Wirkung der Vegetation des Pilzes ist, folgt schon daraus, daß der Pilz aus seinem Substrate ganz bestimmte Stoffe als Nahrung aufnimmt, jenes also zerlegt und somit jedenfalls den Anstoß zu einer Umsetzung gibt. Der Zersetzungsprozeß selbst ist bei dem nämlichen Substrate ein verschiedener, je nach dem darauf oder darin vegetirenden Organismus: viele, vielleicht alle Species erzeugen eine ganz specifische Umsetzung. Es läßt sich nicht absehen, wie groß der Werth dieser Umsetzungen für den menschlichen Haushalt ist, sei es dadurch, daß faulende Substanzen rasch zersetzt und aus dem Wege geschafft werden, sei es, daß der Mensch jene Zersetzungsvorgänge beherrscht, regelt und sich direkt nutzbar macht, wie das z. B. bei denjenigen Gährungserscheinungen der Fall ist, welche bei der Essig-, Bier- und Weinbereitung auftreten.

Eine einigermaßen feststehende Systematik der Pilze gibt es heutzutage nicht. Durch den erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit aufgedeckten Generationswechsel sind wir belehrt worden, daß ganze Abtheilungen von Gattungen früherer Systeme Entwicklungsstadien anderer Formen sind, und noch vielen Arten und Gattungen droht ein gleiches Schicksal, das sie um ihre Selbstständigkeit bringen wird. Nach de Bary's Vorgang, dessen Eintheilung dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft am meisten entspricht, gliedert sich die Klasse der Pilze in vier Gruppen: Algenpilze (Phycomycetes), Rost- und Brandpilze (Hypodermii), basidiensporige Pilze (Basidiomycetes) und Sporenschlauchpilze (Ascomycetes). Zur Charakterisirung der wichtigeren Abtheilungen wollen wir den Vegetationsprozeß einiger bekannter Pilze schildern.

Bei vielen Algenpilzen besteht der vegetative, d. h. nicht der Fortpflanzung dienende Theil des Pilzkörpers stets aus einer einzigen schlauchförmigen Zelle; bei den anderen findet sich ein gleiches morphologisches Verhältniß wenigstens in der ersten Zeit ihres Wachsthums. Sie zerfallen in drei Familien. Die Saprolegnieen wachsen meistens auf Insekten, welche im Wasser faulen, und bilden dort nach allen Seiten hin ausstrahlende Rasen (Fig. 3). Bei ihnen findet ein Generationswechsel statt zwischen Schwärmsporen und Eisporen bildenden Individuen. Die weiblichen Geschlechtsorgane (Oogonien, Fig. 4s) sind zuerst kugelig anschwellende Zellen; ihr Protoplasma zerfällt allmählig in mehrere Portionen, welche sich zu Kugeln abrunden und in der Mitte des Oogo-

Digitized by Google

niums zusammenhäufen. Während ihrer Bildung wachsen — wenigstens bei den einhäusigen Formen — von dem Träger des Oogoniums oder von benachbarten Schläuchen dünne Zweige gegen das weibliche Organ hin. Das obere Ende derselben schmiegt sich an die Oogoniumwand fest an, schwillt darauf an und grenzt diese Anschwellung als besondere Zelle, als männliches Geschlechtsorgan (Antheridie, Fig. 4a) ab. Bald bemerkt man, daß jede Antheridie einen oder mehrere schlauchförmige, die Wand durchbohrende Fortsätze in das Innere des Oogoniums treibt. Diese Fortsätze öffnen sich an der Spitze und vermitteln dadurch den Uebertritt der befruchtenden Samenkörperchen aus den Antheridien zu den Befruchtungskugeln. Hat dieser stattgefunden, dann umgeben sich die einzelnen Kugeln mit einer Zellhaut und entwickeln sich sofort zu einer derbwandigen Eispore: der ersten Zelle eines neuen Organismus. Nach Verlauf einer Ruheperiode keimen diese Sporen. — Diesen Vorgängen durchaus ähnlich sind die Befruchtungen der Peronosporeen. Diese Pilze, von denen Peronospora infestans die Kartoffelkrankheit hervorruft, leben im Innern von Blüthenpflanzen, indem die Zweige ihres Myceliums zwischen deren Zellgeweben fortwachsen und dabei aus diesem durch besondere Saugorgane ihre Nahrung entnehmen. Die Mycelien erzeugen Sporen abschnürende Fruchtträger, welche stets über die Oberfläche hervortreten. Jene Sporen sind meistens nicht unmittelbar keimfähig, bilden vielmehr in Berührung mit Thau- oder Regentropfen einige Schwärmsporen, welche, zur Ruhe gekommen, Keimschläuche in das Innere der Pflanze entsenden, womit der ganze Entwicklungsgang von Neuem beginnt. Die Eisporen dagegen, welche sich unter günstigen Umständen zuweilen bilden, entwickeln Schwärmsporen oder keimen sofort. — Bei den Mucorineen erheben sich aus einem reichverzweigten Mycelium aufrechte Fruchtträger, welche auf ihren Enden kugelige Sporangien tragen (Fig. 2). Mycelium und Fruchtträger sind bis zur Sporenbildung einzellige Schläuche, welche gleichzeitig mit oder kurz vor der Fruchtentwicklung durch neu auftretende Querwände in viele Zellen zerfallen. Die erwähnte geschlechtlose Sporenbildung ist für die Mucorineen charakteristisch und galt lange für die einzige Fortpflanzungsweise. Für manche Arten hat sich dagegen eine große Vielgestaltigkeit der Fruktifikationsorgane nachweisen lassen, wie dies bereits vorhin in Bezug auf Mucor mucedo mitgetheilt wurde.

Die Rost- und Brandpilze leben in den Zellgeweben, meist unter der Oberhaut phanerogamer Pflanzen. Der hierher gehörende Grasstielbrand (Puccinia graminis), dessen massenhafte Vegetation den Getreiderost bildet, bietet unstreitig eines der lehrreichsten und interessantesten Beispiele von Generationswechsel und damit verbundenem Wohnortswechsel (Heteroecie) dar. Auf den Blättern der gemeinen Berberize gewahrt man im Frühjahre angeschwollene, gelbliche Stellen, zwischen deren Zellen sich feine, zu einem dichten Gewebe verbundene Pilzfäden vorfinden. Bei mikroskopischer Untersuchung erkennt man in diesen Pusteln zweierlei Fruktifikationsorgane: Aecidien und Spermogonien. Letztere bilden sich zuerst. Der Grund dieser urnenförmigen Behälter ist mit kurzen Fruchtfäden bedeckt, welche an ihren Enden zahlreiche, sehr kleine, sporenähnliche Körperchen, Spermatien, von noch unbekannter Bedeutung abschnüren. Rings um eine Gruppe solcher Organe, oft auch regellos zwischen ihnen zerstreut, treten später die Aecidien auf. In diesen entwickelt sich eine kreisförmige Schicht dichtgedrängter senkrechtstehender Basidien, deren jede an ihrer Spitze eine einfache, lange Reihe von Sporen erzeugt. Diese auf den Berberizenblättern zur Reife gebrachten Sporen sind vom Augenblicke ihrer Ablösung von der Basidie an keimfähig, aber sie entwickeln nur dann ein neues Mycelium, wenn die Keimung auf der Oberfläche eines Grasblattes oder Grasstengels stattfindet. Dann treiben sie Schläuche, welche in die Spaltöffnungen der Nährpflanze eintreten, um in deren Intercellularräumen rasch heranzuwachsen. Nach 6 bis 10 Tagen bilden sich alsdann neue Fruchtlager, welche als Uredo bezeichnet werden. Dies sind rothe, flache, rundliche, unter der Oberfläche liegende Polster, welche gegen die Oberfläche hin mit fadenförmigen Basidien bedeckt sind, deren jede eine große ellipsoidische Spore abschnürt. Nach dem bald erfolgten Zerreißen der Oberhaut werden diese ausgestreut, keimen sofort und bilden wiederum nach 6 bis 10 Tagen Uredolager. So nehmen die Uredosporen in ungeheurer Menge und in geometrischer Progression zu und sind so die Multiplikationsorgane, durch welche das früher so räthselhafte Auftreten des Rostes an Orten, zu denen das Vordringen massenhafter Sporen unmöglich erschien, erklärlich wird. Nachdem ein solches Mycelium längere Zeit Uredosporen hervorgebracht hat, erzeugt es späterhin, entweder in den Uredolagern selbst, oder in neuen Fruchtlagern eine neue, zweizellige Sporen-

Digitized by Google

form, sogenannte Teleutosporen. Damit ist die Vegetationsperiode beendet. Die letzten Sporen überwintern nämlich an den Grashalmen und keimen erst im Frühjahre, dann treiben sie aus ihren beiden Zellen kurze Keimschläuche, deren Aeste kleine Sporen, sogenannte Sporidien entwickeln. Diese Sporidien bilden ihrerseits nur dann einen neuen Pilz, wenn ihre Keimschläuche in Berberizenblätter eindringen können: ist das der Fall, so entwickeln sie dort die gelblichen Pusteln, welche die Ausgangspunkte unserer Betrachtung waren. Der vollständige Entwicklungsgang dieses Pilzes ist also an einen Wohnortswechsel gebunden und damit das Mittel gegeben, wie man demselben etwa entgegentreten könne: dies ist das Fernhalten von Berberizen und allenfalls Vernichtung des Strohes, wenn der Rost zu sehr überhand nehmen sollte; daß dagegen das Einbeizen des Saatkornes gegen diesen Feind nichts nützen könne, ist bereits mit Recht hervorgehoben worden.

Weit schädlicher als der Rost ist der Brand des Getreides, weil derselbe zumeist die Früchte verdirbt. Ustilago carbo veranlaßt den Staub-, Flug- oder Rußbrand, welcher die Gerste, den Roggen und Weizen befällt. Er zeigt sich zuerst an den Fruktifikationsorganen der genannten Pflanzen, und seine Sporen bilden die schwarzen Staubmassen, welche im letzten Stadium der Krankheit aus den spärlichen Ueberresten der Blüthentheile und aus den Halmen hervorbrechen. Wir übergehen den Stein- oder Schmierbrand des Weizens, den Mais- und den Hirsebrand und erwähnen nur, daß auch diese Krankheiten von Pilzen erzeugt werden.

Zu der dritten Gruppe, zu den basidiensporigen Pilzen gehören die schönsten und stattlichsten Formen, namentlich die Hut- und die Balgpilze. Bei ersteren ist der in der Regel, aber durchaus nicht immer gestielte Hut der Fruchtkörper, welcher einem oft nur winzigen Mycelium entsprossen ist und an seiner Unterseite lamellenförmige, zapfenartige, röhrenähnliche, oder sonst wie gestaltete Hervorragungen trägt, deren Oberfläche von dem Fruchtlager überzogen wird (Fig. 8). Aus letzterem entspringen dicht gedrängte, senkrecht stehende, keulenförmige Schläuche, von denen viele steril bleiben, während die übrigen auf ihrer Spitze zwei oder vier Sporen erzeugen. Bei den Balgpilzen liegen die Fruchtlager im Innern der anfangs meist kugeligen, oder doch äußerlich nicht gegliederten Fruchtkörper; ihre Sporen werden in gleicher Weise wie die der Hutpilze erzeugt und bald durch Wachsthum gewisser Partien, bald auch durch bloßes Aufspringen der äußeren Schicht frei und ausgestreut. Von beiden Familien ist ein Generationswechsel noch nicht bekannt geworden, indessen ist der Entwicklungsgang des Myceliums vor der Fruchtkörperbildung noch unbekannt, und dürfte vielleicht gerade dort ein geschlechtlicher Vorgang zu suchen sein. Viele Hutpilze sind genießbar, so z. B. der Champignon (Agaricus campestris), der Kaiserling oder Eierschwamm (Agaricus caesarius), der Parasolpilz (Agaricus procerus), der Musseron (Agaricus prunulus), der Reizker (Agaricus deliciosus), der Steinpilz (Boletus edulis) und der Pfefferling (Cantharellus cibarius); andere sind aber äußerst giftig, z. B. der Fliegenschwamm (Agaricus muscarius) und der Speiteufel (Agaricus emeticus). Dem letzteren Umstande und der daraus entspringenden Furcht, Fehlgriffe zu thun, hat man es zuzuschreiben, daß die Pilze unter unsern Nahrungsmitteln noch lange nicht die Verwendung gefunden haben, welche sie mit Rücksicht auf ihren Wohlgeschmack und ihren Nahrungswerth beanspruchen dürfen. Lästig ist unter den Hutpilzen der Holz zerstörende Hausschwamm (Merulius lacrymans). Officinell sind der Lärchenschwamm (Boletus laricis) und der Feuerschwamm (Polyporus fomentarius). Der Bovist (Lycoperdon bovista) und die stinkende Giftmorchel (Phallus impudicus) endlich sind bekannte Balgpilze.

Die Sporenschlauchpilze bilden ihre Sporen durch freie Zellbildung in Sporenschläuchen. Ihre wichtigsten Familien sind die Trüffeln (Tuberacei), die Kernpilze (Pyrenomycetes) und die Scheibenpilze (Discomycetes). Die Trüffeln bilden rundliche, knollige, meist unterirdisch wachsende Körper, welche in ihrer Jugend oft von einem reichlich verzweigten Mycelium umgeben sind. Letzteres vergeht bei der Fruchtreife und die Fruchtkörper liegen dann nackt in der Erde (Fig. 9). Ueber ihre Fortpflanzungsweise ist fast nichts bekannt; bis jetzt hat man nur die in den Schläuchen gebildeten Sporen gefunden, welche erst durch Zerstören der äußeren Rindenschicht des Fruchtkörpers, der Peridie, frei werden. Die Speisetrüffel ist schon lange als Delikatesse berühmt, kugelige Knollen darstellend, ist sie schwärzlich, warzig, innen gelblichweiß und geadert. Bei ihrer Reife entwickelt sie einen aromatischen Geruch, welcher ihr Aufsuchen durch abgerichtete Hunde oder durch Schweine ermöglicht, trotzdem daß sie bis $^1/_2$ Meter unter der

Digitized by Google

Oberfläche wächst. — Von den Kernpilzen wollen wir nur Clavieeps purpurea betrachten, den Pilz, dessen Sklerotium unter dem Namen Mutterkorn (Secale cornutum) bekannt und officinell ist. Aus den Sklerotien dieses Pilzes wachsen im Frühjahr auf feuchtem Boden meist mehrere kugelige, gestielte Fruchtkörper hervor (Fig. 7 A), deren Oberfläche mit zahlreichen, halb eingesenkten Peritheeien bedeckt ist. In letzteren entstehen Sporenschläuche, und in diesen fadenförmige Sporen. Gelangen diese Sporen in junge Blüthen von Getreidepflanzen, z. B. Roggen, so treiben sie dort Keimschläuche, welche in den jugendlichen Stengel eindringen. Darauf wird der letztere von dem Mycelium des Pilzes überall über- und durchwuchert, seine ganze Oberfläche bedeckt sich mit einem weißlichen, von zahlreichen, unregelmäßigen Furchen durchzogenen Fruchtlager, der sogenannten Sphacelia, in welchem auf cylindrischen Basidien Sporen (Conidien) abgeschnürt werden. Alsdann beginnt im Grunde des Pistillüberrestes die Bildung des Sklerotiums, welches zu dem bekannten hornförmigen, die Spelzen der Grasblüthe überragenden Körper heranwächst, und die Sphacelia als leicht ablösbare Kappe auf seinem Scheitel trägt. Das Sklerotium ruht darauf bis zum nächsten Frühjahre, um alsdann denselben Entwicklungsgang zu beginnen. Nach einzelnen Angaben entstehen aus den in junge Grasblüthen gelangten Keimen der Conidien sofort Sphacelia und Sklerotium.

Zu den Scheibenpilzen gehören neben zahlreichen unscheinbaren Pilzen besonders die stattlichen Keulenträger (Clavarien, dazu der Korallenschwamm, der Ziegenbart, die Herkuleskeule), die meist genießbaren und wohlschmeckenden Morcheln (Morchella, Fig. 10) und Faltenmorcheln (Helvella), sowie endlich auch die so ungemein artenreichen Becherpilze (Peziza). Von den Scheibenpilzen unterscheiden sie sich namentlich dadurch, daß ihre Fruchtschichten oberflächlich liegen. Bei den strauchartig verzweigten Keulenträgern überziehen dieselben die Aeste, bei den Morcheln die Außenflächen der faltigen Hüte, bei den Becherpilzen endlich kleiden dieselben die innern Flächen der bald gestielten, bald sitzenden Becher aus. Alle besitzen einen charakteristischen, hier jedoch zu übergehenden Generationswechsel.

Ueber die geographische Verbreitung der Pilze dürften sich allgemeinere, auf genauen Beobachtungen fußende Angaben zur Zeit noch nicht machen lassen. Dr. Thomé.

Landwirthschaft.

Zur Waldschutzfrage*). In den sieben Monaten des gewaltigen Völkerkampfes, welche wir soeben durchlebt haben, gab es in Deutschland kein anderes Wollen als das, den Erbfeind niederzuwerfen, kein anderes Interesse als das, jenen mit Flittergold verzierten, aber auf thönernen Füßen stehenden Götzen der Selbstanbetung, mit dem die leichtsinnigen Franzosen ein ernstes und starkes Volk zu zwingen glaubten, mit eiserner Faust zu zerschlagen. Es gab kaum irgend eine Frage unserer inneren Entwickelung, welche lebhaft und dauernd gefesselt hätte; weit außerhalb unserer Grenzen lagen die Stätten, wo wir kämpften und arbeiteten, wo Deutschlands Wiedergeburt erkämpft und erarbeitet wurde; draußen im Frankenlande war Alldeutschland; ihm war jeder Blick, jedes Herz gefolgt.

Dennoch rief in der letzten Epoche des großen Krieges eine Reihe publizistischer Artikel uns — wenn auch nur flüchtig — eine wirthschaftspolitische Frage ins Gedächtniß zurück, welche mehr wie viele anderen das deutsche Volk interessirt, die Frage des Waldschutzes.

Kaum hatte die deutsche Presse angedeutet, daß mit den französischen Wäldern, den Staatswäldern unseres Feindes, in nicht eben schonender Weise verfahren werde, als Niemand in Deutschland zweifelhaft war, daß man selbst in Feindesland den Wald nicht verwüsten dürfe, daß man kein Recht dazu habe, mit dem Walde auch die Fruchtbarkeit des Landes, welches künftigen Geschlechtern gehört, zu zerstören.

Der kleine Zwischenfall wurde durch den amtlichen Beweis, daß in den okkupirten Theilen Frankreichs nicht einmal das Holzquantum zum Einschlag gebracht worden sei, welches die Franzosen nach ihren eigenen Hiebsplänen ab-

*) August Bernhardt, Die Waldwirthschaft und der Waldschutz, mit besonderer Rücksicht auf die Waldschutzgesetzgebung in Preußen. Berlin, Julius Springer, 1869.

Digitized by Google

genutzt haben würden, beendigt. Auch in dieser Beziehung steht der deutsche Name fleckenlos da. Der Vorfall hatte aber aufs Neue bewiesen, wie ernst es der Deutsche mit Baum und Wald meint, wie tief er ihre Bedeutung für Klima und Bodenkultur, für das gesammte sittliche und sociale Leben des Volkes empfindet.

Es ist in dem Wirthschaftsleben aller Kulturvölker der Kampf gegen den Wald der Beginn der geordneten und ortsbeständigen Wirthschaft. Aus den fruchtbaren Tiefländern steigt das Pflugland an den Gehängen hinauf; vor dem Pfluge fällt der Wald; nur auf den Kuppen, an den zu steilen Thalwänden, auf den Bergrücken behauptet er sein Gebiet. Seine theilweise Vernichtung ist die Vorbedingung der Ansiedelung des Menschen, der Fruchtbarkeit des Bodens, der zum Gedeihen der Kulturgewächse erforderlichen Milde des Klimas. Ist das Gleichgewicht zwischen Wald und Kulturland hergestellt, so wirkt jede weitere Verringerung des ersteren kulturstörend, feindlich dem vergebens aufgewendeten Fleiße des kurzsichtigen Menschen, welcher die von der Natur gesteckte Grenze nicht achtete, so tritt jener Konflikt zwischen dem individuellen privatwirthschaftlichen Interesse und den Forderungen des allgemeinen Wohles hervor, welcher der praktischen Lösung der Waldschutzfrage bisher so große Schwierigkeiten bereitet hat.

Es darf behauptet werden, daß fast alle Länder Europa's, mit Ausnahme von Skandinavien und dem inneren Rußland, unter den Folgen der Entwaldung mehr oder minder gelitten haben. Die Verödung ist von Süden nach Norden stetig vorgeschritten. Griechenland und Kleinasien sind verdorrt, nachdem ihre quellenreichen Wälder gefallen waren; Italien ist in seiner Kulturfähigkeit tief gesunken; in Spanien hat die Entwaldung der weiten Hochebenen die Temperaturdifferenzen in fast unerträglicher Weise gesteigert und weite Strecken zur Wüste gestaltet; Frankreich hat seine bitteren Erfahrungen gemacht; aus der Schweiz erschallen Klagen über die zunehmende Zahl von Bergstürzen, die Verödung der steileren Gehänge, das Versiegen der Quellen; in Deutschland, wo das Volk, auf dem Boden altehrwürdiger Tradition stehend, den Wald vielerorts noch heute heilig und hoch hält, hat seither auch der durch das rauhere Klima bedingte starke Verbrauch an Brennstoff, der bedeutende Staatswaldbesitz und Waldbesitz der das Weidwerk liebenden Fürsten, sowie die gesunde Finanzpolitik der Regierungen walderhaltend gewirkt. Allein auch bei uns hat es an verhängnißvollen Fehlern nicht gemangelt, und mehr als einmal ist der Ruf nach Schutz für den Wald durch unsere Literatur gegangen. Es ist an der Zeit, immer wieder daran zu erinnern, was uns der Wald ist, auch wenn wir des Bau- und Brennholzes nicht bedürfen. Es ist an der Zeit, daß die Grenze von der Wissenschaft genau bezeichnet werde, welche das Gebiet umspannt, welches dem Walde verbleiben muß, daß die Staatsgewalt, gestützt auf das öffentliche Rechtsbewußtsein und sich selbst bewußt ihrer Verantwortlichkeit für die Allen gemeinsamen Interessen, ohne Zagen und mit starker Hand innerhalb dieser Grenzen den Wald schütze. Aber es darf die Unantastbarkeit und Freiheit des Eigenthums auch nur so weit geopfert werden, als es das gemeine Wohl gebieterisch verlangt. Auf die Bestimmung jener Grenze kommt also Alles an.

Es muß zugestanden werden, daß es an dem wissenschaftlichen Fundamente für diese Bestimmung noch in manchen wichtigen Punkten mangelt, namentlich in Bezug auf die klimatischen Qualitäten des Waldes.

So viel erhellt aus allgemeinen Gesetzen, daß größere Waldmassen die Temperatur des Tages in der wärmeren Jahreszeit etwas erniedrigen, die der Nacht etwas erhöhen. Blatt und Ast sind schlechte Wärmeleiter. Nur allmählig werden die oberen Baumpartien erhitzt; die niedergehende wärmere Luft trifft über dem Boden mit einer stets kälteren Luftschicht zusammen, welche durch den nie rastenden starken Verdunstungsprozeß im Walde hervorgebracht wird. Die Bewegung der sich vermengenden ungleich erwärmten Luftschichten empfinden wir als die erquickende Kühle der Waldluft; von der Peripherie des Waldes in das Innere vorschreitend, gehen wir dem Strome kälterer Luft, welcher nach allen Richtungen hinausstrebt, die draußen stehenden wärmeren und weniger dichten Luftschichten verdrängend, gerade entgegen. Eine Erniedrigung der Lufttemperatur außerhalb des Waldes ist die Folge des kurz geschilderten Vorganges.

Umgekehrt bei Nacht. Während Feld, Wiese und Weideland rasch ihre Wärme ausstrahlen, sobald die Insolation aufgehört hat, bewahrt sie der Wald noch lange. Das Blätterdach wirkt nun die Ausstrahlung hemmend nach unten. Bald treten die kälteren Luftströme von außen in Vermengung mit der wärmer gebliebenen Waldluft. Schwerer und dichter ver-

Digitized by Google

drängen die ersteren die letztern. Schreitet man nun aus dem Innern des Waldes dem Rande zu, so geht man dem feuchtkühlen Strome abermals entgegen.

Daß diese Vorgänge sich so vollziehen, daß größere Waldungen die örtlichen Regulatoren der Temperatur sind, ist unzweifelhaft. Das quantitative Element aber bedarf noch der exakten wissenschaftlichen Untersuchung. Es ist durch Ebermayer in Aschaffenburg der zur Erlangung brauchbarer Resultate führende Weg beschritten, und es fehlt seinen Untersuchungen nur noch die alle störenden, zufälligen Einflüsse ausgleichende längere Dauer; in wenigen Jahren werden wir im Stande sein, die kurz berührten Gesetze quantitativ festzustellen. So viel aber ist heute sicher erwiesen, daß der Wald in dieser Qualität zusammenwirkt mit größeren Wasserflächen; die Küstengegenden und Inseln können darum des thermischen Einflusses der Bewaldung wohl entbehren; des mechanischen Schutzes, welchen der Wald gegen Sturm, Sandwehen ꝛc. gewährt, bedürfen sie jedoch mehr als das Binnenland. Noch weniger als die thermische Wirkung des Waldes vermögen wir den Einfluß desselben auf die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft heute wissenschaftlich zu bestimmen.

Die sich ergänzenden Exhalationen der beiden großen organischen Reiche lassen aus den Pflanzen die Fülle des Sauerstoffs, dessen die Thiere zu ihrem Lebens- (Verbrennungs-) Prozeß bedürfen, ausströmen, während die Kohlensäure, deren die Pflanze zum Aufbau ihres Leibes bedarf, von den Thieren ausgeathmet wird. Man sollte hiernach glauben, daß die Waldluft besonders sauerstoffreich und einathmungsfähig sein müsse, und in Wahrheit sagt uns die Erfahrung des täglichen Lebens und die praktische Wahrnehmung Aller, daß dem so sei. Aber es hat nirgends gelingen wollen, die Spuren der Exhalation großer Blattmassen in der atmosphärischen Luft nachzuweisen. Es ist vielmehr überall, über der Wüste Sahara sowohl, als über dem Meere und im Urwalde fast genau das konstante Mengungsverhältniß von Stickstoff und Sauerstoff, sowie das nicht minder konstante in der Luft vorhandene Kohlensäurequantum vorgefunden worden. Wir erinnern an die interessanten Versuche von Thorpe (Annalen der Chemie und Pharmacie) nach Pettenkofers Methode, deren in diesen Blättern (III. Bd., S. 291) gedacht worden ist.

Auch in dieser Beziehung will es nicht gelingen, eine praktisch feststehende Thatsache auch wissenschaftlich klar zu stellen und zu begründen. Wir wissen, daß größere Baumgruppen gesundheiterhaltend und desinfizirend auf die mit Miasmen geschwängerte Luft wirken, daß dadurch Wald und Park wohl geeignet sind, die Entstehung und Verbreitung epidemischer Krankheiten zu verhindern. Aber wir wissen nicht, warum dem so ist; so interessant die neueren Mittheilungen Pettenkofers nach Dr. John Murray's Berichten über den Gang der Choleraepidemie in Ostindien und eigenen Beobachtungen in Bayern (Süddeutsche Presse 1869, August) sind, so sehr durch sie neuerdings bestätigt wird, daß Wälder und große Baumgruppen das Fortschreiten der Cholera ebenso verhindern können wie große Moore (im Donaumoos blieben 1854 die dichtbevölkerten, durch Armuth prädisponirten, von zahlreichen Ortsepidemien umgebenen Orte Ingolstadt, Neuburg, Pöttmes und Schrobenhausen verschont) und Ströme (Beobachtungen von 1854 in den untern Stadttheilen von Lyon), so tragen sie doch zunächst zur wissenschaftlichen Begründung des ganzen Vorganges wenig bei, und es bleibt zweifelhaft, ob Blattthätigkeit und Schatten oder die Wurzelthätigkeit die desinfizirende Funktion haben.

Weit wichtiger und intensiver als die Wirkung des Waldes auf die Wärme und Zusammensetzung der Luft ist diejenige auf die Luftfeuchtigkeit und Regelung der atmosphärischen Niederschläge.

Verlangsamt und stetig ist das Niederfallen des Regens, das Schmelzen des Schnees im Walde; verlangsamt und stetig nicht minder die Rückkehr des tropfbarflüssigen Wassers in die Dunstform. Gleichmäßig wirken hier der mechanische Widerstand der Beastung, die wassersaugende Kraft der Moosschicht, des Humus. Tropfenweise gelangt das Wasser zum Boden, sinkt, unter dem Blattschirm vor der raschen Verdunstung geschützt, in die Bodenspalten hinab, um am tieferen Gelände den sprudelnden Quell zu speisen. Der Wald hält wie ein guter Hausvater Wasser und Wärme zu Rathe; der waldleere Berghang läßt über die verhärtete, humuslose Oberfläche den strömenden Gießbach wechseln mit äußerster Dürre. Daher jenes rasche Ueberspringen von kulturschädlicher Ueberfluthung zum äußersten Wassermangel in entwaldeten Berggegenden, dessen nächste Folge ein überaus ungleicher Wasserstand der Bäche, Flüsse und Ströme mit allen seinen Nachtheilen für Schifffahrt und Gewerbebetrieb ist.

Digitized by Google

Jeder Feuchtigkeitsmesser deutet im Walde den höheren Feuchtigkeitsgehalt der Luft an. Nicht allein die stets thätige Verdunstung, auch die gewaltige Wasserausshauchung aller Blattorgane der höher organisirten Gewächse bringt dieses Ergebniß hervor. Es ist bekannt, wie sehr in letzterer Beziehung die Leguminosen mit den Waldbäumen wetteifern, wie große Wasserflächen denselben Effekt haben. Allein da, wo dem Walde jene Funktion übertragen ist, in den Quellgebieten der Flüsse und in den Bergländern, da fehlen jene anderen Faktoren zumeist ganz oder sie sind nicht geeignet, die Bewaldung zu ersetzen. Es ist auch in dieser Beziehung die Funktion des Waldes eine regulirende, ausgleichende, mäßigende. Es wird für die Gesammtmenge der atmosphärischen Niederschläge auch nicht ohne Bedeutung sein, ob die Gegend angemessen bewaldet ist oder nicht, für die Vertheilung derselben während des Jahres aber von der allergrößten. Auf die letztere aber kommt in unserem Klima Alles an.

Daß das kühlfeuchte Waldgebirge zudem mehr geeignet ist, die beim Hinaufsteigen in die kälteren Luftschichten sich verdichtende wasserschwere Wolke zum Niederschlag zu zwingen, als das nackte Felsgebirge mit seiner bedeutenden Entwickelung strahlender Wärme namentlich in der heißen Jahreszeit, liegt auf der Hand. Aber über alle diese Dinge werden lange fortgesetzte exakte Beobachtungen am Regenmesser allein sichere Auskunft zu geben vermögen.

Durch keine andere Gewächsgruppe kann der Wald da vertreten werden, wo er die flüchtige Meeresdüne bindet, wo durch seine reiche Bewurzelung die Sandscholle des Binnenlandes befestigt, wo an steilen flachgründigen Gehängen durch ihn das Abrutschen des Erdreiches, das Abschwemmen von Kies- und Geröllemassen in die fruchtbaren Thäler verhindert wird. Hier liegen die Thatsachen klar vor Aller Augen, hier ist es ein einfaches mechanisches Moment, welches dem Walde eine hohe Kulturbedeutung sichert und welches von Allen erkannt werden kann, die sehen wollen. Gegen die im höheren Gebirge so zerstörend wirkenden Schneemassen bildet die Bewaldung einen starken Wall, sowie sie die Grundlawine nicht zur Entstehung gelangen läßt. Sturm und Wind hemmt sein tausendgestaltiges Ast- und Blattwerk; besonders in den Küstengegenden bildet er den einzigen Schutz gegen die kulturstörende Wirkung jener konstanten heftigen Luftströmungen, welche dem Küstenklima eignen.

Und dennoch weicht gerade in solchen Oertlichkeiten gar oft der schützende Wald menschlicher Habgier und Kurzsichtigkeit. Ohne daran zu denken, daß nur unter dem Schutz der Bewaldung, in der feuchteren Luft die saftigen Alpkräuter dauernd vegetiren können, opfert der Gebirgsbewohner den Wald, um mehr Weide zu haben, und verliert Beides und die Kulturfähigkeit seines Bodens dazu. Um dem armen Quarzsande eine kümmerliche Roggenernte abzugewinnen, entblößt der Tieflandsbauer seine Sandscholle, und nicht er allein wird dadurch geschädigt, sondern viele Andere, deren Fleiß unter der wehenden Sandmasse begraben wird.

In Wahrheit, bei keiner anderen Art der Urproduktion tritt der Eigennutz des Einzelnen in so grellen Widerspruch mit dem Gemeinwohl, als bei der Waldwirthschaft der Privaten, in keinem anderen Zweige des Wirthschaftsbetriebes liegen in der Sache selbst so starke Motive, das Eigenthumsrecht in gemeinschädlicher Weise zu mißbrauchen; nirgends sonst tritt an die für das Wohl Aller verantwortliche Staatsgewalt die Forderung so kategorisch heran, im Namen der gestifteten Gesellschaft *diesen Mißbrauch des Eigenthums* zu unterdrücken.

Die Waldwirthschaft ist ihrem innersten Wesen nach eigenartig, sowohl was ihre Werthserzeugung und Kapitalbildung, als was die Stellung des Wirthschaftssubjektes zu dem Objekte, auf das seine Thätigkeit sich richtet, anbelangt. Sie arbeitet mit einem bedeutenderen Betriebskapitale als alle intensiven Landwirthschaften (dem Holzkapitale), welches nur durch Häufung von Zins auf Zins entstehen kann, sehr unbeweglich und unübertragbar ist, auch nur mit gewissen Beschränkungen (von einem gewissen Alter der Verwerthbarkeit an) Werthe im ökonomischen Sinne darstellt; die Disposition des Waldbesitzers ist durch diese Eigenart seines Betriebes eine beschränkte: die Waldwirthschaft gestattet eine relativ sehr geringe Arbeitsaufwendung und gewährt eine wenig sichere und sehr spät eingehende, nach ihrem prozentalen Verhältnisse zum Kapitale niedrige Rente; sie ist in Bezug auf Fläche und Theilbarkeit eine beschränkte Art der Bodenbenutzung, das Eigenthum am Walde daher meist unvollkommen.

Begreiflich, daß die Privatwirthe, denen das augenblickliche Interesse stets Hauptmotiv aller wirthschaftlichen Maßregeln sein wird, meist nur zu geneigt sind, aus dem Rahmen der Waldwirthschafter auszutreten und ihr Geldkapital aus einer Sparkasse herauszunehmen, welche erst nach vielen Jahren Kapital und Zinsen zurückgibt.

Digitized by Google

Begreiflich, daß jener Konflikt jedesmal da entstehen muß, wo das öffentliche Interesse die Erhaltung eines bestimmten Waldes fordert, das Privatinteresse seine Abholzung verlangt.

In dieser Eigenart der Waldwirthschaft liegt die Berechtigung des Staates, der sonst keine Gewerbe treiben soll, zum eigenen Betriebe der Waldwirthschaft, liegt auch die Begründung der Pflicht des Staates, die Rodung und Urbarmachung derjenigen Waldungen, welche im öffentlichen Interesse erhalten werden müssen, zu verbieten, und deshalb das Recht, dies zu thun. Aber diese Pflicht, dies Recht ist beschränkt auf den einzelnen konkreten Fall, und es ist Sache des Staates, nachzuweisen, daß dem bestimmten Walde, dessen Ausrottung beabsichtigt wird, jene das gemeine Wohl berührende Qualität innewohne, daß er eine über den engen privatwirthschaftlichen Gesichtskreis hinausgehende allgemeine Bedeutung habe.

Hier Maß und Art der praktischen Durchführung zu finden, das Eigenthum zu achten und den gemeinschädlichen Mißbrauch des Eigenthums unmöglich zu machen, das ist die Aufgabe des Gesetzgebers, welcher auf diesem Gebiete positives Recht zu schaffen berufen ist. An allen Gebildeten aber ist es, das Rechtsbewußtsein des Volkes zu klären, damit ein solches das Eigenthum beschränkendes Gesetz kein todter Buchstabe bleibe, sondern aus jenem Bewußtsein gleichsam emporwachse.

Es kann wahrlich nur beklagt werden, daß dies in manchen, zur Mitarbeit an der Lösung wirthschaftspolitischer Fragen besonders berufenen Kreisen unseres Vaterlandes noch so wenig anerkannt wird. Vor Allem ist der Doktrinarismus einer Versammlung von Vertretern der Wirthschaftswissenschaft, des zehnten Kongresses deutscher Volkswirthe, welcher die Frage der Staatsoberaufsicht über die Waldwirthschaft in absolut negirender Weise diskutirte, kaum verständlich. An gründlicher Widerlegung aller vorgebrachten Gründe für eine Resolution, wie sie in Breslau bei dieser Gelegenheit gefaßt wurde, hat es nicht gefehlt, ebenso wenig wie an entgegenstehenden Resolutionen sachverständiger Körperschaften (so der XX. Versammlung süddeutscher Forstwirthe und des Kongresses norddeutscher Landwirthe von 1870).

Auch das von uns citirte Bernhardtsche Buch wendet sich geharnischt gegen jene Resolution des volkswirthschaftlichen Kongresses und verdankt seine Entstehung überhaupt dem Wunsche des Verfassers, an seiner Stelle das Seinige zu thun, um die hohe Bedeutung des Waldes Allen zum Bewußtsein zu bringen. Wir empfehlen dasselbe Denjenigen, welche sich für die Waldschutzfrage interessiren. Sie werden alle einschlägigen Verhältnisse auf wissenschaftliche Weise eingehend erörtert finden und nach Lesung des Buches mit uns den Wunsch theilen, daß es bald gelingen möge, ein lebensfähiges Waldschutzgesetz für das ganze, jetzt so glücklich geeinigte Deutsche Reich zu Stande zu bringen.

Neue Bücher.

Austernzucht und Seefischerei in Frankreich und England. Von A. Tolle. Berlin, Wiegandt und Hempel.

Gemüse- und Fruchttreiberei, von J. G. Meyer. Berlin, Wiegandt und Hempel.

Hohenheim, die landwirthschaftlich-chemische Versuchsstation, von E. Wolff. Berlin, Wiegandt und Hempel.

Pachtvertrag, landwirthschaftlicher, der. Von G. Drechsler. Halle, Waisenhaus.

Thierzucht, Beiträge zur landwirthschaftlichen, von M. Wilckens. Leipzig, Quandt und Händel.

Kriegsrecht.

Kriegsrecht. Der erste bewußte und bedeutsame Schritt, den Krieg im allgemeinen zeitgemäß zu humanisiren, ist während des nordamerikanischen Bürgerkrieges geschehen: den zweiten mag die Welt direkt oder indirekt von dem nun beendigten deutsch-französischen Kriege erwarten, der an mörderischem Umfang und an prinzipieller Wichtigkeit der Entscheidung jenem ja von allen modernen europäischen Kriegen zunächst steht. Berlin und Washington, nicht London und Paris oder gar Wien und Petersburg, sind überhaupt die Punkte, von denen diese Fortschritte auszugehen lieben. Die Ueberwindung der alten offiziellen Kaperei im Völkerrecht knüpft sich an sie — an den Vertrag von 1785, welchen Friedrich der Große mit Franklin und Jefferson schloß, sowie nun wiederum an den Austausch entsprechender Ver-

Digitized by Google

sicherungen in Washington beim Ausbruch des letzten Krieges. Wenn Deutschland in dieser Beziehung immerhin einen gewissen Vorsprung vor Amerika voraus hat, seit der Bremer Seerechts-Agitation von 1859 und seitdem der Norddeutsche Reichstag die Unverletzlichkeit schwimmenden Privateigenthums zur Würde eines Prinzips der nationalen Politik erhoben hat, so sind uns die Vereinigten Staaten dagegen mit gutem Beispiel vorangegangen in den berühmten Kriegsartikeln, welche Präsident Lincoln im April 1863 für die Unionsarmee erließ, ein Codex der Pflichten des civilisirten Kriegers gegen den Feind. Indessen auch dieses denkwürdige Gesetzbuch trägt deutschen Stempel, denjenigen unseres vor langer Zeit ausgewanderten Landsmanns, des Professors Franz Lieber in Newyork; und ein in Deutschland eingebürgerter schweizerischer Staatsmann und Rechtslehrer, Professor Bluntschli in Heidelberg, hat es wissenschaftlich weiter verarbeitet, in seiner Darstellung des Völkerrechts im Kriege als Rechtsbuch.

Die Wissenschaft ist in Deutschland eine Macht von anderer Stärke und Anerkennung als drüben in Amerika. Ihr ist es daher auch hauptsächlich zugefallen, das Kriegsrecht während des letzten großen Zusammenstoßes zweier Völker weiterzuführen, und ihre Aussprüche, in Schriften von Bluntschli, Dahn, Trendelenburg und Artikeln von K. Braun, H. B. Oppenheim u. A. enthalten, werden nicht unbeachtet bleiben; — wogegen ebenbürtige französische Geister wie Ed. Laboulaye und Michel Chevalier sich nur im allerersten Beginn des Krieges überhaupt nach dieser Seite hin haben vernehmen lassen können, und da schon vollkommen fruchtlos. Unsre deutsche Heerführung aber hat es im allgemeinen ebenso wenig an sich fehlen lassen. Nach den ersten Siegen erließ König Wilhelm an das französische Volk jene „hochherzige Proklamation", wie Bluntschli sie nennt, vom 11. August, welche das moderne Rechtsprinzip, daß der Krieg nur ein Streit der Staaten und ihrer Heere sei und die friedlich lebenden Privatpersonen möglichst zu schonen seien, zum ersten Mal mit voller Energie amtlich verkündigt habe. „Ich führe Krieg", hieß es bekanntlich in diesem königlichen Erlaß, „mit den französischen Soldaten und nicht mit den französischen Bürgern. Diese werden deshalb fortfahren, Sicherheit für ihre Person und ihre Güter zu genießen, so lange sie nicht selbst durch feindselige Unternehmungen gegen die deutschen Truppen mir das Recht nehmen, ihnen meinen Schutz zu gewähren." Wie man weiß, ist es das Schicksal dieses Erlasses gewesen, durch grobe Entstellung seines Sinns und Inhalts einen Text für die Predigt falscher neutraler Brüder zu liefern, daß Deutschlands nothgedrungene Abwehr sich im Laufe unerhörter Erfolge in einen Eroberungs- und Beutekrieg verwandelt habe. Darüber ist die wichtige Wohlthat seines wahren Wortlauts und Geistes fast wie spurlos verklungen — die scharfe und entschiedene Grenzlinie, welche er zwischen dem kriegführenden Ausschuß der fremden Nation und dieser selbst zieht.

Der Werth dieser Unterscheidung hatte sich während des verflossenen Krieges zuvörderst bei der Verpflegung und Einquartierung der Truppen im feindlichen Lande zu zeigen. Mit letzterer konnten die französischen Bewohner der besetzten und durchzogenen Striche natürlich so wenig verschont bleiben, wie im gleichen Falle deutsche Hausbesitzer. Aktiver Krieg erlaubt nicht, daß man die Unterbringung der Soldaten von andern Rücksichten abhängen lasse als denen des operirenden Feldherrn; bei guter Witterung, in der warmen Jahreszeit wird man sie mit oder ohne Zelte gern bivuakiren lassen, was im Vergleich zu überfüllten Gebäuden nicht so ungesund ist, wie der verweichlichte Städter meistens denkt, aber wenn ein strategischer Zweck es erheischt, kann Rücksicht auf die fremde Bevölkerung unmöglich abhalten, sie derselben massenhaft ins Haus zu legen. Etwas anders steht es schon um die Verpflegung der einquartierten Mannschaft. Sie einfach und allemal den Quartierwirthen aufzulegen, würde bald an der Erschöpfung der ärmeren Klasse unter diesen scheitern. Sie ganz in Natur aus der Heimat mitzubringen oder nachzuschaffen ist nicht thunlich, theils wegen des Verderbs mancher unentbehrlichen Bedürfnisse auf langer Transportfahrt, theils wegen der oft so rapiden Bewegungen auf dem Kriegsschauplatz; sie dem Geldwerth nach von A bis Z selbst zu bestreiten, also alles was die Truppen verzehren direkt oder indirekt zu bezahlen, ist nicht immer rathsam, da der Friedensschluß eine Zurückerstattung nicht in unbedingt sichere Aussicht stellen mag. Alle laut gewordenen Stimmen lassen deshalb eine Besteuerung der Einwohner des durchzogenen und besetzten fremden Landes zu diesem Ende zu. Nur darüber sind sie im Zwiespalt, ob Naturalrequisitionen oder Geldkontributionen zulässiger seien. Bluntschli spricht sich für die

Digitized by Google

ersteren aus, die allerdings dem legitimen Zwecke der Erhebung weniger leicht entfremdet werden können und der Maßregel mehr den Anstrich des Nothgedrungenen verleihen; aber ich möchte mich doch mit Braun eher für die letzteren erklären. „Das Requiriren", sagt er, „ist sehr häufig nicht gegen die Gemeinde, sondern wider den Einzelnen gerichtet. Der Privatmann wird sehr hart und sehr ungleich davon getroffen und oft vollständig ruinirt. Diesen Ruin fördert die Entstehung und Verbreitung von Freischaaren und Räuberbanden. Die Geldkontribution dagegen wird der Gemeinde als solcher auferlegt und berührt vorerst den Einzelnen gar nicht. Die Schulden, welche in Folge dessen die Gemeinden kontrahiren, werden nicht sofort auf den Bürger abgewälzt, sondern in der Regel erst, nachdem der Krieg vorbei ist, in längeren Zeiträumen verzinst und getilgt. Die Mittel dazu werden dem Vermögen der Gemeinden entnommen, oder durch Steuern aufgebracht, welche sich auf alle Einzelnen gerecht und gleichmäßig repartiren. Die erst in der Zukunft fühlbar werdende Last erzeugt während des Krieges keine Franctireurs, Räuber und Mörder; und da sie sich auf viele Leute und auf eine lange Periode vertheilt, so wird sie leichter getragen. Zweitens bildet der vorhandene Baarvorrath doch immer nur einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil des Kapitals und ist leichter und mit geringeren Verlusten dispouibel zu stellen als die Gegenstände der Requisitionen. Auch hat die Geldkontribution ihre natürlichen Grenzen in dem Maße des Vorhandenen, in den Kräften der Betroffenen, während die Naturalrequisition sich nur nach dem Bedürfniß des Requirirenden richtet, und da, wo sie gerade hintrifft, alles nimmt, was vorhanden. Drittens erfordert die Geldkontribution einen geringeren Kraft- und Transportaufwand. Viertens endlich verscheucht sie nicht die zum Bedarf der Armee erforderlichen Nahrungsmittel und sonstigen Naturalien; im Gegentheil, das Geld, dessen Kaufkraft im Kriege zu wachsen pflegt, übt eine große Anziehungskraft auf dieselben, und die Neigung, den Markt zu befahren, hält ab von Zerstörung der Kommunikationsmittel. Es dürfte sich daher wohl folgendes kombinirtes Verfahren empfehlen. Regel: kaufen, und zwar mit eigenem Gelde (das der Feind schließlich nach Maßgabe des Friedens, wenn wir denselben diktiren können, mit Wucherzinsen zurückzahlen wird). Erste Ausnahme: kaufen mit dem durch Kontributionen aufzubringenden Gelde. Zweite eventuelle Ausnahme: Naturalrequisition. Daneben unter allen Umständen Nachfuhr aus dem Heimatlande."

Solche Erpressungen, wie französische Offiziere und Beamte sie noch im Anfang dieses Jahrhunderts in allen eroberten Ländern geübt haben, lediglich zu ihrer persönlichen Bereicherung, verwirft heutzutage natürlich jeder Rechtslehrer oder Schriftsteller, und hat sich schon lange kein deutscher Truppenführer mehr zu Schulden kommen lassen. Etwas anderes ist es mit den Kontributionen zur abschreckenden Bestrafung verübter Frevel gegen die Sicherheit der operirenden Armee, welche nur das erste Mittel des freilich sehr summarischen Kriegsstrafrechts sind, das sich dann in der Zerstörung von Häusern oder ganzen Ortschaften, als zweitem Strafmittel, erschöpft. Zu dem Nothfall der Verhängung solcher Strafen wird eher die Naturalrequisition auf dem von Braun angedeuteten Wege führen als die Verpflegungssteuer der Kommunen in baarem Gelde.

Wir haben hiefür einen sehr loyalen und kompetenten Zeugen an dem Landrath a. D. Jachmann, der im Herbste einen Berliner Liebesgaben-Transport ins Feld geleitete. „Die dritte Armee", berichtete er, „ist wegen ihrer schnellen Bewegungen fast während des ganzen Feldzugs" (d. h. bis sie sich vor Paris festsetzte) „auf das Requisitionswesen angewiesen gewesen, hat aber auch alle schlimmen Folgen davon zu tragen gehabt. Die schlimmste Folge ist, daß dadurch der kleine Krieg, das Franctireurnwesen erzeugt und genährt worden ist. Denn es ist eigenthümlich genug, daß die Franzosen im Gegensatz zu den Oesterreichern, welche (1866) jeden von einem preußischen Offiziere ausgestellten Bon wie baares Geld schätzten" (weil sie eben im Gegensatz zu den Franzosen an ausschließlichen Papiergeldumlauf gewöhnt waren), „unsern Requisitionsquittungen gar keinen Werth beilegen, und sich fest überzeugt halten, daß ihnen ihre Regierung nie einen Heller darauf vergüten werde. In der Nähe betrachtet sind diese Franctireurs die Bauern und andere Besitzer, denen durch die Requisitionen Hab und Gut fortgenommen wurde, und die, dem Hunger und Elend preisgegeben, sich an dem zu ihrem persönlichen Feinde gewordenen Landesfeinde rächen wollen, oder sich zu ihren Nachbarn begeben haben, um diese zur Vertheidigung oder zur Flucht anzureizen. So lange die Armee in schnellem Vormarsch begriffen war, mochten diese Uebelstände verhältnißmäßig geringer hervortreten; bei Paris aber machten sie sich schon bei

Digitized by Google

meiner Anwesenheit" (Ende September oder Anfang Oktober) sehr bemerkbar. Mit Befriedigung habe ich daher aus der Zeitung ersehen, daß man bei der Armee des Kronprinzen von Sachsen bereits durch öffentliche Bekanntmachung den Grundsatz ausgesprochen hat, die nothwendigen Vorräthe fortan anzukaufen. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät und die Erbitterung des Landvolks nicht bereits zu hoch gestiegen, um diese vortreffliche Maßregel erfolglos zu machen. Ich kann aus meiner Erfahrung bestätigen, daß ich überall noch etwas zu kaufen bekam, wo die Requisitionen sich längst fruchtlos erwiesen hatten."

Bald nachher ist die Intendantur der dritten Armee gleichfalls vom Requiriren zum Kaufe übergegangen, und hat sich gut dabei gestanden. Man muß sich indessen hüten, das ganze Franctireurwesen auf Rechnung des Requisitionssystems zu setzen. Es ist in Gegenden und zu Zeiten hervorgetreten, wo von dieser Entstehungsursache keine Rede sein konnte. Nach der Auflösung oder Einsperrung fast des gesammten stehenden Heeres, und nachdem auf den Trümmern der Katastrophe von Sedan die Republik der Nationalvertheidigung errichtet worden, proklamirte die Regierung, welche aus dem Pariser Straßenaufstand hervorgegangen war, den Volkskrieg. Ihr Aufruf zu den Waffen wurde zwar entfernt nicht allgemein befolgt, aber es gab selbstverständlich Leute genug, deren patriotischer oder abenteuerlicher Sinn und deren unabhängige oder prekäre äußerliche Lage sie aufgelegt stimmte, darauf einzugehen. Wildschützen und Schmuggler sahen nun auf einmal den Muth, den Unternehmungsgeist und die Schießfertigkeit anerkannt, aus denen man ihnen sonst ein Verbrechen gemacht hatte. Fremde Sympathien fließen zu ihnen, wie z. B. der dänische Freischütz, dessen naive und allerlei interessantes ausplaudernde Briefe Fädrelandet im Laufe des Winters veröffentlichte.

Das Auftreten dieser Banden bereitete der deutschen Heerführung keine geringe Verlegenheit. Sie waren nicht im Stande, geordneten feindlichen Truppenkörpern von halbwegs ähnlicher Stärke im offenen Felde entgegenzutreten; sie verlegten sich daher lediglich auf den kleinen Krieg, d. h. Hinterhalte und Ueberfälle, nächtliche Alarmirungen, Abschneidung von Telegraphendrähten, Aufreißung von Eisenbahnschienen, Sprengung von Brücken und Viadukten, Auffangung von Munitions- und Lebensmittel-Transporten. Eine Kriegführung, welche in diesen Nebensachen aufgeht und niemals zu eigentlichem Kampfe steht, reizt die gegenüberstehenden Truppen erfahrungsmäßig und naturnothwendig aufs äußerste. Der Soldat verachtet einen Gegner dieser Art im Herzen, und wenn ihm derselbe trotzdem ernstlich zu schaffen macht, ist er geneigt, nicht viel Federlesens mit demselben vorzunehmen, falls er ihn erwischt. Dazu kam nun aber namentlich im Anfang des französischen Guerrillakriegs, daß man jenseits absichtlich oder aus Nachlässigkeit die Grenzen zwischen dem Krieger und dem friedlich lebenden Bürger verwischte. Das Kostüm der Franctireurs war die blaue oder graue Bluse, welche der gemeine Mann in Frankreich regelmäßig trägt, mit einem unbedeutenden rothen Aufschlag, der sich jeden Augenblick leicht entfernen ließ. Wurde also solch ein Parteigänger gefangen, so hatte er sich häufig in einen harmlosen Bauer verwandelt, nachdem er vielleicht eben noch einen Kameraden seines Gefangennehmers aus dem Hinterhalt erschossen oder eine Eisenbahnschiene zum Verderben des nächstfolgenden Zuges gelockert hatte. Unter derartigen Umständen mußten unsre tapferen und so viel Strapazen ausgesetzten Vaterlandsvertheidiger wohl in die Stimmung gerathen, mit diesen Burschen kurzen Prozeß zu machen. Auch im Hauptquartier hegte man eine Zeitlang anscheinend starke Zweifel, ob Völkerrecht und Menschlichkeit gebieten könnten, die Franctireurs nach ordentlichem Kriegsgebrauch zu behandeln. Graf Bismarck wechselte darüber eine Note mit der französischen Regierung. Indessen siegte schließlich doch die Erwägung, daß der Kampf gegen feindliche Invasion, gleichviel welches Unrecht der eignen Regierung dieselbe herbeigezogen habe, Niemandem zum Verbrechen angerechnet werden dürfe, folglich auch nicht der bloße Verdacht schon, daß Jemand unter feindlicher Maske den Unsrigen Abbruch thue, zur Aechtung einer ganzen Kategorie des feindlichen Aufgebots den Grund abgeben könne; während es den darunter zerstreuten Nichtfranzosen ebenfalls unbenommen bleiben müsse, für Frankreichs Sache Strapazen, Wunden und Tod zu erleiden, wenn so ihr Wille sei. Diese Anschauungsweise behauptete sich auch, als der alte Garibaldi seine thörichte Schwärmerei für den Namen Republik durch eine Schilderhebung bethätigte, welche Flüchtlinge und Abenteurer aus aller Herren Ländern gegen uns ins Feld führte. Sie sowohl als die einheimischen Blusenmänner wurden ganz wie Kriegsgefangene behandelt, wenn sie als ehrliche Kämpfer, nicht als Spione

Digitized by Google

oder als Maskirte, die von der Schonung des friedlichen Bürgers einen tückisch unerlaubten Gebrauch machen wollten, in deutsche Hände fielen. Schlimmer erging es natürlich nicht eingereihten Franzosen, welche etwa in der Hitze eines um sie herum tobenden Gefechts oder bei der Einnahme eines Ortes sich an den Unsrigen vergriffen. Sie wurden mit Recht auf der Stelle erschossen oder erschlagen. Hätte man auch ihnen Pardon geben, sie kriegsgefangen abführen wollen, so wäre es mit der Möglichkeit fernerer Unterscheidung zwischen Bürger und Krieger alsbald vorbei gewesen. Man hätte dann leicht die ganze männliche und einen Theil der weiblichen Bevölkerung auf den Hals bekommen können; und da sich doch nicht ganz Frankreich in die Gefangenschaft abführen ließ, so wäre die Folge der ursprünglichen übelbedachten Milde unfehlbar ein weit schlimmeres, schrankenloses Wüthen gewesen, eine gegenseitige Ausrottung, wie sie die Geschichte des Krieges in civilisirten Landen sonst nicht kennt. Wenn jene humane Grenzlinie bestehen bleiben soll, welche der königliche Erlaß vom 11. August im Einklang mit der modernen Gesittung zog, so müssen die Bewohner des feindlichen Landes ihrerseits sie innehalten; und falls einige erhitzte Köpfe das entgegengesetzte böse Beispiel geben wollten, müssen sie im Interesse der Gesammtheit unerbittlich und ausnahmslos fallen. In Wörth und Umgegend ist gleich nach der ersten eigentlichen Schlacht des Krieges so verfahren worden, was ungeachtet der gewissenlosen Lobsprüche des Prinzen von Joinville für solche gemeingefährliche Fanatiker auf den weiteren Verlauf der Dinge wohlthätig eingewirkt haben dürfte. Man hat zwar nachher noch u. a. Bazeilles und Chateaudun einäschern zu müssen geglaubt, weil ihre Bewohner sich wiederum am Kampfe betheiligten, aber im allgemeinen sind diese Excesse auf der einen, ihre nothgedrungen strenge und harte Bestrafung auf der andern Seite doch seltener geworden, je länger der Krieg sich ausdehnte.

Gegen die Gefährdung des Eisenbahnverkehrs durch herumstreifende Freischützbanden hat es sich hin und wieder wirksam erwiesen, die Notablen des Orts oder der Gegend abwechselnd jeden Zug begleiten zu lassen. Das Mittel hat unleugbar etwas barbarisches an sich. Wenn es die letzte Zuflucht eines aufs äußerste gebrachten Etappenkommandos geworden ist, würde doch immer noch zu überlegen sein, ob ein hinlänglicher solidarischer Zusammenhang zwischen den Uebelthätern und den so für sie haftbar gemachten Geißeln bestehe, um einerseits den Verdacht der Aufhetzung oder Ermuthigung jener durch diese, andererseits die Hoffnung eines gewissen Einflusses der Gefahr der Einen auf das Thun und Lassen der Andern zu begründen.

Ein andrer Fall dagegen, in welchem Geißeln zur Aushebung gekommen sind, rechtfertigt sich im allgemeinen durchaus. Es war für die wider das Völkerrecht gefangen gehaltenen und obendrein noch schlecht behandelten Kapitäne der aufgebrachten deutschen Kauffahrteischiffe. Um ihre ganz grundlos verweigerte Auslieferung wo möglich zu erzwingen, ließ Graf Bismarck aus Dijon, Besoul und Gray ebenso viele angesehene und wohlhabende Personen auf ihre Kosten nach Bremen bringen. Es passirte dabei nur leider das Versehen, daß anstatt der Anhänger von Favre und Gambetta, wie angegeben war, Legitimisten und Orleanisten zu der unfreiwilligen Reise nach Deutschland designirt wurden; daher auch wohl die Unwirksamkeit des Mittels für den verfolgten Zweck. Hätte man die rechten Leute getroffen, unsere Schiffskapitäne wären voraussichtlich einige Monate früher aus ihrer unverschuldeten Haft erlöst worden.

Das kriegerische Vorgehen wider offene und befestigte Städte unterliegt schon länger gewissen anerkannten Regeln. Jene haben Anspruch auf denselben vollen Schutz wie der friedliche Bürger, es sei denn daß sie von den Landesvertheidigern selbst zum Schauplatz unmittelbaren Kampfes gemacht werden; diese dagegen gelten in ganz ähnlichem Sinne, wie der feindliche Krieger, für vogelfrei. So lange sie behauptet werden, sollen sie mit allen Mitteln der Kriegskunst angegriffen und überwältigt, wenn sie aber genommen sind, weder geplündert noch weiter zerstört werden dürfen. Die erstere dieser Alternativen wünscht Bluntschli meines Erachtens mit Recht noch weiter eingeschränkt zu sehen. Er formulirt seine Forderung so: wo Stadt und Festung verbunden sind, ist, wenn die Beschießung nothwendig wird, diese vorzugsweise auf die Festungswerke und Vorwerke (die Mauern und Thore der Stadt natürlich einbegriffen) und deren Zugänge zu richten, die innern Stadttheile dagegen, d. h. die Wohnsitze der friedlichen Bürger sind möglichst zu verschonen. Diese Unterscheidung wurde während des verflossenen Krieges praktisch in den beiden Fällen von Straßburg und Paris. Man erinnert sich aus Berthold Auerbach's Briefen an die „Allgemeine Zeitung", wie sauer es dem patriotischen Dichter wurde, den Versuch der Belagerer von Straßburg zu recht-

Digitized by Google

fertigen, durch geflissentliche Beschießung der Stadt auf den zögernden Entschluß des Militärbefehlshabers General Uhrich zur Uebergabe zu wirken. Der Versuch schlug mehr oder weniger fehl, und eine ausdrückliche Weisung König Wilhelms hieß von ihm abstehen. Auf Paris kam dieses Druckmittel gleich der systematischen Bombardirung der Forts erst im letzten Stadium der Belagerung zur Anwendung, nachdem das Zusammenschrumpfen der Lebensmittel den öffentlichen Geist schon allmählich an den Gedanken der Kapitulation gewöhnt hatte; und es scheint, daß gerade die leitenden militärischen Köpfe, die Generale v. Moltke und v. Blumenthal, selbst dann noch nichts davon wissen wollten. Dies würde bei der Natur der für ihre Meinung vorauszusetzenden Motive eine willkommene Uebereinstimmung zwischen militärischer Zweckmäßigkeit und humaner Rechtsanschauung bekunden. Ich kann nicht umhin, Bluntschli beizupflichten, wenn er die solchen absichtlichen Stadtbeschießungen zu Grunde liegende Absicht einer Pression der Einwohner auf einen pflichttreuen Kommandanten einfach unmoralisch nennt. Jeder vernünftige und patriotische Mensch braucht sich nur einen Augenblick die Sache umgekehrt vorzustellen, eine deutsche Festung, wie z. B. Mainz oder Köln, von feindlichen Truppen belagert, um nachfolgendem Satze zuzustimmen: „Wenn es den Bürgern zur Pflicht gemacht wird, sich jeder ungeordneten Theilnahme an den militärischen Kämpfen zu enthalten, obwohl die Vertheidigung des Vaterlandes auch im Interesse und unter Umständen die Pflicht der Bürger ist, so kann und darf man dieselben nicht auffordern und anhalten, gegen ihre eigenen vaterländischen Truppen Gewalt und Zwang zu üben.“ Ein Belagerer, der durch die Angst der Stadtbewohner vor seinen Kugeln dem Festungsbefehlshaber eine Kapitulation abpressen will, zu welcher militärisch noch keinerlei Nöthigung vorliegt, geht in der Anwendung kriegerischer Gewalt nach beiden Seiten hin zu weit. Er versetzt sowohl Soldaten als Bürger in einen Gewissenszwiespalt, der schrecklicher ist als alle äußerlichen Leiden, und den ihnen aufzulegen er kein stichhaltiges höheres Recht hat. Es kann ihm aber auch kaum viel kosten, auf dieses grausame Mittel zu verzichten. Die Erfahrung weist als Regel seine völlige Unwirksamkeit nach. Hierfür spricht aus dem letzten Kriege Straßburg, und Paris nicht im entferntesten dagegen.

Bluntschli läßt übrigens die Gelegenheit nicht vorübergehen, um der Entlassung flüchtender Weiber und Kinder aus dem belagerten Straßburg als eines „Zuges edler Menschlichkeit“ zu gedenken. „Die Belästigung und die Mühen“, fügt er hinzu, „welche daraus für die belagernden Truppen entsprangen, wurden doch durch das Bewußtsein reichlich ersetzt, einen Theil der schuldlosen Bevölkerung von den schwersten Gefahren gerettet und ihnen größere Leiden erspart zu haben.“

Wie Treitschke und andere Schriftsteller, so verlangt auch er ein völkerrechtliches Verbot der Verwendung barbarischer Truppen gleich den Turcos und Gums auf europäischen Kriegsschauplätzen. In der That, wenn man sich der Verheißungen erinnert, mit welchen diese halbwilden afrikanischen Horden theils von ihren eigenen Führern, theils von der verwilderten französischen Presse in die Schlacht getrieben wurden, — aller Freuden des muhammedanischen Paradieses, sagt Oppenheim —, so erscheint eine derartige vertragsmäßige Ausschließung, obwohl es diesmal an Gelegenheit zur Erlangung des Köders gefehlt hat, dringlicher als diejenige der Sprenggeschosse für Handfeuerwaffen, welche der menschenfreundliche Zar Alexander im Jahre 1868 ins Völkerrecht hat aufnehmen lassen. Französischer Seits wurde vor dem wirklichen Anfang des Krieges fälschlich behauptet, im badischen Heere seien solche Sprenggeschosse noch üblich, und daraufhin Baden mit einer exemplarischen Rache, die „selbst die Frauen nicht schonen“ würde, bedroht. Dagegen ist während der letzteren Hälfte des Krieges unbestritten festgestellt worden, daß aus französischen Gewehren solche verpönte Kugeln wirklich deutsche Krieger getroffen haben. Wer rächt an den Thätern und intellektuellen Urhebern nun die beleidigte Menschlichkeit und den übertretenen allgemeinen Vertrag?

Noch viel umfänglicher ist gegen zwei andere feststehende Bestandtheile des Völkerrechts gesündigt worden, das Recht des Verkehrs durch Parlamentäre und die zum Schutze der Verwundetenpflege getroffene bekannte Genfer Uebereinkunft. Das Schießen französischer Truppen auf deutsche Parlamentäre wurde zeitweilig so arg, daß unsre Heerführer sich nicht anders zu helfen wußten als durch gänzliche Einstellung dieses Verkehrs mit dem Feinde, worunter u. a. auch Jules Favre einmal zu leiden hatte. Von den Bestimmungen des Genfer Vertrags stellte sich gleich nach den ersten Zusammenstößen heraus, daß eine große, vielleicht die größte Zahl der

Digitized by Google

französischen Offiziere, und sogar manche französische Aerzte sie gar nicht kannten oder gröblich mißverstanden. Sie achteten daher die vertragsmäßige Neutralität von Lazarethen, Aerzten und Krankenpflegern nicht und setzten ihre Achtung durch die Deutschen zum Schaden der Verwundeten auf ihrer Seite nicht voraus. Dann kam mit den Erfolgen unsres Heeres ein ebenso weit getriebener als naiv unverschämter Mißbrauch der schützenden Neutralitätsflagge. Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit sind eben im heutigen Frankreich etwas seltene Eigenschaften: für eine Nation und Armee dieses Kalibers aber ist die Genfer Konvention nicht vorsichtig genug und gegen Mißbrauch hinreichend sicher abgefaßt.

Das Gleiche gilt von den außerordentlich zahlreichen Fällen der Mißhandlung deutscher Gefangener durch französischen Pöbel, unter feigem oder trägem Gewährenlassen oder gar unter ausgemachter Mitschuld von Behörden und militärischen Escorten, welchen schlechterdings kein einziger entsprechender Fall in Betreff der 375,000 französischen Kriegsgefangenen aus Deutschland gegenüberzustellen ist. Die allgemeine Auflösung der Gesellschaft in Frankreich, der Mangel jeglicher Zucht und das Ausbrechen der alten keltischen Wildheit durch den obenaufliegenden dünnen Firniß einer überwiegend formellen Kultur erklärt solche Erscheinungen zur Genüge. Sie erklären auch, aber entschuldigen natürlich nicht von ferne die große hauptsächliche Gewaltmaßregel dieses Schlages: die Massenausweisung der Deutschen. Sie hat, sagt Bluntschli, „wohl in der Fremdenaustreibung des Alterthums und in Vorgängen früherer Jahrhunderte einzelne Vorbilder, aber sie steht in der neueren Kriegsgeschichte der civilisirten Völker ganz vereinzelt da, wie ein Ueberrest aus einer im übrigen entschwundenen barbarischen Vorzeit". Umsonst das Bemühen französischer und franzosenfreundlicher Federn, sie aus Rücksichten der öffentlichen Sicherheit einigermaßen zu begründen. Die Spionenhetze, welche nach den ersten deutschen Siegen ausbrach und den Krieg hindurch ab- und zunehmend fortdauerte, war sachlich ebenso grundlos, wie das verrückte Verrathgeschrei nach jeder Niederlage oder Kapitulation — beide nur Symptome des nationalen Größenwahns, der keine fremde Ueberlegenheit zuzugestehen im Stande war, und daher nach den kindischsten Auskunftsmitteln zur Erklärung widerstrebender Vorgänge griff. Auf die Deutschen angewendet, war die Spionenjagd lediglich eine erste Form, welche der ausbrechende brutale Rassenhaß annahm. Es folgt gegenwärtig die zweite, die terroristische Verschwörung gegen den Aufenthalt und das Unterkommen Deutscher in Frankreich und sogar gegen alle und jede Geschäftsbeziehungen mit Deutschland. Der ganze Unfug zeigt, was von der „übertünchten Höflichkeit" dieses vermeintlich auf der Höhe christlicher Gesittung stehenden Volks zu halten; und da gelegentlich nicht wenige Engländer, Amerikaner, Schweizer ꝛc. ebenfalls darunter leiden, so wird man auch in deren Heimatländern wohl nachgerade begreifen, daß die Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsversuche hier ein Ende haben. Für uns mag es eine nicht unzuträgliche Erziehung zu einem vernünftigen und gerechten Maße persönlichen Nationalstolzes sein. Die Franzosen wollen es uns ein- für allemal abgewöhnen, unser Glück in Paris suchen zu wollen oder diese Stadt als den Inbegriff aller irdischen Genüsse zu betrachten. Das schließt auf der einen Seite eine so heilsame Emancipation von allerhand überlieferter Nachäffungssucht ein, und entspricht auf der andern dermaßen den von Grund aus veränderten gegenseitigen Verhältnissen, daß es uns in jedem Betracht mehr einbringen als kosten muß. Unser braves Heer und unsre geniale Politik haben den Wahrspruch der unerbittlichen Weltrichterin Geschichte an Frankreich nur zur Hälfte vollstreckt: die andere Hälfte in Exekution zu setzen übernehmen die Franzosen selbst in der blinden und zügellosen Leidenschaft, womit sie ihren nationalen Ruin vollenden.

A. Lammers.

Kriegswesen.

Nekrolog.

Tegetthoff, Wilhelm von, österreichischer Admiral, † am 7. März in Wien. Er war geboren 1827 zu Marburg in Steiermark, führte bereits seit 1855 ein selbständiges Kommando und begleitete 1860 den Erzherzog Max auf einer Reise nach Brasilien. Am 9. Mai 1864 leitete er mit großer Umsicht das Seegefecht bei Helgoland und wurde in Folge dessen zum Contreadmiral ernannt. Großen Ruhm erwarb er sich 1866 durch den glänzenden Sieg, welchen er bei Lissa gegen die

bedeutend überlegene italienische Flotte erfocht. Er avancirte zum Vicеadmiral und wurde überall mit Enthusiasmus empfangen, als er im Auftrage seiner Regierung die maritimen Einrichtungen in England und Amerika besuchte. 1867 wurde er nach Mexiko gesandt, um die Leiche des Kaisers Maximilian von Juarez zu begehren und nach Europa zu führen. 1868 trat er als Generalinspektor der Marine ins Ministerium.

Tschertow, Paul Apollonius, russischer General der Infanterie, † am 9. März in Moskau, im 89. Lebensjahre. Im Jahr 1800 zum Offizier avancirt, wurde er in der Schlacht bei Borodino zum Oberstlieutenant befördert. Bei Leipzig erwarb er sich den goldenen Degen „für Tapferkeit" und 1815 war er in Paris Kommandeur bei dem Hauptquartier Alexanders I. Die letzten 25 Jahre war er Senator.

Wright, Admiral der italienischen Flotte, † am 16. März in Turin.

Neue Bücher.

Deutsch-französischer Krieg 1870—71. Geschichte desselben. Von C. v. Treskow. 1. Abth. Leipzig, Leudart.

Paris, die Belagerung von, 1870—71. Von F. Sarcey. Im Lfgen. Wien, Gerold.

Technologie.

Indische Faserpflanzen. Ueber die in Indien aus zahlreichen Pflanzen gewonnenen spinnbaren und anderweitig technisch verwerthbaren Fasern ist bisher noch wenig bekannt geworden, nur Royle*) hat über die Stammpflanzen der Fasern Mittheilungen gemacht. Wiesner veranlaßte deshalb die Fachmänner der österreichischen Expedition nach Ostasien, diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zu widmen, und erhielt ein Material von vorzüglicher Reichhaltigkeit und großer Zuverlässigkeit, über welches er nun in den Sitzungsberichten der Akademie Mittheilungen macht.

Die Sendung enthielt folgende Faserpflanzen, von denen nur die mit * bezeichneten bereits als faserliefernd bekannt waren.

Pflanze	Familie	Indischer Name
Thespesia Lampas *Dalz.*	Malvaceen	Rāu bhend
Abelmoschus tetraphyllos *Graham* **)	"	Rai bhendā
*Gossypium herbaceum *L.*	"	"
" acuminatum *Roxb.*	"	Kāpschin
" obtusifolium *Roxb.*	"	Rau-Kāpschin
Abutilon indicum *G. Don.*	"	Kāshki
Sida alba *L.*	"	Chikau Kadia
" retusa *L.*	"	"
*Urena sinuata *L.*	"	Tup Kadia
Kydia calycina *Roxb.*	Büttneraceen	Wārang, Wilia
Cochlospermum gossypium *Dec.*	Ternströmiaceen	"
*Sterculia villosa *Roxb.*	Sterculiaceen	Udali
* " guttata *Roxb.*	"	Kukkur
" colorata *Roxb.*	"	Khāus
*Helicteres Isora *L.*	"	Khavau
Erinocarpus Kniboni *Hassk.*	Tiliaceen	Cher
Grewia elastica *Royle*	"	D hamann
" villosa *Roxb.* (?)	"	Khat Kati
*Corchorus capsularis *L.*	"	Phatāki
* " olitorius *L.*	"	Chunch
Lasiosyphon speciosus *Dcn.*	Thymelaceen	Rāmeta
Antiaris saucidora *Dalz.*	Artocarpeen	Jāsund
Urostigma benghalense *Gasp.*	Moreen	Wad
" retusum *Miq.*	"	Nandrukh
Holoptelea integrifolia *Planch.*	Ulmaceen	Wawla
Sponia Wightii *Planch.*	Celtideen	Chitrang

Mit Ausnahme der drei Gossypium-Arten, deren Samenhaare den Faserstoff konstituiren, nämlich die indische Baumwolle liefern, ist es durchweg der Bast der Pflanzen, aus welchen die Faser abgeschieden wird. Sämmtliche aufgeführte Pflanzen werden behufs der Faserge-winnung im wilden Zustande gesammelt, mit Ausnahme der drei Gossypium- und der beiden Corchorus-Arten, welche man bekanntlich in ausgedehntem Maße kultivirt. Indessen werden auch wild wachsende Corchorus olitorius und capsularis zur Gewinnung von Jute benutzt.

Außer den genannten Pflanzen liefern in Indien noch Fasern

*) The fibrous plants of India. London, Bombay, 1855.

**) Wahrscheinlich Hibiscus (Manihot) tetraphyllus *Roxb.*

Digitized by Google

Pflanze	Familie	Indischer Name
Cordia latifolia *Roxb.*	Cordiaceen	Shelti; Wadgundi
„ Rothii *R. et Sch.*	„	Gunduj
Butea parviflora *Roxb.*	Leguminosen	Palshin
Bauhinia purpurea *L.*	„	Machal
„ racemosa *Lam.*	„	Aptâ
Prosopis spicigera *L.*	„	Sarmdal
Acacia procera *Willd.*	„	Kinai
Salmalia malabarica *Schott*	Sterculiaceen	Sâwar
Grewia microcos *L.*	Tiliaceen	Hasuli
Terminalia glabrata *Forsk.*	Combretaceen	Uin
„ paniculata *L.*	„	Kinjai
Celtis Roxburghii *Miq.*	Celtideen	?
Urostigma religiosum *Miq.**)	Moreen	Pimpal
„ infectoria *Miq.*	„	Kel
„ pseudo-Tjiela *Miq.*	„	Pâyar
Pandanus furcatus *Roxb.*	Pandaneen	Boudki

Von allen diesen Pflanzen wird ebenfalls der Bast benutzt, nur die letzte liefert Fasern aus den Blättern.

Wiesner hat mehrere der genannten Fasern genau untersucht, wir können aber hier auf keine Details eingehen und heben nur folgende Notizen aus der Arbeit hervor.

Thespesia Lampas *Dalz.* wird im Bezirk Concan (Hindostan), wo sie in großen Massen wild wächst, zur Fasergewinnung benutzt, der Bast wird in langen Streifen von den Stämmen abgelöst und als solcher verwendet. Feine Fasern, die sich leicht vom Bast trennen lassen, geben ein dem Sunn gleiches Spinnmaterial. Abelmoschus tetraphyllos *Graham* ist in den gebirgigen Theilen Hindostans gemein, ihre Faser nähert sich der Jute, ist aber geringer als diese, zumal sie in der Feuchtigkeit noch leichter sich bräunt, an Festigkeit verliert und hygroskopischer wird. Sida retusa *L.* ist in ganz Indien gemein, ihre Faser ist sehr fest und wird wie die anderer Sida-Arten zu Stricken und Tauen benutzt.

Urena sinuata *L.* und die verwandte U. lobata besitzen einen Bast, dessen feine Fasern selbst seinen Flachs zu ersetzen vermögen. Beide Pflanzen sind über ganz Indien verbreitete Unkräuter. Die Faser hat in Betreff der Feinheit, des Glanzes und der Farbe viel Aehnlichkeit mit Jute, nähert sich aber in den genannten Eigenschaften noch mehr der Faser von Abelmoschus tetraphyllos und theilt mit dieser die Eigenschaft, besonders in der Feuchtigkeit rasch und stark nachzudunkeln. Beide Fasern kommen nicht selten unter roher und verspounener Jute vor. Lasiosyphon speciosus *Den.* wächst häufig auf den Ghats in Dekan, ihr nur wenig glänzender Bast von beinahe kreideweißer Farbe hat eine enorme Festigkeit, läßt sich mechanisch sehr leicht in lange flachsähnliche Fasern, durch weitere mechanische Bearbeitung selbst in eine feine baumwollenartige (jedoch kurzfaserige) Masse zerlegen. Alle seine Eigenschaften deuten darauf hin, daß er eine sehr vielseitige Verwendung finden könnte; als Bast zu Seilerarbeiten, zu feineren und gröberen Geweben und zur Papierbereitung. Die daraus hergestellten Papiere würden in den Eigenschaften dem japanischen Papiere (aus dem Bast der Broussonetia papyrifera) gleich kommen. Sterculia villosa *Roxb.*, ein baumartiges Gewächs in den Gebirgsgegenden Indiens und namentlich häufig in Concan und Canara, liefert glanzlosen, licht zimmtbraunen Bast, der in Indien schon lange zu Bindfaden, Stricken, Seilen und dergl. verwendet wird. Gröbere, vom Bast abgespaltene Streifen erweisen sich noch als sehr fest, feinere flachsartige Fasern sind hingegen sehr schwach. Holoptelea integrifolia *Planch.* ist im Westen Indiens häufig, ihr Bast ist gelblich, stellenweise graubräunlich, fest ohne allen Glanz und von so geringer Festigkeit, daß er wohl nur als solcher, etwa wie Lindenbast verwendet werden kann. Ein gutes Surrogat dieses letzteren könnte auch Kydia calycina *Roxb.* liefern, eine auf den Ghats des westlichen Indien häufige Pflanze; breite Baststreifen, wie sich solche vom Stamme leicht ablösen lassen, haben eine beträchtliche Festigkeit, aber feine, davon abgetrennte Fasern fallen nur kurz aus, sind sehr schwach und als Spinnmaterial nicht benutzbar. Dagegen liefert Sponia Wightii *Planch.* in den hügligen Distrikten Concans eine sehr feste Faser, welche zur Herstellung von Seilerwaaren sehr geeignet ist. Die Intercellularsubstanz der Bastzellen hat sehr gelitten, und daher erscheint der Bast beinahe wollig, so reichlich trennen sich von ihm feine Zellen und Zellgruppen ab; er gleicht in dieser Hinsicht dem Bast von Lasiosyphon speciosus. Bauhinia

*) Wild und kultivirt, alle übrigen wild.

Digitized by Google

racemosa *Lam.*, ein in den Himalayathälern gemeines Gewächs, liefert grobfaserigen Bast, der sich leicht in Fasern von mehreren Centimetern Länge zerlegen läßt, welche fest, schwer zerreißbar und biegsam sind, auch eine große Resistenz gegen Wasser zeigen und sich deshalb zur Verfertigung von Tauen, Stricken, Fischernetzen ꝛc., wozu sie auch im Heimatlande vielfach verwendet werden, sehr gut eignen. Cordia latifolia *Roxb.* wird in Indien ihrer genießbaren Früchte wegen kultivirt und ist besonders in dem Distrikte Guzerate (Hindostan) häufig; junge Individuen sowohl der wilden als der kultivirten Form dienen zur Abscheidung der Narawali fibre*). Der Bast ist blaßbräunlich und glanzlos, die Baststreifen sind ungemein fest, und auch die davon abgetrennten feinen Fasern zeichnen sich noch durch hohe Festigkeit aus. Der Bast könnte als solcher angewendet werden, die daraus abgeschiedene Faser ist zur Verfertigung grober Gewebe, zu Seilen, Tauen, Netzen ꝛc. tauglich. Crotalaria juncea, in Indien Sunn oder Taag genannt, wird daselbst der Faser wegen häufig kultivirt. Die Faser gelangt auch in den europäischen Handel und wird aus Calcutta, Bombay oder Madras bezogen. Sie führt im Handel den Namen Sunn und wird gar nicht selten mit dem unrichtigen Namen Indischer Hanf (Indian Hemp) belegt. Der Sunn sieht wergartig aus, seine flachsgelben Fasern haben oft trotz ziemlicher Feinheit, welche sie auch als Spinnstoff geeignet macht, eine Länge von mehreren Decimetern. Dabei gehören die Bastzellen der Crotalaria zu den breitesten, die bis jetzt bekannt geworden sind, und keinen Bast fand Wiesner so wenig hygroskopisch wie diesen. Die lufttrockene Faser führt nämlich nur 5,31% Wasser, und selbst in einem mit Wasserdampf gesättigten Raum steigert sich der Wassergehalt nur auf 10,87%.

Endlich bleibt noch die Jute übrig, welche von Corchorus capsularis und auch von C. olitorius stammt. Diese beiden Tiliaceen sind einjährige Kräuter, erreichen aber oft eine Höhe von 2 Klaftern. Sie werden im südlichen Asien seit uralter Zeit kultivirt, und zwar die erstere in der Regel der Faser wegen, die letztere als Gemüse. In den Bezirken Dinajpur, Rungpur und Purneah ist dagegen die Verwendung gerade umgekehrt. Andere Corchorus-Arten sind Unkräuter, nur Corchorus decemangulatus wird in der französischen Kolonie Indiens der Faser wegen gebaut.

Die Jute wird eine Woche lang in langsam fließendem Wasser geröstet, dann steigt ein Arbeiter in das Wasser, löst von jedem Stengel einen Baststreif ab und zieht nun mit vielem Geschick den ganzen Faserbalg, ohne den Stengel zu knicken, ab. Zur Beseitigung des anhaftenden Schlammes und der zerstörten Gewebe führt er die Faser nochmals rasch durchs Wasser und schwingt sie wiederholt in der Luft. Dann wird sie am Ufer getrocknet und ist marktfertig. Trotz dieser primitiven Behandlung ist die Jutefaser reiner als unser gebrochener und gehechelter Hanf und in der Länge unverletzt. Fasern von 8—10′ Länge gehören nicht zu den Seltenheiten.

Schon im äußeren Ansehen ist die Jute von allen übrigen Gespinnstfasern verschieden. Von Manila-, Sisal- und Pitehanf unterscheidet sie sich sofort durch ihre Feinfaserigkeit, vom Sunn durch die Glätte. Mit Flachs und Hanf hat sie noch die größte Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber von beiden durch den größeren seidenartigen Glanz und durch die intensiv goldgelbe Farbe, welche sie beim Befeuchten mit stark angesäuertem schwefelsauren Anilin erhält, während dasselbe Reagens die Hanffaser nur schwach gelb und die Flachsfaser so gut wie gar nicht färbt. Eigenthümlich sind für die Jute die oft höchst verschiedenen Farbentöne der einzelnen Sorten. Flachsgelbe Varietäten sind die häufigsten, selten treten ganz schwach gefärbte, oder stark ins Braun geneigte Sorten auf. Anfänglich ist die Jute stets schwach gefärbt oder farblos, und manche Sorten nahmen selbst nach langer Aufbewahrung nur wenig dunklere Töne an. Es sind dies die besten Sorten, die durchweg im rohen Zustande den europäischen Spinnereien zugeführt werden. Dagegen dunkeln die sogenannten Javasäcke ziemlich stark, und zwar in Folge der Bildung von Humussubstanzen, wie beim Holz, welches lange an der Luft liegt. Es kommen aber auch, wie schon erwähnt, die Fasern von Abelmoschus tetraphyllos und Urena sinuata in der Jute vor, und diese Fasern zeichnen sich durch schnelles und starkes Dunkeln aus.

Die Jute dient in Indien zu Stricken, Seilen und Geweben. Die besseren Sorten der letzten heißen Megila, die geringeren, nur als Packtuch verwendbaren Tat oder Choti. Ein großer Theil der Jute wird in Indien zu den bekannten Gunnysäcken verarbeitet, von denen ein großer Theil zur Verpackung der Baumwolle nach Amerika geht. Uebrigens werden viele Gunnysäcke auch aus Sunn gewebt, und von diesem (bengalisch Goni) haben sie sogar ihren Namen erhalten. Die Jute läßt sich schön bleichen

*) Auch Cordia angustifolia liefert diesen Bast.

Digitized by Google

und erhält dann stark seidenartigen Glanz; aber in den europäischen Spinnereien wird die Jute fast immer ungebleicht verarbeitet, und zwar zu groben Zeugen, die als Fruchtsäcke und sonstiges Packmaterial dienen. Minder grobe Zeuge führen nach der Bezeichnung der großen schottischen Fabriken den Namen Hessian, die groben Gewebe werden als Sackings und Baggings bezeichnet.

Man sagt der Jute zwei unangenehme Eigenschaften nach: üblen Geruch und geringe Widerstandskraft gegen Feuchtigkeit. Sie riecht aber offenbar nicht stärker und unangenehmer als Hanf, und es ist völlig irrig, daß sie sich zur Verpackung von Mehl, Getreide ꝛc. nicht eigne. Machen ja doch auch werthvolle Kaffeesorten in den Jutesäcken ohne Benachtheiligung lange Seereisen durch. Manche Fabriken fetten die Jute, um sie leichter zu verspinnen, mit Fischthran; sie erhält dadurch allerdings einen unangenehmern Geruch, bleibt aber immer noch tauglich zur Verpackung von Getreide, Hopfen ꝛc. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß die Jute gegen Feuchtigkeit weniger widerstandsfähig ist als Hanf und Flachs. Zweckmäßigere als die bisherigen Röstmethoden werden jedoch diesen Uebelstand, der übrigens bei schlecht gerösteten Hanfsorten ebenfalls fühlbar ist, beseitigen.

Trotz dieser in der That bestehenden Untugenden der Jute und trotz einiger für ihre Verbreitung nicht minder gefährlichen Vorurtheile, welche man gegen diesen Rohstoff hegte, ist dessen Verwendung in Europa in enormer Progression begriffen. Allerdings haben äußere Umstände begünstigend auf die Steigerung des Konsums der Jute gewirkt, so namentlich der Krimkrieg, welcher Hunderttausende von Spindeln in den Garnspinnereien Englands und Schottlands zum Stillstande verurtheilt hätte, wenn nicht die Jutefaser Indiens einen Ersatz für russischen Flachs und russischen Hanf geboten hätte. Trotzdem der Zwang, ein Ersatzmittel für die europäischen Rohfaserн in Arbeit nehmen zu müssen, völlig aufgehört hat, fließen jährlich mehr als $1^1/_2$ Millionen Centner Jute in die britischen Spinnereien.

Reisbier. In neuerer Zeit werden an verschiedenen Orten Biere unter theilweiser Verwendung von Reis hergestellt, welche viel Anklang zu finden scheinen. Ein solches Reisbier aus der rheinischen Aktienbrauerei in Weisenau bei Mainz, welches, aus einer Mischung von 40 Centner Malz auf 8 Ctnr. Reis hergestellt, ungewöhnlich klar, glanzhell und sehr licht war, einen eigenthümlich milden Geschmack besaß und stark moussirte, hat A. Metz kürzlich untersucht und folgendermaßen zusammengesetzt gefunden:

Alkohol	3,65	7,36 % Extrakt.
Zucker	1,63	
Dextrin	5,13	
Proteïnstoffe	0,37	
unorganische Bestandtheile mit 0,0775 Phosphorsäure	0,22	
Differenz	0,01	

Nach einer Untersuchung von 31 Münchener Bieren, welche C. Brandtl ausgeführt hat, enthalten dieselben in Procenten

	durchschnittl.	Maximum	Minimum
Alkohol	3,55	3,98	3,23
Extrakt	6,07	6,61	5,42
Zucker	1,08	1,38	0,82

Es übersteigt also der Alkoholgehalt des Reisbieres den mittleren Alkoholgehalt der Münchener Biere nur unbedeutend, während sein Gesammtextrakt und namentlich der Zuckergehalt wesentlich höher ist, sogar höher als das Maximum, welches in den gewöhnlichen Münchener Bieren gefunden wurde.

Nekrolog.

Burgeff, Karl, der Begründer der Schaumweinfabrikation aus rheinischen Trauben, † Anfang April in Wiesbaden. Er war geboren 1813, mußte zur Zeit der Demagogen-Verfolgung nach England flüchten und gründete nach seiner Rückkehr die erste Schaumweinfabrik in Hochheim, welche jetzt in ihrer Art die bedeutendste in Deutschland ist. Sein Fabrikat wurde namentlich in England Modeartikel und vielfach dem französischen vorgezogen.

Lange, F. W., bekannter Mechaniker, geboren 1797 in Königsberg, seit 1822 in Roveredo ansässig, führte in Welschtyrol die neuesten und trefflichsten Verbesserungen in Seidenspinnereien, Mühlen, Gerbereien ꝛc. ein; † Mitte März in Roveredo.

Mashpratt, James Sheridan, englischer Chemiker, † am 3. März in Liverpool. Er war geboren am 8. März in Dublin und Professor der Chemie an dem von ihm gegründeten College of Chemistry in Liverpool. Die organische Chemie verdankt ihm viele werthvolle Untersuchungen, und in Deutschland wurde sein Name in weiteren Kreisen bekannt durch seine groß angelegte theoretische und praktische Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe, welche Stohmann und in zweiter Auflage Stohmann und Kerl übersetzten und für deutsche Verhältnisse bearbeiteten.

Neue Bücher.

Erdkunstbau, von E. Schmitt. 1. Bd. Leipzig, Felix.

Holz, die mechanischen Eigenschaften desselben, von W. F. Exner. 1. Hälfte. Wien, Braumüller.

Künstliche Mineralwasser, die Fabrikation derselben, von B. Hirsch. Braunschweig, Schwetschke.

Sauerstoff, Vorkommen, Darstellung und Benutzung desselben zu Beleuchtungszwecken. Von J. Philippe. Berlin, Springer.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

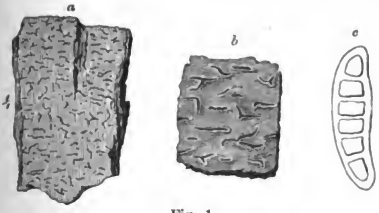


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 9.

Fig. 8.

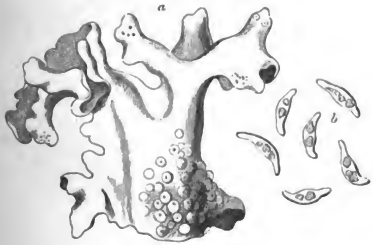


Fig. 4.

Fig. 1. Schriftflechte (Graphis scripta var. serpentina). a Rindenstück mit der Flechte in natürlicher G... Gonidien einer Algenflechte. — Fig. 3. Längsschnitt durch den Thallus einer Gallertflechte (Mallotium Hild... artigen Gonidienketten (a), bei 390facher Vergrösserung. Cop. nach de Bary. — Fig. 4. Obrysum cornicul... b stark vergrösserte Sporen. — Fig. 5. Senkrechter Durchschnitt durch Apothecium und Lager einer Laubflech... b Schlauchfaserschicht; c c Gonidienschichten; d Markschicht; e Rindenschicht. — Fig. 6. Senkrechter Durc... mit zahlreichen Apothecien auf felsiger Unterlage. — Fig. 8. Typische Form der Rennti...

Google

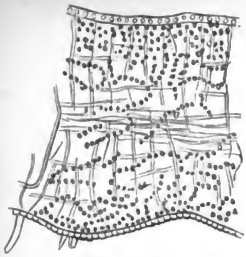


Fig. 3. *I.*

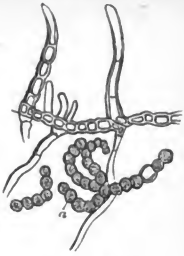


Fig. 3. *II.*

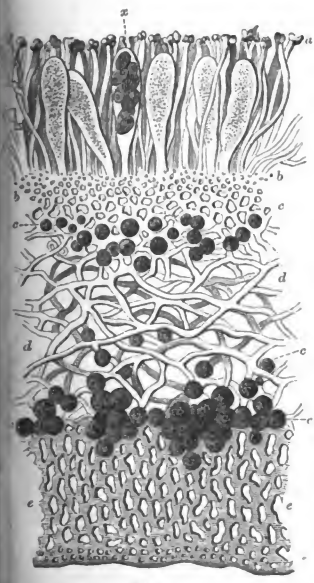


Fig. 5.

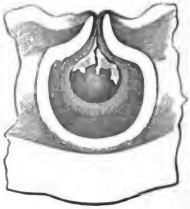


Fig. 6.

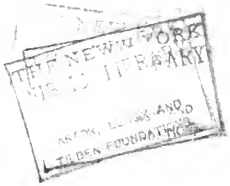
Fig. 7.

...lben schwach vergrössert; *c* eine Spore bei 1000facher Linearvergrösserung. — Fig. 2. Typische Form der ... 190facher Linearvergrösserung; *II* Stück eines sehr dünnen Schnittes durch die Unterseite, mit perlschnur... es Lagers in natürlicher Grösse, an der Basis erkennt man eine Gruppe von knotenförmigen Apothecien; ...icht *a* zeigt die Saftfäden, 5 unreife Sporenschläuche und einen Schlauch (x) mit reifen zweizelligen Sporen; ...as Apothecium einer Deckfruchtflechte (Endocarpon miniatum). — Fig. 7. Schildflechte (Parmelia conspersa) ... rangiferina). — Fig. 9. Säulchenflechte (Cladonia fimbriata). *a* ohne, *b* mit Apothecien.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND

PUBLIC

Digitized by Google



Digitized by Google

Geschichte.

Das geschichtliche Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich. IX. (Schluß.) Vom Sturze Napoleons I. bis zu den Friedenspräliminarien von Versailles. Die Lage Deutschlands und Frankreichs nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs war eine sehr ungleiche. Frankreich, hätte man meinen mögen, durfte nach allem Vorausgegangenen und seinen jüngsten Niederlagen mit seinem Schicksale zufrieden sein. Die althergekommliche nationale und politische Einheit blieb ihm nach wie vor gewahrt. Die Dynastie der Bourbonen wurde wiederhergestellt, und man wird es mit Fug nicht in Abrede stellen können, daß die große Mehrheit der Franzosen mit der ersten wie mit der zweiten Restauration von Herzen einverstanden war. Allerdings ließ sich die Erinnerung an die absolutistischen Neigungen des wiederhergestellten Königsgeschlechtes nicht auslöschen, aber als Bürgschaft gegen diese Gefahr hatten die siegreichen Verbündeten nicht unterlassen, Ludwig XVIII. zur Bewilligung einer Verfassung zu bestimmen, die, theoretisch betrachtet, ohne Zweifel für die Begründung eines Rechtsstaates ausreichend war. So hatten die Franzosen freilich so manchen holden Täuschungen, die stets ihr Unglück waren, entsagen müssen, aber der Grund zu einem neuen, normalen, geordneten Dasein erschien gelegt und gegeben. Wie ganz anders alles dieses in Deutschland! Von all' den Hoffnungen, mit welchen das deutsche Volk den Freiheitskampf begleitet hatte, war so gut wie keine erfüllt. Die Verfassung des „deutschen Bundes" erschien wie ein Hohn auf die von den Patrioten erwartete Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Die Sicherung der deutschen Westgränze durch die ersehnte Zurücknahme von Elsaß und Lothringen hatte sich als ein Nebelbild erwiesen. Die Begründung verfassungsmäßiger Zustände in den deutschen Einzelstaaten war der Willkür der Kabinette überlassen. Alles in Allem, die Gegenwart mußte niederdrückend, die Aussicht in die Zukunft nicht erhebend genannt werden.

Anlangend die Stimmung der beiden Nationen zu einander, war sie in der ersten Zeit eine bittere und gereizte. In Frankreich konnte man die erlittenen Niederlagen und Demüthigungen nur schwer verwinden, in Deutschland war das Gefühl der Abneigung, ja des Hasses, wie der Druck der Napoleonischen Gewaltherrschaft es gegen alles Französische erzeugt hatte, vor der Hand ganz besonders lebendig. Diese Gesinnung war an sich und nach Allem, was geschehen war, begreiflich genug; sie hing mit dem in den letzten Jahren so hoch entwickelten Nationalgefühl auf das Innigste zusammen und sprach sich in den verschiedensten Formen des Lebens und der Literatur, in den Versuchen, die nationale Sitte und Tracht auf volksthümlicher Grundlage zu erneuern u. dgl., oft wunderlich genug aus. Man gefiel sich darin, den Gegensatz zu dem Nachbarvolke so scharf wie möglich zu fassen, und dachte im vollen Ernst daran, im buchstäblichen Sinne des Wortes eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden Völkern aufzuführen. E. M. Arndt machte den Vorschlag, einen Ritterorden zur Gränzwache gegen Frankreichs Waffen und Sitten zu gründen; Jahn hielt es für angezeigt, um das deutsche Wesen vor jeder Befleckung von Westen her zu schützen, einen schirmenden Hinterwald zwischen den Teutonen und den Wälschen anzulegen, der mit Auerochsen und wilden Thieren bevölkert und von Gränzern behütet sein sollte. In den ehevor rheinbündischen Staaten gelangte diese Stimmung auch in ihrem gesunden maßvollen Inhalt allerdings am schwächsten zum Durchbruch; hier waren die Napoleonischen Ueberlieferungen zumal im Heere und im Beamtenthum sogar noch mächtiger als billig, und die Genugthuung an der eigenen selbständigen

Digitized by Google

Stellung ließ hier die Sehnsucht nach einem umfassenden nationalen Dasein vor der Hand nicht aufkommen.

Jene leidenschaftliche Abneigung gegen Frankreich hat sich indeß auf die Dauer nicht behauptet; sie war zu heftig und theilweise zu überspannt gewesen; das Nachlassen derselben hing offenbar auch mit der allgemeinen Ermüdung und Erschöpfung unseres Volkes zusammen, die auf die Aufregung und Anspannung der Freiheitskriege gefolgt ist. Es dauerte nicht gar lange, so schlug die Stimmung um und trat deutscherseits an die Stelle des früheren Hasses eine Annäherung an Frankreich, ja bis auf einen gewissen Grad und in gewissen Kreisen eine Versöhnung. Der Kampf der französischen Liberalen gegen die contrerevolutionären Absichten der Regierung Karls X. hat diesen Umschwung vorzugsweise herbeigeführt; die liberale Partei in Deutschland erblickte jetzt plötzlich dort Verbündete, wo man ein Jahrzehnt früher nur einen ruchlosen Feind gesehen hatte. Auch in der Literatur läßt sich dieser Wechsel der Dinge deutlich erkennen. Daß die romantische Schule mit ihren Doktrinen in Frankreich eindrang und sich dort umbildete und festsetzte, ist bekannt, sowie daß die damals in Deutschland herrschende Philosophie schon jetzt den Weg dorthin fand; daß Schriftsteller wie Börne und später Heine zu dieser Annäherung der beiden Nationen in ihrer Art mitgewirkt haben, daran soll hier nur erinnert werden. Zu verkennen ist nicht, daß das nationale und das liberale Princip auf diesem Wege mehrfach zu einander in Widerspruch geriethen; man weiß ja, daß, was man kaum noch hätte vermuthen mögen, im Zusammenhange mit dieser Strömung etwas später selbst der poetische Kultus des „großen Kaisers“ diesseits des Rheins wieder auflebte. Hingegen haben in Frankreich die erwähnten unvernünftigen absolutistischen und reaktionären Bestrebungen des Hofes die unerwartete Wendung im Gefolge gehabt, daß in den maßgebenden Kreisen die Sehnsucht nach den natürlichen Gränzen wieder erwachte. So bestätigte sich der Erfahrungssatz, daß die Rückkehr zum despotischen Regiment im Inneren zugleich die Neigung zur Eroberungspolitik erweckte. Die bezüglichen Unterhandlungen mit Rußland sind bekannt; allerdings waren es nicht viel mehr als ungefährliche Anwandelungen, bezeichnend bleiben sie aber gleichwohl immerhin.

Was durch die nicht zum Vollzug gelangte Rückkehr zur Eroberungspolitik hatte vermieden werden sollen, vollzog sich gleich darauf doch: die Julirevolution stürzte die legitime Monarchie und erhob kraft des Princips der Volkssouveränetät die jüngere Linie der Orléans auf den Thron. Diese Vorgänge, wie die ihnen vorangegangenen Kämpfe sind von den liberalen Parteien in Deutschland mit lauter Sympathie begrüßt worden; diese Kreise, in denen man ehedem selten weiter in die Zukunft zu blicken gewohnt war, gaben sich der Meinung hin, daß der Sieg der Julitage auch für sie erfochten sei. Auf Seite der Konservativen dagegen und der Machthaber stieg die Befürchtung auf, die in Paris ausgebrochene Bewegung möchte anwachsend die Ufer überschreiten, und es könnten sich Dinge wiederholen, wie sie der ersten französischen Revolution auf dem Fuß gefolgt sind. Diese Besorgnisse wurden nun allerdings bald genug zerstreut, und der neue konstitutionelle König der Franzosen beeilte sich, den alten Kabinetten eifrige Zusicherungen seiner Friedensliebe zu geben, die um so aufrichtiger gemeint waren, als er der Befestigung seiner neuen Stellung zu Liebe in der That auf eine Politik des Friedens angewiesen war. So fand man sich denn auch in den hochkonservativen Regionen von Wien und Berlin in das Unabänderliche und nahm es mit Genugthuung hin, daß es dem „Bürgerkönig“ vor der Hand gelang, den Sturm zu beschwören. Freilich hätten die klugen Herren auch wissen müssen, daß die Zeiten sich geändert hatten, und daß die Bewegung des Jahres 1830 in jedem Sinne anderen Antrieben gehorchte. Ohne mittelbare Rückwirkungen auf Deutschland — wie auf die übrige Welt — ist sie freilich nicht geblieben; dafür hingen die Zustände auf dem Festlande viel zu enge zusammen. Es wollte doch etwas bedeuten, daß der Grundsatz der Legitimität, auf dem man vor fünfzehn Jahren die neue Ordnung der Dinge aufgebaut hatte, in einem so großen Falle Schiffbruch gelitten hatte. Von drüben haben in diesem Zusammenhange die öffentlichen Zustände Europa's einen Anstoß erhalten, der dann nicht wieder zur Ruhe gekommen ist. Deutschland im Besonderen anlangend, ist es die Sache der Freiheit, die durch die Pariser Ereignisse gewonnen hat, während die nationale der Einheit zurücktrat. Es ist bekannt, daß in einer Anzahl deutscher Staaten zweiten und dritten Ranges — wie Hannover, Königreich Sachsen, Kurhessen ꝛc. — Bewegungen ausgebrochen sind, die dort den Sturz der feudalen, patrimonialen und ständischen Einrichtungen

Digitized by Google

und die Begründung konstitutioneller Ordnungen herbeiführten. Jene Vorgänge dagegen, die unter dem Namen des Hambacher Festes und des Frankfurter Attentates bekannt sind, trugen allerdings ein anderes Gepräge. Nicht völlig klar in ihren letzten Zielpunkten, vermischten sich in ihnen nationale und internationale, auch republikanische Tendenzen; indeß war die Betheiligung daran vergleichsweise so gering, daß ihnen kaum die Bedeutung des Sturmes im Glase Wasser mit Fug beigelegt werden darf, wie sie in der That nur in einem so unfertigen und ungesunden Staatswesen, wie das deutsche damals war, so vielen Staub aufwerfen konnte.

Das Eine ergab sich aber doch aus der Gesammtheit dieser Vorgänge, daß die beiden Nachbarvölker, das deutsche und das französische, ihr Schicksal nicht von einander trennen konnten, und daß zumal das Eine den Einwirkungen des Anderen immer wieder ausgesetzt war, was selbst der Jahnische „Urwald" sammt seinen Auerochsen nicht hätte verhindern können. Um so mehr kam es für das fernere Verhältniß beider Nationen auf die weitere Entwickelung der Dinge in Frankreich an. Bekanntlich ist diese nicht die glücklichste gewesen. Die Julimonarchie sah sich bald von wachsenden Schwierigkeiten umringt. Die Julirevolution hatte den revolutionären Ideen einen neuen Schwung gegeben, der „vierte Stand", der die harte Arbeit dabei gethan hatte, war durch sie zum Bewußtsein seiner Kraft gekommen, eine republikanische Partei bildete sich, die socialistischen und kommunistischen Lehren wurden mit unheilvollem Erfolg gepredigt. Diese Wendung wurde auch in Deutschland verspürt, und wenn hier dabei zunächst eine wirkliche Gefahr nicht vorhanden war, so hat sie doch in gewissen Schichten des Volkes und in vielen unklaren Köpfen eine nicht erfreuliche Verwirrung der Ideen und Wünsche hervorgerufen. In Frankreich selbst nahmen aber die Zustände einen ernsteren Charakter an. Louis Philipp stützte sich im Gegensatze zu den entfesselten anarchischen Faktionen von Tag zu Tag ausschließlicher auf die „Bourgeoisie", und es ließ sich voraussehen, daß heut oder morgen ein harter Zusammenstoß zwischen der konservativen und der revolutionären Partei schwerlich zu vermeiden sein würde.

Da trat aber ein Ereigniß ein, das den Leidenschaften plötzlich eine andere Richtung gab und die bisher friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in das bittere Gegentheil zu verkehren drohte. Diese Wendung ging aus der Verwickelung hervor, die im Jahre 1839—40 durch die orientalische Frage hervorgerufen wurde. Es handelte sich, was hier nur angedeutet werden darf, um die Stellung des Pascha von Aegypten zur Pforte, und um die Frage, ob die europäischen Mächte es geschehen lassen sollten, daß Mehmed Ali sich auf Kosten der Pforte vergrößere und möglichst unabhängig mache? Frankreich, den Ueberlieferungen seiner Politik getreu, machte Miene, den aufrührerischen Pascha zu unterstützen, während die übrigen Kabinette für die Integrität der Türkei eintraten. Zu diesem Zwecke schlossen England, Rußland, Oesterreich und Preußen, mit absichtlicher Uebergehung Frankreichs, zu London einen Vertrag, der die Bestimmung hatte, unter Umständen Mehmed Ali mit Gewalt der Waffen zur Fügsamkeit zu zwingen. Erst nach dem Abschluß dieses Vertrages wurde das französische Kabinet davon in Kenntniß gesetzt; seine Isolirung unter den Mächten Europa's hätte allerdings nicht deutlicher und nicht empfindlicher zum Ausdruck gelangen können. Diese Thatsache nun rief in Frankreich den höchsten Grad der Erbitterung hervor. Man wollte in jener Umgehung des Pariser Kabinets von Seiten der übrigen Großmächte in einer so hochwichtigen Sache eine unerträgliche Demüthigung, eine Herausforderung erblicken, die anzunehmen die Ehre geböte. Bereits war Thiers an die Spitze des Ministeriums getreten, und er machte sich zum amtlichen Organ dieser kriegerischen Stimmung. Jene Kränkung sollte gerächt, eine vergeltende Genugthuung gesucht werden. Es wurden geräuschvolle Rüstungen angeordnet, die Befestigung von Paris bei dieser Gelegenheit beschlossen. Und wo anders konnte eine entsprechende Genugthuung gesucht werden als am Rheine, durch die Eroberung des linken Rheinufers? Das verstand sich ganz von selbst. Dieses Schlagwort wurde in der That ausgegeben und hallte in ganz Frankreich wieder. Immerhin bezeichnend, daß man für eine, zudem nicht ganz unverdient erlittene diplomatische Niederlage in Sachen der orientalischen Frage kein anderes Auskunftsmittel zu wissen schien als einen Krieg gegen Deutschland, die Wegnahme der deutschen Rheinprovinzen. Mit der Gewalt einer unwiderstehlichen fixen Idee war dieser Gedanke in Fleisch und Blut übergegangen; man durfte überzeugt sein, daß er bei jeder Gelegenheit wieder auftauchen und kaum je mit den herbsten Gegenmitteln zu heilen oder

Digitized by Google

zu bändigen sein würde. Bekanntlich hat sich der Kriegseifer in Frankreich für dieses Mal bald wieder beschwichtigt; wie hätte der Bürgerkönig, der „Napoleon des Friedens", sich ohne zwingende Noth in einen Kampf gegen das übrige Europa stürzen sollen? Sein Unmuth in diesem Falle war von Anfang nicht so schlimm gemeint, und nur einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als würde er sich von der aufgeregten öffentlichen Stimmung mit fortreißen lassen. Jedoch auch so hatte dieses Zwischenspiel für das Julikönigthum sein Bedenkliches. Bei der Masse der Franzosen blieb ein Stachel zurück, die parlamentarische Opposition und noch mehr die Pariser Presse machten der Regierung und ihrer schließlichen Nachgiebigkeit gegen die Quadrupelallianz nicht endende Vorwürfe, und die entzündeten Leidenschaften suchten in der Bekämpfung des herrschenden Systems oder der herrschenden Ordnung überhaupt Ersatz für den ihnen versagt gebliebenen Krieg um das linke Rheinufer.

Daß diese Vorgänge auf Deutschland zurückwirken würden, hatte sich leicht voraussagen lassen. So unbedingt hatte hier die liberale Bewegung die Geister doch nicht unterjocht, daß sie gegenüber der Gefahr, die von Frankreich aus der deutschen Westgränze angedroht wurde, gleichgiltig geblieben wären. Im Gegentheil, die öffentliche Stimmung gerieth angesichts dieser Wendung der Dinge in eine allgemeine und gewaltige Aufregung, die deutlich verrieth, wie stark seit einem Jahrzehnt und zum Theil wie in der Stille das Nationalgefühl in Deutschland gewachsen war. „Sie sollen ihn nicht haben" wurde in kürzester Zeit das allgemeine und weithin schallende Feldgeschrei. Die ausgestoßenen Drohungen der Franzosen waren nur eine gut bestandene Probe, auf welche die scheinbar schlummernde Wachsamkeit der Deutschen gestellt wurde. Und auch nachdem die Gefahr so schnell vorüber ging, blieben die Spuren und Wirkungen jener Aufwallung sichtlich zurück. So hat diese Episode für uns wesentlich auch die Bedeutung gehabt, daß sie die bereits im Gange befindliche nationale Bewegung in ein beschleunigteres Tempo versetzte und ihr ein bestimmtes Ziel anwies, das in der Umbildung der deutschen Bundesverfassung bestand. Mit Frankreich selbst hat sich das unterbrochene freundschaftliche Verhältniß schnell genug wiederhergestellt, wenn auch die Grundlagen desselben sehr ungleichartig waren. Die verschiedenen Parteien in Deutschland, kann man sagen, von den zähesten Konservativen bis zu den äußersten Radikalen herab fanden in Frankreich ihre Bundesgenossen, ihre Vorbilder wieder. Befürchtungen auf der einen, Hoffnungen auf der anderen Seite ließen den kurze Zeit vorher so scharf betonten Gegensatz vollständig zurücktreten. Leider können wir nicht einräumen, daß die Theilnahme, welche wir Deutschen damals der Entwickelung der Dinge in Frankreich und im Besonderen der mannichfachen Erzeugnissen des französischen Geistes gewidmet haben, stets eine löbliche und uns fördernde gewesen sei. Wenn man sich erinnert, wie in jenen Jahren (1840—48) die zweideutige Romanliteratur von Paris den deutschen Markt beherrschte, und das Erscheinen eines Werkes von A. Dumas und noch mehr von E. Sue bei uns die Bedeutung eines förmlichen Ereignisses gewinnen konnte, so haben wir heute bei dieser Erinnerung nur zu erröthen, und die tadelnden und warnenden Stimmen von damals sind sicher im Recht gewesen. Die Folgen eines solch' verirrten Geschmackes aber für Frankreich konnten in Verbindung mit den anderen Mißständen nur verderblich sein.

Wie durch einen Handstreich, dem sich wohl hätte ausweichen lassen, fiel im Februar 1848 die durch eigene und mehr noch durch fremde Schuld unvolksthümlich gewordene Julimonarchie und die mit ihr identische Herrschaft der Bourgeoisie, die improvisirte Republik trat an ihre Stelle. Der Zerrüttung, der Frankreich durch das Mißlingen der ersten Revolution anheimgefallen war, hatte die zu engherzige Klugheit des Bürgerkönigs nicht Herr zu werden vermocht. Das, worauf es besonders ankam, die Kluft und den Gegensatz zwischen der herrschenden Bourgeoisie und dem übrigen Volke auszufüllen, war ihm nicht gelungen; er hatte sich diese Aufgabe in der That auch zu wenig angelegen sein lassen. Indeß diese Erwägungen können an dieser Stelle nicht weiter geführt werden; uns drängt sich vielmehr die Frage nach der Rückwirkung der Februarbewegung auf Deutschland auf. Diese war gewaltig, unermeßlich. War hier die Fluth der nationalen und liberalen Erregung in der letzten Zeit schon hoch gestiegen, so durchbrach sie bei der Kunde von jenen Vorgängen alle Dämme und überschwemmte unwiderstehlich Berg und Thal. Das herrschende System brach überall wie mit einem Schlage zusammen, und die Regierungen nahmen die freiheitlichen und nationalen Forderungen nachgiebig an. Ein deutsches Parlament trat zusammen und eine Centralgewalt wurde geschaffen.

Digitized by Google

Man muß zugeben, diese Rückwirkung war gewaltig, um so gewaltiger, als schwer zu sagen ist, wie ohne sie der Verlauf der Dinge in Deutschland sich gestaltet hätte. Ob es so schlechthin heilsam war, daß dieser Anstoß in dieser Weise von Frankreich ausging, soll hier nicht weiter untersucht werden; das Eine hätte man aber erwarten mögen, daß unter den gegebenen Umständen französischerseits die in Aussicht stehende Neugestaltung Deutschlands ohne Neid betrachtet und ihr von der Republik die Anerkennung nicht versagt würde. Und gleichwohl haben sich diese Voraussetzungen nicht bewährt. Die Republik benahm sich zwar nicht feindselig gegen die deutsche Centralgewalt, aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren laut ausgesprochenen Grundsätzen getreu, das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation ohne Rückhalt und amtlich anzuerkennen. Daß die deutsche Centralgewalt auf schwachen Füßen stand und von Selbsttäuschungen lebte, lag freilich am Tage; jedoch die Gründe, die Cavaignac abhielten, den Abgesandten derselben würdig zu empfangen, waren ganz anderer Art, sie wurzelten in dem Grundsatz, von dem die Franzosen sich heute wie damals nicht trennen können, und der seit Jahrhunderten ihre Haltung uns gegenüber bestimmt, daß nämlich der Nutzen Frankreichs unbedingt den Fortbestand der deutschen Zersplitterung gebiete, und daß demgemäß jeder Versuch, derselben ein Ziel zu setzen, nicht bloß nicht begünstigt, sondern geradezu gehindert werden müsse.

Indeß trat in Frankreich in der nächsten Zeit eine Wendung der verhängnißvollsten Art ein: der Bonapartismus wurde wiederhergestellt. Louis Napoleon ging aus der Urne als Präsident der Republik hervor. Was das zu bedeuten hatte, hat man damals allerdings diesseits und jenseits des Rheines nicht sofort begriffen, während doch die einfache Thatsache jener Wahl eine entsetzlich deutliche Sprache redete. Als dann einige Jahre später der Staatsstreich und die Wiederherstellung des Kaiserreichs folgten, ließen die ursprünglichen leichtsinnigen Ansichten über jenes Ereigniß sich freilich nicht mehr aufrecht erhalten, aber daß die Begründung des zweiten Kaiserreiches eine schwere Krankheit Frankreichs und eine große Gefahr für Europa bedeutete, ist auch da nur Wenigen völlig klar geworden. Louis Napoleon hatte von Anfang an den übrigen Mächten gegenüber allerdings eine höchst vorsichtige Haltung beobachtet und diese fortgesetzt, so lange er sich in dem Sattel nicht ganz fest fühlte. So gelang es ihm in der That, die Anerkennung seiner Usurpation von den Großmächten zu erlangen. Die Acht, die s. Z. der Wiener Kongreß gegen alle Napoleoniden feierlich ausgesprochen hatte, war vergessen. Der „Bändiger der Revolution", der Retter der Gesellschaft hatte sich zu namhafte Verdienste um ganz Europa erworben. Die Spiegelfechterei mit dem „rothen Gespenst" hatte den berechneten Eindruck nicht verfehlt, und das schlechte Gewissen, die feige Angst der Machthaber alter Ordnung, dazu die jubelnde Befriedigung der „Fanatiker der Ruhe" in allen Zonen thaten das Uebrige. So durfte der Usurpator der gläubigen Welt die freche Versicherung in das Gesicht schleudern: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Wie gering mußte der Redner von dem Gedächtnisse und dem Urtheil der Kreise denken, welchen jene Worte in erster Linie zu Gehör gesprochen wurden? Wie vortrefflich kannte er aber auch seine Leute!

Bei ruhiger und verständiger Erwägung hätte man sich doch gleich damals sagen müssen, daß das zweite Kaiserreich so gut wie das erste seinem innersten Wesen und allen seinen Voraussetzungen nach kriegerischer, offensiver Natur sei und sein mußte. Wir beziehen uns hier auf die Bemerkungen, die wir früher über das Wesen des Bonapartismus gemacht haben; bei allen Verschiedenheiten der Zeiten und Verhältnisse hatte sich in der Hauptsache nichts daran geändert. Die Wiederherstellung des Kaiserreichs war ein Angriff auf das übrige Europa und seine Ordnungen, weiterhin auf seine Unabhängigkeit. Dasselbe mußte, um zu bestehen und sich selbst genug zu thun, die gegebenen internationalen Verhältnisse zerreißen und vor Allem den Verträgen vom Jahre 1815 und was von ihnen noch bestand, im Guten und Bösen, den Krieg erklären, um in der allgemeinen Verwirrung seinen Einfluß über jeden anderen zu erhöhen. So wurde es zugleich wenigstens eine ziemliche Reihe von Jahren hindurch möglich, die inneren, ihm feindlichen Elemente niederzuhalten und durch äußere Erfolge und die Befriedigung der nationalen Leidenschaften und Eitelkeiten das Joch der Tyrannei, das es der knirschenden Nation auferlegt hatte, eine Zeit lang erträglich zu machen.

Diese Wendung der Dinge in Frankreich mußte in erster Linie Deutschland berühren. Es hat hier zwar gleichfalls lange genug gedauert, bis man die Tragweite derselben vollständig begriff. Und doch lag die Voraussicht so nahe,

Digitized by Google

daß es zwischen dem kaiserlichen Frankreich und dem unfertigen Deutschland irgend einmal zu einem Zusammenstoße kommen werde, — die Parole der natürlichen Gränzen wurde bald genug ausgetheilt, — wenn auch derselbe vorläufig in die hintersten Reihen der Napoleonischen Entwürfe gestellt wurde. Ein und der andere Fühler, den der Kaiser versuchsweise wagte, um zu erfahren, wie weit er überhaupt gehen dürfe, machte keinen nachhaltigen Eindruck. So trat er allmählich aus seiner künstlichen Zurückhaltung heraus und ging zu großen Unternehmungen über. Im Krimkrieg brach er, vom Beifalle des liberalen Europa's begleitet, im Bunde mit England das russische Uebergewicht und trennte er Oesterreich und Rußland. Der Pariser Friede des Jahres 1856 sah ihn bereits an der Spitze der europäischen Mächte. Im italiänischen Krieg des Jahres 1859 proklamirte er wieder unter der Zustimmung der liberalen öffentlichen Meinung des Welttheils das Nationalitätsprincip und legte er freilich halb unfreiwillig den Grund zu einem geeinigten Italien. Dieser Krieg berührte in doppelter Weise Deutschland: einmal gab er der nationalen Partei daselbst einen unverkennbaren Aufschwung, und zugleich steigerte er die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, weil dieses, übrigens mit Recht, in der Erhaltung der italiänischen Provinzen Oesterreichs nicht schlechthin eine deutsche Angelegenheit zu erblicken vermochte und sich, wie man in Wien irrthümlicher Weise dies voraussetzte, keineswegs zu Vasallendiensten Oesterreichs, noch dazu ohne jede Gegenleistung, verpflichtet hielt. Die innersten gegen Deutschland gerichteten Gedanken der Napoleonischen Politik haben sich übrigens gerade bei dieser Gelegenheit enthüllt. Bekanntlich war der Sieger von Magenta und Solferino bereit, sich um den Preis eines Bündnisses gegen Preußen und der Ueberlassung der Rheinprovinzen an Frankreich mit Oesterreich zu verständigen. Kaiser Franz widerstand allerdings dieser Versuchung, aber der Groll gegen Preußen, das sich nicht zum Schildknappen Habsburgs hergegeben, blieb darum nicht minder bestehen, und auch dies erachtete Napoleon für einen Gewinn.

Der in den Unterhandlungen zu Villafranca ausgesprochene Vorschlag mußte unter diesen Umständen zwar nicht aufgegeben, aber zurückgestellt werden. Da aber der Bonapartismus, um bestehen zu können, auf länger irgend eine größere Unternehmung nicht entbehren konnte, zog Napoleon den mexikanischen Krieg bei den Haaren herbei, jenes seiner Wagnisse, das politisch wie moralisch für ihn einen nahezu vernichtenden Ausgang genommen hat. Im Zusammenhange mit diesem Krieg verkündigte der Urheber desselben jene Doktrin von der lateinischen Rasse und der Nothwendigkeit ihrer Zusammenfassung, um sie der germanischen gegenüberzustellen. Wenn diese Drohung einen Sinn haben sollte, so mußte ihre Spitze in erster Linie gegen Deutschland gerichtet sein. Hier nahmen die Dinge fortgesetzt eine ernstere Gestalt an, die nationale Frage drängte immer gebieterischer ihrer Lösung entgegen. Und es ist kein Zweifel, daß gerade die Wiederherstellung des Bonapartismus und die nie ruhenden Ränke und Einschüchterungsversuche des zweiten Kaiserreiches zu der Beschleunigung dieses Prozesses maßgebend mitgewirkt haben. Zwar die amtliche Haltung der französischen Politik gegen Deutschland seit dem italiänischen Kriege war die längste Zeit bei aller Zweideutigkeit keineswegs feindselig zu nennen. Der Kaiser schwankte offenbar zwischen Absichten entgegengesetzter Natur hin und her; es scheint in der That, daß er sich über die Gefahr eines Angriffes auf Deutschland nicht geradezu getäuscht hat. Auch wäre er sicher lieber durch Kombinationen anderer Art als durch einen Krieg gegen Preußen zu seinem schlecht verhehlten Ziele gelangt. Daher sein zurückhaltendes Benehmen in dem deutsch-dänischen Kriege, der, wie man ja auch hoffte oder fürchtete, ihm eine erwünschte Veranlassung zu einer Einmischung zu bieten schien. Die wachsende Spannung, die wegen der Vertheilung der gemachten Eroberung zwischen den beiden deutschen Großmächten rasch an die Stelle des gemeinsamen Handelns getreten ist, hat wahrscheinlich in den Berechnungen Louis Napoleons gelegen. Man hat Grund zu vermuthen, daß er in dieser Zeit seine Hoffnungen auf einen Bruch zwischen Oesterreich und Preußen gesetzt hat. Dieser sollte ihm mittelbar einbringen, was er durch einen unmittelbaren Angriff vielleicht mit weniger Gewißheit erreichen konnte. Dieser Bruch trat denn auch wirklich ein, aber das Ergebniß war eine bittere Enttäuschung für das Pariser Kabinet und seine hinterhaltigen Spekulationen. Der Krieg des Jahres 1866 brachte die Ueberlegenheit Preußens, die Ohnmacht Oesterreichs, die Unfähigkeit des übrigen Deutschlands in zweifelloser Deutlichkeit zu Tage. Er wurde so rasch durchgeführt, daß den französischen Machinationen nur wenig Zeit und Raum zur Thätigkeit

Digitized by Google

gelassen wurde. Freilich war es deutscherseits ein Bruderkrieg, aber bildet nicht unsere ganze Geschichte eine fortgesetzte Reihe von Bürgerkriegen, und ist nicht jeder große Schritt, den wir vorwärts oder rückwärts machten, mit einem solchen bezeichnet? Nun wurde wenigstens die Möglichkeit gegeben, für Deutschland eine Verfassung herbeizuführen, welche die lange Reihe jener inneren Kämpfe endgiltig zu schließen vermochte. Bereits war die Bundesverfassung des Jahres 1815 in die Brüche gegangen; man muß zugestehen, sie hatte gegen Erwarten lange gehalten. Kein Zweifel, daß ihre Vernichtung schon ihres Ursprungs halber zu den Lieblingswünschen der Napoleonischen Politik gehörte, aber weniger gewiß erscheint, ob derselben die inhärirenden Folgen dieser Thatsache in gleichem Grade erwünscht kamen? Allerdings trat nun das alte Deutschland in drei Theile aus einander — der Norddeutsche Bund, die Südstaaten und Oesterreich — aber die Ausscheidung dieses letzteren und, was gleichbedeutend war, die Beseitigung des Dualismus war ein so außerordentlicher Gewinn, daß alle anderweitigen Nachtheile dagegen gar nicht in Betracht kamen. Dieses Moment hatte man in Paris sicher nicht nach Gebühr gewürdigt; erst jetzt war die Grundlage gewonnen, auf der sich ein neues Deutschland aufbauen ließ, und es bewährte sich bald auch hier der alte Satz, daß das Halbe oft mehr ist als das Ganze. Das ließ sich ja ohnedem mit Gewißheit voraussagen, daß der Norddeutsche Bund heut oder morgen die Südstaaten in seinen Kreis aufnehmen würde. Denn der nationale Gedanke hatte gerade aus den jüngsten Vorgängen eine gewaltige Kräftigung gesogen; wie ein Gewitter hatte dieser Krieg reinigend und klärend gewirkt, immer unwiderstehlicher trat von jetzt an die Frage der Einigung in den Mittelpunkt aller andern Fragen und Interessen, und es lag am Tage, daß der nächste Anstoß sie vollenden würde.

In Frankreich hatte dieser Umschwung der Dinge in Deutschland einen tiefen, aber erbitterten Eindruck hinterlassen. — Der Kaiser selbst befand sich in arger Verlegenheit. Er hatte dieses Mal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er hatte erwartet, als Schiedsrichter zwischen die beiden sich verblutenden Streitenden treten zu können, sah sich aber mit der Rolle einer dürftigen Vermittelung abgefunden. Er hatte sicher auf die Dankbarkeit Preußens in der Gestalt eines Stückes linksrheinischen Landes gehofft, und siehe da, er kam mit leeren Händen nach Hause. Die chauvinistische Partei und die Opposition bemächtigten sich dieser Thatsache und verlangten Rache und Genugthuung für die Niederlage Oesterreichs bei Sadowa, die sie zugleich als ihre eigene, als die Frankreichs betrachteten. Daß Preußen auf Grund seiner Erfolge die Einigung Deutschlands in die Hand nahm, war ja auch eine unerträgliche Folge seiner Siege. Denn das war den Herren klar wie das Licht des Tages, Frankreich hat ein verbrieftes Recht auf die Zerrissenheit Deutschlands! Das Geringste ist, daß es sich zur Entschädigung dafür das linke Rheinufer nimmt! Mit diesem Schlagworte war übrigens nach wie vor nicht zu scherzen, mit ihm ließ sich jeder Franzose, der Roheste wie der Gebildetste in das Feuer jagen. Hat doch ein Mann wie Toqueville, der zu den Edelsten seines Volkes und zu den unversöhnlichen Gegnern des Kaiserreiches gehörte, zur Zeit des Krimkrieges es ausgesprochen, daß ein Krieg um die Rheingränze in Frankreich zu jeder Zeit Alle für sich haben würde, und er hat sich selbst nicht davon ausgenommen. Wenn das am grünen Holz geschah, das noch dazu so selten war, was durfte man vom dürren erwarten, das überall massenhaft stand? Genug, der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war seitdem nur mehr eine Frage der kürzesten Zeit. Napoleon hätte sich zwar auch jetzt noch gern mit Preußen in Güte verglichen, etwa gegen die Preisgebung Belgiens, oder daß Preußen, indem es ihm die Rheinprovinzen oder ein Stück davon überließ, sich dafür an den Südstaaten entschädigte. Aber solche Versuchungen stießen jedes Mal auf Widerstand: das ist ja der unschätzbare Ruhm unserer Wiedergeburt, daß sie sich aus eigner Kraft und ohne die guten Dienste des Bösen, der hierbei höchstens nach Gebühr geprellt wurde, vollziehen durfte, eine Thatsache, deren Verdienst leicht über jedes andere ihrer Urheber zu stellen ist.

Der Luxemburger Handel war eine Herausforderung Deutschlands, und es war bei uns bekanntlich die Stimmung vorherrschend, daß man ihr nicht ausweichen solle. Wenn es aber doch geschah, wird man in Berlin gute Gründe dafür gehabt haben, da man dort doch am besten wußte, daß damit nur ein Aufschub gegeben sei. Für die politische, noch viel mehr aber für die militärische Organisation des Norddeutschen Bundes war ein solcher Aufschub allem Vermuthen nach wünschenswerth. Mittlerweile

Digitized by Google

konsolidirte sich zugleich die nationale Stimmung, die um diese Zeit bereits überwiegend auf dem rechten Wege war. Daß der Liberalismus jeder Stufe mit seinem guten Willen, seinen Kammerreden, Sänger- und Schützenfesten u. dgl. die deutsche Frage nicht lösen könne, diese Einsicht war erwacht; jenes harte, aber wahre Wort vom „Blut und Eisen" hatte die Geister auf die kommenden Dinge vorbereitet. Die nationale Partei im engeren Sinne des Wortes wuchs sichtbar, — auch südlich vom Maine. Es gab freilich noch Bruchtheile der Nation, die sich nicht bekehrt hatten und auf anderen Wegen ihr Heil suchten, so die Partikularisten, die Ultramontanen, die Demokraten, denen, allerdings in verschiedenem Grade, den beiden letztern in der bedenklichsten Weise, der Begriff des nationalen Vaterlandes in beklagenswerther Verblendung abhanden gekommen war. Diese Parteien hat man am Pariser Hofe, seit der Fall eines Krieges gegen Deutschland in Folge der wachsenden inneren Schwierigkeiten dringlicher geworden war, in Rechnung gezogen, aber sich über ihre Macht und Stärke gründlich getäuscht. Es war eine ohnmächtige Minderheit, die den erwarteten ausgiebigen Beistand glücklicher Weise nicht zu gewähren vermochte.

Als dann französischerseits wirklich der Krieg an Preußen erklärt wurde, war man in Deutschland überrascht, obwohl man ihn hatte deutlich kommen sehen; der Vorwand zur Erklärung desselben wurde allerdings in gar so brüsker Art vom Zaun gebrochen. Es handelte sich für den Pariser Hof eben nur mehr um einen Vorwand, um eine Aktion, die längst geplant worden war und sich jetzt nicht mehr länger aufschieben ließ, in Scene zu setzen. Alle anderen Künste und Auskunftsmittel des Bonapartismus waren ja erschöpft. Wir wollen hier die Frage, wer von den Beiden, der Kaiser oder die Nation, für diesen Entschluß verantwortlich zu machen sei, nur kurz berühren. Die Verantwortung trifft ohne Zweifel Beide, und es ist unwürdig, wenn die Franzosen hinterdrein jede Schuld von sich abwälzen wollen. Wer ist in erster Linie denn Schuld daran als sie, daß der Bonapartismus in Frankreich wieder möglich wurde? daß er 20 Jahre lang — länger als das erste Kaiserreich — die Welt verwirren durfte? Und welche Anstrengungen haben sie denn gemacht, um das fluchwürdige Joch, wie sie es hinterher fast einstimmig brandmarken, abzuschütteln? Und wo anders hat das zweite Kaiserreich seine Werkzeuge gefunden als bei den Franzosen selbst? Alle die verschiedenen Parteien, jede in ihrer Art, die eine handelnd, die andere duldend, sind sie für das Geschehene verantwortlich; auch Herr Thiers, der zwar vor dem Krieg in dem gegebenen Augenblick gewarnt hat, aber nicht weil er ihm ein ungerechter, sondern ein ungemäßer erschienen ist. Wer hat nachdrücklicher als er gegen Sadowa gesprochen? wer systematischer den Deutschen das Recht abgesprochen sich zu einigen und ihre inneren Angelegenheiten selbständig zu ordnen?

Genug, der Krieg wurde Hals über Kopf in einem Augenblicke erklärt, in dem Frankreich noch nicht einmal seine Rüstungen vollendet hatte. So eilig hatte man es und so falsch beurtheilte man den auf Tod und Leben herausgeforderten Gegner. Anstatt zu zagen, erhob sich wie durch einen Zauberschlag und über Nacht der Norddeutsche Bund in voller Rüstung, kampfbereit, und die süddeutschen Staaten schlossen sich ohne Zureden an. Die Sorge für die eigene Selbsterhaltung, noch mehr aber die nationale Gesinnung haben diese Entscheidung bewirkt. Selbst eine scheinbar gänzlich klerikal-particularistische Kammermehrheit, wie sie im Augenblick Bayern aufzuweisen hatte, vermochte den korrekten Entschluß nicht aufzuhalten. Den Riesenkampf, der sich dann auf Frankreichs Boden entspinnen, haben wir Alle selbst erlebt; er steht in seinem Verlaufe, mit seinen Leistungen und Siegen unsrerseits ohne Beispiel in der Geschichte da. Er bezeugte auf das Glänzendste die intellektuelle, kriegerische und sittliche Ueberlegenheit Deutschlands über das verblendete Frankreich. Er endigte mit einer vollständigen Niederlage des Kaiserreiches und des Chauvinismus; der furchtbare Abgrund, in den der Bonapartismus Frankreich gestürzt hatte, klaffte auf. Der Sturz des Kaiserreichs brachte aber nicht das Ende des Krieges; die sogenannte Republik trieb zur Fortsetzung desselben, weil sie den Preis des Friedens, den die Deutschen ihrer Sicherheit zu Liebe forderten und fordern mußten, schlechterdings verweigerte. So floß noch Monate lang das edelste Blut, nahezu ein Drittheil des französischen Bodens wurde von den Deutschen erobert, die Hauptstadt, der „Mittelpunkt der Welt", gerieth nach längerer Umschließung in ihre Gewalt. Jetzt endlich, nach völliger Erschöpfung, gestand die „unbesiegbare" Nation ihre Niederlage ein und bat um Frieden. In Versailles, wo in den früheren Jahrhunderten so manche schwere Demüthigung

Digitized by Google

und Beraubung gegen uns ausgesonnen worden war, wurden jene Präliminarien verhandelt und unterzeichnet, die uns Elsaß und Lothringen, Straßburg und Metz, und mit diesen eine sichere, von der Natur und Geschichte vorgezeichnete Gränze zurückgeben. Und eben dort in Versailles war diesem Akt in nicht minder bezeichnender Weise ein anderer vorausgegangen: die Wiederherstellung des deutschen Reiches, die Erhebung des sieggekrönten, preußischen Heerkönigs zum deutschen Kaiser war kraft der Initiative der deutschen Fürsten unter lautem Zujauchzen der deutschen Nation dort verkündigt worden. Eine neue Epoche der deutschen Geschichte hatte begonnen; aus Jahrhunderte langer Erniedrigung und Zerrissenheit erhob sich endlich das deutsche Volk zu neuer Macht und Herrlichkeit. Auf dem Schlachtfelde, wie mit Recht vorhergesagt worden war, ist der neue deutsche Kaiser auf den Schild erhoben worden. Wie hatten wir auch wähnen mögen, daß diese unsere politische Wiedergeburt zur Einheit und Macht an dem grünen Tische, auf der Tribüne, auf den Wogen des Gesanges, und wie sonst noch diese Aufregungen des Friedens heißen, sich vollziehen könne! Dem Bonapartismus aber gebührt die Anerkennung, daß er, wie er in seiner ersten großartigen Erscheinung das altersschwache deutsche Reich, das nicht mehr leben und doch nicht sterben konnte, absichtlich in Trümmer schlug und so die Möglichkeit eines Neubaues schuf, in seiner zweiten, abgeschwächten Phase, wenn auch unfreiwillig ein neues, lebenskräftiges, zukunftreiches deutsches Reich begründen half. — —

Am Schlusse dieser unserer Erörterungen drängt sich die Frage auf, welche Aussichten in die zukünftigen Beziehungen der Deutschen und Franzosen zu einander eröffnen sich?

Deutschland, befriedigt von dem mit so vielem und edlem Blut erkämpften Erfolge, von einer schützenden Gränze gedeckt, von Haus aus zwar stets zur Vertheidigung entschlossen, aber dem Kriege um des Krieges willen Feind, wird, so viel an ihm, so schnell wie möglich in ein normales, freundliches Verhältniß zu Frankreich zu treten suchen. Wird ihm dieses aber entgegenkommen? Die im Augenblicke jenseits der Vogesen herrschende Stimmung gibt einer solchen Hoffnung leider wenig Raum. Die Masse der Franzosen will nicht einsehen, daß uns der Krieg aufgenöthigt worden ist, und daß sie dafür die Folgen zu tragen haben. Sie erblicken in dem, was in der That ein aufgedrungener Akt der Vertheidigung war, einen rohen und gewaltsamen Einbruch in ihre friedlichen Hütten! Man könnte sie auch fragen, wer sie denn in Wahrheit von dem „fluchwürdigen" Joche der Bonapartistischen Tyrannei befreit hat? Etwa sie selbst? Oder wo ist diese Entscheidung gefallen, in Paris oder bei Sedan? Und bezeichnen sie nicht selbst diese Befreiung als die erste, schlechterdings unerläßliche Voraussetzung für die Möglichkeit der Begründung eines besseren und würdigen Zustandes? Aber freilich, wie sollte man von dieser Nation in den Stürmen und dem Streite der Gefühle, dem sie jetzt preisgegeben ist, eine derartige Erwägung erhoffen, von ihr, deren geringste Tugend von jeher die Fähigkeit, fremde Rechte zu achten, gewesen ist? So wird man die Entwickelung einer freundlicheren Stimmung der Zeit und ihrer heilenden Kraft anheim geben müssen. Es ist ja nicht bloß wünschenswerth, es ist möglich, daß die besseren, edleren Elemente, an denen es diesem Volk doch nicht fehlt, wieder einmal zur Herrschaft gelangen, und daß die Stimme der Vernunft durchdringt. Wie sich das Alles aber gestalten möge, darauf dürfen wir Deutsche uns gefaßt machen, daß die Neuordnung der Dinge in Frankreich ohne heftige Kämpfe und Zuckungen nicht erfolgen, und daß diese Krisis, wie auf die europäischen Staaten überhaupt, so auf das deutsche Reich im Besonderen fortgesetzt zurückwirken wird. Selbst wenn jenseits der Vogesen die angedrohte Politik der Rache im Ernste nicht die Oberhand gewinnt, werden wir gut thun, uns vorzusehen und unser Pulver trocken zu halten. Der Krater, der schon mehr als einmal die Welt mit brennender Lava überschüttet hat, ist noch keineswegs ausgebrannt, und überdies ist der Welttheil von Zündstoff angefüllt. Es wird ja selbst den Verständigeren unter den Franzosen schwer, sich in das Unvermeidliche zu fügen und in die unwiderrufliche Schöpfung eines ebenbürtigen deutschen Reiches sich zu finden. Denn nichts ist schlechter berathen als die Selbsttäuschung, und nichts ungelehriger als der Eigendünkel. Uns jedoch wird diese Verbitterung und Verstimmung des Nachbarvolkes nicht um unsere gute Laune bringen. Wir werden uns unserer Erfolge und unserer neubegründeten Einheit und Macht erfreuen, sie befestigen und ausbauen, keinen Streit suchen, aber jedem muthwilligen Angriff zu begegnen verstehen.

Prof. Wegele.

Digitized by Google

Nekrolog.

Berling, dänischer Kammerherr, Besitzer der in Kopenhagen erscheinenden „Berlingske Tidende", Reisemarschall des verstorbenen Königs Friedrich VII., † am 30. März zu Ismailia in Aegypten, wohin er eine Lustreise unternommen hatte.

Holtendorff-Bietmannsdorf, von, Rentier in Berlin, ein wackerer Kämpfer für den Fortschritt auf politischem und kirchlichem Gebiet, Vater des bekannten juristischen Universitätslehrers, † in Berlin am 9. April, 67 Jahre alt.

Huillard-Bréholles, J. L. Alphonse, Mitglied des Institut de France und Sektionschef des französischen Staatsarchivs, † am 23. März in der Nähe von Paris, 54 Jahre alt.

Maréchal, Felix, seit dem 15. August 1866 Maire von Metz, tüchtiger Arzt und verdienstvoller Beamter, † daselbst am 26. März 72 Jahre alt.

Schamyl, der bekannte Imam vom Kaukasus, dem die russische Regierung gestattet hatte, sein Leben an den heiligen Orten der Moslems zu beschließen, † in Medina laut Meldung vom 5. April, 74 Jahre alt.

Schmitt, Ludwig von, Generalstaatsprokurator am Appellationsgericht der bayerischen Pfalz, durch seine politische Thätigkeit bekannt, † am 2. April in Zweibrücken im 61. Lebensjahre.

Tymowski, Joseph von, kaiserlich russischer wirklicher Geheimerath und Mitglied des Staatsraths, bis 1865 Staatssekretär des Königreichs Polen, † am 18. März in Petersburg.

Wintzingerode, Freiherr Philipp von, großherzoglich sächsischer Geheimerath, gewesener Justiz- und Kultusminister, 1848 Mitglied des kurhessischen Märzministeriums, zuletzt Landesdirektor in Kassel, † daselbst am 6. April.

Neue Bücher.

Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl d. Gr. Von W. E. H. Lecky, übersetzt von H. Jolowicz. 2. Bd. Leipzig, Winter.

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus. III. a) Der Rationalismus. So lange Leibniz-Wolffische Gedanken die Theologie des 18. Jahrhunderts beherrschten, bedurfte dieselbe nicht einer eigentlich durchgreifenden Reform. Hatte doch Leibniz in seinen „Theodiceen" nicht allein Gott als den Schöpfer der besten Welt gegenüber den Angriffen gerechtfertigt, welche aus der Thatsache des Uebels gegen die Vollkommenheit der Schöpfung und ihres Urhebers hervorgingen, sondern zugleich mit dieser Theorie des „Optimismus" unstreitig auch jenen sogenannten „lebendigen" Gottesbegriff indirekt nur befestigt, aus welchem zu jeder Zeit ein besonderes übernatürliches Eingreifen Gottes in den Weltverlauf zu Gunsten der höchsten göttlichen Zwecke abgeleitet werden durfte.

Aus dieser verhältnißmäßig komfortablen Lage, gegen welche die Wolffische „natürliche Theologie" von keiner Seite aus gründlichen Einspruch erhob, ward die Theologie aber von einer doppelten Seite her höchst empfindlich aufgeschreckt.

Einerseits von dem Deismus und Materialismus der englisch-französischen Philosophie. Der Deismus der Zeit bekämpft im Interesse der natürlichen Religion die positiven oder „geoffenbarten" Religionen, der Materialismus die Religion überhaupt. Der erstere, angebahnt besonders durch Matthews Tindal (Christianity as old as the creation, 1730), Henry Viscount Bolingbroke (Philosophical works) und Voltaire (Examen important de Mylord Bolingbroke, 1736, Lettres philosophiques, Dictionnaire philosophique portatif, 1764, Le philosophe ignorant, 1767*) setzten ihren ganzen Fleiß daran, nicht den Glauben an Gott**), aber das Christenthum in den Augen ihrer Zeitgenossen entweder zu degradiren, oder gar zu einem Gegenstande des Hasses zu machen. Der Materialismus aber, vorbereitet durch Robinet (De la nature, 1761) und Buffon (Histoire naturelle générale et particulière, 36 vol.) feierte in Diderot, Lamettrie und Baron Holbach die Auferstehung jener „natürlichen" Weltanschauung, welche das Weltleben im Stoffe und im Wechsel seiner Formen begriffen meint und die „wirkende Ursache" allein als die treibende Kraft dieses Stoffwechsels erkennt. „Das große musikalische Instrument, welches wir Welt heißen, spielt sich selbst" — und der Mensch — was ist er, als ein vornehmes Stück in dem Räderwerk desselben? Ein vornehmes, aber nur im Sinne einer besonders starken Kraftkoncentration in seinem Wesen. Specifisch unterscheidet er sich in nichts

*) David Strauß in seinem „Voltaire" (Leipzig 1870, 2. Aufl.) hat neuerdings zwei interessante Schriftstücke veröffentlicht: „Das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers" und „Der Pfarrer Meslier und sein Testament", welche die bisherige Kenntniß des größeren Publikums von Voltaire's religiöser Stellung dankenswerth zu erweitern geeignet sind. (S. Protest. Kirchenz. 1870, S. 815.)

**) Atheist war Voltaire so wenig, daß er im Gegentheil sagen konnte: wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen erfinden.

Digitized by Google

von den anderen Weltdingen. Er ist Maschine, wie sie alle, sagte Lamettrie (L'homme machine). Als er nach dem Ausdruck Voltaire's „Friedrichs des Großen Hofatheist" wurde, da regten ihn die Gärten von Sanssouci an, den Menschen zur Pflanze umzutaufen (L'homme plante, 1748), — die Sache blieb dieselbe.

Ganz gesondert von dieser Philosophie des Cynismus, wie überhaupt abgesondert von der Gedankenwelt seiner Zeit, schuf von der anderen Seite der Einsiedlerphilosoph von Königsberg ein neues Denksystem, welches viel gebieterischer noch als die auswärtigen Ideenreihen von Engländern und (zum Theil importirten) Franzosen die Vertreter der christlichen Weltanschauung zu einer Totalrevision der von ihnen beliebten Begriffe und Begriffsquellen veranlassen mußte.

Mit selbständig vordringendem Fleiße, mit unerhörter Genialität der Kritik untersuchte Kant das menschliche Erkenntnißvermögen, seine Gesetze, seine Grundbegriffe, seine Gränzen. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer" — das war der oberste Kanon seiner Erkenntnißlehre. Mit anderen Worten: Der Verstand vermag nicht zu erkennen, wenn nicht die Sinnlichkeit ihm den Stoff dazu liefert, und alles Erkennen ist eben auch auf die sinnliche Welt beschränkt. Daraus aber zog Kant einen doppelten Schluß. Zuerst den, daß unser Erkennen überhaupt nicht die Dinge an sich, sondern nur die Erscheinungen der Dinge umfassen kann. Die andere Konsequenz aber war die: Wenn schon die endlichen Dinge in ihrer eigentlichen Wesenheit sich unserem Erkennen entziehen, so ist das unendliche Wesen der Gottheit der reinen Vernunft absolut unzugänglich. — Desto zugänglicher allerdings, so fügte er hinzu, der praktischen Vernunft. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, das sind ihm, sozusagen, die eingeborenen Ideen der praktischen Vernunft, die ebenso unabweislichen Grundlagen der Sittlichkeit wie der Religion.

Wie England und Frankreich durch Deismus und Materialismus, so ward nun Deutschland von dem Kriticismus Kant's in einer Weise beherrscht, welche an eine geistige Diktatur gränzte. Sollte die Theologie sich noch als ein „Ding an sich" behaupten und nicht sich in trauriger Erinnerung an ihre geschichtlichen „Erscheinungen" allmählich selbst auflösen, — was blieb ihr übrig, als den unwiderstehlichen Strömungen des vorwärtstreibenden Zeitgedankens nachzugeben, um nicht von ihnen fortgerissen zu werden und an unbekannten Klippen zu zerschellen?

Fassen wir die Konzessionen des Rationalismus an die Wissenschaft der Zeit in Kürze zusammen, so haben wir zu sagen: er opferte dem Materialismus den Wunderbegriff, dem Deismus den supranaturalistischen Offenbarungsbegriff, dem Kriticismus aber die spekulative Dogmatik — ein dreifach Opfer gleich dem Opfer einer anderthalbtausendjährigen Vergangenheit. Die Reformation des religiösen Lebens durch Luther erfuhr durch dieses Opfer ihre theologische Ergänzung.

Daß solche Radikalumwälzungen sich nicht ohne vielfach barocke Aeußerungen ankündigten, versteht sich von selbst.

Nicht sehr geschmackvoll hört sich gleich die Exordoration an, womit schon im Jahre 1741 eine einschlagende Schrift: „Die Göttlichkeit der Vernunft" die Ablösung des einschlafenden theologischen Pietismus durch eine neue, sehr entgegengesetzte Richtung „poetisch" einleitete:

Vernunft, du Strahl aus Gott in unser aller Geistern,
Du Glanz der Ewigkeit, du unerschaffnes Licht,
Du eingefleischter Sohn, trotz allen blinden Meistern,
Du unbetannter Gott, wer sieht und liebt dich nicht?
Wer läßt sich wohl bei dir die Augen noch verkleistern(!),
Daß er nicht öffentlich von deiner Gottheit spricht?
Und wer läßt sich alsdann die Schatten noch bemeistern,
Wenn er gesehn, wie stark dein Glanz durch's Dunkle bricht?

Ach, rechne mir nicht zu, was ich vordem verbrochen,
Da ich der Dummheit noch geneigt Gehöre gab.
Ich bitte dir allhier in Demuth wieder ab,
Wenn ich aus Unverstand was wider dich gesprochen.
Dagegen soll mich nun kein Schicksal wieder trennen,
Ich werde dich als Gott vor aller Welt bekennen!

Dichter dieser Zeilen und Verfasser des mit ihnen geschmückten Buches war kein anderer als das Sturm- und Dranggenie, welches unter dem Namen des Kandidaten Edelmann zu seiner Zeit berühmt und berüchtigt, in neuerer Zeit allen Ernstes vielfach verkannt und unterschätzt, aber u. a. durch Niedner in die ihm gebührende Stellung als des bedeutendsten Vorläufers alles systematischen Rationalismus wieder eingesetzt worden ist. Er lebte von 1698 bis 1767, seit Anfang der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts in der langbewährten Würde eines privatisirenden und vagabundirenden Kandidaten der Theologie, schriftstellerisch produktiv besonders in den Jahren 1735—52. Seine Schriften aus dem Jahre 1741 (Moses mit aufgedecktem Angesichte, von zwei ungleichen Brüdern Lichtlieb und Blindling beschauet) und aus dem Jahre 1749 (Sendschreiben an meine Freunde, den Vorzug eines Freigeistes vor einem

Digitized by Google

armen Sünder zeigend) — beide finden die prägnanteste Zusammenfassung ihres Inhalts in dem auch zeitlich mitteninne erschienenen Buche: „Begierde nach der lauteren Milch“ (1747). Hier heißt es: „Zur Regel meines Glaubens und meines Lebens ist mir nichts als meine Vernunft gegeben. Nach derselben muß ich Alles in der Welt beurtheilen. Sonst bin ich übler daran als ein Thier, welches durch nichts in der Welt genöthigt werden kann, zu glauben, daß es Hafer fresse, wenn es Häckerling bekommt. Daß aber Alles in der Welt nach der Vernunft beurtheilt werden muß, geht daraus hervor, daß die Vernunft das göttliche Wort selber ist“. Aus dieser Absolutserklärung des Menschengeistes folgt nun zunächst die Degradirung der Bibel als Norm des Denkens. „Die Schreiber der Bibel haben so wenig Recht gehabt, uns ihre Begriffe von Gott aufzudringen, als wir ihnen die unsrigen. Sprecht ihr nach den angeerbten Vorurtheilen eurer Sekte: jene waren unmittelbar vom heiligen Geiste erleuchtet, so antworte ich: wir auch.“ Von der Bibel aus endlich geht er gegen die kirchlichen Bekenntnisse vor. Es sei eine Lächerlichkeit, die alleinige Autorität der Bibel zu behaupten und dennoch auch alles Abweichen von den kirchlichen Glaubenssymbolen zu verwerfen, und die Rede von der sachlichen Identität von Bibel und Bekenntnissen sei ein leeres Geschwätz. So widerlegt sich die Bekenntnißgläubigkeit von der Bibelgläubigkeit aus ganz von selbst. „Und wenn die Bibel wirklich die Richtschnur wäre, was braucht's dann noch anderer symbolorum oder systematum oder wie die Mißgeburten alle heißen? Wäre es nicht ein seltsamer Handel, wenn die Zimmerleute aus dem Winkelmaß, das sie einmal ihren Lehrjungen als die einzige untrügliche Regel ihrer Arbeit angepriesen, bald ein Hufeisen, bald eine Mistgabel, bald ein ander unförmlich Bauerninstrument schmieden und ihnen dabei weiß machen wollten, daß alle diese Arbeiten nichts Anderes als Auszüge aus eben dem Winkelmaß und im Grunde eben dasselbige Winkelmaß wären? Wo ihr nicht den lebendigen Gott anders kennen lernen wollt, als ihn eure Hexenlaterne, die Bibel, fast durchgehends beschreibt, so werdet ihr ihn nimmermehr kennen lernen.“

So tölpelhaft und doch so energisch und so eindringlich trat seiner Zeit der erste Thyrsusschwinger der menschlichen Vernunft auf. Was in ihm an schöpferischen Gedanken aus dem Neugehalt der nahenden jüngsten Theologieepoche chaotisch auf- und niederwogte, das ist zuerst und vorzüglich in Johann Salomo Semler (Autobiographie, Halle 1781—82) zur Ruhe wissenschaftlicher Arbeiten und Ueberzeugungen hindurch gedrungen. Zur Ruhe, sage ich; denn Muße hat der Mann wenig gehabt, welcher von seinem theologischen Denken in nicht weniger als 171 Schriften Zeugniß ablegte. Auf biblischem Gebiete ist er der eigentliche Vater der kritischen Theologie*), zur kirchlichen Geschichtschreibung hat er bedeutende Beiträge geliefert**), die sogenannte systematische Theologie ist durch ihn***) zu den Gesichtspunkten wenigstens hingeleitet worden, welche allmählich ihre Selbstreform — das heißt ungefähr: ihren Selbstverzicht — herbeigeführt haben. Wir fassen die von ihm und den nachfolgenden Gesinnungsgenossen aufgestellten theologischen Grundsätze des Rationalismus kurz zusammen.

Auf dem Gebiete der biblischen Studien hat der Rationalismus für eine vierfache Erklärungsweise ein Recht zu erringen gestrebt. Er verlangt:

1) Die historische Erklärung der heiligen Schriften. D. h. er fordert, daß ein Theil der geschichtlichen Erzählungen heiliger Schrift, nämlich die ganz oder stellenweis unwahrscheinlichen, als unzuverlässig anerkannt, aber aus dem beschränkten Erkenntnißgrade der Vorzeit, aus den Zeitvorstellungen und Zeiturtheilen erklärt werde. Er fügt hinzu: Jesus und die Apostel, wie schon die Propheten und Weisen des Alten Bundes hätten sich absichtlich in ihren Lehräußerungen an ihre Zeit nicht immer so ausgedrückt, wie sie es meinten, sondern so, wie es für ihre Hörer faßlich war, auch wenn der Ausdruck für die von ihnen gelehrte Wahrheit damit ein uneigentlicher blieb. Das war die sogenannte biblische Akkommodationstheorie.

2) Die moralische Erklärung. Der Rationalismus verlangt, daß aus dem lehrhaften Theile der heiligen Schriften besonders dasjenige herausgearbeitet werde, was für die praktische Bethätigung des christlichen Glaubens von Wichtigkeit sei, während alle Versuche christlicher Metaphysik, wie sie in der Bibel selbst

*) Hermeneutik, 1760; — sodann: Apparatus ad liberalem Veteris et Novi Testamenti interpretationem; endlich 1776: Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon.

**) 1767: Historiae ecclesiasticae selecta capita; 1771: Versuch eines fruchtbaren Auszuges aus der Kirchengeschichte.

***) Versuch einer freieren theologischen Lehrart, Halle 1777 (deutsche Bearbeitung seiner Institutio ad doctrinam christianam).

Digitized by Google

keimartig enthalten, in der kirchlichen Entwicklung aber nur zu üppig aufgewuchert seien, bei Seite zu schieben sind.

3) Die natürliche Erklärung. Der Rationalismus verlangt, daß die in den heiligen Schriften berichteten „Wunderthaten", Heilungen, Auferweckungen u. dergl., aus natürlichen Ursachen erklärt werden. Semler, Lessing und Kant waren Gegner dieser Methode, wenngleich Billiger der zu Grunde liegenden Wunderscheu. Aber Eck's „Versuch, die Wundergeschichten des Neuen Testaments natürlich zu erklären" (Berlin 1795) blieb nicht ohne fruchtbare Nachwirkung. Professor Paulus in Heidelberg ward der Pächter dieser Erklärungsweise.

4) Die mythische Erklärung. Der Rationalismus fordert, allerdings nur in einem Theile seiner Anhänger, daß man auch auf die Untersuchung der urchristlichen Geschichte die Einsicht verwende: daß die Mythen ganz naturgemäße Bestandtheile aller Völkergeschichten seien, ja, es nach Gottes Willen seien, der ja alles Fortschreiten auch in der Kultur an das Allmählichkeitsgesetz gebunden habe. Für die Theologie machte dies zuerst Eichhorn geltend. Der historische Mythus ist ihm eine Erzählung, welche wirklich Geschehenes sagenhaft ausschmückt, der poetische Mythus eine solche, welche die Thatsachen selber erdichtet, der philosophische Mythus endlich eine Erzählung, welche einen Gedanken in die Form eines Ereignisses einkleidet, um ihm mehr Glauben zu erwecken.

Auf dem Gebiete der Dogmatik*) aber verlangt der Rationalismus zunächst die Anerkennung folgender Sätze:

1) Jedes Geschöpf besitzt die für seine Bestimmung nothwendigen Kräfte, also auch der Mensch. Er weiß, was Religion und Pflicht ihm auferlegt, und braucht dazu keiner wunderbaren Intervention.

2) Es ist Zerstörung der gottgewollten Menschenwürde, in geistigen Dingen, besonders in geistlichen, Autoritäten aufzurichten, welche nichts als blinde Unterwerfung verlangen.

3) Was der denkende Menschengeist auf eine sinnliche oder geistige Weise empfangen hat, das muß er auch auf eine sinnliche oder geistige Ursächlichkeit zurückführen. Auch hat sich manches ehedem Wunderbare in den Geschichtsberichten nachträglich als ein ganz natürlicher Vorgang erwiesen. Die Unterscheidung von Widernatürlichem und Uebernatürlichem im Sinne einer wunderfreundlichen Vermittlung ist eine eitle und nichtssagende.

4) Die Supranaturalisten, um die „Offenbarung" in ihrem Sinne als möglich und wirklich darzuthun, bewegen sich in bloßen Cirkelbeweisen. Denn alle ihre Argumente schöpfen sie aus Schriftstellern, welche sie natürlich als Beweisstellen nur eben darum anerkennen, weil sie dieselben bereits aus einer Offenbarung in ihrem Sinne herleiten. Diese Argumente sind erschlichen.

5) Der Gottesbegriff der wissenschaftlichen Theologie ist gleichbedeutend mit dem des Unveränderlichen. Veränderlichkeit ist allein Eigenschaft des Endlichen, nicht des Unendlichen.

Aus diesen Voraussetzungen, welche wir aus Wegscheider's Dogmatik entlehnen, ergab sich nun aber das Hauptaxiom der rationalistischen Glaubenslehre:

Die „christliche Offenbarung" darf lediglich als ein natürlicher Hergang und als eine mittelbare Wirksamkeit Gottes angesehen werden, mit Ausschluß alles Uebernatürlichen und Unmittelbaren. Nur so entspreche sie den Bedingungen einer vernünftigen Erkenntniß. Entstanden sei nun die christliche Offenbarung in einer Zeitperiode der metaphysischen Naivetät, wo der Unterschied einer natürlichen und einer übernatürlichen Weltansicht noch gar nicht erkannt war, wo der einfältige Menschengeist „nicht glaubte, wenn er nicht Zeichen und Wunder sah". Sie konnte daher, um ihre Wirksamkeit zu begründen, gar nicht anders als in supranaturalistischer Form eingeführt und zunächst fortgeführt werden. Trotz alledem finden wir auch in den heiligen Büchern und gerade in ihnen die höchsten moralisch-vernünftigen Anschauungen. Ihr wissenschaftlicher Ausbau sei Sache der theologischen Systematik, welche in keiner Weise dabei Gefahr laufe, das wahrhaft „Positive" des Christenthums einzubüßen. Dieses Positive bestehe eben in der Moralität, und diese wiederum erhalte von der Vernunftthätigkeit selbst, sobald sie sich zur Idee Gottes, der Freiheit und der Unsterblichkeit erhoben hat, ihre fruchtbarsten Anregungen. Die von der Moralität erfüllte Vernunft,

*) Hier haben sich einen hervorragenden Namen gemacht, so lange der Rationalismus noch erst seine Stellung zu erringen hatte: Teller (Lehrbuch des christlichen Glaubens), Bahrdt (Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik, 1769—70), Töllner (System der dogmatischen Theologie. In vier Büchern, 1775). Die Zeit des siegenden und herrschenden Rationalismus hat besonders zwei Dogmatiken hervorgebracht: Breitschneider's „Handbuch der Dogmatik" (2e Aufl. 1860) und Wegscheider's „Institutio theologiae christianae" (erlebte von 1815—44 acht Auflagen). Wegscheider erklärte sich selbst für den ersten konsequenten Rationalisten.

Digitized by Google

sie war es, die der Stifter des Christenthums auf den Schild erhob. Und „je klarer er diese Idee den Menschen vortrug, so daß er selbst gleichsam ein Spiegelbild der göttlichen Vernunft darstellte („Wer mich siehet, der siehet den Vater"): desto eifriger sollen sie bemüht sein, diesem Urbild möglichst nahe zu kommen und es in Leben und Sitten nachzuahmen. Welch eine innige und unzerstörbare Eintracht des Christianismus mit dem Rationalismus!"

So Wegscheider. Die Richtung, welche in ihm ihren siegreichsten Vertreter fand, hat für die Theologie ebenso Großes geleistet wie die Reformation für die Kirche. Bei dem Zusammensturz des Wunderbegriffes für die theologische Erkenntniß nahm eine ganze theologische Welt für immer Abschied von dem Schauplatz der entscheidenden menschlichen Geisteskämpfe.

Ob eine Theologie noch möglich war, das war eine spätere Sorge; aber war es nicht auch mit christlicher Frömmigkeit und Kirche vorbei?

Die Antwort gaben die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799). Es war der Abschiedsgruß des achtzehnten Jahrhunderts. Aber es war viel mehr. Es war die Prophezeiung einer neuen Epoche in der Religionsgeschichte, das heißt in der Geschichte der Menschheit.

Nekrolog.

Reither, Konrad, Bischof von Speier, erst im vorigen Jahre bestätigt, † daselbst am 4. April.

Rückert, Dr., Leopold Immanuel, bedeutender theologischer Schriftsteller und geheimer Kirchenrath, geboren 1797 zu Großhennersdorf bei Herrnhut, seit 1842 ordentlicher Professor für Exegese und Dogmatik in Jena, † daselbst am 9. April.

Literatur.

Die Straßburger Bibliotheken. Als im August und September des vorigen Jahres das deutsche Heer Straßburg umlagerte und aus seinen Geschützen Brand und Verderben über die unglückliche Stadt sandte, da traf bekanntlich die Zerstörung, welche den altehrwürdigen Münster verschont hatte, ihr nächst diesem weitaus werthvollstes und berühmtestes Besitzthum, welches seinen Ursprung gleichfalls deutschem Geist, und sein Wachsthum im Lauf mehrerer Jahrhunderte unermüdlichem deutschem Fleiß verdankte, die im Chor der Neuen Kirche vereinigten Bibliotheken. Je bedeutender die in denselben aufgehäuften Bücherschätze waren — Frankreich hatte, ausgenommen Paris, nirgends ihnen ebenbürtige aufzuweisen —, je mehr der Verlust eines Theils derselben als unersetzlich bezeichnet werden muß, desto mehr scheint es angemessen, den Bestand der zerstörten Sammlung festzustellen, ihre Gründer und Förderer durch Nachweisung der Verdienste und der Arbeit derselben zu ehren, und zudem auf die übrigens bereits nachdrücklich ins Auge gefaßte nationale Aufgabe hinzuweisen, zu ersetzen, was zu ersetzen ist, und der wieder gewonnenen Stadt, in welcher nunmehr deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft unvertilgbar festen Fuß fassen sollen, auch ihre geistige Rüstkammer, um die sie mit so großem Recht trauert, zurückzugeben.

Schon der Verlust des Gebäudes, in welchem die Schätze der Bibliotheken aufbewahrt wurden, ist in hohem Grad beklagenswerth. Es war, nebst einigen anstoßenden Räumen, der stattliche, mit 6 hohen Spitzbogenfenstern gezierte und von dem Schiff seit dem 16. Jahrhundert durch einen Kreuzgang getrennte Chor der protestantischen Neuen Kirche. 1260 erbaut, gehörte diese ursprünglich dem 1254 gegründeten Kloster der Dominikaner an. Nach deren Wegzug in Folge der Einführung der Reformation in Straßburg wurde sie, während das Kloster sich dem neugegründeten Gymnasium öffnete, für den Gottesdienst geschlossen und diente fortan als Lagerplatz für Marktstände und für Werkzeuge der Vertheidigung der Stadt. Als hierauf 1550 in Folge des Interims das Münster dem katholischen Ritus zurückgegeben wurde, räumte man sie den Protestanten ein, bis diese 1561 wieder vom Münster Besitz ergreifen konnten. Unter Ludwigs XIV. Regierung wurde letzterer aufs Neue katholisch, und die Protestanten erhielten nun endgültig die im Innern neu ausgestattete Dominikanerkirche unter dem Namen der Neuen Kirche, Temple neuf, in welcher am 10. December 1681 wieder der erste protestantische Gottesdienst gefeiert wurde. In und mit ihr ist außer den Grabmälern des am 16. Juli 1361 im Kloster gestorbenen Joh. Tauler und des Dominikaners

Digitized by Google

Joh. Ortwin, Suffraganbischofs von Straßburg, (im Kloster hatte um 1260 auch Albert der Große gelebt), auch ein 1824 an ihren Wänden entdeckter Todtentanz aus dem 14. oder 15. Jahrhundert zu Grund gegangen, von dem 5 Bilder die Wiederherstellung gestattet hatten.

Der nun hier niedergelegten Bibliotheken waren es, der Verwaltung und der Zeit ihrer Gründung nach getrennt, aber doch mit einander in gewissem Zusammenhang, zwei, wenn man will, drei, die Bibliothek des protestantischen Seminars und die von Schöpflin überkommene Stadtbibliothek, sammt der gleichfalls der Stadt zugetheilten, also mit letzterer als unmittelbar verbunden anzusehenden Büchersammlung von Oberlin.

Die Entstehung der ersten, der Bibliothek des protestantischen Seminars, fällt ziemlich zusammen mit der Einführung der Reformation in der freien Reichsstadt. Es war der protestantische Städtemeister und Scholarch Jakob Sturm von Sturmeck*) (geboren 1489, gestorben 30. Oktober 1553), welcher, gleich berühmt als Staatsmann wie als Gelehrter, die Blume des deutschen Adels, wie ihn die Zeitgenossen nannten, damals die Gründung einer höheren Schule, des noch bestehenden Gymnasiums, betrieb, das am 22. März 1538, unter der Leitung seines von ihm aus Paris berufenen, als Philologen und Schulmann hochverdienten Namensvetters, des Johann Sturm von Schleiden, in dem von den Mönchen 1531 geräumten Dominikanerkloster eröffnet wurde. Dasselbe sollte als Vorbereitungsanstalt für höhere Studien dienen, zu welchen, ebenfalls auf Sturms Anregung, der damit zugleich eine Art von Akademie ins Leben rief, die gelehrten Mitglieder des Kapitels von St. Thomas (unter ihnen Capito, Butzer u. A.) durch Vorlesungen in einem dem Chor der Dominikanerkirche angebauten Auditorium (noch bis zur Zerstörung die Aula des protestantischen Seminars) Gelegenheit boten. Schon 1531 hatte er auch als wissenschaftliches Hilfsmittel für die vielen in der Stadt zusammenströmenden Gelehrten und Studirenden den anfangs freilich bescheidenen Grund zu einer Bibliothek gelegt, welche nun in den Räumen des Gymnasiums, im südlichen Flügel der Klostergebäude, Unterkunft fand und als Eigenthum an dasselbe überging, übrigens mit dem Vorbehalt, daß sie allen Wissensdurstigen ohne Unterschied der Konfession zur Benutzung offen stehen sollte. Sie erfreute sich rascher Vergrößerung; Sturm selbst fügte ihr testamentarisch seine eigene reiche Bibliothek nebst einem Legat von 150 Goldgulden zu; ihm folgten im Lauf der nächsten Zeit der Gelehrte Marcus Otto, der Rathsherr Schenkbecher, der Theologe Pappus u. A. mit ähnlichen bedeutenden Schenkungen und Vermächtnissen; es kam dazu der Ankauf größerer Bibliotheken, wie der des Domkapitels und des Jesuitenkollegiums von Bockenheim, so daß bald eine Uebersiedelung in die größeren Gelasse des ersten Stocks über dem Auditorium vorgenommen werden mußte, in welchen die Sammlung am 4. Februar 1619 für Professoren und Studenten der der Sache und bald auch dem Namen nach bestehenden Universität eröffnet wurde, und nach später fortgesetzter Vermehrung, z. B. durch Ankauf der Bibliothek des Theologen Haffner, der philosophischen Werke aus dem Besitz von Professor Herrenschneider, bis zu ihrem Untergang aufgestellt blieb. Als nämlich die hohe Schule, welche in Verbindung mit dem Gymnasium und fortwährend vom Kapitel zu St. Thomas unterhalten, allmählich bestimmtere Formen angenommen hatte, von Kaiser Maximilian II. 1566 zur Akademie und 1621 durch Ferdinand II. zur Universität erhoben worden war, wurde die Sturmsche Bibliothek im eigentlichen Sinn Universitätsbibliothek. Die Kapitulation von Straßburg sanktionirte das Eigenthum und die Privilegien der Universität, und als die Revolution an ihre Stelle auf kurze Zeit die École centrale du Département du Bas-Rhin setzte, gelang es doch den damals in Paris sich aufhaltenden Straßburger Professoren Koch, Hermann u. A., die alten Privilegien und Güter zu retten, welche, unter ihnen die Bibliothek, darauf an die 1803 neu gegründete protestantische Akademie (mit 10 Lehrstühlen für Theologie, Philologie, Philosophie und Geschichte) übergingen. Als endlich 1808 die kaiserliche Akademie mit einer protestantisch theologischen (die Stelle einer katholischen vertrat das bischöfliche Seminar), einer juridischen, medicinischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen und später einer pharmaceutischen Fakultät entstand, wurde die protestantische Akademie oder, wenn man will, die alte Universität, wie sie aus dem Kapitel von St. Thomas hervorgegangen war, dem Generaldirektorium der französischen Kirche Augsburger Konfession in Straßburg unter den Namen des protestan-

*) Ueber ihn s. „Standrede bei Enthüllung seines Denkmals am 14. Juni 1870" von Professor Baum. Straßburg, bei J. H. Ed. Heitz. 1870.

Digitized by Google

tischen Seminars untergeordnet, die eben genannte theologische Fakultät nahm ihre Mitglieder aus der Zahl der Lehrer des protestantischen Seminars, die Bibliothek wurde, was sie bisher geblieben ist, Bibliothek des protestantischen Seminars.

Viel späteren Ursprungs ist die zweite, die Stadt- oder Municipal-Bibliothek. Am 25. Mai 1765 nämlich übergab Straßburgs berühmter Historiker, Joh. Dan. Schöpflin, aus Sulzburg in Baden gebürtig, Professor der Geschichte an der Universität und Historiograph des Königs, Verfasser der bekannten „Alsatia diplomatica et illustrata", auf Grund testamentarischer Bestimmungen vom 17. Januar 1765 seine bedeutende Bibliothek von 10,692 Bänden, darunter seltene Handschriften („diplomatische alte Urkunden der fränkischen Könige, deutschen Kaiser und Herzoge, Chroniken und Nachrichten aus den Archiven aller Stifter, Klöster und Städte", wie er selbst sagt) sammt seiner reichen Sammlung von meist in Rom erworbenen ägyptischen, griechischen, römischen, fränkischen Alterthümern, sowie elsässischen Münzen, Medaillen und Antiquitäten, nachdem er von seiner erstmaligen Bestimmung vom 28. Juli 1760, auch der Universität Mitbesitzerrecht einzuräumen, abgekommen war, der Stadt, „zum Nutzen für Einheimische und Fremde", gegen eine jährliche Rente von 2400 Livres für sich und nach seinem Tod für seine Schwester, und mit Vorbehalt des Rechts der Benutzung zu seinen Lebzeiten, sowie der Präsentirung des ersten Bibliothekars, als welcher sein Schüler, der Historiker Ch. Wilh. Koch, am 9. August 1766 vom Magistrat bestätigt wurde. Bis zu seinem Tod, 7. August 1771, hatte er selbst die Bibliothek noch auf 11,425 Bände gebracht. Nach demselben trat der Magistrat, der in der völligen Trennung solcher wissenschaftlicher Hilfsmittel von denen der Universität mancherlei Unzukömmlichkeiten sah, mit letzterer in Unterhandlung, um, ohne gegen den Willen des Erblassers zu verstoßen, doch Vorkehrungen zu einer mit der Universitätsbibliothek gemeinschaftlichen Obhut und Verwendung anzubahnen. Dem entsprechende Vorschläge der Universität vom 25. September 1771 wurden von der Stadtbehörde am 28. d. M. gutgeheißen. Darauf verblieb die Sammlung unter der Bezeichnung „Schöpflin'sche Bibliothek" als für sich bestehendes Ganzes für immer im Besitz der Stadt, die Verwaltung aber übernahmen Kanzler und Scholarchen der Universität mit dem Charakter als Delegirte der Municipalität; sie ernannten und bezahlten die künftigen Stadtbibliothekare, die dem jeweiligen Universitätsbibliothekar unterstellt sein sollten, dem Magistrat aber jährlich Bericht zu erstatten hatten. Letzterer verpflichtete sich zu einem jährlichen Beitrag von 1200 Livres. Damit beide Sammlungen aber auch räumlich möglichst nahe bei einander wären, übernahm es die Universität, einen Theil ihrer Aula im Chor der Neuen Kirche überbauen zu lassen, um den ihr neuerdings anvertrauten Schätzen passenden Raum zu bieten. Die Eröffnung der so vereinigten Bibliotheken geschah am 31. Oktober 1772. Von da an erfreute sich auch die Stadtbibliothek raschen Wachsthums, besonders 1783 durch die reiche Sammlung an Büchern, Manuskripten und elsässischen Alterthümern des bekannten Orgelbauers und Antiquars Silbermann, von dem seit 1749 auch eine Orgel in der Neuen Kirche sich befand. Beim Ausbruch der Revolution zählte sie ungefähr 22,000 Bände.

Während der Revolution wurde eine Menge von Klosterbibliotheken und von Privatsammlungen des Adels theils zerstreut, theils verkauft, und hier gelang es dem unermüdlichen Eifer des um die Bibliothek hochverdienten Professers Jeremias Jakob Oberlin (Bruder des bekannten Philanthropen und Pfarrers im Steinthal, Joh. Friedr. Oberlin), einem ihm gewordenen Auftrag der Staatsbehörde, welche diese Bücherschätze als Nationaleigenthum erklärte, entsprechend, 80—100,000 Bände, darunter die werthvolle Bibliothek der gleichfalls in der Revolution aufgehobenen alten Straßburger Johanniter-Komthurei, zu retten und in Straßburg zu vereinigen. Die Sammlung derselben wurde zuerst im Ritterhaus, als dasselbe zum Verkauf kam, im alten bischöflichen Seminar, und nach dessen Umwandlung in ein Gefängniß im alten Collége Royal, in dessen Räumen nachher die École centrale Platz fand, untergebracht und 1803 von der Regierung der Obhut der Stadtbehörde übergeben. Als kurz darauf an die Stelle der École centrale ein Lyceum trat, das der betreffenden Lokalitäten benöthigt war, so forderte der damalige Präfekt Shée in Gemeinschaft mit dem Maire der Stadt Hermann die protestantische Akademie auf, zur Unterbringung der werthvollen Bücher, und um sie mit den andern Bibliotheken zu vereinigen, ihre Aula im Chor der Neuen Kirche zur Verfügung zu stellen. Da sich die Akademie hiezu bereit erklärte, so wurde unter dem 6. Vendémiaire XII zwischen dem Maire Hermann

und dem Präsidenten des lutherischen Konsistoriums Kern eine Konvention abgeschlossen und vom Präfekten Shée ratificirt, nach welcher die Oberlin'sche Sammlung als für sich bestehendes Ganzes der bisherigen Stadtbibliothek zugetheilt, in den Chor der Neuen Kirche gebracht und der Obhut der akademischen Behörden übergeben wurde. Der Bibliothekar der Akademie sollte von nun an auch die oberste Verwaltung der beiden Stadtbibliotheken übernehmen und an seiner Bezahlung die Stadt sich mit betheiligen; alle drei Bibliotheken waren stets zu gleicher Zeit dem Publikum zu öffnen. Auf Oberlin, der am 10. Oktober 1806 starb, folgten als Oberbibliothekare der Hellenist Schweighäuser, Vater, 1806 — 1815, dann Professor Herrenschneider und Schweighäuser, Sohn, darnach Professor Jung, welcher 40 Jahre seines Lebens zur Anlegung eines nun mit verbrannten systematischen Katalogs von mehr als 80 Foliobänden verwandte. Nach seinem Tod 1862 schien es zur Schlichtung von Kompetenzstreitigkeiten gerathen, wieder getrennte Verwaltung einzuführen. Jungs Schwiegersohn, Professor Reußner, erhielt die Direktion der Seminarbibliothek, A. Schweighäuser, Enkel des Hellenisten, wurde Stadtbibliothekar. Als er 1869, schwer erkrankt, seinem Amt entsagte, trat der Inspektor des auswärtigen Buchhandels, Saum, an seine Stelle. — Der Besitzstand der Bibliotheken erlitt in der neueren Zeit noch mancherlei Veränderungen; schon vor Ablieferung der Oberlin'schen Sammlung war ein übrigens schwerlich bedeutender Theil derselben als Bibliothek des Lyceums ausgeschieden worden; später gingen die Bücher medicinischen Inhalts an die medicinische, die Doubletten der juridischen Werke an die juridische, und noch später 30,000 Bände an das bischöfliche Seminar ab; dafür war andererseits eine bedeutende Vermehrung durch Kauf, durch viele Geschenke der Regierung, durch Schenkungen und Vermächtnisse von Privaten (z. B. Professor Herrenschneider) zu verzeichnen.

Eine übersichtlich ineinandergreifende Aufstellung der zwei Sammlungen wurde dadurch sehr wesentlich erleichtert, daß die eine Gesammtleitung sie in eine gewisse organische Verbindung zu einander bringen konnte, sofern die Weiterentwicklung jeder einzelnen so bestimmt wurde, daß sie sich gegenseitig ergänzten. Die Stadtbibliothek mit einem jährlichen Budget von 8000 Francs berücksichtigte sortan die Gebiete der Geschichte, Geographie, Alterthumskunde, der alten und neuen Literatur und der Kunst, die Seminarbibliothek entwickelte sich mehr in Theologie, Philosophie, Philologie und altdeutscher Literatur. Da es für die reichen Schätze vielfach an Raum gebrach, so wurde 1832 aus dem Erlös von an das Münster verkauften prachtvoll gemalten Chorfenstern und einem städtischen Zuschuß in den Chor ein Stock eingebaut. Seitdem diente die Rotunde im Erdgeschoß als Aufbewahrungsort für die größeren römischen und mittelalterlichen Alterthümer aus dem Elsaß und für Manuskriptbände, besonders aus der alten Johanniterkommende; die Wände zierten Portraits von Straßburger Gelehrten und Universitätsprofessoren, darunter das von Sturm von Sturmeck; im ersten Stock, von dem aus man in die alte Universitätsbibliothek gelangte, befand sich das Lesezimmer und neben Gelassen für Bücher ein finsterer und darum wenig entsprechender Saal für Manuskripte und für Münzen; im zweiten waren Bücher, unter ihnen die größeren artistischen Publikationen, aufgestellt. Hier stand auch das alte Banner der Stadt Straßburg mit sämmtlichen beim Gutenbergfest 1840 vorgetragenen Fahnen.

Die Gesammtzahl der bei dem Brand der Bibliothek vernichteten Bände betrug 3—400,000; unter diesen waren es, wie man sich denken kann, vorzüglich die vielen, mitunter höchst bedeutenden Handschriften und die seltenen Drucke aus der ersten Zeit der Entwicklung der Buchdruckerkunst, welche ihren Werth und ihren Stolz ausmachten. Die Angaben über die Anzahl der verlorenen Handschriften sind schwankend; die Bibliothek des Seminars besaß etwa 800 Bände, darunter sehr schöne Exemplare, aber glücklicherweise nicht viele Unica (ein geschriebenes Verzeichniß derselben existirte von 1748 von Joh. Jak. Schatz), die der Stadt über 1600 (nach einer Angabe sogar 8000). Von den letzteren stammten wohl drei Viertheile aus der Johanniter-Komthurei, aus welcher übrigens schon vor ihrer Vereinigung neben ca. 500 Druckwerken wohl 400 Manuskripte, außer einigen werthvollen altdeutschen Dichtungen meist theologischen Inhalts, gegen 80 von ihnen auf Pergament geschrieben, verloren gingen, ohne daß bis jetzt außer dem einzigen wiedergefundenen, Mere von der Minne von Meister Gotfrit, deren Existenz irgendwo nachgewiesen worden wäre. (Ein Verzeichniß der Handschriften der Johanniter-Komthurei von dem protestantischen Professor Joh. Jak. Witter findet sich abgedruckt in dem Armamentarium catholicum von Joh. Nik. Weislinger, 1749, Fol. Von letzterem existirt auch ein

Digitized by Google

gedruckter Katalog der Druckwerke der Johanniter, Straßburg 1749, Kürtner.) Hänel, Catal. Libr. Mss., Lipsiae 1830, führt von den vereinigten Bibliotheken ungefähr 1200 Nummern, darunter 800 lateinische, 10 griechische, 200 deutsche und 40 französische Manuskripte auf.

Die von allen Kennern und Besuchern der zerstörten Bibliothek als die merkwürdigste und anziehendste der Handschriften geschilderte entstammte dem alten Kloster Hohenburg auf dem wegen seiner landschaftlichen Schönheit deutscherseits ohne Zweifel künftig mehr als bisher gewürdigten Ottilienberg in den Vogesen. Es war der berühmte Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad, aus dem altelsässischen Geschlecht von Landsperg, der für ihre Zeit hochgebildeten Freundin Kaiser Friedrichs I., und Gründerin des nahen Klosters Truttenhausen, mit den im Text vorkommenden Jahreszahlen 1159 und 1175. Ein Werk ihrer Mußestunden, geschrieben, um ihren Nonnen Stoff zu würdiger Unterhaltung zu gewähren, enthielt der große, ängstlich in Ketten verwahrte Folioband, der 1546 in den Besitz eines Bischofs von Straßburg nach Zabern, später in die Karthause von Molsheim, und von da in der Revolutionszeit nach Straßburg gekommen war, auf 324 größeren und kleineren Pergamentblättern neben vermischten lateinischen Auszügen aus der biblischen Geschichte, aus mehreren Kirchenvätern, sammt Notizen aus Philosophie, Astronomie, Geographie, Geschichte und Mythologie, mit eingefügter deutscher Uebersetzung schwieriger lateinischer Wörter, um den Nonnen die Lektüre zu erleichtern, noch eigene gereimte lateinische Gedichte mit beigefügter Melodie, und eine Menge mit großem Fleiß in bunten glänzenden Farben und in Gold von ihr gemalter Bilder. Letztere behandelten im Stil der ersten gothischen Epoche, zum Theil in byzantinischen Formen, meist in allegorischer, oft naiver Weise die mannichfaltigsten Gegenstände, und machten das Werk nicht nur zu einem der interessantesten Kunstdenkmale des 12. Jahrhunderts, sondern auch zur reichsten Fundgrube für die Kunde von Kostümen, Geräthen, Waffen u. dergl. aus jener Zeit. Glücklicherweise sind in der Schrift von Chr. M. Engelhardt: „Herrad von Landsperg", Stuttgart, Cotta, 1818, nicht nur Herrads Gedichte, sondern auf 12 Kupfertafeln, freilich ohne Farben, auch die wichtigsten ihrer Bilder erhalten. Eine anziehende Schilderung der letzteren findet sich außerdem in Waagens „Kunstwerke und Künstler in Deutschland", Leipzig 1845, 2. Bd. (S. auch M. von Collins Jahrb. der Literatur, Bd. 8, 1819, und Dibdin, A biographical antiquarian, 2. ed., London 1829, 2. Bd.)

Von weiteren, ihres Kunstwerths wegen geschätzten Handschriften sind zu nennen der sogenannte Codex argenteus, ein Gebetbuch aus dem 8. (6.?) Jahrhundert, auf dem feinsten purpurfarbigen Pergament mit durchgängiger Kapitalschrift in Silber und einigen Buchstaben in Gold, ein prachtvolles Missale mit dem Wappen König Ludwigs XII., ein Breviarium mit Miniaturen und feinen Randverzierungen u. a.; wissenschaftlich bedeutend waren zahlreiche Manuskripte von biblischen Schriften und von Kirchenvätern, ein Evangelienbuch vom 10. Jahrhundert, Eusebius' Kirchengeschichte aus dem 12., Beda's englische Kirchengeschichte; unter vielen Predigtsammlungen die von Tauler, Eckart, Geiler von Kaisersberg; ferner ribuarische Gesetze und alemannische, vom 11. Jahrhundert, ein Codex lombardischer und sicilischer Friedrichs II., vom 12—13. Jahrhundert ein Sachsenspiegel, des Straßburger Bischofs Rachio Sammlung von Kirchengesetzen von 787, ein großer Reichthum elsässischer und Straßburger Chroniken (s. Chroniken der deutschen Städte, ed. von Professor v. Hegel in Erlangen, Bd. 8—9), darunter die bekannte von Twinger von Königshoven mit 198 Blättern von 1382, die von Bühler, von Hertzog, von Hecker, von Otto von Freising aus dem 12. Jahrhundert; dann etwa 27 Handschriften von Werken des Aristoteles, eine von Seneca's Episteln aus dem 9.—10. Jahrhundert (verglichen 1865 von Professor Dr. Bücheler in Freiburg), die Tironischen Noten mit vollständigem Lexikon derselben, auf Pergament, vom 9.—10. Jahrhundert (durch die Kollation des Rektors Dr. Schmitz in Köln 1859 vollständig gerettet), ein vorzügliches Manuskript des Horatius vom 10. Jahrhundert (im Text vergl. und die Scholien kop. von Dr. A. Holder in Karlsruhe); von griechischen Manuskripten eine Arithmetik des Diophantus, Aelians Tactica, die Werke des Justinus Martyr u. A.; von altdeutschen: altdeutsche Gedichte aus dem 12. Jahrhundert (benutzt in Maßmann, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, I., München 1828), Gedichte aus dem 13. und 14. Jahrhundert auf Pergament geschrieben, Konrad von Würzburgs Gedicht vom trojanischen Krieg auf Pergament, Rulman Merschwins Gedicht von den neun Felsen von 1352, zwei Exemplare des Heldenbuchs, das eine geschrieben von Diebolt von Hagenau (vom verstorbenen Professor A. Holtzmann in Heidelberg benutzt), mehrere Bände

Digitized by Google

Briefe berühmter Männer aus dem 16. Jahrhundert, endlich der erst 1760 entdeckte werthvolle Band von Akten, Zeugenaussagen in dem bekannten Prozeß Gutenbergs gegen die Erben seines Mitgenossen Dritzehn von 1439 enthaltend, welchen Dibdin, ob mit Recht, lassen wir dahingestellt, nur für eine übrigens authentische Abschrift des Originals hält.

Wir haben gestissentlich darauf hingewiesen, wie so manche gerade der werthvolleren dieser Manuskriptenschätze vor ihrer Zerstörung ihrem Inhalt nach von berufener Hand durch vergleichende Benutzung oder durch Abschrift gesichert wurden; ohne Zweifel hieße es eine Forderung der Pietät erfüllen, wollte die Verwaltung einer künftigen Straßburger Bibliothek einst möglichst vollständig die hier einschlägigen Notizen zusammenstellen; denn wo, wie gerade auf diesem Gebiet, der Verlust als ein ganz unersetzlicher besonders hart zu beklagen ist, wird jede Bemerkung, die ihn zu mildern dienen kann, willkommen sein*).

In seiner Unersetzlichkeit ebenso beklagenswerth ist der Verlust der alten gedruckten Werke. Eine reiche Auswahl derselben läßt sich in der Bibliothek der Stadt erwarten, welche sich mit andern um die Ehre streitet, die Wiege der Buchdruckerkunst zu sein, und welche in jener Zeit ganz besonders den geistigen Interessen die regste Pflege angedeihen ließ. In der That zählte auch ein von Oberlin verfaßter Katalog der dem Seminar angehörigen Incunabeln und bis zum Jahr 1520 gedruckten Werke 4300 Nummern, darunter über 100 Incunabeln und 1134 Bücher ohne Angabe des Druckjahrs; unter den im Elsaß selbst gedruckten wohl 600 von großer Seltenheit, andere allerdings von geringerer Bedeutung, wie denn Dibdin angibt, von 4—500 mit dem Datum vor 1500, die er durchgesehen, sei nur etwa $^1/_5$ näherer Untersuchung werth gewesen. Die altehrwürdigen Bände der Incunabeln, die zumeist der Seminarbibliothek, als der älteren, angehörten, waren zusammengestellt; die Stadtbibliothek besaß an alten Druckwerken gegen 5000 Nummern. Unter den Druckern waren Gutenberg selbst, Faust und Schöffer vertreten, dann aber besonders die alten Straßburger und elsässischen Officinen von Joh. Mentel**) und von Heinr. Eggestein um 1466, die von Georg Hußner und Joh. Beckenhub*), Martin Flach aus Basel 1475—1502, Heinr Knoblochzer (1478—83, später in Heidelberg), Grüninger (der nach Pariser Muster den Holzschnitt in den Druck einfügte), Johann Knoblouch (1504—27, auch 1508 zu Hagenau), Götz von Schlettstadt u. A. Auch hier wäre ohne Zweifel von Interesse, wenn Kundige Feststellungen darüber machten, theils inwieweit die verlorenen alten Druckwerke von Bedeutung waren für die Geschichte dieser Officinen und für den Fortschritt der Buchdruckerkunst in Straßburg und im Elsaß überhaupt, theils bei wie vielen und welchen derselben der Verlust dadurch gemildert wird, daß sich an andern Orten noch Doubletten oder wenigstens verwandte Drucke finden.

Um auf Einzelnes hinzuweisen, so befand sich unter den zerstörten Schätzen eine, vielleicht die erste, wahrscheinlicher die zweite gedruckte deutsche Bibel von Joh. Mentel, ohne Datum, ein vortrefflich konservirter dicker Folioband, dessen erste Hälfte mit vergoldeten Initialen und sehr schönen Miniaturen verziert war, während das dritte Viertel nur mit der Feder gezeichnete Initialen, und das vierte noch gar keinen bildlichen Schmuck hatte, ein interessanter Beweis für die Thatsache, daß die Erstlinge der Buchdruckerkunst noch als Manuskripte verkauft wurden, je nach dem Preis mit mehr oder minder künstlerischer Zuthat versehen. Auf einer der Illustrationen stand die Jahreszahl 1470, so daß das Jahr des Drucks wohl mit 1466 richtig angesetzt sein möchte. Weiter waren zu nennen alte lateinische Bibeln, die eine in 2 Foliobänden von P. Schöffer von 1472, eine zweite noch im ursprünglichen Holzeinband von Mentel, nach Dibdin von ausgezeichneter Schönheit des Drucks, eine dritte aus der Eggesteyn'schen Druckerei in mehreren Exemplaren je von verschiedener Ausgabe, eine derselben mit schönen Titelbildern und dem eingeschriebenen Datum 1468; eine vierte gedruckt von Jenson in Venedig 1479, Folio; außerdem die als Druckwerke von ausgezeichneter Schönheit geschilderten Episteln des Hieronymus, 2 Foliobände von P. Schöffer 1470, und die von Koburger (in Nürnberg?) 1477 gedruckten theologischen Werke des Erzbischofs Antonius, ferner ein Augustinus de doctrina christiana, ein Katholicon, ein Albertus magnus, das Speculum Humanae Salvationis aus der Richel'schen Officin in Basel von 1476, mit einer umfangreichen biblischen Geschichte und vielen

*) Ueber das z. B., was mit Goethe zusammenhängend aus der Bibliothek durch Abschrift oder Druck gerettet ist, s. J. Lefser, Goethe zu Straßburg; Neustadt a. d. H. Gottschick-Witter, 1871.

**) Mentel oder Mentelin, urspr. Rubrikator und Goldschreiber, wahrscheinlich Schüler Fausts.

*) Beckenhub war ein gelehrter Priester aus Mainz, den Hußner zum Korrektor hatte, 1473—98.

Digitized by Google

Holzschnitten, das Decretum Gratiani, Straßburg 1470, Durandi Codex rationalis divin. offic. von Faust und Schöffer in Mainz 1469, Fol., Durandi Speculum judiciale 1473, Fol., aus der Straßburger Druckerei von Hußner und Beckenhub; ein lateinischer Ptolemäus von 1462, eine lateinische Chronik, auf dem Titel mit dem geschriebenen Namen Foresius, von Göd de Sletstat 1474, Fol.; ferner von lateinischen Klassikern eine seltene Ausgabe von Mentels Virgil, vor 1500, eine andere von Virgil und Terentius mit Holzschnitten; Servius Comment. zum Virgil gedruckt von Christoph Waldarfer aus Regensburg, in Venedig und Mailand 1471; ein prächtiges Exemplar von Cicero de orat. ohne Datum von Wendelin von Speyer, Buchdrucker in Venedig, eine seltene erste Ausgabe von Catull, Tibull und Properz von 1472, ebenfalls von Wendelin von Speyer, Cicero de offic. auf Pergament gedruckt von Faust 1462, eine sehr schöne Ausgabe von Junianus Majus de Propriet. Priscor. Verborum gedruckt von Bernhard von Köln in Treviso 1477, Fol.; ein Titurel und Parzival von Wolfram von Eschenbach von 1477 Fol. u. a. Besonders beklagenswerth war ferner der Verlust der der Stadtbibliothek einverleibten Collectio Wenckeriana, der sogenannten grauen Bibliothek, welche aus zwei Sammlungen von Brochüren meist theologischen und politischen Inhalts aus dem 16. und 17. Jahrhundert bestand und 4—500 Bände à ca. 30 Nummern enthielt, welche schwerlich irgendwo wiedergefunden werden möchten.

Von modernen Büchern wurde mit der Seminarbibliothek eine fast vollständige Sammlung alles dessen zerstört, was sich auf die deutsche mittelalterliche Literatur bezieht, außerdem theologische, philosophische und philologische Werke, unter letzteren die seit 1860 einverleibte prachtvolle Bibliothek des Professors Kreiß; vom Besitz der Stadtbibliothek sind zu nennen eine wohl vollständige Sammlung der Werke über deutsche und französische, eine Menge seltener Bücher und Abhandlungen über spanische und polnische Geschichte, die Publikationen der Record Commission in England, über 1000 Bände Alsatia in der von Schöpflin angelegten Sammlung, die in den vierziger Jahren von Breu testamentarisch überlassene reiche Bibliothek von Reisebeschreibungen u. s. f.

Endlich ist über den literarischen Werken nicht der vielen und mannichfaltigen Gegenstände von künstlerischem und antiquarischem Werth zu vergessen, welchen mit ihnen das Loos der Vernichtung zu theilen beschieden war. Zu denselben gehörte die schöne und reichhaltige Sammlung von Münzen und Medaillen, darunter zahlreiche römische, altdeutsche und altfranzösische; Brakteaten aus fränkischer Zeit, die ziemlich vollständige Silbermannsche Sammlung elsässischer Münzen und Medaillen; ferner sehr merkwürdige celtische, griechische (darunter zwei bemalte Thonvasen), römische, einige ägyptische, dann mittelalterliche Alterthümer, darunter Altäre, Grabdenkmale, Särge, Statuen, romanische und gothische Taufsteine, Reliefs, Inschriften, Urnen, Glaspokale, Waffen, geschnittene Steine (meist im Elsaß gefunden), an Gemälden etliche Originalportraits, von Gustav Adolf, Maria von Burgund, ihrem Sohn Philipp und dessen Gemahlin Johanna, Gutenberg, Kepler, ferner Sturm von Sturmeck, Joh. Sturm, Schilter u. a. Straßburger Gelehrten; eine nicht unbedeutende Aquarelle, Maria mit dem Kind aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und eine Madonna auf Goldgrund von Joh. Herbst 1508, zwei charakteristische Büsten aus Stein, der Stadtvogt Chr. Jak. von Lichtenberg von 1480 und eine Barbara von Ottenheim von 1467 von Niclas Lerch, prächtige Glasgemälde der Gebrüder Linck, 1620—30, ursprünglich in der Karthause zu Molsheim, endlich mit Straßburgs Geschichte zusammenhängende Antiquitäten, ein Reliefplan der Stadt und Festung von 1574, der eherne Kessel, in welchem die Züricher 1574 den bekannten beißen Hirsebrei nach Straßburg brachten, die während der Schreckensherrschaft im Mai 1794 auf dem Münster aufgesteckte große rothe Mütze von Blech, Pistolen und Säbel Klebers u. s. f.

In der Nacht vom 24. auf den 25. August 1870 sind alle diese Schätze ein Raub der Flammen geworden. Wir lassen über die Katastrophe das uns mit großer Freundlichkeit mitgetheilte Tagebuch des Herrn Piton, Bibliothekars der Akademie, reden: „Bei Einbruch der Nacht fingen die 60 Kanonen, welche im Norden bei Schiltigheim in eilf Batterien aufgestellt waren, an, ihr grauenvolles Schlachtlied zu singen; es regnete von dorther mit Granaten über die Häuser. Schon brannte lichterloh das Dach des mittleren Flügels des Gymnasiums, als auch der Anbau am Chor der Kirche mit der in demselben aufgestellten alten Universitätsbibliothek Feuer fing. Darauf (um 9 Uhr) schlugen drei Granaten neben dem Kirchthürmchen ein und steckten das Dachwerk über dem Chor in Brand. Schnell wütheten, durch einen starken Westwind

Digitized by Google

angeweht, die Flammen auf der Nordseite des Dachs, bis die Südseite desselben, ihrer Stütze beraubt, unter fürchterlichem Krachen auf das Gewölbe des Chors stürzte, das seinerseits donnernd einsank, während die sprühenden Flammen, aus den hohen gothischen Fensterbogen schlagend, den Untergang auch der Stadtbibliothek verkündigten. Vom Chor aus theilte sich das Feuer dem Innern der Kirche, zuerst der Silbermannschen Orgel mit, erfaßte dann die Emporen und schlug in hellen Flammen aus den hohen Bogenfenstern. Das Kirchendach, bis dahin durch das Deckengewölbe geschützt, wurde beim Einsturz des brennenden Glockenthurms ergriffen; mit Schnelligkeit wälzte sich die Flamme am Firste fort bis zum hohen Façadegiebel, und bald stürzte das ganze Dach in sich zusammen, dabei einen Theil der Gewölbe zerschlagend, die prasselnd und donnernd in die Tiefe fielen, daß der Boden erbebte. Als die erste Stunde des Morgens schlug, lag das ganze Gebäude in seiner sprühenden Gluth zwischen den calcinirten Mauern, von denen noch Stücke durch die daran zerplatzenden Granaten herunter in die mit glühenden Ziegeln übersäete Straße geschleudert wurden. Andere Granaten zersprangen in der Gluth und wühlten Säulen von Rauch und Funken empor". Das Feuer hat sein Werk gründlich gethan; das äußere Mauerwerk droht den Einsturz, das Innere ist vollständig ausgebrannt; von dem, was es in sich barg, ist außer einigen zufällig ausgeliehenen Bänden schwerlich mehr etwas übrig, als ein am 3. September im Schutt gefundenes Stück von Klebers Säbelscheide und einige kleine Münzen und Medaillen; die Bibliothek kennzeichnet nichts mehr, als die Ueberschrift in Goldbuchstaben über der Eingangsthür.

War es wohl zu verwundern, daß sich unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Geschehenen in die allgemein theilnehmende Klage über den unersetzlichen Verlust so reicher Schätze der Wissenschaft und Kunst, über die niederschlagende Erfahrung, daß auch noch in unsern Tagen ein solches friedliches Gemeingut Aller vor dem zerstörenden Feuer des Kriegs nicht sollte gesichert bleiben, die berechtigte Frage, man möchte sagen der Entrüstung, mischte, wo denn die Schuld an dem Unglück zu suchen sei; warum man nicht rechtzeitig Sorge getragen habe, wenn auch nicht die gesammte Bibliothek, so doch ihre werthvollsten Werke, von denen man ja wußte, daß sie auf der Welt nicht zweimal vorhanden waren, in Sicherheit zu bringen, wie denn, nach authentischer Mittheilung, im Hauptquartier der Belagerer, wo man offenbar nicht absichtlich die Bibliothek als solche sich zum Ziel setzen konnte, Niemand daran zweifelte, daß Alles längst feuersicher geborgen sei. Den, wie es scheint, erschöpfenden, jedenfalls nach mancher Richtung belehrenden Aufschluß hierüber gibt eine, mit der Tendenz einer entschuldigenden Erklärung geschriebene Einsendung in der Beilage zum „Schwäbischen Merkur" vom 31. Jan. 1871 unter dem Titel: „Die Bibliothek von Straßburg". Dieselbe stellt die Versäumniß der Pflicht, die Bibliothek rechtzeitig zu flüchten, keineswegs in Abrede, bestätigt aber vor Allem die bekannte leichtsinnige Verblendung der französischen Regierung wie der Behörden und der Bevölkerung der Stadt Straßburg, vermöge welcher Niemand an die Möglichkeit einer Niederlage des französischen Heeres glaubte und selbst noch nach vollendeter Umzingelung der Stadt den Gedanken an eine wirklich ernstliche Beschießung aufkommen lassen wollte, folglich auch für solchen nicht in Betracht kommenden Fall irgend Vorkehrungen für nöthig hielt. Wenn dann vom 13. August an, wo die ersten feindlichen Granaten bis mitten in die Stadt fielen, und einzelne Administrationen allerdings Maßregeln zur Bergung ihrer Werthe trafen, für die Bibliothek noch immer nichts geschah, so wird das neben dem allerdings stark ins Gewicht fallenden Mißstand, daß sich unter dem Chor der Neuen Kirche keine Kellerräume befanden, damit entschuldigt, daß der Transport des ungeheuern Materials in kurzer Zeit doch nicht ausführbar gewesen wäre. Einige Vorkehrungen seien allerdings getroffen worden, aber die zur Verfügung gestellten Feuerspritzen und Mannschaften haben sich als unzulänglich erwiesen, um so mehr, als die immer neu einschlagenden Granaten das Rettungswerk im höchsten Grad gefährlich machten. Daß endlich nicht wenigstens einzelne der unersetzlichsten Schätze, einige werthvollere Handschriften oder Incunabeln „auch ohne höheren Befehl, ohne vorher eingeholte Erlaubniß" in sichere Verwahrung gebracht wurden, darüber wird die öffentliche Meinung um ein nicht allzu strenges Urtheil gebeten. Das imperialistische System, wird gesagt, hatte auf alle Geister niederdrückend gewirkt und auf buchstäblichen Gehorsam verwiesen. Die Initiative zu ergreifen komme nicht jedem zu, und hätte es der verhängnißvolle Zufall gewollt, daß in der Verwirrung eines allgemeinen Bombardements auch an sichergeglaubtem Schutzorte die gebor-

Digitized by Google

genen Schätze verloren gegangen wären, so fiele eine doppelte Verantwortlichkeit auf das Haupt des voreiligen Beamten zurück. Dieser letztere fühle sich zweifelsohne in seiner jetzigen Lage sehr unglücklich, eine Ursache mehr, um gegen ihn Nachsicht zu üben.

Hier versteht sich, daß überhaupt jede Beurtheilung schweigen muß vor dem lebendigen Mitgefühl mit dem Unglück jener Männer, welche gewissermaßen als Opfer der niederdrückenden Verwaltung, der sie bisher gedient, schwer genug gebeugt sind von dem Verlust ihres bisherigen schönen und für so hohe Interessen fruchtbaren Arbeitsfelds; wir vergessen auch die Thatsache nicht, daß der verdiente Stadtbibliothekar in den Tagen unmittelbar vor der Katastrophe mit seinem Kollegium eine Audienz bei dem Maire nachgesucht hatte. Wenn er aber, „unterthänigst auf die nahe Gefahr aufmerksam machend, nicht gerade abgewiesen, aber auch nicht freundlich empfangen wurde", so mag selbst die entschuldigende Erklärung sich hören lassen, „daß der Ernst der Tage und die Geschäftsbürde auf dem Haupt der Municipalität lasteten, und die wissenschaftliche Angelegenheit erst in zweiter Rangordnung erschien"; indessen wird damit doch die Anklage nachdrücklicher auf diejenigen gelenkt, an welchen sie mit ihrer ganzen Schwere haften bleibt, auf die maßgebenden Staats- und Stadtbehörden, auf die verblendete Eitelkeit und Sorglosigkeit, in welcher man in Regierungskreisen befangen war, und welche bei der sonst überall großgezogenen Unselbständigkeit auch in den dem unmittelbaren Staatsinteresse ferner stehenden Gebieten sich als unheilvoll erweisen sollte. In deutschen Städten, auch in solchen, welche von der Gränze weit ablagen, wie z. B. in München, sind auf höheren Befehl Kunstwerke schon vor dem eigentlichen Beginn des Kriegs geborgen worden; in der französischen unmittelbar bedrohten Gränzfestung glaubte man solcher Sorge überhoben zu sein. Als nach dem Brande der Rektor der Straßburger Universität Zeller sich in einem von Paris 30. August 1870 datirten Schreiben an die Regierung wandte, um schon damals ihre Unterstützung zur Begründung einer neuen Bibliothek als Ersatz für die verlorene zu erlangen, da hatte der Unterrichtsminister Brame vom Kabinet Ollivier als Antwort wohl tönende Phrasen, welche die Nothwendigkeit des „reichen und glorreichen Wiedererstehens der Bibliothek" aussprachen; aber damit und mit den heftigen Ausfällen auf die Barbarei der Feinde konnte nicht verdeckt werden, daß durch die einfache Versäumniß rechtzeitiger Anordnungen die französische Regierung sich bereits selbst der von dem Minister gerügten „Verletzung der Pflicht gegen die Humanität und Civilisation" schuldig gemacht hatte.

Inzwischen ist auch auf deutscher Seite, und zwar schon nicht mehr bloß mit Worten, als Ehrenschuld der Nation anerkannt worden, für Straßburg wieder eine der zerstörten ebenbürtige Bibliothek zu schaffen. Den Anstoß hiezu gab der bekannte Aufruf, welchen Hofbibliothekar Dr. Barak in Donaueschingen im Namen der Verwaltungen sämmtlicher bedeutenderen deutschen Bibliotheken um Einsendung von Gaben an Büchern oder Geld behufs Neubegründung einer solchen in Straßburg erlassen hat. Sollte die schöne Aufgabe in richtiger Weise in Angriff genommen werden, so war es zweckmäßig, zuerst in Erfahrung zu bringen, was in der Stadt selbst etwa noch an namhaften öffentlichen oder privaten Büchersammlungen vorhanden sei, und ob nicht aus dortigen Quellen der besonders empfindliche Verlust an alten Alsatia und Schriften aus der Periode der Straßburger Reformation einigermaßen gedeckt werden könnte. Hier fand sich nun zuerst die Bibliothek der seitherigen kaiserlichen Akademie unter der Verwaltung ihres verdienten Bibliothekars, Herrn Piton, vor, mit 40,000 Bänden meist wissenschaftlichen Inhalts, hauptsächlich Medicin, Jus und Naturwissenschaften, während Geschichte und fremde wie einheimische Literatur sehr wenig vertreten sind. Neben ihr die Bibliothek des bischöflichen Seminars, welche seiner Zeit durch Uebersiedelung der katholischen Fakultät von Molsheim bereichert wurde, aber schwerlich für die Oeffentlichkeit weiter in Betracht kommen dürfte; ferner die kleineren des Gymnasiums, des Lyceums, der École normale, der École de Santé militaire u. a.; endlich einige Privatbüchersammlungen, wie die des Professors Reuß, welche als Legat der Seminarbibliothek bestimmt war, und die Heitz'sche, nach Herrn Pitons Bezeichnung ein wahrer Schatz von Alsatia, dessen Katalog 5300 Nummern enthält, und der nach dem Tode des Besitzers jetzt von den Erben mit dem Wunsche feilgeboten wird, daß derselbe beisammen bleiben und wo möglich in Straßburg selbst seinen künftigen Besitzer finden möchte*).

Mittlerweile kann jetzt als feststehende Ab-

*) Von Archiven, die vorhanden sind, wäre besonders das von St. Thomas zu nennen, welches viele interessante historische Dokumente (benutzt in K. F. Vierordts

sicht angesehen werden, die bisherigen Fakultäten der kaiserlichen Akademie zu einer Universität ersten Ranges nach deutschem Muster zu vereinigen. Man wird darum auf die Wiedererrichtung einer Stadtbibliothek verzichten und die Bibliothek der Akademie als Grundstock einer neu auszurüstenden Universitätsbibliothek benutzen. Dabei wird eine amtlich bestellte Kommission im Verein mit der Verwaltung der Akademie-Bibliothek über die wünschenswerthen Anschaffungen zu entscheiden haben und die Auswahl der aufzunehmenden Bücher nach einem einheitlichen Plan, die Zufuhr unbrauchbarer Werke und die Häufung von Doubletten vermeidend, bestimmen. Ueber einen etwaigen Ankauf der Heitz'schen Sammlung scheint noch nichts bestimmt; dagegen geht aus einer neuen Veröffentlichung Dr. Baraks hervor, daß der Aufruf bereits die erfreulichsten Früchte getragen hat. Nicht nur sagte das preußische Kultusministerium bereits seine kräftige Unterstützung zu, sofern es die geschenkweise Abgabe von Doubletten aus königlichen öffentlichen Bibliotheken (die Königsberger Bibliothek allein kann 40,000 Doublettenbände zur Verfügung stellen) gestattet und angeordnet hat, daß inzwischen Alles so vorbereitet werde, daß die Abgabe der Bücher ohne weitere Verzögerung werde erfolgen können, sondern auch die Akademien zu München und Wien, die gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, die geologische Reichsanstalt zu Wien und zahlreiche historische und naturwissenschaftliche Vereine haben bereits ihre Veröffentlichungen versprochen, und andere werden nachfolgen; viele Privatpersonen haben Geschenkverzeichnisse geschickt, vor Allem hat der Buchhandel in hochherzigster Weise seine Verlagskataloge zur Auswahl eingesendet und zugesagt. Zunächst ist hauptsächlich die Mittheilung von Verzeichnissen der Bücher, welche der neuen Bibliothek überliefert werden wollen, wünschenswerth, während die Bücher selbst bis nach getroffener Auswahl an den Sammelorten oder in den Händen der Geschenkgeber verbleiben sollten; die eigentlich endgültige Sammlung soll sich nirgends anders als in Straßburg selbst aufbauen, und man darf, wie Dr. Barak sich ausdrückt, die Erwartung hegen, daß immense Bücherschätze, besonders auch aus der älteren Literatur, Incunabeln, seltene Drucke ꝛc. der künftigen Bibliothek zugeführt werden, ein schöner Friedensgruß der deutschen Nation an die wieder erworbene, dem deutschen Herzen von je so werthe Stadt.

Von Quellen über die Geschichte der Bibliotheken führen wir noch an:

Strasbourg illustré par Frédᵈ. Piton, Straßburg 1855, Tome I.

Notice sur l'Origine des Bibliothèques Publiques dans la ville de Strasbourg, Straßb., T. Chr. Heitz, 1844.

Erlebnisse und Wahrnehmungen bei Ueberbringung einer Sendung von Liebesgaben an die Belagerungstruppen vor Straßburg von Dr. Engel, Berlin 1870.

Straßburgs Bibliotheken, von Th. G. in der Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland, Nr. 45, 1870.

Fischbach, Die Belagerung von Straßburg 1870.

Die verbrannten Bibliotheken Straßburgs, Beilage zur „A. Allg. Zeitung", 7. Sept. 1870.

Professor E. Wagner.

Voltaire. Die Literarhistorie scheint im Stadium der monographischen Form zu stehen. Noch in keinem Decennium ihrer Entwicklung hat diese Behandlungsart so bedeutende Arbeiten geliefert wie im gegenwärtigen.

Es ist anzunehmen, daß das Princip der Gesammtbehandlung, die mit Gervinus ihre stattliche Reihe beginnt, sich vorläufig erledigt habe, und daß man es daher mit einem neuen versuchen wolle. Gervinus behandelte sein Objekt vom politischen, Vilmar vom christlichen, Kurz vom demokratischen, Gödeke vom philologischen, Koberstein vom historisch-kritischen, Cholevius vom antiken, Andere sogar vom katholischen Gesichtspunkte aus, auch der encyklopädische ist längst versehen, — es ist nun die Frage, mit welchem Rechte sich in neuester Zeit die Monographie so bedeutungsvoll entwickle, und da scheint sie uns denn von folgendem Princip auszugehen.

Bisher ordnete man die Einzelerscheinung dem Gesammtbilde, das Individuum dem nationalen Geiste unter, bisher behandelte man den schaffenden Genius als einen Ausfluß der schaffenden Volkskraft und als eine durch sie bedingte Einzelkraft, man wies nach, *wie Zeit und Volk ihren Dichter machen* (die Parole zu dieser Behandlung gab bekanntlich Gervinus). Jetzt dreht man den Satz um und betont wieder mit Vorliebe, daß der Genius auch bestimmend auf das Total wirke, daß der Dichter eine bildende Wirkung auf seine Zeit und sein Volk

Geschichte der evangelischen Kirche in Baden, Karlsruhe 1856) und von der katholischen Partei in Straßburg nicht neidlos betrachtete Güterbesitzurkunden enthält.

Digitized by Google

übe. Wer wollte die Wahrheit dieses Satzes leugnen, die gerade bei einigen Erscheinungen, wie z. B. Voltaire, in die Augen springt. Aber auch hier reicht die Wahrheit nur bis zu einer gewissen Gränze, wie im umgekehrten Falle, und diejenige Darstellung des literarhistorischen Materials wird noch immer den richtigen Weg nehmen, welche die gegenseitigen Wirkungen zwischen individualer und nationaler Natur genau abwägt, dem Dichter das läßt, was er selbst ist, seinem Volke und seinem Jahrhundert aber, was *ihnen* gehört.

Man hat sich gewöhnt, sich Voltaire als den höchsten, prägnantesten Ausdruck Frankreichs und des 18. Jahrhunderts zu denken; eine ältere Behandlung dieses Gegenstandes von Jakob Benedey machte sich zur Aufgabe, Voltaire von dieser seiner Zeit zu isoliren und den individuellen Menschen unter die Loupe zu nehmen. Dies ist am besten in denjenigen Partien des Lebens Voltaire's gelungen, die sein Zusammenleben und Verhältniß zu dem großen preußischen Könige behandeln. Am besten, weil natürlich Voltaire in diesen Jahren, von Frankreichs Boden gelöst und auf eigne Füße gestellt, so den speciellen Menschen reiner hervorkehren, am natürlichsten der eigentliche Voltaire sein konnte. In der Jugend aber und im Alter, wo er eng mit den französischen Verhältnissen verknüpft und durch sie bedingt erscheint, wird man sorgfältig den Franzosen in allen seinen nationalen Eigenschaften vom Individuum trennen müssen, und dann wird mehr als drei Viertel der Theilungsmasse auf Frankreich und das Zeitalter Ludwigs XIV. zurückfallen.

Die neueste Darstellung des berühmten Verfassers des „Lebens Jesu" u. A., David Strauß*), ist gerade nach dieser Seite hin wider Willen am klarsten in ihren Resultaten geworden. Wider Willen, weil Strauß es ausdrücklich als seine Aufgabe erklärt, „von der Parteien Gunst und Haß nicht mehr verwirrt", das schwankende Charakterbild zu festigen und mit den bisherigen Meinungen abzuschließen, und weil Strauß damit endlich den Leser zu dem — wenn auch nicht bestimmt präcisirten — Resultate führt, daß Voltaire der echteste Sohn seiner Nation gewesen und, wie ein Garbenbündel die Aehren, so alle nationalen Seiten des französischen Volkes in seiner Person zusammengefaßt hat. So aber wird man den Menschen in Voltaire nur noch für einen kleinen Rest von unreinen Beständen zur Verantwortung ziehen können; was aber die Schuld des Volkes in ihm gewesen, wird unsre Gegenwart um so leichter beurtheilen, da der jetzt beendigte Krieg uns die Eigenschaften der französischen Nation in erschreckender Klarheit vor das Auge gerückt hat.

Die von Strauß befolgte Methode läßt Lob und Tadel, also ein Urtheil, vorerst ganz aus dem Spiele, geht dagegen der Entwicklung Voltaire's in ihrer Persönlichkeit Schritt für Schritt nach, *studirt* seine Werke, um erst dann über den Schriftsteller, — seine Handlungen, um erst *dann* über den Charakter urtheilen zu können, erklärt aber auch, daß man das Endergebniß nicht in einem kurzen Schlagworte wird hinzustellen versucht sein. Dessen bedarf es freilich nicht, oder es hieße dem Leser das schablonenmäßige Aburtheilen des Katheder thums zutrauen. Indessen ist mit dieser Erklärung auch schon gesagt, daß Strauß auf ein bestimmt präcisirtes Endresultat verzichtet und dasselbe dem Leser anheim gibt. In der gewandten und geistvollen Darstellung haben wir also ein fesselndes Lebensbild, aber keine Kritik, und dieser Charakter des Buches ist ihm schon durch die Art seiner Entstehung aufgedrängt worden: es sind sechs vor einem gemischten Publikum gehaltene Vorträge.

Indem aber Strauß weiter sich gegen das Abthun einer Persönlichkeit durch ein Schlagwort verwahrt, sucht er zunächst den psychologischen Standpunkt, von welchem sich der Charakter Voltaire's möglicherweise fassen ließe. Er findet ihn durch eine Erweiterung und Ergänzung eines Goethe'schen Urtheils. Wenn dieser in der Anmerkung zu Diderots Gespräch, Rameau's Neffe, sagt, daß, wie die Eigenschaften eines Geschlechts sich endlich in einem Individuum gipfeln, und was bisher nur angedeutet davon auftrat, in diesem endlich vollkommen sich darstellt, wie in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, ebenso in Voltaire der der Nation gemäßeste Schriftsteller entstanden sei: so ergänzt Strauß dies Urtheil von einer andern Seite her und nennt Voltaire den Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, insofern dieses ebenso gut das Jahrhundert der französischen Kulturherrschaft gewesen. Den Deutschen gehört die Reformation, den Holländern und Engländern die moderne Staats- und Denkweise, den Franzosen die Aufklärung und der Vernunftdienst, dessen Oberpriester eben Voltaire geworden. Dazu war ein langes Leben erforderlich, und weder Goethe noch Friedrich der

*) Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Leipzig bei S. Hirzel, 1870.

Digitized by Google

Große, noch Ludwig XIV. wären im Stande gewesen, ihr Jahrhundert nach ihrem Stempel zu prägen, wenn ihnen die Zeit den nöthigen Spielraum versagt hätte. Jugend und Kindheit Voltaire's fallen in die letzten Zeiten Ludwigs XIV., Jünglings- und Mannesjahre in die Regentschaft Philipps von Orléans, die Lebensmitte unter die lange Herrschaft Ludwigs XV., und als achtzigjähriger Greis sah er endlich Ludwig XVI. seinen verhängnißvollen Thron besteigen. Aus allen Perioden nahm Voltaire Bestandtheile an sich und mit sich, und so theilt sich analog dieser äußerlichen Viertheilung Voltaire's Leben auch innerlich in vier Perioden. Die erste ist die der Jugend, die Entwicklung seines Naturells, bis 1726, wo er, 32 Jahre alt, durch einen gesellschaftlichen Konflikt auf 3 Jahre nach England getrieben wird. Die zweite reicht bis 1749 und umfaßt den folgenreichen Aufenthalt in England, wo er Shakespeare und die englische Philosophie kennen lernt, und das Verhältniß zu seiner geistvollen Freundin, der Marquise du Châtelet, sowie das gelehrte Stillleben auf deren Schlosse Cirey, bis der Tod der Freundin dieser Periode ein Ende macht. Die dritte begreift den Aufenthalt des jetzt Fünfundfünfzigjährigen am Hofe Friedrichs des Großen, die unbehaglichste für ihn und für uns. Deutschland stieß ihn ab, diesen Gesammtausdruck Frankreichs, in Frankreich hatte er sich ebenfalls längst alle Sympathien verscherzt, und so fand er nach langen Irrfahrten endlich in der vierten zwanzigjährigen Periode die Rast in Ferney bei Genf, die bedeutend und reich sein reiches Leben zu krönen scheint.

Zum ersten Male erscheint der Name Voltaire (denn sein eigentlicher Name war Aronet) in der Zueignung des im Druck 1719 erschienenen „Oedipe“ an die Herzogin von Orléans. Man hat gefragt, warum dieser Mann sich einen andern Namen beilegte. Für ihn selbst bezeichnend ist die boshafte Erklärung, daß er nicht länger mit dem Poeten Roy oder Arroy (d. h. der damaligen Aussprache nach) verwechselt werden wollte. Ein Familiengütchen seiner Mutter, nach welchem er sich so genannt haben soll, ist unerfindlich. Strauß macht es aber wahrscheinlich, daß nach einer damaligen Gewohnheit, logogryphische Spielereien mit Namen zu treiben, Voltaire aus einer Versetzung der Buchstaben Arouet l(e) j(eune) entstanden sei. Man versteht Voltaire von vornherein nicht, wenn man das in ihm sucht, was wir Deutsche einen Dichter nennen, wohl aber ist ein gutes Stück Verständniß an ihm erschlossen, wenn wir sagen, daß überwiegender Verstand und angeborne Malice die Hauptfaktoren waren, um unter Ludwig XIV. sich mit Versen einen Namen zu machen, Carrière zu erringen oder — solche zu verderben. In der That entdeckt man in Voltaire's Poesien kaum mehr als diese zwei Grundelemente. Wo er von einer Art Empfindung überrascht wird, da läßt er sie gelten — aus Koketterie, oder er paralysirt sie, als ob er sich ihrer schäme, durch eine Grimasse, wie etwa unser H. Heine zu thun pflegte. Eine der frühesten Leistungen Voltaire's ist ein Stegreifgedicht, das er in der Schule des Pater Porée macht, um eine weggenommene Schnupftabaksdose wieder zu erhalten. Etwas später hören wir, daß, als ein Invalide eines Tages eine poetische Bittschrift an den Dauphin bei der Anstalt nachsuchte, Voltaire sich wundergern zur Anfertigung derselben hergab, nicht, weil er dem Invaliden ein Almosen, sondern sich selbst ein Renommée von zwei Tagen bei Hofe verschaffen konnte. Er war damals 13 Jahre alt, aber als er die Geschichte später einmal erzählt, macht er sich zwölfjährig: und wär' es auch nur um ein Jahr, seine weibische Eitelkeit verlangt überall ihre Brandopfer. Die Ninon de l'Enclos hat ihn mit 2000 Francs in ihr Testament gesetzt, er feiert ihr Andenken in verschiedenen Formen mit rührender Dankbarkeit. Als Olympia Dunoyer, die er als Page des Marquis du Châteauneuf im Haag kennen gelernt und beinah entführt hätte, später in kümmerlichen Verhältnissen lebte, nahm er sich ihrer edelherzig an. Nichts als Schwindel, den Strauß nicht beschönigen sollte. Würde er die Ninon gefeiert haben, wäre sie keine bourbonische Maitresse gewesen? Würde er die Jugendliebe „Olympia“ unterstützt haben, wenn es ohne Demonstration hätte geschehen müssen? Voltaire hing sein Leben lang nur von Frauen ab, und seine späteren Freundinnen hätten in seinen Schriften nicht lesen sollen, wie edel er gegen seine früheren gewesen? Faxenmacherei, theatralische Vergoldung der geringsten Handlungen, da haben wir schon einen recht beachtenswerthen Grundzug des französischen Charakters. Die Unhaltbarkeit seiner Stellung in der französischen Gesellschaft begann für Voltaire mit der Regentschaft Philipps von Orléans. Er hatte in der heuchlerisch-frömmelnden Zeit Ludwigs XIV. zwar eine Preisode zur Einweihung des Chors von Notre-Dame gedichtet, war aber damit abgefallen und tröstete sich in solchen Fällen — aber nur erst

Digitized by Google

in Fällen des Mißgeschicks! — mit der Wahrheit: er sagte, er sei eben zum Heil'gensänger nicht geschaffen. Seit nun unter Philipp der lästige Zwang der Geister wegfiel, und die Spottverse lustig emporschossen, da war auch die Zeit für die Bosheit des jungen Voltaire erschienen, aber er büßte auch sein erstes Pasquill mit Bastillenhaft und Verweisung aus Paris, was schon damals als Verweisung aus der Welt galt. Am 18. November 1718 kam sein „Oedipe" am Théâtre-Français zur ersten Aufführung. Da hören wir nun, wie geschmeidig er sich dem Wunsche der einzelnen Schauspieler, den Rathschlägen in Bezug auf Bühnenwirksamkeit fügt, und mitten in der Vorbereitung weitgehende Aenderungen trifft. „Willige Selbstverleugnung", wie Strauß es nennt? Er glaubt selbst nicht an dieses Wort und nennt es, einen Widerspruch wagend, gleich drauf „eine Eitelkeit von der andern im Schach gehalten". Voltaire kannte im Leben nur einen Tyrannen über sich, und einen furchtbaren: die Stimme des Publikums. Kein Verfasser (wir vermeiden den Ausdruck Dichter) hat je auf dem Armensünderstühlchen den Strick um die Kehle so mitleiderregend bei ersten Vorführungen in der Loge gesessen wie Voltaire. Effekt machen, das war die Sache! Und er muß des Effektes des „Oedipe" ziemlich sicher gewesen sein, denn bei dieser Gelegenheit bricht neben der einen Haupteigenschaft seines Wesens, der Eitelkeit, auch die andere durch, nämlich der Hanswurst: er selbst trug dem Oberpriester im Stück aus reinem Muthwillen die Schleppe. Wir werden sogleich eine dritte der französischen Nationaleigenschaften in Voltaire kennen lernen. Für das erste wie für alle nächstfolgenden Pasquille, die er in die Welt warf, und die ihm die Stellung, welche er sich bei Hof mühsam erschmeichelt hatte, jedesmal wieder entrissen, sucht er durch Zuschriften an die beleidigten Personen Verzeihung, indem er sie ableugnet. Seine gewöhnliche Wendung ist die Frage, wie man ihm so elende Reimereien zutrauen könne. Darin steckt außer der alten Eitelkeit, für einen größeren Dichter zu gelten, als seine Leistungen bezeugten, eine Portion von französischer Verlogenheit! Ein Lügner aber ist immer feig, er vermag den Folgen seines Thuns nicht ehrlich ins Auge zu sehen. Wem aber diese Sorte von Lügen etwa noch zu unschuldig ist, um einen ernsten Vorwurf ihm und damit seinem Volke daraus zu machen, der lese die schamlosen Verdrehungen und Windmachereien in einer Masse von Briefen über jene Frankfurter Affaire, als ihm Friedrich der Große seine Koffer nach dem entwendeten Manuskripte durchsuchen ließ. Voltaire kannte nur einen Gegner, die Dummheit. Er erklärte aber freilich Alles für Dummheit, was ihm feindlich entgegentrat oder nicht schmeicheln wollte. Da nun gegen die Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen, so müssen doch, wer einmal kämpfen will, diesem alle Waffen gerecht sein, und darum hielt auch Voltaire die Lüge für eine solche. Bissig und zänkisch, wie er war, blieb er nicht bei Spottgedichten allein stehen, sondern beleidigte ehrenwerthe Männer in der Gesellschaft ohne Ueberlegung. Voltaire war ein gescheuter Mensch, aber kein kluger. Der Hauptmann Beauregard, der vielleicht wußte, warum er Voltaire nicht zum Duell forderte, prügelte ihn an der Brücke von Sèvres für eine solche Beleidigung durch. Später, 1725, hatte er einen ähnlichen Konflikt mit dem Chevalier Rohan. Dieser antwortet ebenfalls mit dem Stock. Voltaire dringt darauf, die Sache dem Anwalt anhängig zu machen. Da das nichts half, denn die vornehme Gesellschaft meinte, sie wär' übel daran, wenn die Poeten keine Schultern hätten, so übte sich Voltaire so auffallend grimmig bei einem Fechtmeister, daß man ja gar nicht anders konnte, als ihn durch Festnahme an seinem Vorhaben zu hindern. Er hätte ja den Chevalier tödten können! Freigelassen ging er nach England und schrieb von da, er sei im tiefsten Geheimniß wieder in Paris gewesen. Kein Mensch hätte drum gewußt, auch der Chevalier nicht. Und den hat er doch mit dem Degen dort suchen wollen?! Nichts als Spiegelfechtereien. Und das sind nicht die einzigen, das ist nur der Beginn von einer Reihe widerlicher Fälle, die in seinem Leben vorkommen, und in denen der Prügel das Amt der Gerechtigkeit an ihm übt.

Man entdeckt wenig Tragik in seinem Leben, er ist überall dieselbe Lustspielfigur, die uns behaglich stimmt, wenn sie gezüchtigt wird. Und Voltaire ist es nicht bloß in solchen Fällen. Als ihn das Volk in London eines Tages als Franzosen erkennt und verhöhnt, schwingt er sich auf einen Eckstein und bricht in das Pathos aus: „Brave Engländer, bin ich nicht schon unglücklich genug, daß ich nicht unter euch geboren bin?" Nirgends ist die Komik wirksamer, als wo wir den Ernst sich gebahren sehen — auf falscher Grundlage. Es gibt aber in seinem Leben persönliche Schaustellungen, wo wir das unmoralische Motiv über seinem tiefsittlichen

Digitized by Google

Objekt vergessen, und hier ist es dem Schatten Voltaire's am ersten geglückt, ein Lob der Nachwelt zu ernten. Im Grunde aber, wir wiederholen es, ist es der Gegenstand, der uns besticht und die Voltaire'schen Beweggründe mit einem so starken Goldscheine verklärt, daß wir kaum seine Eitelkeit oder sonst etwas dahinter zu erblicken wünschen. Als Adrienne Lecouvreur gestorben war, und man ihr das Begräbniß an geweihter Stätte versagte, da züchtigte Voltaire diese scheinheilige Barbarei in einem beredten Gedichte. Plaudite amici! Von da an ungefähr datirt die Selbständigkeit seines Gewissens gegenüber der Tyrannei des kirchlichen Dogma's. Aber das Gedicht macht böses Blut, und schleunigst schiebt er es einem — verstorbenen Abbé in die Schuhe. Risum teneatis amici! Bekannt ist sein hochherziger Prozeß für die Hugenottenfamilie der Calas in Toulouse, an der der katholische Fanatismus einen Justizmord begangen hatte. Dergleichen Gelegenheiten waren ihm willkommen als praktische Belege für seine Toleranztheorie. In der Jugend in persönlichen Zänkereien befangen, war er gewachsen mit seinem Zeitalter und seinen Gegenständen. Die Zeit hat ihn genährt, bis der Genius reif war, nun begann die Periode, da der gereifte Genius reformirend in die Zeit griff, der Sohn die Mutter zu erziehen wagte. Wir haben in diesen Blättern bei Besprechung des Pascal darauf hingewiesen, wie kein Reformator mit der Absicht zu reformiren in seine Zeit hineintritt, sondern, von derselben zur Wehr gedrängt, anfangs wider Willen diese Rolle übernimmt, bis die Umkehr abgeschnitten und ein energisches Vorwärts das allein Mögliche ist, was ihn rettet. Auch bei Voltaire erblicken wir eine Menge von Kämpfen und Abwehren, die zum Gesammtresultate schließlich den Reformator der europäischen Gesellschaft, der Philosophie und Weltanschauung, kurzum, den Herold der französischen Revolution haben. Seine berüchtigte Parole écrasez l'infame — wohlbedacht, überall abgekürzt écr. l'inf., denn alle Kühnheit ist bei Voltaire mit etwas Feigheit gemengt — diese Parole auf Christus zu beziehen, nennen wir längst als einen boshaften Kniff der [illegible]henden Jesuiten. Das beweisen schon St[illegible] wo mit dem apostrophirten Artikel ein Fem[illegible]n zu verstehen ist, z. B. im Brief an d'Alembe[illegible], si vous pouvez écraser l'inf. ...., écrasez-la et aimez-moi. Es ist diejenige christliche Kirche gemeint, die für Voltaire als Trägerin des Aberglaubens und Fanatismus gilt, diejenige Kirche, von der er sagt, wenn zwölf Männer hinreichten, das Christenthum zu begründen, so will ich beweisen, daß Einer genug ist, es zu zerstören — kurzum, diejenige Kirche, die vor ihm Pascal in seinen Provinzialbriefen wirklich zerstört hatte. Man nennt Voltaire einen Atheisten. Wenn Haß gegen das Dogma, gegen die positive Formel Atheismus ist, so war er einer. Das Wesen der Lehre Christi hat er nie geleugnet*). Sein Aerger konnte nur nicht dieselben Bezeichnungen für dieselbe Sache brauchen, wie die Klerisei. „Gott, Freiheit, Toleranz!" sprach er über den Enkel Benjamin Franklins, der ihn besuchte. Das waren eben seine Gefäße für die Sache, seine Begriffe für das Wesen, aber die ganze Ketzerei hat ja auf Erden nur darin bestanden, daß man die nicht sanktionirte Formel verfolgte und den Geist über dem Buchstaben vergaß. „Hast du des Glaubens Form, so hast du Glauben", und: „Wer Glauben hat, hat auch die rechte Form". Damit dürfte sich der Unterschied präcisiren lassen. Dasselbe ist's ungefähr, wenn Voltaire bekennt: „Beten wir das höchste Wesen durch Jesus an, da die Sache einmal bei uns eingeführt ist. Die fünf Buchstaben sind ja wohl kein Verbrechen. Die Religion besteht doch sicherlich in der Tugend und nicht in dem ungereimten Plunder der Theologie. Die Moral kommt von Gott und ist überall dieselbe, die Theologie kommt von den Menschen und ist überall anders und überall lächerlich". Strauß sagt höchst treffend, daß es die Erinnyen der Bartholomäusnacht, der Dragonnaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten. Die Zeit bleibt der Geschichte niemals den Geist schuldig, der zu ihrer Führung bestimmt ist. Wenn die Kirche Zeter schreit über die Absetzung Gottes und die Instituirung der Vernunft durch die Dantonisten 1793, so ist das nur das Ende von einer Kette von geschichtlichen Folgen, in deren Mitte Voltaire ein bedeutsames Glied ist. Was du gesät hast, das mußt du ernten — auch die Kirche muß es! Wollten wir, um die religiöse Seite in Voltaire zu erledigen, nun aber bezeichnen, worin das Positive seines Glaubens bestanden habe, so versuchten wir eine Sisyphusarbeit. Es ist nur wenig, und es sind auch fast nichts als Begriffe, in deren Deutung die Schriften Voltaire's Konsequenz haben. Im Kern und Wesen hält er uns zum Narren.

*) Vgl. auch unsere „Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus". III.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

Seine Glaubenserklärungen sind von der Gelegenheit diktirt und lassen sich auf zwei Quellen zurückführen. Entweder erläßt er sie aus persönlichem Interesse, aus Widerspruchsgeist, aus Nothwehr, oder er erläßt sie bei Gelegenheit von philosophisch-kritischen Arbeiten — um nur auch mit zu philosophiren. Wozu er sich in Betreff des Unsterblichkeitsglaubens im Gespräche „Sophronimos und Adelos“ allenfalls bekannt hat, das dementirt er in einem vertraulichen Schreiben an die Marquise du Deffand vollständig wieder. Es nützt zu nichts, aus diesem widerspruchsvollen Scheinwesen etwas Positives herauszuklauben. Eine Mischung von Pessimismus, Skepticismus und Spott bleibt der echte unkostümirte Voltaire.

Wir haben schon so manche der französischen Nationaleigenschaften in Voltaire hier angedeutet, die ihn zum Repräsentanten seiner Zeit und seines Volkes stempeln, auf einen Zug aber, der beim Lesen des Straußschen Buches sich uns verschiedentlich aufdrängte, machen wir noch besonders aufmerksam. Es ist die instinktive Antipathie gegen germanisches Wesen, es ist also jener Zug, der uns die Franzosen zu unsern historischen Nationalerbfeinden bestimmt hat. Dabei muß man sich zuerst verwundern, wie gut Voltaire seine Landsleute erkannt hatte. Wie sehr er selbst an ihrer Natur participirte, das sah er freilich nicht. „Die Deutschen“, sagt er einmal, „sind die Greise von Europa (und das ist noch einer der mildesten Ausdrücke für uns); die Engländer die Männer, die Franzosen die Kinder, und ich mag gern mit Kindern spielen.“ Natürlich, da läßt sich am bequemsten den Alleswisser, den zürnenden Olympier, den väterlichen Freund spielen. Kinder sind gelehrig und bewundern so gern. Weiter hatte es keinen Zweck. Ein ander Mal schreibt er an d'Alembert: „Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden“. Es ist bekanntlich nicht das einzige Mal, daß er die Franzosen eine aus Affen- und Tigernatur gemischte Race nennt. Was aber seinen Deutschenhaß betrifft, so wissen wir, welche Umstände Friedrich der Große hatte, um Voltaire zu nöthigen, seinen bleibenden Aufenthalt am preußischen Hofe zu nehmen. Er entschloß sich wirklich auch erst dazu, im gothischen Norden unter Barbaren zu wohnen (das Wort ist seit Voltaire Stichwort geworden), seit er sich in Frankreich unheilbar brouillirt hatte. Der leitende Gedanke, der ihn bewog, Deutschland mit dem dauernden Besuch eines Franzosen zu beglücken, war kein anderer als das Geld. Zum Zahlen waren die Barbaren noch immer gut genug, wofür waren sie auch dumme Teufel! Die Dummheit muß mit allen Mitteln bekämpft werden, folglich darf man sie auch gehörig schröpfen. Schon die erste Reise dahin ließ er sich mit 4000 Thaler bezahlen; seine schmutzige Affaire mit den sächsischen Staatsscheinen ist dem Leser bekannt genug. Auch der junge Lessing, der für ihn Abschriften besorgte, wurde darein verwickelt. Wir erwähnen das, im Fall ein berufener Lustspieldichter diesen Stoff noch nicht kennen sollte! Ein weiteres Zeugniß für sein antigermanisches Fühlen ist seine Aversion gegen Luther, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihn die barbarische Sprache und die grobe Ehrlichkeit dieses Reformators abstieß, als ahnte er, daß lutherischer Geist einst die Ketten der französischen Suprematie zerbrechen und Deutschland auf eigne deutsche Füße stellen sollte. Als der preußische König ihn sammt seiner Nichte Madame Denis behandeln ließ, wie er verdiente, kannte sein Geifer kein Maß. „Eine pariser Dame unter militärischer Begleitung durch die Stadt geschleppt, welche gothische Barbarei! Ihr Soldaten zu Kammerfrauen, Bajonnette zu Bettvorhängen zu geben!“ Wenn solche Phrasen in Frankreich nicht ihre Wirkung thun sollten, dann — kannte Voltaire seine Landsleute ja nicht! Gambetta und Victor Hugo — tempora mutantur, nos non mutamur in illis. Es ist bezeichnend, daß das langweiligste und schwächste aller Voltaire'schen Werke die Abfassung der deutschen Reichsannalen ist, die er auf Wunsch der Herzogin von Gotha unternahm. Hier hat ihn Eleganz und Witz gänzlich verlassen, weil sie eine vollständige Beherrschung des Stoffes bedingen, und, was mehr ist, ein drin Weben und Leben, ein Dringeborensein. Wie aber hätte Voltaire sich in den Geist der deutschen Geschichte finden sollen! Wer erinnerte sich nicht endlich der vollständigen Unfähigkeit Voltaire's, den britischen Genius beurtheilen zu können. Es ist unnöthig, auf Lessings Dramaturgie hinzuweisen, um jedes andere Wort überflüssig zu machen. Aber die letzten Gründe jener Unfähigkeit dürfen wir doch wohl andeuten. Einer derselben ist ein nationaler. Das französische Drama war Hofdrama. Man duldete also die schlichte Wahrheit in der Zeichnung der Menschen nicht, und man verstand sie auch nicht. Racine läßt den Arcas in der Iphigenie deklamiren:

Digitized by Google

Habt ihr in dieser Nacht kein Rauschen wahrgenommen?
Die Winde, wollen sie einmal zu Hilf' uns kommen?
Doch Alles schweigt: das Heer, der Wind und auch Neptun!

Wenn aber die Schildwache im Hamlet sagt: „Keine Maus hab' ich rascheln hören", so meint Voltaire, so sprächen wohl die Soldaten auf der Wachtstube, aber nicht vor dem Hofe eines Königs. Die Etikette band seine Augen. Der zweite Grund ist ein persönlicher. Wie in Luther, so fürchtete Voltaire, von dunkler Ahnung gepackt, in Shakespeare jenen germanischen Riesen, der ihn einst noch erdrücken werde. Wohl fühlte er die gewaltige Größe des Briten, aber so frei wie Herder und Goethe, die demüthig zu seinen Füßen saßen, war ein Voltaire nicht. Da er den drohenden Gegner seiner Eitelkeit nicht mit den Zähnen erreichen konnte, so mußte er ihn anbellen. —

Es konnte hier nicht die Aufgabe sein, das Leben Voltaire's, das so oft dargestellte, nach Strauß zu wiederholen. Ja wir müssen offen bekennen, daß gewisse Partien desselben anderwärts schon erschöpfender behandelt worden sind, z. B. die Periode seines Aufenthaltes am preußischen Hofe durch J. Venedey. Dafür liegt das Verdienst des Straußschen Buches wo anders. Es liegt in dem reichen und übersichtlich geordneten psychologischen Material, aus dem sich das Bild Voltaire's vor dem Leser konstruirt. Wir haben die Hauptzüge seiner Natur nur nachskizzirt und manche fallen gelassen, die den Schatten an dem spärlichen Lichte seines Wesens nur verstärkt hätten. Aber sollte man von dem Straußschen Gemälde mit absolutem Widerwillen scheiden müssen? Sollte nichts Tröstliches daran zu entdecken sein? Wer Voltaire im Detail nimmt, muß ihn verachten. Vielleicht erscheint uns aber seine Totalität im andern Lichte. Auch Friedrich der Große hat sich bemüht, mit diesem Menschen fertig zu werden und klar zu rechnen. Er schied das Talent vom Charakter in ihm und häufte alles Licht auf das erstere, allen Schatten auf den zweiten. Damit, so meint Strauß, ist dem Talente zu viel, dem Charakter zu wenig eingeräumt. Das Letztere dürfen wir anzweifeln, aber sein Talent hat Friedrich der Große entschieden zu befangen bewundert. Goethe vermißt an demselben Tiefe und Vollendung. Das Wort Friedrichs, das er Voltaire einmal brieflich zurief: „Sie wären ein Gott, wenn Sie kein Mensch wären", kann zwar im Allgemeinen dasselbe heißen, da er damit den Geist vom Charakter scheidet, hat aber in jener Stelle noch den besonderen Sinn, daß Voltaire ein vortrefflicher Freund, Gesellschafter, Rathgeber, daß er der beste Mensch sei — — wenn man nicht mit ihm umgehen müsse. Er sei nur genießbar aus der Ferne. Eine theure Wahrheit für Friedrich, und mit Verdruß und Aerger zu spät erkauft! Wo aber ist nun der positive Werth Voltaire's, den das Total seiner Erscheinung enthalten soll? Strauß nennt ihn ein göttliches Rüstzeug seiner Zeit, und so unklar er an und für sich sei, so klar stehe er vor uns, wenn wir ihn in den geschichtlichen Zusammenhang hineinstellen. Dabei bleibt sein Werth aber noch immer fraglich, weil es sich fragt, was diese Zeit für ein Rüstzeug bedurft habe. Vielleicht war Napoleon III. auch eines? Gewiß, um die Kluft zwischen Germanen- und Romanenthum weit genug zu machen, daß das deutsche Reich in ungeahnter Größe daraus emporstiege. Man sieht, daß Strauß dem Voltaire nur negatives Verdienst zuerkennt. Wir aber bezeichnen seinen wahren Gehalt mit einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, aus welchem sich alles Detail, auch das häßlichste noch erklären läßt. Dieses angeborene Bedürfniß war es, das ihn in literarische Zänkereien riß, das ihm die Stockprügel der Kavaliere zuzog, das ihm die gemeine Spottsucht eingab und den Neid und den Undank und den Eigennutz und den Trieb, die Menge mit seinem Geiste despotisch zu beherrschen. Aber das war es auch, was ihn zum unermüdlichen Kämpfer des Lichts und der Vernunft berief, was ihn zum Vorkämpfer der Revolutionen machte, womit wir nur den sittlichen Kern dieser furchtbaren Erscheinungen, nicht ihr Auftreten in praxi im Auge haben; was ihn zu einem Mitvernichter alles Absolutismus in Staat und Kirche gewappnet hat. Frei werden! Darin liegt sein innerstes Wesen begriffen. Sobald er es in Handlungen umsetzte, kamen freilich meist widerwärtige Dinge heraus. Wenn es aber mit ihm aussöhnen kann, so muß ausdrücklich betont werden, daß ihm für seine Fehler die Strafe nicht geschenkt worden ist, daß er die Buße seiner Rachsucht, Eitelkeit, Habsucht im Leben bis auf Heller und Pfennig bezahlt hat, und so soll ihm die übertriebene Ovation, die ihm Paris noch am Abend seines Lebens in der Vorstellung seiner „Irene" bereitete und in der Erschütterung seines Herzens die Worte abzwang: „Man erstickt mich unter Rosen!" ohne unser Deuteln und Kopfschütteln gegönnt sein. „Er hat gearbeitet wie Wenige", sagt Strauß, „und Arbeit verdient immer Hochachtung." —

Digitized by Google

Am 30. Mai 1778, da Voltaire zu Paris verschied, mag ja wohl der königliche Greis in Sanssouci mit Gedanken gesessen haben, wie sie Geibel in dem bekannten Gedichte ihm in den Mund legt. Wir haben dem Lustspieldichter einen Stoff in Voltaire's Leben nachgewiesen, hier ist etwas wie ein Trauerspiel. Der das deutsche Volk so lange in seinem innersten Wesen verkannt, der deutschen Art so lange durch Begünstigung französischer Kultur gewehrt hatte, sieht sich an seinem Lebensabend von Frankreich, das er in Voltaire so zärtlich gehegt hatte, betrogen und belogen; der deutsche Geist aber, den er in den Nibelungen mit Spott beurtheilt, in Lessing mit Mißtrauen abgelehnt hatte, nimmt bereits seinen eignen stolzen Weg, ohne ihn zu fragen! Schon reinigt jener Lessing mit olympischen Gewittern die germanische Geisterwelt von französischem Brodem, schon entrollt der junge Wolfgang der freudig erstaunten Welt die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters im Berlichingen — ohn' ihn zu fragen, den Augustus, der sich umsonst nach dem Horaz umsieht, in seine Heldenkränze die schönste der fehlenden Blüthen, die deutsche Kunst zu winden: ja, das ist bitter! das ist tragisch, denn es ist Schuld und Sühne vollauf!

Albert Lindner.

Nekrolog.

Dubinage, Dr., königlich preußischer Hofrath, Bibliothekar des Königs, † am 12. April in Berlin.

Marsano, Wilhelm von, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant in Pension, beliebter Dichter, Verfasser verschiedener Trauer- und Lustspiele, lyrischer und epischer Dichtungen, seit drei Jahren erblindet, † am 11. April in Graz, 77 Jahre alt.

Neue Bücher.

Redwitz, O. v., Das Lied vom neuen deutschen Reich. Berlin, Besser.

Ring, M., Lebensweisheit und Menschenkenntniß in Sprüchen von Rochefoucauld, Chamfort, Lichtenberg u. Berlin, Löwenstein.

Musik und Theater.

Nekrolog.

Hoguet, pensionirter Hofballetmeister in Berlin, Verfasser zahlreicher Ballets und Pantomimen, Vater des im vorigen Jahre verstorbenen Malers Charles Hoguet, † am 5. April in Berlin, im 79. Lebensjahre.

Rötscher, Dr., Heinrich Theodor, wohl ohne Einschränkung der bedeutendste Dramaturg Deutschlands, der erste, der auf Grund einer gediegenen, unter der Leitung von Böckh und Gottfried Hermann einerseits und Hegel andrerseits erworbenen philologischen und philosophischen Bildung und rastloser Studien im ganzen Umfange der dramatischen und dramaturgischen Literatur die bereits von Lessing bezeichnete und schmerzlich empfundene Lücke in der Kunstlehre durch Begründung einer rationellen Schauspielkunst (Kunst der mimischen Darstellung) erfolgreich auszufüllen unternahm, † nach fast zehnjährigem Siechthum und des Augenlichts beinahe beraubt, unter sorgfältiger Pflege und im Genuß einer Pension von der deutschen Schillerstiftung, bis kurz vor seinem Ende geistig frisch am 9. April früh zu Berlin. Er war am 10. September 1802 zu Mittenwalde, wo sein Vater Prediger war, geboren, wurde in Berlin auf dem Gymnasium zum grauen Kloster vorbereitet, studirte in Berlin und Leipzig, promovirte und habilitirte sich bei der Berliner Universität, wurde 1828 Professor am Gymnasium zu Bromberg, wo er durch seine geistvollen und freisinnigen Geschichtsvorträge auch über den Kreis der Schule hinaus anregend wirkte, übernahm, nach Berlin zurückgekehrt, 1845 die Theaterkritik in der „Spenerschen Zeitung", die er sich 1851 beim Eintritt der gegenwärtigen, wenig Gutes versprechenden Generalintendanz von der Theilnahme an der königlichen Bühne zurückzog. Vor der Revolution von 1848 war er mit dem Entwurf zur Begründung einer Staatsanstalt zur Ausbildung dramatischer Künstler beauftragt, dessen Verwirklichung die Zeitumstände verhinderten. Seine erste wissenschaftliche Arbeit behandelte „Aristophanes und sein Zeitalter". Besonders wichtig sind noch seine „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst", die „Kunst der dramatischen Darstellung", die „Dramaturgischen Skizzen und Kritiken" und deren zweite Folge unter dem Titel „Dramaturgische Abhandlungen und Kritiken". Seine letzte Arbeit war — von kleineren Aperçus, die er in der Spenerschen Zeitung gelegentlich zu veröffentlichen liebte, und die sich durch eine gedankenfeste, oft aber auch in der Form knorrige Kürze auszeichneten — die Herausgabe der Zeitschrift „Dramaturgische Blätter", von der jedoch nur ein Jahrgang (1865) erschien. — Seine bedeutende Thätigkeit muß um so energischer hervorgehoben und um so entschiedener anerkannt werden, je mehr die frivole Kunstanschauung unserer Tage auch auf dem Gebiete der darstellenden Kunst dem dilettantischen Naturalismus Kränze flicht. Er vertrat den Standpunkt unserer (wie jeder) klassischen Litteraturperiode, die die Schaubühne als eine Kunstanstalt und eine moralische Anstalt galt. Das heutige Theater als reines Vergnügungsinstitut trieb nicht bis zu der Höhe hinauf, wo sein Geist lebte und waltete, und so wird es seinen Verlust nicht empfinden, kaum bemerken. Doch „das Gute bleibt der Nachwelt unverloren".

Samson, J. J., der bekannte Komiker des Théâtre-Français in Paris, † am 30. März zu Auteuil bei Paris, 78 Jahre alt.

Neue Bücher.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Acht Briefe und ein Facsimile. Leipzig, Grunow.

Vom Musikalisch-Schönen, von F. Stade, Leipzig, Kahnt.

Digitized by Google

Bildende Kunst.

Nekrolog.

Engert, Erasmus von, Director des k. k. Belvedere in Wien, † daselbst nach längerem Leiden am 14. April, 75 Jahre alt (1796 in Wien geboren). Er war nächst dem jüngst verstorbenen Eigner in Augsburg einer der ausgezeichnetsten und gewissenhaftesten Restauratoren alter Bilder und hat in der ihm anvertrauten Galerie vortrefflich gewirkt. Seit 1868 stand er an der Spitze einer im Belvedere neu eingerichteten Restauratorenschule.

Jäger, Gustav, bedeutender Geschichtsmaler, Director der Kunstakademie zu Leipzig, † daselbst am 19. April. Er ist 1808 zu Leipzig geboren, wo sich auch eine Anzahl seiner Hauptbilder befindet. Im Jahr 1830 kam er nach München und erregte bald Aufsehen durch sein Gebet des Moses während der Schlacht wider die Amalekiter. Dann malte er nach Schnorrs Entwürfen mit an den Kaiserbildern im Saalbau der Münchener Residenz. Von Leipzig wurde er nach Weimar berufen, das Herderzimmer im großherzoglichen Schloß auszumalen; es ist dies wohl seine hervorragendste Leistung (einige Hauptkartons im städtischen Museum zu Leipzig). Seine Gemälde haben meist biblische Sujets.

Kirstein, Max, Genremaler in München, † daselbst am 3. April.

Mayr, Heinrich von, Kabinetsmaler des Herzogs Max in Bayern und seit mehreren Jahrzehnten dessen treuer Freund und Begleiter, † am 5. April in München, 64 Jahre alt.

Pernhart, Marcus, bekannter Landschafter, auch als Panoramenmaler von Ruf, † in der Nacht zum 31. März in Klagenfurt, im 49. Jahre.

Geographie.

Geographische Umschau. III. Australien. Kein Land der Erde, selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht, zeigt vergleichsweise eine so rapide Entwicklung als Australien. Diese Thatsache wird uns glänzend vor Augen geführt an der Hand eines reich ausgestatteten Werkes, das 1869 zu Melbourne erschien: The Goldfields and Mineral Districts of Victoria with Notes on the modus of occurence of Gold and other Metals and Minerals. By R. Brough Smyth. Victoria ist das bevorzugte Land Australiens, dasjenige, welches am weitesten in der Entwicklung voraus ist, und an ihm läßt sich auch am besten der Riesenfortschritt Australiens darthun. Während einer Periode von 50 Jahren, von der ersten Entdeckung Port Phillips im Februar 1802 bis zum Auffinden des Goldes bei Clunes im März 1850 hielt man die Südspitze Australiens für eine Art unnützen Landes, höchstens geeignet für Squatters, die dort Pferde oder Schafe züchten wollten. Jeder Distrikt wurde nur nach der Menge Schafe oder Rindvieh gewerthet, die er etwa ernähren konnte, und obgleich man zahlreiche Quarzriffe erblickte, die sich oft 20′ über die Erdoberfläche erhoben, und die alle jedem Auge, das sehen wollte, sichtbares Gold enthielten, so wurden sie doch kaum der Beachtung werth gehalten. Der sorglose Schäfer schöpfte sein Wasser aus Bächen, die voller Goldklumpen lagen, ohne sie nur zu ahnen. Das alles ist jetzt anders geworden. Die immensen Fortschritte, welche die Kolonie Victoria seit der Eröffnung der Goldfelder im Jahre 1851 gemacht hat, lassen sich nur durch Zahlen ausdrücken. Im Jahre 1851 zählte Victoria 77,345 Einwohner, die 57,472 Acker Land kultivirten. Die Einfuhren betrugen 1,056,437 Pfund Sterling, die Ausfuhren 1,422,909 Pfd. Sterl. an Werth. Im Jahre 1867 war die Bevölkerung auf 659,887 Personen gestiegen, das kultivirte Land betrug 631,207 Acker; die Einfuhren 11,684,080, die Ausfuhren 12,724,427 Pfd. Sterl. Diese enorme Steigerung erfolgte in einem sechzehnjährigen Zeitraume. In derselben Zeit von 1851 bis 31. December 1868 wurden aus der Kolonie Victoria an Mineralprodukten exportirt:

Gold	147,343,767	Pfd. Sterl.,
Silbererz	5,047	" "
Zinn und Zinnerz	209,964	" "
Kupfer und Kupfererz	5,800	" "
Antimon	37,160	" "
Kohlen	2,899	" "
Lignit	205	" "
Kaolin	7,028	" "
Steinplatten	21,525	" "
Schiefer	648	" "
Magnesit	12	" "
Diamanten	81	" "
Sapphire	150	" "
zusammen für	147,633,286	Pfd. Sterl.

Die Abgaben der Goldgräber (Gold-licenses) brachten der Regierung der Kolonie in dem angegebenen Zeitraum allein 5,211,465 Pfd. Sterl. ein. Victoria besitzt eine Totalarea von 86,831 engl. QMeilen (nach anderen Angaben

Digitized by Google

88,451 engl. QM.=4160 d. QM.), wovon nach Brough Smyth sicherlich ein Drittel mit goldführendem Gestein bedeckt ist. Granit und andere plutonische Felsen nehmen 2200, basaltische und vulkanische Gesteine 10,300, silurische und devonische Formation 27,800, Kohlenformation 3200, tertiäre Gesteine 28,600, verschiedene Kalksteine 330 engl. QMeilen ein; die geologisch noch unerforschte Region, wohl meist aus Granit und den unteren silurischen Schichten bestehend, umfaßt 14,401 engl. QMeilen.

Ungemein klar und viel Neues dabei bringend schildert Brough Smyth die physikalischen Verhältnisse des Landes. In ihrem östlichen Theile ist die Kolonie Victoria von einem Theil der großen australischen Ostcordillere durchzogen, die in ihren Ausläufern bis Wilson Promontory, dem südlichsten Kap, sich erstreckt. In ihr liegen zahlreiche, 5000 — 6000′ hohe Berge, die den größeren Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Nach Norden und Nordwesten zum Murrayflusse, nach Süden und Südosten zur Küste des Oceans laufen zahlreiche Verzweigungen des Gebirges. Nach Brough Smyth gibt es in der Kolonie etwa 60 Flüsse; von diesen bewässert der Snowy-River ein Gebiet von 5000 engl. QMeilen, der Yarra über 1500 engl. QMeilen. Das Gebiet des Korangomutsees (im Südwesten) umfaßt 1144 engl. QMeilen. Ueberall, wo man auch die basaltische Lava, die vulkanischen Aschenschichten oder andere vulkanische Ablagerungen abteuft, trifft man auf alte Flußläufe und alte Bodenoberfläche. Die Wasserläufe, im silurischen oder devonischen Gesteine ausgehöhlt, laufen in derselben Richtung wie die gegenwärtigen oberirdischen Läufe. Um diese Veränderung der australischen Bodenoberfläche herbeizuführen, die Brough Smyth ausführlich nachweist, mußten eine Menge Ursachen zusammenwirken: vulkanische und plutonische Thätigkeit, das Meer ꝛc. Der südliche Theil Victoria's hat ein weit besseres Klima und einen reicheren Boden als der Norden. Die Bewässerung ist dort durch die zahlreichen Baien, Seen und Ströme eine durchaus genügende, die Luft ist mit Feuchtigkeit geschwängert. Sowohl in den Hochlanden an den Quellen des Yarra als in den Ebenen des Seendistrikts ist der Charakter der Vegetation ein durchaus verschiedener, wenn wir uns den wohlbewässerten Gegenden nähern. Wo der Boden tief und reich, der Regenfall stark, das Klima feucht ist, gedeihen Bäume so mächtig wie nur irgend in der Welt. In den tiefen Bergschluchten in der Nähe der Yarraquellen erreicht die Bergbuche (Fagus Cunninghami) eine Höhe von 300′ und der Eucalyptus amygdalina volle 400′. Unter ihnen ist alles mit dichtem Unterholz und Baumfarrn bedeckt, die mit ihren Wedeln Bäche beschatten, welche nie, selbst in der dürrsten Jahreszeit nicht zu fließen aufhören. — „Wenn wir", schreibt Brough Smyth, „die heißen und dumpfen Straßen und Vorstädte Melbourne's in der Mitte des Sommers verlassen, in denen die Luft wie in einem Hochofen glüht und der Boden in trocknen Staub verwandelt ist, können wir schon in wenigen Stunden eine Gegend erreichen, die stets grün, stets feucht ist, wo murmelnde Ströme genährt von Bergquellen, geschwätzig und glitzernd über Kiesel dem Hauptflusse zueilen; wo das reiche Grün der Farrn sich harmonisch mischt mit den weniger satten Farben des Sassafras und des Moschusbaums, und wo jähe, hohe Berge selbst zur Mittagszeit noch ihre breiten Schatten über die Klüfte werfen, aus denen die Gewässer entspringen." Das Land im Osten ist bergig, hier und da majestätische Massen von Granit und Urschiefern zeigend. Die höheren Gipfel und Pässe sind den größeren Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt und fast stets von Wolken eingehüllt. Wilde Bäche rinnen hier durch enge Schluchten und dichtes Buschwerk erstreckt sich bis zu einer Höhe von 3000′. In den höheren Theilen, wo die Vegetation fast ganz fehlt oder arm und dürftig ist, finden wir in der kalten Jahreszeit nur nackte Felsen, Schnee und eisgedeckte Ströme. Nach Westen und Nordwesten hin ist das Land flach, die Flüsse ziehen faul dahin, der Regen ist ungewiß und niemals reichlich, der Sommer brennend heiß und die Verdunstung ungemein stark. — Sehr beachtenswerth ist, was der Verfasser über die Salzseen der Kolonie mittheilt. Der Gnotuksee, welcher wahrscheinlich seinen Ursprung vulkanischer Thätigkeit verdankt und der etwa 130′ unter dem Spiegel des Buleen-Merri liegt, ist bittersalzig. Er empfängt nur einen einzigen Zufluß und wird sonst nur durch das Regenwasser gespeist. Doch leben einige Arten Fische und Konchylien in ihm. Rings um den Rand herum stehen abgestorbene Bäume und der weiche Schlamm ist voller Knochen von Thieren, die hier verunglückten. Der Ort ist einsam und traurig. Drüber hinweg fliegen Aasvögel; am Strande findet man Coccolithen und Bruchstücke von Topasen. Ein gewisser Cadogan Campbell, der in Warrnambool wohnte, hatte Gelegenheit, dem Bohren eines Brunnens an der südöstlichen

Digitized by Google

Seite des Gnotuksees beizuwohnen. Hierbei kamen sehr merkwürdige Thatsachen ans Licht. Zunächst durchteufte man 3 Fuß gewöhnlichen Bodens, auf welchen 60 Fuß einer Aschenschicht folgten, die aus abwechselnd weißen und schwarzen Lagen bestand; die Lagen waren unregelmäßig stark, keine aber über 1 oder 2". In der Tiefe von 63' trafen die Arbeiter auf die ursprüngliche Bodenoberfläche, die noch mit dem gemeinen groben Gras, wie es jetzt in Australien wächst, bedeckt war. Es war nicht etwa verbrannt, sondern trocken gleich Heu. Unter dieser alten Rasendecke durchteufte man noch 60 Fuß blauen und gelben Thon, und hierbei traf man auf den Schädel und die Knochen eines Dingo oder australischen wilden Hundes. Es ist bekanntlich bezweifelt worden, daß der Dingo ein ureingeborenes Thier des australischen Kontinents sei; durch den erwähnten Fund werden jedoch alle Zweifel hierüber gehoben.

Von allen australischen Kolonien hat Victoria immer noch den Vorzug vor den Schwesterkolonien, und doch scheint auch hier ein Stadium des Stillstandes sich vorzubereiten, denn die wirthschaftlichen Verhältnisse lagen 1870 außerordentlich danieder, die Zahl der Bankerotte war ganz bedeutend, Mißernten häufig, und in guten Erntejahren stellte sich der Frachtpreis für den Getreideexport nach England sehr hoch; die Viehzucht behielt indessen ihre Bedeutung bei. Die Goldgewinnung Victoria's im Jahre 1869 betrug — was zur Ergänzung von Smyths Bericht dienen möge — 1,657,498 Unzen. War auch eine Steigerung gegenüber dem Vorjahre zu bemerken, so waren doch die Goldgräbereien (Diggings) im angeschwemmten Lande fast erschöpft und zeigten von Jahr zu Jahr geringere Ausbeute. Die goldhaltigen Quarzriffe sind freilich noch unübersehbar und unbegrenzt reich an edlem Metalle, indessen zu deren Bearbeitung gehört erhebliches Kapital. Der durchschnittliche jährliche Gewinn, welcher 1869 auf den Einzelnen entfiel, ergab nicht mehr als 80 Pfund Sterling 8½ Schilling. Schlimmer noch ist die Lage in den übrigen Kolonien.

Reiche Goldfelder sind jetzt auch an der Basis der Kap-Yorkhalbinsel entdeckt worden (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 388), und zwar an dem oberen Laufe des Hilbert-, Linnasleigh-, Lynd-, Burdekin- und Mitchellflusses. Auch sonst noch bietet die Kap-Yorkhalbinsel in einzelnen Theilen große Vorzüge, die zu einer kräftigen Entwicklung des nördlichen Australiens führen müssen.

Im Norden der Kolonie Südaustralien sind durch die daselbst am Cooper Creek (Barku) angesiedelten deutschen Missionen wichtige Forschungen im Seengebiete angestellt worden. Eine neue von denselben eingesandte Karte (Petermanns Mittheilungen 1870, Taf. 5) zeigt, daß der nördliche, bisher auf unsere Karten eingetragene hufeisenförmige Theil des Torrenssees Eyres nicht existirt. Zwischen dem Gregory- und Eyresee erhebt sich eine von Nord nach Süd verlaufende Bodenschwelle und ein bisher angenommener hydrographischer Zusammenhang zwischen beiden existirt nicht.

Wer die Unsicherheit in der geographischen Kenntniß der Inseln des großen Oceans kennt, wird es sicher dem Missionsprediger Dr. Grundemann Dank wissen, daß er durch Anfragen bei den Missionären der Südsee es bewerkstelligte, die östlichen Inseln Melanesiens in geographischer Beziehung klar zu stellen. Seine wichtige Arbeit (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 365) erstreckt sich namentlich auf die Loyalty-Inseln und die Neu-Hebriden und ist von einer vortrefflichen Karte begleitet. — Bezüglich Neuseelands wollen wir auf ein sehr gründliches, mehr populäres Werk hier aufmerksam machen: „Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee" von F. Christmann (Leipzig 1871); namentlich sind die historischen Verhältnisse darin bis auf die Gegenwart herab sehr übersichtlich behandelt.

IV. Asien. Die Wissenschaft verdankt dem Vordringen der Russen in Innerasien ungemein viel, und kein Jahr vergeht, daß wir nicht neue geographische Nachrichten aus den von ihnen besetzten Landern oder deren Grenzgebieten erhalten. Expeditionen im Gebiete des Thianschan und an den Quellen des Syr Darja sind in fortwährender Thätigkeit. Die Quelle des Syr Darja wurde im Sommer 1869 entdeckt (Globus XVII, S. 239); der Syr Darja entspringt auf kolossalen Schneegebirgen im östlichen Kokan. Seine Quelle, Faktasch genannt, entströmt einem Gletscher, welcher zu Ehren des Topographen, der ihn aufnahm und zuerst untersuchte, Petrowgletscher genannt wurde. Dieser Gletscher ist 20 Werst lang, 2½ Werst breit und 20 bis 50 Faden stark. — Im Sommer 1870 ist auch das Quellgebiet des Serefschan durch General Abramow erforscht worden (Globus XVIII, S. 30, 80). Dieser, das Sogdiana der Alten durchziehende, an Samarkand, der jetzt russischen Stadt, vorüberfließende Strom, der sich in der Steppe verliert, hat seine Quellen in dem östlichen Alpengebirg im Asfera Dagh; auch

Digitized by Google

er, im oberen Laufe Matsche genannt, entströmt einem großen Gletscher, der 1½ Werst breit ist und durch eine 56 Werst lange Schlucht ziehen soll. Positionsbestimmungen finden wir in den uns vorliegenden Angaben nicht.

Das turkestanische Khanat Scherisebs (Schagrissabs) hat aufgehört selbständig zu sein. Es liegt südlich von Samarkand und wird im Westen von Buchara begrenzt. Als letzteres noch ein großes Khanat bildete, gehörte auch Scherisebs zu demselben; als jenes zerfiel, wurde das Land selbständig, und alle Bemühungen des Emirs von Buchara, Scherisebs unter seine Botmäßigkeit zu zwingen, blieben vergeblich. Der kleine Staat besitzt vier Festungen: Scherisebs, Schamatan, Urta-Kurgan und vor allem das für uneinnehmbar gehaltene Kitab. Das Khanat ist, die westliche Seite ausgenommen, von Gebirgen umgeben; im Norden bildet der Altun Dagh die Grenze gegen die russischen Besitzungen. Hauptfluß ist der Aksu, welcher, nach Westen strömend, das Land durchzieht und in Buchara dann Karschi Darja heißt. Vortrefflich gedeihen Obstbäume, Maulbeerbäume, Mandeln, Aprikosen, Wallnußbäume, Getreide, Hanf, Tabak und Baumwolle. Im Gebirge werden Wölfe, Bären, Füchse und Marder gejagt. Das Klima ist vortrefflich. Die Zahl der sehr kriegerischen Bewohner gibt der russische Reisende Galkin auf nur 70,000 an. Unter ihnen leben viele Juden, die in den Städten besondere Quartiere bewohnen. Die Zahl der Nomaden ist gering. Alle Mohammedaner des Landes sind Sunniten. Scherisebs war sowohl für die Russen als für die Bucharioten ein sehr unbequemer Nachbar; die tapferen Bewohner trieben, wie die meisten Turkmanen, das Räuberhandwerk im ausgedehnten Maße und schonten ihre Nachbarländer keineswegs. Von Scherisebs aus erhielt Kata Tjöre, des Emirs von Buchara ältester Sohn, der gegen seinen Vater sich erhoben hatte, 1869 die nöthige Unterstützung. Im Sommer 1870 überfielen die Scherisebser unter einem gewissen Aidar-Chodschi die russischen Kosakenstationen und plünderten die Grenzdörfer aus. Im August 1870 zog, um diesem Unwesen zu steuern, General Abramow gegen Scherisebs aus; am 14. August wurde die Hauptfestung Kitab mit geringem Verluste gestürmt, worauf die übrigen Orte sich ohne Schwertstreich ergaben. Es war nicht die Absicht der Russen, den kleinen Staat einzuverleiben; indessen selbständig sollte er auch nicht bleiben. Sie übergaben ihn daher seinem früheren Herrn, dem Emir von Buchara, der nach dem Abzuge der Russen die festen Plätze besetzte. Scherisebs, das nun als selbständiger Staat zu streichen ist, steht damit aber völlig unter russischem Einflusse, gleich dem ganzen Khanat Buchara. (Allg. Ztg. 1870, Nr. 296.

Auch die Engländer setzen rüstig ihre Unternehmungen in Innerasien fort, und gerade mit bei den Russen berühren sich auch bei ihren Expeditionen wissenschaftliche, politische und Handelsinteressen. Hayward und Shaw hatten Kaschgar und Jarkend dem englischen Einflusse eröffnet, und die guten Beziehungen, die zu dem neuen Herrscher Ostturkestans, Jakub Kuschbegi, angeknüpft waren (Ergänzungsbl. Bd. V, S. 631), sollten weiter ausgenutzt werden. Hierzu wurde der Engländer Forsyth erwählt, der mit einer zahlreichen Begleitung, darunter auch der Überpflanzer Shaw, im Frühjahr nach Jarkend aufbrach. Unterwegs hatte die Gesandtschaft mancherlei Gefahren zu bestehen; namentlich erwiesen sich die Behörden Kaschmirs, durch welches die Straße nach Jarkend führt, sehr feindlich gesinnt; die Briten wurden in den unwirthbaren Gegenden des Tschang-Tschenmo-Passes halb ausgehungert und durften erst nach mannichfachen Quälereien ihre Straße weiter ziehen. Sie erreichten nun zwar glücklich Jarkend, wurden aber dort nicht von Jakub Kuschbegi empfangen, der angeblich im Norden seines Reiches bei Turfan auf einem Feldzuge gegen die aufrührerischen Tunganis begriffen war. Eine andere Ansicht geht dahin, Jakub Kuschbegi habe die Briten nicht empfangen wollen, da der mittlerweile bei ihm erstarkte russische Einfluß ihm dieses untersagt habe. Die Mission der Engländer war somit fehlgeschlagen.

Noch unglücklicher lief die Forschungsreise des kühnen Engländers G. W. Hayward ab, der auf dem Wege nach Innerasien sein der Wissenschaft geweihtes Leben verlor (Athenäum 14. November 1870; Ausland 1870, 1171). Zu Ende 1869 brach Hayward von Srinagur, der Hauptstadt Kaschmirs, auf, ging über Iskardo, einer Stadt am oberen Indus in Kleintibet, nach dem Hochthale Gilgit, von wo er sich westlich nach den hohen Schneebergen von Jassin wandte, wo er Ende Februar 1870 anlangte. Der Häuptling von Jassin, Mir-Walli-Khan, nahm Hayward sehr freundlich auf und versprach seine Absichten zu unterstützen. Der Reisende wollte nämlich durch den Darkotpaß nach dem oberen Oxus gelangen. Verschiedene Ausflüge in der Umgebung führten Hayward an den Fuß der Pässe, welche nördlich nach Wachan, westlich nach

Digitized by Google

Tschitral führen. Die Ergebnisse dieser Ausflüge waren reich. Hayward sammelte Vokabularien der verschiedenen Bergstämme, dann Nachrichten über die noch nicht besuchten Bergthäler Hansa, Nagar und Dilail. Einige der Bergspitzen zwischen den Thälern erreichten eine Höhe von 25,000'. Die Pässe im Norden führten alle an den oberen Oxus und nicht an die Nebenflüsse des Jarkend. Er sah sich daher in den Stand gesetzt zu bestimmen, daß die Gebirgskette, welche im Süden Osturkestan (Jarkend) begrenzt, auf unseren Karten bisher viel zu weit westlich verlegt wurde. Da die Pässe nach dem Oxus zu sehr durch Schnee versperrt waren, so kehrte Hayward vorläufig nach Kaschmir zurück, verblieb dort den Sommer und machte sich abermals dann nach Darkot auf. Unterdessen hatte Mir-Walli-Khan — aus noch nicht genügend aufgeklärten Gründen — Haywards Ermordung beschlossen. Der Reisende wurde Anfangs August im Schlafe überfallen und gesteinigt.

Seit Wrede (Ergänzungsbl. Bd. V, S. 627) hatte kein Europäer das unnahbare Hadhramaut in Südostarabien besucht. Das Wagstück ist nun doch ohne große Gefahren dem Schweizer Werner Munzinger jetzt abermals gelungen, und zwar auf einer östlicher liegenden Route als jene Wrede's (Athenäum 24. September 1870; Petermanns Mittheilungen 1870, S. 425). Begleitet von dem englischen Kapitän Miles ging Munzinger von Aden zur See bis Bir Ali und von da etwa 300 englische Meilen weit ins Innere; der entfernteste Punkt, den sie erreichten, war Habban, das 2000' über dem Meere liegt. Ueberall trafen sie himyaritische Inschriften und andere Spuren längst vergangener Civilisation. Von Bir Ali aus bildet das Land eine sanft binnenwärts geneigte Ebene, fast bedeckt von einzelnen Hügeln und Rücken aus Sandstein mit flachem Scheitel, alle von gleicher Höhe, etwa 1500' über der Ebene und gänzlich von Vegetation entblößt; nur die sehr schmalen Streifen von Alluvialboden in den Schluchten, nicht ein Zehntel der ganzen Oberfläche, sind anbauwürdig, aber auch meist gut bestellt; sie geben drei, selbst vier Ernten im Jahr, da sie mittels Brunnen bewässert werden. Diese Stellen bilden Oasen mit dichter Bevölkerung und Städten von mehreren tausend Einwohnern. Jenseit dieser Hügelregion kam Munzinger in ein „granitisches und metamorphisches Land", wo abgerundete Hügel mehrere ausgedehnte Ebenen begrenzten. Hier gab es mehr Vegetation, auch einige schöne Bäume, und man begegnete wilden Schweinen, Gazellen und Viehheerden. Die Bewohner gehörten verschiedenen Stämmen an. Die alte himyaritische Sprache war trotz des mehr als tausendjährigen Herrschens des Islam noch nicht ganz vergessen, doch herrschte bereits das Arabische. Es mangelte den Einwohnern an religiösem Gefühle und einer regelmäßigen Regierung, auch standen sie auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe.

In den politischen Verhältnissen Hadhramauts hat in den letzten Jahren eine Umwandlung stattgefunden; bisher hatte jede kleine Stadt ihren eigenen Fürsten; das Flachland gehörte den nomadisirenden Beduinen, welche die eigentlichen Herren des Landes waren. Heinrich von Maltzan erfuhr nun (Allg. Ztg. 1870, Nr. 340) von den in Kairo ansässigen Hadhramautern, daß neuerdings in diesen Beziehungen eine wesentliche Aenderung vor sich gegangen und an Stelle der großen Zersplitterung mehr Einheit getreten sei. Es sind nämlich durch die Thatkraft kühner Fürsten drei größere Staaten in Hadhramaut geschaffen worden. Ein gewisser Salah el Kesady aus der Provinz Jafia, die zwischen Hadhramaut und Jemen liegt, bemächtigte sich der Hafenstadt Makalla, schuf sich eine Negertruppe, unterwarf die Beduinen und dehnte seine Macht bis nach dem dicht bevölkerten Wadi Doan im Norden aus. So schuf er den Staat Makalla. Andere Fürsten ahmten sein Beispiel nach. Der Sultan (Daulet) von Schihr oder Schehr eroberte die Südhälfte des Wadi Gassr und die Stadt Schibam, solchergestalt den Staat Schihr bildend, während der Sultan von Tarym seine Macht über den nördlichen Theil des Wadi Gassr ausdehnte. Somit sind drei Krystallisationspunkte für größere Staaten in Hadhramaut gegeben.

Der deutsche Geologe F. v. Richthofen, dem die Erforschung China's bereits so viel verdankt, hat vom Mai bis Juli 1869 eine Reise durch Liaotung und Petschili bis Peking unternommen (Petermanns Mittheil. 1870, S. 369). Was er über Liaotung sagt, darf als fast ganz neu angenommen werden. Von Tschifu, dem bekannten den Europäern eröffneten Hafen in Schantung, setzte er, durch den Golf von Petschili fahrend, nach Niutschuan über. Dieses liegt nahe der Mündung des Liao und ist gleichfalls dem Handelsverkehr geöffnet. Von hier aus verfolgte er die ganzen Küsten der Halbinsel von Liaotung bis zur Grenze Korea's, zog an dieser

Digitized by Google

aufwärts und weiter nach der Stadt Mukden, von da endlich an der mongolisch-chinesischen Grenze hin über Jung-pin nach Peking. Folgendes sind die Reiseergebnisse. Mit Liaotung wird nur der östliche Theil der Provinz Schinking bezeichnet, während der westliche Liao-si heißt. Die Bedeutung ist Land im Osten und Land im Westen des Liao, welcher Schinking der Länge nach durchströmt. Liaotung ist ein Gebirgsland, erfüllt von kurzen von Westsüdwest nach Ostnordost streichenden Bergzügen, die als Ausläufer des Schanjanalin zu betrachten sind, jenes hohen Gebirges, das an der Grenze zwischen Korea und der Mandschurei liegt. Die Höhen betragen nur in einigen Rücken 3500', während die mittlere Höhe 1500' beträgt. Die meisten bestehen aus krystallinischen Schiefern und Granit; sie sind kahl und schroff. Auch wo, wie z. B. an der Society Bai, Kalk und Sandstein vorkommen, ist die Vegetation dürftig. Nur gegen die Grenze von Korea hin werden die Gebirge wasserreich und tragen eine üppige Vegetation. In Folge dieses gebirgigen Charakters ist Liaotung wenig produktiv. Richthofen führt eine Reihe an der Küste gelegener Handelsplätze auf, die bisher auf unseren Karten gar nicht verzeichnet waren. Interessant ist, was von ihm über die Beziehungen Liaotungs zu Korea gesagt wird. In der Nähe der Stadt Fong-whang-tschin liegt das „Thor von Korea" oder Kaoli-mön, durch welches der Verkehr zwischen Koreanern und Chinesen vermittelt wird. Er darf dreimal im Jahre, jedesmal einen Monat lang, stattfinden. Es findet also eine Art Messe statt. Richthofen traf zu derselben ein und fand 300 Koreaner und dreimal so viel Chinesen versammelt. — Die bekannte Stadt Mukden im nördlichen Liaotung wird allgemein als Schinjang bezeichnet und ist eine der drei Hauptstädte der Mandschurei. Die Mandschusprache ist indessen hier ganz ausgestorben und hat dem Chinesischen Platz gemacht; überhaupt tritt das Mandschu vor dem Chinesischen zurück, da die zahlreichen einwandernden Chinesen ihre Sprache aufrecht erhalten und die Kinder aus Mischehen diese auch annehmen. — Liao-si, das Land im Westen des Liao, ist gleichfalls gebirgig, doch streichen hier die Gebirgszüge von Südsüdwest nach Nordnordost; sie sind höher als im Osten und gelten als Ausläufer des hohen Kingangebirges.

In Japan sind gegenwärtig folgende Häfen dem Verkehr mit den Fremden eröffnet: Hakodadi auf Jesso; Jedo, Kanagawa-Jokohama, Ohosaka, Hiogo, und Niegata auf Nipon; Nagasaki auf Kiusiu; Nawa auf den Lutschu-Inseln. Diese Hafenstädte sind wohlbekannt; nur über Niegata, den am 1. Januar 1869 eröffneten Hafen an der Westküste Nipons, waren wir wenig unterrichtet. Diesem Uebelstande hilft ein Konsulatsbericht im „Preußischer Handelsarchiv" jetzt ab (vergl. Petermanns Mittheilungen 1870, S. 385). Niegata in der Provinz Itschinge hat nur eine offene Rhede, auf welcher bei ungünstigem Winde kein Schiff ankern kann; auch der Nothhafen auf der weiter westlich gelegenen Insel Sado war unbrauchbar; daher kam es, daß 1869 nur 18 fremde Schiffe mit 6000 Tonnen Gehalt, darunter ein deutsches, in Niegata einliefen. Im übrigen aber hat die Stadt eine für den Handel sehr günstige Lage am Ausflusse des Schinanogawa, welcher durch reiche Seiden- und Reisdistrikte fließt. Der Reis kommt in Niegata billiger zu stehen als in anderen Gegenden Japans; auch Petroleumquellen werden in der Nähe ausgebeutet; ebenso Kohlenfelder. Der Schinanogawa ist für japanesische Dschunken fahrbar.

V. Europa. Im Norden unseres Erdtheils, der von den Geographen etwas zu nachlässigt wurde, beginnt man das Versäumte nachzuholen. Zunächst ist hier eine Abhandlung von J. A. Friis über Russisch-Lappland (Petermanns Mittheilungen 1870, S. 358) zu erwähnen, welche vielfach Licht auf diese so wenig bekannte Gegend wirft. Er beschäftigt sich namentlich mit den Eisverhältnissen der Fjorde, mit der Fischerei und den Erwerbsverhältnissen der Eingeborenen. Die Fjorde an der murmanischen Küste sind keineswegs so sehr vom Eise besetzt, wie man bisher gewöhnlich angenommen hat; der längs der Küste verlaufende Golfstrom sorgt schon dafür, daß hier die Verhältnisse sich nicht ungünstig gestalten. So friert z. B. der Kolafjord nur bis 30 Werst von der Stadt Kola im Januar und Februar zu, bisweilen aber auch gar nicht. Der Jekaterin-Hafen, der 40 Werst von Kola entfernt liegt, friert nie zu. In der That sind viele dieser Häfen das ganze Jahr hindurch für die Schifffahrt geöffnet. Der Winter an der murmanischen Küste, d. h. von der norwegischen Grenze bis Kap Swatoinos unter 40° östl. L. v. Gr., ist nicht so streng wie im Innern des archangelischen Gouvernements. Die Kälte steigt selten bis 20°, gewöhnlich nicht über 10° bis 15°, und das unter dem 68. bis 69. Breitengrade. Das ist der Ausdehnung des Golfstroms zu danken, nicht minder aber der völlig unerschöpfliche Fischreichthum an der mur-

Digitized by Google

manischen Küste. „Durch eine richtige Benutzung dieser Fischereien", sagt ein Russe, „könnten wir nicht allein die ganze Bevölkerung Europa's mit Fischen versorgen, sondern auch alle Maschinen Europa's mit Thran schmieren." Indessen ist in Folge mangelhafter Verbindungen, schlechter Justizverhältnisse, namentlich aus Mangel an Handelsleuten und Kapital die Ausbeute jetzt eine verhältnißmäßig geringe. Sie beträgt durchschnittlich im Jahre nicht mehr als 300,000 Pud gesalzener und gedörrter Dorsche, sowie 100,000 Pud anderer Fischarten und Thran. Sowohl in Norwegen, als in Finnland und Rußland sieht man jährlich Norweger, Finnen, Karelen und Lappen in einer Völkerwanderung nach der nördlichen Küste begriffen, um die Fischereien auszubeuten. Ungefähr 4½ Monate, von Ende März bis Mitte August, sind die Eismeerküsten mit diesen Fischern bevölkert. Im Spätsommer kommen von Pomorien (Pommern an der Onegabai des weißen Meeres!) eine Menge nationaler russischer Fahrzeuge, Lodjen, Katschmarer und Ranfisker, um einmal Mundvorräthe und Salz für die Fischer des nächsten Jahres zu bringen, dann um die diesjährige Beute zu holen und nach Archangel zu bringen. Ende August ist die murmanische Küste wieder todt. — Russisch-Lappland hat etwa 2900 QMeilen und die eigentliche Halbinsel allein etwa 2600 QMeilen. Das Verhältniß zwischen dem bewaldeten und waldlosen, sowie dem See- und Sumpfterrain ist etwa folgendes: waldloses oder Tundra-Terrain $^9/_{16}$, Waldterrain (Tanne, Fichte, Birke) $^6/_{16}$, See- und Sumpfterrain $^1/_{16}$. Die Verbreitungsgrenze sowohl des zusammenhängenden Nadel- wie Birkenwaldes ist auf der Friis'schen Karte (Tafel 18 bei Petermann) genau verzeichnet; im allgemeinen geht der Birkenwald einige Meilen weiter nördlich als der Nadelwald. Zusammenhängende, ungeheuer weit ausgedehnte Wälder, die jedoch keineswegs dicht sind, finden sich im südwestlichen Theile von Russisch-Lappland. — Die Volksmenge in Russisch-Lappland war 1859 nicht größer als 1134 Köpfe; der Nationalität nach 4971 Russen, 956 Karelen, 2207 Lappen; mithin kamen auf die QMeile nur 3 bis 4 Seelen. Dieselben Erwerbszweige stehen allen offen; von der Natur aber mit ungleichen Anlagen begabt, wählt jeder sich die Beschäftigung, die mit seiner Natur übereinstimmt; so ist der Russe Handelsmann, der Karele Ackerbauer, der Lappe Jäger und Fischer. Von Interesse ist, was Friis über Karelen und Lappen sagt. Der Karele ist ein Finne; er redet finnisch mit leichtem Dialekt, ist aber im Volkscharakter vom eigentlichen Finnen Finnlands sehr verschieden. Der letztere ist unter schwedischem Einflusse lutherisch und gebildet worden; der Karele ist griechisch-katholisch und wird von der Priesterschaft im traurigsten Zustande der Unwissenheit und Rohheit erhalten. Sein Christenthum ist meistens nur äußere Formsache. — Die Lappen bewohnen das Innere der Halbinsel Kola, ihr südlichster Wohnsitz liegt am Imandra-See bei Laschjeika. Die griechisch-katholischen Lappen sind jetzt nicht mehr Nomaden im alten Sinne, so daß sie in Zelten wohnten, von Renthierheerden lebten und mit diesen stets wanderten. Sie wohnen alle theils in gezimmerten Häusern, theils in „Erdgammen". Jede Familie aber ändert doch jährlich drei- bis viermal ihren Aufenthalt. Das Fastengesetz konnte die griechisch-katholische Kirche dieser Polarbevölkerung gegenüber nicht durchsetzen; vegetabilische Nahrung war ohnehin nur spärlich zugemessen. Wie die Samojeden Dispens erhielten so auch die Lappen. Sie dürfen in der Fastenzeit Schneehühner essen, die sie dann mit dem Euphemismus „fliegende Fische" bezeichnen.

Aufsehen haben die Goldfunde in Lappland, sowohl im russischen wie im skandinavischen Theile neuerdings gemacht. Die Umgebung des großen Enare- oder Inarasees hart an der norwegischen Grenze ist sehr goldreich befunden worden. Das edle Metall kommt namentlich im Flußsande des Iwalojoki vor, der von Süden in den Enaresee mündet; dann auch an den Ufern des Luttojoki im archangelschen Gouvernement. Die Ausbeutung wird lebhaft betrieben und soll auch, wie russische Blätter melden, lohnend sein. Ueber die Goldfunde im norwegischen Lappmarken berichtet Professor Nordenstjöld (Globus XVII, S. 263).

Für Territorialänderungen ist das Jahr 1870 besonders günstig gewesen. Einiges ist hier vollzogen, Anderes in der Ausführung begriffen. Das Königreich Italien hat den letzten Rest der weltlichen Herrschaft des Papstes an sich genommen und Rom am 20. September durch seine Truppen besetzen lassen. Bald darauf wurde die Einverleibung des ehemals päpstlichen Gebietes in das Königreich Italien ausgesprochen und Rom zu dessen Hauptstadt erwählt. Hierdurch ändert sich abermals der Besitzstand Italiens, das allerdings nicht, wie die königliche Proklamation der Einverleibung Roms sagte, durch eigene Tüchtigkeit, sondern einzig und allein durch Glückszufälle

Digitized by Google

angewachsen ist. Nach der Abtretung der Lombardei an Italien besaß letzteres 1861 auf 4709½ QMeilen 21,777,000 Bewohner; der Krieg des Jahres 1866, in dem Italien gegen Oesterreich allerdings unterlegen war, brachte ihm nichtsdestoweniger den Rest der österreichisch-italienischen Besitzungen ein, die sich noch auf 456½ QMeilen mit 2,591,000 Bewohnern beliefen, so daß Italien nun ein Areal von 5166 QMeilen mit 24,368,000 Bewohnern umfaßte. Kurz nach Napoleons III. Fall bei Sedan beschloß König Victor Emanuel die Einverleibung Roms; er konnte nun ungehindert vorgehen, der ehemalige Protektor des Papstes besaß keinerlei Macht mehr. Durch diese neueste Annektirung kamen abermals 214 QMeilen mit 723,000 Bewohnern an Italien. Da die Bevölkerung des letzteren seit 1866 auf 25,528,000 gestiegen war, so umfaßt Italien gegenwärtig 5380 QMeilen mit 26,251,000 Bewohnern. — Innerhalb Italiens hat sich die kleine Republik San Marino noch selbständig erhalten. Sie zählt auf 1,04 QM. 7300 Bewohner (1869).

Richard Andree.

Physiologie und Medicin.

Nekrolog.

Oppolzer, Johann, berühmter Mediciner, vorzüglicher Arzt und akademischer Lehrer, † am 17. April in Wien. Er war geboren am 3. August 1808 in Gratzen in Böhmen, wurde 1841 Professor der medicinischen Klinik in Leipzig und folgte 1850 einem Ruf an die Universität zu Wien. Oppolzer war einer der bedeutendsten Vorkämpfer der physiologischen Medicin, der die große Aufgabe übernahm und glücklich löste, die ärztliche Praxis im Geist der neuen Lehre zu reformiren. Der schroffe Gegensatz einerseits zwischen der Schule der physikalischen Diagnostik und der anatomischen Pathologie, andrerseits der alten Schule der Empirie wurde durch ihn ausgeglichen, und er war es auch, der die neue Methode dem Bedürfniß der ärztlichen Alltäglichkeit zurecht legte, die Errungenschaften Rokitansky's und Skoda's in der medicinischen Welt populär machte und das Publikum für diese Lehre gewann.

Walter, geheimer Medicinalrath, berühmter Arzt in Dresden, † am 16. April im 56. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Kehlkopf des Menschen, der, von H. von Luschka. Tübingen, Laupp.

Sprache und Ohr. Akustisch-physiologische und pathologische Studien, von O. Wolf. Braunschweig, Vieweg.

Botanik.

Die Flechten. „Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanze erfreuen. Treunt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) auf einem unterseeischen Gebirgsrücken die einträchtigen Korallen ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben und ein flaches Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küste schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das feuerleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau verwandelt sich nach und nach in Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue zirkelrunde Organismen von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere; und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durch-

Digitized by Google

laufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihren Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Moose, Gräser, Kräuter und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus." Das ist die Rolle der Flechten im Haushalte der Natur, wie sie uns Humboldt so unübertrefflich schildert. Da, wo alle zum Gedeihen der Pflanzen nöthigen Lebensbedingungen zu fehlen scheinen, wo hartes, unzersetztes Felsgestein der Wurzel keine Nahrung zu bieten vermag, wo die Sommerwärme selbst zur Entwicklung der Polar- und Alpenpflanzen nicht mehr hinreicht, da siedeln sie sich an. In allen Farben, gelb, orange, roth, braun, schwarz, weißlich, finden wir sie auf Steinen (Fig. 7), an Bäumen (Fig. 1), auf der Erde; bald in rundlichen Kreisen krustig den Fels überziehend, bald mehr oder weniger blattartig sich erhebend (Fig. 4), bald in wunderlich entwickelte Strauchform auswachsend (Fig. 9). Finden wir sie auch auf dem ganzen Erdboden zerstreut vor, so treten sie doch, als echte Pioniere pflanzlichen Lebens, nur an den Grenzen der Vegetation mächtig auf. Hoch im Norden, an den Grenzen ewigen Winters, wo auch im Sommer der Boden nur wenige Fuß aufthaut, dort, wo der Baumwuchs zwerghaft bleibt oder endlich ganz aufhört, dort breiten sich in Europa, Asien und Amerika weite Flächen aus, die man als Tundren bezeichnet: Gebiete, in denen Flechten und Moose die Physiognomie der Landschaft bedingen. In ihnen weidet das Renthier, unter dem winterlichen Schnee hervor seine liebste Nahrung, die Renthierflechte (fälschlicherweise auch wohl Renthiermoos genannt; Fig. 8), hervorscharrend. Auf den höchsten Gipfeln unserer Berge, auf den Felsspitzen, die ihrer Steilheit halber dem ewigen Schnee keinen Haltpunkt gewähren, findet man noch Landkarten- und Nabelflechten. Gleich als suchten sie Wind und Wetter auf, bedecken sie bei uns mit Vorliebe die Nordseite und die Stämme der den Waldrändern zunächst stehenden Bäume. Dort bilden sich bald blattartige, bald lange bartartige Gebilde, welche, Stamm und Aeste überziehend, denselben den sonderbarsten Anstrich gewähren. — Sind die Flechten so einerseits gegen die heftigste Kälte und das grimmigste Unwetter unempfindlich, so vermag ihnen andererseits auch eine starke Sonnengluth keinen merklichen Schaden zuzufügen. Hat in langen Wochen kein Regenstrahl sie benetzt, kein Thautropfen sie erquickt, sind sie eingetrocknet zur zerbrechlichen, pulverisirbaren Kruste geworden, deren Leben dahin zu sein scheint, dann genügt ein fröhlicher Regen, um den dem Tode entrissenen Organen neue Lebensfülle einzugießen: begierig saugen die Fasern die Feuchtigkeit auf, in neuem Glanze strahlt die Flechte, weil ihre jetzt durchnetzten oberen Schichten die tiefer liegenden farbigen Elemente nicht länger verhüllen, und neues Wachsthum beginnt. Dann hat die Flechte meistens eine lederartige Konsistenz, ist zähe, biegsam, selbst elastisch; häufig aber ist sie nach der Durchtränkung mit Wasser schlüpfrig und gallertartig, so bei den Gallertflechten.

Im ausgebildeten Zustande besteht der Körper der Flechten aus einem in der Regel stattlich entwickelten vegetativen Theile, dem Lager, Flechtenlager oder Thallus, welcher die Fruktifikationsorgane trägt. Letztere entsprechen genau denen der Sporenschlauchpilze, und von ihnen sind die Apothecien, d. h. Fruchtschichten, in denen sich Sporen in Sporenschläuchen (Asci) bilden, die ansehnlichsten.

Das Flechtenlager überzieht häufig Steine oder Baumrinde in Form von Krusten, oder drängt sich so zwischen einzelne Schichten der Rindenborke ein, daß nur die Fruktifikationsorgane an der Oberfläche zum Vorschein kommen. Dies sind die Krustenflechten, welche so innig mit ihrer Unterlage verwachsen, daß es unmöglich ist, sie ohne jede Verletzung von derselben zu lösen (Fig. 1). An sie schließen sich die Laubflechten (Fig. 7), deren flächenförmiges Lager nur durch einige wurzelähnliche Haftorgane (Rhizinen) an den Boden befestigt ist. Es ist an sich klar, daß sich zwischen diesen beiden Flechtenformen mannigfache Uebergänge vorfinden, und daß dies zwischen den Laubflechten und der dritten Form, den Strauchflechten, ebenso der Fall ist. Die letzten sind an ihr Substrat nur durch eine verhältnißmäßig dünne Partie angeheftet und erheben sich strauchartig und vielfach verzweigt (Fig. 8). Eine merkwürdige Mittelform bilden die Korallenflechten (Stereocaulon) und die Säulchenflechten (Cladonia, Fig. 9). Ihr Thallus bildet eine, in der Regel nur mäßig große, laubige Ausbreitung, aus welcher sich, gleichsam wie eine zweite Generation, ein strauchförmiges Gebilde erhebt.

Ziemlich einfach ist im Allgemeinen der innere Bau der Flechten; Zellreihen bilden, wie bei den Pilzen, ein Fasergeflecht, oder ein Scheinparenchym, und dazu kommen noch als weitere Formelemente runde oder längliche, grün oder bläulich gefärbte Zellen, die sogenannten

Digitized by Google

Gonidien oder Brutzellen (Fig. 3 und 5). Verschiedenartig kann freilich die Gruppirung dieser Elemente sein, doch lassen sich im Allgemeinen drei Haupttypen der Struktur der Flechtenlager unterscheiden: das geschichtete Lager, das Lager der Schriftflechten und das der Gallertflechten. Durchschnitte durch den geschichteten Thallus lassen fast immer mehrere Hauptgewebelagen erkennen, eine relativ dünne, durchscheinende, aber dicht gewebte Rinde und ein von derselben umgebenes lockeres Mark. Beide Schichten, Gebilde derselben Zellfäden, werden an ihrer gemeinschaftlichen Grenze in der Regel durch größere Anhäufungen von Brutzellen, durch die Gonidienzone oder gonimische Schicht getrennt (Fig. 5). Strauchartige Formen sind dabei in der Regel allseitig gleichartig berindet, während bei den Laubartigen die dem Lichte zugewendete Oberseite in der Regel von der ewig beschatteten Unterseite verschieden ist. Die Haupteigenthümlichkeit der Schriftflechten beruht in der Beschaffenheit ihrer Gonidien, welche vielgliederigen Algenfäden ähnlich sind und durch Theilung ihrer Endzelle in die Länge wachsen (Fig. 2). Der Thallus der Gallertflechten ist im trocknen Zustande knorpelig; saugt dann begierig Wasser ein und quillt so zu einem gelatinösen Körper auf. Querschnitte zeigen Gonidien und Zellfäden, die in einer anscheinend gleichartigen Gallerte eingebettet sind. — Ziemlich gering sind noch unsere Kenntnisse darüber, welches von diesen beiden Formelementen die Art des Wachsthums, die Verzweigung, beherrsche. Doch scheint dies im Allgemeinen von den Zellreihen auszugehen, und nur bei wenigen Gallertflechten von den Gonidien bedingt zu werden.

Der Inhalt der Zellfäden ist stets farblos und unscheinbar; organisirte Inhaltskörper, z. B. Stärke, findet man nicht vor. Die Zellmembranen mancher Flechten quellen, mit Wasser gekocht, zu einer homogenen Gallerte, zu Moos- oder Flechtenstärke, Lichenin, auf und geben daher insbesondere den nordischen Völkern ein geschätztes Nahrungsmittel, so z. B. das isländische Moos. Eines Bitterstoffes wegen diente Parmelia parietina als Fiebermittel.

Die in den Gonidien aufgehäuften Farbstoffe der Flechten sind im Allgemeinen noch wenig studirt; es zeigen sich indessen hinsichtlich derselben mancherlei Annäherungen an die Algen. So hat die gemeine Schildflechte (Peltigera canina) im feuchten Zustande eine graugrüne, im trocknen eine blaugraue, mitunter auch bräunliche Farbe. Unter dem Mikroskope erscheinen die Trä- Farbe, die Gonidien, in einer schwer z nirenden Mischfarbe. Zerreibt man nu Pflanze mit Wasser in einem Mörser und fil so erhält man eine violett-, oder weinr Flüssigkeit, welche kräftig braungelb fluore Nach dem Ausziehen dieses Körpers kann noch das Blattgrün aus dem auf dem F gebliebenen Rückstande mit Alkohol oder A in Lösung erhalten. Aehnliche Verhältnisse je noch viele andere Flechten. Roccella tinc Lecanora tartarea, Variolaria dealbata, Gyro pustulata und Lecanora atra enthalten Farbs welche je nach der Behandlung roth oder erscheinen und als Orseille, Pareille, Lack Persio oder Cudbear in den Handel kom

Zweifach, entsprechend den Formelemen des Thallus, ist die Fortpflanzungsw der Flechten: die eine, durch Soredien, geht aus von den Gonidien, die andere, durch Apothecien, verdankt ihr Dasein den Zellfäden. Unbekannt ist hier, wie bei den Pilzen, die Bedeutung der ebenfalls von den Zellfäden gebildeten sogenannten Spermatien und Stylosporen; nach geschlechtlichen Vorgängen endlich hat man bis jetzt noch vergeblich gesucht. —

Als Soredien bezeichnet man pulverförmige Massen, welche bei sehr vielen Flechten an die Oberfläche des Thallus treten. Sie sind regellos über den ganzen Flechtenkörper zerstreut oder an bestimmte Orte, z. B. an den Rand, gebunden und bilden oft dicke, polster- oder wulstförmige Körper. Sie entwickeln sich in der Gonidienzone, und zwar, fast ausnahmelos, dadurch, daß Gonidiengruppen mit eigenthümlichen Zellfadenhüllen umgeben werden. Ein Gonidium theilt sich, darauf wird jede Theilzelle von einem dichten Zellfadengeflechte umsponnen, die Tochterzellen theilen sich wieder und werden in gleicher Weise umsponnen. Indem sich nun dieser Prozeß in unbestimmt großer Anzahl wiederholt, hängen sich die umsponnenen Gonidien dergestalt unter der Rindenschicht an, daß sie schließlich auf diese einen Druck ausüben, groß genug, um sie zu sprengen. Die dann aus dem klaffenden Risse hervorbrechenden Soredien vermehren sich in gleicher Weise, oder entwickeln sich zu neuen Flechten.

Bilden bei jener Fortpflanzungsweise die Gonidien den Krystallisationspunkt, um den sich Alles gruppirt, so treten diese um so mehr zurück, ja nehmen gar keinen Antheil bei der Bildung derjenigen Fruchtkörper, in welchen die Sporen gebildet werden, der Apothecien. Das vollendete Apothecium stellt sich dar als

Digitized by Google

Früchten schüssel- oder scheibenförmiges, oder als ein krugförmiges, nur am Scheitel durch einen engen Kanal geöffnetes Organ. Flechten mit Apothecien der ersteren Art heißen **nacktfrüchtige** (gymnocarpi) und tragen eine Fruchtplatte (Fig. 7), während jene mit der letzteren Apothecienform **bedecktfrüchtige** (angiocarpi) genannt werden und einen Fruchtkern besitzen (Fig. 6). In seiner ersten Anlage erscheint das gymnokarpe Sporangium als ein im Innern des Flechtenkörpers auftretender Zellfadenknäuel; allmählich wächst es heran; immer mehr wölben sich die über ihm liegenden Gewebetheile; endlich zerreißen diese, und die eigentliche Fruchtschichte — gebildet aus parallelen Saftfäden, Paraphysen, und Sporenschläuchen (Fig. 5a) — tritt zu Tage. Verschieden ist die Zahl der in den einzelnen Schläuchen durch freie Zellbildung erzeugten Sporen, doch gilt 8 als Regel, wie ein Gleiches bei den Sporenschläuchen der typischen Pilze der Fall ist. Gleich, bezüglich des Baues und des weitern Verhaltens, den analogen Sporen der Pilze sind auch die der Flechten. — Bei den angiokarpen Apothecien erscheint ebenfalls in den tiefern Schichten des Thallus der Faserknäuel, der sich zum Fruchtkörper entwickelt; doch liegt Genaueres über ihre Bildung noch nicht vor, und mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß, während die gymnokarpen Apothecien den Fruchtträgern der Scheibenpilze entsprechen, die angiokarpen an die Perithecien der Kernpilze erinnern. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Keimung der Sporen bis jetzt nicht weiter als bis zur Anlage eines Vorkeimes beobachtet werden konnte, so daß wir über das Heranwachsen der vollständigen Flechte aus einer Spore einstweilen noch völlig im Unklaren sind.

Es wurde in dem Vorhergehenden bereits von den algenähnlichen Elementen der Flechten gesprochen; rechnet man dazu das Dunkel, welches noch deren Entwicklungsgeschichte verhüllt, so kann es uns eigentlich nicht wundern, daß schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Haller, Gleditsch u. A. die Vermuthung ausgesprochen wurde, jene grünen Ueberzüge auf Baumrinden und dergleichen seien die ersten Entwicklungsstadien der in ihrer Nähe die gleichen Orte bewohnenden Flechten. Da wir jetzt jene freien oder familienweise mit einander verbundenen grünen Zellkonglomerate zu den Algen rechnen, so wurde also schon damals, wenigstens implicite, die Verwandtschaft der Algen und Flechten behauptet. Im Anfange dieses Jahrhunderts erhielt diese Ansicht einen bestimmteren Ausdruck dadurch, daß Wallroth und Fries jene grünen Zellen als freigewordene und selbstständig vegetirende Flechtengonidien betrachteten. — Doch auch die pilzähnlichen Elemente der Flechten haben ihr Recht. — Da war es zuerst de Bary, welcher mit Gewißheit darthat, daß die Gallertflechten und gewisse Algenfamilien (die Nostochaceen und Chroococaceen) in naher genetischer Beziehung zu einander stehen. „In welcher Weise? — sagt er selbst — das bleibt zu untersuchen." Doch scheinen ihm selbst zwei Vermuthungen berechtigt zu sein: „Entweder sind die in Rede stehenden Flechten die vollkommen entwickelten Zustände von Gewächsen, deren unvollständig entwickelte Formen als Nostochaceen und Chroococaceen bisher unter den Algen standen. Oder die Nostochaceen und Chroococaceen sind typische Algen, welche die Flechtenform nur dadurch annehmen, daß gewisse parasitische Sporenschlauchpilze in sie eindringen, ihr Mycelium in dem fortwachsenden Thallus ausbreiten und an dessen grüne Zellen sich öfters befestigen. In letzterem Falle würden die in Rede stehenden Gewächse Pseudoflechten sein, vergleichbar den durch Schmarotzerpilze deformirten Phanerogamen". — Zahlreich sind die Beobachtungen, welche durch diese Ansichten veranlaßt wurden, und äußerst interessant die dadurch hervorgerufene Streitfrage. Schon bald nach der Veröffentlichung der de Bary'schen Ansicht schloß sich ihr Schwendener an, der, auf Grund eingehender Untersuchungen, offen seine Meinung dahin äußerte, daß die collemaartigen Flechten von Pilzen durchwucherte Algen seien. In einem Nachtrage zu seinen Untersuchungen besprach dieser Forscher sodann die Frage, ob nicht vielleicht bei allen Flechten die Gonidien als typische Algen und die farblosen Zellfäden als Pilzfäden betrachtet werden müßten, welche von jenen die zum Aufbau des Flechtenkörpers nöthige Nahrung nähmen. Fortgesetzte Untersuchungen bestärkten Schwendener immer mehr, daß diese seine Ansicht richtig sei, und jetzt liegt bereits ein vollständiges System über die „Algentypen der Flechtengonidien" vor. Darin werden acht solcher Typen aufgeführt, welche der Natur ihrer Zellfarbstoffe nach in zwei Reihen vertheilt sind: in Flechten, deren Algen (Gonidien) einen blaugrünen Inhalt besitzen, und in solche, bei denen dieser chlorophyllgrün ist. Einige von den flechtenbildenden Algen behaupten, ihrer höheren Organisation entsprechend, auch in ihrer Eigenschaft als Flechtengonidien eine gewisse Selbstständigkeit und behalten, wenigstens in den jün-

Digitized by Google

geren Thallustheilen, ihr normales Längenwachsthum sowie die gewohnte Verzweigung bei. Andere Algen vermögen dagegen nicht die Formbildung des Flechtenthallus wesentlich zu beherrschen und behalten nur im günstigsten Falle ihre eigene Form bei. Viele Algen endlich werden, wenn sie als Flechtengonidien dienen müssen, bis zur Unkenntlichkeit deformirt, und obgleich sie lebensthätig und lebenskräftig bleiben, nimmt doch oft die Größe ihrer einzelnen Zellen, meist auch unter gleichzeitiger Formveränderung, merklich ab.

Dem in diesen Arbeiten sich offenbarenden Gedanken von der Pseudonatur der Flechten treten andere Forscher entgegen. Fast zu gleicher Zeit wie Schwendener haben auch Famintzin und Boranetsky die Entwicklungsgeschichte der Flechtengonidien zum Gegenstande eines speciellen Studiums gemacht. Ihnen ist es gelungen, die Gonidien gewisser Flechten auch außerhalb des Thallus zur Fortentwicklung zu bringen, wobei sich auch noch die interessante Thatsache ergab, daß viele Gonidienzellen aus ihrem Inhalte Schwärmsporen bildeten, während andere sich allmählich abrundeten und frei fortvegetirten. Sie sind daher der Ansicht, viele einzellige Algen seien nichts weiter als die Gonidien von Flechten, welche, von ihrem mütterlichen Organismus losgetrennt, durch ungünstige Verhältnisse in ihrer normalen Entwicklung zu einem neuen Flechtenlager gehindert würden und nun, sich vermehrend, ein selbstständiges Leben fortführten: mithin Organismen, welche als unfertige Formen zu betrachten und daher aus der Zahl der Algen zu streichen seien.

Beide Ansichten haben bereits ihre Vertreter gefunden und harren weiterer Bearbeitungen behufs definitiver Feststellung.

Es erübrigt, noch mit wenig Worten der systematischen Eintheilung der Flechten zu gedenken, und dabei wollen wir der neuesten Eintheilung Rabenhorsts, die sich freilich nur über deutsche Flechten erstreckt, folgen*). Dieser Forscher unterscheidet anomale Flechten, Flechten mit ungeschichtetem und solche mit geschichtetem Lager. Der Thallus der anomalen Flechten ist dünnkrustig ungeschichtet und häufig in der Epidermis der von der Flechte bewohnten Pflanze eingesenkt, nicht selten scheint gar kein Thallus vorhanden zu sein. Bei der hierher gehörenden 1. Ordnung bei den Pilzflechten umspannt die Membran des Sporenschlauches die in diesem gebildeten Sporen so enge, daß das ganze ein perlschnurartiges Gebilde darstellt, dessen einzelne Sporen durch Zerfallen oder Zerbröckeln der Schlauchmembran frei werden. Das charakteristische Merkmal der 2. Ordnung, Algenflechten, liegt in seinen, oben bereits geschilderten (vergl. auch Fig. 2) Gonidienschnüren. Der Körper der Flechten mit ungeschichtetem Lager ist in seinem Innern gleichartig gebaut, indessen mit mehr oder minder deutlicher Oberhaut versehen (Fig. 3). Hierher gehören die Byssus- und die Schleimflechten, von denen die letzteren bereits behandelt wurden (Fig. 4 und 3), während das Merkmal der ersteren sich darin ausspricht, daß ihr Thallus aus feinen, filzartig verwebten, oder strauch- oder rasenartig verwickelten, vielfach verzweigten Fäden besteht. Mehrschichtig endlich ist der Thallus der Flechten mit geschichtetem Lager, er zeigt, wie bekannt, eine Rinden-, Gonidien- und Markschicht. Krusten-, Laub-, oder Strauchflechten sind die nach der äußeren Gestalt des Thallus so benannten Ordnungen dieser letzten Abtheilung. Wie sich die genannten Ordnungen durch die Beschaffenheit ihrer Sporenlager in nacktfrüchtige und bedecktfrüchtige eintheilen, oder auch wohl Mittelformen darstellen, das hier mitzutheilen liegt ebenso wenig in unserer Absicht, wie ein weiteres Eingehen auf einzelne Gattungen, Arten und Formen.

Dr. Thomé.

*) Für das Studium der Kryptogamen empfehlen wir bei dieser Gelegenheit das treffliche Werkchen von Rabenhorst: Kryptogamen-Flora von Sachsen, der Ober-Lausitz, Thüringen und Nordböhmen mit Berücksichtigung der benachbarten Länder. 1. Abth.: Algen im weitesten Sinn, Leber- und Laubmoose, Leipzig 1863. 2. Abth.: Die Flechten, 1870. Mit Ausnahme von Fig. 3 sind unsere Abbildungen diesem Werkchen entlehnt.

Mineralogie und Geologie.

Braunkohlen im südlichen Rußland. Seitdem im südlichen Rußland die Auffindung verwerthbarer Braunkohlenlager nicht mehr bloß wie früher für die Dampfschifffahrt und die zahlreichen Zuckersiedereien von Bedeutung ist, sondern namentlich für den in neuerer Zeit in

Digitized by Google

gewaltigem Aufschwung begriffenen Eisenbahnbau hohe Wichtigkeit erlangt hat, gewinnt jede Nachricht über die Auffindung neuer reicher Kohlenschätze ein über die Grenzen Rußlands hinausgehendes allgemeines Interesse. Rußland selbst ist von dem Werth dieser Entdeckungen vollkommen durchdrungen, zumal mit den Eisenbahnen sich in vielen Gegenden bereits Holznoth eingestellt hat, und der General v. Helmersen, Chef des russischen Bergwesens, ist denn auch zu geologischen Untersuchungen in dem neuen Kohlendistrikt abgesandt worden.

Schon im Jahr 1840 entdeckte man bei Kijew in den auf dem rechten Ufer des Dnjepr entblößten Tertiärschichten eingelagerte Braunkohlen, 1854 fand man in demselben Gouvernement Braunkohlen im Kreise Swenigorod und noch 1857 ein ziemlich mächtiges Lager bei Wyschegorod, 20 Werst von Kijew. Da nun die Tertiärformation sich vom Dnjepr west- und südwärts ausbreitet, so durfte man auch auf eine weitere Verbreitung der Kohlenführung schließen, um so mehr, als in den tief ausgewaschenen Thalrinnen der betreffenden Gegenden bereits das Ausstreichen von Flötzen beobachtet war und die technische Inangriffnahme der letzteren veranlaßt hatte. Bestätigt wurde die Annahme durch die Entdeckungen auf den Gütern des Grafen Bobrinsky 1861 und 1862, wo alsbald die Benutzung der Kohlen für die bedeutenden Zuckerfabriken in Smela begann. 1868 wurden bei der Stadt Jelisabethgrod und in deren Umgebung, Gouvernement Cherson, neue Braunkohlen aufgefunden. Unmittelbar an der nach Balta führenden Eisenbahn wurde ein 14′ mächtiges Flötz guter, zur Lokomotivheizung geeigneter Kohle erbohrt. 1869 erfolgte die Untersuchungsreise Helmersens.

Es stellt sich nun heraus, daß die Kohle nur in Mulden, nicht mehr auf den benachbarten Höhen liegt, und zwar, nur von Diluvialschichten bedeckt, unmittelbar auf der Granitformation des südlichen Rußlands, in welcher der grobkörnige Granit zunächst unter der Kohle in Kaolin aufgelöst ist. Sehr übel aber und vielfach störend tritt über der Kohle ein Schwimmsand auf, sowie auch starke Wasserzuflüsse von unten zudringen, sobald man die Kohle durchbrochen hat. Oefters findet man zwei Kohlenflötze, von denen indeß nur das obere bauwürdig ist. Uebrigens hat man gefunden, daß aus der Kohle zuweilen noch durch eine etwa fußstarke Schwimmsandlage verkohlte Wurzelfasern bis 14′ tief in den Kaolin eindringen. Die der Kohle eingelagerten, noch mit deutlichstem Holzgefüge versehenen Stamm- und Aststücke gehören dem Typus der ächten Pinus mit heterogenen Markstrahlen an und unterscheiden sich durch letztere von der jetzt in Rußland so weit verbreiteten Kiefer, Pinus sylvestris. Die ganze Erscheinung erinnert sehr an die Torfmoore in Finnland, welche ebenfalls Mulden zwischen gewölbten Granitkuppen ausfüllen.

Man hat Kohlenfelder von etwa 600 QWerst (43,38 QWerst = 1 geograph. QMeile), wo ein 14füßiges Flötz bereits an drei Stellen angebohrt worden, so daß man von deren zweien den Vorrath auf 60 Millionen Pud (1 Pud = 32,76 Pfund) schätzt. Dazu wird dort, bei Jelisabethgrod, der Kubikfaden Holz mit 20—30 Rubel Silber bezahlt, während die äquivalenten 300 Pud Kohle für 7 Rubel 50 Kop. zu haben sind. Wie wichtig das grade für die durch jene Gegend führende Eisenbahn und deren Anschlüsse ist, liegt auf der Hand. Man hat aber sogar Flötzstärken bis 21′, und alles spricht dafür, daß um Jelisabethgrod die Ausdehnung der Kohlenformation eine noch bei weitem größere sein werde als bei Smela.

Helmersen nimmt in Uebereinstimmung mit L. v. Buch an, daß die südrussischen Braunkohlen, verschieden von denen Wolhyniens und Podoliens, der untern Tertiäretage und den postpliocänen Zeiten angehören. Es ergibt sich aber, daß die Kohlen von Kijew, Shurawka, Jelisabethgrod und Kalinowka in zwei verschiedenen Horizonten auftreten, an den ersten beiden über, an den letzten beiden Orten unter einer muschelreichen Schicht, welche als Spondylusschicht bezeichnet wird. Es haben sich aber bisher nur diejenigen Kohlenlager als bauwürdig erwiesen, welche unterhalb dieser Schicht liegen. Die geringe Tiefe — bisher niemals über 80′ — sowie die horizontale Ablagerung erleichtern den Abbau wesentlich, während derselbe, wie oben gesagt, unter sehr starken Wasserzuflüssen leidet.

Der ganze Raum, auf welchem man die bauwürdige Braunkohlenformation zu finden erwarten kann, beträgt mindestens 4500 QWerst, nämlich von Smela bis Schpola 40—50 Werst in der Breite, und von Smela bis über die Balta-Jelisabethgrod-Eisenbahn hinaus bis 100 Werst. Hierbei bildet sie allerdings keine zusammenhängende Schicht, sondern liegt in flachen Mulden, nach den einschließenden Höhen sich auskeilend und dadurch z. B. von der Tula-Kaluga-Steinkohlenformation unterschieden, welche allem Anschein

Digitized by Google

nach einen noch größern Raum einnimmt, ohne wesentliche Unterbrechung zu zeigen. Die weite Fläche, unter welcher sich diese große jüngere Kohlenbildung birgt, ist jetzt völlig kahle Steppe, in welcher einzelne Hölzchen oder Parks nur künstliche Neuschöpfungen sind. In Kijew, in Smela, in Tscherkassy klagt man über das schnelle Verschwinden der Wälder, in Jelisabethgrod und in Krementschug hingegen über völlige Abwesenheit von Wald.

Volkswirthschaft.

Die Fusionen der Belgischen Eisenbahnen*). Kein Land — selbst nicht England — hat dermalen ein verhältnißmäßig so entwickeltes Eisenbahn-Netz aufzuweisen wie Belgien, dessen in Betrieb stehende Eisenbahnen am 1. Januar 1870 eine Länge von 3107 Kilometer hatten, wozu noch ca. 1500 Kilom. konzessionirter, noch nicht fertig gestellter Linien kommen. — Jene 3107 Kilom. (ca. 414 Meilen) gehören nicht weniger als 35 Eigenthümern an, nämlich außer dem Staate (welcher sowohl von ihm selbst hergestellte Eisenbahnen betreibt, als auch von konzessionirten Gesellschaften hergestellte Bahnen in Betrieb genommen hat) 34 Aktiengesellschaften.

Diese (früher noch größere) Zerstückelung der Konzessionen und folgeweise des Eisenbahnnetzes hat, wie in England, zu einer großen Anzahl von Fusionen (Betriebs-Verschmelzungen) geführt, indem Unternehmungen verschiedenen Ursprungs sich allmählich verbanden und wenigstens in Beziehungen des Betriebs ihr Interesse vereinigten. In Folge dieser Betriebs-Verschmelzungen reducirte sich im Jahre 1870 die Anzahl der verschiedenen Unternehmungen, welche das Eisenbahn-Transportgeschäft in Belgien betreiben, auf 12, von denen die Société Générale d'Exploitation und der Grand Central Belge die bedeutendsten sind. Das Netz des Grand Central ist aus den Konzessionen von 7 verschiedenen Eisenbahn-Gesellschaften gebildet, hat eine Ausdehnung von 450 Kilom., während die Société Générale die Konzessionen von 19 Unternehmungen zu einem einzigen Betriebs-Komplex vereinigte, welcher bis zu Ende 1870 ein Gesammtnetz von 1600 Kilom. repräsentirte, wovon 900 Kilom. in Betrieb waren.

Diese großen Eisenbahn-Fusionen, welche durch die Einheit des Betriebs auf weiten Gebieten große Ersparungen ermöglichten, riefen andererseits durch das Zusammenlegen großer Betriebs-Linien ein System der Konkurrenzen in das Leben, bei welchem sich zwar zunächst Handel und Industrie wohlfeiler Transporte erfreute, welches aber auch mancherlei Gefahren namentlich für die Prosperität der Belgischen Staatseisenbahnen zu haben schien. Da nun seit einigen Jahren sich bei uns in Deutschland (namentlich in Norddeutschland) dasselbe Streben lebhaft kundgibt, durch große Betriebs-Fusionen für das ziemlich zerstückelte deutsche Eisenbahn-Netz möglichste Einheit des Betriebs herzustellen, so möchte es für uns Deutsche von Interesse sein, die ziemlich verwickelte Geschichte dieser Belgischen Eisenbahn-Betriebs-Fusionen genauer zu verfolgen, und zwar um so mehr, als in den letzten Jahren die Belgischen Eisenbahnen zu denen Deutschlands in immer vielseitigere Beziehungen getreten sind.

Vor allem wird es hierbei darauf ankommen, ein möglichst klares Bild von der Entwicklung der beiden genannten größten Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaften, des Grand Central und der Société Générale zu geben, was wir hier zunächst versuchen wollen; daran soll sich dann eine kurze Darlegung der weitern Eisenbahn-Betriebs-Gebiete Belgiens anschließen.

1. Der Grand Central Belge. Die erste Gesellschaft, welche sich in Belgien bildete, um mehrere konzessionirte Linien unter gemeinschaftlicher Verwaltung zu konzentriren, ist der Grand Central Belge, eine Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft, welche durch Fusion der Eisenbahn-Gesellschaften: Anvers (Antwerpen)-Rotterdam, Est Belge (Belgische Ostbahn) und

*) Benutzte Quellen außer der von mir redigirten „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen" Jahrgang 1861—71, und den Jahresberichten der Belgischen Eisenbahn-Gesellschaften:

Recueil administratif des lois, arrêts et decisions, herausgegeben vom Belgischen Minister der öffentlichen Arbeiten, erscheint jährlich seit dem Jahre 1851.

Annuaire spécial des chemins de fer Belges publié sous la direction du Cercle de la Conférence des chemins de fer Belges par F. Loisel, Bruxelles. Verleger: Victor Devaux, 2 Bände bis jetzt. (Periode 1835—1865 erschien 1867, Jahr 1866 und 1867 erschien 1869.) Der 3. Band pro 1868 und 1869 wird im Frühjahr 1871 erscheinen.

Digitized by Google

Entre Sambre et Meuse (Sambre-Maasbahn) gebildet ist, indem dieselben durch Vertrag vom 13. Juni 1864 (bestätigt durch königlichen Erlaß vom 24. Juni 1864) eine Betriebs-Verschmelzung ihrer Linien ins Leben riefen*).

Die Gesellschaften Anvers-Rotterdam und Est Belge brachten zu dieser Betriebs-Fusion außer ihren eigenen Linien auch die von der Belgischen Nordbahn-Gesellschaft (Société du Nord de la Belgique**) erbauten Eisenbahnen (117 Kilom.) herbei, deren Betrieb sie bereits führten, ebenso die in 1865 derselben Nordbahn-Gesellschaft concessionirte, erst seit 1. Oktober 1867 fertig gestellte Linie Turnhout-Tilburg.

In Folge der weitern pachtweisen Uebernahme der Aachen-Mastricht-Hasselt-Landener Bahn (seit 1. August 1867 laut Vertrag vom 19/29. April 1867) hat das Betriebsgebiet des Grand Central nunmehr eine Ausdehnung von 619 Kilom.***), einschließlich der bis jetzt per Dampfschiff zurückzulegenden im Bau befindlichen Strecke von Rotterdam nach Moerdyk, deren Länge 35 Kilom. beträgt.

Das Bahnnetz des Grand Central Belge ist hiernach hauptsächlich aus zwei großen Linien zusammengesetzt, deren eine von Rotterdam ausgeht, über Antwerpen und Charleroi (in das wichtige Kohlenrevier von Charleroi) führt, wo sie an die Linien der Französischen Nordbahn angrenzt, und sich sodann in zwei Armen südwärts nach Bireux und Givet nach der Französischen Ostbahn hinzieht, während die andere Linie von Antwerpen über Hasselt und Mastricht nach Aachen führt und sich dort mit den wichtigen Linien der Rheinischen und Bergisch-Märkischen Eisenbahn vereinigt. Die Haupt-Zweigbahn, von Tilburg nach Turnhout, welche mittelst der in Mitbenutzung genommenen (der Turnhouter Eisenbahn-Gesellschaft gehörigen) Strecke Turnhout-Herenthals sich in Aerschot an die beiden Hauptlinien anschließt, stellt in Verbindung mit der anschließenden Niederländischen Staatsbahnlinie Tilburg-Boxtel-Utrecht die kürzeste Eisenbahnverbindung zwischen Amsterdam, dem östlichen Belgien und Frankreich dar.

Das Gesellschaftskapital der an dem Grand Central Belge betheiligten Eisenbahn-Kompagnien beträgt über 125 Millionen Francs.

Die betheiligten Eisenbahn-Gesellschaften haben ihre Autonomie, Organisation und Statuten beibehalten, und empfängt jede derselben den durch die betreffenden Verträge ihnen zugestandenen Antheil an den Betriebs-Einnahmen. An den Betriebs-Ausgaben ist zunächst die Gesellschaft Aachen-Mastricht-Landen nach dem

*) Schon vorher (durch notariellen Akt vom 28. September 1863) hatten die Gesellschaften Anvers-Rotterdam und Est Belge einen Vertrag abgeschlossen, wonach eine vollständige Fusion ihrer Linien eintreten sollte; die Regierung gab jedoch ihre Zustimmung (Erlaß vom 11. November 1863) nur zu einer Betriebs-Verschmelzung, welche am 1. Januar 1864 zur Ausführung kam. Erst durch den oben erwähnten Vertrag vom 13. Juni 1864, mittelst dessen die genannten beiden Eisenbahn-Gesellschaften mit der Société de l'Entre-Sambre-et-Meuse eine Betriebs-Verschmelzung der Linien der drei Gesellschaften stipulirten, erhielt diese fusionirte Eisenbahn-Betriebsgesellschaft den Namen Grand Central Belge.

**) Das Netz dieser Société du Nord de la Belgique (wohl zu unterscheiden von den Linien der Nord Belge, welche in Betrieb der Französischen Nordbahn stehen) besteht aus den Linien: Louvain-Herenthals 37½ Kilom., Anvers-Aerschot-Diest-Hasselt 79½ Kilom., Turnhout-Tilburg 31 Kilom.

***) Hiervon kommen auf die einzelnen Gesellschaften folgende Linien:

I. Anvers-Rotterdam.

1)	Anvers-Rosendaal-Moerdyk . . .	63 Kilometer
2)	im Bau Moerdyk-Rotterdam (jetzt per Dampfschiff)	35 "
3)	Zweigbahn Rosendaal-Breda . . .	23 "
4)	Anvers-Aerschot-Hasselt	83 "

Der Belgischen Nordbahn-Gesellschaft gehörig und von der Gesellschaft Anvers-Rotterdam durch Vertrag vom 25. Oktober 1862 gepachtet kam die letztgenannte, erst in 1865 eröffnete Linie sofort mit ihrer Eröffnung in Betrieb des Grand Central. — Den Betrieb eines Theils dieser Linie, die Strecke Aerschot-Diest sollte ursprünglich die Est Belge erhalten, nach Vertrag vom 2. Mai 1862 trat jedoch die Belgische Nordbahn-Gesellschaft an deren Stelle.

II. Belgische Ostbahn (Est Belge).

1)	Louvain-Wavre-Charleroi	65 Kilometer
2)	Lodelinsart-Chatelineau-Givet . .	58 "
3)	Louvain-Herenthals	37 "

von der belgischen Nordbahn-Gesellschaft erbaut und deren Eigenthum, jedoch in Betrieb der Est, die dafür 52% der Brutto-Einnahme bezieht und 48% an die Nordbahn-Gesellschaft abgibt.

Dazu kommen noch die nur für den Gütertransport eröffnete Zweigbahn von Lodelinsart nach Jumet 9 Kilom., sowie die 1, resp 1½ Kilom. lange Zweigbahn nach dem Kanal von Louvain.

III. Entre-Sambre-et-Meuse.

Hauptlinie Charleroi-Walcourt-Mariembourg-Bireux		65 Kilometer
Zweigbahn Walcourt-Morialmé		12 "
"	Walcourt-St.-Lambert-Florennes	14 "
"	St.-Lambert-Philippeville . .	5 "
"	Mariembourg-Couvin	5 "

Noch für den Güterverkehr sind die weitern Zweigbahnen von der Sambre nach Marchiennes 1¼ Kilom., von der Station Morialmé zum Bergwerk bei Morialmé 2½ Kilom. und von Berzée nach Laneffe 4 Kilom., im Ganzen 107 Kilom.

IV. Aachen-Mastricht-Hasselt-Landen 94 Kilom.

Digitized by Google

Pachtvertrag vom April 1867*) ohne alles Interesse, ebenso auch die Est Belge nach Vertrag vom 28. März 1866, während die Compagnie de Sambre et Meuse schon nach dem Fusionsvertrag vom 30. März 1864, neben dem Vorzugsrecht vor der Vertheilung der Jahres-Einnahmen eine Summe von 1 Million Francs vorweg zu erhalten, nur ein eventuelles Interesse an den Betriebsausgaben hat. Es ist somit die Compagnie d'Anvers à Rotterdam schließlich die alleinige Interessentin an einer guten Betriebsführung**) des Grand Central.

Die gemeinschaftlich betriebenen Linien werden durch ein General-Komité und durch ein Betriebs-Komité verwaltet; ersteres leitet die Abschlüsse, letzteres stellt die Verrechnung der Einnahmen fest.

Während der Grand Central für Deutschland insofern besonderes Interesse hat, als seine Linien ebenso wie die Belgischen Staatsbahnen in direktem Zusammenhang mit dem deutschen Eisenbahnnetze stehen, hat eine andere große Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft,

II. die Société générale d'exploitation,

vorübergehend noch größere Bedeutung für Belgien selbst erlangt. Wir sagen vorübergehend, denn im Jahre 1870 ist diese große Fusion, welche, wie wir bereits bemerkten, 19 Unternehmungen mit einem Gesammtnetz von 1600 Kilom. (wovon 900 Kilom. in Betrieb) repräsentirte und den Belgischen Staatsbahnen eine sehr gefährliche Konkurrenz bereitete, gesprengt und auf die westlichen Theile Belgiens beschränkt worden.

Hervorgegangen ist diese mit dem 1. Januar 1867 ins Leben getretene „Société générale d'exploitation de chemins de fer" aus Verträgen, welche im Oktober 1866 zwischen der Compagnie des chemins de fer des bassins houillers du Hainaut in Mitvertretung der Compagnie des chemins de fer du Ceintre, der Société anonyme d'exploitation de chemins de fer und der Banque de Belgique abgeschlossen wurden, und müssen wir zum bessern Verständniß auf die frühern Verhältnisse der im Betrieb fusionirten Eisenbahn-Gesellschaften näher eingehen*).

1) Die älteste der von der Société Générale fusionirten Eisenbahn-Gesellschaften ist die Compagnie des chemins de fer du Ceintre (in 1855 definitiv konzessionirt), eine der am günstigsten situirten Bahnen Belgiens, da dieselbe eine der reichsten Kohlenbecken Belgiens durchzieht. Die Bahn, ausgehend von dem „Centre" genannten Kohlenbassin, befördert die Kohle nordwärts nach Brüssel, gegen Westen nach Flandern hin, südwärts nach Frankreich und ostwärts nach Charleroi. Uebergroße Baukosten, unglückliche Geschäftsführung in den ersten Jahren des Betriebs und Prozesse mit den Bauunternehmern hatten zwar die finanzielle Lage der Gesellschaft gefährdet, die industrielle Zukunft der Linie war aber so evident, daß es einer zweiten thatkräftigen Verwaltung gelang, der Gesellschaft den zur Beschaffung neuer Kapitalien behufs Ausdehnung der Linien nothwendigen Kredit zu sichern.

Die Gesellschaft, welcher ursprünglich nur die Linie Erquelines-Baume-Ecaussines (36 Kilom.) angehörte, konnte in Folge dessen successive den Betrieb der 19 Kilom. langen Linie Baume-Marchiennes (Konvention vom 1. Mai 1865), welche das Kohlenbecken von Charleroi mit dem vom Centre verbindet, sowie den der noch zu erbauenden Linien Frameries-Chimay (Konvention vom 25. Juli 1865) und Braine-le-Comte nach Courtrai (30. Mai 1866) übernehmen. Die Gesellschaft hatte zudem die Industriebahnen, nach verschiedenen Etablissements (Kohlenwerken und Hohöfen), welche den Gesellschaften von Monceau-Fontaine (in 1864: 11 Kilom. für 850,000 Frcs.) und Monceau-sur-Sambre (in 1865: 5 Kilom. für 650,000 Frcs.) gehören, sowie eine 4 Kilom. lange Zweigbahn vom Bahnhof St. Hubert (la Louvière) nach den Kohlenwerken und Hohöfen von Bracquegnies angekauft. Das Bahnnetz umfaßte somit ein wichtiges industrielles Gebiet, und beförderten die Wagen der Gesellschaft die Kohle, so wie sie den Schacht

*) Aachen-Mastricht-Hasselt erhält nach Inhalt dieses Vertrags einen Antheil von 45 %, die Sektion Landen-Hasselt 50 % der Einnahmen. In dem Falle, wo der der Strecke Aachen-Hasselt zustehende Antheil weniger als 650,000 Francs pro Jahr beträgt, kommen die Belgische Ostbahn und die Antwerpen-Rotterdamer-Eisenbahn-Gesellschaft für die Differenz auf.

**) Die Rechnungsabschlüsse gehen somit dahin, daß von der Brutto-Einnahme die Summen in Abzug kommen, welche der Sambre-et-Meuse, der Aachen-Mastricht-Landener und der Anvers-Rotterdamer Gesellschaft als Betriebskosten-Entschädigung zu zahlen sind, der Ueberschuß kommt nach Abzug verschiedener Vorwegnahmen, die durch den Vertrag vom 28. März 1866 stipulirt sind, als Gewinn unter die Est Belge und Anvers-Rotterdam; die für das Jahr 1867 sich ergebende Dividende betrug 14 Frcs. pro Aktie.

*) Da die fusionirte Gesellschaft aus so vielen Unternehmungen zusammengesetzt ist, welche zu verschiedenen Zeiten in die Vereinigung eintraten, und selbst wieder unter einander verschmolzen sind, so ist es selbstverständlich sehr schwierig, alle in diesem fortwährenden Uebergangs-Prozeß vorkommenden Verhältnisse der einzelnen Bahnlinien zu verfolgen, und müssen wir uns darauf beschränken, die hauptsächlichsten Umgestaltungen hervorzuheben.

Digitized by Google

verläßt, direkt nach allen Theilen Belgiens. Die Compagnie du Centre, welche sich nicht damit genügte, daß sie zwei der Kohlenbecken von Hennegau (Centre und Charleroi) durch ihre Bahnlinien verband, bewarb sich weiter um eine Bahnlinie, mittelst welcher auch das dritte Kohlenbecken Hennegau's (genannt Couchant de Mons) in ihr Bahnnetz hineingezogen werden sollte, als in 1865 ein Betriebsvertrag mit der Société des chemins de fer des bassins houillers du Hainaut (Hennegau) ein vollständiges Bahnnetz unter ihre Direktion brachte, welches die genannten drei Kohlenbecken Hennegau's umspannt.

Wenden wir uns jedoch, ehe wir diese wahlverwandtschaftliche Verbindung näher beleuchten, zu einem andern Unternehmen, welches zu derselben Zeit, wo der Centre durch Uebernahme einzelner Linien die Vortheile der Concentration und der Einheit des Betriebs zur Geltung brachte (zu Beginn des Jahres 1865), dasselbe Ziel auf gleiche Weise verfolgte.

2) Wir meinen die Société anonyme d'exploitation, welche, aus einer einfachen Gesellschaft zur Herstellung von Eisenbahn-Material (Werkstätte von Tubise) hervorgegangen, die Herstellung, den Betrieb und die Unterhaltung einer größern Anzahl von Bahnlinien, Kanälen und gewöhnlichen Straßen übernommen hatte. Diese Gesellschaft, welche ihre Operationen mit dem 1. Januar 1865 begann, strebte danach, die verschiedenen Linien Flanderns unter einer gemeinschaftlichen Verwaltung zu vereinigen. So übernahm sie in Pacht:

1) die westflandrischen Bahnen*) (Flandre occidentale, welche die volksreichsten Gegenden Belgiens durchschneiden, nach königlichem Dekret vom 26. August 1864;

2) die Hennegau-Flandrische Bahn (Hainaut-Flandres) (nach Konvention vom 28. November 1865*), welche das bedeutendste Kohlenbecken Belgiens, das von Mons, mit der industriereichsten Stadt des Landes, mit Gent verbindet, in Betrieb der Société générale d'exploitation seit dem 1. Januar 1866.

3) Die Eisenbahn von Gent nach Terneuzen (Konvention vom 21. Juni 1865), einem wichtigen Niederländischen Hafen, 42 Kilometer lang.

4) Lockeren-Selzaete (19 Kilom.), eine Verlängerung der Dender-Waes-Bahn, und

5) Lichtervelde-Furnes (erstere nach Pachtvertrag vom 7. April 1866 seit 1. Januar 1866, letztere laut Konvention vom 5. December 1867).

6) Die Belgische Westbahn (Ouest de la Belgique), welche die Linien Courtrai-Denderleeuw (60 Kilom.) und Andenarde-Ansegheim-Ingelmunster-Roulers-Dixmoude-Nieuport 77 Kilom. umfaßt und in Verbindung mit den betreffenden Linien der Flandre occidentale und der Linie Poperinghe-Hazebrouck die direkteste Linie zwischen Brüssel, Mittel- und Süd-Flandern und den Häfen Nieuport, Dünkirchen und Calais darstellt.

7) Außerdem hatte die Société anonyme bereits durch Konvention vom 3. September 1864 den Betrieb der Linien der Compagnie de Tamines à Landen: Fleurus-Landen und Namillies-Tirlemont vom 15. Oktober 1865 ab, übernommen.

Das vorstehend erwähnte, in beiden Flandern concessionirte und unter 6 kleine Gesellschaften getheilte Privatbahn-Netz**) gelangte auf diese Weise unter eine einheitliche Leitung und wurde ihm durch die Hennegau-Flandrische Bahnlinie das bedeutendste Kohlenlager Belgiens, das von Couchant de Mons erschlossen.

*) Eine Englische Gesellschaft, welche sich bereits in 1845 konstituirte, hatte sich verpflichtet, in 3 Jahren, also bis Schluß 1848 die ihr in West-Flandern concessionirten Bahnlinien auszuführen. Die Hauptlinie Bruges-Courtrai wurde zwar in 1847 fertig, die übrigen Linien wurden aber erst nachdem der Belgische Staat eine Zinsgarantie übernommen hatte, und auch dann erst zu Ende des Jahres 1855 von jener Englischen Gesellschaft fertig gestellt, wozu dann noch in 1864 zwei weitere Linien Poperinghe-Hazebrouck und Roulers-Ypres kamen.

Das Bahnnetz der Flandre occidentale besteht aus folgenden Linien:

1)	Bruges-Roulers-Ingelmunster-Courtrai	52 Kilometer
2)	Courtrai-Ypres-Poperinghe	44 "
3)	Ingelmunster-Thielt-Deynze	25 "
4)	Roulers-Ypres	22 "
5)	Poperinghe-Hazebrouck	20 "
	im Ganzen	163 "

*) Das Bahnnetz der Hainaut-Flandres besteht aus folgenden Linien.

In Betrieb:

1)	Gand resp. La Pinte-Basècles-St.-Ghislain	76 Kilometer
2)	Basècles-Tournai	21 "
	In Bau:	
3)	St. Ghislain-Ath	31 "
4)	Peruwelz-Valenciennes	18 "
	im Ganzen 155 Kilom., wovon 97 Kilom. im Betrieb.	

**) Außer den vorstehend unter 1—6 genannten Gesellschaften finden sich in Ost- und West-Flandern übrigens noch die unter gesonderter Verwaltung stehende Privat-Bahn Bruges-Eecloo und Eecloo-Gand sowie Bruges-Blankenberghe, und Gand-Lockeren-St.-Nicolas-Anvers, sodann aber bedeutend. in Staatsverwaltung stehende Linien (Ostende-Bruges-Gand-Gramont-Gand-Termonde, Lockeren-Termonde-Denderleeuw-Gramont und Gand-Courtrai-Mouscron).

Digitized by Google

Während so der Centre und die Société anonyme d'exploitation kräftig in ihrem Bereich das Princip der Fusion durchführten, trat eine neue Gesellschaft auf, welche der Fusions-Bewegung einen noch größeren und eigenthümlicheren Impuls geben sollte: die Compagnie des chemins de fer des bassins houillers du Hainaut. Diese Gesellschaft ist nämlich keine eigentliche Betriebs-Unternehmung, sondern beschränkte sich zunächst auf die Herstellung ihr wünschenswerth scheinender Linien, um dieselben nach deren Vollendung andern für die Fusion des Bahnbetriebs gebildeten Gesellschaften gegen eine fixe Rente zu übergeben. Die Gesellschaft übernahm somit die Rolle eines unternehmenden Kapitalisten, und in diesem Sinne hatte sie die Konzession der Eisenbahnen von Frameries nach Chimay und zur Französischen Grenze mit Zweigbahn von Beaumont nach Thuin (zusammen 109 Kilom.), wovon die erste Strecke Mons-Bonne-Espérance (19 Kilom.) am 10. Januar 1868 eröffnet wurde, Luttre-Chatelineau (11 Kilom), die Gürtelbahn von Charleroi (71 Kilom.) und das Bahnnetz von Brabant (Vertrag vom 30. März 1870*) erhalten.

Wir betrachten diese Theilung der Arbeit, bei der auf der einen Seite eine Gesellschaft steht, welche die Konzession übernimmt und die Linien wohlfeil baut, während andererseits eine speciell zu diesem Zwecke konstituirte Gesellschaft den Betrieb übernimmt, als einen großen Fortschritt im Eisenbahnwesen**), und scheint dieselbe immer mehr bei den Europäischen Eisenbahnen zur Anwendung kommen zu sollen*).

Die Kohlenbecken-Gesellschaft erschien sonach anfänglich als Erbauer von Eisenbahnen, hinsichtlich deren Uebernahme sie bereits vor ihrer Konstituirung mit der Comgagnie du Centre das Abkommen getroffen hatte, daß letztere gegen eine Tantième von der Bruttoeinnahme den Betrieb ausführte. Noch im ersten Jahre ihres Bestehens trat sie jedoch aus dieser Stellung heraus, indem sie (durch Konvention vom 25. Juni 1869) gegen eine fixe Rente den Betrieb der im Eigenthum einer Privatgesellschaft stehenden Industriebahn von Haut- und Bas-Flénu sowie später den der Französischen Nordbahn-Gesellschaft gehörenden Bahn von St. Ghislain nach Frameries (2. Mai 1868) mit der Verpflichtung, dieselbe von St. Ghislain nach Quiévrain auszudehnen, übernahm. Nachdem die Gesellschaft auf diese Weise ihre Operationen durch Ankauf und Konzession einer größeren Anzahl wichtiger Linien vergrößert hatte, glaubte sie, daß es in ihrem Interesse liege, eine große Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft ins Leben zu rufen. Sie knüpfte Verhandlungen mit der Société anonyme d'exploitation und mit der Belgischen Bank an, in Folge deren die Société générale d'exploitation de chemins de fer (Vertrag und Statuten vom

*) Von diesem Brabantischen Bahnnetz, welches nach Konvention vom 19. März 1866 (Gesetz vom 31. Mai 1866) dem Hause von der Elst konzessionirt wurde, sollen nach einem königlichen Dekret vom 30. November 1870 folgende Linien ausgeführt werden:

1) von Brüssel (Nord) nach Termonde,

2) von Brüssel (Molenbeck-St.-Jean) nach den Bahnlinien Antwerpen-Douai und Mecheln-Terneuzen;

3) Gürtelbahn von Brüssel (Midi) nach Brüssel (Nord) über Boitsfort, Audeghem und das Thal von Malouve;

4) von Ronquières nach Lembecq.

Die übrigen zu diesem Netz ursprünglich gehörigen Sektionen sollen nicht ausgeführt werden.

**) Die Vortheile einer solchen Theilung dürften, wie wir bei einer anderen Gelegenheit ausführten, unschwer zu erkennen sein. Wenn es sich z. B. um Herstellung einer Bahn von 100 Kilom. handelt, ist ein Kapital von 15—20 Millionen erforderlich; da die Zukunft sich nur auf Wahrscheinlichkeitsberechnungen stützt, so erscheint es als eine schwierige Aufgabe, ein bedeutendes Kapital zu beschaffen. Wenn jedoch eine ausschließlich den Betrieb leitende Gesellschaft mit einem großen Material, gutem Kredite, bereits gewonnenen Verbindungen und einem bestehenden Verkehre mit einem geübten Personale sich anbietet, eine herzustellende Linie gegen eine sichere Vergütung von z. B. 10,000 Frcs. pro Jahr und Kilom. in Pacht zu nehmen, so dürfte die Beschaffung des Herstellungs-Kapitals relativ leicht werden, da es sich nur um Kapitalisirung eines Miethbetrages handelt, und dieser Miethbetrag sich sowohl nach der Zahlungsfähigkeit Desjenigen, der ihn zu entrichten hat, als auch nach der Ertrag des Mieth- oder Pachtobjektes selbst richtet. Diejenige Gesellschaft, welche die Bahn herstellt, hat daher nur ihren Kostenvoranschlag genau aufzustellen und ohne Illusionen die von der den Betrieb führenden Gesellschaft zu gewährende Rente in Kapital anzuschlagen. Für letztere ist die Verlustgefahr auf den Betrag einer Jahresrente beschränkt; es ist möglich, daß während zwei oder drei Jahren der Ertrag des Betriebs um 1000 bis 2000 Frcs. hinter der Pachtbetrage zurückbleibt; aber die Betriebsgesellschaft hat die Zukunft für sich, und es ist anzunehmen, daß, wenn sie nicht unüberlegt Verbindlichkeiten eingegangen, die normale Zunahme des Verkehres die Ausfälle der ersten Betriebsjahre deckt und reichlich aufwiegt.

*) Die Idee der Trennung des Baues vom Betriebe ist keine neue; sie ist bereits hinsichtlich der Eisenbahnen zur Anwendung gelangt, welche durch die Niederländische Regierung gebaut und gegen eine der Einnahme proportionelle Tantième von einer Privatgesellschaft betrieben werden; in gleicher Weise wurde die Luxemburger Wilhelmsbahn (im Betriebe der Französischen Ostbahn), die Lüttich-Limburger Bahn (durch die Niederländische Gesellschaft betrieben) und die Antwerpen-Hasselter Bahn (im Betriebe des Grand Central) hergestellt. Dieses waren zwar noch Ausnahmsfälle; es dürfte jedoch eine solche Trennung für die Herstellung neuerer Linien zur Regel werden, wie sie auch bereits als Grundsatz bezüglich des mehr als 2000 Kilom. umfassenden neuen Türkischen Bahnnetzes angenommen wurde.

Digitized by Google

13. Februar 1867*) gegründet wurde, welche kontraktlich am 1. Januar (in Wirklichkeit am 1. April) 1867 ins Leben trat.

Der Verlauf des Entstehens und die Grundzüge dieser Fusion sind folgende: Die Compagnie des bassins houillers du Hainaut übernahm von der Compagnie du Centre den Betrieb von deren eignen Linien, deren Verlängerungen und der verschiedenen Linien, welche letztere gepachtet hatte (s. vorstehend II 1). Mit diesem Netz des Centre und den Industriebahnen von Flénu und St. Ghislain trat die Compagnie des bassins houillers in die Société générale d'exploitation. — Andererseits wurde die Société anonyme d'exploitation mit den von ihr (vorstehend unter II 2 aufgeführten) gepachteten Linien Flanderns und mit den Linien der Compagnie Tamines-Landen **) Mitglied der neuen Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft.

Die Einlagen der Bassins houillers und der Société anonyme d'exploitation bestanden in Fahrmaterial, welches von der Société Générale übernommen wurde; beide Gesellschaften gaben den Betrieb auf; die der Bassins houillers wurde wieder Unternehmer, während die Société anonyme d'exploitation sich darauf beschränkte, zu Gunsten ihrer Aktionäre die Differenz einzuziehen, welche zwischen dem den verschiedenen Gesellschaften zukommenden Pachtschillinge und der von der Société générale d'exploitation zu gewährenden Rente bestand. Ebenso trat die Gesellschaft du Centre außer Thätigkeit und suchte nur ihre finanzielle Lage durch die ihr seitens der Gesellschaft der Kohlenbecken zukommende Rente ins Klare zu bringen.

So bildete sich aus den beiden ersten großen fusionirten Gruppen ein einziges Netz, von zunächst 600 Kilom., zu welchem aber außerdem zahlreiche in Bau begriffene oder doch konzessionirte Linien gehörten*).

Die Situation dieses Netzes war allerdings anfangs keine besonders günstige, da es aus kleinen Bahngebieten zusammengesetzt, bei deren Anlage nicht daran gedacht worden war, daß dieselben dereinst ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden sollten, und auch in Folge der ursprünglichen Zersplitterung der Kräfte mit erheblichem Kostenaufwand ausgeführt worden waren. Klug angelegte Verbindungen (wie z. B. die Linien Courtrai-Oudenarde-Denderleeuw, welche die Verbindung zwischen den bis dahin getrennten Netzen von Flandern und Hennegau herstellte), Uebernahme des Betriebs der Eisenbahn von Manage nach Wavre und Piéton **) vom 1. Januar 1868 ab, desgleichen der Eisenbahn Braine-le-Comte-Courtrai***), sowie das Uebergewicht, welches der überaus wichtige Verkehr der Kohlenbecken von Mons sowie eines Theiles der Kohlenbecken von Charleroi gaben, eröffneten jedoch der Société Générale eine sichere Zukunft.

Schon nach der Karte, welche die Société générale d'exploitation nach dem ersten Betriebsjahre als Anhang zu ihrem Geschäftsberichte herausgab, erschien ihr Bahnnetz als ein bedeutendes. Als Basis erschienen die Kohlenbecken von Mons, die des Centre und jene von Charleroi; während diese Kohlenbecken unter sich durch die Linie St. Ghislain-Frameries-Léval-Piéton-

*) Nach diesem Vertrag, resp. Statut wird die Société auf 90 Jahre (bis 1. Januar 1957) geschlossen und soll sich auf den Bau und Betrieb von Eisenbahnen und andere Verkehrswege zu Wasser und Land in Belgien und dem Ausland erstrecken. Das Gesellschafts-Kapital: 35 Millionen Frcs., getheilt in 70,000 Aktien, kann bis zu 70 Millionen vermehrt werden. Dieses Grund-Kapital von 35 Millionen repartirt sich in folgender Weise:

12,500,000	Frcs.	die Kohlenbeckengesellschaft,
7,500,000	"	die Société anonyme d'exploitation,
500,000	"	die Belgische Bank,
14,500,000	"	Stammkapital
35,000,000	Francs.	

Als Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft hat die Société Générale ein Betriebs-Material als Eigenthum. Die Eisenbahnlinien hat sie in demselben Zustand zurückzuliefern, wie sie solche erhalten hat. Den beiden betheiligten Eisenbahn-Gesellschaften (Bassins houillers und Société anonyme) zahlt sie als Pacht eine bestimmte jährliche Rente pro Kilom. (durchschnittlich 12,000 Frcs.).

**) Die Société Générale hat das dieser Kompagnie konzessionirte Eisenbahnnetz weiter ausgebaut und die Linie Ramillies-Namur eröffnet.

*) Außer den Strecken Ramillies-Namur und Renaix-Courtrai hat die Société Générale den Betrieb auf den Linien Frameries-Bonne-Espérance und Piéton-Leval eröffnet, durch welche die kürzeste Verbindung zwischen den drei Kohlenbecken Hennegau's hergestellt wurde; sodann die Linie Frameries nach St. Ghislain und nach Mons, Dimoude-Nieuport, Ostende-Thourout, Roulers-Ypres, Courtrai-Oudenarde-Denderleeuw-Peruwelz-Tournai, Selzaete-Terneuzen, Furnes-Dünkirchen, Poperinghe-Hazebrouck und Comines-Armentières.

**) Diese Linien gehören der Gesellschaft der Jonction de l'Est an, welche bereits in 1846 konzessionirt wurde und ursprünglich ein großes Eisenbahn-Netz umfassen sollte. Dasselbe reducirte sich aber dann auf die einzige Linie Manage-Wavre, wozu erst in 1865 die wichtige Anschluß-Linie Manage-Piéton gebaut wurde. Die ursprüngliche (Englische) Gesellschaft hat durch Gesetz vom 20. December 1851 eine Zinsgarantie für die Linie Manage-Wavre von 200,000 Frcs. erlangt.

***) Diese Bahn sollte nach Vertrag vom 30. Mai 1866 in den Betrieb der Compagnie du Centre, die den Bau derselben übernahm, kommen. Nach Vertrag vom 30. März 1867 erhielt die Société des bassins houillers den Bau, welche zusagte, die erste Sektion derselben (Renaix-Courtrai) bis zu Ende 1868 zu eröffnen, während die Société Générale den Betrieb dieser Sektion übernahm.

Digitized by Google

Marchiennes in Verbindung standen, dienten die Bahnen von Flénu, des Centre und die Gürtelbahnen von Charleroi in der vortheilhaftesten Weise dem Verkehr, so daß die Kohlen, welche aus irgend einem der drei Becken kamen, nach Osten und Holland durch die Linie Fleurus-Landen, — nach Löwen über die Linie Piéton-Manage-Wavre, nach Brüssel und Antwerpen durch die projektirte Linie von Charleroi-Brüssel, nach Ostende durch das Brabanter Netz, — nach Gent und Flandern durch die Linie der Hainaut-Flandres und Flandre-occidentale Beförderung finden konnten. Gegen Süden sollte in Zukunft die Bahn von Frameries nach Chimay den Weg bilden für Kohlen und andere schwere Transporte, während im Südwesten das Jahr 1870 nicht weniger als drei Anschlüsse an die Französische Nordbahn mittelst der Linien Furnes-Dünkirchen, Poperinghe-Hazebrouck und Comines-Armentières bringen sollte.

Die Einheit des Betriebs bei einem Bahnnetz von 508, später von 1200 Kilom., die Konzentration von Linien, welche von großen Produktionsstätten ausgehen und zu großen Centren der Konsumtion sich erstrecken, die Vereinigung von großen Transportmassen auf lange Strecken haben für die Société Générale in jeder Beziehung außerordentlich günstige Resultate erzielt, so daß schon im Jahre 1867 der Administrationsrath der Société einen Reservefonds von 2½ Mill. Fr. (circa 10% des eingezahlten Gesellschaftkapitals) zurücklegen und doch noch eine Dividende von 7% an die Aktionäre vertheilen konnte. — Einen ebenso günstigen finanziellen Erfolg hatte die Société für die einzelnen Eisenbahn-Gesellschaften, deren Linie sie in Betrieb hat*).

Dagegen brachte das zu einem großen Ganzen verschmolzene Netz der Société Générale dem Netz der Belgischen Staatsbahnen, mit welchem es eng und vielfach verschlungen war und dem es daher vielfache Konkurrenz machte, große Gefahr. Die Belgische Regierung, welche nicht mit Unrecht geltend machte, daß jene Konkurrenzen nicht auf gesunden Verhältnissen basirten**), da zur Bildung der großen konkurrirenden Parallelbahnen seitens der Société Bahnlinien benutzt wurden, welche nach ihrer Bestimmung und ihren technischen Verhältnissen einfache Industriebahnen waren (wie z. B. die von Flénu), sprengte deshalb die konkurrirende Koalition.

Die Gesellschaft des Hennegauer Kohlenbeckens überließ in Einverständniß mit der Société Générale laut Vertrag vom 25. April 1870 (approbirt durch Gesetz vom 3. Juni 1870) vom 1. Januar 1871 ab dem Belgischen Staat den Betrieb folgender Linien:

1) Die der Compagnie Hainaut-Flandres konzessionirten Linien: St. Ghislain-la-Pinte (Gand) und Basècles-Peruwelz-Tournai 110 Kilom.

2) Die sämmtlichen Linien des Centre sammt den in dessen Betrieb befindlichen Industriebahnen 1 Kilom.

3) Denderleeuw-Courtrai (Theil der Belgischen Westbahn) 63 Kilom.

4) Renaix-Courtrai (Theil der Linie Braine-le-Comte-Courtrai) 29 Kilom.

5) und 6) Die Bahn von St. Ghislain mit Verlängerung nach Frameries 33 Kilom.

7) Haut et Bas Flénu 66 Kilom.

8) und 9) Die Eisenbahn Frameries-Chimay (Strecke Frameries-Bonne-Espérance) mit Verlängerung und mit den Kohlenbahnen Courcelles-Nord und Nord-Charleroi 53 Kilom.

10) Tamines-Landen (Tamines-Fleurus-Landen und Namur-Ramillies-Tirlemont) 103 Kilom.

*) Nur durch den finanziellen Beistand der Société Générale wurde die Compagnie de Hainaut-Flandres aus ihrer sehr kritischen finanziellen Lage befreit, desgleichen die Compagnie de Tamines-Landen, und war es nur mit ihrer Hülfe möglich, die konzessionirten Linien dieser Gesellschaft fertig zu stellen.

**) Ueberzeugend wird solches in den Motiven des Gesetzentwurfs zu der nachstehend besprochenen Konvention vom 25. April 1870 dargelegt. Die Tarife der Staatsbahn, welche durch ihre billigen Sätze dem Handel und der Industrie Belgiens große Dienste geleistet haben, erschienen durch die Konkurrenz der großen fusionirten Gesellschaften sehr gefährdet, da sich in Folge derselben die Zunahme des Verkehrs, mit Rücksicht auf welche sie entworfen waren, nur theilweise verwirklichte.

Der Verkehr, statt sich auf die Hauptlinien zu konzentriren, die in Absicht auf großen und leichten Betrieb hergestellt waren, verlief sich in verschiedenen Routen, von denen keine genügend alimentirt wurde, und folgte den Bahnen, welche mit Rücksicht auf ihre Beschaffenheit, selbst bei völliger Gleichheit im Uebrigen, nicht die nämlichen Vortheile hinsichtlich des wohlfeilen Transports zu bieten vermochten.

Als Beispiel wird in diesen Gesetz-Motiven angeführt, daß die Züge des Grand Central, welche, mit der Staatsbahn konkurrirend, den Verkehr zwischen Charleroi und Antwerpen vermitteln, aus dem Kohlenrevier von Charleroi nur über eine Steigung von 16:1000 kommen, während die Züge der Staatsbahn bei eher geringerer Länge mitunter eine Steigung von über 4:1000 zu überwinden haben.

Es geht hieraus hervor, daß bei gleichen Verhältnissen die Tarife, welche bei den Staatsbahnen einen Gewinn abwerfen, bei der konkurrirenden minder günstig gelegenen Bahn solchen nicht gewähren. —

Ein weiterer Mißstand war, daß die billigen Tarife der Staatsbahn der Gegenstand unaufhörlicher Kritik seitens Derjenigen war, deren Konkurrenz sie behinderten.

Digitized by Google

11) Manage-Wavre und Manage-Piéton 52 Kilom.

12) Industriebahnen (Zweigbahn nach Providence, Marchiennes (usines)-Amercoeur 11 Kilom.

Im Ganzen Eisenbahnen in einer Länge von 601 Kilom.

Dazu kommen noch cirka 550 Kilom. in Bau begriffene Eisenbahnen, deren Tracirung zur Zeit der Konvention vom 25. April 1870 zum Theil noch nicht feststand*).

Der Société Générale verblieben hiernach in Betrieb nur die als eine abgeschlossene Gruppe sich darstellenden Westflandrischen Bahnen**) und einige ebenfalls zusammenhängende Linien in Ostflandern (Gand-Selzaete-Terneuse und Lockeren-Selzaete-Assenede***).

Der Staat dagegen erhielt zu den bereits in seinem Betrieb stehenden Linien von 863 Kilom. einen Zuwuchs von 601 Kilom. in Betrieb befindlicher Bahnen, welcher auch insofern sehr günstig für ihn ist, als damit das reiche Kohlenbecken von Hennegau in sein Bahnnetz fällt.

III. État Belge. Der Belgische Staat ist durch dieses Fusionsverhältniß†) fast alleiniger Gebieter über das Centrum des Belgischen Eisenbahn-Netzes geworden, indem ihm nur nach der Grand Central mit seiner großen, von Süden nach Norden laufenden zweigegabelten Linie Konkurrenz machen kann.

Das Staats-Bahnnetz besteht nunmehr aus folgenden Linien:

A) Vom Staat gebaute und betriebene Linien 602 Kilom.

a) Nordwestliche Linie: Brüssel-Antwerpen mit Zweigbahn Coutich-Lierre, Mecheln (Malines)-Ostende und Verbindungsbahnen zu Gent und Brügge.

b) Südwestliche Linie: Gent-Französische Grenze bei Tourcoing-Mouscron-Tournai.

c) Südliche Linie: Brüssel (Nord)-Grenze bei Quiévrain und Verbindungsbahn zu Brüssel; Braine-le-Comte-Charleroi-Namur; Mons-Manage mit Zweigbahn Louvière-Bascoup.

d) Oestliche Linie: Brüssel-Herbesthal und Mecheln-Löwen.

B) Bisher von Aktiengesellschaften gepachtete Linien: und zwar zu a gegen Abgabe der Hälfte, zu b gegen Abgabe von $^3/_4$ der Brutto-Einnahme.

	Kilometer.
a) Dender-Waesbahn (Ath-Lockeren, Brüssel-Denderleeuw und Alost-Schellebelle	108
b) Tournai-Jurbise	48
c) Brüssel-Lille (Hal-Ath und Tournai-Grenze gegen Lille)	49
d) Braine-le-Comte-Gent	58
	263

*) Von diesen in Bau begriffenen Eisenbahnen sollten die Linien Dour-Quiévrain, Gürtelbahn von Charleroi, Luttre-Chatelineau, Abzweigungen von Bascoup nach Courcelles, Gosselies, Roux und Luttre noch wo möglich bis zu Ende des Jahres 1870 eröffnet werden.

Außerdem sind durch die Kohlenbecken-Gesellschaft herzustellen die Linien, welche die Konzessionen im Hennegau ergänzen sollen, Braine-le-Comte-Courtrai, St. Ghislain-Ath, Peruwelz-Grenze gegen Tournai Frameries-Chimay und die Bahn des Kalkbeckens von Tournai. Sie hat auch noch das Bahnnetz in Brabant und die Linie Anvers-Douai-Grenze gegen Tournai herzustellen. Alle diese Linien will der Staat eventuell übernehmen nach deren Fertigstellung. Jedoch hat die Regierung sich vorbehalten, eine definitive Erklärung in Betreff der Uebernahme innerhalb einer Frist von 6 Monaten abzugeben, da sie erst prüfen will, inwiefern vielleicht eine oder die andere dieser Linien, nachdem dieselben nun nicht mehr dazu bestimmt sind, Theile eines andern selbstständigen Bahnnetzes zu werden, überflüssig geworden ist.

**) Außer den in der Anm. S. 623 aufgeführten Linien der Flandre occidentale, 165 Kilom., gehört hierher Lichterfelde-Furnes 34 Kilom.; Furnes-Dunkirchen 22 Kilom.; Belgische Westbahn-Linien: Anseghem-Ingelmunster 24 Kilom. und Dixmoude-Nieuport 18 Kilom.; Ostende-Thourout 24 Kilom. und Comines-Armentières 17 Kilom. — Weiter ist in Betrieb der Société Générale die an diese Linien anschließende Bahn Brügge-Blankenberghe-Heyst gekommen.

***) Diese beiden jetzt noch getrennten Gebiete der Société Générale würden einen einzigen zusammenhängenden Komplex bilden, wenn die zwischenliegende Eisenbahn Bruges-Eecloo-Gand, welche bis jetzt ein selbstständiges Betriebs-Gebiet bildet, von der Société Générale in Betrieb genommen werden könnte.

†) Die Vertheilung der Erträgnisse zwischen der Gesellschaft der Compagnie des chemins de fer des bassins houillers du Hainaut, welche die Eisenbahn-Linien stellt, und dem Staate, welcher dieselben betreibt, ist nach Art. 45 der Konvention dahin festgestellt, daß zu Gunsten der Gesellschaft eine jährliche Summe von 7000 Frcs. per Kilom. der in Betrieb stehenden Bahnstrecken vorweg in Abzug gebracht wird, wenn die Brutto-Einnahmen per Kilom 18,000 Frcs. oder darunter betragen. Nach Art. 49 der Konvention garantirt dagegen die Kompagnie für die gegenwärtig in Betrieb stehenden Linien ein Minimum der Rente von 21,000 Frcs. per Kilom. pro 1871, und von 22,000 Kilom. pro 1872 und 1873. Gleichzeitig erhielt die Société des bassins houillers nach Art. 18 der Konvention die Konzession zur Herstellung einer Reihe neuer Bahnlinien, welche dem vom Staat zu betreibenden Netze angehören sollen, für

1) eine Eisenbahn von Basècles nach Stambruges zum Anschluß an die Eisenbahn St. Ghislain-Ath; mit Zweigbahn von Basècles zur Eisenbahn St. Ghislain-Oudenarde, von Blaton gegen Bernissart, und von Station Baux zu den Steinbrüchen von Tournai;

2) eine Eisenbahn von Station Antoing nach der Französischen Grenze in der Richtung nach St. Amand;

3) Fleurus-Nivelles über Frasnes lez Gosselies;

4) Houdeng-Goegnies nach Soignies über le Roeulx.

5) Ecaussines-Ronquières;

6) Lembecq nach Rebecq-Rognon.

7) Eisenbahn von Dour zur französischen Grenze in der Richtung auf Cambrai.

Digitized by Google

C) Die vorstehend unter II 1—12 einzeln aufgeführten von der Société Générale übernommenen Bahnen von 601 Kilom. Länge.

Die übrigen Bahngebiete Belgiens. Es möge uns zum Schluß gestattet sein, der Vollständigkeit wegen wenigstens kurz die noch übrigen kleinern Bahngebiete Belgiens aufzuführen. Außer den von uns behandelten drei großen fusionirten Bahngebieten:

I. Grand Central, II. die der Société Générale und III. État Belge finden wir dort noch 9 Bahn-Komplexe, resp. Bahngebiete; von denselben sind 3 mit ausländischen großen Bahngebieten fusionirt (Liégeois-Limbourgois, Pepinster-Spaa-Luxemburg-Grenze und Nord Belge); ein weiteres kleines Bahngebiet (Gand-Eecloo-Bruges) ist aus einer Fusion entstanden, und nur eine große (Grand Luxembourg) und 4 kleinere Bahnen haben sich ihren selbstständigen Betrieb bis jetzt bewahrt, über welche wir noch Folgendes bemerken.

IV. Nord Belge umfaßt die Linien der drei Gesellschaften Charleroi-Erquelines, Namur-Liège mit Fortsetzung nach Givet und Mons-Hautmont, zusammen 211 Kilom., welche die Gesellschaft der Französischen Nordbahn (im Jahre 1854) auf die ganze Konzessionsdauer gepachtet hat.

V. Pepinster-Spaa-Luxemburger Grenze 69 Kilom. Der gleichnamigen Eisenbahn-Gesellschaft war in 1855 und 1861 die Konzession für die in 1867 eröffnete Fortsetzung von Spaa zur Luxemburgischen Grenze ertheilt worden. Sie verzichtete jedoch auf dieses Unternehmen zu Gunsten der Gesellschaft Wilhelm-Luxemburg, indem sie zugleich der letzteren ihre Linie Pepinster-Spaa in Pacht gab. Dieser Betriebs-Vertrag wurde in 1863 auf die Französische Ostbahngesellschaft (Est) übertragen, welche die sämmtlichen Linien der Wilhelm-Luxemburg pachtete (siehe jedoch nachstehend unter VIII).

VI. Liégeois-Limbourgois. Die Linien dieser Gesellschaft: Hasselt-Tongres-Liège (mit Zweigbahn Liers-Flemalle) und Hasselt-Eindhoven bilden einen Theil der internationalen Linie (Amsterdam-) Utrecht-Boxtel-Eindhoven-Liège und wurden von der Niederländischen Staatsbahn-Gesellschaft, welche den übrigen Theil dieser Linie vom Niederländischen Staat in Betrieb erhalten hat, im Jahre 1864 gepachtet.

VII. Eecloo-Gand und Eeclo-Bruges, welche Bahn die direkte Linie von Gand nach Bruges (durch das pays de Waes laufend) bildet, ist zu Gunsten der Stadt Eecloo, welche einen bedeutenden Getreidemarkt bildet, gebaut worden, und zwar hat die Gesellschaft Eecloo-Gand vom 14. Februar 1867 ab auf 15 Jahre die Linie Eecloo-Bruges von der gleichnamigen Gesellschaft gepachtet.

VIII. Die Grand Luxembourg. Dieser Gesellschaft gehört die 233 lange rentable Linie Brüssel-Namur-Arlon-Luxemburger Grenze bei Sterpenich mit Zweigbahn Arlon-Athus (15 Kilom.) zum Anschluß an die Französische Ostbahnlinie bei Longwy an, bis wohin sich sein 1. Januar 1868 ihr Betrieb erstreckt. Das die Fortsetzung ihrer Hauptlinie bildende Stück der Luxemburger Wilhelmsbahn Sterpenich-, rechts Bettingen-Luxemburg-Wasserbillig (57 Kilom. hat dieselbe seit dem 20. Februar 1867 in Betrieb. Außerdem besitzt die Gesellschaft die mit einer Staats-Garantie ausgestattete Ourthe-Bahn (Liège-Marloie) 63 Kilom., durch welche die Hauptlinie der Verkehr von der internationalen Linie Venlo-Mastricht-Liège zugeführt wird.

IX. Die kleine Bahn Liège-Mastricht (7 Kilom.) bildet ebenfalls einen Theil der letztgenannten internationalen Linie.

X. Die Chimaybahn (Momignies-Mariembourg-Hermeton-Dinant mit Abzweigung nach Romedenne 65 Kilom. bildet ein Mittelglied der großen internationalen, im Uebrigen von der Französischen Nordbahn betriebenen Linie Liège-Namur-Dinant-Mariembourg-Anor-Laon-Soissons-Paris. Der naheliegende Gedanke, die Chimaybahn der Französischen Nordbahn-Gesellschaft in Betrieb zu geben, hat sich bis jetzt nicht realisiren lassen.

XI. Lierre-Turnhout 62 Kilom., mit Staats-Garantie gebaut, liegt zur Hälfte auf der Strecke Herentals-Turnhout in der großen, im übrigen dem Grand Central angehörigen Linie Tilburg-Turnhout-Aerschot-Louvain-Charleroi-Givet und wird daher pachtweise auf der erwähnten Strecke vom Grand Central mit benutzt.

XII. Anvers-Gand 50 Kilom. bildet die kürzeste, über Lierre laufende Verbindungs-Linie zwischen den genannten wichtigen Städten Nord-Belgiens.

Ob die am 1. December 1870 auf der Strecke Malines-St.-Nicolas eröffnete neue internationale Bahn Malines-Terneuzen im eigenen Betrieb der gleichnamigen Bahngesellschaft verbleiben wird, läßt sich bis jetzt nicht beurtheilen.

Suchen wir aus der Geschichte der Belgischen

Digitized by Google

Eisenbahn-Fusionen einige Nutzanwendungen für unsere deutschen Bahnen zu ziehen, so werden wir zunächst zu konstatiren haben, daß solche Fusionen sich, wie im Allgemeinen, so auch in Belgien sehr wohlthätig gezeigt haben, indem durch dieselben, resp. durch die Koncentration des Verkehrs auf lange Strecken und durch die Verringerung der Regiekosten bei der Einheit des Verkehrs das Reinerträgniß der kleinen fusionirten Bahnen sehr gehoben wurde.

Während Fusionen, durch welche kleine, nur dem Lokalverkehr bestimmte Bahnen zu Gliedern durchgehender Linien umgewandelt werden sollen, ungesunde Konkurrenzen erzeugen, welche, ohne dem Publikum nachhaltige Vortheile zu bieten, schließlich die Interessen der betheiligten konkurrirenden Eisenbahnen ernstlich beeinträchtigten, bieten naturgemäße Fusionen ein probates Mittel, um die Konkurrenz verschiedener auf demselben Terrain agitirender Eisenbahnverwaltungen auszuschließen.

Hoffen wir, daß man auch in Deutschland*) immer mehr sein Augenmerk auf jene zweckmäßigen, naturgemäßen Fusionen richtet, wie solche in den letzten Jahren in Norddeutschland zwischen der Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter und der Hessischen Nordbahn mit der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, der Wilhelmsbahn und Neisse-Brieger mit der Oberschlesischen, der Schleswigschen mit den Holsteinischen Eisenbahnen stattgefunden haben. In Süddeutschland, wo die Staatsbahnen dominiren, liegen in dieser Richtung bereits sehr befriedigende Resultate vor, indem der Betrieb der kleinen Privatbahnen durchgängig von der Staatsbahn-Verwaltung des betreffenden Landes (Baden, Bayern, Würtemberg) zum Vortheil beider Theile übernommen ist. Dr. jur. W. Koch.

*) Große Erfolge hat, was Fusionen anlangt, Frankreich aufzuweisen, wo der Ausbau eines umfangreichen, vortrefflich gegliederten Eisenbahn-Netzes, welches mit seinen systematisch immer enger gezogenen Maschen einem kunstvollen Spinnennetz ähnlich sieht, nur durch die planmäßig durchgeführten Fusionen der auf bestimmte Zonen angewiesenen Eisenbahn-Gesellschaften möglich war.

Nekrolog.

Leroux, Pierre, französischer Socialist, † am 12. April in Paris. Er war 1798 zu Bezri geboren, 1848 einer der Hauptredner der Bergpartei, war Mitbegründer und Redakteur mehrerer radikaler Zeitschriften und legte sein in Anlehnung an socialistische Ideen gegründetes philosophisches System in den Werken „Réfutation de l'éclectisme" (1839), „Essai sur l'égalité" und „De l'humanité" (1840) nieder.

Reiche, sächsischer Finanzrath und Eisenbahndirektor, † am 31. März in Dresden.

Berichtigung. Der Banquier Mirès, dessen Tod wir gemeldet haben, ist nach neueren Nachrichten nicht gestorben.

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzugs 1870. V. Die Schlacht bei Gravelotte. Es wird französischerseits dem Marschall Bazaine so vielfach und so beharrlich der Vorwurf des „Verraths" gemacht, selbst von Männern, welche die Erscheinungen des Krieges verhältnißmäßig objektiv und mit dem sichtbaren Streben nach Wahrheit beobachten, daß dieser Vorwurf nicht ohne Weiteres übergangen werden kann.

Freilich ist es nicht der Mühe werth, diejenigen Stimmen widerlegen zu wollen, welche den Marschall als von Preußen erkauft darstellen; aber es gibt auch andere Stimmen, welche als Gründe ihres harten Urtheils Dinge anführen, die an sich sehr möglich sind, welche dem Marschall ehrgeizige Absichten zuschreiben, welche er sehr wohl gehabt haben könnte.

Es kommt deshalb darauf an, vom militärischen Standpunkte aus zu untersuchen, ob Bazaine das Oberkommando der Armee von Metz anders hätte führen können, als er es gethan hat. Jene Stimmen, welche hier berücksichtigt werden sollen, legen es Bazaine als ersten, wichtigsten Schritt zum Verderben seiner Armee aus, daß er am 17. nicht die Schlacht erneuert habe, um sich den Rückzug nach Verdun zu erzwingen. Sie behaupten, Bazaine habe sich keiner Niederlage aussetzen wollen, um an der Spitze einer unbesiegten Armee (sobald er nämlich durch eine andere Armee aus Metz befreit wäre) die Regentschaft an sich zu bringen, und sie nehmen als Fundament ihrer Anklage die Möglichkeit eines Rückzuges nach Verdun am 17. August an. Abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, daß der Feldherr, welcher Bazaine aus Metz befreit haben würde, der Regentschaft gewiß näher gewesen sein würde als der befreite Bazaine selbst, so ist es sehr zu bezweifeln, daß Bazaine's Armee am 17. die deutsche Armee zurückzuwerfen im Stande gewesen wäre. Und das wäre nothwendig gewesen, um nach Verdun zu gelangen. Ein Marsch auf Umwegen,

Digitized by Google

etwa über Briey, würde nur zu den erfolgreichsten Flankenangriffen von Seiten der deutschen Armee geführt haben. Freilich würde ein Feldherr von größerer Energie und von größerem Talent wahrscheinlich den Versuch gemacht haben, die deutsche Armee am 17. zu werfen. Aber ein solcher Feldherr hätte sich vor Allem nicht in eine so verzweifelte Situation gebracht wie Bazaine. Die Chancen für die französische Armee hatten sich seit dem vergangenen Tage wesentlich verschlechtert. Was am 16. nicht möglich war, konnte am 17. noch weniger gelingen.

Der Fehler lag in der Versäumniß der Tage vom 12. bis zum 16. August, am 17. war er nicht mehr zu verbessern. So mag Bazaine ein unfähiger General genannt werden, aber ihn einen Verräther zu nennen, wird bei sorgfältiger und unbefangener Prüfung seiner Lage am 17. August Niemand geneigt sein. Eine solche Prüfung erweckt die Vermuthung, daß Bazaine seine Lage nicht klar erkannte, daß er die Absichten seines Gegners nicht richtig beurtheilte, daß er vielleicht hoffte, Mac Mahon werde ihm auf irgend eine Weise zu Hülfe kommen, oder daß er sich sonst Illusionen machte.

Ueber die Lage der französischen Armee bei Metz nach der Schlacht bei Bionville berichtete der Marschall in einer Depesche an den Kaiser und den Kriegsminister vom 17. August, aus welcher er folgenden Auszug publicirt hat:

„Man sagt heute, der König von Preußen sei in Pange oder im Schlosse d'Aubigny, eine Armee von 100,000 Mann folge ihm, außerdem seien zahlreiche Truppenmassen auf der Straße nach Verdun und bei Mont-sous-les-Côtes gesehen worden.

„Was dieser Nachricht von des Königs von Preußen Ankunft eine gewisse Wahrscheinlichkeit geben könnte, ist der Umstand, daß in diesem Augenblicke, wo ich die Ehre habe Ew. Majestät zu schreiben, die Preußen einen ernsthaften Angriff gegen das Fort Queuleu dirigiren. Sie sollen Batterien zu Magny, Mercy-le-Haut und im Gehölz von Pouilly erbaut haben; in diesem Augenblicke ist das Feuern sogar ziemlich lebhaft.

„Was uns betrifft, so sind die Corps wenig reich an Lebensmitteln; ich will versuchen, solche auf der Straße der Ardennen kommen zu lassen, welche noch frei ist. General Soleille, welchen ich in die Festung gesandt habe, berichtet mir, daß dieselbe mit Munition wenig versehen ist, und daß sie uns nur 800,000 Patronen geben kann, was für unsere Bedürfnisse eines Tages Sache ist. Gleicherweise ist nur eine kleine Anzahl Schüsse für die 4-Pfünder vorhanden, und endlich fügt er hinzu, daß das pyrotechnische Etablissement nicht die erforderlichen Mittel zur Herstellung von Patronen hat.

„General Soleille hat in Paris das unumgänglich Nothwendige zur Wiedereinstandsetzung des Feldwerkzeugs verlangen müssen; aber wird es zur rechten Zeit ankommen? Die Regimenter des Generals Frossard haben keine Lagergegenstände mehr und können ihre Lebensmittel nicht kochen. Wir werden Alles thun, um unsere Vorräthe jeder Art zu ergänzen, damit wir unsern Marsch in zwei Tagen wieder aufnehmen können, wenn es möglich ist. Ich werde die Straße von Briey nehmen. Wir werden keine Zeit verlieren, vorausgesetzt, daß nicht neue Kämpfe meine Pläne vereiteln".

In Uebereinstimmung mit dieser Depesche schreibt der Marschall in seinem „Rapport sommaire": „Man hat Vermuthungen angestellt über die Möglichkeit, den Marsch nach Verdun in der Nacht vom 16. auf den 17. fortzusetzen; sie waren irrthümlich. Diejenigen, welche sie anstellten, kannten nicht die Lage. Der Feind erhielt mit jedem Augenblick beträchtliche Verstärkungen und hatte Truppen entsandt, um die Stellung von Fresnes, vor Verdun, zu besetzen; die französische Armee, seit mehreren Tagen im Marsche, hatte soeben zwei blutige Schlachten geschlagen, und es waren Theile derselben noch zurück, darunter begriffen der große Armeereservepark, welcher in Toul hielt und eine günstige Gelegenheit erwartete, sich mit der Armee zu vereinigen, was ihm nicht gelang. Die Armee hätte einen sehr ernsten Stoß erleiden können, welcher nachtheiligen Einfluß auf die späteren Operationen gehabt hätte".

Diese Darstellung des französischen Oberbefehlshaber ist ganz in Einklang mit den Betrachtungen, welche deutscherseits gemacht wurden, und mit den Aufklärungen, welche eine Reihe von Depeschen, die im Schlosse St. Cloud vorgefunden sind, über die mangelhafte Ausrüstung der Feldarmee und der Festungen verbreiten; sie wird jedoch andererseits auch bestritten und behauptet, 500 Wagen mit Lebensmitteln hätten bei Plappeville intakt gestanden. Aber es ist gewiß, daß die französische Armee ihren Marsch nach Verdun nach der Schlacht bei Bionville nicht hätte durchführen können, auch wenn sie vollständig mit Lebensmitteln und Munition ausgerüstet gewesen wäre, und wenn der Reservepark ihr zur Verfügung gestanden

Digitized by Google

hätte. Nur ein Sieg auf dem Schlachtfelde des vergangenen Tages konnte ihr am 17. August den Weg nach Verdun eröffnen. Die südliche Straße nach Verdun war nicht mehr in ihrem Besitze, die nördliche Straße lag der deutschen Front so nahe, daß der Abmarsch auf derselben eine augenscheinliche Unmöglichkeit war, die Straße über Briey, an welcher Ste. Marie-aux-Chênes liegt, zu erreichen, hätte allerdings für eine wohlausgerüstete Armee in der Möglichkeit gelegen; auf derselben jedoch nach Verdun zu gelangen, wäre ihr der deutschen Armee gegenüber gewiß nicht gelungen. Mars-la-Tour liegt näher an Verdun als Briey, und es konnte die deutsche Armee deshalb weit früher nach Verdun kommen als die französische. Außerdem war Briey selbst von Mars-la-Tour aus über Jarny von deutschen Truppen ebenso früh zu erreichen als von Gravelotte aus von den Franzosen. Briey liegt in der Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Basis durch die Punkte Mars-la-Tour und Gravelotte gegeben wird.

Wenn daher selbst die Sicherung der Verwundeten französischerseits aufgegeben wäre und die Armee sich schon in der Nacht vom 16. auf den 17. auf die Straße nach Briey zurückgezogen hätte, so würde ohne Zweifel ein Vorstoß der deutschen Armee am 17. gegen Ste. Marie-aux-Chênes die lange, auf eine Straße beschränkte Kolonne der retirirenden Armee in der Mitte zersprengt haben, während zugleich ein über Jarny gegen Briey marschirendes Corps mit der Tête dieser Kolonne zusammengestoßen wäre. Ein Marsch der Franzosen über Briey würde also zur Folge gehabt haben, daß sie unter den schwierigsten Rückzugsgefechten gegen Luxemburg und Belgien gedrängt worden wären, Verdun jedoch und die Vereinigung mit Mac Mahon ganz verloren hätten.

Diesen verderblichen Ausgang hätte die Lage der französischen Armee gehabt, wenn wirklich unter Annahme einer ausreichenden Verpflegung mit außerordentlicher Kraftanstrengung und vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen die von Mars-la-Tour bis Gravelotte liegenden zahlreichen Verwundeten der Marsch über Briey unternommen worden wäre; aber, wie aus allen Berichten konstatirt wird, die französische Armee war in keiner Weise im Stande zu marschiren.

Abgesehen von dem Mangel an Munition, Lebensmitteln und Wasser, welchen letzteren der Marschall besonders hervorhebt, war die Armee durch die Schlacht bei Vionville rücksichtlich ihres Corps- und Divisionsverbandes stark desorganisirt. Um den auf die linke Flanke überraschend gerichteten Angriff abzuwehren, waren die zunächst befindlichen Truppen nach dieser Seite hin entwickelt und dann von den nacheinander schwenkenden Abtheilungen unterstützt worden, ohne daß auf die Ordre de Bataille Rücksicht genommen werden konnte. Das 4. Corps, welches zuletzt eintraf, hatte die weichenden Divisionen des 6. Corps aufgenommen, die Division Picard, Grenadiere der Garde, hatte mit den Divisionen Vergé und Bataille vom Corps Frossard nördlich Rezonville vermischt gefochten. Die Division Deligny, Voltigeure der Garde, hatte zuletzt mit dem linken Flügel des 6. Corps im Centrum bei Rezonville gekämpft, während später ein Theil des Gardecorps im Verein mit den zurückgezogenen Divisionen des Corps Frossard südlich Gravelotte ein Waldgefecht führte. Die Division Montaubon vom Corps Leboeuf war beim Eintreffen dieses Corps über Bruville vom Corps getrennt und nach Gravelotte gesandt worden. Dieselbe erhielt inmitten ihres Marsches um 7 Uhr Abends Contreordre und ward wieder nach Mars-la-Tour geschickt. Das unübersichtliche durchschnittene, vielfach bewaldete Terrain zumal nördlich Vionville und um Gravelotte muß diese Vermischung der Abtheilungen zu einer wahren Unordnung gemacht haben. Unter dem Schutze der Dunkelheit, welche von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens etwa andauerte, diese Armee in Marsch zu setzen, war ganz unmöglich.

Der Oberbefehlshaber entschloß sich, das Einzige zu thun, was ihm unter solchen Verhältnissen übrig blieb. Er suchte eine Stellung einzunehmen, welche ihm möglichst viele Terrainvortheile für eine demnächst drohende Schlacht bot, und widmete seine Sorgfalt zugleich der Bergung der Verwundeten und der Ergänzung der Munition und Lebensmittel.

Daß die wahre Bedeutung der Schlacht bei Vionville, daß der eigentliche Kern des deutschen Operationsplans auch am 17. noch dem Marschall nicht deutlich war, davon gibt die oben angeführte Depesche lebendiges Zeugniß. Die vermuthete Anwesenheit des Königs in Pange, also auf dem rechten Moselufer, sowie der Bau von Batterien vor dem Fort Queulen beschäftigte die französische Oberleitung; die ganze Wucht des Schlages, welcher auf dem linken Ufer geführt ward, scheint ihr erst in der Schlacht bei Gravelotte fühlbar geworden zu sein. Offenbar glaubte man im französischen Hauptquartier nicht an die Möglichkeit einer

Digitized by Google

Schwenkung von 360 Grad und 3 Meilen Radius mit einer Armee von 200,000 Mann und im schwierigsten Terrain. Dieses Meisterwerk der Energie, Ordnung und Schnelligkeit hatte man der deutschen Heerführung nicht zugetraut, weil man selbst desselben nicht fähig gewesen wäre. Der Angriff bei Vionville am 16. galt für eine geschickte Diversion eines verhältnißmäßig kleinen Theiles der feindlichen Streitmacht.

So ist die Schlacht bei Gravelotte, dieser defensive Kampf am 18. August, nur ein Beweis der Unfähigkeit Bazaine's. Er schlug diese Schlacht nicht, weil sie nothwendig gewesen wäre, sondern aus Rathlosigkeit. Er wußte nicht, ob er zurück oder vorwärts sollte, und blieb deshalb passiv in einer taktisch gut gewählten Stellung. Hätte er, wie man ihm vorgeworfen, jede Gelegenheit einer Niederlage vermeiden und seine Armee für später konserviren wollen, so war es einfacher, nach Metz zurückzukehren und gar nicht zu kämpfen.

Die Stellung, welche die französische Armee am 17. August einnahm, erstreckte sich von St. Privat-la-Montagne im Norden bis Rozerieulles im Süden. So ward durch den rechten Flügel die allein noch frei gebliebene Abmarschlinie über Briey besetzt gehalten und zugleich der Vortheil einer günstigen Defensive geboten.

Die deutsche Heerführung erwartete an diesem Tage die Erneuerung der Schlacht, bei dem Feinde die Eigenschaften voraussetzend, welche sie selbst besaß, nämlich das klare Erkennen der militärischen Lage und die rücksichtslose Durchführung der für richtig erkannten Maßregeln. Um nach Verdun zu gelangen, mußte die französische Armee am 17. den Versuch erneuern, das im Wege stehende deutsche Heer niederzuwerfen. Von dem Mangel an Munition und Lebensmitteln, welcher dem französischen Heere jede Operation verbot, konnte man deutscherseits genaue Kenntniß nicht haben. Dieser Mangel war bei einer Armee, welche soeben die stärkste Festung, den Hauptwaffenplatz des Landes verlassen hatte, durchaus nicht vorauszusetzen, er war ganz unglaublich. Schon um 4 Uhr Morgens am 17. August erschien der Prinz Friedrich Karl, welcher sich am Abend nach der Schlacht nach Gorze zurückbegeben hatte, wieder auf dem Schlachtfelde und ritt dasselbe ab, um die Stellungen und Bewegungen des Feindes zu rekognosciren. Der König selbst, dessen Hauptquartier am 16. nach Pont-à-Mousson verlegt worden war, traf bald nach 6 Uhr auf der Höhe von Gorze ein, besichtigte das Schlachtfeld und nahm die Meldungen des Prinzen entgegen. Zu den in den Stellungen vom 16. bivouakirenden Truppen, dem 10. und 3. Armeecorps, den Kavalleriedivisionen Herzog Wilhelm und Rheinbaben, den Abtheilungen des 8. Corps und den hessischen Regimentern stieß im Laufe des Morgens das 9. Corps und nahm eine verdeckte Aufstellung südlich der Straße von Gorze nach Vionville. Von Rezonville aus ging eine dichte Tirailleurkette der Franzosen gegen die deutschen Linien vor, eröffnete jedoch nicht die erwartete Schlacht, sondern war augenscheinlich bestimmt, den Rückmarsch der Corps in die neue Stellung zu verhüllen. Vorgestoßene Kavalleriepatrouillen brachten diesen Abmarsch bald zur Kenntniß des Königs.

Den Feind augenblicklich mit den vorhandenen Streitkräften zu verfolgen, lag nicht im Plane, ein vernichtender Schlag sollte gegen ihn geführt werden, und deshalb wurde das Eintreffen der übrigen Corps vor Beginn eines neuen Kampfes erwartet.

Diese näherten sich in starken Märschen. Das 7. und 8. Armeecorps hatte Befehl erhalten, dem 9. unmittelbar über die Mosel zu folgen, das Gardecorps verfolgte die Richtung auf Mars-la-Tour, das sächsische (12.) Armeecorps marschirte von Pont-à-Mousson aus eben dorthin und traf kurz nach Mittag in der Rendezvousstellung ein, während die Garden links neben den Sachsen um 3 Uhr bei Mars-la-Tour Bivouaks bezogen.

Die Rekognoscirungen ergaben, daß die französische Armee auf den Plateaus östlich von Gravelotte lagerte und in der Gegend von Berneville in Bewegung war, während ihre Arrièregarden die Straße Doncourt-Conflans passirten; die Aussicht auf eine Schlacht an diesem Tage war damit verschwunden.

In Gemäßheit der leitenden Idee, den linken französischen Flügel bei Gravelotte festzuhalten, bis auch der rechte vom deutschen linken Flügel umfaßt werden könne, erhielt das 7. Armeecorps die Weisung mit dem Feinde Fühlung zu suchen. General von Zastrow nahm daher Aufstellung bei Ars-sur-Moselle und längs der Straße, welche von diesem Ort nach Gravelotte führt. Er schob das 7. Jägerbataillon in das Bois de Vaux vor und dehnte seine Vorpostenlinie bis auf das Plateau südlich von Gravelotte aus. Hier schloß sich dieselbe an die Vorposten des 8. Corps an, welches bei Gorze stand. Der

Digitized by Google

Feind hatte, wie deutlich zu bemerken war, zahlreiche Batterien aufgefahren, um das freie Terrain um Gravelotte zu bestreichen.

An die Vorposten des 8. Armeecorps schlossen sich die der II. Armee an, welche eine Linie vom Bois des Ogeons, südlich an Rezonville vorbei, nach dem Nordrande des Waldes nordwestlich von Vionville und von dort bis zum Yronbach bildeten.

Gegen 2 Uhr Nachmittags ließ der König durch den Chef des Generalstabs, General von Moltke, auf der Höhe südlich von Flavigny folgende Disposition für den nächsten Tag ausgeben:

„Die II. Armee wird morgen den 18. um 5 Uhr früh antreten und mit Echelons zwischen dem Yronbach und dem Gorzebach (im Allgemeinen zwischen Ville-sur-Yron und Rezonville) vorgehen. Das 8. Armeecorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der II. Armee anzuschließen. Das 7. Armeecorps wird anfangs die Aufgabe haben, die Bewegungen der II. Armee gegen etwaige feindliche Unternehmungen von der Seite von Metz her zu sichern. Weitere Bestimmungen werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen. Meldungen an Se. Majestät den König gehen zunächst auf die Höhe südlich von Flavigny".

Aus der Disposition geht hervor, daß die Möglichkeit eines Abmarsches des Feindes über Briey noch berücksichtigt ward, obwohl eine Schlacht in den Stellungen erwartet wurde, in welcher sie am 18. wirklich stattfand.

Der König kehrte gegen Abend nach Pont-à-Mousson zurück, Prinz Friedrich Karl schlug sein Hauptquartier in Bruxières auf.

Bis zum Morgen des 18. August waren keine Veränderungen in der Lage eingetreten, keine Beunruhigungen hatten stattgefunden, und der Prinz erließ in Uebereinstimmung mit den Anordnungen des Königs vom vorigen Tage folgende Disposition:

„Die II. Armee setzt heute den Vormarsch fort, mit dem Bestreben, den Feind von seiner Rückzugsrichtung Metz-Verdun abzudrängen und ihn zu schlagen, wo sie ihn findet.

Die Armee rückt in Echelons vor, links das 12. Armeecorps, das um 5 Uhr antritt und die Direktion auf Jarny nimmt, rechts daneben das Gardecorps, Richtung Doncourt. Das 9. Armeecorps, rechts rückwärts vom Gardecorps, tritt um 6 Uhr an und marschirt zwischen Rezonville und Vionville hindurch, im weitern Vormarsch St. Marcel hart links lassend.

Vom 9. Armeecorps rechts rückwärts wird das 8. Armeecorps der Echelonbewegung sich anschließen.

In zweiter Linie folgen: das 10. Armeecorps mit der Kavalleriedivision Rheinbaben dem 12. Armeecorps, das 3. Armeecorps und die Kavalleriedivision Herzog Wilhelm von Mecklenburg zwischen dem 9. und dem Gardecorps.

Der Vormarsch hat nicht in Marschkolonnen zu erfolgen, sondern die Divisionen sollen in sich massirt vorrücken. Der Oberbefehlshaber wird sich vor der Tête des 3. Armeecorps befinden".

General von Steinmetz ließ, diesen Dispositionen entsprechend, seine Armeecorps, das 7. und 8. in den Stellungen, welche sie am 17. eingenommen hatten.

Die II. Armee setzte sich um die bestimmte Zeit in Bewegung. (S. die Karte I.) Schon um 4 Uhr Morgens hatte der König Pont-à-Mousson verlassen und sich zu Wagen nach Gorze begeben, war dort zu Pferde gestiegen und traf um 6 Uhr auf der Höhe von Flavigny ein.

Die Meldungen über den Feind stimmten sämmtlich darin überein, daß derselbe nicht nach Norden abmarschirt sei, sondern seine Hauptmacht westlich Metz koncentrirt habe. Gravelotte war von ihm nicht besetzt, Bruville und St. Marcel von den Arrièregarden verlassen.

Augenscheinlich befand sich die französische Armee in der trostlosen Lage, welche das Ziel der deutschen Operationen war. Sie mußte kämpfen oder in die Festung zurückkehren. Nur war noch nicht genau rekognoscirt, welche Position sie eingenommen hatte, und der nach Norden gerichteten Bewegung der II. Armee ward vorläufig Halt geboten, bis über diesen Punkt Klarheit entstanden sei.

Das 9. Armeecorps nahm um 8 Uhr 30 Minuten Aufstellung südlich der Straße Gravelotte-Doncourt, mit dem Auftrage gegen St. Privat-la-Montagne und Amanvillers zu rekognosciren, sowie Verbindung mit dem Gardecorps herzustellen. Das letztere erhielt um dieselbe Zeit Befehl, bei Doncourt, das 12. Armeecorps bei Jarny und das 10. Armeecorps bei Bruville Halt zu machen.

Kavallerie wurde über Giraumont und Jouaville gegen die Straße nach Briey auf Coinville, Ste. Marie-aux-Chênes und in der Richtung auf die Höhen von Amanvillers vorgeschoben.

Bald nach 10 Uhr war Gewißheit über die

Digitized by Google

Stellung der französischen Armee vorhanden. (S. die Karte I.)

Das wellige Plateau, welches westlich der Mosel in den verschiedensten Richtungen seine Höhen und Thäler ausdehnt, bildet unmittelbar vor Metz mehrere langgezogene Rücken, deren Besetzung der französischen Armee günstig war. In nordnordwestlicher Richtung hintereinander der Festung vorgelagert, waren diese Höhenzüge, von Malaucourt über St. Privat-la-Montagne, Leipzig, Moscou bis Ars führend, sowie noch näher an Metz die Höhen des Bois de Saulny und die Plateaus von Plappeville und St. Quentin vorzügliche Defensivstellungen. Marschall Bazaine hatte die erstere Linie eingenommen und hielt auf dem Plateau von Plappeville seine Reserven bereit, seine Stellung war sehr gut gewählt und es war Alles geschehen, ihre natürliche Festigkeit künstlich zu verstärken. Das den Höhen vorliegende Terrain war zum größten Theil frei und offen, so daß der Angreifer eine lange Strecke ohne Schutz im feindlichen Feuer passiren mußte, die vertheidigten Positionen waren mit Schützengräben und Geschütz-Emplacements en étages versehen. Zudem bildeten die Dörfer St. Privat-la-Montagne, Ste. Marie-aux-Chênes, St. Ail, Amanvillers sowie zahlreiche Gehöfte längs der ganzen Front eine besondere Stütze der Vertheidigung. Die Gebäude sind im Allgemeinen massiv, die Dächer mit Ziegeln gedeckt, die Gärten und theilweise selbst die Feldstücke mit Mauern eingefaßt. Diese Baulichkeiten boten der französischen Infanterie Gelegenheit, in sicherer Deckung ein massenhaftes Schnellfeuer mit ihrer ausgezeichneten, weittragenden Waffe zu unterhalten. Besonders auf dem rechten Flügel war die Stellung festungsartig; das hochgelegene Dorf St. Privat mit etwa 100 Häusern und Gehöften bildete hier den Hauptstützpunkt; hier war das 6. Corps aufgestellt, welchem die Gardegrenadierdivision später als Reserve gesandt wurde. An den linken Flügel desselben schloß sich das 4. Corps, an dieses das 3.; das 2. Corps bildete den linken Flügel, während die Garde nebst der Artillerie-reserve auf dem Plateau von Plappeville aufgestellt waren. Diese Reserve hatte den Zweck, die vordere Linie zu unterstützen, aber zugleich auch einen etwaigen Angriff gegen die Verbindung mit Metz über Vaux und St. Ruffine zurückzuweisen.

Die deutschen Armeecorps erhielten nach 10 Uhr Befehl sich wieder in Bewegung zu setzen. Das 9. Corps sollte auf Berneville und La Folie vorgehen, das Gardecorps das Terrain nach Amanvillers und St. Privat aufklären, das 12. Corps sollte gleichfalls gegen die Chaussee nach Briey marschiren, um in der Richtung auf Ste. Marie-aux-Chênes den etwa begonnenen Abmarsch des Feindes aufzuhalten oder seine Stellung anzugreifen. Das 7. und 8. Corps sollten bei Gravelotte ein hinhaltendes Gefecht beginnen und fortführen, bis die Umgehung des linken Flügels ausgeführt werden konnte. In zweiter Linie folgte bei der I. Armee für die letzten das 2. Armeecorps, welches um 9 Uhr früh von Pont-à-Mousson aufgebrochen war, und bei der II. Armee das 3. und 10. Armeecorps.

Durch diese Dispositionen bekam der nun beginnende Kampf den Charakter einer Frontalschlacht, welche durch einen Druck auf den französischen rechten Flügel die Entscheidung finden sollte.

Dem Terrain entsprechend bestand die Schlacht hauptsächlich in einem Infanterie- und Artilleriekampf um einzelne Positionen, und zwar war die deutsche Artillerie von einer noch größern Bedeutung, als sie sonst schon zu sein pflegt, weil sie nicht nur auf der ganzen Linie die Schlacht durch ein stundenlanges Feuer eröffnen, sondern auch nach begonnenem Eingreifen der Infanterie den feindlichen Positionen gegenüber vielfach die Infanterie vertreten mußte, wo dieselbe sich unter dem überlegenen gedeckten Feuer der französischen Infanterie der feindlichen Stellung nicht nähern konnte.

Das Centrum der französischen Armee ward zunächst angegriffen, indem das 9. Corps seine Batterien auf den Höhen bei Berneville aufführte; es war um Mittag.

Das Corps war, St. Marcel links lassend, auf die Farm Caulre marschirt und hatte sich dann in dem Walde nördlich derselben, dem Bois de la Cusse, bis Anoux-la-Grange festgesetzt, während der Feind ein heftiges Granat- und Shrapnelfeuer aus seinen Batterien bei Ste. Marie, St. Privat und Amanvillers gegen die Vortruppen eröffnete.

Bis um 4 Uhr Nachmittags blieb hier im Centrum die Situation unverändert. Das Feuer der Corpsartillerie des 9. Corps, durch die Batterien der Infanteriedivisionen unterstützt, suchte den Feind zu erschüttern; die Infanterie hielt die eingenommenen Stellungen fest und diente der Artillerie zum Schutz gegen die von Zeit zu Zeit unternommenen Offensivstöße. Französischerseits ward ein anhaltendes koncentrisches

Digitized by Google

Geschützfeuer gegen die Artillerie und gegen den Wald geführt, welches erhebliche Verluste für die Deutschen zur Folge hatte. Um 4 Uhr endlich brachten die auf dem linken Flügel eintreffenden Batterien des Gardecorps das Uebergewicht des Feuers auf deutsche Seite.

General von Steinmetz, dem linken französischen Flügel gegenüber, gab den Befehl zum Angreifen, als der Kanonendonner von Berneville herüberschallte und das Engagement des Centrums verkündete. Die Artillerie des 7. Corps entwickelte sich südlich und östlich von Gravelotte auf den Höhen und avancirte dann im heftigsten feindlichen Feuer bis an den Rand des Plateaus, wo sie nach Verlauf einer Stunde schon die gegenüberstehenden französischen Batterien zum Schweigen brachte. Auf dem äußersten rechten Flügel hatte die Brigade Goltz, welche zur Sicherung des Moselthales bei Ars-sur-Moselle aufgestellt war, schon vorher in das Gefecht eingegriffen. Sie nahm das Dorf Vaux im Moselthale und stürmte dann die Höhen von Jussy, in deren Besitz sie sich behauptete. Die Hauptmasse der Infanterie des 7. Corps blieb vorläufig in gedeckter Aufstellung in dem waldigen Thale, welches Gravelotte von der Farm Point-du-Jour trennt. Gleichzeitig mit dem 7. Armeecorps trat von Rezonville her in östlicher Richtung das 8. Armeecorps den Vormarsch an. Dasselbe entwickelte zunächst eine zahlreiche Artillerie vor seiner Front an der Chaussee, während die 1. Kavalleriedivision dahinter verdeckte Aufstellung nahm und die Infanterie zum Angriff gegen den vorliegenden stark besetzten Wald vorging. Hier fand stundenlang ein sehr blutiger Kampf statt, in welchem bei dem ganz unübersichtlichen Terrain die streitenden Parteien vollständig durcheinander geriethen, in der Weise, daß einzelne Theile der deutschen Linie, welche den hartnäckigsten Widerstand fanden, nur langsam vorwärts dringen konnten, während andere bald die östliche Lisière erreichten und sogar, daraus hervorbrechend, zum Angriff auf die vorgelegenen Höhen und das Gehöft St. Humbert schritten. Letzteres wurde nach mehrmaligem Angriff endlich unter schweren Verlusten mit stürmender Hand genommen und behauptet, während alle Versuche, weiter am Höhenrand hinaufzudringen, an den stark besetzten Schützengräben scheiterten, wodurch das Infanteriegefecht hier zum Stehen kam. Bald nach 3 Uhr entstand eine Pause im Gefecht auf diesem Flügel, da die französische Artillerie schwieg und die deutsche kein Objekt zu wirksamer Beschießung vor sich sah. General von Steinmetz mußte die Möglichkeit eines Abzugs des Feindes annehmen und beorderte daher die Kavalleriedivision Hartmann, das vorliegende Défilé zu überschreiten, um dem abziehenden Feinde zu folgen, eventuell über dessen neue Positionen sich Aufklärung zu verschaffen. Gegen 4 Uhr gingen deshalb zwei reitende Batterien und das Ulanenregiment Nr. 4 über das Défilé vor und marschirten rechts seitwärts auf. Hierbei zeigte sich nun aber, daß der Feind sich nur vor dem heftigen Artilleriefeuer gedeckt hatte und nicht abgezogen war. Vielmehr geriethen die vorangegangenen Truppen in ein mörderisches Infanteriefeuer, welches durch einige Geschütze und Mitrailleusen unterstützt wurde. Zahlreiche Todte und Verwundete bezeichneten den Weg, den diese braven Truppen genommen hatten, doch protzten beide Batterien im feindlichen Feuer ab und erwiderten kräftig das des Gegners, während die Kavallerie dahinter sich zu ihrem Schutz aufstellte. Diese beiden Batterien hielten bis zum späten Abend in ihrer exponirten Stellung aus und wurden erst spät mit Hülfe nachgesendeter Reservepferde zurückgebracht; über die Hälfte der Mannschaft und der Pferde blieb auf dem Platze. Die Artillerie auf den Höhen bei Gravelotte begann gegen 4 Uhr, als dieser Vorstoß erfolgte und der Feind sich von neuem zeigte, wiederum ihr Feuer, und zwar mit so guter Wirkung, daß der Feind von weiteren Unternehmungen abgehalten wurde; auch schoß sie die in ihrem Feuerbereiche liegenden Gehöfte in Brand, so daß deren Besatzungen zurückweichen und im Abzug auf das wirksamste beschossen werden konnten. Zu dem Pulverdampfe, der weithin über das Schlachtfeld qualmte, gesellten sich die dicken schwarzen Rauchwolken der brennenden Gehöfte.

Den Dispositionen des Oberkommando's entsprechend hielt auf diese Weise der rechte deutsche Flügel gleich dem Centrum den Feind fest, ohne ihn allzu heftig zu drängen, bis der linke Flügel seinerseits den französischen rechten umfassen konnte.

Die Franzosen traten der Durchführung dieser Schlachtidee allerdings mit großer Zähigkeit und Tapferkeit, aber ohne Initiative eines Gegenplans und ohne Erfolg entgegen. Sie blieben im Allgemeinen defensiv und fügten sich der ihnen deutscherseits auferlegten militärischen Lage, wie dies von Beginn des Krieges an der Fall gewesen war.

Freilich versuchten sie mit äußerster Kraft-

Digitized by Google

anstrengung dem angreifenden Feinde den Besitz der Wälder im Centrum streitig zu machen, da sie deren Wichtigkeit als Stützpunkt der ganzen deutschen Schlachtordnung erkannten, aber ihre Bestrebungen mußten grade hier die geringste Aussicht auf Erfolg haben, weil hier die Reserven im Nothfall am schnellsten zur Verwendung hätten kommen können.

Das 9. Armeecorps focht jedoch allein schon den Kampf durch bis zum Eintreffen der Garde und der Sachsen.

Zu mehreren Malen gingen französische Infanteriekolonnen gegen das Bois de la Cusse vor, nachdem durch ein furchtbares Kreuzfeuer der Geschütze und Mitrailleusen der Sturmangriff vorbereitet worden war. Aber die deutschen Truppen, obwohl schrecklich mitgenommen durch die in den Wald einschlagenden Geschosse (das Armeecorps verlor etwa 5000 Mann in dieser Schlacht), hielten allen Angriffen Stand und trieben die Franzosen in ihre festen Stellungen zurück. In gleicher Weise wurden die heftigen Angriffe französischer Infanterie gegen die preußischen Batterien auf den Höhen bei Berneville zurückgewiesen, und bei einer Verfolgung der wieder zurückweichenden Franzosen gelangte das Füsilierbataillon des 85. Regiments (Holsteiner) sogar bis auf die Höhe vor dem Dorfe Amanvillers, wo es jedoch die Hälfte der Mannschaft und seinen Kommandeur verlor.

Auch um das Bois des Genivaux, gegenüber den Gehöften La Folie und Leipzig, ward ein heftiger Kampf geführt. Hier kämpfte die 18. Division (Wrangel). Der Feind hatte die Lisière dieses Waldes stark besetzt und sie mit einem tiefen Graben und wallartigen Aufwurf verstärkt, so daß ein Feuer en étages den Angreifer empfangen konnte, welcher noch dazu über eine von Mitrailleusen bestrichene Lichtung sich nähern mußte. Dennoch ward wiederholt der Angriff versucht, und obwohl er nicht vollständig gelang, führte er doch zur Besetzung des südlichen Theils des Waldes sowie des Gehöftes Chantrenne.

Der schwere Kampf, in welchen das 9. Armeecorps verwickelt war, bewog den Prinzen Friedrich Karl, der zuerst demselben beigewohnt und sich dann zum Gardecorps begeben hatte, dem General v. Manstein die 3. Gardeinfanteriebrigade nebst dem Gardeschützenbataillon und einer Batterie zur Verfügung zu stellen.

Das Getöse des Kampfes bei Berneville ließ das Gardecorps seinen Vormarsch beschleunigen, welchen es um 10½ Uhr von Doncourt aus gegen Batilly angetreten hatte. Von Batilly aus richtete sich der Marsch ostwärts gegen die Positionen von St. Privat.

Der Höhenzug, welcher von Amanvillers über St. Privat und Roncourt sich bis Malancourt erstreckt, hat eine nördliche Richtung mit einer kleinen Vorbiegung nach Westen. Seine allgemeine Erhebung beträgt bei Amanvillers 1150, bei St. Privat 1028 und bei Malancourt 1278 Fuß. Der Abhang nach Westen ist anfänglich ziemlich steil, 6–8 Grad, verflacht sich aber weiterhin und wird durch einige kleine Senkungen in mehrere Abschnitte getheilt. Ste. Marie-aux-Chênes liegt auf einem plateauartigen Vorsprunge der Abdachung. In dem Dorfe entspringt ein kleiner Bach, welcher nordwärts in einem von steilen Abhängen eingefaßten Thale fließt. Ostwärts münden noch zwei kleine Nebenthäler in dasselbe. Der Westabhang des Plateauvorsprungs senkt sich anfangs flach und in mehreren Mulden und Einbiegungen, dann aber in steilem Thalrande bis an den Bach von Habonville. Nördlich von Habonville, in der Mitte des Weges nach Ste. Marie-aux-Chênes, liegt das Dörfchen St. Ail mit ungefähr 140 Einwohnern, also etwa 30 Häusern und Gehöften. Das Dorf Ste. Marie-aux-Chênes hatte 330 Einwohner und etwa 60 Häuser und Gehöfte, es bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, durch welches die große Straße nach Montmédy eine Gasse bildet, von der sich an der Kirche eine zweite Gasse westwärts abzweigt. Das Dorf St. Privat-la-Montagne, 2500 Schritte östlich von Ste. Marie-aux-Chênes, liegt ein wenig nordwärts von der in grader Linie vorbeiführenden Chaussee von Metz. Es hat um die Kirche einen freien Platz und vier von hier ausmündende Dorfgassen. An der Chaussee liegt die Häusergruppe Jerusalem. Das Dorf zählt 400 Bewohner mit etwa 100 Häusern und Gehöften. Westlich des Thalgrundes, in welchem der bei Habonville entspringende Bach fließt, liegt auf dem Höhenrücken ein kleines Gehölz und südlich desselben das ungefähr 200 Bewohner zählende Dorf Batilly. Die am Fuß des Steilabhangs von St. Privat aufgestellte französische Artillerie, sowie die in den Gärten und Deckungen von Ste. Marie-aux-Chênes befindliche Infanterie hielt bis zum Thalrande das Terrain unter Feuer.

Dieser ungemein schwierige und höchst geschickt zur Vertheidigung eingerichtete Abschnitt des großen Schlachtfeldes war das Objekt der Operationen des Gardecorps und der Sachsen.

Digitized by Google

Zunächst trat um Mittag das Gardecorps in den Kampf ein.

Die Avantgarde der 1. Gardeinfanteriedivision, das Gardefüsilierregiment, ging unter lautschallendem Hurrah vor und bemächtigte im ersten Anlauf des bei Habonville am Bachrande gelegenen kleinen Gehölzes und des Dorfes St. Ail. Kurz vor Mittag war die 1. Gardeinfanteriedivision (das 1. und 3., das 2. und 4. Garderegiment zu Fuß, das Gardefüsilierregiment und das Gardejägerbataillon) in der kleinen Thalschlucht westlich von St. Ail eingetroffen. Die gesammte Corpsartillerie eröffnete gleichzeitig ein heftiges Feuer auf die weithin das Terrain überhöhende Position von St. Privat. Deckung während des Angriffs war hier durchaus nicht vorhanden.

Eine für die Deutschen fast unsichtbare Infanterie führte aus den massiven Gebäuden und hinter den steinernen Mauern ein mörderisches Feuer im Verein mit der in Emplacements stehenden Artillerie.

An ein Vorgehen der Infanterie war hier vorläufig nicht zu denken.

Der kommandirende General, Prinz August von Württemberg, befahl, um die feindliche Stellung zu erschüttern und um das Eintreffen der 2. Gardeinfanteriedivision und der Sachsen abzuwarten, daß der Kampf von der Artillerie allein geführt werden solle.

Der Kommandeur der Artillerie, Generalmajor Prinz Hohenlohe, der mit neun Batterien bereits seit 1 Uhr im Feuer stand, demnächst noch zwei reitende Batterien und später noch drei Batterien der Gardedivision Budritzky in die Linie zog, wählte hierauf eine neue Position näher der feindlichen Aufstellung und führte von dort aus die ihm gewordene Aufgabe mit heldenmüthiger Ausdauer durch.

Um 2½ Uhr traf beim Oberbefehlshaber der II. Armee, Prinz Friedrich Karl, welcher sich seit 2 Uhr auf der Höhe westlich Habonville befand, die Meldung des Kronprinzen von Sachsen ein, daß das 12. Corps mit der 24. Infanteriedivision zum Angriff auf Ste. Marie vorgehe und mit der 23. Infanteriedivision über Coinville und das zwischen diesem Ort und Roncourt gelegene Wäldchen den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen im Begriff sei.

Um diese Zeit standen mehrere Batterien des sächsischen Corps westlich Ste. Marie in Position und richteten ihr Feuer gegen dieses vom Feinde noch besetzte Dorf.

Die 47. Infanteriebrigade, Oberst von Leonhardi, entwickelte sich aus nordwestlicher Richtung zum Angriff auf dasselbe, und zugleich war die Avantgarde der Gardedivision Pape von St. Ail aus im Anmarsch gegen das Dorf.

Nach kurzem Gefecht ward Ste. Marie genommen.

Die sächsische Corpsartillerie ging nun in eine Aufstellung nördlich des Dorfes gegen St. Privat und Roncourt vor.

Die zwischen St. Ail und Habonville stehende Gardeartillerie hatte während dessen durch ihr wirksames Feuer die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht, so daß Prinz Hohenlohe um 4 Uhr die ganze Masse der vierzehn Batterien echelonweise näher an St. Privat heranführen konnte.

Auch die Corpsartillerie des 9. Corps hatte die feindliche Artillerie bei Montigny und Amanvillers zum Schweigen gebracht, aber bedeutende Verluste gehabt und fünfzehn Geschütze außer Gefecht. Hier war das Gehöft Champenois vom hessischen Jägerbataillon genommen worden, die Division Wrangel hielt das eroberte Chantrenne, Berneville und das Bois de la Cusse gegen alle Angriffe des Feindes fest.

Von der 25. Division, Prinz Ludwig von Hessen, stand die 49. Brigade im Bois de la Cusse, die 50. Brigade zwischen diesem und dem Bois Deseuillons in Reserve, neben ihr die hessische Kavalleriebrigade.

Die Reserven der II. Armee waren, das 3. Armeecorps um 3 Uhr bei Berneville und das 10. Armeecorps um 2 Uhr bei Batilly eingetroffen. Das Erstere ließ die Corpsartillerie zwischen Berneville und dem Bois des Genivaux auffahren, während das Letztere Halt machte.

Das sächsische Armeecorps hatte einen sehr weiten Marsch auszuführen und war erst um 5 Uhr in der Linie Ste. Marie Joeuf angelangt.

Die vorgerückte Tageszeit gestattete nicht, die Ausführung der begonnenen Bewegung über Montois auf Roncourt abzuwarten, vielmehr schien es erforderlich, schon jetzt die Entscheidung durch das Gardecorps herbeizuführen, dessen Infanterie noch auf den Befehl zum Angriff wartete. Bereits schienen größere französische Abtheilungen, welche sich zwischen St. Privat und Roncourt bewegten, den Abmarsch der ganzen Armee einzuleiten, und die bevorstehende Dämmerung würde den Feind hierin unterstützt haben.

Prinz August von Württemberg befahl daher um 5 Uhr den Angriff gegen St. Privat.

Digitized by Google

Die 4. Gardeinfanteriebrigade (die Regimenter Franz und Augusta) erhielt zuerst diesen Befehl. Sie entwickelte sich und ging auf dem Höhenrande, das Feuer der Artillerie möglichst wenig maskirend, zum Sturme vor. Der Feind leistete den zähesten Widerstand. Unsichtbar für die heranstürmenden Grenadiere eröffnete er von seiner sichern Stellung hinter Häusern, Mauern und aus Gräben ein so furchtbares und weit hintragendes Schnellfeuer, daß die angreifenden Truppen bereits nach wenigen Minuten die bedeutendsten Verluste, namentlich an Offizieren erlitten hatten. Trotzdem drangen die beiden Regimenter unaufhaltsam vor.

Die 1. Gardeinfanteriedivision hatte sich inzwischen ebenfalls entwickelt und griff eine Viertelstunde später auf dem linken Flügel der 4. Gardeinfanteriebrigade in das Gefecht ein, während ihre Avantgarde das im Laufe des Nachmittags bereits eroberte Dorf Ste. Marie-aux-Chênes vorläufig noch besetzt hielt. Das Gardefüsilierregiment wurde jedoch bald noch zur Unterstützung des linken Flügels herangezogen. Die 1. Gardeinfanteriebrigade unter Befehl des Generalmajors von Kessel (1. und 3. Garderegiment zu Fuß) und die 1. Gardepionierkompagnie gingen auf dem linken Flügel vor, während rechts daneben, unter Befehl des Generalmajors Frhrn. von Medem, die ganze 2. Gardeinfanteriebrigade (2. und 4. Garderegiment zu Fuß) auf St. Privat losstürmte. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere blieben zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, aber ihnen Allen ward nach kurzer Zeit das Thier unter dem Leibe erschossen. Bis auf 1500 Schritte im Umkreise ward das Terrain und wurden alle Truppen mit einem wahren Bleihagel überschüttet. Das Getöse der Explosionen übertönte jedes Kommandowort, der Pulverdampf im Verein mit den Deckungen der Feinde entzog den Anstürmenden das Ziel und benahm ihnen die Möglichkeit, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.

Der kommandirende General, welcher dem ersten Theile des Kampfes in der Nähe der Corpsartillerie beigewohnt und sich bei Beginn des Infanterieangriffs an der Front der 4. Gardeinfanteriebrigade entlang nach dem Westausgange von Ste. Marie begeben hatte, übersah von hier aus die Größe der erlittenen Verluste und entschloß sich, den fernern Anlauf der entschlossen vordringenden Garden zu hemmen, bis das Eingreifen der Sachsen zur Geltung gekommen wäre. Er befahl, daß Alles halten solle. General von Pape, der Divisionskommandeur, eilte in diesem Augenblicke des Stillstands, seine Truppen zu ermuntern, die Fronten entlang; er verlor zwei seiner Adjutanten auf diesem Ritt, zweimal ward ihm das Pferd erschossen. Der Verlust der Garden an Offizieren und Mannschaften war außerordentlich groß.

Die Artillerie setzte jetzt allein, obwohl selbst im Infanteriefeuer, mit bewunderungswürdiger Ausdauer den Kampf fort. St. Privat begann auf mehreren Punkten zu brennen, trotzdem aber hielten die Franzosen muthig und entschlossen in ihrer Stellung aus, und ihr Feuer verminderte sich um nichts.

Sächsische Artillerie war zunächst auf dem linken Flügel der Garden aufgefahren und hatte auf weite Entfernung gegen den Feind zwischen St. Privat und Roncourt gekämpft. Die sächsische 3. Infanteriebrigade, Regiment Nr. 104 und 105, hatte dann im Verein mit der 1. preußischen Gardebrigade Ste. Marie-aux-Chênes genommen.

So erlangte das 12. Armeecorps einen festen Stützpunkt für seine Rechtsschwenkung. Es hatte seine Bewegung auf Roncourt fortgesetzt. Als die Corpsartillerie diesem Orte gegenüber aufzufahren versuchte, entwickelte sich jedoch ein so heftiges Feuer aus den Feldmauern und aus dem zwischen Malaucourt und Roncourt hereinragenden Walde, daß es nöthig ward, letzteren zuvor zu nehmen.

Das 7. Infanterieregiment Nr. 106 griff, obwohl der größte Theil desselben zu anderen Zwecken noch detachirt war, die Lisière an und nahm mit großen Verlusten den Wald, welchen es mit Hülfe des 2. Jägerbataillons und anderer Verstärkungen, welche Malaucourt genommen hatten, behauptete. So war das Terrain frei und es wurden sofort sechzehn Batterien gegen die französische rechte Flanke entwickelt.

Mit zähester Energie hielten sich die Franzosen, aber es war jeder Widerstand gegen diese mächtige, mit der größten Sicherheit und Ruhe fortgesetzte Feuer der sächsischen Artillerie vergebens.

Um 6½ Uhr ging die sächsische Grenadierbrigade vor, und eine Viertelstunde später war Roncourt genommen. Zu derselben Zeit erneuerten nun die preußischen Garden, welche durch den Angriff der Sachsen Luft bekamen, ihren gewaltigen Angriff gegen St. Privat, worin sie von der sächsischen 45. Infanteriebrigade, Generalmajor v. Craushaar, und den Batterien der 23. Division, Prinz Georg von

Digitized by Google

Sachsen, unterstützt wurden. Auch vom 10. Armeecorps ward die Artillerie und die Division Kraatz von Batilly aus zum entscheidenden Schlage herangezogen. Die Preußen drangen von Südwesten etwas früher als die Sachsen von Norden in das festungsähnliche Dorf ein, in welchem jedes Haus mit Erbitterung vertheidigt wurde. Im verzweifeltsten Kampfe ward das Dorf erobert. Der Feind floh in der Richtung auf Metz, von einigen Gardebataillonen verfolgt. — General von Craushaar war im Kampfe gefallen. —

So entschied sich der Kampf auf diesem Flügel um 7 Uhr. Der französischen Armee war hiermit jede Möglichkeit der Rettung abgeschnitten.

Aber auf dem deutschen rechten Flügel schwankte der Kampf noch, und auch im Centrum stand die Schlacht. Als General von Manstein bald nach 5 Uhr auf seiner linken Flanke den Angriff der Garden wahrnahm, gab er der Infanterie Befehl, vom Bois de la Cusse aus gegen Amanvillers vorzubrechen; die ihm zur Verfügung gestellte 3. Gardeinfanteriebrigade sollte südlich des Gehölzes vorgehen. Auch hier mußten die Truppen über ganz freies Terrain avanciren, und sie erlitten die schwersten Verluste. Nur auf dem linken Flügel gelang es, Terrain zu gewinnen, die Höhen westlich Amanvillers konnten besetzt werden, während auf dem rechten Flügel General von Blumenthal sich mit Behauptung seiner Stellung von Chantrenne begnügen mußte.

Vom 3. Armeecorps hatte nur die auf zehn Batterien verstärkte, zwischen Berneville und dem Bois des Genivaux stehende Corpsartillerie bei diesem Kampfe eingegriffen.

Die 1. Armee hatte bei Gravelotte einen schweren Stand, da das zu ihrer Verstärkung bestimmte 2., pommersche, Armeecorps noch immer nicht herankommen konnte. Um 7 Uhr, als auf dem andern Flügel durch die Einnahme von St. Privat sich der Sieg auf deutsche Seite neigte, unternahmen hier die Franzosen einen heftigen Offensivstoß. Dichte und zahlreiche Tirailleurschwärme unter wildem Rufen und unaufhörlich feuernd voran, kamen starke Kolonnen in vollem Laufe hinter den Höhen von Rozérieulles hervor, ergossen sich in das Thal des Bois de Vaux und des Bois des Ogeons und bemühten sich, den jenseitigen Hang nach Gravelotte hinaufzustürmen. Die durch starken Verlust verminderten preußischen Bataillone in der Waldschlucht wurden über den Haufen geworfen, und es lag die Gefahr nahe, daß hier die deutsche Schlachtlinie durchbrochen würde. Aber die Artillerie, von den Höhen von Gravelotte aus über die Köpfe der Infanterie weg feuernd, hatte die französischen Kolonnen bereits in ihrem Herabsteigen stark erschüttert, und die Hartnäckigkeit der Infanterie im Thal brachte sie zum Stehen und zum Weichen

Dennoch war die Lage sehr ernst und das Eintreffen der Pommern ward sehnsüchtig erwartet. Jeden Augenblick konnte sich der französische Angriff erneuern, und die Truppen waren ermattet vom langen Kampf.

Der König selbst mit seinem Gefolge hatte sich auf den kritischen Punkt begeben, er hielt bei Gravelotte im Granatfeuer, General v. Moltke ritt dem 2. Corps entgegen.

Endlich erschienen die ersten Kolonnen, General v. Fransecky an der Spitze; General v. Moltke zog den Degen und führte die Truppen selbst zu der entscheidenden Stelle.

Trotz des 5 Meilen langen Marsches, welchen sie zurückgelegt, griffen die Pommern mit der größten Energie an.

Von Stellung zu Stellung wurden die Franzosen zurückgeworfen, der Wald und die Dörfer wurden ihnen mit dem Bajonnet genommen, die Höhen von Rozérieulles besetzt, und die Schlacht war auch auf diesem Flügel entschieden.

Auch vom 1. Armeecorps, welches Stellung auf dem rechten Moselufer östlich Metz hatte, betheiligte sich ein Theil an der großen Schlacht. Die Brigade Zychlinisky mit einer Batterie und einer Schwadron war in der Richtung auf Vaux am rechten Ufer entlang vorgerückt. Die Batterie postirte sich auf dem Nordrande der Vaux gegenüber liegenden Höhe und chargirte auf feindliche Artillerie bei Sey unterhalb des Mont St. Quentin. Von diesem Fort aus erhielt die Infanterie Bombenfeuer, so daß sie gedeckte Aufstellung nehmen mußte. Diese Diversion der Brigade machte jeden etwaigen Versuch des Feindes, einen Durchbruch mit einzelnen Abtheilungen nach Süden zu versuchen, unmöglich, er mußte vielmehr in Besorgniß eines Angriffs im Rücken Reserven bei Plappeville zurückhalten, welche er sonst in der ersten Linie hätte verwenden können.

Die Schlacht war beendet, die hereinbrechende Dunkelheit setzte der Verfolgung ein Ziel.

So war denn der eigentliche Kern der französischen Streitmacht von allen seinen Verbindungen abgeschnitten und zum Rückzuge in die Festung gezwungen; er war in eine Lage gebracht,

Digitized by Google

aus welcher es nur einen Ausweg gab: die Kapitulation.

Die 8 deutschen Armeecorps, welche bei Gravelotte kämpften, betrugen nach den Verlusten vom 6. bis 18. August zusammen noch etwa 230,000 Mann.

Der Verlust der Franzosen in den Schlachten bei Courcelles und Vionville auf 20,000 Mann gerechnet, war die französische Armee bei Gravelotte 180,000 Mann stark.

Der Verlust der deutschen Armee betrug über 20,000 Mann an Todten und Verwundeten. Der Verlust der Franzosen ist nicht bekannt, doch scheint er geringer gewesen zu sein. Gleichwie bei Courcelles und Vionville hatten die Franzosen in überlegenen Stellungen mit einem überlegenen Infanteriegewehr gekämpft und sich zurückgezogen, als diese Stellungen von den frei heranrückenden Deutschen erstürmt wurden. Sie hatten hauptsächlich in diesem Augenblick verloren, aber nicht lange, da die Dunkelheit eine lange Verfolgung nicht zuließ. Bei der Kapitulation von Metz ward der Bestand der französischen Armee incl. der Kranken und Verwundeten, deren Zahl vom 18. August bis 28. Oktober erheblich gewachsen sein muß, noch als 173,000 Mann stark konstatirt, worin allerdings die Besatzung von Metz eingerechnet ist.

Gefangene wurden sehr wenig gemacht, Fahnen und Geschütze fielen den Siegern nicht in die Hände, da die Festung als Zufluchtsort dem besiegten Heere zu nahe war.

Verzweiflungsvoll war der Widerstand der französischen Arme gewesen, sobald sie wahrnahm, es handle sich nicht mehr um die Ehre allein, sondern um den einzigen Weg zur Rettung. Es hatte auch den einzelnen Soldaten das Verständniß der Situation elektrisirt, und in der Erinnerung ihres so hohen kriegerischen Ruhmes hatte die Armee an Tapferkeit und Zähigkeit das Aeußerste geleistet.

Aber auch der deutsche Krieger wußte, um was es sich handelte; er wußte es früher und besser als der Franzose. Selten liegen in den kriegerischen Ereignissen die Zwecke und Mittel so klar zu Tage wie in dieser Schlacht, selten ist die Logik der Heerführung so deutlich und faßbar für jeden der Kämpfer, wie es bei der großen Umgehung von Metz der Fall war.

Der Preis dieses Sieges war der ungeheure Erfolg, daß die feindliche Hauptarmee in der stärksten Festung des Landes unter solchen Verhältnissen cernirt werden konnte, daß die mächtigen Widerstandsmittel des eingeschlossenen Feindes nicht nur einander nicht unterstützen konnten, sondern im Gegentheil sich gegenseitig paralysirten. In dieser Hinsicht ist die sofort nach der Schlacht bei Gravelotte beginnende Cernirung von Metz eine merkwürdige und interessante Erscheinung.

Die Festung an und für sich ist so stark, daß sie, mit 20,000 Mann besetzt und wohl ausgerüstet, einen unberechenbar langen Widerstand hätte leisten können. Die Armee Bazaine's war noch immer groß und schlagfertig genug, um im freien Felde Erhebliches zu leisten. Sobald aber diese Armee in dem verhältnißmäßig engen Raum mit schmalen Débouchés eingeengt und ihr Schicksal mit dem der Festung unauflöslich verknüpft war, schadete sie der Festung durch ihre zu große Anzahl und konnte die Festung ihr selbst nicht mehr nützen. Einer verzehrte die große Masse von Menschen und Pferden in weit kürzerer Zeit, als die Vertheidigung erforderte, alle Vorräthe an Lebensmitteln, andererseits konnte die Armee sich nicht schnell genug entwickeln, um mit Erfolg einen Durchbruch versuchen zu können. So verringerte die Armee eben durch ihre Größe die Widerstandsfähigkeit der Festung und hemmte die Festung durch ihre vorzügliche Lage inmitten der mit Forts gekrönten Höhen die Kraftentfaltung der Armee. Beide Kräfte mußten vereint zu Falle kommen.

Bereits vor Beginn der Schlacht hatte das sächsische Armeecorps Befehl erhalten, auch die Verbindungen zwischen Metz und Thionville zu unterbrechen, diese Weisung ward am Abend wiederholt, indem auf die Wichtigkeit des Punktes Woippy hingewiesen ward. Es gelang der sächsischen Kavallerie, noch am Abend des 18. die Eisenbahn zwischen beiden Festungen aufzureißen. In den folgenden Tagen ward dann die Cernirung von Metz vollständig und in engster Weise durchgeführt. In einem großen Kreise lagerte sich die deutsche Armee rund um die Außenforts und verschanzte sich sorgfältig auf allen Punkten, wo ein Durchbruch des Feindes möglich oder ein Angriff desselben zu erwarten war.

A. Niemann.

Neue Bücher.

Straßburgs Vertheidigung im Jahre 1870, von M. Brunner. Wien, Seidel.

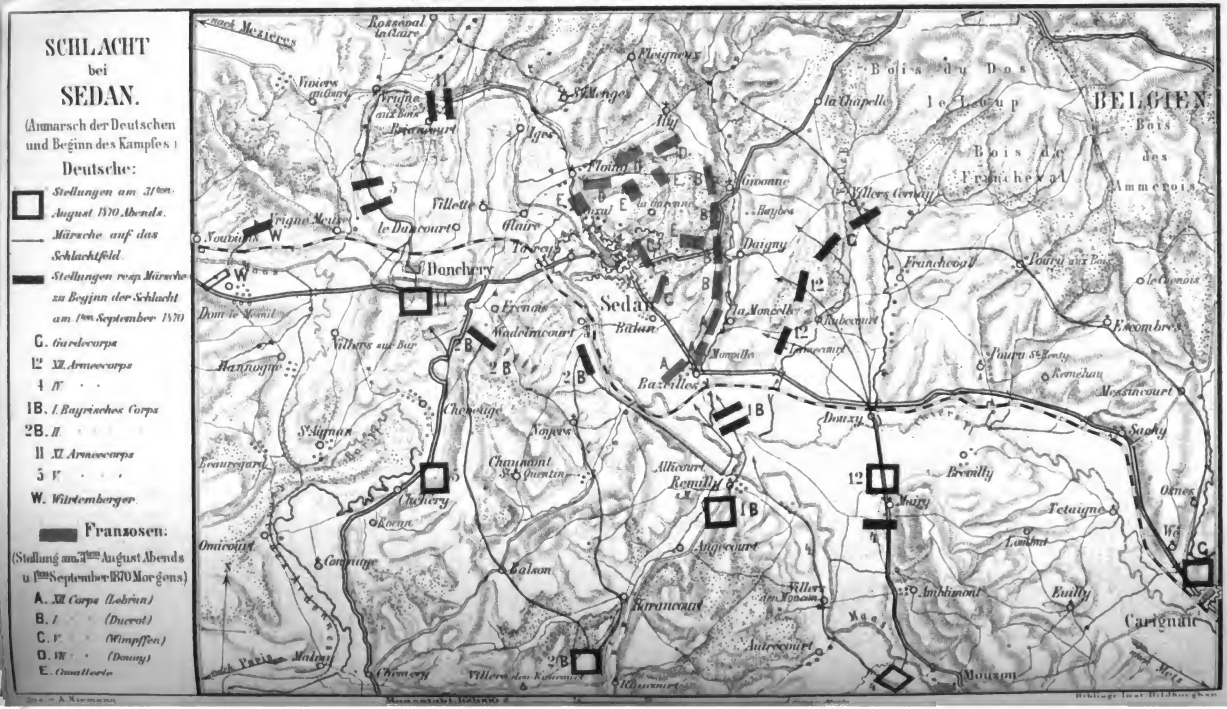
Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

KARTE 1 zur SCHLACHT bei SEDAN.



SCHLACHT bei SEDAN.

1. September 1870.

(Nachmittags 3 Uhr)

Z. Ort der Zusammenkunft des Königs und des Kaisers.

K. Standpunkt des Königs während der Schlacht.

Deutsche:

G. Gardecorps

S. Sachsen

4 IV. Armeecorps

1 B. I. Bayrisches Armeecorps

D.W. Division Walter

D.B. " Bothmer des II. Bayrischen Corps

aaa Bayrische, Preussische und Württembergische Batterien

C. D. Cavallerie-Division Graf Stolberg

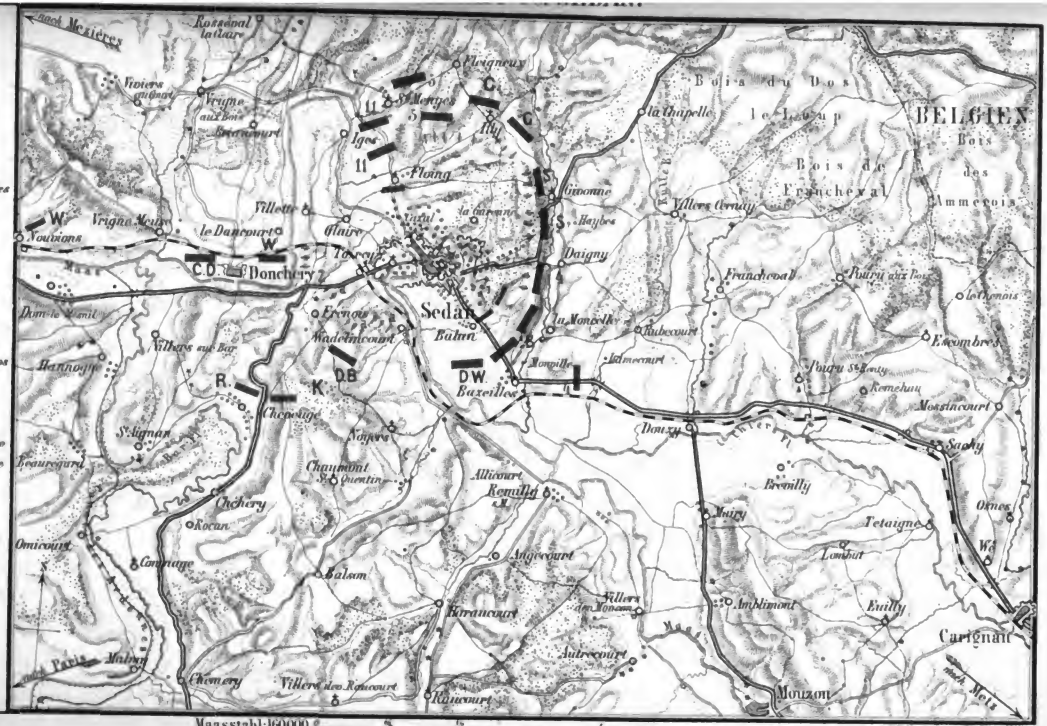
W. Württemberger

II XI Armeecorps

5 V " "

R. Reserven der II. Armee.

Französische Armee.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Geschichte.

Historisch-politische Umschau. 7. Mai. Wir beginnen mit einem Rückblick auf die **Vereinigten Staaten Nordamerika's**, deren politische Lage wir zum letzten Male vor länger als einem Jahre den Lesern dieser Blätter vorführten (Bd. V, S. 535 f.). Wie billig, stellen wir heute die Rückwirkung der wiedergewonnenen hohen Weltstellung Deutschlands auf das große republikanische Gemeinwesen jenseits des atlantischen Oceans und auf die Wechselbeziehungen zwischen den Völkern dieser beiden Reiche in den Vordergrund. Nicht ohne Bedeutung in der Gegenwart, verspricht diese Rückwirkung von ungleich höherer Bedeutung in der Zukunft zu werden. Wir können, was darüber zu sagen ist, an eine an sich wenig erhebliche Veranlassung knüpfen.

Der Vertreter der Vereinigten Staaten Nordamerika's beim Norddeutschen Bunde stand in der Besoldungsklassifikation mit den Gesandtschaften in London und Paris nicht auf gleicher Stufe. Nachdem zur Zeit der Jahreswende auf Grund der großen Ereignisse, auf die man zurückblickte, und auf Grund der abgeschlossenen Staatsverträge die Wiedergeburt eines neuen deutschen Kaiserreichs von Versailles aus verkündet worden war, nahm der Präsident der Vereinigten Staaten dieses weltgeschichtliche Ereigniß zur Veranlassung, um sich in einer besonderen Botschaft vom 7. Febr. 1871 an den Senat und das Repräsentantenhaus zu wenden. „Es scheint", so sagt er am Schluß, „daß es sehr angemessen wäre, wenn man den Repräsentanten dieser Regierung in Berlin auf denselben Fuß stellen würde wie ihre Repräsentanten in London und Paris . . . Ich empfehle daher, daß die Gehalte des Gesandten und des Legationssekretärs in Berlin beziehungsweise auf dieselben Beträge erhöht werden, die jenen in London und Paris gewährt werden." Dies war das einzige positive Verlangen jener Botschaft, eine wenig erhebliche Sache, die sich eigentlich von selbst versteht. Was sich aber nicht in gleicher Weise von selbst verstand, das war die gleichzeitig ausgesprochene freudige Anerkennung der aus dem Kriege mit Frankreich sich erhebenden Neugestaltung Deutschlands und seiner dadurch bedingten Weltstellung. Es begreift sich, daß der Präsident der nordamerikanischen Föderativrepublik diese Anerkennung gern an die Verwandtschaft der Regierungsform des neuen deutschen Reichs mit derjenigen der amerikanischen Union anknüpfte. Dies bezeichnete er als ein Ereigniß, welches „nicht verfehlen könne, die Sympathie des Volks der Vereinigten Staaten auf das Tiefste zu erregen". „Das amerikanische Volk", sagte er, „erblickt darin (in der Gründung dieser Regierungsform) einen Versuch, in Europa einige der besten Züge unserer eigenen Konstitution mit solchen Modifikationen zu reproduciren, wie die Geschichte und die Zustände Deutschlands sie zu erfordern scheinen." Es soll an diesem Orte nicht untersucht werden, ob die Parallele zwischen dem nordamerikanischen Föderativsystem und dem Stück Föderalismus, welcher im deutschen Reiche steckt, zutreffend ist, wenn man hier und dort nach dem im ersten Kern, nach der gestaltenden Kraft des Staatswesens forscht, wenn man Gegenwart und Zukunft zugleich im Auge behält. Diese Parallele ist eine theoretische Betrachtung, geeignet, der Botschaft des Präsidenten einen guten Klang für nordamerikanische Ohren zu geben. Nicht sie, sondern das, was sie schmackhaft machen sollte, die entgegenkommende Anerkennung der großen, aus unserem Kriege mit Frankreich hervorgehenden politischen und internationalen Veränderungen selbst ist die Hauptsache der Botschaft.

Es wurde gesagt, diese Seite der Botschaft, d. h. der ganze Ton derselben war nicht ebenso selbstverständlich als das Verlangen, in Zukunft den Gesandten zu Berlin der Besoldungsklassifikation nach jenen in Paris und in London

Digitized by Google

gleich zu stellen. Man vergesse nicht, die Botschaft ward geschrieben, während der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich noch fortdauerte, sie ward geschrieben, nachdem das Napoleonische Kaiserreich gestürzt und in Frankreich die von den Vereinigten Staaten hoch getragene Fahne der Republik aufgepflanzt war, in jenem Frankreich, welches dereinst bei der Geburt der nordamerikanischen Freistaaten Pathenstelle vertreten hatte. Die begeisterte Sympathie der Freiheitsfreunde Frankreichs mit dem großen gegen England einst aufgenommenen Unabhängigkeitskampf, die von Lafayette und Anderen geführten Zuzüge aus Frankreich haben immer in der Erinnerung des anglo-amerikanischen Volkes fortgelebt, wie im entgegengesetzten Sinne die damals von deutschen Fürsten an England verkauften Söldner. Die geschichtskundigen Männer des Landes wissen allerdings, daß jene so mächtig zum Gefühle sprechenden Dinge für die Entscheidung des Unabhängigkeitskrieges nicht so schwer gewogen haben, als manche Enthusiasten glauben. Aber sie wissen auch, daß in diesem Kriege die junge, um ihr Dasein ringende nordamerikanische Republik zuletzt doch unterlegen wäre, wenn nicht Frankreich noch während desselben die Freistaaten anerkannt, mit England förmlich gebrochen und eine Koalition gestiftet hätte, welche in einem furchtbaren Seekriege England derart beschäftigte, daß ihm nicht genügende Kräfte blieben, um die aufgestandenen Kolonien zu bezwingen. Diese Traditionen waren durch die Politik verdunkelt worden, welche Kaiser Napoleon III. während des Bürgerkriegs der Vereinigten Staaten verfolgte. Der üble Eindruck derselben war indessen dadurch schon ziemlich verwischt, daß Napoleon vor dem drohenden Stirnrunzeln der Union sich aus Mexiko zurückgezogen und dadurch dem stolzen Selbstgefühl des anglo-amerikanischen Volkes eine hohe Befriedigung gewährt hatte. Was aber etwa von Mißstimmung gegen das Napoleonische Frankreich übrig geblieben war, mußte mit dem Sturze des Kaiserreichs selbst verschwunden sein. In dem zur Republik zurückkehrenden Frankreich waren gerade die Männer an das Staatsruder getreten, welche stets die erbittertsten Gegner der Napoleonischen Politik rücksichtlich der rebellischen Sklavenstaaten und rücksichtlich Mexiko's gewesen waren. Die Ungunst der öffentlichen Meinung, welche auf Napoleon geruht hatte, konnte von den Anglo-Amerikanern nicht auf seine zur Macht gelangten republikanischen, allezeit unionsfreundlichen Gegner übertragen werden. Die Ungunst gegen jenen bedeutete der Natur der Dinge nach Gunst für diese. Auch ist es Thatsache, daß das vorherrschende Gefühl der Anglo-Amerikaner seit dem Sturze Napoleons ein anderes wurde. Beim Beginn des Krieges war es fast überall Abneigung, zum Theil Erbitterung gegen Frankreich, welches Deutschland einen furchtbaren Krieg in frevelhafter Weise aufgedrungen hatte. Nach dem Sturze Napoleons ging es in Theilnahme, in Wohlwollen über. Wir bezeichnen damit natürlich nur den Durchschnitt der anglo-amerikanischen Gefühlsstimmung, welche sich auch in den meisten Preßorganen aussprach.

Dies beweist, daß die Botschaft vom 7. Februar kaum als ein Ausdruck dessen, was man die natürliche Volkssympathie nennt, gelten kann. Sie wurzelt nicht in der zu jener Zeit vorherrschenden Gefühlsströmung der Anglo-Amerikaner. Sie ist nicht ein Erzeugniß dieser Gefühlsströmung, sondern ein Erzeugniß durchaus realer Dinge und nüchterner Erwägungen, welche sich meistens in einem Gegensatz zu den Sympathien mit dem republikanischen Frankreich befinden mochten, aber gleichwohl ihr Recht zu behaupten geeignet waren. Mit einem Worte, nichts beweist besser als die Botschaft, welche wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung genommen haben, daß und in welchem Grade die Deutschen Nordamerika's bereits ein wichtiges politisches Element der Union geworden sind, daß und in welchem Grade die Anglo-Amerikaner sich dessen bewußt sind. Ein wichtiges und als solches hoch gehaltenes sociales Element waren sie schon lange. Aber wir erinnern uns noch Alle der Zeiten, da der Anglo-Amerikaner in den jahraus, jahrein über den atlantischen Ocean massenweise herankommenden Deutschen, mit seltenen Ausnahmen, kaum Männer anerkannte, die sich in dem Gemeinwesen, welches sie erwählt, auch politisch geltend machen wollen, mit denen man daher auch politisch und nicht bloß wie mit intelligenten Arbeitsthieren rechnen müsse. Unter dem Ringen des deutschen Volkes nach Freiheit und Einheit hatte sich allmählig ein Wandel in diesem unwürdigen Verhältniß vorbereitet. Schon vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war in der Deutschen Nordamerika's ein größerer politischer Zusammenhang, ein erhöhtes Selbstgefühl gekommen. Sie fingen an, in dem Parteileben der Union eine Rolle zu spielen, namentlich die republikanische Partei, zu welcher sie sich in der großen Mehrzahl bekennen, war

Digitized by Google

genöthigt, mit ihnen zu rechnen. Nichts beweist dies augenfälliger als die Stellung, welche der Senator Schurz schon damals einnahm, den Einfluß, welchen er schon damals ausübte. Nun kam der Krieg mit Frankreich. Der elektrische Schlag, welcher durch unser Volk ging, durchzuckte auch die Millionen Deutsch-Amerikaner, deren Heimat die Union geworden war, und welche sich deutsche Sprache und deutsches Gefühl noch bewahrt hatten. Voller Hochgefühl reichten sie sich die Hand und spendeten dem Mutterlande nicht nur warme Sympathien, sondern auch reichliche Unterstützung mit opferwilligem Sinne, wofür ihnen (und gleichzeitig den Deutsch-Oesterreichern) eben jetzt unser erster Reichstag in ausgezeichneter Weise den Dank des Vaterlandes votirt hat. Als nun der Ruf von den hohen Thaten der deutschen Heere durch alle Welttheile ging, als das deutsche Reich wieder auferstand, da mußte es wohl auch in den Seelen der Anglo-Amerikaner deutlich geschrieben stehen, daß die Millionen unter ihnen lebenden Deutschen nicht mehr abgerissene Trümmer eines in Zersplitterung politisch dahin siechenden Volkes sind, sondern daß sie ein Volksthum bekennen, welches der Träger einer hohen Weltstellung geworden ist. Man ahnet wohl, daß ein Stück Deutschlands in Nordamerika liegt und sich organisch mit dem Staatsleben der Union verschmilzt, ohne des eignen Ursprungs und der Geschicke des Mutterlandes zu vergessen.

Eines steht schon jetzt fest: jenem Zersetzungsprozeß, welcher die auswandernden Deutschen bisweilen nur zum Völkerdünger für fremde Nationen machte, welcher insbesondere aus den Nachkommender nach Amerika gehenden Deutschen vielfach nur eine Abart von Anglo-Amerikanern bildete, ist ein fester geistiger Damm entgegengeworfen. Gewiß werden die Nachkommen der Deutschen Amerika's unter jenem Himmel und unter jener politischen und socialen Atmosphäre nicht dieselben bleiben wie ihre Vorfahren. Aber sie werden der Regel nach ebenso wenig Anglo-Amerikaner, sie werden deutsche Amerikaner werden, ein großes Völkerelement der Union, in welchem sich gleichzeitig die Wurzel, woraus es erwachsen, und die eingezogene geistige, sociale und politische Nahrung der späteren Zeit abspiegelt. Wo nur immer auf dem weiten Unionsgebiet eine Zahl Deutscher an demselben Orte wohnen — und diese Vereinigung wird wachsen —, da wird deutsche Sprache und ein gutes Stück deutscher Sitte und deutschen Geistes, wenn auch nicht ohne Umbildung, erhalten bleiben. Es wird nicht bloß erhalten bleiben, es wird sich stetig ausbreiten.

Man darf noch einen Schritt weiter gehen. Die schon jetzt in der Union heimatberechtigten Deutschen vermehren sich bedeutend stärker, als dies durchschnittlich bei der anglo-amerikanischen Race der Fall ist. Nach vielen übereinstimmenden Nachrichten haben unter den Anglo-Amerikanern bereits Unsitten sich zu verbreiten begonnen, welche für die natürliche Vermehrung des Volksstammes ein künstliches Hinderniß werden. Daneben erwäge man die trotz der bisherigen Auswanderung stark anwachsende Bevölkerung Deutschlands und bedenke, daß der Strom deutscher Auswanderung wahrscheinlich noch eine unberechenbar lange Zeit die Richtung nach den Vereinigten Staaten behält. Dieser Strom wird daher nach menschlichem Ermessen kein versiechender, sondern ein mit der Zeit noch mehr anschwellender sein. Wenn in Deutschland beides, die Bevölkerungszunahme und die Auswanderung während des nächsten Menschenalters nach dem Procentsatz des letzten Jahrzehnts stattfindet, so wird das deutsche Reich, wie es jetzt begränzt ist, nach 30 Jahren etwa 54 Millionen Bewohner zählen. Das deutsche Reich und Deutsch-Oesterreich (die früheren Bundesländer Oesterreichs) zusammen werden zu jener Zeit etwa 72 Millionen Menschen zu ernähren haben. Alsdann beginnt die Bevölkerung Deutschlands durchschnittlich schon sehr dicht zu werden. Auch wenn wir eine im Ganzen gedeihliche volkswirthschaftliche Entwickelung voraussetzen, wird man dann eine bedeutend zunehmende Auswanderung vor sich haben. So liegt, dem natürlichen Gang der Dinge nach, die Sache nach einem Menschenalter. Nun denke man sich ein zweites und ein drittes Menschenalter hinzu und stelle die wahrscheinlichen Zahlenreihen rücksichtlich der Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland und in den Vereinigten Staaten zusammen. Man sondere, was letztere betrifft, die verschiedenen Racen und Nationalitäten, Anglo-Amerikaner, Deutsche, Iren, Romanen, Farbige und nehme zu Rechnungsfaktoren die schon jetzt gegebene Zahl der Hauptnationalitäten in den Vereinigten Staaten, die Vermehrung dieser Zahl durch den wahrscheinlichen Zuzug während der nächsten Menschenalter, und das für jede dieser Nationalitäten statistisch festzustellende Gesetz des Bevölkerungszuwachses in Folge des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle. Hiernach ist es kaum eine zu kühne Annahme, daß unsre Enkel

Digitized by Google

oder doch unsre Urenkel den Tag erleben werden, wo die Deutschen der Vereinigten Staaten nach Zahl und Einfluß gleichbedeutend neben den Anglo-Amerikanern stehen. Die Union wird alsdann nach China der volkreichste Staat dieser Erde und gewissermaßen ein paritätisches Gemeinwesen sein. Sein Schwergewicht würde nur in den Anglo-Amerikanern und Deutschen liegen können. Die Romanen sind in Nordamerika schwach vertreten, vermehren sich nicht stark und sind nicht von dem Triebe und der Gewohnheit der Auswanderung bewegt. Die Iren sind zwar zuerst in massenhafter Auswanderung aufgetreten, aber es steht hinter den Ausgewanderten ein wenig zahlreicher Volksstamm im Heimatlande.

Die Perspektive, welche sich dem neuen deutschen Reiche nach dieser Seite hin eröffnet, ist in der That großartig. In der Zukunft der Vereinigten Staaten kann für uns in anderer Form, aber in höherem Werthe das gegeben sein, was für andere Staaten von hervorragender Weltstellung ein ausgedehnter Kolonialbesitz bedeutete oder noch bedeutet. Wenn wir sagen, in höherem Werthe, so gilt dies in doppeltem Sinne. Welcher Kolonialbesitz hätte sich je mit der großartigen Entfaltung menschlicher Kräfte messen können, welche die Union bereits bietet, welche ihre Zukunft verspricht? Sodann gehen wir einer Zeit entgegen, in welcher sich die alte Kolonialpolitik allmählig ausleben wird, in welcher die Verbindung zwischen den Mutterländern und den Kolonien theils aufgehoben werden, theils den größten Theil der früheren Bedeutung verlieren wird. Diese Zeit scheint also kaum dazu angethan, daß die überschüssige Volkskraft in Kolonialversuchen angelegt werde. Die vom alten Baume genommenen Ableger sind in zukunftsreicheren Boden zu senken. Damit diese Perspektive ein ernster Zukunftsgedanken und nicht etwa nur ein zwar schöner, aber luftiger Traum sei, ist nur Eines nöthig: das neue deutsche Reich muß sich wirklich in aufsteigender Linie bewegen. Gelingt es ihm, die Ordnung des Rechtsstaates zugleich mit der staatsbürgerlichen Freiheit, volkswirthschaftlichen Aufschwung, einen genügenden Grad von einheitlicher Macht zugleich mit ausreichender Selbstthätigkeit der Theile festzustellen und dauernd festzuhalten, so ist das feste Band gewoben, welches den sich breiter und breiter in die Union ergießenden Strom des deutschen Volksthums vor der bloßen Zersetzung in ein anderes Volksthum bewahrt und die Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und dem in der Union fortlebenden Stück Deutschlands befruchtet. Aus dem, was wir in früheren Umschauen über die Neugestaltung Deutschlands und seiner Zukunft gesagt haben, geht hervor, daß in unsren Augen die Lösung des obigen Problems nicht unbedingt mit dem Begriff des staatlichen Föderalismus zusammenfällt.

Ueberblicken wir das öffentliche Leben der Vereinigten Staaten Nordamerika's während des letzten Jahres, so nehmen die auswärtigen Verhältnisse dies Mal unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade in Anspruch als das innere Staatsleben. Wir berühren nur beiläufig, daß durch die Vermittelung der Union auf der in Washington abgehaltenen Konferenz dem Kriege zwischen Spanien und den südamerikanischen Republiken ein Ziel gesetzt wurde. Thatsächlich ruhte derselbe bereits seit einiger Zeit fast vollständig, und aus dem vor Kurzem zu Stande gebrachten dreijährigen Waffenstillstand wird unbezweifelt der Frieden selbst hervorgehen.

Dagegen schweben noch zwei andere Fragen, deren Ausgang von höchstem Interesse ist. Zunächst die friedliche Auseinandersetzung über die zwischen den Vereinigten Staaten und England schwebenden großen Streitfragen. Sodann die noch immer unerledigte Frage der Annexion von St. Domingo.

Diese Annexion ist an sich ein gar kleines Ding. Aber sie ist zu einer großen Frage geworden, weil man bei der Berathung im Senate davon ausging, daß man mit diesem kleinen Gegenstand über einen großen Grundsatz entscheide. Nicht die Zulässigkeit oder Räthlichkeit einer Vergrößerung des Unionsgebietes wurde in Frage gestellt, wohl aber die Richtung, in welcher dieselbe unbedenklich oder wünschenswerth, und diejenige, in welcher sie verderblich sei. Man stellte sich die Frage, ob die Union nicht durch den vertragsmäßigen Erwerb von St. Domingo aus ihren naturgemäßen Gränzen heraustrete, ob sie nicht einen Weg beschreite, der, weiter verfolgt, zuletzt Staat und Volk ins Verderben stürzen müsse.

Es lag längere Zeit ein gewisses Dunkel über den Verhandlungen des Präsidenten in Beziehung auf die kleine unter den Tropen gelegene Insel. Bald sollte er die Insel selbst, bald nur eine Flottenstation daselbst (die Samana-Bai) zu erwerben suchen, oder erworben haben. Aber mehr und mehr drang die Ansicht durch, daß der Präsident die Annexionspläne des früheren Staatssekretärs Seward in

Digitized by Google

Beziehung auf Westindien aufgenommen habe, und daß die Erwerbung von St. Domingo der erste Schritt auf diesem Wege sein werde. Der Vertrag, welcher dem Senat bald nach dem Zusammentritt des Kongresses im Jahre 1870 zur Genehmigung vorgelegt wurde, bestätigte den eingeleiteten Erwerb der Insel und die vorläufige Zahlung von 150,000 Dollars an Baez, den Präsidenten derselben. Da bald darauf das Volk von St. Domingo das von seinem Präsidenten abgeschlossene Geschäft genehmigte, so war die Gültigkeit und Ausführung desselben nur noch von der Zustimmung des Unionssenats abhängig, welche verfassungsmäßig bei Verträgen eine $^2/_3$-Mehrheit der Stimmen verlangt. Die Berathung darüber fand zu Anfang April vor. J. statt, und zwar in geheimer Sitzung, wie immer, wenn es sich um Ratifikation von Verträgen handelt. Sie blieb gleichwohl der Oeffentlichkeit nicht lange vorenthalten, und man hat sie mit Grund zu den bedeutendsten Kongreßverhandlungen der letzten Jahre zu zählen. Den Reigen der Opposition führte der deutsche Senator Schurz, und Sumner, die beiden hervorragendsten Mitglieder im Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, letzterer damals auch noch Vorsitzender desselben. Die öffentliche Meinung des Volks der Union war lange in der Richtung bearbeitet worden, daß es von der Natur zur Herrschaft über ganz Amerika berufen sei. Vergrößerungen nach allen Himmelsgegenden hin sah man daher gern als die einfache Erfüllung eines höheren Naturgesetzes an, als die Vollstreckung dessen, was man die offenbare Vorausbestimmung der Union (manifest desting) zu nennen liebte. Selbst ein so bedeutender Mann wie Seward hatte nur allzu häufig dem Volke vor- und eingeredet, daß die Vereinigten Staaten schließlich alles Land vom Nordpol bis zum Kap Horn erwerben würden. Man war ganz auf dem Wege, aus diesen Ansichten einen der anglo-amerikanischen Glaubensartikel zu bilden.

Schurz trat in einer ausgezeichneten Rede diesen weitverbreiteten Anschauungen ebenso entschieden wie glänzend entgegen. Er blieb nicht bei dem Gesichtspunkt stehen, daß man gewissen unionsfeindlichen Elementen des Südens keine Verstärkung zuführen dürfe, sondern erhob sich auf einen höheren Standpunkt. Man überläßt sich mit jenen Anschauungen — das ist sein Gedankengang — nur dem ausschweifenden Traum an ein unnatürliches Universalreich und huldigt dem Glauben an eine Vorherbestimmung, die, wenn sie sich verwirklichte, nur den vorausbestimmten Untergang bedeuten würde (manifest desting would be manifest doom). Die gemäßigten Zonen unserer Erde gelten ihm als die Gebiete, auf denen Angelsachsen, die Germanen überhaupt sich bodenständig entwickeln, wo sie, statt zu entarten, die ganze Fülle ihrer Naturanlagen dauernd entwickeln können. In den Tropen werden sie Abenteurer. Den tropischen Süden mit seiner eigenartigen Bevölkerung, seinen fremdartigen Sitten und besonderen Sprachen allmählig in das Gebiet der Union ziehen, heißt eine Verbindung eingehen, welche körperliche und sittliche Vergiftung mit sich bringen, die Union auf ihrem naturgemäßen Boden schwächen, zuletzt vielleicht entwurzeln wird. In gleichem Sinne sprach Sumner, der während der letzten Jahre eine besondere Schroffheit rücksichtlich der Beziehungen zu England hervorgekehrt und seinen Wunsch, die Union nach Norden hin sich ausbreiten zu sehen, kaum verhehlt hat. Diese Verhandlung machte einen tiefen Eindruck auf den Senat. Die Meinungen waren getheilt. Man verschob anfangs die Entscheidung. Im Juni übersendete der Präsident dem Senat einen Supplementarvertrag mit St. Domingo, worin die Frist zur Bestätigung des ursprünglichen Vertrags bis zum 1. Juli erstreckt und die Zahlungsverbindlichkeit der Vereinigten Staaten auf 1,500,000 Dollars beschränkt ward. Gleichwohl versagte bei der nunmehr erfolgenden Abstimmung der Senat die vom Präsidenten beantragte Genehmigung des Vertrages, obgleich derselbe sich persönlich sehr bemüht hatte, unter den Senatoren Stimmen dafür zu gewinnen.

Der Präsident hat aber seinen Plan, die Insel der Union einzuverleiben, noch nicht aufgegeben. Wir sagen die Insel, denn nach der Annexion St. Domingo's würde die Annexion Hayti's, des anderen Theiles derselben, gewiß nur eine Frage der Zeit sein. In der Botschaft, womit der Kongreß im December vor. J. wieder eröffnet wurde, spricht der Präsident sein Bedauern über die verweigerte Ratifikation des Vertrages aus und bezeichnet, indem er diesem Gegenstand einen großen Theil seiner Botschaft widmet, den Erwerb der Insel als immer noch äußerst wünschenswerth für die Union. Es wird insbesondere hervorgehoben, daß gewiß von europäischen Mächten wegen Errichtung eines Freihafens mit St. Domingo verhandelt werden würde, sobald bekannt sei, daß die Union den Erwerb der Insel ein- für allemal aufgegeben

Digitized by Google

habe. Es ist davon die Rede, daß der Präsident, daran verzweifelnd, im Senat eine $^2/_3$-Mehrheit für den Vertrag zu gewinnen, die Frage zur gemeinschaftlichen Berathung beider Häuser ausstellen werde, in welchem Falle dann verfassungsmäßig nur einfache Stimmenmehrheit erforderlich sein würde. Aber auch darauf scheint keineswegs mit Sicherheit gerechnet werden zu können. Jeden Falles ist es wegen der dargelegten grundsätzlichen Bedeutung der Frage für die Zukunft der Union von hohem Interesse, ob es bei dem ablehnenden Beschlusse des Senats bewendet oder nicht. Im ersteren Falle wird Baez seine schon aufgegebenen Dominganer statt der erwarteten amerikanischen Dollars zu behalten haben, gleichwie der König von Dänemark genöthigt war, sein Scepter über den auch bereits verkauften Bewohnern der benachbarten St. Thomasinseln wieder walten zu lassen.

Seit sechs Jahren schwebt der ungelöste Alabamastreit bald mehr, bald weniger beunruhigend nicht bloß über dem Haupte Großbritanniens und der Union, sondern über allen jenen geistigen und materiellen Welt- und Völkerinteressen, welche zu trauern haben, wenn die beiden großen und freien, aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossenen Reiche nochmals in brudermörderischem Kampfe sich begegnen. Der Versuch der Lösung durch den Johnson-Stanley'schen Vertrag war an dem Widerspruch des Senats vor zwei Jahren gescheitert. Gleichzeitig drohten in Folge des unmittelbaren Zusammenstoßens des Unionsgebietes und der großbritannischen Besitzungen auf dem nordamerikanischen Kontinent neue Verwickelungen zu den alten hinzuzukommen. Nach der Erwerbung des Gebietes der Hudsonsbaigesellschaft war der weit gehende Plan in Angriff genommen worden, die gesammten großbritannisch-nordamerikanischen Besitzungen unter den Auspicien Englands allmählig zu einer großen gemeinsamen Föderation zusammenzufügen. Derselbe war auf größere Schwierigkeiten gestoßen, als man erwartet hatte. Es war vorerst nur gelungen, Obercanada, Untercanada und Neubraunschweig für den „Bund" zu gewinnen. In Neufundland und auf Prinz-Edwardsinsel offenbarte sich durch legislative Abstimmungen die größte Abneigung gegen den Anschluß an Canada. In Britisch-Columbia und Neuschottland herrschte dasselbe Gefühl vor; ja es waren entschiedene und wiederholte Kundgebungen für den Anschluß an die Vereinigten Staaten erfolgt. In der von der Hudsonsbaigesellschaft durch Canada erworbenen Provinz des Rothen Flusses endlich war bekanntlich offener Aufruhr ausgebrochen.

So lagen im vorigen Frühjahr die territorialen Verhältnisse auf dem nordamerikanischen Kontinent, als einerseits die Flibustierbewegung der „irischen Republik in Amerika" vom Gebiete der Union aus gegen Canada in Scene gesetzt wurde; und als andrerseits der weltberühmte Fischreichthum an den canadischen Küsten wieder einmal — denn es war schon öfter deshalb gestritten worden — einen Zankapfel in die schon getrübten Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten warf. In Canada fühlte man sich verletzt und war verstimmt, weil die Union in Folge der Spannung mit England die unter dem Namen der Reciprocitätsverträge bekannten Handelsverträge gekündigt hatte. Alle Parteien sannen darauf, wie dieser Schlag auf die Interessen des Landes gut gemacht werden könne. Die eine Partei verfolgte den Plan, Böses mit Bösem zu vergelten und durch Androhung von Retaliationszöllen die Union zur Erneuerung der Verträge zu nöthigen. Dieser Plan würde, durchgeführt, den andern Plan einer gemeinsamen großbritannisch-nordamerikanischen Föderation unmöglich machen, indem er die noch selbständigen Provinzen zurückstößt. Die andere Partei unter der Leitung Sir A. T. Galts steuert nach dem Ziel eines gemeinsamen Zollvereins mit den Vereinigten Staaten. Sie sucht zu diesem Zwecke für Canada von England das Recht zu erlangen, selbständige Handelsverträge abzuschließen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß durch einen Zollverein mit der Union Canada seine Verbindung mit England wesentlich lockern und wahrscheinlich die Brücke für eine politische Vereinigung mit den Vereinigten Staaten schlagen würde.

Unter dem Eindruck, welchen die Nichterneuerung der Reciprocitätsverträge in Canada hervorgebracht hatte, war es nun geschehen, daß man daselbst die den Fischern aus dem Unionsgebiete schon im vorigen Jahrhundert eingeräumten besonderen Vorrechte zurückzog. Dies einseitig zu thun mochte man nach der Form, in welcher die fraglichen Bewilligungen erfolgt waren, berechtigt sein. Aber es gab einen andern Gegenstand der sich kreuzenden Interessen, rücksichtlich dessen ein so einseitiges Vorgehen keineswegs statthaft schien. Die Territorialhoheit eines Staates erstreckt sich bekanntlich von seiner Küste an noch über eine gewisse Strecke des Meeres. Das Völkerrecht nahm in alter Zeit Kanonenschußweite, in neuerer Zeit nimmt es

Digitized by Google

drei englische Meilen als das rechte und billige Ausmaß für diese Strecke an. Nun forderte Canada, daß diese drei Meilen nicht von jedem Punkte der Küste, sondern von den Vorgebirgen an gerechnet würden. Das heißt, man wollte die besonders lohnende Fischerei in einer Reihe von größeren Buchten und kleineren Einschnitten des Meeres ausschließlich für die canadischen Fischer in Anspruch nehmen und die Unionsfischer aus diesen Buchten und Einschnitten vertreiben. Da letztere zu fischen fortfuhren, so suchte Canada seinem Verlangen dadurch Nachdruck zu geben, daß es einige Kriegsschiffe zur Abhaltung der Yankeefischer an seinen Küsten kreuzen ließ. Aber die Union ließ die Auslegung Canada's rücksichtlich der völkerrechtlich anzunehmenden Gränze der Küstenfischerei nicht ohne Weiteres gelten. Sie schickte ihrerseits auch ein Kriegsschiff in die canadischen Gewässer, um ihre Bürger gegen Unbill zu schützen. Auf diesem thatsächlichen Grund hatte sich der formelle Streit, unter welchen Voraussetzungen Canada zur Beschlagnahme von Fahrzeugen aus der Union an seinen Küsten berechtigt sei, erhoben, und es war endlich gegen die seitens Canada's versuchte Sperrung des Lorenzostromes reklamirt worden. In der Botschaft, womit der Präsident im December vor. J. den Kongreß eröffnete, legte er alle diese Beschwerdepunkte dar und verlangte zunächst die Ermächtigung, den Transit canadischer Waaren und den Zutritt canadischer Fahrzeuge zu den Gewässern der Vereinigten Staaten unter Suspendirung der betreffenden Gesetze verbieten zu dürfen, wenn Canada seine bisherige Politik fortsetze.

So waren im Verlaufe der Zeit die getrübten Beziehungen zwischen England und der Union statt entwirrt zu werden nur noch verwickelter geworden. Aber beide Staaten wünschten den Krieg nicht, sie waren ernstlich bestrebt ihn zu vermeiden. Von England ist dies nie bezweifelt worden. Es ist ebenso wenig von der Unionsregierung zu bezweifeln. Keinen schlagenderen Beweis gibt es dafür als die Politik, welche Grant einschlug zur Zeit, da im vorigen Jahre die Söhne Erins im Verfolg ihres Flibustierunternehmens den Canada von der Union scheidenden Gränzfluß Tront überschritten hatten. Der Präsident der Union hatte durch Erinnerung an die Gesetze vor jeder Betheiligung an dem Freischaarenzug ernstlich gewarnt und denselben zu verhindern gesucht. Da er gleichwohl zu Stande kam, so folgte dem ernsten Worte auch die ernste That. Während die irische Brigade sich jenseits des Trout mit blutigen Köpfen heimschicken ließ, rückte eine Abtheilung Bundesinfanterie in den Gränzort Malone ein, bewachte sorgfältig die Gränze und belegte die von den Feniern angesammelten Waffen mit Beschlag. Auch ward nicht nur der „General" des Freischaarenzugs O'Neil, sondern auch ein namhafter Theil seiner Leute, nachdem sie das Unionsgebiet wieder betreten hatten, verhaftet. Wie sehr aber auch beide Regierungen den Krieg zu vermeiden suchten: wo zwei große Reiche sich seit einer Reihe von Jahren öffentlich so bittere Worte geben, wo die unausgeglichene Zeche auf dem Kerbholz nicht abnimmt, sondern zunimmt, wo hinter den Regierungen eine höchst gereizte Volksstimmung, wie sie namentlich in den Vereinigten Staaten sich zeigte, das Wasser trübt, da genügt oft ein Tropfen, um das volle Gefäß zum Ueberlaufen zu bringen. Ein unglücklicher Zufall mischt sich plötzlich ein: und ein großes völkerverheerendes Unglück ist entfesselt und schreitet auf düsterem unberechenbaren Wege nach einem kaum erkennbaren Ziele.

Daher ist es nunmehr als ein großes und hocherfreuliches Ereigniß zu begrüßen, daß die Kommission, welche am 27. Februar in Philadelphia zusammentrat, um alle zwischen Großbritannien und der Union schwebenden Streitfragen wo möglich gütlich auszugleichen, diese Aufgabe durch die Vereinbarung einer zur Unterzeichnung vorliegenden Konvention wirklich gelöst hat. Freilich ist der Inhalt dieser Konvention officiell noch nicht bekannt, da man übereingekommen ist, vor der Ratifikation des Vertrags die Veröffentlichung zu vermeiden. Gleichwohl ist schon so viel bekannt geworden, daß man, was die Hauptsache, die Alabamafrage betrifft, zwei leitende Grundsätze als festgestellt betrachten darf. Die Union verlangt nur eine Berücksichtigung des unmittelbaren Schadens, welcher durch das berüchtigte Kaperschiff verursacht ist. Die ausschweifende, früher namentlich von Sumner vertretene Forderung, wonach England auch für alle mittelbaren Schäden, z. B. für die Verlängerung des Krieges, für das Herabkommen der Handelsmarine und dergl. Ersatz leisten solle, ist einfach bei Seite gelegt. Andrerseits erkennt England den Grundsatz an, daß eine neutrale Macht für den Schaden verantwortlich bleibt, welchen ein in ihren Häfen ausgerüstetes und bemanntes Schiff einer befreundeten Macht zufügt, und es wird auf dieser Grundlage von Schiedsrichtern der zu vergütende Schaden von Fall zu Fall rücksichtlich aller in Frage kommen-

Digitized by Google

den Kapereien feſtgeſtellt werden. Dem Vernehmen nach werden fünf Schiedsrichter, und zwar von der Union, England, Braſilien, Italien und der Schweiz ernannt und treten binnen ſechs Monaten zu einer Kommiſſion in Waſhington zuſammen. Beſonders erfreulich wäre es, wenn es ſich beſtätigt, daß die Union und England nicht bloß den eben erwähnten Grundſatz in dem gegebenen Falle anerkennen, ſondern daß ſie übereingekommen ſind, ihren ganzen Einfluß für eine allgemeine völkerrechtliche Anerkennung deſſelben aufzubieten. Damit wäre wieder ein bedeutender Schritt gethan nach dem Ziel, das Privateigenthum auf der See in Kriegen nach denſelben Grundſätzen zu behandeln wie das Privateigenthum zu Lande. Wir übergehen, was über weitere Einzelnheiten der Konvention ſowohl rückſichtlich des Alabamaſtreites, als rückſichtlich der übrigen ſchwebenden Streitpunkte berichtet wird. Es ſcheint angemeſſen, desfalls die officielle Mittheilung des Inhalts der Konvention abzuwarten.

Vergeſſen wir überhaupt nicht, daß durch dieſe Konvention der für die höchſten Güter der Civiliſation und des Völkerverkehrs ſo wichtige Ausgleich erſt angebahnt iſt. Schon einmal war dieſe Anbahnung erfolgt durch den am 23. Oktober 1868 zu London unterzeichneten Johnſon-Stanley'ſchen Vertrag. Der Senat der Union verſagte aber bekanntlich die Ratifikation deſſelben mit allen Stimmen gegen eine. Würde auch der jetzt abgeſchloſſene Vertrag keine Gnade vor dem Senat der Vereinigten Staaten finden, man ſtände ſchlimmer als vor dem Beginn der Vergleichsverhandlungen zu Philadelphia. Indeſſen berechtigt mancherlei zu der Hoffnung, daß dem Vertrag dies Mal ein beſſeres Schickſal beſchieden iſt. Zunächſt iſt die Verſchiedenheit des Inhalts beider Verträge von Bedeutung. Sodann hatte an der faſt einſtimmig erfolgten Verwerfung des erſten Vertrags die aufs Aeußerſte getriebene Spannung zwiſchen dem Kongreß und dem Präſidenten Johnſon, unter deſſen Auſpicien derſelbe abgeſchloſſen worden war, auch einigen Antheil. Vor Allem aber darf man die vor Kurzem aus dem Schooße der republikaniſchen Partei ſelbſt hervorgegangene Entfernung des Senators Sumner von der Stellung als Obmann des Ausſchuſſes für auswärtige Angelegenheiten als eine gute Vorbedeutung betrachten. Dieſe Anfang März erfolgte Entfernung hat eine große Tragweite. Sie iſt gegen eine Fraktion der republikaniſchen Partei gerichtet, welche ſich mit dem Gedanken trägt, den Ausgleich mit England an die Bedingung zu knüpfen, daß letzteres ſeine nordamerikaniſchen Kolonien an die Union abtrete. An die Verwirklichung dieſes Gedankens beſſe ſie, wie es ſcheint, gehen zu können, wenn es bei der nächſten Präſidentenwahl gelänge, Gra Grant den Senator Sumner auf den Präſidentenſtuhl zu erheben. Dieſer Theil der republikaniſchen Partei iſt wenigſtens im Senat nicht ſtark vertreten. Man wird überhaupt die Entfernung Sumners von ſeiner bisherigen ausgezeichneten Stellung als die natürliche Reaktion der republikaniſchen Partei im Ganzen gegen die etwas ausſchweifenden Pläne eines Flügels derſelben anzuſehen haben.

Außer den hochwichtigen Beziehungen nach Außen, welche bisher dargelegt wurden, ſind noch zwei Gebiete kurz zu berühren, die innere Geſetzgebung und die großen Nationalarbeiten. Unter letzteren iſt das Projekt des Darienkanals zu erwähnen. Alle Gebietsdurchforſchungen und Nivellirungen, welche im Jahre 1870 von der Caledonia-Bai bis zum Golf von San Blas vorgenommen worden waren, um eine niedrigere Paßſenkung als die zwiſchen Panamá und Aſpinwall zu finden, hatten nur unbefriedigende Ergebniſſe gehabt. Vor mehreren Monaten endlich glaubt die nordamerikaniſche Vermeſſungsexpedition in Darien eine Senkung des waſſerſcheidenden Höhenzuges entdeckt zu haben, welche die Möglichkeit bietet, den vielbeſprochenen interoceaniſchen Kanal, jeden Falles eines der größten Probleme der modernen Induſtrie, auszuführen. Auf dem äußerſten ſüdöſtlichen Ende der Iſthmus-Cordillere bildet ein von Süden nach Norden ſtreichendes Querjoch zwiſchen der Sierra de Mali und den Cerros de Nique eine ſchwache Verbindung des Mittelgebirges von Darien und des Hochgebirges der Provinz Choco. Dort machte die Expedition den Uebergangsverſuch vom Atrato-Thal nach dem ſtillen Ocean, deſſen vorläufiges Ergebniß als ein vielverſprechendes bezeichnet wird. Doch ſcheint uns damit bis jetzt etwas Endgültiges über die Ausführbarkeit des Unternehmens noch nicht geſagt zu ſein.

Während die unmittelbare Verbindung der beiden Nordamerika beſpülenden Weltmeere zu Waſſer noch geſucht wird, vermehren ſich die Verbindungen derſelben durch die Eiſenbahnſchiene in einer ſtaunenswerthen Weiſe. Zwei Pacific-Bahnen ſind vollendet und im Betrieb, die Bahn über den Iſthmus von Panamá und die mittlere Bahn der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Drei weitere Pacific-Bahnen sind im Bau begriffen: die Honduras-Bahn, die südliche und die nördliche Pacific-Bahn der Vereinigten Staaten. Die Gesellschaft der nördlichen Pacific-Bahn überwand im letzten Sommer die den geforderten Landprivilegien entgegengestandene Opposition, und bis Mitte gegenwärtigen Jahres sollten bereits 230 Meilen westlich vom oberen See gebaut sein. Auch die Gesellschaft, welche die sogenannte südliche Pacific-Bahn von der östlichen Gränze Texas' bis zur St. Diego-Bai in Kalifornien baut, erlangte vom Kongreß das Geschenk von 13 Millionen Acres Staatsland längs der Bahntrace. Es ist dies ein Geschenk, wodurch auch der Schenker reicher wird. Durch dasselbe wurde erst das Zustandekommen der Bahn gesichert und dadurch die Aussicht gewonnen, daß auch das nicht verschenkte noch sehr bedeutende Staatsland in den von der Bahn durchschnittenen Gegenden einen Werth erhalten und verkäuflich werden wird. Außer diesen drei bereits in Angriff genommenen Pacific-Bahnen sind aber noch fünf andere wenigstens projektirt. Während so der vom Osten Nordamerika's durch die Wildnisse des Westens sich vorschiebenden Civilisation und Machterweiterung in unaufhaltsamer Eile die Wege geebnet werden, dauert von Osten her die Einwanderung der Chinesen in großem Umfange fort. Sie bedeutet die Einschiebung einer neuen untergeordneten Menschenrace in das eigenthümliche Völkergemisch der Union. Der nordamerikanische Arbeiter betrachtet den Kuli nicht als Seinesgleichen. Letzterer drückt überdies in manchen Gegenden bereits den Arbeitslohn herunter und verdirbt jenem den Markt. Den Kuli, der freiwillig über das Meer kommt, um sich auf dem Boden der Union zu nähren, läßt er gewähren; aber er tritt dem von Unternehmern importirten, dem in China gedungenen Kuli feindlich entgegen. Die Arbeiterversammlungen fassen Beschlüsse in dieser Richtung. Die gesetzliche Nichtigkeitserklärung aller im Ausland geschlossenen Arbeitsverträge durch den Kongreß ist schon mehrfach beantragt worden. Daß auch die Japanesen, welche weit selbstbewußter sind als der fleißige und geduldige Chinese, wenn auch zur Zeit noch in schwachem Verhältniß in die Union einzuwandern beginnen (in Kalifornien z. B. bilden sich einzelne Kolonien), ist eine nicht zu übersehende Thatsache.

Die Rekonstruktion der Südstaaten schreitet langsam fort, aber sie schreitet doch fort. Der Verkündigung des in verfassungsmäßiger Weise festgestellten 15. Amendements zur Verfassung folgte ein am 25. Mai vor. J. von dem Kongreß beschlossenes Gesetz die zwangsweise Durchführung der Verfassungsbestimmung über Negerstimmrecht betreffend nach. Die normalen gesetzlichen Zustände sind freilich in den ehemaligen Sklavenstaaten noch nicht überall hergestellt, und hier und da brüten einzelne Kreise im Stillen Rache. Beweis ist die vor Kurzem nöthig gewordene Auflösung des „Klukkur" in Südcarolina und die stürmischen Verhandlungen im Kongreß, wozu im vorigen Jahre die militärischen Maßregeln in Georgien die Veranlassung gaben. Aber, die Verhältnisse der Union im Ganzen übersehen, darf man sagen, daß der Tag nicht allzu fern sein wird, wo die alten trennenden Unterschiede, Sklavenfrage und Negerstimmrecht, zurückgetreten sein und neuen Platz gemacht haben werden. Sowohl rücksichtlich der Parteibildung, als rücksichtlich des Gegensatzes zwischen den großen Gebietsgruppen, in welche sich naturgemäß das weite Reich der Union gliedert, werden die Zoll- und Handelsfragen nebst einigen anderen Reformen mehr und mehr die Rolle spielen, welche ehedem die Sklavenfrage und die Frage über das Negerstimmrecht spielte und zum Theil noch spielt.

Im Ganzen erscheint die innere Gesetzgebung der Union während der Zeit, die wir heute überblicken, ziemlich unfruchtbar. Freilich wenn man nur die Masse der Gesetze im Auge hat, welche die Union und namentlich die einzelnen Staaten derselben zu Tage gefördert haben, würde nicht von Unfruchtbarkeit, sondern von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit zu reden sein. Die bei denselben stets vorhandene legislative Ameisenthätigkeit hat eher zu- als abgenommen. Ein Beispiel genügt. Im Staat Wisconsin wurden während etwa 5 Wochen in beiden Häusern zusammen gegen 1000 Gesetzesvorschläge eingebracht, und die Zahl der während der Session zu Stande gebrachten Gesetze beträgt mehr als die Hälfte (500 — 600). Die Grundursache solcher Erscheinungen ist unstreitig die in der Union überall, ganz besonders aber auf dem Gebiete der Gesetzgebung eingebürgerte demokratische Beweglichkeit und Veränderlichkeit. Aber man hat daneben noch zwei mitwirkende Ursachen nicht zu übersehen. Wie in England so nehmen auch in der Union die sogenannten Privatbills einen breiten Raum ein. Sodann kennt die Union unsre Beamtenhierarchie, unsren einheitlich geordneten Verwaltungsorganismus nicht. Eine Folge davon ist, daß sich namentlich in den einzelnen Staaten die Gesetzgebung eines Theiles des

Digitized by Google

Stoffes bemächtigt, der bei uns im Verordnungswege verarbeitet wird. Ein andrer, vielleicht der größere Theil dieses Stoffes bleibt für gewöhnlich Sache der Lokalautonomie, und die Gesetzgebung greift nur ausnahmsweise ein. Immerhin kann sie, wenn sie will, eingreifen; denn sie fühlt sich vollkommen souverän.

Fragen wir aber nicht nach der Masse, sondern nach der Bedeutung des durch die Unionsgesetzgebung Geschaffenen, so ist die jüngste hinter uns liegende Periode in der That als eine wenig fruchtbare zu bezeichnen. Zu dem Bedeutendsten zählt eine Reihe von Steuerermäßigungen und Ersparnissen in den bewilligten Ausgaben. Die letzteren zeigten sich jedoch zu einem guten Theil als illusorisch. Man mußte unvermeidlich gewordene Mehrausgaben durch Nachverwilligungen decken. Unter den Steuerermäßigungen ist die der Einkommensteuer wichtig. Früher steuerte das Einkommen, was mehr als 1000 Dollars betrug, und zwar 5 %; jetzt steuert nur das Einkommen von 2000 Dollars an, und zwar 2½ %. Man wollte noch weiter gehen und die ganze Steuer wegen ihrer inquisitorischen Natur beseitigen. Der Senat war für die Aufhebung, nicht aber die Finanzverwaltung und das Repräsentantenhaus. Wenn nach dieser Seite hin der Gesetzgebung einiges Verdienst zukommt, so ist es dagegen zu beklagen, daß sie rücksichtlich der hochwichtigen Tarifreform nur ein höchst ungenügendes Flickwerk geliefert hat, und daß sich die Frage der Wiederaufnahme der Goldzahlung im Wesentlichen noch auf demselben Flecke befindet wie vor einem Jahre, trotz der im früheren Maßstab fortdauernden Schuldenabzahlung, also trotz namhafter Ueberschüsse in der laufenden Finanzverwaltung. Nur im Vorübergehen werde hier eingeschaltet, daß die Ausführung der schon früher durch den Kongreß beschlossenen freiwilligen Konvertirung der sechsprocentigen Unionsschuld in eine solche mit niedrigerem Zinsfuß in Folge des deutsch-französischen Krieges verschoben wurde. Nach Beendigung desselben begann man mit dem Versuch dieser großartigen Finanzoperation. Vorläufig scheint der Erfolg desselben nur schwach zu sein. Am 1. April ward von Washington aus gemeldet, daß bis dahin 50 Millionen Dollars angemeldet seien.

Der schwerste Vorwurf, der dem Kongreß gemacht werden kann, ist der, daß er nichts zur Hebung der Handelsflotte gethan hat; denn Handelsflotte sowohl wie die Schifffahrt befindet sich — von der Küstenschifffahrt abgesehen — noch immer in einem wahrhaft kläglichen Zustand, verglichen mit ihrem Zustande vor dem Bürgerkriege. Es ist schwerlich zu tadeln, daß der Kongreß in seinen Berathungen über den Gegenstand sich von der in der öffentlichen Meinung vorherrschenden Richtung, welche auf Bewilligung von Subsidien gerichtet war, nicht zu einer solchen immerhin bedenklichen, im letzten Erfolg mehr schwächenden als kräftigenden Maßregel bestimmen ließ. Beschränkte er doch sogar die Ausgaben für die Kriegsflotte in einer Weise, die von verschiedenen Seiten als unverständig angesehen wird. Aber der Kongreß hat nicht nur die gewünschten Subsidien nicht bewilligt, er hat sein Auge auch noch fortwährend vor der einfachen Wahrheit verschlossen, daß das sicherste und durchgreifendste Mittel zur Belebung des Handelsverkehrs durch die amerikanische Handelsflotte selbst in der Herabsetzung der schweren Eingangszölle liegen wird. Es ist dies freilich nicht das Einzige, aber das Wichtigste, wodurch geholfen werden kann. Aber auch für die übrigen zur Erreichung des Zweckes wirksamen Maßregeln hat der Kongreß keine rechte Einsicht, keine Entschlußfähigkeit gezeigt. Unmittelbar vor seinem Auseinandergehen im Sommer vorigen Jahres richtete der Präsident eine eigene Botschaft an ihn, welche die Belebung des von der Handelsflotte der Union getragenen Handelsverkehrs zum Gegenstand hatte. Es war die Zeit des beginnenden deutsch-französischen Kriegs. Der Präsident hatte diesen für den fraglichen Zweck so wichtigen Moment nicht übersehen. Die Maßregeln, welche er vorschlug, betrafen die Begünstigung des Schiffsbaues und die Registrirung im Auslande gebauter Schiffe. Die Sache war sehr einfach und konnte schnell erledigt werden. Aber die Mitglieder des Kongresses waren kurzsichtig, gleichgültig oder allzu beeilt, bei der schwülen Sommeratmosphäre an ihren heimatlichen Herd zurückzukommen. Man war müde, man wollte fort. Die Botschaft ward ärgerlich aufgenommen; viele beschuldigten den Präsidenten der Aufdringlichkeit. Es geschah nichts.

Erinnern wir, um uns das viele Fremdartige zu vergegenwärtigen, was noch in die nordamerikanische Welt hereinragt, zum Schlusse an zwei Dinge. Wir denken an das romantische und malerische Auftreten der Indianerhäuptlinge zu Washington im Sommer vorigen Jahres bei den Verhandlungen über die Existenzfragen ihrer Stämme und an die Mormonenbill, welche den Polygamisten das Bürgerrecht abspricht und sie außerdem mit Geld- und Gefängnißstrafen

Digitized by Google

belegt wissen will. Dabei hat man nicht die bestehenden, sondern die einzugehenden Ehen im Auge*). v. Wydenbrugk.

Kulturgeschichte der neuern Zeit. Vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am-Rhyn. Erster Band: Das Zeitalter der Reformation. Leipzig bei Wigand, 1870.

Ein zusammenhängendes Bild entrollen, in welchem keine Seite der menschlichen Geistesthätigkeit fehlt, und einen anschaulichen Ueberblick dessen bieten, was geschehen ist, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem, nie ruhendem Ringen an die Stelle der Barbarei und des Vorwiegens der zerstörenden Leidenschaften zu setzen: das ist nach unserem Autor Begriff und Ziel der Kulturgeschichte, das ist auch Zweck seines Buches. — Die Ueberwindung der mittelalterlichen Stagnation durch den Fortschritt ist das specielle Objekt des Gesammtwerkes, ein Prozeß, welcher sich in drei Perioden vollzieht, die der Autor definirt und begränzt hat in seiner vorausgeschickten Einleitung, betitelt „Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts“ (Leipzig 1869). Demgemäß stellt dieser erste, 600 Seiten starke Band die Zeit des „Erwachens“ dar, so zu nennen, weil in ihr der Geist selbständiger Thätigkeit bei den Menschen erwacht und sich von feudaler und hierarchischer Bevormundung losreißt. Die Gränzen der Periode sind folgendermaßen gesteckt: Das Reformationszeitalter, so benannt nach dem Ereigniß, welches ihm zum Mittelpunkte dient, beginnt mit dem Wiederaufleben der Kenatniß des klassischen Alterthums, für dessen dauernde Einbürgerung in Europa der Fall Konstantinopels der entscheidendste Moment**) war, also in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Selbstverständlich hat der Kulturgeschichtschreiber auch frühere Erscheinungen beigezogen, sofern sie die Tendenz scharf ausgeprägt enthalten, sich vom mittelalterlichen Horizonte zu emancipiren, die Vorläufer und Anfänger des Humanismus und der Reform. Das Zeitalter endet da, „wo es sich entscheidet, daß die Trennung der alten christlichen Kirche in zwei Glaubensparteien nicht der richtige*) Weg zum Fortschritte war“, d. h. mit dem letzten Religionskrieg Europa's, dem dreißigjährigen Völkermorde. Geist und Inhalt dieses Bandes werden uns auf dem einfachsten Wege klar, wenn wir den Autor selbst in seinem kurzen, aber sehr deutlichen Vorworte reden lassen. Da heißt es: „In dieser Periode ist wohl der Geist der freien Forschung erwacht und hat — doch mehr auf dem Felde des Schönen, das sich leichter der Bevormundung anbequemt**), als auf dem des Wahren — herrliche Blüthen getragen; aber er hat sich noch nicht in selbständiger Weise geltend machen können, noch nicht im Bewußtsein des gebildeten Theiles der Menschheit Boden gewonnen. Er steht noch als ein Fremdling, baarfuß, baarhaupt, blaß und schüchtern, außerhalb der Thüren des Palastes, in welchem sich die Hof- und Kriegsherren, die Ketzer- und Hexenverbrenner, die herzlosen Paragraphenschmiede, die Folterer und Räderer, die blutabzapfenden Quacksalber, die Sonnenschieber und Erdebremser, die Statuenverhüller und Bücherbesteuerer, die alleinseligmachenden Mitren und „im Glauben gerechtfertigten“ Barette an wohlbesetzten Tischen breit machen. Aber wie er dies Treiben gewahrt, — der Geist der freien Forschung, da vergeht seine Schüchtern-

*) Wir berichtigen an dieser Stelle noch einen in der Umschau des 9. Heftes befindlichen Druckfehler. S. 526, Spalte 1, Z. 9 von oben ist statt „das geniale Teutschland“ „das geeinte Teutschland“ zu lesen.

**) Noch immer?! Abgesehen davon, daß in der Renaissance dem Römerthum gegenüber das Griechenthum überhaupt eine auffallend nebensächliche Rolle spielt, starb Petrarca schon 1374, Boccaccio 1375, Masaccio 1428, Jacopo della Quercia 1438, Brunelleseo 1446; und will man selbst die Renaissanceskulptur erst von Ghiberti datiren, so vollendete der seine berühmte Bronzethür nach 27jähriger Arbeit bereits 1452. Was war da 1453 noch zu „entscheiden“?! D. Red.

*) ? Sollte wohl heißen: nicht der allein und für immer genügende! „Der Charakter der großen Bewegung des 16. Jahrhunderts bestand in der berechtigten Auflehnung gegen das unglaubliche Uebermaß der priesterlichen Mißbräuche und ferner, was die Hauptsache ist, insofern hier etwas wirklich Principielles vorliegt, in einem Durchbruche des individuellen Freiheitsdranges gegen die kirchliche Bevormundung und absolute Geistesnechtung. Da die Zeit noch nicht reif dazu war, eine Auflehnung gegen den Autoritätsglauben überhaupt zuzulassen, so richtete sich dieser Freiheitsdrang darauf, daß der Einzelne wenigstens innerhalb des positiv religiösen Glaubens freie Bewegung haben solle. Insofern war die Reformation ein großer Fortschritt.“ So über die Reformation — Dr. von Schweitzer (Der Zeitgeist und das Christenthum. 1861, S. 62), dem wir vor Anderen das Wort gegeben haben, weil ihm sowohl auf kirchlichem wie auf politischem Gebiet schwerlich zu zahme Ansichten Schuld gegeben werden können. D. Red.

**) Ganz im Gegentheil! Es entzieht sich leichter und ungestrafter der Bevormundung. Im Gebiete der Kunst ist gerade die Berechtigung der natürlichen Existenz rückhaltlos und entschieden zur Geltung gebracht worden, lange bevor daran gedacht wurde und worden konnte, ihre Behauptung in wissenschaftlichen und theologischen Lehrsätzen der Autorität der Kirche gegenüber zu wagen. D. Red.

Digitized by Google

heit, da wallt heiliger Zorn in ihm auf, da erglüht er und schwört Rache an den Prassenden, Rache für die mißhandelte und zertretene Menschheit, und die Nemesis erreicht Jene, und sie fallen sich selbst gegenseitig in die Haare und zerreißen sich mit wilder Tigerlust, bis auf rauchenden Trümmern und Feldern voll Blut und Leichen nur noch schwache Reste der ehemaligen Gewalt jener Mächtigen übrig sind." So Sinn und Stoff des Ganzen. Gehen wir an seine Gliederung!

In neun Büchern wird uns das ganze kulturgeschichtliche Material auseinander gelegt. — Buch 1 gibt einen einleitenden Ueberblick über Staat und Kirche am Ende des Mittelalters. Da werden wir eingeführt in die politischen Zustände Italiens, in Gang und Gebahren des Papstthums unter den letzten Inhabern der dreifachen Krone vor der großen Spaltung, in die Opposition gegen Italiens staatliche und kirchliche Zustände. — Savonarola und Machiavelli. Buch 2 behandelt das Wiederaufleben der Wissenschaften, repräsentirt in den wälschen und in den deutschen Humanisten. Ausschlaggebend für den Gang der Zeitentwickelung werden die letztern, weshalb drei Specialabschnitte die Entwickelung des deutschen Humanismus, seine Blüthe und seinen Uebergang zur Reformation behandeln. Die Kirchentrennung ist der große Gegenstand von Buch 3. Es sind auf dem Boden des zerrissenen deutschen Reiches der Abfall von Rom, die Entwickelung der Gegensätze unter den Reformatoren und die Entartung der Reformbewegung selbst. Das große Frankreich und das kleine Genf führen uns wesentlich den Calvinismus auf Genfer Boden und das von vorherein in ihm angelegte und geplante Uebergreifen auf Frankreich im Huguenotismus vor. Es ist für die hier streng durchgeführte Auffassung, welche das ganze Auftreten Calvins durchaus als ein im französischen Geist angelegtes und auch als ein schon in seinen Anfängen von den auf Frankreich gerichteten Zielen bedingtes zeichnet, es ist für diese Auffassung nicht gleichgültig oder zufällig, wie eben das so vielbesprochene und so wunderlich erklärte Wort Huguenoten hier definirt wird. Danach habe die bis anhin schweizerisch gesinnte Partei der Lemanstadt, welche die Reformation besonders begünstigt hatte, d. h. die Eguenots = Eidgenossen den Protestanten französischer Zunge ihren Namen gegeben*). Für sich steht Großbritannien mit seiner Doppelbewegung zur englischen Hochkirche und zur schottischen Volkskirche, welche aus schärfsten Gegensätzen entsprangen und sie in sich herausbildeten. Auf die Reformation folgt als Gegenschlag die Gegenreformation, die wir in Buch 4 sich vollziehen sehen, als Wiedererhebung des Katholicismus in Italien mittels der Inquisition und des Trienter Koncils, in Spanien, durch eben dasselbe, hier halb staatliche, halb kirchliche und noch viel furchtbarere Strafinstitut gegen die Ketzer, über die ganze Erde hin durch die Gesellschaft Jesu und deren katholische Eroberungen. Buch 5 führt uns auf das als Sittenbild interessante Kapitel der Rechtszustände und des Aberglaubens; es stellt uns unter den zwei Titeln: das positive Recht und das ideale Recht die Rechtsbücher, Richter und Rechtslehrer vor, dann die Strafrichter, Folterknechte und Henker mit ihren Werkzeugen, und steigt noch tiefer hinab in die räthselhaften Schachte des Hexenwesens und allerlei sonstigen Aberglaubens und in die Gräuel der Hexenprozesse. Aus diesen finstern Regionen, die sich im Nachtreich der Menschennatur bewegen, steigen wir mit Buch 6 auf zu den Männern der freien Forschung, wie sie als Träger der erweiterten Kenntniß auftreten in der Erdkunde, der Astronomie, dem Wissen von der organischen Natur, in den Geisteswissenschaften und endlich als Reformer im Erziehungs- und Schulwesen. Buch 7 führt uns die Poesie vor in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, England und Schottland, Buch 8 die bildenden Künste im Süden und im Norden, endlich Buch 9 die mannichfachen Formen des geselligen Lebens und Treibens, zusammengefaßt unter die drei etwas seltsamen Titel: Hoch und Niedrig, Krieg und Frieden, Leben und Tod, ein buntes Portrait der kleinen Einzelzüge zur Ergänzung der starken Grundfaktoren des Allgemeinlebens. Damit haben wir den überblickenden Hauptgang durch das Buch gethan.

Zur tieferen Charakteristik des Werkes mag uns nun noch das Eintreten auf einzelne fundamentale Ausgangspunkte des für dieses Kulturbild gewählten Ganges und auf besondere kritische Anschauungen dienen.

Auf Italien zuerst wirft sich der Blick als auf das Land, dessen Geschichte vom Untergange der hellenischen Freiheit bis zu demjenigen der päpstlichen Allmacht eigentlich die Geschichte der Welt bildet; auf Italien, das aus der straffsten Einheit im Gesammtkörper des römischen Weltreiches durch die Stürme der Völkerwanderung

*) Bekanntlich keineswegs neu. D. Red.

Digitized by Google

und die wiederholten Einbrüche der Barbaren in das Extrem der weitestgehenden Zersplitterung war hinübergeworfen worden, um unter dem weit gebietenden Scepter der sogenannten römisch-deutschen Kaiser in seinen unzähligen unbeständigen Gemeinwesen nach deutschem Muster republikanische Formen anzunehmen. „Nach Italien müssen die Blicke gerichtet sein, wenn wir die Werkstätte der Geschichte, wenn wir die klassendsten Gegensätze der politischen und der religiösen Entwickelung der Völker kennen lernen wollen. Und diese Gegensätze treten niemals so schreiend hervor wie im Beginne der Zeit, die wir als die neue zu bezeichnen pflegen. Auch damals behauptete Italien den Rang, die Stätte zu sein, von wo bis dorthin alle Bewegungen des Lebens der Menschheit ausgegangen waren." Es war die Wendung in den Geschicken des Landes, als der thörichte Pietro Medici Eifersucht und tiefes Mißtrauen zwischen die einzelnen Staaten warf, deren Herrscher nun den eitlen und schwachen Karl VIII. von Frankreich zur Intervention herbeiriefen. „Dies war die Todesstunde der italiänischen Selbständigkeit und der Anfangspunkt jener Reihe von Kriegen, welche für fremde Interessen die Ebenen der Lombardei drei und ein halbes Jahrhundert lang mit Blut tränkten." Eine ähnliche Wendung in Geschichte und Bedeutung des Papstthums hatte sich schon vorher vollzogen. Seit der Rückkehr aus Avignon und der Bändigung der letzten demokratisch-aristokratischen Regungen in der Republik Rom, die nun wieder als monarchische Residenz auftrat, waren die Päpste in Wahrheit nicht mehr die geistlichen Herren der Welt. Der moderne Polizeistaat hatte ihre Schwäche benutzt, um sich zu gutem Theil an die Stelle der „unfehlbaren Kirche" des Mittelalters zu setzen. Dazu kommt die tiefe moralische Erniedrigung, am heillosesten unter Alexander VI., so daß selbst der gut katholische Geschichtschreiber Cantù das ganze Treiben eine ausgelassene Komödie heißt, deren Zwischenspiele von den Meuchelmördern besorgt wurden. Unter Alexander VI. herrschte das Laster in Rom, unter Julius II. die Politik, unter Leo X. Kunst und Wissenschaft des klassischen Alterthums. Kein Wunder, daß unter drei solchen Päpsten, denen ihr eigentlicher Beruf gleichgültig war, die nur Fürsten von Rom oder Protektoren von Italien sein wollten, für andere Nationen aber kein Herz hatten, die Kirche auseinander fallen mußte! Klagt ja der Kardinal Bellarmin: „Einige Jahre bevor die lutherische und die calvinistische Ketzerei entstand, gab es in den geistlichen Gerichten beinahe keinen Ernst, in den Sitten keine Zucht, in den heiligen Wissenschaften keine Kenntniß, vor göttlichen Dingen keine Ehrfurcht, ja es gab beinahe keine Religion mehr." Und Machiavelli, der mit seinem religiösen und politischen Standpunkte durchaus im klassischen Alterthum fußt, sah das Verderben Italiens mit furchtloser Offenheit in demjenigen der römischen Kirche begründet. Je näher die Völker dieser Kirche sind, desto weniger Religion haben sie, und durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes hat Italien alle Frömmigkeit und Religion verloren. In diese Auflösung hinein fuhr denn schon seit Dante die klassische italiänische Literatur, die durchaus keine volksthümliche Grundlage hat, sondern durch jenen und die andern klassisch geschulten Geister Petrarca und Boccaccio geschaffen worden ist. Sie haben mit die unbedingte Autorität des Papstthums untergraben, jene ersten Störer des mittelalterlichen Kulturstillstandes, der Scholastik und Hierarchie, die Begründer der neuern wissenschaftlichen Forschung und der nationalen Kunst und Dichtung, in ihrer Art auch Pioniere der Reformation. Es half dem Papstthum nichts mehr, als noch Philipp II. das Schauspiel einer verspäteten Erniedrigung unter dasselbe gab, noch im 16. Jahrhundert vor dem geschlagenen und dann doch triumphirenden Papste Buße that, so daß Paul IV. meinte: er habe durch Beugung jener spanischen Politik dem heiligen Stuhl den wichtigsten Dienst erwiesen, der ihm je geleistet werden könne, und das Beispiel Spaniens werde die Päpste lehren, wie sie den Stolz der Könige demüthigen könnten. Es half nicht mehr, und hätte es bei den Königen verfangen, so doch nicht mehr bei den Völkern. Das 15. Jahrhundert hatte bereits Licht bringend gewirkt. Den Unterschied nun im Geiste dieses 15. Jahrhunderts, welches als dasjenige des am klassischen Alterthum gezogenen Humanismus bezeichnet werden mag, gegenüber dem folgenden 16., demjenigen des christlich strengen Reformationssinnes, findet unser Autor zufolge interessanter Parallele verkörpert in zwei Hauptvertretern, in Lorenzo de' Medici, dem Prächtigen, und dem an dessen Sterbebette stehenden Mahner Savonarola. Auf jener Seite die Begeisterung für das Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft des Alterthums, Pracht und Glanz, dabei mehr oder weniger Indifferenz mit Beziehung auf Religion und Moral; auf dieser ein Verschmähen jener klassischen Nachblüthe, strenge Gewissen-

Digitized by Google

haftigkeit, Glauben und Sitte und Lehre des Evangeliums, Donnerworte gegen jedwede Verleugnung der christlichen Armuth und Demuth. „Das erste der beiden Systeme, das der Wiederherstellung des heidnischen Alterthums, starb; das zweite, das der Wiederherstellung des christlichen Alterthums, ging siegesgewiß einer erfolgreichen Zukunft entgegen."

Soll aus allgemeinen Principienstandpunkten ein- für allemal Werth und Bedeutung des Humanismus (besonders des wälschen), des Katholicismus und Protestantismus mit Bezug auf den Geist der Gegenwart bestimmt werden, so mag sich nach unserem Autor diese Fixirung ungefähr so machen: Das Papstthum war so herabgekommen, daß es nur noch religiöse Werkheiligkeit pflegte und darob den Glauben verlor. Der Humanismus aber, im Leben am glänzendsten durch den Papst Leo X. vertreten, wollte allein die Bildung ohne die Tugend auf den Thron der Welt erheben. Darob entspann sich die Kirchenspaltung. Beide Kirchen nun, die neue wie die alte, suchten sich der vorher vernachlässigten Tugend zu bemächtigen, dabei brachte es die katholische nur zur Werkheiligkeit, die protestantische gesellte ihr nur den Glauben bei, und beide vergaßen die Bildung*). Deshalb hat sich diese in der neuesten Zeit selbständig erhoben und in den Herzen der von ihr eroberten aufgeklärten Welt die Autorität der einen wie der andern Kirche gründlich untergraben.

Eine Reihe von Specialpunkten mag uns ganz besonders die kritische Stellung unsers Autors und die eigne Art seiner Anschauung von dem modernen Kulturgang zeichnen.

Da fällt einmal Luthers Landesherr, Friedrich der Weise von Sachsen, und seine Stellung zum deutschen Reich ins Auge; es ist der markante Wendepunkt der deutschen Kaiserwahl; wie viel Gewicht für den folgenden unglücklichen Gang der deutschen Dinge hier der fatalen Kronablehnung zugesprochen wird, dafür sei einfach auf S. 111 und 112 des Werkes verwiesen.

Ganz wesentlich aber fällt hieher das Urtheil über die einzelnen Reformatoren. So sagt der Autor über Luther in dessen Wendepunkt zur dogmatisch-theologischen Verquickung: „Er war wohl ein kühn anregender, aber kein außerordentlich begabter, vorurtheilslos dem unbedingten Fortschritte zusteuernder Geist, und aus dieser Eigenschaft erfolgte denn auch mit Nothwendigkeit, daß er, auf dem Punkte des Abfalls von Rom und der Erhebung der Bibel zum papiernen Papst angelangt, Alles erreicht wähnte, was zum Heile der Menschheit nothwendig war, und daher von da an mit seinen Bestrebungen inne hielt. Luthers Glanzzeit endet auf der Wartburg; in den Panzer, den er dort anzog, schlüpfte ein Heros des Jahrhunderts, der Bekämpfer eines Weltreiches, der Retter des deutschen Geistes in Wort und That; als er ihn wieder auszog, schlüpfte heraus — ein eben so fanatischer Unterdrücker freier Forschung, als seine Verfolger waren, ein Verpflanzer des giftigen Gewächses dogmatischer Despotie auf einen Boden, den seine anfänglichen Bewunderer für einen von geistiger Autorität freien angesehen hatten!" Und mit Rücksicht auf des Reformators Verhalten beim Bauernkriege wird die deutsche Reformation ungescheut die Wiege der modernen Unterdrückung und der fluchwürdigen Lehre vom „beschränkten Unterthanenverstande" genannt*). Das hält den Historiker billigerweise nicht ab, die anderweitigen Verdienste des deutschen Kirchenreformators hervorzuheben. So ist an einem Orte nachdrücklich die interessante Erscheinung berührt und erklärt, daß nicht Zwingli, trotz seiner demokratischen Denkart und seines poetischen Gefühls, mit Kraft und Entschiedenheit dem deutschen Volksliede sich zuwandte, daß nicht er, sondern Luther der Schöpfer der vorzüglichen Kirchenliederdichtung wurde. Anderwärts wird Luthers ächt deutscher Sinn mit Bezug auf seine Anstrengungen für Hebung von Schule und Unterricht hervorgehoben,

*) Für die Seite des Protestantismus angesichts der bädegegischen Organisationen und Erfolge der deutschen Reformatoren eine wunderliche Behauptung! Nachher muß auch Luthers „deutscher Sinn" in Bezug auf Schule und Unterricht anerkennend hervorgehoben werden. D. Red.

*) In diesem Hohlspiegelbilde wird Luther schmählich Unrecht angethan. Man darf nicht glauben, die Mängel der bisherigen Geschichtschreibung vom Standpunkte des Hervorkultus aus dadurch zu beseitigen, daß man sich des relativen Maßstabes für die Erscheinungen vergangener Zeiten entäußert und die großen Männer der Geschichte mit dem unfehlbaren Aplomb eines socialdemokratischen Agitators vor die Klinge nimmt. Hätte Luther historische Kritik gegen die Grundlagen des Christenthums getrieben und die Politik mit in seinen Kreis gezogen, er wäre gleich Savonarola u. A. gänzlich zu Grunde gegangen. Jenerhalb des positiven Glaubens mußte die Menschheit erst durch Bildung zur bürgerlichen Freiheit befähigt werden, und dazu hat niemand bessere Vorarbeit gemacht als Luther. (Vgl. oben.) — Freilich hat seine Thätigkeit ein ganz verändertes Gepräge vor und nach der Episode auf der Wartburg, aber nicht in dem oben angedeuteten Sinne, der aus Luther einen beschränkten Kopf macht. Bis Worms war er der geisterter Idealist mit dem ganzen poetischen Nimbus eines solchen. Wäre er Märtyrer geworden oder bloß in der

Digitized by Google

und dagegen das ärmliche Schattenbild der hohen Schulen gezeichnet, wie die undeutsche Pädagogik des seines deutschen Namens sich schämenden Melanchthon sie erzeugte, so daß die Folgen des Abfalls von Luthers deutschem Vorgange sich in ein System zuspitzten, welches die vollkommene Grundlage werden konnte für das antireformatorische und lichtfeindliche Schulsystem der Jesuiten. — Viel ungetheilter tritt der Eindruck Zwingli's, des schweizerischen Reformators, hervor, als eines der reinsten und größten Charaktere der Geschichte, als der edelsten und am meisten den heutigen Fortschrittsideen sich nähernden Erscheinung des Reformationszeitalters, als desjenigen Kirchenlehrers, unter dessen Regimente die freieste politische und religiöse Richtung Raum hatte, und der nie mit Unterdrückern gemeinsame Sache machte. — Ganz anders wieder die Gestalt Calvins auf dem stark betonten Hintergrunde jenes französischen Wesens, bei dem gleich wie im alten Rom die Centralisation der Lebenskeim des Staates, bei dem wie in keinem andern Theile des römischen Reiches der römische Geist so festgewurzelt ist, daß dieses Volk in seiner neuern Geschichte nur in umgekehrter Reihenfolge vollständig die Phasen der ausgehenden Zeit des römischen Reiches durchmachte. Calvin nun, der seinen bedeutenden Einfluß auf die Unterdrückung jeder, auch der bescheidensten Opposition gegen seine politischen und religiösen Absichten verwandte, ist durchaus Franzose, mit immer auf Frankreich gerichteten Zielen. Es war zu Genf eine Art moralischer Schreckensherrschaft, durch welche der picardische Zelot die Herrschaft seines theologischen Systems in den Ländern französischer Zunge glaubte vorbereiten zu können. In den 5 Jahren 1541—46 wurden 76 Menschen verbannt, 8—900 eingekerkert und 58 hingerichtet, von den letztern allein 34, darunter 16 Frauen, in 3 Monaten des Jahres 1545. Bedeutend aber bleibt der Mann, dem die Personen nur Figuren waren auf seinem Schachbrete, die Menschheit nur ein Pöbel, aus dem er die ihm Ergebenen auswählte zur Bildung eines seltsamen dogmatischen Reiches; der Mann, der für das Jenseits kämpfte und darob die Interessen und Bedürfnisse der hienieden leidenden Menschheit vollständig übersah. — Noch fällt als besondere reformirte Kirchenform die schottische Kirche in Betracht, nicht wie in England entsprungen aus dem despotischen Willen eines Einzigen und aus wesentlich unmoralischen Motiven, sondern aus dem Willen der Volksmehrheit und wesentlich moralischen Beweggründen, gerichtet gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen. Und trotzdem würde sich bitter täuschen, wer durch sie etwas für Freiheit und Aufklärung gewonnen glaubte. Nur der Kultus hatte sich geändert, aber die neue Landeskirche blieb ebenso dunkelfreundlich und abergläubisch, wie die alte es gewesen; denn die neue Geistlichkeit war ebenso roh und unwissend wie die frühere, und für des Volkes Erziehung sorgte Niemand. — So viel zur kritischen Behandlung der einzelnen Reformatoren und Reformationsformen.

Mit Bezug auf die Auffassung von Geist und Wirken des Katholicismus in jenen Jahrhunderten mag auf drei Specialpunkte verwiesen sein. — Als bezeichnend erscheint, daß mit Einführung der Inquisition am Anfang des 13. Jahrhunderts und mit dem grausamen Vertilgungskriege gegen die Albigenser, Waldenser und Stedinger auch die Korruption der geistlichen und weltlichen Gerichte, ihre Umstimmung gegen die angeblichen Hexen und die Verbrennung der letztern beginnt. Auch an der spanischen Inquisition hatte die römische Kirche trotz aller bis heute wiederholten Verneinungen ihren starken Antheil (Beweis u. A. die Breven Pauls IV. und Pius' IV.), an jener gräßlichen Inquisition, die sich nicht bloß an dem Primas des Landes, sondern gar an „Heiligen" vergriff. Umgekehrt ist nicht die Kirche und ihre Religion, wie immer wieder will hervorgekehrt werden, die Mutter und Schützerin der Kunst gewesen; sondern auch die moderne Kunst ist gleich der hellenischen aus dem Streben nach geistiger Freiheit und Unabhängigkeit entsprungen *).

principiellen Opposition geblieben, er hätte sich denselben schönen Schein bewahrt. Da er aber Erfolg hatte, sah er sich auf den Sand der Realität gesetzt; und wenn er der ihm dadurch zufallenden Aufgabe sehr viel weniger sich gewachsen gezeigt hätte, als der Fall ist, es würde der Kühnheit, Größe und Richtigkeit seines Gedankens und dem Verdienst seiner höchst zeitgemäßen Initiative keinen Abbruch thun. So aber hat er sich auch praktisch auf dem Boden der Thatsachen entschieden bewährt, und keineswegs sofort, sondern erst allmählich unter dem Druck der schwierigen Umstände und des Alters sich der Unduldsamkeit zugänglich erwiesen. — Auch Melanchthon wird im Folgenden mit Voreingenommenheit und Einseitigkeit behandelt, wogegen die aus [illegible]zerischem Lokalpatriotismus schöngefärbte Schilderung Zwingli's eigenthümlich, aber nicht zum Vortheil der ganzen Auffassung kontrastirt. (Ueber Luther und besonders den „papiernen Papst" vgl. unsere „Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus", vorab Artikel II.) D. Red.

*) Dies ist richtig und entspricht dem, was wir weiter oben glaubten anmerken zu müssen. D. Red.

Digitized by Google

Als interessant sich abhebende Punkte bezeichnen wir schließlich drei Personenporträts, so gehalten, daß wir sie ganz einfach geschichtliche Ehrenrettungen nennen müssen. Da steht als Vertreter einer neuen und sehr eigenthümlichen Geistesrichtung jener Tage Thomas Münzer, dessen Figur sich S. 131 ff. viel bedeutsamer abhebt, als sonst gewöhnlich geschieht*). Da wird es als eine jetzt wohl ausgemachte Thatsache betrachtet, daß mit dem spanischen Königssohn Don Carlos ein Märtyrer der Freiheit starb**). Da wird auch die viel geschmähte Lucrezia Borgia in ein ganz anderes Licht gerückt, als das, in welchem die fort und fort angelernte Tradition sie zu schauen gewohnt ist*).

Wer die Schreibweise in ihren besten Partien, wo die anziehende Gefühlswärme einen nicht selten poetisch gefärbten Ausdruck nimmt, will kennen lernen, der nimmt am passendsten gleich die ersten Seiten, die uns auf den Boden des altberühmten und ewigjungen Italien führen. — Auf eigentliche Kritik des Werkes treten wir nicht ein, da wir als unsere Aufgabe betrachteten, den Leser mehr referirend in das ziemlich weit angelegte Unternehmen einzuführen. Ohnehin sind die springenden Hauptpunkte, auf welche die Kritik wesentlich abstellen mag, vorübergehend berührt worden.

J. J. Honegger.

*) Der hier erneuerte Versuch zur Rettung dieses kommunistischen Fanatikers ist vom Standpunkte der früher charakterisirten Geschichtsbetrachtung allerdings ganz konsequent. D. Red.

**) Das unzureichende Urkundenmaterial wird hier immer geistreiche Kombinationen leichter hervortreten lassen als unzweifelhafte Ergebnisse. Von dem 23jährigen Prinzen sich besonders große Vorstellungen zu machen, wird indessen wohl unter allem Möglichen das am wenigsten Rathsame und Sichere sein. Für die Kulturgeschichte hat die fragliche Würdigung dieser Persönlichkeit übrigens nur äußerst beschränktes Interesse. D. Red.

*) Für ihren Charakter und manche ihr verwandte hat Jakob Burckhardt längst den richtigen Gesichtspunkt endgültig festgestellt. D. Red.

Nekrolog.

Becker, August, lange Jahre thätiges Mitglied der deutsch-amerikanischen Presse, geboren 1814 zu Hochwiese im Großherzogthum Hessen, † am 26. März zu Cincinnati.

Gemmingen, Freiherr Karl Friedrich von, königlich württembergischer Kammerherr und Kreisoberforstmeister a. D., einer der letzten Karlsschüler, † am 20. April in Bonfeld im 93. Lebensjahre.

Jlurij, Lador, spanischer Staatsmann, früher öfter Minister und Conseilspräsident, †, laut Meldung aus Madrid, 86 Jahre alt.

Lauer-Münchhofen, Freiherr E. von, Regierungspräsident von Schaumburg-Lippe, während des Krieges Präfekt in Besoul, Departement Haute-Saône, † auf der Rückreise von daher am 1. Mai in Frankfurt a. M.

Nyáry de Nyáregyháza, Paul, ungarischer Reichstagsdeputirter des Nackswéer Wahlkreises im Pester Komitat, einer der Führer der gemäßigten Linken, † am 21. April in Pest durch Selbstmord.

Waldburg-Wolfegg-Waldsee, Fürst Friedrich von königlich württembergischer Erbreichsoberhofmeister, während längerer Zeit Vicepräsident der Kammer der Standesherren, geboren am 13. August 1808, † am 22. April zu Wolfegg.

Neue Bücher.

Adolf von Nassau, Die Wahl des Grafen, zum deutschen Kaiser. Von L. Schmid. Wiesbaden, Roth.

Baden. Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden seit dem Jahre 1860. Von E. Friedberg. Leipzig, Duncker und Humblot.

Napoleon, Louis, Denkwürdigkeiten aus dessen Leben und Regierung. Von F. Richter. Hamburg, Richter.

Strodtmann, Ad., Altdeutschland in Frankreich hineinZweite Hälfte. Berlin, Duncker.

Venedigs Geschichte. Von seiner Gründung bis auf die neueste Zeit. Von G. Billitzer. Triest, Coen.

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus. III. b) Schleiermacher*), Strauß, Baur. „Ich weiß, daß Ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als Ihr die verlassenen Tempel besucht .. Ich weiß, wie schön es Euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie Ihr, nachdem Ihr Euch selbst ein Weltall geschaffen habt, nun überhoben seid an dasjenige zu denken, welches Euch schuf. Ihr seid darüber einig, ich weiß

*) Vgl. über Schleiermachers Religionsbegriff: Schenkel, Schleiermacher. Elberfeld, R. L. Friderichs 1868. — P. W. Schmidt, Spinoza und Schleiermacher. Berlin, G. Reimer 1868. — Emil Schürer, Schleiermachers Religionsbegriff, Leipzig, 1868 (Eine Dissertation). — Dilthey, Leben Schleiermachers. Erster Band. Berlin, G. Reimer 1870.

Digitized by Google

es, daß nichts Neues und nichts Tristiges mehr gesagt werden kann über diese Sache, die von Weisen und Sehern — und dürfte ich nur hinzusetzen: von Spöttern und Priestern nach allen Seiten zur Genüge besprochen ist. Am wenigsten seid Ihr geneigt, die letzteren darüber zu vernehmen, diese längst von Euch ausgestoßenen und Eures Vertrauens unwürdig erklärten, weil sie nämlich nur in den verwitterten Ruinen ihres Heiligthums am liebsten wohnen und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunstalten und zu verderben. Dies alles weiß ich; und dennoch, offenbar von einer inneren und unwiderstehlichen göttlichen Nothwendigkeit beherrscht, fühle ich mich gedrungen zu reden und kann meine Einladung, daß gerade Ihr mich hören mögt, nicht zurück nehmen."

Gerade Ihr? Es sind die „Gebildeten unter den Verächtern" der Religion, denen der dreißigjährige Schleiermacher dies zuruft. Er will denselben klar machen, daß Religionsverachtung Selbstverachtung ist, daß die Religion eine wahrhaft menschliche Angelegenheit sei, in dem Wesen des menschlichen Geistes begründet, zu seiner inneren Ausbildung und Vollendung unentbehrlich und daher seiner Glückseligkeit nie versiegende Quelle. Warum war dies dem Zeitalter unverständlich geworden, warum die Religion der Verachtung verfallen? Darum, weil man ihr ihre Eigenheit und Selbständigkeit geraubt, weil man sie zu einem Instrumente degradirt, zu einem Werkzeuge des Erkennens und des Handelns und damit „zum Schimpfe der Menschheit ihr erhabenstes Kunstwerk für eine Wucherpflanze erklärt hatte, die nur von fremden Säften genährt werden könne". Zwiefach also war der Irrthum, welcher den Menschen den Zugang zum Allerheiligsten der Religion versperrt hatte. Die Einen hielten die Religion für eine Denkungsart. Daher die Vielheit der sogenannten religiösen „Ueberzeugungen", aber auch der Streit unter ihnen. Daher allein auch die Möglichkeit, eine bestimmte religiöse „Denkungsart", sei es die der christlichen Urzeit, sei es die des 16. oder 17. Jahrhunderts, als die normale hinzustellen und die Abweichenden zu verketzern, mit einem Worte: daher die Verkehrung der aus der Religion stammenden Seligkeit in die Gräuel menschlichen Gezänkes im Heiligthum Gottes. Die Anderen erklärten sie für eine Handlungsweise. Daher die Betrachtung der Religion als einer bloßen Dienerin der Sittlichkeit, als eines von vielen Mitteln in den Händen derer, welchen die Zurückdrängung der Immoralität in dem Leben der Einzelnen oder eines gesellschaftlichen Ganzen anvertraut ist, also als ein Erziehungsmittel.

Im Gegensatz zu diesen beiden Meinungen, deren erste ihre klassische Darstellung im 17. Jahrhundert in Spinoza's Lehre von der Religion des reinen Intellekts fand, deren zweite aber im 18. Jahrhundert sich auf Kants Lehre von der praktischen Vernunft berufen zu dürfen glaubte, macht Schleiermacher mit schöner Begeisterung geltend: Es sei eine Erniedrigung, von der Religion zu verlangen, daß sie einen Zweck außer ihr habe und sich „nützlich" erweise. „Was nur um eines außer ihm liegenden Vortheils willen geliebt und geschätzt wird, das mag wohl noth thun, aber es ist nicht in sich nothwendig. Eine eigene Provinz gehört der Religion im menschlichen Geistesleben: es ist die des Gefühls.

> Gefühl ist alles,
> Name ist Schall und Rauch,
> Umnebelnd Himmelsglut. —

so der Dichter; er trifft zusammen mit dem Redner über die Religion, welcher den Verächtern derselben zuruft: „Das wahre Wesen der Religion ist weder dieser oder jener Begriff", auch nicht der der Persönlichkeit Gottes, oder der der Unsterblichkeit), sondern: das unmittelbare Bewußtsein, d. i. das Gefühl der Gottheit, wie wir sie finden, ebenso sehr in uns selbst wie in der Welt.

Nur in Form des unmittelbaren Bewußtseins oder des Gefühls kann das Unendliche oder der Unendliche vom endlichen Menschengeiste erfaßt werden. Denn in seinen andern beiden geistigen Grundthätigkeiten, im Erkennen und Wollen kann sich der menschliche Geist zu seinem Gegenstande nur gegensätzlich verhalten, er muß sich den Gegenstand seines Erkennens und das Ziel seines Wollens innerlich gegenüberstellen, um seiner Herr zu werden. Die Gottheit demnach kann kein Objekt des Erkennens oder Handelns sein, denn als das Unendliche ist es absolut gegensatzlos und kann nur eingehen in die nicht gegensätzliche Form des menschlichen Geisteslebens, in die Form des Gefühls, welches mit seinem Objekte stets in unmittelbarer Einheit lebt.

Und umgekehrt, nur im Gefühl des Unendlichen vollendet sich das menschlich-endliche Geistesleben. Denn das Gefühl unserer Abhängigkeit von unzähligen endlichen Ursachen,

Digitized by Google

die wieder beziehungsweise von uns selbst und anderen endlichen Ursachen abhängig sind, kommt nicht zur Ruhe anders als in dem Gefühl der absoluten Abhängigkeit von der unendlichen Ursächlichkeit, welche aller endlichen ewige Quelle ist.

So ist die Nothwendigkeit der Religion wie ihre Eigenthümlichkeit dargethan. Mit ihrer Eigenheit aber ist auch ihre Freiheit gerettet. Wenn sie im Gefühl ihren primitiven Sitz hat, so ist ihre Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit in den einzelnen Menschen nicht nur berechtigt, sondern nothwendig. Aus dem Wesen des Menschengeistes ist es begründet, was der Dichter von der Religion sagt:

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Der Individualismus des religiösen Gefühls, so selbstverständlich er an sich ist, galt nach den Verirrungen und Verwirrungen des reformatorischen Glaubens gleich einer Entdeckung. Im Princip ward durch ihn Kirche wie Theologie völlig umgestaltet. Die Kirche blieb möglich, konnte aber nicht mehr als eine aus übernatürlicher Institution stammende Lehr- und Kultusanstalt angesehen werden, sondern nur als eine Gemeinschaft der Frömmigkeit, speciell der christlich bestimmten Frömmigkeit, hervorgehend aus dem freiwilligen Zusammenschluß gleichgestimmter religiöser Gemüther. Die Kirchengeschichte ward damit zur Christenthumsgeschichte. Die Erklärung der heiligen Schriften (Exegese) ward wie mit einem Schlage von aller tendenziösen Ausbeutung befreit und damit eigentlich erst zu einer Wissenschaft, speciell zu einer philologisch-geschichtlichen Wissenschaft erhoben. Weder die Dogmen des 16. und 17. Jahrhunderts, noch die Aufklärung des 18. galt es jetzt, in die heiligen Schriften hinein zu pressen. Unbehindert ließ man die Verfasser jener altehrwürdigen Denkmäler selber reden, ihre Meinungen von Gott und göttlichen Dingen „in ihrer Sprache" aussagen; aus ihren religiösen Empfindungen, denen man nun den unverfälschten Ausdruck ihrer supranaturalistischen Naivetät belassen konnte, konstruirte man das Bild des urchristlichen frommen Selbstbewußtseins. Die Dogmatik endlich war nicht mehr Glaubensgesetzeslehre; „Glaubenslehre" taufte sie Schleiermacher, als er ihr in den Jahren 1821 und 1822 seine zweibändige Bearbeitung zu Theil werden ließ. Und zwar „Glaubenslehre" nicht in dem Sinn einer objektiv gültigen und normalen Feststellung der Wahrheit von Gott und Welt, Mensch und Natur oder gar Menschensohn und Gottessohn — sondern „Glaubenslehre" als Beschreibung und Entfaltung des christlich frommen Selbstbewußtseins nach seinem Inhalte, seinen Voraussetzungen und Konsequenzen — eine Beschreibung, welche je nach dem verschiedenen Entwickelungsstande des christlichen Gemeindebewußtseins in den verschiedenen Zeiten verschieden ausfallen muß, eine Beschreibung, welche die kirchlichen Bekenntnißschriften nicht als Schranken des individuellen Glaubens, sondern nur als Mitzeugen für den Stand des Gemeindebewußtseins anerkennt und sich nutzbar macht. Das metaphysische Spekuliren hatte Kant auch dem Neuschöpfer der Theologie gründlich verleidet. So beschränkte sich denn die Glaubenslehre auf die deskriptive Erläuterung des sich fortentwickelnden christlichen Religionsgehaltes, und gerade damit hörte sie auf, eine — beschränkte zu sein.

Schrankenlos in der That war Schleiermachers Forscherdrang und Forscherfleiß auf mehr als einem Gebiete. Zur Glaubenslehre kam die Sittenlehre, die er als philosophische wie als theologische behandelte; nach einander konnten aus seinem Nachlaß philosophische Werke von hervorragender Bedeutung herausgegeben werden, obenan seine Dialektik (von Prediger Jonas) und seine Psychologie (von Professor Georgi). Seine Uebersetzung des Plato blieb bis auf den heutigen Tag ein Gegenstand höchster Achtung bei den Philologen, höchster Erkenntlichkeit in den Kreisen der Philosophie; Pädagogik und Aesthetik fehlt unter seinen Werken nicht. Aber dies Alles gehört nicht unmittelbar an diesen Ort; wir fragen nach seiner theologisch-kirchlichen Bedeutung, und da haben wir denn allerdings schließlich eine Schranke von weittragendem Einfluß in seinem ganzen theologischen Denken anzuerkennen: sie liegt in seiner Auffassung der Person Jesu.

Er entnimmt diese Auffassung wiederum aus dem „christlichen Selbstbewußtsein" allein: „Als Glied der christlichen Gemeinde — dies ist der Ausgangspunkt der Schleiermacherschen Christologie*) — fühle ich die Einflüsse eines sündlosen und vollkommenen Princips auf mich. Diese Einflüsse können nicht aus der Wechselwirkung der Mitglieder dieser Gemeinschaft erklärt werden, denn das Zusammenwirken von

*) Frei zusammengefaßt nach Strauß, Leben Jesu, II, S. 715 ff.

Digitized by Google

Unreinen hat niemals etwas Reines zum Resultat gehabt. So kann es nur der Einfluß eines solchen sein, welcher jene Eigenschaften der Sündlosigkeit und Vollkommenheit persönlich besaß und zugleich zu der christlichen Gemeinschaft in dem Verhältnisse steht, daß er sie derselben mittheilen kann, also der Einfluß ihres Stifters Christus. Aus dem, was dieser in uns wirkt, ergibt sich, was er gewesen ist. Was wir ihm verdanken, das ist: die Kräftigung unsres Gottesbewußtseins im Verhältniß zum sinnlichen Bewußtsein, d. h. wir finden es uns erleichtert, die Uebermacht der Sinnlichkeit in uns zubrechen, alle Eindrücke, die wir empfangen, auf das religiöse Gefühl zu beziehen und wiederum alle Thätigkeiten aus demselben hervorgehen zu lassen. Verdanken wir dies dem Stifter des Christenthums, so muß in ihm dasselbe in absoluter Mächtigkeit gewesen sein, so daß es — oder: Gott im Bewußtsein — das allein Wirksame in ihm war, und dies ist der Sinn des kirchlichen Ausdrucks: „daß Gott in Christo Mensch geworden ist". Hieraus, aus solcher Stetigkeit seines Gottesbewußtseins folgte dann weiter, daß ein Kampf desselben mit dem sinnlichen Bewußtsein nie in ihm stattgefunden hatte, daß vermöge des wesentlichen Uebergewichts der höheren Kräfte er sündlos sogar in dem Sinne war, daß sündigen ihm unmöglich war.

So unser unerreichbares Urbild, muß er doch zugleich, damit er in irgend eine Beziehung zu uns treten kann, unter den gewöhnlichen Bedingungen des menschlichen Lebens sich entwickelt haben, jeder seiner idealen Momente muß zugleich ein geschichtlich-menschlicher in ihm gewesen sein — das bedeutet die kirchliche Formel von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Erlöser. —

Ein jeder fühlt: ein solches Christusbild ist und bleibt nicht nur mit dem modernen Bewußtsein, sondern war schon mit den Errungenschaften des Rationalismus unvereinbar, von denen auch Schleiermacher zehrte, welche die Unterlage seiner weitergeführten Reformen waren. Während Schleiermacher in allen andern Beziehungen nicht nur ein Anhänger des neuen rationellen Wesens, sondern ein Neuschöpfer desselben war, blieb er hier bei einer modernisirenden Umschreibung der alten Christologie stehen, so sehr ihm auch deren unnatürliche Konsequenzen und übernatürliche Voraussetzungen zuwider waren. — *Nie ist ein Urbild geschichtlich gewesen*, niemals, auch nicht auf religiösem Gebiete, kann Absolutes und Endliches sich decken — so rief ihm ein mächtiger Gegner zu. Und ein anderer gab zu bedenken, daß die Anerkennung *eines* Wunders, wie das volle Herausreißen einer geschichtlich-menschlichen Erscheinung aus geschichtlich-menschlichem Zusammenhange, die ganze Wunderwelt des überwundenen alten Glaubens wieder legitimire; ein dritter: zu einem solchen Wundermenschen sei ebenso wenig ein menschliches Verhältniß möglich wie zu dem Gottmenschen der Kirche.

Sie hatten Alle Recht. Doch forschte nur Einer mit Erfolg nach den letzten Gründen dieser christologischen Inkonsequenz bei Schleiermacher: *David Friedrich Strauß* fand sie; er fand sie in Schleiermachers Befangenheit in dem *biblischen* Christusbilde.

Diesem stand auch Schleiermacher noch ziemlich unkritisch gegenüber. Es bleibt das kühnste Unternehmen der neuern Theologie, das Straußische Wagniß: an die Stelle des biblischen *Christus des Glaubens* auf dem Wege der Kritik den *Jesus der Geschichte* zu stellen.

Strauß hat dieses Werk nicht vollendet; noch heut ist es erst in den Anfängen der Ausführung; aber er hat diese Ausführung provocirt, indem er den *Glauben* an die geschichtliche Wirklichkeit des biblischen Christusbildes zertrümmerte und die kritische *Forschung* in der Bibel an der Stelle desselben verlangte. Sein „*Leben Jesu*", erschienen in den Jahren 1835 und 1836, also kurz nach Schleiermachers Ableben (1834), ist kein schöpferisches Buch, aber es bereitet eine neue wissenschaftliche Schöpfung vor durch sein gewaltiges, erd- und himmelerschütterndes Zerstören. „Sein Erscheinen", sagt daher *Karl Schwarz* mit Recht, „bezeichnete nicht sowohl eine Epoche, als eine Krise, nicht einen Anfangs-, sondern einen Schlußpunkt. Mit ihm beginnt eine allgemeine Zersetzung und neue Parteibildung; das Jahr 1835 ist für die Theologie dasselbe, was das Jahr 1848 für die Politik." Das Mittel, mit welchem Strauß diese Zersetzung vornahm, war bekanntlich die *mythische* Erklärung eines großen Theiles der heiligen Geschichten unter Bezugnahme auf die Messiaserwartungen der Juden, die, soweit sie Jesu ihr Herz weihten, die messianischen Prophezeiungen des Alten Testamentes auf ihn anwenden mußten. Daher der Sagenkreis des Neuen Testamentes, welcher in seinem Evangelientheile mit dem Alten

Digitized by Google

Testamente in eine fortlaufende Parallele gesetzt wird.

Die geschichtliche Grundlage der christlichen Religion war zerstört.

Wer gibt uns, wo uns genommen ist?

Ferdinand Christian Baur in Tübingen war es, welcher im konstruirenden Sinne die Fortsetzung des Straußischen Werkes übernahm. Das Werk seines Lebens ist der Anfang eines Aufbaus urchristlicher Geschichte aus neuer Untersuchung des gesammten neutestamentlichen Materials heraus, eines Aufbaus, der allerdings erst Platz erhielt, nachdem auch in der neutestamentlichen Briefliteratur eine strenge Scheidung ächter und unächter Schriften vorgenommen war. Die Hauptsache an dem von ihm in unvergleichlichem Arbeitsfleiß errungenen Resultate ist: die Widerlegung des Traumes von der inneren Einheit des Urchristenthums und der Nachweis einer wesentlichen Spaltung innerhalb der urchristlichen Kreise, einer Spaltung zwischen freierer, paulinischer Richtung, welche dem Christenthum Christi, dem Gesetze des Neuen Bundes gegenüber, so zu sagen erst zum Vollbewußtsein seiner selbst verhalf — und einer gebundeneren, petrinischen Richtung, welche die Messianität Jesu anerkannte, aber dem Universalismus der von ihm gebrachten Gottesverehrung den beschränkten Partikularismus einer jüdischen Gesetzesgesinnung noch lange Zeit entgegensetzte. Von diesem Gesichtspunkt aus, der kein gemachter, sondern von den biblischen Quellen selber geforderter ist, gilt es nun die Anschauung vom Urchristenthum geschichtlich zu beleben, nicht aus der Phantasie heraus, sondern aus treuer kritischer Arbeit an den urchristlichen Urkunden.

So Baur — und nach ihm in unverdrossenem Fleiß und mit stets neuen Einzelresultaten die Tübinger Schule*), deren Geist allerdings, wenn wir von dem bedeutenden Namen Weizsäckers absehen, heut nirgends schwerer zu finden ist als in Tübingen.

Die Errungenschaften der drei großen Männer, deren wichtigste Grundsätze wir in kurzer Zusammenziehung darlegten, — es waren Errungenschaften der Wissenschaft, niedergelegt in unzähligen Büchern und Abhandlungen von fast ausschließlich gelehrtem Charakter. Doch eifrige Schüler machten den todten Buchstaben lebendig. Allerdings zunächst nicht in kirchenfreundlicher Tendenz. Schon aus der Gährung der dreißiger und vierziger Jahre ging viel Kirchenfeindliches, viel kirchliche Trennung und Trennung von der Kirche hervor. Die etwas schiefe Frage: Ob Schrift, ob Geist? welche Wislicenus im Jahre 1844 aufstellte, ward das Signal zu einer ganzen Reihe von liberalreligiösen Separationen. Man verließ die protestantische Kirche, und man glaubt noch heut gut damit gethan zu haben. Nach Schleiermachers Vermittlungs-Grundsätzen, so sagt man, konnte auch über die innere Unmöglichkeit des Kirchenbegriffes noch ein Schleier gedeckt werden. Aber ist denn auch nach Strauß und Baur, welche die Theologie nicht nur gerettet, sondern mit neuer, frischer Lebenskraft beschenkt, ist denn nach ihnen auch noch wirklich eine Kirche möglich?

Es gibt viele Nein von links und rechts, aber auch ein gewaltiges Ja auf diese Frage. Dies Ja ist der Protestantenverein. Von ihm wollen wir schließlich erzählen.

*) Zu ihren Hauptvertretern gehören: Köstlin, Schwegler, Zeller, A. Hilgenfeld (Jena), R. A. Lipsius (Kiel).

Neue Bücher.

Sinaibibel, die. Ihre Entwickelung, Herausgabe und Erwerbung, von C. Tischendorf. Leipzig, Giesecke und Devrient.

Literatur.

Die Verbreitung europäischer Wissenschaften in China. I. Die Chinesen sind wohl das bücherreichste Volk in ganz Asien. Die frühe Erfindung des Holzdruckes hat offenbar zur Verbreitung der Bücher wesentlich beigetragen. In welchem Umfang diese stattfindet, mag man aus der einen Angabe ermessen, daß, wie man bei uns wohl Sammlungen der deutschen Klassiker herausgibt, so der Kaiser Khian-lung im Jahre 1773 einen Gesammtabdruck der geschätztesten Werke der chinesischen Literatur in 168,000 Bänden zu veranstalten beschloß, von welchen

Digitized by Google

1818 78,731 Bände erschienen waren; s. m. Gesch. d. östl. As. Bd. II, S. 813, 17. Die Sammlung findet sich natürlich in Europa nicht, aber der Auszug aus dem Katalog von 138 Bänden in 12 Heften, der 1782 publicirt wurde, findet sich auf mehreren europäischen Bibliotheken und läßt eine Uebersicht über die chinesische Literatur gewinnen. Besonders reich ist diese bekanntlich an geschichtlichen und geographischen Werken, nicht bloß über ganz China und die zu seinem Kulturkreis gehörigen Länder, sondern auch an Topographien und Geschichten der einzelnen Städte und Provinzen. Es wird nicht schwer sein, sagt W. Williams (I, S. 44), an 10,000 Bände von Werken solcher Art allein zusammenzubringen. Die Topographien von Sutscheu und von Tsche-kiang nehmen jede an 40 Bände, die Geschichte und der statistische Abriß von Kuang-tung allein 182 Bände ein. Es ist allerdings Vieles darin, was für uns keinen Werth hat; indeß finden sich auch viele einzelne schätzbare Data darin. Ihre Kunde von fremden Ländern ist dagegen natürlich sehr mangelhaft; denn die chinesischen Auswanderer nach Siam, Korea, Birma und dem indischen Archipel sind meist arme, ungebildete Leute, die nur ihren Lebensunterhalt zu gewinnen trachten. Sonst fehlt es den Chinesen nicht an Sinn fremde Länder kennen zu lernen, noch an Lust besuchte Länder zu beschreiben. Wir wollen hier nicht die Reisen buddhistischer Priester, wie Fa-hien und Hiuen-thsang, nach Indien, schon im 3. und 7. Jahrhunderte n. Chr., erwähnen. Man hat sie in Europa wohl etwas überschätzt, weil wir über Indien vor der Muhammedaner Zeiten wenige Nachrichten haben. Es sind bloße Missionsreisen, und die Missionäre gehen, wie bei uns, nicht viel über den beschränkten Gesichtskreis ihrer Sekte hinaus. Aber die Beschreibung Cambodja's, welche A. Rémusat, und die Tübets, welche P. Hyacinth übersetzt und Klaproth dann weiter verbreitet hat, sowie die Gesandtschaftsreise Tulischens zum Khan der Kalmücken an der Wolga (1712—15), welche wir durch G. R. Staunton kennen, geben einige Beispiele solcher schätzbaren Arbeiten. Williams nennt einige neuere Werke der Chinesen über die fremden Länder überhaupt, die freilich an sich einen geringen Werth haben mögen. Solche sind „Die Untersuchungen im Osten und Westen", in 6 Bänden in 8°, die vor 200 Jahren verfaßt wurden. Der erste Band enthält einige rohe Karten, die Lage und Gestalt der fremden Länder darzustellen; ein zweites Werk: „Bemerkungen über die Meere", von Yang-ping-nan, in einem Bande, enthält die Nachrichten, die ihm ein Landsmann mittheilte, der Schiffbruch litt, von einem fremden Schiffe gerettet wurde und dann 15 Jahre über von Land zu Land herumreiste, nach seiner Rückkehr erblindete und in Macao als Dolmetscher diente. Es erschien 1842. Ein drittes Werk: „Nachrichten von Dingen, die ich in fremden Ländern gehört und gesehen habe", 2 Bände in 12°, ist etwa vor 100 Jahren geschrieben und enthält unter andern, eine Karte von der ganzen chinesischen Küste. Ein viertes Werk: „Denkwürdigkeiten über fremde Stämme" erschien unter Khian-lung in 4 Bänden in 8°. Alle diese Werke können der Natur der Sache nach nur wenig korrekte Belehrung gewähren. Viel wichtiger und methodischer ist ein astronomisch-geographisches Werk: „Die Tafeln, welche den Himmel erläutern", von einem Kantoner Li-tsing-lai, der seine Belehrungen durch Europäer in Kanton erlangt hatte. In neuerer Zeit haben höhere chinesische Beamte eingesehen, wie nöthig bei der engeren Verbindung China's mit Europa die Kunde der andern Welttheile für China geworden ist, und der Kommissär Lin gab eine theilweise Uebersetzung von Murray's „Cyclopaedia of Geography", welche zwei Chinesen, welche das Englische in amerikanischen Schulen gelernt, gemacht hatten, in 50 Büchern unter seinem Namen 1844 heraus. Eine erweiterte Ausgabe erschien 1849 in 60 Büchern und neuerdings eine in 100 Büchern. Ihre mangelhafte Kunde des Auslandes erweiterten dann Marquez und Rev. W. Muirhead durch zwei chinesisch geschriebene geographische Werke.

Daß die Chinesen sich fremder Wissenschaft nicht verschließen, zeigt namentlich die Geschichte der chinesischen Astronomie, auf welche der Buddhapriester I-hang im 8. Jahrhundert und Koscheu-king im 13. schon einen bedeutenden Einfluß übten; die wichtige Stellung, welche später die Jesuiten im Tribunal der Astronomie einnahmen, ist bekannt. Sie haben eine Menge Werke ins Chinesische übersetzt, außer den religiösen doch auch mehrere wissenschaftliche. Daß aber selbst erstere in China Beachtung fanden, ergibt sich daraus, daß Kaiser Khian-lung in der obenerwähnten großen Sammlung auch drei Werke der Jesuiten über die christliche Religion und Moral, des P. Matthias Ricci (chinesisch Li-ma-teu) „Wahren Begriff von Gott", des Emanuel Diaz (chinesisch Yang-ma-no) „Die sieben Siege" (über die sieben Leidenschaften) und des P. Verbiest (chinesisch Nan-hoai-jin) „Abriß der Grundwahrheiten der Religion" mit

Digitized by Google

aufnehmen ließ. Indische und chinesische Buddhisten haben bekanntlich die ganze weitläufige buddhistische Literatur ins Chinesische übersetzt. Julien gibt die Titel von 881 Werken; man kennt schon 1440.

Es ließ sich auch erwarten, daß, nachdem China mehr und mehr den Europäern eröffnet worden, mehr wissenschaftlich gebildete Europäer nach China gekommen sind und die Sprache erlernt haben, diese den Chinesen entgegen kommen (denn man kann nicht erwarten, daß die Chinesen zu uns kommen), und ihre Arbeiten von denselben dankbar aufgenommen werden würden.

Herr William Lockhardt hat darüber ganz neuerlich ausführliche Nachrichten gegeben, die wir hier im Wesentlichen mittheilen. Im Jahr 1845 stellte Herr Lancelot Dent, damals zu Schang-hai, dem Verfasser 1000 Dollars zur Verfügung, um Jugendschriften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter den Chinesen herauszugeben. Der erste Gedanke, einen Theil der Schenkung zur Herausgabe einer revidirten Ausgabe von Gützlaffs Geographie zu verwenden, wurde aufgegeben, und zuletzt unternahm der Rev. W. Muirhead von der London Missionary Society zu Schang-hai die Abfassung eines Werkes über Geographie. Zwei Bände wurden 1853 und 1854 gedruckt; der erste enthält die politische, der zweite die physische und mathematische Geographie. Karten und Kupfertafeln, mit Dyers metallischen Typen in der London Mission Preß schön gedruckt, erläutern beide Bände. Die Vorrede sagt: „Im Osten herrschten die verwirrtesten und absurdesten Begriffe hinsichtlich der Geographie. Einige haben gemeint, ihr eigenes Land nehme den größten und schönsten Theil der Erdkugel ein, alles Andere sei dagegen nur von höchst beschränkter Ausdehnung und bilde die Wohnung der Barbaren an der Gränze. Diese Idee herrsche besonders bei den Chinesen vor, die daher unter dem Einflusse der äußersten Geistesbeschränktheit und eines lächerlichen Nationalstolzes die Fremden behandelten. Die astronomischen, mathematischen und geographischen Arbeiten der Jesuitenmissionäre und der lange Handelsverkehr der Westnationen mit den Chinesen hätte sie, sollte man denken, von unserer höheren Wissenschaft und Civilisation überzeugen und ihre vergleichsweise Schätzung der Fremden ändern sollen; aber die besondere Konstitution des chinesischen Geistes und die Hartnäckigkeit, mit welcher sie an hergebrachten Gewohnheiten und Meinungen hängen, scheint bisher wenig gewirkt zu haben, sie in dieser Hinsicht aufzuklären und ihr Urtheil zu verbessern. Bei dem zunehmenden bürgerlichen und religiösen Verkehr, der jetzt mit den Westnationen stattfindet, ist indeß zu hoffen, daß wir die Einsicht bei ihnen wachsen sehen, und sie die nützlichen, wissenschaftlichen Kenntnisse, welche die Fremden unter ihnen einzuführen suchen, würdigen werden. Dazu ist unumgänglich nöthig, daß wir ihnen eine hinreichende Belehrung geben über die Ausdehnung und die Hülfsmittel der verschiedenen Länder der Erde, sowie über den geistigen und moralischen Zustand ihrer Bewohner. Dies wird nach und nach ihre Ideen über ihren eigenen Charakter und ihre Stellung modificiren, und die Schranken niederreißen, die noch zwischen ihnen und dem civilisirenden Einfluß der Westwelt bestehen". Das Werk wurde aus verschiedenen chinesischen und englischen Quellen geschöpft; vornehmlich wurde die vorzügliche Geographie, die Herr Marquez aus Macao 1846 in chinesischer Sprache herausgegeben hat, das englische Werk des Herrn Milner, aber auch der Abriß der Geographie vom früheren Lieutenant-Gouverneur von Formosa benutzt. Das ganze Werk wurde sorgfältig revidirt und erweitert, um es den chinesischen Studenten, welche die Topographie, die Bevölkerungsverhältnisse, das Klima, die Sitten und Gebräuche, die Religion und Verwaltung, die Geschichte und Produkte der fremden Länder studiren wollen, interessant und nützlich zu machen. Der zweite Band, die physische Geographie, enthält drei Abschnitte. Der erste handelt von der Geologie, dem Baue der Felsen, ihrer Reihenfolge, den Mineraladern, dem Umrisse des Landes, der Kontinente, der Inseln, von den Bergen, Thälern, Vulkanen, Erdbeben ꝛc.; dann von der Hydrographie: dem Wasser, den Quellen, Flüssen, Seen, Meeren, der Ebbe und Fluth, den Meeresströmungen ꝛc.; von der Meteorologie: der Atmosphäre, den Winden, Wolken, dem Nebel, dem Regen, Schnee, Hagel, Thau, der Temperatur, dem Klima, den elektrischen und magnetischen Erscheinungen; vom Lichte: seiner Natur, der Farbe, dem Regenbogen, dem ignis fatuus ꝛc.; aus der Botanik: von den Pflanzen, ihrem Wuchs, ihrer Ernährung, ihren Klassen, dem Alter der Bäume, der Form der Vegetation, den Seepflanzen; endlich aus der Zoologie: von der Ordnung und Vertheilung der Species der Insekten, der Fische, Reptilien, Vögel, Vierfüßer ꝛc. Der zweite Abschnitt, der mathematische Theil, handelt von der Kugelgestalt der Erde, ihrer Größe, dem Raume, den bewegenden

Digitized by Google

Kräften des Weltalls, von der Bewegung der Planeten, dem Sonnensystem, von Tag und Nacht, von den Jahreszeiten, von der Zeit, den Zonen und Klimaten, von der Breite und Länge, den Landkarten ꝛc. Der dritte oder historische Abschnitt gibt Notizen über die Geographie der Alten, die des Mittelalters und der neueren Zeit. Das Werk ist meist nach Miß Somerville's „Physical Geography" angelegt, mit Zusätzen aus den Werken T. Milners und Hugo Reids. Man sieht, wie mannichfaltige Belehrung die Chinesen daraus schöpfen können. Ueber einige Gegenstände hatten sie bisher nur sehr rohe, unvollkommene Vorstellungen, auf andere werden sie erst jetzt aufmerksam gemacht in einer Sprache, die ihnen leicht verständlich ist. Das Werk verbreitete sich weit hin; aus allen Gegenden und von Leuten jeden Ranges kam Nachfrage darnach, und Regierungsbeamte baten wiederholt, man möge ihnen Abdrücke senden. Auch in Japan ist das Werk wohl bekannt und geschätzt. Chinesische Kaufleute wandten sich öfter an Herrn Muirhead, sie hätten Auftrag von japanischen Behörden, so viele Exemplare mitzubringen, wie sie nur erhalten könnten.

Im Jahre 1856 gab derselbe die Geschichte Englands von Rev. T. Milner in zwei Bänden in einer chinesischen Uebersetzung heraus. Sie stellt die Begebenheiten und die handelnden Personen dar und erläutert ihren Einfluß auf die Sitten und die Civilisation des Volkes. Ein Anhang enthält ein Kapitel über die Konstitution und die Hülfsquellen des britischen Reiches aus Chambers' „Information for the People". Die chinesischen Geschichtswerke, sagt Herr Lockhardt, obwohl sehr ausführlich und von den Eingeborenen viel studirt, haben, da sie von einer Civilisation handeln, die von der des Westens weit verschieden ist, nur einen schwachen Einfluß auf den Geist überhaupt. Die englische Geschichte dagegen hat das Interesse und den Untersuchungsgeist mehrerer intelligenten Chinesen, welche das Werk gelesen haben, bereits geweckt: und es wird noch Viele aus dem Volke über Gegenstände aufklären, die ihre gegenwärtige und künftige Wohlfahrt betreffen. Das Werk hat schon, wie die vorher erwähnte Geographie, eine große Verbreitung gefunden, wird eifrig begehrt und ist nach verschiedenen Theilen des Reiches ausgeführt worden.

Chinesische Magazine sind zu verschiedenen Zeiten herausgegeben worden: eins in Hong-kong vom Rev. Dr. Legge, W. H. Medhurst jun. und Charles Hilier, eins in Schang-hai von A. Wylie. Sie belehren die Chinesen über verschiedene Zweige des Wissens und Fragen der Politik, welche aber die einheimische Regierung in keiner Weise berühren. Sie erscheinen periodisch und werden vom Volke gesucht und bezahlt.

Im Jahr 1854 gab Herr A. Wylie, der Vorsteher der London Mission Preß, ein kleines Compendium der Arithmetik heraus, um dem Bedürfnisse nach solchen Büchern in einheimischer Sprache, welches die Lehrer unter den Chinesen empfanden, zu entsprechen. Es sollte das erste einer Reihe von mathematischen Schulbüchern sein. Das Geschick der Chinesen für mathematische Wissenschaften ergibt sich aus den zahlreichen Werken einheimischer Autoren über diesen Gegenstand. Sie gewähren dem Fremden den Vortheil, nicht nur den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu übersehen, sondern geben ihm auch eine wohlverstandene technische Nomenklatur, deren Mangel in andern Zweigen des Wissens kein geringes Hinderniß ist für die, welche solche Wissenschaften in der einheimischen Literatur verbreiten wollen. Es gibt Werke von Eingeborenen über Arithmetik, einige über einen besondern Zweig, andere sehr weitläufige und bändereiche, deren hoher Preis indeß den allgemeineren Gebrauch hindert. Das Volk hat nur kleine Anleitungen zum Gebrauch des Rechenbretes. Die verschiedenen Regeln dieser Bücher hat Wylie's Werk aufgenommen, um auf das Studium der höheren Zweige europäischer Wissenschaft vorzubereiten. Beispiele erläutern die Regeln. Das mathematische Repositorium von Kaiser Khang-hi bildet das Grundwerk dieser Bände, mehrere Regeln sind daraus wörtlich aufgenommen, andere modificirt. Einige Fragen zur Uebung sind aus Matthias Ricci's Werk Tung-wan-suan-tschi, einige aus dem eines Eingeborenen, dem Suan-fa-ta-tsching entlehnt, alle aber sorgfältig nachgerechnet und revidirt durch einen Chinesen Li-schen-lan, der mehrere verdienstliche chinesische Werke über Mathematik verfaßt hat.

Im Jahr 1857 gab Herr Wylie auch eine Uebersetzung vom 7.—15. Buch des „Euklid" heraus. Die ersten sechs Bücher hatte P. Ricci schon 1608 mit Hülfe eines bekehrten Chinesen P. Paul (Siu-kuang-khi) herausgegeben. Dieser Zweig der Mathematik war den Chinesen damals noch neu. Obwohl sie mehrere Zweige derselben von Alters her betrieben hatten, kannten sie doch nichts der demonstrativen Beweisführung des Euklid Analoges. Siu meinte, es werde ein Lieblingsstudium werden, und das Buch ist auch berühmter geworden als irgend eins, das

Digitized by Google

die Europäer in China publicirt haben. Jeder Literat kennt es wenigstens dem Namen nach. Sieben Ausgaben sind davon gedruckt, außer vielen Abschriften, welche im Manuskript von solchen genommen wurden, die das gedruckte Buch nicht kaufen konnten. Der Name der neuen Wissenschaft ist im Chinesischen: „Die Elemente der Quantität" (Ki-ho-yuen-pen). In der zweiten Ausgabe bedauert Siu, daß das Werk nicht vollendet ist. P. Ricci hatte einen Theil der Uebersetzung gemacht, aber sein Tod, zwei Jahre nach dem Erscheinen der sechs Bücher, unterbrach das Werk. Ein chinesischer Mathematiker von großem Rufe zu Anfang der gegenwärtigen Dynastie, Namens Mei-wu-ugan, der das Bedürfniß die fehlenden Theile zu haben fühlte, versuchte mit seinen eigenen Hülfsmitteln den Mangel zu ergänzen und verfaßte eine Abhandlung zur Ergänzung der Geometrie, welche die geometrischen Eigenschaften der Körper ꝛc. behandelt. Auch andere Chinesen haben über diesen Gegenstand geschrieben und dadurch gezeigt, wie groß das Interesse der Eingeborenen an mathematischen Studien ist. Im Jahr 1631 gab der Jesuit Julius Aleni eine Erklärung der Art, wie gewisse Figuren zu zeichnen seien, die bei den gewöhnlichen Problemen der praktischen Astronomie vorkommen. Die Uebersetzung der letzten neun Bücher des Euklid wurde auf dringendes Verlangen von dem schon genannten Li-schen-lan unternommen, der wesentlich bei der Uebersetzung mithalf. Kaum war etwas mehr als die Hälfte davon abgeschrieben, als Han-ying-pe, ein Kiu-jin (Magister artium) aus Sung-kiang, bat, das Werk auf seine Kosten drucken lassen zu dürfen. Das fertige Manuskript wurde ihm anvertraut und mit großer Sorgfalt 1857 gedruckt. Der gute Wylie meint, durch Beförderung der Wissenschaften dem Christenthum den Weg zu bahnen!

Auf das erwähnte mathematische Werk folgte eine Uebersetzung von de Morgans „Algebra" und 1859 Wylie's Uebersetzung von Loomis' „Algebraic or Analytical Geometry and Differential and Integral Calculus". Er sagt in der Vorrede: Obschon die Chinesen hier wohl zuerst die algebraische Geometrie in ihrer eigenen Sprache erhalten, so unterliegt es doch nur einem geringen Zweifel, daß dieser Zweig der Wissenschaft in Betracht seines sichtbaren Nutzens sich den eingeborenen Mathematikern empfehlen wird. Die Bereitwilligkeit, mit welcher sie Euklids Elemente der Geometrie, die Logarithmen und andere Neuerungen aus Europa aufgenommen haben, kann nicht vergessen werden. Ein Geist der Untersuchung ist unter den Chinesen rege geworden, und eine große Klasse Studirender empfängt mit Begierde Belehrung über wissenschaftliche Gegenstände aus dem Westen. Bloße oberflächliche Versuche und populäre Darstellungen genügen solchen nicht mehr; daher sind solche Werke, welche eine vollere Einsicht in einzelne Zweige der Wissenschaft gewähren und in ein Detail eingehen, erwünscht. Eine vollständige Liste der technischen Ausdrücke dieses Werkes und der in den mathematischen Schriften von Eingeborenen vorkommenden erleichtert das Verständniß. Das Werk ist eine schöne Probe des chinesischen Holzdruckes und die Figuren sind vortrefflich gemacht.

Der Rev. A. Williamson, von der London Missionary Society, gab 1858 „Elemente der Botanik" heraus. Das Werk handelt vom Bau der Pflanzen, von der Physiologie, dem Charakter der Pflanzen, ihrer Art zu blühen, der Samenerzeugung, und gibt eine Klassifikation der Vegetabilien. Es hat schöne Abbildungen und gewährt, obwohl kurz, eine gute Belehrung und kann die Chinesen in diese Wissenschaft einführen. Die Japaner, welche Kopien davon bekommen, haben es ins Japanische übersetzt und es für ihr eigenes Produkt ausgegeben.

Im Jahr 1859—60 gab Wylie John Herschels „Elements of Astronomy" in chinesischer Uebersetzung in einer Reihe schön gedruckter Hefte, erläutert durch Figuren, heraus. Es ist ein schätzbarer Beitrag zur Verbreitung europäischer Wissenschaft in China. Er sagt in der Vorrede: Seit sehr früher Zeit waren die Chinesen fleißige Beobachter der Himmelsphänomene und haben viele Bände mit Thatsachen zur Geschichte der Astronomie gesammelt; mittelst des Princips der wiederkehrenden Folge waren sie befähigt, innerhalb gewisser Gränzen die verschiedenen Phänomene, die sich ihren Augen darboten, vorherzubestimmen. Die Ursachen aber der verwickelten Bewegungen am Himmel vermochten sie nicht zu ergründen. Sie kalkulirten geschickt die astronomischen Formeln, aber der Mangel an wirksamen Instrumenten hinderte sie, eine Kenntniß der feinen Störungen zu gewinnen, die, wenn sie nicht in Rechnung gebracht werden, die besten Theorien der Berechnungen deraugiren. So fanden die Jesuiten sie im 17. Jahrhundert. Ihre astronomischen Berechnungen waren vielfach fehlerhaft und erzeugten Störungen im Staatskalender. Die Patres Schall, Rho, Terenz und Longobardi kompilirten unter

Digitized by Google

kaiserlichem Schutz und mit Hülfe von Eingebornen ein großes Werk, ein Denkmal der astronomischen Kenntnisse, welche sie den Chinesen mittheilten. Seit der Zeit haben mehrere Eingeborene, mehr oder minder den Europäern folgend, verschiedene Werke über Astronomie geschrieben. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab ein europäischer Missionär, den die Chinesen Tsiang-ye-jin nennen, eine klare und treue Beschreibung des Sonnensystems heraus, die, da sie von der Lehre der früheren Missionäre abwich, natürlich Zweifel bei den Eingeborenen erregte. Im Jahr 1849 schrieb Dr. Hobson eine kurze Abhandlung über Astronomie. Dieses Werk und eine Uebersetzung der erweiterten Ausgabe von Herschels „Outlines of Astronomy", die 1859 in Schang-hai in 18 Büchern erschien, gibt den Chinesen eine vollständigere Uebersicht über diese Wissenschaft, wie sie in Europa besteht, als sie bisher hatten, und die verschiedenen Thatsachen, Theorien, Untersuchungen und Phänomene, die hier im Einzelnen besprochen werden, können nicht verfehlen, in forschenden Geistern das Verlangen zu erwecken, besser vertraut zu werden mit diesen und verwandten Naturgegenständen, was darauf berechnet ist, einen wohlthätigen Einfluß auf ihren intellektuellen Charakter zu üben. Einen Himmelsatlas publicirte schon Ignatius Kegler, der später wiederholt herausgegeben ist. Neue Planisphären von Chinesen nach europäischen Vorarbeiten und Sternkataloge erschienen 1847, 1851 und 1855; Wylie, „Notes on chinese literatnre", Schang-hai 1867, S. 104, gibt die chinesischen Titel.

Die Wissenschaften der Naturkunde und Geschichte können nicht vollendet werden, wenn man sie nicht auf der ganzen Erde betreibt. Man wird also leicht einsehen, wie wichtig es ist, sie bei einer so großen Nation, wie die Chinesen sind, zu verbreiten, und wie verdient die Männer sich machen, welche dieser schwierigen Aufgabe ihre Zeit und ihre Kräfte widmen.

Nekrolog.

Deschamps, Emile, französischer Lyriker, der besonders unter der Restauration der romantischen Literatur einen mächtigen Schwung gab, geboren am 20. Februar 1791 zu Bourges, † in Versailles laut Meldung vom 23. April. Er trat noch jung in die Domänenverwaltung, in der sein Vater eine Anstellung hatte, ein. Im Jahre 1812 lenkte er durch sein Erstlingswerk „La paix conquise" die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich. Im Jahre 1818 brachte er auf dem Théâtre français ein dreiaktiges Lustspiel in Versen „Selmours et Florian" zur Aufführung und hatte mit dem einaktigen Stücke „Le tour de faveur" großen Erfolg. Im Jahre 1823 begründete er eine Art Musenalmanach „La Muse française", in welchem eine große Anzahl von eigenen Gedichten erschienen. Wichtig und besonders bezeichnend für seine Stellung in der französischen Literatur sind seine „Etudes françaises et étrangères" vom Jahre 1828, eine vorzügliche Sammlung von Dichtungen, die er mit — verhältnißmäßig — großem Geschick aus fremden Sprachen übertragen hatte. Er hat sich als Uebersetzer auch an Shakespeare gewagt und sich später in verschiedenen Gattungen versucht. Seine Uebersetzung von Schillers „Glocke" machte zur Zeit viel Aufsehen. Uns freilich wird es schwer, in dem pedantischen Schritt des klappernden Alexandriners die geniale Unmittelbarkeit des Originals nicht allzu schmerzlich zu vermissen; doch darf allerdings nicht verkannt werden, daß er mit dichterischem Empfinden seiner Aufgabe möglichst gerecht zu werden nicht ohne Erfolg bestrebt gewesen ist. Für das, was dem Deutschen an dem Gedichte das Theuerste ist, hat jedoch die französische Sprache eben keinen Ton.

Kurhel, Karl August, Dr., verdienter Gelehrter, für die encyklopädischen Unternehmungen der Firma F. A. Brockhaus, namentlich für das Konversations-Lexikon thätig, geboren 1810 zu Marklissa in Schlesien, † am 24. April in Leipzig.

Meyr, Melchior, trefflicher deutscher Schriftsteller, geboren am 25. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen, † am 24. April zu München. Er lebte von 1840—52 in Berlin, seitdem abwechselnd in München und in seiner Heimat. Er war ein Mann von tiefem Gemüth und philosophischer Bildung. Das bestimmte die Richtung seiner literarischen Thätigkeit. Nach einigen Trauerspielen und einer Sammlung „Gedichte" veröffentlichte er seine reizenden „Erzählungen aus dem Ries" (zwei Folgen), die den verstorbenen Münchener Maler Karl von Enhuber zu vorzüglichen Illustrationen begeisterten. Auch im politischen und im philosophischen Roman versuchte er sich mit Glück. Im Jahre 1866 verantasteten ihn die Zeitverhältnisse und die brennenden Tagesfragen zu den (anonym herausgegebenen) „Gesprächen mit einem Grobian", die großes Aufsehen erregten und bald neue Auflagen erlebten. In jüngster Zeit wandte sich seine Muse immer ausschließlicher den wichtigsten Fragen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens zu. Nachdem er u. A. die Duellfrage im Gewande einer geistvollen Novelle behandelt, veröffentlichte er 1869 eine Schrift „Die Fortbauer nach dem Tode" und 1871 „Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte". Ein sehr besonnener Beurtheiler dieser letztere leitet seine Besprechung mit folgendem Gesammturtheil ein, das man vollständig unterschreiben kann: „Was Melchior Meyr vor Allem charakterisirt, und was als Grundzug auch seiner beiden hier zu beurtheilenden Schöpfungen hervortritt, ist, daß er nie Nebenzwecke verfolgt, daß er immer des Gegenstandes selbst wegen darstellt, daß er Autor mit ganzer Seele ist, sich stets auf derselben Höhe der Begeisterung hält, sich ganz und gar von dem unabhängig macht, was der Tagesgeschmack erheischt. Gleichwohl wird man nie ihn beschuldigen dürfen, daß er die Gegenwart überspringe, im Gegentheil, er beobachtet sie unausgesetzt, er will sie aber zugleich fördern, er huldigt nicht dem Zeitgeist, wird ihm jedoch auch gerecht, wo es sich um dasjenige handelt, was verwirklicht werden soll und muß. In Melchior Meyr haben sich zu vollständiger Durchdringung Denker und Dichter in der seltensten Weise zusammengefunden. Wahrheit und Schönheit künstlerisch zu vereinen, das ist sein Streben, und er folgt nie einem andern Gebot. Ihm bleibt daher auch Alles fern, was man Tendenz nennt, er kennt keine äußeren Rücksichten. Er schöpft aus einem Quell Begeisterung, der nirgends in der Natur, nirgends in der Geschichte sprudelt, am wenigsten aus ephemeren Umständen und Vorgängen durftig hervorsickert; er schöpft sie allein aus dem Geiste der Geister, der mehr als Muse, mehr als ein ganzer griechischer Götterhimmel ist, und was er schöpft, ist ein Labetrank, der ihn eben zu unendlicher Werdeinst im Denken und Dichten begeistert". Unter den Lehrdichtern der jüngsten Epoche nimmt er unbedingt einen der ersten Plätze, wenn nicht den ersten ein.

Munk, Eduard, Professor, Dr. phil., verdienter Gelehrter, † am 4. Mai zu Glogau. Er war am 20. Januar 1803 ebendort geboren, besuchte daselbst das evangelische Gymnasium, studirte 1822—25 zu Breslau und Berlin Philologie und promovirte im Oktober 1825 zu Halle. Im Jahre 1827 folgte er einem Ruf nach Breslau als zweiter Lehrer und Inspektor an der dortigen königlichen Wilhelmsschule. Von hier aus wandte er sich nach seiner Vaterstadt, wo er neben seinen umfassenden Privatstudien Gelegenheit fand, als Mitglied des Vorstandes der Synagogengemeinde für das Wohl seiner Glaubensgenossen in dankbar anerkannter Weise zu wirken. Von den literarischen Arbeiten Munks sind hervorzuheben: „Die Mo[illegible]echen und Römer" (vom Böckhschen Standpu[illegible]kon in eng-

Digitized by Google

tischer Uebersetzung erschienen) und die „Geschichte der griechischen und der römischen Literatur" (zunächst für Gymnasien und höhere Lehranstalten bestimmt), Werke, die einen dauernden Werth haben.

Prantner, Ferdinand, Hof- und Ministerialrath im österreichischen Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußeren, Vorstand des Departements für Chiffrirwesen, unter dem Namen „Leo Wolfram" als Schriftsteller rühmlich bekannt, Verfasser der Romane „Dissolving views", „Verlorne Seelen" u. a. m., † am 28. April in Wien im 54. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Deutsche Dichtung neuerer Zeit, Geschichte derselben. Von C. Lemcke. Leipzig, Seemann.

Frenzel, Karl, La Pucelle. Roman. Hannover, Rümpler.

Grimm, Jakob. Von G. Curtius. Leipzig, Hirzel.

Hartmann von Aue, herausgeg. von F. Bech. (Pfeiffers „Deutsche Klassiker des Mittelalters", 4. Bd.) Leipzig, Brockhaus.

Musik und Theater.

Nekrolog.

Bräuer, Franz, Vicedirektor des Konservatoriums in Pest, um die Kirchenmusik in Ungarn sehr verdient, † zu Pest im 73. Jahre.

Buzzola, Antonio, erster Kapellmeister an S. Marco zu Venedig, als Komponist von Opern, Kammermusikwerken und Kirchenstücken bekannt, † in Venedig.

Fischer-Achten, Friedrich, einst gefeierter Opernsänger, zuletzt als Privatmann in Graz lebend, † daselbst in der zweiten Aprilwoche, 62 Jahre alt.

Haußens, C. L., Kapellmeister der königlichen Oper in Brüssel, durch zahlreiche Kompositionen vortheilhaft bekannt, † vor Kurzem zu Brüssel.

Helmstätt, Eleonore von, früher Schauspielerin am königlichen Hoftheater in Berlin, als Schriftstellerin unter dem Namen „Elenor" bekannt, † am 15. April in Wien, 45 Jahre alt.

Thalberg, Sigismund, der berühmte Klaviervirtuos, † am 26. April zu Neapel nach längerem schweren Leiden an der Lungenentzündung. Er war zu Genf am 7. Januar 1812 als natürlicher Sohn des 1854 verstorbenen k. k. österreichischen Kammerherrn Grafen Dietrichstein geboren, kam frühzeitig nach Wien und erregte daselbst bereits als Knabe Aufsehen durch sein Klavierspiel; er war ein Schüler von Hummel. Seine theoretischen Studien machte er außerdem bei Simon Sechter, und bereits in seinem 16. Lebensjahre erschienen Kompositionen von ihm im Druck. Im Jahre 1834 wurde er vom Kaiser von Oesterreich zum Kammerherrn ernannt; Ende 1835 ging er nach Paris, wo er neben Liszt seinen Ruf begründete. Im Jahre 1855 begab er sich nach Brasilien, von wo er 1856 zurückkehrte. Nachdem er sich einige Zeit zu Paris aufgehalten, wandte er sich noch im Herbst desselben Jahres nach den Vereinigten Staaten, wo er bis in das Jahr 1858 an Geld und Ruhm sehr ergiebige Konzerte veranstaltete. Er lebte sodann zurückgezogen auf einer in der Nähe von Neapel erworbenen Besitzung, bis er 1862 wieder in Paris und London mit Erfolg in die Oeffentlichkeit trat. Er war mit einer Tochter des berühmten Sängers Lablache verheirathet. Sein Hauptverdienst bestand in der Durchgeistigung einer auf Höchste entwickelten virtuosen Fertigkeit. Unter seinen zahlreichen, meist dem Salongenre in allen möglichen Formen angehörenden Klavierkompositionen sind besonders die Etuden bemerkenswerth und werthvoll. Des geschickten und wirkungsvollen Arrangements wegen sind seine Phantasien über Opernmotive sehr beliebt. Er hat auch zwei Opern („Florinda" und „Cristina di Suezia") sowie einige Lieder komponirt.

Bildende Kunst.

Zu Albrecht Dürers vierhundertjährigem Geburtstage. (Bemerkungen über die neuere Dürer-Literatur.) Der 6. April des Jahres 1828 wurde in Nürnberg festlich begangen als der dreihundertjährige Todestag des großen deutschen Meisters Albrecht Dürer, dessen man vor Allem in seiner Heimat gedenken mußte. In Nürnberg selbst übernahm der Albrecht-Dürer-Verein die Anordnung des Festes, und ihm reichten die Münchener Künstler zunächst die Hand, denen es zu danken war, daß die Feier größere Dimensionen und einen allgemeineren Charakter annahm. Zahlreiche Fremde aus Süd- und Norddeutschland strömten herbei, mehrere junge Maler aus München waren bereits etwas früher gekommen, um Transparente für das Festlokal herzustellen. Es waren Scenen aus dem schlichten Lebenslauf des Meisters, auf Andringen von Cornelius wurde aber noch eine ideale Komposition hinzugefügt: vor dem Throne der Kunst, inmitten ihrer Zeitgenossen, stehen Dürer und Rafael und reichen sich die Hände. An den Todestag anknüpfend, mußte die Feier einen ernsteren Charakter wahren, am Morgen des 6. April fand zunächst ein Zug der Festgenossen von dem Dürerhause nach dem Grabe Dürers auf dem Johanneskirchhofe statt, das mit einem Lorbeerkranz geschmückt wurde. Abends ward im Rathhaussaale, der mit den Transparenten ausgestattet war, ein großes Oratorium aufgeführt. Am folgenden Tage bewegte sich der große Festzug, an welchem die

Digitized by Google

ganze Stadt und die von fern Gekommenen, die Behörden, die Innungen, die Künstler theilnahmen, zu der Stelle, auf welcher der Grundstein zu dem ehernen Standbilde Dürers gelegt wurde, dessen Errichtung mittels freiwilliger Beiträge zwei Jahre früher durch König Ludwig von Bayern angeregt worden war, und das jetzt, modellirt von Rauch, den Meister in der ganzen Kraft und Stattlichkeit seiner persönlichen Erscheinung festhält und Zeugniß ablegt für das Verhältniß unsrer Zeit zu ihm.

Am 21. Mai dieses Jahres trifft Albrecht Dürers vierhundertjähriger Geburtstag ein. Im vorigen Jahr wurden große Pläne zu einer möglichst allgemeinen und umfassenden Feier dieses Tages in Nürnberg angeregt. Kürzlich wurde aber die Nachricht ausgegeben, daß die Dürer-Feier nicht in diesem Jahre stattfinden und auf das nächste Jahr verschoben werden würde. Allerdings, der nationale Krieg und seine Folgen haben seitdem das ganze Volk in einer Weise in Anspruch genommen, die für geraume Zeit die anderen Interessen in den Hintergrund treten läßt. Aber ist man nun auch nicht im Stande, das frühere Programm der Nürnberger Feier in ihrem ganzen Umfang zu verwirklichen, so darf man doch von der Feier überhaupt nicht abstehen. Gerade nach Thaten und Erlebnissen wie die jetzigen sollte das Dürer-Jubiläum nicht spurlos vorübergehen. Das neue Aufleben unsrer nationalen Empfindungen heißt uns diesen Tag mit ganz anderer Freudigkeit, mit gehobenem Geiste, mit tieferem Verständniß begehen.

Die Beziehungen unsrer Zeit zu Dürer sind wesentlich andere, als diejenigen der Generation von 1828. Damals trug man dem großen Künstler nur eine gewisse romantische Schwärmerei entgegen, heute sind wir durch wissenschaftliche Arbeit, durch Studium seiner Werke und historische Kenntniß seiner Zeit ihm erst wirklich nahe getreten. Einzelne Künstler, Cornelius an der Spitze, hatten damals die Kupferstiche und Holzschnitte Dürers studirt, aber allgemeiner war die Theilnahme für dieselben nicht geworden, die Kenntniß dieser Werke war nicht weiter in das Volk gedrungen, was von Dürer persönlich bekannt war, beschränkte sich auf Weniges, es bestand meist nur in den biographischen Notizen in Joachim von Sandrarts „Teutscher Akademie", und diese, an und für sich ziemlich unsicher, waren auch nur Auszug und Umarbeitung der Nachrichten in Carel van Manders „Schilderboek". Auch dem von Dürer handelnden Aufsatz von Wackenroder „Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben", an der Spitze der 1799 erschienenen „Phantasien über die Kunst" lagen lediglich Sandrarts Mittheilungen zu Grunde, die jedoch wenigstens den Werth hatten, daß sie Einiges von Dürers eigenen Aufzeichnungen, wenn auch unzuverlässig und unvollständig, enthielten. Nur mit der Kenntniß von Dürers Holzschnitten und Kupferstichen war es seitdem besser geworden. Der „Peintre-Graveur" von Bartsch, Anfang dieses Jahrhunderts begonnen, hat für die Kritik dieser Arbeiten die Grundlage geliefert. Andere Arbeiten wurden ziemlich gleichzeitig mit dem dreihundertjährigen Jubiläum von Dürers Todestage in Angriff genommen. Kurz vorher hatte Heller sein Buch „Leben und Werke Albrecht Dürers" angefangen; das „Leben" selbst kam nicht zu Stande, er hatte gleich mit dem zweiten Bande, dem Verzeichniß der Werke den Anfang gemacht, und dieses war 1831 beendigt. 1828, als Festgabe zum Jubiläum selbst, erschienen Campe's „Reliquien von Albrecht Dürer", welche manche zum Theil schon publicirte eigene Aufzeichnungen des Künstlers zusammenfaßten: die Briefe an Pirkheymer von seiner Reise nach Venedig, die Briefe an Jakob Heller in Frankfurt über das von jenem bestellte Bild, die Krönung Maria's, das Tagebuch der niederländischen Reise, manches Vereinzelte, auch Aeußerungen anderer Zeitgenossen, besonders Pirkheymers Schreiben von Jakob Tscherte, welches den schlechten Ruf von Dürers Hausfrau verschuldet hat. Eine übersichtliche Darstellung von Dürers Leben und Schaffen gab dann der betreffende Abschnitt aus Naglers „Künstler-Lexikon". Aber was hier wie bei Heller immer noch fehlte, war die Kritik, welche die Methode ächt wissenschaftlicher Prüfung und Behandlung des geschichtlichen Materials auch auf das Gebiet der Kunst anwendete. Und ebenso schlecht war es mit der Kritik der künstlerischen Handschrift bestellt. Es fehlte das Auge, das fähig ist, sich so tief in das Wesen des Künstlers zu versenken, daß es das Aechte von dem Unächten zu sondern vermag. Im selben Jahre wie die Darstellung Naglers erschien aber auch schon das Werk, in welchem die Schilderung des Künstlers vom Standpunkt der modernen Kunstwissenschaft versucht wird: Kuglers „Geschichte der Malerei". Auf dieser Grundlage ward nun fortgebaut, auf ihr fußt auch die Darstellung Waagens in seinem „Handbuch der deutschen und niederländischen Malerschulen" (1862), während er in der Prüfung und Würdigung von

Digitized by Google

Dürers Gemälden Kugler ergänzte, dem ein so scharfer Kennerblick nicht zu Gebote stand. Ungefähr um dieselbe Zeit faßte Passavants „Peintre-Graveur" die Resultate der neueren Forschungen über Dürers Kupferstiche und Holzschnitte zusammen und ergänzte die Arbeit von Bartsch. Unterdessen war im Jahre 1860 eine größere, selbständige Biographie erschienen, „Leben und Wirken Albrecht Dürers" von Dr. A. von Eye, unternommen zunächst um Heller zu ergänzen und die Darstellung von dem Leben des Künstlers zu geben, die bei diesem fehlt. Im Ganzen ist es eine anziehende Schilderung der Persönlichkeit und ihres Schaffens; ausführlicher als bisher sind seine Arbeiten aus dem Gebiet des Kupferstichs und Holzschnitts gewürdigt, und zwar nicht von dem Standpunkt des Sammlers aus, sondern nach ihrem eigentlich künstlerischen Inhalt und Werth. Die Kritik der Gemälde steht nicht ganz auf gleicher Höhe. Wenn auch manchmal, besonders in der ungünstigen Beurtheilung der entzückenden Randzeichnungen zu dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian, im Urtheil erheblich fehlgegriffen ist, so kann die vortreffliche Schilderung des Marienlebens dafür entschädigen. Wesentlich Neues ist in dem Buche nicht geboten, selbständiges beigebrachtes oder durchgearbeitetes Material ist weder hinsichtlich geschriebener, noch gezeichneter und gemalter Urkunden gewonnen. Auch glaubt man wahrzunehmen, daß eigentlich die Darstellung dieses großen künstlerischen Charakters, namentlich soweit es seine Stellung innerhalb seiner Zeit, ihres künstlerischen Lebens und ihrer gesammten geistigen Bewegung betrifft, eine noch mächtigere und umfassendere hätte sein müssen. Neben diesem Buche ist auch Hotho's Text zu einem Schauerschen Dürer-Album nicht zu übersehen, welcher bei abgerundeter Form vielfach durch eine tiefe und geistvolle Auffassung befriedigt. Auch das Ausland wendete Dürer eine wachsende Theilnahme zu. Belege dafür wurden öfters von der Pariser „Gazette des beaux-arts" und namentlich von ihrem Herausgeber E. Galichon geboten. F. Reiset in seinem Katalog der Handzeichnungen des Louvre (1866) würdigte den Meister mit richtigem Verständniß und bewies auch Kenntniß der neuern deutschen Forschungen. Narrey's glänzend ausgestattetes Buch „Albert Dürer à Venise et dans les Pays-Bas" (1866) gibt eine Uebersetzung von den Reisebriefen und Tagebüchern des Künstlers und versucht ein Verzeichniß der Gemälde aufzustellen, aber bei mangelhafter Kenntniß der deutschen Sprach namentlich in dieser alterthümlichen Form, b großer Flüchtigkeit der Arbeit und bei der g lichen Kritiklosigkeit in künstlerischen Dingen steht der Werth des Inhalts im Gegensatz zu der äußern Erscheinung des Buches. Aehnliches muß man von den beiden 1869 erschienenen englischen Büchern „The history of the life of Albrecht Dürer" von Mrs. Charles Heaton und „Albrecht Dürer, his life and works" von W. Scott sagen.

Allmählich kündet sich aber auch schon eine neue Periode der Dürer-Forschung an. Sie hat bis jetzt größtentheils nur vorbereitende Arbeiten geliefert, diese aber zeigen, daß die Methode der ganzen Wissenschaft seitdem eine gereiftere geworden ist. Albert von Zahn hat 1866 ein kleines Buch „Dürers Kunstlehre und sein Verhältniß zur Renaissance" herausgegeben. Schon der Titel zeigt, daß die Sache in richtiger Weise angegriffen ist. Zahn läßt Dürer nicht lediglich, nach alter Auffassung der Romantiker, aus dem Mittelalter heraus wachsen. Er versteht und würdigt vor Allem dessen Zusammenhang mit den neuen Entwickelungsmomenten in seiner Zeit. Dürer allein, das wird von dem Verfasser betont, steht unter den mittlebenden Künstlern in Deutschland auf der vollen Höhe seiner Zeit, stellt sich mitten unter die damalige Geistesaristokratie, unter welcher sonst eigentlich für den Maler kein Platz war. Seine Geistesbildung, seine Berührung mit dem Humanismus bringen ihn dazu, mit der italiänischen Renaissance in Beziehung zu treten. Im Gegensatz zu frühern Auffassungen, welche Dürers Wesen nur im Zusammenhang mit dem deutschen Mittelalter begriffen und jene Beziehungen zur Renaissance nur als störende Elemente betrachteten, legt Zahn auf dies Verhältniß zur Renaissance das Hauptgewicht und setzt es in ein neues Licht, indem er Dürers künstlerische Ansichten und Grundsätze aus seinen theoretischen Schriften entwickelt, aus der „Unterweisung der Messung mit Cirkel und Richtscheit", aus den „Vier Büchern menschlicher Proportion" ꝛc.

Immer mehr muß die neueste Forschung vor Allem auf die genaue Publikation, Kritik und Vervollständigung des Materials hinarbeiten, welches in Dürers eignen Arbeiten jeder Art geboten wird. Im Jahre 1868 gab A. von Zahn ein paar Nachträge zu dem in seinem Buch verarbeiteten Stoffe, indem er in den „Jahrbüchern für Kunstwissenschaft" veröffentlichte, was die Dürer-Handschriften des

Digitized by Google

britischen Museums Ergänzendes boten. Ein werthvoller, bis dahin unbekannter Brief Dürers aus Venedig war 1864 von Waagen in den Wiener „Recensionen" veröffentlicht worden. Ende 1867 theilte Herr His-Heusler in der „Zeitschrift für bildende Kunst" einen andern Brief des Meisters mit, der zu dem Wichtigsten gehört, was überhaupt von Aeußerungen Dürers übrig ist. Er befindet sich jetzt in der Bibliothek zu Basel und wurde im Jahre 1520 an Spalatin gerichtet. In diesen Zeilen besitzen wir eines der schönsten und klarsten Zeugnisse für Dürers Verhältniß zur Reformation und zu Luther selbst, wir können in die Tiefe seines Innern blicken. Im Jahre 1870 besorgte A. v. Eye in den „Jahrbüchern für Kunstwissenschaft" einen neuen Abdruck von Dürers Briefen aus Venedig nach den Originalen auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg, und ein dankenswerther Beitrag zur Kritik ihres Inhalts war G. W. K. Lochners gleichzeitig erschienene Schrift „Die Personennamen in Albrecht Dürers Briefen aus Venedig".

Derjenige Kunstgelehrte, welcher sich in den letzten Jahren der Dürer-Forschung am nachdrücklichsten zugewendet hat, ist Moriz Thausing, Bibliothekar des Erzherzogs Albrecht in Wien, in dessen reicher Handzeichnungssammlung man den Künstler besser als irgendwo anders kennen lernen kann. Die „Jahrbücher für Kunstwissenschaft", die „Zeitschrift für bildende Kunst", die „Mittheilungen der k. k. Centralkommission" enthalten zahlreiche Aufsätze von ihm, in denen wesentliche Fortschritte in der Kritik der Arbeiten Dürers gemacht sind. Besonders zwei neuere Aufsätze in der Zeitschrift sind von Wichtigkeit: der Versuch, einen genauen Bericht über den für Frankfurt gemalten Hellerschen Altar und die hiermit zusammenhängenden Arbeiten zu geben, und die Verwerfung der meisten Zeichnungen in Berlin, Weimar und Bamberg als Arbeiten eines geschickten Fälschers — ein Nachweis, der jetzt um so gerechtfertigter war, als gerade die Berliner Blätter, unter denen nur ein paar vereinzelte ächte vorkommen, in anspruchsvoller photolithographischer Publikation erschienen sind. Thausings Voraussetzung, er werde vielen Freunden Dürers damit einen Stein vom Herzen nehmen, trifft vollständig zu. Auch seine „Rettung" von Dürers Frau war ein höchst werthvoller Beitrag, obwohl der Verfasser hier vielleicht, im berechtigten Widerspruch gegen Uebertreibungen, nun seinerseits etwas zu weit nach der andern Seite hin gegangen ist. Von Thausing sind zusammenhängende Arbeiten über Dürer, besonders kritische Verzeichnisse der Handzeichnungen und Gemälde, welche Hellers längst veraltete, kritiklose Arbeit ersetzen sollen, zu erwarten. Eben kündigen ferner die „Jahrbücher f. K." ein kritisches Verzeichniß der Kupferstiche und Holzschnitte Dürers nach der Zeitfolge von R. von Retberg an. Daß aber auch die Gegenwart fähig ist, nicht bloß Dürers Arbeiten zu registriren, sondern auch seinen Geist und Charakter in einer andern Weise zu schildern, als bisher geschehen ist, zeigt besonders die kurze Darstellung des Meisters, welche Springers Aufsatz über den altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich in den „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte" enthält.

Nur mit dem Geiste eines ächten Historikers darf von nun an Leben und Schaffen des großen Meisters bearbeitet werden. Damit dies in entsprechender Weise geschehe, muß vor Allem der Begriff von der Stellung der deutschen Kunst in Dürers Epoche ein richtiger sein. Was Dürer und was seine Zeitgenossen vollbringen, ist keine Konsequenz des Mittelalters, sondern ist von ganz neuem Geist erfüllt. Das Eindringen der Renaissance in Deutschland ist weit davon entfernt, die Kunst unseres Vaterlandes in ihrer Eigenthümlichkeit zu trüben und aus der rechten Bahn herauszulocken. Die Kunst des 15. Jahrhunderts steckt hier tief in der Barbarei. Trotz des Auftauchens edler Künstlerpersönlichkeiten, genialer Züge, großartiger Bestrebungen überwiegt das Handwerksmäßige, das Geschmacklose, das Phantastische, das in Verzerrung und Unnatur schwelgt. Nur die That der deutschen Renaissance konnte davon befreien. Dürer und Holbein, und zwar Dürer überall in erster Linie, ob auch öfter nicht mit so weitgehenden Konsequenzen wie Holbein, arbeiten ihr ganzes Leben daran, sich selbst und damit auch ihre ganze vaterländische Kunst aus der Barbarei, die sie vorfinden, herauszuziehen; ihr ganzes Wirken ist ein Protest gegen die Entartung der Spätgothik in Deutschland; sie trachten ununterbrochen, mit höchstem Kraftaufwand, danach, ein neues und gesundes Verhältniß zur Natur, wie es damals fehlte, herzustellen. Sie erreichen dies in erster Linie durch eine rückhaltslose Hingabe an die Natur, wie sie damals in Deutschland neu war; durch unermüdliches Schauen und unbefangenes Aufnehmen der Wirklichkeit selbst; durch unausgesetztes Streben, sich frei zu machen von der Gewöhnung und der Ueberlieferung, in deren Mitte sie standen. Aber ihre Arbeit wird

Digitized by Google

in zweiter Linie auch dadurch gefördert, daß sie den Einfluß der italiänischen Renaissance erfahren und von dieser aufnehmen, was sie brauchen. Dürer und Holbein bewahren trotzdem ihre volle deutsche Eigenthümlichkeit. Für Dürer ist der Weg um Vieles schwieriger, erstens weil er am Beginn seines Schaffens noch viel tiefer in den spätgothischen Voraussetzungen steckt, als das bei Holbein, Dank seinen Vorläufern und seiner späteren Geburt, jemals der Fall ist; zweitens aber auch, weil ihm, seiner ganzen Anlage nach, Tiefe und Kühnheit des Gedankens, Macht des Ausdrucks und Wucht des Charakters viel wichtiger sind als Schönheit der Form. Aber allmählich erringt Dürer sich auch diese in größerem Maße; zunächst ist seine Reise nach Venedig, der erste Blick auf italiänische Kunst, für ihn förderlich und wirkt überraschend schnell. Dann übt die Bekanntschaft mit der Theorie der italiänischen Renaissance fortdauernd Einfluß; er kommt allmählich dem Ziele näher, welches er immer deutlicher erkennt. Er wahrt seinen ächten Charakter, seine reiche Phantasie, aber er verbindet damit eine schlichte Naturwahrheit, eine einfache Größe des Stils.

Dabei ist Dürer nicht Maler allein, er übt die mannichfachsten anderer künstlichen Techniken aus, er beherrscht die Hülfswissenschaften der Kunst und verfaßt in ihnen theoretische Schriften. Er ist ein Meister des Wortes; er redet in jenen schriftstellerischen Arbeiten wie in seinen Briefen die deutsche Sprache mit so viel Klarheit, Kraft des Ausdruckes und Eigenthümlichkeit wie wenige seiner Zeitgenossen. Mit den ersten Humanisten seiner Zeit steht er in Beziehung und wird von ihnen hochgeschätzt, nicht bloß wegen seiner Kunst, sondern auch wegen seines ganzen persönlichen Wesens. Vor Allem aber übt die Reformation auf ihn Einfluß, er ist einer ihrer feurigsten Vertreter und erlebt sie in dem Innersten seines Herzens. Gerade dadurch ist er vaterländisch und volksthümlich. Seine Werke, in denen das Erhabene, Gewaltige, Wunderbare ebenso Platz hat wie das Schlichte, Innige, Gemüthliche, sind ein Spiegelbild des deutschen Wesens. In seinen Schöpfungen ist das ganze Leben damaliger Zeit verkörpert, und Niemand kann dessen Gestalten verstehen, der sie nicht aus Dürers Bildern kennt. Dies ist ein Punkt, in welchem die moderne Forschung noch viel zu thun hat; noch nachdrücklicher als zuvor muß der Zusammenhang seiner Darstellungs- und Auffassungsweise mit dem geistigen Leben, mit der Literatur Deutschlands zu seiner Zeit nachgewiesen werden. Während die Ausbeute aus der humanistischen Literatur verhältnißmäßig nicht groß sein wird, da trotz Dürers Beziehungen zu ihren Vertretern die Grundbedingungen der Lebensanschauung doch zu verschiedenartig sind, muß man dem mehr Gewicht auf die volksthümliche Literatur und zum Theil auf die Schriften der Reformatoren legen, und kein anderer Schriftsteller ist zu dem Zwecke wichtiger als Luther selbst. Die Schilderung dieses Mannes, wie sie Gustav Freytag vorwenigen Jahren in seinen „Bildern" gegeben, hat uns zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß sich für ein ächtes Verständniß des großen Künstlers vielleicht Manches aus dem Verständniß des großen Reformators gewinnen lasse, und man wird zu eigenthümlichen Resultaten kommen, wenn man sich an die Quellen hält, aus denen Freytag vorzugsweise geschöpft hat, Luthers Tischreden und seine Briefe. Nicht auf den Zusammenhang ihrer religiösen Vorstellungen allein kommt es dabei an, sondern noch viel mehr auf ihr Verhältniß zur Natur, auf die Mischung der Eigenschaften und Triebe, auf die Vertheilung des Lichtes und des Schattens in den beiden Persönlichkeiten. Keine Gestalt in dem ganzen damaligen Deutschland ist Luther an Tiefe, Ursprünglichkeit, Gesinnung und Schöpferkraft so gewachsen wie Albrecht Dürer.

Unsere Zeit fühlt ihren Zusammenhang mit dem 16. Jahrhundert, und gerade im Jahre 1871 muß ihr klar werden, wie viel von dem, was sie jetzt erstrebt und leistet, eine unmittelbare Fortsetzung der damaligen Bewegungen ist. Auch auf dem künstlerischen Gebiet empfinden wir unsern Zusammenhang mit der Renaissance immer deutlicher. Mehr als je ist deshalb heut zu Tage die Bekanntschaft mit den Schöpfungen des Meisters nöthig, dessen vierhundertjährigen Geburtstag wir dieses Jahr erleben. Nicht darauf, daß er einzelnen Kunstfreunden und Sammlern, sondern darauf, daß er dem deutschen Publikum vertraut sei, kommt es an, und es ist eine schöne Aufgabe der Wissenschaft, dazu das Ihrige zu thun, dem Publikum Dürer immer näher zu bringen, indem sie denselben in rechter Weise schildert, im innigsten Zusammenhang mit seiner Zeit.

Alfred Woltmann.

Nekrolog.

Andresen, Andreas, Dr. phil., einer der vorzüglichsten Kenner auf dem Gebiet der Kupferstichkunde, seit langen Jahren mit dem Kunstauktionsgeschäft von Adolph Weigel in Leipzig lirt, seit 1868 Inhaber der

Weigelschen Kunsthandlung, † am 1. Mai zu Leipzig. Die Wissenschaft verdankt ihm vor Allem die — leider großentheils noch unvollendeten — Werke: „Der deutsche Peintre-Graveur"; „Die deutschen Malerradirer des XIX. Jahrhunderts"; „Handbuch für Kupferstichsammler" (neue, vollständig umgearbeitete Auflage des Hellerschen Buches). Naumanns „Archiv" zählte ihn zu seinen fleißigsten Mitarbeitern.

Gliemann, Albert, geschätzter Porträtmaler, der zu den begabtesten Künstlern Dresdens gehörte, geboren 1821 in Wolfenbüttel, † am 29. April in Dresden.

Hollenbach, Johann David, als Besitzer und Leiter einer Bronzewaarenfabrik in Wien um die Hebung der Kunstindustrie wohlverdient und auf den Weltausstellungen in hohem Grade anerkannt, † im März zu Wien.

Pehl, Joseph, früher vielgefeierter Genremaler, † am 24. April zu München, 67 Jahre alt.

Neue Bücher.

Geschichte, synchronistische, der bildenden Künste, von J. Schnaase r. 2 Bde. Berlin, Schröder.

Kinkel, G., Die Gypsabgüsse der archäologischen Sammlung im Gebäude des Polytechnikums in Zürich. Zürich, Schabelitz.

Münchner Künstlerbilder, von C. A. Regnet. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel.

Physik.

Nekrolog.

Schwerd, Friedrich Magnus, Professor der Physik und Mathematik am Lyceum zu Speier, bekannt durch hervorragende Leistungen in der Optik und durch seine astronomischen und photometrischen Instrumente, † am 22. April in Speier, im 80. Lebensjahre.

Zoologie.

Ausländische Stubenvögel. Vögel als Hausgenossen zu halten, gehört zu den berechtigtsten Liebhabereien und gewährt die größte Befriedigung. Dennoch ist in der neueren Zeit vielfach gegen diese Liebhaberei geeifert worden, und zwar aus sehr verschiedenen Gründen. Wir lassen billig unberücksichtigt, was über die angebliche Grausamkeit gegen die armen Vögel gesagt wurde; gut behandelte Stubenvögel geben, wenn sie sich einmal eingewöhnt haben, durchaus keine Zeichen von Trauer über den Verlust ihrer Freiheit. Viel gewichtiger klingt der Vorwurf, daß durch das Wegfangen der Vögel die schädlichen Insekten überhand nehmen. Aber man braucht nur über die hier obwaltenden Zahlenverhältnisse ein wenig nachzudenken, um auch solchen Vorwurf als unbegründet abweisen zu können. Die Verminderung der Zahl unserer heimischen Vögel durch die Liebhaber ist verschwindend klein gegen die Wirkung, welche das übereifrige Entfernen der Bäume und Hecken von den Aeckern hervorbringt. Will man „Schutz den Vögeln" predigen, so wende man sich an eine andere Adresse, die Liebhaber werden, wie Brehm richtig bemerkt, ohnehin für jenen Schutz mit Eifer und Verständniß selbst Sorge tragen. Aber die Sache erledigt sich inzwischen auf ganz andere Weise. Aus den Gebauern verschwinden mehr und mehr unsere heimischen Vögel, um fremdländischen Platz zu machen. Abgesehen von dem Kanarienvogel, der schon Jahrhunderte lang in Europa gezüchtet wird, bürgern sich Finken und Papageien aus allen Welttheilen immer mehr bei uns ein und machen jenem schon jetzt eine ernstliche Konkurrenz. Es ist das unbestreitbare Verdienst von Karl Ruß, für diese Verbreitung fremdländischer Stubenvögel auf das Eifrigste gewirkt zu haben. In fast allen Zeitschriften hat er von seiner Vogelstube erzählt und durch seine Mittheilungen recht Viele veranlaßt, es mit einem oder dem andern der neuen Gäste zu versuchen. Wer aber einmal so weit gekommen ist, wird der Liebhaberei für immer gewonnen sein. Nun waren die Züchter fremder Vögel bisher oft genug in Verlegenheit um zuverlässige und eingehende Belehrung, die älteren Werke über Stubenvögel kennen die fremden Vögel gar nicht, und neuere existiren nicht. Es ist sicher ein Zeichen für die große Bedeutung, welche die neue Richtung inzwischen gewonnen hat, daß nun neben einander drei große Werke über denselben Gegenstand erscheinen. Alfred Brehm, der Direktor des Berliner Aquariums (welches besser Vivarium heißen sollte, da es einen überraschenden Reichthum namentlich auch an Vögeln birgt), veröffentlicht ein Werk: „Ge-

Digitized by Google

fangene Vögel"*), welches auf 2 Bände berechnet ist und von dessen erstem, die Stubenvögel behandelnden Theil 4 Lieferungen vorliegen; der zweite Band wird die Parkvögel behandeln. In den einleitenden Kapiteln werden die Gebauer, Vogelhäuser, Fluggebauer und Vogelstuben, das Vogelfutter, die Wartung der Thiere, Eingewöhnung und Zähmung, Erziehung und Unterricht, Empfang und Versandt, Vogelzucht, Krankheiten und Krankenpflege eingehend besprochen; und man kann von vorne herein gewiß sein, hier Alles zu finden, was irgend in Frage kommt. Des Verfassers reiche Erfahrungen und seine Verbindungen mit zahlreichen bewährten Vogelwirthen des In- und Auslandes bürgen überdies für Zuverlässigkeit und Fülle der Angaben. Die beiden andern Werke, welche sich dem Brehmschen würdig an die Seite stellen, stammen aus der Feder von Karl Ruß, welcher die Resultate seiner jahrelangen Studien und Beobachtungen zur Ausarbeitung eines großen, reich ausgestatteten Werkes „Die fremdländischen Stubenvögel" benutzt hat und einen Auszug aus demselben als „Handbuch für Vogelliebhaber, Züchter und Händler**) veröffentlicht. Ruß ist ein äußerst sorgsamer und eifriger Pfleger ausländischer Vögel, und seine Bemühungen sind denn auch von den günstigsten Bemühungen begleitet gewesen. Von den etwa 250 Arten fremdländischer Stubenvögel, welche, zum größten Theil sehr selten, auf den europäischen Vogelmarkt gelangen und nur in ungefähr 100 Arten regelmäßig vertreten sind, hat Ruß nahezu 150 Arten im Lauf der Jahre freifliegend in einer Vogelstube gehalten und davon 63 Arten zur Brut gebracht. Die Entwicklung dieser Bruten nach Nestbau, Eiern, Nest- und Jugendkleid und Verfärbung der Jungen hat er von vielen Arten beschrieben, über welche die Reisenden und Forscher bis jetzt noch weiter nichts als die kurze Beschreibung des Federkleides geben konnten. Er veröffentlichte seine derartigen Beobachtungen im „Journal für Ornithologie", „Zoologischer Garten", in der „Kölnischen Zeitung", „Neuen freien Presse" 2c. Zahlreiche Ornithologen wie Cabanis, Bolle, Homeyer, Bodinus, Baldamus, Brehm u. A. haben sich von seinen Erfolgen überzeugt und das zoologische Museum in Berlin besitzt von Ruß eine bedeutende Serie junger Vögel, welche bisher noch in keiner Sammlung befindlich waren.

Wir können uns auf eine Kritik der genannten Werke nicht einlassen, die Namen der Verfasser bürgen für ihren Werth; und wenn die Ansichten Brehms mit denjenigen von Karl Ruß nicht in allen Punkten übereinstimmen, so wird nur vorurtheilslose und langjährige Prüfung zwischen beiden Autoren entscheiden können. Im Sinne Beider liegt es aber gewiß, wenn zu solcher Prüfung vielfältige Gelegenheit sich bietet. Und an Gelegenheit wird es nicht fehlen, da der Handel mit den fremden Vögeln eifrig dafür sorgt, die schönen so sehr für sich einnehmenden Thiere in großen Mengen dem Publikum zur Verfügung zu stellen. Wie umfangreich dieser Handel ist, wollen wir nach den Mittheilungen, welche Brehm von kundigen Leuten gesammelt und aus eigener Erfahrung zusammengestellt hat, in Folgendem zu zeigen versuchen.

Vor 50 Jahren war von dem Vogelhandel im heutigen Sinn noch kaum die Rede. Schiffer brachten ab und zu einige fremde Vögel für gute Freunde mit, und noch seltener gelangten einzelne Exemplare auf den Markt. Erst mit der Entwicklung der Thiergärten gestaltete sich ein bedeutenderer Handel, welcher mit der Vervollkommnung unserer Verkehrsmittel stetig wuchs und jetzt einen nicht unwesentlichen Theil des Welthandels bildet.

Lange Zeit war der Kanarienvogel der einzige Ausländer, welchen man regelmäßig kaufen konnte; allein es handelte sich hier nicht um importirte, sondern um bei uns gezüchtete Vögel. Der Handel mit solchen nach außerdeutschen Ländern besteht, wie Reiche in Alfeld mittheilt, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Unter großen Unbequemlichkeiten brachte man damals die Vögel nach Holland, England und Petersburg: auf dem Rücken wurden sie bis Hamburg oder Lübeck getragen, zu etwa 1000 Vögeln brauchte man sechs starke Träger, und eine Reise vom Harz bis Lübeck nahm 12 Tage in Anspruch. Im Jahr 1842 brachte Reiche zuerst Kanarien- und andere in Deutschland geborene Vögel nach Nordamerika, und 1869 sandte er 26,000 männliche Kanarien- und 1500 verschiedene andere Singvögel nach Newyork. Von andern Händlern wurden in demselben Jahr etwa 16,000 Vögel dorthin gebracht, 5000 Stück sendet Reiche jährlich noch immer nach England und Rußland, und mindestens ebenso viele gehen nach Südamerika, Indien und Australien. Die Gesammtausfuhr Deutschlands beziffert sich jährlich zwischen 65—70,000 Kanarienvögel, und der Handel umfaßt die Monate August bis April.

*) Leipzig und Heidelberg 1870.
**) Hannover 1871.

Von einheimischen deutschen Vögeln finden nur abgerichtete Gimpel, Hänflinge und Stieglitze in Amerika Absatz, bedeutend weniger Edelfinken und Zeisige und noch weniger Weichfresser, deren Pflege größere Schwierigkeiten verursacht. Der Import amerikanischer Vögel nach Deutschland ist der Geldverhältnisse halber weniger lohnend. Für Thiergärten werden Säugethiere und auch einzelne Vögel, für Liebhaber Carolinasittiche, Kardinäle, Papst- und Indigofinken, Goldzeisige, Tangaras, Paperlinge, Rothflügel, Baltimorevögel, Spottdrosseln ꝛc., im Ganzen jährlich etwa 3—4000 Stück eingeführt.

So überraschend für Viele der Umfang des Exports deutscher Vögel auch sein mag, so wird derselbe doch weit übertroffen durch den Import fremdländischer Vögel. Als Stapelplätze dürfen die größeren Hafenstädte in folgender Ordnung angesehen werden. Obenan steht London, dann folgen Hamburg, Bordeaux, Marseille, Antwerpen, Rotterdam und Havre. London ist der Platz für alle Vogelarten, welche überhaupt verhandelt werden, Hamburg und Antwerpen bilden durch eigene Einfuhr und Bezug von London wenigstens mittelbar einen ebenso umfassenden Markt, Bordeaux und Marseille sind vorzugsweise die Bezugsquellen für afrikanische und südamerikanische Vögel, in Rotterdam und beziehentlich Amsterdam treffen namentlich die südasiatischen, zumal sundaischen Arten ein. Antwerpen bildet insofern die Börse des Vogel- und Thierhandels überhaupt, weil in seinem trefflich verwalteten zoologischen Garten in jedem Herbst eine Versteigerung abgehalten wird, an welcher sich alle oder fast alle Vorsteher der europäischen Thiergärten, die namhaften Händler und bedeutendsten Liebhaber zu betheiligen und die dort erzielten Preise als Maßgabe für das laufende und nächste Jahr anzusehen pflegen, obschon selbstverständlich alle Thiergroßhändler ebenfalls auf Bestimmung dieser Preise einwirken, so viel sie vermögen. Die Binnenstädte Paris, Brüssel, Köln, Berlin, Frankfurt, Prag, Wien, Petersburg und Moskau verdienen höchstens ihres Kleinhandels wegen Beachtung.

Neben Reiche ist Hagenbeck in Hamburg Großhändler für Deutschland; durch Verbindung mit Rice in London hat er sich auch die dorthin gelangende Einfuhr nutzbar gemacht und verkauft gegenwärtig 25—30,000 fremdländische Vögel im Jahr. Den Londoner Markt beherrscht Jamrach, ein Deutscher; sein unter Schiffern wohlbekannter Name gewährt ihm nicht unbeträchtlichen Vortheil, und er setzt jährlich etwa 35,000 lebende Vögel ab. Weit beschränkter ist schon der Handel, welchen die einzigen Vertreter dieses Geschäftskreises in Holland, Sutherland & Sohn und J. Sutherland betreiben. Sie erhalten jährlich 6—7000 fremdländische Vögel, vorzugsweise, falls nicht ausschließlich, südasiatische und westafrikanische Arten. Außerdem geht wohl der größte Theil aller Vögel, welche in Holland gefangen und in unserm Sinn verwendet werden, durch ihre Hände. Nach sorgfältiger Schätzung beläuft sich die Zahl der für die Küche und das Gebauer oder den Park gefangenen Vögel auf 310—360,000 Stück, wovon 100,000 Finkenvögel und Drosseln, bis 25,000 Gänse, Enten, Teichhühnchen und ähnliche, 10,000 kleine Strandvögel ꝛc. Poisson in Bordeaux und Cremieux in Marseille liefern vorzugsweise westafrikanische und südamerikanische Vögel, und zwar jeder von ihnen jährlich gegen 10,000 Stück. In der allerneuesten Zeit hat Stader ein Handelsgeschäft in Moskau gegründet, um die meisten der in Hamburg und Antwerpen auf den Markt kommenden Vögel in Rußland einzuführen und Liebhaber mit hochnordischen Vögeln, welche bisher dem Markte gänzlich fehlten, zu versorgen.

Die Thiergärten befassen sich ebenfalls mit dem Verkauf von Vögeln, doch weniger aus Handelsinteresse, als vielmehr in der Absicht, mit den Händlern ununterbrochen im Verkehr zu bleiben und die Liebhaberei zu fördern. Einen regelmäßigen Vogelhandel treibt seit länger als einem Jahrzehnt der Thiergarten zu Antwerpen, durch welchen man alle auf den europäischen Markt gelangenden Vögel erhalten kann. Er verkauft jährlich für 150—200,000 Francs. Ebenso groß ist der Verkauf im Akklimatisationsgarten des Bois de Boulogne, doch befaßt sich das Institut vorzugsweise nur mit solchen Vögeln, welche, wenn auch nur entfernt, die Hoffnung gewähren, eingebürgert zu werden, oder doch zur Fortpflanzung zu gelangen. Das Berliner Aquarium läßt es sich besonders angelegen sein, die Liebhaberei zu fördern; alle in ihm ausgestellten Vögel sind verkäuflich, nicht vorhandene auf feste Bestellung zu erlangen; mit Vorliebe wird das Tauschgeschäft gepflegt, weil die Anstalt eine möglichst mannichfaltige und vollzählige Sammlung zu erzielen sucht. Der Umsatz ist noch nicht bedeutend, jedoch in raschem Zunehmen begriffen. Der zoologische Garten in Berlin befindet sich in einer vollständigen Umgestaltung und ist noch nicht in der Lage, sich mit derartigen Geschäften zu befassen. Der Thiergarten zu London gibt nur überzählige Vögel ab. Die

Digitized by Google

Institute in Rotterdam und Amsterdam tauschen mehr, als sie verkaufen, und haben in der Regel kleine Vögel nicht abzugeben. Die Gärten zu Brüssel, Lüttich, Köln, Dresden und Hannover verkaufen Park- und Stubenvögel aller Art, die zu Frankfurt und Breslau hauptsächlich kleine Ziervögel, ohne jedoch regelmäßig zu handeln.

Der deutsche Vogelmarkt hat in Folge der verschärften Gesetze gegen das Fangen und Halten der einheimischen Sänger ein ganz anderes Gepräge erhalten, als er in früheren Jahrzehnten es zeigte. Das Feilhalten verschiedener Vögel auf den Märkten ist, in Preußen wenigstens, verboten, der Handel in den Geschäftsräumen erschwert, und die Fänger von Gewerbe widmen ihre Thätigkeit anderweitigen Nahrungszweigen. Dem Liebhaber fällt es jetzt schon schwerer, deutsche als ausländische Singvögel sich zu verschaffen. Hier und da im Gebirge lebt wohl noch ein und der andere Fänger von ächtem Schrot und Korne; sein Absatz ist aber vermindert, er selbst mißtrauisch und unzugänglich geworden. So bleibt Demjenigen, welcher einheimische Vögel halten will, kaum etwas Anderes übrig, als selbst zu Netz und Leimruthe zu greifen, oder sich die Vögel, welche er zu haben wünscht, aus Oesterreich und Rußland zu verschreiben. Aber auch der früher sehr reichhaltige Vogelmarkt in Wien hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend abgenommen. Die fliegenden Vogelhändler sind so gut wie verschwunden, und in den Verkaufsläden bemerkt man auch nur noch diejenigen Arten, welche allgemein gehalten werden. Im Süden Oesterreichs haben sich die Verhältnisse dagegen wohl kaum geändert. Zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören hier Steinrötel aus Krain, Blaumerlen (in den Harems der Türken die beliebtesten Stubenvögel) aus Cattaro, Carlopago und Zara, Kappenammern aus Dalmatien und Kalanderlerchen aus Istrien.

Die Schweiz hat keinen ordentlichen Vogelmarkt. Die Alpenvögel sind sehr schwierig zu erlangen; hinsichtlich des Fangens und Haltens von Käfigvögeln ist man nicht beschränkt, in Graubünden und Tessin wird der Fang der Zugvögel ebenso eifrig als in Italien betrieben, in der übrigen Schweiz aber nimmt sich die öffentliche Meinung der Gefiederten an und sorgt für deren Schutz mehr als die Behörden. Der allverbreitete Stubenvogel ist wie überall der Kanarienvogel, doch werden auch viele einheimische Vögel gehalten, und in neuester Zeit ist auch hier die Liebhaberei für Ausländer im Zunehmen begriffen.

Großbritannien und Irland, insbesondere aber England zählt viele und eifrige Liebhaber; und die bekannten Verhältnisse, sowie die allgemeine Theilnahme, welche den Thieren überhaupt zugewendet wird, begünstigen Handel und Liebhaberei im hohen Grade. Man hält alle Arten, auch die einheimischen, behandelt sie sehr gut und züchtet namentlich Parkvögel mit Erfolg.

In Holland hält man viele Vögel, außer Papageien, Finken, Nachtigallen und Drosseln aber wenig Käfigvögel, eher noch Parkvögel aller Art, insbesondere Fasanen und Enten. Das kleine Belgien besitzt vier Thiergärten: dies allein schon beweist, wie verbreitet dort die Liebhaberei für lebende Thiere und namentlich Vögel ist. Die Fluggebauer der belgischen Liebhaber sind zum Theil sowohl in ihrer Einrichtung als in ihrer Besatzung wahre Musteranstalten. Man züchtet einheimische Vögel fast gar nicht, ausländische dagegen mit großem Eifer und erzielt ausgezeichnete Erfolge. Selbst die früher blühende Zucht des Kanarienvogels hat unter der gegenwärtigen allgemeinen Bevorzugung der Ausländer gelitten und man bezieht die Kanarien jetzt ebenfalls vom Harz.

Die Franzosen sind fast ausnahmslos große Thierfreunde, und man findet daher gefangene Vögel in den Schlössern der Reichen und in den Hütten der Armen. Außer dem grade in Frankreich sehr beliebten Kanarienvogel hält man Nachtigallen, Drosseln, Spottdrosseln, Finken, Stieglitze und andere Körnerfresser, Raben, Elstern und Heher mit einer gewissen Vorliebe. Auf jedem Markt wird neben dem eßbaren Geflügel auch singendes und schön gefiedertes feil geboten, und Vogelstellerei wie Vogelhandel werden in jeder Gegend des Landes betrieben, erstere sogar mehr, als recht und ersprießlich.

Die Spanier sind zwar bezüglich der allgemeinen Liebe zu den Thieren das grade Gegentheil der Franzosen, aber doch Freunde gefangener Vögel und halten deren eine sehr große Zahl. Alle Händler mit einheimischen Vögeln sind gleichzeitig Vogelfänger, welche mit ihren Netzen, Leimruthen, Schlingen, eingebauerten Lockvögeln und Versandtkäfigen auf weithin das Land durchziehen und erst mit voller Ladung heimkehren, die Händler mit fremdländischen Vögeln dagegen Ausländer, zumeist Savoyarden. Eigentliche Vogelmärkte gibt es nur in Madrid, Barcelona und Cadiz. Die Vogelzucht liegt sehr im Argen, weil dem Spanier die hierzu erforderliche Geduld gänzlich abgeht.

Digitized by Google

In Italien hat jede größere Stadt ihren Vogelmarkt. In Venedig kommt der Stieglitz fast ausschließlich zur Geltung. Nachtigallen, meist erbärmlich gehalten, sieht und hört man in jeder Straße, außerdem hier und da eine Amsel, eine Singdrossel. Höchst widerwärtig ist die in Italien so allgemeine Benutzung der kleinsten Vögel für die Küche. Der Markt von Florenz ist wie der von Pisa überreich mit getödteten kleinen Vögeln versehen. Was Federn hat, abwärts bis zur Blaumeise, wird gebraten und mit Polenta verspeist: kaum den Zeisig schützen die Magerkeit seines Körperchens, Gesang, Buntheit und Zutraulichkeit. Auf den Verkaufsständen für lebende Vögel fehlt nicht das gut abgerichtete Känzlein, Civetta genannt, in den Vorstädten sieht man ihrer viele in den Läden der Handwerker, deren Sonntagserholung die Vogeljagd bildet. Der Handel mit ausländischen Vögeln ist in Italien kaum der Rede werth.

Der Russe steht als Thierfreund dem Franzosen wohl nicht im geringsten nach; als Liebhaber kann und muß er noch von allen bereits genannten Europäern lernen. Man fängt in Rußland alle Vögel, welche man überhaupt erlangen kann, weitaus den größten Theil für die Küche, eine sehr beträchtliche Menge aber ebenso für das Gebauer. Zu dem eigentlichen Wilde (Drosseln, Auer-, Birk-, Hasel-, Schnee- und Feldhühnern, Trappen, Schnepfen und eßbaren Sumpfvögeln überhaupt, Enten, Gänsen ꝛc.) zählen hier auch Gimpel, Hakengimpel, Seidenschwänze, Bergfinken u. dergl., und von allen Arten bringt man Massen auf den Markt, Hasel- und Schneehühner sogar von Archangel her. Die Sirgänen, ein mongolischer Stamm in der Nähe dieser Stadt, bezahlen ihre Steuern in gefangenen Hühnern, welche sie im gefrorenen Zustande auf Schlitten vom Eismeer nach Moskau senden. Aber auch jeder Russe ist Vogelsteller und jeder findet seine Abnehmer. In Moskau besteht ein eigener ständiger Vogelmarkt, auf welchem wöchentlich Hunderte von Vögeln abgesetzt werden. Unter den ausländischen Vögeln sind der Kanarienvogel, die Feldlerche und der Jako besonders beliebt. Von ihnen findet man fast in jeder Familie einen oder den andern. Die meisten Liebhaber sind Kenner des Gesanges und zahlen unter Umständen für ausgezeichnete Schläger 50—100 Rubel, ebenso wird ein sprechender Jako, der bevorzugte Liebling der Russen, enorm bezahlt.

In Dänemark ist die Liebhaberei erst in den letzten 10 Jahren, seit Errichtung des Thiergartens, ausgebildet worden; das Institut vermittelt den Verkehr mit dem Auslande und liefert diesem hochnordische Raub- und Seevögel. Der Fang der Edelsänger ist in Dänemark streng verboten. In Schweden und Norwegen steht die Liebhaberei fast auf demselben Standpunkt wie in Griechenland und in der Türkei: sie ist so gut als nicht vorhanden. In ganz Stockholm findet man keine 20 Stück Edelsänger im Gebauer; von einer Einfuhr ist ebenso wenig zu reden als von einem Vogelhandel.

Weit früher, als man in Europa an Zähmung der Vögel und den Handel mit ihnen dachte, betrieb man beides in den fremden Erdtheilen, namentlich in Südasien und Südamerika. Die ältesten Berichte gedenken der Neigung der Indier, schöne Vögel gefangen zu halten; die Entdecker Amerika's erwähnen der gezähmten Vögel, welche die Eingeborenen ihnen als Geschenke überbrachten. Hier wie dort reicht die Verbrüderung des Menschen und des Vogels bis in das graueste Alterthum zurück. In Aegypten hat man sich wenigstens der Gefangenhaltung und Zähmung auffallender Vögel befleißigt. Heutzutage ist es in Südasien und Südamerika noch genau ebenso, wie es vormals war, während sich in Afrika die Verhältnisse geändert haben. Aus diesem Erdtheil erhalten wir gegenwärtig der Anzahl nach die meisten Vögel, welche in Europa eingeführt werden.

Vor allen übrigen sind es die Länder am Senegal, welche uns afrikanische Vögel liefern; die Ausfuhr, welche uns aus den südwestlichen und südlichen Theilen Afrika's zugeht, ist weit geringer, die der östlichen Länder kaum der Rede werth, die Aegyptens und Algiers erst im Werden begriffen. Zwischen dem Senegal und Marseille und Bordeaux sowie Liverpool bestehen seit Einrichtung der Dampferlinien regelmäßige Verbindungen unter den betreffenden Händlern, und diesen Verbindungen danken wir die verhältnißmäßig überaus billigen Preise der gewöhnlichen Vogelarten jener Gegenden. Die Küstenfahrer kaufen die Vögel auf und geben sie an die Schiffe ab, welche vom Kap nach Liverpool oder vom Senegal nach Frankreich gehen. Jede dieser Linien ist für die westafrikanischen Vögel von besonderer Bedeutung. So erhalten wir Jakos und Unzertrennliche vorzugsweise durch die englischen, die übrigen Senegalvögel hauptsächlich durch die französischen Schiffe. Von Jakos treffen jährlich 6—8000, von Unzertrennlichen 1500—2000 Pärchen in Liverpool ein. In weit größerer Anzahl noch kommen mit den

Digitized by Google

französischen Dampfern die Senegalisten in Bordeaux und Marseille an. Tausend Paare lohnen kaum die Reise des sie begleitenden Händlers oder die Mühe des sie unterwegs pflegenden Schiffsführers; deswegen nimmt man, falls es möglich, 2—3000 Pärchen mit einem Male als leichte Waare ein und liefert günstigen Falls 80—90 vom Hundert im heimischen Hafen ab. Den auf der Reise arg zusammengepferchten Vögeln räumt der Händler in der Regel ein größeres Zimmer ein, und tagtäglich unterwirft er sie einer Musterung. Denn anfänglich erliegen die Thierchen dutzendweise den ausgestandenen Leiden und es dauert eine Weile, bis sie endlich „stehen" und nun in die zweite Hand gegeben werden können. Vom Kap der guten Hoffnung, wo der Fang noch nicht wie am Senegal geregelt ist, kommen die Vögel stets in geringerer Menge an, aus Aegypten erhalten wir fast nur Flammings und Fuchsenten, aus Algerien Wüsten- und Klippenhühner. Die Kanaren und Madeira sind für uns bedeutungslos. Auf den ersteren züchtet man zahme Kanarienvögel und treibt mit ihnen einen erwähnenswerthen Handel nach Cuba, sonst pflegt man dort die Mönchsgrasmücke, Amseln und Turteltauben. Noch ausgebildeter ist die Liebhaberei auf Madeira, besonders in Funchal, wo sich Vögel aus aller Herren Ländern finden und auch leicht brüten.

Nächst Afrika liefert Amerika die meisten Käfigvögel. In Nordamerika sind Newyork und Neworleans die wichtigsten Ausfuhrhäfen. Die Anzahl der Kardinäle, welche jährlich zu uns kommen, stellt sich durchschnittlich ungefähr auf 1000 Stück, unterliegt aber bedeutenden Schwankungen und betrug 1869 bis 3000 Stück. Papstfinken und Indigos kommen in kleineren Sendungen von 200—300 Stück, alle übrigen nur dutzendweise an. Spottdrosseln erhalten die Händler in der Regel nur auf vorherige Bestellung, weil man diese ausgezeichneten Schläger auch in Amerika hoch schätzt und, wenn sie sich irgendwie hervorthun, mit 30—40 Dollars bezahlt. Südamerika verkehrt vorzugsweise mit England und Frankreich. Alle von dort stammenden Vögel treffen in kleinen Sendungen bei uns ein, die größeren Sittiche meist nur einzeln und unregelmäßig als Begleiter heimkehrender Matrosen. Der Vogelhandel ist in Südamerika noch unentwickelt, Fang und Aufzucht der Papageien werden heute noch wie vor Jahrhunderten von den Indianern betrieben: der südamerikanische Sittich, welcher unser Zimmer ziert, belebte einst die Hütte des rothen Mannes und gelangte erst auf Umwegen tauschweise in die Hände des Schiffers. Nur die kleineren geselligen und die als Feinde der Pflanzungen auftretenden Arten, die Finken und Tangaras, werden von freigewordenen Negern gefangen und in die Küstenstädte gebracht. Aber auch dieser Handel ist vollständig regellos und dem Zufall unterworfen. Gegenwärtig erhalten wir Mönchs- und Sperlingspapageien, graue und grüne Kardinäle sowie Safranfinken vorzugsweise aus Buenos-Ayres und Para, Tangaras aus Rio de Janeiro und Bahia; die übrigen Häfen liefern wohl einzelne größere Papageien, kleinere Vögel aber nur in sehr geringer Anzahl und durchaus zufällig.

Viel günstigere Verhältnisse walten in Australien, dessen enormer Aufschwung auch im Vogelhandel zu merken ist. Schon beläuft sich die jährliche Einfuhr von dort auf 30,000 bis 40,000 Stück, und schon manchmal ist ein Schiff mit mehr als 5000 lebenden australischen Vögeln in einem englischen Hafen eingelaufen. Ursprünglich wandten sich die Händler des Kanarienvogels halber nach Australien, da dieser Vogel, wie überall, auch dort hoch geschätzt wird, und betrachteten die Mitnahme neuholländischer Vögel höchstens als Nebengeschäft. Gegenwärtig haben die Verhältnisse sich durchaus geändert, der Kanarienvogel wird in Australien selbst gezüchtet und die australischen Vögel gewinnen in Europa von Jahr zu Jahr mehr Liebhaber. Aber auch in ihrer Heimat werden diese gepflegt und besonders Papageien und Flötenvögel gern gehalten. Die Importeure, großentheils Deutsche, bereisen nicht das Innere des Landes, sondern kaufen die Vögel in den Seestädten; da sie sich aber zur Reise meist noch der Segelschiffe bedienen, so erleiden sie nicht selten empfindliche Verluste. Der Hauptfang findet alljährlich während des Frühlings und nach demselben statt, bei dem höchst unbeständigen Klima Australiens und der unmittelbaren Abhängigkeit des Erdwuchses von der Menge Regenwasser, welche in jedem Jahr herabfällt, sind die Vögel fast alle höchst unstäter Natur und richten ihre Wanderzüge nach dem jeweiligen Stande der Ernte. Darum erscheinen sie auch an einigen vom Verkehr begünstigten Stellen in einem Jahre zu Hunderttausenden, während sie in andern Jahren vollständig fehlen. Es ist nun die Aufgabe des Vogelhändlers, diese Verhältnisse genau zu erforschen und sie auszunutzen, so viel er kann. Eine geringere Anzahl zwar, aber weit mehr Arten Käfigvögeln, als man mit dem Netze fängt, werden von Schäfern und Landbauern aus

Neste genommen, vollends großgezogen und sodann verhandelt, daher denn auch die auffallende Zahmheit der größeren australischen Papageien, welche zu uns gelangen. Schwunghaft wird der Vogelhandel in Australien übrigens nur während einiger Monate des Jahres betrieben, nämlich zur Zeit, während welcher die Wollschiffe in den dortigen Häfen liegen.

Das reiche Asien liefert uns gegenwärtig überaus wenig; mit Ausnahme der Holländer befassen sich wenige Schiffer mit dem Transport der Vögel. Uebrigens steht die Anzahl der Vögel, welche wir von dort erhalten, in keinem Verhältniß zur Liebhaberei in Asien selbst. Indier, Japanesen und Chinesen sind leidenschaftliche Thierfreunde: man findet dort bei den Reichen Thierparks, welche an Reichhaltigkeit mit unsern ersten Thiergärten wetteifern können; wir wissen auch, daß in den genannten Ländern wie in den übrigen südasiatischen Staaten ein regelrechter Handel betrieben wird, aber wir erhalten von dort her, abgesehen von denjenigen Arten, welche uns eifrige Landsleute vermitteln, immer nur die seit Jahrhunderten in Europa lebend eingeführten Sittiche, Reisfinken und Bengalisten, Ateln, Hirtenstaare u. dergl., welche mit den holländischen oder englischen Schiffen eintreffen und stück- oder dutzendweise verkauft werden.

Ein Sohn des erwähnten Jamrach hat seit einigen Jahren regelmäßige Reisen nach Indien unternommen und weiße Pfauen, weiße Puter, Schwäne, sprechende Eistern ꝛc. dort an thierfreundliche Rajahs für fabelhafte Summen verkauft. Hier bietet sich offenbar ein günstiges Feld für unternehmende Händler, und vielleicht entwickeln sich aus solchen Anfängen günstigere Verhältnisse für die Versorgung unserer Gebauer und Anstalten mit indischen Vögeln.

Neue Bücher.

Singvögel, Gefangenleben der besten einheimischen, von A. und K. Müller. Leipzig, Winter.

Vögel, die Stellungen der. Für Präparatoren, Ausstopfer und Freunde der Vögel. Von G. v. Koch. Heidelberg, Winter.

Physiologie und Medicin.

Ueber die Vergiftung mit Chloralhydrat und ihre Behandlung hat Dr. Th. Husemann in Göttingen im „Neuen Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer" (Bd. XXXV, Heft 1, 1871) interessante Mittheilungen gemacht, welche bei dem Umstande, daß das Chloralhydrat, von Liebreich eingeführt, in unseren Tagen sehr häufig als schlafbringendes und anästhetisches Mittel bei sehr schmerzlichen Leiden und Amputationen, sowie bei Operationen überhaupt Verwendung findet, sehr beachtenswerth erscheinen.

Eine Vergiftung mit Chloralhydrat kann, wie Husemann erwähnt, schon bei 4 Gramm eintreten. Reynolds beobachtete Vergiftungserscheinungen bei einer noch geringeren Dosis, nämlich bei 3—3,5 Gramm, während Liebreich als höchste zulässige Dosis 8 Gramm angab. Daß übrigens letztere Dosis eine viel zu hohe ist, darauf haben schon Jastrowitz u. A. aufmerksam gemacht.

Leider sind wir bis jetzt nicht im Stande, über die (absolut) tödtliche Dosis des Chloralhydrates beim Menschen Genaueres anzugeben. Aus den Thierversuchen, welche der italienische Chirurg Porta in Pavia besonders kultivirte, dem wir zugleich eine vortreffliche Studie über die Wirkung des Chloralhydrates, gestützt auf mehr als 300 Beobachtungen an 155 Menschen und auf 100 Thierversuchen verdanken, läßt sich die tödtliche Dosis Chloralhydrat nicht nach dem Körpergewichte berechnen, weil unter den Säugethieren, die bisher zum Versuche dienten, bedeutende Differenzen bestehen, so zwar, daß Hunde enorme Mengen vertragen (in Porta's Versuchen starb z. B. eine 18 Pfund schwere Hündin erst durch 16 Gramm, nachdem sie vorher wiederholte Dosen von 6, 8, 10 und 14 Gramm bekommen hatte), während Katzen äußerst empfindlich sind und die Kaninchen in der Mitte stehen.

Ein menschlicher Todesfall durch Chloralhydrat, der einzige, welcher bisher vorliegt, wurde von J. F. Brown im „Pharmaceut. Journ. and Transact." (1870) nach fremden Mittheilungen kund gegeben und beweist so viel, daß ungefähr eine Unze (= 30 Gramm) tödtlich werden kann.

Die erste Regel bei Behandlung der Vergiftungen überhaupt ist: suche das Gift zu entfernen. Deswegen hält Husemann eine Entleerung des Magens durch Brechmittel auch

Digitized by Google

bei Vergiftungen mit Choralhydrat für indicirt und gibt der Anwendung des Zinkvitriols in diesem speciellen Falle den Vorzug vor dem Brechweinstein und der Ipecacuanha, besonders auch weil das Erbrechen viel rascher nach Zinkvitriol erfolgt.

Ein chemisches Gegenmittel des Chlorals ist vorläufig wenigstens noch nicht bekannt, und nach dem, was über die Verbindungen desselben bekannt ist, auch wohl kaum späterhin zu erwarten.

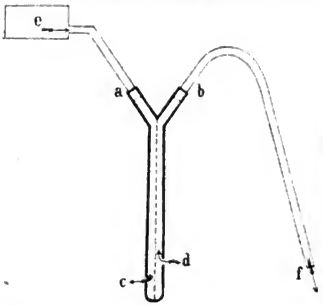
Vorläufig bleiben also nur organische Gegenmittel übrig. Liebreich bezeichnete als solches das Strychnin, dem er äußerst günstige Wirkungen bei der Chloralvergiftung zuschreibt. Man scheint allgemein den Glauben zu theilen, daß der Tod durch Chloral Folge einer Wirkung auf die Herzganglien sei, und Liebreich hat sein Gegenmittel geradezu auf die entgegengesetzte Wirkung von Strychnin und Chloralhydrat auf das Herz begründet. Es läßt sich nun zwar die Aktion des Chloralhydrates auf das genannte Organ nicht läugnen; in den beim Menschen beobachteten Vergiftungsfällen ist eben die Cirkulation besonders beeinträchtigt, aber es ist Husemann durchaus zweifellos, daß in vielen Fällen von Vergiftungen bei Thieren der Tod nicht Folge von Herzlähmung, sondern von Lähmung der respiratorischen Centren ist, wo er dann durch Strychnin nicht abzuwenden ist, wenn dieses selbst wirklich genau die entgegengesetzte Wirkung auf das Herz hätte.

Wie die Dinge jetzt liegen, bleibt vorläufig bei Vergiftungen durch Chloralhydrat nur die Anwendung symptomatologischer Excitantien (Darreichen von Kampher in der Dosis von 6 Centigramm und in der Form von subkutaner Injektion, Trinken von schwarzem Kaffee; Senfteige; Zuleitung frischer Luft), welche häufig wiederholt werden muß, übrig. Bei enormen Dosen von Chloralhydrat mögen sie aber fehlschlagen, wie Husemann durch eigene Versuche bestätigt fand.

Die örtliche Behandlung des Magens. Die Erkenntniß, daß es von höchster Wichtigkeit für den ganzen Organismus ist, ihn bei Erkrankung einzelner Theile vor dem Einfluß der Behandlung dieser letzteren zu schützen, führte in den letzten Jahren zu mancherlei neuen Heilmethoden. Man erfand Spiegelapparate, um bisher unzugängliche Theile genau zu besichtigen, und bemühte sich, am Ort der Erkrankung mit möglichst einfachen Mitteln zu wirken. Die großartigen Erfolge, welche man auf solche Weise bei Kehlkopfkrankheiten erzielt hat, sind allgemein bekannt. Aber hierbei und in manchen ähnlichen Fällen war der Sitz der Krankheit niemals weit von der Hand des Operateurs entfernt, und es boten sich daher neue Schwierigkeiten, als man auch den Magen einer rein örtlichen Behandlung unterwerfen wollte. Bei einer Anzahl langwieriger Krankheiten des Magens, besonders bei Verengerung und Verschluß des Pförtners tritt eine enorme Erweiterung des Magens ein, welche lediglich durch übermäßige Ansammlung von Speisen veranlaßt wird. Nur eine überaus geringe Menge derselben wird verdaut, der bei weitem größere Theil bleibt liegen und wird endlich durch Brechbewegungen entfernt. Dieser Akt ist für den Patienten ungemein quälend und gefährdet nicht selten durch innere Blutungen und Zerreißungen das Leben. So lange aber diese Entleerung nicht stattfindet, bildet der Mageninhalt ein gefährliches Reizmittel für den erkrankten Theil des Organs und die Krankheit wird eher verschlimmert als verbessert. Von großem Nutzen muß daher ein Apparat sein, mit welchem man ohne Belästigung des Patienten den Magen entleeren kann. Ein solcher Apparat kann auch bei Vergiftungen als Rettungsmittel dienen, und in der That hat er sich in dieser Weise bewährt. Man kennt verschiedene Konstruktionen, die aber alle auf der bekannten Thatsache beruhen, daß man mit einem glatten Rohr durch den Mund und die Speiseröhre in den Magen gelangen kann. Der erste in Anwendung gekommene Apparat war die von Weiß erfundene Wymannsche Magenpumpe. Sie besteht aus einem einfachen, 1 Centimeter breiten, unten offenen Rohr von gehärtetem Kautschuk, welches mit einer gewöhnlichen Saugpumpe in Verbindung gebracht wird. Das Rohr wird in den Magen eingeführt, man entleert das Organ, spritzt dann Medikamentlösungen zum Ausspülen ein und veranlaßt durch abermaliges Auspumpen eine weitere Entleerung des Magens. Die Benutzung des Apparats erfordert indeß große Vorsicht, weil beim Anziehen des Stempels der Pumpe sehr leicht ein Theil der zarten Magenschleimhaut in das Rohr schlüpfen kann. Die Magenpumpe darf deshalb niemals dem Patienten zur Benutzung überlassen werden. Dies veranlaßte mehrere Praktiker, die Wirkung der Pumpe durch eine einfache Heberwirkung zu ersetzen. Wir übergehen hier die zahlreichen Vorschläge, welche von verschiedenen Seiten gemacht worden sind, und beschreiben nur den sinnreichsten Apparat, welcher von Dr. Ploß in Leipzig angegeben und

Digitized by Google

als Magenkatheter mit Doppelstrom aufgeführt wird. Seine Einrichtung ist leicht zu fassen. Man denke (s. Figur) sich zwei Kautschukröhren so



in einander gelegt und mit einander vereinigt, daß sie scheinbar eine einzige Röhre bilden, welche durch eine längs verlaufende Scheidewand in zwei Kanäle getheilt ist. Jeder Kanal hat oben und unten bei a und c, b und d eine Oeffnung. Die unteren Oeffnungen befinden sich aber nicht am Ende des Rohrs, sondern etwas von diesem entfernt. Man führt das Doppelrohr in den Magen ein, verbindet die obere Oeffnung a durch ein langes Kautschukrohr mit dem hochstehenden Wasserreservoir e und fügt an die andere Oeffnung b ein abwärts gerichtetes langes Rohr. Das Wasser strömt nun aus dem Reservoir durch das Kautschukrohr und den einen Kanal des Doppelrohrs, ergießt sich bei c in den Magen und tritt mit den verdünnten aufgeführten Speiseresten vermischt bei d in den zweiten Kanal des Doppelrohrs, steigt in diesem in die Höhe und fließt durch das abwärts gerichtete Kautschukrohr bei f ab. Je höher das Reservoir steht, um so stärker ist der Druck und um so größer die Geschwindigkeit der strömenden Flüssigkeit.

Nekrolog.

Stoffela, Peter, Ritter von, Leibarzt der Kaiserin Maria Anna, berühmter Arzt, geboren den 9. März 1794 in Ballarsa bei Roveredo, † am 28. April in Wien.

Neue Bücher.

Augenheilkunde. Klinische Vorträge von A. v. Gräfe. Herausgegeben von J. Hirschberg. Berlin, Hirschwald.

Bleivergiftung, von E. Heubel. Berlin, Hirschwald.

Herz, über das, und den Einfluß des Nervensystems auf dasselbe. Von J. Czermak. Leipzig, Hinrichs.

Krankenpflege, freiwillige, während des deutsch-französischen Feldzugs 1870—71, ein Beitrag zur Beurtheilung der Thätigkeit derselben, von O. Hönika. Berlin, Hirschwald.

Kriegschirurgie, Bemerkungen aus dem Gebiete der, von G. Passavant. Berlin, Hirschwald.

Lazarethe und Baracken, über. Von R. Virchow. Berlin, Hirschwald.

Menschliche Sprache, die Entstehung und Fortbildung derselben. Von W. Werder. Heidelberg, Winter.

Nervenkrankheiten, Lehrbuch der funktionellen, auf physiologischer Basis. Von A. Eulenburg. Berlin, Hirschwald.

Pathologie und Physiologie, gesammelte Beiträge zur, von L. Traube. Berlin, Hirschwald.

Receptt-Taschenbuch, Weinbergers, fortgeführt und erweitert von J. Löwy. Erlangen, Enke.

Sanitätsverhältnisse der russischen Verwundeten während des Krimkrieges 1854—56. Berlin, Hirschwald.

Mineralogie und Geologie.

Bodenschwankungen in Ostpreußen und Entstehung des kurischen Haffes. Es ist natürlich, daß Bodenschwankungen der Alluvial- oder Jetztzeit, vornehmlich die äußerst langsamen, säkularen Hebungen und Senkungen, mit denen wir es erwiesenermaßen in den Ostseegegenden allein zu thun haben, am sichersten in unmittelbaren Küstengegenden zu beobachten sind. In Ostpreußen haben sich nun gelegentlich der dort seit ungefähr sechs Jahren im Gange befindlichen geologischen Kartenaufnahmen darauf bezügliche Beobachtungen von so allgemeinem Interesse theils bestätigt, theils neu herausgestellt, daß ein Ueberblick derselben zeitgemäß sein dürfte. Dieselben beschränken sich zwar, im Einklange mit den genannten Kartenaufnahmen, zunächst auf die nähere und weitere Umgebung des kurischen Haffes, gewinnen aber schon um deßwillen eine erhöhte Bedeutung, als ähnliche Detailbeobachtungen von der ganzen langen Erstreckung der norddeutschen Seeküste noch nicht vorliegen, während andrerseits entsprechende Beobachtungen von den dänischen und schwedischen Küsten sehr wohl mit denselben in Einklang zu setzen sind. Das kurische Haff mit der Tilsiter Niederung einer-, der kurischen

Digitized by Google

Nehrung andrerseits, auf drei Seiten umgeben von dem mehr oder weniger stark ansteigenden Plateau des eigentlichen Binnenlandes, bildet aber ohnehin ein in sich abgeschlossenes größeres Alluvialgebiet, ganz besonders geeignet, auch die genannten Bodenschwankungen, die von seiner Entstehung und Ausbildung gar nicht zu trennen sind, mit dieser in einem gesonderten Bilde zur Erscheinung zu bringen.

Welcher Gestalt hier die preußische Seeküste unmittelbar nach dem ersten Emportreten des Landes aus den Fluthen des Diluvialmeeres gewesen, ist schwer zu entscheiden. So viel aber steht fest, daß der eigentliche Abfall des Landes schon damals nicht rückwärts, d. h. nicht östlich von der Küstenlinie der heutigen kurischen Nehrung gelegen, das kurische Haff somit durch Abschwemmung allmählich dem Lande verloren gegangenes Areal ist und nicht als eine erst durch Anschwemmung verflachte und so dem Meere abgerungene Bucht betrachtet werden darf. Es beweist das der noch heutigen Tages erst außerhalb der kurischen Nehrung sich zeigende stärkere Abfall des Meeresbodens, der schon bei 25, im Maximum 125 Ruthen Entfernung mit 18′ die überhaupt größte Tiefe des kurischen Haffes erreicht und ziemlich gleichmäßig fallend bei kaum 1 Meile Entfernung bereits 100′ erreicht hat. Der Beweis ist zwar an sich noch nicht schlagend, wohl aber ist er es in Verbindung mit dem Umstande, daß die den Fuß der Küste, südlich wie nördlich der kurischen Nehrung, bildenden festen Diluvialschichten auch diesem ganzen Abfalle und der darauf aufgethürmten Dünenkette der Nehrung ihren Halt geben, ja an einzelnen Stellen (Rossitten und Sarkau) auch jetzt noch den Meeresspiegel überragen; daß ferner dieselben Diluvialschichten in verhältnißmäßig sehr geringer Tiefe (18 und 20′) auch unter dem Spiegel des Haffes fortstreichen, und daß endlich diese Schichten dem unteren Diluvium angehören, während die weiteren Umgebungen des Haffes doch beweisen, daß die allgemein darauf lagernden jüngeren Diluvialschichten auch hier einst ausgebildet gewesen, also nur durch eine spätere Aus-, resp. Abspülung vernichtet sein können.

Wodurch diese Ausspülung hervorgebracht, kann bei Betrachtung des heutigen breiten Memelthales nicht zweifelhaft sein. Bei der stetig fortschreitenden Hebung, welcher ganz Norddeutschland und so auch diese Küstengegenden überhaupt ihr Emportauchen aus den Meeresfluthen verdanken, bildete sich in dem aufgetauchten Lande das Flußsystem der Memel oder des Niemen aus und seine bei dem Wasserreichthum eines eben abtrocknenden Landes nothwendig weit bedeutenderen Fluthen, deren Gefälle obenein mit dem Aufsteigen ebenmäßig zunahm, mußten durch stete Verlegung ihrer Mündung in den beständig erst den Wellen entsteigenden, also immer neue Hindernisse entgegensetzenden Küstenlande eine breite Aus- und Abspülung hervorbringen.

Dies mußte um so mehr der Fall sein, je höher diese Hebung allmählich erfolgte, wenn etwa das Land noch über das heutige Niveau erhoben wurde. Das geschah aber in der That. Die Ausbildung der alten Küstenlinie, des Hauptabfalles in der See, spricht selbst dafür, da sie nicht leicht sich anders so entschieden unter Wasser ausgeprägt haben würde. — Die bedeutende Tiefe der Alluvialbildungen in sämmtlichen größeren Flußthälern dieser und der nächstliegenden Gegenden ist ferner ein sehr ins Gewicht fallendes Zeugniß. Die hieraus sich ergebende Ausspülung bis in Tiefen von 20 und 30′ unter dem Spiegel der See, in welche die Thäler münden (bei dem Pregel beträgt sie sogar an Stellen bis 67′), ist schwer denkbar, zumal in der ganzen, meist nicht unbeträchtlichen Breite, ohne einstmals höhere Lage des Landes, weil andernfalls das die Strömung hervorbringende Gefälle fehlte, indem die Sohle des Flußbettes nicht nur weit unter dem Spiegel, sondern bei dem an hiesigen Küsten stets flacheren Boden der See auch weiter unter diesem lag.

Auf diesem jungen, an sich schon schwer durchlassenden Diluvialboden bildeten sich nun vielfach Versumpfungen, und eine üppige Moosvegetation bedeckte und erfüllte in der in Rede stehenden Gegend, wie auch noch heute ähnlich, die meisten Vertiefungen. Das Moos selbst aber glich keineswegs dem unsrer heute hier wuchernden Moosbrüche. In mehrfachen Profilen des See- wie des Haffufers finden wir die Moosvegetation jener Zeiten als Moostorf erhalten, der der Hauptsache nach aus Hypnum turgescens *Schpr.* besteht, einem Moose, das heute nur im nördlichen Schweden lebend gefunden wird. Das Klima Ostpreußens ist also in jener Zeit noch ein entschieden nordischeres gewesen, und der Eiszeit des Diluviums folgte offenbar zunächst ein sehr allmählicher Uebergang zu einer wärmeren Temperatur.

Aber diese ebengenannten Profile lassen auch noch ganz andere Schlüsse zu. Sie weisen nicht nur eine zu Ende der Diluvialzeit stattgefundene Hebung bis über den Meeresspiegel.

Digitized by Google

ohne welche ja eine Moosentwicklung nicht denkbar ist; sie allein sind auch schon im Stande, deutlich zu beweisen, daß unterschiedliche Bodenschwankungen im Laufe der Zeit jene Gegenden betroffen haben. Aus einer mehrfachen Wechsellagerung dieser Moosschichten mit ebenso dünnen Sandschichten erhellt zunächst eine periodische, vielleicht alljährliche Ueberfandung und Neubildung der Vegetation, die bei weiterem Sinken durch eine 3—5′ mächtige Schicht des vom Wasser herbeigeführten Sandes endlich gänzlich erstickt und begraben wurde. Die jetzige Lage jener Moos- und der sie bedeckenden Sandschichten in einer Höhe von cirka 10 und 12′ über dem See-, resp. Haffspiegel beweist aber ihrerseits wieder ebenso klar eine inzwischen von neuem erfolgte Hebung, der, wie gleich vorgreifend bemerkt werden mag, abermals eine Senkung gefolgt ist, so daß wir es im Ganzen mit einem zweimaligen Auf und Nieder zu thun haben.

Doch verweilen wir zunächst noch bei der durch die Sandüberlagerung bewiesenen Senkung. Der deutliche, ziemlich plötzlich abfallende Rand des außerhalb der heutigen Deltabildungen und der flach abgespülten Vorebene aufsteigenden Plateaus läßt noch ziemlich sicher die ehemaligen Grenzen dieser erneuten Wasserbedeckung erkennen. Nach bekannten Erfahrungssätzen der Geologie ist aber die nächste Folge einer Senkung des Landes eine Verringerung des Gefälles der Stromwasser. Die mitgeführten Sinkstoffe werden nicht mehr bis ins Meer hinausgeführt, und es wird eine Deltabildung begünstigt. So bildeten sich auch in dem damaligen, bis in die Gegend von Tilsit hinaufreichenden Haff zunächst unzählige langgestreckte Sandbänke, wie sie gegenwärtig in größeren Strömen, wo sich das Bette plötzlich bedeutend erweitert, allgemein beobachtet werden können. Gleichzeitig begann die eigentliche Deltabildung schon im inneren Winkel des Haffes, Tilsit zunächst bis gegen Kaukehmen hin in Gestalt von Inseln. Denn die wechselnden Schichten von Sand und Schlick des Flusses überragen hier heutigen Tages den Wasserspiegel der Memel um 10—15′, können somit nur zu jener Zeit gebildet sein. Ebenso setzten sich in den tieferen Stellen die festeren Theile organischer Reste in großen Massen ab, füllten die niedrigen Stellen zwischen den langgestreckten Sandbänken in horizontaler Ebene und bildeten, sobald sie bei der folgenden Hebung über dem Wasserspiegel erschienen, die großen, ihres Elchwildstandes halber heutzutage weit bekannten Elsenbrüche der Ibenhorster Forst und der jetzt großentheils schon entholzten übrigen tiefen Niederung.

Während des tieferen Standes dieser großen Senkung und mithin auch noch während des Anfanges der folgenden Hebung bildete der Fuß des heutigen Memeler und Windenburger Höhenzuges, also der nordöstlichste Rand des jetzigen kurischen Haffes für eine lange Zeit den äußersten Uferrand des großen, wenn auch flachen Tilsiter Busens. Die durch eine untermeerische Sandbarre auf der eigentlichen und alten Uferkante des Landes, in der Linie der heutigen Nehrung, zwar gemäßigten, aber dennoch bis hierher verrollenden Wogen der Ostsee lagerten zwischen Tangresten und Sprockholz den vom Meeresgrunde aufgewühlten Bernstein ab, und wir sind daher im Stande, noch gegenwärtig diese einstmalige Seeschälung auf der genannten Strecke zu verfolgen. Die im vergangenen Jahrzehnt bei Pempen, bei Prökuls und an der sogenannten Luscze mit gutem Erfolge in Betrieb gewesenen Bernsteingräbereien haben sie vielfach deutlich aufgedeckt, und der bekannte Reichthum der sogenannten Supis, eines schmalen Landstriches weiter nördlich, wie einiger andrer Stellen weiter südlich, gibt den weiteren Beweis ihres Daseins.

Allmählich trat jedoch bei fortschreitender Hebung die ganze, in der Linie des alten Uferrandes erwähnte Sandbarre über den Meeresspiegel empor. Wind und Wellen begannen ihr nie ermüdendes Spiel. Auf dem nur unmerklich langsam steigenden schmalen Sandstreifen bildete der Wind die ersten kleinen Dünenanhäufungen. Immer neuen Sand spülte die Welle zum Strande, wehte der Wind auf die Düne. Kleine Hügel verbanden sich zu Ketten und so entstand aus dem wechselnden Spiel von Wind und Welle stetig wachsend und ineinander verschmelzend im Laufe der Jahrhunderte endlich der auf eine Länge von ohngefähr 11 Meilen wenig unterbrochene hohe Dünenkamm, dessen Höhe die jüngsten Generalstabsmessungen zu durchschnittlich 100 — 150′ ergeben haben, dessen zahlreiche Gipfelpunkte aber fast 200′ erreichen.

Mannichfache, anfangs noch bestehende Unterbrechungen, in denen die Stromwasser abflossen, wurden seichter und seichter und schlossen sich bis auf wenige Stellen gänzlich. Eine Zerstörung der Nehrung war nicht mehr möglich, da neben den Bedingungen ihrer Entstehung die Hebung des Landes an sich dem Nagen der

Digitized by Google

See nicht günstig war, anderntheils der feste Diluvialboden des einstmaligen Ufferrandes bald nahe unter und in der Seeschälung erschien, ja im südlichen Theile schon längst das Meeresniveau bedeutend überragte, überall also die Gewalt der See brach. Die kurische Nehrung hatte den Tilsiter Busen dauernd gegen die Wogen der See geschlossen, das kurische Haff war gebildet.

Ausflüsse desselben in die See, wie wir sie heute mit dem Namen „Tief" bezeichnen, blieben im Ganzen nur fünf, von denen gegenwärtig wieder nur noch das nördlichste, das Memeler Tief besteht. Die übrigen vier (unweit Cranz, südlich wie nördlich von Sarkau und bei Rossitten) versandeten und verwuchsen allmählich gänzlich, wie aus den an den genannten Stellen zurückgebliebenen Teichen und Moorbildungen noch genau verfolgt werden kann.

Aber wir sind auch im Stande, diese zweite Hebung nicht nur in ihren Einzelwirkungen zu erkennen, sondern sie auch in gewissem Grade bestimmt zu messen. Da, wie bereits angedeutet wurde, auch dieser Hebung eine Senkung gefolgt ist, welche sich, wie gleich hinzugefügt werden mag, bis in die jüngste Neuzeit hinein verfolgen läßt, so dürfen wir den zu Ende der Hebungszeit in der scheinbaren oder wirklichen Periode der Ruhe und vor merklarem Eintritt der rückgängigen Bewegung nothwendig ausgebildeten Ufferrand nicht oberhalb des jetzigen Wasserspiegels erwarten. Unter demselben aber zeigt er sich deutlich und unverwischt fast längs des ganzen Ostufers des kurischen Haffes. In einer Entfernung von durchschnittlich 200—300 Ruthen, bis zu welcher Grenze das Haff nur eine Tiefe von 2 und 3′ zeigt, begleitet hier nämlich das ganze Ufer von Memel bis zur Windenburger Ecke ein durch Peilungen nachgewiesener und allen Fischern bekannter Steilabfall des Haffbodens von genannten 3 auf durchschnittlich 9′ Tiefe. Daß dieser Steilrand nicht nur von dem Geognosten als altes Haffufer angesprochen wird, davon kann man sich leicht durch Unterredung mit denkenden Einwohnern überzeugen, am deutlichsten aber spricht dafür die bei den dortigen Litthauern für denselben gebräuchliche Benennung Krantas (d. h. Ufer, Rand). Diese Benennung ist entweder aus unbewußtem richtigen Verständnisse des seines oft überraschend scharfen Denkens halber bekannten Litthauers entstanden, oder wir haben es hier thatsächlich mit einer Ueberlieferung zu thun, und die ehemaligen Vorfahren jener Ufferbewohner haben das alte Ufer als solches noch wirklich gekannt.

Der Fuß des Steilabfalles eines Ufers bezeichnet aber zumeist den höchsten derzeitigen Wasserstand, und da ersterer fast durchweg in 9′ Fuß Tiefe unter dem heutigen mittleren Wasserspiegel sich zeigt, so muß die damalige Hebung des Landes auf mindestens 12′ über das heutige Niveau hinaus bemessen werden.

Ob der Mensch diese Gegenden bereits während dieser Hebung oder auch nur zu Ende derselben in ihrer höchsten und trockensten Lage gekannt hat, dafür fehlen zur Zeit noch die nöthigen Anhaltspunkte. Unwahrscheinlich ist es jedoch gerade nicht, denn seine Spuren finden wir bereits ziemlich früh in der nun folgenden Periode einer abermaligen Senkung des Landes.

Beweis dieser neuen Senkung ist schon in der Beschreibung der alten Steilküste auf dem Grunde des Haffes enthalten, weil an ein lokales Aufsteigen des Wasserspiegels hier überhaupt nicht gedacht werden darf.

Dasselbe beweisen die hier allgemein in den Torfbrüchen noch unter dem niedrigsten Wasserspiegel gefundenen Wälder von in Wurzeln stehenden Stubben, deren abgebrochene Stämme theils wohl erhalten im Torfe daneben liegen, theils, vom Wasser fortgetragen, ihrer Zweige und Aestchen beraubt, sich in den tieferen Schlickablagerungen fast sämmtlicher Flüsse finden.

In vollem Einklange damit stehen ferner die längs der Seeküste der kurischen Nehrung sich findenden untermeerischen Wälder. Diese sind den Fischern wohl bekannt, weil auf solchen Strichen der Küste ein Ziehen des Netzes der aufrecht stehenden Stubben halber unmöglich ist. Ja man kann bei klarer See vom Boote aus deutlich die von den Wellen an ihrem oberen Ende völlig rund geschliffenen Stubben mehrere Ruthen in See hinein auf dem Grunde beobachten.

Doch wenden wir unsere Blicke noch einmal der Ostküste des Haffes zu. Dieselbe war mit ihrem Steilrande allmählich unter Wasser gesunken, und auch die einstmalige Seeschälung, die wir ebenfalls bereits hier kennen gelernt, war so von neuem in den Bereich des Wassers gerathen. Ganz natürlich, daß sie zum Theil zerstört, Sprockholz und Bernstein derselben von der Strömung fortgespült und ins tiefere Haff hineingeführt wurde, wo sich an ruhigeren Stellen beides zugleich mit dem mitgeführten Sande zu Boden senkte und so in den sich bildenden Sandbänken, wie z. B. dem Korningschen Haken bei Schwarzorth, begraben wurde.

Digitized by Google

Der große Bernsteinreichthum der genannten Sandbank hat denn auch seit einer Reihe von Jahren eins der großartigsten Unternehmungen, die Bernsteinbaggerei des Hauses Stantien und Becker zu Wege gebracht, die allein an Pacht dem Staate gegenwärtig alljährlich ca. 30,000 Thaler einbringt.

Die Deltabildung weiter südlich und östlich setzte sich auch während dieser zweiten Senkungsperiode ununterbrochen fort, ja konnte nach dem, was wir oben über die Bedingungen ihrer Bildung gesagt, wieder recht ihren Fortgang nehmen. Einzelne Theile der Niederung, wo diese nicht gleichmäßig mit dem Sinken wuchs, oder zu große Vertiefungen waren, mußten dabei allerdings wieder unter Wasser kommen. Jedenfalls wurden alle Gegenden der Niederung nasser. Eichen und Kiefern starben aus, oder hielten sich nur noch auf den langgestreckten Sandzügen, den Gebirgen, wie der Bewohner der Niederung diese 10 und 20′ hohen Inselchen im schwarzen Moor- oder Schlickboden nennt. Die Else entwickelte sich mehr und mehr, oder es bildeten sich an den tieferen Stellen reine Moosbrüche aus, unter denen wir noch heute die alten Stubben und Stämme finden. Es stellte sich allmählich der Zustand her, in welchem wir heute Haff und Umgebung desselben finden.

Aus altersgrauer Vorzeit wären wir somit bis in die Neuzeit gekommen, und es liegt nahe, zu vermuthen, daß der Mensch, der seit Jahrtausenden bereits diese Gegenden bewohnt, doch wohl auch noch Zeuge, wenigstens des größten Theiles dieser Senkungsperiode gewesen. Es möge hier andeutend hingewiesen werden auf die längs der preußischen und pommerschen Küste noch immer im Munde des Volkes lebenden Sagen von untergegangenen Burgen und Schlössern, ja ganzen Städten (Vineta) und Länderstrecken (Witland). Ein direkter Beweis sind sie eben nicht, aber in Verbindung mit thatsächlichen Beweisen gewinnen sie an Bedeutung.

Die ältesten Spuren des Menschen finden sich hier in den bereits mehrfach in der Tiefe von Torfmooren zwischen den Stubben der alten Waldung gefundenen regelrechten Kohlenstellen. Nach übereinstimmenden Aussagen fanden sich solche in den meisten Mooren dortiger Gegend, wie z. B. im Tyrusmoor, im Berstusmoor, in Theilen der Ibenhorster Forst und in dem cirka 2 Quadratmeilen messenden großen Moosbruch zu Seiten des Nemonienstromes. Die absolut tiefste und somit älteste unter den bekannt gewordenen ist jedenfalls eine Kohlenstelle, die beim Torfstechen 8 — 10′ tief in den Duhnauschen Wiesen unweit des südlichen Haffufers sich fand, mitten zwischen vielen festgewurzelten Stubben. Die Wiese selbst liegt noch keinen Fuß über dem Haffniveau, muß vielmehr durch eine Wasserschöpfmaschine vor fast stetem Ueberstauen geschützt werden. Angenommen, daß die Kohlenstelle von Menschen herrührt — und der mit den übrigen stimmenden Beschreibung nach ist kein Grund zu zweifeln —, so lebten unsre Vorfahren hier zu einer Zeit, wo das Land mindestens 8 — 10′ höher über dem heutigen Wasserspiegel lag. Vorausgesetzt ist dabei noch, daß die alte Waldung hier bereits eine ebenso niedrige und Ueberstauungen beständig ausgesetzte Lage gehabt habe. Da die ohngefähre Größe der Senkung oben auf 12′ bemessen werden mußte, so dürften wir also die Existenz des Menschen in diesen Gegenden, wenn nicht bis in den Beginn, so doch bis kurz nach dem Beginn der Senkungsperiode zurückführen.

Die ältesten Bewohner der Niederung und der Umgegend des Haffes im Allgemeinen hatten zweifelsohne ebenso, ja bei der dichten Bewaldung und Unzugänglichkeit des Landes noch ausschließlicher als in historischer Zeit längs der Flußufer und des Haffes ihre ersten Ansiedelungen gegründet. Kein Wunder, daß bei fortschreitender Senkung des Landes ihre Wohnstätten und gleicherweise ihre Grabstätten auch bald in den Bereich des Wassers geriethen. So erklärt es sich, daß zwischen den zu gleicher Zeit aus der einstigen litthauischen Seeschälung von neuem ausgespülten und in Sandbänken des Haffes wieder abgelagerten Bernsteinmassen fortdauernd auch alter heidnischer Bernsteinschmuck gefunden wird. Die Eimerwerke der Stantien und Beckerschen Bagger in der Nähe Schwarzorths bringen alljährlich eine ganze Anzahl fertiger und noch mehr unfertiger oder bei der Bearbeitung verdorbener Kunstprodukte mit dem rohen Bernstein zu Tage. Ebenso wurden zwei offenbar als Amulette getragene Nachbildungen menschlicher Gestalten oder Götzen gefunden. Daß hier nicht an ein vereinzeltes Verlieren von Bernsteinschmuck gelegentlich der Hafffahrten unsrer Vorfahren zu denken, dagegen spricht einmal die Menge der gefundenen Stücke, zum andern die vielen unfertigen, in dem vorliegenden Zustande, mit meist noch nicht ganz durchgebohrten Löchern, nicht tragbaren Arbeiten und endlich die durch gleiche Bearbeitungsweise bewiesene Gleichaltrig-

Digitized by Google

keit sämmtlicher Funde. Daß andrerseits nur aus Bernstein gefertigte Kunstprodukte, nicht auch andre Spuren menschlichen Fleißes oder menschlicher Gegenwart überhaupt zwischen dem Bernstein im Haffboden gefunden werden, spricht grade dafür, daß die Dinge nicht an Ort und Stelle verloren gegangen sind, sondern vom Wasser herbeigeschwemmt wurden.

Steht es somit fest, daß die Senkung in eine für Preußen jedenfalls schon vorhistorische Zeit zurückreicht, so war sie nicht minder bis in die allerneueste Zeit, zum wenigsten bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin thätig. Die Beweise dafür sind zu mannichfaltig, als daß an ein Aufzählen derselben an dieser Stelle gedacht werden kann. Nur um die Art dieser Beweise anzudeuten, mögen ein paar derselben erwähnt werden. Das Privilegium des unmittelbar am Haff gelegenen Gutes Feilenhof datirt aus dem Jahre 1585; der Garten desselben ist wahrscheinlich erst nach einem großen Brande im siebenjährigen Kriege an der heutigen Stelle angelegt. Längs dieses Gartens ist damals zum Schutze gegen die nagende Schälung des Haffes ein Steinpflaster angelegt worden. Diese Schälung, also der Spiegel des Haffes befindet sich heute aber um ein Bedeutendes höher hinauf, und nur bei einige Zeit herrschendem Landwinde, also niedrigstem Wasserstande, kommt das Pflaster überhaupt noch zum Vorschein. — Im Jahre 1855 brach der Damm am Rußstrome in dem Städtchen gleichen Namens und entstand ein Ausriß von bedeutender Tiefe. Bei der Reparatur desselben zur Zeit des niedrigsten, und zwar in jenem Jahre ungewöhnlich niedrigen Wasserstandes stieß man hier auf ein Bohlwerk, dessen Oberkante beinahe 1½' unter diesem allerniedrigsten Wasserstande lag, während man sich durch das Gefühl überzeugte, daß der an den starken Pfählen regelrecht angenagelte Bohlenverzug noch mehrere Fuß tief hinabreichte. — Solche und ähnliche vernehmlich sprechende Beobachtungen sind mannichfaltig gemacht worden, ja die geologische Frage einer Senkung des Landes in historischer Zeit hat indirekt sogar neuerdi[illegible] preußischen Gerichtshöfen bei Gelegen[illegible]nter fiskalischen Streitsache zur Entscheidung vorgelegen. Es hat sich dabei erwiesen, daß auch in dem südlichen Theile des Haffes ein namhafter Landverlust, nicht durch Abreißen und Fortspülen, sondern durch Uebertreten und dauernde Bedeckung stattgefunden hat, und wurde sogar geltend gemacht, daß einzelne Wirthe der betreffenden Dorfschaft noch heute für Wiesen ihre Abgaben zahlten, die längst Haffboden geworden sind.

Zum Schluß noch wenige Worte über die äußerst nahe liegende Frage: Senken sich jene Gegenden auch gegenwärtig noch, oder heben sie sich vielleicht bereits wieder? Oder aber befindet sich das Land zur Zeit in einem Zustande völliger Ruhe? Eine entscheidende Antwort läßt sich vor der Hand noch nicht geben. Eine vergleichende Zusammenstellung der seit 1811 angestellten officiellen Pegelbeobachtungen schien anfangs auf eine wenige Zoll im Jahrhundert betragende Hebung hindeuten zu wollen; allein einmal waren die vorliegenden Zahlen zu unzuverlässig und andrerseits kommt Herr Oberbaudirektor Hagen, dem wir diese erste vergleichende Berechnung und demnächstige praktische Regelung der heutigen Pegelbeobachtungen verdanken, zu dem Resultate, daß die geringen durch dieselben angedeuteten konstanten Aenderungen in der Höhe des Meeresspiegels sehr wohl namentlich durch das zufällige Vorherrschen gewisser Winde erklärt werden können und weder für eine Hebung, noch eine Senkung der Küste bis jetzt beweisend sind. Erst wenn sich die jetzt geregelten Beobachtungen über einige weitere Jahrzehnte ausgedehnt haben werden, wird man die Resultate, zu denen sie führen, als entscheidend ansehen können. Bis dahin sind wir wie bisher auf anderweitige lokale, vielfach zufällige Beobachtungen hingewiesen, und da muß konstatirt werden, daß keine derselben in der in Rede stehenden Gegend auf eine Hebung hindeutet, während andrerseits die starken und ununterbrochen alljährlich stattfindenden Uferabbrüche, sowohl an der See wie am Haff, vielleicht auch das Feuchterwerden der tieferen Niederung, gar sehr für das Gegentheil sprechen und wir vorab nicht berechtigt sind, einen Stillstand der bisherigen äußerst langsamen und daher in kurzen Zeiträumen gar nicht bemerkbaren Senkung anzunehmen.

G. Berendt.

Neue Bücher.

Eis und Schnee, Ueber. Die höchsten Gipfel der Schweiz und die Geschichte ihrer Besteigung. Von G. Studer. 2. Abth. Walliser Alpen. Bern, Talp.

Krystallographie, Die Elemente der, von J. Martius-Mahdorff. Braunschweig, Vieweg.

Oberschlesien, Geologie von, von F. Römer. Mit Atlas. Breslau, Mälzer.

Rheinprovinz und Westphalen, Erläuterungen zur geologischen Karte der, von H. v. Dechen. Bonn, Henry.

Staßfurther Steinsalz-Ablagerung und die dortige Kali-Industrie. Von C. Reinwarth. Dresden, Schönfeld.

Digitized by Google

Kriegswesen.

Militärische Beschreibung des Feldzuges 1870. VI. Die Kapitulation von Sedan. Es galt nach der Schlacht bei Gravelotte nicht nur die Einnahme von Metz, sondern auch die Verfolgung des Operationsplans gegen Paris.

Zu diesem letztern Zwecke wurden von der bisherigen ersten und zweiten Armee drei Corps, das Gardecorps, das IV. und das XII. Corps, abgetrennt und nebst der 5. und 6 Kavalleriedivision als vierte Armee unter das Kommando des Kronprinzen von Sachsen gestellt. Diese Armee sollte mit der dritten Armee kombinirt operiren, während unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl die übrigen acht Armeecorps, verstärkt durch die Reservedivision Kummer, nebst der 1. und 3. Kavalleriedivision und der 3. Reservekavallerie-Brigade als Cernirungsarmee von Metz zurückblieben.

Die Armee des Kronprinzen von Preußen, zu welcher nunmehr auch das VI. Armeecorps (General von Tümpling) gestoßen war, hatte während der Schlachten bei Metz die Operationen der ersten und zweiten Armee gegen eine etwaige Beunruhigung von Seiten der Armee des Marschalls Mac Mahon gedeckt und bega nn nach der Schlacht bei Gravelotte den Vormarsch auf Paris, welchem der Wahrscheinlichkeit nach Mac Mahon sich widersetzen mußte.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war am 17. August von Luneville nach Nancy verlegt worden, die Avantgarde, die Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht von Preußen, hatte am 16. die Maas überschritten, die Infanterie des V. und XI. Armeecorps war am 17. gegen diesen Fluß vorgerückt und am 19. und 20. war von der ganzen dritten Armee die Maas passirt worden, nachdem zuvor am Schlachttage von Gravelotte ein Ruhetag gehalten war. Der Marsch ging auf Bar le Duc.

Am 20. begab sich der Kronprinz von Nancy aus in das große Hauptquartier zu einer Besprechung mit dem Könige, seinem Vater, am 21. verlegte er sein Hauptquartier nach Bancouleurs.

Ein bedeutendes Hemmniß auf der geraden Linie nach Châlons, dem nächsten Ziel der Operationen, weil dort eine Armee unter Mac Mahon vereinigt ward, war die Festung Toul. Sie hatte die Aufforderung zur Uebergabe zurückgewiesen, den Angriff eines Detachements vom IV. Armeecorps am 16. August abgeschlagen und ward zunächst von einer Brigade des II. Bayerischen Corps beobachtet.

Von Bancouleurs ward das Hauptquartier der dritten Armee am 23. nach Ligny verlegt.

Die Armee des Kronprinzen von Sachsen trat ebenfalls den Vormarsch gegen Châlons an, und zwar am 22. August von Metz aus. Sie hatte gleich der dritten Armee den Auftrag, Mac Mahon aufzusuchen, und marschirte auf denselben Straßen nach Verdun, welche Bazaine vergeblich zu benutzen versucht hatte. Gegen diese Festung wurde am 23. ein überraschender Angriff versucht, welcher jedoch keinen Erfolg hatte. Das Sächsische Armeecorps ging mit der 23. Infanteriedivision auf der Straße Etain-Verdun, mit der 24. Infanteriedivision und der Corpsartillerie auf der Straße Fresnes-Verdun vor. Die Avantgarde der 23. Division, das Schützenregiment Nr. 108, setzte sich mit großer Bravour in Besitz des Faubourg-le-Pané und hielt ihn trotz des Feuers aus den Festungswerken besetzt, während die Artillerie die Befestigungen und die Stadt selbst lebhaft beschoß.

Verdun war jedoch vertheidigungsfähig, hinlänglich besetzt und zeigte Geschütze schweren Kalibers. Die Uebergabe ward auf das Entschiedenste verweigert und das XII. Corps gab den Angriff, welcher nur durch Ueberraschung hätte glücken können, auf und überschritt die Maas ober- und unterhalb Verdun, die 47. Infanteriebrigade zur Beobachtung der Festung zurücklassend.

Am 25. August war die vierte Armee bis Clermont-en-Argonne vorgerückt, das Hauptquartier der dritten Armee befand sich schon am 24. in Bar le Duc. Die französische Armee im Lager von Châlons mußte durch diese beiden Armeen, über welche der König selbst das Oberkommando führte, von zwei Seiten angegriffen werden, falls sie sich noch dort befand. Aber schon am 23. August traf im Hauptquartier der dritten Armee in Ligny die überraschende Meldung ein, Mac Mahon habe Châlons geräumt. An diesem Tage war der König in Ligny eingetroffen und hatte am Abend sein Hauptquartier nach Bar

Digitized by Google

le Duc verlegt. Die deutsche Heerführung war in vollständiger Unkenntniß der Richtung, nach welcher die französische Armee sich gewandt habe, und es wurden zwischen den Generalstabschefs von Moltke und von Blumenthal die verschiedenen Möglichkeiten erwogen. Die größere Wahrscheinlichkeit war dafür, daß Mac Mahon seine Armee nicht für befähigt gehalten habe, die Stellung von Châlons zu vertheidigen, und daß er sich nach Paris zurückgezogen habe, um eine vortheilhaftere Stellung oder sonst günstigere Bedingungen und Aussichten für eine große Schlacht zu erlangen.

Beide Armeen sollten daher vorläufig im Vormarsch auf denselben Linien bleiben.

In der That war die französische Armee zu einer Operation bestimmt worden, welche die deutsche Heerführung nicht voraussetzen konnte.

Immerhin bleibt es auffallend, daß die Fühlung zwischen den deutschen Armeen und der Armee Mac Mahons so vollständig verloren war, wie es andererseits als eine vorzügliche Leistung der französischen Eisenbahndirektionen anzuerkennen ist, daß sie eine so große Armee in Châlons hatten vereinigen und von dort so schnell hatten fortführen können.

Der Marschall Mac Mahon hatte die Trümmer seiner bei Wörth geschlagenen Armee mit dem 5. Corps, welches von Bitsch retirirt war, und dem 7. Corps, welches zu Beginn des Krieges in Belfort stand, während der Schlachten bei Metz im Lager von Châlons vereinigt, und es war dort auch das 12. Corps neu gebildet worden.

Das 1., 5. und 7. Corps hatten ungefähr den Bestand wieder erlangt, welchen sie zu Beginn des Krieges gehabt hatten; die Regimenter waren durch zahlreiche Abtheilungen junger Soldaten der Reserve und der zweiten Kategorie des Kontingents, sowie durch Rekruten des Jahrgangs 1869 kompletirt worden.

Das 7. Corps hatte allerdings nur eine Kavalleriebrigade, da die andere, wie früher bereits erwähnt, in Lyon geblieben war.

Das 12. Corps war zusammengesetzt aus: 1 Division Linieninfanterie (den 4 Linienregimentern, welche an der spanischen Grenze gewesen waren); 1 Division, welche aus 3 Linienregimentern und 4 Marschregimentern bestand, und 1 Division Marineinfanterie, 12,000 Mann stark. Außerdem ward dem Corps die Kavalleriedivision Fénélon und eine Artillerie von 15 Batterien zugetheilt.

D..3 Corps bestand also ganz aus regulären Truppen; die Mobilgardedivision, welche sich anfänglich auch im Lager von Châlons befand, war unter Kommando des Generals Trochu nach Paris gesandt worden.

Ordre de bataille des zwölften französischen Corps.

Kommandant en Chef: Lebrun, Divisionsgeneral.
Generalstabschef: Greley, Brigadegeneral.

Divisionen.	Brigaden.	Regimenter.
1. Inf.-Div. General Grandchamp.	1. Brig. General Cambriels.	Marschbat. Jäger. 22. u. 34. Linien-R.
	2. Brig. General de Villeneuve.	58. u. 79. Linien-R.
2. Inf.-Div. General Lacretelle.	1. Brig. General Bernier.	14., 20. u. 30. Linien-R.
	2. Brig. General Marquisan.	2. u. 4. Marsch-R.
3. (Marine-) Inf.-Div. General de Wassoigne.	1. Brig. General Reboul..	1. u. 2. Marineinf.-R.
	2. Brig. General Martin de Paillières.	3. u. 4. Marineinf.-R.
Kav.-Div. General Fénélon.	1. Brig. General Savaresse.	1. u. 7. Lanciers-R.
	2. Brig. General de Béville.	5. u. 6. Kür.-R.

Außerdem ward eine neue Reservekavalleriedivision gebildet und der Armee des Marschalls Mac Mahon zugetheilt, welche folgendermaßen zusammengesetzt war:

Division.	Brigaden.	Regimenter.
1. Reservekav.-Div. Brigadegeneral Margueritte.	1. Brig. General Tilliard.	1. Husaren-R. u. 6. Chasseur-R.
	2. Brig. General Margueritte.	1., 3. u. 4. R. Chasseurs d'Afrique.

Zu diesen Eintheilungen ist zu bemerken,

1) daß die Brigade Bernier der 2. Infanteriedivision ursprünglich zum 6. Corps gehörte und von diesem bei Frouard durch die Umgehung der deutschen zweiten Armee abgeschnitten worden war. Sie hatte sich nach Châlons begeben;

2) daß die Regimenter der Kavalleriedivision Fénélon und der Brigade Tilliard der Reservekavalleriedivision Margueritte gleichfalls zum 6. Corps gehörten, aber beim Abmarsch dieses Corps nach Metz zurückgeblieben waren und dasselbe später nicht mehr erreichen konnten;

3) daß das 1. und 3. Regiment Chasseurs d'Afrique zur Eskorte des Kaisers am 16. August gehört hatten und nicht nach Metz zurückgesandt waren.

Die Armee des Marschalls bestand also

Digitized by Google

aus 4 Corps und 2 Reservekavalleriedivisionen (der neu formirten Division Margueritte und der Division Bonnemain, welche seit Wörth dem Marschall unterstellt war).

Das 1. Corps,	Ducrot,	zählte	40,000	Mann.
„ 5. „	de Failly,	„	25,000	„
„ 7. „	Douay,	„	30,000	„
„ 12. „	Lebrun,	„	45,000	„
		zusammen	140,000	Mann.

Diese Armee besaß über 400 Feldgeschütze.

Die Verwendung dieser Streitmassen bildete jedoch einen Streitpunkt der politischen Parteien, und die öffentliche Meinung ward mehr berücksichtigt als die Regeln der Strategie.

Obwohl der Kaiser Napoleon sich seit dem 18. August bei dieser Armee befand und noch Oberhaupt des Staates war, redete doch der Kriegsminister Cousin Montauban, Graf von Palikao, in Paris das entscheidende Wort, und es ward nach vielem Schwanken entschieden, daß der Marschall sich nach Norden wenden solle, um auf weitem Umwege, gestützt auf die an der belgischen Grenze liegenden Festungen, nach Metz zu gelangen und Bazaine zu entsetzen.

Diesen Plan hätte nur der Erfolg vor dem Vorwurf der Tollheit retten können.

Einmal war dies die einzige Armee, welche Frankreich augenblicklich im freien Felde hatte, und es ward der Hauptstütze längern Widerstandes, der Festung Paris, die Hälfte ihrer Bedeutung dadurch genommen, daß man die Verbindung der Armee mit Paris aufgab, dann aber war die Armee an und für sich durchaus unfähig, einen solchen Plan durchzuführen. Es hätte hiezu sehr beweglicher und marschfähiger, vorzüglich disciplinirter und abgehärteter Truppen bedurft, und die Armee ermangelte aller dieser Eigenschaften. Dazu sollte die Unternehmung einem Feinde gegenüber ausgeführt werden, welcher in jeder Hinsicht überlegen war. Niemals ist wohl ein Operationsplan mit weniger Aussicht auf Erfolg unternommen worden.

Die Mobilgarden, welche sich sehr unleuksam und meuterisch gezeigt hatten, waren, wie oben erwähnt, von Châlons aus nach den Lagern von St. Maur und Vincennes zurückgesandt worden; die Armee, welche am 21. August von Châlons nach Rheims in Bewegung gesetzt ward, schildert eine französische Quelle*) folgendermaßen:

„Das 1. Corps, größtentheils aus afrikanischen Regimenteen gebildet, hatte bei Wörth Beweise einer heldenmüthigen Tapferkeit gegeben und war nur durch eine erdrückende Ueberzahl des Feindes besiegt worden. Lebhaft durch die Niederlage und die zermalmende Wirkung der preußischen Artillerie beeinflußt, hatten diese Truppen schlechte Eigenschaften vom Schlachtfelde mitgebracht, welche durch den Rückzug nach Châlons, durch lange ununterbrochene Märsche und durch materielle Entbehrungen noch gesteigert worden waren. Marschall Mac Mahon verbarg sich nicht, daß es gut gewesen wäre, ihnen Ruhe und Zeit zu geben, um Körper und Geist erholen zu können, ehe sie noch einmal ins Feuer geführt worden wären. Es waren dies unsere ältesten Truppen, von all dem Ruhm umgeben, welcher sich mit Recht bis jetzt von den afrikanischen Soldaten nicht trennen wollte, und sie hatten ihren Ruf vollständig gerechtfertigt. Es war daher doppelt zu befürchten, daß gerade diese Soldaten der übrigen Armee das Beispiel der Entmuthigung gäben.

„Das 5. Corps hatte diese Wirkung hauptsächlich schon verspürt. Es war durch schleunige Märsche erschöpft, welche es von Bitsch durch die Vogesen über Neufchateau und die obere Marne bis ins Lager von Châlons gemacht hatte. Es hatte ohne zu kämpfen einen Theil seines Materials und fast seine ganze Bagage verloren und bot einen solchen Anblick der Ermüdung und Desorganisation dar, daß man die lebhaftesten Befürchtungen haben mußte.

„Das 7. Corps, dessen verspätete Organisation kaum beendet war, hatte freilich nicht dasselbe durchgemacht wie die beiden vorhergehenden, aber in Folge eines langen Rückmarsches von Belfort nach Châlons ließ die Solidität dieses Corps gar viel zu wünschen übrig.

„Was das 12. Corps anbetrifft, so war es ganz neu gebildet und enthielt Elemente von ganz verschiedenem Werthe. Die 1. Division war aus ganz neuen Regimentern zusammengesetzt, auf die man mit Recht zählen konnte; die 2. bestand aus 4 Marschregimentern, welche aus den vierten Bataillonen mit unvollständigen Stämmen gebildet waren, und aus Soldaten, die nie ein Gewehr abgefeuert hatten.

„Die 3. Division endlich bestand aus 4 Regimentern Marineinfanterie, welche sich bei Sedan tapfer geschlagen haben, aber welche, wenig an lange Märsche gewöhnt, den Weg mit Maroden übersäeten. — So waren die Truppen beschaffen,

*) „Die Ursachen der Kapitulation von Sedan", welche Napoleon III. zugeschrieben wird.

Digitized by Google

denen man die Ausführung eines der kühnsten und schwierigsten Feldzugspläne übertragen hatte."

Die Wahrnehmungen auf deutscher Seite im fernern Verlauf des Krieges haben die Richtigkeit obenstehender Kritik, abgesehen von den Schmeicheleien, mit welchen sie verbrämt ist, bestätigt.

Der Marschall Mac Mahon erklärte, als ihm von Paris aus zuerst das Ansinnen der Unternehmung auf Metz gestellt ward, unter Darlegung der Unklugheit eines solchen aussichtslosen Versuchs, er könne seine Truppen dieser Gefahr nicht aussetzen, und führte, da er die Stellung von Châlons für unhaltbar hielt, die Armee am 21. nach Rheims. Von hier aus konnte er sie sowohl nach Paris als auch nach Soissons zur Flankenstellung gegen einen nach Paris vorrückenden Feind werfen.

Der Kaiser begleitete die Armee nach Rheims.

Aber der Befehl zum Entsatz von Metz ward von Paris aus wiederholt, und der Marschall entsagte seinem Ruf als tüchtiger Feldherr, indem er diesem Befehl nachkam.

Am 23. brach daher die Armee von Rheims wieder auf und bewegte sich in nordöstlicher Richtung weiter. Der Marsch sollte mit großer Schnelligkeit ausgeführt werden, denn Schnelligkeit war die erste Bedingung des Gelingens; aber kaum war ein Tagesmarsch zurückgelegt und hatte sich die Armee an der Suippe, in Bethniville, aufgestellt, als die Schwierigkeit der Proviantirung den Marschall zwang, sich der Eisenbahnlinie zu nähern. Er ließ eine Bewegung seines linken Flügels ausführen und kam am 24. in Rethel an, um hier seine Truppen für mehrere Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Die Vertheilung derselben währte den ganzen 25. August.

Von Rethel wurde dann das Hauptquartier nach Tourteron verlegt.

Hier ward der kaiserliche Prinz der großen Gefahren der Expedition wegen vom Hauptquartier entfernt und nach Mézières geführt, während der Kaiser der Armee beharrlich folgte.

Am 27. langte die Armee bei Chênepopuleux an. An diesem Tage trafen aber bereits die Vortruppen der Corps de Failly und Douay mit den Vortruppen der Armee des Kronprinzen von Sachsen zusammen; es kam zu einem Kavalleriegefecht bei Busancy.

Jetzt mußte es dem Marschall klar werden, daß sein Unternehmen verfehlt sei, daß das Aufgeben seiner Operationsbasis, sein Flankenmarsch Angesichts des überlegenen Feindes die natürliche Folge gehabt hatte, den Feind zum Angriff auf seine rechte Flanke einzuladen, ohne daß die Aussicht vorhanden war, nach Metz zu gelangen. Es war durchaus keine Aussicht vorhanden, überraschend bei Metz erscheinen zu können, wenn schon hier ein Widerstand derjenigen Armee fühlbar ward, welche heimlich umgangen werden sollte.

Die Armee des Kronprinzen von Sachsen hatte noch am 25. ihren Vormarsch gegen Châlons fortgesetzt, obwohl von den vorausziehenden Kavalleriedivisionen bereits die Meldung eingegangen war, Châlons sei unbesetzt gefunden. Die Möglichkeit berücksichtigend, daß Mac Mahon der belgischen Grenze entlang Metz erreichen wolle, obwohl dies für unwahrscheinlich galt, versäumte man nicht, durch ein seitwärts entsandtes Detachement die Eisenbahn zwischen Mézières und Thionville zerstören zu lassen.

An diesem Tage hatte die Armee des Kronprinzen von Preußen die kleine Festung Vitry le français ohne Widerstand seitens der Besatzung eingenommen, einen wichtigen Punkt für die Verbindung zwischen Nancy und Paris, da die Festung den Uebergang über die Marne und die Eisenbahn sperrt. Das Hauptquartier des Königs befand sich in Commercy.

Vielleicht durch die Indiskretion einer französischen Zeitung, wie behauptet wird, wahrscheinlicherweise aber eher schon durch Recognoscirungen ward jetzt die neue unerwartete Marschrichtung der französischen Armee in Erfahrung gebracht, und es erging noch in der Nacht vom 25. — 26. an beide Armeen der Befehl, sofort eine jede für sich rechts zu schwenken, in nördlicher Richtung weiter zu marschiren und dem Feinde auf seinem Wege nach Metz entgegenzutreten.

Die dritte Armee trat diese Bewegung am 26. von Vitry aus über St. Ménehould und Suippes an, die Maasarmee (vierte Armee, des Kronprinzen von Sachsen) schwenkte bei Clermont an diesem Tage Hauptquartier des Königs, und erreichte am Abend mit dem linken Flügel, dem XII. Armeecorps, Varennes, mit dem rechten Flügel, dem IV. Armeecorps, Fleury auf dem rechten Maasufer, während rückwärts im Centrum das Gardecorps bei Dombasle an der Straße Verdun-Clermont kam. Die Kavallerie war nordwärts weit vor-

Digitized by Google

geschoben und entdeckte bei Vouziers feindliche Lager.

Am 27. ward auch das XII. Armeecorps über die Maas gezogen, damit diese wichtige Linie hauptsächlich an den Punkten Dun und Stenay gegen etwa von Westen kommende französische Angriffe auf das Entschiedenste behauptet werden könne. Auch von der Cernirungsarmee um Metz wurden das III. und IX. Corps in Front nach Etain gegen Nordwesten aufgestellt, um einem etwaigen Durchbruche der französischen Armee zwischen der Maasarmee und der belgischen Grenze zu begegnen. Das XII. Armeecorps erreichte an diesem Tage Dun und bivouakirte in der Nähe der ausgesuchten Defensivpositionen.

Nur die 2. Kavalleriebrigade stieß während einer Rekognoscirung bei Buſancy auf 6 Eskadrons des 12. Chasseurregiments. Die 1. und die halbe 5. Eskadron des 3. Reiterregiments kamen hierbei zur Attake, während das Feuer der reitenden Batterie Zenker den Feind zum Zurückweichen nöthigte. Der Kommandeur des Chasseurregiments ward gefangen genommen. Dies Gefecht bestätigte die Annahme, daß der Feind bei Vouziers und nördlich davon stände, und in Folge dessen setzten das IV. und das Gardecorps ihren Marsch am 28. auf Buſancy und Vouziers fort, während das XII. Armeecorps bei Dun in Position blieb.

Das königliche Hauptquartier blieb noch in Clermont.

Die dritte Armee hatte vom 26. an ihren Vormarsch nach Norden fortgesetzt, so daß sie auf die rechte Flanke des Feindes stoßen mußte, während die Maasarmee ihm in der Front entgegenrückte.

Das kronprinzliche Hauptquartier befand sich am 28. in St. Ménehould. Die Armee war also ihres längern Marsches wegen im Vergleich zur Maasarmee noch zurück, und es durfte die letztere zur Ermöglichung einer gemeinsamen Aktion nur langsam avanciren.

Am 28. waren die französischen Vortruppen vor der 4. Kavalleriedivision zurückgewichen, das Hauptquartier des Marschalls Mac Mahon ward an diesem Tage nach Stonne verlegt. Wider seinen Willen führte der Marschall diese Bewegung aus. Das Zusammentreffen mit den Sachsen bei Buſancy am Tage vorher hatte ihn über das Vergebliche seiner Unternehmung belehrt, und er hatte umkehren wollen. Schon waren die Dispositionen zum Marsche nach Westen getroffen, aber in der Nacht auf den 28. traf der bestimmteste Befehl aus Paris ein, den Marsch nach Metz fortzusetzen.

Die Verzögerungen, welche durch diese Aenderungen entstanden, machten eine Konzentrirung der Armee bei Stonne am 28. unmöglich.

Der Marschall beschloß, nach Stenay und von dort nach Montmédy zu gelangen; aber schon stand der Feind in der erstern der beiden Städte. Die deutschen Armeen bewegten sich schnell, während die französische Armee in sechs Tagen nur 25 Lieues zurückgelegt hatte. Das Hauptquartier ward am 29. nach Raucourt verlegt, und die Armee begann bei Mouzon den Uebergang über die Maas. Am 29. Abends passirte das Corps Lebrun den Fluß, und in den Morgenstunden des 30. sollten die andern Corps passiren. Die Generale de Failly und Douay sollten mit ihren Truppen bis zuletzt am linken Ufer bleiben, um den Uebergang gegen die heranrückenden Deutschen zu decken und dann selbst hinüberzugehen.

Deutscherseits mußte der Fall ins Auge gefaßt werden, daß der französische linke Flügel seine Rückzugslinien gegen die belgische Grenze hin ausdehnen, vielleicht selbst im Uebertritt auf das belgische Gebiet seine Rettung suchen könne; es ward daher beschlossen, den Feind auf dem Terrain zwischen den Ardennen und der Maas zum Kampfe zu zwingen.

Die Armeen der Kronprinzen von Preußen und Sachsen, nunmehr unter dem Befehl des Königs zu Einer Armee vereinigt, waren am 29. in folgender Weise im Anmarsch:.

Von der dritten Armee war bereits am 27. das I. Bayerische Corps über Vouziers hinaus auf der Straße nach Stenay bis Bar und Buſancy vorgeschoben; dasselbe marschirte nun auf Sommauthe in die feindliche Front bei Beaumont und trat in Verbindung mit dem IV. Armeecorps, dem linken Flügel der vierten Armee. Das II. Bayerische Corps folgte dem ersten. Das V. Armeecorps marschirte von Brigenay und Authe auf Pierremont und Oches und bildete dergestalt einen Theil des linken Flügels. Die Württemberger nahmen die Richtung über Chatillon auf Chêne-populeux. Das XII. Armeecorps marschirte ebenfalls auf diesen Punkt zu, nahm den Marsch jedoch über Vouziers und Quatrechamps, links von den Württembergern, eine Seitenkolonne des XI. Corps sollte Boncq an der Aisne besetzen. Das VI. Armeecorps hatte die Aufgabe, nach Vouziers nachzurücken. Die 5. Kavalleriedivision sollte

Digitized by Google

sich westlich dem Orte Chêne-populeux vorlegen, indem sie sich auf Tourteron dirigirte, die 4. Kavalleriedivision sollte dem XI. Corps bis Quatrechamps folgen und dann auf Chatillon abschwenken, die 6. Kavalleriedivision auf Semuy vorgehen und ihre Vorposten bis Bouvellemont vorschieben, indem sie die Richtung gegen Mézières einschlüge. Die 2. Kavalleriedivision sollte gegen Buzancy halten.

Die Kavallerie erhielt Befehl, mit dem Feinde Fühlung zu behalten, aber keinen ernsthaften Kampf zu engagiren, da die Infanterie noch zu weit zurück war.

Der Kronprinz von Sachsen erhielt am Morgen des 29. die Weisung, seine Armee auf dem linken Ufer eine Defensivstellung zwischen Aincreville und Landres nehmen zu lassen und die Maas von Dun bis Stenay zu beobachten. Das XII. Armeecorps kehrte demzufolge vom rechten auf das linke Ufer zurück, links von demselben nahm das Gardecorps Stellung, das IV. Armeecorps bildete den linken Flügel; die Gardekavallerie und die Sächsische Kavalleriedivision rekognoscirten gegen Oches und Beaumont.

Gefecht bei Nouart. Als das XII. Armeecorps gegen Nouart vorging, fand die Avantgarde, die 46. Infanteriebrigade, um Mittag die Höhen hinter diesem Ort vom 5. französischen Corps besetzt. Die Sachsen griffen sofort an und nahmen nach längerm Widerstande der Franzosen gegen Abend die Höhen. Zugleich ward von der Kavallerie die Meldung überbracht, daß eine andere feindliche Truppenmasse nordöstlich von Nouart, bei Fossé, aufgestellt sei. Der Kronprinz ließ die Truppen Bivouaks beziehen und schlug sein Hauptquartier in Baricourt auf. Das Dorf Boncq auf dem linken Flügel, von Infanterie besetzt, war an demselben Abend von zwei abgesessenen Husarenesladrons erstürmt worden.

Es waren alle Vorbereitungen getroffen, die isolirte Armee Mac Mahons zu vernichten.

Die schwierige Aufgabe einer Frontveränderung und der Aufmarsch beider Armeen in der rechten Flanke war trotz der weiten Entfernungen, trotz der zum Theil sehr schlechten Kommunikationen mit überraschender Schnelligkeit und Sicherheit vollständig gelöst.

Treffen bei Beaumont. Am Morgen des 30. August war der strategische Aufmarsch der vierten und dritten Armee in einer Linie von etwa 4 Meilen Ausdehnung so weit vollendet, daß an diesem Tage beide Armeen, die vierte auf dem rechten, die dritte auf dem linken Flügel, in ziemlich gleicher Höhe in nordöstlicher Richtung zum Angriff vorgehen konnten.

Mac Mahon hatte für diesen Tag den drei Corps, welche noch auf dem linken Maasufer sich befanden, Befehl ertheilt, um jeden Preis die Maas zu überschreiten. Das 5. Corps sollte auf Mouzon marschiren, das 7. auf Villers, das 1. auf Remilly.

General Margueritte sollte den Marsch vorwärts gegen Mouzon und Carignan decken. General Bonnemain dem 1. Corps folgen.

Die französische Armee ward jedoch inmitten ihres Ueberganges über die Maas festgehalten, obwohl hauptsächlich nur das de Failly'sche Corps auf dem linken Ufer engagirt wurde.

Das Hauptquartier des Königs war in der Nacht vom 29. auf den 30. in Grandpré, das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen in Cenuc.

Am Morgen des 30. August um 10 Uhr brach die Armee des Kronprinzen von Sachsen zum Vormarsch gegen Beaumont auf. Das IV. Armeecorps bildete den linken, das XII. Armeecorps den rechten Flügel, das Gardecorps blieb in einer Reservestellung bei Nouart. Die beiden Corps der ersten Linie rückten in vier Kolonnen, jede aus einer Division bestehend, vor, Kavallerie zur Aufklärung des Terrains vor der Front und auf den Flanken.

Ihnen gegenüber lagerten die Truppen des Generals de Failly in einer leicht zu vertheidigenden Stellung, nämlich auf waldigen Höhen vor Beaumont, welche das Thal der Maas beherrschen. Eine Division lag nördlich, die andere südlich der Stadt; das Corps hatte merkwürdiger Weise, obwohl es am Tage vorher bei Nouart im Kampfe gestanden hatte und den Feind in der Nähe nicht wohl ignoriren konnte, doch keinerlei Sicherheitsatmosphäre gezogen. Die französischen Truppen bivouakirten trotz der Gefährlichkeit ihrer Lage ganz ohne Vorposten.

Die Rekognoscirungen der vierten Armee hatten zur Kenntniß des Kronprinzen von Sachsen gebracht, daß die zunächst stehende Division des Corps de Failly in größter Sorglosigkeit im Begriff sei abzukochen. Die Kolonnen wurden daher möglichst verdeckt und ungesehn an das französische Lager herangeführt, eine Batterie rasch auf Schußweite angefahren, und es gelang, ein überraschendes Granatfeuer auf das Lager zu eröffnen, welchem der Angriff der beiden Infanterie-Divisionen des IV. Armeecorps unmittelbar folgte. Die Fran-

Digitized by Google

zosen ließen Zelte und sonstige Lagergeräthschaften, ihre Kochkessel und Alles, was sie an schleuniger Flucht hätte verhindern können, im Stiche und liefen in der größten Verwirrung davon.

Freilich gelang es ihren Führern, sie in einiger Entfernung aufzuhalten, aber sie waren nur zu kurzem Widerstande befähigt und retirirten rasch nach Beaumont, wo sie von dem übrigen Theil des Corps de Failly und dem Corps Douay aufgenommen und unterstützt wurden, so daß sich nunmehr ein heftiger Kampf entwickelte, zu welchem auch noch eine Brigade des Corps Lebrun vom rechten Maasufer wieder zurückgeführt ward.

Doch die 7. Preußische Division unter Kommando des Generallieutenants von Schwarzhoff, unterstützt von der 8. Division unter Generallieutenant von Schöler, nahm die Stadt und zwang den Feind zum Rückzuge gegen Mouzon.

Die Arrièregarde der Franzosen vertheidigte mit großer Hartnäckigkeit noch das Gehölz von Givodeau nördlich von Beaumont und erleichterte hierdurch den Rückzug an die Maas. Doch ward auch dies Gehölz schließlich genommen.

Noch einmal leisteten die Franzosen alsdann vor Mouzon Widerstand auf den Höhenzügen des rechten Ufers. Sie hatten eine zahlreiche Artillerie in Position gebracht und führten eine Zeitlang ein sehr lebhaftes Feuer. Hier kam nur der rechte Flügel der Maasarmee, das Sächsische Corps, noch zur Betheiligung am Kampf.

Während das IV. Armeecorps, auf dem linken Flügel durch eine Bayerische Brigade vom Tannschen Corps unterstützt, in der Front angriff, geschah der Vormarsch der Sachsen von Nouart aus über Lanneville durch den Forêt de Dieulet auf Beaumont. Im Augenblick des Vordringens gegen Mouzon gelangte dann die 45. Infanteriebrigade (Leib- und 2. Grenadierregiment) mit dem Schützenregiment zur Aktion und erreichte bei lebhaftem Nachdrängen mit ihren Spitzen Villemontry.

Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende, welcher zahlreiche Siegesbeute in deutsche Hände geliefert hatte.

Ueber 3000 Gefangene, 19 Geschütze, 8 Mitrailleusen und ein bedeutendes Kriegsmaterial, darunter viele Wagen, wurden gezählt. Der Verlust der Deutschen belief sich beim IV. Armeecorps auf 2000 Mann an Todten und Verwundeten, beim Sächsischen Corps auf 400—500 Mann. Der Verlust der Bayern war gering.

Die Armee des Kronprinzen von Preußen rückte an diesem Tage von Süden gegen Oches heran, auf dem rechten Flügel die Bayern, im Centrum das V. Corps und auf dem linken Flügel die Württemberger sowie das XI. Corps, und in Reserve des linken Flügels das VI. Corps. Diese Armee stieß auf das französische 7. Corps.

Genau um Mittag fielen die ersten Kanonenschüsse. Sie kamen von den Vorbergen jenseits des Dorfes Oches, wo französische Artillerie Stellung genommen hatte, und waren gegen Geschütze gerichtet, welche seitens der dritten Armee auf den Höhen hinter Busancy aufgefahren wurden. Da die Entfernung beinahe 5000 Schritt betrug, blieb das Feuer der Franzosen wirkungslos. Auch war es offenbar französischerseits auf einen ernsten Widerstand hier nicht abgesehen, da sie sofort, als vom linken Flügel aus deutsche Kavallerie gegen Oches vorging, ihre Position aufgaben und sich nach Stonne zurückzogen, indem sie dem Höhenzuge folgten, welcher sich hinter Oches erhebt.

Der Kronprinz war mit dem Stabe und der Suite über Busancy hinaus vorgegangen und hatte seinen Observationspunkt an derselben Stelle genommen, auf die der Feind kurz vorher seine Kanonade gerichtet. Man glaubte anfangs, daß die Franzosen versuchen würden, sich in Stonne zu behaupten. Doch General Douay befolgte durch diesen Rückzug genau die Befehle des Marschalls, welche den Uebergang über die Maas als Hauptzweck hinstellten.

Es wurden sofort Dispositionen getroffen, den Feind im Süden, Südwesten und Südosten mit einem Halbkreise zu umgeben, dessen Endpunkte zangenförmig immer weiter nach Norden vorgreifen und den Feind umfassen sollten.

Die numerische Ueberlegenheit der Deutschen berechtigte vollständig zu diesem Plane, dessen Endzweck war, die ganze französische Armee zu vernichten oder gefangen zu nehmen, falls dieselbe nicht sofort sich beeilte, nach Norden auf belgisches Gebiet überzutreten.

Die deutschen Armeen zusammen zählten 250,000 Mann mit 800 Geschützen. Mit einer sehr zahlreichen Kavallerie versehen (vier selbstständige Kavalleriedivisionen waren der dritten Armee zugetheilt worden), blieben sie der französischen Armee unmittelbar auf den Fersen und hielten sie in beständiger Gefahr, nach

Digitized by Google

rückwärts gegen einen überraschenden Angriff Front machen zu müssen.

Der 31. August. Die deutschen Armeen hatten nach dem siegreichen Treffen von Beaumont in der ungefähren Linie Raucourt-Villemontry bivouakirt. Das Hauptquartier des Königs war in Busancy, das des Kronprinzen von Preußen in Rourmont, das des Kronprinzen von Sachsen in Beaumont.

Für den 31. August ließ der König folgende Dispositionen ausgeben:

> Die Maasarmee sollte den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung, zwischen der belgischen Grenze und der Maas hindurch verhindern.
>
> Die dritte Armee sollte den Vormarsch fortsetzen, den Feind angreifen, wenn er sich diesseits der Maas stellte, und gleichzeitig gegen Front und rechte Flanke so operiren, daß die französische Armee auf den engen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze zusammengedrängt würde.

In Folge dieser Anordnungen ließ zunächst der Kronprinz von Sachsen das Gardecorps bei Pouilly und das XII. Armeecorps bei Letanne über die Maas gehen mit dem Befehl, gegen die Linie Mouzon-Carignan vorzurücken. Das IV. Armeecorps sollte auf dem linken Maasufer bis Mouzon vorrücken und Verbindung mit der dritten Armee halten.

Der Kronprinz von Preußen ließ das I. Bayerische Corps über Raucourt auf Remilly, das XI. Armeecorps von den am Tage vorher genommenen Positionen bei Stonne auf Chémery und Chevenge marschiren; letzteres Corps mit der Aufgabe, am linken Maasufer Halt zu machen und sich Angesichts von Donchéry zu lagern. Das II. Bayerische Corps sollte dem ersten folgen, das V. Armeecorps dem elften. Die Württemberger sollten über Vendresse und Boutancourt an die Maas vorrücken. Die Marschlinien der dritten Armee konvergirten auf diese Weise gegen die Festung Sedan, in deren Mauern und in deren Umgebungen, wie man in Erfahrung gebracht, die französische Armee sich koncentrirte. Die Aufgabe war, den Feind in diesen Stellungen einzuschließen und ihn entweder zur Uebergabe seiner Armee oder zur Flucht über die belgische Grenze zu zwingen. Da die letztere Eventualität für nicht unmöglich gehalten wurde, war in der Tagesordre vom 30. ausdrücklich gesagt, daß die deutschen Corps den französischen unverzüglich zu folgen hätten, falls diese nicht auf belgischem Territorium sofort entwaffnet würden.

Der 31. August ging ohne ernsten Kampf vorüber.

Von der Maasarmee ward nur die Sächsische Kavalleriedivision engagirt. Dieselbe erhielt am Morgen des 31. den Befehl, die Maas bei Pouilly zu überschreiten und das Maasthal abwärts in Verbindung mit der über Saillet und Carignan dirigirten Gardekavalleriedivision vorzugehen, um den Abzug der Trains der französischen Armee zu stören. Auf der Höhe nordwestlich des Bois de Vaux rekognoscirte die Division in Carignan bereit stehende Eisenbahntrains und abziehende Kolonnen des französischen 12. Corps, gegen welche die reitende Batterie sogleich mit Erfolg feuerte. Beim weitern Vordringen auf Douzy, welches mit feindlicher Infanterie stark besetzt war und daher nur von der reitenden Batterie beschossen wurde, bot sich Gelegenheit, einen großen Train theils bespannter, theils unbespannter Verpflegs- und Ambulanzwagen zu attakiren. Das Gardereiterregiment war zu diesem Zwecke bei Brévilly über den Chiers gegangen, um die auf der Chaussee zurückgehenden Kolonnen anzugreifen; es konnte aber nicht weiter als nach Pouru-St.-Remy vordringen, da es dort von stärkeren feindlichen Infanterieabtheilungen, besonders aber von den Einwohnern beschossen ward und Infanterie nicht zur Hand war.

Der Versuch des 1. Ulanenregiments Nr. 17, in Douzy einzudringen, mißglückte anfangs wegen eines heftigen Infanteriefeuers; durch die weitere Vorbereitung der reitenden Batterie aber gelang es dem Regiment doch, Douzy zu forciren und die abmarschirenden Trains, gegen 40 Wagen, welche von 2 Kompagnien des französischen 24. Infanterieregiments eskortirt wurden, wegzunehmen und dabei viele Gefangene zu machen, sowie die auf dem Bahnhofe stehenden Trains in ihre Gewalt zu bringen.

Von der dritten Armee kam nur das I. Bayerische Corps zu einem Zusammentreffen mit dem Feinde. Im Vorrücken über Remilly hinaus trafen Abtheilungen der 1. Bayerischen Division, einige Kompagnien Jäger, auf das 12. französische Corps, welches sich von Mouzon über Douzy nach Sedan bewegte und Bazeilles besetzt hatte. Es kam zu einem heftigen Kampfe auf dem rechten Maasufer, in welchem die Bayern zurückgeworfen wurden.

Das Gros des Corps näherte sich unter

Digitized by Google

dessen dem Flusse, und es wurden 2 Pontonbrücken bei Remilly geschlagen. Der Kronprinz selbst wohnte diesem Gefechte bei. Er hatte seinen Beobachtungspunkt auf einer Anhöhe unmittelbar hinter der Kirche des Dorfes Stonne genommen, von wo aus das Terrain in weiter Ausdehnung zu übersehen war. Von hier aus begab sich der Kronprinz nach Beendigung des Gefechts, etwa um 6 Uhr Abends, nach Chémery, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Die übrigen Corps hatten die ihnen vorgeschriebenen Märsche im Laufe des Tages ohne Schwierigkeiten ausführen können; die französische Armee hatte sich ohne fernern Versuch des Widerstandes bis Sedan zurückgezogen.

Die Stellungen der deutschen Armeen am Abende des 31. August waren demgemäß folgende (s. die Karte I):

Die Maasarmee hatte den rechten Flügel, und zwar stand:

das Gardecorps bei Carignan auf dem rechten Ufer des Chiers,

das XII. Armeecorps bei Mairy.

Die Avantgarden beider Corps hatten Front nach Westen und Norden. Sie standen von Pouru-aux-Bois bis Pouru-St.-Remy und Douzy; Patrouillen hatten Fühlung am Feinde und streiften bis Francheval.

Das IV. Armeecorps bei Mouzon auf dem linken Maasufer.

Von der dritten Armee standen am Abend des 31.:

das I. Bayerische Corps bei Remilly, das II. Bayerische Corps bei Raucourt, das V. Armeecorps bei Chéhery, das XI. Armeecorps bei Donchéry, die Württembergische Division zuerst bei Boutancourt; dieselbe rückte dann nach Dom-le-Mesnil vor. Das VI. Armeecorps konnte diesen Abend erst Attigny und Semuy erreichen. Es stand somit bereit, wenn der Feind wirklich einen nächtlichen Abmarsch versuchen sollte, sich demselben noch weiter westwärts vorzulegen und ihn alsdann zum Stehen zu bringen.

Es lag die Absicht vor, am 1. September sämmtliche Corps noch enger um die französische Armee herum zusammenzuziehen und erst am 2. zu schlagen. Die Beobachtungen jedoch, welche am 31. August über das Verhalten des Feindes gemacht waren, brachten eine Aenderung in diesem Plane hervor.

Es war deutlich erkannt worden, wie mit jeder Stunde der Widerstand der kämpfenden feindlichen Truppen an Energie verlor; ganze Abtheilungen hatten ihr Gepäck fortgeworfen und waren in Massen geflohen; die Wege waren mit umgestürzten Wagen und weggeworfenen Equipirungs- und Bagagestücken bedeckt. Man glaubte befürchten zu müssen, daß der Feind überhaupt nicht mehr zu kämpfen geneigt sei und vielleicht beabsichtige, während der Nacht sich eiligst nach Mézières oder auf belgisches Gebiet zu flüchten.

Der König befahl daher, damit dies verhindert werde, nach einer längeren Unterredung mit dem Kronprinzen, seinem Sohne, und unter Hinzuziehung des Generals von Moltke und des Generallieutenants von Blumenthal, daß der Sturm auf Sedan und die französischen Fronten zwischen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen sei.

Noch an diesem Abende und in der Nacht sollte die Württembergische Division bei Dom-le-Mesnil vorrücken, dort eine Brücke über die Maas schlagen und den Fluß passiren. Das XI. Armeecorps sollte bei Donchéry zwei Brücken schlagen und ebenfalls über die Maas gehen.

So hoffte man der französischen Armee den Weg nach Mézières zu verlegen.

Der Marschall Mac Mahon hatte allerdings wahrscheinlich die Absicht, nach Mézières zu gehen, muß jedoch geglaubt haben, am 1. September dazu noch die genügende Zeit zu haben.

Nachdem am 30. Abends Mouzon geräumt und die letzten Truppen auf das linke Maasufer gezogen waren, gab der Marschall, gegenüber der offenbaren Unmöglichkeit, dem Marschall Bazaine Hülfe zu bringen, oder auch nur Montmédy zu erreichen, in der Nacht zum 31. den Befehl, die Armee solle sich auf Sedan zurückziehen.

Diese Maßregel war allerdings die schlechteste von allen. Die Stadt Sedan, welche in die Kategorie der Festungen gezählt wird, wird von mehreren Seiten durch überhöhendes Terrain beherrscht, und sie ist nicht sehr geeignet, der neuen Artillerie zu widerstehen. Außerdem war sie unvollständig armirt, schlecht proviantirt, besaß kein äußeres Vertheidigungswerk. Sie konnte in keiner Weise als Stütze einer retirirenden Armee gelten und hatte nur deshalb Wichtigkeit, weil sie mit Mézières und Paris durch die Eisenbahnlinie verbunden ist, welche über Hirson geht und welche das einzige Mittel zur Erneuerung von Proviant und Munition war.

Besser noch wäre es gewesen, bei Mouzon stehen zu bleiben, die Höhen auf dem rechten

Digitized by Google

Ufer zu besetzen und eine Schlacht zu liefern, welche, wenn auch hoffnungslos, so doch wenigstens die Möglichkeit eines Rückzugs bot.

Aber der Marschall mochte wohl die Hoffnung hegen, von Sedan aus Mézières zu erreichen. Er war vielleicht nicht unterrichtet über die Marschrichtung des linken Flügels der deutschen Armeen, wie der 31. August zu beweisen scheint.

Die von den ununterbrochenen Märschen ermüdeten Truppen, deren moralisches Element durch die auf einander folgenden Schlappen stark gelitten hatte, zogen sich zum größten Theil ohne Ordnung auf Sedan zurück.

Das 1. und 5. Corps kamen dort am Abend des 30. und in den Morgenstunden des 31. an und wurden auf den Höhen westlich von Daigny und Givonne aufgestellt.

Das 7. Corps langte am Morgen des 31. in der Gegend von Villers-Cernay an und lagerte dort. Um 3 Uhr Nachmittags veränderte dasselbe seine Aufstellung; es ging von Villers-Cernay, wo es eine sehr ungünstige taktische Stellung hatte, nordwestlich von Sedan in die Position, welche es am 1. September noch inne hatte.

Das 12. Corps blieb bis zuletzt bei Mouzon und setzte sich am 31. Morgens erst in Bewegung. Von der französischen Armee kam nur dieses Corps am 31. August zum Kampfe; theils mit seiner Arrièregarde bei Douzy, theils bei Bazeilles, wie bereits erzählt ist.

Der Kaiser Napoleon, welcher am Abend des 30. sich beim Corps des Generals Ducrot in Carignan, wo das Hauptquartier sein sollte, befand, empfing in den Abendstunden die Nachricht des Rückzuges und den Rathschlag seitens des Marschalls Mac Mahon, die Eisenbahn zu nehmen, um sich nach Sedan zu begeben. Der Kaiser befolgte diesen Rath und blieb alsdann in Sedan, indem er es vorzog, in dieser verzweifelten Lage das Schicksal seiner Armee zu theilen, anstatt seine Person in Sicherheit zu bringen.

Dem General de Failly ward in Folge der schlechten Führung seines Corps das Kommando genommen und dem General Wimpffen übertragen.

So standen denn am 31. Abends die verschiedenen Corps folgendermaßen:

(s. die 1. Karte der Schlacht bei Sedan)

das 12. Corps auf dem rechten Flügel auf Bazeilles gestützt, das 1. und 5. Corps bei Givonne, Daigny und Moncelle, sowie in der Stadt selbst, und das 7. Corps von Floing bis zum Calvaire d'Illy.

Die Armee war also im Halbkreis um die Stadt formirt, beide Flügel auf die Maas gestützt, und niemals stand wohl eine Armee unter unvortheilhafteren Bedingungen im Kampf. Die Truppen waren von allen Seiten bedroht, und sie hatten überhaupt keine Rückzugslinie. Wurden sie geschlagen, so mußten sie in die Stadt fliehen, das heißt in eine Menge von Défiléen ohne Ausgang, durch enge Thore in Straßen, die mit Wagen und Bagage überfüllt waren.

Marschall Mac Mahon soll indessen von seiner verzweifelten Lage sehr schlecht unterrichtet gewesen sein, wie sich aus verschiedenen Umständen ergibt, welche vom 31. August berichtet werden.

Noch am Nachmittage, als General Douay ihm die erwähnee Positionsveränderung des 7. Corps vorschlug, soll er die Aeußerung gethan haben: „Ich habe nicht die Absicht, die Armee in einem festen Platze in den Winkel zu drängen, wie Marschall Bazaine es bei Metz gethan hat, sondern ich will manövriren vor dem Feinde".

Während alsdann das 7. Corps die von ihm nachträglich doch gestattete Bewegung vollzog, und während bei Bazeilles mit den Bayern gekämpft ward, soll (nach derselben französischen Quelle) ein Bauer dem General Douay gemeldet haben, die Feinde gingen unterhalb Sedan bei Donchéry über die Maas, 10,000 Mann seien schon auf dem rechten Ufer. General Douay zeigte dies dem Marschall an, derselbe ergriff jedoch keine Maßregel dagegen, wie er überhaupt den Lauf des Flusses bis Mézières gar nicht hätte rekognosciren lassen. Er rechnete offenbar darauf, am folgenden Tage Mézières gewinnen zu können, und hielt den Uebergang des Feindes bei Donchéry für eine bloße Demonstration.

Ebenfalls soll ein Generalstabsoffizier des neu formirten 13. französischen Corps (dasselbe stand an diesem Tage in Mézières), welcher vom General Binoy gesandt war, um etwaige Kooperationen mit Mac Mahon zu verabreden, vier Stunden lang vergeblich im Vorzimmer des Marschalls gewartet haben und schließlich unverrichteter Sache zurückgekehrt sein, weil er fürchtete, sich später abgeschnitten zu finden.

Immerhin war der Marschall Mac Mahon ein General von erprobter Tüchtigkeit und Kriegserfahrung, und wenn ihm solche Fehler mit

Digitized by Google

Recht zur Last gelegt werden, muß geschlossen werden, daß die Unmöglichkeit des Gelingens eines nicht von ihm ausgegangenen Planes sich seinem Geiste wie ein erdrückendes Gewicht aufbürdete, so daß er den freien Blick verlor.

Schlacht bei Sedan. Mit dem ersten Grauen des Tages am 1. September begannen die Angriffsbewegungen der deutschen Armeen.

Der Kronprinz von Sachsen hatte den Vormarsch seines Corps auf 5 Uhr Morgens festgesetzt, und zwar sollten das Gardecorps und das XII. Corps in drei Kolonnen von Douzy, Pouru-St.-Remy und Pouru-aux-Bois aus gegen die Linie Moncelle-Givonne vorrücken. Die 7. Division sollte in Reserve bei Mairy bleiben, die 8. Division und die Corpsartillerie des IV. Corps zur Unterstützung des I. Bayerischen Corps nach Bazeilles vorrücken.

Der Kronprinz von Preußen verfügte über seine Armee folgendermaßen:

Das I. Bayerische Corps rückt bei Remilly über die Maas und greift Bazeilles an.

Das II. Bayerische Corps geht nach Wadelincourt und Frénois.

Das XI. Armeecorps dirigirt sich über Brigne-aux-Bois auf St. Monges.

Das V. Armeecorps und die 4. Kavalleriedivision folgen dieser Bewegung.

Die Württembergische Division bleibt zum Schutze gegen Mézières und gleichzeitig als verfügbare Reserve bei Donchéry stehen.

Am frühen Morgen dieses merkwürdigen 1. September, eines Schlachttages, welcher das glänzendste, wenn auch nicht das wichtigste Resultat dieses ganzen Krieges lieferte, lagerte ein dichter Nebel auf den Höhen und in den Thälern der Maasniederung, welcher zu Beginn des Kampfes, als die Bayern gegen Bazeilles vorrückten, alle entfernteren Gegenstände dem Auge vollständig entzog. Erst in den späteren Morgenstunden begann dieser Schleier, welcher den Schauplatz des großartigen Ereignisses umhüllte, sich zu senken, die Höhen wurden klar, unter Einwirkung der Sonne verdünnte sich der Nebel, begann untermischt mit den Wolken des Pulverdampfes zu schwanken und zu wogen und zog sich in die Thäler zurück, bis endlich um Mittag sich alle Bewegungen der Heere unter klarem Himmel vollzogen.

Das Dorf Bazeilles bildete denjenigen Stützpunkt der französischen Armee, welcher zuerst in Frage kam. Dasselbe liegt etwa 4000 Schritt von Sedan in der Nähe der Maas und war der äußerste Punkt der halbkreisförmigen Linie von Dörfern, Meiereien und Hammerwerken, welche, dem Höhenzuge am rechten Maasufer folgend, die französische Aufstellung bezeichnen. Von Bazeilles ab, in nördlicher Richtung weiter gezählt, sind in dieser Linie zu nennen: die Dörfer La Moncelle, Daigny, Givonne, alsdann nordwestlich: Illy, Fleigneux, St. Monges und südlich des letztern Floing.

Nach Osten hin boten sich der französischen Armee gute Vertheidigungsmomente in der Beschaffenheit des Höhenzugs von Illy bis Bazeilles. Derselbe fällt steil gegen den Bach ab, ist zwischen Daigny und Givonne bewaldet, hier und auch weiter abwärts der Maas zu durch kleine parallele Seitenthäler in mehrere Abschnitte getheilt und bietet für Infanterie und Artillerie gute Stellungen zum wirksamsten Feuer gegen den gegenüberliegenden Hang, von welchem der Angreifer sich nähern mußte.

Im Norden war der Calvaire d'Illy, die Höhe südlich von Illy, von großer Bedeutung, und die französische Heerführung mußte Alles daran setzen, diesen überhöhenden Punkt im Centrum ihrer Linie zu behaupten.

Der linke französische Flügel fand dagegen weniger Begünstigung im Terrain, die Dörfer St. Monges und Floing, sowie die Anhöhe zwischen beiden mußten hier als Stützpunkte dienen. General Douay hatte jedoch Alles gethan, um seine Position zu verbessern, er hatte Geschütz-Emplacements anlegen und die Gehölze vor seiner Front vom Geniecorps zur Vertheidigung einrichten lassen.

Inmitten dieses Halbkreises von einer Meile Durchmesser lag die Festung Sedan, eine Stadt von 16,000 Einwohnern, mit weitläufigen Baubanschen Befestigungen umgeben, durch weittragende Geschütze von mehreren Seiten mit Vortheil zu erreichen, vorzüglich gut von den Höhen bei Frénois und Wadelincourt auf dem linken Maasufer; wo denn auch im ferneren Verlauf der Schlacht, als die französische Armee sich nach Sedan zurückzog, eine Masse verderblich wirkender Geschütze deutscherseits aufgefahren ward.

Mit Tagesanbruch begab sich der König auf diesen Punkt der Uebersicht über das ganze Schlachtfeld, welchen er bis zu Ende des Kampfes einnahm.

Marschall Mac Mahon soll für den 1 September keine Dispositionen zur Schlacht ausgegeben haben, so daß (nach französischen An-

Digitized by Google

gaben) jeder Corpskommandant nach eigenem Ermessen handeln mußte. Er begab sich schon um 5 Uhr zu den Vorposten und ward bald nachher, als er einige Details für das 1. Corps anordnete, von einem Granatsplitter am Schenkel schwer verwundet. Er übergab das Kommando dem General Ducrot.

Die Schlacht begann bei Bazeilles. Dieser umfangreiche, vollständig aus steinernen Häusern erbaute Ort war von der 3. Division des Corps Lebrun besetzt, 12,000 Mann Marineinfanterie, welche sich mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigten und den anstürmenden Bayern fast sechs Stunden lang jeden Fuß breit Terrain, jeden Schritt auf den Straßen und jedes einzelne Haus streitig machten.

Die Avantgarde des I. Bayerischen Corps unter Generalmajor Dietl rückte gegen 4½ Uhr Morgens gegen Bazeilles an, ihr folgte die 1. und dann die 2. Division, so daß nach und nach das ganze Corps in den Kampf um diesen wichtigen Ort verwickelt ward. Die Artillerie war auf dem Höhenzuge nordöstlich von Bazeilles aufgefahren und führte ein lebhaftes Feuer, doch mußte sie zum größern Theil bis in das Tirailleurfeuer sich vorwagen, um die feindlichen Abtheilungen zu erschüttern. Die breite Hauptstraße und die von derselben rechtwinklig sich abzweigenden Quergassen, die der Maas zunächst liegende breite ältere Dorfgasse, sowie der von Chateau Monville bis nahe an die Umfassungen des Orts heranreichende Park hatten durch ihre vortheilhafte, einander begünstigende Lage die Zähigkeit der durch Kanonen und Mitrailleusen wirksam unterstützten Vertheidigung bedeutend gefördert, welche durch das Eingreifen französischer Abtheilungen einen energischen Halt erhielt und häufig zur Offensive geschlossener Bataillone überging.

Gegen 10 Uhr war der ganze Ort in den Händen der Bayern, und er bot ein schreckliches Bild der Verwüstung. Es blieb kein einziges Haus stehen.

Während dessen war auf dem entgegengesetzten Hügel das XI. Armeecorps, nachdem es in der Nacht seinen Uebergang über die Maas bewerkstelligt hatte, im ferneren Vormarsch bei Brigne-aux-Bois noch nicht auf den Feind gestoßen, und hierdurch wurde klar, daß derselbe den Marsch auf Mézières nicht beabsichtige.

Die Einschließung der französischen Armee ging von Stunde zu Stunde ihrer Vollendung merklicher entgegen.

Gegen 6½ Uhr Morgens war der Kronprinz von Sachsen mit seiner Tête bei Lamécourt und La Moncelle ins Gefecht getreten. Ihm gegenüber hatte das 1. französische Corps Montmillers, La Moncelle, Daigny, sowie die Höhen östlich dieser Orte stark besetzt.

Eine halbe Stunde später traf die Avantgarde des Gardecorps rechts vom XII. Armeecorps auf die französische Stellung, indem die Kolonnen desselben, über Pouru-St.-Remy und Pouru-aux-Bois heranmarschirend, allmälig zum Theil links in die Linie einschwenkten, zum Theil in der Richtung auf Fleigneux blieben, um mit denjenigen Truppen in Verbindung zu treten, welche von Brigne-aux-Bois aus zum Angriff gegen den französischen linken Flügel vorgingen.

Zunächst gelang es der 24. Division, den Feind so weit zurückzuwerfen, daß eine Entwicklung zwischen La Moncelle und Daigny möglich wurde. So traten die Sachsen alle mit den Bayern in Verbindung. Gegen 9 Uhr fuhren die ersten Batterien des Gardecorps bei Villers-Cernay auf. Diesen Angriffsbewegungen gegenüber beschloß der neue französische Oberbefehlshaber, General Ducrot, seinerseits die Offensive, und zwar eine Umgehung des deutschen rechten Flügels zwischen Givonne und Villers-Cernay.

Zu diesem Zwecke ließ er die 2. Brigade der Division Grandchamp von Daigny aus vorgehen und gab der Division Lartigue Befehl, das Plateau östlich Givonne zu nehmen.

Diese Truppen machten den Versuch, die Disposition auszuführen, waren aber viel zu schwach dazu. Sie wurden zurückgeworfen. Daigny ward um Mittag von den Sachsen genommen, und Haybes ward den Franzosen von der 2. Gardedivision entrissen.

Um diese Zeit ward General Ducrot von dem ältern General Wimpffen auf dessen Reklamation im Oberkommando ersetzt.

Das Preußische Gardecorps setzte seine Bewegung auf Fleigneux und Illy fort.

Auch die 23. Division zog sich thalaufwärts und in den Raum zwischen ihrem linken Flügel und den Bayern schob sich die 8. Division.

Alle disponibeln Batterien wurden auf den erstürmten Höhen aufgefahren, so daß allein auf diesem Flügel etwa 100 Geschütze in Thätigkeit waren.

Um 2 Uhr schloß der rechte Flügel des Preußischen Gardecorps sich an den linken Flügel des V. Corps bei Illy an.

Auf dieser Seite und bei Floing sowie an

Digitized by Google

Süden von Sedan hatte sich die Schlacht in folgender Weise entwickelt:

Um 7 Uhr Morgens befahl der Kronprinz von Preußen, das XI. Corps, welches bei Briancourt stand, solle vormarschiren und rechts auf St. Monges schwenken, das V. Corps sollte dem XI. folgen und die 4. Kavalleriedivision sich den Bewegungen des letztern Corps anschließen.

Aus der Heftigkeit des Geschützfeuers bei Bazeilles ließ sich erkennen, daß das I. Bayerische Corps auf bedeutenden Widerstand gestoßen sein mußte. Es wurde deshalb ebenfalls um 7 Uhr befohlen, daß die Division Walter zur Unterstützung des I. Corps nach Remilly, die Division Bothmer nach Wadelincourt rücken sollte, um sich dort gegen Sedan aufzustellen. Die Division Walter überschritt die Maas hinter dem I. Bayerischen Corps, marschirte auf dem linken Flügel desselben auf und warf im Verein mit demselben den Feind über Bazeilles und Balan gegen Sedan zurück.

Das XI. Corps dirigirte um 7½ Uhr seine Avantgarde auf St. Monges, wo das 7. französische Corps südöstlich des dortigen Baches Stellung genommen hatte.

Um 8¾ Uhr fiel hier der erste Schuß. Das 7. französische Corps räumte die Stellung bei St. Monges nach hartnäckigem Widerstande und zog sich auf seine Hauptstellung auf den Höhen zwischen Floing und Illy zurück.

Das XI. Corps, welches erkannte, daß es seinen Auftrag nur erfüllen konnte, wenn es sich in Besitz der vorliegenden Höhen setzte, fuhr sogleich die an der Tête befindlichen zwei Batterien zu beiden Seiten des ummauerten Gartens auf, welcher sich südlich von St. Monges auf dem Höhenzuge westlich Floing hinzieht, und ließ die Infanterie folgen.

Das V. Corps hatte seine Corpsartillerie an die Tête genommen, hatte nördlich von Fleigneux den Bach überschritten und ließ seine Batterien auf den Höhen südlich Fleigneux gegen die feindliche Position auffahren. Die Infanterie formirte sich hinter den Geschützen zum Angriff. Um 11 Uhr standen die Batterien beider Corps im heftigen Geschützkampfe mit der feindlichen Artillerie.

Die Württembergische Division und die 2. Kavalleriedivision hatten um 9 Uhr die Brücken bei Dom-le-Mesnil überschritten und dirigirten sich auf Brigne-aux-Bois. Um 9½ Uhr erhielt erstere den Befehl, nach Donchéry zu rücken und nördlich des Ortes als Reserve zu verbleiben.

Um 11 Uhr standen die Truppen der dritten Armee folgendermaßen:

XI. Corps bei St. Monges, die Artillerie südlich des Ortes.

V. Corps bei Fleigneux, die Artillerie ebenfalls südlich.

4. Kavalleriedivision südlich Troisfontaine; die reitenden Batterien östlich des Gebüsches im Feuer gegen die feindlichen Geschütze bei Floing.

Die Württembergische Division im Anmarsch auf Donchéry, eine Abtheilung der Brigade Hügel bei der Brücke von Dom-le-Mesnil und gegen Mézières.

Vom I. Bayerischen Corps die Corpsartillerie auf den Höhen von Wadelincourt, zwei Batterien auf der Landzunge nordöstlich von Villette im Kampf gegen die feindliche Artillerie bei Floing.

Das I. Bayerische Corps und die Division Walter vom II. Corps in Bazeilles.

Die 2. Kavalleriedivision westlich von Brigne-aux-Bois.

Die Batterien des V. Corps südlich Fleigneux debordirten beständig den rechten Flügel des französischen 7. Corps und zwangen dasselbe, immer neue Batterien in die Feuerlinie zu bringen. Die Division Conseil Dumesnil erhielt Befehl, zunächst die Höhen des Plateaus nach Illy zu besetzen, dann ward die Brigade Bordas der Division Dumont in derselben Richtung entsandt und nahm links der Straße nach Illy Stellung, mit ihrem rechten Flügel an die Division Wolff vom 1. Corps anschließend, welche die Wälder auf dieser Seite besetzt hatte.

Auf der ganzen Linie war der Kampf anfänglich ein Artilleriegefecht.

Gegen 10 Uhr bemerkte man dann aber französischerseits starke Infanteriekolonnen die Höhen von St. Monges herabsteigen und gegen die Stellung des 7. Corps heranrücken.

Zwei Mitrailleusenbatterien, welche gegen diese Kolonnen (des XI. Corps) aufgefahren wurden, verursachten ihnen allerdings starke Verluste, vermochten jedoch ebenso wenig wie die übrigen Vertheidigungsmittel die Ausdehnung der deutschen Angriffsfront zu verhindern.

Um Mittag inspicirte General Wimpffen die ganze französische Schlachtlinie, welche noch

Digitized by Google

einen ununterbrochenen Halbkreis bildete. Rechts hielt das 12. Corps, unterstützt vom 5. Corps, obwohl es seine ursprüngliche Stellung verloren hatte, doch noch die Defensive kräftig aufrecht, im Centrum schlug sich das 1. Corps hartnäckig gegen die siegreich, aber nur allmählig vordringenden Sachsen und Preußischen Garden. Auf dem linken Flügel hielten die Divisionen des 7. Corps ihre Stellungen noch fest. Der General Douay bemerkte dem Oberbefehlshaber hierbei, wie wichtig für seine Divisionen das Plateau von Illy sei, dessen Einnahme durch den Feind die Stellung des 7. Corps sofort unhaltbar machen würde. General Wimpffen versicherte, die Besetzung dieses Theils des Schlachtfeldes sei überflüssig stark.

Kurz nachher aber bemerkte man schon beim 7. Corps, daß das erwähnte Plateau vom 1. Corps in Uebereilung geräumt ward. Es war der Angriff der preußischen Garde, welcher diesen Rückzug veranlaßte.

General Douay führte sofort zwei Bataillone auf den gefährdeten Punkt und verlangte Verstärkungen vom Oberbefehlshaber. Dieser sandte nach einiger Zeit die Brigade Lefèbvre vom 1. Corps.

Dem entschlossenen Vorgehen der preußischen Kolonnen gegenüber genügte der Widerstand jedoch keineswegs. Als bald nachher das Gardecorps und das V. Corps sich auf dem Plateau von Illy vereinigten, war die Schlacht entschieden.

Der linke Flügel des französischen 7. Corps vermochte, von der Flanke bedroht, seine Stellung so wenig zu behaupten als das 1. Corps.

Der General Wimpffen nahm seine Zuflucht zur Kavallerie.

Mit außerordentlichem Ungestüm warfen sich die französischen Kavallerieregimenter zu wiederholten Malen auf die drohend heranrückenden deutschen Kolonnen, aber ohne Erfolg.

Theils in Linie, theils in Quarrés formirt empfing die deutsche Infanterie die heranstürmenden Reiter und trieb sie mit ungeheurem Verlust zurück. Ebenso wie es früher in der Schlacht bei Wörth geschehen war, führte die hingebende Tapferkeit der wieder und wieder mit hartnäckiger Ausdauer attakirenden Reitermassen zu keinem Resultate, welches den Gang der Schlacht hätte ändern können. Es ward von Neuem der Beweis geliefert, daß eine Verwendung der Kavallerie, wie sie in den Schlachten Napoleons I. häufig mit entscheidendem Erfolge sich zeigte, gegenüber der jetzigen präcis und schnell feuernden Infanterie unmöglich ist und nur ein Aufopfern dieser Waffe genannt werden kann. Auch entsprang wohl der Kavallerieangriff bei Sedan hauptsächlich dem Gefühle einer stolzen Scham, welche nicht zugeben wollte, daß Infanterie und Artillerie allein sich dem Tode weihten.

Nachdem auch dieser verzweifelte Versuch mißlungen, zogen sich dann aber sämmtliche Abtheilungen der französischen Armee auf Sedan zurück und gaben zum größten Theil den Kampf auf.

Bedeutende Massen wurden im Gefecht gefangen genommen.

Von allen Seiten beherrschte jetzt die deutsche Artillerie das Schlachtfeld und richtete die größte Verwirrung unter den Truppen innerhalb und außerhalb der Festung an.

Gegen 3 Uhr Nachmittags faßte der General Wimpffen den Plan, mit einer entschlossenen Truppe von 3000 Mann an irgend einer Stelle einen Durchbruchsversuch zu machen, um den Kaiser aus dem Ringe der umschließenden deutschen Armeen zu befreien. Aber der Kaiser, welcher sich bei einer längern persönlichen Anwesenheit auf dem Schlachtfelde selbst von der Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens überzeugt hatte, ging auf diesen Plan nicht ein. General Wimpffen sah die Nothwendigkeit einer Kapitulation vor sich und bat um seine Entlassung. Der Kaiser nahm das Gesuch nicht an und richtete ein Schreiben an den General, in welchem er dessen Verdiensten seine Anerkennung aussprach.

Um 3 Uhr (s. die Karte) war der Kreis der deutschen Armeen so eng um die französische Armee zusammengezogen, daß derselben augenscheinlich nur die Wahl zwischen Kapitulation und Vernichtung blieb. Die große Batterie bei Fresnois eröffnete ihr Feuer auf die Stadt, und die einfallenden Granaten riefen nach 20 Minuten schon an verschiedenen Punkten Feuersbrünste hervor.

Der König beschloß Angesichts dieser verzweifelten Lage des besiegten Feindes demselben die Kapitulation anzubieten, befahl das Feuer einzustellen und sandte den Oberstlieutenant von Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit der Aufforderung zur Uebergabe der Armee und Festung nach Sedan ab. Diesem Parlamentär begegnete de

Digitized by Google

reits ein bayerischer Offizier, welcher dem Könige die Meldung brachte, es sei ein französischer Parlamentär am Thore von Sedan erschienen.

Gleichzeitig mit dem Entschluß des Königs, die Kapitulation anzubieten, hatte also auch der Kaiser Napoleon den Beginn der Verhandlungen für geboten gehalten. Oberstlieutenant von Bronsart ward, als er in Sedan nach dem Oberbefehlshaber fragte, zu seiner Ueberraschung vor den Kaiser geführt, dessen Anwesenheit in Sedan man deutscherseits nicht bestimmt wußte, obwohl man sie vermuthete. Hinsichtlich der königlichen Aufforderung zur Kapitulation ward Oberstlieutenant von Bronsart alsdann an den General Wimpffen verwiesen, und der Kaiser schrieb an den König einen Brief, in welchem er sich zum Kriegsgefangenen erklärte. Mit diesem Schreiben kam der kaiserliche Generaladjutant Reille um 7 Uhr Abends vor dem Könige an, nachdem von Bronsart, ihm etwas vorauseilend, die Anwesenheit des Kaisers eben mitgetheilt hatte.

In diesem denkwürdigen Augenblick war der Krieg an einen Wendepunkt gekommen. Die kaiserlichen Armeen waren besiegt. Während die eine, zwischen den Forts von Metz eingeengt, jede Verbindung mit dem übrigen Lande verloren hatte, stand jetzt auch die andere unter den deutschen Geschützen der Gnade des Siegers anheimgegeben.

Der Zweck, zu welchem der französische Kaiser den Krieg begonnen, moralische und materielle Kompensationen des Kaiserthums für die Erfolge von Königgrätz — dieser Zweck mußte nunmehr als definitiv gescheitert angesehen, die Zurückführung des Friedens dagegen, wenn ein solcher unter annehmbaren Bedingungen möglich, als begehrenswerth erkannt werden. Daß dieser Frieden jetzt, nach so entscheidenden Ereignissen, nicht erfolgte, lag in den Verhältnissen begründet, welche in diesem Augenblicke die Interessen Frankreichs von denen des Kaiserthums trennten.

Nachdem der König dem General Reille die Annahme des kaiserlichen Degens in einem Antwortschreiben an den Kaiser übergeben und dabei zugleich mündlich die Waffenstreckung der französischen Armee als Hauptbedingung hervorgehoben hatte, beaufsragte er den Bundeskanzler und den Chef des Generalstabes mit den diplomatischen und militärischen Verhandlungen und begab sich, begleitet vom Jubel seiner Truppen, nach Vendresse zur Nachtruhe.

Die Generale von Moltke und von Wimpffen fanden sich noch am Abend des 1. September in Donchéry zusammen.

Es kam jedoch zu keiner Einigung. Der französische General konnte sich zu den ihm gestellten Bedingungen, welche die Gefangenschaft seiner ganzen Armee in sich schlossen, nicht verstehen. Er kehrte nach Sedan zurück und berief sämmtliche Corpskommandanten und Divisionsgenerale zum Kriegsrath. Dieser sprach sich mit 30 von 32 Stimmen gegen Wiederbeginn der Feindseligkeiten aus. General von Wimpffen hatte vor dem Kriege bei seinem kaiserlichen Herrn in Ungnade gestanden; er war erst nach dem Tage von Gravelotte zur Armee berufen worden. Auf seine Meldung, vielleicht auf sein Andringen — französische Quellen sprechen von heftigen Scenen zwischen ihm und Napoleon — entschloß sich der Kaiser in der Nacht, persönlich mit dem Grafen Bismarck in Unterhandlung zu treten.

In der Frühe des folgenden Morgens fand vor Donchéry in dem dürftigen Hause eines Webers die mehrere Stunden dauernde Zusammenkunft des Kaisers mit dem Bundeskanzler, an welcher auch General von Moltke zeitweise Theil nahm, Statt. Was hier gesprochen wurde, ist bis zum heutigen Tage nicht bekannt geworden. Heftige Worte, wahrscheinlich von Seiten Napoleons, sollen dabei gefallen sein. Es darf wohl angenommen werden, daß über Abschluß eines Friedens verhandelt wurde; die Forderungen jedoch, welche Graf Bismarck dem besiegten Kaiser gestellt hat, müssen diesem nicht annehmbar erschienen sein.

Schon nach den ersten Schlachten um Metz war in der französischen Presse die später so oft wiederholte Phrase: „Frankreich sei reich genug, sein Unglück zu bezahlen", laut geworden; man hatte nach der Pariser Panik vom 7. August sich gewöhnt, die Möglichkeit eines unglücklichen Krieges zuzugeben. „Geld, doch kein Fußbreit Landes" war der Wahlspruch.

Jetzt war die Sachlage eine andere geworden. Die unerhörten und gewaltigen raschen Erfolge berechtigten, die Menge vergossenen Blutes verpflichtete den königlichen Feldherrn und seine Räthe, mehr als Geld zu fordern als Preis für den Sieg, welchen deutsche Stärke gewonnen, nämlich das Land der eigenen Zunge, welches deutsche Schwäche vor zwei Jahrhunderten verloren.

In die Gewährung solcher Forderungen, welche, so hart sie auch sein mochten, Frankreich

Digitized by Google

doch eine in seiner Geschichte beispiellose Demüthigung erspart haben würde, vermochte Napoleon nicht zu willigen. Er mochte wohl die Ueberzeugung haben, daß ein Frieden, welcher Frankreichs Gebiet verstümmelte, seine Dynastie unmöglich machen würde, und verwies so die Friedensverhandlungen an die Kaiserin-Regentin. Das heißt, er verweigerte den Frieden, denn die kommenden Ereignisse, welche die Regentschaft stürzten, ließen sich unschwer voraussehen.

So sah sich General Wimpffen genöthigt, am Vormittag mit dem General Moltke die denkwürdige Kapitulation von Sedan abzuschließen.

Dieselbe hat später den meisten andern Kapitulationen als Muster gedient; ihr Wortlaut ist folgender:

Art. 1. Die französische Armee, unter dem Oberbefehl des Generals Wimpffen, gibt sich, da sie gegenwärtig von überlegenen Truppen bei Sedan eingeschlossen ist, kriegsgefangen.

Art. 2. In Rücksicht auf die tapfere Vertheidigung dieser französischen Armee werden alle Generale, Offiziere und im Range von Offizieren stehenden Beamten hiervon ausgenommen, sobald dieselben ihr Ehrenwort schriftlich abgeben, bis zur Beendigung des gegenwärtigen Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen und in keiner Weise den Interessen Deutschlands zuwider zu handeln. Die Offiziere und Beamten, welche diese Bedingungen annehmen, behalten ihre Waffen und ihre ihnen persönlich gehörigen Effekten.

Art. 3. Alle Waffen und Kriegsmaterial, bestehend in Fahnen, Adlern, Kanonen, Munition ꝛc., werden in Sedan einer von dem französischen General eingesetzten militärischen Kommission übergeben, die sie sofort den deutschen Kommissären überantworten wird.

Art. 4. Die Festung Sedan wird in ihrem gegenwärtigen Zustande und spätestens am 2. September Abends zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Preußen gestellt.

Art. 5. Die Offiziere, welche nicht die im Art. 2 erwähnte Verpflichtung eingegangen sind, sowie die Truppen werden entwaffnet und geordnet nach ihren Regimentern oder Corps in militärischer Ordnung übergeben. Diese Maßregel wird am 2. September anfangen und am 3. beendet sein. Es werden diese Detachements auf das Terrain geführt, welches durch die Maas bei Iges begrenzt ist, um den deutschen Kommissären durch die Offiziere übergeben zu werden, welche dann ihr Kommando ihren Unteroffizieren abtreten. Die Stabsärzte sollen ohne Ausnahme zur Pflege der Verwundeten zurückbleiben.

Gegeben zu Fresnois, am 2. Sept. 1870.

von Moltke. Graf Wimpffen.

Erst nachdem diese Kapitulation unterzeichnet war, fand im Schlosse Bellevue an der Straße von Sedan nach Donchéry (s. die Karte) die Zusammenkunft der beiden Monarchen Statt. Dieselbe dauerte nur eine Viertelstunde; gleich nach derselben begab sich der gefangene Kaiser, von selbst erbetener preußischer Escorte bis an die Grenze geleitet, über Belgien nach dem ihm bestimmten Aufenthaltsorte Wilhelmshöhe.

Die Ausführung der Kapitulation begann sofort. Die französische Armee, seit zwei Tagen ohne Lebensmittel, in den engen Straßen und Werken in und um Sedan zusammengedrängt, bot bereits das Bild der vollständigsten Auflösung.

Von den 140,000 Soldaten, mit denen Mac Mahon den Zug nach Norden begonnen hatte, war ein kleiner Theil, gegen 10,000 Mann, nach Mézières und über die belgische Grenze entkommen, etwa 20,000 deckten todt und verwundet die Schlachtfelder, über 20,000 waren im Kampfe selbst gefangen genommen, durch die Kapitulation geriethen in Kriegsgefangenschaft: 39 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2095 Subalternoffiziere, excl. 500 auf Ehrenwort entlassene, 84,433 Mann.

Unter dem großen erbeuteten Material waren 400 Feldgeschütze, incl. 70 Mitrailleusen und 150 Festungsgeschütze des Platzes Sedan.

Die letzte Armee Frankreichs im freien Felde war vernichtet.

So rief denn dieser ungeheure Erfolg den allgemeinsten Jubel in Deutschland hervor, das Ende des Krieges galt für nahe bevorstehend. Solche Hoffnungen wurden getäuscht.

Die Republik, welche auf den Trümmern des gestürzten Kaiserthums sich erhob, trat das verhängnißvolle Erbe dieses Krieges an.

Digitized by Google

Nekrolog.

Martinich von Martinegg, Franz, Freiherr von, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant in Pension, † am 24. April in Wien, 75 Jahre alt.

Neuhausen, Franz, Edler von, österreichischer Oberst im Genieſtabe, Geniechef beim Generalkommando in Ofen, in den letzten Jahren Director der Genieakademie zu Klosterbruck und Wien, Leiter der in Verona ausgeführten Festungsbauten, † am 12. April in Ofen, im 52. Lebensjahre.

Technologie.

Die neueren Bestrebungen zur Hebung des Weinbaus. Auf dem Gebiet der Landwirthschaft hat sich in den letzten drei Decennien eine großartige Wandlung vollzogen. Wenn im Jahre 1837, wie uns die Varnhagenschen „Tagebücher" mittheilen, der Professor Schulz prophetisch aussprach: „Künftig wird Niemand in Deutschland ein Landwirth sein können, der nicht studirt hat, und 5000 höhere Landwirthe wären nicht zu viel für Deutschland" — so durfte man damals kaum zu hoffen wagen, daß eine nicht zu ferne Zeit sich schon um die Realisirung dieses Wortes bemühen werde. Wissenschaft und Praxis standen sich als feindliche Brüder gegenüber, ja die Mehrzahl mochte wohl von der Anwendung der Naturwissenschaft auf die Landwirthschaft überhaupt nicht sehr viel wissen wollen. Aber schon im Jahre 1840 erschien Justus Liebigs epochemachendes Werk „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" und damit begann für die Landwirthschaft ein neuer Tag. Unendlich viel ist seitdem gearbeitet worden, Hunderte von Naturforschern und Landwirthen bemühten sich um die Prüfung, Bekämpfung oder weitere Ausbildung der Liebigschen Lehren, es wurden für die wissenschaftliche Förderung der Landwirthschaft Versuchsstationen gegründet, zuerst in Deutschland, dann auch in Frankreich, Italien, Schweden, Rußland, in der Schweiz ꝛc., die Universitäten und Polytechnika nahmen landwirthschaftliche Bildungsanstalten in ihren Verband auf, und heute zählen bei uns die Studirenden, welche sich der Landwirthschaft widmen wollen, nach Tausenden.

Bei solchem Streben konnte es nicht fehlen, daß das Princip der Theilung der Arbeit sich auch hier geltend machte, und so sehen wir denn in der neuesten Zeit die wissenschaftliche Förderung des Weinbaus als selbständige Disciplin auftreten. Naturgemäß concentriren sich diese Bemühungen auf Süddeutschland, wo wie in Oesterreich die Rentabilität eines großen Theils der Güter lediglich auf dem Weinbau beruht. Wir haben auf diesem Gebiet sehr viel nachzuholen; mehrere der hervorragendsten französischen Chemiker, wie Pasteur, Boussingault, Berthelot, Bechamp, Wurtz, Maumené und Andere, haben sich sehr intensiv mit Bearbeitung der wichtigsten Fragen des Weinbaus und der Weinbehandlung beschäftigt, während bei uns bis in die letzten Jahre wenig oder gar nichts in dieser Richtung geschah.

Die französische Literatur besitzt etwa 260 Werke, welche sich ausschließlich mit Weinbau, Weinbehandlung und Weinverwerthung befassen (in den letzten 2 Jahrzehnten erschienen davon 170), im Jahre 1856 wurde die Zeitschrift „Le moniteur vinicole" gegründet, und in den Laboratorien von Pasteur in Paris und Ladrey in Dijon wird hauptsächlich über Weinbau gearbeitet. Welche Wichtigkeit man dem Weinbau beilegt, beweist eine Stelle des Vortrags, den Drouyn de l'Huys bei Gelegenheit des önologischen Kongresses in Beaune bei Dijon gehalten hat, wo er darauf hinweist, daß sich ein Sechstel der französischen Gesammtbevölkerung vom Weinbau ernährt.

Wenn nun die deutsche Literatur an Zahl der Werke der französischen fast gleich kommt, so ist sie doch minder reich an hervorragenden Arbeiten. Denn unsere bedeutenderen Gelehrten haben sich bisher nur sehr vorübergehend mit önologischen Kapiteln befaßt. Wie sehr man aber jetzt strebt, dem Weinbau eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, das zeigen am besten die im Jahre 1863 ins Leben getretenen Zeitschriften: die von Babo herausgegebene „Weinlaube" und besonders die trefflichen „Annalen der Oenologie", herausgegeben von Blankenhorn und Rösler*). Diese Organe bieten höchst erwünschte Sammelpunkte

*) Neben diesen existirt noch seit 1865 die „Mainzer Weinzeitung", welche indeß einen rein kommerciellen Charakter trägt.

Digitized by Google

für önologische Untersuchungen, und der reiche Inhalt des vorliegenden ersten Bandes der „Annalen" zeigt, wie fleißig und gründlich jetzt für den Weinbau gearbeitet wird. In Wiesbaden ist überdies 1869 eine Versuchsstation hauptsächlich für Weinbau unter Leitung von Neubauer und Fresenius entstanden; in Klosterneuburg bei Wien besteht eine Weinbauschule unter der Direktion Babo's, welche mit einer Versuchsstation für Weinbau verbunden werden soll. Außerdem sind einige Versuchsstationen an verschiedenen Orten Oesterreichs und eine Weinbauschule in Innsbruck im Entstehen begriffen. Kleinere Weinbauschulen bestehen in Deutschland in Weinsberg, Meersburg und bald auch in Geisenheim.

Auch in andern Ländern geschieht Manches für den Weinbau; Rußland steht im Begriff, eine Weinbauversuchsstation in Jalta in der Krim zu errichten, die dortige Obst- und Weinbauschule soll erweitert werden, eine Anzahl Schüler der Anstalt wird nach Deutschland und Frankreich geschickt, um sich im Weinbau auszubilden, und die größeren Besitzer der Krim haben ein eigenes Organ für Obst- und Weinbau gegründet.

Italien hat seit dem vergangenen Jahr ein eigenes Organ für Weinbau, „La vite ed il vino", welches in Mailand erscheint und sich einer bedeutenden Theilnahme von Seiten der Theoretiker und Praktiker erfreut, Florenz hat eine sehr zahlreiche önologische Gesellschaft, an deren Spitze der frühere Minister Ricasoli steht, und die Gründung einer Versuchsstation ist bisher nur an dem Mangel der nöthigen Mittel gescheitert.

Selbst Amerika, dessen Weinbau bis vor Kurzem sehr unbedeutend war, hat einige Weinzeitschriften, die seit 7 Jahren erscheinenden „Monthly Statistics", den seit zwei Jahren bestehenden „Wine and Fruit Reporter", beide in Newyork und den „Grape Culturist" in St. Louis. Der „Wine and Fruit Reporter" erscheint auch in französischer Sprache und erfreut sich einer ziemlichen Verbreitung in Frankreich.

Nach diesem kurzen Ueberblick über die Arbeitskräfte auf dem Gebiete der Weinkultur wollen wir nun die neuesten Arbeiten selbst hervorheben, und wir folgen dabei wie bisher dem Herausgeber der „Annalen der Oenologie" Dr. A. Blankenhorn und seiner im Polytechnikum zu Karlsruhe gehaltenen Antrittsrede.

Beginnen wir mit dem Boden, so ist auf eine große, unter Rösslers Leitung ausgeführte Untersuchung aus allen Theilen Deutschlands stammender Proben von Weinbergen zu verweisen (Annalen S. 139). Diese Untersuchung wird die Grundlage einer allgemeinen deutschen geognostischen, respektive Bodenkarte der sämmtlichen Weinbaugegenden Deutschlands bilden. Die Resultate derselben sind sehr interessant und zeigen, wie groß die Verschiedenheiten der physikalischen Eigenschaften der untersuchten Böden sind. Sie werden uns über die wichtige Frage der Düngung aufklären und hoffentlich dazu beitragen, die Praktiker, die jährlich noch viele Tausende vergeuden, weil sie sich über das, worauf es eigentlich bei der Düngung ankommt, unklar sind, zu belehren. Bei richtigem Verständniß dessen, was die Pflanze bedarf, was wir also dem Boden zuführen müssen, um ein möglichst üppiges Pflanzenwachsthum zu erzielen, würden wohl eine Menge mühsamer Arbeiten, wie z. B. diejenige des Rodens der Weinberge nach Verlauf bestimmter Perioden, die an manchen Orten zu den allgemeinen Arbeiten gehören, ganz wegfallen oder doch sehr vereinfacht werden.

Was nun die Pflanze selbst betrifft, so ist zunächst des Bedürfnisses einer Klassifikation zu gedenken. Babo's System, aus einer Vereinigung der Systeme von Frege und Reyer Clemente hervorgegangen, unterscheidet 3 Abtheilungen nach Form der Beeren und verschiedene Unterabtheilungen nach Form des Endzahns der Blätter; es ist ziemlich allgemein angenommen, weil es viele Vorzüge vor andern Systemen hat.

Als werthvolle Errungenschaften der Praxis sind das wieder in Aufschwung gekommene Lambry'sche Verfahren des Ringelns und das neuerdings erfolgreich angewandte Okuliren der Reben zu bezeichnen.

Die verdienstlichsten Versuche über die verschiedenen Systeme der Pflanzung der Reben werden in dem Versuchsweingarten zu Klosterneuburg angestellt. Eine neuerdings von der wiener Landwirthschaftsgesellschaft in Angriff genommene Arbeit wird viel dazu beitragen, der Verwirrung in der Benennung der Sorten abzuhelfen und die Annahme einer durch Babo Vater angebahnten Ampelographie zu erleichtern; es ist dies eine Karte über die Verbreitung der verschiedenen Rebsorten in Niederösterreich. Die Einführung einer allgemeinen Ampelographie hat aber auch wieder ihre Bedenken, wie das Verhalten der in der Krim eingeführten Rebsorten beweist. Der rheinische Riesling und der französische Burgunder sind dort in sehr kurzer Zeit vollständig ausgeartet und geben Weine, die mit dem Mutterwein nicht die mindeste

Digitized by Google

Aehnlichkeit haben. Die Ursache dieses Verhaltens ist übrigens noch nicht mit Sicherheit anzugeben, vielleicht trägt die verschiedenartige Ernährung der Pflanzen die Hauptschuld.

Ein böses Kapitel bilden die Krankheiten der Reben. Der durch Oidium Tuckeri hervorgebrachten Traubenkrankheit (s. Ergbl. Bd. II, S. 365) begegnet man am wirksamsten durch Schwefeln. Der Trauben- oder Sauerwurm, die Raupe von Tortrix Ambiguella hat in den letzten 2 Jahren in Baden enorm geschadet, und man kennt zu ihrer Bekämpfung bis jetzt leider noch kein anderes erfolgreiches Mittel als das mühsame Ablesen der Raupen. In Frankreich ist in der die Wurzel beschädigenden und somit den ganzen Stock gefährdenden Blattlaus Phylloxera vastatrix seit 1865 ein neuer Feind aufgetreten. Nur die sorgfältigsten wissenschaftlichen Erforschungen der Lebensweise dieser Thiere können die Mittel zu ihrer Bekämpfung an die Hand geben.

Der interessanteste Theil der Wissenschaft vom Wein betrifft den Most und seine Gährung. Es ist bekannt, wie lebhaft der Streit über die Theorie der Gährung geführt worden ist. Es steht jetzt fest, daß die Hefe ein Pilzgebilde ist, welches in Lösungen von Zucker, Eiweißstoffen und gewissen Salzen vegetirt und die Gährung veranlaßt. Die ersten Keime der Hefe finden sich weit verbreitet in der Luft, und nachdem Schwann, Helmholtz, Schröder und Duff beobachtet hatten, daß Fruchtsäfte nur in Gährung gerathen, wenn sie mit Luft in Berührung kommen, gelang es Pasteur, die Keime oder Sporen der Hefe in Schießbaumwolle, durch welche er längere Zeit Luft filtrirt hatte, anzusammeln und sie dann in der Lösung der Schießbaumwolle nachzuweisen. Umfassende Untersuchungen über die Einwirkung der einzelnen Bestandtheile der Fruchtsäfte und verschiedenartiger Proteinkörper auf die Hefe haben zu dem interessanten Ergebniß geführt, daß die Gährung am vollständigsten bei Pepsinzusatz, am unvollständigsten bei Gegenwart von Amygdalin verläuft (Annalen Bd. I, S. 55). Liebigs Ansichten über die Gährung haben wir ausführlich mitgetheilt (Ergänzungsbl. Bd. VI, S. 32).

Die größten Fortschritte in der Praxis der Weinbereitung haben wir der Erkenntniß zu danken, daß der Sauerstoff eine sehr wichtige Rolle bei der Gährung spielt, d. h. daß dieselbe nur dann richtig verläuft, wenn hinreichend Sauerstoff vorhanden ist. Man ist zu dieser Erkenntniß ganz zufällig in der Praxis gelangt. Intelligente Praktiker in Lothringen beobachteten nach der Weinlese, daß Most, der mit eisernen Schaufeln durchgeschaufelt worden, einen feineren Wein gab als Most derselben Sorte, der nicht geschaufelt war; sie ließen sich nun angelegen sein, den Most mit großem Aufwande an Zeit und Geld durchschaufeln zu lassen, überlegten aber nicht, weshalb der geschaufelte Wein feiner geworden als der nicht geschaufelte. Pasteur wies dann zuerst nach, daß der günstige Einfluß des Schaufelns auf der innigen Berührung großer Luftmengen mit dem Most beruhe, und es gelang ihm, aus demselben Most vollständig verschiedene Weine zu ziehen, indem er einen Theil desselben wie gewöhnlich behandelte, einen andern aber längere Zeit mit Luft schüttelte. Dies Verfahren war indeß für die Praxis viel zu umständlich, und Blankenhorn bemühte sich deshalb mit v. Babo um Konstruktion eines passenden Apparates. Mit einem solchen, der nach der Angabe von Babo hergestellt wurde, erhielt man nun 1867 überraschende Resultate (Annalen Bd. I, S. 16). Die gelüfteten Weine unterscheiden sich von den nicht gelüfteten derselben Sorte durch den geringeren Säuregehalt, geringeres specifisches Gewicht, das wahrscheinlich mit ihrem geringeren Gehalt an Eiweiß zusammenhängt, und namentlich dadurch, daß sie weit fertiger sind (vergl. Ergbl. Bd. III, S. 448).

Sehr interessante Resultate ergaben genaue Messungen der während der Gährung aus gelüftetem und nicht gelüftetem Most entweichenden Kohlensäure (Annalen Bd. I, S. 27, 38, 39); man ersieht daraus, daß der Werth der Lüftung für die Praxis ein sehr bedeutender ist; während aus 1 Ohm gelüftetem Mostes bei der Hauptgährung 32,1 Pfund Kohlensäure entwichen, bei der Nachgährung nur 1,2 Pfd., sind aus 1 Ohm nicht gelüfteten Mostes während der Hauptgährung 32,4 Pfd. und bei der Nachgährung noch 8,3 Pfd. Kohlensäure entwichen. Außerdem beweisen die Versuche, daß die Gährung in Folge des vermehrten Zutritts der Luft einen weit schnelleren Verlauf nimmt, daß die Nachgährung bei gelüftetem Wein nur wenig in Betracht kommt, daß aber auch, was namentlich wichtig ist, bei gelüftetem Most während der Gährung weniger Zucker zersetzt wird als bei nicht gelüftetem.

Diese Beobachtungsresultate stimmen mit denjenigen Pasteurs überein, welcher fand, daß an der Luft gewachsene Hefe viel weniger Zucker zersetzt als solche, der während ihres Wachsthums nur wenig Luft zur Verfügung steht. Auch in der Praxis sieht man den Most kurze Zeit nach der Lüftung sich mit einer Masse von Hefe

Digitized by Google

bedecken, viel mehr, als dies bei nicht gelüftetem Moste der Fall ist.

Der praktische Werth der Lüftung ist deshalb ein unberechenbarer, da manche Weine bis zur Reife Jahre, manchmal selbst Jahrzehnte brauchen und somit ein sehr bedeutendes Kapital aufzehren. Bisher galt allgemein die Ansicht, man könne nicht vorsichtig genug sein, den Zutritt der Luft von dem Weine abzuhalten, und die Meisten ließen sich darum auch angelegen sein, denselben vor und während der Gährung auf ein Minimum zu beschränken. Die Gährung verlief unvollständig, die Weine zeigten, wenn man glaubte, sie seien fertig, große Geneigtheit zu allen möglichen Krankheiten, und die angewandten Mittel, denselben zu begegnen, erwiesen sich meist nutzlos. Pasteur forschte zuerst nach dem Grunde der Krankheiten, er studirte die Absätze der kranken Weine mit dem Mikroskop und fand in allen charakteristische pflanzliche Gebilde. Er schlug deshalb vor, die Weine auf eine Temperatur zu erwärmen, bei welcher alles pflanzliche Leben aufhört; und dieses Mittel hat sich so gut bewährt, daß jetzt, namentlich in Frankreich, Tausende von Eimern Weines jährlich erwärmt werden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die meisten der von Pasteur beobachteten Gebilde nur in unvollständig vergohrenen und deshalb stickstoffreichen Weinen auftreten, und wenn man dies mit den oben mitgetheilten Thatsachen zusammenhält, so kommt man zu dem Schluß, daß die gelüfteten Weine weit haltbarer, weit weniger zu Erkrankungen geneigt sein werden als die nicht gelüfteten. Dies bewährt sich in der Praxis glänzend. Kurze Zeit nach der Gährung in Flaschen gebrachte Weine haben sich vollständig klar und unverdorben erhalten, und die Annahme erscheint berechtigt, daß vollständig vergohrene Weine keiner weiteren Konservirungsmittel bedürfen. Zu einer vollständigen Gährung gehört aber auch eine entsprechende Temperatur, und diese sollte bei Beginn der Gährung mindestens 10—12° C. betragen; sie steigt in manchen Fällen während der Gährung bis auf 38° C., doch ist die Annahme, daß nur bei niederer Temperatur vergohrene Weine haltbar sind, eine falsche.

Schließlich muß noch der in Folge eines Zufalls angeregten Untersuchungen über Einwirkung der Elektricität auf den Wein gedacht werden. Zu Digne zertrümmerte ein Blitzstrahl einige mit Wein gefüllte Fässer; der aufgefangene Wein zeigte sich nach einigen Monaten weit besser, als bevor der Blitz eingeschlagen, und daraufhin wurden nun Versuche angestellt, welche sehr zufriedenstellende Resultate ergaben: harte Weine, einen Monat lang dem Einfluß des elektrischen Stromes ausgesetzt, waren in weiche und angenehme Weine übergegangen und wesentlich verbessert. Seitdem dies bekannt geworden, hat man mit Daniellschen oder Bunsenschen Batterien auf die mannichfaltigste Weise experimentirt, doch ist die ganze Sache jedenfalls noch mit großer Vorsicht aufzunehmen. Eine Tödtung der Pasteurschen Organismen findet nach sorgfältiger mikroskopischer Untersuchung nicht statt, vielleicht aber übt die elektrolytische Ausscheidung gewisser Stoffe an den Polen einen günstigen Einfluß auf die Beschleunigung der Aetherbildung ꝛc. aus.

Das neueste Heft der „Annalen der Oenologie" bringt eine gehaltreiche Arbeit von Neubauer über den Rothwein, welche sehr beachtenswerthe Resultate ergeben hat. Ueber denselben Verfassers Studien, welche das Reifen der Trauben betreffen, haben wir bereits (Bd. VI, S. 106) berichtet, und wir benutzen diese Gelegenheit, um auf seine „Chemie des Weins" (Wiesbaden 1870) als eine treffliche Quelle der Belehrung zu verweisen. Das Büchelchen gibt in gefälliger Form eine leicht verständliche Darlegung unserer jetzigen Kenntnisse und manche gute Anregung.

Nekrolog.

Köchlin, Daniel, berühmter Industrieller, einer der Schöpfer der großen Mülhausener Industrie, führte seit 1836 mit seinen Söhnen das von seinem Bruder Nikolaus begründete große Fabrikgeschäft für bunte Baumwollengewebe, † am 15. April in Mülhausen, 86 Jahre alt.

Neue Bücher.

Physikalische Mechanik, Lehrbuch der, von H. Buff. 1. Theil. Braunschweig, Vieweg.

Rigi-Eisenbahn, die, mit Zahnradbetrieb, von J. H. Kronauer. Winterthur, Wurster.

Wasserversorgung der Stadt Zürich, von A. Bürkli-Ziegler. Winterthur, Wurster.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Geschichte.

Die St. Domingofrage*). Da der Lieblingsplan des Präsidenten U. S. Grant, die Republik Domingo, welche den östlichen, ehemals spanischen Theil der Insel Haiti begreift, wiederholt und mit allem Ernst von der Regierung der nordamerikanischen Union aufgenommen und betrieben wird, so erhalten zuverlässige Mittheilungen über diese projektirte neue Gebietserweiterung der großen transatlantischen Republik, sowie über die Vorgänge, welche den beabsichtigten Länderzuwachs vorbereiten sollten oder sonst irgendwie damit in Verbindung stehen, ein gerechtfertigtes und allgemeines Interesse.

Das Gebiet der dominikanischen Republik umfaßt 838 QMeilen mit 136,500 Einwohnern; es ist nahezu doppelt so groß wie das der westlichen Nachbarrepublik Haiti, die indessen auf 480 QMeilen über viermal so viel, d. h. 572,000 Einwohner zählt. Trotz seiner außerordentlichen natürlichen Fruchtbarkeit ist St. Domingo gegenwärtig verhältnißmäßig sehr unproduktiv. Die Hauptprodukte sind Tabak, Kaffee, Kakao und Nutzholz. An einigen Orten blüht die Viehzucht; auch findet man hie und da Kupfer, Gold und Steinkohlen, allein nirgends in großer Menge. Umsonst versuchte Spanien in den Jahren 1861—65 mit einem großen Kostenaufwande, sich wieder in Besitz von St. Domingo zu setzen, es mußte dies Unternehmen nach verschiedenen blutigen Intermezzos als ein verfehltes aufgeben. Die Bewohner der Republik, welche Präsident Grant so gern der nordamerikanischen Union einverleiben möchte, spielen in allen Farben, mit einem starken Vorherrschen der dunkleren Nuancirungen. In politischer Beziehung aber üben die Weißen die Suprematie aus, wie aus folgender Schilderung der Landesregierung erhellt, welche wir in der Hauptsache einer Korrespondenz der mit Umsicht redigirten „New-York Times" entnehmen: Die exekutive Gewalt besteht gegenwärtig aus dem Präsidenten Buenaventura Baez, ihm zur Seite stehen der Staatssekretär Gautier, welcher bei den Annexionsunterhandlungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten als Kommissär St. Domingo's diente, der Generalstaatsanwalt Felix del Monte, der Kriegs- und Marineminister Hungria und der Finanzminister Curiel. Der Präsident Baez ist ein geborner Kastilianer, seine Minister sind Weiße und stammen theils aus Spanien, theils aus Frankreich. Der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofes ist ebenfalls ein Kastilianer, er heißt Tejera. Die Legislative besteht aus einem Senate, der indessen nur sieben Mitglieder zählt. Die Republik ist nämlich in sieben Provinzen eingetheilt, deren jede durch einen Senator vertreten wird. Ein Repräsentantenhaus gibt es nicht. Der Senat versammelt sich alljährlich. Das Einberufen von besonderen Sitzungen steht dem Präsidenten Baez zu.

Hieraus kann man entnehmen, daß das Repräsentativsystem in der dominikanischen Republik noch sehr schwach entwickelt ist, und daß sie, mit den Vereinigten Staaten verbunden, noch eine tüchtige Schule als Territorium durchzumachen haben dürfte, bevor sie für würdig befunden werden könnte, als Staat im nordamerikanischen Kongresse volle Vertretung zu erlangen und ihre zwei Senatoren in den Bundessenat zu Washington City zu senden. Das farbige Element hat seine Hauptvertreter in der Armee und im Zoll- und Steuerwesen. Der Chef des Zollhauses ist ein Schwarzer, desgleichen der oberste Zolleinnehmer im Hafen der Stadt St. Domingo.

*) Wir gehen nach der kurzen Erwähnung der Annexionsangelegenheit in der letzten Umschau (S. 644—646) noch einmal ausführlicher auf die Sache ein, weil dieselbe eine principielle Wichtigkeit hat und für die amerikanischen Verhältnisse von weitreichender Bedeutung ist.

D. Red.

Digitized by Google

Die Geschichte des Annexionsversuchs von St. Domingo ist kurz folgende:

Schon im Winter von 1868 auf 1869 sandte Baez einen gewissen J. W. Fabens als Agenten nach Washington City, um wegen des Anschlusses von St. Domingo mit der Regierung der Vereinigten Staaten zu unterhandeln. So lange indessen Andrew Johnson Präsident war, richtete Fabens Nichts aus; der Alaskahandel hatte die amerikanische Regierung vorsichtig gemacht. Präsident U. S. Grant jedoch, der am 4. März 1869 sein Amt angetreten hatte, glaubte es riskiren zu können, auf die Offerte der westindischen Republik einzugehen. Im Juli des letztgenannten Jahres wurde der Sekretär Grants, der General Babcock, nach St. Domingo gesandt. Er fuhr auf einem Bundesdampfer von New-York nach dem erwähnten Eiland. Der Bundessenator Cole begleitete ihn, doch nicht in officieller Eigenschaft.

Bei seiner Ankunft fand General Babcock, wie der betreffende Bericht lautet, die Baezsche Regierung „im ruhigen Besitze der Republik Domingo". Er überzeugte sich, daß es dem Präsidenten Baez mit der Annexionsofferte Ernst sei. Die dominikanischen Minister waren gleichfalls dafür, und zwar einstimmig. Nun ging es an die Bedingungen. Baez und sein Kabinet sprachen zuerst den Wunsch aus, die Republik Domingo möge sofort als Staat und nicht erst als Territorium in die Union aufgenommen werden. Obschon Babcock über diesen Punkt keine formellen Instruktionen hatte, so erklärte er doch ganz bestimmt, daß vom Erfüllen eines solchen Verlangens keine Rede sein könne; die Regierung der Vereinigten Staaten würde nur eine einfache Annexion St. Domingo's annehmen. Hierauf stellte Baez die Bedingung, daß man ihm eine runde Summe Geldes, Waffen und Munition liefere, auf daß er „im Stande sei, den abzuschließenden Vertrag gehörig durchzuführen". Schon diese Forderung deutete klar darauf hin, daß Präsident Baez sich nicht so ganz „im ruhigen Besitze der Republik Domingo" zu befinden glaubte, was auch in der That der Fall war, da ein gewisser Cabral im Innern der Republik großen Anhang besaß und ein offener Gegner der Baezschen Regierung und aller Annexionspläne war. General Babcock ging indessen bereitwillig auf die von Baez gestellte Bedingung ein, nachdem ihm für eine jährliche Pachtsumme der Besitz der Bai von Samana auf 50 Jahre zugesagt worden war. Ferner wurde stipulirt, daß die Vereinigten Staaten 1½ Millionen Dollars an St. Domingo zahlten, womit dasselbe seine Schulden (etwa 1,200,000 Dollars) zu decken habe. Im Falle sich eine höhere Schuldensumme herausstellen würde, sollten die öffentlichen Ländereien dafür haften. Außer durch Babcock waren die Vereinigten Staaten bei dem ganzen Handel noch vornehmlich durch den amerikanischen Konsularagenten Perry vertreten.

Die Verhandlungen wurden zu Protokoll genommen, und General Babcock kehrte damit nach Washington City zurück. Hier beschloß man, Baez, damit er sich selbst in seiner Stellung behaupten und das Volk der dominikanischen Republik zum Ratificiren des mit Babcock geschlossenen Annexionsvertrages bestimmen könne, jährlich die Pachtsumme von 150,000 Dollars auszuzahlen und dafür die Bai von Samana und die daran stoßende Halbinsel zu verlangen. Auch die gewünschte Waffen- und Munitionslieferung sollte verabfolgt werden. Die ganze Angelegenheit wurde ziemlich geheimnißvoll betrieben, weil es sich dabei um eine Anleihe in England handelte. Bevor nämlich die ernstlichen Annexionsunterhandlungen mit den Vereinigten Staaten begannen, hatte, wie amerikanische Blätter melden, der sich stets in Geldnoth befindende Baez mit englischen Häusern einen Vertrag für eine 30procentige Anleihe im Betrage von 420,000 Pfd. Sterling geschlossen. Von dieser Summe waren bereits 50,000 Pfd. Sterl. eingezahlt und der Rest sollte bis zum 31. December 1869 abgeliefert werden. Die Engländer machten, trotz des hohen Zinsfußes, Miene, den Vertrag nicht einzuhalten. Hätten sie in Erfahrung gebracht, daß die Annexion St. Domingo's an die Vereinigten Staaten im Werke, so würde wahrscheinlich der Kredit der westindischen Republik bei ihnen gestiegen sein, und sie würden sich das gute Geschäft mit 30% nicht haben entgehen lassen. Seit es sich um Annexion handelte, war es natürlich sowohl im Interesse St. Domingo's wie der Vereinigten Staaten, der englische Anleihe rückgängig zu machen. Das Mißtrauen der englischen Häuser kam daher ganz gelegen, und man ließ es gern geschehen, daß sie durch Nichteinhalten des genannten Termins den Anleihevertrag brachen. Kaum war dieser Termin verstrichen, so rückte die Administration des Herrn Grant mit dem Annexionsvertrage heraus.

Am 10. November 1869 lichtete die Vereinigte-Staaten-Fregatte „Albany" geheimnißvoll im Hafen von New-York die Anker. Sie

hatte die Kommissäre der nordamerikanischen Regierung, die Herren Babcock, Ingalls und Sackett, nebst 8 Kanonen, 1000 Hinterladern und einer großen Anzahl anderer Armaturgegenstände sowie hinlänglich Munition an Bord. Ueber ihre Bestimmung wurden die widersprechendsten Ansichten laut. Während Einige sie nach den südamerikanischen Gewässern segeln ließen, suchten die Anderen in ihr das plötzliche thatsächliche Eingreifen der Unionsregierung in die cubanischen Angelegenheiten. Bei der Abfahrt von New-York und selbst noch auf hoher See bewahrten die Kommissäre ihr Schweigen; und weder die Offiziere noch die Mannschaft der „Albany" erfuhren eher den Zweck und das Ziel ihrer Reise als am 17. November, wo die Fregatte im Hafen von St. Domingo Anker warf. Nachdem die Waffenübergabe und die Auszahlung der jährlichen Pachtsumme von 150,000 Dollars in Gold an Baez erfolgt war, um die Gültigkeit des geschlossenen Vertrages zu sichern, segelte die „Albany" mit den Kommissären und einem Stabsoffizier des Präsidenten Baez in den ersten Tagen des Decembermonats nach der Bai von Samana, um im Namen der Vereinigten Staaten pachtweise Besitz von den Gewässern und der Halbinsel zu nehmen. Dies geschah am 6. December, gerade an demselben Tage, an welchem vor 377 Jahren Columbus St. Domingo entdeckte.

In dem zwischen Baez und seinen Räthen einerseits und dem Konsularagenten Perry in Verbindung mit dem General Babcock andererseits abgeschlossenen und zu Papier gebrachten Annexionsvertrage war, außer den oben angeführten Punkten, noch ausdrücklich festgestellt worden, daß St. Domingo als ein Territorium der Vereinigten Staaten und nicht als Staat in die Union aufgenommen werden solle, und daß der Vertrag überhaupt erst vollständig gültig sein könne, sobald derselbe einestheils vom Senate der Vereinigten Staaten ratificirt und anderntheils durch eine Mehrheit der Bürger von St. Domingo in einer zu dem Zwecke anzuordnenden Abstimmung genehmigt worden sei.

Als nun Präsident Grant die ganze Angelegenheit dem Bundessenate vorlegte, fand die Annexion von St. Domingo sowohl im Kongresse, wie in der Presse und bei dem Volke der Vereinigten Staaten den entschiedensten Widerspruch. So enthielt z. B. die einflußreiche und weit verbreitete „New-York Tribune" vom 10. Januar 1870 eine Reihe von Mittheilungen über St. Domingo, woraus hervorging, daß die öffentlichen Schulden dieser Republik weit über die angegebene Summe von 1,500,000 Dollars hinausgingen. Der Präsident Baez und seine Räthe wurden in diesen Mittheilungen als eine Clique von gewissenlosen Politikern hingestellt, deren Macht sich ihrem Ende nahe, und welche die letzte ihnen gebotene Gelegenheit benutzten, um ein gutes Geschäft für sich selbst durch den Verkaufs- und Annexionsvertrag mit den Vereinigten Staaten zu machen. Im Kongresse kamen ebenfalls sehr bedenkliche Dinge zur Sprache, wodurch nicht allein die Machthaber in Domingo, sondern auch General Babcock und der Konsularagent Perry in ein eigenthümliches, durchaus nicht beneidenswerthes Licht gestellt wurden. Schließlich brach in der Republik Haiti, dem revolutionären Eldorado der farbigen Race in Westindien, wieder einmal eine Revolution aus, welche die Machtstellung von Baez sehr in Frage stellte.

In Haiti war nämlich der berüchtigte Soulouque gegen Ende des Jahres 1853 von Geffrard gestürzt worden. Allein auch Geffrard konnte sich nur bis zum Jahre 1867 halten, wo ein gewisser Silvain Salnave als Präsident an die Spitze der Republik von Haiti trat. Aber auch Salnave's Herrschaft währte nicht lange; er wurde nach hartem Kampfe vom General Nissage Saget besiegt und gefangen genommen und am 15. Januar 1870 hingerichtet. Die provisorische Regierung unter Saget in Port au Prince trat aber mit Cabral, dem Gegner von Baez, in eine freundschaftliche Beziehung, und so stellte sich die Möglichkeit, wenn nicht Wahrscheinlichkeit heraus, daß eine Annexion von St. Domingo durch die Vereinigten Staaten die letzteren in einen Konflikt mit Haiti verwickeln würde. Auf der andern Seite aber mußte man auch zugestehen, daß nach der Annexion von St. Domingo ein solcher Konflikt der nordamerikanischen Union die beste Gelegenheit bieten könne, einfach auf dem Wege der Selbstvertheidigung auch die Republik Haiti in Besitz zu nehmen.

Unter solchen Umständen zeigte sich denn der amerikanische Kongreß, trotz aller Bemühungen des Präsidenten Grant und trotz der parlamentarischen Manöver seiner politischen Freunde im Senate wie im Repräsentantenhause, nicht geneigt, den St. Domingovertrag zu ratificiren. Selbst die unter den Auspicien von Baez vorgenommene Volksabstimmung über die Annexion, welche ein günstiges Resultat ergeben hatte, vermochte die Mehrheit des Kongresses nicht umzustimmen. Im Senate waren namentlich die Senatoren

Digitized by Google

Charles Sumner und Karl Schurz als entschiedene Gegner des Annexionsprojektes aufgetreten und hatten sich dadurch in hohem Grade den Unwillen Grants zugezogen.

So ruhete denn die St. Domingoangelegenheit längere Zeit, bis sie im Mai 1870 von Neuem mit aller Gewalt auftauchte, nachdem ein „officieller Bericht" über die in St. Domingo stattgefundene Volksabstimmung in Washington City eingetroffen war, und der Staatssekretär Hamilton Fish sich mit dem Kommissär J. W. Fabens über eine Reihe von Amendements zu dem ersten Annexionsvertrage vereinbart hatte. Die Administration der Vereinigten Staaten hoffte nämlich, daß diese Amendements die Einwendungen entkräften würden, welche bisher die Gegner des vom Präsidenten Grant begünstigten Planes der Ratifikation des genannten Vertrages entgegengestellt hatten. Erstens sollte die für diese Ratifikation vorgesteckt gewesene Frist verlängert werden; zweitens wurde der Paragraph, welcher den Vereinigten Staaten das Anspruchsrecht auf die öffentlichen Ländereien der Republik Domingo als Unterpfand für die noch nicht definitiv festgestellte Schuld gab, gestrichen und statt dessen bestimmt, daß die als Kaufschilling für Domingo stipulirte Summe von 1,500,000 Dollars absolut Alles sein sollte, was die Regierung der Vereinigten Staaten für die erwähnte Gebietsacquisition zu zahlen habe. Es sollten ferner zwei Kommissäre ernannt werden, einer durch die Vereinigten Staaten und der andere von St. Domingo; dieselben sollten den Kaufschilling in Empfang nehmen und ihn zur Bezahlung und Tilgung der Schulden Domingo's folgendermaßen verwenden: 1) zur Bezahlung der fremden Regierungen, die allenfalls Ansprüche gegen die dominikanische Republik geltend zu machen hätten; 2) zur Bezahlung der individuellen Staatsgläubiger, die nicht Bürger dieser Republik seien, und 3) zur Tilgung der einheimischen Schuld. Es wurde ausdrücklich stipulirt, daß außer dieser Zahlung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars die Vereinigten Staaten in keinerlei Weise für weitere Ansprüche haftbar sein sollten. Diese Bestimmungen überließen es ganz und gar den Bürgern von St. Domingo, was sie mit ihrer einheimischen Staatsschuld anfangen wollten, sie konnten das, was sie sich selbst schuldeten, revudiiren oder nicht. Man gab sich indessen der Hoffnung hin, daß nicht der ganze genannte Kaufschilling zur Tilgung der Schuld verwendet zu werden brauche, und daß den Bürgern Domingo's noch ein Sümmchen von 200,000, vielleicht sogar 300,000 Dollars zur Bestreitung der Ausgaben ihrer eigenen Territorialregierung übrig bleiben würde. —

Wiederum entbrannte im Bundessenate zu Washington City ein heftiger parlamentarischer Kampf; allein die Annexionspolitik des Präsidenten Grant unterlag in der Hauptsache abermals. Es würde uns zu weit führen, hier die Einzelheiten dieses Kampfes zu schildern; es genügt zu bemerken, daß sehr böse Dinge zur Sprache kamen, und daß selbst die persönliche Ehrenhaftigkeit des Präsidenten Grant angegriffen wurde. Die angebliche Abstimmung zur Ratifikation des Annexionsvertrags durch das dominikanische Volk wurde als ein empörender und brutaler Gewaltstreich bezeichnet; ein amerikanischer Bürger, Namens Hatch, war von Baez, unter Billigung von Babcock und Perry, eingekerkert worden, weil er schlimme Enthüllungen über großartige Schwindeleien machen konnte, die bei den Annexionsverhandlungen vorgekommen waren, ꝛc.

Als sich nun der Kongreß im Sommer 1870 vertagte, hätte man glauben können, Präsident Grant werde die Annexionsfrage von St. Domingo nach den erlittenen Niederlagen definitiv ruhen lassen; dem war aber nicht so. Alle, denen die zähe Natur Grants bekannt war, machten sich darauf gefaßt, daß er in der Stille an der Durchführung seines Lieblingsplanes weiter arbeiten werde. Und so geschah es auch. In der Botschaft, womit er den im December 1870 zu seiner letzten Sitzung zusammentretenden Kongreß begrüßte, brachte er die bewußte Annexionsfrage noch einmal zur Sprache, und zwar mit der größten Wärme. Der betreffende Passus in der Botschaft lautete in wörtlicher Uebersetzung also:

„Während der letzten Kongreßsitzung wurde der von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschlossene Annexionsvertrag mit der Republik St. Domingo vom Senate nicht ratificirt, da die vom Gesetz geforderte Zweidrittelmajorität nicht für denselben stimmen wollte. Ich (Grant) war schon damals fest davon überzeugt, daß die besten Interessen der Union, namentlich aus Rücksichten auf den Handel und andere materielle Vortheile, die Ratifikation dieses Vertrages zur gebieterischen Pflicht machten; und in dieser Ansicht bin ich durch den Gang der Ereignisse seit jener Zeit nur noch mehr bestärkt worden. Es ist meine aufrichtige Ueberzeugung, daß von dem Augenblicke an, wo es bekannt wird, daß die Vereinigten Staaten das Projekt, die Insel St. Domingo als einen Theil ihres Territorial-

Digitized by Google

gebietes sich anzueignen, aufgeben, europäische Staaten daselbst einen Freihafen zu errichten bemüht sein werden. In der Bai von Samana wird eine große Handelsstadt erstehen, welcher wir tributpflichtig (tributary) sein werden, ohne entsprechende Vortheile dafür zu genießen. Dann wird man die Thorheit (folly) begreifen, womit wir einen so großen Gewinn uns entgehen ließen. Die Regierung von St. Domingo hat freiwillig die Annexion nachgesucht. Diese Republik ist eine kleine Macht, die möglicherweise weniger als 120,000 (?) Seelen zählt, deren Gebiet jedoch eines der reichsten unter der Sonne ist, fähig, eine Bevölkerung von einer Million Menschen im Ueberfluß zu erhalten. Die jetzige Bevölkerung von St. Domingo, nicht im Stande, sich selbst in ihrer gegenwärtigen Lage zu erhalten, muß sich darnach umsehen, auswärts den nöthigen Schutz zu finden. Dieselbe sehnt sich darnach, unseres Schutzes, unserer freien Einrichtungen, unserer Gesetze, unserer fortschreitenden Civilisation theilhaftig zu werden. Sollen wir uns weigern, diesem Wunsche zu entsprechen? Die geographische Lage von St. Domingo macht dessen Erwerbung für uns wünschenswerth. Es beherrscht die Einfahrt in das karaibische Meer und den Transithandel über den Isthmus von Panama. Es besitzt den reichsten Boden, die besten und geräumigsten Häfen, ein sehr gesundes Klima, dazu die werthvollsten Produkte an Holz, Mineralien, Vegetabilien und anderen Schätzen, welche man auf irgend einer anderen Insel Westindiens findet. Sollte die Insel in den Besitz der Vereinigten Staaten gelangen, so wird in wenigen Jahren ein Küstenhandel von größter Ausdehnung ins Leben gerufen werden, der wesentlich dazu beitragen wird, die geschwächte Handelsmarine der Vereinigten Staaten auf ihre frühere Höhe zu bringen. Wir werden diejenigen Artikel selbst erzeugen, deren wir so sehr bedürfen, die wir jedoch bisher nicht producirt haben, und dadurch das Gleichgewicht unseres Export- und Importhandels herstellen. Im Falle eines Krieges mit einer auswärtigen Macht werden wir die westindischen Inseln beherrschen und den Feind daran hindern, sich in den Besitz von Sammelplätzen zu setzen, von denen aus unsere Küsten beunruhigt werden können. Der Besitz von St. Domingo wird unsern Küstenhandel beschützen, der mit den Staaten am atlantischen Meere und am Golf von Mexiko und mit den Antillen und Bahamainseln getrieben wird. Wie die Sachen jetzt stehen, müssen wir, um von Georgien nach der Westküste von Florida zu Schiffe zu gelangen, zweimal fremde Gewässer berühren. St. Domingo mit einer stabilen Regierung, unter welcher sich seine immensen Hülfsquellen entwickeln können, wird Hunderttausende von Arbeitern dorthin ziehen und ihnen lohnende Beschäftigung geben. Die Bevölkerungen der in der Nähe liegenden Inseln werden diese verlassen und die Segnungen einer freien Regierung aufsuchen, welche jedem Arbeiter den verdienten Lohn garantirt. Auf Porto Rico und Cuba wird die Sklaverei abgeschafft werden müssen; schon der Trieb der Selbsterhaltung wird dies Resultat herbeiführen. St. Domingo wird ein bedeutender Konsument der Rohprodukte und Fabrikerzeugnisse des Nordens der Union werden, und die billige Weise, wie die Bewohner Domingo's Lebensmittel und Handwerkszeuge aller Art beziehen können, muß die benachbarten Inseln veranlassen, sich dieselben Vortheile zu eigen zu machen, um in der Produktion von Zucker, Kaffee, Tabak, Südfrüchten &c. konkurriren zu können. So wird sich ein weiterer Markt für unsere Produkte eröffnen. Die Hebung der Produktivkraft der mit uns verbundenen dominikanischen Republik wird den Werth der von uns aus fremden Ländern eingeführten Waaren um mehr als 100 Millionen Dollars fallen machen, unsere Ausfuhren dagegen bedeutend vergrößern. Mit einem solchen Bilde vor uns ist es leicht einzusehen, wie unsere hohe Schuld auswärts schließlich getilgt wird. Im entgegengesetzten Falle, wenn die Handelsbilanz zu unserm Nachtheile ausfällt, wenn unsere Schuldobligationen in den Händen von Ausländern bleiben, wenn unsere Rhederei leidet und unser Gold und Silber ins Ausland wandert, dann ist es schwer zu begreifen, wie wir unsere öffentlichen Schulden abtragen wollen. Die Erwerbung von St. Domingo ist ein Aufrechthalten der Monroe-Doktrin, sie gewährt uns nationalen Schutz, indem sie uns in gerechter Weise die Kontrole über den wichtigen Handel verschafft, der von Westen nach Osten über den Isthmus von Darien geht. Der Besitz von St. Domingo hilft unsere Handelsmarine zur Blüthe bringen und bahnt unserm Landbau und unserer Fabrikindustrie neue Absatzwege; er wird die Sklaverei auf Cuba und Porto Rico sofort und in Brasilien mit der Zeit (ultimately) unmöglich machen. Er wird den unglücklichen Zuständen auf Cuba und dem daselbst geführten Ausrottungskriege ein Ende machen und uns die Mittel an die Hand geben, unsere Nationalschuld ehrlich abzutragen, ohne das Volk der Union unter der Steuerlast zu

Digitized by Google

erdrücken. Die Annexion Domingo's trägt dazu bei, der Bevölkerung der Vereinigten Staaten die täglichen Lebensbedürfnisse billiger zu machen, als sie je zuvor waren; sie ist überhaupt ein Schritt vorwärts, um der amerikanischen Nation die Früchte zu sichern, welche ihre Intelligenz, ihre Industrie und ihr Unternehmungsgeist der übrigen Welt gegenüber beanspruchen können. Im Hinblick auf die enorme Wichtigkeit dieser Frage ersuche ich den Kongreß, seine Ansichten über dieselbe, namentlich über die Mittel, wie eine Annexion am besten bewerkstelligt werden kann, so bald wie möglich zu erkennen zu geben. Mein Vorschlag geht dahin, durch eine gemeinsame Resolution der beiden Häuser des Kongresses die Exekutive zu ermächtigen, eine Kommission zu ernennen, um mit den Behörden von St. Domingo über die Erwerbung dieser Republik zu unterhandeln, und eine Appropriation für die Unkosten jener Kommission zu machen. Die Frage mag dann durch die Annahme einer Annexionsresolution, wie in dem Präcedenzfalle der Aufnahme von Texas in die Union, entschieden werden. Ich bin so sehr von den Vortheilen einer Annexion von St. Domingo überzeugt, daß ich die Nichtausführung eines solchen Projektes für ein Unglück (calamity), welches den Vereinigten Staaten zugestoßen, halten müßte. Ich glaube daher auch, daß es nur einer genauen Prüfung der einschläglichen Verhältnisse bedarf, um die Repräsentanten des amerikanischen Volkes zur Billigung meiner Vorschläge zu bringen."

Es ist klar, daß Präsident Grant sich alle erdenkliche Mühe gab, dem Kongresse die Annexion von St. Domingo mundgerecht zu machen, und daß er es dabei, wie der vorstehende Passus seiner Botschaft vom 5. December 1870 beweist, an einigen Ueberschwänglichkeiten nicht fehlen ließ. Beide Häuser des Kongresses diskutirten den Gegenstand in der lebhaftesten Weise. Die Hauptgegner desselben waren wiederum die Senatoren Sumner und Schurz, zu denen sich noch Thurman von Ohio gesellte; die Hauptvertheidiger dagegen waren der Senator Morton von Indiana und die Repräsentanten Benjamin F. Butler und Nathaniel P. Banks von Massachusetts. Karl Schurz hob namentlich hervor, daß, wenn überhaupt eine europäische Macht daran denke, festen Fuß auf St. Domingo zu fassen, dies von Seiten Deutschlands sicherlich nicht der Fall sei. Nach langen und heftigen Debatten brachten endlich Senator Morton im Senate und N. P. Banks im Repräsentantenhause Beschlüsse ein, in denen Präsident Grant ersucht wurde, eine Kommission nach St. Domingo zu schicken. Diese Kommission sollte sich über die politischen Zustände des Landes, die Gesinnung der Bevölkerung mit Bezug auf das Annexionsprojekt, den Charakter des Volkes, die Hülfsquellen des Landes, die Schuldverhältnisse desselben, die Beziehungen St. Domingo's zu auswärtigen Mächten und die Bedingungen, unter denen die Annexion zu bewerkstelligen sein würde, unterrichten, um darüber an den Präsidenten zu berichten, welcher dann seinerseits dem Kongresse die Resultate der Untersuchung vorzulegen hat. Wiederum entbrannte ein kurzer und leidenschaftlicher Debattenkampf; aber das Resultat desselben war diesmal dem Präsidenten Grant günstig. Beide Häuser des Kongresses beschlossen die Absendung einer Kommission in der eben angegebenen Weise; jedoch wurde im Hause der Repräsentanten die bedeutungsvolle Klausel dem betreffenden Beschlusse angehängt, „daß der Kongreß mit Annahme des Beschlusses für Absendung einer Kommission nicht so verstanden sein wolle, als habe er sich damit eventuell zur Annexion von St. Domingo verpflichtet".

Präsident Grant beeilte sich nun, die Mitglieder der Kommission für St. Domingo zu ernennen. Es bestand dieselbe aus den Herren: Benjamin F. Wade, früher Bundessenator, Andrew D. White, Universitätspräsident, und Dr. S. G. Howe. Als Sekretär fungirte Allen G. Burton, ein geachteter Jurist. Außerdem hatten sich der Kommission noch angeschlossen unser Landsmann Franz Sigel, der Geologe Blake u. A. In der letzten Hälfte des Januar 1871 segelte der Vereinigte-Staaten-Dampfer „Tennessee" mit den Kommissionsmitgliedern und deren Gefolge nach St. Domingo ab.

Nach einer stürmischen und gefahrvollen Reise langten die Vertreter der Union dort an und wurden vom Präsidenten Baez zuvorkommend und freundlich empfangen und aufgenommen. Die Kommission ging, ohne Zeit zu verlieren, an ihre Arbeit, bereiste das zu untersuchende Land nach allen Richtungen hin und stellte die verschiedensten Nachforschungen an. Nachdem sie ihre Arbeiten vollendet, begaben sich die Kommissäre gegen Ende des Monats März auf die Heimreise und beeilten sich, nach Washington City zurückgekehrt, dem Präsidenten ihren Bericht vorzulegen. Dieser Bericht, der im Ganzen gerade nicht als ein Muster eines staatsmännischen Schriftstückes angesehen werden kann, schloß mit dem Satze,

Digitized by Google

daß die Annexion nicht nur dem Volke der dominikanischen Republik, sondern auch für Haiti „wohlthätig" sein würde. Hierüber hatte nun eigentlich niemals ein Zweifel geherrscht, wohl aber darüber, ob es im wohlverstandenen Interesse des Volkes der Vereinigten Staaten liege, die in Rede stehende Insel unter seine Fittige zu nehmen. Die Gesammtsumme der Schulden und Verbindlichkeiten von St. Domingo belief sich nach der Aussage der Kommissäre auf 1,301,851 Dollars, die gesammte Einnahme der dominikanischen Regierung dagegen auf 772,684 Dollars. Interessant ist noch die Bemerkung, daß die Deutschen auf St. Domingo den Tabakhandel an sich gebracht haben und fortwährend an Zahl zunehmen. Der betreffende Passus des Berichtes lautet in wörtlicher Uebersetzung also: „Der weitaus wichtigste Zweig des Handels der Insel, der Tabakhandel, wird hauptsächlich von Deutschen kultivirt und die Ausfuhr geht nach den Haupthäfen des neuen deutschen Reiches. Dieser Handel verwandelt sich rasch in ein deutsches Monopol. Die Kommissäre fanden, daß auf der Nordseite der Insel viel mehr Deutsche wichtige Geschäftsunternehmungen und Agenturen in Händen hatten, als irgend welche Angehörige einer andern Nationalität, und daß ihr Einfluß sich stetig nach den großen Centraldistrikten hin ausdehnt". Es scheint fast, als ob die Kommissäre Furcht gehabt haben, St. Domingo könne eines Tages von Deutschland annektirt werden. —

Am 5. April d. J. sandte Präsident Grant den Bericht der St. Domingo-Kommission mit einer Botschaft an den Senat und das Repräsentantenhaus ein. Diese Botschaft glich nahezu einer Vertheidigungsschrift, in welcher indeß die schwerste, von Schurz und Sumner gemachte Anklage, diejenige nämlich, daß Grant die Annexion von St. Domingo in einer gewaltthätigen, verfassungswidrigen Weise betreiben habe, unbeantwortet blieb. Der Präsident erklärte offen, daß er fernerhin weder direkt noch indirekt den Kongreß bezüglich der endgültigen Entscheidung dieser Angelegenheit zu beeinflussen beabsichtige. Zwar sei er noch immer der Meinung, daß die Erwerbung von St. Domingo im Interesse der Union liege, allein er werde hinfort die Initiative zur Verwirklichung des Annexionsprojektes dem Volke und seinen Vertretern in der Bundeslegislative überlassen. Es sei, wie er dies schon in seiner Antrittsbotschaft ausgesprochen, auch jetzt noch ferne von ihm, eine eigne Politik gegen den klar ausgesprochenen Willen des Volkes der Vereinigten Staaten haben und verfolgen zu wollen. Stets sei es sein Bestreben, die Obliegenheiten seines schwierigen Amtes nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen. Wenn er in diesem Bestreben hin und wieder geirrt habe, so sei dies weniger ein Fehler des Herzens als des Kopfes gewesen. Irren könne Jeder, aber bei Beurtheilung solcher Fehlgriffe sollte man vor allen Dingen berücksichtigen, ob sie wissentlich und absichtlich, oder aus Uebereilung und Verkennung des wahren Sachverhaltes begangen worden seien. Um übrigens dem Volke und dem Kongresse hinlängliche Zeit und Gelegenheit zu geben, sich durch Prüfung des von der Kommission eingereichten Berichtes ein klares Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Annexion von St. Domingo zu bilden, dürfte es gerathen sein, die Erwägung und endgültige Entscheidung dieser Frage bis zur nächsten Kongreßsitzung, die im kommenden Winter stattfindet, zu verschieben.

Ein so offenes Geständniß, eine Niederlage erlitten zu haben, und ein so freimüthiges Versprechen, sich in Zukunft bessern zu wollen, hätte man von einem Manne von Grants hartem Sinne kaum erwarten sollen. Die Union und die republikanische Partei sind für diesen Rückzug des Präsidenten Grant aus einer Position, die den Interessen des Landes und dem Fortbestehen der Partei gefährlich zu werden drohte, freilich weniger der bessern Einsicht des Präsidenten und seiner Anhänger, als der energischen und furchtlosen Opposition der Bundessenatoren Sumner und Schurz gegen die Uebergriffe des Hauptes der amerikanischen Regierung Dank schuldig. Immerhin gewährt die schlimme Erfahrung, welche Grant mit „seiner Politik" gemacht hat, eine gewisse Garantie gegen die Wiederholung eines so gefährlichen Spieles seinerseits. Auch liefert die Handlungsweise Grants ein hochwichtiges Beispiel für alle solche Fälle, wo in konstitutionellen Staaten harte Konflikte zwischen der Regierung und den Vertretern des Volkes eintreten.

Demnach wird man gut thun, wenn man die Annexion von St. Domingo durch die Vereinigten Staaten noch immer als eine höchst zweifelhafte Sache ansieht. Es ist unleugbar, daß diese Annexion für die nordamerikanische Union große Vortheile darbietet; diesen Vortheilen stehen aber auch entsprechende Nachtheile gegenüber. Die entfernte Lage der Insel würde z. B. die Vereinigten Staaten zu verhältniß-

Digitized by Google

mäßig großen Mehrausgaben für die Flotte, die Armee und namentlich auch für den Zoll- und Steuerdienst zwingen. Das Schlimmste aber ist, daß die Vereinigten Staaten mit der neuen Landacquisition auch die Bevölkerung Domingo's in den Kauf nehmen müßten, ein Racengemisch, in welchem die Mulatten vorherrschend sind, dessen ganze bisherige Geschichte eine ununterbrochene Reihe von Revolutionen und Bürgerkriegen ist, und welches keine vermittelnde Regierungsform zwischen dem Despotismus und der Anarchie kennt. Nun würden die Vereinigten Staaten der Insel am Ende wohl Herr werden, wenn dieselbe einmal dem bereits übergroßen Körper der Union einverleibt ist; aber was würde das Alles kosten, und würde der Preis schließlich wirklich dieser Kosten werth sein?

Dazu kommt noch, daß die Zusammensetzung des gegenwärtigen Kongresses, der im März 1871 zusammentrat, wesentlich anders ist als die seines Vorgängers. Präsident Grant kann durchaus nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die Mehrheit des Repräsentantenhauses dem Annexionsplane günstig ist, selbst vom Senate ist dies zweifelhaft. Doch die nächste Zukunft wird ja die Entscheidung dieser Frage, die auch für Europa nicht unwichtig ist, bringen.

Wir schließen diesen Artikel mit einem Urtheile von dem bekannten Emancipationisten William Lloyd Garrison, der den streitenden Parteien ziemlich fern steht; dasselbe ist scharf, aber nicht ohne Wahrheit. Es lautet also: „Ich bin vollständig überzeugt, daß das ganze Annexionsprojekt auf eine Geschäftsspekulation von Seiten gewisser einflußreicher Spekulanten in der Union und in St. Domingo hinausläuft. Ist es nicht eine Schande, daß in einem Lande, welches nahezu die ganze gegenwärtige Bevölkerung der Erde ernähren könnte, welches in seinen Hülfsquellen unerschöpflich, im Unternehmungsgeist unerreicht und an Kraft fast ohne ebenbürtigen Gegner ist, der oberste Beamte der Nation die Annexion eines so kleinen Stück Landes wie St. Domingo als eine Maßregel herausstreicht, welche für die Sicherheit und das Wohl des Landes unerläßlich sei und „welche die Mittel biete, unsere Nationalschuld ohne allzu schwere Besteuerung des Volkes zu bezahlen!" Wir brauchen St. Domingo für diesen Zweck ebenso wenig, wie wir den Planeten Saturn dazu brauchen. Eine solche Uebertreibung mag für einen „Buncombe" (Schwätzer) passen, sie ist aber eines vernünftigen Mannes unwürdig und eine Satire auf die vielgerühmte innere Güte unserer republikanischen Institutionen".

Dr. Rudolph Doehn.

Nekrolog.

Erdy, Johann (eigentlich Lutzenbacher), tüchtiger ungarischer Archäolog und Geschichtsforscher, Custos des Antikenkabinets im Pester Nationalmuseum, geboren 1796 in Szob (Neutraer Komitat), † am 9. Mai in Pest.

Maria Annunciata, Erzherzogin von Oesterreich, Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, ältesten Bruders des Kaisers, eine Schwester des vormaligen Königs beider Sicilien, geboren am 24. März 1843, † am 4. Mai zu Wien.

Martignier, D., Großrath in Lausanne, früher Pfarrer, dann Buchhändler, gründlicher Kenner der waadtländischen Geschichte, † Ende April zu Lausanne.

Massimo d'Azeglio, Luisa, verwittwete Marchesa, geb. Blondel, Französin von Geburt, einst eine Zierde jener Kreise, welche durch geistige Wiederbelebung die nationale Erhebung Italiens verbreiteten, auch durch literarische Produktionen bekannt, † in der letzten Aprilwoche zu Bergamo.

Oßus, Georg, Rechtsanwalt und Notar zu Hanau, Mitgründer und Leiter des Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer, lange Jahre Präsident der Main- und Rheindampfschifffahrtsgesellschaft, Mitglied und Vorstand mehrerer gelehrten Gesellschaften, geboren 1803, † am 5. Mai in Hanau.

Tour d'Auvergne-Lauraguais, Fürst Henri de la, früher französischer Gesandter in Berlin, dann Botschafter in London und Wien, zuletzt Minister des Aeußern unter dem zweiten Kaiserreich, geboren 1823, † am 6. Mai in London.

Volny, Gr. Th., Dr., emeritirter Professor der Geschichte und Philologie zu Brünn, topographischer Schriftsteller und Historiograph, † am 3. Mai in Stift Rongern, im 78. Lebensjahre.

Neue Bücher.

Kulturgeschichte der neuern Zeit, von C. Henne-Am Rhyn. 2. Bd. Das Zeitalter der Aufklärung. Leipzig, O. Wigand.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich. Von R. Gottschall. 2 Bde. (Portrats und Studien 3. u. 4. Bd.) Leipzig, Brockhaus.

Theologie.

Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Protestantismus. IV. Der deutsche Protestantenverein. „Soll denn der Knoten der Geschichte so auseinander gehen: das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?"

Fünfundzwanzig Jahre, nachdem Schleiermacher diese Frage an seine Zeitgenossen ge-

Digitized by Google

richtet, nachdem manch höhnendes Ja, manch unfruchtbares Nein auf sie geantwortet hatte, ward sie von einer ganzen Gemeinschaft hervorragender theologischer Männer wiederaufgenommen und mit weit hörbarer Stimme dem Gewissen eines neuen Geschlechtes nahe gelegt. Es war im Jahr 1854, als sich Dr. Credner*), Dr. Dittenberger**), H. Eltester***), Dr. Karl Hase****), Dr. Jonas†), Dr. Schwarz††), Dr. Sydow†††) und K. Zittel††††) mit dem Licentiaten der Theologie Heinrich Krause in Berlin als Redakteur zur Herausgabe der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland" vereinigten. In dem Vorworte ward es mit dem Nachdruck einer unumstößlichen Gewißheit an der Hand Schleiermachers von Neuem ausgesprochen: daß in der Reformation der Grund gelegt sei zu einem „ewigen Vertrage zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener nicht diese hindert und diese nicht jenen ausschließt; es thue vielmehr Noth, daß wir zum bestimmteren Bewußtsein der (beiderseitigen) Aufgabe kommen, um sie auch zu lösen".

Die Geschichtsforschung, so hieß es in demselben Vorworte, soll mit der ganzen Schärfe der Kritik sich die Urkunden unseres Glaubens ansehen, auf ihre Entstehung, Erhaltung und Zusammenstellung, auf ihre Form und ihren Inhalt; sie soll prüfend eindringen bis in ihren Mittelpunkt, die Gestalt der Person Jesu: mag dahinfallen, was vor der Wahrheit nicht bestehen kann, der lebendige Glaube bereichert sich nicht auf Kosten der Wahrheit. Im Mittelpunkt der Geschichte bleibt uns dennoch der Erlöser der Welt, seiner einzigartigen Würde unberaubt. Denn eine gesunde Geschichtsbetrachtung braucht für den achtzehnhundertjährigen weltbeherrschenden, weltbildenden Baum des Christenthums ein Faktum als Wurzel, das stark genug ist, diese Last zu ertragen.

Die Naturwissenschaften sollen fortfahren, alle Dinge zu erkennen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; sollen immer tiefere Einsichten gewinnen in die Ursprünge, Gesetze und Kräfte der Erscheinungen, sollen unverwehrt daran gehen, mit ihren reicheren Erkenntnissen wunderbare Erscheinungen begreiflich zu machen, kindliche Vorstellungen der biblischen Urkunden über die Natur zu berichtigen, Sätze der herrschenden Dogmatik umzustoßen, herkömmliche Vorurtheile aus den Gemüthern zu beseitigen. Den Gott des wunderzeugenden Selbstwiderspruchs haben wir ihnen längst geopfert; die Gottesverehrung können sie selber nicht zum Opfer verlangen. Denn das Uebersinnliche liegt jenseits ihres Bereichs, das Geistige erkennen sie an in seinen Gesetzen und enthalten sich einer Kritik desselben; nur die sinnlichen Erscheinungen desselben, nur die sinnliche Natur überhaupt ist ihre Domäne. Jeder Uebergriff, insbesondere der des Materialismus, wird sich ebenso sehr selbst aufreiben wie die Uebergriffe der Geisteswissenschaften in das Untersuchungsgebiet der Lupe, des Fernrohrs oder des Secirmessers. Ja als dankbare Bundesgenossin steht die neuere Theologie den Naturwissenschaften gegenüber. Was ihr ursprünglich als ein Opfer erschien, hat sich ihr nachträglich als eine Bereicherung herausgestellt. Denn wahrlich ein reicher Gottesbegriff ist derjenige des widerspruchslosen, allgegenwärtigen absoluten Geistes, ein ärmlicher, wenn überhaupt noch einer, der, welcher mit den Wundern die Selbstaufhebung des eigenen Willens in Gott hineinträgt.

Die Philosophie endlich soll tiefer und tiefer den Zusammenhang der Dinge ergründen; der rechte Glaube ist ihr erkenntnlich für jeden reineren Begriff, den sie ihm bietet zum Verständniß seiner selbst. Angriffe ihrerseits fürchtet er nicht. Denn die „Kritik der reinen Vernunft" hat ihr die Gränzen ihres Erkennens gezogen. Die Wirklichkeit des Menschengeistes ist nun der Gegenstand ihrer Forschungen geworden. Die Zeit ist vorbei, wo man in der Selbsttäuschung einer das All umspannenden Spekulation aus ein paar armseligen Abstraktionen sich ein höl-

*) Berühmt durch seine Arbeiten zur historisch-kritischen Einleitung in die Bibel.

**) Geheimer Kirchenrath zu Weimar.

***) Prediger in Potsdam, bereits verstorben. (Aus seinem Nachlaß: „Worte der Verständigung und des Trostes", Berlin, F. Henschel. 1871.)

****) Professor der Kirchengeschichte und Kirchenrath zu Jena, Verfasser eines in 9. Auflage erschienenen Lehrbuchs der Kirchengeschichte, eines Lebens Jesu, eines Handbuchs der protestantischen Polemik (3. Aufl. 1871), der „Gnosis oder evangelisch-protestantischen Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeine" (2. Aufl. 1870), eines Werkes über Franz v. Assisi, und vieler anderer, auch bei Nichttheologen wohlbekannter Bücher.

†) Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin (Herausgeber besonders von Schleiermachers „Dialektik"), bereits verstorben.

††) Oberkonsistorialrath und Hofprediger zu Gotha, Verfasser der „Geschichte der neuesten Theologie", Herausgeber viel gelesener Predigtsammlungen.

†††) Prediger in Berlin.

††††) Dekan in Heidelberg.

Digitized by Google

zernes Maß zusammenzimmerte und über demselben die herrlichen Pflanzungen Gottes mit ihrer grünen saftigen Wirklichkeit gedankenlos niedermähte. Echte Philosophie entwickelt ihre Vernunft an der Vernunft der wirklichen Welt; und wo die Thatsachen der Natur und des Geistes und der Geschichte mit ihren Begriffen nicht zusammenstimmen, da merkt sie, daß ihre Begriffe nichts taugen, und denkt daran, sie zu bessern. Wie sollte da das Christenthum gefährdet sein als die mächtigste Thatsache in der Geschichte des Geistes überhaupt, wie auch nur die Theologie, welche ebenfalls zu spekuliren aufgehört, in der Erklärungskunst der biblischen Bücher, in Kirchen- und Dogmengeschichte ihre Hauptfächer erkannt und aus Dogmatik und Ethik die Beschreibungen von dem Stande des in jeder neuen Epoche herrschenden christlichen Selbstbewußtseins, also nur die Schlußpunkte der Kirchen- und Dogmengeschichte gemacht hat?

Und wie mit der freien Wissenschaft, so hat der lebendige christliche Glaube einen ewigen Vertrag gemacht mit aller vernünftigen Freiheit. Das reine Christenthum (allerdings nicht das Jesuitenthum oder auch der evangelische Orthodoxismus) hat noch überall, wohin es gedrungen ist, alle Art von Freiheit erzeugt. Die Freiheit der Person und des Eigenthums, die Freiheit des Gewissens und des Denkens, die Freiheit des bürgerlichen Lebens und des öffentlichen Verkehrs, die Selbständigkeit der Staaten und die Selbständigkeit der Kirche — sie alle sind seine Schöpfungen. Denn den Werth des Einzelnen und seine Rechte gegenüber den objektiven Gewalten — das Christenthum allein hat sie auf den Leuchter gehoben zu einer Zeit, wo Opfern die alleinige Religion, wo Hingabe an den Absolutismus des Staats der einzige Patriotismus war.

Freiheit der Wissenschaft, alle vernünftige Freiheit überhaupt die Bundesgenossin des geläuterten Christenthums — mit diesem Wahlspruch also glaubten die genannten Männer, deren Grundsätze im Vorstehenden kurz zusammengefaßt sind, das „Bündniß mit der Barbarei" dem Unglauben und dem Aberglauben überlassen zu können. Die Protestantische Kirchenzeitung, durch die Mithülfe der bedeutendsten liberalen Theologen Deutschlands und der Schweiz unterstützt*), seit dem 1. Januar 1870 unter der Redaktion des Privatdocenten an der berliner Universität, Licentiaten Dr. Paul Wilhelm Schmidt*), ist den Grundsätzen unerschütterlich treu geblieben, welche sie bei ihrer Gründung proklamirte. Aber in Einem Punkte hat sie sich geändert. Sie ist aus einem wesentlich theologischen Journal ein wesentlich praktisch-kirchliches geworden, im ausgesprochenen Dienste einer kirchlichen Fraktion: des Protestantenvereins. Sie hat sich ursprünglich dagegen gesträubt; es ist ja viel schöner, bequemer und vornehmer, über den Parteien zu stehen. Sie durfte diese Stellung nicht festhalten; die Woge einer gewaltigen kirchlichen Bewegung, welche die Gegensätze bereits zur fast unerbittlichen Härte ausgebildet hat, würden sie hinweggespült haben. Denn wahrlich, eine gewaltige kirchliche Bewegung ist aus jener kleinen Zusammenkunft entstanden, welche im September 1863 einige 50 höhere Kirchenbeamte und Geistliche, 16 akademische Lehrer, 15 höhere Staatsbeamte und Advokaten, 14 Gutsbesitzer und Kaufleute, 8 Lehrer an höheren Lehranstalten, mehrere Aerzte und Privatgelehrte und eine Anzahl unabhängiger Bürger zu Frankfurt a. M. vereinigte. Hier galt es, aus der kirchlichen und theologischen Entwickelung dieses Jahrhunderts ein Facit für das praktische Verhalten der deutschen Protestanten zur kirchlichen Frage zu ziehen. Man kam schon hier über die beiden Grundsätze überein, welche noch heut das Wesen des Protestantenvereins ausmachen:

1) Der christliche Glaube, d. i. die durch Christum bestimmte Frömmigkeit, ist unabhängig von jeder dogmatischen Vorstellung über die Person Christi und bedarf dieser Freiheit als seiner Lebensluft.

2) Da aber die herrschenden Mächte des Kirchenthums in Deutschland keineswegs gesonnen sind, dem Glauben diese ihm unentbehrliche Freiheit zu geben, so müssen die Gemeinden diese Freiheit sich erobern; und schon aus diesem Grunde ist anzustreben, was sich übrigens aus dem Wesen einer christlichen Gemeinde ganz von selber als nothwendig ergibt: eine durchgängige Vertretung der Gemeinden in Presbyterien und Synoden, beruhend auf freier Wahl der Gesammtgemeinde, zur Gewinnung eines unver-

*) Wir nennen: Prof. Dr. Holtzmann, Prof. Dr. Gaß und Prof. Dr. Rippold in Heidelberg, Prof. Dr. Keim und Prof. Dr. Alexander Schweizer in Zürich, Prof. Dr. Rüdiger in Breslau, Prof. Dr. Lipsius in Kiel, Prof. Dr. Baumgarten in Rostock.

*) Dr. Heinrich Krause starb Anfangs 1868 nach einem Leben schwerer Anfeindungen, großer Mühen, unvergänglicher Verdienste. (Verlag der Zeitung: G. Reimer in Berlin, Preis 1 Thlr. quart. Durch jede Posterpedition. Anm. d. Red.)

Digitized by Google

fälschten Ausdrucks für den sich selbst kompetenten Gemeindewillen.

Glaubensfreiheit innerhalb der Gemeindefreiheit — dies war das Banner, welches die Hundertundzwanzig von Frankfurt erhoben. Professor Häusser in Heidelberg, der nur allzu früh heimgegangene Meister deutsch-nationaler Geschichtschreibung, rief ihnen aus der Ferne ermunternd zu: „Daß die Landeskirchen befreit werden von den Banden unserer Duodezhierarchen, daß die Gemeinden ein selbständiges Leben gewinnen, und die nicht geistlichen Elemente der protestantischen Kirche wieder zugeführt werden, das ist die erste und unumgänglichste Bedingung alles weiteren Gelingens auf der Bahn, die nun betreten werden soll“*). Die Bahn ward betreten. Es wurde beschlossen, in einiger Zeit an den Fuß der Wartburg, nach der alten Lutherstadt Eisenach eine größere Versammlung deutscher Protestanten zu berufen, zur Gründung und definitiven Konstituirung eines „Deutschen Protestantenvereins“.

Der 3. Juni 1865 ist der Geburtstag des Protestantenvereins. Die zu Frankfurt beschlossene, durch den holsteinischen Krieg verzögerte, nun im schönsten Frühlingszauber, mit edlen Frühlingshoffnungen eingeweihte, protestantische Versammlung einigte sich über ein Statut, dessen erster Paragraph also lautet:

Auf dem Grunde des evangelischen Christenthums bildet sich unter denjenigen deutschen Protestanten, welche eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Kulturentwickelung unserer Zeit anstreben, ein deutscher Protestantenverein. Derselbe setzt sich namentlich zum Zweck:

1) den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprincips je nach den besonderen Verhältnissen der verschiedenen Länder mit deutscher Bevölkerung, sowie die Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen;

2) die Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus;

3) die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Mitgliedern;

4) die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen.

Aus diesem ersten Paragraphen geht also schon hervor, daß der Protestantenverein nicht eine neue dogmatische Anschauung an Stelle einer alten setzen will, mit anderen Worten, daß er nicht kirchenumstürzend, sondern daß er kirchenerweiternd ist, für die moderne Weltanschauung neben der altkirchlichen eine Stelle erringen will. Ebenso folgt daraus, daß er trotzdem nicht kirchenverflüchtigend ist. „Die protestantische Lehrfreiheit“, sagt im Sinne jenes § 1 die fünfte der von Dr. Schwarz zu Eisenach vorgeschlagenen und von der Versammlung angenommenen Thesen, „ist nicht Lehrwillkür, sondern begränzt durch die Gränzen des Christenthums.“ Daß aber seine kirchenbauenden Tendenzen auch wahrhaft christliche sind, beweist er durch seine Anknüpfung an das Urchristenthums religiösen Gehalt. „Die Gränzen des Christenthums“, heißt es in jenen Thesen weiter, sind nicht die mancherlei sogenannten Grundwahrheiten, sondern die Eine Grundwahrheit des Christenthums, welche nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art ist: das Christenthum Christi, das Evangelium der Liebe und der Gotteskindschaft, wie es von Christo selbst nicht allein gelehrt, sondern in ihm persönlich dargestellt, durch sein Leben und Sterben besiegelt ist.“

Hiermit war die Trennung von christlicher Religion und Theologie, welche der Rationalismus, der geschichtlichen Nothwendigkeit nachgebend, gefordert und Schleiermacher wissenschaftlich vollzogen hatte, eine praktisch-kirchliche Thatsache geworden. Aus den wissenschaftlichen Thaten von Strauß und Baur aber zog der Protestantenverein in seiner zweiten Generalversammlung zu Neustadt an der Hardt (25. — 27. Sept. 1867) in den Thesen von Professor Holtzmann über die Frage nach dem historischen Christus folgende praktische Konsequenzen:

„1) Wir befinden uns nicht in der Lage, über die Person und die Bedeutung des historischen Christus als Protestantenverein eine gemeinsame Auffassung kund geben zu können, und setzen voraus, daß innerhalb des Vereins in diesem Stück mancherlei verschiedene Auffassungen bestehen und gelten.

2) Darin zwar sind wir einig, daß nur diejenigen Auffassungen der Person Jesu das religiöse Bedürfniß der Gegenwart befriedigen, welche mit dem Gedanken seiner Menschheit und Geschichtlichkeit vollen Ernst machen.

*) Worte aus dem Schreiben, worin Häusser sein Nichterscheinen auf der Frankfurter Konferenz entschuldigte.

Digitized by Google

3) Auch halten wir dabei an der Voraussetzung fest, daß die menschliche und geschichtliche Betrachtung Jesu keineswegs die Nothwendigkeit in sich schließt, seine fundamentale und centrale Bedeutung für das religiöse Leben der gesammten Christenheit preiszugeben oder abzuschwächen.

4) Wir behaupten aber, daß der protestantische Grundsatz von der Glaubens- und Lehrfreiheit auch auf dieses Lehrstück sich erstrecke und die Forderung stelle, daß in der Kirche und in ihrem Lehramt neben diesen zeitgemäßen Auffassungen nicht nur die altkirchliche Vorstellung, sondern auch anderweitige, vielleicht ebenso ansechtbare — moderne Ansichten sich geltend machen dürfen, sofern sie nur den religiösen und sittlichen Gehalt des Christenthums nicht verleugnen.

5) Vor Allem aber fordern wir, daß die wissenschaftliche Forschung über diesen Gegenstand durch keinerlei Gewalt oder Schranken gehindert werde, den begonnenen Prozeß zu Ende zu führen, und erwarten gerade von der Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung am sichersten und schnellsten das Resultat einer allgemein herrschenden Ueberzeugung."

Somit waren die Vereinsgrundsätze festgestellt. Wesentlich urchristlich war die Forderung, daß die fromme Verehrung der Person Jesu, nicht irgend eine metaphysische Aussage über ihn zur alleinigen Bedingung für die Theilnahme an der christlichen Gemeinschaft proklamirt wurde. Und wesentlich urchristlich, wie auch durch die Geschichte nothwendig bedingt*), andererseits die Forderung, daß die Gemeinschaft der christlichen Frömmigkeit eine sich selbst verwaltende, verfassungsmäßig sich selbst von unten nach oben aufbauende werde. So konnte denn der Verein, wahrlich nicht minder ein echtes Kind der Zeit als ein echtes Kind des Protestantismus, unter günstigen Auspicien seine Wanderschaft in der Welt unseres Jahrhunderts antreten. Zu Eisenach hatte er (nach einem Worte Schenkels) im Jahre 1865, seine Feuer- und Geistestaufe empfangen. Zu Neustadt a. d. Hardt an den rebenbekränzten Hügeln der Pfalz, umgeben von den Erinnerungen glänzendster Erhebung und tiefster Erniedrigung der protestantischen Sache, hatte ein freiheitsliebendes Volk 1867 ihm seine Konfirmation ertheilt. In Bremen, der altehrwürdigen „Herberge Gottes", ist er ein Jahr darauf mit dem dritten deutschen Protestantentag in das reife Jünglingsalter eingetreten. Als er aber im Jahre 1869 in der Metropole deutscher Macht und deutschen Geistes tagte, da geschah es in dem Bewußtsein, daß der Verein zur Manneskraft herangediehen sei.

Es waren entscheidende Tage, denen der Protestantenverein zum Oktober 1869 in Berlin entgegenging. Ein officielles Ungewitter hatte sich längst in aller Schrecklichkeit über ihm zusammengezogen. Diejenige Richtung, welche allein durch Aufrechterhaltung der alten Glaubensgesetze und der alten idyllischen Pfarrherrlichkeit auch die Aufrechterhaltung des alten staatskirchlichen Despotismus gesichert sieht und daher im Nachgeben gegen das unabweisbare Verlangen der evangelischen Gemeinde nach evangelischer Selbständigkeit auch immer nur Scheinkonzessionen machen darf, — diese Richtung muß sich durch die Bestrebungen einer großen Vereinigung, welche die volle Glaubens- und Verfassungsfreiheit auf ihr Panier schreibt, tief in das Herz getroffen fühlen. Zorn verblendet. Man dachte dem Protestantenverein den Todesstoß zu geben, wenn man ihm die Kirchen der Hauptstadt versagte, um damit seinen außerkirchlichen Charakter, seine kirchliche Nichtberechtigung vor aller Welt Augen bloßzustellen. Der Magistrat der Stadt Berlin suchte gemäß vorgeschriebener — übrigens sinnloser — Formalität bei dem königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg um Bewilligung von drei seinem Patronate unterstehenden Kirchen für die Versammlungen des vierten deutschen Protestantentages am 6. und 7. Oktober 1869 nach. Königliches Konsistorium antwortete ablehnend. Magistrat appellirte an den preußischen Oberkirchenrath. Das Konsistorialedikt ward einfach bestätigt*).

Am 6. Oktober 1869 betrat Oberkonsistorialrath Dr. Schwarz aus Gotha, der Leiter des gothaischen Kirchenwesens, eine improvisirte Kanzel in der stattlichen berliner Turnhalle. Eine improvisirte Gemeinde von ungefähr 3000 Seelen weihte durch ihre Andacht den sie umschließenden Raum zur erbaulichen Kirche. Der „nicht wohnet in Tempeln von Händen gemacht", ward fröhlich angerufen in der Gewißheit, daß „denen, welche soeben die Thüren der Kirche

*) Man erinnere sich hier an das über Spener in Nr. 11. Berichtete.

*) Von den Urhebern dieses Beschlusses, welcher wider Willen bald ein besonders tüchtiger Mithelfer der Protestantenvereinssache werden sollte, verdienen besonders genannt zu werden: Oberkonsistorialrath Twesten (Vater des verstorbenen Abgeordneten!), Oberkonsistorialrath Dorner, Generalsuperintendent Büchsel, Oberkonsistorialrath Bachmann, Präsident Mathis, Oberkonsistorialrath Kögel, Konsistorialpräsident Hegel (Sohn des Philosophen!).

Digitized by Google

verschlossen, die Schlüssel des Himmelreiches nicht anvertraut wurden, und daß sie auch die aufgethanen Herzen, die der Wahrheit entgegenschlagen, nimmer verschließen, daß sie den einmal entzündeten Geist nicht zu dämpfen vermögen". (Worte aus der Predigt.)

Der Bruch war mit diesen Worten in dieser Umgebung vollzogen, der Bruch zweier Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche, welche sie nur noch äußerlich zusammenhält.

Was soll daraus werden?

Orthodoxerseits wird daraus zunächst die Parole entnommen: Maßregelung, Schwächung der Gegner, so lange wir die Macht dazu haben.

Daraus entsteht das Unglaubliche. Pfarrer Schröder zu Freirachdorf in Nassau wird seines Amtes entsetzt, weil er bei Taufe und Konfirmation nicht etwa die Verlesung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses verweigert, sondern nur auf Grund verbriefter nassauischer Rechte die Gestattung einer nichtliturgiegemäßen Einführungsformel für das Glaubensbekenntniß verlangt. Ganz Nassau erhebt sich gegen das wiesbadener Konsistorium — der Minister verschleppt die Entscheidung.

Zu Kolberg wählt eine Gemeinde einmüthig sich den Licentiaten Dr. Hanne zum Pfarrer, zehn Gemeindeglieder protestiren wegen Hanne's unzulänglicher dogmatischer Zuverlässigkeit, und — seine Wahl wird kassirt.

Und was folgt liberalerseits aus jenem Bruche? Etwa aus der Kirche austreten? Im Gegentheil: unser Recht erkämpfen auf dem Wege einer zu verlangenden Kirchenverfassung, welche den Willen und die Ueberzeugungen der Gemeinden zum unverfälschten Ausdruck bringt. Die Regierungen verweigern diese Durchführung des vollen Gemeindeprincips.

So müssen sie gezwungen werden.

Durch wen?

Antwort: durch die Gemeinden selbst, oder anders: durch das Volksbewußtsein. Einem Verlangen der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes kann keine Regierung auf die Dauer widerstehen. Darum gilt es, daß die Forderungen des Protestantenvereins eben nationale Forderungen werden.

Aber ein Theil der Protestanten trennt sich von diesen Forderungen! — Wir hoffen auf Zuwachs von außerhalb — nämlich von katholischer Seite.

Wir haben zu Anfang dieser protestantischen Skizzen die These aufgestellt: daß allein in dem liberalen Protestantismus zu einer kirchlichen Erneuerung und kirchlichen Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen die ausreichenden Kräfte vorhanden sind. Was seit dem Beginn dieser Skizzen in der katholischen Welt vorgefallen ist, das, glauben wir, beweist die Richtigkeit jener These; sie ist parteiisch — aber nicht immer verschmäht die gemißhandelte Wahrheit in der Partei eine sichere Zufluchtsstätte. Von einer gewaltigen Bewegung in der katholischen Kirche hört man reden. Ja ein Sturm, aber nur ein Adressensturm; Thaten, aber sie sind von Papier und Dinte. Man eiferte gegen einen Theil der protestantisch-politischen Presse, weil dieselbe zu „kühl" gegen die katholische Bewegung sei; — man fängt jetzt an einzusehen, daß alle Wärme verfrüht ist. Richtig sagte kürzlich eine kirchliche Zeitschrift: „Wir können unsere Stellung zu dieser täglich wichtiger scheinenden Angelegenheit nicht anders zusammenfassen als so: daß die wahrhaft herzlichen Sympathien, welche jeden Protestanten für die von Döllinger, Friedrich u. A. hervorgerufene Bewegung beseelen müssen, ja die Innigkeit ermuthigenden Zuspruchs, die wir den katholischen Brüdern auch unaufgefordert schuldig sind, durch den wenig Hoffnung erweckenden bisherigen Charakter der Bewegung stark niedergehalten werden. Nur prophetische Deklamation, nicht protestantische Ueberlegung kann übersehen, daß zwischen dem Altkatholicismus einerseits, welchen die Döllinger, Michelis u. A. gegen die Neuerungen des vatikanischen Koncils auf Tod und Leben vertheidigen, und dem Protestantismus der heutigen Zeit andererseits dieselben Differenzen fundamentaler Art bestehen, welche unsere Reformatoren einst zum Kampf auf Tod und Leben eben gegen jenen Altkatholicismus ausstammten. Ein Doppeltes nur wollen wir nicht vergessen, welches die Hoffnungslosigkeit der Lage zu mindern geeignet ist. Einerseits gedenke man der mancherlei katholischen Mitkämpfer, wie Huber, Frohschammer u. A., welche unzweideutig kund thun, daß sie den Standpunkt des Tridentinums wirklich weit hinter sich haben. Andererseits getröste man sich der Aussicht, daß, wie jetzt Dr. Jos. Berchthold die „Unvereinbarkeit der päpstlichen Glaubensdekrete mit der bayerischen Staatsverfassung" darthut (M. Riegerscher Verlag, München 1871), andere Altkatholiken in München von Stufe zu Stufe werden gedrängt werden, auch die Unvereinbarkeit des Altkatholicismus mit evangelischer Frömmigkeit und deutscher Wissenschaft zu begreifen und zu beweisen. Von dem Luther der 95 Thesen und den beschei-

Digitized by Google

denen Postulaten desselben konnte nimmermehr eine Bewegung wie die Reformation ausgehen. Aber einige Zeit später — und es brannte am Elsterthor."

Nur wenn ein ähnlicher Prozeß sich auch innerhalb der katholischen Opposition vollzieht, nur wenn es den Gliedern derselben nicht mehr wie dem Dr. Michelis in Braunsberg, wie er sagt, auch physisches Bedürfniß bleibt, trotz allen Widerspruchs gegen das letzte Concil in der katholischen Kirche zu verharren, nur wenn die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Gemeinden auch der protestirenden Katholiken Feldgeschrei wird, nur dann ist die katholische „Bewegung" ihres Namens werth.

Aehnlich Frohschammer in einem neulichen Artikel der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", welchen wir dem Inhalte nach für viel bedeutsamer halten als die vielgerühmte Erklärung Döllingers.

Nachdem Frohschammer nachgewiesen, daß die Objekte der katholischen Opposition von letzterer viel zu eng gefaßt werden, als daß davon ein wesentlicher Erfolg erwartet werden könne, fährt er fort:

„Auch in Bezug auf die Mittel, um den gestellten Zweck zu erreichen, wird die Opposition ihr gegenwärtiges Stadium überschreiten und sich zur Entschiedenheit entschließen müssen, wenn sie nicht als religiöse Bewegung vollständig scheitern will. Wie die Sache gegenwärtig steht, enthält dieselbe zwei Elemente zugleich in sich, von denen das eine das andere geradezu aufhebt, oder unmöglich macht. Dem Volke wird zugemuthet, nur das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes nicht zu glauben, in allen andern Beziehungen aber gut katholisch zu sein, d. h. das ganze katholische Kirchenwesen als in Kraft bestehend gelten zu lassen. Die Folge ist, daß nun die ganze kirchliche Organisation den Vertretern des neuen Dogmas in vollem Maße zu Gebote steht und gegen die Opposition selbst angewendet werden kann; da man ihm droht, alle kirchlichen Gnadenmittel ihm zu entziehen, wenn es das neue Dogma nicht annimmt — Gnadenmittel, die von der „altkatholischen" Opposition selbst als nothwendig, weil wesentlich katholisch, betrachtet werden. So muß das Volk zuletzt in einen grausamen Zwiespalt gerathen. Auf der einen Seite wird ihm das Unfehlbarkeitsdogma als ungerecht, ungültig und widersinnig klar dargethan, und es aufgefordert, dasselbe nicht anzunehmen, auf der andern Seite wird es von den kirchlichen Behörden zur Annahme aufgefordert, bei Verlust der Gnadenmittel, welche die „katholische" Opposition selbst als nothwendig gelten lassen muß. Soll irgend Aussicht sein auf einen Erfolg des Widerstandes gegen die Beschlüsse des Papstes und des Episkopates, so muß das Volk gebildet und befähigt werden, die geistliche „Gnadensperre" zu ertragen, und sich nicht von derselben im Gewissen ängstigen und zuletzt bezwingen zu lassen. So lange dies nicht geschieht, ist der Staat und die moderne Gesellschaft ebenso wie der religiöse Glaube der Willkür des päpstlichen Absolutismus preisgegeben."

Je mehr dies nun wahr ist, desto dringender thut es protestantischerseits noth, daß die in Schmerzen geborenen neuen kirchlichen Principien also rein und kräftig erhalten werden, daß der protestirende Katholicismus, wenn er über kurz oder lang die Unmöglichkeit seiner innerrömischen Stellung gründlich wird eingesehen haben, von einem wirklich klaren und lauteren Protestantismus wirksam angezogen werden kann. Dem bankerotten Katholicismus wird protestantisch ausgeputzter Katholicismus nichts heisen — denn der ist auch längst bankerott, die Herzen des deutschen Volkes sind ihm längst auf ewig fremd geworden. Nur der konsequente Protestantismus kann dem erschöpften Kirchenwesen neues religiöses Kapital aus dem Gemüthsleben unseres Volkes wieder zuführen.

Nichts ist daher dem Klarsehenden schmerzlicher als die Wahrnehmung, daß die Politik des Kompromisses, welche auf innerstaatlichem Gebiet seit Kurzem ihre glänzendsten Triumphe feiert, auch in das Gebiet der Kirchenreform ihren Einzug zu halten droht. Liberale Männer gewöhnen sich daran, statt den augenblicklichen Bekenntnißstand der evangelischen Kirche offenbar als eine in gemeinsamer Arbeit auszurottende Unwahrheit anzuerkennen, mit Mentalreservationen den Frieden ihrer Seele zu erkaufen. Liberale Männer haben sich erst kürzlich bei der Berathung der kurhessischen Kirchenverfassung im Abgeordnetenhause nicht abgeneigt gezeigt, für einige Silberlinge liberaler Mühlerscher Scheinkonzessionen das große Verfassungsprincip des Protestantenvereins zu verschachern, und schelten „Principienreiter", die Männer, welche auf augenblicklichen kleinen Profit um der „Totalreform" der Kirche willen auch zu verzichten wissen. Der offene Briefwechsel zwischen dem bekannten Land- und Reichstagsabgeordneten Dr. Oetker, dem mächtigsten Manne Kurhessens, dem wirksamsten Mitarbeiter an der von Mühlerschen Vorlage selbst, und dem

Digitized by Google

obengenannten Redakteur der „Protestantischen Kirchenzeitung", einem entschiedenen Gegner der Vorlage und warmen Vertheidiger des ablehnenden Kammerbeschlusses vom 7. Februar 1871*), dieser Briefwechsel, sagen wir, hat zu jener Thatsache die schmerzlichste Illustration gegeben. Auch die „Preußischen Jahrbücher" des Abgeordneten Dr. Wehrenpfennig und Professor Dr. von Treitschke haben dem Dr. Oetker zu heftigen Angriffen gegen den kompromißfeindlichen Standpunkt der „Protestantischen Kirchenzeitung" ihre Spalten geöffnet. Wir denken aber, die Zukunft wird für diejenigen sprechen, welche für die von Grund aus kranke Kirche der Gegenwart nicht Quacksalberei, sondern Radikalkuren angerathen haben.

Irren wir nicht: wir sind da angelangt, wo es sich für die Kirche um nichts Geringeres handelt, als um Sein oder Nichtsein. Der Kirche unseres Kirchenregiments können wir wahrlich nur das zweite Schicksal anwünschen. Für die Kirche des freien Protestantismus erhoffen wir das erste. In dem Augenblick, wo mitten unter den Trümmern der französischen Hauptstadt die Abschaffung des Gottesdienstes von Mortier beantragt worden, ist es für das deutsche Volk wohl an der Zeit, nachzusinnen, ob es sich nicht empfehlen möchte, zur Anschaffung eines Kultus des Geistes und der Wahrheit mit dem Protestantenverein gemeinsam Hand anzulegen. Was der Pesthauch der Klerisei in Frankreich herbeigeführt hat, den Zusammensturz eines großen Volkes um seiner inneren Schäden willen, das mögen die Frühlingslüfte eines neuen protestantischen Freiheitlebens in Deutschland verhüten durch Verjüngung der moralischen und religiösen Volkskräfte. Die Männer, welche diesem Ziele ihre Lebensarbeit widmen, verdienen den Dank der Nation. Der Dank aber kann nur darin bestehen, daß weitere Volkskreise, aus dem Indifferentismus heraustretend, die Hand an den Pflug mitanlegen, dem Vereine, welcher nun einmal der Sammelpunkt der protestantischen Opposition geworden ist, beitreten, seine Organe lesen, seine Geschicke im Einzelnen mitdurchleben, seine Gedanken sich aneignen, sein Interesse fördern, seine Kraft vermehren, vermehren bis zur Stunde des Sieges — wo aus dem Protestantenverein eine protestantische Kirche werden kann.

*) S. Protestantische Kirchenzeitung, Nr. 9, 12, 13 (15. Jahrg. 1871).

Neue Bücher.

Herder als Theologe. Von A. Werner. Berlin, Henschel.

Literatur.

Die Verbreitung europäischer Wissenschaften in China. II. Weitere Mittheilungen über die Verbreitung europäischer Wissenschaft in China verdanken wir Herrn Dr. James Henderson in Schang-hai. Sie betreffen namentlich die Verbreitung europäischer medicinischer Werke und der dahin einschlagenden Hülfswissenschaften und zeigen, eine wie gute Aufnahme sie bei den Chinesen gefunden haben.

Die Chinesen haben selbst seit alter Zeit eine Menge Werke über Medicin. Das älteste wird schon dem alten Kaiser Hoang-ti, den man 2698—2598 v. Chr. setzt, zugeschrieben. Es ist aber darauf wohl ebenso wenig etwas zu geben, wie wenn in Aegypten Manetho schon den Athotes, den zweiten König der ersten Dynastie, einen Arzt nennt und ihn über Anatomie schreiben läßt. Henderson führt eine Anzahl solcher chinesischen Werke an, darunter eins, das auch diesem Kaiser zugeschrieben wird, über Amputation; dann ein Werk über den Puls in 10 Bänden oder vielmehr Heften aus dem Jahre 290 n. Chr., ein kleines über die Augenkrankheiten aus dem 10. Jahrhunderte, eins über Frauenkrankheiten aus dem 13. Jahrhunderte, eins über Hautkrankheiten aus dem Jahre 1360. Eine „gerichtliche Arzeneikunde" aus den Jahren 1241—53, wieder aufgelegt 1796 mit Zusätzen, hat Dr. Grijs in Amoy aus dem Chinesischen übersetzt in den „Verhandl. v. h. Bataviaasch Genootschap v. Kunst en Wetenschappen", Batavia 1863, deel 30. Der Pentsao-kang-mu aus dem 16. Jahrhunderte gibt Auszüge aus mehr als 800 Autoren. Dr. Hanbury in London hat in dem „Pharmaceutical Journal" 1860, Juli und August, eine Uebersicht desselben gegeben. Die medicinische Fakultät in Pe-king zerfiel unter der vorigen Dynastie der Ming in 13 Abtheilungen; zu Anfang der jetzigen wurde sie erst auf 11 und dann auf 9 reducirt. Im

Digitized by Google

Jahre 1591 erschien ein Werk in 20 Büchern über die Hygiene (Gesundheitslehre); 1674 ein Werk über Augenkrankheiten in 6 Büchern, und über Geburten; 1696 eins über die Eigenschaften der Arzneimittel ꝛc. Der Auszug des Katalogs der Bibliothek des Kaisers Khian-lung in 12 Heften, aus dem man eine Uebersicht über die chinesische Literatur gewinnt, hat im 5. Hefte Kiuen 10 eine eigene Abtheilung über die medicinische Literatur der Chinesen: „Tseu-pu Jia lui"; hier werden mehrere der von Henderson genannten Werke, aber auch noch viele andere, im Ganzen 92 medicinische Werke aufgeführt. Eine Sammlung medicinischer Abhandlungen ist: „Der goldene Spiegel der ärztlichen Stammhäuser" (Tsung Kin Kien). Aus diesem Sammelwerke hat Dr. Aug. Pfizmaier drei Werke des Arztes Tschangki, aus der Zeit der späteren Han (56—220 n. Chr.), seine chinesische Semiotik, seine Toxikologie der chinesischen Nahrungsmittel und seine Pulslehre in den Sitzungsberichten der philologisch-historischen Kl. d. Wiener Ak. d. W. 1865 und 1866, Bd. 51 und 52, übersetzt.

Aber die europäischen Aerzte wollen von aller dieser chinesischen Weisheit nichts wissen und haben daher europäische Wissenschaft in China zu verbreiten gesucht. Die Chinesen haben schon seit lange eine eigene Art der Einimpfung der Pocken angewandt. Sie nehmen nämlich den Eiter der Blattern und bringen ihn mit etwas Baumwolle in die Nase. Dr. Pearson hat zuerst die Einimpfung der Blattern, wie sie in Europa gebräuchlich ist, in China eingeführt, und schrieb auch eine Abhandlung, worin sie erklärt wird, welche Sir G. Staunton 1805 ins Chinesische übersetzt herausgegeben hat. Seitdem wird diese, doch lange nicht allgemein, auch von chinesischen Aerzten angewandt. Bedeutender sind die Arbeiten von Dr. Hobson, den wir schon zu Ende des vorigen Aufsatzes als Uebersetzer von Herschels Astronomie genannt haben. Er hatte 1860 schon 18 Jahre unter den Chinesen als Arzt prakticirt, war der chinesischen Sprache völlig mächtig und hat vier Werke über die Medicin nach europäischer Art herausgegeben, welche in China eine gute Aufnahme gefunden haben. Zuerst erschien sein Werk über Physiologie 1851, mit Lithographien und Holzschnitten von chinesischen Künstlern in Kanton ausgeführt. Es beschreibt zuerst die Knochen, Muskeln, Nerven und die Sinnesorgane, dann das System der Verdauung, des Athmens und Blutumlaufes und der dabei betheiligten Organe und Funktionen, gibt eine kurze Geschichte des Menschen und schließt mit Bemerkungen über die Weisheit, den Plan und die Macht des Schöpfers. Dies Buch wurde bald sehr populär und so sehr gesucht, daß mehrere Personen von hohem Range es in Kanton wieder auflegten und Vorreden dazu schrieben. Eine dieser Vorreden gibt eine Idee von der guten Aufnahme, welche europäische wissenschaftliche Werke in China finden; wir theilen sie daher mit. Der chinesische Verfasser sagt: „Die Lehren der Fakultät, welche seit den Werken von Tung-wan mit dem Beinamen fi datiren, und welche von Lo-kien-su durch die Provinzen Tsche-kiang und die Kiang verbreitet wurden, sind unter dem Namen der südlichen medicinischen Schule bekannt. Die Schriften (Werke) Tan-ke's, mit dem Beinamen Tschu, die von Len-kuang-heu durch Schan-si und Se-tschuen verbreitet wurden, heißen die nördliche Schule; ebenso wie es zwei verschiedene, eine südliche und eine nördliche Schule des Buddhaismus und südliche und nördliche Schulen der Malerei gibt. In der Medicin haben wir aber auch noch eine östliche Schule, welche von der Einführung des „kostbaren Spiegels", eines Werkes von Hiü-tsuen, Fürsten von Yang-ping in Korea, datirt. Denn es wäre nicht recht, Werke, die der Nachwelt von Nutzen sein können, auszuschließen, weil sie aus einer fernen, dunkeln und fremden Gegend herstammen."

„Die Völker des Westens (die Europäer) besitzen einen lebendigen und scharfsinnigen Gedankenlauf und haben Neigung, abstrakte wissenschaftliche Gegenstände zu diskutiren. Ihre verschiedenen Schriften über Astronomie und Mathematik sind in China seit lange als Musterwerke aufgenommen. Die medicinische Wissenschaft war die einzige, in welcher wir bisher noch nicht unterrichtet waren. Zu Anfang der Regierung Kia-king's haben europäische Aerzte ihre Kunst der Einimpfung der Blattern unter den Chinesen eingeführt und neuerdings Hospitäler in Kanton zur Behandlung der Krankheiten eröffnet. Wir nennen diese daher die westliche Schule, im Gegensatz zur erwähnten östlichen."

„Diese neue Abhandlung über den menschlichen Körper ist von Hobson, einem Arzte des Westens, geschrieben. Wenn in seinem Lande eine Person an einer ungewöhnlichen Krankheit stirbt, ist es geboten, daß Wundärzte die Leiche des Verstorbenen öffnen, und die inneren Theile untersuchen, um die Ursache des Todes zu

Digitized by Google

erfahren, und mit verschiedenen Arzneien zu versuchen, wie die Krankheit geheilt werden kann. Aus dem Buche kann demnach ein Nutzen gezogen werden. Die Anordnung ist einigermaßen ähnlich dem berühmten Werke von Wang-wei-te aus der Dynastie Sung. Die Bemerkungen beschränken sich auf die Anatomie des menschlichen Leibes in seinem ursprünglichen oder gesunden Zustande; von der Behandlung der Krankheiten ist nicht die Rede. Da die Kunst, Krankheiten zu heilen, seien sie innerer oder äußerer Art, einfach darin besteht, das Gerüste des Körpers in seinem ursprünglichen Zustande wieder herzustellen, so folgt daraus, daß eine Kenntniß dieses Gegenstandes, unterstützt durch tiefes Studium und sorgfältiges Nachdenken, den Aerzten die Erlangung der erforderlichen Geschicklichkeit sichern wird."

„Obwohl dieses Buch ein neues System heißt, muß man doch nicht annehmen, daß Alles, was es enthält, uns neu sei. So wird die Annahme, daß das Hirn der Sitz des menschlichen Verstandes sei, glaublich erscheinen durch den Fall von Tse-Tieu-fung, einem Doktor aus dem Kollegium der Han-lin (der Akademie), welcher in den prosaischen und dichterischen Werken Wu-ting's berichtet wird. Dieser besaß eine so ausgedehnte Gelehrsamkeit und ein so kräftiges Gedächtniß, daß er eine wandelnde Bibliothek genannt wurde. Da zerbrach er durch einen Fall von seinem Pferde sich die Hirnschale. Aber ein geschickter mongolischer Arzt ersetzte ihm den beschädigten Theil des Hirns durch das Hirn einer Kuh (!) und rettete ihm soweit sein Leben; indeß seine großen Geistesgaben waren durch den Unfall gänzlich zerstört, und er war seitdem ein ganz anderer Mensch. Die Theile des Buches aber, welche den Lehren von Ling-Lieu und Suwan ausdrücklich entgegentreten, zeigen nur das Parteiische, Beschränkte und Eingenommene von den Ansichten des Verfassers und die einseitige Art seines Raisonnements. Man nehme nur die Stelle, wo er behauptet, daß Muth und Entschlossenheit nicht von der Größe der Gallenblase (wie die Chinesen annehmen) abhänge. Weiß er denn nicht, daß diese Thatsache nach den alten Schriften durch Untersuchungen nach dem Tode festgestellt wurde? Und will er denn bloß Untersuchungen nach dem Tode aus seinem eigenen Lande gelten lassen? und sollen die in China erhaltenen zur Bestätigung von Thatsachen nicht glaubwürdig genug sein? So kann man auch bei dem, was er über die Theorie des Blutumlaufs und die verschiedenen Formen des Fötus während der verschiedenen Stadien der Schwangerschaft sagt, fragen: kann er denn bei einer Untersuchung nach dem Tode das Blut in den Adern (eines Körpers) haben fließen sehen, oder das Alter der Bildung in der Gebärmutter aus dem todten Fötus erkennen? Alles, was er darüber sagt, ist daher irrig und verkehrt. Indessen da der Verfasser im Stande ist, chinesische Werke zu studiren und die treffliche Belehrung, die sie enthalten (!), sich zu verschaffen, so müssen wir annehmen, daß das, was er vorbringt, nicht ganz ohne Grund ist. Er sagt: „Ich denke so und so darüber", und wir können keinen Schaden dadurch leiden, wenn wir ihm Gehör geben. Als ein Mittel, neue Gedankenrichtungen zu eröffnen, uns den Geist anzufachen, die Art Krankheiten zu heilen einsehen zu lernen, kann das Buch kaum verfehlen, Aerzten von Nutzen zu sein, und daher habe ich nicht angestanden, ihm einen Platz in meiner Sammlung einzuräumen und in dieser Vorrede kurz seine Verdienste und Mängel anzudeuten. Geschrieben von Te-yü, dem Besitzer des Hai-schan-sien-kuan, den 8. des 12. Monats im ersten Jahre von Hien-fung.""

Eine andere Ausgabe, die in Kanton erschien, empfiehlt das Buch so: „Hobson, ein Schriftsteller des Westens, hat eine Abhandlung über Physiologie herausgegeben mit Abbildungen, die den Gegenstand vollständig erläutern. Die 271 Abbildungen sind im freien Hospitale zu Kumle-su in Kanton lithographirt worden. Ich habe sie nach den Originalen auf 8 Rollen geordnet, die man neben einander aufhängen kann, um sie bequem zu studiren; sie eignen sich auch zu Geschenken. Personen, die die Heilkunst erlernen wollen, gewähren sie eine vollkommene Einsicht in den inneren und äußeren Bau des menschlichen Leibes und die Principien seiner Organisation, und gewähren ihm die Mittel, eine treue Diagnosis der Krankheiten zu erlangen. Die Tausende von Lebensprozessen werden hier entfaltet, und das menschliche Gerüste wird geöffnet, es zu schauen. Die inneren und äußeren Organe werden unterschieden und genau bezeichnet. — Es ist das erste Mal, daß wir ein solches Werk bekommen. Unsere (bisherige) Wissenschaft hält keinen Vergleich aus mit der des menschenfreundlichen Autors. Von Ye-Suy-ung, aus dem Palaste des Generalgouverneurs der beiden Provinzen Kuang, im 8. Herbstmonate des 3. Jahres von Hien-fung".

Man sieht aus Obigem, daß China's Volk bereit und willig ist, von der bessern Wissenschaft des Westens zu lernen. Es bedarf daher nur

Digitized by Google

guter Schulen unter Aufsicht von Europäern, worin sie eine allgemeinere in Europa gesprochene Sprache lernen können, und Schulen, worin unter Aufsicht von Europäern Philosophie, Mathematik, Medicin ꝛc. gelehrt werden. Henderson zweifelt nicht, daß das Volk freiwillig sie dann unterstützen würde.

Auf dieses Werk folgt ein zweites von Dr. Hobson über „Wundarzneikunst", mit 400 Holzschnitten, sorgfältigen Kopien nach Liston, Fergusson, Druitt, Erichon und Anderen. Auch dieses wurde gut aufgenommen. Dann publicirte er ein kleines Werk über die Hebammenkunst und die Kinderkrankheiten, über welche die chinesischen Doktoren auch Nichts wissen. Sein viertes Werk über die Principien und Anwendung der Medicin enthält eine Darstellung der britischen Pharmacopoeia. (Die chinesischen Titel dieser Bücher s. b. Wylie, S. 85.) Am Ende sind noch kurze Abhandlungen über die Eigenschaften von Licht, Hitze, Luft, Elektricität, Wasser ꝛc. Diese interessanten Werke sind nicht nur in China gut aufgenommen und cirkuliren im ganzen Reiche, sondern jedes einzelne ist auch in Japan nachgedruckt und herausgegeben worden. Sie erschienen in 14 dünnen Bänden sowohl in Yeddo wie in Miaco, und es verdient bemerkt zu werden, da es zeigt, wie gut die Japaner die chinesische Schriftsprache kennen, daß alle diese Werke in der chinesischen Schriftsprache publicirt wurden, nur mit einer Zwischenschrift und verschiedenen Noten in japanischer Sprache zur Erklärung des Textes. Es brauchen daher nur britische und andere fremde Kaufleute mit ihrer sprüchwörtlichen Munificenz und Freigebigkeit für jede gute Sache die Kosten der ersten Herausgabe solcher nützlichen Werke zur Belehrung des Volkes zu tragen.

Wir fügen diesem noch eine kurze Nachricht über die Uebersetzung und Verbreitung einiger andern wissenschaftlichen Werke der Europäer in China bei. Wir erwähnten in unserm früheren Aufsatze schon, daß der Jesuitenmissionär P. Matthias Ricci bereits 1608 die ersten 6 Bücher des Euklid mit Hülfe eines bekehrten Eingeborenen, Paul Sü, chinesisch übersetzt herausgab, die in China seitdem allgemein verbreitet wurden, und daß die letzten 9 Bücher, deren Herausgabe durch den Tod Ricci's verhindert wurde, erst A. Wylie mit Hülfe des Chinesen Li-schen-lan übersetzte, und sie auf Kosten eines chinesischen Licentiaten 1857 gedruckt wurden. Es waren aber nur erst wenige Exemplare davon abgezogen, als das Haus, in welchem die Holzblöcke standen, von den Rebellen niedergebrannt wurde. Der Besitzer starb kurz darauf. Jetzt hat nun Tseng-Ku-fan, der berühmte Vicekönig von Kiang-si, Kiang-su, und Ngan-hoei, diese vollständige chinesische Uebersetzung des Euklid in 15 Büchern herausgegeben. Vor einigen Jahren hat J. Edkins, von der Londoner Missionsgesellschaft, Whewells „Treatise on Mechanics" ins Chinesische übersetzt und auf Kosten eines Eingebornen herausgegeben. Die Holzblöcke waren bereits alle geschnitten, aber erst 1—2 Abdrücke davon gemacht, als sie dasselbe Schicksal mit der Uebersetzung des Euklid hatten. Jetzt läßt nun Li, der Gouverneur von Nan-king, diese Uebersetzung herausgeben. Ein amerikanischer Missionär, A. P. Martin, der in Pe-king jüngst Wheatons „International Law" ins Chinesische übersetzt. Eingeborene von hohem literarischen Range haben unter Aufsicht des Fremdenbureaus seine Uebersetzung revidirt; sie ist auf Kosten der kaiserlichen Regierung in 4 dünnen Bänden gedruckt worden. Es soll weniger eine wörtliche Uebersetzung sein als eine Paraphrase, die in der Form dem chinesischen Geiste angepaßt ist.

Endlich erwähnen wir noch, daß ein Chinese in Kanton ein Handbuch der (gesprochenen) Mandarinensprache zugleich mit einer Anleitung zur Erlernung der englischen Sprache herausgegeben hat. Der Titel ist: „Yng yü Kuan-hoa ho liang", d. i. die englische und Mandarinensprache zusammen erklärt. Die Einleitung handelt kurz von den grammatischen Eigenheiten der englischen Sprache; dann folgt ein Vokabular mit Gesprächen. Des Verfassers Vater hatte vor vielen Jahren ein Handbuch des Kantondialekts und der Mandarinensprache herausgegeben, nach welchem Robert Thom seinen „Chinese Speaker" verfaßte, der sich sehr nützlich erwies. P.

Nekrolog.

Grube, Elisabeth, geb. Diez, Dichterin und Schriftstellerin, eine hochbegabte, wissenschaftlich gebildete Frau, auch vielfach durch gemeinnütziges Wirken verdient, geboren am 22. Oktober 1803 zu Netphen bei Siegen, † am 21. April in Düsseldorf.

Hazelius, Johann August, schwedischer Schriftsteller, der 1850 die „Svenska Tidningen" (jetzt „Nya Dagligt Allehanda") in Stockholm begründete, bis in die neueste Zeit publicistisch thätig, † am 28. April in Stockholm, 74 Jahre alt.

Heller, Robert, bekannter Schriftsteller und Journalist, Verfasser zahlreicher Romane und Novellen, seit 1851 Redakteur des Feuilletons der „Hamburger Nachrichten", geboren am 24. November 1813 zu Groß-Drebnitz in Sachsen, † am 7. Mai in Hamburg.

Digitized by Google

Musik und Theater.

Zur Beethoven-Literatur. Seitdem in diesen Blättern zuletzt von neuen Erscheinungen und Leistungen auf musikalischem Gebiete und speciell für Beethoven die Rede gekommen ist, haben wir den hundertjährigen Geburtstag des großen Mannes gefeiert, und man durfte wohl erwarten, daß dieser Tag uns, abgesehen von den Festen, die trotz des Krieges aller Orten dem Stolze und der Freude über einen Ehrentag der Nation Ausdruck gaben, auch bleibende Zeugnisse ernsten Studiums und tieferen Verständnisses bringen werde. Mag nun die in den Kriegsereignissen begründete Erregung der Gemüther, mögen andere Gründe hindernd gewirkt haben: im Ganzen und Großen ist, wie wir sagen müssen, jene Hoffnung getäuscht worden. Es liegt uns allerdings eine nicht geringe Zahl jener obligaten Festschriften vor, und es mag uns noch Manches unbekannt geblieben sein, was mit denselben zusammengestellt werden könnte; im Allgemeinen geben dieselben nichts, was nicht bereits aus den vorhandenen Darstellungen zu entnehmen war; sie wenden sich an das große Publikum, dem sie theils die bekannten Thatsachen aus Beethovens Leben, theils die gangbaren Vorstellungen über die Natur seiner schöpferischen Thätigkeit mit größerem oder geringerem Glücke mundgerecht zu machen suchen. Man wird die Berechtigung dieser Versuche, obgleich ihnen eine wissenschaftliche Bedeutung natürlich nicht beizulegen ist, principiell nicht in Abrede stellen wollen; die Frage ist nur, inwiefern der Boden schon genügend bearbeitet und geebnet erscheint, um auch diesen Versuchen Raum zu gönnen. Im Ganzen nun muß gesagt werden: für den größten Theil von Beethovens Leben ist das bisher nicht der Fall. Die früheren biographischen Arbeiten (Wegeler und Ries, Schindler) trugen alle einen durchaus fragmentarischen Charakter, und die Hauptquellen waren die persönlichen Erinnerungen der Verfasser: auch die Briefsammlungen Nohls, Köchels u. a. haben dies Verhältniß nicht wesentlich geändert. Dem berufensten Kenner und Forscher in diesen Dingen, Otto Jahn, ist es nicht vergönnt gewesen, seinen Lebensplan auszuführen. Die Biographie Thayers, die einzige, welche eine gleichmäßig durchgeführte urkundliche Feststellung der Thatsachen anstrebt, umfaßt in ihrem ersten Bande erst die Jugend Beethovens; und schon dieser erste Band hat, wenn man ihn mit den früheren Darstellungen vergleicht, den Beweis geliefert, auf wie schwankendem Boden viele bisher für unbestritten geltende Thatsachen ruhten. Es ist also in der That eine sehr gewagte Sache, ohne eingehende Quellenstudien, nur auf die gedruckt vorliegenden Biographien und Briefsammlungen hin, das Leben Beethovens zu erzählen; im besten Falle wird ein guter Darsteller Kenntniß der Hauptthatsachen und Wärme für den Künstler in den weiteren Kreisen verbreiten, aber auch dieses niemals ohne die Gefahr, eingewurzelte Irrthümer zugleich mit in Umlauf zu setzen.

Da zu vermuthen ist, daß die zahlreich hervorgetretenen kurzen Darstellungen von Beethovens Leben, bei der immer allgemeiner werdenden begeisterten Liebe zu dem großen Mann, eine weitere Verbreitung erlangen werden, so mußten wir die obigen Bemerkungen vorausschicken, damit der Leser sich über den Charakter des in den besprochenen Schriften gegebenen Inhaltes nicht täusche. Gehen wir dieselben im Einzelnen durch, so ist die ausführlichste der hieher gehörigen Schriften, die dem Laien verhältnißmäßig das Meiste gibt, die unter dem Titel „Ludwig van Beethoven, ein musikalisches Charakterbild von G. Mensch“ bei Leuckart in Leipzig erschienene. Hier liegt der doppelte Zweck vor, sowohl die menschliche Entwickelung Beethovens nach den vorhandenen Hülfsmitteln zu schildern, wie zum Verständnisse seines Schaffens durch Analyse seiner Hauptwerke den Weg zu zeigen. In ersterer Hinsicht läßt sich, was die Anordnung und Gruppirung des Stoffes betrifft, die Eile der Abfassung nicht verkennen; auch ist der Verfasser in manchen für den Biographen doch sehr wichtigen Dingen, z. B. der Chronologie, in hohem Grade sorglos. Auch über den Werth seiner Quellen fehlt es ihm an kritischem Blicke; während ihm Nohl „der jüngste gründliche Forscher unter den Biographen Beethovens“ ist, scheinen die Arbeiten von Männern wie Nottebohm, O. Jahn, Thayer für ihn gar nicht zu existiren. Doch läßt sich nicht leugnen, daß er mit dem ihm vorliegenden Materiale eine lesbare und nicht uninteressante Schilderung zu Stande gebracht hat, die dem Leser ein anschauliches und in den Hauptzügen zutreffendes

Digitized by Google

Bild gewährt, zu dessen Erläuterung er auch aus Briefen und Erzählungen früherer nicht ohne Geschick das Geeignete auswählt. Seine Besprechungen der Werke erheben sich im Allgemeinen nicht über jenen subjektiven Enthusiasmus, wie man ihn aus hundert ähnlichen Ergüssen kennt, und der zwar ein lobenswerthes Zeugniß für des Verfassers Liebe zu Beethoven, aber auch nicht viel mehr ist. Was er an einigen Stellen gegen die allzu gewagten und willkürlichen Deutungsversuche früherer Interpreten bemerkt, ist richtig und vom Laien zu beherzigen; er ist nur selbst nicht immer mit Glück an der Klippe vorbeigekommen. Den Schluß bildet ein chronologisches Verzeichniß der Werke Beethovens.

Kürzer angelegt, im Uebrigen von gleicher Tendenz und für ein gleiches Publikum bestimmt, ist: „Ludwig van Beethoven, biographische Skizze von La Mara. Leipzig bei Weißbach". Mit der größeren Kürze ist aber zugleich größere Concision und Sorgfalt der Abfassung verbunden; und während die Tendenz des Buches sich von der des ersteren im Ganzen nicht unterscheidet, verdient es der gewähltere Darstellung und der besseren Quellenkenntniß nach den Vorzug vor jenem. Der Verfasser hat sich mit der Literatur des Gegenstandes in weiterem Umfange bekannt gemacht und weiß die Hauptergebnisse derselben passend zu verwerthen, wiewohl auch er durch eine eigenthümliche Sehen, Resultate anzunehmen, die dem bisher angenommenen widersprechen, den Beweis liefert, wie schwer es noch immer ist, dem kritisch-historischen Sinne in diesen Studien unbedingte Geltung zu verschaffen. Ueber einzelne Werke wird manches hübsche Wort gesagt; eingehende Analysen sind nicht beabsichtigt. Das Büchlein ist mit einer charakteristischen, noch nicht veröffentlichten Handzeichnung des Meisters geschmückt.

Völlig werthlos sind einige kurze Lebensabrisse, die für das große, den wissenschaftlichen Leistungen völlig fern stehende Publikum bestimmt scheinen. So werden in: „Ludwig van Beethoven, ein Lebensbild von W. Fricke" (Bielefeld), die Hauptereignisse des Lebens aus den zugänglichen Darstellungen ohne Unterscheidung der besseren und schlechteren zusammengestellt, und dann der Eindruck der Werke in hochtönenden, durchaus den Dilettanten verrathenden Exklamationen wiedergegeben. Biographisch noch tiefer stehend ist „Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler, von C. F. Jahn" (Elbing), der nicht einmal die wenigen Quellen, die er zu Grunde legt, sorgfältig und ohne grobe Versehen zu benutzen weiß. Zum Verständnisse der Werke werden Aussprüche von Kritikern abgedruckt und schließlich das Programm R. Wagners zur neunten Symphonie vollständig beigegeben. Die Schrift „Beethovens Leben und Werke, von Franz Wagner" (Leipzig) ist lediglich ein Auszug aus der zuerst besprochenen von Mensch und auch in demselben Verlage erschienen.

Andere Arbeiten verfolgen einen weniger allgemeinen Zweck. So gibt Jos. Schlüter in einer kleinen Schrift „Aus Beethovens Briefen" (Leipzig) in drei Abschnitten, die er „Freundschaft, Liebe und Leid, Kunst und Leben" betitelt hat, Auszüge aus den vielfach veröffentlichten und bekannten Briefen des Meisters, und fügt in einem Anhange unter der Ueberschrift „Bei Beethovens" eine Bearbeitung der im Anhang des Thayerschen Buches (Bd. 1) gegebenen Mittheilungen über Beethovens Kindheit an. Begeisterung für Beethoven und gesunde künstlerische Anschauungen geben sich überall in dem Buche zu erkennen; da aber auch hier als Princip ausgesprochen ist, nur eine Bearbeitung längst vorhandenen Materiales zu geben, von welchem überdies der Verfasser meint, es sei nur für einen engen Kreis gelehrter Kenner bestimmt, so hat auch er den Kreis seiner Leser erheblich beschränkt.

Der „würdige Biograph Beethovens", wie er selbst sich genannt zu sehen hofft, L. Nohl, gibt in einem zierlich ausgestatteten Bändchen unter dem Titel „Beethovens Brevier" (Leipzig, Günther) eine Sammlung der von Beethoven selbst ausgezogenen oder angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern und begleitet sie mit Anmerkungen, welche die Bezüge der excerpirten Stellen auf des Meisters Leben erläutern sollen. Um Beethovens Gesinnungen zu erkennen, ist es natürlich wichtig, auch seine Lieblinge unter Dichtern und Schriftstellern kennen zu lernen; man darf nur fragen, ob es nicht genügte, daß der Biograph dieselben einfach angibt, anstatt daß man ganze Goethe'sche Gedichte, die Jeder auswendig weiß, ganze Shakespeare'sche Scenen u. a. hier noch einmal liest. Der Sammlung geht ein Aufsatz „Beethovens geistige Entwicklung" vorher. Man kennt im Allgemeinen die Schreibweise Nohls und weiß, daß er in seinem Kunststandpunkte, nach mancherlei Entwicklungsphasen, schließlich bei Rich. Wagner angelangt ist; so sind wir einer näheren Analyse seiner Ansichten überhoben.

Durch den Namen des Verfassers wird unter

Digitized by Google

sämmtlichen Jubelschriften zum 17. December 1870 das meiste Interesse erregen: „Beethoven, von Richard Wagner. Leipzig, Fritzsch". Wir fürchten nur, das Interesse des Lesers wird nicht weit über den Titel hinaus andauern, er wird nach der Durchlesung der ersten Seiten des Buches enttäuscht dasselbe wieder aus der Hand legen. Wagner ist in letzter Zeit mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht glücklich gewesen; das persönliche Moment, welches seinen Ergüssen über Judenthum, über Dirigiren ꝛc. beigemischt war, konnte ihm keine neuen Freunde erwerben. Bei der jetzigen Veranlassung hatte dasselbe kaum Gelegenheit hervorzutreten, und der Wunsch, für Beethoven an dessen Ehrentage etwas zu leisten, steht diesmal in erster Reihe. Doch weder einen biographischen, noch einen theoretisch-erklärenden Beitrag im gewöhnlichen Sinne will er liefern; sein Streben ist auf nichts Geringeres gerichtet, als die ästhetisch-philosophische Grundlage unserer Kunst von Neuem zu legen und dann Beethoven als den zu erweisen, der auf dieser Grundlage den Bau in bleibender Weise und dabei zugleich in nationalem Sinne aufgeführt habe. Was nun gleich von Anbeginn der Untersuchung (als solche will die Schrift gelten) das Interesse in ziemlichem Grade schwächt und der Klarheit der Deduktion auch keineswegs zum Nutzen gereicht, ist der Umstand, daß der Verfasser die philosophische Grundlage zu seiner Theorie nicht etwa selbst aufbaut oder aus kritischer Vergleichung der vielfach zu Tage getretenen Versuche zu gewinnen sucht, sondern einfach aus den Schriften Schopenhauers, obgleich er diesen selbst als Laien in der Musik bezeichnet, herübernimmt und dessen Aesthetik als die allein richtige auch dem Leser gleichsam aufdringt. Nach dessen Theorie seien die „Ideen der Welt und ihrer wesentlichen Erscheinungen" das Objekt der Künste; der Dichter verdeutliche dieselben durch Begriffe dem Bewußtsein; die Musik aber sei selbst eine Idee der Welt, durch Begriffe nicht völlig zu verdeutlichen. Nun gibt es eine Thätigkeit unseres Bewußtseins, — die auf das eigene Selbst gerichtete, oder den Willen, — welcher es zum Unterschiede von der die Außendinge anschauenden Erkenntniß allein möglich sei, das innere Wesen der Dinge zu erkennen. Im Traume gelange dieses nach Innen gekehrte Bewußtsein zu wirklicher Hellsichtigkeit; durch den Ton aber trete dasselbe mit der Außenwelt in Beziehung, er gebe also Kunde von dieser innerlich angeschauten Welt, einer Schallwelt gleichsam neben der Lichtwelt; wie wir ja z. B. aus beängstigenden Träumen durch einen Schrei erwachen. Aber auch die Dinge außer uns verstehen wir nunmehr ihrem Wesen nach besser; und indem jenes Tonmaterial, die Kundgebung unseres inneren Schauens, zu Entstehung einer Kunst geführt hat, so macht uns diese Kunst auch die äußere Welt ihrem Wesen nach verständlich, indem sie uns die völlige Uebereinstimmung derselben mit der innerlich angeschauten zeigt. Diese Wahrheit werde uns durch die Thätigkeit des inspirirten schaffenden Musikers besonders deutlich gezeigt; die erhöhte Thätigkeit des Willens, der Zustand der Entzückung, des Hellsehens, unterscheide ihn von allen andern. Das recht eigentliche Element der Musik sei die Harmonie; durch die rhythmische Zeiteintheilung trete nun aber der Musiker aus seinem traumartigen Zustande heraus mit der sinnlichen Welt in Verbindung; dabei aber habe man sich zu hüten, auf die Musik Ansichten zu übertragen, die der bildenden Kunst eigenthümlich sind, und z. B. die Erregung des Gefallens an schönen Formen von ihr zu verlangen. Die Schönheit ist nur die Wirkung des ersten Eintrittes der Musik; ihr Endzweck aber ist das Erhabene. Eine Entwicklung, die die Musik in den letzten Zeiten durchgemacht, schien allerdings die Schönheit der Form als ihre Hauptaufgabe hinzustellen; dieselbe aber wieder zu ihrer wahren Bedeutung zurückgeführt zu haben, das ist Beethovens Werk, „den wir daher als den wahren Inbegriff des Musikers uns vorzuführen haben" (S. 20).

Hier also ist Wagner erst bei Beethoven angelangt, dessen Entwicklung und Schaffen dann noch nach dem zu Grunde gelegten Princip besprochen werden soll. Auch hier wird noch vielfach auf Anderes nebenbei übergegangen, wie denn überhaupt die Entwicklung des Gedankens in der Schrift keineswegs stetig ist, und ein immer wiederholtes Ankündigen und Abspringen die Lektüre desselben sehr unerquicklich macht; im Allgemeinen ist aber nun die weitere Tendenz des Buches dahin zu bezeichnen, daß die äußeren Berichte über Beethovens Leben und einige seiner wichtigeren Werke verwerthet werden, um in seiner Entwicklung die allmähliche Entstehung und Entwicklung jener Ablehr von Außen und jenes inneren Hellsehens nachzuweisen und so zu zeigen, wie er uns von Neuem das Verständniß dieser Kunst erschlossen hat. Wir können hier nicht auf das Einzelne eingehen und ebenso wenig den Raum für eine Kritik der Wagnerschen Theorie in Anspruch nehmen, welche selbst denselben Umfang wie das Buch einnehmen würde; wie

Digitized by Google

man sich denken kann, fehlt es hier nicht an bemerkenswerthen Winken und glücklichen Aperçus, während andererseits die Verarbeitung des vorliegenden Stoffes nach einem bestimmten Gesichtspunkte die Willkür nicht überall ausgeschlossen hat. Den specifisch Wagnerschen Standpunkt wird man den größten Theil der Schrift hindurch kaum gewahr, und wo von der Melodie als der Hauptform aller Musik, von dem Fortschritte der Vokalmusik durch Beethoven, in welcher es auf das Verständniß des Dichtertextes kaum ankomme, die Rede ist, da wundert man sich fast, dergleichen von R. Wagner ausgesprochen zu hören. Am Schlusse freilich erscheint in seiner Deduktion das Drama, losgelöst von aller konventionellen Kunstform, als das höchste über Poesie und Musik schwebende Kunstwerk, zu welchem Beethoven z. B. in der Ouvertüre zur Leonore, mehr noch in dem großen Entwicklungsmomente der neunten Symphonie den Weg fand. Wer dieses Kunstwerk eigentlich vollendet und ausgebaut, das wissen Wagners Schüler und Anbeter allerdings mit größerer Naivetät auseinanderzusetzen. — Manche andere kulturhistorische Betrachtungen über Geschmack, Mode und nationale Gegensätze in denselben schließen das Buch, nicht ohne einen jener unerfreulichen, die souveräne Verachtung alles Entgegenstehenden kundgebenden Ausfälle auf die Gegner seiner Theorie (S. 58), wie man sie in einer etwas diplomatisch gezierten Form bei Wagner bereits gewohnt ist.

Im Vorstehenden sind die selbständig erschienenen Schriften namhaft gemacht, welche das Beethoven-Jubiläum direkt hervorgerufen hat. Es kann hier nicht unternommen werden, auf die unzähligen bei der Gelegenheit hervorgetretenen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften näher einzugehen. Man wird sich erinnern, daß fast alle wichtigeren Journale der Feier des Tages gewidmete Artikel brachten; und es konnte nicht fehlen, daß darunter Manches von mehr als ephemerem Werthe auftrat, was der Biograph zu beachten nicht versäumen wird. Wir nennen als einzelnes Beispiel statt aller die beiden schönen Aufsätze Ferdinand Hillers, die am Vorabende des Festes und am Tage selbst in der Kölnischen Zeitung erschienen, und in deren erstem der Verfasser sein Zusammentreffen mit Beethoven in der anmuthigsten Weise geschildert hat, während er in dem zweiten sich über die Natur des musikalischen Schaffens in belehrender und fesselnder Weise ausgesprochen hat. Im Allgemeinen aber müssen wir unser oben ausgesprochenes Bedauern wiederholen, daß der hundertjährige Geburtstag Beethovens fürerst ohne bleibende Bereicherung der Beethoven-Literatur geblieben ist, und uns nur mit der Hoffnung trösten, daß noch folgen werde, was während dieser erregten Zeit noch nicht geboten wurde. Diese Hoffnung knüpft sich bei Beethoven gegenwärtig an die Namen Nottebohm und Thayer, und während ersterer die werthvollen Einzelbeiträge über die schaffende Thätigkeit Beethovens in den „Beethovendiana", welche die Allgemeine Musikalische Zeitung ab und zu bringt, fortführt, nähert sich des letzteren Biographie in ihrem zweiten Bande der Vollendung.

Nekrolog.

Auber, Daniel François Esprit, einer der bedeutendsten Opernkomponisten der französischen Schule, † in hohem Alter am 13. Mai zu Paris. Er wurde am 29. Januar 1782 (nicht 1784) zu Caen in der Normandie während einer Reise seiner Aeltern geboren. Die Vermögensumstände seines Vaters, eines wohlhabenden Pariser Kunsthändlers, machten es ihm möglich, seine Anlagen im Zeichnen und in der Musik als Liebhaberei auszubilden, während er sich in Uebereinstimmung mit dem Vater dazu vorbereitete, dessen Geschäft fortzuführen. Erst ein bedeutender Rückschlag in den Verhältnissen des Vaters veranlaßte ihn, die bisher nur zum Vergnügen nebenher betriebene Tonkunst zu seinem eigentlichen Beruf und zu einer Erwerbsquelle zu machen. Durch beifällig aufgenommene Kompositionen, namentlich Konzertstücke für das Violoncell und eine Operette, hatte er sich in die Gesellschaft vortheilhaft eingeführt. Gleichwohl hatte der gefeierte Dilettant nicht geringe Anstrengung, sich in einen anerkannten Musiker zu verwandeln, obschon er die Mühe gründlicherer Studien durchaus nicht scheute: unter Cherubini's Leitung erwarb er sich im Pariser Konservatorium die nöthigen Kenntnisse; aber seine ersten Opern, die den Weg auf die Pariser Theater fanden, mißfielen. Er bildete sich weiter nach Rossini, und 1820 erntete er mit der komischen Oper „La bergère châtelaine" entschiedene Erfolge. Einen großen Theil daran hatte das glückliche „Libretto" Feydeau's. Noch glänzender waren die Früchte seiner Verbindung mit Scribe, dessen Eigenthümlichkeit und Richtung sich mit der seinigen in willkommener Weise berührte. Beide besaßen das ächt französische Wesen, welches zur Begründung einer erfolggekrönten neuen Richtung besonders fähig war: treffenden Geschmack, pikante Einfälle, blendende Einzelheiten, glänzenden Reichthum, jenen „Esprit", der, unbekümmert um Höhe und Tiefe, geschickt das Wirkungsvolle und Unaufhörliche zu treffen und durch elegante Sicherheit, nicht ohne einen Beisatz von Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit zu bestechen weiß. Beide arbeiteten besonnen und mit Kritik, so daß sie ihren Arbeiten wohl oft der zündende Funke des Genies vermißt, doch nicht häufig ein entschiedener Fehler oder gar eine Ungeschicklichkeit gefunden wurde. So haben sie der neu-französischen Opernwelt geschaffen, denn auch die glänzendsten unter den Komponisten jüngerer Generation im Wesentlichen noch folgen. Durchschlagend war die Wirkung der Oper „La neige" (1823), und sie trug, von dem Darstellungstalent der Henriette Sontag unterstützt, zuerst den Ruhm des Meisters auch nach Deutschland. Seine Verdienste um das musikalische Drama belohnte 1825 König Karl X. mit der Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. Im selben Jahre erschien sein „Maçon" (Maurer und Schlosser) mit ungeheurem Erfolge auf der Bühne. Seinen Gipfel aber erstieg Auber mit seiner großen Oper „La Muette de Portici" (1828), die bekanntlich einen wahren Triumphzug durch die ganze Welt gemacht hat und unbedenklich zu den bedeutendsten und unvergänglichsten Schöpfungen auf dem Gebiete des gesungenen Dramas gezählt werden muß. Nach kaum einem Jahre wurde „La Fiancée" aufgeführt, und 1830 durch die reizvolle Oper „Fra Diavolo" noch übertroffen. Die nächsten Jahre brachten keinen ähnlichen Treffer. Seit dem Jahre 1835 widmete er sich ausschließlich wieder der komischen Oper, und man kann von da an eine neue Periode seines Schaffens datiren, die dadurch charakterisirt wird, daß

Digitized by Google

die Routine und das Raffinement der Praxis merklich in den Vordergrund tritt, auch auf die Unterstützung der Wirkung durch außermusikalische Effekte, wie glänzende Ausstattung, frappante Stoffe und dergl., ein — manchmal vielleicht allzu — großes Gewicht gelegt wird. Gleichwohl haben einige Werke dieser späteren Periode sich durch Gewandtheit der Behandlung und Gefälligkeit der Musik das Bürgerrecht auf der Bühne erworben. So „Le Cheval d'airain" (1835); sehr viel mehr noch „Le Lac des Fées" (1839), eine Oper, in der bekanntlich in einer freilich angenehm überraschenden und im Stoff wohl motivirten Weise die Kunst des Theatermaschinisten zur Herbeiführung und Produzirung des betreffenden Schlusses in die dahin unerhörte Bevorrechtung zu Hülfe gerufen wird. Im Jahre 1841 folgten „Les Diamants de la Couronne" (1842), „Carlo Broschi, ou la part du Diable", in denen sich die allzeitige Bühnenpraxis immer mehr geltend macht, wie das schließlich bei einem so schnell schaffenden Künstler, der in einem freilich langen Leben, aber doch erst verhältnißmäßig spät nachdrücklich beginnend, über 40 zum Theil ganz große Opern geschrieben, kaum anders sein konnte. Das letztgenannte Jahr brachte ihm eine große, durchaus nicht unverdiente Anerkennung: er wurde gewürdigt, den Platz einzunehmen, den 48 Jahre lang Cherubini als Direktor des Pariser Konservatoriums inne gehabt. Eine weitere hervorragende Auszeichnung verband sich mit seinem nächsten bedeutenden theatralischen Triumph, mit der Oper „Haydée, ou le secret" (1847); in demselben Jahre wurde er durch König Louis Philipp zum Kommandeur der Ehrenlegion befördert. — Nachdem er bis zum Jahre 1860 mehrere kleine Opern aufgeführt, ließ er eine Pause in seiner Thätigkeit eintreten, die man bei seinem vorgerückten Alter wohl als endgültige Ruhe betrachten zu dürfen meinte. Aufgefordert, zur Londoner Weltausstellung von 1862 ein Eröffnungsstück zu schreiben, stand er hinter Meyerbeers Wert mit dem seinigen zurück. Endlich in den drei letzten Jahren des vorigen Decenniums überraschte der Hochbetagte noch mit drei Opern, die zu Paris und auch anderwärts aufgeführt werden, indessen trotz vieler reizender Einzelheiten im Allgemeinen nur einen succès d'estime hatten. Es war: 1867 „La fée du roi des Garbes", 1868 „Le premier jour de bonheur", 1869 „Le rêve d'amour". — In eine specielere kritische Betrachtung seiner Musik kann hier nicht eingetreten werden. Er ist ausgezeichnet durch Reichthum an anmuthigen Melodien, durch Frische der Gedanken, durch geistreiche Pointen, namentlich auch in der Instrumentation, vermeidet aber, in seinen besseren Sachen, wenigstens den Anschein des Gesuchten. All die leichteren Gattungen des Schönen stehen ihm in reicher Mannichfaltigkeit zur Verfügung, und so gefällt und unterhält seine Musik in wohlthuender Weise, in der Regel ohne lokett nach dem lauten Beifall mit drastischen Effektmitteln zu haschen. Das Größe und Gewaltige aber vermag er nicht hervorzubringen; daher auch seine Hauptforce in der komischen Oper liegt, und die ernsteren Sujets, wie z. B. die „Stumme von Portici", seinen heroischen, sondern mehr einen idyllisch-lyrischen Charakter tragen. Wo dann jener nicht zu entbehren war, da wußte er durch Mittel der Bühnentechnik den Mangel geschickt zu bemänteln und ohne ernsten Anstoß über die Schwierigkeit hinwegzukommen. So findet er sich auch mit den umfassenderen Aufgaben, die ein so komplicirtes Ganze, wie eine große Oper, an den Komponisten stellt, geschickt ab, ohne sie gleich seinen größeren Vorgängern geistvoll zu vertiefen und Neues erfindend zu lösen, und streut daher in den kleineren Sätzen eine solche Fülle anmuthiger Blumen auf seinen Weg, daß der zierliche Reichthum die Schwächen der Ausarbeitung gefällig verhüllt. Eine genaue — vielleicht nur instinktive — Kenntniß von seinen Fähigkeiten und der freiwillige Verzicht auf den Versuch, gewaltsam über den ihm zugewiesenen Kreis hinauszuschreiten, hat ihn davor bewahrt, selbst von Kennern ernsten, absprechenden Tadel zu erfahren, und den Freunden der Musik den Genuß eines in sich harmonischen Wesens durch fremdartigen Beisatz zu stören. — Aus seinem Leben ist noch ergänzend zu berichten, daß er 1857 zum kaiserlichen Hofkapellmeister ernannt wurde — ein bloßer Ehrentitel, da er nie dirigirt hat. Die Generalintendantur der großen Oper zu übernehmen lehnte er ab, um nicht seiner Thätigkeit als Komponist entzogen zu werden. Mit dem größten Eifer aber widmete er Zeit und Kräfte dem Konservatorium, um das er sich entschiedene Verdienste erworben hat. Sei es nun, daß seine physischen Kräfte in den letzten Jahren in hier zumal bemerklicher Weise geschwunden, sei es, daß neue, etwas revolutionäre Strömungen in der französischen Musikwelt der alten Schule gegenüber zur Geltung gelangt sind, — man wünschte seit einigen Jahren eine Umgestaltung der Anstalt vorzunehmen, die mit ihm nicht zu bewerkstelligen war und aus Pietät gegen und ohne ihn nicht durchgeführt werden sollte. Erst bei Gelegenheit der großen Umwälzung in der französischen Kunstverwaltung am Anfang des vorigen Jahres hat er sein Amt niedergelegt. — Wie sehr die Schmach des Vaterlandes dem französisch empfindenden Manne, der seit seiner Jugend Paris, den Mittelpunkt der Welt, nicht verlassen, den letzten Abend seines mehr als 89jährigen, noch immer thätigen Lebens getrübt haben muß, das zu ermessen, ist wohl kaum der mitfühlendsten Empfindung möglich. Unwillkürlich wird man an die schöne Sage vom Tode des griechischen Komödiendichters Philemon erinnert, der fast hundertjährig den Untergang Athens sah, aber nicht überlebte. Möge die Zukunft Frankreichs, das der große Künstler über Alles geliebt, und zu dessen Ruhmestempel er treffliche Bausteine beigesteuert, die traurige Parallele nicht noch des Weiteren rechtfertigen.

Bernard, Moriz, Besitzer einer kaiserlich russischen Hofmusikalienhandlung in St. Petersburg, bekannter Tonsetzer und Herausgeber einer seit Jahrzehnten bestehenden musikalischen Zeitschrift „Le Nouvelliste", † am 9. Mai zu St. Petersburg, 75 Jahre alt.

Streben, Ernst, Komponist und Schriftsteller, einer der Mitbegründer des deutschen Musikvereins, † am 30. April zu Stralsund.

Neue Bücher.

Kirchenmusik, Geschichte der, von R. Schlecht. Regensburg, Coppenrath.

Weber, K. M. von, in seinen Werken. Von C. W. Jähns. Berlin, Schlesinger.

Geographie.

Die europäische Gradmessung gehört zu den großartigsten Unternehmungen unsres Jahrhunderts. Durch sie soll einerseits ein gewichtiger Beitrag zur Bestimmung der allgemeinen Figur der Erde geliefert, andrerseits sollen mehre andre für die Wissenschaft besonders werthvolle Fragen beantwortet werden, die entweder bisher gar nicht gestellt wurden oder bei dem Mangel an vollkommenen wissenschaftlichen und technischen Hülfsmitteln einer befriedigenden Lösung nicht zugeführt werden konnten, erledigt werden.

Faßt man die in Europa bisher ausgeführten Gradmessungsarbeiten in Kürze zusammen, so liegen die beiden in der Richtung der Meridiane von Paris und Dorpat ausgeführten Breitengradmessungen in Länge um 24° 23′ auseinander. Erstere ist das vereinte Werk der Franzosen und Engländer und liegt zwischen den Parallelen von Formentera bis Saxaword (38° 40′ — 60° 50′), umfaßt demnach einen Meridianbogen von 22° 10′. Letztere ist das Werk der Russen; bei Ismael

Digitized by Google

(45° 20′ Breite) an der Donau beginnend, bei Fuglenaes (70° 40′ Breite) endend, umfaßt sie einen Meridianbogen von 25° 20′.

Mitteleuropa hat durch die hannovrische, die dänische und die ostpreußische Breitengradmessung nur einen kleinen Beitrag zu derartigen Arbeiten geliefert, denn die Summe dieser drei gemessenen Meridianbögen beträgt nur 5° 3′. Im Ganzen werden also 52° 33′ in der Richtung des Meridians von Dreiecksnetzen überspannt; die nöthige Anzahl astronomisch bestimmter Punkte bieten einerseits die sichere Orientirung, andrerseits die entsprechenden Rechnungsdaten.

Von den Längengradmessungen sind folgende drei von hervorragender Bedeutung:

1) Die französisch-sardinisch-österreichische, die von Marennes an der Mündung der Gironde bis Padua reicht. Ihre Hauptrichtung fällt in den 45. Parallel, in dessen Nähe auch der südliche Endpunkt des russischen Meridianbogens liegt, und es spricht sich hier der Wunsch von selbst auf das lebhafteste aus, diese Längenmessung von Padua über Fiume bis an die untere Donau fortzuführen, um so eine wichtige Verbindung zwischen den beiden großen europäischen Breitengradmessungen zu schaffen.

2) Die französisch-bayerisch-österreichische. Von Brest ausgehend, behält sie die Hauptrichtung des Parallels von Paris bei, Straßburg und München berührend und bei Wien endend. Ihre Fortsetzung bis zum russischen Meridianbogen würde eine zweite, durch das Herz von Europa gehende Verbindung zwischen dem französisch-englischen und dem russischen Meridianbogen herstellen.

3) Die von Struve vorgeschlagene in der Richtung des 52. Parallels. Sie schneidet den großen russischen Meridianbogen bei der astronomischen Station Belin und den englischen zwischen Greenwich und Cambridge und endet bei Valentia an der Westküste Irlands.

Nach Vollendung der Messungen dieser genannten drei großen Längenbögen würde ihre Summe 127° 54′ betragen, eine Zahl, welche die Summe der gemessenen Meridianbögen um mehr als das Doppelte übersteigt. So sehen wir, daß die Neuzeit den Längengradmessungen die volle Thätigkeit zugewendet hat, während die Breitengradmessungsarbeiten förmlich in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Setzen wir die Summe der gemessenen Längen- und Meridianbögen in Längenmaß um, so erhalten wir annähernd 2000 geographische Meilen, eine Zahl, welche jene für den Aequatorialdurchmesser um beinahe 300 geogr. Meilen übersteigt.

Durch Vergleichung der drei Längengradmessungen mit den beiden Breitengradmessungen fällt von selbst die Lücke in unserm Erdtheil auf, wo eine Breitengradmessung auszuführen wäre. Es ist Mitteleuropa, die Verbindung jener Länder, welche in der Richtung des Meridians von Berlin liegen. Es würden dann über Europa drei Breitengradmessungen ziehen, welche in Länge zwischen den Hauptmeridianen, Paris und Berlin, Berlin und Dorpat, beziehungsweise 11°3,5′ — 13°19,7′ von einander entfernt wären.

Das gefühlte Bedürfniß, diese Lücke durch eine dem jetzigen Stande der Wissenschaft und Mechanik entsprechende Arbeit auszufüllen, kann jedoch nicht als einziger Beweggrund für dies Unternehmen geltend bleiben. Es gibt noch andere, nicht minder gewichtige Gründe, die eine neue Gradmessungsarbeit in Centraleuropa als wünschenswerth erscheinen lassen.

Wir haben aus Airy's Rechnungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die von Bessel aus den zehn besten Breitengradmessungen gewonnenen Werthe der Elemente der Rotationsellipse durch das Hinzutreten von vier neuen Meridian- und vier Parallelbögen keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben, und doch waren die hinzugefügten Messungen von bedeutender Ausdehnung und entsprechender Genauigkeit.

Wenn nun auch zu diesen bestehenden Arbeiten eine neue Breitengradmessung selbst von großer Ausdehnung hinzugefügt würde, so wäre doch eine wesentliche Aenderung der jetzigen Resultate über Gestalt und Größe der Erde nicht zu erwarten. Allein es mußte nothwendigerweise auffallen, daß die durch Verbindung von je zwei Gradmessungen gewonnenen Resultate über die Elemente der Rotationsellipse bedeutende Abweichungen zeigten, und es mußte dann folgerichtig die Frage aufgeworfen werden: Welches können die Gründe für derartige Abweichungen sein?

Dieselben liegen nicht so versteckt, daß man sie nicht sofort aussprechen könnte: Entweder sind die Messungen mit Fehlern behaftet, oder die Erde hat nicht jene Gestalt, wie sie durch die Theorie gefordert wird, sondern es treten gleichsam wellenförmige Erhöhungen und Vertiefungen auf.

Wenn nun auch zugegeben werden muß,

Digitized by Google

daß die ersten Gradmessungsarbeiten hinsichtlich der Genauigkeit Manches zu wünschen übrig lassen, daß sie demnach zur scharfen Bestimmung der Abplattung der Erde nicht sicher genug mitwirken können, so dürfen wir andrerseits nicht vergessen, daß auch die mit der größten Gewissenhaftigkeit ausgeführten Gradmessungen solche verschiedene Werthe für die Abplattung geben; es kann somit die Ursache nicht in den zur Beobachtung verwendeten Instrumenten und auch nicht in den zu Grunde liegenden Operationen zu suchen sein.

Wenn in früherer Zeit die Ansicht, daß der Fehler in den geodätischen Messungen liegen dürfte, geltend gemacht wurde, so erkannte man nur zu bald, daß so bedeutende Abweichungen unmöglich den geodätischen Operationen zur Last gelegt werden können, sondern daß sie vielmehr mit den astronomischen Bestimmungen verknüpft sind. Diese letzteren beruhen nämlich auf der Richtung des Loths, beziehungsweise des Horizontes, indem wir annehmen, daß sich das Bleiloth an allen Punkten der Erdoberfläche zu ihrer Krümmung normal stelle. Die zur Beobachtung verwendeten Instrumente sind dem entsprechend gebaut, und wir können den bezüglichen Axen die verlangte Richtung geben oder ihre Neigung messen.

Die an den End- und Zwischenstationen eines Meridianbogens beobachteten Polhöhen werden, da sie auf der Messung von Zenithdistanzen oder Höhen bekannter Sterne beruhen, nur dann bis auf unvermeidliche Beobachtungsfehler richtig sein, wenn die Lothrichtung wirklich normal zur mathematischen Oberfläche der Erde steht, indem andernfalls der Zenithpunkt an der scheinbaren Himmelskugel, somit auch die von diesem Punkt abgeleitete Zenithdistanz sich nicht richtig ergeben kann.

Der Fehler in der Richtung des Loths geht demnach in seinem vollen Betrag auf die Polhöhe über. Findet die Lothabweichung in einer auf den Meridian senkrechten Richtung statt, so wird das Zenith auch ein anderes, somit die Meridianebene gestört; in Folge dessen muß auch der astronomische Längenunterschied, als auf der Bestimmung der Zeit aus den Meridiandurchgängen der Sterne fußend, um die Abweichung des Loths fehlerhaft erhalten werden. Bei der Messung von Horizontalwinkeln steht jedoch der Einfluß der Lothablenkung in zweiter Ordnung und kann im Vergleich zu den Messungsfehlern als verschwindend klein angesehen werden.

Es entsteht nun also die Frage, ob man solche Ablenkungen des Loths erkannt hat und was als Ursache derselben angesehen werden kann.

Zunächst wollen wir in möglichster Kürze angeben, wie man zur Kenntniß solcher Abweichungen des Loths gelangen kann. Denken wir uns zwei Punkte A und B auf der Oberfläche der Erde durch eine gute Triangulation mit einander verbunden; an beiden Stationen seien astronomische Bestimmungen nach Polhöhe und Azimuth gemacht und auch ihre Längendifferenz ermittelt. Gehen wir nun von den an der Station A gemachten astronomischen Bestimmungen aus, so können wir mit Hülfe der Dreieckskette zwischen A und B mit Zugrundelegung genäherter Werthe der Dimensionen des Erdsphäroids die Polhöhen, das Azimuth einer bestimmten Richtung und auch die geographische Länge für den Punkt B berechnen; wir haben, um einen allgemein gebrauchten Ausdruck in Anwendung zu bringen, Polhöhe, Azimuth und Länge auf den Punkt B von A aus „geodätisch" übertragen. Diese durch Rechnung erhaltenen Daten sollten nun mit den direkten Bestimmungen in B so nahe übereinstimmen, als die Natur der zufälligen, keinem Gesetz unterworfenen Beobachtungsfehler diese Uebereinstimmung verlangt. Zeigen sich jedoch zwischen den durch die Rechnung erhaltenen Daten und jenen der direkten Bestimmung beträchtliche Abweichungen, welche weit außer der Grenze des wahrscheinlichen Fehlers der astronomischen Messungen liegen, so kann man als Ursache hierfür die Ablenkung des Loths ansehen.

Die Lothablenkung gibt sich demnach als eine Differenz in der Polhöhe, d. h. als Abstand des gestörten und richtigen Zenithpunktes oder als eine Differenz in der Länge, d. h. in der Zeit zu erkennen, um welche das gestörte Zenith früher oder später in den Meridian tritt. Diese beiden Unterschiede bestimmen aber die gestörte Lothrichtung vollkommen, und man ist dann auch in den Stand gesetzt, die Störung im Azimuth zu berechnen.

Solche Abweichungen sind in der That vielfach bemerkbar hervorgetreten. Schon Boguer erkannte eine bedeutende Ablenkung des Loths in den Cordilleren, Maskelyne an der Bergkette Shehallien in Schottland. In dem französisch-englischen Meridianbogen ergab sich bei Evaux die bedeutende Abweichung von 7,6 und bei Cowhythe eine solche von 10 Bogensekunden. Bei einer Revision der von Beccaria ausgeführten Gradmessung ergab sich zwischen Andrate und Mondovi als Unterschied der astronomischen

Digitized by Google

Breitendifferenz im Vergleich zur geodätischen die beträchtliche Ziffer von nahe 48 Bogensekunden. In dem Netz der Maclearschen Gradmessung am Kap der guten Hoffnung stellte sich am Kamies-Sector-Berg eine Differenz zwischen der astronomischen und geodätischen Breite von nahe 10 Sekunden heraus. In der Längengradmessung zwischen Marennes und Padua wurde auf dem Mont Cenis eine ganz ungewöhnliche Abweichung zwischen dem direkten Azimuth und jenem von Paris aus gerechneten nachgewiesen; ersteres wurde um cirka 50 Sekunden kleiner gefunden als letzteres. Der Längenunterschied zwischen den Sternwarten von Turin und Mailand ergab sich nach der Messung um 31,3 Bogensekunden kleiner als der von Mailand nach Turin geodätisch übertragene.

Solche Ablenkungen waren also unzweifelhaft nachgewiesen, und mit diesem Nachweis mußte unmittelbar die Frage nach der Ursache der Ablenkung des Loths im innigen Zusammenhange stehen. Dort, wo ausgedehnte Bergmassen um eine astronomische Station nicht symmetrisch und gleichförmig dicht gelagert erscheinen, suchte man die Ablenkung des Loths durch die Anziehung der Bergmassen zu erklären. Wäre aber diese Anziehung der einzige Grund, so müßten sich solche Abweichungen immer nur an jenen Stationen ergeben, welche nahe an Bergmassen liegen. Allein dies steht mit der Wirklichkeit nicht im Einklang, denn bei der ostindischen Gradmessung fand man am Fuß des Himalaya, also in der Nähe der bedeutendsten Bergmassen, keine solche Abweichung, während in der italienischen Ebene zwischen Mailand und Parma dieselbe von beträchtlicher Größe war. Mit dieser einen Ursache reicht man demnach zur Erklärung der vorliegenden Erscheinung nicht aus.

Es wurde weiter die Ansicht ausgesprochen, daß diese Ablenkungen auch ungleichen Dichtigkeitsverhältnissen im Innern der Erde, etwa durch große Metallager an der betreffenden Stelle erzeugt, zugeschrieben werden könnten. Anderen, in Rußland gemachten Wahrnehmungen zufolge kann auch zwischen den Ablenkungen des Loths und eigenthümlich geologischen Bildungen eine gewisse Abhängigkeit bestehen.

Drei Hypothesen sind es also bis jetzt, durch welche jene Abweichungen des Loths zu erklären gesucht werden, und wir sehen uns hier auf einmal vor Fragen, welche, bisher nicht befriedigend gelöst, den künftigen Gradmessungsarbeiten zur Beantwortung überlassen bleiben müssen, nämlich vor den Fragen: können diese drei Ansichten neben einander bestehen oder kann jede für sich oder in Verbindung mit andern die betreffende Abweichung erklären, oder können sie sich auch gegenseitig aufheben.

James hat die Elemente der Meridianellipse bestimmt, wie sie der englischen Gradmessung am besten entsprechen, und als Werth der Abplattung $^1/_{289,4}$ gefunden, ein Resultat, welches eine specielle Abplattung Englands bekundet. Da in Italien die durch die dort ausgeführten Gradmessungen erhaltenen Werthe auch keine Uebereinstimmung mit jenen von Bessel abgeleiteten zeigten, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß Italien auch eine eigene Abplattung habe. Bei Ländern, welche vom Meere ganz oder auch nur theilweise umgeben sind, hat die Untersuchung ein Interesse, ob die Abplattung der umgebenden Meere mit der allgemeinen oder mit der diesem Lande eigenthümlichen Abplattung übereinstimmt oder nicht.

Der durch die früheren Gradmessungen angestrebte Zweck: Bestimmung der allgemeinen Figur der Erde, kann zwar als vollkommen erreicht bezeichnet werden. Zur Erlangung dieser Resultate mußten nur jene Gradmessungen mitwirken, welche keine zu beträchtlichen Abweichungen von der allgemeinen Figur der Erde erkennen ließen. Die neuen Gradmessungen jedoch haben grade ihr Augenmerk auf solche Abweichungen zu richten, sie haben deren Ursache zu ergründen und somit solche Gegenden zu ihren Operationslinien zu erwählen, welche das ergiebigste Feld für diese Untersuchungen bieten.

Für die Lösung der erörterten Frage finden sich aber grade dort, wo keine Breitengradmessung besteht, die günstigsten Verhältnisse; auf jener Linie nämlich, welche von Palermo bis Christiania reicht, deren Hauptmeridian jener der Sternwarte von Berlin ist. Nirgends finden sich so viele gut astronomisch bestimmte Punkte als in dieser Richtung, indem zu beiden Seiten des Meridians von Berlin mehr als 30 Sternwarten liegen, welche auch schon größtentheils mit den betreffenden Dreiecksnetzen in Verbindung gebracht sind.

Die Arbeiten in Italien werden ein verläßliches Resultat über die Abplattung dieses Landes und in ihrer Verbindung mit den von Seiten Oesterreichs in Dalmation ausgeführten Messungen einen Aufschluß über die Abplattung des adriatischen Meeres geben. Im nördlichen Italien trifft diese von Süden nach Norden gehende Dreieckskette den österreichisch-sardinisch-französischen Parallelbogen, durch welchen An-

Digitized by Google

schluß die Verbindung mit dem französisch-englischen Meridianbogen hergestellt wird, welche die Untersuchung über die Krümmung des mittelländischen Meeres von Formentera bis Palermo gestattet. In ihrer fernern Fortsetzung über die Alpenkette bietet sie die beste Gelegenheit zu Studien über die Ablenkung des Loths, und auf ihrem weiteren Weg durchschneidet sie den französisch-bayerisch-österreichischen und den russischen Parallelbogen. Man könnte so die Krümmung der Nordsee von Dünkirchen und von Saxaword bis Christiania und die Krümmung der Ostsee zwischen Kopenhagen und Königsberg, zwischen diesem Ort und Stockholm bestimmen.

Allgemein ist das tief gefühlte Bedürfniß nach zuverlässigen Höhenbestimmungen auf der Oberfläche der Erde. Wird nun mit dem für die Gradmessungsarbeiten nöthigen Horizontaldreiecksnetz gleichzeitig ein Höhennetz der einzelnen Punkte geschaffen, so werden wir nicht nur den Höhenunterschied der einzelnen Dreieckspunkte erhalten, sondern es wird von den an das Meer grenzenden und an der Gradmessung betheiligten Staaten durch genaue Anknüpfung an die sicher bestimmten Nullpunkte der Pegel in den einzelnen Meeresstationen auch eine absolute Höhenbestimmung geliefert werden, welche noch dadurch an Werth gewinnt, daß hiermit ein geeignetes Material für die Höhenbestimmung der einzelnen Meerestheile gewonnen wird. Sind einmal Hauptpunkte ihrer Höhenlage nach bestimmt, so ist es dann leichter möglich, durch sorgfältige trigonometrische oder durch Präcisions-Nivellements ein Höhennetz zu schaffen, welches der wissenschaftlichen und technischen Richtung die besten Dienste leisten wird.

Der bei den neuen Gradmessungen nunmehr zu verfolgende Plan, der einzuschlagende Weg findet sich aber auch in vollkommenster Uebereinstimmung mit dem Schaffen aller großartigen Arbeiten. Es mag der Künstler, der Techniker was immer für ein bedeutendes Werk zu schaffen haben, so wird dasselbe zunächst in allgemeinen Umrissen gebildet und erst nach Feststellung des einheitlichen Gedankens zur Detailausführung geschritten. In solchem Sinne hat der preußische Generallieutenant J. J. Baeyer in der 1861 veröffentlichten Denkschrift zur Begründung einer „Mitteleuropäischen Gradmessung“ nicht nur die durch ein solches großartiges Unternehmen zur Lösung kommenden Fragen angeregt, sondern auch gleichzeitig die Grundzüge zur Erreichung des vorgesteckten Zieles entwickelt. Dieser greise Gelehrte schreckte vor den vielen Schwierigkeiten, welche mit dieser wissenschaftlichen Arbeit verknüpft sind, nicht zurück; seinem Eifer für diese Sache ist es zunächst zu danken, daß die preußische Staatsregierung mit der nöthigen Energie vorging, um die Zusicherung der kräftigen Mitwirkung aller an diesem Unternehmen betheiligten Staaten zu erhalten. Die Schwierigkeit der Ausführung des tief gedachten Planes tritt hervor, wenn wir bedenken, daß damals nicht weniger als 21 Staaten zur Theilnahme an demselben berufen waren, nämlich Schweden und Norwegen, Dänemark, England, Holland, Belgien, Frankreich (letztere 4 Staaten sind nur durch die Anschlüsse an ihre Dreiecksnetze betheiligt), Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Preußen, Rußland, Kurhessen, Hannover, Sachsen, Koburg-Gotha, Hessen, Bayern, Oesterreich, Würtemberg, Baden, Schweiz und Italien.

Wie rege jedoch das Interesse für das großartige Unternehmen war, geht am besten aus der Bereitwilligkeit hervor, mit welcher die einzelnen Regierungen der Aufforderung zur Betheiligung durch die Wahl von Kommissären aus dem Kreise der Gelehrten auf dem Gebiete der Astronomie, Geodäsie, Physik und Mathematik entsprachen. Galt es ja doch, wie Baeyer selbst sagt, bei einem Unternehmen mitzuwirken, welches ein ruhmreiches Denkmal der mitteleuropäischen Staaten zu werden verspricht und das sich den Leistungen des Westens und Ostens getrost gegenüberstellen kann. Nach Ernennung der Kommission für die mitteleuropäische Gradmessung in den einzelnen Staaten machte sich sehr bald das Bedürfniß nach einer allgemeinen Konferenz fühlbar: auf dieser sollte nicht nur das wissenschaftliche Programm für das große Werk festgestellt, sondern auch für eine centrale Leitung und für die Gründung eines wissenschaftlichen Organs gesorgt werden, da man in den gelehrten Kreisen nur zu gut einsah, daß man ein solches Unternehmen einerseits nicht den persönlichen Wechselfällen unterwerfen könne, andrerseits die Ausübung einer unparteiischen Kritik der von den Einzelstaaten gelieferten Arbeiten nur Personen anvertrauen könne, welche der Wissenschaft bis zu ihrer augenblicklichen Höhe gefolgt sind.

Im Oktober 1864 wurde von der in Berlin versammelten Konferenz beschlossen, die wissenschaftliche Leitung der mitteleuropäischen Gradmessung und die Verbindung der hierzu beauftragten Gelehrten einer permanenten Kommission, bestehend aus sieben von der Konferenz ge-

Digitized by Google

wählten Mitgliedern, zu übertragen. Als ausübendes Organ der permanenten Kommission ist das Centralbureau der mitteleuropäischen Gradmessung thätig.

Als auch Spanien, durch seine umfassenden geodätischen Arbeiten ähnlichen Zielen zusteuernd, den Beitritt zur mitteleuropäischen Gradmessung erklärt hatte, nahmen alle Staaten Europa's mit Ausnahme der Türkei und Griechenlands an dieser wissenschaftlichen Arbeit Theil, und es war daher nur billig, daß im Jahre 1867 auf Antrag des Professors Bruhns die Aenderung des Titels in „Europäische Gradmessung" angenommen wurde.

Durch diese Vereinigung wird es nun möglich werden, die Elemente desjenigen Rotations-Ellipsoids zu finden, das allen in Europa ausgeführten Gradmessungen so nahe als möglich kommt oder, vielleicht deutlicher gesagt, jenes Ellipsoids, dessen Oberfläche von der mathematischen Wasserfläche, als Kanalsystem von Meer zu Meer gehend gedacht, so wenig als möglich abweicht.

Alle betheiligten Staaten arbeiten nach Maßgabe der bethätigten wissenschaftlichen Kräfte und der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel. So manche bedeutende Frage ist in dieser kurzen Periode angeregt, theilweise oder schon vollständig gelöst worden, so z. B. jene über die Länge der den Triangulationen zur Grundlage dienenden Basen. Bei der Verbindung der Grundlinie mit den umliegenden Dreieckspunkten würden natürlich um so größere Fehler in die Seiten übertragen werden, je größer die Anzahl der zu dieser Verbindung nöthigen Dreiecke ist; die mehr oder minder genaue Winkelmessung gibt in diesem Fall den Ausschlag. Die Vorzüglichkeit unsrer neuen Winkelmeßinstrumente ließ jedoch erwarten, daß, wenn auch kleinere Grundlinien gewählt werden, somit die nöthige Anzahl der Verbindungsdreiecke auch größer wird, die eigentlichen Dreiecksseiten dennoch mit dem gewünschten Grade der Genauigkeit erhalten werden. Die Spanier theilten ihre in der Nähe von Madrid liegende, über 14,600 Meilen lange Basis in fünf Sektionen, deren Längen durch direkte Messung bestimmt wurden. Ein entsprechendes Dreiecksnetz verband die einzelnen Theilstrecken unter einander, so daß die Möglichkeit geboten ward, mit Zugrundelegung der Länge der einen Sektion die andere durch Rechnung zu bestimmen. Die erhaltenen Resultate bestätigen vollkommen die Ansicht, daß auch kleine Grundlinien genügen.

Alle früheren Gradmessungen sind mit Fortschritten auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technik verknüpft, und die Namen der bei dem neuen Unternehmen betheiligten Gelehrten bürgen dafür, daß auch dieses einen wesentlichen Schritt vorwärts führen wird, sowohl in der Wissenschaft als auch im Bau der Instrumente.

Zu näherer Unterrichtung über den wichtigen Gegenstand verweisen wir auf unsere Quelle: „Die europäische Gradmessung in ihrer Beziehung zu den früheren Gradmessungsarbeiten" in der „Allgemeinen Bauzeitung".

Der Neusiedler See, dessen Austrocknung wir vor einigen Jahren meldeten, hat jetzt bis auf 4—5′ seinen früheren Wasserstand wieder erreicht. Der Boden des Sees war von August 1865 bis zu Ende 1870 trocken und in dieser Zeit von den Ufergründen aus gegen die Mitte desselben von den Anwohnern in großen Strecken urbar gemacht worden. Meierhöfe mit Wohngebäuden aus solidem Mauerwerk erbaut (Neu-Mexiko, dem Fürsten Esterhazy gehörig) ragen nun nur noch mit den Ziegeldächern über die Seefläche hervor. Bald werden sie durch den Wellenschlag vernichtet sein. 200,000 Joch kulturfähiger Boden sind durch dieses Elementarereigniß wieder verloren gegangen.

Die Füllung des Sees, welche im September vorigen Jahres begann und noch in diesem Frühjahr eine vollständige sein dürfte, geschah einzig und allein durch die kolossalen Wassermassen, welche demselben von der Raab durch den Hansag zugeführt wurden. Der Damm, welcher zwischen dem Hansag errichtet ist, hat 20 sehr große Wasserdurchlässe, welche überbrückt sind und dazu dienen sollen, das Wasser des Sees in den Hansag abzuleiten. Dies erfolgt natürlich nur so lange, als aus dem Hansag ein guter Abfluß durch die Entwässerungsgräben in die tiefer liegende Donau erfolgt. Ist diese hoch und bringt gleichzeitig die Raab große Wassermassen, so werden diese rückgestaut und bei der rechtwinkligen Biegung des Flusses zwischen Pamhagen und Kapuvar über die Ufer desselben in den Hansag geworfen. Der Einfluß der Wässer in den See erfolgt aus dem Hansag durch dieselben Durchlässe so lange, bis das Gleichgewicht hergestellt ist*).

*) Neuere Nachrichten über die Anfüllung des Neusiedler Sees lauten sehr widersprechend; die hochliegenden Meierhöfe sollen vom Wasser nicht erreicht worden sein, und wenn der Sommer einigermaßen trocken wird, so ist das völlige Verschwinden des eingedrungenen Wassers in wenigen Monaten zu erwarten.

Digitized by Google

Alaska. Dem „Report of the Commissioner of Agriculture for the year 1868“ entnehmen wir folgende interessante Angaben Dalls, welche er in einer Abhandlung über die natürlichen Hülfsquellen von Alaska mittheilt; der Boden ist im Yukongebiet gewöhnlich gefroren in einer Tiefe von 3—4′, an kälteren Stellen schon bei 18″. Die gefrorne Bodenschicht ist 6—8′ dick; unter dieser Tiefe besteht der Boden aus Eis, ausgenommen sehr wenige Stellen. Dieses eigenthümliche Phänomen scheint in direkter Beziehung zu stehen zu dem Mangel einer natürlichen Drainage des Bodens in Verbindung mit der Bedeckung desselben durch einen so schlechten Wärmeleiter, wie es eine Moosdecke ist, welche verhindert, daß die kräftigen Strahlen der arktischen Mittsommersonne ihn erwärmen kann. An Stellen, wo der Boden gut drainirt und nicht mit Moos bedeckt ist, wie in den ausgedehnten Alluvialablagerungen an der Mündung des Yukon, hat Dall bemerkt, daß die gefrorne Schicht um Vieles tiefer unter der Oberfläche liegt und an mancher Stelle ganz zu fehlen scheint.

Eine merkwürdige Erscheinung an den Küsten des Kotzebuesundes ist zuerst von Chamisso und Kotzebue bemerkt und in der Reiseschilderung des Rurik beschrieben worden und später wiederum von Buckland im Appendix zur Reise des Herald. Es ist dies die Existenz von Steilwänden (Bluffs) und 30—60′ hohen Bänken von anscheinend solidem Eis, bedeckt mit wenigen Fuß vegetabilischer Masse und Erde, in welcher eine üppige Vegetation in Blüthe stand. Es scheint, daß die Ursachen, welche bei Bildung dieser Eisbänke thätig sind, dieselben sein mögen wie die der unterirdischen Eislager in einem großen Theil des Yukonterritoriums. Es ist recht wohl möglich, daß an gewissen Stellen die jährliche Regen- und Schneemenge sich ansammelt zwischen der undurchlässigen Thonschicht und ihren Moosdecken; im Winter zu Eis erstarrend und im Sommer geschützt durch die Moosdecken, wächst dieser Formation mit jedem Jahr eine neue Schicht zu und bildet so allmählig die „Ice cliffs“.

Das Klima des Yukonterritoriums ist verschieden; an den Küsten sind unter dem Einfluß des Beringmeeres und seiner warmen Strömung die Winter milder, die Sommer kühler und die Regenmenge größer als im Innern. Die folgende Tabelle ergibt eine Uebersicht der Temperaturen:

	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr
Fort Michael, Nortonsund 63° 28′ N.	— 13,0	— 1,5	11,7	— 3,2	— 1,5
Missionsstation 150 Miles von der Yukon-Mündung 61° 47′ N.	— 17,3	— 6,9	15,2	— 3,3	— 3,1
Nulato 600 Miles von der Yukon-Mündung*) 64° 40′ N.	— 25,6	— 1,5	15,6(?)	2,2(?)	— 2,3
Fort Yukon 1200 Miles von der Yukon-Mündung 67° 10′ N.	— 31,0	— 9,9	15,4	— 8,1	— 8,4

Die Mitteltemperatur von Unalaklik an der Ostküste des Nortonsundes war im Winter 1866/67 —17,6° C., 1867/68 etwas über —12,8° C. Der größte Kältegrad, den man in diesem Territorium kennt, war —56,6° C.; aber so strenge Kälte ist sehr selten und hat wenig Effekt auf die Vegetation, die mit einer 8—10′ hohen Schneedecke eingehüllt ist. Für die Vegetation und die Möglichkeit des Landbaus kommt vielmehr die Sommertemperatur in Betracht. Im Fort Yukon sah Dall zu Mittag das Thermometer im Schatten auf 44,4° C. steigen. Um die Mittsommerzeit tritt am oberen Yukon nur in den 2 oder 3 Stunden, wo die Sonne dem nördlichen Horizont sich nähert, einige Milderung der intensiven Hitze ein, unter welcher die Vegetation eine beinahe tropische Ueppigkeit erreicht, und die müden Reisenden in ihren Kanoes erfreuen sich dann der eintretenden mitternächtlichen Kühlung der Luft.

Die Regenmenge kann kaum geschätzt werden. Zu Nulato erreichte der Schneefall vom November bis April (wahrscheinlich 1866) 8′ durchschnittlich, sehr oft erreichte er 12′ und ist geringer als an der Küste, ebenso der Regenfall. Zu St. Michael sind die Monate Mai, Juni und ein Theil des Juli sehr sonnig, die letzte Hälfte Juli, der August und besonders der September sind regnerisch. Der Oktober bringt eine Aenderung der Windrichtung, die vom Juli bis zur letzten Hälfte des September Südwest ist; der Wind geht nach Nord und bringt Kälte und schönes Wetter. In Fort Yukon ist der Sommer im Allgemeinen trocken, heiß und angenehm mit gelegentlichen Regenschauern. Die größte Plage im Frühling sind die zahlreichen Mosquitos überall in der Nähe der Bäche und Flüsse.

Diese Schilderung Dalls ist darum von besonderem Interesse, weil sie uns den enormen Gegensatz aufdeckt, der zwischen der Westseite des arktischen Nordamerika und seiner Ostseite besteht, wo in weit südlichern Breiten, in Labrador

*) Aber in Folge der Biegung des Stroms nur 16 deutsche Meilen von den Ufern des Nortonsundes.

Digitized by Google

und Grönland der Baumwuchs gar nicht mehr oder nur in Zwergform vorkommt, während uns Well und Whymper Bilder des kräftigen üppigen Waldwuchses am oberen Yukonstrom geben. Abies alba, Birken, Erlen, Populus tremuloides und balsamifera kommen bei Fort Yukon noch in Masse vor; bei Nulato erreicht Abies alba zuweilen einen Durchmesser von 3′ und eine Höhe von 98′. Der Küstensaum jedoch ist nicht bewaldet, denn der Baumwuchs flieht die Nähe des Meeres und die im Sommer feuchten und kalten Seewinde.

Neue Bücher.

Griechenland, Geographie von. Von C. Bursian. 2. Bd. 2. Abtheilung. Leipzig, Teubner.

Westfalen, Bilder aus, von H. Hartmann. Osnabrück, Rackhorst.

Chemie.

Die metallische Natur des Wasserstoffs. Graham hat bekanntlich gezeigt, daß der Wasserstoff sich mit dem Palladium nach Art eines Metalls verbindet, und daß ein mit Wasserstoff beladenes Palladium wie eine Legirung zu betrachten sei. Löw (Journ. of Science) ist es nun gelungen, Wasserstoff auch mit Quecksilber zu verbinden. Er schüttelte ein Zinkamalgam, welches 3—4 % Zink enthielt, mit einer Lösung von Platinchlorid, die Flüssigkeit wurde schwarz und ein dunkles Pulver schlug sich nieder. Der Inhalt der Flasche wurde dann in Wasser geschüttet und Salzsäure zugesetzt, um den Ueberschuß von Zink aufzulösen. Es entstand dann alsbald eine glänzende voluminöse Masse, die vollkommen dem Ammoniumamalgam glich, sich schnell zersetzte, aber nicht die geringste Menge Ammoniak entwickelte. Sie muß als Wasserstoffamalgam betrachtet werden; unter Entwicklung von Wasserstoff läßt sie reines Quecksilber zurück.

Künstliche Bildung des Graphits. Der in der Natur vorkommende Graphit findet sich im Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer, im körnigen Kalk ꝛc. Er entsteht nach R. Wagner (Jahresbericht) ebenso wie der künstlich erzeugte durch die Zersetzung von Cyan und Cyanverbindungen. Die aus Cyanwasserstoffsäure sich abscheidende schwarze Masse, welche früher für eine eigenthümliche Säure (Azulmsäure) gehalten wurde, besteht nach dem Auskochen mit verdünnter Salpetersäure und Auswaschen mit Wasser neben einem schwarzen amorphen Körper aus Graphitblättchen. Der sogenannte Hohofengraphit, welcher sich aus gewissen Sorten Roheisen während des Erkaltens und Erstarrens und aus einigen Eisenschlacken ausscheidet, ist vielleicht gleichfalls als das Produkt der Zersetzung von Cyanverbindungen anzusehen, denn man weiß gegenwärtig, daß bei der Reduktion der Eisenerze im Hohofen nächst dem Kohlenoxydgas die Cyanwasserstoffsäure als reducirendes Agens eine Hauptrolle spielt. Nicht der im flüssigen Roheisen in reichlicher Menge gelöste Kohlenstoff ist es, welcher beim Erstarren sich als Graphit abscheidet, sondern der Graphit entsteht aus den Cyanverbindungen, die im Roheisen und in der Schlacke vorkommen. Das Cyan derselben spaltet sich in Graphit und Stickstoff und letzterer tritt in Form von Ammoniak in jedem Hohofen so massenhaft auf, daß täglich viele Centner Salmiak als Nebenprodukt bei der Roheisenproduktion gewonnen werden könnten.

Von größerer Wichtigkeit ist aber die Graphitbildung aus Cyannatrium, welches in dem Prozeß der Sodafabrikation nach dem Leblanc'schen Verfahren entsteht. In einem bestimmten Stadium der Umwandlung der Soda in Aetznatron erleidet das Cyan eine Spaltung und es scheidet sich der dabei entstehende Graphit, wie schon Pauli 1861 dargethan hat, im reichlichsten Maß auf der Oberfläche der Lauge ab. Wagner machte bereits vor längerer Zeit auf die Bedeutung dieser Art von Graphitbildung für die Technik, namentlich für die Bleistiftindustrie aufmerksam. Die Quantität des so producirten Graphits war aber verhältnißmäßig gering. Gegenwärtig steht die Angelegenheit in einer weit günstigeren Phase, seitdem es Schaffner in Aussig gelungen ist, große Massen dieses Graphits als Nebenprodukt der Sodafabrikation darzustellen. Der aus der Aussiger Fabrik stammende Graphit erscheint überdies für die Bleistiftherstellung besonders geeignet.

Ccollpa (sprich: Koichpa). Die Flüsse der Cordillere auf der östlichen Abdachung ent-

Digitized by Google

springen theils granitischen Gesteinen, theils den Schichten sekundärer Formationen, durchbrechen die Geröllablagerungen, die bis in die höchsten Schluchten hinauf gehen, und breiten sich, wo es die Thalweite gestattet, aus, wenn sie im Sommer zu gewaltigen Strömen anschwellen. Im Winter, wenn die Flüsse seichter gehen, bilden sich auf den trockenen Stellen der Flußbetten verschiedene Efflorescenzen. Eine solche aus dem Rio de Hualfin, einem Fluß, der aus den Höhen der Sierra de Gulampaja kommt und bei Hualfin durch Schichten eines röthlichen Grauwackensandsteins und durch Hügel bricht, welche Gerölle vulkanischer Gesteine enthalten, wird von den Bewohnern des Thales Ecollpa genannt und zum Waschen und zur Bereitung von Seife benutzt. Sie bildet ein weißes, unter dem Mikroskop körnig-krystallinisch erscheinendes Pulver und enthält nach Schickendantz (Ann. d. Chemie u. Pharm.):

Wasser	31,93
Kohlensäure	23,94
Natron	34,65
Chlornatrium	3,48
Schwefelsäure	0,85
Magnesia	0,26
Thon und Sand	4,49
organ. Substanz	0,09

Die Masse besteht also im Wesentlichen aus dreifach gewässertem kohlensauren Natron ($NaO,CO_2 + 3HO$).

Künstlicher Indigo. Wir berichteten im V. Bde. S. 404 der Ergänzungsblätter, daß es Bayer und Emmerling gelungen sei, das Indol, die Muttersubstanz des Indigblaus, durch Synthese darzustellen. Dieselben Forscher lehrten dann die Darstellung des Indigos durch Reduktion des Isatins, eines Oxydationsproduktes des Indigblaus, welches diesem schon ferner steht, indessen bisher noch nicht künstlich aus seinen Elementen, sondern nur aus Indigo selbst gewonnen werden kann. Nunmehr ist endlich auch die direkte Darstellung des Indigblaus durch Synthese gelungen. Emmerling und Engler (Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft) gingen dabei von der Benzoesäure, Essigsäure und Salpetersäure aus, welche sämmtlich aus ihren Elementen zusammengesetzt werden können, und gelangten zu dem theoretisch wichtigen Ergebniß, daß die Gruppirung der Atome im Indigblau eine wesentlich andere ist, als man bisher angenommen hatte. Für die Praxis hat die dargethane Möglichkeit der künstlichen Bereitung des Indigo vor der Hand keine Bedeutung, denn die von den genannten Chemikern angewandte Methode ist sehr wenig ergiebig. Immerhin bleibt zu hoffen, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden können, und daß sich dem in der Farbenindustrie jetzt so wichtigen Zweige der Fabrikation von künstlichem Alizarin die des künstlichen Indigo dereinst anreihen wird.

Neue Bücher.

Aschen-Analysen von landwirthschaftlichen Produkten, von E. Wolff. Berlin, Wiegandt u. Hempel.

Magnus, Guß., Zur Erinnerung an, von A. W. Hofmann. Berlin, Dümmler.

Titrirmethode, die, als selbständige quantitative Analyse, von E. Fleischer. Leipzig, Barth.

Astronomie.

Nekrolog.

Herschel, Sir John Frederick William, Baronet, berühmter englischer Astronom, † am 12. Mai in Collingwood bei Hawkhurst. Er war 1792 zu Slough bei Windsor geboren, machte sich zuerst von 1816 an durch seine Beobachtungen der Doppelsterne bekannt, unterwarf dann die von seinem Vater beobachteten Nebelflecke und Sternhaufen einer neuen Untersuchung und ging 1834 nach dem Kap der guten Hoffnung, wo er bis 1838 die ganze südliche Hemisphäre des Sternenhimmels aufs Genaueste durchmusterte, und von wo aus er die Idee anregte, an einigen bestimmten Tagen gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorologische Beobachtungen anzustellen. 1842 ward er zum Lord-Rektor des Marshall-College erwählt und 1850—55 bekleidete er das Amt eines Directors des königlichen Münzwesens. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten arbeitete er zum Gebrauch der Marineoffiziere ein „Manual of scientific inquiry" aus. Auch sonst lieferte er mehrere astronomische und physikalische Werke, die zum Theil ins Deutsche übersetzt worden sind.

Neue Bücher.

Sonnenfinsterniß, totale, am 16. August 1868. Diskussion der während derselben angestellten Beobachtungen. Von F. Weiß. Wien, Gerold.

Digitized by Google

Physiologie und Medicin.

Das Bleichen mißfarbiger Zähne. Die Zahnheilkunde hat in den letzten Jahren durch wissenschaftliche Behandlung seitens der Zahnärzte einen wesentlichen Aufschwung genommen; einerseits sind die rein technischen Arbeiten vollkommnere geworden, anderseits hat man durch mikroskopische Untersuchungen des gesunden, sowie des kranken Zahnes genauere Kenntniß erlangt und dadurch die Grundlage zu einer zweckentsprechenden Behandlungsweise gewonnen. Während man früher manchen nur leicht erkrankten Zahn bei den ersten Schmerzen, den derselbe veranlaßte, sofort entfernte, sucht man jetzt allgemein darauf hinzuwirken, entweder durch eine sorgfältige Pflege Zahnkrankheiten überhaupt zu vermeiden, oder bereits vorgeschrittenere aufzuhalten oder rückgängig zu machen. Es wird das Letztere, je nach der Erkrankung, welcher der Zahn unterworfen, auf verschiedenem Wege erreicht. Da der Einfluß der Luft, sowie der Reiz, welchen Speisereste an einer kranken Zahnstelle veranlassen, überaus schädlich ist, sucht man durch das sogenannte Plombiren mit verschiedenen Substanzen (Amalgame von Gold, Silber, Zinn ꝛc., gebleichtem Kautschuk, Cäment) dem entgegen zu wirken und erreicht dadurch auch in den meisten Fällen günstige Resultate. Es kann jedoch vorkommen, daß ein Zahn nicht von Außen nach Innen, sondern von Innen selbst erkrankt ist. Hier hatte nun die frühere Therapie keine Mittel, um den einmal im Gang befindlichen Krankheitsprozeß aufzuhalten, und die Folge davon war, daß sich durch Ansammlung mißfarbiger Sekrete in den feinen Hohlräumen, welche den Zahn durchsetzen (sogenannte Dentinkanälchen), alsbald eine allgemein dunkle Färbung des ganzen Zahnes einstellte. Einerseits ist dies für die Patienten überaus entstellend, anderseits wird aber auch die Existenz des Zahnes durch das Vorhandensein dieser krankhaften Produkte wesentlich in Frage gestellt.

Man hatte wohl zum Bleichen der Zähne Chlor, Aetzkali ꝛc. verwendet, dadurch aber zugleich mit den färbenden Substanzen auch den Zahn selbst zerstört. Ein bedeutender Fortschritt lag in der von Dullkeit in Riga vorgeschlagenen Anwendung des konstanten galvanischen Stroms. Die Wirkung des letzteren ist aber eine überaus langsame und beruht auf der Elektrolyse, d. h. der chemischen Zersetzung der betreffenden färbenden Substanzen. Sauer in Berlin hat nun ein rascher wirkendes Mittel in Vorschlag gebracht, nämlich das Wasserstoffhyperoxyd, eine chemische Verbindung, die man gewissermaßen als Wasser ansehen kann, welches mit noch einem Atome Sauerstoff, in einer aktiven Modifikation, verbunden ist und dadurch die Eigenschaft erhalten hat, sehr zerstörend auf organische Substanzen einzuwirken. Man stellt das Wasserstoffhyperoxyd dar, indem man Bariumhyperoxyd mit Wasser anrührt und eine verdünnte Säure (Schwefelsäure oder Oxalsäure) hinzusetzt. Eine verdünnte Lösung hiervon, meist mit etwas überschüssigem Bariumhyperoxyd vermischt, wurde entweder auf Watte in hohle mißfarbige Zähne gebracht, oder, wenn die Färbung nur die Außenseite des Zahnes betraf, mit fein geschlämmtem Bimsstein als Putzmittel verwendet. Später bediente sich Sauer gleichzeitig der inzwischen von Beer vorgeschlagenen elektrolytischen Durchleitung dieser Verbindung, und zwar brachte Sauer den positiven Pol des galvanischen Apparates mit dem Wasserstoffhyperoxyd in Verbindung, den negativen befeuchtete er mit Wasser und setzte die beiden Pole an gegenüberliegende Seiten des Zahnes. Er geht hierbei von dem Gedanken aus, daß die Wirkung des Wasserstoffhyperoxyds nur durch die Modifikation des Sauerstoffes, welchen wir Antozon nennen, und die wir als positiv elektrisch ansehen, bedingt sei. Nach seiner Meinung soll nun dieser positive Sauerstoff nach dem negativen Pole geleitet werden, soll also auf dem Wege die färbenden Substanzen treffen und zerstören. Die Erfolge, welche er bis jetzt hiermit erzielt hat, sind sehr günstig und in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande gekommen. Gegenüber den neuesten Anschauungen über die elektrolytische Durchleitung von Arzneistoffen sind jedoch einige Bedenken nicht zu verschweigen. Es hat nämlich Ulzmann in Wien gezeigt, daß die Beerschen Angaben nicht haltbar seien. Er experimentirte mit Jodlösung und fand, daß der galvanische Strom durchaus nicht beschleunigend auf die Durchleitung des Jods wirke, viele Gewebe, besonders fettreiche Haut, überhaupt kein Jod durchließen, und daß Jod, welches man in früheren Versuchen am positiven Pole vorfand, nicht durch eine vom Strom bedingte Wanderung,

Digitized by Google

sondern durch zufällige Uebertragung dahin gelangt sei, wie dies beim Füllen der Stromträger durch die Hände des Operateurs sowie während der Anwendung, namentlich durch das Wechseln der Ansatzorte möglich gemacht wird. Es wäre somit denkbar, daß die guten Erfolge Sauers nur durch die Umspülung des kranken Zahnes mit der Bleichungsflüssigkeit bedingt seien, und daß der konstante Strom in diesem Falle nicht als Transportmittel des positiven Sauerstoffs gewirkt habe, sondern selbständig durch die oben angegebene elektrolytische Kraft. Weitere Untersuchungen werden diese Frage noch genauer entscheiden. Dr. Otto Barth.

Hämatosin. Es herrscht gegenwärtig ein Bestreben in der Medicin, Arzneimittel dem thierischen Körper zu entnehmen, um damit dessen eigene Krankheiten zu heilen, und dieses wesentlich physiologische Bestreben verdient alle Anerkennung. So ist das Pepsin das sicherste Mittel zur Heilung der Dyspepsie geworden, das phosphorhaltige Fett der Nervencentra dient zur Heilung geschwächter Innervation und das Hämatosin wird jetzt von Tabourin (Gazette médicale) als organisches, leicht verdauliches Eisenmittel angepriesen.

Hämatosin ist bekanntlich der rothe Farbstoff des Blutes höherer Thiere. Es findet sich im Blut mit einer andern farblosen Proteïnverbindung, dem Globulin, zu Hämatoglobulin verbunden. Das Hämatosin ist ein Proteïnkörper, dessen Zusammensetzung sich derjenigen des Albumins und Fibrins nähert, doch enthält es circa 10% Eisen, welches beim Verbrennen als Eisenoxyd zurückbleibt. Zur Gewinnung des Hämatosins wird der Blutkuchen mit der Auflösung eines Salzes geknetet, welches koagulirend auf das Blut wirkt, ohne es sonst zu verändern; der erhaltene Teig wird stark ausgepreßt und der Preßkuchen mit angesäuertem Alkohol digerirt. Das Hämatosin löst sich und scheidet sich aus dem Filtrat beim Neutralisiren aus. Mit Wasser, Alkohol und Aether gewaschen und getrocknet ist es ein braunes, geruch- und geschmackloses Pulver von metallischem Aussehen, unlöslich in Wasser und Alkohol, aber löslich in schwach angesäuertem oder alkalisch gemachtem Alkohol, Aether, ätherischen Oelen und Fetten.

Die Anwendung des Ozons für Heilzwecke ist in neuester Zeit durch Dr. Lender in Berlin lebhaft befürwortet worden. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Zersetzungsprodukte organischer Substanzen in der Natur fast ausschließlich durch das Zusammenkommen mit Ozon oxydirt und somit unschädlich gemacht werden, schließt Lender, daß alle sogenannten Infektionskrankheiten, Typhus, Scharlach, Pocken ꝛc., als deren Ursache die Einwirkung derartiger Zersetzungsstoffe oder niederer Organismen angesehen wird, durch Einathmen genügender Mengen dieser Modifikation des Sauerstoffs bekämpft werden können. Namentlich betont aber Lender den schädlichen Einfluß der Nähe von Düngergruben bei Wohnungen, des Zusammenlebens vieler Menschen in engen Räumen, neuer Häuser, in welchen Pilzbildungen befördert werden, als Ursache vieler Krankheiten, besonders auch des Rheumatismus, der Tuberkulose und Strophulose, und glaubt sich überzeugt zu haben, daß durch methodische Einathmung von verdünntem Ozon auch die Heilung, wenigstens der Stillstand dieser Krankheiten erreicht werden kann. Zu den zu diesem Zwecke errichteten „Inhalatorien" nehmen die Patienten einen Schlauch in den Mund, welcher mit einem großen Kautschukballon, der das Gasgemisch enthält, in Verbindung steht, und athmen so durch den Mund ein, durch die Nase aus. — Bestätigungen fehlen bis jetzt noch in wissenschaftlichen Journalen, es ist also noch nicht möglich, über den Werth oder Unwerth der neuen Methode, die übrigens auch in ärztlichen Kreisen nicht spurlos vorübergegangen, ein genügendes Urtheil zu fällen.

Nekrolog.

Longet, François Achille, französischer Physiologe, Professor der Medicin in Paris, † daselbst Mitte Mai. Er hat sich besonders durch sein „Traité d'anatomie et de physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés" (1842) sowie durch das „Traité complet de physiologie" (1850—59) einen Namen erworben.

Digitized by Google

Botanik.

Die Vegetation auf Island. Zu den interessantesten Ländern Europa's gehört die Insel Island, 12—15 Meilen von der Küste Grönlands, 120—150 Meilen von der schottischen und norwegischen Küste entfernt. Ihre größte Ausdehnung besitzt sie von Osten nach Westen. Sie ist durchaus vulkanischen Ursprungs und hat noch einen großen und einige kleinere feuerspeiende Berge, sowie zahlreiche heiße Quellen. Ohne Zweifel trägt dieser Umstand wesentlich dazu bei, daß das Klima keineswegs die Rauhigkeit besitzt, wie man seiner Lage zwischen 63½ und 66½° nördl. Br. gemäß vermuthen sollte. Es kommt allerdings noch hinzu, daß der Golfstrom bis Island reicht und seine südwestlichen Küsten bespült. Merkwürdigerweise ist aber das Land grade auf der Nordküste wärmer und fruchtbarer als auf der Südküste, obwohl wiederum im Norden die Gebirge, im Süden die Ebenen vorherrschen.

Die Berge erreichen eine Höhe von 6000', aber die Schneelinie beginnt bereits in der halben Höhe und der „ewige Schnee" steigt an mehreren Stellen bis in die Ebenen herunter. In Folge der aus dem warmen Golfstrom aufsteigenden Feuchtigkeit und der schnellen und energischen Abkühlung der Dämpfe in den höheren Luftschichten regnet es auf Island häufig; dadurch wird nicht allein ein feuchtes Klima bedingt, welches Moorwiesen in den Ebenen und niederen Gebirgen zur Folge hat, sondern der Himmel ist auch häufig bedeckt. Der reiche Sonnenschein, welcher in Norwegen und Schweden die Kultur vieler unserer Nutzpflanzen, unter andern sämmtlicher Getreidepflanzen, und des Hafers selbst noch unter 70° nördl. Br. gestattet, fehlt in Island und nur die Kartoffel kommt noch in einigen günstig gelegenen Gärten fort.

Trotzdem ist die Vegetation auf der Insel, wenn auch nicht reich an Arten, so doch ziemlich dicht, selbst dichter als in manchen südlicher gelegenen Inseln und Ländern. Es sind aber fast nur Kräuter, welche alljährlich, oft nur wenige Zoll, selten fußhoch ihre Stengel treiben, sich aber an der Basis vielfach verästeln und auf diese Weise eine dichte Pflanzendecke bilden. Die Zahl der Arten, welche auf Irland ziemlich 1000 beträgt, erreicht auf dem ziemlich ebenso großen Island nicht die Hälfte. Es muß indeß bemerkt werden, daß hier nur von den größeren Pflanzen, den Gefäßkryptogamen und den Phanerogamen die Rede ist, weil diese allein einen Einfluß auf die Physiognomie eines Landes ausüben. Die Vegetation ist ganz europäisch trotz der Nähe Grönlands, welches sich bekanntlich viel mehr der arktischen Flora Nordamerika's zuneigt. Eine sonderbare Erscheinung ist es überhaupt, daß Island trotz seiner sehr nördlichen Lage doch nur 3 ächt arktische Pflanzen besitzt: Gentiana detonsa, Pleurogyne rotata und Epilobium latifolium. Am meisten Aehnlichkeit hat die Flora Islands mit derjenigen Norwegens und Lapplands, indem alle seine Arten auch dort vorkommen. Ganz anders verhält es sich dagegen mit Irland, obwohl diese Insel nicht viel weiter von Island entfernt ist als Norwegen. Es wachsen nämlich nicht weniger als 62 Arten (also ca. der 8. Theil) auf Island, welche in der irischen Flor und selbst in derjenigen ganz Großbritanniens fehlen. So übereinstimmend aber auch die Flor Islands hinsichtlich der daselbst wachsenden Arten mit derjenigen Norwegens und Lapplands ist, ebenso verschieden ist die durch die Pflanzen bedingte Physiognomie des Landes in Folge des absoluten Mangels von Wäldern auf Island.

Zwar wird erzählt, daß vor langer Zeit auch Island bewaldet und das Klima damals weit günstiger gewesen sei. Allein diese Behauptung ist wenigstens für die historische Zeit nicht begründet. Babington, dem wir die neuesten Nachrichten über die Flora Islands verdanken (Journ. of the Linn. soc.) und mit ihm Koch (Wochenschrift) weisen darauf hin, daß der Isländer unter Wald etwas Anderes versteht als wir. Man belegt auf Island nämlich schon Ausbreitungen von 10 oder 12' hohen Sträuchern mit dem Namen Wald, und solche „Wälder" oder vielmehr Gebüsche existiren auch heute noch, wenn auch nicht in der Ausdehnung wie vor einigen Jahrhunderten, wo besonders unter dänischer Herrschaft große Verwüstungen stattfanden. Wälder, wie sie in Norwegen, Schweden und selbst in Lappland bis zu gleichen Breitengraden noch vorkommen und hauptsächlich aus Birken und Kiefern bestehen, fehlen in Island gänzlich. Beide genannten Bäume wachsen auf Island gar nicht. Die baumartige

Digitized by Google

Birke (Betula alba *L.*) Skandinaviens unterscheidet sich nach den genauen Untersuchungen von Elias Fries wesentlich von dem auf Island vorkommenden Birkenstrauch, der vom genannten Botaniker unter dem Namen Betula glutinosa beschrieben wurde. Diese Birke hat nur in wenigen Fällen eine Höhe von 10—12′ und bleibt im Allgemeinen niedriger. Der Stamm besitzt dagegen bisweilen einen Durchmesser von 2′. Außer dieser Birke kommen noch zwei Zwergarten: B. nana und intermedia auf Island vor.

Kiefer und Rothtanne sieht man zwar hier und da auf Island; sie sind aber nicht einheimisch, sondern nur angepflanzt und dauern auch nur wenige Jahre, da sie zeitig zu Grunde gehen. Das einzige Gehölz, welches auf Island wächst und bisweilen einen baumartigen Stamm macht, ohne aber eine besondere Höhe zu erreichen, ist die Eberesche (Sorbus aucuparia). Dagegen kommt die sonst im Norden und in Gebirgen ziemlich hoch steigende Sorbus Aria gar nicht auf Island vor. Die einzige daselbst gedeihende Konifere ist eine Wachholderart (Juniperus nana).

Auch die übrigen 34 Gehölze bleiben nur klein und erhalten nie die Größe, welche sie bei uns gewöhnlich haben. Unter diesen Gehölzen befinden sich allein (die mehr krautartige Salix herbacea eingeschlossen) 18 Weidenarten, von welchen einige, wie Salix caprea, pentandra, purpurea und cinerea, auch in Deutschland wachsen. Nächst den Weiden sind die Ericaceen (die Vacciniaceen mit inbegriffen) am meisten vertreten, da ihre Anzahl 12 beträgt, nämlich 4 Vacciniumarten: Myrtillus, Vitis Idaea, uliginosum und Oxycoccus, ferner Arctostaphylos uva ursi und alpina, unsere gewöhnliche und die Moorheide (Erica vulgaris und Tetralix), Ledum palustre, Rhododendron lapponicum, Azalea procumbens und die zierliche Andromeda hypnoides. Die 3 zuletzt genannten möchten die einzigen Pflanzen Islands sein, welche nebst den 3 Pyrolaarten und Dryas octopetala in unsern Gärten unter den Alpenpflanzen eine Aufnahme finden könnten, wenn wir sie nicht schon aus uns bequemer liegenden Gegenden bezogen hätten.

Die übrigen Gehölze sind die Bibernellrose und die Rauschbeere (Rosa pimpinellifolia und Empetrum nigrum). Wollen wir noch ein Paar Halbsträucher nennen, die ebenfalls auf Island vorkommen, so wären es die bereits erwähnten 3 Pyrolaarten: media, minor und secunda, sowie Dryas octopetala, die leider in unseren Gärten nicht lange dauert.

Betrachten wir die 467 Gefäßpflanzen Islands etwas näher, so fällt zunächst auf, daß 2 Familien, welche sonst in Europa, aber auch auf der ganzen Erde, in großen Mengen, sowohl als Arten wie als Individuen vertreten sind, auf Island nur in geringerer Artenzahl vorkommen: die Körbchenträger (Compositae) mit 24 und die Schmetterlingsblüthler (Papilionaceae) mit 10 Arten. Am zahlreichsten findet man die Gräser, und zwar die Sauergräser (Cyperaceae) mit 52, die Süßgräser (Gramineae) mit 46 Arten. Unter ihnen sind die Rispengräser und die Rietgräser (Carex) am meisten, erstere mit 10, letztere sogar mit 37 Arten, vorhanden. Auch Binsen (Juncaceae) gibt es 19, Orchideen 14, Potamogetons 11 Arten auf Island, während man von den übrigen Monokotylen im Ganzen nur 8 Arten bis jetzt gefunden hat. Unter diesen finden sich 3 lilienartige Pflanzen: Paris quadrifolia, Majanthemum bifolium und Tofieldia palustris.

Die Zahl der Dikotylen beträgt 283, und unter diesen sind die Ranunkelpflanzen mit 13, die Kreuzblüthler mit 21, die Nelkenblüthler mit 28, die Steinbrecharten mit 14, die Maskenblüthler (Scrophulariaceae) ebenfalls mit 14, die Doldenträger dagegen nur mit 6 Arten vertreten. Gefäßkryptogamen besitzt Island 34.

Neue Bücher.

Deutsche Flora, illustrirte, von H. Wagner. Gotha, Thienemann.

Mineralogie und Geologie.

Die Wanderdünen der kurischen Nehrung. Die bei weitem bedeutendsten Dünen nicht nur Deutschlands, sondern wohl Europa's überhaupt, finden wir auf dem schmalen, aber 14 Meilen langen Sandstreifen der kurischen Nehrung, jener Haff und See trennenden Landzunge, auf die sich gar selten der Fuß eines Reisenden, oder auch nur eines Fremden überhaupt verirrt, seit die alte Poststraße nach Rußland mit dem Schienenwege der Neuzeit vertauscht ist. Der

Digitized by Google

Dünenkamm der frischen Nehrung steht ihnen entschieden nach. Die ansehnlichen Dünen der schleswigschen und der jütischen Westküste, die ebenso wie die hohen Dünenzüge Hollands verhältnißmäßig weit öfter von sich haben reden gemacht, erreichen kaum die Hälfte ihrer Höhe. Denn während die durchschnittliche Höhe der dortigen Dünen auf 30—50′ bemessen wird und nur höchste Punkte 100′ erreichen, bilden die Dünen der kurischen Nehrung nicht nur einen auf 11 Meilen Länge nur wenig unterbrochenen Kamm, sondern zeigen auch auf die Erstreckung mehrerer Meilen eine durchschnittliche Kammhöhe von 120—150′ und Gipfelpunkte von nahe an 200′. Am nächsten mögen ihnen noch die mächtigen Dünen der Westküste des südlichen Frankreichs in den „Landes“ südlich Bordeaux kommen. So majestätische, zum Theil als Sturzdüne steil ins Haff abfallende Berge, von der Sohle bis zum Scheitel aus aufgewehtem Sande bestehend, wollen selbst gesehen, selbst betreten sein, um an ihre Existenz glauben zu machen. Sie spotten in der Großartigkeit ihrer Linien der Schärfe und gleichzeitig sanften Rundung ihrer nackten Formen, in dem blendenden und zugleich sammetartig mit der Beleuchtung wechselnden Glanze aller Schilderung, die selbst eine bildliche Darstellung nur annähernd zu geben vermag.

Was aber in noch höherem Grade die Aufmerksamkeit zu erregen geeignet sein dürfte, ist das Wandern auch dieser, bis nahezu 200′ aufsteigenden Dünenmassen. In winzig kleinen Sandkörnchen rastlos und fast ununterbrochen durch Wellenschlag und Windeswehen dem Meere entstiegen, haben sich die Dünen nicht nur zu dem erwähnten kahlen und riesigen Walle aufgethürmt, die Millionen und aber Millionen Sandkörnchen, wenn sie auf der entstandenen, sanft geneigten Fläche die höchste Kante erstiegen haben, gleiten auch ebenso rastlos ganz oder zum Theil auf der dem Winde abgekehrten Seite der eigentlichen, durch häufige größere Abrutschungen immer von neuem steil erhaltenen Sturzdüne hinab, um sogleich von den folgenden Milliarden überholt zu werden. So haben die größten Dünenkämme Europa's bereits $^2/_3$—$^3/_4$ ihres Weges von See zu Haff vollendet, ja vielfach spülen sie ihren Fuß schon in den Wellen des Haffes, dessen weicher Boden mannshoch und höher unter ihrer Wucht emporgequollen ist, wie wenn er den kühnen und doch so fruchtlosen Versuch wagen wollte, dem riesigen Unterdrücker einen letzten Damm entgegenzusetzen. — Großartig darf man diese Dünenwanderung wohl mit Fug und Recht nennen, nicht nur der durch sie in Bewegung gesetzten wahrhaft kolossalen Sandmassen halber, sondern auch um der schon jetzt sichtbaren Folgen willen. Nicht weniger denn sechs Dörfer sind hier, nicht etwa nur durch Sandwehen unwohnlich gemacht, sondern derartig begraben, daß der hohe Dünenkamm jetzt entweder unmittelbar auf der Dorfstätte selbst steht, wie bei Carwaiten, wo er sich 186′ hoch über der Stätte thürmt, oder diese bereits überschritten hat, so daß sie auf der Seeseite des Berges wieder zum Vorschein kommt, wie solches bei dem einstmaligen Kirchdorfe Kunzen der Fall ist. Nicht einmal mitgerechnet in dieser Anzahl sind Alt- und Neu-Pillkoppen, weil diese Dörfer nur theilweise erst der Versandung erlagen. Aber gerade die Geschichte Pillkoppens dürfte geeignet sein, einen Einblick in diese höchst eigenthümlichen Zustände zu geben. Obwohl in einer Unterbrechung, einem tiefen Durchriß des hohen Dünenkamms erbaut, wurde das Dorf Pillkoppen in wenigen Jahren doch von einem vorgeschobenen Dünenarm derartig versandet, daß man sich genöthigt sah, dasselbe zum großen Theil abzubrechen. Die geflüchteten Einwohner erbauten $^1/_4$ Meile weiter das Dörfchen Neu-Pillkoppen, und als dieses nach einer Reihe von Jahren ebenfalls zu versanden begann, war inzwischen durch eine glückliche Wendung des Dünenausläufers die Stelle des ersten Pillkoppen wieder freigeweht. Unbekümmert um die einst doch unabwendbar hereinbrechende Gefahr erstand auf derselben Stelle das noch heute bestehende Fischerdörfchen Alt-Pillkoppen.

Die Messung des Dünenvorrückens war bisher, da bestimmte Beobachtungen fehlten, nur auf eine ungefähre Schätzung nach dem Augenschein oder nach vereinzelten Angaben von Nehrungsbewohnern beschränkt. Bei den in den letzten Jahren angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen ergab nun zwar schon ein Blick auf die alte Schrötterſche Karte (die Grundlage aller bisherigen Specialkarten Ost- und Westpreußens), gegenüber den heutigen Generalstabsblättern, daß eine merkliche Dünenwanderung innerhalb der zwischen beiden Aufnahmen liegenden circa 60 Jahre stattgefunden; allein die Ungenauigkeit der für damalige Zeiten zwar unübertroffen dastehenden Schrötterſchen Karte machte jeden eingehenderen Vergleich und daran zu gründenden Schluß über Richtung und Maß der Dünenwanderung zur Unmöglichkeit. Die Zeit zwischen den 1841 publicirten Küstenkarten

Digitized by Google

und den letzten Aufnahmen des Generalstabes schien aber zu kurz, die Uebereinstimmung in Form und Zahl der Berge, sowie in deren Stellung zu einander dem angemessen zu auffallend, als daß man sich von einer Vergleichung dieser einen Erfolg versprechen durfte. Um so erfreulicher war das Resultat, welches ein mit möglichster Genauigkeit ausgeführter kritischer Vergleich ergab, wonach allerdings fast jede Hauptbiegung des Dünenkammes, fast jeder Berg, auch in annähernd derselben Form in beiden Aufnahmen zu finden ist, aber auf der späteren in merklich größerer Entfernung von der See, in sichtbar geringerer vom Haffufer. So ergeben denn die zu ganz anderen Zwecken und völlig unbefangen ausgeführten beiden Messungen unbewußt in ihrer Zusammenstellung das deutlichste und zugleich sicherste Bild dieser Dünenwanderung innerhalb noch nicht 25 Jahren. In der bei Gelegenheit jener Untersuchungen entworfenen vergleichenden Karte der Nehrung (s. Geologie des kur. Haffes und seiner Umgebung, Königsberg 1869) zeigt die damalige und die jetzige Lage des Dünenkammes zunächst eine meßbare bedeutende Wanderung desselben, die sich nach den darauf gegründeten Messungen und Berechnungen auf durchschnittlich 17,9, also fast 18′ im Jahre ergibt. Sie zeigt ferner eine ziemlich genau westöstliche Richtung dieser Wanderung und läßt gleichzeitig einige wenige lokale Abweichungen von der allgemeinen Wanderrichtung sehr bald als mit andern lokalen Verhältnissen in sachgemäßer Uebereinstimmung befindlich erkennen.

Es ergibt aber auch der Vergleich der Uferlinien beider Aufnahmen das entschiedene Wachsen der Nehrung nach dem Hasse zu. Ein solches ist dem Nehrungsbewohner bereits längst bekannt. Der einfache Fischer jener Gegend erklärt jeden Haken (so nennt der Nehrunger die dreieckigen oder halbkreisförmigen Vorsprünge des Haffufers) ohne Bedenken für einen schon ins Haff gewehten Berg. Die genannte Karte liefert aber gradezu den Beweis für die Richtigkeit jener Ansicht, denn fast durchgehends entspricht jedem größeren Haken in der westöstlichen Wanderrichtung eine Einbuchtung des Dünenkammes von der Seeseite her oder ein direkter Durchriß desselben. Ebenso wie die Wirkung des Windes in einem engen Einschnitte sich erhöht, so ist auch jede Einbuchtung gewissermaßen als ein Windfang zu betrachten, und selbst bei gelindem Winde findet hier stets ein merkliches Sandwehen statt. — Aber auch sonst findet durch das stete Hineinwehen des Sandes ins Haff an sehr vielen Stellen eine allmähliche Verbreiterung der Nehrung statt. Namentlich geht solches sicher und ununterbrochen vor sich, wo, wie bereits an zahlreichen Stellen der langen Nehrung, der hohe Dünenkamm das Haffufer bereits erreicht hat und jedes die Sturzdüne hinabgleitende Sandkörnchen direkt zur Verbreiterung beiträgt.

Diesem Wandern der Dünen Einhalt zu thun, war, sobald es erkannt wurde, eifriges Bestreben einerseits der Regierung, andererseits, auf der Nehrungsspitze, der des Hafens halber hier am nächsten interessirten Memeler Kaufmannschaft. Der letzteren ist es denn auch bereits gelungen, ein gut Theil der Nehrungsspitze wirklich festzulegen, und unausgesetzt werden die Arbeiten fortgeführt. Aber die hier in Betracht kommenden Verhältnisse sind kleinlich und verschwindend gegenüber den Sandmassen der übrigen Nehrung, und es leuchtet ein, daß, wenn schon ein so kleines, günstig zu nennendes Terrain so bedeutende, alljährlich nach Tausenden zu berechnende Kosten verursacht, die Resultate des Dünenbaues der kurischen Nehrung überhaupt nur sehr geringe sein können, falls nicht sehr namhafte Summen alljährlich vom Staate darauf verwendet wurden. — Die ersten Anlagen sind durch den Danziger Sörn-Biörn, einen gebornen Holländer, zu Ende der französischen Invasion ausgeführt und begannen am Wurzelende der Nehrung zwischen Cranz und Sarkau. Sehr bald sah man sich genöthigt, zum Schutze der durch Versandung bedrohten Ortschaften von der geschlossenen Fortführung dieser Dünenanlagen abzustehen. Heut zu Tage finden wir denn außer der erwähnten sogenannten Plantage zwischen Cranz und Sarkau derartige Anpflanzungen längs ¾ bis einer Meile des Seestrandes bei dem Amt und Dorf Rossitten und bei den Kirchdörfern Nidden und Schwarzorth. Die Anlagen beginnen bekanntlich stets mit einer künstlich angehägerten Vordüne am Ufer des Meeres, in welcher aller neue Sandzuwachs zurückgehalten wird und in deren Schutz die Anpflanzungen von Weiden, namentlich Salix cinerea L., von Krenzdorn, hauptsächlich aber in den vertieften Lagen von Schwarzerlen ihren Fortgang finden können. Außerdem bepflanzt man die hohen Dünen zur ersten Festlegung und Benarbung mit Sandgräsern (Arundo arenaria), denen dann nach Maßgabe der Geldmittel die Aufforstung des benarbten Dünenterrains durch Kiefernballenpflanzung folgt. Diese Baumpflanzung allein gewährt aber erst dem flüchtigen Boden dauernden Halt. Die Sandgräser, welche

Digitized by Google

zu ihrem Leben und Gedeihen grade eine periodische Sandanhägerung verlangen, sterben, wo ihnen diese, wie hier ja nothwendig, entzogen, in cirka 4—6 Jahren ab, und man kann mit Bestimmtheit sagen, daß, wo diese Baumpflanzung noch nicht von den Vordünen aus in geschlossenen Jagen die Kammhöhe der Düne erreicht hat, dem Wandern derselben auch noch kein Ziel gesteckt ist. An keinem Punkte des 11 Meilen langen hohen Dünenzuges ist dieses Ziel aber zur Zeit auch nur annähernd erreicht. Ja noch mehr, an einem einzigen Punkte hat die Kiefernschonung überhaupt erst den Abhang des eigentlichen Berges betreten.

Wenn durch die Vordünen und die Plantage der Zuwachs der Düne auch abgeschnitten, durch die Gräserpflanzung ihre Beweglichkeit in Etwas gehemmt wird, aufgehalten, zum Stehen gebracht kann die einmal vorhandene Wanderdüne dadurch eben nicht werden. Wenn somit nicht weit bedeutendere, von der Dünenbauverwaltung auch stets verlangte Mittel zur Verfügung gestellt oder eigentlich nur die für eine beträchtliche Reihe von Jahrzehnten in Aussicht stehenden bisherigen Kosten von durchschnittlich 3000 Thalern im Jahr auf etwa ebenso viele Jahre zusammengezogen werden können, so wird der angestrebte Endzweck, die Erhaltung der bedrohten Ortschaften, nie und nimmer erreicht werden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß, selbst bei Verdoppelung oder Verdreifachung der geringen Jahressumme, man nur dahin kommen wird, einst die Stätten dieser dann verschwundenen Dörfer als trauriges Denkmal mit hoffnungsvollen Kiefernsprößlingen bepflanzen zu können. — Wenn solches aber von den drei Stellen bei Rossitten, Nidden und Schwarzorth gilt, wo seit ungefähr 40 Jahren die Schutzversuche ausgeführt werden, welche Aussichten bleiben dann für die gesammte übrige Erstreckung der Nehrung und ihres 11 Meilen langen hohen Dünenkammes?

Es folgt somit aus dem Gesagten, daß bei der Unausführbarkeit einer Dünenbepflanzung mit all ihren Vorarbeiten auf der ganzen Länge der Nehrung die Wanderung der Dünen als unaufhaltsam bezeichnet werden muß. Und weil dem so ist, ist man zugleich in den Stand gesetzt, einige, wenn auch wenige, aber bedeutsame Schlüsse auf die Zukunft jener Gegenden zu machen.

Der erste Schluß ist der, daß unfehlbar über lang oder kurz sämmtliche am Haffufer, also östlich gelegenen Dörfer unter den Dünenbergen begraben sein müssen. Entgehen wird diese Schicksale nur das beinah ärmlichste derselben, das mehrerwähnte Sarkau, wo eben kein hoher Dünenkamm vorhanden. Die Reihe der übrigen Ortschaften — Schwarzorth und Nidden ihres noch eine Zeit lang schützenden hohen Kiefernwaldes halber ausgenommen — werden, wie sich nach der gefundenen Wandergeschwindigkeit leicht berechnen läßt, in längstens 100 Jahren ebenfalls vom Erdboden verschwunden sein.

Aber diese Dünenberge, die dann auf der ganzen Länge der Nehrung mit ihrem nackten Fuße hart auf dem heutigen Haffufer stehen werden, sie müssen nothwendig weiter auf ihre Wanderung, sie müssen mit all ihren Sandmassen hinein ins Haff. Kein denkbarer Grund läßt eine Aenderung der heutigen Vorgänge erwarten. Die oben bereits erwähnte Bildung weit ins Haff hineinreichender Sandflächen, sogenannter Haken, zeigt, in welcher Art die Weitergestaltung des Landes hier stattfinden wird. Aber wird das seiner Flachheit halber bekannte Haff, wenn es erst all die in Wanderung begriffenen Sandmassen in sich aufgenommen, nur weit hineinreichende Haken und flache Sandbänke aus ihnen bilden? Wird es sodann überhaupt noch bestehen? — Eine große Reihe durch Haff und Nehrung gelegter Profile zeigt zum Theil ein so bedeutendes Ueberwiegen der auf der Nehrung in Wanderung begriffenen Sandmassen gegenüber den im Haffbecken vorhandenen Raum, daß unschwer einzusehen, der ganze nördliche Theil des Haffes von der Windenburger Ecke bis Memel muß sobald erst die hohen Wanderdünen völlig hineingejagt sein werden, festes Land geworden sein, durch welches der Memelstrom in mannichfacher Windungen sich dem Memeler Tief zuschlängeln wird, falls es ihm bis dahin nicht etwa gelungen sein sollte, sich einen näheren Abfluß in die See zu erzwingen.

Wollte man nun aber vielleicht glauben, daß die in groben Umrissen soeben entworfene Perspektive in die Zukunft sich in weit hinaus liegende Zeiträume verliere, vielleicht Jahrtausende zu ihrer Verwirklichung erfordern würde, so belehren uns die auch darüber bei Gelegenheit der neuerlichen geologischen Kartenaufnahmen angestellten Untersuchungen eines Andern, indem sie als Mittel der in möglichst einfacher Rechnung erhaltenen Durchschnittsdauer bis zum Eintritt der geschilderten Verhältnisse wenig über 200 Jahre ergeben. Und diese Zahl dürfte um so weniger zu niedrig gegriffen sein, als um jene Zeit die ganze Masse des gegenwärtig wandern-

Digitized by Google

den Sandes im Haffbecken liegen muß, während für den nördlichen Theil des Haffes den Rechnungen nach die Hälfte der Sandmasse bereits hinreichen würde, die Verlandung zu vollenden.

Dr. G. Berendt.

Ueber neuere Forschungen im Gebiete der Jurageognosie. Es genügt der Geologie nicht, daß eine Sedimentärformation bloß in ihren allgemeinen Zügen und etwa nach ihrer Verbreitung, wie dieselbe in geognostischen Karten angegeben wird, bekannt sei. Um eine Einsicht zu bekommen in den verwandtschaftlichen Zusammenhang und die geographische Vertheilung der urweltlichen Organismen, oder um Schlüsse ziehen zu können auf die physikalischen Verhältnisse von Land und Meer der früheren Entwickelungsperioden unseres Planeten, ist es vielmehr erforderlich, daß eine jede Sedimentärformation in ihren einzelnen Gliedern und Unterabtheilungen nach ihrer ganzen horizontalen Ausdehnung studirt werde. Diese geognostischen Arbeiten bieten alsdann der eigentlichen Geologie oder Geogenie reichlichen Stoff für die Aufstellung und Ausbildung ihrer Theorien.

Mehrere Sedimentärformationen zeigen einen so regelmäßigen und einfachen Schichtenbau, daß die Untersuchungen auf keine großen Schwierigkeiten stießen und die Erkenntniß ihrer geognostischen Verhältnisse rasch zunahm. Wieder andere, wohin namentlich die jüngeren Ablagerungen gehören, zeichnen sich durch große Mannichfaltigkeit und zahlreiche Faciesbildungen aus, so daß es hier nicht mehr so leicht ist, richtige, naturgemäße Systeme aufzustellen.

Während z. B. die Lokalprofile der Liasformation schon seit längerer Zeit richtig mit einander parallelisirt werden konnten und sich auf diese Weise ein genaues, übersichtliches System für die ganze Formation entwickelte, war dies bei den oberjurassischen Ablagerungen nicht in gleichem Maße der Fall. Schon die bedeutende Mächtigkeit der oberjurassischen Ablagerungen, ferner wieder der Umstand, daß diese Schichten in vertikaler Richtung oft auf bedeutende Dimensionen eine ungeheure Einförmigkeit in ihrer petrographischen Entwickelung zeigen, so wie endlich auch die Thatsache, daß größere Komplexe sehr oft fast gar keine organischen Einschlüsse aufweisen, machen das Studium dieser Formation nicht gerade leicht. Aber noch andere Schwierigkeiten gesellen sich hinzu, namentlich das häufige Auftreten verschiedener eigenthümlich lokal ausgeprägter Faciesbildungen. Auf eine Entfernung von wenigen Meilen wechselt eine Cephalopoden- oder Myacrierfacies oft mehrmals mit einer Spongiten- oder auch Korallenfacies ab. Wo das Gebirge in Gegenden des deutschen Juragebietes gut aufgeschlossen ist, kann man zuweilen beobachten, wie ein Schichtenkomplex heller Kalkbänke in horizontaler Richtung mit einem Male verschwindet und einer ungeschichteten Ablagerung grauer Thone Platz macht, welche eine Unmasse roher Spongiten, sowie eine große Zahl feiner Echinodermenreste und schön erhaltene Zweischaler einschließt.

Es wurden auch für den oberen Jura schon seit längerer Zeit aus verschiedenen Gegenden mehr oder minder detaillirte Lokalprofile veröffentlicht. Aber in der Vergleichung dieser Profile und in der Zusammenstellung derselben zu einem allgemeingültigen Systeme waren die Geognosten bis in die neuere Zeit nicht recht glücklich. Von Zeit zu Zeit wurden diese Lokalsysteme verschiedener Länder von diesem oder jenem Geognosten an einander verschoben, wie der Nonius am Maßstab, ohne daß viel mehr dabei herauskam, als daß die Unsicherheit immer größer wurde. Die Ursache hiervon liegt einerseits darin, daß die Unterscheidung der Facies, wie dies zuerst von dem tüchtigen Jurageognosten Greßly angeregt wurde, zu wenig Beachtung erfuhr, anderseits aber auch wieder darin, daß manche gerade für die Parallelisirung wichtige Fossilreste wenig oder nur oberflächlich bekannt waren.

So glaubte man z. B. früher annehmen zu dürfen, die Schwammlager des Weißen Jura, welche nach neueren Forschungen in jedem beliebigen Horizonte von Zeit zu Zeit auftreten können, gehörten einer einzigen, etwa die Mitte der Formation einhaltenden Zone an. Aehnlich erging es den Korallenbildungen. Man nahm, wo sich die Sache nicht recht schicken wollte, wohl auch zu Verstürzungen und Hebungen seine Zuflucht. Dieser Mißgriff ist wohl zu entschuldigen, wenn man namentlich das eigenthümliche Auftreten dieser Spongitennester im deutschen Jura sich vergegenwärtigt. In jedem Niveau der Formation, unten wie oben, zeigen diese Spongitenbildungen, etwas oberflächlich betrachtet, denselben paläontologischen Charakter. Sie sind überall von zahlreichen Arten von Echinodermen, Brachiopoden, Conchiferen und Cephalopoden begleitet. Viele dieser Arten bleiben sich auch durch alle Horizonte hindurch wirklich konstant. Eine Ausnahme machen fast

Digitized by Google

nur die Ammoniten. Aber die oberjurassischen Formen dieser artenreichen Gattung werden erst seit dem Erscheinen der verdienstvollen Arbeiten Oppels schärfer unterschieden. Schon die ältern Autoren haben zwar eine Anzahl Ammonitenarten des obern Jura abgebildet und beschrieben. Ferner hat besonders wieder Quenstedt die Wichtigkeit verschiedener Formen hervorgehoben. Aber eine umfassende gründliche Bearbeitung der oberjurassischen Cephalopoden Deutschlands lieferte erst der leider zu früh verstorbene Professor Oppel vor wenigen Jahren in seinen „Paläontologischen Mittheilungen".

Es stand Prof. Oppel nicht allein das reichhaltige paläontologische Museum in München für die Bearbeitung der oberjurassischen Cephalopoden zur Verfügung; er wußte sich außerdem noch durch seine Verbindungen mit den Geognosten und Paläontologen Deutschlands und der Schweiz ein großes Material von Weißjuraammoniten aus verschiedenen Schichten für seine Studien zu verschaffen.

Es war zwar eine längst bekannte Thatsache, daß die oberjurassischen Ammoniten sehr variabel sind; aber daß selbst oft die feinsten Varietäten in horizontaler Richtung große Verbreitungsbezirke haben, während sie sich anderseits bloß auf eine einzelne bestimmte Schicht oder Schichtengruppe beschränken und von da aus in den unten oder oben sich anschließenden Ablagerungen in andere Formen übergehen — diese wichtigen Thatsachen sind erst seit dem Erscheinen der Oppelschen Arbeiten gehörig berücksichtigt worden. Dieses Verhalten der Ammoniten macht sie für den Weißen Jura zu den wichtigsten „Leitmuscheln", und mit ihrer Hülfe läßt sich, wie dies Oppel gezeigt hat, ein solides allgemein gültiges System der oberjurassischen Ablagerungen aufstellen. Ein Hauptverdienst von Oppel besteht nun darin, daß er von einer großen Anzahl dieser Ammonitenformen, die sich oft nur durch wenig hervortretende, aber konstante Merkmale unterscheiden, sehr fein ausgeführte und getreue Abbildungen mit äußerst genauen Beschreibungen lieferte. In seinen paläontologischen Mittheilungen sind 93 von ihm neu benannte Ammonitenarten aus dem deutschen und schweizerischen oberen Jura beschrieben und abgebildet. Im Ganzen werden von Oppel 119 Arten als charakteristische Formen für die oberjurassischen Ablagerungen dieses Gebietes bezeichnet. Bis heute hat sich diese Zahl noch bedeutend vermehrt, indem von mehreren anderen Geognosten, die sich mit der Erforschung des oberen Jura abgeben, noch mehr neue bezeichnende Arten aufgefunden wurden. Außerdem ließen sich auch, weil seit Oppels Vorgange den Ammoniten eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, eine Anzahl französischer und englischer Formen bei uns nachweisen, so daß die oben angegebene Zahl jetzt wohl auf etwa 150 angewachsen sein dürfte.

Oppel sah sich veranlaßt, mehrere der ganz brauchbaren älteren Arten in eine Anzahl neuer zu zerlegen. So wurden die scheibenförmigen Ammoniten, welche auf den Seiten Sichelrippen tragen, in der Rückengegend mehr oder minder mit Knötchen versehen sind und die man alle unter dem Namen Ammonites flexuosus laufen ließ, 18 neuen Arten zugetheilt. A. inflatus lieferte ebenfalls etwa 15 Species. Auch die Planulatenformen wurden mit einer Anzahl neuer Namen versehen. Mehrere der ganz brauchbarsten älteren Bezeichnungen mußten aufgegeben werden, weil Mißbrauch damit getrieben wurde und es sich nicht sicher feststellen ließ, welche Form der ursprüngliche Autor gemeint habe. Solche vertriebene Abenteuerer sind z. B. A. complanatus, pictus, lingulatus und biplex.

Oppels Bearbeitung der oberjurassischen Cephalopoden wurde von verschiedenen Seiten getadelt; man warf ihm vor, es sei dies bloß eine zwecklose Zersplitterung und seine Arten seien nur unbeständige Varietäten. Die Mehrzahl der Geognosten ist indeß anderer Meinung; denn wer sich nur einigermaßen selbst ausführlicher mit der Sache befaßt hat, mußte erfahren, daß diese Vorwürfe ganz unbegründet sind. Gegenwärtig ist man, seit dem Aufkommen der Darwinschen Theorie glücklicherweise fast allgemein darüber hinaus, erst weitläufig untersuchen zu wollen, ob eine gewisse Form eine wirkliche Art oder nur eine Varietät einer andern sei. Mag man nun z. B. die 18 Arten, welche Oppel aus A. gemacht hat, für eigentliche Arten oder bloß für Varietäten halten, was in jeder Hinsicht ganz einerlei ist, so muß man doch zugeben, daß diese Flexuosen sehr variabel sind, und ferner muß man wohl beachten, daß diese Varietäten oder Arten aus verschiedenen Höhen der Formation eben verschieden sind. Darin beruht nun aber gerade ihr Werth für die Geognosie. Wie wichtig überhaupt die genaue Fixirung solcher Formen ist, zeigen am allerbesten die Fortschritte, die in der Geognosie des oberen Jura seit dem Erscheinen von Oppels Monographie gemacht wurden. Aber auch die Paläontologie zieht größeren Nutzen

Digitized by Google

daraus, wenn von einer so veränderlichen Gattung möglichst viele Formen gut abgebildet und beschrieben werden — ob mit Namen versehen oder nicht, wäre am Ende auch einerlei — als wenn sie mit einem umfassenden Speciesnamen versehen in irgend einer geologischen Sammlung eingeschlossen liegen.

Durch das Studium der Ammoniten wurde nun Oppel darauf geführt, daß der Weiße Jura oder nach seiner Bezeichnung die „Malmformation" in Süddeutschland und der Schweiz zunächst in vier Hauptabtheilungen zu bringen sei. Er benannte jede derselben nach einer ihrer wichtigsten Ammonitenarten; sie folgen von unten nach oben in nachstehender Weise aufeinander: 1) Zone des A. transversarius, 2) Zone des A. bimammatus, 3) Zone des A. tenuilobatus und 4) Zone des A. steraspis. Für jede dieser Zonen gab Oppel eine Anzahl Ammonitenformen an, welche sie charakterisire und mit deren Hülfe sie fast überall leicht erkannt werden können. Diesem fügte er noch eine Anzahl Notizen über die Verbreitung und die lokalen Abänderungen einer jeden Zone bei. Durch die Arbeiten Anderer wurde dann dieses System noch besser ausgebaut und die oberjurassischen Ablagerungen verschiedener Gegenden demselben eingereiht. Mehrere dieser Zonen wurden schon bis nach Frankreich hinein verfolgt, und einzelne derselben konnten sogar im alpinen Jura schon auf das Bestimmteste nachgewiesen werden. Wir geben in Folgendem nun noch eine kurze Charakteristik einer jeden dieser vier Abtheilungen.

1) Zone des A. transversarius. Es treten hier vorzüglich graue Thone und Mergel mit thonigen Kalksteinbänken auf. Diese Ablagerungen werden an einigen Orten mehrere hundert Fuß mächtig. Die schwäbischen Impressathone gehören hierher. Im Großherzogthum Baden und in der Schweiz beobachtet man in der Unterregion der Zone eine ausgezeichnet entwickelte Scyphienfacies (Fleckenkalke, Birmersdorfer Schichten, Oegir-Schichten), welche sehr reich an Petrefakten, namentlich an charakteristischen Ammonitenformen ist. In Württemberg und Bayern wurde die Scyphienfacies noch nicht beobachtet, jedoch finden sich die bezeichnenden Cephalopodenarten auch hier vorzüglich in den untern Lagen und sind oft so zahlreich vorhanden wie in der Scyphienfacies.

Es werden jetzt gegen 30 Ammonitenformen als Leitfossilien der Zone des A. transversarius bezeichnet. Die wichtigsten Arten bieten die Gruppen der Trimarginaten, Canaliculaten, Perarmaten, Flexuosen und Planulaten. Bezeichnend für diese Zone sind namentlich die häufig auftretenden Trimarginaten. Es sind dies scheibenförmige, beinahe glatte Ammoniten von ½ bis 2½" im Durchmesser mit einem eigenthümlich dreikantigen Rücken. Sie wurden früher meist mit jüngeren Arten zusammengeworfen und unter der Bezeichnung A. complanatus oder A. pictus aufgeführt. A. Arolicus *Opp.*, eine der häufigsten Formen der Zone des A. transversarius, und A. stenorhynchus *Opp.* gehören hierher. Ihnen nahe verwandt und sogar durch Uebergänge mit ihnen verbunden sind die Canaliculaten (A. canaliculatus *Buch*, A. hispidus *Opp.*); sie haben zahlreichere Rippen als die Trimarginaten, auf der Mitte der Seitenflächen eine kanalartige Furche und auf dem Rücken meist einen scharfen Kiel. Von den Perarmaten ist hier der zierliche, mit zwei Stachelreihen versehene A. Oegir *Opp.* erwähnenswerth; unter den Flexuosen der A. Anar *Opp.* und A. Bachianus *Opp.*, welch letzterer die Medianlinie seines Rückens mit zierlichen kammartigen Erhöhungen schmückt. Unter den Planulaten spielen hier hauptsächlich A. plicatilis *Sow.* und seine Verwandten eine Rolle. Sie unterscheiden sich leicht von den höher auftretenden Formen durch ihre zahlreichen, regelmäßig verlaufenden, engstehenden Rippen, die sich erst in der Nähe des Rückens nur einfach spalten; einzelne Rippen setzen sogar ungetheilt über den Rücken hinüber.

Die Zone des A. transversarius läßt sich aus Bayern durch Württemberg, Baden, die Schweiz bis nach Frankreich hinein verfolgen. Oppel fand sie im Ardèche-Departement ebenfalls als Scyphienfacies entwickelt und führt von hier eine ganze Anzahl der ihr eigenthümlichen Ammonitenformen auf. Von J. Bachmann wurde sie in den östlichen Schweizeralpen z. B. am Glärnisch auf das Bestimmteste nachgewiesen. Escher von der Linth brachte sogar aus Afrika, von Ravin-Bleu nordwestlich von Batna in Algerien, mehrere Cephalopodenarten der Zone des A. transversarius mit.

2) Zone des A. bimammatus. Diese Zone zeigt oft schon in einem kleineren Gebiete eine sehr verschiedenartige Entwickelung, was früher Veranlassung dazu gab, daß ihre Ablagerungen den verschiedenalterigsten Zonen oder Etagen älterer Systeme eingereiht wurden. Bald trifft man hier mächtige Niederschläge heller, gutgeschichteter Kalkbänke, in denen die organischen Reste sparsam vertheilt sind (Cephalopodenfacies), bald ruppige thonreiche Scyphien-

Digitized by Google

lager mit zahlreichen Fossilresten, oder es begegnen uns kieselige Thonniederschläge mit Korallen und Echinodermen. Es wäre auch kaum möglich, die Gleichalterigkeit dieser petrographisch wie paläontologisch so verschiedenartig entwickelten Ablagerungen nachzuweisen, wenn uns die Cephalopoden nicht treffliche Anhaltspunkte darböten.

Es tritt hier wieder eine ganze Reihe charakteristischer Ammonitenformen auf. Die für die unterlagernde Zone so bezeichnenden Trimarginaten kommen hier nur noch vereinzelt vor (A. trimarginatus *Opp.*, A. cf. Arolicus *Opp.*). Die Canaliculaten sind ebenfalls selten, jedoch in zwei charakteristischen Arten (A. semifalcatus *Opp.*, A. Marantianus *d'Orb.*) vorhanden. Von den Perarmaten treten nur noch schwache Repräsentanten auf, auch sie sterben aus, bevor sie die nächsthöhere Abtheilung erreichen. Dagegen ist in der Zone des A. bimammatus das Paradiesland der Flexuosen; sechs bis acht Formen derselben sind leitend für diese Bildungen. Davon sind besonders erwähnenswerth der schöne, $2^1/_2$ Zoll im Durchmesser erreichende A. Hauffianus *Opp.* mit beinahe glatter Wohnkammer und ziemlich hervortretenden Rippen auf den inneren Windungen, der kleine A. Wenzeli *Opp.* mit vereinzelten stark ausgeprägten Sichelrippen, der ebenfalls kaum 1 Zoll Durchmesser erreichende A. tricristatus *Opp.* mit drei zierlichen Knötchenreihen auf dem Rücken, der auch nicht größer werdende, beinahe glatte A. Lochensis *Opp.* und der hochmündige, schwachberippte A. Ausfeldi *Würtenb.* Von den Planulaten sind für diese Zone von Bedeutung der noch etwas mit A. plicatilis *Sow.* verwandte A. Tiziani *Opp.*, ferner der engnabelige A. Streichensis *Opp.* Von den Juflaten, welche in der nächsthöheren Zone eine bedeutende Rolle spielen, sind hier bloß erst vereinzelte Vorläufer zu treffen (A. atavus *Opp.*). Eine der wichtigsten Arten ist natürlich auch der A. bimammatus *Quenst.*; er ist aus verschiedenen Gegenden bekannt, gehört aber doch immer zu den Seltenheiten.

Die Mächtigkeit der Zone des A. bimammatus ist sehr verschieden. An einigen Orten sind diese Ablagerungen nicht viel über 10′ dick, während sie anderwärts bis zu 300′ und darüber anschwellen. In Bayern, Württemberg und Baden ist in dieser Zone ein vielfacher Wechsel der geschichteten Cephalopodenfacies mit der Scyphienfacies. Erst durch Oppel wurde diese Thatsache bestätigt; früher hat man die Scyphienlager dieser Zone vielfach mit denen der nächst höheren Abtheilung verwechselt. Dies Schicksal traf namentlich auch die berühmten Spongitenschichten der Lochen bei Balingen und die Schwammlager von Streitberg; an beiden Orten finden sich aber die charakteristischen Ammonitenformen der Bimammatenzone. Verwickelter werden die Verhältnisse in der Schweiz, da hier noch eine Myarier- und eine Korallenfacies auftreten; auch fehlen dieser letzteren die bezeichnenden Cephalopodenarten vollständig. Die Scyphienfacies läßt sich hier zunächst in den aus dem Aargau unter dem Namen „Crenularis-Schichten" beschriebenen Ablagerungen erkennen. In diesen Schichten liegen aber neben den Ammonitenarten der Zone des A. bimammatus auch noch die für die Korallenfacies (Terrain à Chailles) bezeichnenden Echinodermenarten. Dr. W. Waagen setzt in seiner Arbeit „Der Jura in Franken, Schwaben und der Schweiz" ausführlich auseinander, wie auf das Bestimmteste zu beobachten ist, daß die Crenularisschichten allmählig in diejenigen Niederschläge übergehen, welche in der Westschweiz unter dem Namen Terrain à Chailles (Zone des Cidaris florigemma) bekannt sind und dort eine große Verbreitung besitzen. Diese kieselsäurereichen Thonablagerungen mit Korallen und Echinodermen, aber ohne Ammoniten, repräsentiren also dort die Zone des A. bimammatus. Das Terrain à Chailles, das nun sicher eingereiht ist, machte den Geognosten von jeher viel zu schaffen und mußte im Systeme öfters seinen Platz wechseln. In der Schweiz liegt unter den Crenularisschichten eine eigenthümliche Bildung (Geißbergschichten), welche eine Unzahl zweischaliger Muscheln einschließt, in welcher aber bis jetzt noch keine einzige bezeichnende Ammonitenart entdeckt werden konnte. Greßly und Agassiz stellten diese Facies früher ins Kimmeridgien, ja sogar theilweise zum Portland, während jetzt sicher nachgewiesen ist, daß dieselbe zwischen der Zone des A. transversarius und der des A. bimammatus liegt und entweder einer dieser beiden ganz oder jeder theilweise zufällt und also in der Oxfordgruppe liegt.

3) Zone des A. tenuilobatus. Es ist dies die am besten charakterisirte Abtheilung, welche an ihren zahlreichen Ammoniteneinschlüssen überall leicht zu erkennen ist. Es treten hier thonige Kalkstein- und Mergelbänke mit ungeschichteten Scyphienlagern auf. Ueberhaupt ist hier das Paradiesland der Schwämme, denn diese Zone repräsentirt größtentheils die Gammenschichten (Spongitenkalke oder Lacunosaschich-

Digitized by Google

ten) der schwäbischen Geognosten. Mit den Schwämmen treten auch wieder zahlreiche Formen der Echinodermen, Brachiopoden, Conchiferen und Gasteropoden auf — größtentheils Arten, welche die Scyphienbildungen der zwei ältern Zonen schon begleiteten. Dieser Umstand gab die Veranlassung dazu, daß früher die Scyphienlager dieser drei Zonen als einem Horizonte angehörig unter der Bezeichnung „Gammaschichten" aufgeführt wurden.

In der Zone des A. tenuilobatus sind auch meistens nur wieder die Ammoniten maßgebend, und diese sind in einem großen Formenreichthum und in zahlreichen Individuen vorhanden. Vor Allem nehmen hier die Planulaten den ersten Rang ein; sie sind immer — auch in den andern Zonen des Weißen Jura — gern in Gesellschaft der Schwämme in thonreichen Ablagerungen, während dagegen die Flexuosen in geschichteten, kalkreichen und spongitenfreien Bildungen zahlreicher auftreten. Die Planulaten der Tenuilobatenschichten zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sich ihre Rippen gegen den Rücken hin gewöhnlich in mehrere Aeste zertheilen, während sich diejenigen der Planulaten in der Zone des A. transversarius meistens bloß einfach oder einzelne auch gar nicht spalten. Schon in der Zone des A. bimammatus findet man eine größere Neigung zur mehrfachen Spaltung bei den Rippen der Planulaten. In den Tenuilobatenschichten erreicht diese Theilung dann ihr Maximum, indem man hier bei den Ammoniten der Polyplocusgruppe fünf- und mehrästige Rippen trifft. In höheren Ablagerungen nimmt dagegen die Zahl der Aeste wieder ab. Unter den nahezu 50 Ammonitenarten, welche die Zone des A. tenuilobatus charakterisiren, sind wohl die zur Gruppe des A. polyplocus gehörigen (A. Lothari *Opp.*, A. polyplocus Rein. sp., A. Güntheri *Opp.*) die häufigsten. Weniger häufig ist der sich diesen anschließende, engnabelige A. involutus *Quenst.*, ebenso die mit letzterem verwandten A. Stranchianus *Opp.*, A. trimerus *Opp.* und A. Rolandi *Opp.* Zahlreicher und nicht weniger wichtig sind einige kleinere Formen, deren Rippen in der Nahtgegend knotenartig verdickt sind, so der feinrippige A. thermarum *Opp.*, der breitmündige A. stephanoides *Opp.* und A. lepidulus *Opp.* Diesen schließt sich A. desmonotus *Opp.* mit auf dem Rücken unterbrochenen Rippen an; er ist als der Vorläufer des in der nächsthöheren Zone verbreiteten A. mutabilis *Sow.* zu betrachten. Außer den Planulaten spielen in den Tenuilobatenschichten die Inflaten noch eine wichtige Rolle; sie erreichen hier ihre schönste Entwickelung, setzen aber noch in einzelnen Arten in die nächsthöhere Abtheilung fort. Unter den Arten mit einer Stachelreihe ist der beinahe kugelförmige A. circumspinosus *Opp.* eine der merkwürdigsten Formen; seine Stacheln umstellen fast in der Richtung der Windungsebene den äußerst engen Nabel. Ihm schließen sich A. Altenensis *d'Orb.* und A. liparus *Opp.* an; der letztere mit weiterem Nabel wird größer und findet sich in der nächsten Abtheilung noch, ebenso der schöne A. Schilleri *Opp.*, der über 1' im Durchmesser erreicht. Ein gutes Leitfossil der Tenuilobatenschichten bildet ferner der etwas kleiner bleibende A. Uhlandi *Opp.* mit ziemlich weitem Nabel; seine schwachen Rippen auf dem Rücken erinnern fast an die Planulaten. Bezeichnend ist ebenfalls der kleine A. microplus *Opp.* mit seinen engstehenden, feinen Knötchen in der Nahtgegend. Von den Inflaten mit zwei Stachelreihen sind der schöne A. iphicerus *Opp.* und der ihm nahestehende A. acanthicus *Opp.* zu erwähnen; letzterer findet sich zwar in der nächsthöheren Zone ebenfalls noch ziemlich oft. Die kleinen A. platynotus Rein. sp. (A. Reineckianus *Quenst.*) und A. Galar *Opp.* bilden gleichfalls zwei der interessantesten Formen der Schichten des A. tenuilobatus. Durch die eigenthümlichen Biegungen der Wohnkammer erinnern diese beiden Arten schon lebhaft an die Scaphiten der Kreideformation. Ihr Vorkommen beschränkt sich auf einige der untersten Bänke der Zone. Von der Flexuosengruppe wären aus diesen Schichten etwa zu nennen: A. trachinotus *Opp.*, mit ungewöhnlich hohen Knoten, welche in drei Reihen auf der breiten Rückenseite stehen, der etwas größer werdende A. compsus *Opp.* mit beinahe glatter Wohnkammer und kleineren Knoten als die vorhergehende Art, der nicht viel über 1" im Durchmesser erreichende beinahe glatte A. Strombecki *Opp.* Charakteristische Formen dieser Abtheilung bilden endlich die Tenuilobaten. Sie treten hier zum ersten Male auf und reichen bis in die Zone des A. steraspis. Früher wurden sie mit noch anderen Typen als A. pictus und complanatus aufgeführt. Ihre verbreitetsten Arten sind A. tenuilobatus *Opp.* und A. Weinlandi *Opp.* Letzterer mit kielförmigem Rücken und beinahe glatten, nur leicht gestreiften, flachen Seiten kommt noch mit A. steraspis *Opp.* zusammen vor, während der erstere, dessen Seiten mit Rippen und zierlichen Knötchen bedeckt sind, ausstirbt, bevor A. steraspis auftritt. Eine der schönsten und eigenthümlichsten, aber

Digitized by Google

auch seltensten Arten der Zone des A. tenuilobatus ist der A. Gümbeli *Opp.* Er scheint in die Gruppe der Canaliculaten zu gehören, zeichnet sich aber von allen seinen Verwandten durch den wellenförmig hin und her gebogenen Kiel aus.

In Bayern und Württemberg ist die Zone des A. tenuilobatus an vielen Punkten beobachtet worden; es wechselt hier die Scyphienfacies vielfach mit der Cephalopodenfacies ab. Im badischen und aargauischen Juragebiete ist dagegen vorherrschend die Scyphienfacies entwickelt. Im Jura der Westschweiz aber konnte bis jetzt weder die eine, noch die andere dieser Bildungen nachgewiesen werden; es scheint, daß die Zone des A. tenuilobatus in die von dort als Corallien angeführten Ablagerungen übergeht. Durch Oppel wurde zwar die Scyphienfacies der Tenuilobatenschichten noch in Frankreich, am Mont Cruffol im Ardèche-Departement nachgewiesen. Benecke fand diese Zone an mehreren Orten in den Alpen, und nach Zeuschner ließe sie sich auch im polnischen Jura erkennen. Keine Abtheilung des Weißen Jura wäre besser geeignet, die geognostische Wichtigkeit der Ammoniten zu zeigen, als die Zone des A. tenuilobatus, denn fast jede Schicht hat hier ihre eigenen Formen; so beschränken sich z. B. im badischen Jura A. platynotus und Galar auf die untersten Bänke, während die Formen der Polyplocus-Gruppe in der Mittelregion liegen und A. Fialar *Opp.*, A. trachinotus ꝛc. die obern Schichten charakterisiren.

4) Zone des A. steraspis. Oppel beschrieb aus den berühmten lithographischen Schiefern von Solenhofen in Bayern eine Anzahl charakteristischer, zum Theil sehr eigenthümlicher Ammonitenformen, von denen A. steraspis *Opp.* wohl der häufigste ist. Mehrere dieser Solenhofener Arten besitzen außerdem auch eine Verbreitung in den sogenannten „Krebsscheerenplatten" (Plattenkalken, Zeta *Quenst.*) Württembergs und Badens. Ferner zeigen sie sich auch in Gesellschaft mehrerer anderer Cephalopodenarten in den Scyphienkalken (plumpen Felsenkalken, Epsilon *Quenst.*) des oberen Weißen Jura. In engem Zusammenhange mit diesen Ablagerungen stehen die Korallenkalke der schwäbischen Alb, sowie die Dolomite und zuckerkörnigen Kalke der jüngsten Ablagerungen des Weißen Jura in Franken und Schwaben. Diese verschiedenen Bildungen sind es nun, welche die Zone des A. steraspis zusammensetzen. Etwa 30 Ammonitenarten charakterisiren diese Abtheilung, darunter sind mehrere Formen, welche früher nur in den englischen und französischen Kimmeridgeschichten gefunden wurden.

Zu den wichtigsten Arten dieser Abtheilung gehören etwa: A. mutabilis *Sow.* und die ihm verwandten A. Endoxus *d'Orb.*, A. decipiens *d'Orb.*, A. Erinus *d'Orb.*, ferner A. Zio *Opp.* und A. canaliferus *Opp.*, zwei Arten, welche noch zur Gruppe des A. canalienlatus gehören. Zwei hübsche Formen bilden die reich mit Stacheln gezierten A. hybonotus *Opp.* und A. Autharis *Opp.*; A. Pipini *Opp.* ist ein Verwandter des A. liparus, und der nicht selten auftretende A. hoplisus *Opp.* mag ein Nachkomme von A. Iphicerus sein. Die Flexuosen haben da oben alle etwas Eigenthümliches, was sie auf den ersten Blick von den älteren Formen unterscheidet, sie sind aber noch viel zu wenig untersucht; eine ihrer häufigsten und wichtigsten Arten ist der mittelgroße A. Klettgovianus *Würtenb.* mit vollständig glatter Wohnkammer. Von den öfters vorhandenen Planulaten, die sich meist an ältere Formen anschließen, ist der mit engstehenden Rippen versehene A. Ulmensis *Opp.* von Bedeutung.

In keiner Abtheilung des Weißen Jura treten so mannichfaltig entwickelte Bildungen auf wie in der Zone des A. steraspis; einige derselben sind indeß als wesentlich metamorphisirt zu betrachten. Dies gilt namentlich von den Dolomiten, zuckerkörnigen und Marmorkalken. Diese Felsarten mögen aus Korallenfelsen dadurch entstanden sein, daß kohlensäurehaltige Wasser entweder Magnesiakarbonat einführten und kohlensauren Kalk dafür wegnahmen oder bloß Kalkkarbonat auflösten, dann zum Theil wieder absetzten und so das Gestein krystallinisch-körnig machten. Daß bei diesen Umwandlungen die organischen Formen verloren gehen mußten, ist leicht begreiflich; in der That sind in den Dolomiten und körnigen Kalken Fossilreste wohl kaum zu finden. Die Zone des A. steraspis ist noch lange nicht vollständig erforscht. Es wird sich später vielleicht auch herausstellen, daß sie in mehrere Abtheilungen zerlegt werden muß. Ihre Aequivalente im westschweizerischen Jura können noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, da dort ihre Cephalopodenarten fehlen. In einer seiner letzten Arbeiten reiht Oppel gewisse Ablagerungen aus der Zone des A. steraspis der von ihm aufgestellten tithonischen Etage ein, unter welcher Bezeichnung die zwischen dem obern Jura und der Kreideformation auftretenden Grenzgebilde zusammengefaßt werden. Näher hierauf einzugehen, würde uns zu sehr ins Detail führen.

Digitized by Google

Nach Oppel und Waagen würden die Zonen des A. transversarius und bimammatus der Oxfordgruppe zufallen, während die Zone des A. tenuilobatus und die des A. steraspis die Kimmeridgegruppe repräsentirten.

Wir glauben nun im Vorstehenden genügend dargelegt zu haben, wie durch Oppels sorgfältige Bearbeitung der oberjurassischen Ammoniten der Grund zu einem allgemeinen System dieser Formation gelegt wurde. Ueberhaupt wird seitdem den Ammoniten des obern Jura eine weit größere Aufmerksamkeit geschenkt als früher, und es stellte sich heraus, daß diese formenreiche, ungehener veränderliche Gattung sich vorzüglich dazu eignet, die Darwinsche Theorie über die Entstehung der Arten aufs Deutlichste zu erläutern.

L. Würtenberger.

Neue Bücher.

Altai, Der, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten. Von B. v. Cotta. Leipzig, Weber.

Braunkohle, Erklärungen zur Physiologie derselben. Von C. F. Linden. Halle, Waisenhaus.

Petrefaktenkunde Deutschlands. Von F. A. Quenstedt. 1. Abth., 2. Bd. Mit Atlas. Leipzig, Fues.

Landwirthschaft.

Agrikulturchemie. Die Begründung der heutigen Landwirthschaftswissenschaft datirt von dem Erscheinen der Liebigschen Schrift (1840), in welcher zuerst die Principien der Naturforschung auf die Entwickelung und Ernährung der Pflanzen angewendet wurden. Man war damals, wie Fraas sich ausdrückt, in einen grassen Humusmaterialismus verfallen und hatte unter dem Titel „Humus" alles versteckt, was eigentlich zu erforschen gewesen wäre. Die Wirkung der Liebigschen Schrift war eine außerordentliche, es entbrannte die heftigste Polemik, aber es wurden auch zahlreiche Arbeiten zur Förderung der Wissenschaft unternommen. Der Anstoß zu dieser Bewegung war von einem Chemiker ausgegangen, chemische Arbeiten traten zunächst in den Vordergrund, und so dachte man denn wohl daran, daß die Landwirthschaft alles Heil von der Chemie zu erwarten habe. In solchem Sinne sprach man von „Agrikulturchemie" und errichtete agrikulturchemische Versuchsstationen, während Liebig scharf und richtig sein Werk „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" genannt hatte. Die letzten Jahre haben die landwirthschaftlichen Forschungen in die Breite und Tiefe ungemein wachsen gesehen, und die Versuchsstationen nennen sich heute mit richtigerer Bezeichnung „landwirthschaftliche". Dagegen wird der Name Agrikulturchemie heute noch immer gebraucht, und man versteht darunter die Wissenschaft aller der physischen Erscheinungen, die für das Gedeihen der landwirthschaftlich wichtigen Organismen in Betracht kommen, also auch die naturwissenschaftliche Grundlage der Viehzucht, des Brennereibetriebs ꝛc. Hierin liegt aber ausgesprochen, daß man heute nicht mehr die Chemie allein zur Erklärung der für die Landwirthschaft wichtigen Ernährungserscheinungen herbeizieht, sondern sich auch der Physik, Mineralogie, Pflanzen- und Thierphysiologie bedient, und daß der Name Agrikulturchemie in seiner heutigen Bedeutung nur insofern noch einige Berechtigung hat, als er eben andeutet, daß die Chemie es war, welcher wir in erster Linie die jetzigen Errungenschaften verdanken.

In der That lassen die komplexen physischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Landwirthschaft vielfach gar keine pedantisch gesonderte Trennung der einzelnen Hülfswissenschaften zu, und wer mit dem Vorsatz, nur eine einzige derselben zu einem Erklärungsversuch zu benutzen, an die Aufgaben, wie sie von der praktischen Landwirthschaft gestellt werden, herantreten wollte, der würde in den meisten Fällen ganz und gar nichts auszurichten im Stande sein. Im Gegentheil hat ein derartiges Verfahren, wo es vorgekommen ist, mehrfach Schaden gestiftet, und man hat erfahren, daß zur Erledigung mancher Gegenstände Uebergriffe in der Chemie sehr fern stehende Disciplinen (z. B. einzelne Zweige der Wirthschaftslehre) ganz unerläßlich sind.

Immerhin schließt die heutige Agrikulturchemie doch nicht sämmtliche naturwissenschaftlichen Disciplinen als Hülfswissenschaften der Landwirthschaftslehre ein. Die landwirthschaftliche Maschinenkunde, die verschiedenen Zweige der

Digitized by Google

Baukunde, die Züchtungswissenschaften, die Pflanzen- und Thierpathologie sind stets gesondert bearbeitet worden, wobei indeß leicht ersichtlich ist, daß solche Trennung nur aus praktischen Gründen vorgenommen worden ist, genau ebenso wie auf der andern Seite die Zusammenfassung bestimmter Disciplinen.

Alle theoretischen Arbeiten der Agrikulturchemie können ebenso gut als dem Bereich einer andern Disciplin angehörig betrachtet werden, allein sie gehören häufig solchen Gebieten dieser Disciplinen an, die von ihren Mutterwissenschaften etwas stiefmütterlich behandelt worden sind und denen erst durch ihre praktisch landwirthschaftliche Bedeutung Interesse abgewonnen worden ist. Ein ausgezeichnetes Beispiel in dieser Richtung ist die feststehende Thatsache, daß die ganze Pflanzenernährungslehre in den letzten 30 Jahren beinahe ausschließlich von der Agrikulturchemie bearbeitet und von der Pflanzenphysiologie ganz und gar vernachlässigt worden ist. Man hat in dieser letzteren Disciplin, die nur theoretischen Zwecken dient, es für zweckmäßiger erachtet, erst andere, von ihrem Standpunkt aus wichtigere und dankbarere Gebiete von mehr physikalischer Natur in Angriff zu nehmen; da trat das praktische Bedürfniß der Landwirthschaft hinzu, die Nahrstoffe der Pflanzen, die sie kultivirte, zu kennen, und siehe da, ein bis dahin vernachlässigter Gegenstand fand plötzlich von Seiten der Agrikulturchemie Bearbeitung. Ganz Aehnliches, wenn auch nicht in dieser Ausdehnung ließe sich von der Thierernährungslehre und manchen andern von ihrer Mutterwissenschaft vernachlässigten Gebieten berichten.

Die Agrikulturchemie zerfällt nun naturgemäß in mehrere Unterabtheilungen, einmal in einen rein theoretischen Theil der Ernährungslehre der von dem Landwirth gezogenen und kultivirten Organismen und in einen mehr praktischen Theil der Lehre von den realen Bedingungen, unter denen in der landwirthschaftlichen Technik jener Zweck erreicht wird. Dieselbe zerfällt aber auch in Bezug auf die verschiedenen Reiche der Organismen, um die es sich handelt, in mehrere Unterabtheilungen. Man hat diesem letzten Eintheilungsprincip unter allen Umständen Rechnung getragen und die Theorie des Pflanzenbaus von der Theorie der Viehhaltung immer sorgfältig getrennt gehalten und so die Pflanzenernährung der thierischen gegenübergestellt.

Eine sehr zweckmäßige Eintheilung erhält man, wenn man, den Bedürfnissen der Praxis und den Anforderungen der Theorie gleichzeitig Rechnung tragend, die Ernährung der chlorophyllführenden Organismen und die Ernährung der chlorophyllfreien Organismen gesondert behandelt. Man bekommt so auf der einen Seite eine Grundlage für eine Theorie des Feldbaus, auf der andern Seite für eine Theorie sowohl der Viehhaltung als der landwirthschaftlichen Gährungsgewerbe; — auf der einen Seite die Lehre von der Produktion der organischen Substanz durch die chlorophyllführenden Organismen, die höheren grünen landwirthschaftlichen Nutzpflanzen, auf der andern Seite die von der Umformung und Zerstörung derselben durch die sonst so verschiedenen chlorophyllosen Organismen, landwirthschaftliche Nutzthiere und Gährungspilze.

Auf der einen Seite schließt sich dann an die Ernährung der chlorophyllführenden Organismen die Behandlung der realen Verhältnisse an, unter denen diese Ernährung in der landwirthschaftlichen Praxis sich vollzieht, mit Zugrundelegung der erkannten Ernährungsbedingungen, also im Wesentlichen die Boden- und die Düngerlehre. Dieser zweite Theil, in welchem die möglichen Anwendungen von den im ersten Theil erkannten Ernährungsbedingungen der Kulturgewächse gemacht worden, ist Theorie des Feldbaus genannt worden.

Die Literatur der Agrikulturchemie ist eine ungemein reichhaltige, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaft sind die älteren Werke aber meist schon veraltet und es ist deshalb ein Kompendium sehr willkommen, welches Adolf Mayer soeben veröffentlicht hat*). Dieses zeichnet sich auch vor den neueren Werken namentlich dadurch aus, daß es ein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes ist und aus den neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen für seinen Zweck den größten Nutzen zieht. Wir sind in obigen Auseinandersetzungen theilweise der ersten „Vorlesung" des Werkes gefolgt und haben namentlich die sehr zweckmäßig erscheinende Eintheilung des Stoffs, welche dem Verfasser ganz eigenthümlich ist, hervorgehoben. Das Werk beschränkt sich auf die Ernährung der grünen Gewächse und verweist bezüglich der Ernährung der Thiere auf die vorhandenen Werke, namentlich auf Kühns „Zweckmäßigste Ernährung des Rindviehs". Die Theorie der Ernährung der Gährungs-

*) Adolf Mayer, Lehrbuch der Agrikulturchemie in 40 Vorlesungen. 2 Theile. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1871.

Digitized by Google

organismen hält der Verfasser für noch zu wenig entwickelt, und in der That dürften über diesen Gegenstand wohl noch weitere Untersuchungen abzuwarten sein. Das Mayersche Werk ist allen, welche sich leicht und gründlich über Agrikulturchemie unterrichten wollen, bestens zu empfehlen.

Kartoffelkrankheit. Ueber die Ursache und den Verlauf der Kartoffelkrankheit hat de Bary eine erschöpfende Arbeit geliefert (vergl. Ergänzungsbl. Bd. I, S. 560). Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein parasitischer Pilz, Peronospora infestans, die Krankheit veranlaßt. In seinem Auftreten von den Witterungsverhältnissen mehr oder weniger begünstigt, bewirkt er zunächst das Schwarzwerden des Kartoffelkrautes. Von den Blättern gelangen seine in großer Menge gebildeten Fortpflanzungsorgane auf und in den Boden und so zu den Knollen; sie werden dann auch Veranlassung zur Erkrankung der letzteren. Die Keimschläuche der Fortpflanzungsorgane des Parasiten vermögen in die Knolle zu dringen und erzeugen hier ein reich verzweigtes Fadengewebe, das, zwischen den stärkemehlführenden Zellen verbreitet, Bräunung der ergriffenen Gewebstheile und endlich faulige Zersetzung der ganzen Knollen herbeiführt. Auch bei den befallenen Blättern verläuft das Fadengewebe (Mycelium) des Parasiten zwischen den Zellen. Die Bildung der Fortpflanzungsorgane (Sporangien) geschieht auf Fruchtträgern, welche diesem Fadengewebe entspringen und aus den Spaltöffnungen der Blätter theils einzeln, theils zu mehreren hervortreten. Ein jeder dieser mehrfach verzweigten Fruchtträger erzeugt eine größere Anzahl citronenförmiger Sporangien an den Enden der Verzweigungen. Bei der Keimung der nach völliger Reife abfallenden Sporangien bilden sich aus je einem derselben 6—16 Schwärmsporen, die eine sehr lebhafte Bewegung zeigen. Nach etwa halbstündigem Schwärmen zur Ruhe gelangt, entwickeln sie bald einen Keimschlauch. Dieser stirbt ab, wenn er nicht in einen noch lebenskräftigen Theil der Kartoffelpflanze dringen kann. Ist dies der Fall, dann verzweigt er sich rasch zu einem neuen Mycelium. Da nun bei einem von den Parasiten heimgesuchten Kartoffelblatt fast aus jeder Spaltöffnung ein Fruchtträger hervordringt, und da auf eine □‴ der unteren Seite des Kartoffelblattes wenigstens 1090 Spaltöffnungen kommen, so läßt sich daraus ein Schluß auf die außerordentliche Menge von Fortpflanzungsorganen machen, welche auf einem einzigen völlig erkrankten Kartoffelblatt entstehen. Für einen □″ Blattfläche berechnen sich nach sehr mäßigen Ansätzen gegen 3 Millionen Fortpflanzungsorgane des Parasiten. So wird es begreiflich, daß von kleinen, dem Auge des weniger kundigen Beobachters gänzlich sich entziehenden Verbreitungsherden aus in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Kartoffelstauden ganzer Felder inficirt und zum Absterben gebracht werden können. Es wird ferner verständlich, wie die dann in eminenten Mengen erzeugten und zu einem großen Theil auf und in den Boden gelangenden Fortpflanzungsorgane ein rasches und mehr oder weniger allgemeines Erkranken der Knollen hervorzurufen vermögen. Es tritt dies letztere um so sicherer hervor, je mehr die Bodenbeschaffenheit und namentlich die Feuchtigkeitsverhältnisse desselben dem Vordringen der aus den Sporangien sich entwickelnden beweglichen Zoosporen förderlich sind. Im entgegengesetzten Fall beobachtet man nicht selten trotz völligem Erkranken des Laubes Gesundbleiben der Knollen. Bei trockner Beschaffenheit des Erdreiches sterben die Fortpflanzungsorgane des Parasiten ab, ehe sie zu den Knollen gelangt sind.

Besteht in den erwähnten Fällen kein Zweifel über den Zusammenhang der Erscheinungen, so ist es dagegen nach den bisherigen Wahrnehmungen nicht wohl erklärlich, wie es möglich sein soll, was doch von den Landwirthen früher und bis in die neuere Zeit behauptet worden ist, daß die Knollen auch erkrankt gefunden wurden, ohne daß man an dem Laube ein Schwarzwerden wahrgenommen hatte, und daß man auch nach der Ernte in Kellern und Mieten ein Umsichgreifen der Krankheit habe eintreten sehen. Es ist schwierig, solchen Aufführungen gegenüber sich ein Urtheil zu bilden, weil nur eine genaue Untersuchung des Thatbestandes sichere Anhalte gewähren könnte. Mögen die Berichte auch behaupten, daß das Kartoffellaub bis spät in den Herbst hinein „grasgrün" geblieben sei, so ist damit doch noch keineswegs die völlige Abwesenheit der Peronospora erwiesen; denn ein spärliches Auftreten des Pilzes kann leicht übersehen werden und genügt doch, die Erkrankung der Knollen herbeizuführen. Freilich bleibt unerklärt, wie in solchem Fall die Krankheit verheerend aufzutreten vermag. Denn wenn de Bary auch gezeigt hat, daß eine durchschnittene kranke Knolle an der Schnittfläche eine reiche Menge von Fruchtästen der Peronospora zu entwickeln vermag, daß sogar bei unmittelbarer Berührung ein Ueberwuchern des Myceliums

Digitized by Google

stattfinden kann, so geschieht im letzteren Falle die Ansteckung doch nur von Schnittfläche zu Schnittfläche, und im ersteren Falle werden zwar zahlreiche Sporangien gebildet, durch welche die nächst benachbarten Knollen erkranken können, aber damit wäre jede weitere Verbreitung aufgehoben; denn nach den bisherigen Wahrnehmungen kann das zwischen den Zellen der kranken Kartoffel verbreitete Mycelium die Korkschale unverletzter Kartoffeln nicht durchdringen. Ueber diese Verhältnisse hat nun Kühne („Zeitschr. d. landw. Centralvereins der Prov. Sachsen") genaue Untersuchungen angestellt, welche, wie der Augenschein lehrt, für die Landwirthschaft von größter Bedeutung sind.

Kühne hatte zuerst das Auftreten zahlreicher Fruchtäste der Peronospora an den Augenstellen künstlich mit krankem Laub inficirter Kartoffelknollen beobachtet, und somit war zunächst bewiesen, daß der Parasit auch an den unverletzten Knollen zur Bildung von Fortpflanzungsorganen gelangen kann. Es war nur noch zu ermitteln, ob dies auch bei nicht künstlicher Infektion im gewöhnlichen Verlauf der Erscheinungen stattfinden kann. Dieser Nachweis gelang bei einem umfänglichen komparativen Versuch zur Prüfung der Gülichschen Kartoffelbaumethode, wo sich an völlig unverletzten Knollen in geschlossenem, ziemlich bindigem Diluviallehmboden Fruchtäste und zahlreiche Sporangien der Peronospora nicht nur an den Augenstellen, sondern auch auf Korkwärzchen und an andern Stellen fanden. Mag nun, wie die Versuche anzudeuten scheinen, eine Sorte der Kartoffeln die Fruchtbildung der Peronospora im Boden mehr begünstigen als die andere, so ist doch durch diese Beobachtungen jedenfalls nachgewiesen, daß ein Umsichgreifen der Krankheit im Boden stattfinden kann, auch wenn der Parasit auf den Blättern nur spärlich auftritt und sein Vorhandensein der flüchtigeren Beobachtung sich leicht entzieht. Tritt wohl gar durch anhaltend veränderte Witterungsverhältnisse ein Stillstand in der Entwickelung des Blattpilzes auf, so schwindet möglicherweise durch Abfallen der zuerst erkrankten und bereits abgestoßenen Blätter selbst für die kundigen Beobachter der sichere Anhalt, und es ist in solchem Fall später nicht mehr bestimmt zu konstatiren, ob die Blattkrankheit vorhanden gewesen ist oder nicht. Durch die erste, zwar scheinbar geringfügige, aber oft über das ganze Feld verbreitete Erkrankung einzelner Blätter und Blättchen können in Folge der oben besprochenen reichen Vermehrungsfähigkeit des Parasiten Sporen in genügender Zahl in den Boden gelangt sein, um hier die Ausgangspunkte zu einem weiteren Umsichgreifen der Krankheit geben zu können, wenn eine etwas reichlichere Bodenfeuchtigkeit die Fortentwickelung begünstigt. Dies kann auch der Fall sein, wenn die veränderte Beschaffenheit der Atmosphäre dem Umsichgreifen des Parasiten auf den Blättern längst Einhalt gethan hat.

War durch diese Beobachtungen die Möglichkeit der Ansteckung gesunder Knollen durch krank im Boden erwiesen, so galt es nun noch zu ermitteln, ob auch in den Aufbewahrungsräumen eine Weiterbildung des Parasiten stattfinden kann. Kühn untersuchte daher die drei Wochen früher geernteten, in einem guten Keller aufbewahrten Kartoffeln des zahlreichen Varietätensortiments und fand hier die kranken Kartoffeln in verschiedenen Stadien der Ausbildung vor. Bei mehr vorgeschrittener Erkrankung sah er auf den Knollen nur zahlreiche Afterschmarotzer: Spicaria Solani, Fusiosporium Solani, Anguillulen und Milben. Unter denjenigen Knollen dagegen, bei welchen eine faulige Zersetzung noch nicht begonnen hatte, fanden sich an zahlreichen Exemplaren hervorsprossende Fruchtäste der Peronospora nebst Sporangien, und es ließ sich konstatiren, daß die Bildung derselben erst in dem Aufbewahrungsraum vor sich gegangen war.

Aus diesen Wahrnehmungen ergeben sich wichtige Gesichtspunkte für die Praxis. Wir werden uns um so mehr gegen eine Ausbreitung der Krankheit im Boden schützen, je mehr wir erforderlichen Falls durch Drainage und sorgfältige Ableitung des Tagewassers einer anhaltend feuchten Beschaffenheit des Erdreichs vorbeugen; wir werden ferner der Ansteckung in den Aufbewahrungsräumen entgegenwirken durch recht sorgfältiges Auslesen aller fleckigen kranken Knollen bei der Ernte und durch Herstellung möglichster Trockenheit der Räume, durch Vermeidung alles dessen, was ein Niederschlagen der Dünste, ein Feuchtwerden der Knollen veranlassen kann. In den Kellern sorge man anfangs für genügende Lüftung, halte dagegen mit Beginn niederer Temperatur alle Oeffnungen gut geschlossen, schütte die Kartoffeln andauernd nicht über 3' auf und schaufle sie rechtzeitig um. Die Mieten mache man 6' breit und 3' hoch, bedecke sie alsbald nicht zu stark mit Boden, sondern bringe nur so viel auf, daß die Strohlage nicht vom Regen erreicht werden kann. Sehr zweckmäßig ist es, den Firsten der Miete ganz offen zu lassen und zunächst nur etwas Stroh leicht aufzulegen. Damit der Regen nicht

Digitized by Google

eindringen kann, decke man den Firsten durch ein Bret, das aber mittelst untergelegter Querhölzer hohl liegen muß, damit die Miete recht ungehemmt ausdünsten kann. Dies ist um so wichtiger, je feuchter die Kartoffeln geerntet wurden. Ist dann später der Eintritt der Kälte zu befürchten, so vertausche man das feucht gewordene Stroh des Firsten mit trocknem und bedecke nun die Miete gleichmäßig, aber nur in dem Maße stärker mit Boden, wie der Eintritt größerer Kälte zu fürchten ist. In zu früh stark bedeckten Mieten erwärmen sich die Kartoffeln leicht und dunsten dann stärker aus. Es findet ohnehin bei den aufbewahrten Kartoffeln eine schwache, aber stetige Kohlensäurebildung statt, die naturgemäß mit Wärmeentwickelung verbunden ist; in noch höherem Grade findet dies statt, wenn Kartoffeln auszukeimen beginnen. Ein Anbringen von Dunstzügen irgend welcher Art ist nicht vortheilhaft. Bei Eintritt niedriger Temperatur schlagen sich in solchen Abzügen die Dünste nieder, in der Nähe derselben werden in Folge dessen die Kartoffeln feucht, und es ist damit eine Begünstigung zur Ausbreitung der Krankheit und des Faulens der Kartoffeln gegeben. Sehr beachtenswerth ist noch die von Boeck mitgetheilte Erfahrung, daß gegen ein Umsichgreifen der Krankheit und Faulen der Knollen am zweckmäßigsten sei, die Knollen in den Mieten direkt mit Erde zu bedecken, ohne Anwendung von Stroh und nur mit Zuhülfenahme einer äußeren Schutzdecke bei Beginn des Frostes. Je strenglehmiger der aufgedeckte Boden, um so besser hielten sich die Kartoffeln.

Stärkemehlgehalt der Kartoffeln. Man bestimmt den Stärkemehlgehalt der Kartoffeln bekanntlich durch Ermittelung des specifischen Gewichts der Knollen. Diese Methode gibt sichere Resultate, ist aber einigermaßen umständlich. Aus wiederholten Untersuchungen zahlreicher Kartoffel-Varietäten hat sich nun, wie Sorauer berichtet (Annalen der Landw.), ein mikroskopisches Merkmal ergeben, welches eine Schätzung des Stärkegehalts der Kartoffeln gestattet. Dieser letztere ist nämlich um so geringer, je mehr Proteïnkrystalle in der Rinde der Knollen sich vorfinden.

Unter Proteïnkrystallen versteht man die eiweißreichen, krystallinischen, meist in Würfelform auftretenden, farblosen, oft durchscheinenden Gebilde, welche in der Rinde der Kartoffelknolle vorhanden sind. Die Rinde der Knolle wird durch jene äußere Zone gebildet, welche zwischen dem Gefäßbündelringe und der Korkschale liegt. Der Gefäßbündelring ist meist schon dem bloßen Auge kenntlich, er wird durch einen oft anders gefärbten Streifen dargestellt, der annähernd parallel der äußeren Gestalt der Knolle ist und im Innern in einiger Entfernung von der Korkschale entlang zieht; bei bunten, besonders blauen Sorten zeichnet er sich durch seine meist intensivere Färbung aus. Dem Gefäßbündelringe zunächst zeigt sich in der Rinde eine Zellenschicht mit kleineren jüngeren Stärkekörnern, noch weiter nach außen folgen Zellen mit größeren älteren Stärkekörnern, die allmählig in eine Zone stärkeloser, eiweißreicher Zellen übergehen, welche unmittelbar unter der Korkschale liegen und den Herd bilden, in welchem die neuen Korkzellen zur Verdickung der Schale entstehen. Diese stärkelose Schicht heißt das Korkkambium.

In allen diesen Zellelementen der Rinde, mit Ausnahme der eigentlichen Korkzellen, erscheinen die Proteïnkrystalle. Im Innern der Knolle, jenseits des Gefäßbündelrings zeigen sie sich nur selten.

Obgleich die größere Anzahl der stärkelosen Korkkambiumzellen ebenso wie eine geringere Anfüllung der Rindenzellen mit Stärkekörnern schon einen geringen Stärkegehalt der ganzen Knolle anzeigen, so sind diese Merkmale doch weniger der Beachtung zu empfehlen, weil sie zur Beurtheilung schon einen geübten Beobachter erfordern. Um einen wichtigen Vergleichungspunkt zu finden, müssen die Schnitte zur mikroskopischen Untersuchung weder von der Spitze, noch von der Basis der Knolle, am wenigsten aber aus der Nähe eines Auges entnommen werden, da die Proteïnkrystalle an den Augen am zahlreichsten sind. Verschiedene Jahre ändern den Gehalt an Proteïnkrystallen, doch bleibt das Verhältniß zwischen den einzelnen Sorten in jedem Jahr nahezu dasselbe. Zur leichten Erkennung der Krystalle taucht man den Schnitt in kochendes Wasser, wobei die die Krystalle maskirenden Stärkekörner zerplatzen, erstere aber fast unverändert bleiben. Zum Ueberfluß kann man dann durch etwas Cochenillelösung, der ein Tropfen Essig zugesetzt wird, die Krystalle roth färben und erhält auf diese Weise überaus klare Bilder.

Bei der Leichtigkeit der Untersuchung und der zunehmenden Verbreitung des Mikroskops dürfte die Methode vielleicht für die Praxis Beachtung verdienen.

Der Import von Eiern nach England scheint konstant zuzunehmen. Von 1843 bis 1847 betrugen nach dem „Mark Lane Exp." die

Digitized by Google

jährlichen Importe im Durchschnitt 73 Millionen Stück; in den nächsten 4 Jahren 103 Mill., in den folgenden 147 und in dem darauf folgenden 163 Mill. Im Jahr 1861 betrug die Einfuhr 203½ Mill., im Jahr 1864 335½ Mill. und im Jahr 1866 430,878,000 Stück. Bei weitem der größere Theil kommt aus Frankreich, nur sehr wenige Eier kommen aus Deutschland. Die Eier werden vornehmlich in Dampfern versendet und meistentheils in Southampton, London, Folkestone, Newhaven und Shornham gelandet. Die Zeit des Eierlegens beginnt in Frankreich vom Januar bis März; April, Mai, Juni sind die produktivsten Monate; im Juli nimmt die Produktion ab, steigt wieder im August und September und hört im Oktober und November fast gänzlich auf; im December ist sie vollständig gleich Null. Um zu dieser Zeit Eier zu erhalten, werden die Ställe erwärmt und die Hühner mit Buchweizen und mit Fleisch gefüttert. Paris konsumirt Eier im Werth von 12,000,000 Francs. Die Häfen, von welchen die größten Exporte stattfinden, sind Calais, Cherbourg und Honfleur. In den letzten Jahren kamen große Quantitäten auf die deutschen Märkte, und zwar aus Galizien, um vornehmlich nach Breslau und Hamburg gebracht zu werden. Die Anzahl der von dort exportirten Eier betrug 1869 6,600,000 Stück, während 1862 nur 700,000 Stück exportirt wurden.

Neue Bücher.

Agrikulturchemie. Jahresbericht über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiet der Agrikulturchemie. Die Jahre 1868 und 1869. Berlin, Springer.

Bonitirung der Ackererde, von W. Knop. Leipzig, Häffel.

Feinde, kleine, der Landwirthschaft, die Kenntniß der wichtigsten, von H. Nördlinger. Stuttgart, Cotta.

Forstliche Chrestomathie, von F. v. Löffelholz-Colberg. 3. Bd. Berlin, Springer.

Geschlossenen Hofgüter, die, im Großherzogthum Baden. Von A. Emminghaus. Berlin, Herbig.

Kriegswesen.

Das Schießen der Artillerie. Die Leistungen unserer Artillerie in dem französischen Kriege werden hoffentlich den bis in die neueste Zeit fortgeführten unerquicklichen Streit, ob glatte oder gezogene Geschütze, endgültig entschieden haben. Es war eine kleine Partei sonderbarer Schwärmer, welche mit einer bewundernswerthen Hartnäckigkeit den gezogenen Geschützen den Untergang und den glatten ein Wiederaufblühen des alten Ruhmes verhieß. Sie gründete im Wesentlichen ihr Urtheil auf die den gezogenen Geschützen überlegene Kartätschwirkung der glatten und darauf, daß den gezogenen Geschützen der Rollschuß überhaupt versagt sei, der bei den glatten Geschützen das Schlachtfeld in einer bedeutenden Tiefe beherrsche.

Die hierauf gegebenen Antworten sind Jedem bekannt, der die Militärliteratur der letzten Jahre zu verfolgen in der Lage war. Dieselben hier auch dem nicht militärischen Publikum zu wiederholen, erscheint uns überflüssig, denn in den weitesten Kreisen stützt man die unerschütterliche Zuversicht, mit der man auf unsere Artillerie blickt, auf Erfolge, welche sie überall hatte, wo sie auftrat. Wenn wir zugeben, daß der glatte Kartätschschuß dem gezogenen wirklich überlegen ist, so weiß man doch auch, daß das goldene Zeitalter der Kartätsche ein vergangenes ist. Es bedarf auch nicht des Beweises, daß der vielgepriesene Rollschuß nur da ein rollender sein kann, wo das Terrain diese Flugbahn des Geschosses gestattet. Es darf mindestens bezweifelt werden, daß der Rollschuß in dem koupirten Terrain der Schlachtfelder des letzten Feldzuges in seiner Eigenschaft hätte zur Geltung kommen können.

Aber auch der nicht minder lebhaft geführte Rangstreit zwischen dem gezogenen Vorder- und Hinterlader wird durch diesen Krieg zu Gunsten des letzteren entschieden sein. Wer sich erinnert, welchen Ruhm unsere gezogenen Hinterlader in dem dänischen Feldzuge des Jahres 1864 sich erworben, der wird von dem nicht immer günstigen Urtheile, welches die berufene und unberufene Kritik über die Leistungen unserer Artillerie im Feldzuge von 1866 sprach, unangenehm überrascht worden sein, und Mancher mag im vergangenen Jahre mit bangendem Blick unsere gegen Frankreich ziehende Artillerie begleitet haben.

Es scheint in diesen drei Epochen ein Widerspruch zu liegen. Das unverkennbar energische Streben, welches in Preußen der Entwickelung aller Waffen gewidmet wird, berechtigte nach den Erfolgen von 1864, naturgemäß eine Steigerung

Digitized by Google

derselben im Jahre 1866 zu erwarten. Statt deren will man hier eine fast rückläufige Bewegung erblicken, und wir sind somit zu den beiden Fragen gedrängt: Waren die Erfolge von 1864 wirklich so außerordentlich, wie sie gerühmt wurden, und verdienen die von 1866 wirklich so gering geschätzt zu werden, als es geschehen?

Der Angriff von Düppel war das erste Debüt unserer gezogenen Hinterlader auf der Kriegsbühne. Erst seit wenigen Jahren hatte die Artillerie ihre Leistungsfähigkeit auf den Schießplätzen kennen lernen und mit der der glatten Geschütze, welche ja damals noch der Zahl nach den Vorrang hatten, in Vergleich stellen können. Wir dürfen die Begeisterung, welche die gezogenen Geschütze damals bei allen Artilleristen erweckten, nicht belächeln, weil wir jetzt durch die Gewöhnung kälter und verständiger geworden sind. Sie wurde getragen durch das ernste Streben und den Eifer, die Artillerie einer zeitgemäßen Stufe der Entwickelung zuzuführen, hinter der sie, das fühlte Jeder mit innigstem Bedauern, fast zu lange zurückgeblieben war. Unsere Geschütze waren ja noch die des vorigen Jahrhunderts, während die Waffen der Infanterie die Entwickelung vom Steinschloß zum Perkussionsgewehr, von diesem zum gezogenen Vorderladungs- und bereits seit 20 Jahren zum gezogenen Hinterladungsgewehr durchlaufen hatten. Jetzt mit einem Male stellten die gezogenen Geschütze das alte Verhältniß der Fernwirkung der Artillerie gegenüber der Infanterie in kaum geahnter glänzender Weise wieder her. Hier war die Begeisterung eine wohl berechtigte und ihre Träger würden nur dann einen Tadel verdienen, wenn sie durch dieselbe zu einer Erschlaffung im Handeln für die weitere Entwickelung, zu einem thatenlosen Ausruhen im Genusse des eben Erreichten sich hätten übermannen lassen.

Wer jedoch die innere Geschichte der Artillerie im Vorwärtsstreben der letzten 10 Jahre eingehend verfolgt, dem wird hier ein kaum geahnter Reichthum von Gedanken und Thaten aufgedeckt werden; der wird nirgend und zu keiner Zeit einem Stillstand, sondern einem steten Fortschritt begegnen.

Als unsere gezogenen Geschütze vor Düppel zum ersten Mal die Augen des gesammten Volkes auf sich zogen, trat dieses auf den Standpunkt, auf welchem die Artilleristen schon vor fast 5 Jahren sich befunden hatten, über den sie aber in dieser langen Zwischenzeit weit hinausgeschritten waren. Das Gesehene in seiner frappanten Erscheinung und noch mehr das Geschilderte mußte nothwendig begeistern und der Phantasie reiche Nahrung geben. Die Masse des Volkes kann schwer zu einem verständnißvollen Urtheile über einen ihr theilweise so fern liegenden Gegenstand geführt werden. Selbst der Einzelne kann nur durch ein tieferes Eingehen in die Sache zu einem solchen gelangen. Die Begeisterung des Publikums, welcher durch selbständiges Denken und Urtheilen kein Damm entgegengesetzt werden konnte, war noch keineswegs verflogen, als schon 2 Jahre später der Krieg der Artillerie von Neuem Gelegenheit gab, sich Ruhm zu erwerben. Und so darf es nicht befremden, daß das Publikum, wie selbst eine große Zahl des der Artillerie fern stehenden Militärs Erwartungen an die Erfolge derselben stellten, welchen sie nie entsprechen konnte.

Wenn somit gesagt werden muß, daß die Leistungsfähigkeit der Artillerie nach ihren Erfolgen von 1864 von Vielen überschätzt wurde, so folgt aus dem bisher Gesagten, wie groß 1866 die Gefahr einer Unterschätzung war, und daß einer solchen durch die Ungunst der Verhältnisse neue Nahrung zugeführt wurde, ist in diesen Blättern bereits (Bd. III, S. 59) dargelegt worden.

In den scheinbaren oder relativ größeren Erfolgen der österreichischen Artillerie glaubte man eine Ueberlegenheit derselben über die preußische erkennen zu müssen. Da beide entgegengesetzte Systeme gezogener Rohre repräsentiren, so hatte sich eine schnell urtheilsbereite Kritik auch sofort dahin entschieden, daß das System der Vorderladung dem der Hinterladung an Leistungsfähigkeit überlegen sei.

Dieses Urtheil fand bei den Franzosen lebhafte Zustimmung. Die beispiellose Kühnheit ihrer Logik fand hierin willkommene Anknüpfungspunkte, indem sie schloß: Da die österreichische Artillerie vermöge des Systems der Vorderladung der preußischen mit Hinterladung überlegen ist und bekanntermaßen das französische Vorderladungssystem das österreichische übertrifft, so folgt daraus die unbedingt höhere Leistungsfähigkeit der französischen gegenüber der preußischen Artillerie! — Wohl mag es an Einsichtigen in der französischen Armee nicht gefehlt haben, doch haben die Aeußerungen gefangener französischer Artillerieoffiziere nicht bloß eine Unkenntniß des preußischen Artilleriematerials kund gethan, wie sie bei preußischen Artillerieoffizieren gegenüber dem französischen unerlaubt ist, sondern sie waren von ihrer Ueberlegenheit in einer Weise überzeugt, welche jede Kritik von vorne

Digitized by Google

herein ausschließt. Unsere Artillerie war freilich durch die sorgfältigsten Schießversuche über den Werth der drei in Frage kommenden Geschütze sehr genau orientirt und hatte mit wissenschaftlicher Schärfe die bedeutende Ueberlegenheit der preußischen Artillerie über die französische dargethan.

Der Hauptgrund der wesentlichen Verschiedenheiten in der Treffsähigkeit der 3 Geschütze ist in dem System selbst zu suchen. Ob sich dieselben aber nicht noch bei Beibehaltung des Systems durch Veränderung der Geschoßform oder auf andere Weise verringern ließen, können nur Versuche zeigen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Treffsicherheit wächst mit der sicheren und centralen Führung des Geschosses im Rohre. Die Geschoßführung entfernt sich aber um so mehr von der centralen, je größer der Spielraum des Geschosses im Rohre, je weiter die Geschoßaxe von der Rohraxe abliegt. Beim preußischen Hinterlader ist die Geschoßführung eine feste centrirte ohne Spielraum, beim österreichischen Feldgeschütz eine mit Spielraum, aber centrale (s. Ergbl. Bd. I, S. 574). Beim französischen Feldgeschütz, der sogenannten La-Hittekanone, findet sich der bedeutende Spielraum von 0,1". Eine centrirte Führung ist durch die Verengung des untersten Ringes nahe dem Boden des Rohres, durch welche das Geschoß bis zu seiner centralen Lage auf die Führungskanten gehoben werden soll, vergeblich angestrebt worden. Bei letzterem Geschütz ist die schlotternde Führung überhaupt, beim österreichischen aber die der Luftabtrennung so ungünstige Geschoßform mit Ursache der geringen Treffsähigkeit. Bei gezogenen Hinterladern ohne Spielraum kann die Rasanz der Flugbahn wie die Treffsicherheit bis zu einem gewissen Grade durch Verlängerung des Geschosses gesteigert werden.

Als man auch bei uns in Erwägung zog, die Granaten nach der von Oberst Boxer erfundenen und bei den englischen Granaten zur Anwendung gebrachten Weise mit einem dünnen Bleimantel zu versehen, wurde dem mit der Ansicht entgegen getreten, daß der dicke Bleimantel vermöge seiner bedeutenden Schwere*) bei der Rotation schwungradartig wirke. Dadurch solle die Umdrehung geregelt und eine größere Treffsicherheit erzielt werden. Darauf hin ausgeführte Versuche haben diese Ansicht nicht gerechtfertigt. Obgleich man es erreicht hat, die Granaten auch mit einem dicken Bleimantel so rein zu umgeben, daß ein Lüften desselben in den Zügen und ein ganzes oder theilweises Aufreißen und Loslösen desselben im Fluge nur noch außerordentlich selten vorkommt, hat man doch dem dünnen Bleimantel bereits in vielen Fällen den Vorzug gegeben, z. B. bei dem Panzergeschosse (Bd. IV, S. 506) und den Langranaten; ebenso haben ihn die Shrapnels der Festungsartillerie, wie die Feldshrapnels mit verbesserten Richterschen (Lancelleschen) Zündern, deren definitive Einführung der Krieg verhinderte, mit Rücksicht auf den dabei gewonnenen größeren Höhlungsraum erhalten. Der Mantel der österreichischen Granate besteht aus einer Legirung von Zinn und Zink. Die Geschosse der La-Hittekanonen, also auch die französischen, haben keinen Bleimantel.

*) Kaliber | Gewicht: des Bleimantels | der Sprengladung | der geladenen Granaten

Kaliber	des Bleimantels	der Sprengladung	der geladenen Granaten
4-Pfünder	3 Pfd. 5 Loth	10 Loth	8 Pfd. 15 Loth
6 "	5 " 14 "	15 "	13 " 8 "
12 "	10 " 14 "	1 Pfd. — "	29 " — "
24 "	16 " 18 "	1 " 25 "	54 " 9 "

Wenn in dem Vorstehenden die Treffähigkeit je eines der Feldgeschützkaliber der preußischen, österreichischen und französischen Artillerie aus den Konstruktionen der Systeme erwiesen wurde, so ist uns damit noch nicht gestattet, ihre Treffergebnisse und Wirkung im Felde aus demselben Grunde zu folgern. Selbstredend berechtigt das besser konstruirte Geschütz, auf eine bessere Wirkung zu schließen. Immerhin wird die Art und Weise, wie jeder seine Waffe zu handhaben weiß, von wesentlichem Einfluß auf den Erfolg sein. Denn eine gute Waffe schlecht gebraucht kann von einer schlechten Waffe bei intelligenter Führung wohl besiegt werden. Wie oft haben wir nicht im Laufe des letzten Feldzuges in den Schlachtberichten das Urtheil gehört, daß die Chassepots in den Händen unserer deutschen Truppen von besserem Erfolg gewesen sein würden als bei den Franzosen.

Freund und Feind hat unserer Artillerie sowohl der Feld- wie der Belagerungsartillerie, für ihre Leistungen in den Schlachten und Belagerungen unbedingtes Lob gespendet. Wie das Auffahren der Batterien unsere Infanterie in dem Gefühl der Sicherheit ermuthigt, hat es dem Feinde nach dem gleichlautenden Urtheile der Gefangenen Furcht und Schrecken gebracht. Soll doch Napoleon gesagt haben, er sei nur durch die Artillerie geschlagen worden. Diese ruhmgekrönten Thaten sind die Erfolge einer

Digitized by Google

zehnjährigen arbeitsvollen Strebens; denn es bedarf wohl nicht des Beweises, daß unsere Artillerie vor zehn Jahren nicht entfernt das war, was sie jetzt ist, sondern daß sie es erst nach und nach geworden. Wie sie es geworden, fesselt das Interesse des Fachmannes, was sie ist, Jedermann. Eine Truppe aber ist das, was sie leistet.

Das Schießen der Artillerie ist, so sehr es auch in den Grundzügen übereinstimmen mag, ein anderes, je nach

1) der Geschützart, welcher man sich bedient,
2) den Zielen, welche beschossen werden sollen,
3) dem Zwecke, den man zu Grunde legt, und
4) nach der Gefechtsart, bei welcher die Artillerie zur Thätigkeit kommt.

Nach letzterem Gesichtspunkte haben wir das Schießen der Feldartillerie, der Belagerungs- und Festungsartillerie zu unterscheiden, doch soll hier ausschließlich von ersterer die Rede sein.

Die deutsche Feldartillerie ist nur mit gezogenen 4- und 6pfündigen Geschützen ausgerüstet und die Munition sind Granaten und Kartätschen. Die Brandgranaten sind beim Beginn des Krieges für die Feldartillerie ausgeschieden. Das Shrapnel ist, wie oben bereits erwähnt wurde, leider nicht mehr zur Einführung gelangt. Jedoch sei bemerkt, daß einige Batterien eines Feldartillerieregiments (wenn wir nicht irren der Garde) Shrapnels im Felde verfeuert haben. Sie haben aber dafür keinen Ersatz an Shrapnels, sondern an Granaten erhalten. Die Gebrauchsladung beträgt für den 4-Pfünder 1 Pfd., für den 6-Pfünder 1,2 Pfd. Pulver. Die Batterien haben zwar noch die kleinen Ladungen für den sogenannten hohen Bogenschuß mit ins Feld genommen, werden von denselben aber wohl kaum Gebrauch gemacht haben, da diese Schußart nicht mehr angewandt werden sollte und deshalb nicht mehr geübt wurde. Man wird sich also im Felde nur noch des flachen Bogenschusses bedienen. Man versteht darunter einen solchen, der mit der ganzen Gebrauchsladung auf allen Entfernungen verfeuert wird.

Die Geschütze sind zumeist aus dem berühmten Kruppschen Gußstahl gefertigt; jedoch haben einige Batterien und der größte Theil der Feldreservebatterien bereits Bronzegeschütze.

Die älteren 6pfündigen Geschütze haben noch einen Kolbenverschluß, die neueren, sowie alle 4-Pfünder haben den Doppelkeilverschluß mit Kupferliderung, welche den Preßspanboden in Fortfall bringt, der bei dem Kolbenverschluß nicht entbehrt werden kann und dieserhalb an den Boden der Kartuschen angeleimt ist. Nur die Festungs- und Belagerungsartillerie setzt den Preßspanboden — wo solcher noch zur Verwendung kommt — lose hinter die Kartusche in das Rohr.

Der Einheitskeilverschluß von Broadwell, welcher auf der letzten Pariser Ausstellung so vielen Beifall fand, hat nur in etwas abweichender Konstruktion — namentlich die Kurbelschraube betreffend — bei unsern schweren Panzergeschützen Anwendung gefunden. Dagegen haben die Schweizer diesen Verschluß bei ihren 8pfündigen Hinterlader-Feldgeschützen definitiv und, sind wir wohl unterrichtet, auch einige süddeutsche Staaten ihn theilweise eingeführt. Eine sehr schöne Zeichnung von diesem Verschlusse gibt der schweizer Hauptmann Rud. Schmidt in seiner mit großem Fleiße zusammengetragenen „Entwickelung der Feuerwaffen seit Erfindung des Schießpulvers bis zur Neuzeit" (Schaffhausen, Brodtmann 1868).

Der Zünder aller gezogenen Granaten ist der bekannte Perkussionszünder. Alle Theile desselben sind, mit Ausnahme des Vorsteckers, der mit der Größe des Kalibers an Länge zunimmt, für alle Kaliber von gleicher Abmessung. Eine Ausnahme hiervon machen neuerdings die Granaten der gezogenen 8zölligen Mörser und der Hartgußgranaten, wie bereits in einem früheren Artikel erwähnt wurde.

Dieser Zünder gestattet den Gebrauch der Granaten auf allen Entfernungen, ohne weitere Vorkehrung treffen zu müssen. Der Zünder funktionirt sicher, wenn die Granaten $^1/_2$" starke Bretter durchschlagen. Diese Empfindlichkeit des Zünders wird allerdings dann ein Nachtheil, wenn Baumzweige geringer Stärke vor dem Ziele die Flugbahn des Geschosses sperren, daher das Schießen durch Baumalleen nur mit Vorsicht geschehen kann.

Als Grundsatz gilt, daß nur dann geschossen werden darf, wenn man den Schuß beobachten kann. Es ist selbstredend leichter, ein großes, als ein kleines Ziel zu treffen. Daher wird man auf großen Entfernungen ausgedehnte Ziele noch mit Vortheil beschießen, auf denen gegen kleine Ziele die Munition geradezu verschwendet würde. Man wird z. B. Ortschaften mit Feldgeschützen noch auf 3000 Schritt beschießen können. Wurde doch die Schlacht bei Königgrätz auf beiden Seiten auf mehr denn 3000 Schritt eröffnet. Bei der Einführung der gezogenen Geschütze hatte es für den Artilleristen einen eigenen Reiz, auf diesen großen Entfernungen,

Digitized by Google

welche schon weit außer dem Schießbereiche des glatten Geschützes lagen, noch Ziele treffen zu können, und man ließ sich gerne zu solchen Schußweiten verleiten. Als man aber nach der Schlacht bei Königgrätz die geringen Treffergebnisse übersah, trat in den darauf folgenden Jahren die Gegenströmung in der Art hervor, daß man mit fast leidenschaftlicher Vorliebe sich den Zielen auf so nahen Entfernungen gegenüberstellte, wie sie fast für die glatten Geschütze galten. Hierzu wurden wir durch die richtige Erkenntniß unserer bisherigen Schwäche geführt, welche man in der ungenügenden Ausbildung der Artilleristen, in der Beobachtung des eigenen Schießens erblickte. Erst mit dieser Erkenntniß konnte ein rationelles Schießen ins Leben gerufen werden; denn die Herrschaft über das Geschoß gründet sich auf die Beobachtung des vorhergehenden Schusses und auf die genaue Kenntniß des Geschützes. Letztere lehrte uns unsere Geschütze als eine vorzügliche Waffe kennen, welche der Korrektur mit großer Zuverlässigkeit folgt.

Aus diesem Grundsatz, das Schießen auf die Beobachtung des vorhergehenden Schusses zu gründen, ergibt sich im Allgemeinen, auf welchen Entfernungen man sich dem Ziele gegenüber aufstellen wird. Vor allen Dingen ist also nöthig, daß man das Ziel erkennen kann, dann darf man hoffen, auch die Wirkung beobachten zu können, welche die treffende Granate in demselben hervorbringt. Nebel, Regen, trübe Beleuchtung, blendende Lichtreflexe werden die Beobachtung häufig sehr erschweren und uns zwingen, dem Feinde nahe auf den Leib zu rücken. So kann es geboten sein, 1000 bis 900 Schritt vor feindlichen Infanteriekolonnen abzuprotzen, die man bei günstiger Beleuchtung noch auf 2000 bis 2400 Schritt wirksam beschießen könnte.

Die eigenthümliche Wirkungsart der gezogenen Granaten hat zu verschiedenen Zeiten bei dem Schießen verschiedene Grundsätze und Ansichten zur Geltung gebracht. Die Granate kann entweder das Ziel direkt treffen, in demselben krepiren und auf dasselbe durch ihre Sprengstücke zerstörend wirken, sie kann aber auch vor dem Ziele aufschlagen und nach der Explosion ihre Sprengstücke in den Feind schleudern. Bei Zielen von großer Breitenausdehnung und geringer Tiefe, also Infanterie in langer Linie, wird letzterer Schuß oft von größerer Wirkung sein können als der erste, welcher wieder in einer Infanteriekolonne von großer Tiefe eine Verheerung anrichten kann, die letzterem Schusse nicht möglich war, immerhin würde dieser auch hier zu großer Wirkung kommen können. Dieses Kalkül hatte eine Zeit lang der Ansicht Geltung verschafft, die Infanterie in der Weise zu beschießen, daß die Geschosse vor derselben aufschlagen und nur als Sprengstücke das Ziel treffen. Diesen Grundsatz hat man jetzt verlassen; denn: wenn man eine Anzahl Schüsse, gegen ein und dasselbe Ziel gerichtet, abgibt, z. B. gegen das Centrum einer Scheibe, so werden keineswegs, selbst auf kleinen Entfernungen bis zu 500 und 600 Schritt, alle Schüsse das Centrum treffen. Die selbst bei sorgfältigster Verfertigung unvermeidliche Ungleichheit der Munition, die nicht immer gleiche Bedienung des Geschützes, die verschiedenen Einflüsse der Witterung ꝛc. werden mehr oder weniger ablenkend auf das Geschoß sich äußern. Der Wind hat z. B. einen ganz bedeutenden Einfluß auf das fliegende Geschoß. Er kann die Schußweite auf größere Entfernungen, kommt er dem Geschoß entgegen, um mehrere hundert Schritte abkürzen und wird sie ebenso verlängern, wenn er mit dem Geschosse geht. Ebenso sind die seitlichen Ablenkungen oft ganz bedeutend. Da der Wind nicht immer in gleicher Stärke weht, häufig stoßweise kommt, ist es oft unmöglich, seinem Einflusse durch die sorgfältigste Beobachtung und Korrektur entgegen zu wirken. Wir werden also nicht alle Schüsse in dem Centrum, sondern auch um dasselbe herum in größeren und geringeren Abständen, die mit der Entfernung zunehmen, finden, und jene werden, wo die Schußzahl genügend groß, ebenso viele drüber wie drunter, rechts wie links sitzen. Aus allen diesen Abweichungen wird man eine mittlere Höhen- und eine mittlere Seitenabweichung und aus diesen beiden einen mittleren Treffpunkt annehmen können. Nimmt man nun in dieser Scheibe ein Ziel von bestimmter Größe an, so und so viel Fuß lang und so und so viel Fuß hoch, so finden wir, daß eine Anzahl Schüsse dasselbe getroffen haben, die anderen durch die natürliche Streuung an demselben vorbeigingen. Die Zahl der Treffer wird um so größer sein, je größer wir das Ziel annehmen und je kleiner die Entfernung war. Je kleiner das Ziel und je größer die Entfernung, je geringer die Trefferzahl. Es ist üblich, die Zahl der Treffer, auf 100 Schuß berechnet, als Trefferprocente anzugeben. Man hat durch praktische Versuche für alle Zielgrößen und Entfernungen die Angaben ermittelt

Digitized by Google

und Tabellen danach aufgestellt, die Trefffähigkeitstabellen, nach denen man sich für alle Fälle die Trefferprocente durch Rechnung ermitteln kann.

Man sagt nun: Das Schießen muß so geleitet werden, daß der mittlere Treffpunkt in das Ziel fällt. Da die Ziele der Feldartillerie in der Regel eine so große Breitenausdehnung haben, daß seitlich derselben keine Schüsse vorbeigehen, wird man diese gewöhnlich außer Betracht lassen können und nur auf die Höhen-, respektive Längenausdehnung Rücksicht zu nehmen brauchen. Will man z. B. auf 2000 Schritt mit dem 6-Pfünder eine Infanteriekolonne beschießen, so lassen sich nach den Trefffähigkeitstabellen 60 % Treffer erreichen; es werden dann 40 % vorbei, und zwar 20 zu kurz und 20 zu weit gehen, war der mittlere Treffpunkt richtig in das Ziel gelegt. Von diesen 20 zu kurz gehenden werden noch einige durch ihre Sprengstücke zur Wirkung kommen, die zu weit gegangenen dagegen sind in der Regel als wirkungslos anzunehmen. Die Erfahrungen auf dem Schießplatze haben gelehrt, daß im Allgemeinen bei günstigem, d. h. festem, ebenem Boden ein größerer Theil der Sprengstücke noch zum Ziele gelangte, wenn die Granaten auf mittleren Schußweiten, etwa 30 bis 40 Schritt, vor demselben aufschlagen. Bei gefurchtem Acker würde dies nicht mehr der Fall sein. Würde man also den mittleren Treffpunkt hierher legen, so würde das Ziel etwa nur von den 20 zu weit gehenden Schüssen direkt getroffen werden. Die 20 zu kurz gehenden und ein Theil der 60 Treffer würden in ihrer Wirkung verloren gehen. Liegt z. B. ein breiter Graben, ein Sumpf vor dem Ziele, so werden fast sämmtliche Schüsse, welche hieher treffen, wirkungslos bleiben.

Doch selbst bei günstigen Bodenverhältnissen ist es korrekt, den mittleren Treffpunkt in das Ziel zu legen; denn: wer da aus Erfahrung weiß, wie ungemein schwer es ist, die Schüsse zu beobachten, zu schätzen, wie viel Schritt vor dem Feinde das Geschoß aufgeschlagen ist, der wird wissen, daß es sich dem Zufalle ergeben heißt, beabsichtigt man, den mittleren Treffpunkt 25 Schritt vor das Ziel zu legen. Der Sprengpunkt der Granate wird meist am sichersten an der Wirkung im Feinde selbst erkannt werden, und zwar ist es da, namentlich bei nicht tiefen Zielen, am günstigsten, den Fußpunkt des Zieles für den mittleren Treffpunkt zu wählen.

Es kann nicht Absicht sein, hier die Merkmale aufzuzählen, welche der Beobachtung dienen, nur, wie schon oben bemerkt, darf nicht angenommen werden, daß das Erscheinen der Dampfwolke bei der Explosion der Granate ein untrügliches Merkmal ist. Auch wird eine Staubwolke nur da gesehen werden können, wo Staub entstehen kann. Bei durchnäßtem Boden würde eine solche ebenso wenig wie auf Felsboden erzeugt werden können. Wie schwer es ist, die Dampfwolke des eigenen im Feinde krepirten Geschosses von dem Pulverdampf des feindlichen Feuers zu unterscheiden, dürfte aus dem bis jetzt vergeblichen Bestreben hervorgehen, den Dampf der Sprengladung durch Färbung erkenntlich zu machen.

Will eine Batterie das Feuer eröffnen, so schätzt der Kommandeur die Entfernung und findet in der Schußtafel*), wie viel Zoll Erhöhung und Seitenverschiebung für diese Entfernung dem Rohre zu geben ist, um unter normalen Verhältnissen das Ziel zu treffen. Jedermann weiß, wie schwer es ist, Entfernungen richtig zu schätzen und daß diese Schwierigkeit mit der Entfernung an Größe zunimmt. Welchen Einfluß hierauf die Terraingestaltung und die Beleuchtung hat, ist bekannt. Es darf daher als ein Zufall angesehen werden, wenn der erste Schuß bereits das Ziel treffen sollte. Denn es ist noch zu berücksichtigen, daß, wenn die Entfernung wirklich richtig geschätzt, immerhin das Treffen des ersten Schusses fraglich ist, da ja die Witterungsverhältnisse in der Schußtafel nicht mit in Rechnung gezogen werden konnten. Den Einfluß derselben auf das Geschoß kann erst die Beobachtung ergeben und mit in Anrechnung stellen. Da nun ein über das Ziel hinausgehender Schuß sich der Beobachtung meist ganz entzieht, so ist es richtiger, selbst wenn man die Entfernung wirklich kennt, den ersten Schuß absichtlich zu kurz abzugeben. Den nächsten wird man dann dem Ziele näher oder in und den darauf folgenden über dasselbe hinaus zu bringen suchen. Aus den Vergleichen wird die Beobachtung feststellen können, mit welcher Elevation und Seitenverschiebung das Ziel getroffen wird. Diese Art des Schießens, dem Ziele nach und nach näher zu kommen, bis der mittlere Treffpunkt in demselben liegt, nennt man das Heranschießen.

*) Beim Beginn des letzten Krieges wurde der Aufsatz mit Schrittskala eingeführt, d. h. in die Aufsetzstange wurden Marken eingerissen, welche für die darüber geschriebene Entfernung in Schritten die Erhöhung der Seitenverschiebung angeben. Durch diese Einrichtung wird die Schußtafel während des Kommandos entbehrlich.

Digitized by Google

Wird Artillerie beschossen, so muß der mittlere Treffpunkt unbedingt in das Ziel gelegt werden, denn Geschützrohre werden nur durch directe Treffer demontirt werden können; ferner werden die Schüsse, welche über das Ziel hinweggehen, wenn sie nicht bedeutend zu hoch, die Protzen treffen. Die vor der Batterie aufschlagenden Granaten wirken durch ihre Sprengstücke gegen die Geschütze und deren Bedienung zunächst, weiter gehende auch gegen die Protzbespannung.

Aus dem oben Gesagten, das Schießen lediglich auf eine sorgfältige Beobachtung zu gründen, ergibt sich die Konsequenz, daß eine vor dem Schießen abgetheilte, also bekannte Entfernung nur von relativem Werthe ist. Diese Fälle werden meist da stattfinden, wo Artillerie eine Defensivstellung hinter Geschützeinschnitten, Brustwehren ꝛc. einnimmt und wo man immer Zeit gehabt hat, Entfernungen bis zu solchen Punkten, welche der anrückende Feind nothwendig beschreiten muß, festzustellen, wie dies die Oesterreicher bei Königgrätz und die Franzosen bei Metz ꝛc. gethan haben. Man wird in diesen Fällen immer einige Schüsse zum Einschießen ersparen, also eher zur Wirkung kommen. Bekannt ist ja auch, welche Anstrengungen gemacht worden sind, einen Distancemesser für den Feldgebrauch zu konstruiren. Aber obwohl eine ganze Anzahl dieser Instrumente in Versuch genommen, eine noch weit größere Anzahl von vornherein zurückgewiesen wurde, ist keins zur Einführung gelangt. Der Distancemesser hat seine Bedeutung für die Artillerie seit Einführung der gezogenen Geschütze wesentlich verloren. Der einzig wahre Distancemesser ist das Geschütz selbst und die gute Beobachtung.

Castner.

Nekrolog.

Daumas, Melchior Joseph Eugène, französischer General, † Anfang Mai auf seinem Landgut Gambianes bei Bordeaux. Er war am 4. September 1803 geboren, kämpfte unter Clauzel in den Feldzügen von Maskara und Tlemsen und ward nach dem Frieden von 1837 französischer Bevollmächtigter bei Abd-el-Kader. Unter Bugeaud fungirte er als Direktor der arabischen Angelegenheiten in Algerien und 1850 berief man ihn in das Ministerium des Krieges. Später ward er zum Senator ernannt. Seine Kenntniß algierischer Zustände hat Daumas auch schriftstellerisch verwerthet, und besonders geruhmt wird sein Werk „Les chevaux du Sahara" (4. Aufl. 1855).

Technologie.

Die Nährfähigkeit verschiedener Brodsorten. Schon seit langer Zeit ist über den Werth verschiedener Brodsorten und über Methoden, ein leicht verdauliches und nahrhaftes Brod herzustellen, debattirt worden, aber an vergleichenden Untersuchungen über den Nahrungswerth verschiedener Brodsorten hat es bis jetzt immer noch gefehlt. Eine solche Arbeit liefert nun G. Meyer („Zeitschr. f. Biologie"), und wir theilen in Folgendem die von ihm erhaltenen Resultate mit.

Die angewendeten Brodsorten waren:

1) Horsford-Liebigsches Roggenbrod,
2) münchener Roggenbrod, nach süddeutscher Manier aus Roggen- und niederen Sorten Weizenmehl ohne Kleiendestandtheile gebacken,
3) weißes (mit Hefe hergestelltes) Weizenbrod,
4) norddeutsches, aus ganzem Korn hergestelltes Schwarzbrod.

Ein jeder Versuch an dem kräftig verdauenden Versuchsindividuum dauerte 4 Tage. Das Brod wurde in einer täglichen Menge von nahezu 800 Gramm verabreicht, und außerdem wurden 50 Gramm Butter und 2 Liter Bier hinzugefügt. Am Tage vor und nach der Versuchsperiode wurde ausschließlich Fleisch verabreicht, und dadurch gelang es, die Brodfäces vollständig und unvermischt zu sammeln.

Folgende Tabelle gibt die Resultate der 4 Versuchsreihen:

Gegessen wurde in Grammen

Brodsorte	Feste Theile	Stickstoff	Aschenbestandtheile
1	456,8	8,66	24,68
2	458,1	10,47	18,05
3	439,5	8,83	10,02
4	422,7	9,38	—
hiervon wurde im Koth ausgeschieden:			
1	50,5	2,81	9,41
2	44,2	2,33	5,50
3	25,0	1,76	3,03
4	81,8	3,07	—
mithin resorbirt:			
1	386,3	5,85	15,27
2	393,9	8,14	12,55
3	414,5	7,07	6,99
4	340,9	5,41	—
in Procenten wurden also ausgenutzt:			
1	88,5 %	67,6 %	61,9 %
2	89,9	77,8	69,5
3	94,1	80,1	69,8
4	80,7	57,7	—

Digitized by Google

Ziemliche Uebereinstimmung zeigen, wenn man den etwas ungleichen Stickstoffgehalt des Brodes beachtet, die bei der Ernährung mit Horsford-Liebigschem und gewöhnlichem Roggenbrod erhaltenen Zahlen. Die Resultate fallen aber keineswegs zu Gunsten des ersteren aus, sondern umgekehrt, zu Gunsten des letzteren. Die Menge des trocknen Kothes ist bei dem Horsford-Liebigschen Brod etwas größer, ebenso die absolute und procentige Menge des weggehenden Stickstoffs und der Asche. Von dem Horsford-Liebigschen Brod werden im Darm nicht mehr feste Theile und Stickstoff resorbirt als von dem gewöhnlichen Roggenbrode.

Ein bedeutender Unterschied von den beiden ersten Reihen zeigt sich dagegen in der dritten Reihe, bei welcher weißes Weizenbrod gegessen wurde. Bei der gleichen Menge der verzehrten Trockensubstanz erschien hier nur die Hälfte trocknen Kothes als bei den beiden ersten Versuchen; zum Theil kommt dies auf Rechnung stickstoffhaltiger Substanz, zum Theil auf Rechnung der Stärke.

Am auffallendsten sind die Zahlen bei dem Genuß von Nr. 4 (Pumpernickel); bei diesem erscheint weitaus am meisten trockner Koth, dreimal so viel als bei Genuß von Semmel und mit der größten Menge Stickstoff, so daß daraus absolut weniger stickstoffhaltige Substanz absorbirt wird als aus den andern Brodsorten.

Eine Erklärung der gefundenen Resultate dürfte leicht zu geben sein.

Das Horsford-Liebigsche Brod ist dichter, fester und schwerer als das gewöhnliche Roggenbrod, es setzt daher dem Eindringen der Verdauungssäfte einen nicht unbeträchtlichen Widerstand entgegen. Dadurch wird eine geringere Auflösung und Resorption und eine vermehrte Kothausscheidung bedingt. Die größere Kothmenge führt natürlich auch etwas mehr Stickstoff fort. Die bedeutende Quantität mineralischer Substanzen im Brod wird zum größten Theil durch den Darm wieder entfernt.

Das münchener Roggenbrod ist lockerer als das vorige, die Verdauungssäfte finden daher mehr Angriffspunkte, weshalb sowohl die Gesammtmenge des Kothes als auch der Stickstoffgehalt desselben trotz des größeren Stickstoffgehalts des Brodes etwas vermindert erscheint.

Am günstigsten gestalten sich die Verhältnisse bei der Semmel. Diese lose lockere Masse, deren Höhlen außerordentlich dünne Wandungen besitzen, imprägnirt sich fast augenblicklich mit den Säften und wandelt sich rasch in lösliche Stoffe um, so daß 94,4% der trocknen Nahrung zur Resorption gelangen und daraus procentig am meisten Stickstoff in die Säfte aufgenommen wird.

Der Pumpernickel bietet den Verdauungssäften die größten Hindernisse durch seine Dichtigkeit und Schwere und auch durch die Grobheit des Mehles. Ueberdies bringt die darin enthaltene Kleie, deren Bestandtheile für die Verdauung des Menschen größtentheils unzugänglich sind, und auch vielleicht die reichlicher vorhandene Säure eine raschere Entleerung hervor. Alles dies trägt zu der beträchtlichen Kothmenge, welche 19% der trocknen Nahrung ausmacht und 42% des Stickstoffs enthält, bei.

Bei gleicher Zufuhr von Trockensubstanz ist also die Semmel (das Weißbrod) entschieden die nahrhafteste dieser 4 Brodsorten, weil sie die geringste Menge Koth liefert und aus ihr am meisten stickstoffhaltige Bestandtheile ausgezogen werden. Der Semmel am nächsten steht das ohne Kleie mit Sauerteig bereitete Roggenbrod, auf dieses folgt das Horsford-Liebigsche Brod und zuletzt kommt der Pumpernickel.

Stellen sich die Verhältnisse in dieser Art, wenn man nur nach dem bei gleicher Menge nahrhaftesten Brod fragt, so erhält man doch wesentlich andere Ergebnisse, wenn man die Preise berücksichtigt. Bei Massenernährung handelt es sich darum, von welchem Brod bei den geringsten Kosten am meisten in die Säfte aufgenommen wird. Die Vortheile, welche ein Brod bei gleicher Menge durch seine größere Nahrhaftigkeit besitzt, müssen unberücksichtigt bleiben und durch größere Massen ersetzt werden, wenn durch seinen Gebrauch die Ernährung unverhältnißmäßig vertheuert wird. Wir berechnen also, wie viel wir von den verschiedenen Brodsorten einführen müssen, um 1000 Gramm trockenes Brod zur Resorption zu bringen, und wie sich die Preise dabei verhalten.

Um 1000 Gramm trockenes Horsford-Liebigsches Brod in die Säfte zu bringen, müssen wir bei 11,5% Verlust durch den Koth 1130 trockene = 2069 frische Substanz einführen, welche 18½ Kreuzer kostet.

Zur Ueberführung von 1000 Gramm münchener Roggenbrod sind bei 10,2% Verlust 1112 trockene = 2071 frische Substanz erforderlich, im Preise von 11⅓ Kreuzer.

Zur Verdauung von 1000 Gramm Weißbrod gehören bei 5,6% Verlust 1059 trockene = 1774 frische Substanz im Werth von 35 Kreuzer.

Zur Resorption von 1000 Gramm Pumpernickel müssen wir, da 19,3% verloren gehen,

Digitized by Google

1239 trockene = 2217 frische Substanz einführen und diese mit 11½ Kreuzer bezahlen.

Süddeutsches Roggenbrod und norddeutsches Kleienbrod sind also von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet vollkommen gleichwerthig. In demselben Maß, als letzteres schwerer verdaulich ist, ist es auch wohlfeiler. Das Horsford-Liebigsche Brod dagegen, durch seine Bereitungsweise sehr vertheuert, ohne für die Verdaulichkeit gewonnen zu haben, ist gar nicht konkurrenzfähig. Uebrigens weist Meyer nach, daß es falsch sei, zu unsern gewöhnlichen Mehlsorten noch Aschenbestandtheile hinzuzufügen, da diese vielmehr in allen Nahrungsmitteln weit über das Bedürfniß des Organismus hinaus vorhanden wären. Das Kochsalz wird natürlich von dieser Behauptung nicht getroffen, und für einige wenige Ernährungsverhältnisse wäre etwa noch ein Zusatz von phosphorsaurem Kalk rathsam.

Das Weizenbrod endlich ist bei größter Nahrhaftigkeit dennoch, auch in Bezug auf die wirklich zur Verdauung gelangende Substanz, das theuerste; es eignet sich mehr zur Ernährung schwächer verdauender Individuen und bleibt ein Luxusnahrungsmittel. In der That gilt der allgemeiner stattfindende Uebergang von der Ernährung durch Roggenbrod zu der durch Weizenbrod als ein sicheres Merkzeichen des sich steigernden Volkswohlstandes.

Preußens montanistische Produktion im Jahr 1869.

	Centner	Werth	Zahl der Werke	Arbeiter
Steinkohle	475,221,881	44,795,325	432	111,325
Braunkohle	120,293,754	5,525,270	556	15,058
Eisenerze	57,911,389	6,418,273	1228	25,190
Zinkerze	8,010,706	2,826,546	124	10,709
Bleierze	1,902,033	5,098,295	253	19,261
Kupfererze	4,200,142	1,677,775	156	6,691
Silbererze	530	74,270	3	4
Quecksilbererze	238	300	1	5
Kobalterze	543	9,019	1	69
Nickelerze	744	3,902	6	71
Arsenerze	22,621	6,248	3	59
Antimonerze	405	777	3	19
Manganerze	361,357	232,027	89	1,271
Schwefelkies u. a. Vitriolerze	1,477,458	322,123	22	566
Alaunerze	358,373	12,458	3	95
Graphit	1,011	1,348	1	5
Flußspath	54,665	7,260	4	19
Schwerspath	57,809	4,292	10	63
Phosphorit	659,779	204,817	44	772
Summa	670,925,499	67,220,335	2939	191,252
Dachschiefer	—	417,347	213	2,860
Summa	670,625,499	67,637,682	3252	194,112

	Centner	Werth	Zahl der Werke	Arbeiter
Steinsalz, Kalisalz, Kieserit	3,558,995	483,030	3	629
Siedesalz	3,400,376	1,437,575	35	1,717
Summa	6,959,371	1,920,605	38	2,346
Gußeisen, Roheisen in Gänzen	19,974,457	23,900,053	158	11,796
Rohstahleisen	2,800,311	3,613,912	20	1,032
Gußwaaren aus Erzen	836,819	2,465,464	74	3,340
Gußwaaren aus Roheisen	4,210,870	14,074,173	415	14,328
Schmiedeeisen, Stabeisen	12,554,474	39,469,957	269	15,039
Schwarzblech	1,836,317	6,862,941	54	3,167
Weißblech	126,181	1,097,679	7	124
Eisendraht	859,268	3,294,165	38	2,222
Stahl, Rohstahl	792,252	3,033,931	52	1,640
Gußstahl *)	2,055,444	17,620,356	27	9,922
Raffinirter Stahl	139,623	1,066,969	153	887
Rohzink	1,894,424	8,457,678	45	6,424
Zinkweiß	44,816	331,391	5	56
Zinkblech	482,340	3,756,248	9	575
Gold	℔ 44,998	15,479	4	—
Silber	℔ 116,607,417	3,454,336	22	209
Kaufblei	976,272	5,922,686	21	2,350
Gewalztes Blei	11,457	78,872	5	17
Kaufglätte	89,387	519,054	12	165
Gaarkupfer	88,973	2,271,106	13	1,400
Grobe Kupferwaaren	74,267	2,302,784	23	850
Messing	94,434	2,737,071	77	1,266
Nickel und Nickelfabrikate	8,685	388,202	8	217
Smalte	2,078	19,070	1	32
Arsenfabrikate	4,223	14,954	5	63
Antimon	1,200	15,600	1	4
Alaun	60,395	168,451	9	125
Kupfervitriol	18,898	139,176	4	47
Eisenvitriol	58,733	63,726	12	125
Gemischter Vitriol	4,944	13,820	4	3
Zinkvitriol	2,983	4,8[illegible]9	2	3
Schwefel	4,222	12,528	2	12
Wismuth	℔ 8	24	1	—
Summa	49,608,747 und ℔ 116,650,415	146,486,635	1545	106,156

*) Davon 212,220 Ctnr. Bessemerstahl.

Die neueren Sprengmittel. Dynamit, Dualin, Lithofracteur und Schießbaumwolle haben in der neuesten Zeit vielfach die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und es sind zahlreiche Berichte über ihre Leistungen und die mit ihrer Anwendung verknüpften Gefahren veröffentlicht worden. Leider haben auch Unglücksfälle stattgefunden, und in weiteren Kreisen erregt daher die Frage ein Interesse, weshalb man so gefährliche Substanzen dem Sprengpulver

Digitized by Google

vorzieht, mit dessen Eigenthümlichkeiten man seit lange vertraut ist, und welches, fast möchte man sagen, instinktmäßig vorsichtiger gehandhabt wird. Der Bergrath Burkart hat sich der Mühe unterzogen, die vielen zum Theil widersprechenden Berichte über die neuen Sprengmittel zu sichten und zusammenzustellen und eine sehr ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand im „Berggeist" veröffentlicht. Wir entnehmen der sehr umfangreichen Arbeit die folgenden Angaben.

Die Schießbaumwolle wird bekanntlich durch Behandlung von Baumwolle mit einer Mischung von englischer Schwefelsäure und rother rauchender Salpetersäure, am besten nach dem Verfahren des österreichischen Generals von Lenk dargestellt. Sie hat die Formel der Trinitrocellulose und ist demnach als Baumwolle zu betrachten, in welcher 3 Aequivalente Wasserstoff durch 3 Aeq. Untersalpetersäure ersetzt sind. Bis zur Unentzündlichkeit mit Wasser getränkt, verliert sie ihre Explosionsfähigkeit, erhält dieselbe aber nach dem Austrocknen vollständig wieder. Bei längerer Aufbewahrung im trocknen Zustande erleidet die Schießbaumwolle eine Zersetzung, welche meistentheils nur eine ruhige Gasentwickelung zur Folge hat, aber auch eine Selbstentzündung herbeiführen kann. Die Angaben über die Temperatur, bei welcher die Schießbaumwolle sich entzünden soll, stimmen nicht ganz mit einander überein, indem sie häufig bei 90 — 100° C. getrocknet wird, bei weit geringerer Erhitzung aber auch schon Entzündungen vorgekommen sind. Lockere oder auch komprimirte Schießbaumwolle, mit flammenden oder glühenden Körpern in Berührung gebracht, entzündet sich und verbrennt rasch, selbst in leichtem Einschluß ohne Explosion. In festem Einschluß, so in Bohrlöchern, wird sie dagegen durch Reibung oder Stoß zur Explosion gebracht.

Nach den angestellten Versuchen soll die Schießbaumwolle das beste Schieß- oder Schwarzpulver 6 — 10mal in der Explosions- oder Sprengkraft übertreffen und beim Explodiren weder Rauch, noch Rückstände geben. Bei den in vielen Bergrevieren damit vorgenommenen Sprengversuchen bethätigte sie die größere Kraft der Schießbaumwolle im Vergleich zum Schwarzpulver zwar ebenfalls, doch nicht in dem angegebenen Verhältniß, indem selten mehr als die dreifache Kraft des Pulvers bei der Schießbaumwolle nutzbar gemacht werden konnte. Dabei erwies sich die Schießbaumwolle aber auch durch unerwartete Explosion als sehr gefährlich und zeigte bei ihrer Verwendung zu Sprengarbeiten auch manche andere Unzuträglichkeiten und Nachtheile, welche in Verbindung mit ihren sehr hohen Preisen und dem Mangel einer geeigneten Zündung ihre Anwendung beim Bergwerksbetrieb verhinderten.

Inzwischen wurden in Preußen, Oesterreich, Frankreich und England umfassende Untersuchungen über die Schießbaumwolle angestellt und manche Mängel derselben durch geeignete Vorkehrungen beseitigt. Besonders wichtig erscheint die Konstatirung der Thatsache, daß befeuchtete Schießbaumwolle unverbrennlich, daher in diesem Zustande bei dem Transport und der Aufbewahrung ungefährlich ist, getrocknet aber ihre Explosionsfähigkeit wieder erlangt. Abel gelang es ferner, den großen Nachtheil zu beseitigen, welchen die Schießbaumwolle bei Sprengarbeiten in ihrem dreimal größeren Volumen im Vergleich zum Pulver darbot. Er verarbeitete kurzfaserige Baumwolle oder Abfälle der Baumwollfabriken, indem er dieselben mit Potasche kochte, in Wasser reinigte, trocknete und nitrificirte, dann wie bei der Papierfabrikation zu einem dem Ganzzeug ähnlichen feinen Brei vertheilte und diesen durch hydraulische Presse unter einem Druck von mehr als 600 Atmosphären in eine feste Masse verdichtete, welche zu Patronen von ⅞ — 3" Durchmesser verarbeitet wurde. Die Versuche in Woolwich führten auch zu der Entdeckung, daß die Schießbaumwolle selbst im leichtesten Einschluß durch starke Knallpräparate zur augenblicklichen Explosion gebracht werden kann, und Abel hält sie deshalb für ganz geeignet, das Schieß- oder Schwarzpulver in seiner Verwendung, wenigstens zu einigen seiner wichtigsten Zwecke, namentlich auch bei den bergmännischen Sprengarbeiten zu verdrängen. Zur Veranschaulichung der Wirkung der Zünder mit Knallpräparat wurde 1 Unze Schießbaumwolle auf eine schwere Steinplatte gelegt und mittelst einer Zündung ohne Knallpulver entzündet. Sie verbrannte ohne besondere Detonation mit lebhafter Flamme in etwa 30 Sekunden und veranlaßte durchaus keine Beschädigung in ihrer Umgebung. Als aber ein gleiches Quantum Schießbaumwolle unter ganz gleichen Umständen auf die Steinplatte gelegt und durch die Zünder mit Knallpulver in Feuer gesetzt wurde, explodirte sie plötzlich mit einer heftigen Detonation, wobei die Steinplatte in Stücke gesprengt und an der Stelle, auf welcher die Schießbaumwolle gelegen, buchstäblich in Sand verwandelt wurde. Vergleichende Ver-

Digitized by Google

suche mit Schießbaumwolle und Pulver bei Alleuheads und Portsmouth ergaben günstige Resultate, sobald mit der gehörigen Vorsicht verfahren wurde, während aber auch bei dem geringsten Versehen die Wirkung den Erwartungen nicht entsprach. Könnte die Schießbaumwolle billiger hergestellt werden, so würde sie jedenfalls den andern neueren Sprengmitteln sehr entschiedene Konkurrenz machen. Auch amerikanische Versuche haben günstige Resultate ergeben, und als besonders vortheilhaft wird dort hervorgehoben, daß nach Explosion der Ladung kein Gas und kein Rauch in den Grubenbauen zurückbleibe, so daß die Oerter der langen tiefen Strecken auf den Versuchsgruben weit eher als bei dem Gebrauch von Pulver wieder zugänglich seien.

Das Dynamit. Das Nitroglycerin ergab bekanntlich bei zahlreichen Sprengversuchen sehr günstige Resultate, doch wurden dieselben durch die Unbequemlichkeit seiner flüssigen Form und die große Gefährlichkeit des Sprengmittels aufgewogen. Unter solchen Umständen hat sich Nobel ein großes Verdienst besonders um den Bergbau erworben, als er das Sprengöl in fester Form darstellte, indem er etwa 75% Nitroglycerin von 25% Kieselguhr oder Infusorienerde aufsaugen ließ und dadurch ein gelblichgraues, etwas schmierig anzufühlendes Pulver erlangte, welches den Namen Dynamit erhielt und sich bei mehrfachen Versuchen als ein vortreffliches Sprengmittel bewährt hat.

Obwohl das Dynamit nicht ganz ungefährlich ist, so steht es hierin wegen seiner festen Form und seiner geringen Empfindlichkeit gegen Stoß und Schlag dem flüssigen Nitroglycerin doch weit nach. Nobel behauptet, daß fast alle durch Nitroglycerin verursachten Unglücksfälle durch Ausrinnen aus der Verpackung und aus den Bohrlöchern, durch Einsickern in Gesteinsklüfte und durch andere von dem flüssigen Aggregatzustande desselben abhängige Zufälle entstanden seien, daß ferner aber auch, wenn das Nitroglycerin der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sei, es durch die aufgenommene Wärme gegen Konkussion sehr empfindlich sei und dann durch die geringste Erschütterung leicht zur Explosion gebracht werde. Solche Erschütterungen sind beim Dynamit ebenfalls weniger gefährlich, weil sich das Nitroglycerin hier in feinsten Theilchen zwischen einer nachgiebigen porösen Substanz vertheilt findet.

Das Dynamit verbrennt wie Nitroglycerin an der Luft ruhig und ohne Explosion, wenn es durch einen brennenden oder glühenden Körper entzündet wird, und entwickelt dabei Dämpfe von salpetriger Säure. Bringt man es dagegen durch künstliche Zündung zur Explosion, so entwickelt es nur Kohlensäure, Sauerstoff, Stickstoff und etwas Wasserdampf. Das Dynamit theilt die giftigen Eigenschaften des Nitroglycerins und darf daher nicht auf die Zunge oder auf die Haut gebracht werden. Es gefriert bei etwa 8° C. und ist dann nicht mehr durch die gewöhnliche Zündkapsel zur Explosion zu bringen, zu Sprengarbeiten aber überhaupt mit Nutzen nur in weichem Zustande zu verwenden, weil das gefrorne Dynamit durch Reibung oder Konkussion leicht explodirt und ohne Zusammenpressung das Bohrloch nicht ganz erfüllen kann.

Schon 1868 demonstrirte Nobel in der British Association die Eigenthümlichkeiten des damals noch ganz neuen Sprengmittels. Ein mit 10 Pfund Dynamit gefülltes Kistchen wurde auf ein starkes Feuer gelegt und verbrannte ruhig und ohne Geräusch. Ein anderes solches Kistchen, von einem 60′ hohen Felsen herabgeworfen, blieb so unversehrt, als sei es mit Sand gefüllt gewesen. Dagegen wurde die große Sprengkraft des Dynamits durch das bei seiner Explosion erfolgende Zerreißen eines Granitblockes und einer cylindrischen Eisenmasse nachgewiesen. Bei einem Bohrloch im Kalkstein, 22′ vom Rande der Gesteinswand entfernt, 15′ tief niedergestoßen, mit 12 Pfund Dynamit besetzt und zur Explosion gebracht, bewirkte ein starkes Zerreißen des Gesteins in einem Radius von 20′ um das Bohrloch herum.

Versuche von Bolley, Pestalozzi und Kundt ergaben ähnliche Resultate. Dynamit in geschlossenem Gefäß eine Stunde lang der Temperatur des Wasserdampfs ausgesetzt gab nichts Flüssiges ab und ließ auch keine Veränderung in der Substanz erkennen. Es wurde bestätigt, daß nicht fest eingeschlossenes Dynamit im Feuer nicht explodirt, während allerdings bei starkem Verschluß Explosion erfolgte. Im Brennpunkt eines größeren Hohlspiegels dem Sonnenlicht ausgesetzt, verbrannte das Dynamit mit schwachem Puffen, man darf aber wohl annehmen, daß beim Transport oder bei der Aufbewahrung eine so große Intensität der Sonnenstrahlen nicht leicht vorkommt. Stoß bringt fest eingeschlossenes Dynamit zur Explosion, allein der Stoß muß sehr heftig sein, und dann erfolgte die Explosion zwar zwischen zwei sehr harten Körpern, z. B. Eisen, dagegen nur selten zwischen Stein und Eisen und nicht wenigstens innerhalb der

Digitized by Google

Grenzen der Versuche zwischen Holz und Eisen. Durch Einwirkung der Elektricität konnte keine Explosion hervorgebracht werden, so daß also Gewitter auf das Dynamit keinen Einfluß haben dürften. Alle diese Ergebnisse sprechen für die verhältnißmäßige Ungefährlichkeit des Dynamits und lassen namentlich den Transport desselben auf der Eisenbahn unbedenklich erscheinen.

Allen diesen Thatsachen gegenüber erscheinen die vielen Unglücksfälle, welche bei der Bereitung, dem Transport, der Aufbewahrung und Verwendung des Dynamits vorgekommen sind, um so auffallender. Sie sind zum Theil unaufgeklärt geblieben, viele von ihnen sind aber der Vernachlässigung der von Nobel selbst empfohlenen Vorsichtsmaßregeln zuzuschreiben und hätten in einzelnen Fällen bei genügender Aufmerksamkeit vermieden werden können. Besondere Vorsicht erfordert das gefrorne Dynamit, welches nicht auf heiße Ofenplatten gelegt oder in stark erhitzte Räume gebracht werden darf. Es soll in lauwarmem Wasser aufgethaut werden, auch kann der Bergmann die gefrornen Patronen in die Tasche stecken, damit sie langsam erwärmt werden. Trauzl*) ist es übrigens gelungen, eine Zündvorrichtung auch für gefrorne Dynamitpatronen aufzufinden.

Auf die Gesundheit der Arbeiter wirkt das Dynamit um so weniger nachtheilig ein, als es in fertigen Patronen von dünnem Pergamentpapier bezogen werden kann. Bei Behandlung des Dynamits in loser Masse muß die Einathmung seines Staubes vermieden werden. Die Produkte der Explosion sind, wie erwähnt, ganz unschädlich, nur wenn bei der Verwendung des Sprengmittels unachtsam verfahren wird und ein Theil desselben, ohne zu explodiren, verbrennt, können sich salpetersaure Dämpfe entwickeln, welche die Wetter verderben. Immerhin sind diese Gase bei guter Wetterführung nicht so schädlich als Pulverdampf.

Die Zündung des Dynamits muß in ähnlicher Weise wie die des Nitroglycerins erfolgen, Nobel hat dafür eine Zündkapsel empfohlen, welche aus einem Kupferröhrchen besteht, am unteren Ende das Knallquecksilberpräparat enthält und zum Wegthun der Schüsse, sowohl bei gewöhnlicher Zündung, als auch bei Anwendung des elektrischen Funkens benutzt wird. Ein festes Besetzen des Bohrlochs ist bei diesen Zündkapseln nicht absolut nothwendig, ein solches mit losem Sande, Bohrlochsmehl oder Wasser jedoch zu empfehlen.

Nachdem die mit dem Dynamit in vielen Bergrevieren angestellten Versuche zum größten Theil günstige Resultate, namentlich in Beziehung auf seine große Sprengkraft gegeben haben, hat das neue Sprengmittel auf zahlreichen Bergwerken fortgesetzte Anwendung gefunden und fast überall das weit gefährlichere Nitroglycerin verdrängt. Es gewährt gegenüber dem Schwarzpulver trotz seines höheren Preises auch ganz entschiedene ökonomische Vortheile, und diese werden noch erheblich wachsen, wenn erst der Bergmann die Wirkungsweise des Dynamits bei den verschiedenen Gesteinen genau kennen und besser beurtheilen gelernt haben wird. Nach den bisherigen Erfahrungen ist das Dynamit vorzugsweise zur Verwendung in sehr festem, in drusigem und in sehr wasserreichem Gestein geeignet und hat sich in solchen, namentlich beim Schachtabteufen in vielen Revieren schon jetzt den Ruf eines unentbehrlichen Sprengmaterials erworben. Weniger günstig sind die Ergebnisse, welche man bis dahin bei dem Ortsbetriebe erzielt hat, immerhin aber hat das Dynamit auch hier bei festem und wasserreichem Gestein ähnliche Vortheile — Kosten- und Zeitersparniß — ergeben, während es beim Ortsbetrieb in wenig festem und weniger wasserreichem Gestein des höheren Preises halber mit Pulver nicht konkurriren kann. Auch bei der Steinkohlengewinnung konnte es sich, theils aus gleichem Grunde, theils aber auch wegen Verminderung des Stückkohlenfalls, keinen Eingang verschaffen; seine Sprengkraft ist in diesem Fall zu mächtig, und nur bei Anwendung engerer Bohrlöcher und etwa eines schwächeren Dynamits dürften sich günstigere Aussichten eröffnen. Sicherer wird das Dynamit beim Ortsbetrieb in der Zukunft mehr zur Geltung gelangen, denn hier lassen sich durch geeigneten Betrieb bedeutende Vortheile erzielen, und es kommt nur darauf an, daß die Bergleute sich mit dem neuen Präparat mehr befreunden, wie dies übrigens auf mehreren rheinischen Bergwerken bereits geschehen ist.

In Nordamerika wird das Dynamit unter dem Namen Giant Powder oder Riesenpulver sehr viel benutzt und leistet in Kalifornien auf solchen Werken, wo die wenig mächtigen goldführenden Gänge sehr fest und mit dem festen Nebengestein so verwachsen sind, daß die Gewinnungskosten der Erze den Kosten des nur unbedeutenden Ausbaus gegenüber sich sehr hoch berechnen, sehr wesentliche Dienste. Dies

*) Isidor Trauzl, Explosive Nitrilverbindungen, insbesondere Dynamit und Schießbaumwolle. 2. Aufl. Wien 1870.

Digitized by Google

ist namentlich der Fall bei Gängen, welche zwar viel Gold, aber weit zerstreut in der Gangmasse führen und dadurch eine große Erzförderung nöthig machen. Unter solchen Verhältnissen ist die Anwendung des Dynamits von großem Einfluß auf die Bauwürdigkeit vieler Gänge, und man hofft, daß es bei der hierdurch erzielten Ermäßigung der Gewinnungskosten gelingen werde, auch ärmere Erzmittel abzubauen und die bereits merklich gesunkene Goldproduktion Kaliforniens wieder zu heben.

Das Dualin ist ein aus nitrirten Sägespänen und Nitroglycerin bestehendes gelblichbräunliches Pulver, welches nicht zusammenballt, leicht in Patronen gefüllt und beim Gebrauch wie gewöhnliches Pulver behandelt werden kann. Im Freien angezündet verbrennt es ohne Explosion, welche hier sowohl, als auch in leicht verschlossenen Räumen, in Bohrlöchern mit losem Sand- oder Wasserbesatz nur mit einem kräftigen Zündhütchen, in fest besetzten Bohrlöchern aber wie das Pulver durch Strohhalm oder Raketchen bewirkt werden kann; auch bei niederer Temperatur ist es mit gewöhnlichen Zündhütchen explodirbar und soll in der Kälte unverändert bleiben (?). Feuchtigkeit schadet ihm nicht, soll seine Wirksamkeit sogar erhöhen, viel Wasser solche dagegen schwächen. Seine Hauptvorzüge sind: seine größere Wirksamkeit, seine leichte und billige Zündung in Bohrlöchern mit festem Besatz und die ungeachtet seines höheren Preises gegen Pulver damit verbundene Ersparniß an Materialkosten, Arbeitslohn und Zeit. Im Vergleich mit Dynamit wird sein geringerer Preis und seine geringere Gesundheitsschädlichkeit zwar hervorgehoben, doch ist das Dualin immerhin auch giftig, und der geringere Preis dürfte leicht durch die größere Wirksamkeit des Dynamits aufgewogen werden, wenn eine größere Leistung als jene des Dualins gefordert wird. Auch soll das Dualin gegen Schlag und Stoß weniger empfindlich als Nitroglycerin und Dynamit sein, was durch seinen dem Dynamit gegenüber geringeren Gehalt an Nitroglycerin bedingt sein dürfte.

Zur Darstellung des Dualins wird Cellulose aus sägemehlartig zerkleinertem, weichem Holz der Fichte oder Pappel durch Behandlung mit Säuren und darauf folgendes Kochen mit Sodalösung dargestellt, in Nitrocellulose übergeführt und mit Nitrostärke, Nitromannit und Nitroglycerin in verschiedenen Verhältnissen je nach der beabsichtigten Stärke gemischt. Das fertige Dualin wird nun sogleich in Patronen von sehr starkem Papier verpackt und kommt so in den Handel.

Das Dualin ist durch seine mehr allmählige und stoßende als plötzliche und zerschmetternde Wirkung für die Steinkohlen- und Steinsalzgewinnung sehr geeignet.

Auf mehreren Gruben sind sehr günstige Resultate mit dem Dualin erzielt worden.

Der österreichische Berggeschworne Pfeiffer, welcher bei Hüttelsdorf umfassende Versuche mit Dualin angestellt hat, ließ verpackte Patronen in einem Fäßchen von bedeutender Höhe herabstürzen, wobei Fäßchen und Patronen zerschellten, ohne daß Explosion eintrat; in einem Blechkasten befindliches Dualin verbrannte auf einem Feuer unter starker Rauchentwickelung, aber ohne Explosion, auch will Pfeiffer bei solcher Verbrennung keine salpetrigen Dämpfe bemerkt haben. Auf einem Ambos konnten dünne Schichten von Dualin durch Hammerschläge zur Explosion gebracht werden, aber stets explodirte nur das vom Hammer unmittelbar getroffene, und durch Schläge mit Holz ließ sich überhaupt keine Explosion herbeiführen. Bei Bohrlochsprengungen leistete Dualin ohngefähr fünfmal so viel als Schwarzpulver. Bei gleichem Volumen fand Pfeiffer das Dualin um 50% schwächer als Dynamit und betrachtet es als einen Nachtheil des ersteren, daß es die Ausnutzung der Bohrlochräume nicht in gleichem Maß wie das Dynamit gestattet. Dagegen hält er es für einen Vorzug, daß das Dualin auch in gefrornem Zustande leicht durch künstliche Zündung zur Explosion gebracht werden kann, verkennt aber auch nicht die damit verbundene größere Gefährlichkeit des Dualins und theilt einen Fall mit, wo durch Anbohren einer gefrornen Patrone mit einem Hohlmeißel ein Unglück entstand. Endlich ist zu bemerken, daß beim Verbrennen und Explodiren des Dualins keine gesundheitsschädlichen Gase beobachtet wurden, weshalb dasselbe beim Arbeiten in matten Wettern vor dem Dynamit den Vorzug verdienen dürfte.

Nach den Angaben von Trauzl besteht das Dualin annähernd aus 50 Gewichtsprocent Nitroglycerin, 30% Sägespänen und 20% Kalisalpeter und ist dem Dynamit gegenüber empfindlicher gegen Feuer, sowie namentlich auch im gefrornen Zustande gegen mechanische Einwirkungen. Er ist ferner der Ansicht, daß die Holzspäne eine geringere Aufsaugungsfähigkeit für Nitroglycerin haben und die Explosionsgase schädlicher als jene des Dynamits sein müssen.

Digitized by Google

weil sie bei dem größern Reichthum des Dualins an Kohlenstoff auch mehr Kohlenoxyd enthalten.

Der verbesserte Lithofracteur von Krebs und Comp. in Deutz besteht annähernd aus 52 Gewichtsprocent Nitroglycerin, 30% Kieselguhr und Sand, 12% Steinkohle, 4% Natronsalpeter und 2% Schwefel. Er wird in drei Sorten von verschiedener Stärke dargestellt. Er bildet eine teigige schwarze Masse, welche nach Luckow*) gegen Stoß und Druck fast unempfindlich, durch kräftige Zündhütchen aber und durch jede plötzliche Erhitzung auch unter Wasser zur Explosion zu bringen ist. Angezündet brennt der Lithofracteur nur langsam fort, ohne zu explodiren, er entwickelt bei seiner Explosion nur wenig Rauch und die entstandenen Gase sind unschädlich. Bei seiner großen Sprengkraft erfordert der Lithofracteur nur kleine Bohrlöcher und kann an passenden Orten selbst ohne solche zum Sprengen benutzt werden.

Im Allgemeinen leistet 1 Pfund Lithofracteur Nr. 1 ebenso viel wie 6 — 7 Pfd. Pulver und ist mithin billiger als dieses. Eine Anzahl Sprengversuche lassen eine sehr bedeutende, jedoch mehr zerreißende als sprengende Wirksamkeit erkennen. Tranzl betrachtet den Lithofracteur als Dynamit mit einem Zusatz von etwa 20% eines schlecht kombinirten Schwarzpulvers, welcher die Explosionsfähigkeit des Präparats bei niederer Temperatur sichern soll, aber auch in Folge des Ueberschusses an Kohlenstoff bei der Explosion eine große Menge von Kohlenoxyd, also schädlicherer Gase als das Dynamit liefert. Außerdem zeichnet sich der Lithofracteur vor dem Dynamit zu seinem Nachtheil durch die größere Empfindlichkeit gegen höhere Temperaturen aus (er entzündet sich bereits bei 120°, Dynamit bei 190°), sowie in Folge seines Gehalts an hygroskopischem Natronsalpeter durch die Empfindlichkeit gegen Feuchtigkeit und Wasser. Endlich hat der Lithofracteur eine geringere Kraft als das Dynamit und konnte sich dem entsprechend noch keinen Eingang zur größern Verwendung beim Bergbau verschaffen.

Coloniapulver von Gebrüder Wasserfuhr und Comp. in Köln besteht der Hauptsache nach ebenfalls aus Nitroglycerin, von welchem etwa 30 — 35% durch ein dem gewöhnlichen Sprengpulver ähnliches Schießpulver aufgesaugt sind. Es erfordert wie alle übrigen Nitroglycerinpräparate eine künstliche, etwas kräftige Zündung. Einige Versuche, welche bekannt geworden sind, ergaben dem gewöhnlichen Schießpulver gegenüber eine 5 — 6mal stärkere Wirkung, welche aber schwächer ist als die des Dynamits. Die für das Coloniapulver erforderlichen stärkeren Zündkapseln wiegen den Vortheil auf, welchen das Coloniapulver durch seinen niedrigeren Preis dem Dynamit gegenüber darbietet.

Faßt man alles zusammen, so ergibt sich, daß die beiden zuletzt besprochenen Sprengmittel schwerlich auf eine ausgedehnte Verwendung beim Bergbau rechnen können, während sich die Aussichten für das Dualin günstiger gestalten. Indessen dürfte auch dies hinter dem Dynamit zurückstehen, mit welchem in England die Schießbaumwolle in Konkurrenz getreten ist. Nach Tranzl wird das Schwarzpulver in nicht zu ferner Zeit einem der beiden letzteren das Feld räumen müssen, und indem er diese mit einander vergleicht, gelangt er zu dem Resultat, daß für Sprengzwecke gegenwärtig entschieden das Dynamit der Schießbaumwolle weitaus vorzuziehen sei. Dem Sprengpulver gegenüber hat das Dynamit folgende Vorzüge:

1) Die Erzeugung ist eine weit einfachere, sicherere, schnellere und liefert ein weit gleichförmigeres Produkt.
2) Es bietet eine nahezu vollkommenere Sicherheit vor Explosionen durch offenes Feuer und glühende Körper dar und ist vollkommen unempfindlich gegen Stöße und Schläge, wie sie beim Transport vorkommen können, ꝛc.
3) Der Verlust, den man durch Zersetzung allenfalls unreinen Sprengöls erleidet, ist weitaus geringer als jener, der ganz unvermeidlich und regelmäßig bei Schwarzpulver durch Verstäubung und Feuchtigkeitsanziehung entsteht.
4) Das Dynamit entwickelt bei gleichem Gewicht gegenüber dem Schwarzpulver, je nach den Verhältnissen, unter welchen es angewendet wird, 2 — 10fache Kraft, bei gleichem Volumen die 4 — 16fache Leistung.
5) Den größten Vortheil gegenüber dem Schwarzpulver bietet das Dynamit bei allen Sprengungen in wasserhaltigem Gestein oder unter Wasser dar, und beträgt in solchen Fällen die Kostenersparniß fast immer über 50%, der Zeitgewinn über 100%.
6) Die Sprenggase sind wegen der bei reinem Nitroglycerin möglichen vollständigen Verbrennung weitaus unschädlicher als bei Schwarzpulver und erlauben daher einen

*) C. Luckow über Sprengpulver und Sprengpulversurrogate. 2. Aufl. Deutz 1869.

Digitized by Google

weit rascheren Betrieb unter Tage, selbst an schlecht ventilirten Orten.

Dagegen sind die Hauptmängel des Dynamits:

1) leichte Trennbarkeit des Nitroglycerins von der Kieselerde durch Wasser, wodurch ein längeres Verbleiben unter Wasser ohne Benutzung wasserdichter Hüllen unthunlich ist;
2) Hartwerden bei niederer Temperatur, wodurch Schwierigkeiten bei Herstellung und Verwendung eintreten.

Neue Faserstoffe. Bei der großen Bedeutung, welche die Auffindung neuer Faserstoffe für so viele Zweige der Industrie besitzt, wollen wir in Folgendem einige Mittheilungen wiedergeben, welche Professor Braun in der letzten Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin gemacht hat. Er zeigte eine Papierprobe aus Abutilon Avicennae *Gärtn.* (Sida Abutilon *L.*), welche ihm Engelmann aus St. Louis mit der Bemerkung gesandt hatte, daß diese Pflanze in fast ganz Nordamerika, besonders im Mississippithal ein gemeines Unkraut und überall zum billigsten Preise zu bekommen sei. Die ganze trockne Pflanze wird dürre in die Mühle geworfen und liefert das Material zu dem jetzt in Nordamerika sehr gebräuchlichen Druckpapier. Der Bast wird auch zu Bindfaden und Seilen verwendet. Abutilon Avicennae soll seine Heimat in Ostindien haben, von wo es sich muthmaßlich durch Wanderung über den Osten und Westen Asiens über Südeuropa und Nordafrika, endlich über einen großen Theil von Amerika und Australien ausgebreitet hat. Es wurde schon in früher Zeit, namentlich in China als Gewebepflanze benutzt, was zu seiner Ausbreitung wesentlich beigetragen haben mag.

Ferner legte Braun zubereiteten Bast von Hibiscus macranthus *Hochst.* vor, welchen Schimper aus Abessinien gesendet hatte. Sowohl diese Art, als auch H. calycinus *W.*, beides groß und schön blühende Sträucher, welche in Abessinien bei 5 — 6000' über dem Meere vorkommen, liefern, nachdem der Bast eine Woche im Wasser erweicht und dann geklopft worden ist, eine starke seidenglänzende Faser. Die Familie der Malvaceen, der die genannten Pflanzen angehören, ist unter den Gewächsen, deren Bast zu Stricken, Gespinnsten oder Papier verwendet wird, besonders reich vertreten. Hibiscus Rosa sinensis liefert in China Papier, ebenso H. syriacus. Hibiscus cannabinus wird in Ostindien und am Senegal zur Bereitung von Stricken und Geweben benutzt, ebenso H. elypeatus und Paritium elatum in Westindien, P. tiliaceum in Ostindien und auf den Sandwichsinseln. Der Bast des einer sehr nahe verwandten Familie (Bombaceae) angehörigen Affenbrodbaumes, Adansonia digitata, wird nach der Erfindung von Monteiro seit mehreren Jahren zu einem theils halbweißen (gelblichen), theils reinweißen, glatten und sehr festen Papier verarbeitet. Nicht minder ergiebig ist in dieser Beziehung die nahe stehende Familie der Tiliaceen, welcher Corchorus und Triumfetta angehören, aus welchen Gattungen mehrere Arten in China, Ostindien und Afrika als Gewebepflanzen benutzt werden. Nach diesen Familien ist die der Urticaceen besonders reich an Pflanzen, deren Bast benutzt wird, eine Familie, welche zwar in der bisher gebräuchlichen Systematik eine von den Malvaceen weit entfernte Stellung einnimmt, in Wirklichkeit aber derselben sehr nahe verwandt ist, wie namentlich Weddell in seiner Monographie der Urticeen (Paris 1856) gründlich und ausführlich nachgewiesen hat. Urtica cannabina und dioica (Nesseltuch), Boehmeria nivea (Chinagras) und B. tenacissima (Rameh oder Reah), Girardinia heterophylla (Nilgerrisfaser), Laportea pustulata (Mexikanischer Hanf), Cannabis sativa und Broussonetia papyrifera (japanisches Papier) sind durch ihren Gebrauch bekannt.

So ist es also eine Reihe im natürlichen System eng verbundener, einem und demselben Verwandtschaftskreise angehöriger Gewächse, welche dem Menschen durch die übereinstimmende Beschaffenheit ihres Bastes vorzugsweise nützlich geworden sind, und wir können diesem Kreise, wenn auch minder innig, noch die älteste aller Gewebepflanzen, den Lein anschließen. Nur wenige und minder bedeutende Gewächse, deren Bastfaser in ähnlicher Weise benutzt wird, gehören diesem Familienkreise nicht an; so unter den Dikotylen namentlich Daphne, unter den Monokotylen Phormidium (neuseeländischer Flachs), Sanseviera, Agave, Musa und andere.

Nekrolog.

Maniel, Jakob, Generalinspektor im französischen Corps des ponts et chaussées, früher Organisator und Generaldirektor der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft, † 21. April zu Versailles.

Redaktion von Dr. Bruno Meyer und Dr. Otto Dammer.

Digitized by Google

Register.

A.

Abanga 486.
Abelmoschus tetraphyllus 573.
Abutilon Avicennae 768.
— Indicum 573.
Acacia procera 574.
Achenbach, Andr. 96.
— H. 24.
— Osw. 26.
Achillea atrata 235.
— moschata 235.
Achillein 235.
Aefa, Bygmäreuolf 486.
Adam, Franz 218.
Adansonia 768.
Afinger, Bernh. 223.
Afrika, Entdeckungen 483. 539.
Agrikulturchemie 719.
Aigner, J. M. 222.
Aimmüller, M. E. 100.
Aktiengesellschaften 434.
Alaska 538. 733.
Algen 111.
Algonkiner, Anthropophagie 287.
Alkajamanna 500.
Allgau, Cl. 483.
Alsine verna 46.
Amadori, E. 481.
Amberg, Wilh. 99.
Ameisse 166.
Amidon-Verfect 460.
Andreä, T. 218.
Andrei, F. 482.
Andresen, A. 670.
Angeli, Heinr. v. 222.
Anhalt, Zuckerproduktion 57.
Anicet-Bourgeois 413.
Anisöhly, Karl 340.
Anfiglioni, L. 481.
Anthropophagie 285.
Antiaris succidora 573.
Apfelbaum in Chile 238.
Apvlegath, A. 448.
Arbeitslohn, neues System 501.
Argenti, G. 478.
Aristolochia 240.
Arizona 540.
Arlati, C. 480.
Armand (Strubberg) 470.
Armeria vulgaris 46.
Artillerie 508.
— Schießen 254.
Arum Italicum, Betäubung 239.
Arzneimittel, Einspritzung unter die Haut 44.
Affen, Entdeckungen 606.
Arten, Veränderung derf. 350.
Atraphaxis spinosa 500.
Auber, D. F. E. 721.
Aubjika, Oase 489.
Auguste Friederike von Mecklenburg 526.
Auftralien, Anthropophagie 289.
— Entdeckungen 607.
Azteken, Anthropophagie 287.

B.

Bäbis-Sekte des Orients 200. 267.
Babuck 486.
Bancel 327.
Baden, Zuckerproduktion 57.
Balata 418.
Bamberg, A. Freih. von 64.
Bankpapiere 309.
Barta, Emerich 413.
Barth, G. A. 327.
Bartoszewig, J. 21.
Barzaghi, Fr. 478.
Baffin, R. H. 151.
Baffutoland 483.
Baffutoland, Anthropophagie 290.
Battas auf Sumatra 227.
Baudiffin, A. von 532.
Baubinia purpurea 574.
— racemosa 574.
Baur, A. 31.
— F. Ch. 660.
Bayern, Zollwuth 201.
Becker, August 656.
— Jakob 220.
— Karl 96.
Begas, Adalbert 98.
— Oskar 97.
— Reinh. 224.
Behr, J. A. H. v. 404.
Beethoven-Literatur 723.
Belagerungsartillerie 508.
Belgien, Eisenbahnen 620.
— Zuckerproduktion 58.
Bellermann, F. 25.
Bendemann, Eduard 220.
Bergonzoli, G. 481.
Berlioz, Hector 534. 532.
Bernard, M. 727.
Berlin, Prostitution 307.
Berliner akademische Ausstellung 1870 21.
Berling 586.
Bernasconi, P. 481.
Bewers, E. 220.
Bianchi, A. 481.
Bibra, E. v. 468.
Bibschichst 500.
Biel, A. 25.
Bienaimé, A. 477.
Bier 576.
Biermann, Gottl. 97.
Biggi, G. 479.
Bischof, Gustav 122.
Bitter: K. Löwe's Selbstbiographie 91.
Blankenese, A. v. 384.
Bleibtreu, G. 32.
Boé, Emil 538.
Böhm, August 473.
Bodeneinsenkung in Nordafrika 488.
Böcker, C. 98.
Boehmeria 768.
— nivea 46.
— tenacissima 45.
Böttcher, Chr. 28.
Böttger, Adolf 21. 289.
Bombacaae 768.
Bonaparte, Prinzessin Lätitia 460.
Boni, Fil. de 13.
Bonpiani, R. 477.
Boffet-Sauke, J. v. 384.
Bottinelli, A. 480.
Brage, E. 489.
Brandes, Wilhelm 414.
Brandt, Josef 222.
Brassay, Thomas 192.
Brauer, Fr. 666.
Braunkohlen in Rußland 618.
Braunschweig, Zuckerproduktion 57.
Bree, Philipp van 418.
Brendel, Albert 222.
Brod, Rübzuckergehalt 760.
Brodwolf, Louis 223.
Bromeid, A. 218.
Brouss-netia 768.
Bublitz, Emil 97.
Büloro, Paul 97.
Bulgaren 39. 101.
Burgoff, R. 576.
Burmannia 170.
Butea parviflora 574.
Butterbereitung 58.
Buzzola, A. 666.

C.

Calandrelli, Al. 225.
Calvi, P. 479.
Campbhausen, W. 32.
Canestrini, G. 82.
Cannabis 768.
Carpelmann, B. 434.
Caffellani, Eug. 482.
Caumer, Emil de 219.
Cecolipa 734.
Celebes, Kolonialsystem 172.
Celtis Roxburghii 574.
Cercopegia elegans 240.
Cerdoruco 542.
Chambers, R. 532.
Chemie, moderne 558.
Cherbuliez, Joel 58.
China, die Verbreitung der europäischen Wissenschaften in, I. II. 660. 719.
— Geologisches 611.
Chinarinde in Ostindien 47.
Chlor, Bereitung 384.
Chloralhydrat 677.
Chlysti 423.
Chodzko, B. 532.
Chrisell, G. 478.
Clement 18.
Cochlospermum Gossypium 573.
Cochonbulver in Ostindien 47.
Chloroformbulver 767.
Colorado 541.
Corbalán, M. E. 82.
Corbellini, L. 478.
Corchorus capsularis 573.
— olitorius 573.
Cordia latifolia 574.
— Rothii 574.
Corti, C. 479.
Corydalis 242.
Courcelles, Schlacht bei 184.
Certuk, Konst. 99.
Creton 32.
Curare 169.
Cyperus 500.

D.

Dampfkesseleinlagen 318.
Darien 545.
Darwinismus 350.
Daumas, M. J. C. 760.
Decker, C. F. 28.
Deschamps, Emile 665.
Deutsche in Nordamerika 541.
Deutsches Reich, historisch-politische Umschau 9. 129.
Deutsch-französischer Krieg, historisch-politische Umschau 13. 136. 263. 385. 510.
Deutschland, das geschichtliche Verhältniß mit Frankreich 65. 193. 321. 449. 577.
— die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Süd- und Norddeutschland 139.
Dezzino 234.
Diamanten in Afrika 484.
Diastase und Stärke 233.
Didier, Rosa 414.
Diehitra 241.
Dietrichstein-Mensdorff, P. Just. 405.
Dietz, Feodor 32. 158.
— Rob. 234.

Digitized by Google

Dini, G. 478.
Dixons Secten- u. Kulturbilder 14.
Doujette, L. 25.
Dowell, Patrick M. 158.
Doyat, Louis 460.
Dreydorff: Pascal 84.
Drossel und Mistel 287.
Duchobortzen 491.
Dubevaut, Kasimir 532.
Dücker, E. 22.
Dünen der kurischen Nehrung 739.
Dünger 388.
Dürers vierhundertjährige Geburtstagsfeier 666.
Dumas, Alex. 89.
Duninge, Dr. 666.
Dynamit 764.

E.

Eberle, K. L. 474.
Eckardt, Ludw. 333.
Eichenmanna 426.
Eichens, Malw. 220.
Eier-Import nach England 753.
Eigner, Andr. 32.
Einsle, Anton 483.
Eisenbahnpapiere 307.
Eisengießerei, Tropfengestalt 166.
Elsaß-Lothringen 264.
Encke, Erdmann 223.
Engelhard, Wilh. 224.
Engert, C. v. 607.
England, historisch-politische Umschau 513.
— Import von Eiern 753.
Eötvös, J. Freih. v. 353.
Erasmus von Rotterdam 462.
Erben, K. J. 21.
Erde, Gestalt derselben 348.
Erdy, Joh. 712.
Erinoceras Kalmoni 573.
Ernährung und Körperbau 381.
Eschke, H. 26.
Esser, F. J. 483.
Eucalyptus amygdalina 606.
Europa, Anthropophagie 225.
Europäische Gradmessung 737.
— Wissenschaften in China 1. 11. 660. 719.
Evans, David 390.

F.

Fagus Cunninghami 608.
Fan, Anthropophagie 229.
Faraday, Michael 295. 351.
Farragut, David Glasgow 76.
Faserstoffe 768.
Fatio, Morel 483.
Faulkner 431.
Faust, H. 290.
Fecker, G. 97.
Feldgendarmen 63.
Festuca durinscula 46.
Festungsartillerie 508.
Fétis, F. J. 538.
Feuerbach, Anselm 219.
Fidschiinseln, Anthropophagie 292.
Fiedler, W. 25.
Fischer-Achten, F. 666.
Flechten 614.
Fledermäuse, Flugbau 362.
Fledermausguano 383.
Flottenstationen 171.
Fraccaroli, J. 480.
Franke, L. G. F. 343.
Frankreich, das geschichtliche Verhältniß mit Deutschland 65. 193. 331. 449. 577.
Frankreich, historisch-politische Umschau 13. 136. 263. 385. 519.
— Sozialismus u. Kommunismus 47.
— Tollwuth 300.
— wirthschaftliche Zerrüttung 242.
— Zuckerproduktion 58.
Frenzel, K. 402.
Freyberg, Konr. 32.
Frick, Hermann von 340.
Fricke: Ludwig van Beethoven 724.
Fried, H. J. 33.
Friesen, Freih. von 460.

G.

Gallait, Louis 223.
Gansauge, H. v. 447.
Gasbeleuchtung 191.
Gaubard, M. v. 258.
Gaudeluß, Karl 414.
Geerts, Jul. 27.
Geldmarkt 305.
Gemmingen, K. F. v. 656.
Generalstab 252.
Generatio aequivoca 351.
Genty, Wilhelm 98.
Gerlache, Baron v. 405.
Germini, de 460.
Gersdorff, F. W. v. 327.
Gerstäcker, Fr. 407.
Gerstorfer, A. 538.
Gerster, J. B. 538.
Gervinus, G. G. 473.
Gesetzgebin 499.
Getwinnstfasern, indische 573.
Getwinnstpflanzen 45.
Giani, Vincenzo 480.
Gilfsland 163.
Girardinia 768.
— armata 46.
Gliemann, A. 670.
Glockenblumen 241.
Gnotuffee 608.
Gold im Maschonalande 485.
— in Lappland 613.
Golfstrom 165.
Goltz, Bogumil 278.
Gossypium 573.
Grädt, K. und P. 219.
Gradmessung, europäische 737.
Graf, Gust. 97.
Grande, B. A. 405.
Graphit, künstliche Bildung 734.
Graß-Cloth 46.
Gravelotte, Schlacht bei 639.
Gregorovius, Ferdinand 306.
Grewia elastica 573.
— microcos 574.
— villosa 573.
Griesinger, Th. 408.
Grill, Moriz 340.
Grönland, Ostküste 159.
Grube, Elisabeth 129.
Grein, Jul. 97.
Guano 383.
Guatemala 543.
Gude, H. 24.
Günther, F. H. 414.
Guglielmi, Guglielmo 217.
— R. 476.
Guineaküste, Anthropophagie 228.

H.

Habelt, Elisabeth 220.
Hadhramaut 611.
Hähnisch, Ant. 97.
Hämatofin 737.
Hagen, Bianca v. 97.
— Hugo 483.
Hagn, Ludwig v. 219.
Haidinger, W. K. v. 501.
Haiter, Sir George 340.
Hale, William 83.
Halopteleа integrifolia 573.
Handjery, Gregor 128.
Hardwick, Ph. 225.
Harrach, Graf 95.
Harrer, M. 21.
Harwthorne, Frau 474.
Haussens, C. L. 666.
Hazelius, A. M. 722.
Hecker, C. W. 483.
Heger, H. 219.
Heilbuth, Ferd. 218.
Heldewier, A. W. L. M. 83.
Helfft, Jul. 219.
Helleteres Isora 573.
Heller, Robert 722.
Helmholtz, Hermann 33.
Helmstätt, C. v. 666.
Hengel, W. A. v. 413.
Henkel, J. B. 501.
Henne-Am Rhyn: Kulturgeschichte der neuern Zeit 604.
— A. 83.
Henze, Rob. 223.
Hermelin 160.
Herrenburg, A. 218.
Herschel, J. 735.
Hertel, Alb. 26.
Heß, K. v. 538.
Heterotropa 210.
Heyden, August von 95.
Hibiscus 768.
Hiddemann, F. 26.
Hildebrand, Ernst 97.
Hill, Orgelbauer 340.
Hillebrand, Jos. 413.
Hoff, Karl 22.
Hoguet, Ch. 26.
— 606.
Holländerküste 379.
Holländisches Kolonialsystem 172.
Holland, Zuckerproduktion 58.
Hollenbach, J. D. 670.
Holtzendorff-Dietmannsdorf, von 586.
Honduras 543.
Horn 304.
Horschelt, Th. 538.
Hotham, Lord 151.
Hübner, K. 26.
— Jul. 26.
Hülsenfrüchte, Befruchtung 240.
Hünten, Emil 32.
Hugo, Charles 474.
Hulland-Bréholles, Alphonse 586.
Humbert: Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik 152.
Hencke, K. L. 431.
Hydathe-Indianer 540.
Hydrotorgengaslampen 192.

J.

Jäger, G. 607.
Jahn: L. v. Beethoven 724.
Jamaika 545.
Janda, Johannes 293.
Japan 612.
Jarkend 610.
Jassim 610.
Java, Kolonialsystem 179.
Jerichau-Baumann, Elise 221.
Jernberg, A. 27.
Indigo, künstlicher 735.
Ingram, J. 151.
Injektion, subkutane 44.
Instinkt 350.
Jordan, Rud. 27.
Ireland, C. A. 218.
Irmer, C. 218.
Irokesen, Antrophophagie 287.
Island, Vegetation 722.
Iturig, Xaver 95.
Italien, Areal u. Einwohnerzahl 613.
— historisch-politische Umschau 8. 257.
Italische, nord-, Sprache 475.
Iturzeugnosie 743
Jute 574.
Java 235
Ivaol und Ivain 235.

K.

Kaiser, Fr. 32.
Kalckreuth, Graf 25.
Kallenmoier, 418.
Kamecke, Otto v. 21.
Kaninchenpioniere 285.
Kap York, Halbinsel 72
Kariben, Anthropophagie 287.
Kartoffel, Stärkemehlgehalt 753.
Kartoffelkrankheit 751.
Kartoffelpilz 610.
Kavallerie 123.
Keil, Karl 223.
Kempter, K. 472.
Kesselstein 318.
Kiärbölling, M. 238.
Kiefern, Bestäubung 230.
Kirchhofer, Rud. 418.
Kirstein, M. 607.
Klima und Wald 563.
Knaus, L. 22.
Knepper, W. 508.
Knigge, Otto 216.
Knittel, A. 480.
Köchlin, D. 704.
Köhl, A. 538.
König und Bauer, Lohnsystem 541.
Königin-Charlotten-Insel 539.
Kolonien 171.
Kommanditgesellschaften 44
Kommunismus in Frankreich 47.
Konstantinow 447.
Kopf, Jos. 225.
Kosmos, Entwicklungsgeschichte 345.
Krasnowodsk 505.
Kraus, Fritz 96. 97.
Kretschmer, Herm. 99.
Kreßig, Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart 405.
Kriegsrecht 568.
Krohgk, F. v. 460.
Krüger, K. 25.
Kübret bogdhasi 501.
Kuefstein, Franz, Graf 95.
Kühnel, M. 508.
Kürnberger, Ferd. 407.
Kuß, Marie 460.
Kulturgeschichte der neuern Zeit 651.
Kupfer in Pflanzen 46.
— in Thieren 46.
Kupferlegirungen 448.
Kurische Nehrung 739.
Kurischer Hoff 679.
Kurpel, K. A. 665.
Kydia calycina 573.

L.

La Mara: Ludwig van Beethoven 724.
Lange 576.
Lanzius Beninga, S. 501.
Lapertosa 768.
Lappland 612.

Digitized by Google

Laelaps nidificans 500.
— subrugosus 500.
— truncatus 501.
Lasch, K. 28.
Lassalle's Briefwechsel mit Rodbertus 209.
Laterna sapientiae 122.
Lauer-Münchhofen 656.
Leconomus esculenta 501.
Lee, Robert, E. 76.
Lejean, G. 480.
Lemming 160.
Leroux, P. 622.
Lessing, K. F. 26.
Leverkus, Staatsrath 83.
Lewald, Aug. 474.
Lichen esculentus 501.
Licht und Pflanze 365.
Lier, A. 22.
Lindemann-Frommel, K. 26.
Lindenschmit, Wilh. 218.
Linger, P. L. R. W. v. 348.
Lippert, P. 408.
Lithofracteur 767.
Loesen, B. v. 25.
Löwe, Karl 90.
— Ludwig 475.
Löwenthal, Emil 217.
Lombardi, G. 482.
— G. B. 477.
Longet, F. A. 737.
Loos, J. F. 597.
Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin der Niederlande 83.
— Wilhelmine Friederike Alexandra Anna, Königin von Schweden 526.
Louisiadenarchipel 280.
Luccardi, B. 480.
Lüttenburg, historisch-politische Umschau 138.
Lwoff, Alexis 216.

M.

Mabot 151.
Mäkricker 460.
Magenpumpe 678.
Magni, P. 477.
Magnolia 240.
Mailand, die Victor-Emanuel-Galerie 475.
Majoli, L. v. 479.
Mamiel, N. 708.
Makalanen 421.
Malta, Geologie 120.
Malz, Wirkung desselben 233.
Mancini, P. 481.
Manteufel auf Duggenkopel 405.
Manganateigungen 448.
Manna 469.
Mannaflechte 501.
Manucci, Nov. 418.
Marcello 480.
Marckhal, F. 586.
Maria Annunciata, Erzherzogin 712.
Marmor färben 282.
Marquesasinseln, Anthropophagie 293.
Marsano, W. v. 606.
Marshall, James 221.
Martignier, T. 712.
Martinich v. Martinegg 701.
Massimo d'Azeglio, Luisa 712.
Maty, Robert 256.
Mayer: Lehrbuch der Agriculturchemie 750.
— H. C. 219.
Mayr, B. v. 607.
Meinecke, Aug. 89.
Melanesien, Anthropophagie 290.
Menschl: Ludwig v. Beethoven 723.
Menzel, Ad 99.
Mercadante, S. 158.
Mesjayas, Anthropophagie 289.
Metalloxyde und Pflanzen 46.
Meyener, A. 26.
Mexiko 642.
Meyerheim, Franz und Paul 96.
Mehr, Melchior 665.
Miglioretti, Pasquale 477.
Milchfieber 345.
Milchwirthschaft 379.
Minorbo, T. 225.
Mintrop, Th. 221.
Mirandos, Anthropophagie 285.
Mistel und Trüffel 237.
Mittrailleuse 60.
Moleschott, K. G. 496.
Möller, A. 223.
Möllhausen, Baldwin 479.
Möring, Karl, Baron v. 256.
Molière und das deutsche Kunstspiel 152.
Mona, F. J. 592.
Monbutten 486.
Money, how to manage a colony 172.
Monteverde, G. v.
Moorschichtschiefe 422.
Morgan, A. de 598.
Morrent, Auguste 30.
Mosche in 235.
Moschesch, Fürst 483.
Moschusochse 160.
Moser, Jul. 224.
Motenji, M. 35.
Mügge, Theodor 407.
Müller, Eduard 224.
— Gustav 220.
— Victor 218.
Munk, Eduard 665.
— Philipp 304.
Munro, Alex. 725.
Murchratt, J. S. 576.
Myodes torquatus 160.

N.

Nachtigal 486.
Nährfähigkeit verschiedener Brodsorten 760.
Nahrung, Verwerthung 381.
Nar, G. v. 460.
Naturkräfte, Verwandtschaft 545.
Nebelflecke 346.
Nervenbiegungen 362.
Nerven, Fortpflanzungsgeschwindigkeit 108.
Netze 529.
Neuguinea, Anthropophagie 280.
Neuhausen, F. v. 701.
Neukaledonien, Anthropophagie 295.
Neusiedler See 732.
Niamniam, Anthropophagie 231.
Niamniamland 485.
Nicutowsky, A. 27.
Niemeyer, H. v. 496.
Nilwasser, Zusammensetzung 122.
Nohl, Beethovens Brevier 734.
Nordki, Egesippo 481.
Nordamerika, historisch-politische Umschau 641.
— Klima 540.
Norddeutsches Heer, Feldgendarmen 63.
Nordenberg, B. 98.
Nordfahrten 158.
Nyari, P. 656.

O.

Oelgemälde, Erhaltung derselben 414.
Oenicke, Clara 97.
Oesterreichische Papiere 305.
Oesterreich, Zuckerproduktion 58.
Oettingen-Wallerstein, Prinz 160.
Opvolzer, J. 614.
Orangefreistaat 484.
Osiud, Georg 212.
Osmiden, Chinakultur 47.
Ostpreußen, Bodenschwankungen 679.
Ovibos moschatus 160.
Oxon, Anwendung für Heilzwecke 737.

P.

Pagani, L. 477.
Pahuins, Anthropophagie 229.
Palm, Friedrich 413.
Pandanus furcatus 574.
Pandiani, Giovanni und Costantino 480.
Pangenesis 351.
Panleum colonum 487.
Pape, Ed. 26.
Paris, Prostitution 367.
— Vervollwantirung 438.
Partilum 708.
Parmelia esculenta 501.
Pascal und die Jesuiten 83.
Passifloren 241.
Passini, L. 216.
Passionsblumen 304.
Paulet, Lord Frederick 256.
Pour, A. 405.
Peluzi, R. 481.
Pepsin 362.
Perbandt, K. v. 26.
Perktols, Anton 47.
Pernhart, M. 607.
Peters, Anna 240.
Pettenkofer: Ueber Oelfarben und Konservirung der Gemälde 414.
Petzold, Rud. 327.
Pehl, J. 670.
Pfeuffer, H. v. 405.
Pflanzen, Selbstbefruchtung 239.
— Wahrvermögen 46.
Pflanzentheile, Richtung derselben 436.
Pflanze und Licht 365
Pflanzenverbreitung 236.
Pflotw, K. 218.
Pilze 555.
Pischhorst, Bernh. 97.
Pohl, Jeanne 33.
Polen, die, in Preußen 456.
Pollet, J. B. A. 286.
Polynesien, Anthropophagie 292.
Ponson du Terrail 286.
Pontusfrage 138. 519.
Prantner, J. 666.
Preußen, montanistische Production 709.
— Tollwuth 301.
Prim, Graf 209.
Prosopis spicigera 574.
Prostitution 367.
Protestantenverein, der deutsche 712.
Protestantismus, Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart 461. 526. 586. 656. 712.
Protuberanzen 494.
Pückler-Muskau, Fürst 333.

Q.

Quercus infectoria 490.

R.

Racenunterschiede 379. 381.
Ramée 46.
Ranken, Q. L. C. R. 384.
Ranja, Affe 486
Rasmussen, R. 26
Rationalismus, die Periode des 586.
Ratten und Trichinen 365.
Redcliffe, John 410.
Regenerationsverfahren (bei Oelgemälden) 414.
Regenbart, R. 606.
Regnault, H. de. R. 340.
Reichelt, Auguste 220.
Reisbier 576.
Reither, K. 560.
Remy, Marie 220.
Renault 128.
Renz, Karl v. 256.
Reuchlin 468.
Reuter, Fritz 227.
Ribary, Rud. 222.
Richter, Gust. 47.
— Hélène 220.
Riesstadt, Wilh. 220.
Rindviehzucht 379.
Robertson, L. D. 334.
Rochefoucauld, de la, Herzog von Doudeville 61.
Rodel, J. R. 85.
Rotscher, H. Th. C. 96.
Roman, der transcendentale, ironische in der deutschen Literatur I. II. 405. 467.
Rombe Island 490.
Romer, Henriette 225.
Rosetti, A. 482.
Round Island 490.
Rojanow 212.
Rübenzuckerproduktion 57.
Rückert, Dr. L. J. 590.
Rumänische Eisenbahnobligationen 208.
Rumigny, Marquis v. 405.
Ruppius, Otto 469.
Ruß, Rob. 222.
Russische Papiere 307.
Russisches Heer 442.
Rußland, Braunkohlen 618.
— historisch-politische Umschau I.
— in Mittelasien 501.
— Seiten (v. Tiron) 15. 419.
— Zuckerproduktion 58.
Ruths, Bal. 218.

S.

Saal, Georg 218.
Sabbatniken 421.
Sabine-Insel 159.
Sachsen, Zuckerproduktion 57.
Sagredo, Graf 405.
Saigon 174.
Saldapenna, Debrauz de 397.
Salentin, H. 28.
Salmalia malabarica 574.
Salzmann, K. 13.
Salzseen in Victoria 608.
Samoanischlaaer 293.
Samson 606.
San Domingofrage 705.
Sangiorgio, R. 479.
San Luis, Graf 460.
San Salvador 543.
Sanitsch, R. 151.
Sauerstoff, Darstellung 101.
Saupe, Jul. 334.
Schäffer, Ed. 287.
Schalobuten, neue 424.

Digitized by Google

Schempheler, L. de 25. 224.
Schamyl, 386.
Schaper, Fritz 224.
Schauß, Gerd. 216.
Scheffel, Agnes 758.
Scheler-Isgial 506.
Schendel, W. v. 225.
Scherzlieb 610.
Scherr, Joh. 440.
Scheuchzer 500.
Schiehallion-Berechnung 763.
Schleiermacher 456.
Schlichting, Wg. 475.
Schlözer, C. 218.
— Herm 207.
Schmidt: Aus Beethovens Briefen 724.
Schmidt, Max 96.
Schmitt, L. v. 386.
Schnerlit, M. 211.
Schönhuffler, Gh. A. 460.
Schoultz, Emma v 98.
Schrader, August 407.
— Jul. 97.
Schreck, Adam 542
Schuffhar Bergal 501.
Schuffhurrol Jachar 501.
Schultrage, der gegenwärtige Stand derselben 340.
Schultz-Schultzenstein, K. H. 496.
Schütz, Moria 224.
Schwarmsporen 115.
Schweden, Zuckerproduktion 58.
Schweine, chinesische 565.
Schweinfurthe Reisen 485.
Schwenitz, Rob. 224.
Schwenk, F. W. 418.
Schwerin, Amelie v. 218.
Schwind, Moriz v. 340.
Scioni, Anatol 218.
Scirpus 500.
Scotsfield, Charles 406. 410.
Sedan, Schlacht bei 685.
Sedlnitzky, Leop. v. 582.
Seitz, Anton 319.
Seidenzucht bei Pflanzen 238.
Sell, Chr. 32.
Sellerini, G. 478.
Serefichan 609.
Seuffert, M. R. v. 177.
Shannon-Insel 150.
Shortshanzahre 379.
Sida Abutilon 768.
— alba 573.
— retusa 573.
Siegert, A. 28.
Siemring, Rud. 224.
Silbernagel, Karl 224.
Silene inflata 46.
Simmler, Ph. 27.
Sinzgau 19. 419.
Smethlage, Dr. 413.
Sönderup, Anna 157.
Sohm, Rudh. 29.
Soins 125.
Somani, Gh. 482.
Sondermann, Herm. 26.
Sonne 493.
Sonnensystem, Entstehung 344.
Sophagateli 422.
Sophie, Kol., Prinz 327.
Sozialismus in Frankreich 47.
Spangenberg, Gust. 96.
— L. 26.
Spanien, historisch-politische Umschau 7.
Spanisch-Sozialistie 421.
Spektralanalyse 491.
Spener, Ph. Jak. 529.
Spertini, Giov. 482
Spielhagen, Ferd. 409.
Spitzbergen 165.
Spondylus Wighti 573.
Sprengmittel, neuere 762.
Spyri, A. H. 440.
Stadtebildung 365.
Stärkemehlgehalt der Kartoffel 755.
Stammann, F. Gh. 159.
Stankewicz, W. 221.
Stefried, Karl 97.
Steiner, Emil 223.
Steinhäuser, Karl 223.
Steinwap, H. 414.
Stercalia 573.
Sterne, veränderliche 495.
Steyer, Gh. 27. 221.
Stoffela, P. 679.
Strasburg, Germanung 183.
Strasburger Bibliotheken 590.
Straßen, M. zur 223.
Straup, L. F. 659.
— Voltaire 660.
Straßa, Giovanni 481.
Streben, E. 727.
Strecker, J. B. 538.
Striebel, Franz 419.
Strigolnicks 421.
Strubberg (Armand) 470.
Strychnos cogens 170.
— cunjanensis 170.
— Schomburgkii 170.
— toxifera 170.
Stubenvögel, ausländische 671.
Südaustralien 609.
Süddeutsche Staaten, Beitritt zum Deutschen Reich 9.
Süddeutschland, die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zu Norddeutschland 139.
Sumatra, Anthropophagie 227.
Sußmann-Hellborn, Louis 225.
Sur Darja 609.
Szymonowicz, Ignaz 209.

T.

Tabacchi, Od. 478.
Taddioni, Ph. 411.
Tabu 408.
Tamarisfenmanna 500.
Tantardini, Ant. 476.
Taschengane der Fledermäuse 262.
Tauberth, P. 442.
Tausend Inseln 165.
Tegetthoff, W. v. 572.
Tergenedin 500.
Terminalia glabrata 574.
— paniculata 574.
Texas, Klima 540.
Thaler, A. C. 33.
Thalberg, S. 666.
Thespesia Lampas 573.
Thlaspi alpestre 46.
Thomas, Gl. 512.
Thonet, M. 483.
Thoren, Otto v. 222.
Thüngen, W., Freih. v. 460.
Tübingen, Zuckerproduktion 57.
Thun, Franz, Graf 33.
Tibbu Reichsde 487.
Tibesti 487.
Tidden, George 413.
Timbuktu 488.
Todesstarre 167.
Tollwuth 500.
Tondeur, Al. 223.
Torrensiee 609.
Tour d'Auvergne-Lauraguais 719.
Treibler, Ad. 97.
Trichinen, Einschleppung 345.
Tropfen als Prüfungsmittel 166.
Tschautsch, Albert 216.
Tschertow, P. A. 573.
Tschewtschewnikoff 429.
Tu 487.
Türkische Papiere 307.
Tupwolker, Anthropophagie 288.
Turdus viscivorus 237.
Turini, Giovanni 481.
Tymowski, J. v. 586.
Typhus, Kaltwasserbehandlung 302.

U.

Ubschila, Oase 489.
Uellerlauf 485.
Uhlands Briefwechsel mit Pfizer 209.
Ulrichs, Bernhard 60.
Unger, Ephraim 90.
Urari 169.
Urena sinuata 573.
Urostigma benghalense 573.
— infectoria 574.
— pseudo-Tjiela 574.
— religiosum 574.
— retusum 573.
Urtica 768.
— canadensis 46.
— cannabina 46.
— japonica 46.
— nivea 46.
Urticaceen als Gespinstpflanzen 43.
Urzeugung 351.
Uttech, W. 21.

V.

Vautier, Benj. 29.
Vebova, P. dessa 480.
Vela, R. 478.
Veneben, J. 327.
Vereinigte Staaten, Ethnographisches 541.
Vereinigte Staaten, politische 641.
Verlat, Charles 220.
Victoria, Kolonie 607.
Viola lutea 55.
Vionville, Schlacht 277.
Viscum album 237.
Vogel und Heyse 224.
Vogt, A. v. 156.
Volkmar, Antonie 97.
Volkaire 660.
Voxberg 26.

W.

Wagner, Franz: Sonne 724.
— Rich.: Tannhäuser 7
Waldburg, Fürst F. v. 6
Waldschutzfrage 562.
Wallace über Celebes
Wallonenmanna 498
Walter 614.
Wanderdünen der Sahara 709.
Wasserleben 500.
Wasserstoff, Partialdruck — metallischer
Webb, C. 98. 22.
Weber, Otto 33. 97
— Th. 25.
Wedekin, E. 3.
Weichselbaumer,
Weidenmanna 500.
Weinbau 201.
Weininger, H. 19.
Weisbach, J. 512.
Weitling, W. 412.
Welker, Prof. Fr.
Welkien, Karl 107.
Werner, Anton
— Wilhelmine 47
Wiegand, A. 508.
Wiesenbau 177. 249.
Wiesenfeld, Karl 192.
Wille, Clara von
Wilson, George 157.
Wimpffen, Franz,
64.
Winzingerode, Wb.
Woldemar, Prinz
Wolny, Gr. Th
Wright 573.
Württemberg, Zuckerproduktion 57.

Y.

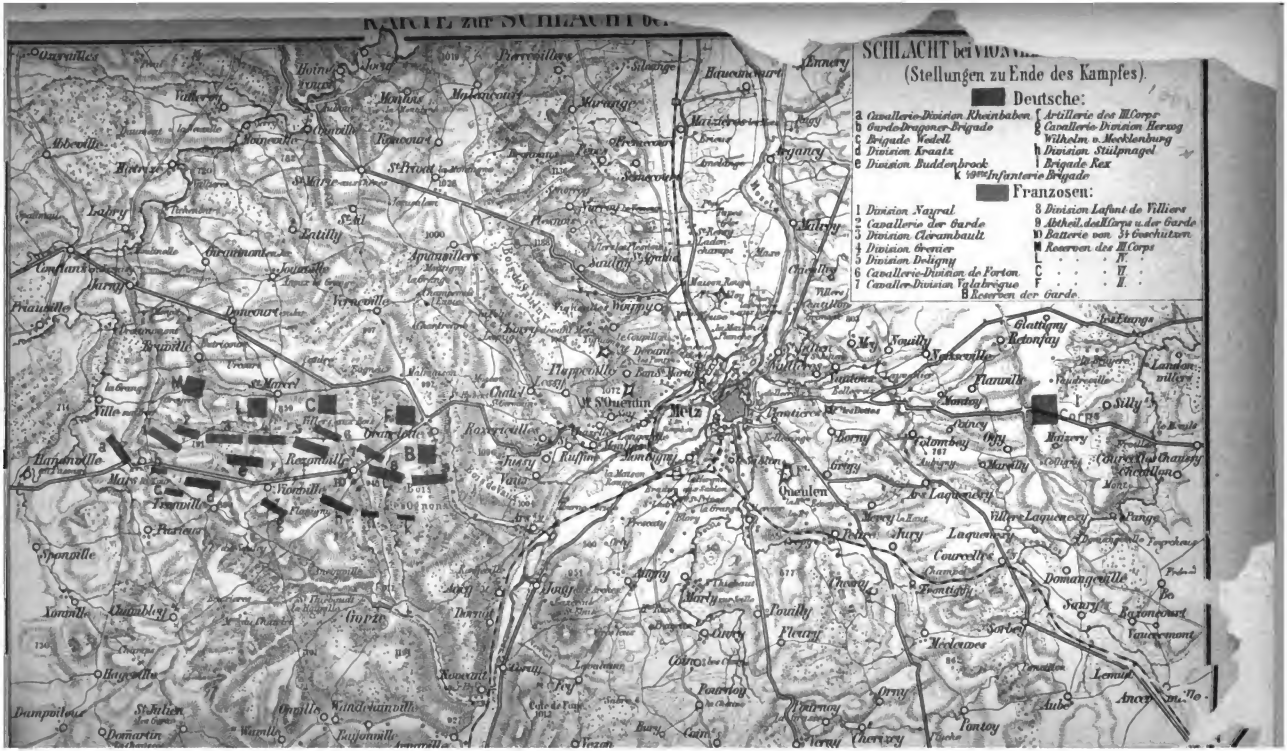
Yukon 539.

Z.

Zähne, Bleichen mißfarbiger 736.
Zahn: Dürers Kunst 668.
Zellweger, L. 327.
Zink in Pflanzen 45.
— in Thieren 46.
Zollverein, Zuckerproduktion 57.
Zoosporen 115.
Zuccoli, L. 217.

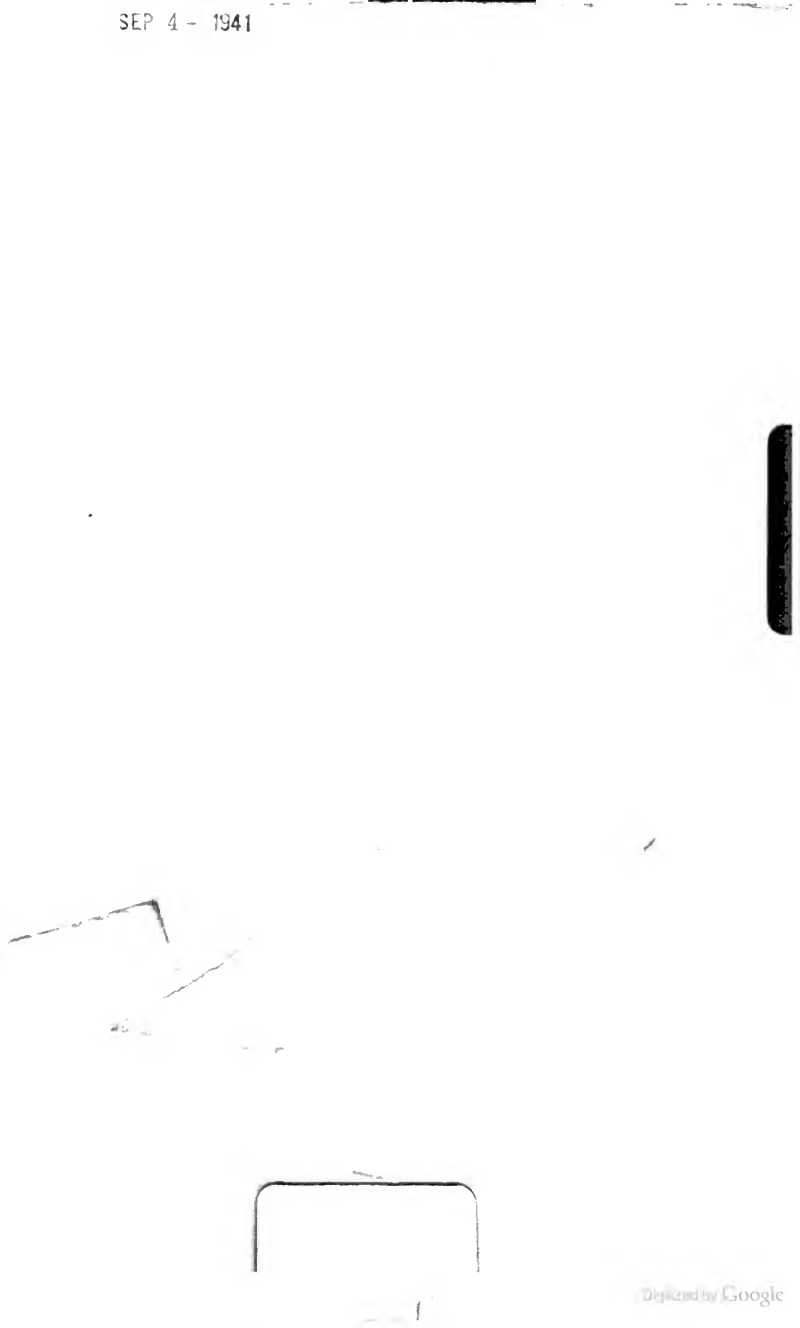
Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Digitized by Google


KARTE zur SCHLACHT bei
SCHLACHT bei
(Stellungen zu Ende des Kampfes).
Deutsche:
a Cavallerie-Division Rheinbaben
b Garde-Drapper-Brigade
c Brigade Wedell
d Division Kraatz
e Division Buddenbrock
f Artillerie des III Corps
g Cavallerie-Division Barnekow
Wilhelm v. Mecklenburg
h Division Stülpnagel
i Brigade Rex
k 10ten Infanterie Brigade
Franzosen:
1 Division Nayral
2 Cavallerie der Garde
3 Division Clérambault
4 Division Grenier
5 Division Deligny
6 Cavallerie-Division de Forton
7 Cavallerie-Division Valabrègue
8 Division Lafont de Villiers
9 Abtheil. des II Corps u. der Garde
10 Batterie von 24 Geschützen
Reserven des III Corps
L . . . IV.
C . . . VI.
R . . . II.
B Reserven der Garde.
Metz
St Quentin
Mt St Quentin
Moscou
Ste Barbe
Queuleu
Woippy
Lessy
Montoy
Colombey
Nouilly
Noisseville
Flanville
Failly
Servigny
Laquenexy
Courcelles
Frontigny
Domangeville
Sanry
Mecleuves
Sorbey
Vaux
Rozerieulles
Ars
Jussy
Marly
Amanvillers
Roncourt
St Privat
Gravelotte
Rezonville
Vionville
Mars la Tour
Tronville
Puxieux
Sponville
Xonville
Chambley
Hannonville
Mars
Ville
Briey
Conflans
Jarny
Auboué
Moyeuvre
Ancy
Pontoy
Cherisy
Verny
Aube
Lemud
Glatigny
Retonfay
Landonvillers
Silly
Courcelles Chaussy
Chieulles
Pange
Villers Laquenexy
Peltre
Jury
Ste Ruffine
Lauvallier
Ogy
Marieulles
Scy
Malroy
Gorze
Arry
Rozerieulles
Ruffine
Jussy
Vaux
Amanvillers
Roncourt
St Privat
Gravelotte
Rezonville
Vionville
Mars la Tour
Tronville
Puxieux
Sponville
Xonville
Chambley
Hannonville
Mars
Ville
Briey
Conflans
Jarny
Auboué
Moyeuvre
Ancy
Pontoy
Cherisy
Verny
Aube
Lemud
Glatigny
Retonfay
Landonvillers
Silly
Courcelles Chaussy
Chieulles
Pange
Villers Laquenexy
Peltre
Jury
Ste Ruffine
Lauvallier
Ogy
Marieulles
Scy
Malroy
Gorze
Arry

Digitized by Google

SEP 4 - 1941



Digitized by Google

SEP 4 - 1941

Digitized by Google

Digitized by Google